Phönix.

Frühlingszeitung für Deutschland.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Mit einem

Literatur-Blatt

von

Dr. Karl Gutzkow.

Jahrgang 1835.

Erstes Halbjahr. (1. Januar bis 30. Juni).

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt des Phönix.

Die Zahlen zeigen die Nummer der Stücke an.

Erzählungen, Phantasiestücke, Sagen, Noveletten u. s. w.

a) größere.

Freih. v. Biedenfeld. Die Andalusierin. 65—125.
Eduard Duller. Des Königs Rosenhag, historisch romantische Bilder. 41—52.
Ed. Duller. Seelenwanderung, Phantasiestück. 45—49.
Karl Gutzkow. Ueber den Wolken, Phantasiestück. 47.
Gustav v. Heeringen. Der arme Konrad, Erzählung. 1—20.
Dr. Jannach. Die Mahnung, Novellette. 125 und 127.
Ph. v. Mettingh. Das letzte Jahr einer Herrscherin, historisch-romantische Novelle. 53—71.
Ludwig Storch. Judith von Siena, hist. Novelle. 23—40.
C. v. Wachsmann. Die Minours, Erzählung. 130—152.

b) kleinere.

Ludwig Wihl. Das Kind und der Kranich, ein Märchen. 101.
Eine irische Legende. 9.
Die Schicksals-Prophetin. 35.
Die bestandene und doch mißglückte Probe. 87.
Eine Geschichte aus dem Bagno. 45.
Schweizerische Volkssagen. 44. 80. 111.
Eine indianische Sage. 125.

Romanzen, Balladen, Lieder u. Gedichte.

W. Achat. Die Gefährliche. 74.
W. Achat. Egoismus. 91.
W. Achat. Eheliche Reue. 94.
W. Achat. Sicilianc. 76.
Felix Adolphi. Die Insulanerin. 111.
Alfred. Charade. 136.
Ludwig Bechstein. Die junge Amme. 4.
L. Bechstein. Der Goldschacht zu Reichmannsdorf, thüringische Sage. 58 u. 59.
L. Bechstein. Das Leprosenhaus, thüringische Sage. 117—119.
L. Bechstein. Das arme Kind. 128.
L. Bechstein. In das Album einer Dichterin. 133.
L. Bechstein. Die Gnadenscheibe, thüringische Sage. 136.
Ferd. Beer. Der deutsche König. 96.
F. Beer. Träume. 99.
F. Beer. Auf einer Ruine. 107.
F. Beer. Vom jungen Fritz. 115.
Heinrich Didier. Frühlingsfreiheit. 61.
H. Didier. Lieder vom Meere. 65.
H. Didier. Grabesklang. 73.
H. Didier. Die Wahrheit. 94.
H. Didier. Ballade (aus dem Französ. des Chateaubriand). 99.
Eduard Duller. Spruch an der Pforte. 1.
E. Duller. Der Dichter. 7.
E. Duller. Der Mann an die Heilige. 44.
E. Duller. Winter und Frühling. 127.
E. Duller. Jamben. 143—146.
Fr. Engelken. Gerstenkorn's Lebenslauf und Ende, nach des Londoner Volks Bierweise: (John Barley-corn.) 43.
Franz Freiherr Gaudy. Der Kilmarrenan's Felsen (irländische Sage). 67—69.
F. Freih. Gaudy. Die Harfe. 82.
Gustav v. Heeringen. Des Kaisers Tod. 82.
Chr. W. Huber. Ein Traum. 116.
Justinus Kerner. Glück des Verlassenseins. 51.
J. C. Nanny. Scherz und Ernst. 27. 29. 35.
— — Nachbarschaft. 28.
— — Schülertrost. 36.
— — Rednerkunst. 41.
— — Freiheit. 75.
— — Abschied. 84.
— — An den Dichter. 81.
— — Dem Spötter des Heiligen. 101.
— — Blücher. 104.
— — Verjüngungsmühle. 121.
Henriette Ottenheimer. Auf aus dem Volk und an's Volk. 25.
Albert Quednow. Frage und Antwort. 103.
— — Das äußere Zeichen. 103.
Alb. Quednow. Meerfahrt. 121.
— — Rede und Gegenrede. 141.
Friedrich Rückert. Die Aelteren an die Jüngeren. 74.
Friedrich v. Sallet. Der Derfflinger (Soldatenlied). 53.
Fr. v. Sallet. Der alte Ziethen (Soldatenl.) 101.
— — Maiweinlied. 123.
Leopold Schefer. Aus dem zweiten Halbjahr des Laienbreviers. 11—16. 21. 26.
Starklof. Die schwarzen Husaren. 36.
Adelheid v. Stolterfoth. Der Ritter von Lorch (rheinische Sage). 62.
Aug. Sutor. Spruch. 136.
Joh. N. Vogl. Nachtigallenlied. 112.
W. Wagner. Mondschein, nach Victor Hugo. 93.
— — An ein Kind, nach Vict. Hugo. 100.
Ludwig Wihl. Waldleben. 77.
— — Der trauernde Rabbi. 90.
— — Der Dalles (Rabbinisch). 100.
— — Die Eselin zu Verona. 134.
— — Der Fromme. 143.
O. L. B. Wolff. Maliecn. 20—23. 71.
J. B. v. Zahlhaas. Die feindlichen Grafen (Ballade). 86.

Lebens- und Sittenbilder, Notizen zur Länder- und Völkerkunde.

Adrian. Ein Abend zu Windsor. 2 u. 3.
— Die englischen Schauspielerinnen. 6.
— Skizzen aus Irland. 33 u. 34. 61.
C. Beurmann. Die Porjer (Bild aus Frankf.). 2.
— — Skizzen aus den Hansestädten. 5—31.
— — Reminiscenzen vom Gestade der Ostsee. 64—74.
Eduard Kolloff. Karaktergemälde aus Paris. 133—137. 143.
Ein Industriezweig in Dekan. 3.
Türkische Heeresmacht. 4.
Bevölkerung Aegyptens. 7.
Das Diner eines Braminen. 8.
Schätze im Morgenland. 9.
Die ägyptische Flotte. 10.
Gefängnisse in Philadelphia. 13.
Masurische Begrüßungen. 14.
Musik bei den Otaheitern. 19.
Religiose Meinungen und Gebräuche auf den Südsee-Inseln. 19.
Frühe Heirathen in Columbien. 19.
Reisen auf dem Astrolab (von Dumont d'Urville im Jahr 1826—29). 19.
Siamesische Humanität. 21.
Nazareth. 26.
Amerikanische Originale. 27.
Die Herrenhuther und die Habaner in Ungarn. 32.
Griechische Frauenzimmer. 32.
Indische Juden. 33.
Polnische Juden. 33.
Die Belialsritter (Camera-obscura-Bilder aus Frankreich). 40.
Kampflust in Chili. 40.
Bühne und Publikum in Japan. 44.
Neu-Orleans. 52.
Afrikanische Dramen und Romanenstoffe. 53.
Die Charfreitags-Prozession auf Korfu. 53.
Die russischen Pächter der großen Fischereien in den Seen Ostpreußens. 55.
Boston. 56.
Mäßigkeitsvereine und Unmäßigkeit in der neuen Welt. 57.
Portrait Jackson's. 57.
Bräuche, Aberglauben und Landesprodukte in Alt-Calabar (in Afrika. 58.
Ein indischer Wallfahrtsort. 68.
Oeffentliche Gerichtsbarkeit bei den Pavianen. 69.
Ein Gottesgericht auf Madagascar. 73.
Weimar. 75. 79. 86—91.
Aus Washington Irving's Steppenreise. 91—95. 113. 115.
Hartes Urtheil eines Nord-Amerikaners über die deutschen Einwanderer. 94 u. 95.
Bier in München. 94.
Das Bad der Braut. 96.
Algier, wie es ist. 99.
Ein arabisches Turnier. 103.
Holländer und Belgier. 112.
Eine Bienenjagd auf der Steppenreise. 113.
Ein Gewitter auf den Prairien. 115.
Aberglaube bei den Delawaren. 119.
Der Uebergang über den Arkansas. 127.
Zwei Tage in Korinth. 137 u. 139.
Erinnerungen aus Heidelberg. 145. 148. 152.
Culturanfänge bei Ureinwohnern in Amerika. 149.
Die Sad's oder indischen Quäker. 149.
Die Kokosinseln in der Südsee. 151.
Die Ruinen des alten Babylon. 151. 152.

Drama und Dramaturgie.

Georg Büchner. Dantons Tod, ein Schauspiel. 73—83.
Eduard Duller. Theater-Arabesken. 11—22.
Grabbe. Scene aus Hannibal. 3.
Ed. Kolloff. Ueber Victor Hugo's „Angelo," Tyrann von Padua. 111—113.
Ueber Leistungen des Frankfurter Theaters. 4. 5. 47. 49. 59—62. 80. 85—89. 100. 101. 107. 127. 137. 147.
Kleine Theater-Notizen. 56. 63. 147.

Bildende Kunst und Archäologie.

Eduard Duller. Ueber das Altarblatt Hübners, für die neue protestantische Kirche zu Meseritz. 64.
Ed. Duller. Ueber die Frankfurter Gemälde-Ausstellung im Jahre 1835. 127—140.
Ernst Förster. Artistische Briefe aus Pisa. 1—4. 23—31. 44. 45. 56—63.
Eduard Kolloff. Der Pariser Salon, 1835. 65—77. 92—117.
Artistische Bulletins aus Frankfurt. 1. 3. 10. 50. 70. 101.
Die Urne von Banai. 4.
Stehlen in der Kunst. 16.
Urtheil eines Engländers über die deutschen Malerschulen (German Sketches). 35—41.
Kunstvereine. 38.
Lithographie. 65.
Kunst-Notizen. 50. 78. 91. 100. 112. 142.
Eine Madonna Raphael's in der Turiner Gallerie. 101.
Kunst-Literatur (Hanöver. Kunstblätter). 105. 106.
Bilder-Bibeln. 124 u. 125.
Notizen über römische Alterthümer am Rhein und an der Mosel. 127.
Aus einem Schreiben über die außerordentliche Ausstellung des Frankfurter Kunstvereines am 22. Mai 1835. 140.
Bildende Kunst in England 1835. 147. 148.

Musik.

Ueber Bellini's Norma. 17.
Musik in Frankfurt. 46. 52. 63. 86. 91. 92. 94. 95. 90. 104. 109. 130. 131. 147. 148.
Musikalische Notizen. 43. 50. 63. 117.
Musikalische Literatur (A. André's Lehrbuch der Tonsetzkunst). 55. 56.
Träumereien über musikalische Kritik. 118—122.

Geschichte und geschichtliche Notizen. — Biographisches.

H. F. Maßmann. Die morgenländischen Sagen von Erfindung des Schachspiels. 29. 32. 36.
Das Wohnschiff vor Köln. 18.
Ein Sittenbildchen aus der Vorzeit. 21.
Justiz in Hexen- und Zaubersachen. 25.
Das bürgerliche Löwenherz. 25.
Die fromme Zofingerin. 28.
Ziska's Keule. 61.
Wahrzeichen. 74.
H. Heine's Selbst-Biographie. 80.
Religiöser Wahn. 84.
Karakterzüge berühmter Schauspieler aus älterer und neuerer Zeit. 109. 110.
Jubelfeier der Erfindung d. Buchdruckerkunst. 130.

Culturtabletten und humoristische Aufsätze.

W. Achat. Der Maculaturfreund. 107.
— — Klagen einer Gans. 121.
Beurmann. Eduard Lytton Bulwer. 149. 151.
Ed. Duller. Nord und Süd. 14.
— — Eulenspiegelpredigt für 1835. 18.

Ed. Duller. Frühlingsglossen über Toleranz der Juden, von einem Christen. 21. 22.
— — Rhapsodien über deutsche Cliquen. 39. 40.
Karl Gutzkow. Naturgeschichte der deutschen Kamele. 49.
K. Gutzkow. Ueber Pudel, Jokey's und Nachtigallen, oder über die kleinen Freuden des Lebens. 64. 65.
Ludwig Wihl. Börne, Görres und Rothschild, oder die Judengasse zu Frankfurt. 128. 129.
O. L. B. Wolff. Beranger. 110.
— — — Heinrich Heine. 115.
Die Dichter Amerika's. 68. 69.
Ein literarischer Cyniker. 124.
W. Irvings Mittags-Conversation mit Walter Scott. 141. 142.
Der deutsche Michel. 28. 29.
Gutzkow. — Die Gescheitelten. — Die Emancipation der Liebe. 123. 124.

Naturhistorie.

Eduard Rüppell, Skizze der geologischen Formation Abyssiniens. 75. 76.
Eduard Rüppell. Einige Bemerkungen über den Verlauf des Nilstroms, dessen periodische Ueberschwemmung und die dabei Statt habende Schlammablagerung. 105. 106.

Zur Humanität.

11, 14, 19, 71, 86, 97, 104, 129.

Literarische Notizen.

2, 9, 10, 16. 17, 21, 39, 43, 44, 45, 50, 55, 57, 58, 61, 62, 69, 77, 86, 87, 93, 97, 99, 100, 101, 107, 109, 110, 117, 119, 121, 128, 136, 142, 149, 151.

Anekdoten.

Der geistliche Steuereinnehmer 23.
Eine höfliche Assemblee. 24.
Die Pest und die Censur. 26.
Herr Mittler aus Gothes Wahlverwandtschaften in andrer Gestalt. 31.
Königliche Rache. Jack v. Holten. Kurzes Gesicht. 33.
Ein Orakelspruch Talleyrands. 38.
Die Parole d'un croyant auf der Bühne. 41.
Canova's Lehrjahre. 50, 51.
Der Maler Kneller. 56.
Eine Anekdote von Hogarth. 67.
Der Cache-Maler Voltaire's. 76.
Broglie, als Cincinnatus. 77.
Ein Haifisch als Kläger. 104.
Eine theure Ersparniß. 115.
Wie macht man eigensinnige Sängerinnen geschmeidig? 128.

Kuriositäten.

17, 46, 51, 73, 98, 120, 131.

Erfindungen.

2, 3, 5, 8, 73, 74, 75, 85.

Korrespondenz und kleine Notizen aus der Nähe und Fremde.

Athen. 98.
Berlin. 50, 51, 52, 53, 55, 56, 57, 94, 96, 97, 103, 104, 105, 116, 117, 118, 122, 123, 139, 141, 142, 143, 145, 146.
Frankfurt. 125.
London und Paris. 1, 5, 10, 44, 46, 53, 62, 67, 71, 76, 79, 89, 101, 111, 133, 134, 135.
Marseille. 75.
München. 12. (Hohenschwangau betreffend). 18, 34, 35, 46, 61, 62, 83.
Rom. 116.
Wien. 69.

Vermischtes, kleine Miscellen ꝛc.

4. 7, 8, 17, 19, 21, 25, 29, 33, 35, 37, 38, 39, 41, 45, 46, 53, 58, 62, 71, 74, 76, 77, 85, 86, 88, 95, 96, 99, 108, 107, 112, 113, 117, 127, 128, 129, 130, 131, 142, 147, 149, 151, 152.

Inhalt des Literaturblattes.

Alexis, W., 9. 13.
Alexis, W., das Haus Düsterweg. 25.
Allgemeine Zeitung. 16.
Arnim, L. A. v., sechs Erzählungen. 19.
Baumstark, E., auserlesene ächte Volksgesänge. 22.
Baumgarten-Crusius, L. F. O., Betrachtungen über einige Schriften von de la Mennais. 23.
Bechstein, L., Novellen und Phantasieblüthen. 11.
Belani, H. E. R., der Heimathlose. 7.
Bettina. 14.
Beurmann, E., Frankfurter Bilder. 18.
Birch-Pfeiffer, Ch., Burtton Castle. 9.
Bürkner, R., erotische Lieder. 15.
Blätter für literarische Unterhaltung.
Bulwer, die Pilger am Rhein. 9. 14.
Börne. 25.
Borsenhalle. 16.
Brockhaus, H., 9.
Bretschneider, K. G., die Theologie und die Revolution. 28.
Buchhandel. 24.
Chauber, Friedrich der Große. 25.
Clauren. 12.
Clemens ein Naturdichter 10.
D...e, humoristisch-poetischer Rechenknecht. 17.
Darlington, Richard, Schauspiel. 15.
Doctrinäre, die, 6.
Devrient. 7.
Duller, Kronen und Ketten. 20.
Eichendorf, J. F. v., Dichter und ihre Gesellen. 2.
Engelhard, G. H., die Verfassungen von Nordamerika. 9.
Fischer, G. C., die Wunder meines Lebens. 19.
Fleck. 7.
Forich, H., Studentenbilder. 18.
Frankfurter Journal. 19.
Gans. 9.
Garrick. 7.
Gaudy, F., Freiherr, Kaiserlieder. 23.
Gedichte eines Materialisten. 22.
Glasbrenner, A., aus den Papieren eines Hingerichteten. 10.
Glaubensbekenntniß eines Rationalisten. 24.
Goldmann, P. M., die Kunst reich zu werden. 13.
Görres. 14.
Göthe. 6. 24.
Groß-Hoffinger, der König. 19.
Grüne, ein Naturdichter. 10.
Guttenstein, B. F., die poetische Literatur der alten Israeliten. 21.
Hamburger Correspondent. 16.
Hake, Fr. v., Aufsätze aus den Papieren eines Verstorbenen. 4.
Hauch, die Belagerung von Mastricht. 4.
Hazlitt, W., Geschichte Napoleons. 15.
Heine, H., 10. 25.
Heinel, E. Geschichte des preußischen Staats. 13.
Herbart, Umriß pädagogischer Vorlesungen. 18.
Herloßsohn. 9. Damenconversationslexikon. 1c.
Hoffmann, E. T. A. 12.
Hortense, Königin von Holland, Reise durch Italien, Frankreich und England. 8.
Huber, V. A., 6.
Hugo, Geschichte des Kaisers Napoleon. 23.
Jahn. 8.
Janin, J., 10.
Jamin, J., Phantasiestücke. 22.
Judenemancipation. 20.
Jüdische Theologie. 23.
Kerner, Justinus. 23.
Knapp. A. 22.
Kreling, K. v. englische Bibliothek. 22.
Kritik. 21.
Kritische Schule. 1.
Krug, Professor, Schelling und Hegel. 16.
Laube, H. 9.
Laube, H., Liebesbriefe. 25.
Lax, L., Chevalier Reynaud. 21.
Lebensbilder aus beiden Hemisphären. 18.
Lenau, N., Frühlingsalmanach. 23.
Lendroy, J., neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 16.
Lewald, A. 7.
— — Panorama von München. 12.
— — Seydelmann. 19.
Littrow der Himmel. 23.
Lorenz, W., Elisabeth Tarakanoff. 20.
Lyser, P. 9.
Mayer, Karl. 23.
Memoiren eines Verstorbenen. 4.
Memoiren von Napoleon, deutsch von Geib. 11.
Menzel, W., Geist der Geschichte. 11.
Menzel, W., Geschichte der Deutschen. 17.
Muller, Niclas, ein Naturdichter. 10.
Mundt, Th. Schriften in bunter Reihe. 2.
— — Die Bewegungspartei. 11.
— — Madonna. 18.
Nicolai, G., Arabesken für Musikfreunde. 19.
Ober-Post-Amts-Zeitung. 16.
Oken, Naturgeschichte. 22.
Ostermeß-Catalog. 15.
Peyronnet, Graf, Gedanken eines Gefangenen. 4.
Pfizer, Gustav. 5 11. 23.
Pflüger, G., Vernunft gegen Aberglauben. 23.
Pommer'sche Dichterschule. 13.
Preußische Staatszeitung. 16.
Pückler-Muskau, der Fürst. 4.
Rahel. 8.
Raumer, Fr. v. 9.
Raupach. 4.
Raupach, der Müller und sein Kind, der Zeitgeist, der Nasenstüber. 21.
Redberg, die Erwartungen der Deutschen. 15.
Restaurations-Periode. 1.
Reviews. 1.
Richter, W., das Alleinsteben. 21.
Richter, T. F. die Wasserwelt. 13.
Rohmer, Fr. 21.
Roland, G., Breslau, wie es ißt und trinkt. 14.
Roman. 12.
Roman, der historische. 14.
Rumohr, C. F. v. Zweiter Band Novellen. 7.
Russa, D., Drillinge. 9.
Smets, W. n. epische Dichtungen. 21.
Smidt, Seemannssagen und Schiffermärchen. 18.
Sang des fremden Sängers. 10.
Scarvola, Emerentius, Leonide. 12.
Schefer, L., die Gräfin Ulfeld. 5.
Schneller, Lebensumriß und vertraute Briefe. 14.
Scheppach, Denkmisse eines Deutschen. 8.
Schorn, Umriß einer Theorie der bildenden Künste.
Schröder. 7.
Schwäbische Lyrik. 5.
Schwenck, K., Wörterbuch der deutschen Sprache. 8.
Seydelmann. 7. 19.
Spindler. 12.
Sternberg, A. F. Lessing. 5.
Sternberg, A. F., Moliere. 8.
Styl, der deutsche. 2.
Stieglitz, Caroline. 8.
Stolle, F., das neue Leipzig. 2.
Storch, L., der Karikaturist. 7.
Storch, L., der Diplomat. 7.
Sydow, poetische Zwischenspiele. 11.
Theater, deutsches. 3. 4. 7.
Thron und Altar. 20.
Tieck, der Hofrath. 3. 19.
Tiersparti, der deutsche. 17.
Treumund, Harfentöne aus dem Ungarlande. 12.
Uhland. 5.
Vehse, E., Tafeln der Geschichte. 12.
Verliebten, die, Schauspiel. 8.
Wagner, W., Auswahl von Gedichten. 11.
Weber, C. G. E., die Herrlichkeit Gottes. 18.
Weisflog, C., die Astrologen. 15.
Weigel, J., Briefe vom Rhein. 2.
Wienbarg, L. 6.
Wiese, S., Trauerspiele. 25.
Worte eines Gläubigen. 23.
Wurm, Ch. Stanzen auf Stanzen. 22.
Wurm, Dr. 6.
Zedlitz, J. B. v., dramatische Werke. 6.
Zeitungswesen, deutsches. 16.
Zimmermann, W., die Geschichte Würtembergs. 21.

(Prospectus).

Phönix.

Frühlingszeitung für Deutschland.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Vorwärts! heißt nicht bloß die Losung unserer Zeit; es ist der Anruf an den Menschengeist zu allen Zeiten; es ist der belebende Zauberspruch des Frühlings; das allen edlen Keimen zu morgenheller Entfaltung entgegengehauchte, befruchtende: Werde! Im geistigen Leben ist eine gleiche nimmerrastende Verjüngung und Wiedergeburt, wie im organischen. Der wunderbare, geheimnißvolle Phönix der [illegible] ist — das Menschengeschlecht selbst. Jenem Phönix der Sage wird der Sarg aus den kostbarsten Spezereien emporgethürmt und durch den Sonnenstrahl entzündet; so gewinnen die Söhne aus den edlen Bestrebungen ihrer Väter die neue Wiege und werden sie ihren Söhnen als heilbringende Reliquie ihrer Zeit hinterlassen.

Wer sich in diese höhere Bestimmung, in diese innere Geschichte unsres Geschlechtes männlich hineinfühlt, wird eine Aufgabe erkennen, welche dem geistigen Leben in unserer Zeit und namentlich in unserem Volke gestellt ist. Wir sind in die Epoche getreten, in welcher die geistigen Kräfte, vereinzelt oder sich vereinzelnd, nicht mehr völlig genügen, in welcher alle Bestrebungen sich harmonisch zu Einem einzigen großen Streben ordnen und ausrunden müssen; es handelt sich, nachdem uns eine große Literatur der Einzelnen gigantisch vorgewirkt, — um eine Literatur des Volkes, und eine solche, eine frische, neue und männliche, kann jetzt hauptsächlich durch das Organ einer Zeitschrift in's Werk gesetzt werden, als durch ein Mittel, wodurch, von oben nach unten und von unten nach oben, jeder im Volke veranlaßt wird, sich von schalem Unwesen abzuwenden, von jener Kränkelei und Halbheit des Denkens, Wollens und geistigen Genießens, — sich mit dem Wahren und Edlen männlich zu befreunden, in welchem ewige Frühlings- und Jugendkraft blüht.

In diesem Geiste wurde beschlossen, unter dem Titel:

Phönix,

eine Frühlingszeitung für Deutschland in's Leben treten zu lassen, welche die frischen [illegible] deutscher Poesie, Kunst und Gesinnung zum Kranze vereinigt. Es [illegible] Zwecke bis jetzt fünf und dreißig deutsche Schriftsteller zusammengethan, deren Namen, dem deutschen Volke ehrenvollst bekannt, einstweilen hier nicht mitgetheilt werden, bis auch die übrigen, welche freundlich eingeladen wurden, aber zum Theil durch Reisen, zum Theil durch andere Verhältnisse noch verhindert waren, eine feste Zusage ertheilt haben werden. Diese Männer wollen, wie auf einem gemeinsamen Forum, auf einem pythischen Kampfplatz redlich zusammenwirken, und alle Tendenzen in Einklang bringen, welche in den einzelnen bisher bestehenden, zum Theil sehr gediegenen literarischen und belletristischen Zeitschriften vorherrschten, so daß jeder Leser an allem Theil habe, was im ganzen geistigen Nationalleben sich neu emporhebt.

Die Menge vielfältig tüchtiger Theilnehmer gestattet, das Unternehmen auch vielseitig umfassend auszudehnen. Den Inhalt desselben werden bilden:

1) Erzählungen von allen Farben und Gattungen. Auf sittliche Grundlage der Novellen wird der Herausgeber sein Hauptaugenmerk richten; denn ohne Sittlichkeit gibt es keine Kunst.
2) Lyrik. Frische, lebendige, thatkräftige, mit strengster Auswahl der tüchtigsten Leistungen, und besonderer Rücksicht auf Volksthümlichkeit, desgleichen auf Romanze, Ballade Legende.
3) Drama.

4) **Geschichte.** Der Phönix soll kein Archiv für neu aufgefundene Urkunden oder Curiositäten, — die Geschichte soll durch ihn zum Eigenthum der Nation werden, und zwar im Geiste der Worte unseres Dichters, der sie das Weltgericht nennt.

5) **Leben und Kunst.** Mittheilungen aus der Nähe und Fremde, jedoch nicht im herkömmlichen Schlendrian. Das Leben und Treiben im Volke (in und außer Deutschland), Sitte und Kunst, alles was die engen Grenzen, welche die Völker trennen, hinausrückt, mit einem Worte: das Interesse der Humanität finde hier seine Stelle.

6) **Kritik über Literatur und Kunst,** von dem Standpunkte aus, daß allem kritischen Clubb- und Kastenwesen, aller kritischen Arroganz und Selbstvergötterung, jeder Dictatur Krieg erklärt ist; daß jeder Schriftsteller und Künstler erstens als ein in seinen Werken sich fortbildender selbstständig entschiedener Charakter, und zweitens in seinem Verhältnisse und betreffs seines Einflusses auf die Richtung der Literatur, der Kunst und der Volksbildung betrachtet werde. Es ergibt sich daraus der weitere Zweck unseres Unternehmens, dasselbe als eine durch sich selbst am verständlichsten und unparteiischsten [illegible] Geschichte der Literatur und Kunst unserer Tage den künftigen zu hinterlassen; deshalb soll auch ein literarischer und artistischer Anzeiger und eine fortwährende Tages-Chronik beigegeben werden; und alle Buch- und Kunsthändler und Künstler sind eingeladen, ihre neuesten Produkte darin zur Oeffentlichkeit zu bringen.

Die Redaktion der Nummern des Phönix, worin die Literatur unserer Tage besprochen wird, übernahm Herr Dr. K. Gutzlow.

Alle eigentliche Politik bleibt von der Tendenz des neuen Unternehmens ausgeschlossen.

Jeden Tag in der Woche, mit Ausnahme der Sonn- und hohen Festtage, erscheint eine Nummer in groß Quart, einen halben Bogen stark. Von Zeit zu Zeit folgen artistische Beilagen. Ueberhaupt wird die Verlagshandlung durch eine elegante Ausstattung alles aufwenden, um den Phönix auch gebildeten Frauen als entsprechendste Gabe mit Recht empfehlen zu können.

Der Preis des ganzen Jahrgangs ist für Norddeutschland 10 Thaler, für Süddeutschland 16 Gulden. — Alle solide Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, Rußlands, Dänemarks, Schwedens, Hollands und der Schweiz nehmen Bestellungen hierauf an. Für Frankreich: Treuttel und Würtz, Heideloff und Campe, und Schmidt und Grucker; für England: Black, Young und Young, Richter und Comp. — Die löblichen Postämter wollen ihre Bestellungen der Fürstlich Thurn- und Taxischen Ober-Postamts-Zeitungsexpedition dahier einsenden, welche den Hauptdebit für die Postämter übernommen hat. Die Probenummern sind mit diesem Prospectus versandt, und mit dem ersten Januar 1835 wird das Unternehmen beginnen und regelmäßig fortgeführt werden.

Diejenigen deutschen Schriftsteller, welche bis jetzt keine Einladung erhielten, mögen dies gefälligst dem Umstande zur Last legen, [illegible] ihren bestimmten Aufenthaltsort nicht kannten, und werden freundlichst gebeten, uns mit einer baldigen Anzeige zu erfreuen, wenn sie dieses Unternehmen durch ihre Theilnahme zu unterstützen gesonnen sind. Beiträge werden unter der Adresse des Verlegers erbeten; wenn sie sich zur Aufnahme eignen, anständig honorirt, und im Falle der Nichtbenutzung auf Verlangen zurückgesandt.

Frankfurt a. M., im November 1834.

Dr. Eduard Duller, Herausgeber.

J. D. Sauerländer, Verleger.

№ 1. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 1. Januar.

Spruch an der Pforte.

Nicht dürre Zweige, die des Winters Sturm
Von morschen Stämmen brach, noch Erstlingsopfer
Des [illegible] jungen [illegible],
Nicht abgenutzten Tand, den nirgends mehr
Ein Mäkler kauft, nicht überreife Früchte,
Nicht Unkraut, so das Feld uns überwuchs,
Laßt uns empor zum Scheiterhaufen gipfeln, —
Noch schwingt die Fackel wilder Leidenschaft,
Wollt ihr die heil'ge Opfergluth entzünden;
Sonst wirbelt aus dem mißgeschaffnen Stoff —
Statt Flammenhelle — dicker, stick'ger Qualm,
Sonst, statt des Phönix, schießt in blinder Hast
Ein krallenrother Geier toll hervor;
Sonst, wie ein Vatermörder, dringt der Brand
In eure eignen Schatzgewölbe ein,
Stiehlt eurer Kräfte Kern, daß nichts euch bleibt
Zu zeigen (statt zu pflanzen) als die — Schalen, —
Und höhnt auf eurer Hoffnung Aschenhügel
Des Herzens liebsten Traum — von wahrem Sein! —

Nein! was ihr je als werthvoll treu bewahrt, —
Den Perlenkranz der heiligen Vernunft,
Die Thränen, die ihr nie zur Schau getragen,
Ja, diese Thränen, Mütter künft'ger Thaten, —
Und jeden süßen Wahn, der je von Liebe
Als Nachhall ird'scher Wonnen euch geblieben,
Als Ahnung und als Herold ew'ger Wonnen,
Und jeden männlich zeugenden Gedanken,
Des Lebens köstlichste Geschmeide all',
Bewußtsein, Hoffnung, euren vollen Werth,
(Verbergt ihn nicht, die Wage weis't ihn aus! —)
Muth, Hochsinn, Treue und Beharrlichkeit, —
Dies alles reiht, wie duftiges Gewürz,
Zum Scheiterhaufen, um den Herd des greisen
Jahrhunderts; und des Lichtes Morgengruß
Entzünde rein des Phönix Sarg und Wiege!

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

Es war Sonntag Morgen noch ganz früh. Das Wiesenthal der Ilz, welches anfing sich mit dem ersten Maien-Grün zu bekleiden, das vielleicht unter dem schmelzenden Schnee schon gekeimt hatte, sendete seine Nebel zu den Bergen hinauf, durch deren noch unbelaubte Äste der kühle Morgenwind wehte. In den bisthümlichen Dörfern ward die Frühmesse geläutet und der silberne Ton der Glocken schlang sich wie eine unsichtbare Kette von Dorf zu Dorf seitwärts durch das reiche Thal, während in nördlicher Richtung die herkömmliche Sonntagsfeier schon hin und wieder nicht mehr auf streng katholische Weise gehalten ward. Vor dem kleinen Hause Werrlein Kucks, des Hintersassen von Stetten, war es auch schon lebendig. Es lag mehrere hundert Schritte vom Dorfe auf einem sanften Rasenhügel und gewährte aus seinen kleinen unscheinbaren Fenstern eine reizende und weite Aussicht. In dem umzäumten Kohlgärtchen, das es von der einen Seite umgab, befand sich eine Laube, von den Zweigen eines alten halbabgestorbenen Lindenbaumes gebildet, die freilich auch nicht belaubt waren, doch schon jetzt einen Ort der Ruhe und sonntäglichen Erholung umrankten. Denn im Innern der Laube auf einer Bank, von Weidenruthen geflochten, und vor einem ebenso einfachen Tische saß ein junger Bursch, beschäftigt einen neuen zierlich gearbeiteten Käfig, den er in der einen Hand hielt, prüfend zu betrachten, im Strahle der

Frühsonne umzudrehen und dabei mit der Rechten hie und da ein Drahtstäblein oder ein Holz grade zu richten oder zu biegen, je nachdem es ihm nöthig schien. Er war bereits halb in der festtäglichen Kleidung, die er in der Messe zu tragen pflegte, Schuhe und weiße Strümpfe mit rothem Zwickel, nebst kurzen engen Beinkleidern von gelbem Leder, welche ein Band über der Hüfte zusammenhielt, zeigten vortheilhaft die kräftigen Formen des Jünglings, indessen sein Oberleib nur erst von dem groben doch reinen Leinenhemd bedeckt war, und noch des Schmucks der engen Jacke mit vielen Metallknöpfen entbehrte, wie sie die Burschen des Ithales von jeher trugen. Seinen Hals umschlang ein zierlich zusammengelegtes, gewürfeltes Seidentuch, und der grüne Filzhut, den er aufzusetzen gedachte, hing neben ihm an einem Zweige, nur mit einer Schnur und Quaste von Wolle geschmückt, die bei Reicheren von Gold zu sein pflegte. Das Antlitz des jungen Bauers war ausnehmend gebräunt und dunkel gefärbt, wie sein Haar, aber seine Züge konnten für schön gelten. — Sie hatten etwas Kühnes, Freies, Feuriges, welches nicht oft in seinem Stande gefunden zu werden pflegt; der Aufschlag seiner leuchtenden Augen, das Lächeln seiner frischen Lippen, hinter denen Perlenzähne sichtbar wurden, die Blüthe seiner, trotz Mangel und Noth von Gesundheit schwellenden Gestalt, — Alles dieses würde auch einen Vornehmeren wohl gekleidet haben, als der unbedeutende Bruder des armen Bärbchens war, den des Klostervogts Magd, die üppige Liesmargt einen Schlingel genannt hatte, weil er sich nur dann in ihrer Nähe sehen ließ, wenn er mußte. —

Jetzt trat Bärbchen aus dem Hause, mit einem dampfenden Suppennapf, worin bereits der hölzerne Löffel lag, mit welchem das Labsal genossen werden mußte, — und setzte ihn vor dem Bruder auf den Tisch. „Da, Konrad," sagte sie, „die Sonntags-Morgensuppe! Schlimm genug, armer Schelm, daß du an den Werkeltagen mit einem Trunk frischen Wassers vorlieb nehmen mußt. — Ich kanns nicht ändern?"

„Hab' ich schon darüber geklagt?" antwortete Konrad trotzig und begann sogleich, das Vogelbauer aus den Händen legend, das angenehme Geschäft des Frühstücks. „Du hast recht, Bärbel," sagte er, während er eifrig löffelte, — „es ist doch etwas Prächtiges um so eine Biersuppe. Dem Herrn Abt kann's nicht besser munden. Aber alle Tage — wo denkst du hin? Das wäre ja eine Üppigkeit, — wie muß nur den Reichen sein, die alle Tage, — ey was, — Papperlapapp!"

„Du könntest's noch wissen," entgegnete Bärbchen, „denn wie lange ist's her, daß auch wir noch im Dorfe auf dem schönen Hofe wohnten, in dem großen Schieferhause mit den heiligen Sprüchen und lieben Englein darauf. — Ach Konrad, sie haben uns nicht beschützt!" Der Jüngling zog die Augenbrauen zusammen und warf einen dunklen Blick in seinen, bereits halbleeren Napf. „Hör' auf," sagte er dann, „und verdirb mir den schönen Morgen nicht. Siehst so aus heut früh, wie das liebe Leidwesen, ich sah es sogleich. Blaß, aufgelaufne, verweinte Augen — man möchte des Teufels werden."

„Nicht doch," erwiederte Bärbchen sanft, und zwang sich zu lächeln, indem sie sich neben dem Bruder auf die Bank setzte, und den Arm um seine Schulter legte, „sei nicht unwirsch, Konrad, und höre mich an. Ja, ich habe gestern Abend geweint, und die heutige Nacht und den frühen Morgen. Ach, du weißt noch nicht, wie es mir im Thurm erging. Ich wollt' es nicht erzählen, da ich heim kam, um dem Vater und dir nicht die Nacht zu verderben; darum sagte ich Euch bloß, daß ich das Urfräle *) gesehen, daß es sich wohl befinde und Euch viel tausendmal grüßen lasse."

„Nun, das wird doch wahr sein?" fiel der Bruder ein, und ließ den Löffel aus seiner Hand gleiten.

„Es ist nicht wahr," fuhr Bärbchen schluchzend fort. „Laß dir erzählen, Konrad. Ich kann's nicht mehr bei mir behalten, denn es drückt mir das Herz ab; für mich allein wollte ich es tragen, und in Schmerzen vergehen, aber ich kann es nicht. Nun sieh, der Vogt ließ sich endlich erweichen, wie ich euch erzählt habe, auf Zureden seines Sohnes, des Forstwarts. Daß dieser es war, der die Thurmpforte aufschloß, dessen hatte ich nicht Acht, denn ich suchte eben die Sachen wieder zusammen, die sie mir aus dem Korb gerissen hatten. Hernach rief mir eine Stimme schon aus dem Innern des Thurmes, ich sah auch ein Licht jenseit der verschlossenen Pforte und folgte getrost. Es ging erst eine enge feuchte Treppe hinab, zwischen schwitzenden Mauern, wo man die Luft kaum einathmen konnte, dann gelangten wir in einen freieren Gang mit trocknem Boden, wo auch bessere Luft war und die Leuchte heller brannte. Ich sah viele Thüren an beiden Wänden. Vor einer derselben setzte mein Führer, in welchem ich nun erst den Forstwart erkannte, (denn ich war der Meinung, es sei Plünzhardt, der Stöcker), seine Leuchte zu Boden und schloß sie auf. Wir traten in ein Gemach, das seltsam ausstaffirt war. Es war ein Gefängniß und doch wieder keins. Ein langer Tisch mit allerlei Rädern und Schrauben stand in der Mitte, ein eisernes Kohlenbecken daneben und wunderlich geformte hölzerne Gerüste, von der Decke hingen Schnüre und Ketten herab, die an der Wand durch Rollen liefen; auch ein gewöhnlicher Tisch und mehrere Stühle standen auf Stufen erhöht. Neugierig lugte ich umher, um zu erspähen, was das unsichere Licht gestattete, denn es war nicht anders, als ob die dicke Finsterniß seinen Strahl verschlänge; da sagte der Forstwart, indem er mich in die Wange kneipte: „Hier schau dich um, schön Bärbchen! Das ist der Hexen Hochzeitskammer. Auf diesem Bett singen sie ihr Minneliedlein — das sind die Stiefel, die sie zum Hochzeits-

*) Fränkischer Provinzialismus für: Großmutter.

reigen mit dem Teufel anziehen, man nennt sie die spanischen Stiefel, — da ist auch das Feuerbecken, woran man ihnen die Füße wärmt, wenn sie sich auf dem Blocksberg erkältet haben.“ — Merkst du, Konrad, wo wir waren? Heiliger Christus! In der Marterkammer. Der Forstwart sagte es endlich gerade heraus, nahm mich bei der Hand und führete mich von einem Werkzeug der Qual zum andern, indem er es mit seiner Kerze beleuchtete und mir seinen Gebrauch erklärte. Mir zitterten die Knie, ich mußte mich mit beiden Händen an seinem Arm halten, um nicht umzusinken. „Siehst du, dummes Ding,“ sagte er, „auf dieser Bank und in diesen Schnüren und Stiefeln und Kragen wird nächstens auch dein Urfräle winseln, sie werden ihr die Glieder verrenken, sie rösten, quetschen, genug, man wird ihr die peinliche Frage anthu'n, wenn ich es nicht durch meinen Einfluß vermittle. Das könnte geschehen, aber du mußt mein Lieb werden.“ — Bärbchen erröthete, als sie das Letztere sagte und barg die Augen an der Schulter des Bruders, der finster schweigend da saß und seine Suppe stehen ließ. Nach einer Pause fuhr Bärbchen fort:

„Im Boden war eine Fallthüre, die hob der Forstwart auf, und stützte mich, als wir die Stiege betraten, die da begann. — Es ging nun noch tief, tief in die Erde hinein. Die Heiligen mögen wissen, wie tief. Ich konnte fast nicht mehr fort, da standen wir endlich vor einer kleinen niedrigen Thüre, an der drei [illegible] Riegel und eben so viel Kreuze, in weißer Farbe gemalt, befindlich waren. „Das ist das Hexenloch,“ sagte der Forstwart, und klopfte mit der Faust daran, bevor er aufschloß, schob auch die Klappe von einer Öffnung weg, die in der Pforte angebracht war und lugte zuerst hinein, — dann öffnete er die Schlösser und schob die Riegel weg. Ach, Konrad! — —“

„Nun,“ fragte dieser hastig, „war das Urfräle drin? Todt oder lebendig?“ (Forts. folgt.)

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster *).

Erster Brief.

Pisa, den 14. Januar.

Am offenen Fenster, lieber Freund, in einer freundlichen Stube am Lung Arno sitz' ich hier, um dir zu schreiben, daß ich wieder einmal glücklich in der Stadt meiner ältesten Wünsche angekommen, in der Stadt, wo vor nun sechs hundert Jahren aus Schutt und Asche der Genius der Kunst verjüngt sich empor schwang, um das ohnehin beglückte Italien mit dem Schönsten zu beschenken, das es vom Geiste der Menschheit noch erhalten konnte. Du kannst denken, daß mein erster Gang zu dem heiligen Friedhof war, zu dem Dom, der Taufkirche, und dem grünen Platze davor, der in Deutschland nur immer wie ein verlornes Paradies durch meine Träume schimmert, und ich möchte dir sogleich mein Herz ausschütten. Aber mein Versprechen, dir wenigstens flüchtige Bilder von meinem Wege hieher zu geben, führt mich zu den Alpen zurück bis an den Ort, wo wir uns trennten und beide von der Wirthshausthüre den hübschen Spruch uns abschrieben:

Wer einem Jeden recht thu'n kann,
Der schreibe hier seinen Namen an, —

und wo wir weder einen fanden, noch gaben.

Seefeld ist die erste Station im Kaiserlichen, und ich kann nicht verhehlen, daß es mir daselbst etwas großländisch zu Muthe wurde. Man hörte im Wirthshaus sehr entfernte Namen, und Wien guckt sogar dem Hausknecht aus der Nachtmütze. Viel Spaß machte mir die angeheftete Wirthshaus-Anzeige vom goldnen Adler zu Insbruck, der sich auf einem Blatt den vier reisenden Nationen auf vierfache Weise empfiehlt: den Franzosen, als, wie billig, den ersten, mit vielen Lobpreisungen seiner guten Bedienung, des herrlichen Amöblements u. s. w. erstaunlich breit; dem Engländer und Italiener zeigt er nur kürzlich seine Existenz an; den Deutschen aber fängt er mit der poetischen Angel und dem Knittelvers daran:

Ein Jeder in der Welt hat seine Lober und Tadler
Ja sogar der Wirth zum goldnen Adler
in Insbruck.

Daß ich nicht anbiß, war die Schuld des Eilwagens, der nach kurzer Rast den Weg nach Italien fortsetzte. Auf dem Brenner angekommen, auf dem Punkte, wo die Wasser nach Norden und Süden sich theilen, hörte ich die mitternächtige Stunde den Jahreswechsel verkündigen. Um nun neben meiner schlafenden Reisegesellschaft eine wache Seele zu haben, an die ich meine Wünsche und Grüße für Euch Lieben in der Heimath richten konnte, nahm ich den S[illegible]ger Postillon beim Aermel und trank ihm aus meiner F[illegible]lasche ein „glückselig Neujahr!“ zu. Mit Tages-Anbruch [illegible]erten wir uns dem Eisackthale, das uns in wenig St[illegible]den alle vier Jahreszeiten gab; oberhalb Brixen noch [illegible]nee und Kälte, vor Botzen aber Sonnenwärme und Staub. Ich hatte mich auf den Bock zum Kutscher gesetzt, um leich[illegible]er der Natur in's schöne Angesicht sehen zu können, und war unbeschreiblich froh. Die Welle, die an mir vorüber floß, die fliehenden Rosse, die geputzten Menschen, die starren glänzenden Gebirge, alles sprach in lieblichster Sprache mit mir, und es fehlte wenig, so hätte ich mich als Dichter gefühlt. Nimm hin, was mir die flüchtige Muse vom Baum und Fels, aus der Luft und dem Wasser zugerufen:

Janus.

Sieh', mit dem Januskopf wird abgebildet das Neujahr,
Wie es in's Künftige sieht, wie in's Vergangene hin.
Aber das grämliche schauet, das alte hinüber nach Deutschland,
Aber das fröhliche, Freund, blickt in's italische Land.

Der Epheu am dürren Baume.

Schmeichler nennet Ihr mich und Speichellecker der Großen,
Weil mir ihr Immerzuviel dient zum Geradegenug.
Doch es naht sich das Alter, der Tod, — da stehen sie werthlos,
Aber es schmücket ihr Grab noch, die sie nährten, die Kunst.

Die Eisack.

Wandrer, du fragst, warum an die Felswand hastig und rastlos
Spült die geängstete Flut? kennst du den Krieg in Tyrol?
Ach, einst floß mir die Welle, von Bruderblute geröthet,
Und nun wasch' ich umsonst, ach! an dem gräßlichen Mal.

Die Welle und die Gedanken.

Und so spielet ihr fliehend vor mir, ihr — Well' und Gedanken:
Aber ich ziehe dir nach, aber ich halte euch fest.

---

*) Der Verfasser befand sich im verflossenen Jahre im Auftrag Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern in Italien, um daselbst eine Sammlung Handzeichnungen nach älteren Meistern zu fertigen, und den Quellen der Geschichte christlicher Kunst nachzugehen.

Die Redaktion.

Gedankenjäger und Grillenfänger.

Hoch auf felsiger Höh', in der Luft, im grünen Gefilde,
Schweifet das muntere Wild, schweifet der Jäger ihm nach:
Eng verborgen im Gras, unsichtig schwirret die Grille
Wo du ihr suchend dich nahst, schweigt sie und neckt dich nur mehr.
Draußen und droben, Freund, ist die Welt voll heitrer Gedanken,
Und du wendest den Blick nicht von dem trockenen Heu?

Das Schloß und die Kirche.

Sich' auf dem Fels am Strom des Allmächtigen Haus und des Mächt'gen.
Aber die Kirche sie steht, aber das Schloß es zerbrach.

Der Weinbau in Botzen.

Kommst du aus Welschland her, wo am Maulbeer ängstlich die Rebe
Unbeachtet und wild langt nach dem schützenden Ast, —
Freut's dich gewiß, eintretend in's sorgliche, gastliche Deutschland,
Daß die Rebe sich selbst wölbt zu dem wirthlichen Dach.

Sonne und Mond.

Ihr gebühret der Preis, — so wollen's die Deutschen, — der Schönheit,
Ihm ward die Probe des Muths, nächtliche Wandrung, zu Theil.

Mein Neujahr.

Und so grüß' ich dich denn mit unendlicher trunkener Freude,
Du mein kommendes Jahr, das mir so lieblich begann.
Schon erkenn' ich die Berge Italiens. Aber ich schlürfe
Heiter den Abschiedstrunk aus dem germanischen Kelch.

Ich will dich nicht mit den Eindrücken unterhalten, die der Eintritt in Italien jedesmal auf mich macht, und über welche die Mittheilungen Verschiedener so verschieden sind. Schmutzige Weiber neben geputzten Eseln, ungekämmtes zotteliges Haar, aber weiße Schleier darüber, im Wirthshaus artige und anständige Bedienung, aber Zimmer und Alles darin zum Erbarmen. Mir macht all dergleichen keinen Kummer und mein letztes Lied wäre eines aus Nicolais Reisejammer. Oben im verfallenen Tempel des Gartens Giusti in Verona, unter mir die herrliche Stadt des tapfern Dieterich, mit ihren zahllosen Kirchen und Palästen, und dem Etschfluß und den Brücken, dem Amphitheater, bis den Alpen dahinter, den bebaueten Hügeln vor mir, den Oelbäumen und Cypressen, über mir die alte Veste im mildesten Sonnenschein, vergesse ich leicht, daß am Zimmer des Wirthshauses der Zahn der Zeit so gut genagt, wie am Tempel im Garten. Und gefällt mir die Gegenwart nicht, so rufe ich vergangene Geister herbei, und baue mir aus Schutt und Trümmern das Kloster auf, das der nordische Dichter durch die glühendste Liebe geweiht, und folge ihr dorthin, statt von einem hungrigen und faulen Eckensteher zum Grabe Julia's mich führen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst.

(Neuigkeiten in den Sälen des Städel'schen Kunstinstituts und des Kunstvereines zu Frankfurt. November u. December 1834.)

Portrait einer Dame von Joseph Binder (aus Wien.) Das Kind und sein Schutz-Engel, von ebendemselben. Binder ist ein Künstler, den man vorzugsweise Maler nennen muß, — ein Maler, der den Namen eines Künstlers mit vollem Rechte verdient. Welche innere Wahrheit in diesem Portrait, und dabei welcher Zauber der Idealität! Welcher Ernst für technische Vollendung, und doch möchte man sagen: das Bild ist hingehaucht. — Das Kind und sein Schutz-Engel ist eine einfache, innig ergreifende Composition. In einer bescheidenen Stube schläft das Kind, süß wie selbst ein Engel; der Engel, der am Bettchen [illegible] hat es in Schlaf gesungen, die [illegible] nun in dessen Hand; mit mildem Ernst [illegible], betrachtet er es, als gedächte er der vielen Stürme, die einst im Sommer des Lebens seinem Schützlinge drohen werden. Das Lämpchen vor dem geschlossenen Hausaltare beleuchtet Beide. Die Farben greifen in milder Harmonie ineinander, und doch herrscht bei allem Legenden-Zauber, der über das Bild ausgegossen ist, eine männliche Bestimmtheit der Massen. —

Sieben Portraits und eine Composition: (Faun und Bacchantin) von Dr. Heuß (aus Mainz.)

Es gab eine Epoche, in welcher man sich (nicht bloß in der bildenden Kunst allein) geradezu über die Nothwendigkeit der schönen Form hinaussetzte, als ob die Schönheit, die ja eben erscheinen muß, gar nicht zu erscheinen brauchte, als ob die Kunst nichts weiter wäre als ein Diebstahl an der Natur oder deren Spiegelbild, (wozu wäre aber dann eben Kunst? Die Natur würde dann an und für sich genügen, und ein Baum mit eßbaren Aepfeln müßte der idealsten gemalten Landschaft vorzuziehen seyn.) Nicht zu läugnen ist's, daß gerade einige geniale Köpfe in den ersten Gährungsstadien ihrer geistigen Entwicklung sich einer solchen Formvernachlässigung hingaben, weil die innere Vollkraft nur einmal fürs erste durchschlagen mußte; und man kannte selbst aus seinen Verirrungen den Genius heraus. In der neuesten Zeit sehen wir in Frankreich Gemälde, welche geradezu Geburten des premier coup sind, und doch von solcher innerer Wahrheit zeigen, daß oft an einem Blicke, der uns aus einem solchen Portrait entgegenleuchtet, gerade wieder die tiefe Anschauungskraft des Künstlers und sein gründlicher langgepflogener Eifer mit Eins erkennbar wird. Höchst eigen werden jedoch diese beiden Thatsachen durch das Resultat, welches sie auf Leute hervorbrachten, die, wenn auch mit Talenten begabt, (Talente muß aber auch der Handwerksmann haben), doch ohne Selbstständigkeit und Selbstbewußtsein, ohne den belebenden Funken des Genies, sich stark an den Grund — gerade an die ganz unwesentlichen, verkehrten und verwerflichen Auswüchse halten, und welche (weil ihnen der erstere fehlt, der überhaupt nicht nachgeahmt werden kann, sondern allenthalben ein ursprünglich einer und derselbe ist,) — die Zufälligkeiten nachahmen, weil sie auffallend sind, weil das Auffallende verblüfft, weil das Verblüffende gar leicht zur Mode wird. Aber in der Kunst gibt es keine Mode, und wo Mode mit der Kunst in Compagnie treten will, entflieht die Kunst; denn die Kunst hat unveränderliche Gesetze, und das einzige Gesetz der Mode ist eben die ewige Wandelbarkeit. Wer es darauf anlegt, bloß Aufsehen zu machen, dem mangelt zur Künstlerweihe der Adel der Gesinnung.

Buntes.

London. Es hat sich ein Comité gebildet, um dem berühmten Edmund Kean mittelst Subscription ein Denkmal zu errichten. — Auf dem Strand-Theater macht eine neue komische Oper: The young courier, or: the Miser of Walden, Text von Fitzball, Musik von Alex. Lee, viel Glück.

Paris. Die Opera comique brachte als Neuigkeiten: die verlorne Schildwache (1 Akt), Worte von St. George, Musik von Rifaut, und: der fremde Kaufmann (3 Akte), Text von Planard und Duport, Musik von Marliani. Beide erhalten sich fortwährend in der Gunst des Publikums. — Der geistreiche Michelet hat seine Vorlesungen über neuere Geschichte vor einem zahlreichen Publikum in der Sorbonne begonnen.

Anzeige.

Obgleich wir noch immer den festen Zusagen mehrerer zur Theilnahme am Phönix eingeladener Schriftsteller entgegensehen, halten wir uns doch für verpflichtet, den geneigten Lesern bei'm Beginne unsres Unternehmens mitzutheilen, welche literarische Kräfte für den Phönix schon jetzt zusammenwirken: Adrian, Willibald Alexis, Ludwig Bechstein, Bελani, Berly, E. Beurmann, Eduard Duller, E. Förster, Glaßbrenner, Grabbe, C. Gutzkow, Gustav von Heeringen (E. Wodomerius), C. Herloßsohn, von Hormayr, Justinus Kerner, Kilzer, von Kobbe, König, Kruse, Aug. Lewald, J. E. Mand, Maßmann, Theodor Mundt, Nänny, Graf von Platen, Ludwig Rellstab, Friedrich Rückert, von Sallet, Leopold Schefer, Gustav Schwab, Ludwig Storch, J. N. Vogl, Wagner, C. von Wachsmann, Welker, O. L. B. Wolff. Mehrere andere, welche nicht genannt sein wollen, eingerechnet, haben sich bis jetzt 43 Schriftsteller für den Phönix vereinigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 2. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 2. Januar.

Ein Abend zu Windsor.

Von

Adrian.

Im Kreise einer theuern Familie in der Nähe von Windsor war mir der Tag wie ein Augenblick verstrichen und mit dem sinkenden Abend eilte ich in das Städtchen zurück, um mit dem zuletzt abgehenden Wagen nach London zu reisen. Ich war kaum in dem Gasthaus, von welchem der Wagen abfuhr, als der Regen, der den ganzen Tag gedroht hatte, in Strömen niedergoß. Die Inseite des Wagens war besetzt, und die Außenseite unter solchen Umständen minder anziehend als eine Nacht in Windsor.

„Der Herr wird wohl die Nacht bei uns bleiben," sagte der zuthuliche Waiter, seine Hände aus der Westentasche in die seiner Inexpressibles steckend, „der einzige Wagen, der heute noch nach London geht, kommt gegen Mitternacht von Winchester und ist Sonntags in der Regel stark besetzt."

Ich entschloß mich zu bleiben. Der einzige Gast in der Fremdenstube, wo nach der Abfahrt des Wagens die Lichter angezündet wurden, nahm ich meine Zuflucht zu den Zeitungen. Ich hatte jedoch kaum angefangen zu lesen, als ein alter Mann mit einem Burschen, dem man sofort den Matrosen ansah, eintrat.

„Nun, Sam, ehrliche Seele," sagte der joviale Alte zu dem Seemann, „eine Flasche Claret oder ein Glas Grog?"

„Grog, Sir, wenn ich bitten darf, — Grog, kalt, ohne Zucker, damit ich den rechten vollen Geschmack des Rums habe. — Das ist des Matrosen Nektar und Ambrosia, wie sich Kapitän Nichols ausdrückt."

Der Grog kam und der Alte trank mit dem lebenslustigen Matrosen um die Wette, so daß die ohnehin leichten Zungen sich bald noch leichter bewegten. Während der Seemann unter schweren Flüchen eine zu feste Cigarre zur Vernunft zu bringen bemüht war, richtete der Alte einige bescheidene neugierige Fragen an mich, und, da ich keinen Anstand nahm, die freundlichen Erkundigungen nach meinen Verhältnissen mit gleicher Münze zurückzugeben, erfuhr ich bald, was die beiden durch Alter, Stand und Lebensweise so getrennten Charaktere in so freundschaftliche Verbindung brachte.

Der Matrose war auf dem „Pfeil" von der Prinz Wales-Insel zurückgekehrt und hatte dem Alten, den er früher zu London kennen gelernt, Briefe von seiner Enkelin mitgebracht, die dort verheirathet war.

„Herr," sagte der freudetrunkene Alte, „der heutige Tag ist der schönste meines Lebens. Nach drei Jahren erhalte ich durch diese ehrliche Seele die ersten Zeilen von dem Liebling meiner Seele, die ersten sichern Nachrichten von dem Glücke meiner theuern Elisa. Es hielt mich daher auch nicht in meiner Cottage am Park, die ich, seit mich meine Enkelin verließ, mit London vertauschte und wo ich wie ein Einsiedler lebe — ich mußte herein in die Stadt, — die Häuser, die Lichter, die Menschen sehen, — mir kommt noch alles wie ein Traum vor. — Nicht wahr, Sam, ein herrliches Wesen, meine Elisa?"

„Bei Jupiter, der hübscheste Kiel, den ich je gesehen, vom Vordertheil bis zum Stern. Die trägt ihren

Mann sicher durch Sturm und Wetter, das schwöre ich.“

„Der Himmel hat das Schicksal dieses Mädchens wunderbar geleitet, lieber Herr,“ sagte der Alte, zu mir sich wendend; „aber Niemand ist auch eines so hohen Schutzes würdiger, als dieses fromme, edle, treue Wesen. Ihre Geschichte, — nun, Ihr sollt sie in zwei Worten hören. Elisa's Mutter war mein einziges Kind. Sie starb vor sechs Jahren. Mein Schwiegersohn, der sie auf das Zärtlichste liebte, wollte nicht mehr in England bleiben und schloß sich einer Gesellschaft an, die nach der Swan River-Ansiedlung abging. Elisa ließ es sich nicht nehmen, ihren Vater zu begleiten. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Kolonie zeigte sich jedoch das Klima dem Gesundheitszustande des Mädchens so verderblich, daß der Arzt der Gesellschaft dem besorgten Vater rieth, sie ungesäumt nach England zurückreisen zu lassen. Elisa fügte sich den Bitten des Vaters, den Vorstellungen der Freunde, und reis'te auf dem Swan River Packet nach Hobart Town in Van Diemen's Land ab. Hier harrte ein Schiff günstiger Winde, um nach England zurückzukehren, und Elisa hatte bereits mit dem Kapitän wegen ihrer Ueberfahrt in die Heimath unterhandelt, als der Gouverneur von Georgestown, der in Geschäften nach Hobart Town gekommen war, zufällig erfuhr, daß die Tochter eines Jugendfreundes, dem er große Verbindlichkeiten hatte, an Bord des Schiffes sei. Er besuchte sie mit seinem Neffen, lud sie in die Stadt, und nach erhaltenem Jawort des Vaters ward sie die Gattin des Neffen des Gouverneurs von Georgestown. Sie ist nun eine glückliche Mutter und kehrt vielleicht schon nach wenigen Jahren in ihr Vaterland zurück. Gewiß, ich sehe sie noch, ehe ich meine Augen für immer schließe. Der wackere Sam kam diesen Morgen von Portsmouth, um mir Briefe und Geschenke und mündliche Grüße von meinem Liebling zu bringen, und mich verlassenen alten Mann so zu beglücken, so zu verjüngen, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu danken.“

„Hat sich was zu danken, Herr,“ brummte der Seemann, der indessen seine Cigarre weggeworfen und eine weiße Thonpfeife angesteckt hatte. „Der T— soll mich mit Dampf in die Ewigkeit bugsiren, wenn der Mund des alten Herrn nicht fast so schnell segelt, wie meine liebe kleine Barke, der „Pfeil,“ Kapitän Nichols. Soll ich dem Herrn auch etwas erzählen, Master Heber?“

„Deine alten Geschichten, guter Sam! Laß es gut sein. Waiter, die Gläser gefüllt!“ (Schluß folgt.)

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Sie lebte, aber welch ein Leben!“ fuhr Bärbchen fort. „Auf faulem Stroh liegend war sie mit schweren Ketten an die Mauer gefesselt. Kein Strahl der Sonne oder des Mondes dringt zu ihr. Ratten und Kröten sind ihre Gesellschaft; die Luft, die sie einathmen muß, hätte mir nach kurzer Frist den Tod gebracht! Auch war sie matt und hinfällig, sie hatte kaum so viel Kraft, mich wieder zu umfassen, als ich mich weinend an ihren Hals warf. Ich hatte mich zusammen nehmen und ruhig scheinen wollen, aber es ging nicht, kein erkenntliches Wort konnt' ich vor Schluchzen hervorbringen, nur abgerißne Laute von Geburtstag, Glückwunsch und unseren kleinen Gaben stammelte ich in ihr Ohr. Dann kramte ich Alles aus, zog das Fräle, so gut es der Fesseln wegen möglich war, um, und hüllte ihren abgezehrten, hundertjährigen Leib in die reine Wäsche, ihre Füße in deine Socken, Konrad, ihren Busen in das warme, wollne Halstuch. Sie fühlte sich sichtbar erquickt, nippte auch ein wenig von dem mitgebrachten Wein, versuchte die Krapfen und streichelte während dem mit ihren kalten Händen meine heißen Wangen, und wischte mir die Thränen aus den Augen. „Was weinst doch, Bärbel?“ sagte sie mehr als Einmal, „bin ich nicht glücklich? Feiere ich nicht einen schöneren Geburtstag, als so Manche da oben bei Gold und Glanz und Sonnenschein?“

„Ja,“ rief der Forstwart dazwischen, „da hört man's. Glücklich ist sie trotz Unser Einem. Warum? Weil der Teufel seinen Sabbath bei ihr feiert und ihr bessere Sachen zutragen mag, als du [illegible] Bärbel. Wer weiß, wie hoch es hier zugeht, sobald wir fromme Christen den Rücken gewandt haben.“

„Das Fräle erwiederte hierauf nichts, sondern fragte nach dem Vater und dir, und warum ihr nicht mitgekommen wäret zu ihr, worauf ich der Wahrheit gemäß antwortete, daß Ihr Euch nicht hättet los machen können vom harten Frohndienst auf dem Hohenstein, und, selbst wenn dies geschehen wäre, vom Herrn Vogt schwerlich zu ihr gelassen sein würdet. „Nun,“ sagte sie, „auch gut; sieht sie nicht mein leibliches, so sieht sie mein geistiges Auge, welches sich schärft, mein Kind, wenn man hundert Jahre gelebt hat und dem Tode so nahe ist. Aber sprich, ist mein Junge, der Konrad, noch fromm und gut, wie er war? Blüht er noch in frischer Gesundheit, betet er fleißig und lies't er auch wohl von Zeit zu Zeit in den frommen Büchern aus meiner Schublade, wie ich es ihn gelehrt habe?“ Ich erzählte dem Urfräle nun von deinem und meinem Wandel — ich beichtete ihr, wie dem Priester, und erfreute ihr Herz damit. Sie legte ihre zitternden Hände auf meinen Kopf und sprach: „Gott segne dich tausend Mal, frommes Bärbchen und meinen lieben Wildfang, den Konrad, dazu und meinen Enkelsohn, Eueren Vater und Euere Kinder wieder, die mein Auge nicht mehr sehen wird, und Euer ganzes Geschlecht bis in das tausendste Glied. Denn, seid Ihr auch arm und niedrig, Ihr tragt die Krone des Lebens

in Eurem Herzen.“ Hier lachte der Forstwart, der an den Thürpfosten lehnte und recht höhnisch auf uns herabsah, laut auf, und ermahnte mich, nun fort zu machen, denn er werde für Anderes bezahlt, als hier unten zu stehen, und seine Zeit sei zu Ende. Ich hörte erst nicht auf ihn, sondern lag dem Urfräle in den Armen, die mir noch Mancherlei zuflüsterte, was ich dir ein anderes Mal erzählen will, Konrad, bis mich der abscheuliche Mann bei'm Arm faßte und gewaltsam empor riß. Ach — der Abschied, Konrad! Das Urfräle nahm ihn für ewig, denn sie war fest überzeugt, daß, wenn sie im Kerker nicht stürbe, sie werde verbrannt werden, wie so viel Tausende von alten Weibern zu jetziger Zeit im deutschen Lande. Vergeblich war's, daß ich sie auf die Gerechtigkeit, auf die Barmherzigkeit unserer Herrn vertröstete; sie antwortete lächelnd: „Lehre du mich meine Zeit kennen! Hätt' ich gestohlen, gemordet, vergiftet, so könnte mir vergeben werden — aber meine rothen Augen, meine hundert Jahre haben ohne Gnade den Scheiterhaufen verwirkt. Lebe wohl, mein Kind!“ — Ich weiß nicht, wie ich von ihr gekommen bin, nicht, wie ich die endlose Stiege wieder hinauf gelangte, welche in die furchtbare Kammer führte, wo auch mir noch etwas Furchtbares begegnen sollte. Ach, Konrad! unterbrach sich Bärbchen laut weinend, wehe, daß wir so niedrig, daß wir jede Schmach zu ertragen geboren sind, die ein höherer uns anthun will. Der Forstwart war der Abscheuliche, ich kann es nicht sagen, ich schäme mich zu Tode.“

„Nun?“ fragte Konrad mit einem finstern Blicke.

„Er wollte,“ fuhr sie stockend fort — „seinen Lohn haben, wie er meinte, für die Mühe, die er sich gegeben — für sein Fürwort bei'm Herrn Vogt, ohne welches ich nimmer zum Urfräle gelangt wäre, und dazu wäre hier besserer Platz als oben. Ich konnte ihn nicht verstehen, und wollte ihn doch auch nicht erzürnen; da wurde er zudringlich, schalt mich eine schlechte undankbare Dirne, umfaßte mich und drückte mir — Küsse auf, so viel ich mich auch sträubte.“

„Der Schuft!“ knirrschte Konrad vor sich hin.

„Ach, noch nicht genug,“ fuhr die Schwester fort. „Er lachte, daß es in dem schauerlichen Gewölbe wiederhallte, und aus allen Winkeln wie das Geheul der Gemarterten hervorbrach, und dabei drängte er mich zu der schrecklichen Bank, worauf die Unglücklichen fest gebunden werden. — — Ich schrie, so arg vielleicht als Einer, der gefoltert werden soll, um Hülfe, und ich glaube: die Heiligen sandten sie mir unmittelbar. Denn plötzlich fühlte ich solche Kraft in meinen Armen, daß es mir gelang, den Forstwart zurück zu schleudern. Den starken Mann stieß ich, ohne daß es mir große Anstrengung kostete, zurück, daß er taumelte und raffte mich von der gräulichen Bank auf. Er wiederholte seinen Angriff, wir rangen förmlich mit einander, aber ich entwand mich ihm und floh aus der Kammer in den Gang. Glücklich traf ich die enge Stiege, die wir herabgekommen waren und die in des Vogts Haus führt; ich eilte sie hinauf, während ich die Schritte meines Verfolgers hinter mir vernahm, und stürzte fast athemlos dem Ersten, Besten in die Arme, der mir in den Weg kam. Es war des Forstwarts Vater, der Vogt selber. Einige Kloster-Herren befanden sich mit ihm im Gemach, sie wollten wissen, was mich erschreckt habe, warum ich so geschrieen; aber die Überlegung kam mir zur rechten Zeit wieder, und ich hütete mich wohl den Forstwart vor seinem Vater zu verrathen. Denn sein Wort gilt überall; das Urfräle hätt's entgelten müssen, und so dankte ich unserm Schutzpatron, daß ich nur von ihm los war, und machte mich im Stillen davon, so bald es anging. Im Forst schlug ich den gewöhnlichen Fußpfad nicht ein, sondern schlich auf Umwegen durch das Dickicht, weil ich fürchtete, der böse Forstwart könne mich noch einholen und verfolgen. Darum kam ich so spät nach Hause, und du begreifst nun wohl, Konrad, warum ich so verwirrt war in meinem Erzählen, daß du und der Vater nicht daraus klug werden konntet. Ich wollte euch die Wahrheit nicht sagen und doch nicht lügen, nun aber weißt du Alles.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Borjer.

Bild aus Frankfurt

von

C. Beurmann.*)

In Freistädten gibt es eigentlich nur einen Stand, den der Burger. Ihm soll Alles angehören: Adeliger, Kaufmann, Handwerker; Burgersinn soll alle verschiedenen Klassen zu einer vereinen. Das ist nun aber im Laufe der Zeit häufig anders geworden, und man kennt das Wort: Bürger mehr in öffentlicher Beziehung, in der Beziehung zum Staate, als einen umfassenden Begriff aller mit Grundeigenthum angesessenen, oder sonst burgerrechtlich verbundenen Einwohner einer freien Stadt, denn in privatlicher Beziehung. Hier ist Alles getrennt — es konnte nicht anders kommen —, dort findet eine Vereinigung, wenigstens durch das Gesetz — wenn auch nicht immer durch einen Geist —, statt. Somit muß man in den Privatverhältnissen den Frankfurter Bürger unterscheiden.

Das Original des „Bürgers“ ist wohl eigentlich Antiquität geworden. Ich kenne es nur aus dem „Borjerkabedehn Kimmelmeier“, welchen der Schauspieler Hassel so meisterhaft darstellt. Wer in Frankfurt hat jedoch diesen „Frankforter Borjer“ nicht noch vor einem Decennium in den Weinhäusern bei seinem Schoppen Wein und seiner Spansau sitzen sehen!? Ein Hannibal auf den Ruinen von Carthago schaute er umher, stolz und borjerlich; denn es gab nur einen Himmel über der Erde, nur ein Frankfort in Deutschland, und nur eine ächte Borjergattung in diesem Frankfort, wie es in Rom nur einen Pabst gibt. Wenn ich sage: stolz und borjerlich, so heißt das so viel,

---

*) Vom nämlichen Verfasser erscheint (bei Kupferberg in Mainz) bald eine vollständige Gallerie von Frankfurter Bildern.
Die Redaktion.

als: in dem ächten Borjercharakter, in dem Charakter, der sich nur eben unter den Frankforter Borjern und nirgends anders vorfand, und dessen Erstes ein Schoppen Wein und Frankfurt, dessen Zweites ein Schoppen Wein und Frankfurt, dessen Drittes ein Schoppen Wein und Frankfurt war. Alles Große und Erhabene, was sich auf Frankfurt bezog, wurde von dem Frankforter Borjer bei einem Schoppen Wein verhandelt, und zwar oft mit einem Witze, welchen, außer ihm, nur Saphir aufzuweisen hat; nur daß er bei dem Frankforter Borjer nach dem Schoppen und der Spensau schmeckte, und mehr schlug als stach, doch stets den rechten Fleck traf. Großes und Erhabenes war dem Borjer das Intelligenzblatt, genannt das Blättchen, das Laternengeld, eine Prügelei und ein blutiger Kopf, die Feuerspritzen-Einrichtung, eine Hochzeit, ein Sterbefall, ein Begräbniß, die Sterbekaße, sein Haus, „seine Fra“ und was daran klebte. Ein Borjer war gemüthlich und polirt; er sprach frankfortisch und beim zweiten Schoppen auch französisch; er war gegen die Emancipation der Juden und haßte die Franzosen; er radebrechte die Welthändel aus den Zeitungen heraus, und sprach von einer Schlägerei in Bornheim, wie von der Schlacht bei Borodino; er wunderte sich, daß in Paris „Borjer“ sich todschlagen, und ging ohne Nachtmütze zu Bette. Seine Miene war geheimnißvoll und wichtig; selbst wenn er nichts wußte, wußte er Alles. Kam er in sein Weinhaus, so legte er Hut und Stock mit großer Würde ab, freundlich-erhaben sagte er: „Kellner, e Schoppe Wein“, oder „wie gewehnglich, und e Brehdge mit Umstände.“ Wenn er sich gesetzt, und die anderen „Borjer“ begrüßet, fing er an, Witze zu reißen, die er selbst am ersten belachte, oder er verhandelte die oben angeführten wichtigen Dinge. Gerieth er in Feuer, so wurde aus dem ersten „Schoppe“ hernach „e Botell“, er ließ „seine Fra“ ruhig zu Bette gehen, und kam, statt um neun Uhr, um Mitternacht nach Hause, nachdem er verschiedentlich bemerkt, „seine Fra werd ferchterlich brumme, daß er so spat komme.“

Das ist der „Frankforter Borjer“, nicht wie er leibte und lebte, sondern wie ihn ungefähr ein kalter Norddeutscher erfaßen kann. Wie er leibte und lebte, steht der „Frankforter Borjer“ in dem „Borjerkabbedehu“, von Malß oder vielmehr auf dem Frankfurter Theater, wenn die HH. Hassel, Becker, Linker, Just, Padjera bei „ihre Schoppe Wein“ zusammensitzen.

Wie gesagt, das originellste Stück dieses Borjers ist in neuester Zeit verloren gegangen, nachdem die alten „Kabbedehns“ von ihrem Glanze Manches eingebüßet, die „Hennerichsmahlzeit“, die „Leibschitze“ und so viele alte Herrlichkeiten verloren gegangen sind, und man vom Thurme der Bartholomäuskirche der Juliusrevolution mit zugesehen hat.

Indeß ist der „Frankforter Borjer“ der treue, ehrliche Menschenschlag geblieben, der er war; „Biederkeit und Geradheit“ ist sein Wahlspruch; seine Schale ist Kraft und Derbheit. Man kann hier mit allem Grund von einem deutschen Nationalcharakter sprechen, der, wenn er sich ganz frei bewegt und von allen Schlacken des reichsstädtischen Unwesens gereinigt ist, allen Deutschen zum Vorbild dienen kann. Ein „Borjer“ ist zwar oft mit dem Maule vorweg — das läßt sich nicht laugnen — und führt bei seinem „Schoppe Wein“ gar manche Heldenthat aus, die er jedoch immer Nachts beschläft und häufig verschläft; aber ein „Borjer“ ist nicht ohne Intelligenz, er hat einen scharfen, lebenspraktischen Blick, und da er mit diesem einfachen Rechtssinn und jene bürgerliche Geradheit verbindet, die man in den alten Reichsstädten so häufig vorfindet, so fördert er in Wort und That meistens Gutes zu Tage.

Was den Mittelstand in Frankfurt betrifft, den eigentlichen Bürgerstand, der sich, wie oben bemerkt, dadurch gebildet, daß das pudelnärrische Original, welches uns Malß bietet, mehr oder weniger an dem Zeitgeiste und fortschreitender geistiger Bildung abgeschliffen ist, so schließt sich die Mehrzahl der Bevölkerung ihm an. Er ist der Kern der Population. Lehr- und Wehrstand sind ihm entsprossen und trennen sich nicht von ihm. Mag der eigentliche Geldstand, der luxusumhüllte, die Arme sehnsüchtig nach dem Thurn- und Taxischen Palais ausstrecken, und sich wie der Banquier in: „die ungleichen Brüder“ von Schmidt brüsten, wenn die Gesandten an seiner Tafel Platz nehmen, — der Frankfurter Bürger: (ich nenne ihn nicht mehr „Borjer“) Advokat, Schulmann, Arzt, Handwerker, Handelsmann spottet dieser nichtigen Prunksucht, und schließt sich desto inniger seines Gleichen an. In keiner der freien Städte findet eine so feste Verzweigung der Gelehrten mit Handwerkern statt, wie in Frankfurt. Der Advokatenstand, die Ärzte in Lübeck, Hamburg und Bremen scheiden sich von dem Mittelbürger ganz und gar; der Doktertitel ist hier ein vornehmes Aushängeschild, das dann und wann sogar den damit Geschmückten ausrufen läßt: „ich bin ein Doktor und kein Mensch!“ In Bremen trat wenigstens einmal dieser Fall ein, als der Stadt- und Landrichter einen Bauern aufforderte, sich einen Rechtsanwalt aus den im Untergerichte versammelten Advokaten zu wählen. Der Bauer zeigte auf einen dieser Herren, fragend: „so en Mensch?“ Entrüstet erwiederte der Bezeichnete: „Ich bin kein Mensch!“ In Frankfurt sind die Schneider sogar Menschen. *) Wenn in Bremen die Advokaten keine Menschen sind, so ist das wenigstens in so ferne sehr schlimm, als ihnen gerade die Menschlichkeit mehr Noth thut, denn irgend Einem. Ein Schneider schneidet doch nur Röcke zu; ein Advokat muß, leider! das Recht zuschneiden. Wenn er dabei nicht menschlich verfährt und das Recht in Fleisch und Blut schneidet, so kann das leichtlich die schlimmsten Folgen haben. Es wäre fürchterlich, wenn es bei einem Advokaten hieße: „er ist kein Mensch, sondern ein Schneider von Profession.“

*) Ich las nämlich einmal in dem Intelligenzblatt: „Ein Mensch, ein Schneider von Profession“ u. s. w.

B u n t e s.

Neue Gattung wasserdichter Kleider.

Ein armer Schelm in der Grafschaft Kent, der vermuthlich betreffs seiner Garderobe nicht ganz luftdicht bestellt war, kommt auf die Idee, dem Sansculottismus derselben eine Restauration folgen zu lassen, und verwirklicht diesen ziemlich gewöhnlichen Gedanken auf eine ziemlich ungewöhnliche Weise. Er verfertigt sich zuerst eine Mütze, dann eine Jacke, endlich sogar ein Paar Inexpressibles aus — Aalhaut. In diesem originellen Kostüm trotzt er allen Capricen und Thränen der Witterung. Da der Farbenschiller der Aalhaut dieser bizarren Bekleidung einen ganz eignen Reiz verleiht, so steht nicht zu bezweifeln, daß wir nächstens unsre Fashionables bei schlechtem Wetter statt mit Regenschirmen — in Aalhäuten herum spazieren sehen.

Morier, der Verfasser des Hajji Baba und Zohrab's ist mit einem neuen Werke aufgetreten: Ayesha, das Mädchen von Kars; — die Abentheuer eines jungen englischen Edelmanns auf seinen Reisen durch Asien bilden den Inhalt dieses durch glühende und treue Schilderungen des Lebens und der Sitte im Osten ausgezeichneten Buches.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 3. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 3. Januar.

Aus:

Hannibal,

von

Grabbe.

(Vor Rom. — Hannibal mit Truppen.)

Hannibal. Lagert! (Es geschieht. Zu sich:) Die Ziegel-, Backstein-Hütten
Nicht zu erstürmen? List, Muth, Kühnheit,
Und wie die Mittel weiter heißen, — alles
Umsonst! Das thu'n Carthago's Lederbeutel,
Worin das Gold steckt, wohl verwahrt,
Jedoch kein Heer für mich.

Neger-Häuptling. Herr, jenes Rom
Ist ein Geschwür; — es steckt die Welt an.

Hannibal. Fragt' ich?

Neger-Häuptling (sich tief bückend) Nein.

Hannibal. So schweig.

Bote (kommt) Feldherr —

Hannibal. Die Briefe! (er erbricht sie) Dieser
Vom theueren Großvater Barkas.
Ich küsse deine Handschrift, edler Greis! (er liest)
Und du, du Neunzigjähr'ger klagest?
Wird man deßhalb so alt und grau?
— — Ja, ja, man will uns Barkas unterdrücken. —
Doch Melkir, Hanno, oder wie ihr heißt,
Noch schwebt mein Schwert blutdampfend über euch;
Es kennt Schlachten, ihr — Intriguen. (Er liest weiter)

„In dem Hause Hanno's Verschwörungen. Dir wenig Hülfe." — Gut, scheitr' ich auch an Rom, an Carthago scheitr' ich nicht; die Barkas kennen die Atlantis insgeheim so gut, wie die Melkir's, wissen auch ihr Geld daraus zu ziehen; legen's indeß nicht in die Keller, bis Jemand es stehlen kann, sondern machen aus den Zinsen — Soldaten und vergessen die furchtbare Nähe Italiens nicht um die mattherzigen Fernen im West. (Laut) — Das alles ist Briefschreiberei von meiner Sippschaft. — Hast du nichts vom Synedrion?

Bote. Hier —

Hannibal. Gewalt'ge Siegel! Gewiß was Klein's dahinter.

Bote. Es schickt mich eigentlich. Die Briefe
Eures Großvaters übernahm' ich heimlich,
Denn wüßte das Synedrion —

Hannibal. Schön! (er liest).

„Gruß und Glückwunsch für Cannä." — Glückwunsch und Gruß für achtzigtausend Römerleichen! — „Die angemessene Hülfe soll kommen." Die angemessene? Ja! wenn Ihr erst messet, schneidert ihr den Himmel und Alles, was daran klebt und baumelt, in einen Rock ein, enge, daß die Sterne ersticken. — „und eine Kommission begleitet den Boten, um die Ringe, welche du, recht ehrenhafter Feldherr —" — Recht ehrenhafter Feldherr! Messen sie auch mit Worten? Mich wundert, daß sie mich nicht mit einer ziemlichen Ehrenhaftigkeit abspeisen. — „bei Cannä erobert hast, in Empfang zu nehmen." (Lacht in sich) Ha! ha! die Ringe von Gold, dahin guckten sie mit der Nase. Zum Glück sind die besten schon abseit. (Zum Boten) Die Kommission kann die bei Cannä erbeuteten Ritterringe in Augenschein und zu sich nehmen, — jedoch nur gegen Quittung. — Erst aber komme 'mal näher.

Bote. Hier —

Hannibal. Du bist ein doppelter Kerl.

Bote (bestürzt, besieht sich) Herr, ich wüßte nicht. — Wie sollte das? — Doppelte Gliedmaßen? —

Hannibal. Glaub's nur — Du bringst Nachrichten von meinem Großvater und zugleich vom Synedrion.

Bote. Herr, ich habe neun arme Würmer, (Kinder wollt' ich sagen) und da ich von jeder Herrschaft, Eurem

Großvater und dem Synedrion, insbesondere bezahlt wurde, nahm' ich pflichtschuldigst beider Aufträge an, natürlich separatim; verlaßt euch drauf!

Hannibal. Freund —

Bote. „Freund?!“ Moloch! welch' gnädiger Herr!

Hannibal. Berühre in meinem Namen Großvaters Füße. —

Bote. Feldherr, küssen will ich sie. Und wie!

Hannibal. Nein,
Sie würden leicht schmutzig. — Berühre mit
Der rechten Hand, die ich dir drückte, ihm
Die Füß', und sag' ihm, auf der weiten Erde
Wär' mir das kostbarste ein Gruß von ihm
Und einer an ihn!
— Ist das bestellt, so eil' in's Synedrion,
Und melde: erstens, wenn man mich
Nicht redlicher und besser unterstützte,
So ständen nächstens zwei Scipionen vor
Der Stadt, in einem Feuerglanze leuchtend,
Der schon um die Stirn mir funkelt.
Und zweitens: sie sollen Eins sein, keiner
Die fremden Kisten beneiden. Ich selbst
Erböte mich, mit jedem Feind auch mit
Den Römern mich zu versöhnen. Gar
Die Nichte Melkir's zu heirathen. — Denn
Das Vaterland geht sonst unter in
Familienzwisten und die Familien
Hinterdrein. Geh! (Bote ab) Ich muß — muß — abzieh'n
Mit meinen lieben sechszehntausend Mann,
Kaum stark genug, die Gefangenen zu behüten.
Wohin? — — nach Capua! 'ne große Stadt,
Voll Proviant, von Rom nicht fern, und auch
Carthago näher und (bitter) seinen Hülfstruppen. Die Überfahrt
Von dort ist ja um die Hälfte wohlfeiler.
Der Teufel fechte, wo Kaufherr'n rechnen! (zu dem Neger-Häuptling)
Hast du schnellwirkendes Gift?

Neger-Häuptling. Herr, willst du mich beleidigen? Soll'
Ich das nicht haben, was jeder Junge
In Nubien besitzet? — Diese Büchse
Sie ist voll Schlangeneiter; — ich selber brach
Der Natter sorgsam die Zähne aus, und wem
Die Haut damit geritzt wird,
Der wird sich winden kopfsüber,
Kopfsunter, grad' wie das Thier in seiner Bosheit
Es bei'm Zahnbrechen auch that. Und hier
Dies Fläschgen, probierts nur, — es ist ganz
Vorzüglich — alte Negerinnen haben's
Gefüllt — womit? das wissen ihre Fetische; —
Doch daß es Euch die Eingeweide
Im Leib' umkehrt, beschwör' ich.

Hannibal (nimmt Büchse und Flasche zu sich.) Wie heißt du?

Neger-Häuptling. Turnu. — Doch Herr! Was thut Ihr? Ihr nehmt
Mir meinen letzten Trost.

Hannibal. Den letzten Trost!
Wahr, Turnu, wahr. Gift ist ein letzter Trost.
Ich will ihn dir und mir verwahren.

Neger-Häuptling. Dann,
O dann ist er in guten Händen!

Hannibal (zu mehreren Hauptleuten.) Wir brechen auf nach Capua, in einer Stunde.
Besorgt das Nöthige! (Hauptleute ab.)

Neger-Häuptling. Eh, warum von hier weg?

Hannibal. Sag' deinen Leuten,
Weil Capua meiner Vaterstadt viel näher
Als Rom liegt, und ich von Haus Kriegshülfe
Dort eh'r erhalten kann, als hier.

Neger-Häuptling. Ach, nun versteh' ich. (ab.)

Hannibal. Der Kerl versteht wahrhaftig mehr, als ich selbst.

Ein Abend zu Windsor.

von

Adrian.

(Schluß.)

Die Gläser wurden gefüllt und geleert und Sam kam nicht zum Worte, so redselig hatte den Alten die Freude gemacht. Indessen gewahrte man bald die Wirkung des ungewohnten Getränkes auf den glücklichen Mann; er entschlief in seinem Stuhle und träumte sich wahrscheinlich zu seiner Enkelin auf die Prinz Wales-Insel; denn seine Züge hatten den Ausdruck der größten Heiterkeit, und oft schwebte ein seliges Lächeln um den leise geöffneten Mund. Der braune Theer hatte jetzt, wie er sich ausdrückte, gutes Fahrwasser, blies eine Masse Dampf wie aus dem Rauchfang eines Dampfschiffs aus seiner Pfeife und begann unter dem doppelten Einflusse gutmüthiger Redseligkeit und kalten, starken Grogs ungefähr Folgendes zu erzählen, denn für das Wörtliche der Mittheilung kann ich nicht stehen, — die Sprache, die Redefiguren des Seemanns sind gar oft wahre Mysterien für den Landbewohner.

„Der Hochbootsmann, lieber Herr, der mit einem saubern Hemd und einem glatten blauen Tuch darüber jetzt hier vor Anker liegt, wurde früher von einer rauhen See umhergeworfen. Der Sturm hatte das blanke Segel seines letzten Hemdekragens zerrissen und die Takelage seiner Füße zersplissen, daß die Fetzen davon hingen. „Lunnun is the devil“ (London ist der Teufel) fängt eines unserer Seemannslieder an und ich mußte die Wahrheit dieses Liedes erproben. Ich kam mit meinem Vater aus Westindien zurück, — meine Mutter habe ich nicht gekannt, — er wurde krank und starb im Hospital. Ich suchte einen Platz auf einem Schiffe, und fand keinen. Meine Paar Shillinge — alles, was mir mein Vater auf dem Sterbebette geben konnte — mußten über Bord geworfen werden; was ich an Kleidern und Hemden hatte, folgte nach; — mein Kiel ging bald in todtem Wasser. Ich mußte betteln, Herr!“

Die weißen Dampfwolken flogen um das braune Gesicht, daß es aus einer mächtigen gepuderten Perücke, die ein Sturm schüttelte, zu zürnen und zugleich zu lächeln schien. Der englische Matrose ist die wundersamste Mischung von allem, was Ernst und Spaß heißt.

„Der erste, den ich anrief, war ein alter Herr, steif wie ein Mick. Er schüttelte den Kopf und ging weiter. Ein Dandy folgte. Er betrachtete mich mit einem Ding, das er an einem kleinen Tau um den Hals trug. „Bitte, Herr!“ sagte ich. „Bitte, Herr,“ sagte er und betrachtete mich noch einmal mit seinem Brennglas; „fort, fort!“ — Ich hielt jetzt auf einen dicken Herrn an, der einher watschelte, als ginge es strack gegen den Wind. „Faulenzer, — arbeiten!“ discantirte er aus dem zahnlosen Mund und manövrirte rechts ab. Eine alte Barke von Frau, die Fische geladen hatte, sah mich an, stand und streckte einen ihrer Enterhaken aus, an welchem ein Pfenning hing; „da, armer Schelm, da!“ sagte sie und segelte weiter. Aber jetzt kam eine ganze Flotte von jungen Mädchen, aufgetackelt wie eine Yacht bei ihrem ersten Ausflug, das Segeltuch platt back gegen den Mast tragend. Als sie zu mir kamen, gierten einige auf der Back-, andere auf der Steuerbordseite ab, und die zunächst an mir vorüberstrichen, lachten mich aus und spotteten meines zerschellten Kiels.“

„Es wurde allgemach Nacht, das Wetter war kalt und rauh, und über der Stadt hingen Rauch, Dunst und Nebel, wie des Teufels Tischtuch am Kap. Ich hatte nichts mehr zu verkaufen, der Pfenning, den mir die Frau mit den Fischen gegeben, war meine ganze Habe. Ungewiß, wo ich die Nacht hinbringen sollte, setzte ich mich auf die kalten Treppen eines Hauses. Ich weinte bitterlich und überlegte, auf welche Weise man am kürzesten in die Ewigkeit segele.“

„Was wollt Ihr hier, junger Bursche?“ rief mich plötzlich eine harte, rauhe Stimme an, und ein bejahrter Mann stand vor mir, im Begriff, den Klopfer des Hauses zu ziehen. Die nahe Straßenlaterne warf ihr volles Licht auf mein Gesicht, als er mich näher betrachtete, und augenblicklich änderte sich der Ton seiner Stimme. „Ihr weint, — ein Mann, — ein so junger Bursche weint? Kommt herein!“ Ich folgte dem Retter, — erhielt ein Nachtessen und Obdach, — Tags darauf eine Empfehlung, und nach acht Tagen segelte ich mit dem Tamar nach Westindien und schlage mich seitdem rüstig durch das Leben, nicht ohne die Aussicht, mein Schiff endlich in einen friedlichen Hafen zu steuern. Der edle Mann aber, der mich rettete — —“

„Sam, Sam!“ rief der Alte, aus dem Schlafe auffahrend, — „Sam, Schwäzer, Plaudermaul! Glaubt ihm nicht, Herr, — er hat zu viel Grog getrunken. Laßt uns nun nach Hause gehen, Sam, der Regen hat aufgehört und es ist fast spät. Ich wünsche Euch gute Nacht, Herr, und glückliche Reise.“ Damit schritt er rüstig aus der Thüre. Sam wiederholte mir des Alten Wünsche und machte im Rücken seines Gastfreundes eine Geberde, welche seine obigen Worte ergänzen sollte. Es wird nicht nöthig sein, sie dem Leser zu erklären.

Ich aber schlief vergnügt zu Windsor; ich hatte zwei gute Menschen mehr auf meinem Wege gefunden.

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

(Fortsetzung.)

Was nun die Kunstwerke betrift, so kennst du meine Neigung und den Zweck meiner Sendung. Es wird dich daher nicht wundern, wenn ich dir von Tizians Himmelfahrt Mariä im Dom wenig mehr sage, als daß mich nur die Transparenz, die das edle Feuer des grosen Venezianers selbst der werthlosen Körperwelt zu geben vermochte, davor halten konnte, und von des heiligen Georg Martyrthum in S. Giorgio von Paul Veronese, daß die Farbenfülle darin nicht seinen sonst so lebendigen und umfassenden Humor ersetzt. Welche Hindernisse der Bildung einer Schule zur Zeit des Wiederauflebens der Künste in Verona im Wege gestanden, weiß ich nicht; man findet dort wenig bedeutende Malereien aus älterer Zeit; doch haben sie, wie die Werke des Pisanello und Carotto, bei aller Verwandtschaft mit den Nachfolgern Giotto's schon die kräftigere, naturgemäße Färbung voraus, wodurch die Schule von Venedig später in der Geschichte glänzt. Die Skulptur — ich spreche dir natürlich nichts vor von dem weltbekannten Denkmal der Scaliger — findet für ihre Geschichte in Verona ein sehr merkwürdiges Werk, den Taufstein in S. Giovanni in fonte, einen großen Wasserbehälter, dessen Außenwände mit Darstellungen aus der Kindheit-Geschichte Jesu in Relief geschmückt sind, eine Arbeit aus dem zwölften Jahrhundert (muthmaßlich), an welcher das Bestreben, antike Vorbilder bei christlichen Dingen zu benutzen, deutlich in die Augen springt, während zu gleicher Zeit die künstlerische Eigenthümlichkeit sich mit besondern Einfällen, wie etwa dem, daß S. Joseph auf der Flucht das Kind trägt, daß vorher (bei der Geburt) Ochs und Esel es im Maule halten rc. zufrieden gibt. Du wirst lachen, und ich lache mit, daß ich diesen oft ganz kindischen Kunsterzeugnissen nachgehe; es liegt aber hinter all dem Unbehülflichen und Lächerlichen ein tiefer Ernst, eine hochachtungswerthe Anstrengung der Menschheit, ein Emporarbeiten zum Licht und eine Fülle von Kraft, die sich später nicht — erzeugt, sondern — entwickelt.

Bei weitem das Interessanteste in Verona waren mir die ältern kirchlichen Bauten, die fast alle dasselbe Gepräge tragen, woraus zu schließen, daß die Stadt jene Pracht, deren Ruinen vor uns liegen, in kurzem Zeitraume erlangt haben muß. Unsre Architekten sind so oft in Verlegenheit, mit geringen Mitteln etwas Ausgezeichnetes und Schönes zu liefern. Hier sind Wege genug vorgezeichnet; warum schlägt man sie nicht ein? Die protestantische Kirche vornehmlich, die, ihrer Natur nach, allen Bilderschmuck an's Aeußere verweisen sollte, wie reiche Motive fände sie in den Façaden, Vorhallen und Fenstern der alten Veroneser Kirchen, ohne den Bettelreichthum von byzantinischen und römischen Verzierungen, Kapitälen, Skulpturen, Sarkophagen, gewundnen und geblümten Säulen rc. im mindesten anzugreifen.

Mit dem frischen Eindruck, den diese Gebäude auf mich gemacht, kam ich nach Mantua, und in den Dom daselbst und zu S. Andreas. Gewiß aber fände ein alter Römer, wenn er heutzutage einem Gottesdienste in S. Peter beiwohnte, weniger Befremdliches, als ein Christ finden muß, der von S. Fermo in Verona nach S. Andreas in Mantua kommt. Wie feierlich ernst ist dort Alles, wie scharf vom Leben gesondert. Hier heißt's aber deut-

lich: „In den engen, finstern Räumen kann's unserm Herrgott auf die Länge nicht gefallen; wir wollen's ihm behaglich, gemüthlich machen, so, wie wir's gern selbst haben bei Bällen und Maskeraden.“ Wirklich herrscht in den genannten Kirchen eine so unabweisliche Heiterkeit, daß man ihr eine psychologische Bedeutung nicht absprechen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst.

(Neuigkeiten in den Sälen des Städel'schen Kunstinstituts und des Kunstvereines zu Frankfurt. November u. December 1834.)

(Fortsetzung.)

Was nun die erwähnten Portraits von Heuß betrifft, (das des Malers selbst, ferner Reinhard's, Binsen's, Koch's, Thorwaldsen's, Overbeck's und das einer Italienerin) so muß, was früher im Allgemeinen ausgesprochen ward, mit voller Strenge speziell auf dieselben angewandt werden. Ein solches Streben, durch Rohheit der Ausführung Aufsehen zu erregen, die Gemeinheit statt der reinen Formvollendung einzubürgern, und Form von Wesen zu trennen, wie Körper von Geist, Genialität zu affectiren, (weil keine vorhanden ist,) jenen *premier coup* der Franzosen mühsam nachzukünsteln (man betrachte zum Beispiel Overbeck's Portrait genau!) — muß ernsthaft bekämpft und geradezu falsch und verwerflich genannt werden. Zudem kann behauptet werden, daß der Maler, welcher die Geringschätzung der Form affectirt, allerdings vielen Grund habe, sich nicht anders zu geben, als er sich gibt; denn untersucht man alle zusammenwirkende Einflüsse, woraus dem Beschauer der widrige Eindruck entspringt, so zeigt sich, daß es H. Heuß wirklich an den künstlerischen Mitteln noch ebenso fehle, als es ihm an höherer Einsicht fehlt. Man prüfe z. B. die Töne der Hintergründe gegen die der Köpfe. Koch trägt eine rothe Mütze mit blauem Quästchen, und steckt in einem hellgrünen Hintergrund, welche Zusammenstellung der Farben für das Auge wirklich die Wirkung hervorbringt, als sähe man ein Papageiengefieder. Overbeck mit dem leidenden Ausdruck seiner blassen Züge ist an einen schmutzig grünen Hintergrund gebannt, der ihm vollends zur Todtenfarbe verhilft. Ein Künstler wählt die Farben und bringt sie in Einklang, er nimmt nicht blind von der Palette herab, was ihm eben in den Pinsel kommt. — Es ist übrigens sehr erfreulich, daß das Frankfurter Publikum nicht bloß durch die Anschauung bedeutender Kunstwerke an das Wahre und Rechte gewöhnt ist, sondern auch an und für sich schon im Allgemeinen richtigen Takt besitzt, um sich von geschmacklosem Modewesen in der Kunst abzuwenden. Es ist in diesem Centralpunkt Deutschlands stets soviel reger Verkehr und Austausch der Gesinnungen und Anschauungen von fern und nah, daß ein solches Streben, wie das an Herrn Heuß getadelte, nicht Wurzel fassen kann.

Faun und Bachantin von Heuß ist ein ebenso unkünstlerisch gedachtes und ausgeführtes Bild als seine Portraits. Fürs erste sieht es aus, als ob es unten abgesägt wäre oder als ob dem Maler, der oben angefangen, unten der Raum plötzlich versagt habe; (mit andern Worten: die Composition ist ohne Ueberlegung hingeworfen); fürs zweite gilt ihr derselbe Vorwurf, den man den Portraits machen kann, — alle diese Oelgemälde sehen aus wie mit Leimfarben gemalt. Fürs dritte ist dem poetischen Vorwurf keine poetische Auffassung geworden; wir sehen eben ein gemeines fleischiges Modell, — von Verzeichnungen und Fehlern im Colorit gar nicht zu sprechen.

Schließlich und nachträglich darf ein Umstand, der bei den Portrait's bemerkbar wird, durchaus nicht übergangen werden. Es ist, (inwiefern wir einzelne davon mit unsrer Erinnerung messen können,) äußere Aehnlichkeit vorhanden — aber gerade dieser Umstand ist ein Beweis, daß man treffen könne, ohne Künstler zu seyn, und daß zu einem Kunstwerk mehr gehört, als bloßes Talent. —

Handzeichnung von Overbeck (in Rom). Der Erlöser, auf einem erhabenen Pfuhle, umgeben von Petrus und Paulus zur Rechten, von Jacobus und Johannes zur Linken; zu seinen Füßen Maria; an seiner Seite, vor Johannes, Maria's Schwester, Martha. Arabesken umrahmen die liebliche Composition und umschließen vier kleinere allegorische Darstellungen. Der Glaube, als geharnischter Ritter, mit Helm, Schwert und Schild, in welchem Letzteren Pfeile haften. Darunter die Treue, duldend, nach dem Bibelspruch: Wer mein Schüler sein will, der nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach; — hier trägt der Mann das Kreuz und Weib und Kind helfen treu liebend es ihm tragen. Auf der andern Seite, dieser duldenden Liebe gegenüber: die spendende, — die Mutter, mit ihrem Kind auf dem Arm, beschenkt den Dürftigen; selig durch das, was sie empfangen, selig durch Geben. Darüber im vierten Seitenraume: Ein Mann, welcher sich seines Gewandes abthut und im Begriff ist, eine Leiter hinanzuklimmen; irren wir nicht, so ist dadurch das christliche Hoffen ausgedrückt; die Allegorie gilt der Seele, welche das Kleid dieses Lebens auszieht, die Sehnsucht strebt zu seligen Höhen hinan. Der Giebel des gothischen Kapellchens, worin der Heiland thront, endigt in einem Arabesken-Kelch, dem ein Springquell entsteigt, an welchem Hirsch und Hirschkuh sich laben. Unten gewahrt man das Oster-Lamm. Eine schöne katholisch-innige Gestalten-Dichtung, voll jener Lieblichkeit, womit Overbek seine reich empfundenen Compositionen auszuführen pflegt. Doch ist nicht zu läugnen, daß aus der Auffassung der Haupt-Figuren eine gewisse Disharmonie störend herauswirkt. Man kann sagen: der Kopf des Heilandes gehört der Schule des Giotto an, während die Stellung von dessen Unterleib, namentlich die Draperie, ganz dem Evangelisten Johannes des Fiesole ähnlich ist, und Martha, Jacobus und Johannes mit jener Leichtigkeit und Grazie behandelt sind, welche die letzte Epoche Raphaels charakterisiren.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Frankreich. Das erste in Frankreich nach amerikanischen Mustern construirte Dampfboot wird bald ganz fertig sein, und in den Gewässern von Nantes vom Stappel gelassen werden. Der Bau desselben ist ganz eigenthümlich; es besteht aus zwei doppelten hohlen großen Kegeln von Eisenblech, welche rücklings gegen einander stehen, und durch Sparrwerk (eine Art von Floß) verbunden sind. Der Anschein läßt vermuthen, daß es zwei Maschienen enthalten wird, von denen die Hälfte ihrer Kraft immer perpendiculär auf den Widerstand wirkt. Das Rad, welches die Bewegung hervorbringt und funfzehn Fuß im Durchmesser hat, ist zwischen den beiden Kegeln angebracht. Man sieht mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wann dies neue Dampfboot seine erste Reise antreten wird. — So eben erscheint bei Galignani in Paris Bulwer's berühmte Letter to a late cabinet minister on the present crisis, ein Abdruck nach der fünften Londoner Auflage. Fünf Auflagen in wenigen Wochen! ein erfreulicheres Zeichen der Zeit, als alle Auflagen und Nachdrücke der Paroles d'un croyant, obgleich auch die Letzteren für die innere Geschichte unserer Tage ein merkwürdiges Dokument bleiben.

Ein Industriezweig in Dekan. In Dekan (der eigentlichen Halbinsel Vorder-Indiens) bestehen mehre Gesellschaften von Tauchern. Eine derselben, an welche sich der Lieutenant Taylor wandte, um einen Diamantring, den er bei'm Baden in einem Teich verloren, wieder zu erhalten, besitzt einen Chef, der durch das ausserordentliche Talent, mit welchem er seinen gefährlichen Handelszweig betreibt, eine nicht geringe Celebrität erlangt hat. Er zeigt sich selten ohne seinen prachtvollen Stab, ein Geschenk des Peischwah Boje-Row, dem er einen kostbaren Smaragd aus dem Fluß Tartie wieder brachte. Eine Tauchergesellschaft besteht gewöhnlich aus drei Personen, von denen zwei sich wechselseitig in die Tiefe hinablassen, während der dritte sich am Ufer hält. Die beiden anderen nehmen jeder einen Eimer mit sich, sieben Zoll tief, und einen halben Fuß im Durchmesser. Auf dem Grund des Wassers angelangt, füllen sie ihre Gefäße mit Erde und Sand, und tauchen dann mit diesem ihrem Gewinn wieder empor. Während nun der Dritte sich damit beschäftigt, den Eimer auszuleeren, und in dessen Inhalt sorgfältig nach dem verlornen Gegenstand zu suchen, tauchen die beiden andern wieder hinab, und setzen ihre Arbeit mehrere Stunden lang fort, bis sie den ganzen Grund an den ihnen angezeigten Stellen durchforscht haben. Selten kehren sie ohne die erwünschte Ausbeute zurück. Jeder bleibt in der Regel anderthalb Minuten in dem Wasser. Wenn man bedenkt, daß sich diese Leute fast durchgehends das Drittel vom Werth der verlornen Kostbarkeiten als Honorar bezahlen lassen, so muß man gestehen, daß dieser Industriezweig bessere Procente abwirft, als mancher deutsche Actienverein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 4. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 5. Januar.

Die junge Amme.

Von

Ludwig Bechstein.

„Mein Kind, mein Kind! Leb' wohl, ich scheide!
Mein Herz zerreißt endlose Pein!
Ich wandle fort im tiefsten Leide,
Du darfst hinfort nicht bei mir sein.
Weinst du? Weinst du? Gott mag vergeben
Ihm, durch den wir so elend sind!
Leb' wohl, leb' wohl, mein süßes Leben,
Ich muß in fremde Hand dich geben,
Und ich muß stillen das fremde Kind.“

„Sie werden mir den Dienst bezahlen,
Sie bieten Putz und Geld zu Hauf,
Doch meiner Seele Hollenqualen
Wiegt ihres Lohnes Glanz nicht auf.
Weinst du, weinst du um mein Verzagen,
Weil wir so arm geboren sind?
O still, o still mit deinen Klagen,
Ich muß den schwersten Kummer tragen,
Und ich muß tragen das fremde Kind.“

„Von meinem Glück bin ich gerissen,
Mein Trost bleibt hinter mir zurück!
In fremder Hand soll ich dich wissen,
Und soll noch — preisen mein Geschick!
Weinst du, weinst du? Sei still! Sie meinen,
Daß wir so beide glücklich sind!
Leb' wohl, leb' wohl! Ach, ich muß weinen,
Und dennoch soll ich heiter scheinen,
Und ich soll lieben das fremde Kind!“

So weint sie laut, die junge Amme,
Am Trennungstag, am trübsten Tag,
Und ihrer Mutterliebe Flamme
Schlägt feurig ihrem Säugling nach.
Ach, ihre Thränen sind unzählig,
Wie zahllos ihre Seufzer sind;
Doch Lieb' ist mächtig, Lieb' macht selig,
Und wie sich stillt ihr Schmerz allmählig,
Stillt liebend sie das fremde Kind.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

Sie wischte sich die Thränen mit ihrem weißen Schürzlein aus den Augen, und sah fromm und schuldlos wie eine Taube zum Bruder empor, an dessen Schulter sie ihr Haupt lehnte.

„Dumme Dirne!“ schalt dieser, „was hast du dich! Ist das nicht Alles in der Ordnung? Daß Weiber, die als Hexen verdächtig sind, eingesteckt werden, geschieht überall und kann auch dir in deinen alten Tagen noch in's Gras wachsen. Höre nur auf von dem Urfräle! Und daß der Herr Forstwart dich geküßt hat — nun, das ist für eine schlechte Bauerdirne wie du bist, eine Ehre. Sieh ein Mal,“ fuhr er fort und nahm den Käfig wieder zur Hand, dessen helle Farben er in der Sonne spielen ließ, „wie gefällt dir das Ding? Ist es nicht schön geworden?“ Bärbchen sah ihn verwundert an und wollte etwas erwiedern; Konrad aber fiel ihr in's Wort. „Höre, Bärbel,“

sagte er, „es bleibt doch dabei, daß wir Nachmittags auf's Schloß gehen, ich mit dem Vogel, du mit den Wurzeln und Kräutern für des Herrn Schwestern? Ach, sieh ein Mal," setzte er hinzu und schaute in die Ferne um Bärbchens Blick auszuweichen, „sieh ein Mal, wie eben der Burgthurm vom Hohenstein in der Sonne glüht."

Wirklich zeigte sich in nordwestlicher Richtung ein über die waldige Berge des Thals weit hervorragender hoher Thurm in der prächtigsten Morgenbeleuchtung. Er mußte mit Schiefer gedeckt sein und einen metallnen Knopf haben, denn das Licht brach sich an seiner Spitze und strahlte daran zurück, so, daß er glänzend und erhaben, wie ihr Beherrscher, über der Gegend ragte. „Ja doch," sagte Bärbchen, „Fräulein Brigitte hat die Kräuter bestellt, getrocknet sind sie auch, und wenn sonst nichts dazwischen kommt —"

„Was kann dazwischen kommen?" fuhr sie Konrad an. „Ist heute nicht Sonntag? Und müssen wir nicht jeden Wunsch der Edelfrauen als einen heiligen Befehl betrachten? Du bist doch recht undankbar, Bärbel," fuhr er fort, „daß du dich nur noch besinnen kannst, heute hinaufzugehen. Denkst gar nicht mehr an unsere Krankheit, und wer uns gepflegt und geheilt hat? Wer kam selbst in unsere schlechte Hütte, da wir im ansteckenden Fieber lagen und Alles uns floh? Wer bereitete uns zu trinken und reichte uns den Trank!"

„Fräulein Brigitte, die fromme Dame," sagte Bärbchen, die Hände faltend, „Gott segne sie!"

„Und Fräulein Hildegardis," setzte der Bruder schnell hinzu. „Also wir gehn, Bärbel, wir gehn — und wenn du nicht mit willst, undankbares Mädchen, so gehe ich allein mit meinem Vogel. Doch nein, dazu wäre ich zu blöde. Das könnt' ich nimmermehr. —"

„Undankbar?" sagte jetzt Bärbchen und stand auf von der Bank — „nein, das bin ich nicht und möchte auch nicht gern dich dafür halten, Konrad. Heiliger Gott, ist das Alles, was du mir auf meinen Bericht von dem Urfräle erwiederst? — An eitle Dinge denkst du, kein Mitleid rührt dein Herz, keine Thräne netzt dein Auge?" — „Geh hinein!" befahl ihr Konrad barsch, indem er sie mit der Hand fortwies. „Der Vater regt sich, ich höre ihn. Flenne nicht Dirne, es ist genug geflennt. Und dem Alten kein Wort gesagt! — hörst du?" Damit stand er auf, nahm seinen bunten Käfig und entfernte sich hastig, nicht in das Haus gehend, sondern in die Flur, die dahinter begann und mit dem Waldrand endigte. Bärbchen aber nahm trübselig den nur halb ausgeleerten Napf und begab sich zum Vater, um auch für ihn die Morgensuppe vom Feuer zu nehmen. — —

Es war beinahe Mittag, als Konrad trüb vom Walde zurückkehrte. Bärbchen empfing ihn mit stiller sorglicher Freundlichkeit, die sich heute mehr als je beurkundete. Denn sie fand den Bruder ernst, beinah niedergeschlagen und bleich; eine Traurigkeit, die er verhehlen wollte, umflorte seine Seele und entging ihrem beobachtenden Blicke nicht. Nach eingenommenem Mittagsmahl stieg Bärbchen auf den Boden des kleinen Hauses hinauf und nahm mit Vorsicht ein von Weidenruthen geflochtenes mit einem Rand versehenes langes Hangbret hinab, das zwischen zwei Dachluken schwebte und auf welchem Wind und Sonne kostbar duftende Kräuter trockneten. Die erste Zeit des beginnenden Frühlings mit den unendlichen Lebenskeimen in Erde, Luft und allen Elementen der Natur, erzeugt auch, bevor sich der Boden mit einer prächtigern Blumenwelt schmückt, viele von den unscheinbaren aber köstlichen Kräutern, in welchen die Essenz des Lebens wohnt nebst der Kraft, alle Störungen desselben aufzuheben und den Tod zu vertreiben. Solche nun, hatte Bärbchen, so weit ihre Einsicht reichte, bald nach dem Schmelzen des Schnee's mit fleißiger Hand gesammelt, und sie sorgsam getrocknet, Eines mehr, das Andere weniger, denn sie wußte schon, wie es die Edelfräuleins auf dem Hohenstein zu ihrer Hausapotheke bedurften. Jetzt legte sie sie alle in einen zierlichen Handkorb, die Wurzeln unten hin, die zarteren Kräuter darüber, bedeckte sie mit einem Tüchlein, und begann dann, sich selbst ein wenig mehr zu schmücken, als sie es an einem gewöhnlichen Sonntag that. Der seligen Mutter letztes Erbstück, das noch nicht veräußert worden war, ein silbernes Halskettlein, ward umgelegt, ein feines Spitzentuch um das blonde Haar gewunden und die schneeweiße, wallende Brust mit einem ähnlichen bedeckt. Bärbchens leichte, schwebende Gestalt, ihr feiner Bau, ihr beseeltes Wesen umfloß ein, ihr selbst unbewußter Reiz, den nur eine edlere Natur erkannte, der jedoch seinen Zauber auch auf die roheste übte, wie das Beispiel des Forstwarts gezeigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

(Fortsetzung.)

Von Allem, was Mantua an Kunstschätzen besitzt, müssen Einem, der sich für die neuere deutsche Kunst interessirt, die Gemälde im Palazzo del T anziehen, die umfassenden Werke des Meisters, den die Muse Ariostos beflügelte und der die Rosse des Sonnengottes lenken durfte, wohin er wollte. Giulio ist in vielen Stücken für Cornelius Vorbild gewesen, und die mythologischen Darstellungen in der Glyptothek haben mit denen des genannten Pallastes bis in das Einzelne der Darstellung viel Verwandtschaft; nur ist Cornelius überall edler und einfacher, obschon die Grazien Raphaels sich noch nicht ganz von dessen großem Schüler gewendet haben, wie von dem mitarbeitenden Primaticcio. Der Uebermuth Giulio's tritt in Mantua auf eine Weise hervor, die — so lustig sie bei ihm ist — das Zeichen zu vielen Kunsttollheiten gegeben hat. Deckengemälde wandte man in ältrer Zeit mit großer Einschränkung an; Verzierungen oder einfache symbolische Gestalten blieben in

den meisten Fällen der Inhalt derselben. Schon im fünfzehnten Jahrhundert aber brachte man ausführlichere Darstellungen an diesen unbequemen Ort, und Raphael und Michel-Angelo fragten nichts mehr nach Decke und Wand, sondern ergossen ihren überreichen Geist, mochte er hinströmen, wohin er wollte. Was thut Giulio bei der Aufgabe einer Deckenmalerei? Gleich, als wollte er das Widersinnige solcher Zumuthung in's grellste Licht stellen, zeigt er uns alle oben vorgestellten Scenen von unten; den Menschen oder vielmehr Göttern sieht man auf die Sohlen, vom gedeckten Tisch erblickt man nur die untere Ansicht und die herabhängenden Zipfel des Tuchs u. s. w. Wie geistreich und wohlgemuth er all dies auch ausgeführt, er hat damit der plastischen Richtung in der Kunst den entscheidenden Schlag gegeben.

Bei der Fahrt durch die Ebenen der Lombardei drängte sich mir eine Bemerkung über uns närrische Menschen *) auf, die ich dir mittheilen will. Du weißt, wie ordnungslos der Italiener mit seiner Person, in seinem Haus, Zimmer u. s. w. ist; überall herrscht der Zufall und bringt so die malerische Wirkung hervor, um deren willen uns das kleine Alltagleben anspricht. Geh' aber heraus, nur vor die Thüre, so ist alles anders. Vergebens suchst du Wiesen, Wälder, Triften. In der Natur ist der Italiener, wenigstens zum größten Theil, der eigensinnigste Ordner. Nicht nur, daß die Bäume, die den Weinstock tragen, in langen Parallel-Reihen in den Feldern gerichtet stehen, hinter einander, neben einander; nein, alle haben dieselbe Gabelform der Aestung, die man ihnen künstlich gibt, so daß alle Stämme bis zur Gabel gleich hoch und, wo möglich, gleich stark sind. So gleichen Gegensätze sich aus.

Soll ich dir nun ein Wort über die Kunstschätze Bologna's sagen, so ist es wohl billig, wenn ich dich zuerst vor ein Kunstwerk führe aus der Hand des allgemeinen Malerpatrons, der, wie du weißt, der Evangelist S. Lucas ist. Die Ueberzeugung indeß, die sich durch die tausendfache Copie des Originals, die an allen Straßen und Häusern zu sehen, nur noch mehr bestätigte, daß er in letztgenannter Eigenschaft bedeutender sei, führten mich nicht weiter, als vor die Thüre der auf einem Berge vor der Stadt gelegenen großen Kirche della Madonna di S. Luca. Drei Viertelstunden lang steigt man in einem bedeckten Bogengang aufwärts. Von der Höhe übersieht man die ganze Lombardei bis Parma und Padua, so wie auf der andern Seite die Appeninen; unzählige Landhäuser liegen in den unabsehbaren Gartenfeldern, und es klingt wahr genug, wenn der Kastellan von Sommernächten sagt, in denen, wenn alle Villen erleuchtet sind, der Himmel sammt seinen Sternen auf die Erde gefallen zu sein scheine. Vielleicht interessirt dich, da ich über den artistischen Werth des heiligen Bildes nichts Erhebliches zu sagen weiß, ihr kirchlich religiöser. Fast möcht' ich wieder eine Bemerkung machen. Der Italiener ist bigott, aber nur mit der Phantasie, daher er in die komischsten Widersprüche verfällt. In den genannten Arkaden wiederholt sich mehrfach ungefähr folgende mit großen Buchstaben geschriebene Mahnung:

„Schreib', o Wanderer, deinen Namen nicht an die Säulen und Wände dieses Säulenganges; denn, außerdem, daß dich die festgesetzte Strafe trifft, wenn die Wache dich sieht, ziehest du den Zorn der allerheiligsten Madonna auf dich, der alle diese Säulen und Wände gehören."

Dessenungeachtet war doch auf dem ganzen fast stundenlangen Wege kein Plätzchen mehr an irgend einer Wand oder Säule, das bequem noch einen Namen hätte fassen können, andrer Dinge nicht zu gedenken. Und nun sollte eben Einer die Wunderkraft des Bildes in Zweifel ziehen! Wehe dem!

Die Kirchen Bologna's enthalten viele ausgezeichnete Kunstschätze, unter denen mir, wie du denken kannst, das Grabmal des heil. Dominikus, angeblich die Arbeit meines alten Pisaners Nichola, der bedeutendste ist. Pisa selbst wird mich hoffentlich darüber aufklären, ob jene Arbeit vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herrühren kann, oder nicht. Vorläufig sagt, trotz Vasari, Baldinucci, d'Agincourt und Cicognara, Alles in mir: „Nein"! Wie wenig der Prophet in seinem Vaterlande — gilt, nicht sowohl, als — geachtet wird, zeigt Bologna auf eine abschreckende Weise, indem es die Fresken seines großen Francesco in S. Cäcilia, die Geschichte der Heiligen vorstellend, samt der Kapelle, die ein offener Durchgang geworden, schonungslos zu Grunde gehen läßt. Die Pinakothek bewahrt eine Sammlung alter Altartafeln, in denen das Verhältniß der alten Bologneser Schule zur Florentiner, als ihrer Mutter, eben sowohl, als die größere Gehaltlosigkeit bei vorherrschender Technik, in klarem Lichte erscheint.

Mit zunehmender Freude habe ich den Weg über den Apennin nach Florenz zurückgelegt. Das ist das Reizende daran, daß Einem Italien, das hinter Verona allmählig zu verschwinden scheint, und in den Wüsten der Gebirge kaum den Namen noch verdient, beim Herabsteigen zum zweiten Male geschenkt wird. Man legt sich in die Tiefe des Wagens, um die Schneefelder und die zerrissenen, formlosen Hügel, die unfruchtbaren Abhänge, die elenden, schmuzzigen Hütten nicht zu sehen, von denen man noch bei Pietra mala und tiefer umgeben ist; aber siehe, auf einmal spürt man den festen Boden unter dem Wagenrad; draußen grünt von Lorbeer die Hecke, auf dem Oelbaum steht der fleißige Bauer und sammelt die Früchte, oder er gräbt Kohl und andres Gemüse aus dem Feld; an den Bergen glänzen die Villen, und Pinien und Cypressen durchschneiden mit ihren dunkeln, festen Gestalten die schimmernde blaue Luft, warme Nebel liegen im Thal und im Dufte schwimmen die Berge.

Der Zauber wiederholt sich diesseit Florenz, wo ich mich dießmal nicht aufhielt, noch einmal. Schon erscheint dieß mir wie eine norddeutsche Stadt, und doch habe ich nur wenige Stunden gebraucht, um in diesen Sommernachtstraum mitten im Januar zu fallen. Ich reiche dir für heut zum Abschied einen Strauß von Maiblümchen, Nelken und Veilchen, den ich mir aus dem Garten vor der Porta Lucca geholt, und wünsche dir wenigstens nach drei Monaten einen ähnlichen aus deinem Garten.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Gastspiel der Dem. Hirschmann. Der Künstler muß aus sich heraus schaffen; was er darstellt, dem muß man es ansehen, daß es in ihm lebendig geworden. Das Leben, soweit es der Poesie zugänglich, in poetischer Form zu veranschaulichen, das ist ja eben die Aufgabe der Kunst. Es läßt sich sehr Vieles anstudiren, — insonderheit kann dieses der dramatische Künstler —, und das Anstudirte kann ein recht verständiges Aussehen erhalten; aber wo dem Studium die Grundlage des Lebens fehlt, da wird die Wahrheit nie vor unsere Augen treten. Wir werden mit dem Schein vorlieb nehmen müssen, und das poetische Sein wird uns fern liegen. Ein Schauspieler, der sich Leiden-

*) Unter dieser Aufschrift sammelte Jean Paul viele Bände Charakteristisches über den Menschen, die, noch ungedruckt, in meinen Händen sich befinden.

schaft, Naivetät, Majestät, der sich die ganze Stufenleiter der Gefühle anstudirt hat, den mag man einen verständigen Schauspieler heißen, der den Charakter aus einander zu setzen weiß; einen Künstler kann man ihn nicht heißen; denn was er spielt, das ist nicht in ihm lebendig geworden. Er versteht es, aber er lebt es nicht. Einen Charakter auseinandersetzen, und einen Charakter darstellen, das ist ein himmelweiter Unterschied. Wir haben viele verständige Schauspieler, aber Charakterdarsteller — ja deren haben wir auch Viele — auf dem Parterre. Ich mußte diese Einleitungs-Worte vorausschicken; ich werde dann und wann auf sie zurückkommen müssen.

Man hat der Dem. Hirschmann, die als Königin (Königin von 16 Jahren), Leopoldine (beste Ton), Julie (Romeo und Julie), Donna Diana und Johanna auftrat, Mangel an Gefühl vorgeworfen. Man ist nämlich daran gewohnt, daß die Schauspielerinnen sich und ihr Gefühl in die Rolle übertragen. Wenn man in dieser Beziehung Gefühl von einer Schauspielerin verlangt, und diejenige, die objectiver zu Werke geht, manierirt nennt, so hat man Unrecht. Indeß bei Dem. Hirschmann hat man sich wohl nur im Namen vergriffen; man hätte ihr richtiger Mangel an Leben vorwerfen sollen. Sophie Schröder verwebt ihr subjectives Gefühl nie in die Darstellung, sie ist rein objectiv; aber sie durchlebt, was sie spielt, und man wird wahrhaftig nie von Manier bei ihr sprechen können.

Leben das ist die causa movens der Darstellung. Wo das fehlt, da fällt es einem Jeden auf, wenn auch nicht ein Jeder den rechten Namen dafür zu finden weiß. Dem. Hirschmann reiset seit einigen Jahren bei allen deutschen Bühnen umher, und spielt auf allen deutschen Bühnen so ziemlich dieselben Rollen, und sie ist in allen diesen Rollen zu Hause, aber die Rollen sind nicht in ihr zu Hause, sie sind nicht in ihr lebendig. — Die Königin von 16 Jahren. Der Charakter, wie er aus der Dichtung hervortritt, ist ein Gemisch von Hoheit, Naivetät, Eigensinn, Laune u. s. w., lauter Fragmente, lauter Fetzen, Theater-Fetzen. Scribe hat von der Oberfläche geschöpft, es fehlt hier jegliches Motiv. Dem. Hirschmann hatte sich das Alles verständig anstudirt. Sie lachte und weinte, war majestätisch einstudirt und sentimental; aber sie spielte blos, sie stellte nicht dar. Auch brachte sie in die Darstellung kein Motiv; denn man wird mich nie überzeugen, daß das Leben war, was sie veranschaulichte. Es war viel Taktmäßiges in der Leistung: Weinen und Lachen, Eigensinn und Erhabenheit, Alles war abgemessen. Es sollte Alles Licht sein, es fand keine Schattirung, kein Uebergang statt; jede Gemüths-Bewegung stand für sich allein, es war eine anatomische Leistung, ohne inneren Zusammenhang. Wenn's an's Anatomiren geht, da ist freilich nur vom Tode die Rede. — Julia (Romeo und Julie), die Liebe in romantischer Verklärung, die Liebe in ihrer schönsten Blüthe, eine duftende Blume, eine Feuerlilie, wo sie auflodert, aber doch immer eine Blume. Die Blumen gehören in das Gebiet der Lyrik, und die Lyrik lebt im Gefühle. Dem. Hirschmann lebt nicht im Gefühl; da ist nun Dem. Lindner zu Hause. Sie ist die lebendige Lyrik, sie ist die Julia Shakspeare's. Für die Julia ist nicht nur Leben, für sie ist jenes weiche, zarte, himmlische Gefühlsleben der Liebe erforderlich, denn durch dieses wird der romantische Zauberglanz über die Julia gehaucht. Wo der fehlt, da hilft kein Studium, keine Auseinandersetzung; und er fehlte der Leistung der Dem. Hirschmann. Ihrem Organe fehlte der Schmelz, die Musik, der Flötenton, in dem nur diese Liebe sprechen kann. Ich habe nichts gegen die verständige Auseinandersetzung der Situationen zu erinnern; ich erkenne das physische Studium an. Das Seelenleben, das sich eben nicht beschreiben, das sich nur fühlen läßt, das sah ich nicht. Und nun gar — lächelte diese Julia auf andere Weise, als die Christine, war es nicht dieselbe Gemachtheit, wie bei dieser, die hier im Mienenspiel hervortrat? Die Persönlichkeit der Dem. Hirschmann ist reizend, sie gleicht einem Frühlings-Sonett in schöner Form, aber ohne geistig-poetischen Lichthauch. Sie könnte eine Julia seyn, wenn sie eine Julia fühlen könnte. Es ist mit der Liebe eine schlimme Sache. Sie läßt sich nun und nimmer anstudiren.

Leopoldine (der beste Ton); diese Rolle kann gemachter hingestellt werden; sie kann eine gewisse Koketterie mit der Naivität vortragen. Es ist hier kein Charakter vorhanden; Konversation mit feiner Glasur, savoir faire, ein hübsches Aeußere, ein wenig Liebäugeln, und die Sache macht sich. Eine Künstlerin wird hier kaum mehr bewirken, als eine routinirte Schauspielerin, die mit ihrer Persönlichkeit Effect zu machen weiß. Und doch möchte ich der Leistung der Dem. Hirschmann, als Leopoldine von Strehlen, mehr Zartheit wünschen. Man vermißt ungern den weiblichen Grundton in einem „besten Ton."

(Schluß folgt.)

Buntes.

Die türkische Heeresmacht. Bei'm Beginne des Krieges der Pforte mit Aegypten belief sich die türkische Streitmacht auf ungefähr 300,000 Mann. Sie besteht jetzt aus regelmäßigen, organisirten und auf europäischem Fuß disciplinirten Truppen, und aus unregelmäßigen, welche noch nach dem alten System aufgeboten werden. Die Ersteren belaufen sich jetzt auf 50,000 Mann, nämlich:

Infanterie.	4 Garde-Regimenter	10,000	Mann.
	20 Linien-Regimenter	24,000	—
	einzelne Bataillone, in den Provinzen einquartirt	12,000	—
Kavallerie.	3 Garde-Regimenter	1,500	—
	2 Linien-Regimenter	1,000	—
Artillerie.	der Garde zugetheilt	300	—
	bei der Linie	1,200	—
		50,000	—

Die unregelmäßigen Truppen belaufen sich auf ohngefähr 170,000 Mann, gekleidet und bewaffnet nach der vor dem jetzigen Reform-System bestandenen Herkommen. Sie bestehen aus:

Infanterie und Artillerie	130,000	Mann.
Kavallerie	40,000	—
	170,000	—

so daß man die Gesammtzahl aller Truppen in den türkischen Besitzungen auf 220,000 Mann anschlagen kann. Die Mehrzahl der regulären Truppen, besonders die Garden, sind in Konstantinopel und in den wichtigsten befestigten Städten stationirt, die irregulären sämmtlich an der Gränze, mit Ausnahme einiger wenigen Corps, welche in einige unbedeutendere Plätze im Innern der türkischen Besitzungen gelegt sind.

Ein Selbstmord. Die Wittwe Aldebert, eine brave Frau von 78 Jahren, wohnt mit ihrer Tochter in der rue du faubourg St. Martin, Nr. 84. Die Letztere ernährt und erhält ihre kränkliche alte Mutter durch unermüdete Arbeit, und darbt sich selbst das Nöthige ab, um es mit der Mutter zu theilen. Plötzlich jedoch bricht auch über das Mädchen ihr Unglück herein, keine Mühe, keine Sorge fruchtet mehr, es wird ihr unmöglich, die alte Mutter wie früher zu unterstützen, denn sie ist selbst dem Hungertode nah. Die alte Frau, über das Unglück ihrer Tochter in größerer Verzweiflung als über das eigene, faßt einen raschen Entschluß; sie will ein Leben, das vielleicht das Leben ihrer Tochter kostet, nicht länger behalten; ach sie weiß ja, wie hart diese zu kämpfen hat, um nur ihr eigenes Leben zu fristen, aber sie weiß auch, daß die treue Tochter sich um der Mutter willen bis zum letzten Augenblick selbst vergessen würde. Die 78jährige Frau macht in der Nacht ihre Rechnung mit ihrem Schöpfer fertig, und stürzt sich am andern Morgen vom zweiten Stockwerk auf das Pflaster herab, wo man sie ohne irgend eine Spur von Leben aufhob.

Die Urne von Bavai.

Am 27. November fand Hector Bochart einige hundert Schritte von Bavai längst der nach Avesnes führenden Route (einer der sieben römischen Straßen von Bavai her, wo man auch früher schon Gräber, Knochen ꝛc. gefunden) eine kostbare Aschenurne von Bronce, 9 bis 10 Zoll hoch, 8 Zoll im Durchmesser; sie enthielt noch Knochenreste. Auf der Außenseite zeigt sich die Inschrift: DIS. M. HIRTIVS. ANNO. VIICX; desgleichen ein Relief in einem so reinen und edlen Styl, daß man auf einen griechischen Künstler schließen möchte; in allen öffentlichen Museen Frankreichs sucht man vergebens nach einer an Kunstwerth ähnlichen Reliquie des Alterthums. Das Relief stellt eine sitzende Figur vor, gesenkten Hauptes, vor welcher eine Andere, noch im Kindesalter, in der Stellung eines Bittenden kniet, in der einen Hand eine Schale haltend, die andere erhoben und ausgestreckt; weiter hinten unter einem Palmbaum ein geflügeltes Kind mit gesenktem Haupte; auf der entgegengesetzten Seite zeigt sich ein römisches Tropäum mit dem Adler; an den beiden Seiten sind Stierköpfe en rélief angebracht.

Hierzu das Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 5. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 6. Januar.

Der arme Konrad.

Von
Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

So geschmückt trat sie, den Kräuterkorb unter'm Arm und freundlich lächelnd zu Konrad, als wollte sie ihn damit aufheitern und trösten, daß sie seinen heut früh geäußerten Wunsch nicht vergessen und ohne nochmalige Aufforderung bereit sei, mit ihm nach dem Hohenstein zu gehen. Er fuhr unmerkbar zusammen, als er sie so sah. Es war, als müsse er sich erst besinnen auf das, was er unlängst erst so eifrig gewünscht, dann aber sprang er mit einem Lächeln empor, welches plötzlich sein verfinstertes Antlitz wieder mit aller Wonne der Jugend verklärte, eilte in seine Kammer und kam bald wohlgekleidet, den grünen Hut auf dem Kopf, den neuen Käfig in der Hand, wieder zum Vorschein. Der schön gefiederte Buchfinke mit der kunstreichen Kehle ward seinem schlechten Gehäuse entnommen und in das prächtige versetzt, was ihm sehr wohl zu behagen schien, denn er begann sogleich eines seiner Lieder zu pfeifen. Während der alte Werrlein nach der Dorfschenke ging, machten sich nun seine Kinder auf den Weg nach dem Schlosse des Freiherrn von Lichtenstein, welches seinen Namen in der That trug, denn es lag hoch auf den Bergen am rechten Ufer der Itz und schaute mit seinen stattlichen Zinnen und Thürmen weit über das Land hinweg. Die Familie, deren einem Sproß es zum Wohnsitz diente, war aber auch eine der adlichsten und vornehmsten im ganzen Frankenlande, fast von Berg zu Berg begrüßten sich ihre Schlösser und von Thal zu Thal reihten sich ihre Besitzungen aneinander. Sie hatten die Vorrechte der Reichsfürsten, denn Niemand erkannten sie für ihren Herrn als Kaiser und Reich. Drei Brüder theilten sich gegenwärtig in die reichen Besitzungen des Hauses; es waren Herr Jörg, der Ältere, welcher das Stammschloß inne hatte, die uralte weitläuftige Burg Lichtenstein auf hohen Felsen über dem schönen Baunachsgrund thronend; dann Herr Hans auf Geyersberg, dessen Schloßberg das Städtlein Seßlach zu Füßen liegt und von den Wellen der blumigen Rodach benetzt wird, und endlich Herr Valentin oder Valten genannt, der auf dem Hohenstein hauste und welchem ein großer Theil des Itzgrundes mit seinen kleineren Unterthälern unterthänig war. — Wie der Lichtenstein, so ruhte auch seine Burg auf Felsengrunde, wenn gleich nicht auf so steil emporragenden starren Klippen, als jene. Sie war weitläuftig und prächtig erbaut, Thürme, Söller und gezackte Giebel schmückten sie, vor Allen aber war es der mächtige, stolz ragende Thurm, viereckig nach unten, soweit er sich mit der Mauer in gleicher Höhe befand, und dann rund und glatt bis zur Zinne emporsteigend, der dem Hohenstein besonders zur Zierde gereichte. Ein großes Thor auf der Mittagsseite, zu dem man über eine Zugbrücke gelangte, führte in den äußern Burghof, welchen die Wohnungen der Knechte und Reisigen, das Zeughaus und die Stallungen bildeten; dieser Hof war geräumig und konnte zu Waffenübungen jeder Art, selbst zu Turnieren gebraucht werden. Weiterhin erst erhob sich

der Schloßbau, oder mehrere in einem länglichen Viereck zusammenhängende ungleiche, aber große Häuser von grauen Quadersteinen, die in ihrem Innern abermals einen Hof nebst einer bedeckten Halle einschlossen. Hier pflegten sich die Knappen und Jagdhunde aufzuhalten nebst den vornehmeren Schloßdienern; selbst der ehrwürdige Kaplan, Meister Reinhard, wie er seines Citherspiels wegen genannt ward, verschmähte nicht, hier ganze Nachmittage zuzubringen, singend und spielend, oder in gelehrten Büchern lesend, oder auch trinkend und durch das Schauloch, welches in der Mauer angebracht war, hinaus lugend in die Ferne nach der churfürstlichen Veste von Coburg hinüber, die wie eine Mauerkrone gestaltet ist, und im Glanze der Abendsonne gar majestätisch über den Thälern schwebt, oder nach der schlanken Heldburg oder der, von unzähligen Fenstern erglänzenden Lauterburg, über welche, etwas nördlicher der alte ernste Rauhenstein hervorragt. Aber auch die Herrschaft selbst, pflegte nicht selten in dieser Halle zu verweilen und besonders diente sie dem Sohn des Schloßherrn, dem Junker Wolf zum Tummelplatz manches Zeitvertreibs, der für ihn Reiz hatte. Hier wurden seine Lieblinge, die Hunde, vom großen Saufänger bis zum kleinen krummbeinigen Dachshund herab, gepflegt, gefüttert, abgerichtet, gehetzt und geprügelt, eine Schaar deren lag in der Regel auf den Quaderpflastern, im Sonnenscheine ruhend, bereit, mit freudigem Winseln an dem Herrn empor zu springen, wenn er sich blicken ließ, aber auch mit eben so furchtbarem Gebell über den Fremdling herzufahren, der etwa scheuen Fußes durch das Thorgewölbe sich näherte. Dies fand statt, als Bärbchen und Konrad, welche vom Burgwart eingelassen, glücklich über den äußern Hof gelangt waren, jetzt Hand in Hand im inneren erschienen. Furchtsam hielt die Schwester des Bruders Arm, der mit einem Stocke bewaffnet war, und schritt nur zögernd vorwärts; in ihren gespannten Zügen lag die Angst vor der Gefahr, die unvermeidlich bestanden werden mußte, hatte man sich erst so weit gewagt, und vergebens schien ihr bittendes Auge die gestrengen Mächte, welche hier walteten, um Schonung anzuflehen. Ein furchtbares Gebell, Gekläff und Geheul erhob sich, sobald die Thiere, groß und klein, ihrer inne wurden, bald waren sie von Hunden umringt, welche nichts Geringeres zu drohen schienen, als die beiden Ankömmlinge zu zerreißen, Konrad wehrte so gut er konnte das kleine Geschmeiß von Waden und Füßen ab, hielt die größeren, welche ihm in die Seiten wollten, durch Stab und Arm, vorzüglich aber durch Ruhe und Furchtlosigkeit von sich, welche die Thiere erschreckt, Bärbchen aber wand und schmiegte sich, sprang zurück und machte dadurch das Übel nur ärger.

Sie stieß einen leisen Schrei aus, denn ein ungeheurer Schweißhund faßte den Zipfel ihrer Schürze mit seinen Zähnen und zerrte daran springend und heulend, als wenn er ein angeschossenes Stück Wild seinem Herrn herbeischleppte, während ein lautes Gelächter in der Halle ertönte. Es rührte vom Junker Wolf und seinen Knappen und Cumpanen her, die daselbst saßen und sich gütlich thaten. Unter den Letzteren befand sich der Forstwart. Anstatt ihre Bestien anzurufen und dadurch dem bedrängten Geschwisterpaar Luft zu verschaffen, ergötzten sie sich vielmehr an dessen Verlegenheit und der Angst des Mädchens, wobei der Forstwart vielleicht eine geheime Rache kühlte. Vergebens sprang ein kleiner Mann in seltsamer Kleidung herzu, ein Geschöpf, das offenbar die Natur in seinem Entstehen vernachlässigt hatte, indem es einem verkrüppelten Kind glich, welches ein Greisenantlitz trägt. Ein Höcker hinten und vorn verunzierte seine winzige Gestalt; sein großer Kopf war mit einer Schellenkappe bedeckt, und Schellen klingelten an dem ausgezackten Rand seines bunten Rockes; er warf sich muthig in das größte Hundegetümmel, faßte eines der Thiere bei seinem gewaltigen, mit Messing beschlagenen Halsband, umarmte seinen Hals, der mit dem seinigen ziemlich in gleicher Höhe war, und schwang sich ihm auf dem Rücken, wodurch das Zujauchzen und Gelächter der Herrn nur noch vermehrt ward. „Gokel! Gokel!“ hieß es von allen Seiten. „Recht so Narr! Hussa Narr, der Gokel reitet auf dem Waldmann — hussa, hussa!“ und das Gebell wurde immer ärger. Waldmann schüttelte seinen Reiter ab, sprang wüthender empor und auf Konrad mit offenem Rachen und gefletschten Zähnen zu, dieser schwang seinen Knotenstock und versetzte ihm einen Hieb über die Nase, von welchem der Hund ziemlich derb getroffen ward, so daß er zurücktaumelte und mit eingeklemmtem Schwanze ein furchtbares Geheul ausstieß. Das aber war ein Schlag, der den Junker selber ins Herz traf. Hand an einen seiner Hunde zu legen, vorzüglich aber an den besten Saufänger in der Umgegend, an den unschätzbaren Waldmann, den er nur gegen Abtretung bedeutender Flur- und Waldrechte von einem benachbarten Edelmann erstanden hatte, war in seinen Augen ein Capitalverbrechen, insonderheit von Seiten eines geringen Bauers. Ein allgemeines Geschrei der Mißbilligung erhob sich zu gleicher Zeit und des Junkers Zorn ward zur Wuth gesteigert. Braunroth im Gesicht, riß er einem der Reisigen, der am Boden saß und damit beschäftigt war, einen Sattelkarabiner zu putzen, dies Gewehr aus den Händen, nahm es beim Lauf und wollte mit der Wucht des schwer beschlagenen Schaftes über Konrad herstürzen. Bärbchen stieß einen durchdringenden Schrei aus und wer weiß, wie es ihnen beiden ergangen wäre, wenn nicht in diesem gefahrvollen Augenblicke eine Hülfe von oben, gewissermaßen vom Himmel herab, sich ins Mittel gelegt hätte. „Jesu! mein Heiland!“ rief eine Frauenstimme aus einem der Schloßfenster herunter, „welch’ ein gottloser Heiden-

Urm! Ist das eine Art, wie man den Feiertag heiligt? Wolf! Wolf! was treibst du einmal wieder? Muß es denn immer so hergehen, wenn der Vater nicht daheim ist? — Wolf, mein Neffe — ich bitte dich, sey doch vernünftig und sanftmüthig wie ein Christ. Wo nicht, so werde ich es deinem gottesfürchtigen und braven Vater bei seiner Heimkehr klagen." Es war, als habe die Stimme eines Engels zu den empörten Meereswogen geredet. Das Durcheinanderschreien verstummte plötzlich, Wolf ließ die schon erhobne Waffe sinken und hemmte seine, gegen den armen Konrad gerichteten Schritte, alle Köpfe blickten nach oben und die meisten wurden zu gleicher Zeit von Hüten oder Baretten entblößt. Da nickte freundlich aus einem der obern Schloßfenster eine wohlgenährte Frauengestalt auf die Versammelten herab. Jeder erkannte des Herrn Schwester, die vielgeltende, Alles ordnende Wirthschafterin des Hauses, die in Ermangelung einer Herrin hier eine solche war und unter deren Schlüsselbund vom Boden bis zum tiefsten Keller alles dasjenige ruhte, was zu des Leibes Nothdurft und Nahrung wie auch Ergötzlichkeit von Nöthen ist. Fräulein Brigitte war daher eine im ganzen Schlosse vom Ritter bis zum Troßbuben hochangesehene Person, die schon ein Wort mitreden durfte und die zu erzürnen man sich weislich hütete. Auch Junker Wolf, ein Mann von 26 bis 28 Jahren, fürchtete die Base, fast mehr noch, als den Vater selber; er stotterte als Erwiederung auf ihre Mahnrede etwas von unverschämtem Bauerngesindel, von Bettelvolk, das immer dreister werde, zu ihr hinauf; und daß Waldmann geschlagen worden sei. „Nun, nun," entgegnete die Base, vor deren mild-freundlicher Stimme sogar die Hunde sich beruhigt hatten; „daran wird er nicht sterben. Und sollte er eine Nachwehe davon spüren, so will ich ihm einen warmen Ueberschlag von den schmerzstillenden und geschwulstvertreibenden Mitteln auf die Nase legen, wovon er bald hergestellt seyn soll. Du aber irrest, lieber Wolf, wenn du die beiden Leutchen da für unverschämtes Gesindel und Bettelvolk hältst. — Ich kenne sie wohl, es sind die Kuckskinder von Altenbanz, gute ehrliche Kinder, wenn auch ihr Urfräle, Gnade ihr Gott, der Zauberei verdächtig ist; und das Mädchen sammelt mir Kräuter im Forste. He, ihr Kinder — wollt ihr zu mir?"

„Ja doch, ach ja doch," rief Bärbchen, „zu wem denn sonst, hochedles und gestrenges Fräulein?" Dabei hielt sie den mühsam geretteten Kräuterkorb hoch empor, auf daß ihn das Fräulein sehe.

„Gut denn, so kommt," entgegnete dasselbe. „Gokel, führe sie herauf in mein Gemach. Ihr Uebrigen vergeßt nicht, daß die Stunde des Vesperbrodes bald schlagen wird und daß der Auerhahn, der letzthin erlegt worden, wohl zubereitet, Eurer im Speisesaal wartet. Auch an einem Humpen Sommeracher soll es nicht fehlen." (Forts. folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

Lübeck, Bremen, Hamburg, das Kleeblatt der alten Hansa, die drei Denksteine jenes weitausgedehnten Bundes, dessen Macht Könige und Völker empfanden, und vor dessen Schiffsflaggen sich die Meere beugten, sie stehen noch rüstig und kräftig auf dem alten Grund und Boden, welche Bürgersinn und die Festigkeit ihrer republikanischen Regierungen ihnen gesichert haben. Die Hansa ist zerstäubt, aber die drei Schwestern, mit dem Schlüssel, den drei Thürmen und dem Adler auf einfachem Schilde, sie haben ihre Jungfräulichkeit durch die Stürme der Zeit getragen, und ihre mächtigen, in die Ebene weit hineinschauenden Thürme, der Wandel und Handel in ihren Mauern, das reiche, üppige Kaufleben in ihren Häfen, Alles deutet an, daß hier eine feste, sichere Hand, während der großen, politischen Erdstöße, gewaltet habe, die, wenn auch nicht das Ansehen des erloschenen Bundes, doch die innere Kraft, auf das Geschwisterkleeblatt übertrug. Zeit- und Ortverhältnisse waren der einen Schwester günstiger, als der andern, und Lübeck, einst das Haupt der Hansa, unter dessen Beistand Gustav Wasa die geraubte Krone sich in Stockholm wieder auf's Haupt setzte, und Christiern, den dänischen Usurpator, des blutgetränkten schwedischen Thrones entsetzte, hat durch diese Zeit- und Ortverhältnisse am meisten gelitten. Es dünkt dem ruhigen Betrachter eine gefallene Krone, ein zerbrochener Scepter, der einst über Länder und Meere ausgestreckt war, und jetzt zersplittert an den Ufern der Ostsee liegt, von der Treue seiner Bürger und den Zeitverhältnissen und dem europäischen Gleichgewichte bewacht, daß keiner die Hand nach den Splittern ausstrecke.

Ich habe mehre Jahre an dem ehrwürdigen Versammlungsplatze des alten Hansabundes verbracht, und seine Bewohner sind mir lieb geworden, und das einst hehr prangende Lübeck hat in seiner jetzigen bürgerlichen Bescheidenheit vielleicht mehr mein Herz angesprochen, als wenn ich in die Fülle seines Glanzes und seiner Hoheit eingeführt worden wäre. Ein des Thrones und der Krone sich begebener Herrscher wird leutseliger und gemüthlicher, menschlichwohnlicher.

In Bremen grüß' ich meine Vaterstadt, und von dort tönt das Ammenlied meiner Jugend zu mir herüber, das süßschmeichelnde, und alle Dissonanzen, die hier vielleicht dazwischen schallen, verklingen vor dem mächtigen, markigen, herzerschütternden Gesange vom Vaterlande. Ich habe süße und traurige Stunden in Bremen verlebt; denn Bremen ist eine treue, biedere Stadt, aber gewaltig intolerant und nicht ohne Pietismus, und das ist eben das große tragische Leid, welches über ihren Mauern schwebt.

In Hamburg hab' ich heitere, vergnügungrauschende Stunden zugebracht. Ich habe Tivoli besucht und das Theater in der Steinstraße; habe mich auf dem Hamburger Berg umhergetrieben und einer Hamburger Emeute der Fischweiber beigewohnt; habe den Jungfernstieg Abends, wo das Volk aus dem Geschäftsleben dorthin strömt, durchstrichen, und in den Alster-Pavillons Porterbier getrunken; ich habe die Herrlichkeiten bei Peter Ahrens gesehen, und bei Marr, im „König von England" erfahren, was ein poetischer Gastwirth ist; ich bin im Rainville'schen Garten, der Hamburger Elb-Lust, gewesen, und zu Klopstocks

und seiner Meta Grab in Ottensen gewallfahrtet. Ich habe Hamburg in's Herz gesehen, in das begehrende, freudesüchtige Herz.

Jetzt will ich das Volksleben und den Volkscharakter der drei Schwesterstädte zu Papier bringen, und wo soll ich anfangen? Soll ich bei der blühenden Hammonia, der schweigsam-ehrbaren Brema, der verblühten, aber doch jungfräulichen Lubecia beginnen? — Ich will keiner den Vorzug geben; ich will vergleichen.

Das Volksleben in Hamburg heiß' ich ein üppig-blühendes, aber ein frivoles. Der Hamburger lebt im Genusse, und was ihn reich gemacht, das macht ihn wiederum arm. Im Hamburger findet man Derbheit und reichsstädtischen Egoismus, Geldstolz und Grobheit, aber wenig Gemüthlichkeit. Sein Höchstes ist der Handelsglanz, und wie Hamburg demjenigen, der von Haarburg herüberfährt über die Elbe, mit dem Handelsangesichte entgegenstarrt, mit dem reichbemasteten, bewimpelten Antlitz, das die Farben aller europäischen Mächte vereint, so starrt Einem der Hamburger selbst, ist man bei'm Baumhause an's Land getreten, mit seinem Handels-Gesichte entgegen, das wie Geldgier aussieht. Im Antlitz spiegelt sich die Seele des Menschen, und das findet man denn auch bald bewahrheitet. Was das gemeine Leben sich nur wünschen kann, erhält man in Hamburg für Geld, aber einen freundlichen zutraulichen Blick im Volksleben, o, den findet man nirgends. Das Herz geht hier arm aus, wird man nicht in einen Familien-Cirkel eingeführt; die Menschheit hat hier nur ein Gepräge, und das ist das Gepräge des Gewinnes, das Gepräge des Genusses. In Hamburg ist eigentlich gar kein Volksleben; denn das Volksleben erblüht im Volke; das Leben in Hamburg erblühet in und aus dem Gelde. Wohin man die Augen wendet, nach der Branntwein-Schenke, wie nach der Stadt London, da waltet der physische Genuß vor, und ein Heer von Phrynen flicht die Stundenblume in den Kranz des Lebens, der aus Unkraut aller Art gewunden, höchstens bis Mitternacht üppig wuchert, und am Morgen im moralischen Katzenjammer ganz und gar verwelkt, damit der nächste Abend einen neuen Kranz aus Wolfsmilch und Tollkraut weben könne.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

(Schluß.)

Donna Diana. Soll ich wiederkäuen, was über Moreto's Lustspiel an hundert und tausend Orten gesagt ist? — Ich lobe die Auseinandersetzung der Rolle von Seiten der Dem. Hirschmann, bis auf zwei, freilich wesentliche Punkte: Liebe und Seelenleiden; und man nahm diese Auseinandersetzung auch für Charakter-Darstellung hin; denn sie war markirt, effektvoll, als käme sie von dem Katheder eines Professors herunter, der da recht gut weiß, was Romantik und eine spanische Donna, mit Stolz und Liebe im Herzen, ist, der die ganze Nationalität der Spanier zu bezeichnen weiß, der aber doch immer ein ehrlicher deutscher bürgerlicher Professor bleibt. Da haben wir wiederum ein Beispiel, was es mit lebendig werden des Charakters sagen will. Wenn das der Stolz einer Spanierin war, wenn das Hoheit einer Spanierin war, wenn das romantisch-tönende Liebe war, wenn das Alles Poesie war, dann der ganze Charakter, jede seiner Nuancen ist Poesie, so weiß ich wahrhaftig nicht, was diese Diana vor irgend einer deutschen, verfälschten, derben Widerspänstigen voraus hat. Und die Liebe, war sie überhaupt nur vorhanden, war sie nur sichtbar? Ich weiß nicht; ich erkannte sie erst im letzten Akt, aus den deutlichen Worten des Dichters. Und wo war das Leiden, das tragische Leiden, das Herzzerreißende? Ich hab' es nicht gesehen, ich konnte es nicht ahnen, als bis es in Worten hervortrat. In dieses Bild voll prosaischen Zorns und Hohns hätte sich Don Cäsar nicht verlieben dürfen. — Ausgezeichnet war Herr Becker (Perin); das nenne ich Humor spanischer Nationalität, die auch selbst im Schelm noch die Grandezza festhält. — Johanna (die Jungfrau von Orleans.) Dem. Hirschmann ließ in dieser Rolle den Ton der begeisterten Seherin, der als Grundton durch die ganze Leistung klingen muß, zu sehr fallen. Johanna ist sich nicht des Heldenthums bewußt: unwillkürlich, vom Geiste fortgetrieben, tritt sie für ihr Vaterland in die Schranken. Nicht die Heldin siegt, sondern die prophetische Schwärmerin, die wundergeschmückte Jungfrau. Dem. Hirschmann hatte hier wieder zu viel komponirt, aber der Komposition fehlte der verbindende Lebenshauch; es war Stückwerk, vom Mechanismus getrieben. Ich glaube nicht, daß durch diese pathetische Leistung Jemand begeistert werden konnte, und doch entflammte Jeanne d'Arc ganz Frankreich. Das Wunderbare ist an und für sich schon poetisch, und Schiller hat es wahrlich nicht zur Prosa gemacht.

Buntes.

Boieldieu's Ehrengedächtniß. Im Jahre 1826 ließ Boieldieu's Vaterstadt Rouen dem gefeierten Tondichter des Jean de Paris und der dame blanche zu Ehren eine Medaille schlagen. Nach dem Tode des großen Meisters, auf den Frankreich immer stolz sein wird, schickte die Municipal-Behörde von Rouen jetzt Deputirte nach Paris, um Boieldieu's Herz, welches dessen Wittwe, Sohn und Bruder der Vaterstadt überließen, mit feierlichem Gepränge in den Schooß derselben zu bringen. Am 11. November wurde die Bestattung dieser Reliquie begangen; ganz Rouen war auf den Beinen; im feierlichen Zuge begab man sich vom Stadthause nach der Cathedrale, wo der Trauergottesdienst gehalten wurde, und von da auf den Kirchhof, welcher die Stadt beherrscht. Ein kostbares Denkmal wird sich auf Kosten Rouen's über der Stelle erheben, wo Boieldieu's Herz ruht. Die Akademie veranstaltete einen poetischen Wettkampf zum Gedächtniß des Verblichenen. Sie setzte einen außerordentlichen Preis für die beste elegische Feier aus. Das Gedicht muß wenigstens 150 Verse lang sein und den im Programme weiter ausgedrückten Bedingungen entsprechen. Der Preis besteht in einem Schmuckkästchen mit drei Exemplaren der Medaille von 1826, in Gold, Silber und Bronce; auf dem Revers erscheint jedoch, statt des Stadtwappens, der Name des gekrönten Dichters und die Jahrszahl 1835, von zwei Palmenzweigen umschlossen. — Ich erinnere mich noch recht lebhaft an Beethoven's Leichenbegängniß zu Wien, an jenes göttliche Requiem in der Augustinerkirche, von Lablache's melodischem Donner durchschallt; die ganze Kaiserstadt war in Bewegung, als trüge man einen Imperator zu Grabe. Aber kein Fürst, keine Akademie setzte einen Preis zur Verherrlichung in Liedern; Zedlitz sang ohne Aufforderung dem großen Todten. Dieß Deutschland hat für seine Söhne keine andern Denkmäler, als Herzen; und Herzen — wie lange schlagen sie denn?! Brand- und Lebensassekuranzen haben wir von Franzosen und Engländern nachgeahmt; unsere Männer im Leben und nach dem Tode zu ehren, dazu fehlt uns Etwas, wir fühlen uns noch nicht als Volk, und wohnen allzu sehr in den Stuben unserer Winkelgassen, statt auf dem Forum unserer gemeinsamen Ehre.

Paris. Im Theater de Vaudeville zieht der Chevalier de Saint-Pons (Drama mit Gesang in drei Akten von Dumanoir, Mallian und Murer), trotz der vielen Inkonvenienzen, welche die Kritik daran zu rügen findet, das Publikum fortwährend lebhaft an. — Die Unternehmer des Ambigu-comique ließen den bereits etwas lang gewordenen Wanderungen „des ewigen Juden“ endlich zwei Neuigkeiten folgen, le Facteur (Drama in fünf Akten von Charles Desnoyers und Boulé), und l'Ile des Boisins (Zaubervaudeville von Charles Desnoyers und d'Ennery.) Das erstere Stück, voll Leben, Wahrheit und Humor, für lange eins der besten Volksdramen, erhält sich mit stetem Beifall auf dem Repertoire; das letztere will weniger ansprechen.

Erfindung. Unter der Leitung des Herrn Phillips wurde kürzlich in London eine neue Dampfmaschine erfunden, welche für die Agrikultur von höchster Wichtigkeit werden kann. Sie nivellirt, besäet und eggt ein Stück Bodens von 10 — 12 Fuß in der Breite, durchmißt von fünf zu fünf Meilen in der Stunde, und bearbeitet an einem Tage (im Durchschnitt) mehr als hundert Morgen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 6. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 1.

Mittwoch, 7. Januar.

Diese wöchentlich einmal wiederkehrenden Blätter beschäftigen sich damit, von unserer zeitgenössischen Literatur ein treues Bild zu geben. Ein vollständiges Glaubensbekenntniß über Methode, Plan und Absicht, die bei unsrer Darstellung zu Grunde liegen, lassen wir bei Seite, treten mitten in die Verwirrung unsres Gegenstandes ein, und hoffen theils durch nachfolgende Ausführung, theils durch die Urtheile, welche über bestimmte vorliegende Erscheinungen gefällt werden sollen, das deutsche Publikum hinlänglich mit dem Tone vertraut zu machen, welcher hinfort in diesen Verhandlungen gelten wird.

Unsre Literatur befindet sich in einer Übergangsperiode. Die Literatur der Restauration, zum Tod verwundet, blutrünstig, verzweifelnd, irrt mit der letzten Anstrengung durch unsre Gauen; hie und da hören wir eins ihrer Glieder verenden, die Luft ist mit Verwünschungen erfüllt; wir leben in der grausen Stille, welche kurz nach der letzten Attake auf einem Schlachtfelde stöhnt; wir wollen nur erst abwarten, bis die Freundschaft ihre Todten begraben hat. Aber noch ist es nicht lange her, daß unsre kritischen Würgengel und Walküren über unsre Ebenen und Berge stürmten; wir leben noch Alle in einer frischen, ohrenklingenden Erinnerung der Vergangenheit; so schnell und unerwartet kam das Neue, daß es uns zuweilen noch ist, als lebten wir mitten drinnen im Alten. Wir haben Alles mitgemacht. Wir sahen, wie sich unsre Literatur einer wollüstigen Tendenz der Vernichtung hingab; ein unwiderstehlicher Trieb des Zerfallens, ein blasser Instinkt des Todes hatte sich unserer vornehmsten Geister bemächtigt, und theilte sich denen mit, welche ohnedies nur Ephemere waren. Jene alte klassische Periode unsrer Literatur wurde statt fortgesetzt, angebetet. Man verwandelte ein Andenken, welches lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken sollte, in Marmor; Göthe und Schiller wurden als Büsten ausgerufen, und eine Herrschaft begann, welche die demüthigendste ist, die Herrschaft des Ruhms. Die Schulen unterwiesen uns in deutscher Literatur, sie erzählten uns von unsern Vätern wie von alten Helden, welche längst dem Plutarch anheim gefallen waren, Alles wurde in eine nebelhafte mythische Ferne gerückt, und es blieb uns, der Jugend, der frischen, die alle Privilegien hatte, der Jugend voll Energie, Thatkraft, Prädestination, nichts zurück, als eine zitternde Andacht. Das haben wir Alle erlebt. Die Restaurationsperiode überlieferte uns eine abgeschlossene Vergangenheit, einen Despotismus des Ruhms, eine Religion Schiller und Göthe. Die Anbetung brachte die Nachbetung, die Nachbetung die Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit den Plunder. Der Ruhm brachte die Bescheidenheit, die Bescheidenheit die Arroganz, die Arroganz verwirrte Alles. Mit Müllner standen Euch die Haare zu Berge; mit Houwald erschrackt Ihr; Ihr habt mit Clauren geliebt, Ihr habt mit Witschel geweint, mit Krug gefaselt! Man hat Euch gemißhandelt! Ihr flößtet Mitleid ein!

Die Restauration oder die Periode des marmornen Ruhms und des Elends endete mit den Folgen der Julirevolution. Die Opposition wurde die Majorität. In

den Gedanken, in das Gespräch, in den Druck kamen andre Tendenzen; das Ding mit unsrer Literatur nahm eine andre Wendung; das alte, dicke, kohlensaure Blut wurde durch frisches, übermüthiges, vom Born des Lebens erst abgezapftes ersetzt. Vaterland, Geschichte, Menschheit, waren Begriffe, welche jetzt tiefer in unsre Literatur eindrangen, als einst in Klopstock's labyrinthische Oden oder in Herder's humanistische Träume. Es bekam Alles, was geschrieben und gesprochen wurde, ein blankes, neues Gepräge, das Gepräge des Augenblicks, der Nothwendigkeit und der Wahrheit. Die Stunde der Emancipation von dem Ruhm und der Unbedeutendheit hatte geschlagen: sie ging vor sich mit etwas Schaam, aber lachend und keck; denn damals war viel Sonnenschein, Hoffnung und poetische Thatsache in Deutschland.

Aber wie schnell! auch diese Zeit ist vorüber. Die Segel unsrer Hoffnungen wurden eingerefft: unsre Sprache ist wieder einsilbig geworden, wir zucken mit den Achseln, die großen Entschlüße waren nur die Embryone unsrer Mienen; Alles hat ein finstres, protokollarisches Ansehen gewonnen. Diese Zeit ist unser gegenwärtig laufendes Datum, von ihr leben wir. Wir haben jetzt Muße genug, in die stille Bücherwelt zurückzukehren, zu lesen, zu zanken, Partei zu nehmen, für und wider, geliebte Autoren mit heimlichen Wechseln und Tabacksbeuteln zu überraschen, zu kaufen, Bibliotheken anzulegen, und aus neuen Büchern sich schöne Stellen abzuschreiben. Wie man zu sagen pflegt, die sinnigen Frauen nehmen wieder helden Antheil. Der Winter ist da, die Soiréen beginnen, die Theemaschine murmelt, was bringen Sie zum Lesen, Hofrath? um des Himmels Willen, nur nichts Altes! — Was soll man dazu sagen? Mag man Thee trinken und Bücher lesen, wenn man nur die rechten wählt!

Die Physiognomie unsrer gegenwärtigen Literatur, wie sie aus der Restaurationszeit durch die politischen Stürme hindurchgedrungen, sich geläutert und durch ganz neue Elemente integrirt hat, in allen ihren Linien und Zügen wiederzugeben, ist die Aufgabe, welche ich in spätern von Büchertiteln unabhängigen Bulletins und leading Articles lösen will. Es handelt sich hier um Rückblicke auf die Vergangenheit, um Gruppirungen ganzer Tendenzen, um Ausscheidungen aus der Maße, um Charakteristiken alter ehrenwerther Überreste, welche noch kein Moos ansetzen, um Ahnungen und Seherblicke in die Zukunft, um den Jubel einer neuen Zeit, die uns mit glauen Kinderaugen aus der Wiege anlächelt, um einzelne Namen, welche ihre Apostel sind, und um viele Andre, welche nicht werth sind, diesen die Schuhriemen aufzulösen. Es gibt neue Prinzipien, welche in der starrenden Rüstung ihrer Beweise zum Kampfe bereit stehen. Das Chaos lichtet sich. Die Räder, welche das übermüthige junge System schlagt, sind nicht ohne Kunst, Schema und methodisches Geschick. Wir haben Ziel und Ende; wo es liegt? soll Euch gesagt werden.

Wenn wir somit zum Programm unsrer kritischen Sitzungen das Geständniß ablegen, daß wir an die neue Schöpfung einer positiven, sich zusammenziehenden und offensiblen Literatur glauben, so wollen wir zunächst bestimmen, welche Rolle der Widerspruch, die Kritik, bisher gespielt hat, und welche sie in Zukunft übernehmen muß.

Es ist bekannt, daß unsre literarische Revolution durch die Kritik eingeleitet ist. Alles was in den zu Grabe getragenen Zeiten Geist hatte, flüchtete sich in die Kritik. Sie übernahm einen ununterbrochenen Feldzug gegen die Herrschaft des Ruhms und die Prahlerei des Elends. Sie stürzte das Götzenthum, und zerrieb den Marmor, welcher auf das Genie so zerstörend wirkte. Sie deckte die Blößen der Nachahmung auf, und machte die Orgien der Mittelmäßigkeit lächerlich. Die Kritik nagte an Allem, sie war unbedingte Verneinung. Universell, Allem vertraut, mit dem Rückhalt einer imposanten Keckheit, einer frischen Gedankenfülle, und um gewandte Ausdrücke nicht verlegen, mußte sie überall siegen. Der Contrast machte sie witzig, die Zahl der Ermordeten grausam; sie hat vortrefflich aufgeräumt. Wir haben damals Erscheinungen erlebt, wie sie seit Lessing unerhört waren. Die Kritik wurde mehr als Nemesis: sie wurde das Vehikel unserer Hoffnungen, die Jugend triumphirte; denn Vaterland, Freiheit, Vorliebe für einige Größen, welche den angetasteten das Gleichgewicht halten mußten, die ganze Zukunft flüchtete sich unter den Schutz der Kritik. Man lernte hassen und verachten.

Aber die Kritik blieb hiebei nicht stehen. Behangen mit den Schädelguirlanden der Erschlagenen, nahm sie von dem verödeten Felde der Literatur Besitz. Die Kritik wurde eine Integration der Literatur, [illegible] sich mit dem Scheine der Position, die Kritik wollte das ersetzen, was sie weggeräumt hatte. Es ist eine Literatur der Negation im Anzuge, welche Alles zerbröckelnd und auseinander schälend, die Schranken der Objektivität niederreißen will, und Alles auflöst in Reflexion. Das Urtheil und die Meinung sind an die Stelle der Kunst getreten. Hier ist der Punkt, wo die jüngere Generation die Fortführung unserer literarischen Interessen übernehmen wird. Bis hieher sind wir im Augenblick gekommen, bis zu dem Grundsatze: die kritische Periode ist vorüber.

Blicken wir um uns, so wird man gestehen müßen, daß in Sachen des literarischen Urtheils eine solide öffentliche Meinung verbreitet ist. Dies ist eine vortreffliche Wirkung der bisherigen Opposition gewesen. Es gibt nicht wenig Dinge, welche unwiderruflich feststehen, und andre, welche Niemand mehr zu behaupten wagt. Die kritische Meinung, welche sich im Niveau des Publikums findet, ist vielleicht zu kalt, zu zaghaft geworden, sie gleicht oft einem Vorurtheil. Man erwäge den Antheil, welchen die Maße und die Bildung an neuern Erscheinungen nimmt! Sie ist so vorsichtig, daß sie in allem Neuen eine Ähnlichkeit mit Dingen wittert, welche sie sich in Schutz zu nehmen schämt. Sie hat für Alles ein Stichwort, eine Kategorie, einen Witz, den sie der kritischen Periode verdankt. Sie lächelt über Namen; ganze Gegenden auf der deutschen Landkarte sind in Verruf erklärt, und nicht mit Unrecht. Dank jenen riesenhaften Anstrengungen der alten Opposition, daß gewiße deutsche Notabilitäten von ehemals nur noch Gelächter erregen! Es

ist unläugbar, die kritische Meinung im Volke ist frisch, nicht blind, nicht taub, sie läßt sich so leicht nichts mehr aufbürden.

Aber auf der andern Seite ist, wie wir schon sagten, das öffentliche Urtheil schlaff, indifferent, ein Zweifler ohne Sympathie, es ist altklug und voller Eitelkeit. Man hat so viel appellirt an die Natur, an das Haus, an den Staat, kurz an Dinge, welche Jedem bei der Hand sind, daß man überall auf Vorwitz und Bequemlichkeit stößt. Man begnügt sich mit einem kritischen Schiboleth, das in einer Strahlenbrechung von Patriotismus, Nationalität und Übermuth unantastbar ist, weil allerdings Niemand unpatriotisch, unnational und fromm sein will. Unsre große Opposition von gestern ist sehr philisterhaft geworden, sie macht es sich bequem, urtheilt hinein in Tabackswolken, und brüstet sich, vor Nichts die Mütze abzunehmen, diese Mütze, welche schon längst wieder eine Nachtmütze geworden ist. Gegen diese Titanen im Schlafrock, diese patriotischen Pinsel, welche ihren Kindern z. B. die Lektüre Göthe's verbieten, diese Bilderstürmer, welche mit dem Ruhm auch die Erinnerung zerschlagen wollten, hat Niemand so vortrefflich debütirt als H e i n e in seinen Heften zur deutschen Literatur. Heine hat in dieser Art ein eignes Genre erfunden, die apologetische Kritik, Rettungen in Lessing's Manier, welche wir nicht genug empfehlen können, da das Falsche daran nicht schadet und das Gute unverloren ist.

Man sieht, in welchem Sinne es sich wagen ließ, an die Spitze eines neuen Literaturblatts den Satz zu stellen, daß die kritische Periode vorüber ist. Aber wir gehen noch weiter und erklären, daß die Kritik, selbst wenn es eine neue Schule gibt, doch das geringste Geschäft derselben ist. Welche Aufgabe sie sich vorzüglich stellen muß, mögen zukünftige Auseinandersetzungen beweisen: wir gestehen offen, daß die Kritik immer mehr gedemüthigt und eingeschränkt werden muß. Kritik ist die untergeordnetste Branche der Literatur: es konnte nur unter besondern Constellationen geschehen, daß sie zu einem so tyrannischen Übergewicht gelangte.

Gute Kritik ist nichts, als der Ausdruck der Mittelmäßigkeit: gute Kritik ist die Durchschnittsmeinung der Denkenden unter einer Nation; sie soll nicht über und nicht unter dem Niveau stehen. Ein ächter Kritiker ist ein etwas ängstlicher Mann, welcher zu viel Geist hat, um das Ordinäre zu lieben, aber auch zu sehr Skeptiker ist, um dem Genie in allen seinen Himmel- und Höllenfahrten zu folgen. Ein ächter Kritiker ist der beste Hausvater bis auf einige kleine geniale Ausflüge, welche seine Frau seufzen machen, aber den Kindern zu Gute kommen, weil sie auf ihre Phantasie wirken; er ist gewissenhaft, streng, pedantisch, obgleich er zuweilen den Muth hat, über sich selbst zu lachen. Ein guter Kritiker hat Studien gemacht, voll Gründlichkeit; die Fächer, in denen er nicht zu Hause ist, hält er sich vom Leibe; ja selbst seine eignen, die ihm nichts versagen, stehen ihm doch immer so fern, daß er unterläßt, sich selbst in ihnen zu versuchen. Ein guter Kritiker verachtet die Alltäglichkeit, aber er verschließt sich in sein Studierzimmer. Er zieht die Menschen bei weitem den Büchern vor, aber jenen weicht er aus, und diese häufen sich bei ihm zu Bibliotheken. Er greift mit Haß nach jeder neuen Erscheinung; und ist sie ihm unter den Händen, so macht sie ihn kalt. Ein guter Kritiker produzirt nicht, obschon er zuweilen ein treffliches Gedicht macht. Er liebt das freie Feld, den Wald, Alles, was Dichter lieben; und lächelt dazu, wenn er denkt, wie es nun Dichter in seiner Lage machen würden. Er hat ganze Pakete von Ideen und Material liegen, er verarbeitet auch Einiges, was brav gelingt, ihm aber kein Vergnügen macht. Ein guter Kritiker ist phlegmatisch, nicht ohne Witz, oft sarkastisch, immer ein vortrefflicher Mann, mit dem man eine Stunde reden und für ein halbes Jahr genug hat, darüber nachzudenken. Kurz ein guter Kritiker ist Etwas, was wir in Deutschland nur in einzelnen Exemplaren haben. Das Vaterland der ächten Kritik ist England.

In England ist die Kritik eine Zunft. Sie hat ihre Symbole, ihre Gebräuche, ihre Handgriffe, sie muß erlernt werden, wie ein Handwerk. Die englische Kritik ist in Folge einer Revolution entstanden; denn dies ist auch eine Revolution, daß man Kenntnisse haben muß, um zu urtheilen. Die Vorschule der englischen Kritik ist die Schule selbst, und ein englischer Kritiker besitzt einen höchst soliden Fond von Kenntnissen, er diente von unten auf, und hat in den Fächern, worin er urtheilen will, Alles durchgemacht von der Pike an. Warum praktisirt er nicht? Er ist zu träge und hat immer noch einen Anflug von Originalität und schriftstellerischer Anlage. Warum schreibt er keine Bücher? Weil er unsystematisch ist; weil er die Schule, die Oeffentlichkeit und das Angetastetwerden nicht leiden mag. So werden die englischen Kritiker die Plage des Genies, aber eine nothwendige, sie werden die Nemesis der Arroganz und die Furie der Dummheit. Sie hassen alles Extravagante, dem sie einst sich selbst so nah fühlten, oder belächeln es; sie sind der Widerspruch, nicht wie bei uns die Kritik um Taglohn und um des Katheders willen der Widerspruch des Dünkels, der Blindheit und des Cynismus; sondern der Widerspruch der Prosa, des wirklichen Lebens, einer Macht, welche nicht geläugnet werden kann und die von der Natur ein Recht hat an Alles. Ein englischer Kritiker ist ohne Eitelkeit; er tritt sein Lebenlang nicht aus der Anonymität hervor, er macht aus seinem Geschäft eine Profession. Man nehme die Englischen Reviews; sie sind der Ausdruck der soliden, beweisrichtigen Mittelmeinung, ihre gescheutesten Theilnehmer sind unbekannt, oder spuken im Lande nur durch Tradition bei den Gelehrten, die vor ihren Studien Respekt haben, und bei den Genie's, welche sich vor ihrem Spott und ihrer Prosa fürchten.

Nachahmungen dieser Gattung Kritik finden sich in Deutschland schon früh; doch fielen die ersten Versuche in eine Zeit, wo die Autorität der Restaurationsliteratur noch zu wenig bestritten war, wo sich Alles in einige Tageserscheinungen, welche von der philosophischen und kirchlichen Seite her fluthetem, auflöste, in einige Namen, die jedes Mittel gebrauchen, um ihr Uebergewicht geltend zu machen. Ich erinnere an den Leipziger Hermes. Jetzt ist die Zeit für jene anonyme, weitläuftige und confortable Kritik weit

günstiger. Denn die kritische Schule hat sich der Gelehrsamkeit ungemein genähert, sie ist nahe daran, einen Bund mit dem Katheder und den Universitaten zu schliessen. Die Gelehrsamkeit selbst ergänzte sich durch eine jüngere Generation, welche früh die Restaurationsliteratur verachten lernte, und sich theils offen, theils unter der Maske zu den Prinzipien der kritischen Schule hinneigt. Gewisse Fächer, die Staatswissenschaft, die Geschichte, die Naturlehre, ich möchte fast sagen, auch die Heraldik sind der leztern so verwandt geworden, daß eins auf das andre rechnet, sich wechselseitig Complimente macht und eine recht artige Einfuhrung der englischen Kritik denkbar ist. Wir glauben sogar, daß uns in der That die geniale und subjektive Kritik mehr schadet, als nüzt, daß Institute in Form der Quaterly Reviews vom Publikum bewillkommt würden, anonyme, solide Kritiken, in der Mitte schwebend zwischen dem Katheder und dem Parnaß, bürgerliche, beleibte Kritiken mit viel Belesenheit und Verstand, Kritiken mit etwas Resignation, wie die englischen. Einige unsrer zerblätterten Anstalten für das Rezensirwesen fangen schon an, sich zu englisiren. Sie treiben keinen Luxus mehr in Expektorationen, sondern legen sich statt auf die Kritik des Urtheils auf eine bequemere Gattung, auf die Kritik der Auszuge.

Wir gestehen, daß von unserer Seite in dieser lezten Gattung wenig geleistet werden kann, daß wir noch weit entfernt sind von jenem Alter, wo die Leidenschaften ebenmäßiger fließen, wo der Enthusiasmus uns Lacheln abzwingt, wo der Kopf es sich bequem macht. Wir zittern noch ängstlich vor Erscheinungen, von denen wir glauben, daß sie eintreffen mußen; wir legen noch auf vieles einen jugendlichen Werth, und sind selten mit dem, was Andern schon bewiesen scheint, beruhigt. Wir haben keine Schemata, keine Kategorien; nichts als Ahnungen, und noch mehr Erwartungen. Wenn wir von neuen Dingen sprechen, so können wir sie nicht aufzeigen; wir glauben nur, daß sie kommen mußen und wollen ihnen den Weg bahnen. Ja wir werden weniger von solchen Dingen sprechen, die wir von Andern zu erwarten haben, als von solchen, an denen wir selbst Theil nehmen. Die Zukunft, eine Hoffnung, welche, wir gestehen es, uns vielleicht tauscht, will in diesen Blättern die Hauptrolle übernehmen und es ist eine einzelne, persönliche Meinung, ohne zahlreichen Rückhalt, soweit sie wenigstens ihre Hülfstruppen in der Nähe hat, welche hier zu Euch von Geschichte, Literatur und von Euern Steckenpferden reden wird. Ihr habt keine Behauptungen, sondern Entwickelungen zu erwarten, weniger ausgewachsene Thatsachen, als Ideenembryone, es ist hier kein Katheder der Doktrin, sondern ein Dreifuß der Weissagung aufgestellt; vergebt mir, wenn ich Euch auffordere, mit mir zu schwärmen. Wir werden im Verlaufe zu Resultaten kommen; und die Beweise, welche wir heute vermissen, werden uns morgen zufallen. Jagt mich wie ein Roß durch die Rennbahn unter Euerm Zuruf; oder wo ich als Redner stocke, füllt die Pausen der Verlegenheit aus mit einem gutherzigen Hear! Hear!

Weil ich nur das Kommende im Auge habe, so tret' ich ohne Drohung auf. Ich will mich forttragen lassen mit dem Neuesten, was die Literatur bringt. Ich habe keine alten Antipathien im Rückhalt oder geheimen Groll, selbst gegen Namen der Restaurationsperiode nicht, da die Zeit ein läuterndes Feuer ist, und Jeder der Geschichte folgt, wenn auch rucklings. Unsre junge Generation hat die Aufgabe, positiv zu verfahren, selbst zu schaffen; zu lärmen und zu perhorresciren würde ihr schlecht stehen. Da ich mich selbst zu ihr rechne, so schlendr' ich als Kritiker gemüthlich fort, ohne viel Aufhebens zu machen, nur rechts und links meine Meinung sagend, und den, welcher mir im Wege steht, schon aus der Ferne ersuchend, bei Seite zu treten. Ich fühle, wie nothwendig es ist, daß die Literatur zusammenhalt. Die Literatur ist zerstreut durch die Kritik, die Polizei, durch den Buchhandel und ein unschlüssiges Publikum: sie muß zusammenrücken, nicht encyklopädisch, realistisch, zum Pfennigspreise; sondern bunt, mannichfach, lärmend, wenn nur erreichbar und übersichtlich. Die Literatur ist zerstückelt genug: die Kritik hat jezt ein chirurgisches Geschäft zu übernehmen, sie soll heilen, wieder herstellen und ergänzen. Sie soll die panische Furcht, welche über die Autoren gekommen ist, beschwören, die Wildheit einfangen; sie soll Rath geben, Vorschläge machen und nichts so sehr vermeiden, als durch übertriebenen Lärm die Theilnahme des Publikums zu erkälten, durch Appelliren an eine Menge, welche man nicht sieht und hört, diese altklug und vornehm zu machen. In der That, es herrscht viel Mittelmäßigkeit im Lande; aber es ist unverantwortlich, selbst die Mittelmäßigkeit an den Indifferentismus, an Menschen zu verrathen, welche für gar nichts sind. Wenn schon dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; wie viel mehr, daß sich die Sträucher nichts dürfen einfallen lassen!

Ich glaube auch, die Mittelmäßigkeit wird diese Worte zu gut verstehen, als daß sie auf Rechnung derselben sich zu brüsten und zu vernachlässigen wagen wird. Auch giebt es viele Dinge, nach welchen man nicht vergebens in diesen Blättern suchen wird: Zauberworte, deren Klang eine süße Musik für die Jugend ist; Sympathien, welche die Herzen Tausender erwärmen; große Thatsachen, welche elektrisch wirken. Gleichaltrige Jugend, du hast einem treuen Kastellan die Schlüssel deiner Luftschlösser übergeben, einem Freunde, der denen gleicht, welche du mit Liebe umfängst; einem ehrlichen Vertrauten deiner Wünsche, welche du nur in Feierstunden, in der Umarmung der Freundschaft ausgesprochen hast! Hier sind alle deine Geheimnisse niedergelegt; es spricht ein Mund zu dir, welcher mit dir sang, jubelte; ein Herz, das dich liebt, und eine Ahnung, welche Alles versteht, wenn sie mitten unter dich träte und die Worte auf Euren Lippen stockten! Ich verkünde nichts, als Eure Evangelien: Eure Götter sind die meinen; die Arbeit dieser Blätter ist ein Cultus, in welchem ich, als Priester, die Opfer verrichten will!

Karl Gutzkow.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 7. 1835.

25

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 8. Januar.

Der Dichter.

Von

Eduard Duller.

Es scholl herauf zu meiner öden Kammer
Ein toll Gejauchze rasender Bacchanten,
Und dumpf dazwischen klang's wie Todesjammer
Von Sterbenden, Gefangnen und Verbannten.
Da sprang ich auf, ergriff den Schmiedehammer,
Blies in die Esse, bis die Flammen brannten,
Und stählt' ein Lied in meines Ingrimms Glut,
Und Wehmuth tauchte mir's in Thränenflut.

Denn, wenn ich sah dies krankhaft halbe Ringen,
Dies knabenhafte Spielen, Fliehen, Haschen,
Dies Fliegen-wollen mit verbleiten Schwingen,
Der Fäulniß Keim im Keim, im allzuraschen,
Dies plump mit Gnade überschminkte Zwingen,
Der Übersatten neues Nippen, Naschen,
Die übertünchte, lachende Verwesung,
Die breit hinthronen will als Maigenesung, —

Wenn mir das Ohr vom äff'schen Echo gellte,
Von der unbärt'gen Helden Siegsgejohle,
Wenn toll am Narrenseil die Mitwelt schellte,
Berauscht vom Schaum gifthältiger Phiole,
Wenn sie durch - Brand die Nacht zum Tag erhellte,
Und vor dem Tag doch floh auf flücht'ger Sohle, —
Sagt, konnt' ich länger bändigen den Eifer?
Nein, auf der Thoren Haupt goß ich des Fluches Geifer.

Und weil die Zwerge also hoch sich werthen
In ihrer Ohnmacht also leichter Schale,
Nahm ich den blut'gen Spott mir zum Gefährten,
Aufsucht' ich sie mitten im Fasnachtssale,
Und schwor's, ...lendieb sie zu entschwei...en,
Sie zu bepfeilen ... ...s Mittags Strahle,
Durch ihre eigne... ...den sie zu geißeln,
Den kalten Klotz durch glüh'nd Metall zu meißeln.

Sie jagen in die Seele uns den Eckel,
D'rum gilt's, mit Gräu'ln die Gräu'lgeburt zu hauen,
D'rum sprengt' ich aller Särge ehrne Deckel,
Daß sie der Zukunft ernsten Spiegel schauen;
Ich lohnte sie aus des Entsetzens Seckel,
Auf Zinsen legt' ich wuchernd fruchtbar Grauen;
Verschwendrisch mit der Wucht des Richtschwerts hausend,
Bannt' ich herbei damit das kommende Jahrtausend.

Ich lud zu Gast, wo Tod die Fastnacht hält,
Und lud sie ein, zu schmausen am Gerichte,
Ritt im Galopp auf Sorgen durch die Welt,
Den Sporn einsetzend jeglichem Gedichte;
Und ob mich der begeifert, der bebellt, —
Mein ganzes Sein beschwört euch doch zum Lichte;
Werft ihr nicht willig ab das Schellenkleid,
So raubt man euch's samt eurer Eitelkeit.

So wird mein Tödten immer doch ein Schaffen;
Geh' ich in Nacht, so weis' ich euch die Sterne;
Daß ihr euch Menschen fühlt, spott' ich euch: Affen;
Den Apfel spalt' ich, daß ihr prüft die Kerne;
Licht braucht die Welt, drum gilt's, sie zu entpfaffen;
Und ich, so wahr ich Mann bin, helfe gerne;
Und was ich schwor, als blasser, kranker Knabe, —
Ich thu's als Mann, — durchfecht' ich's bis zum Grabe.

Wer weiß, wie nah?! Vielleicht mir näh'r als Wiegen,
In denen ich mir schaukle süße Kleine, —
Denn mich muß man zerbrechen, um zu biegen;
Ich trank den Tod im ersten Glas voll Weine,

Das ich gelernt, hoffend, Licht müsse siegen.
Und täuscht auch all, nicht täuschet doch dies Eine;
Und ob das Leben oft den Tod nur spiegelt, —
Im Kern des Sein's liegt ew'ges Sein besiegelt.

Pfui, klagt' ich je, was mich das Leben kostet!
Mit meinem Leben zahl ich gern die Pflicht.
Vielleicht verscharret, aber nie verrostet!
Hoffnung mein Stern, und der verbleichet nicht!
Wenn's einst am Rand der weiten Wüste ostet,
Wird Stern zur Sonne, Nacht verströmt in Licht,
Und aus dem Sarg' dann spring' ich neugeboren,
Jubelnd: Wer ganz gelebt, geht nie verloren!

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

Mit dieser tröstlichen Verkündigung schloß Base Brigitte ihr Fenster und Gekel hatte während dem die Geschwister, wie ihm befohlen worden, durch die Halle in das Haus geleitet. Er machte allerhand närrische Bemerkungen und Sprünge, quäkte und piepte durcheinander, indeß sie die Wendeltreppe emporstiegen, so daß Bärbchen, die den Narren schon kannte, hierdurch ihre Fassung wieder gewann und zum Lächeln genöthigt ward. Endlich standen sie vor des Fräuleins Gemach, und dieses, welches ihren nahenden Schritt vernommen hatte, öffnete die Thüre und ließ sie mit freundlichen Worten ein, Gekel aber kehrte in die Halle zurück. Bärbchen kam es hier oben in des gnädigen Fräuleins Gemache und in dessen Nähe wie im Himmel vor, nachdem sie vorher durch die Hölle gegangen war. Alles war hier so traulich, so wohnlich und zierlich zugleich, daß man sich wohl fühlen mußte, und des Fräuleins äußere Gestalt, Wesen und Thun trug dazu bei, diese angenehme Empfindung zu erhöhen. Sie war von mittlerer Größe und mittlerem Alter, rührig, gesprächig und in ihrer Art und Weise, mit geringen Personen zu reden, lag etwas Mütterliches, dem selten ein Herz widerstand. So fragte sie auch jetzt mit wohlthuender Theilnahme nach dem Ergehen in Werrlein Kucks Hause, hörte geduldig Bärbchens Leidengeschichte in dem Thurme mit an, welche ihr diese jedoch nur mit Einschränkungen erzählte und nahm dann den Kräuterkorb in Empfang, mit welchem sie an einen großen, für diesen Zweck bestimmten Tisch in der Nähe des Fensters trat, um hier den Inhalt auszubreiten und Alles genau zu untersuchen, zu prüfen. Sie winkte Bärbchen zu diesem Geschäft heran. „Tritt nur näher, mein Dirnlein," sagte sie, „und auch du Konrad kannst dein schnackisches Vogelbauer, dessen Bestimmung mir erst noch eröffnet werden soll, einstweilen auf jenen Stuhl stellen und Acht haben, wie ich die Kräuter sortire, denn ohne ein wenig Kunde über diese heilsamen Geschenke des lieben Gottes geräth man oft in Gefahr, sie zu verachten, oder duldet Schmerz und Gebreſt, was leicht durch sie zu heben wäre. Ihr habt ja die Erfahrung an euch selbst gemacht," fuhr sie fort, „und ich sage euch, daß alle die Tränke und Säftchen, so ich euch in eurem schweren Siechthum zu kosten gab, aus nichts anderm als den Kräutern bereitet waren, die in eurem Forste und in unserm gesegneten Wiesenthale wachsen. Des Herrn Güte ist groß und die ganze Erde seiner Gnade voll!"

„Und eure Güte," fuhr Konrad heraus, „ist auch groß, denn ohne euren und Fräulein Hildegardis Pflege und Hülfe ...." „Still, still," befahl Fräulein Brigitte und blickte nach einer halb offenstehenden Thüre, die in ein anderes Gemach führte, „jetzt wollen wir einmal sehen, was Fein Bärbchen gesucht haben wird. Sie nahm eine Pflanze aus dem geöffneten Körbchen, besah, beroch sie und fuhr fort: „Das ist Adermännig, Bruchwurz, ein edel Leber-Milz und Wundekraut; die Wurzel, in Wein gesotten, ist gut, erlahmte und erfrorne Glieder darin zu baden; Kraut Saamen und Wurzel, in Wein gelegt und getrunken, ist gut für die rothe Ruhr, Wasser- und gelbe Sucht, und heilet der Schlangen Bisse. Und hier die zarte Artemisia mit gefiedertem Blatt, Beyfuß genannt, hilft, Gott sei bei uns, in Kindesnöthen, einen Kranz davon gemacht und auf den Leib geleget. Auch gekochet und das Haus damit besprengt, vertreibt es allerhand Gewürme — Haselwurz macht Brechen, purgirt auch bisweilen, und dieser Pfaffenpint kann bei keuchenden Leuten mit Nutzen angewandt werden. Einige meinen: er heile auch Brüche, aber ich glaube das nicht. — Seht ferner hier den röthlichen Holwurz, auch Osterlugey genannt, ein treffliches Mittel wider Gift und giftige Bisse, vertreibet Bauchweh, fallende Sucht, Geschwulst, Seitenstechen, Hauptflüsse, Dumpfigkeit und Fieber. Auch Kalmus bringst du mir diesmal, mein Kind, das lobe ich. Eingemacht und überzogen erwärmt er den kalten Magen, wird auch gebraucht wider die Kolik, Verstopfung der Leber und Milz; dieser Sauerampfer ist ein herzstärkendes Kraut, macht Appetit zum Essen, lindert den Durst und das Fieber ..."

Eine weiche, süße, zärtliche Melodie, aus keiner menschlichen Kehle tönend und keinem Instrument angehörig, unterbrach jetzt auf ein Mal den lehrreichen Redefluß Fräulein Brigittens. Die Weise eines beliebten alten Liedes, welches die Bänkelsänger auf den Messen und Jahrmärkten hören ließen und welches mit den Worten begann:

> Feins Liebchen bist ja so minnig,
> Feins Liebchen bist ja so hold: —
> Deine Aeuglein blicken so sinnig,
> Deine Härlein sind eitel von Gold —

wurde halb gepfiffen, halb gehaucht, aber mit so kräftig anschwellenden Tönen, daß sie alle Winkel des

hohen Gemaches erfüllten. Base Brigitte horchte überrascht auf, und ihr suchendes Auge mußte endlich an dem Stuhl haften bleiben, auf welchem Konrads Käfig mit seinem bunten Bewohner stand. Der rothgefleckte Vogel mit schwarzem Kopf und schwarzen Flügelrändern, saß, sein Gefieder leise schüttelnd, aber kaum den kurzen dicken Schnabel öffnend auf einem Querstab und ließ eine Fülle wunderbarer Töne von sich strömen. Base Brigitte schlug in ihre Hände, Konrad rieb die seinigen verlegen und vergnügt zugleich, daß der Buchfink, dessen Abrichtung ihm unsägliche Mühe und Geduld gekostet hatte, nun doch sein Probestück so gut machte. „Welch ein prächtiger Gimpel,“ rief das Fräulein ganz entzückt, „wie schön er ist und wie gelehrt er pfeift; — woher hast du den, mein Bursch?“

„Ich fing ihn im Herbst,“ antwortete Konrad rasch, „und habe ihn den Winter über gehegt und gepflegt und vier Stückchen pfeifen gelehrt. Der Gimpel war mein Augapfel. Ein Mal wollte ihn die Katze fangen, die habe ich todt geschlagen.“

„Ja, leider,“ bestätigte Bärbchen.

„Und mir bringst du das kostbare Thier?“ fuhr das Fräulein sehr huldreich fort, „weißt aber vielleicht nicht, daß dergleichen abgerichtete Vögel von Liebhabern sehr theuer bezahlt werden? Gehe damit in die Stadt, mein Sohn, nach Coburg oder Bamberg, dort wirst du ein hübsches Stück Geld dafür lösen. —“

„Nicht doch, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Konrad ganz roth vor Verlegenheit und drehte seinen Hut in den Händen, „nicht doch, das würde ich nie thun. Aber für Euch ist der Vogel nicht, mit hohem Verlaub, ich wollte ihn dem Fräulein Hildegardis zum Geschenk bringen. —“

„Eine Mühe, die du sparen konntest,“ gegenredete hierauf eine Stimme, nach welcher sich Alle umwandten, und eine hohe bildschöne Jungfrauengestalt stand im Gemach. Es war Fräulein Hildegardis, die von dem Gespräch und der seltsamen Musik angelockt aus ihrem benachbarten Zimmer, dessen Thüre geöffnet war, unvermerkt und ohne Geräusch die Schwelle der Base betreten hatte. Konrad taumelte vor diesem Anblick, vor dem Ton der Stimme zurück, doch faßte er sich schnell, eilte nach seinem Käfig, und, diesen in beiden Händen haltend, näherte er sich mit bittender Geberde dem Fräulein. Er ließ sich auf beide Kniee vor ihr nieder und begann mit weicher, leiser, zitternder Stimme: „Nehmt diesen Vogel, der kunstreiche Weisen pfeift, edles Fräulein gnädig von mir zum Geschenk an. Ich armer Bauer habe nichts Besseres Euch zu bieten; das Leben, das Eure Pflege mir erhalten hat, da ich im Siechthum darnieder lag, gehört ja ohnehin schon Euer. Es war eine schwere Zeit, ach, und doch eine so schöne Zeit! Wenn ich aufwachte vom Fieberschlaf und Eure hohe Gestalt zu den Häupten meines Lagers erblickte, dann glaubte ich gestorben und im Himmel zu sein. Wäre ich doch gestorben und im Himmel! Die Erde ist ein Jammerthal!“

„Du bist ein Narr!“ entgegnete Fräulein Hildegardis streng, „und versündigst dich mit solchen Worten und Wünschen. Steh auf, ich liebe dergleichen nicht.“ Sie wollte sich wegwenden, ohne eine Bewegung zu machen, die auf Annahme des Vogels gedeutet hätte; Konrads Augen aber schwammen voll Thränen. „Nehmt den Vogel,“ sagte er, „und laßt mich nur Einmal Euer heiliges Gewand berühren und küssen!“

Er wollte darnach greifen, Hildegardis trat stolz einen Schritt zurück. „Was bildest du dir ein?“ entgegnete sie verächtlich. „Glaubst du, daß ich dir beigestanden hätte, als du im bösen Fieber lagst, weil du es warst? Eitler Thor! Jedem Andern unserer Unterthanen widerfährt ein Gleiches, und übrigens gebührt der Fräulein Base, nicht mir das Verdienst —“

„So nehmt,“ stotterte Konrad verwirrt, „so nehmt doch nur den Vogel, — ich habe ihm ja meine Seele eingehaucht!“

„Den Vogel?“ fuhr das Fräulein fort, und ließ sich endlich bewegen, mit ihrer leuchtenden Hand den Henkel des Käfigs zu erfassen, „nun wohl, ich nehme ihn und danke dir. Jetzt ist er mein. Da ich aber eingesperrte Vögel nicht liebe und weit lieber den kunstreichen Gesang der Lerche höre, die sich frei zum Himmel schwingt, als das unnatürliche Gezwitscher eines solchen Gefangenen, so sieh, was ich mit diesem beginne. —“

Damit trat sie an ein Fenster, öffnete dasselbe nebst dem Käfig, hielt diesen hinaus und nach einer Minute starren Erstaunens von Seiten der Anwesenden, welches sich bei Konrad zum Entsetzen steigerte, brachte sie das leere Drahtgehäuse wieder zum Vorschein, den Vogel aber sah man draußen flattern und sich auf eine nahe Dachspitze niedersetzen. —

„Was macht Ihr?“ rief Konrad aufspringend und zurückweichend, „heilige Maria!“ Auch Bärbchen ward blaß, und die Base eiferte, Hildegardis aber setzte ruhig den Käfig auf den Boden, nahm die Spindel, die sie für einen Augenblick bei Seite gelegt hatte, wieder, grüßte mit einem kalten Lächeln und fast unmerkbaren Kopfnicken zum Abschied, und begab sich langsam wieder nach ihrem Gemach zurück, dessen Thüre sie hinter sich schloß. Einen Augenblick lang verstummte selbst Brigitte und sah der hochfahrenden Nichte zweifelhaft nach, dann aber suchte sie deren Benehmen in den Augen des jungen Bauers zu rechtfertigen, mit einer Anwandlung von übler Laune zu entschuldigen, welcher das Fräulein zuweilen unterworfen sei, nach deren Verlauf aber ihr Gemüth stets nur um so milder und leutseliger erscheine. Konrad hörte in dumpfem Hinbrüten zu; „nein, nein,“ sagte er dann still vor sich hin, — „nicht üble Laune, nicht Anwandlung; die hohe Hildegardis kennt solche Schwächen nicht. Ich allein bin der Schuldige. Ich habe ihr

mißfallen, sie bestraft meine Keckheit. O armer Konrad!" Dann nahm er den Käfig still vom Boden auf und ließ es ruhig geschehen, fast als höre und sehe er nichts mehr, daß die Base ihm unter Trostworten und dem guten Rath, sich bei Gelegenheit einen andern Vogel zu fangen und denselben lieber anderswo zu verkaufen, als ihn hier auf den Hohenstein zu bringen, einen doppelten Silberbatzen in die Hand drückte, den sie aus der Tiefe ihres Schreins hervorholte. Bärbchen aber nahm sie mit sich in ein anstoßendes Schlafgemach, um das Mädchen dort mit einigen kleinen Geschenken an Putz und reiner feiner Wäsche zu erfreuen.

Bärbchen bedankte sich viele tausend Mal und küßte der gütigen Dame zum Abschiede die Hand; bevor sie jedoch nebst Konrad, der indessen an der Thür gestanden und gewartet hatte, wirklich ging, konnte sie sich nicht enthalten, einen Blick durch das Fenster in den Hof hinab zu werfen, als wollte sie sich überzeugen, ob dort noch Gefahr für sie sei. Base Brigitte verstand diese Bewegung. „Geht nur unbesorgt," sagte sie lächelnd, „es ist Alles still geworden unten; das Vesperbrod hat seine Wirkung gethan, die Herrn sind zweifelsohne im Speisesaal. Geht nur in Frieden heim, Kinder, und grüßt den Vater!" Konrad machte eine Bewegung mit den Lippen, als wollte er noch etwas sagen, — vielleicht noch eine Bitte anbringen oder ein herzerleichterndes Geständniß thun; er schloß sie aber wieder, schlug die Augen zu Boden und verließ nach einer linkischen Verbeugung das Gemach. Seinen Stock, den er draußen an die Wand gelehnt, nahm er wieder an sich und ging, Bärbchen voran, die Stiege hinab; ohne Hinderniß gelangten Beide bis unten in die Halle, welche jetzt eben so still, als sie vorhin geräuschvoll gewesen, war; nur der Narr saß auf dem mit Quadersteinen gepflasterten Boden, die Kniee heraufgezogen bis zum Kopf und beide Arme darum geschlungen. Werrleins Kinder boten ihm im Vorübergehen einen freundlichen guten Abend, den er murrend und knurrend erwiederte. „Geht nur," sagte er, „es ist noch nicht des heutigen, geschweige aller Tage Abend. Wer weiß, was uns noch zuwächst, wohlgeborner Herr Konrad Kuck. Ich würde mich an Seiner Stelle in Acht nehmen und auf meiner Hut sein; der Schein trügt, so viel sage ich Ihm." (Forts. folgt.)

Eine Landschaft am Kidron.

Am äußersten Ende der Wildniß von Engedi zeigt sich das im sechsten Jahrhundert gegründete Kloster zu Santa Saba, hoch auf einer Felsenkuppe thronend, unter welcher ein Abgrund 3 — 400 Fuß in die Tiefe hinabklafft; durch diese Felsschlucht windet sich der seit so vielen Jahrhunderten weit und breit genannte Bach Kidron. Er hat zwar zuweilen nur wenig Wasser, nicht selten gar keines, — doch dafür braust und tobt er nach anhaltenden Regengüssen um so gewaltiger, wie ein alter, fast kindisch gewordner König, dessen Ohnmacht zuweilen noch der frühere Herrschersinn durchflammt. Die Kirche steht auf einer sanften Anhöhe im Thalgrunde, der uralte Styl ihrer Struktur, ihr groteskter Schmuck von Heiligenbildern ergreift den Wandrer, der mit Eins vor den versteinerten Mumien der alten Kunst steht, eigenthümlich schaurig und unheimlich. Fast senkrecht über der Kirche hängen die Klostergebäude, zu denen Stufen, in den Felsen eingehauen, wie zu einem Adlerhorste hinanführen, bis man auf den Bergrücken gelangt, wo sie durch zwei viereckige Thürme begränzt sind. Früherhin soll das Kloster zu Zeiten nicht weniger als tausend Reclusen gefaßt haben, jetzt bewohnen es nur dreißig griechische Mönche, welche sich durch lobenswerthen Fleiß auszeichnen. Senkrechte Felstreppen führen zu einigen schmalen übereinander emporstehenden Terassen, auf welche die guten Mönche nicht ohne viele Beschwerde Fruchterde schaffen müssen, um sich Gemüse zum Bedarf des Klosters darauf zu pflanzen. Auf der entgegengesetzten Seite des Abgrunds gähnen eine Menge grausiger finstrer Höhlen, worin vor grauen Zeiten eine große Anzahl Christen durch die Soldaten irgend eines fanatischen Califen niedergemetzelt wurden. Die Schädel dieser Märtyrer, 2 - 3000 an der Zahl, sind in einem düstern höhlenartigen Gemach zu mehreren kleinen Pyramiden aufgegipfelt. Vom Dache des Klosters steigt man auf einen engen hölzernen Thurm, der die ganze Aussicht in die schaurige Wildniß weitum beherrscht, unten die Schlucht des Kidron, fernerhin den Anblick des todten Meeres. Häufig muß auf diesem Standpunkt einer von den Conventualen Wache halten, um die Nähe der wilden räuberischen Araber zu erlugen, die nicht gar ferne hausen und schwärmen und, genau wie am Berge Sinai, nicht selten unten am Fuße der Mauerwälle erscheinen, und mit lautem Halloh Brod verlangen; zu diesem Behufe, um die trotzigen Bettler rasch zu begütigen, findet sich in dem Thurme stets eine Menge kleiner braunen Kuchen bereit; Glücks genug, wenn die friedlichen Bewohner des Klosters in der Wüste sich durch diese Brandschatzung allein loskaufen konnen!

Vermischtes.

Reise im südlichen Ocean. Der „Hahn" (unter dem Kommando des Kapitän Foster) hat seine auf Kosten der brittischen Admiralität in der Südsee unternommene Entdeckungsreise vollendet; der Zweck derselben war, eine Reihe von Experimenten zu constatiren, durch welche sich die wahre Gestalt der Erde genauer bestimmen lasse. Kapitän Foster unternahm seine Beobachtungen auf folgenden Punkten: Monte Video, Staatenland, Süd Shetland, Cap Horn, Cap der guten Hoffnung, St. Helena, St. Ascension, Fernando de Noronha, Maranham, Para, Trinidad und Porto Bello. Kapitän Foster hatte früher als Astronom Parry's unglückliche Expedition begleitet, bei welcher die „Furie" zu Grunde ging; nach seiner Zurückkunft erhielt er damals von der königlichen Gesellschaft die Copley-Medaille, und unmittelbar darauf den Kommanders Rang, sowie den Oberbefehl über den „Hahn." Sein Bericht über die neue Entdeckungsreise auf dem „Hahn" ist in jeder Beziehung höchst interessant.

Die Bevölkerung Aegyptens. Nach den sorgfältigsten neueren Schätzungen kann man die Bewohnerzahl dieses Landes auf ungefähr 2,500,000 anlegen. Nach einem Detailanschlage dagegen, der mit großer Sorgfalt abgefaßt zu sein scheint, belaufen sich die Fellah-Araber allein auf 2,250,000, ferner die Copten auf 160,000, die Beduinen-Araber auf 150,000, die arabischen Griechen auf 25,000, die Juden auf 20,000, Syrier 20,000, Türken und Albanier 20,000, Aethiopier 7500, Franken 4000 und Mameluken 500.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 8. 1835.

29

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 9. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Heeringen.

(Fortsetzung.)

Konrad sah ihn an, ohne ihn zu verstehen.

„Ja, ja,“ fuhr Gekel fort, „merk' Er sich das, und wenn Er kann, mache Er sich unsichtbar, das wird Ihm vielleicht weniger schwer fallen, als anderen Christenmenschen, sintemalen Seine Großmutter oder Urgroßmutter eine Hexe ist, wie man sagt…“

„Komm, komm,“ sagte Bärbchen ängstlich, indem sie den Bruder fortzog; — „Herr Gekel mahnt uns zur Eile und da hat er Recht. Geschwind, ehe die Herren etwa zurückkehren.“ Konrad blickte halb verächtlich, halb zürnend auf den kleinen, mißgestalteten, am Boden kauernden Narren herab, der den dürren Finger warnend emporhob, und setzte seinen Weg mit der Schwester fort; als sie den innern Hof verließen und durch das gewölbte Thor in den äußeren traten, schloß hinter ihnen ein Knecht mit boshaftem Lächeln die Thorflügel zu und schob die Riegel davor, es kümmerte sie nichts, ja, sie hielten sich hierdurch ganz gesichert und gingen unbesorgt und unangefochten über den weitläufigen Raum, der zur Burgpforte führte, als sie, bei dieser angelangt, und bereits auf der Zugbrücke, plötzlich das Ärgste erlebten. Ein Rudel ausgelassener großer Hunde, unter denen Waldmann war, stürzte, aus irgend einer Thüre losgelassen, von vielen Stimmen angehetzt, wie in toller Wuth ihnen nach; Bärbchen that einen lauten Schrei und ergriff die Flucht; Konrad besann sich eben, ob es nicht am gerathsamsten sein werde, dasselbe zu thun, als die Thiere ihn bereits von hinten anfielen, unter schrecklichem Geheul ihn packten und zu Boden zu reißen suchten. Es waren nicht mehr Hunde, sie schienen in eine Schaar blutgieriger und hungriger Wölfe umgewandelt, und der ermunternde Zuruf ihrer Herren, welche jetzt von allen Seiten und aus allen Thüren mit Peitschengeknall und Hussageschrei hervorbrachen, steigerte ihre Wuth gegen ihr schuldloses Opfer auf das Höchste. „Hussa darauf!“ schrie Junker Wolf lauter als Alle, „reißt den schurkischen Bauer in Stücken! Ha, ha! du niederträchtiger Bube, willst noch ein Mal meinen Waldmann schlagen und mir einen Verweis von der Base zuziehen? — Hussa, Waldmann, faß ihn, faß ihn, reiß den Hallunken entzwei!“ So und auf ähnliche Weise schrieen die Übrigen, unter denen Herr Kolheinz nicht der Letzte war; Konrad aber hielt den ersten Angriff der Bestien, so unerwartet er kam, tapfer aus, es blieb ihm keine Zeit, sich nach Bärbchen umzuschauen; doch sah er schnell, daß es hier um Leib und Leben ging, und hatte solches auch wenig Werth für ihn, so wollte er doch nicht unter den Zähnen der Rüden erliegen. Bereits fühlte er dieselben in seinem Fleische, sie zerrissen ihm die Waden, die Schultern, die Arme; aber jetzt faßte auch eine unnennbare Wuth den mißhandelten Jüngling. Er wehrte sich, wie er konnte, und seine Leibesstärke war nicht gering. Mit beiden Händen packte er den Saufänger Waldmann, dessen zähnefletschender Rachen nach seinem Antlitz schnappte, und schleuderte ihn wie einen

leichten Ball über die Zugbrücke hinweg in den tiefen Schloßgraben, wo der Hund an Felsen zerschellte, einem andern gab er die Wuth seiner Faust so gewaltig zu fühlen, daß das Thier heulend von ihm ablieš und die übrigen dadurch plötzlich an Wuth und Wildheit verloren; da fiel ein Schuß; die Kugel saus'te an Konrad's Ohren vorüber und schlug in den nächsten Baum, noch einer, er war abermals nicht getroffen, aber die Knechte des Junkers stürzten jetzt aus der Pforte herbei, und indem ein Theil von ihnen die Rüden zurück riß, warf sich der andere, größere, auf Konrad, der nun, da er es nicht mehr mit unbändigen Thieren zu thun hatte, sich willig gefangen gab. „Ich konnte nichts dazu," sagte er, während man ihn über die Zugbrücke zurückschleppte in den Hof, „ich konnte nichts dazu, daß ich mich der Hunde erwehrte. — Ihr werdet mir nichts Leides thun, liebe Herren." „Wart nur Zeisig," erwiederte einer der Knechte mit rohem Gelächter, „dir wird's gesagt werden." Andere stießen, schlugen und drängten ihn zur Pforte hinein, während wieder Andere unter lautem Wehklagen sich der geschlagenen Hunde annahmen und auf Leitern in den Schloßgraben hinabstiegen, um dem armen Waldmann zu Hülfe zu kommen. Bärbchen, der es vorhin gelungen war, sich durch die Flucht und den Seitensprung in ein offenstehendes nahes Wachtthürmchen dem Angriff der Hunde zu entziehen, kam angstvoll herbeigerannt, da sie den Bruder wie einen Gefangenen behandelt sah, ward aber von dessen Häschern zurückgestoßen und die Pforte vor ihr in's Schloß geworfen. Vergebens, daß sie anpochte, bat, weinte und schrie; Niemand nahm Rücksicht auf sie, Niemand hörte oder wollte sie hören, sondern Alles drängte sich hinter Konrad, neugierig, zu sehen, was mit diesem sich begeben werde. — Junker Wolf empfing ihn im Hof mit einer Fluth von Scheltworten und einem derben Schlag in's Antlitz, den er mit eigener Hand führte. Konrad zuckte, bebte zusammen, als er diesen Schlag empfing; doch faßte er sich und sagte: „Mit Verlaub, gnädiger und gestrenger Junker, — ich bin unschuldig, Ihr aber entwürdigt Euere adlige Hand, indem Ihr einen wehrlosen Mann schlagt." Wolf sah ihn betroffen an, und es schien, als fühlte er die Gerechtigkeit dieses Vorwurfs und er schämte sich seines Betragens vor sich selbst und seinen Leuten, welche letzteren übrigens an seinen Jähzorn gewöhnt sein konnten, als der Forstwart denselben von Neuem aufreizte. „Leidet's doch nicht, Junker," rief er, „daß Euch der Schächer noch Lehren gibt. Freilich, Ihr laßt Euch binden von dem Volk, aus Furcht vor Euerem Vater. Wüßte man nicht, daß Ihr der Erbherr seid, man glaubte es nicht, und schade ist es doch um den Waldmann, daß er von einem solchen Burschen wie ein schlechter Schäferhund behandelt ward; — seht ein Mal, da bringen sie ihn. Mir dürfte das nicht geschehen."

Zwei Knechte schleppten jetzt durch die Pforte, von welcher man Bärbchen zurück gescheucht hatte, den aus dem Schloßgraben herauf geholten Lieblingshund des jungen Herrn herbei. Das Thier befand sich in der That in einem üblen Zustand, es hatte beide Vorderläufe gebrochen, sich hie und da im Sturze verletzt und stieß ein klägliches Gewinsel aus. Dieser Anblick reichte hin, um dem armen Konrad das Urtheil zu sprechen. — „Elender!" sagte der Junker voller Grimm, nachdem er den Hund untersucht und befohlen hatte, ihn in den Zwinger zu bringen und den Hirten von Steppach, der zugleich Thierarzt war, zu seiner Pflege herbei zu holen, — „Elender, das sollst du mir büßen! Es ist wahr, meine Hand ist weit zu gut für deine Züchtigung, aber es gibt hier noch Andere. Öffnet das Rüsthaus. —" Man befand sich dicht an demselben und der untere Raum dieses Hauses bildete eine ziemlich große mit Bohlen belegte Halle, in welcher Rüst- und Heerwagen nebst Geschirren und Rüstungen für Pferde aufbewahrt wurden; auch ein zierlich, buntgemachtes und halb vergoldetes Wäglein, vorn und hinten und zu beiden Seiten mit dem Geschlechtswappen geschmückt, welches doppelköpfige Adler in ihren Klauen trugen, das Fuhrwerk der Fräuleins, stand mitten unter kriegerischem Geräth friedlich in einer Ecke; in der Mitte der Halle aber erhob sich ein runder Pfeiler, der die Decke trug, und dieser hatte die traurige Bestimmung, bei körperlichen Züchtigungen benutzt zu werden. Der Sträfling mußte eine kleine Stufe ersteigen und die Säule mit ausgespannten Armen umfassen, so daß sein Rücken der schmerzhaften Geißel wehrlos preisgegeben war. Obgleich der Schloßherr, Herr Valten von Lichtenstein kein harter Mann genannt werden konnte, so übte er doch strenge Gerechtigkeit in seiner Herrschaft und der Zuchtpfeiler war Jedermänniglich bekannt, auch dem, der noch keine Strafe daran ausgehalten hatte. Der arme Konrad bebte daher, als man ihn anpackte und in die geöffnete Halle führte, wohin der Forstwart und Junker Wolf folgten; vorsichtig legte der letztere den Thorflügel wieder zu, und sagte dann: „Hier wollen wir den Bauernübermuth kühlen. Entkleidet den Burschen und bindet ihn fest. Er kennt den hübschen Pfeiler da noch nicht, und weiß nicht wie sein Geißelgericht schmeckt. Ha, Forstwart, willst du? . . ." Er wies mit der Hand nach einer langen Reihe von Peitschen aller Gattungen, die an der Wand hingen und mit boshafter Freude warf der Sohn des Vogts die seinige, die er bereits hielt, weg, griff nach einer andern mit dickerem Geflecht, worin Knoten waren und machte sich zum Büttelgeschäft fertig. Konrads Blut aber begann bei diesen Anstalten zu stocken, oder so nach seinem Herzen zu dringen, daß er fast ohnmächtig ward. „Gnade" stammelte er, „Gnade, Herr Junker, — straft mich, — nur laßt mich nicht schlagen, aus Barmherzigkeit!" „Schweig!" donnerte ihm Wolf

zu und winkte den Knechten, zu thun, was er befohlen. Konrads Kniee wankten und es war vielleicht eben so viel körperliche Schwäche als bittende Demuth, womit er vor dem Junker niederfiel, und um Gnade, wenigstens um Änderung der Strafe flehte. „Kerkert mich ein," rief er, „wenn ich es verdient habe, senkt mich in Euer tiefstes Verließ, laßt mich schmachten bei Wasser und Brod, oder verhungern, und ich will Euch segnen wie einen Wohlthäter und Eure gestrenge Hand dafür küssen, nur diese Geißelung erlaßt mir!" Aber Alles war vergebens, der Junker stieß ihn fort und seine Knechte erfaßten den Unglücklichen. Sie rissen ihm die zierliche Jacke ab, streiften ihm das weiße Hemd von den Schultern und zogen ihn, entblößt bis zum Gürtel, an die Schmerzenssäule. Er mußte sie umarmen, seine Hände wurden auf der andern Seite vereinigt von einem eisernen Ring umschlossen, und sein warmer Leib, seine Brust und die mit Angstschweiß bedeckte Stirn schmiegte sich an den kalten Sandstein der ohne Mitleid war, wie die Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Schauspielerinnen.

Von

A d r i a n.

Mit der Aufklärung und sittlichen Veredlung der neuern Zeit sind in England, wie in Deutschland, manche Stände zu Ehren gekommen, auf welchen früher eine Art Schmach lastete. Dahin gehört der Schauspieler-Stand. Es währte lange, bis in England ein weibliches Wesen sich nur auf einer Bühne zeigen mochte und durfte; als endlich die Frauenrollen nicht mehr von Männern, sondern von Frauen dargestellt wurden, gab sich natürlich nicht der Ausbund des schönen Geschlechtes dazu her. Hätte die öffentliche Meinung aber auch den Stand nicht für eine Entwürdigung erklärt, so würde die Sittenlosigkeit, welche man ihm mit Recht schuld gab, jedes edlere Wesen davon fern gehalten haben. Die Puritaner mögen das Gemälde der Zügellosigkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen ihrer Zeit übertrieben haben, — wir besitzen aber die Zeugnisse anderer Zeitgenossen, welche nicht so grell malten und in ihren Grundsätzen nichts weniger als streng waren, und uns doch keine günstige Meinung von den Sitten jenes Standes beibringen.

Evelyn ist als ein wahrheitsliebender, hochgebildeter Mann bekannt. Sein Urtheil hat mehr Gewicht, als das der eifernden Frömmler und Scheinheiligen, welche kurz vor ihm auf die Schauspieler ihre mit Bibelstellen gespickten Flüche niederdonnerten. Er sagt unter anderm: „Schlechten und unanständigen Weibern gestehet man jetzt zu, die Bühnen zu betreten; niemals war dies früher der Fall. Sie entflammen viele junge Adelige und Vornehme, welche sie zu ihren Buhlinnen, einige sogar zu ihren Frauen annehmen, zur großen Schmach ihrer Familien." Eines Tages ging er mit dem König in dem Garten von St. James spazieren und trug dann folgendes in sein Tagebuch ein: „Ich sah und hörte da ein sehr vertrauliches Gespräch zwischen seiner Majestät und Mrs. Nellin; sie schaute aus ihrem Garten von einer Terrasse auf der Höhe der Mauer herab, und der König stand auf dem grünen Rasengang unter derselben. Ich war sehr ärgerlich über diese Scene."

Diese Mrs. Nellin, wie sie allgemein genannt wurde, war eine nicht unberühmte Künstlerin, die Eleanor Gwyn (Eleanor abgekürzt: Nell) hieß, 1691 starb und in der St. Martins-Kirche begraben liegt. Evelyn kömmt an mehreren Stellen seines Tagebuchs auf diese Gwyn und den damaligen Zustand des Theaters zurück und die Herbe seiner Schilderungen ging sicher nicht aus blindem Eifer oder einem kleinlichen Vorurtheil hervor. Lebte er jetzt, so würde er von dem sittlichen Zustand der Mehrzahl der größern Bühnengesellschaften günstiger urtheilen können, und obgleich er sich vielleicht nicht über die Verbindungen, welche in neuerer Zeit junge Engländer vom ersten Rang mit Schauspielerinnen eingehen, freuen würde, so müßte er doch eingestehen, daß manche dieser ehemaligen Theaterprinzessinnen ihre Rolle als Gattin und Mutter mit Auszeichnung spielt und den hohen Stand, zu welchem sie erhoben worden, durch ihre Tugenden schmückt. Unter diesen nennen wir die Gräfin von Derby (ehedem Miß Farren), die Gräfin von Craven (Miß Brunton), Lady Thurlow (Miß Bolton), Lady Murray (Miß Gayton), Lady W. Lennox, welche noch unter dem Namen Miß Paton auf der Bühne erscheint, vieler anderer nicht zu gedenken.

Auch die Cousine des Königs von England, die jetzige Herzogin von St. Albans, gehört in diese Zahl. Sie verließ die Bühne, um sich mit einem reichen Bankier, Coutts, zu verheirathen. Dieser starb und hinterließ ihr ein großes Vermögen. Vielleicht hat dieses eben so sehr, als ihre Liebenswürdigkeit, den jungen Herzog von St. Albans bestochen, ihr seine Hand zu bieten. Sie wurde Herzogin und spielt diese ihre Rolle besser, als manche geborne Herzogin. Der Spott blieb freilich nicht aus. Die Wahrheit ist, daß auf dem Charakter dieser Dame nicht der geringste Makel lastet und daß ihr Benehmen, ihre Bescheidenheit, ihre Wohlthätigkeit ihr einen höhern Werth geben, als das Zufällige ihres neuen Ranges.

Die achtenswerthen Mitglieder ihres früheren Standes sind ihrem Andenken nicht fremd geworden und wenn ihre Mildthätigkeit angesprochen wird, so ist ihre Hand und ihre Börse stets offen. Einigen bewährten ehemaligen Freundinnen und Kunstgenossinnen blieb sie liebevoll zugethan und hat überhaupt das Lob, eine der umsichtigsten und edelmüthigsten Frauen des Landes zu sein, wenn es sich darum handle, dem Unglück und der Armuth Ermuthigung, Trost und Unterstützung zu bieten.

Eine Anekdote aus der Zeit, wo sie noch Miß Mellon hieß, darf hier Platz finden.

Sie war im zwanzigsten Jahre, und bei dem Drury-Lane Theatre angestellt; ihr Vater wohnte im ersten Stock in der großen Russel-Straße und ihre Zimmer gingen auf die Straße. Ein großer Platz, der mit hohen Pfählen eingezäunt und mit Baumaterialien aller Art angefüllt war, stieß an das Theater. Ein kleines Mädchen, das mit einer Pfund-Note ausgeschickt worden war, um einen Einkauf zu machen, sah diese Pfund-Note plötzlich durch einen starken Wind über die Pallisaden entführt und weinte unter den Fenstern der Wohnung der Miß Mellon bitterlich über ihren Verlust. Ein Haufe Menschen sammelte sich, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen zu London, um das Kind; aber mit einem Edelmuth, welcher dergleichen neugierige Pöbelhaufen gewöhnlich nicht charakterisirt, begann man Pence und Sechspences zu sammeln, um dem armen Mädchen, welche ihres Herrn Zorn und den Verlust ihrer Stelle

gleicherweise fürchtete, zu seinem Gelde zu verhelfen. Miß Mellon kam auf ihren Balkon heraus und erkundigte sich nach dem, was vorgefallen. Als sie sich überzeugt hatte, daß es sich hier von keiner Prellerei handle, kam sie an die Thüre herab und gab dem Mädchen eine andere Pfund-Note. Und ihr ganzes Einkommen bestand damals in drei Guineen die Woche. Dergleichen währt noch, wenn Schönheit, Reichthum und Macht längst dahin sind, wie das echte Rosenöl des Morgenlandes noch Jahrelang an dem zerbrochenen Krystall klebt, in welchem es einst aufbewahrt worden.

Das Diner eines Braminen.

Es ist viel Gemüthlichkeit bei unseren ehrlichen deutschen „wohlthätigen Zweck-Essen", bei unseren Kolleg-essen, bei unseren Tauf-, Hochzeits-, Trauer-essen; wenn ich sage: es ist viel Gemüthlichkeit dabei, so meine ich: es wird viel gegessen. Wir sind wirklich äußerst praktische Menschen, hauptsächlich aber bei'm Essen. Wir haben das Essen zu einer europäischen Frage gemacht, wir haben nebst vielen andern großen Geistern auch einen Geist der Kochkunst, der sich uns durch „Rumohr" offenbarte, wir könnten unsere verschiedene Vaterländchen statt durch Wasserscheiden und Zolllinien ganz bequem nach Dampfnudeln, Rostbraten, geräucherten Bratwürsten und dergleichen klassifiziren und abmarken. Nein, um die Wahrheit zu sprechen, wer von uns hegt vor einer soliden Hammelskeule nicht Ehrfurcht? Wer, der zur Zeit der Cholera überhaupt am Leben blieb, brachte dies sein Leben nicht in die innigste Verbindung mit dem Essen, wer pries es damals nicht, daß bei so Menschheit-gefährlichen Zeiten an Festtagen Fleischspeisen tolerirt wurden? O gewiß, wenn irgend ein Wesen als carnivor erschaffen wurde, so sind wir es; — und nun, ihr gefühlvollen, Carnivoren alle, versetzt euch im Geiste an die Tafel eines Braminen, und bleibt, wenn ihr könnt, ohne Thränen, — und ohne Hunger! Ihr sitzt mit dem aus Birmah's Munde erschaffenen Weisen auf dem geheiligten Boden Hindostan's. Die Baniane, die Palme, der Sandelbaum überwölbt euch, die Asoka haucht euch duftige Küsse zu, traulich umwandelt euch auf feinem Sande der Pfau, der Flaminge. Der gastfreie Bramine ladet euch freundlich ein, sein Mahl zu theilen. Ein exotisches Mahl! denkt ihr, und alle fabelhaften Träume vom geheimnißvoll üppigen Süden erhitzen die Phantasie eures Gaumens; ihr denkt an indische Hammel, indische Tauben, an das kostbare Hochwild, im Urwald erlegt, — ihr freut euch bereits auf indische Saucen, die in dem Lande, wo der Hase wirklich im Pfeffer liegen kann, wo die Gewürznelken frisch gebrochen werden, gewiß viel pikanter schmecken müssen, als selbst in Wien, Paris oder London. Aber ihr seid bei einem Manne zu Gast, welcher für den Genuß eines einzigen Bissens Hammelfleisch vielleicht Jahrtausende lang zur Buße als Vogel, Elephant, Schakal herum wandeln muß, oder gar in eine Palme oder gar in einen Stein dafür verwandelt wird. Fleisch? macht euch um's Himmelswillen nur keine Illusionen; euer Wirth ist ein Bramine, und Diät ist eben sein Gesetz, wie Genuß das eure. Gebt acht, man fängt an, zu serviren. Man bringt zuerst den ebenso geschmackigen als beliebten Reis-curry, ein seltsames Gericht! Reis in warmer Buttermilch, mit Mehl und Korn verdickt, duftend von den erlesensten Gewürzen. Aber das ist noch immer keine Sauce à la financière. Halt! jetzt bringt man ein Gericht gespaltener Erbsen, mit Salz und Gelbwurz gekocht, mit Ghee (geläuterter Butter) anmuthig übergossen. Aber ihr vermißt Etwas dazu, unglückliche Carnivoren, die geräucherte Bratwurst, nicht wahr? Geduld! hier folgt eine neue Platte; seht nur, wie zierlich der Koch sie euch aus den zinnenen Gefäßen in kleine Portionen abmißt; denn ein Bramine darf bei Strafe einer zukünftigen Elephantenwanderung nicht mehr, nicht minder genießen, als das gesetzmäßige Maas bestimmt; ist dies nicht im eigentlichsten Sinn wahrhafte Mäßigung? Man servirt euch die schönsten eingemachten Früchte; aber ihr seid doch wirklich sehr unempfindlich dagegen. Man bietet euch das duftigste Gewürzbrod, — und ihr denkt an Rostbraten, Nierenbraten, Lendenbraten, Rehbraten, gefüllte Kalbsbrust; — o Gott! habt ihr denn in euch für nichts Raum, als für eine gefüllte Kalbsbrust? Man bringt euch delikat zubereitete Bohnen, Gemüse, deren Namen noch über keines Pariser Kochs Lippen kamen, lauter exotische Festgemüse, Bringals, Bendre, Turoy; äußerst lockend, äußerst kostbar, freilich ohne Zwiebeln bereitet, denn die Zwiebel steht im indischen index prohibitorum oben an, und soll denn ein ehrlicher Bramine für den Genuß einer Zwiebel euch zu Gefallen nach seinem Tode selbst in eine Zwiebel verwandelt werden? Euer gastfreier Wirth erschöpft sich ja wahrhaft im Tafelluxus, um euch nur zufrieden zu stellen und euch einen guten Begriff von der braminischen Küche beizubringen. Der Reis-curry, der im Anfang aufgetragen wurde, war vielleicht nicht ganz nach euerem Geschmack? Hier folgt eine andere Platte mit Reis, mit weißem, mit gelbem, hier welcher mit Gewürznelken, hier welcher ganz ohne Gewürz, ganz einfach, ganz ohne Geschmack, — so zu sagen. Der Bramine läßt selten Desert's auftragen; doch euch zu Gefallen macht er heute eine Ausnahme. Hier sind Mangoen, in Zucker eingemacht, hier Limen und andere Confekte, hier Früchtesyrup und reife Früchte; — aber ihr denkt an eure Saucen à la financière und der Kokila selbst, der auf dem Tamarinden-Strauch dicht hinter euch sein Abendlied flötet, vermag euch die europäischen Gedanken nicht aus dem Kopfe zu singen. Der Geist der Kochkunst ist über euch gekommen, und ihr nennt ihn mit stolzem Selbstgefühl — Heimweh! Ach, gute Carnivoren, ihr seid eben Gourmands, und unverbesserlich, wie Sir John Falstaff. Der Bramine schüttelt ernst sein braunes Haupt. — Fahrt wohl! geht nach Frankfurt am Main und entschädigt euch an der table d'hôte im Schwan für das Gastmahl eines Braminen.

Buntes.

Man hat es lange Zeit für eine Fabel gehalten, daß lebende Wesen längere Zeit hindurch ohne Nahrung existiren können. Kaum mochte man den Kröten die Ehre, ihre Fasten so streng zu halten, endlich eingestehen, nachdem man sich durch viele thatsächliche Beweise von der Wahrheit überzeugt hatte. — Die ausgezeichnetsten Naturforscher haben seither noch weiter erwiesen, daß das Krokodil, (gewiß, wie bekannt, ein nicht sehr genügsamer Gourmand), zwei Monate ohne Speise aushalten kann, der Skorpion drei, der Bär sechs, das Chamäleon acht und die Viper zehn.

Mr. Galt's neuerfundener Klepper. Mr. Galt hat jüngsthin eine Maschine erfunden, welche er den Klepper oder Hochlands-Pony nennt, und welche nicht bloß Lahmen, sondern auch jener Klasse von Leuten, die eine sitzende Lebensart führen, als eine Art von Stubenpferd einigen Ersatz für das Reiten gibt. Sie ist eben so elegant als einfach.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 9. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 10. Januar.

Der arme Konrad.

Von
Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

Jetzt aber sammelte sich Konrad. Das Schlimmste war überstanden und es galt nun nichts mehr, als Schmerz zu ertragen, was er standhaft zu thun beschloß. Der Forstwart befühlte grausam erst seinen Rücken, bevor er zur Züchtigung schritt, und machte Bemerkungen, über die Wohlgenährtheit des Deliquenten, welche beweise, daß die Klage der Bauern stets grundlos sei, indem sie nur zu üppig lebten; dann aber begann er mit rüstigem Arm und einer schrecklichen Geübtheit die Peitsche, die mit einem Riemen um seine Hand befestigt war, zu schwingen. Konrad fühlte allgemach den brennenden Schmerz, der sich mit jeder Sekunde, mit jedem Hieb, auf seine weiche, entblößte Haut bis zum Seelendurchschneidenden, unendlicher steigerte; er knirschte mit den Zähnen, er biß die Lippen zusammen, seine Glieder zuckten krampfhaft, ein leises Stöhnen arbeitete sich aus seiner Brust hervor, und kalter Schweiß rieselte, mit Blut vermischt, an seinem Körper nieder; — keine Gnade von Seiten des Züchtigers, immer neues Niederfallen der Geißel, immer neue Dolchstiche in sein Leben. „Mein Heiland!" betete er mit zitternden Lippen, „auch du wurdest gegeißelt. Heiland der Welt stehe mir bei. . . Ich vergebe!" athmete er mit letzter Kraft gegen den Pfahl, dann sank plötzlich sein Haupt mit geschlossenen Augen zurück, seine Wangen waren todtenbleich, seine Kniee brachen ein. „Laß es genug sein," befahl jetzt Wolf und fiel in den schon wieder aufgehobenen Arm des Forstwarts, „er hat für diesmal genug. Bindet ihn los, und laßt ihn liegen in der Ruh, bis er nach Hause gehen kann. Heut wird er wohl nicht daran denken. Desto besser, und damit mein Vater nicht etwa, oder die Base, die Alles wittert . . wollen wir die Thür verschließen, bis morgen ganz in der Frühe. Meine Hunde aber, denke ich," setzte er mit Lachen hinzu, „wird der Patron wohl eine Weile in Ruhe lassen. Kommt, das Vesperbrod ist aufgetragen, du hast Bewegung gehabt, Forstwart, dir wird's munden." Ein allgemeines Gelächter begleitete dieses Scherzwort des jungen Gebieters. Konrad wurde auf eine alte Strohmatte, die zufällig bei der Hand war, niedergelegt, und man verließ das Rüsthaus, dessen Thüre verschlossen wurde.

Es war indessen Nacht geworden, und schon leuchtete vom hohen Schloßthurm das Licht des Thürmers weit in die Gegend hinaus, nach allen Richtungen ähnlichen Schimmer begrüßend, der nah oder fern sich auf gleichen Höhen entzündet. Der Wächter schloß die innere und äußere Pforte, und zog die Zugbrücke auf, die Rosse im Stall erhielten ihr letztes Futter, die Hunde wurden in ihren Zwinger gesperrt, Alles in der Burg hatte den Tag froh verlebet und ging nun der sicheren Ruhe entgegen. Draußen aber im Wald saß ein Mägdlein auf einem Felsblock und weinte bitterlich. Es war Bärbchen. Mit rohen Worten hatten sie die Knechte auf des Forstwarts Weisung zurück gescheucht von der Burgpforte, und alle ihre Anstrengungen, dem

Bruder zu folgen, waren vergebens gewesen. Als sie trotz dem nicht nachlassen und durchaus erfahren wollte, was mit ihm geschehn, hatten zwei reisige Knechte, Schnabel und Zieling, ausgelaßne Bursche, plötzlich den Ton umgestimmt, und sie eben erst barsch zurückgewiesen, mit täppischen Liebkosungen angefallen. Das verdrängte Bärbchen; sie nahm die Flucht und eilte weit genug von der Burg weg, um vor jenen sicher zu sein, doch konnte sie sich nicht entschließen allein nach Hause zu gehen. Was hätte sie dem Vater sagen sollen? auch würde ihr eignes Herz ihr dort keine Ruhe gegönnt haben. So ließ sie sich denn auf dem Felsblock nieder, und starrte mit feuchtem Auge in den Wald hinein und nach der Richtung des Schlosses, das über die Häupter der Schwarztannen und Eichen seine dunklen Massen erhob. Rascheln im dürren Laub, und das Grunzen eines nahen Ebers scheuchte Bärbchen auch von diesem Platze weg; sie empfahl den Bruder allen Schutzheiligen; weit entfernt, die schreckliche Mißhandlung zu fürchten, welcher Wolf ihn unterwarf, besorgte sie nur, daß man ihn vielleicht die Nacht über einkerkern werde, eines Vergehens wegen, welches im Grunde keines war. Doch konnte sie ihm nicht helfen und eilte daher scheuen Fußes, wie ein flüchtiges Reh, Berg ab, ihrem Dorfe wieder zu, wobei jedes ferne Bellen von Hunden ihr Schrecken einjagte, weil sie des Junkers Rüden wieder hinter sich wähnte, oder des Forstwarts, oder der Knechte Verfolgung.

Nacht war es auch in der Halle des Rüsthauses, welches keine Fenster hatte, und wo der arme Konrad auf seiner Strohmatte lag. Nacht um ihn, Nacht in ihm; nur die Hölle schien mit falbem Schein durch seine wieder auflebende Seele zu flammen. Mit ohnmächtigem Widerstreben drängte er die Besinnung von sich und die Erinnerung an die entsetzlichen Minuten, die er überstanden hatte, sie kam überwältigend, und er sank mit dumpfem Geheul auf sein Lager zurück, dessen Rauheit seinem wunden, entblößten Körper neue Martern bereitete. Vergebens suchte er aufzustehen; eine tödtliche Mattigkeit hatte seine kräftigen Glieder gelähmt. So lag er da, von Innen und Außen vernichtet, und Niemand kümmerte sich um ihn, Niemand brachte ihm eine Ätzung für seinen brennenden Durst, eine Linderung seiner Schmerzen. Das Geräusch von Außen verstummte, und die Stille der Nacht trat ein. Da bewegte sich etwas vor dem hohen Thorflügel, welcher das Rüsthaus verschloß, dem Durchgang für Hunde, Katzen und anderes kleines Gethier. Ein Körper, dunkler noch als die Nacht, welche draußen herrschte, bewegte sich vor der niedrigen Öffnung, drängte sich hinein, und verstopfte sie mehrere Minuten lang. Mit Ächzen und Stöhnen drängte er sich hindurch, Konrad vernahm es, doch ohne Theilnahme, denn ihm war alles gleich. Mochte der Eindringende ein hungerndes Thier seyn, vielleicht ein verirrter Wolf, oder gar ein böser Geiß, ein verworfner, blutdürstiger Inkube, wenn er nur schnell mit ihm ein Ende machte. Ungefähr so waren Konrads verworrene Empfindungen, als er sich plötzlich von menschlichen Händen berühret fühlte. Vorsichtig und leise ward sein Haupt aufgenommen, und in einen, wenn gleich etwas harten Schooß gelegt, der Rand einer Flasche netzte seine schmachtenden Lippen und ein köstliches Naß, in reichlicher Fülle hinabfließend, erfrischte seinen Gaumen. „Konrädle," wisperte dabei eine feine Stimme, „sei getrost! Siehst du, armer Schelm, das heißt man eine Prügelsuppe. Sie schmeckt nicht fein, aber du bist der Erste nicht, und wirst der Letzte nicht sein, der sie kostet. Ich merkte es, daß sie etwas vor hatten mit dir, und warnte dich, aber sagen durfte ich dir nichts, bei Leibe nicht, denn ich bin ein treuer Diener meines Herrn, verderbe ihm den Spaß nicht. Was ist's denn auch weiter? Sind wir nicht eben so gut seine Hunde, als Waldmann und Greif und Nimrod, und stirbt man von ein Paar Peitschenhieben? Du aber bist zärtlicher Natur, mein Büble, und meinst, dein Rücken springe, auch irrst du vielleicht darin nicht, und drum laß mich ein Mal gewähren." (Forts. f.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Peter Ahrens, Dorgerloh, die Sammelplätze der Pändemos, der hier die lockendsten Altäre errichtet, [illegible] mit seinen Rutschbahnen, die [illegible] und abermal hundert Vergnügungsorte des Alltagslebens, sie zeugen von dem Leben in Hamburg, von dem Auswuchs des Handels und Gewinnes, dem mächtigen Polypen im Herzen eines Volks. Ihnen strömt die Hamburgische Welt zu, das große Chaos, das man fälschlich Volksleben heißt.

Was Herz und Gemüth hat, das zieht sich zurück in den Familienkreis, in die Stille der Landhäuser, in die Zutraulichkeit des eigenen Heerdes. Hier findet man den lauteren Sinn erhalten; von hier aus wirkt er auf den Staat und das Staatswohl kräftig ein; von hier aus zügelt er das anscheinend zügellose Treiben mit seltener Festigkeit.

Man sollte nicht glauben, daß sich ein so wüstes Gewirre, dem sich besonders die unteren Classen anschließen, deren Angehörige oft nicht einmal einen Fleck Erde, auf welchem sie Nachts ihr Haupt zur Ruhe niederlegen können, den ihrigen nennen, bändigen lasse, und zwar durch eine republikanische Regierung. Aber man sieht hier deutlich, was Kraft, und jene bürgerliche Einfachheit vermag, die in sich selbst den sichersten Schutz gegen den Pöbel erblickt, der aus allen Classen, hohen und niederen, in Hamburg zusammenströmt, und den Fremden, der die Stadt zum ersten Male betritt, in einen labyrinthischen Knäuel versetzt, der seine Gedanken durcheinanderwirft, und wie Meerestosen im Sturme, oder Kampfgewühl an das Ohr seiner Seele schlägt.

Die Hamburger Polizei ist die gemüthlichste und harmloseste Polizei von der Welt. Sie hat Handschuhe von Sammt über den Händen, und geht auf Filzsohlen. Man merkt sie nirgends, und sie ist allenthalben, mischt sich jedoch nie in die politischen Gedanken, sie mögen sich noch so laut und deutlich aussprechen. Sonst thut sie als Polizei ihre

Schuldigkeit, sie kennt einen Jeden, wenn er nur vierundzwanzig Stunden in Hamburg ist, und hütet ihn, wenn er verdächtig ist, d. h., verdächtig in Betreff eines Attentats gegen die Sicherheit des Eigenthum's. Im Übrigen hat sie keinen Verdacht, und die Unantastbarkeit der Person wird in Hamburg streng respektirt. Die Hamburger Polizei [illegible]rlich einen Takt, der zu bewundern ist; selbst bei einer Emeute läßt sie sich nicht aus der Behaglichkeit und Ruhe bringen. Ich war im September des Jahres 1830 in Hamburg, in dem berühmten Jahre der Julius-Revolution, als man allenthalben Aufruhr spielte, der leidigen Mode wegen. Auch die Hamburger hatten ihren revolutionairen Tag, und man war darin übereingekommen, alle Juden, zu einer bestimmten Stunde, Abends, mit dem Glockenschlag neun, aus allen öffentlichen Häusern, den Elb- und Alster-Pavillons vorzugsweise, hinauszuwerfen. Das geschah denn auch, wie verabredet. Natürlich gab es dabei großen Spektakel; denn die Juden wichen nicht gutwillig. Aber die Christenheit siegte in dem Kreuzzuge, und wer Jude war, (d. h., ungetaufter; denn die getauften Juden konnten sich durch ihren Taufschein, welchen man sie herbeiholen ließ, legitimiren), mußte das Feld räumen. Die Sache hätte dabei ihr Bewenden haben können; indeß, nachdem der noble Pöbel der Pavillons einen Sieg gefeiert hatte, wollte auch der Plebs der unteren Classen gleichfalls sein Juliusfest begehen, und da gerade das Brod mit einer Steuer belegt worden war, so hatte man den trefflichsten Grund, zu rebelliren. Der Lärm begann ziemlich ernst, und man blokirte das Stadthaus, in welchem die beiden Polizeiherren ihre Wohnung haben. Man ging auf das Herz der Polizei los. Aber die Polizei verhielt sich ruhig und [illegible]chenstill, und die vor dem Stadthause aufgestellte [illegible] Befehl der Polizei — in Gottes Namen alle Fenster des Stadthauses einwerfen, man ließ dem Volke sein Spiel, und am folgenden Tage waren die Fenster wieder eingesetzt. Das war der erste Tag der Hamburger Revolution. Am zweiten Tage sollte wieder Revolution sein, aber der Senat publicirte das Tumult-Mandat, und die Leute, die sich sonst in Haus und Hof zurückgezogen und sich wenig um die Öffentlichkeit kümmerten, schützten und schirmten das Gesetz; und das Volk, dem man einen Tag freies Spiel gelassen, und dessen Leib und Blut man höher angeschlagen hatte, als die Fensterscheiben im Stadthause, ließ sich, ohne Kanonen, durch festen Bürgersinn zurückweisen, und das will viel sagen; denn der Hamburger Pöbel sucht wirklich seines Gleichen in Deutschland, und gibt dem Pariser nichts nach. Die Hamburger Polizei besitzt psychologische Kenntnisse, und hält den ganzen Hamburger Plebs am Schopfe fest. Sie steht auf sicherem, festem Fuße, und in dem großen chaotischen Gewirre der Straßen, Promenaden, öffentlichen Häuser u. s. w. sichert sie hauptsächlich die Ordnung der Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Irische Legende.

In einiger Entfernung von Castle Taylor steht ein rundes Fort, bekannt unter dem Namen: der Pallast von Dundorlaß. Dort hat einst Goora, der König von Connaught, in großer Pracht und Herrlichkeit gehaus't; da war einst Wohlleben und Üppigkeit vollauf, da scholl es immerdar, Thor aus, Thor ein, kliff, klaff, von lustigem Hundegebell, wann der König sein Jagen hielt, und das war seine liebste Freude; — da ritten viel stolze Herren aus und ein, die lieber an Heute als an Morgen dachten, und lieber an's Leben als an's Sterben. „Was haben wir davon, wenn wir ein Mal todt sind?" gaben sie dem heiligen Macduagh, dem Bruder des Königs, stets zur Antwort, so oft der sie ernsthaft und streng d'ran mahnte, daß sie lieber ihrem Gotte dienen sollten, als ihren weltlichen Begierden; — nichts als Spott und Leichtfertigkeit gaben sie ihm als Bescheid zurück. Saint Macduah bewahr' uns vor Völlerei und bösen Gelüsten.

Als nun der heilige Mann gesehen, daß all sein Reden nichtsnutz und verloren war an seinem Bruder, dem König Goora und den bösen Junkern, da nahm er einen ehrwürdigen Mönch, der viel gepredigt hatte gegen Üppigkeit und Wohlleben, — zu dem sprach er: „Frommer Bruder, wir wollen diese sündige Welt verlassen, in die wilden Schluchten ziehen und Gott dem Herrn mit Gebet dienen." „Ja, das wollen wir," erwiederte ihm der Mönch, nachdem er sich eine kleine Weile besonnen; „doch wie werden wir es anstellen, daß wir in der Wildniß nicht Hungers sterben? Fasten ist wohl ein heilig Gebot, aber der Herr begehrt schon den Tod des Gottlosen nicht, geschweige denn, daß der Gerechte verhungere." „Wäret Ihr ein Vöglein in der Luft," sprach Saint Macduagh darauf, „so wüßtet Ihr vernünftiger zu reden; kommt, lasset uns gehen."

Darauf gingen sie aus dem Pallast der Schwelgerei, die große breite Straße entlang, die zu beiden Seiten mit schnurgraden Bäumen bepflanzt war, das ist die Straße, die jetzt Boherlan da naa mias genannt wird, und gingen an den Mauern der berühmten schwelgerischen Stadt Ardrahan vorbei, die seit grauen Zeiten versunken ist; — über ihren Thurmspitzen, die wohl hundert Faden und noch tiefer verschüttet sind, stehen jetzt die Dorfhütten dort. Den König Goora und seine lustigen Junker kümmerte der Abgang des Saint Macduagh so wenig, daß viele ehrliche Leute meinten, es kümmere ihn gar nichts. Und kliff, klaff, ging's immerfort Thor aus, Thor ein, Berg auf, Berg ab, und in dem Schloß dampften Tag und Nacht lang die himmelhohen Schornsteine, und wenn Einer aus fremdem Land unversehens in die Nähe des Pallastes kam, so überredete ihn der Bratengeruch, der wie ein Morgennebel über der ganzen Umgebung hing und schwebte, daß es hier zum Paradiese eingehe. In ganz Galway war gewiß kein Fiedler, kein Jäger und kein Junker besser aufgehoben, und, in Wahrheit, eigentlicher zu Hause, als in des Königs Goora Schloß. Das lustige Leben trieben sie lang, und dachten weder an Gott noch an die Heiligen, weder an ihre Seligkeit noch an die Kirche, sondern blos an Schüsseln und Teller, an Wildpret und Meute. Saint Patrik mag ihnen gnädig sein.

Indessen lebte Saint Macduagh mit dem Mönch in der Wildniß, und beide gaben sich wahrhaft Mühe, Gott zu dienen mit Gebet und durch Fasten. Am dritten Tage wurde der Mönch, in der That ein würdiger Herr, aber schwächer am Leib als andere fromme Brüder, oder gar erst als Saint Macduagh, gar gebrechlich und hinfällig, und gedachte zu sterben; er fühlte, wie sein Magen gleich einem schlechten Schelm sich gegen sein heiliges Leben auflehnte, und fühlte sich zugleich unfähig, dem Brummen des argen Gesellen länger Widerpart zu halten. Deßhalb warf er sich vor Saint Macduagh nieder und sprach: „Mit Ew. Heiligkeit Verlaub, ich glaube, wir dienen dem Himmel allzu eifrig, und wenn ich in meinem Fleiß fortfahre, so kommt mein Tod auf Eure Rechnung. Ihr Bruder, der König Goora, gibt Schmaus über Schmaus; ach, ich hätte besser gethan, dort zu bleiben und mein Leben für gute Werke

zu fristen.“ Darauf entgegnete ihm der Heilige: „Frommer Bruder, Ihr seid schwach im Glauben; meint Ihr, ich hätte euch in die Wüste gebracht, damit Ihr Hungers sterben sollet?“ — Nun warf er sich auf die Knie und betete inbrünstiger, als jemals.

Und mit einem Male sah sich der arme Mönch auf eine sehr angenehme Weise überrascht. Vor ihm stand eine Mahlzeit, reich besetzt mit den ausgesuchtesten Leckerbissen, und in goldenen Bechern zeigten sich zum Lohn seiner langen Enthaltsamkeit verschiedene Flüssigkeiten, beliebter und schmackhafter, als das Wasser in der wilden Bergschlucht.

Das war an einem Tage, als der lustige König Goora mit seinen Edelleuten und Junkern ein großes Jagen hielt, und mit noch größerem Hunger zurückkehrte. Sie setzten sich allesammt an den Tisch in der Halle, und sogen mit süßem Behagen bereits den köstlichen Bratenduft in sich, höchst ungeduldig, die reelle und solide Ursache dieses Duftes selbst bald zu sich zu nehmen. Jetzt prangten die goldenen und silbernen Schüsseln mit ihrem braunglänzenden Inhalt; der König Goora ergriff höchsteigenhändig Messer und Gabel, um dem größten Stück Wildpret an den Leib zu rücken. Aber in demselben Augenblick, — o Entsetzen, Entsetzen! — erhebt sich die gewichtigste Schüssel vor den Augen des Königes und über dessen Nase in die Luft und nimmt ungenirt ihren Weg zur Halle hinaus. Von dem Beispiel dieser Fürstin unter den Schüsseln angezogen, setzen sich auch die übrigen Platten in Bewegung. Der hungrige König starrt den reiselustigen Schüsseln einige Zeit lang sprachlos nach, dann fährt er vom Sitze ingrimmig empor, thut einen furchtbaren Eid, diese Zauberei an ihrem Urheber zu rächen, — denn er dachte in seiner Gottlosigkeit an nichts weniger, als an die zwei frommen Männer in der Wüste, — und stürzte, Messer und Gabel nicht aus den Händen lassend, den Flüchtlingen zu eiliger Verfolgung nach. Augenblicklich folgte der ganze hungrige Hofstaat seinem Beispiele und begab sich solcher Maaßen am selben Tage unfreiwillig auf eine zweite Jagd. So rannten sie über Stock und Stein den treulosen Schüsseln nach, — der König, und hinter ihm d'rein seine Junker, und hinter den Junkern die Diener, alle mit Messern und Gabeln, — der Koch noch mit seinem Bratspieß in der Hand und hinter ihnen noch andere getäuschte Wesen, nämlich Hunde und Katzen. Eine ganze Viertelstunde lang folgten sie den Schüsseln, die sie immer im Auge hatten, bis sie endlich sahen, daß dieselben sich in der Bergschlucht häuslich niederzulassen begannen.

Der arme Mönch war just im besten Essen, als er den furchtbaren Halloh des hungrigen Hofstaats immer näher und näher brausen hörte. Er würgte in Todesangst noch ein Paar Bissen hinunter und sprach dann zähneklappernd zu dem wunderthätigen Mann: „Gott vergebe euch, was ihr an mir thut, es wäre ja am Ende besser gewesen, ihr hättet mich Hungers sterben lassen, als daß ich jetzt auf Antrieb fremden Hungers todt geprügelt werde.“ Darauf erwiederte Macduagh: „Frommer Bruder, ihr seid schwach im Glauben; laßt sie nur kommen.“ — Und sie näherten sich auch bereits nur noch an die dreißig Schritte; — da erhob Macduagh die Hand, — und im selben Augenblicke stacken die Füße vom ganzen Hofstaat, selbst die Hunde und Katzen nicht ausgenommen, im Felsen festgebannt, und die Unglücklichen mußten zur gerechten Strafe ihrer Schwelgerei, mit wüthendem Hunger in den Eingeweiden, regungslos zusehen, bis der tugendhafte Mönch ihre Mahlzeit in Ruhe verzehrt hatte.

Nach diesem Wunderzeichen sollen jene schwelgerischen Edelleute bis an ihr seliges Ende ihren Wandel verbessert haben, und in Frieden gestorben sein. Wie es zuging, daß jener lustige Pallast von Dunderlaß und die schwelgerische Stadt in der Folge versunken sind, weiß Niemand mehr zu berichten, selbst die ältesten Leute nicht, die es doch von ihren Großmüttern hätten erfahren können. Aber die Fußstapfen sind noch heut zu Tag im Felsen zu sehen, als sichere Bürgen für die Wahrheit dieser Geschichte.

Buntes.

Schätze im Morgenlande. Die größte Zierde des prachtvollen Delhi ist der kaiserliche Pallast, in einem höchst geschmackvollen Styl aus röthlichem Granit erbaut, im Inneren mit Gold und Azur dekorirt, und von anderen glänzenden Ornamenten funkelnd; die dazu gehörigen Marställe können 10,000 Pferde fassen. In den ungeheuer ausgedehnten Vorstädten erhebt sich außer vielen andern durch Pracht und Umfang ausgezeichneten Bauten der „Gobain Kotelar,“ ein prachtvoller Pallast, unter dessen zahlreichen Gemächern der Saal der Gesandten das meiste Staunen erregt; er ist von Kristall ausgelegt, von der Decke herab schwebt ein Kronleuchter von schwarzem Kristall, bei völliger Beleuchtung wähnt man sich hier in ein Feenschloß versetzt. Noch zu den Zeiten des Legour de Flair befand sich darin der „Pfauenthron“, von ovaler Form, unter einem Palmbaum angebracht, der ihn mit breiten Blättern überwölbte; auf einem Zweige desselben nahe an der Krone saß ein Pfau, der die Flügel zum Thronhimmel ausbreitete. Pfau und Palmbaum waren von Gold und so kunstreich und zart gearbeitet, daß sie bei dem leisesten Lüftchen zu wehen und wallen schienen. Das intensive Grün der natürlichen Pfauenfedern war durch den Glanz kostbarer Smaragde wiedergegeben, die Früchte des Palmbaum's durch funkelnde Diamanten aus Golkonda, so bewunderungswürdig der Natur nachgeahmt, daß der Beschauer, auch wenn er sonst keine Wahlverwandtschaft für Diamanten fühlte, sich versucht fand, sie in jedem Augenblick doch als Früchte zu pflücken. — Panna, die Hauptstadt des Diamantendistrikts, enthält einige schöne Tempel, in deren einem sich ein Idol mit diamantenen Augen von unermeßlichem Werth befindet. Das ganze Tafelland einige Meilen in der Runde um die Hauptstadt soll von Diamantenlagern strotzen; der Boden desselben ist an einigen Plätzen drei bis zwölf Fuß in die Tiefe röthlich, an anderen braun, und enthält da, wo man Diamanten findet, Lager von kleinem Geröll. Nach den Beobachtungen der Leute, welche sich mit dem Aufsuchen der Diamanten beschäftigen, und größtentheils Rahpoots sind, regenerirt die verschwenderische Natur vierzehn bis fünfzehn Jahre nach gänzlicher Ausbeutung einer so kostbaren Stelle dieselbe auf's Neue zu einem vollständigen Diamantenlager.

Verhältniß des Buchhandels zwischen England und Frankreich. Im Jahre 1821 betrug die Anzahl der aus Frankreich nach England eingeführten Bücher: 81,127, in den Jahren 1825, — 178,366, 1830, — 108,897 und 1832, — 54,984, aus England nach Frankreich hingegen: in den Jahren 1821, — 19,086, — 1825, — 19,036, 1830, — 12,714 und 1832, — 19,682.

Der Grund dieses Mißverhältnisses liegt wohl einerseits darin, daß Frankreich das Mittelland zwischen England, Deutschland und Italien ist, und somit auch literarische Produkte der beiden letzteren auf den Markt Großbrittaniens bringt, andererseits aber auch in dem Umstande, daß in Frankreich bei weitem mehr englische Werke nachgedruckt werden können, als französische in England. England ist spekulativ für Alles, was das praktische Leben berührt, in Frankreich dagegen liegen trotz allen Wirrnissen des Tages alle Bedingungen, durch welche die Völker als Menschen näher an einander gerückt werden können. England ist der ganzen civilisirten Welt dadurch wichtig geworden, daß es die physischen Gränzen von Tag zu Tag mehr erweitert; Frankreich wird, wenn es sich aus Gährungen zur klaren Erkenntniß der Aufgabe empor gerungen, welche ihm für Verbreitung der wahren Humanität schon durch physische Lage und Volkskarakter gesetzt ist, namentlich auch für Deutschland auf erfreulichere Weise wichtig werden, als dies bis jetzt seit einem halben Jahrhundert der Fall war; dies (außerpolitische) Prognosticon läßt sich schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit stellen, wenn man einige tiefere Blicke in sein geistiges Streben sendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 10. 1835.

37

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 12. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Seid Ihr's, Herr Gokel?" sagte Konrad schwach, die Stimme erkennend; der Narr aber antwortete nicht, sondern netzte statt dessen einen feinen Schwamm, den er bei sich trug, in Wasser, und drückte ihn gelinde auf Konrad's brennende Haut. Dieser zuckte im Anfang von der Berührung, aber nach und nach hielt er still, und es war ihm nicht anders, als lege der Engel des Erbarmens seine lindernde Hand auf seinen mißhandelten Leib. Das kühle Wasser drang himmlisch wohlthuend in alle seine Poren, die es begierig einsogen; er fühlte sich mit jeder Sekunde wieder ein Mensch werden und Lebenshoffnung, wie Lebensstärke, von Neuem in seinem Innern erwachen. Der Narr merkte dies bald an seinen stillern Athemzügen, die Brust arbeitete nicht mehr röchelnd, die Glieder zuckten nicht mehr krampfhaft, das Antlitz des jungen Bauers neigte sich zu ihm und sank an das seinige, welches bärtig und struppig war. Die Arme desselben umfaßten ihn leise und mit einem tiefen Seufzer, auf welchem aller Schmerz zu entfliehen schien, fiel Konrad plötzlich in den unwiderstehlichen, aber sanften Schlummer der Ermattung. Gokel blieb ruhig kauern, obgleich er sich in der unbequemsten Stellung befand; mit dem einen Arm stützte er, alle Kraft aufbietend, den Körper des Schlafenden, mit dem andern fuhr er fort, ihm die Linderung zu gewähren, welche ihm so wohl gethan hatte. — Seine Absicht war gewesen, auf demselben Weg, durch den er herein gekommen, auch wieder zurück zu gehen oder vielmehr zu kriechen, nachdem er dem Gefangenen die Labung gebracht haben würde; denn für einen andern, als ein kleines Kind oder ein Thier ähnlicher Größe, war derselbe nicht gangbar; jetzt gab er sie auf und harrte geduldig Stunde auf Stunde. Mit dem ersten Hahnenruf ward es laut vor der Thür, die Riegel wurden zurück geschoben und die Knechte Schnabel und Zieling öffneten schlaftrunken und verdrossen den Flügel. Sie trugen eine Leuchte und riefen hereinstolpernd: „He! auf! Bauernschelm, fort, länger wird hier nicht gefaullenzt, fort nach Hause an die Arbeit! Der Morgen tagt und länger sollst du nicht weilen hier, so hat der Junker befohlen. Ha! was ist das? Wer kauzt da? Gott sei mir gnädig, er hat einen Heinzelmann bei sich, — da sieht man's, seine Urfräle ist eine Hexe." Die Knechte starrten Gokeln an, dessen kleine iebhafte Augen ihnen unheimlich entgegen funkelten. „Schweigt, lüderliches Gezücht!" schalt der Narr, „sonst soll euch der Heinzelmann auf den Hals fahren. Setzt euere verdammte Leuchte zu Boden und helft mir diesen Burschen, der ehrlicher ist, als ihr Beide und noch ein Schock eueres Gleichen dazu, ankleiden und fortbringen." Dabei weckte er Konrad durch sanftes Rütteln und mehrere Küsse auf die Stirn. Es dauerte lange, bis derselbe erwachte; doch endlich öffnete er die Augen und blickte vollkommen gestärkt, wie neu geboren um sich. — Gokel sagte ihm, daß er frei sei und heim gehen solle. Konrad erwiederte nichts; er stand auf,

bekleidete sich wieder ohne Zeichen von Schmerz und warf nur einen düstern Seitenblick auf die Reisigen, welche sich zu keiner Hülfsleistung rührten, sondern in ihren Bemerkungen fortfuhren. „Ja, ja," sagte der Eine, „brächten wir nur ein Morgensüpplein mit, und Mittags einen Kloß und Abends ein derbes Vesperbrod, — er bliebe gern hier liegen und nähme täglich zur Veränderung eine Tracht Prügel mit in den Kauf. Man weiß es ja, das Bauernvolk... Indessen, was bekommen wir, daß wir dich loslassen, Bäuerlein? daß wir deinetwegen den Morgenschlaf unterbrechen und die Burgpforte so früh geöffnet haben? Du hast Geld, gib's her; umsonst ist der Tod." — Sie standen eben noch bei einander, Schnabel, der Thurmwart, und Zieling, der Wächter, und streckten die begehrlichen Hände aus, da hatte Konrad den letzten Knopf seiner Jacke zugeknüpft, und plötzlich stürzte er zwischen ihnen durch, ihre Rede unterbrechend, Jeden mit Einem Arm weit fort und zu Boden schleudernd, so daß sie mit den Füßen gen Himmel schauten. — Sie schrieen, lärmten, tobten, und als sie in höchster Bestürzung sich wieder aufgerafft hatten und heraustraten auf den Hof, war der Bauer verschwunden und das von ihnen zum Voraus geöffnete Pförtlein gähnte sie an. Der Narr aber stand auf der Schwelle des Rüsthauses und lachte aus Leibeskräften. —

Aus der Gerichtssitzung der fränkischen Ritter im Kloster Banz ward bald ein fröhliches Bankett, bei welchem Freundschaftserneuerungen angeknüpft und Zusicherungen gegenseitiger Bündnisse gewechselt wurden. Man erhob sich nun von der Tafel, um sich an einer andern im Saal des Refectoriums nieder zu lassen, wo das Mittagsmahl glänzend bereitet war. Hierzu fanden sich auch Wolf von Lichtenstein, sein Freund, der Forstwart, und außerdem Mehrere ein, deren Gegenwart bei der ersten Sitzung nicht unbedingt nothwendig gewesen war, und die es vorgezogen hatten, sich während derselben auf andere Weise zu zerstreuen. Der nüchterne und geizige Prior sah mit scheelem Auge Ströme seines besten Weins in unergründliche Kehlen hinabfließen. Gleichsam ihm zum Ärger goß der Vogt ein Paßglas nach dem anderen in sich hinein, ohne davon nur die geringste Veränderung in Miene und Wort zu äußern, zum Gegensatz der Herren Ritter, deren Angesichter sich höher zu färben, deren Unterhaltung stets lauter zu werden begann. Troch dem ward es jedes Mal still an der Tafel, wenn Pater Alexander, des Abtes Liebling, etwas sagte. Er hatte es an sich, ohne daß man bestimmen konnte, worin es lag, daß Andere schwiegen, sobald er redete, und daß Schwätzer und Schreier sogar auf seine Stimme horchten. So nahm er auch jetzt das Wort. — „Ich höre, Vogt," sagte er, diesen scharf anblickend, „daß Ihr ein Bauernweib in Gewahrsam haltet, weil es in dem Verdacht der Zauberei steht. Ist dem so?".

„Allerdings, hochwürdigster Herr," antwortete Kolheinz unterwürfig, „und der Proceß dieser Hexe wäre auch längst insinuirt und eingeleitet, wären nicht immer wichtigere Dinge . . . ."

„Ihr habt Recht," unterbrach ihn der Pater, „auch mir scheint solcher Verdacht unrichtig und mag der Glaube von dem Umgang des Teufels mit einem irdischen Weibe immer mehr Wurzel fassen, wie so manches Unkraut der neuen Lehre, so werde er doch wenigstens von uns nicht gepflegt. Es ist ein Tag des Friedens, der Versöhnung, des Vergessens, welchen wir heute feiern, und unser gnädiger Herr Abt will nicht, daß derselbe durch Thränen, in unsern Kerkern geweint, entheiligt werde. Ich habe seine Befehle empfangen, die ich Euch hiermit kund mache. Noch vor Abend sollt Ihr die Bäuerin in Freiheit setzen und sie, mit einem Geschenk begabt, nach ihrer Heimath entlassen."

Der Vogt grinsete ihn eine Weile sprachlos an.

„Ich küsse Euch die Hand, hochwürdigster Herr," erwiederte er dann, „und kann Euch nicht sagen, wie sehr der allerhöchste Befehl Seiner Gnaden meinen Wünschen zuvorkommt. Schon längst würde ich auf die Freilassung des Weibes, dessen Ernährung der Klosterkasse zur Last fällt, angetragen haben, hätte ich dieselbe ganz mit meiner Pflicht im Einverständniß geglaubt. Aber das Landvolk vor möglichem Schaden durch Zauberei zu hüten, war meine we[illegible] Absicht bei Einkerkerung des alten, grauhaarigen Weibes, welche wohl eher des Teufels Großmutter, als dessen Buhlin sein mag. Seiner Gnaden höherer Einsicht ordne ich aber schuldigermaßen die meinige unter. Überdem," setzte er hinzu, „ist die Sippschaft der Alten Bettelvolk, und wer weiß, was sie vorzieht, meine Kost im Thurm, oder die schmalen Bissen, die bei den ihrigen für sie abfallen werden."

Pater Alexander sah den Abt an, welcher statt seiner das Wort nahm. „Es bleibt bei meinem Befehl, Herr Kolheinz," sagte er; „auch in der Armuth ist die Freiheit ein wünschenswerthes Gut, und ich will, daß unter diesen Umständen das Geschenk der Alten verdoppelt werde. Jetzt von etwas Anderem."

Niemand hatte diesem Gespräch mit gespitzteren Ohren zugehört, als der Prior Wolfgang und der Forstwart, welche beide es auf verschiedene Weise doch gleich stark berührete. Dem Ersteren war das Wort „Geschenk" ein verhaßtes, und nun vollends ein verdoppeltes Geschenk, welches aus dem Klosterschatz gegeben werden sollte, erschreckte seine Seele. Er machte deßhalb Einwendungen gegen den eigenmächtigen Beschluß des Abtes, der jedoch, heut ein Mal beharrlicher in seinem Willen, als er sonst gewöhnlich war, darauf bestand. Der jüngere Kolheinz aber, in seinem bösen Herzen, gönnte weder der gefangenen Alten das unverhoffte Labsal der Freiheit, welches ihr zugedacht war, noch ihren Urenkeln, am wenigsten

Bärbchen, das Glück, sie wieder zu besitzen. Zwar war die Hütte Werrleins Kuks klein und er selbst mit seinen Kindern arm, eben das wußte er und das grimmte ihn; die Beiden würden mit Freuden betteln für ihre alte Urfräle, wenn sie sie nur wieder hätten. Er stand deßhalb nach einer Weile auf, schlich sich hinter Wolf's Stuhl und forderte ihn auf, ihm zu folgen, da ihm eine Kurzweil zu Sinne gekommen sei. In dem allgemeinen Getöse der Leute, der zum größten Theil vom Wein befeuerten Unterhaltung der Gäste, war es leicht, ohne Aufsehen sich zu entfernen und wieder zu kommen. Auch Junker Wolf glühte etwas. Er leerte schnell noch einen Humpen, sprang dann auf und ergriff den Arm seines Kumpans, der ihn zum Saal hinaus führte. — „Heda, lustig, Junker!“ sagte Kolheinz. „Laßt die da drinnen allgemach unter den Tisch fallen, wir wollen uns eine andere Kurzweil bereiten, wobei es etwas zu lachen gibt. Ihr habt vernommen, daß die alte Hexenursel, die hier im Thurm sitzt, losgelassen werden soll, ohne Verhör, ohne Hexenprobe. Meinethalben, ist mir's doch gleich, ob die Vettel hinter der Hecke vermodert oder zu Pulver gebrannt wird. Aber sie ist ein bitterböses Weib, die es wohl verdient, daß man sie ein wenig narrt, bevor sie wieder nach Gefallen die Leute schädigt und plagt. Denn kein Stück Vieh, Junker, ist vor der sicher; auch den Menschen kann sie Fieber machen, und ihrer drei bringen Euch ein Hagelwetter zu Stande, daß kein Halm auf den Fluren bleibt.“

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Das Hamburger Rindfleisch ist berühmt, und wie das Rindfleisch ist auch der Hamburger Volks-Charakter: kräftig, derb, ja, selbst wo er zart ist, grob, und doch piquant. Nun, man kennt ja das Hamburger Rauch-Rindfleisch. Es gibt leider in Deutschland so gar viele Völkerschaften, und das Volk der Hamburger hält etwas auf seine Nationalität. Der ächte Hamburger weiß, daß es außer Hamburg noch ein Deutschland gibt, aber er schlägt denn doch sein Hamburg so hoch an, als sei es groß genug für Deutschland; und das ist eben der wahre Rindfleischgeist. Der Bremer macht es freilich eben so, und er ist am Ende hierin noch genauer; denn er trägt sein Bremen allenthalben mit sich herum. Trifft man einen bremen'schen Tabacks-Reisenden im Reiche, und er spricht von etwas Anderem, als Cigarren und Bremen, er kann Einem für ein achtes Welt-Wunder gelten. Der Lübecker macht hierin allein eine Ausnahme. Er hat wenig, worauf er stolz sein könnte, er hat kein Rindfleisch und keine Cigarren, und wenn auch das O. A. Gericht der freien Städte in Lübeck seinen Sitz hat mit den Hansatagen ist's vorbei, und die Dorsche, die schmackhaftesten Ostsee-Fische, die eine große Celebrität in Deutschland erlangt haben, werden nicht in Lübeck, sondern bei Travemünde gefangen. Der Lübecker klebt weniger an seinen Mauern, wenn er auch große Stücke auf sie hält; er ist polirter, anschließender, als der Hamburger und Bremer; er ist für den Fremden, der in Lübeck hineingeschneiet wird, zugänglicher. Ja, in Hamburg ist der Volksgeist rindfleischartig; in Bremen ist er eine Cigarre ohne Luft; in Lübeck ist er Ergebniß der Humanität.

Was kann man davon rühmen, wenn der Hamburger immer und immer spricht: Hamburg ist die Welt? Was kann man davon rühmen, wenn der Bremer braunen Kohl und Pückeln über Alles anschlägt? Aber rühmen kann man es, wenn man in dem durch die Zeitverhältnisse gedrückten Lübeck nicht im Einzelnen, sondern in der Bevölkerung Sinn für Kunst und Wissenschaft und jene Humanität findet, die den Menschen im Menschen achtet, die nicht fragt: ist er ein Lübecker? oder: er ist doch kein Schauspieler?

In Lübeck herrscht Toleranz, und die kleine pietistische Sekte, die hier droht, kann nicht um sich greifen. In Bremen herrscht, bei großer Biederkeit und Rechtschaffenheit, bei kräftigem Wohlthätigkeitssinne, jener reichsstädtische Philisterismus, der sich selten gern mit einem Schauspieler zu Tische setzt, noch weniger aber mit ihm zum Abendmahle geht. In Hamburg herrscht Indifferentismus. Man läßt, (ich rede hier nur von dem Geiste der Bevölkerung, nicht von dem der Regierung.) Alles so ziemlich seinen Weg gehen, schlägt keinen todt, aber hilft auch Keinem auf die Beine. Man hat zu viel im Handel und Gewerbe zu thun, um sich um Toleranz und Intoleranz kümmern zu können.

Was nun die Religiosität der drei Hansestädte betrifft, so muß ich sie, in Betreff Bremens, in sofern loben, als der Bremer mit treuem festem Sinne an die Bibel und die Diener der Kirche glaubt. Es waltet hier im Ganzen jener einfache christliche Sinn vor, der es nie so weit in der Aufklärung bringen kann, daß er die Kirche und die äußere Religion als Nebensache betrachtet. Das wäre schon gut. Aber die Form ist in Bremen häufig zur Hauptsache gemacht worden, und man betet mehr, als dem Geiste frommt. Reformirte und Lutheraner halten streng auf ihre Satzungen, und an eine evangelische Kirche ist nicht zu denken. Das ist sehr schlimm, und am schlimmsten ist es, daß in der reformirten Gemeinde der Pietismus sein Haupt erhebt, und die reformirte Kirche ist die herrschende Kirche in Bremen. Es hat in neuerer Zeit ein reformirter Prediger in der Kirche, an der Stätte des Friedens, im Angesichte des Altars, die Bühne für dem Teufel verfallen erklärt, und der Prediger sprach nicht von der Kunst, auch nicht von der Immoralität einzelner Schauspieler, sondern von dem Schauspielerstande überhaupt. Die Bremer haben ein zu liebes, treues Gemüth, als daß sie gegen den Menschen verstoßen könnten, aber sie halten an der Kirche und den Dienern Gottes, und sie glauben dem Wort. In Bremen könnte die Aufklärung kräftig Wurzel fassen, wenn sie von der Kanzel ausginge. Von der Kanzel geht sie aber nicht aus, und der Professor Weber, der Vorsteher der Gelehrtenschule in Bremen, kann ein Lied davon singen. Die Religiosität kann in Bremen nicht die Früchte reifen, die man von ihr erwarten dürfte, sie blühet auf einem großen Unkraut-Felde, und das Unkraut wuchert allenthalben um den Weizen. — Ob die Hamburger Religiosität haben? — Ich möchte es nicht behaupten. Sie wird dort über dem Handel vergessen, und man muß sich mit der Religion behelfen. Peter Ahrens, Dorgerloh, der Jungfernstieg, die Alster- und Elb-Pavillons, Tivoli u. s. w. nehmen die Zeit in Anspruch, die von den Geschäften übrig bleibt, und die Religiosität muß sich, wie in den meisten großen Städten, in die Häuser verkriechen; in

das Leben des Volks zieht sie nicht ein. — Die Lübecker haben Religiosität, und die pietistische Sekte ist zu klein, als daß sie nachtheiligen Einfluß ausüben und durch das Wort den Geist schlagen könnte. Der Mysticismus kann nicht eingeschwärzt werden; denn die Lübecker haben einen hausbackenen, gesunden Menschen-Verstand, der sich nicht fesseln läßt. In Bremen wird häufig Prunk mit der Kirche getrieben; in Lübeck thut man solches nicht: man hält sich hier mehr an dem Geist, als an der Form. (Forts. folgt.)

Kunst.

(Neuigkeiten in den Sälen des Städel'schen Kunstinstituts und des Kunstvereines zu Frankfurt. December 1834. — Schluß.)

Landschaften von Koch (in Rom), Morgenstern (aus Frankfurt), Agrikola (aus Berlin), Radl (aus Frankfurt) und Herdt (aus Frankfurt) nach Lessing. — Die Natur hat auch ihre Weltgeschichte, die sich als ein gewaltiges Ganzes darstellt, welches aber auch in Theilen und Epochen zu erkennen ist. Die Aufgabe des Landschaftmalers als Künstler kann keine andere sein, als die des Dichters, nämlich: für's Erste in die Natur so einzugehen, daß er aus der Anschau der Gegenwart eine Vergangenheit herausfinde, — somit Begebenheiten als Handlungen darzustellen, und also für's Zweite: die Natur gleichsam als beseelt und zurechnungsfähig darzustellen, wodurch allein sie in das Gebiet der Kunst gezogen werden kann. Man sieht, daß es also auch in der Landschaftmalerei dreierlei Abstufungen geben könne: eine Historienmalerei der Natur, eine mehr subjectiv-humoristisch-gemüthliche Genremalerei, und endlich eine Portraitmalerei der Natur, (Veduta, — wodurch ich jedoch dem Portrait im höheren Sinne keinen geringeren Rang anweisen will; denn es gibt im Gegensatz der eleganten „Zimmerverzierungs-Portraitmalerei" — auch eine wahrhafte Historienmalerei im Portrait. — Doch wir kehren zur Landschaft zurück.) Jeder der der oben angeführten Künstler steht als ein entschiedener Charakter in einer von den erwähnten Richtungen. Daß Koch ein Landschaftsdichter genannt werden konne, ist eine längst abgemachte Sache; seine Conceptionen sind großartig, seine Mittel bedeutend und seine Wirkungen — doch schwach; letzteres rührt wohl daher, weil er, wenn er seine Compositionen im eigentlichen Styl fertig hat, bei der Ausführung den Styl zur Manier werden läßt; es ist natürlich nicht die Frage, ob er durch eben diese Manier den Beifall des Haufens, der stets das Geleckte dem Tüchtigen vorzieht, verscherze; aber es wird ein wehmüthiges Gefühl laut, wenn man aus den Schöpfungen des Meisters dessen Alter heraus fühlt. — Gibt es einen romantischen Landschaftsdichter (im Gegensatz zu unserem rein antik fühlenden Koch), so ist Lessing ein solcher. Seine Landschaft, von welcher wir auf dem Kunstverein eine durch Herdt ausgeführte wohlgelungene Copie sehen, könnte man eine Tragödie aus der Geschichte der Natur nennen, eine Tragödie im Geiste Shakspeare's, voll Markerschütternder Wahrheit, voll poetischer Ironie, welche die Facten als Reflexionen, die Reflexionen gleich in Facten hinstellt. Wir sehen ein verfallenes Schloß, eingehegt und überragt von verfallenden Felsen; wir fühlen es aus diesen Steinschichten, die noch zusammenhalten, heraus, daß zur bestimmten Frist auch diese sich verbröckeln müssen; dieser verwitternde Thurm, diese wankenden Mauern, die einst auf Felsgrund für die Ewigkeit gebauten Gemächer umschlossen sonst gewiß ein gewaltiges Geschlecht, dessen Namen jetzt vielleicht kaum die Sage mehr nennt. — Morgenstern, von dem wir eine Ansicht des Wasserfalls am Hannöverer See erblicken, ist (im Gegensatz zu dem idyllisch-antiken Koch, zu dem im reinsten Sinne des Worts ächt romantischen Lessing) ein ganz moderner Maler, aber ein tüchtiger; er kennt die Wünsche des Publikums, er kennt eben so genau seine eigenen Kräfte, und hält sich deßhalb innerhalb seiner eigenen Sphäre; man kann nicht sagen, daß er dichterisch schaffend zu Werke geht, aber die Stoffe, an welche er sich gibt, sind schon an und für sich poetisch genug, — jene fernerkunde, bestimmt ausgesprochene und doch so geheimnißvolle Alpenwelt. — Von Agrikola finden wir ein warmes, lebensfrisches Portrait Neapels; das Bild ist allerdings eine Veduta, aber eine höchst geistreich aufgefaßte; Agrikola befindet sich auf dem Terrain, für welches er ausreicht, und das er, — mit beinahe zu wenig Mäßigung, auch ausfüllt. — Die Landschaften von Radl sind anerkennungswerth; es offenbart sich in ihnen eine gewisse anmuthige Friedlichkeit, ein deutsch-hausbürgerlicher Naturgenuß als Charakter, und ein löblicher Fleiß in der Ausführung bis in's Kleinste; was jedoch seinen Bildern fehlt, ist Wärme; man fühlt sich versucht, dieselben wie Glasgemälde gegen das Licht halten zu wollen, ob durch den unmittelbaren Einfluß des Tageslichtes nicht etwa die materiellen Stoffe die Wirkung des Idealischen hervorbrächten. — Eine Berglandschaft von van Haanen enthält manche schöne Einzelnheiten, obgleich anderseits in Composition und Colorit manches Störende (namentlich die Linien der Berge und das bleifarbene Gewölk.) — Blumenstück von Preyer (aus Düsseldorf.) Bei Bildern dieses Genre's handelt es sich lediglich, durch fleißige und elegante Ausführung den Beifall ästhetischer Gourmand's zu gewinnen, in dieser Beziehung kann man das erwähnte Bildchen delikat nennen. — Genrebild von Rustige (aus Mainz): ein katholisches Bauernmädchen im Festputz ist im Begriffe, sich als Kranzjungfer einem Brautzug anzuschließen. Ein freundliches, gemüthliches, mit höchster Sauberkeit ausgeführtes Bildchen. — Die übrigen im Laufe der letzten zwei Monate auf dem Kunstvereine aufgestellten Gemälde von Mutzbauer, Knapp u. s. w. sind zu schülerhaft, unbedeutend oder ganz schlecht, als daß man uns die näheren Details darüber abverlangen dürfte.

Buntes.

London. Bulwer's neuester Roman: die letzten Tage von Pompeji, ist von raschen Händen bereits in ein Drama umgegossen worden, welches auf dem Adelphitheater großes Aufsehen erregt; die prachtvollen neuen Dekorationen, namentlich unser wackerer Bekannter aus der Stummen von Portici, der ehrliche Vesuv, thuen hiebei auch ihre Schuldigkeit. Allgemein entzückt Mrs. Keeley, als blinde Nydia, und Yates, als Arbaces. — Man spricht viel Rühmliches von Burford's neuem Panorama, welches einstweilen im Leicester-Square noch privatim ausgestellt ist, — einem Rundgemälde des Kirchhofs von Père-Lachaise in Paris; die Ansicht ist von einer beträchtlichen Anhöhe unfern des Grabmales von Abeilard und Heloise aus aufgenommen.

Ausgrabungen in Pompeji. Die bedeutendste neuere Ausgrabung in Pompeji ist die einer Straße, welche vom Fortunentempel zum Isisthore führt, beinahe mitten durch die Stadt. Bei dem Centrum, von welchem die Straßen nach den Theatern und Stadtmauern auslaufen, fand man einen Altar, dem Genius der Stadt errichtet, mit Darstellungen von Libationen und anderen Opferhandlungen geschmückt. Noch interessanter als dieser Altar und als mannichfache Geräthschaften, welche man in zwei Buden eines Hauses der Fortunenstraße fand, sind die höchst ausgezeichneten Wandmalereien in einem hinter der großen Mosaik entdeckten Hause.

Die ägyptische Flotte. Die Seemacht des Pascha von Aegypten besteht jetzt aus 12 Linienschiffen, worunter 6 von 100 Kanonen, 4 Fregatten und 9 Schaluppen (von 14 bis 20 Kanonen); die Bemannung von allen beläuft sich auf 12,958 Soldaten. In kurzer Frist wird diese Macht durch eine Dampf-Fregatte verstärkt werden, welche in England gebaut wurde, so wie durch ein Kriegsfahrzeug von 100 Kanonen und durch zwei von 80, welche noch auf dem Stapel liegen.

Litterarische und Kunstsammlungen. Die schönen und reichen litterarischen Kunst-Sammlungen des K. Preuß. General-Ober-Postmeisters und Gesandten am Bundestage, Herrn von Nagler, werden jetzt in Berlin geschätzt, um für eine namhafte Summe Eigenthum des Staates zu werden. Möchte dasselbe doch auch zu seiner Zeit sicher mit der bewunderungswürdigen Bibliothek des Herrn Präsidenten von Meusebach zu Berlin, für die deutsche Litteratur des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschehen, für welche die Naglerische Sammlung in manchen Unicis erfreulich ergänzend werden würde. Selten ist für eine Richtung eine so umfassende Bibliothek angelegt und zusammengebracht worden, als jene von Meusebachische, was die an Prosa und an Liederdrucken so wie Liederbüchern überaus reiche Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts zwar möglich, die Seltenheit und Theure der meisten ihrer Erzeugnisse, die oft erst nach langen Jahren wohl hie und da versteckt in einem antiquarischen Kataloge auftauchen, überaus schwierig macht und nur durch Ausdauer und große Opfer erreicht werden konnte. Eine solche Sammlung ist aber für Berlin und seine Litteratoren um so schätzbarer, als seine Auctionen nicht eben der Markt für solche Litteratur mehr sind, sondern diese in ihren einzelnen Druckwerken und fliegenden Blättern erst an allen Ecken und Enden Deutschlands zusammen erstanden werden muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 11. 1835.

41

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 13. Januar.

Aus dem zweiten Halbjahr des Laienbreviers*)

von

Leopold Schefer.

Holdselig hält das Kind die ganze Welt
Für sich, für Eins; und ungeschieden groß
Ruht alles ihm im Chaos stiller Liebe:
Die Sonne und die Eltern und die Blumen;
Und zauberhaft, verkleinert nur, und klein,
Erscheint es wesentlich ein Gott an Kraft,
An Seligkeit: das All als Eins zu fühlen;
Und alles, was es hat, das nennt es: dein,
Weil ihm die Mutter sagte: das ist dein! —
Der Knabe glaubt: er sei es ganz allein;
Und wie im Mutterschooße, trinkt er, hüpfend,
Aus tausend Adern sich das Blut der Welt,
Er selbst zu werden in der Sonne Reich. —
Der Jüngling bricht dann wunderbar in Zwei,
Wenn er die schöne Jungfrau vor sich sieht;
Er fühlt, was ihm zum Mann, zum Menschen fehlt:
Das ist das Weib — und führt sie jubelnd heim.
Und in dem Haus und in der Kinder Schaar
Erlischt allmälich ihm das Doppelbild,
Und — Einen Menschen stellt das Paar nun vor;
Und seltsam, doch natürlich nur betroffen,
Fühlt sich der Mann nun wieder ganz allein —
Doch ist er ganz! Das gibt ihm Ruh' und Würde.
Denn alle Tausend sind nicht mehr als Er, —
Nur Mehrere. Und er ist wie der Wirth
Der Erde, in dem frohbelebten Hause,
Und seine Gäste dünken ihm nun selbst
Die Wolken! und die Sonne! und die Sterne!
Die Kinder . . . Bäume . . . Blumen — selbst sein Hund!
Denn Er ist auch ein Vater, eine Welt
Mit seinem Weibe! Und nun, wie dem Kinde,
Ruht Beiden Alles in geordneter,
In lauter Liebe, laut wie ihre Kinder,
Und sichtbar, gegenwärtig, wie die Sonne.

In Mausche's erstem Buch, Vers Eins, steht so:
Im Anfang schufen diese Welt „die Götter.“ —
„. . . Im Fortgang! Im Verlauf!“ So sprichst du wahr noch.
Wenn „Götter“ heißen dürfen: die da sind,
Die, sterbend, kommen, tief aus ihrer Welt,
Und, lebend, gehen, tief in ihre Welt.
Denn Tod und Sterben sind nur leichte Worter
Dem Götterherzen . . . glänzend wie im Traume,
Nur traurig und beweint auf Erden — schwarz, —
So wie du „Gold“ mit schwarzer Tinte schreibst.

O Pracht! — „die Stadt der Götter“ möcht' ich sehen,
Die wirklich steht, — nur heimlich wie ein Traum.
Denn sieh', mit jedem kleinem Kinderhaupt
Wird ein Pallast gebaut, ein göttlicher,
Wird eine neue, eigne Welt geschaffen,
So eine, wie noch Keiner je gehört,
So eine, wie noch Keiner je gesehen.
Des Kindes Auge kostet an dem All,
Und, was es reizt, und, was ihm da gefällt,
Das zieht es in den unsichtbaren Bau;
Wie Bienen fliegen ihm Gedanken aus
Und sammeln ihm, und bringen schwer ihm heim;
Sie sammeln selbst Gedanken, die sie lösen
Von Sternen und von Wolken und von Blumen.

*) Erscheint nächste Ostermesse bei Veit und Comp. in Berlin.
Anm. d. Red.

Und wie der blaue Himmel groß und leuchtend.
Bald wölbt es sich die eigne Götterwohnung,
Und seine eigne Sonne hängt's hinein
Und seinen eignen Mond; und Tag' und Nächte
Und Frühling, Sommer, Herbst- und Winter-Pracht,
Sie wandeln eigen ihm da drinnen lieblich
Wahrhaftig, sonstwo nirgend ihm geschehend.
Auch eine Göttin zieht der Herr hinein —
Und sendet Götterkinder vor die Thür,
Von denen jedes kleine Kinderhaupt
Ein neuer, eigner, herrlicher Pallast
Ein neuer Himmel ist, mit eigner Sonne,
Mit allen Schätzen, allem Glück und Segen. —
Das klingt wie Mährchen! Aber liebe Seele,
— Du kannst nicht groß genug, nicht wunderbar
Genug vom „Dasein“ denken. — von dem Meister,
Der diese volle Götterstadt gegründet. —
Was wär' erhab'ner, ungemeiner, sel'ger,
Als aller Menschen allgemeines Leben,
Was wäre schöner, als ein Mensch zu sein!
Und was ist heiliger, als Lehr' und Bildung,
Als dumpfem Sinn sein Götterhaus zu öffnen!

Geh' immer mit der Einen großen Heerde,
Die wie ein heiliger Wasserstrom die Lande
In stiller Macht volldrängend überschwemmt,
Die keinen Hirten hat, weil sie zu groß ist,
Als daß sie einen drunten haben kann;
Die keinen Hirten braucht, weil überall
Ihr drunten Trift, genährt aus Wolken, blüht,
Ihr droben überall — der Himmel leuchtet!
Geh' ihr nicht vor! denn nutzlos wär' es dir,
Daß du allein dich aller Dinge sättig'st,
Wenn noch die Heerde darbt und Eins entbehrt;
Das wäre dir die allergrößte Schande!
Was Alle haben, kann erst dich erfreun.
Bleib' nicht zurück! kannst du im Ernste meinen,
Daß nicht in Allen Alles Herrliche
Für alle Zeit bereit schon köstlich wachse!
Wer sich für weiser, oder — sinnlos — gar
Für besser hält, als der Geringsten Einen,
Selbst besser an Gemüth und ganzem Wesen,
Als, vor und nach, den Mörder auch, der hat
Noch nicht den eingebornen Schatz erkannt,
Den jeder — als sich selbst durch's Leben trägt.
Geh' nicht zur Seite! stolz und schambedrückt,
So wie der Reiche neben einem Bettler,
— Als weise Gott, du wärst nicht aus der Heerde! —
Daß du nicht in die Gruben fällst, dich Wölfe
Zerreißen, doch angrinsen. „Hüte dich!“
„Bewahre dich!“ das ist das Eine Wort
Der ganzen Heerde. Jeder üb' es aus,
So ist die ganze Heerde wohl gehütet,
Sie, unantastbar heilig, wie das Meer!
Und fragt dich ein Begegnender, und schüttelt
Sein Haupt und spricht: „Wie ist die Heerde schlecht!“
So seh' ihm klar in's Aug', und biete ihm
Die Tageszeit; und nach der Tageszeit
Sprich: „Ja, es regnet heut.“ . . . „Die Wölfe heulten
Die letzte Nacht.“ . . . „Heut war ein Lamm verirrt,
Die Hunde sind uns schlecht, sie jagen seitwärts.“ . . .
„Heut fiel ein Nebel.“ . . . „Heut erhitzt die Sonne.“ . . .
„Sie zieht dort Wasser . . . bald wird Frühling sein!
Denn seh, die Vögel kommen schon mit Macht!“ —
So sprich nur. Steht er noch, — so sag' ihm lächelnd:
„Wir wandeln sicher, wie die Stern' am Himmel!
„Ihr unsichtbarer Hirt ist unser Hirt!
„Und unser Himmel heißt hier drunten: Erde.“ —

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

Wolf kreuzigte sich, trotz seines Rausches.

„Nun seht,“ fuhr jener fort, „kann man solch einen Teufelsbraten nicht brennen sehen, so ist doch eine Kurzweil mit ihm erlaubt. Kommt, wir steigen in den Thurm hinunter, ich weiß die Schlüssel, Weg und Gelegenheit, — donnern der Hexe zu, es gehe zur Folter, zur Hexenprobe, zum Scheiterhaufen, schleppen sie herauf und lachen sie aus, wenn sie oben ist. So ersparen wir meinem Vater die Mühe, der Abt wird seinen Willen um so früher gethan sehen, und das Weib küßt uns noch Hände und Füße, wenn es nach dem Schrecken merkt, was es geschlagen hat.“ Dem Junker, der sich gern gefürchtet sah, wenn auch nur von einem Wesen der Art, wie dies, welches hier im Kerker schmachtete, mißfiel dieser Vorschlag nicht, und er folgte dem Forstwart in das Haus seines Vaters, wo dieser den großen Schlüsselbund nahm, eine Leuchte anzünden ließ und mit seinem vornehmen Begleiter durch das Thürlein in des Vogts Schlafkammer sich in den Abtsthurm begab. Liesmargt, die Magd des Vogtes, sah den Beiden kopfschüttelnd nach. Es war ihr zwar nichts Neues, den Forstwart hier Ähnliches treiben und ausführen zu sehen; aber was mochte er gerade heut mit dem Junker von Lichtenstein bei der Alten in der Tiefe wollen? — Da klopfte es mit leisem Finger an's Fenster und Bärbchens bleiches verkümmertes Antlitz schaute furchtsam in's Gemach. „Vergönnt Ihr mir wohl, hochedle Jungfer,“ sagte das Mädchen, „ein wenig näher zu treten und ein Warmbier bei Euch abzugeben für die Urfräle, das Konrad ihr zuschickt. Hier ist's im Häfle.“

„Komm herein,“ erwiederte Liesmargt, „komm nur herein, meinethalben; wollen ein Mal selbst hinunter.“ Und als Bärbchen dieser Erlaubniß zu Folge eingetreten war, legte sie ihr die Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens, nahm sie bei'm Arm und führte sie durch die Kammer nach der kleinen Pforte, deren Schwelle das junge Mädchen schon ein Mal in großer Angst überschritten hatte. Es graus'te Bärbchen, als die kühle und dumpfige Thurmluft ihr aus der schwarzen Öffnung entgegen athmete; doch da sie nicht allein und in Gesellschaft eines Wesens von ihrem Geschlecht war, hielt sie Liesmargt's Hand fest und folgte ihr die feuchten Stufen hinab. —

Indessen war im Refectorium die Tafel wieder aufgehoben worden. Mancher verließ seinen Platz mit

etwas schwerem Kopf und den rosigen Nebeln der Weingeister vor den Augen. Endlich fing man aber an, die Abwesenheit Junker Wolfs und des Forstwarts zu bemerken. Man fragte nach ihnen; mehrere von der Dienerschaft hatten sie Arm in Arm über den Hof schreiten sehen, dem Hause des Vogts zu. Dieser machte sich nun selbst auf, um durch Eifer in Befolgung der Befehle des Abtes sich einen neuen Stein im Brett zu gewinnen und fragte im Fortgehen einige der jüngeren Herren, die ihm aufstießen, ob sie Gelieben trügen, das Innere des Abtthurmes und eine Hexe von Angesicht zu Angesicht zu beschauen? Augenblicklich fanden sich Mehrere, die in ihrem Weinmuth Lust gehabt hätten, die Hölle zu besichtigen, und denen dieser Vorschlag ganz recht kam. Unter Gelächter folgten sie sporenklingenden Trittes dem hüstelnden, keuchenden, mit gekrümmtem Nacken einherschleichenden Vogt die Schloßtreppe hinab, über den Hof weg, und traten endlich in die Vogtei ein, deren hintere Hausthüre, welche nach dem kleinen dazu gehörigen Hof führte, gegen die Gewohnheit geöffnet stand. Ein seltsames Geräusch scholl ihnen von hier aus entgegen, männliche und weibliche Stimmen, Lachen, Wehklagen, Geschrei und Gebell durch einander, und das Schauspiel, welches sich darbot, als sie jetzt neugierig durch jene Thüre in den Hof drangen, war auch wunderlich genug. Junker Wolf von Lichtenstein und der Forstwart standen einander laut lachend gegenüber, und — spielten Fangball mit einem Wesen, von dem man nicht gleich sagen konnte, ob es ein menschliches sei, oder die schlechte Nachahmung eines solchen, der zerlumpte Balg einer alten, wiederaufgefundenen Christpuppe; unweit davon lag eine Dirne auf den Knieen. „Heisa, lustig!" schrie der Forstwart dazwischen, „fangt, Junker! Ich werfe euch ein holdes Kind in die Arme. Behaltet es nicht zu lange und schickt es mir wieder! Juchhe, Herlein! wie gefällt dir der Tanz? Springst ja recht lustig vor deinem Ehrentage, hopp! hopp! fall nit!" Und damit empfing er, von Wolf ihm zugeworfen, ein entsetzlich aussehendes, greises, aschgraues Weib, welches kraftlos, ohnmächtig zwischen beiden taumelte, in seinen Händen, und hielt es fest, da er jetzt den Zuspruch gewahrte, der sich eingefunden hatte. „Ho! ho! Herr Vater!" grinsete er, „edler Junker! Seid ihr da? Wollt ihr zusehen, wie wir hier zur Kurzweil mit dem Herlein spielen? Schaut her, das ist sie, schaut einmal, was sie für ein schönes Antlitz hat, zehn Teufel sind aber auch ihre Liebhaber, nicht wahr schönes Kind?" Dabei faßte er der Großmutter Bärbleins unter das klappernde Kinn, streichelte mit zärtlicher Geberde ihre leichenfarbenen Wangen und die Junker schlugen ein lautes Gelächter auf. Hierdurch ermuthigt, kehrte sich der Forstwart nicht an seines Vaters Kopfschütteln, dem ohnehin eine Verziehung der Gesichtsmuskeln beigefügt war, welche für ein Lächeln gelten konnte und mit starkem Arm hob er die Alte am Gürtel empor, gleichsam um sie den Augen Aller besser zu zeigen. Da wandte sich Bärbchen auf ihren Knieen um und das schmerzvolle Antlitz nebst den flehenden gefalteten Händen gegen die Herzukommenden gerichtet, rief sie, „Gnade,! Gnade! um Christi Willen Gnade und Erbarmen, ihr Herrn!" Die Alte aber kreischte mit ersterbender Stimme: „Kind, kniee nicht, jammere nicht, das Erbarmen wohnt nicht mehr auf dieser Welt; diese Menschen hören dich nicht. Aber sei ruhig, Kind; ein Anderer hört uns und das Maas ist voll. Das Gericht ist reif und es wird gehalten werden. Wehe, wehe, wehe, über euch Alle! Der Engel des Herrn zückt sein Schwert! Ich sehe es über euch leuchten. Es schimmert roth wie Blut und Flammen, wehe über euch —!"

„Willst du das Maul halten?" brüllte der Forstwart, sie schüttelnd, so daß ihre letzten Worte in unverständlichen Lauten untergingen, „willst du schweigen?" Er ließ sie dabei unsanft auf den Boden nieder und wollte sie eben wieder fortschleudern, als sein grinsendes, von Weingluth und roher Lust geschwollenes Antlitz, plötzlich seinen Ausdruck auf grelle Weise veränderte, denn die Alte schwieg und sobald er die Hand von ihr gelassen hatte, sank sie mit zurückgeworfenem Haupt und gebrochnen Augen, ein grausenhaftes Bild des Todes, zu seinen Füßen zusammen. Er starrte auf sie nieder; sie war in der That verschieden. Das weiße Haar der Alten bedeckte das Pflaster. Jetzt stürzte Bärbchen herzu und warf sich über sie. „Sie ist todt!" schrie sie laut weinend, „die Urfräle ist todt! Er hat sie todt gemacht!" Die Junker sahen sich betroffen an und als wollten sie keinen Theil haben, an dem, was hier geschehen war, schlichen sie, eben so verstummt, als sie vorhin mit lustigem Getöse gekommen waren, von diesem Schauplatz einer Unthat hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstnachrichten aus München.

Peter Cornelius wird täglich in München zurückerwartet, um die während zweijährigen Urlaubes zu Rom ausgearbeiteten Cartons für die Ludwigskirche in Ausführung zu bringen. Cornelius hat in Rom viel Betrübniß erlitten: es starben ihm in kurzer Frist eine Tochter, seine Frau und eine Schwester. Während der zweijährigen Abwesenheit des Direktors der Münchener Akademie der bildenden Künste hat sich manches inzwischen in ihrer inneren Thätigkeit fort entwickelt und man ist zum Theil begierig, wie Cornelius, der sich in früheren Jahren eines vollen belebenden Einflusses erfreute, sich dazu stellen wird. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß sich inzwischen Coterien gebildet haben, deren Wetteifer freilich Mannigfaltigkeit der Leistungen hervorruft, aber auch die innere Einheit der Kraftäußerung lähmen und hemmen möchte. Eine allseitiger entwickelte Thätigkeit der jungen Künstler und Zöglinge der Akademie während der letzt verflossenen zwei Jahre ist nicht zu läugnen. Professor Schlotthauer, der gewissermaßen eine eigene Anstalt für Unterstützung junger angehender Künstler durch eigene Erwerbsthätigkeit vermöge kleinerer von ihm verlangter Compositionen und ihrer Ausführung in Steindruck um sich gegründet hat, hat auch einen eigenen Komponir-Saal auf der Akademie eingerichtet, worin nach bestimmten geregelten Aufgaben gemeinsam componirt wird; meist aus der biblischen und christkatholischen Geschichte. Von einer anderen Seite hat eine Anzahl schon etwas ältere Zöglinge der Akademie und auch außer ihr stehender junger Künstler in dem sogenannten

Hofgarten sich einen Saal gemiethet für ähnliche Compositions-Uebungen und den Professor Julius Schnorr ersucht, ihr Leiter zu werden. Derselbe ist unter der beschränkenden Bedingung eingegangen, daß nur aus der biblischen Geschichte (alten u. neuen Testamentes) und — der Mythologie componirt werde; aus der übrigen Geschichte, so wie aus Gedichten nicht. Ob alle jene jungen Künstler in diese Beschränkungen sich ergeben werden, steht noch dahin. — Eine dritte Anzahl älterer junger Künstler, zum Theil früher Schüler von Cornelius (von Düsseldorf her und aus München), aber selbständiger jetzt in ihren äußeren Verhältnissen wie in ihrer Kunstleistung halten sich geschlossener ab von jenen Bestrebungen und stehen zum Theil im bestimmteren Gegensatze zu dem vermeintlich oder wirklich Hemmenden und Beschränkenden jener Richtungen sowohl für äußere Lebensberührungen, als für die freie allseitige Entwickelung in der Kunst selbst, für welche sie durch den belebenden und umfassend anregenden Verkehr mit Cornelius begeistert worden sind. Man hat bei Cornelius Schülern, wie an manchen seiner eigenen Malereien Strenge des Naturstudiums oder auch des Modells vermißt, und vielleicht nicht immer mit Unrecht. Vielleicht streben nun jene anderartigen Kreise (Schulen kann man sie nicht gut, wenigstens noch nicht nennen) nach dieser freilich wesentlichen Grundlage. Doch behaupten Manche auf der andern Seite, man arbeite auch von dort aus theils mehr nach gewissen typischen Formen der Kunsttradition, theils bewunderten die Schnorrischen Compositionen und Ausführungen aus dem Nibelungen-Liede auch nicht wenige, so auffallende Mängel in der Correctheit der Zeichnung, während sie im Kostüm der Zeit, in der Wahl und Zusammenstellung der Farben, so wie in dem Streben nach dem Gefälligen und Bestehenden glänzten. — Sie sehen: auch hier in der Kunst — Disjecta membra poetae, Göthes Schlangenbrücke, in einzelnen Perlen und Edelsteinen zerbröckelt, wie sonst im Leben, wenn nur der Geist der Liebe und reiner Begeisterung, der das Gemeinsame im Streben redlich festhält, nicht weicht. Leider fehlen aber auch in jenen Kreisen die Keime und Ausbrüche der Reibung, Abwendung und gegenseitiger Anklage über dieß und das nicht. Möge es Cornelius gelingen, die alte frische Lust und Liebe Allen wieder einzuhauchen. Es sei denn, daß er in Rom entfremdet worden sei.

Bildhauer Bandel, welcher im verflossenen Sommer München verließ und nach Berlin zog, hat in Hannover den Auftrag bekommen, in dem königlichen Pallaste ein Basrelief (Amor und Psyche) und für eine Kirche sechs lebensgroße Gestalten zu einem Altare in Marmor auszuführen. Glück auf!

Zur Humanität.

Die Gesellschaft zur Verbreitung der Kenntniß des Christenthums hielt neulich in ihrem Versammlungshause (Lincolns Inn-fields) eine Sitzung, welcher der Erzbischof von Canterbury, auf dessen besonderen Betrieb dieselbe veranlaßt wurde, die Bischöfe von London, Landaff und Barbadoes, so wie eine Menge Männer, sowohl aus dem Clerus, als von den höchsten Ständen, beiwohnten. Der Sekretär las verschiedene Mittheilungen über die west-indischen Inseln, aus welchen Berichten die erfreuliche Thatsache bemerkbar wurde, daß die Neger seit ihrer Emancipation den größten Eifer für Belehrung in christlichen Glaubensbegriffen bezeugen. — Gewiß ist das Christenthum die bis jetzt einzig mögliche Glaubenslehre, welche mit wahrer Freiheit Hand in Hand geht, denn das Christenthum führt den Menschen vor allen Dingen zuerst auf die Erkenntniß seiner Würde zurück; das aber ist schon Freiheit, und wahrlich eine höhere und dauerndere, als die in allen jenen gläsernen Constitutionen verschliffene. Uns, die wir von Haus aus weder Schwaben, noch Kalmucken, weder Franzosen, noch Iberier, weder Russen, noch Mongolen sind, sondern nichts als — Menschen, und als Menschen wahrhaftig mehr sind, denn als bloße Russen, Kalmucken rc., — uns thut vor allen Eins Noth, — kein Pfaffenthum, kein Conventikel, kein Pietismus, kein Quietismus, kein Liguorianismus, sondern die sittliche Grundlage, der Wille. Streicht den Willen aus und ihr seid trotz allen Charten nicht viel besser als Spitze und Münze; besitzt euch selbst, wißt einmal, wer ihr seid, weßhalb ihr seid, daß ihr bleiben werdet, ob man euch auch in Fesseln schlage und verstücke, — und ihr könnt allen Dolchen und Ruthen sicher, ruhig trotzen; sie treffen dann bloß den Leib und werden und müssen auch aufhören, ihn zu treffen. — Ich komme auf das Christenthum zurück. Das Christenthum (nicht das historische, nein, das Christenthum, wie es gedacht werden kann,) weist den sinnlich-unsinnlichen Menschen, eben den Menschen, wie er ist, auf das einzige Ideal der Freiheit hin. — Gerade in einem solchen Verhältnisse, wie dem der Neger, die aus dem tiefsten Abgrund der Knechtschaft plötzlich ans göttliche Sonnenlicht der Freiheit emporsteigen, enthüllt sich der Adel dieser Glaubensform ebenso wie ihre bürgerliche Brauchbarkeit. — Dem Berichte des verehrten Comités oben benannter Gesellschaft zufolge, schenkte die Gesellschaft „for the conversion and religious instruction of the negroes" eine Summe von 5000 Pfund, und von der zur „Verbreitung des Evangeliums" erwartete man ein gleiches; die „Baptist Missionary Society" brachte in den letzten 8 Monaten für West-Indien in erwähnter Absicht 36,000 Pfund zusammen. Ein Geschenk von 10,000 Pfund zur Bestreitung der Kosten war das Resultat der Versammlung der im Anfang genannten „Gesellschaft zur Verbreitung der Kenntniß des Christenthums." Bei allen diesen lobenswerthen Bestrebungen, welche in England sich kundgeben, (einem Lande, dessen natürliche Stellung schon zunächst darauf hinweist) wäre nur eines zu wünschen, aber dieß eine ist leider gerade eine Hauptsache: daß die Apostel des Christenthumes (so wenig sie — Skeptiker sein dürfen) keine Pfaffen wären. Eine Religion, die durch Pfaffen (jeder Farbe) eingetragen wird, bringt zwar keine solchen politischen Wirkungen hervor, als wenn sie mit Feuer und Schwert gepredigt würde; aber sie schadet um so nachhaltiger, denn sie bringt, — selten, den Geist mit, der eben gerade für die Absichten seines Priesterthumes paßt. Eine Religion müßte durch brave Bürger eingesiedelt werden, und — (soll man sagen: leider, oder: Gott sei Dank?) damit könnte jetzt auch Deutschland dem großen Zwecke dienen.

Man erlaube, den erwähnten, immer anerkennungswerthen Bestrebungen der britischen Nation für die emancipirten Neger hier ein dunkles Seitenstück entgegenzusetzen. — Ein geistreicher Reisender, Henry Tudor, theilt in seinen jüngst erschienenen Reminiscenzen aus Nordamerika rc. folgende Skizzen über eine Sklaven-Versteigerung in New-Orleans mit: „Zum ersten Mal in meinem Leben war ich hier Zeuge jenes erniedrigenden Schauspiels, menschliche Wesen wie Dinge versteigern zu sehn. Ich hatte in öffentlichen Blättern die Ankündigung davon gelesen (ein Umstand, der hier fast täglich vorfällt), daß eine gute Anzahl von Sklaven auf der Börse verkauft werden würde, und beschloß (ungeachtet des moralischen Grausens, das sich meiner bemächtigte), von der grausamsten aller unserer Leidenschaften, der Neugier getrieben, diesem „Geschäfte" beizuwohnen. Als ich auf den Schauplatz kam, waren meinen und des Publikums Blicken ungefähr dreißig unserer schwarzen Brüder ausgestellt, Männer, Weiber, Kinder, selbst — Säuglinge an der Mutterbrust, wie Spanferkel oder Mastvieh ohne Unterschied durcheinander auf den Markt gebracht, dem Meistbietenden preisgegeben. Einige dieser Unglücklichen waren bloß, andere geschieden aufgestellt, aber jeden einzelnen von ihnen pries der marktschreierische „Auctioneer" nach seinen besonderen Fähigkeiten, Talenten und Eigenschaften, mit jener Beredsamkeit, wie man sie in Garroways Kaffeehaus zu London bewundern kann, französisch und englisch; zur weiteren Empfehlung schien die Bemerkung des Ausrufers zu gereichen, daß sie bereits gut „acclimatisirt" seien, desgleichen, daß man für sie „gut stehe." Es war ein empörend schauderhafter Anblick, die Käufer von einem zum andern gehen zu sehen, wie sie die zukünftigen Schlachtopfer ihrer Willkühr mit Kennermienen untersuchten, um nicht etwa im Handel betrogen zu werden, wie sie diese menschlichen Formen, die aus Einer Werkstätte mit den übrigen hervorgingen, prüfend betasteten, ob sie auch gesund wären und lange „aushielten" und starken Athem hätten, — wie einzelne einzelnen die Lippen auseinander klemmten (wie man es an Pferden und Hunden thut), die Zähne prüften" — —. Doch der Vorhang mag vor diesem scheußlichen Bild fallen. — Und dieß sah unser Reisender in unseren Tagen in New-Orleans, einer beträchtlichen Stadt der vereinigten freien Staaten von Nordamerika, in einer Stadt, welche 7 christliche Kirchen besitzt! Aber New-Orleans ist der Stapelplatz eines ausgebreiteten Handels, und der Handel ist der furchtbarste Tyrann der Welt, ja, eben der Handel, der, wenn er statt Waaren — Gesinnungen austauschte, ihr Heiland werden könnte, (was er in andern Theilen der neuen Welt zum Theil schon geworden ist.) — Und doch sind Neger nur immer noch — Körper und keine Gedanken, und es gibt auch in diesem hochcivilisirten Europa einen Sklavenhandel, wenn auch einen nicht immer geradezu bloß körperlichen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 12. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 2.

Mittwoch, 14. Januar.

1) Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Jos. Freih. von Eichendorff. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Der Kreis von Anschauungen, in welchen sich Eichendorff bewegt, ist klein, aber er ist reizend. Es gibt einige Situationen in der Natur, welche Niemand so warm empfunden hat, als dieser Preußische Regierungsrath, welcher nahe an der Schneelinie, in Königsberg, wohnt. In diesem Manne lebt nur Wanderlust, die Natur, nicht in ihren Schauern, sondern in ihrer trauten Heimlichkeit, in seinen Gedanken blitzt Alles von Morgenthau und Sonnenschein. Es scheint, als könne man nur so in Deutschland empfinden, in einem Lande, das in seinen kleinen Harzgründen, in seinen Oderbrüchen, in seinen Nachtigallenhainen an den Elbufern, in seinen Rheingauen und den lachenden Neckarthälern mit hellen Klosterglocken und einer immer wachen historischen Erinnerung so ungemein viel sanfte, bescheidene und wehmüthige Poesie verbirgt. Eichendorff jubelt, wenn man ihm nur eine einfache Scene vorführt, wie Ihr sie alle erlebt habt: Ihr wandert durch einen Wiesenplan, die Lerche steigt, ein fernes Glöcklein ruft, Ihr tretet in einen Busch, der Specht hackt in der Nähe, da kömmt der Jäger aus dem Laub, der hat einen grünen Strauß am Hut — Eichendorff schwelgt! Oder es ist Herbst, der Regen klatscht an die hohen Fenster eines Schlosses, das Euch beherbergt, die Kastanien in der Allee platzen, weit im Walde schallen sanfte Waldhornklänge, der Jäger bläs't dem Sommer Abschied. Am Morgen tretet Ihr hinaus in den Schloßgarten, es ist Alles frisch, die Sonne meint es gut, sie denkt noch sommerlich, aber das Laub verdünnt sich schon, und in der Weite sieht man melancholische Statuen durch die offnen Bäume glänzen. Da ist wieder Eichendorff. Oder macht es so wie ich, und besucht Heidelberg, den Kaiserstuhl deutscher Romantik, des Nachts: da schwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tausend Lichter spiegeln sich im Flusse, ein Anblick, nicht so erhaben wie Venedig, aber geisterhaft und geheimnißvoll, hier Gesang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein gemüthlicher Student spielt die Cither, Alles ernst, selig und übermannend, Alles Poesie. Ich habe diesen Traum zwei Mal erlebt und dabei immer an Eichendorff gedacht.

Eichendorff spricht und singt oft von der „guten alten Zeit." Nehmt das nicht so genau! Es ist nicht bös gemeint. Die gute alte Zeit ist hier nichts, als ein Ton, der klingend durch den Wald rauscht, als eine Fee, die man im Traum an einer Quelle sieht, als ein flüchtiges Reh, das mit muntern Blicken aus dem Grün einer Waldesecke grüßt. Die gute alte Zeit ist hier nichts, als ein trauter Abend, unter Freunden genossen; ein reizender Spaziergang, den

Ihr vom Schloß zu Heidelberg hinunter nach dem Wolfsbrunnen machtet; nichts als Erinnerung, Ahnung, eine Zeit, die vielleicht noch gar nicht geboren ist, oder jene geheimnißvolle Vergangenheit, wo wir noch im Schooße des Weltgeistes, in einer verklungenen Offenbarung leben. Von allen alten guten Zeiten, die die Leute im Munde führen, ist Eichendorff's vielleicht die unschuldigste.

Es ist wahr, daß freilich unter diesem lyrischen Zerfluß die poetische Composition leidet. Eichendorff ist formlos, nur Anhauch, Leben nur insoweit, als er selbst mit voller Seele bei seiner Darstellung zugegen ist. Seine Figuren dämmern, sie tragen alle dieselbe Physiognomie. Hier tritt nichts scharf hervor, nichts schneidet sich von der Folie ab, seine Dichter und ihre Gesellen schlüpfen nur geisterhaft an uns vorüber, und lassen artige Lieder und Anklänge zurück, welche auf dich wirken, wie ein lyrisches Gedicht. Eichendorff gibt von Dem, was er sagen will, nur immer die eine Seite; die andre klingt in dir nach, und du bist gezwungen, seine ganze Darstellung wie eine Kupferplatte noch ein Mal aufzustechen und das auszuführen, was er nur andeutete. Dies ist ein Mißstand für die Gattung, für den Roman; allein man vergibt ihm hier, wo die Andeutungen so frisch, hell und naturwahr sind und dem empfänglichen Gemüth die innerliche Ausführung und Ausmalung so viel Vergnügen verschafft.

Eine Formlosigkeit, wie die Eichendorff's, ist immer ein Fortschritt für die Stufe in der Darstellungskunst, welche unsre Literatur noch erreichen muß. In dem Prinzip der romantischen Schule liegt keinesweges eine Degeneration jener Kunst, sondern nur in ihren Consequenzen, in ihrer Vertrivialisirung. Diese matten, todtgebornen Gestalten der meisten Romane, mit welchen wir noch täglich überfluthet werden; diese Schattenfiguren, welche an der Hinterwand walterscottischer Drapperien sich wie Menschen bewegen, da sie doch nur Ombres chinoises sind; diese Hautreliefs sind allerdings die klägliche Folge der Romantik, und haben diese heruntergebracht zur Poesie des Nichts; allein das lyrische Element, so ausgeprägt wie bei Eichendorff, so verwebt in die Wahrheit der Natur, wenn auch nur der einseitigsten, in die Wahrheit der Landschaft, dies Element, so aufgegangen in dem Dichter, der in seinem Roman wenigstens die einzige haltbare und begreifliche Person ist, muß unsre Darstellungskunst fördern; denn wer wollte sagen, daß wir zu Göthe's Einfachheit zurückkehren müssen; und wer es sagt, wer wollte damit etwas andres ausdrücken, als daß wir ein so klares, beruhigtes Resultat in unsrer Poesie erreichen müssen, wie Göthe? Göthe's spiegelglatte, wie man zu sagen pflegt, jonischhelle Darstellung ist nur die erste Stufe des Romans, die epische; jene Stufe wo der Dichter einen Gegenstand sich „vom Leibe" hielt, wo er wie ein Cherub des Friedens über ihn hinfährt, wo man den Künstler sieht, der aus dem rohen Marmorblock eine göttliche Gestalt, aber eine Gestalt mit trauerndhohlen Augen, meißelt. Hier blieb Göthe stehen. Die romantische Schule drang auf Vergeistigung, sie wollte aus dem Ich die Welt schaffen, und bereicherte die Kunst mit einem neuen Gedanken, den die Narren christlich, mittelaltrig, was weiß ich! genannt haben, der aber kein andrer ist, als die Subjektivität, in dem sich die Welt spiegelt. Man begann lyrisch zu componiren, die gespenstischen, die humoristischen Darstellungen kamen auf, es war gleichsam eine Selbstbefruchtung; denn Niemand hat in der That etwas anderes damals hervorgebracht, als sich selbst. Für die Misère kam dies Prinzip wie gerufen: die Romantik der Restauration wucherte daraus hervor, wie Unkraut und Pilze. Für die dritte Stufe der Darstellungskunst, für die dramatische, für die lebenschaffende, welche den subjektiven Prozeß überstanden hat, für eine Kunst, welche erst im Anzuge ist, geschah wenig, wenn man Arnim, Brentano, vielleicht Tieck und Eichendorff ausnimmt. Eichendorff hat nur den Fehler, daß er zu spät kömmt: er verbessert ihn vielleicht dadurch, daß er das Prinzip recht klar macht, die Tradition lebendig erhält, und uns Jüngern recht lebhaft zeigt, wie man die Weise seiner Schule mit Göthe's Classizität verbinden muß. Unsre Romane sollen von der Leidenschaft geboren sein oder einer hohen Idee; wir sollen Alles, was in uns Leben schafft, aussprühen lassen als elektrische Funken zur Belebung der Personen, wel[illegible] unsres Gedichts sind, und nichts objektiv darstellen, was wi[illegible] nicht subjektiv aus uns selbst geboren haben. Nur so kann Neues kommen: Neues, das hie und da dem Alten ähnlich sieht, aber einen gewissen unerklärlichen Ursprung verräth, ein unheimliches, wirres Auge, das noch nicht Alle verstehen, jetzt noch sonderbar, auffallend, selbst peinlich ist für einen Betrachter, der in die alte Sauce noch ganz eingetunkt ist; aber allmählich muß das Verständniß eintreten und das Sonderbare wird uns so gewohnt werden, daß wir es lieben lernen. Diese ganze Deduktion ist keine Sophistik; sondern ein tiefes Gesetz, welches aus der Verwirrung der gegenwärtigen Literatur sich deutlich herausscheidet.

---

8) Schriften in bunter Reihe. Herausgegeben von Theodor Mundt. Erstes Heft. Leipzig, Reichenbach, 1834. *)

Möge der Herausgeber dieser Aufsätze von verschiedenen Verfassern und verschiedenem Werthe in der vorangehenden Auseinandersetzung auch den Grund einer Erscheinung finden, welche er recht glücklich hervor-

*) Erscheint jetzt unter dem Titel: Literarischer Zodiakus. Die Mitarbeiter sind zum großen Theile junge Doktrinäre mit etwas henriquinquistischem Anstrich.

gehoben hat. Th. Mundt behauptet nämlich, daß der Charakter unserer gegenwärtigen Literaturperiode in einer so glänzenden **Prosa** liegt, wie man sie bisher in Deutschland nicht gekannt hat. Dies ist eine so gewisse Thatsache, daß wir nur gewünscht hätten, Mundt hätte für seinen Satz glücklichere Exempel angeführt. Heine, dessen Meisterschaft er in dieser Rücksicht bestreiten will, bleibt der unübertroffene Matador dieser neuen Stylschöpfungen, während die von Mundt genannten Namen, bei aller Achtung, welche sie verdienen, doch noch jener verschollenen Manier langer, schmachtender Perioden und jenem Style angehören, welchen man vorzugsweis den Hochwohlgebornen nennen könnte. Selbst die Kunst der Antithese ist nicht der Vorzug dieser neuen Prosa. Die Antithese ist so oft der Tyrann des Gedankens.

Die alte Prosa war nur Ausdruck; sie nahm die Sprache als das nächste Hülfsmittel, in der rohen überlieferten Form, wie sie die gebildete Wendung des Gesprächs oder der stereotype Ausdruck der Schrift obenhin ausgeprägt hatte. Sie stand nicht auf der Stufe, welches die erste der neuen Prosa ist, auf der poetischen Intuition. Die Intuition weiß die Sprache weit von sich, weil ihre hergebrachten, ordinären Ausdrücke die Keuschheit des Gedankens stören, weil sie für gewöhnlich neuen Anschauungen nichts zum Vehikel reichen kann, als abgetragene, alte Kleider, diesen Sprachplunder, welcher oft nur zuviel von der Poesie gestohlen hat, im Grunde aber zu nichts dient, als die all[illegible] der Nichtverständigung zu decken. Die poetische Intuition emanzipirt sich zuerst völlig von der Herrschaft der Perioden, von den gothischen Verschlingungen, von den Regeln der alten Rhetorik, vom Numerus, Wortfall und allen diesen vereinzelten Vorschriften, welche ihre richtige Seite haben, aber niemals absolut hätten vorgeschrieben werden sollen. Die Sprache geht auf den Naturzustand zurück, und sie folgt in größter Decenz und Bescheidenheit nur dem Gedanken und der Anschauung, welche sich vorwärts in dem Bereich der Finsterniß, des Erhabenen und der Dummheit Schritt vor Schritt seinen Weg bahnt. Flüsternd schleicht der Ton der Rede dem sich fortwühlenden Maulwurf des Gedankens nach, nirgends üppig, nirgends verschnell, sondern am Gängelbande der Intuition, wie ein Kind. Dies ist der unbeschreibliche Zauber unserer neuen Prosa. Denn was die größte Kunst scheint, ist hier nichts, als Natur; Natur in ihrer Feierstunde, in der Stunde, wo sie sich selbst erzeugt, wo sie im ewigen Fluß, in der Wollust des Schaffens dahinströmt.

Die zweite Stufe erhebt sich unmittelbar über die erste. Die Intuition ist keine todte, sondern sie ist nur Energie und produzirt. Poetische Produktion waltet durch jene arabeskenartigen Gewinde unserer modernen Prosa, die so sonderbar und so verlockend sind, Produktion, welche dem Genius der Sprache zu Gute kommt. Ich sehe noch das Entzücken eines geistreichen Franzosen, dem ich sagte, daß der Charakter der Deutschen etwas **einsylbig** wäre. Uns scheint dies gewöhnlich, aber der Franzose, dem die Einsylbigkeit nur im alphabetischen Sinne geläufig war, schwelgte in der Übertragung des Figürlichen auf das Geistige, und konnte die Zeit nicht erwarten, wo er öffentlich in Paris, im Angesicht der Akademie, der Autorität des Diktionärs und des Ministeriums zum Trotz sagen wollte: Mr. Guizot est un ministre *monosyllabe!* Diese Figürlichkeiten sind freilich in Deutschland schon zum großen Theile verwischt, aber sie lassen sich alle wieder aufschraffiren zu einer neuen stylistischen Schöpfung. Ich möchte mich nicht ausdrücken, als handelte es sich in dieser Hinsicht um eine Bereicherung des Sprachschatzes; nein, es sind nichts, als dreiste und glückliche Griffe aus seiner unversiegbaren Quelle.

Wie schön, daß wir wieder eine Zeit erleben, wo der **Gedanke** für die Literatur interessant wird! Unsre sehr kleinen, und sehr naseweisen Vorgänger von gestern hatten den Gedanken ziemlich aus der Literatur hinausgeschrieben; es sollte alles Poesie sein, das heißt, Verwaschung, Wasserfarbe, Pastell, Schmetterlingsstaub, und Empfindung. Es ist so viel genascht und gescherzt und geschäkert worden, daß der **Gedanke** sich noch recht mühselig und schwerfällig bewegt, und daß es Schriftsteller gibt, welchen zuzusehen bei ihren Operationen des Nachdenkens, oft Mitleid erregt. Th. Mundt gehört zu ihnen. Wie mühselig und beladen spricht er oft! Allein das Prinzip ist vortrefflich und nur Geduld, die Grazie bleibt zuletzt nicht aus! Wer so von der Schule geknechtet worden ist, wie dieser junge Landsmann von mir, wem die Hegelschen Sätze und die Metrik so viel Schweiß gekostet haben, wer um das Ewige, das Wahre, die Idee des Schönen, die klassischen Studien so viele Thränen vergossen hat; und doch den Zauberruf der Muse nicht von sich wies, und für das Große und Erhabene für die Zeit und ihre Interessen ein so empfindungsvolles Herz bewahren konnte; dem wendet Euch mit Liebe und Achtung hin und sprecht ihm Muth zu, wenn auch noch nicht Alles bei ihm klappen und klingen will! Vor einem Jahre schrieb ich über diesen ringenden Geist in mein Portefeuille:

> Unter Weibern auferzogen, gleichest du dem Achilleus,
> Der das Schlachtschwert zwar zu wählen; doch es nicht zu führen weiß.

Dieser Spruch ist jetzt nicht mehr wahr. In jedem neuen Buche wird Th. Mundt heller, dreister: er streift immer mehr Hüllen von sich ab: und macht wie ein ächter Philosoph einen Durchgang durch die Negation, aus welchem er immer liebenswürdiger und schöner hervortritt.

3) Briefe vom Rhein. Von J. Weitzel. Stuttgart, Scheible, 1834.

Wir sind in die Elemente der Literatur, in den Styl, hineingekommen, und konnten auf Niemanden stoßen, der eine weitre Erörterung dieser Frage besser zuließe, als Weitzel. Bei welchem deutschen Schriftsteller hätte das Studium der Alten, Montesquieu und Burke schönere Früchte getragen, als bei Weitzel; bei dieser glücklichen Mitte zwischen der Gravität des Tacitus und der Einfachheit Cäsars? Allein Weitzel beweis't auch ebenso auf der andern Seite, wie weit man in der Schönheit über das Ziel hinausgehen, wie man der Form verfallen kann. Ich behaupte, daß Weitzel wenigstens in diesem Buche ein Opfer der Phrase geworden ist.

Ein einziger Artikel des Journal des Debats, von der Meisterhand eines Salvandy oder Thiers, oder eines andern Doktrinärs, der mit so guten Worten so schlechte Dinge zu sagen weiß, gilt mir mehr, als eine Elle unsres jährlichen Büchertrags Rheinländisch. Ja, der Inhalt dieser Artikel macht den Verfasser hängenswerth, aber noch mit einem schönen Satze würde er aus der Welt gehen. Je schlechter man es meint, desto besser wird man über Politik zu schreiben wissen. Das ist natürlich. Die Freiheit hat einen Knebel im Mund, sie ist gereizt, erbittert, sie wählt ihre Worte nicht. Die Schleicher und Indifferentisten befinden sich vortrefflich unter der Censur, welche für ehrliche Leute ein Damoklesschwert ist, ihnen aber Gelegenheit gibt, sich nur gewählt, halboffiziell, in der Hogarth'schen Schlangenlinie auszudrücken. Wer ein guter Publizist sein will, muß zu keiner Parthei gehören; im Styl des Absolutismus liegt zu viel Holz, in dem der Freiheit zu viel Blei; am schönsten sprechen die, welche sich wiegen und schaukeln.

Ich ehre Weitzels graues Haar, und sage nicht, daß er zu den Letzten gehört: er meint es redlich, aber er ist der Sklave seines Ausdrucks geworden. Wozu diese Verflüchtigungen des Gegenstandes, diese Emporschwingungen in den leeren Raum, diese unbeschreiblich ernste, weise, und vorsichtige Physiognomie, die so mürrisch sieht, manchmal einen sauern Witz schneidet, und so unnatürlich altklug ist? Weitzel hat es immer schon zu Romulus Zeiten gesehen, wie es 1834 sein wird; und wenn 1834 da ist, rückt er schon wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede ist, dann spricht Weitzel von Sparta. Das Ungewisse ist ihm schon immer entschieden, und dem Entschiedenen mißtraut er. Diese Weisheit und Voraussicht ermattet seine Prophezeihung, bringt statt Vorsicht, nur Furcht hervor, weil sie nicht aufhört. Welche Entschlüsse soll man in der Verwirrung unserer Lage fassen? Soll man nichts thun, als sich von der Sache entfernt halten, und wenn sie mißlungen ist, über sie den Stab brechen? Zu den zahllosen Partheien der Zeit fügt Weitzel eine neue, die Parthei der ungefähren Annäherung und des schönredenden Quietismus.

Diese Rheinischen Briefe haben, ohne zum Jüste-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. Weitzel nennt die Revolution ein Übel, und ich glaube, daß er Recht hat; allein wozu nützen seine Beweise? Wenn man in Deutschland die Revolution bis jetzt gelassen hat, so ist es nicht darum, weil man sie für ein großes Übel, sondern deßhalb, weil man sie für ein großes Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, sondern die Initiative. Wenn Weitzel sich schämt, die letzte zu bestreiten, warum schildert er die erstern, von denen er doch weiß, daß Niemand für seine Zukunft fürchtet, wenn er sich entschließt, sie selbst zu bestimmen? solche Luftoperationen, welche Weitzeln nur Gelegenheit geben, sich schön auszudrücken, sprechen Niemanden an, und erklären, wie ein so hochbegabter Schriftsteller ein verhältnißmäßig so kleines Publikum haben kann.

Wenn Weitzel in der That unsrer Zeit mißtraut, so entschuldigt ihn seine Jugend. Er erlebte einen großen Theil derselben mitten in den Stürmen des scheidenden und beginnenden Jahrhunderts, nicht blos als entfernter Zeuge, wie unsre Väter, sondern als Theilnehmer und selber von ihnen ergriffen. Ich halte das Glück, in seiner Jugend ein Zeitgenosse großer Begebenheiten gewesen zu sein, für etwas so Ungeheures, daß man damit für ein ganzes Leben genug hat. Wer erhabene Dinge sah — nun, der verachte immer eine Zeit, die wie die unsrige ohne Plan und Ende lärmt, nichts Reelles hervorbringt, den Mund immer voll hat von weltgeschichtlichen Tendenzen und von ihnen nicht einen Zipfel zu fassen und zu halten im Stande ist! Sei er ungerecht gegen eine Zeit, die im Frieden so viel vom Kriege spricht! Sein Tadel wirkt vielleicht besser, wie sein Lob.

---

4) Das neue Leipzig. Mit einer Kreuzthurminspiration über Dresden. Von Ferd. Stolle, Leipzig, O. Wigand, 1834.

Ein witziges Buch, das Klein-Paris und seine Leute sehr necken muß. Fände dies Beispiel Nachahmung, so würden wir bald eine neue Statistik entstehen sehen; eine Statistik ohne den Pedantismus jener Kleinkrämer, welche Topographien ihres Geburts- und Nährortes schreiben, jeden Winkel mit heiliger Andacht ausstöbern, dort eine Hellebarde aus dem Mittelalter zeigen, welche dieser oder jener obscure Graf im dreizehnten Jahrhundert getragen haben soll, hier ein altes Gesangbuch, das eine fromme Fürstin hinterließ, und dergleichen Charreten mehr, womit unsre Gelehrten und unsre Lohnbedienten so heilig thun. Diese spottende Statistik zerstört den Lokalstolz unserer Reichs- und Winkelstädte, das ordinäre Bürgerthum mit seinen verwitterten Herbergsgewohnheiten, und räumt auf, um dem Gemeingeiste und dem Bewußtseyn eines nationalen Zusammenhanges Platz zu machen. Kleine Ueberreste, wenn sie schön sind, in der Tracht und Benehmen, wenn sie der großen Strömung der allgemeinen Bildung nicht im Wege stehen, wird ein poetisches Gemüth, wie das des Verfassers dieser Schrift, nicht verkennen und auffälligst hervorheben; allein bei den meisten Dingen, womit sich die deutschen Lokalitäten brüsten, ist der unbefangene Maaßstab dieses Buches mit Recht grausam und schonungslos. Man muß den Deutschen von seinem Ofen locken, und ihn an die große Welt gewöhnen. Die sogenannte schöne Mannichfaltigkeit, dies Steckenpferd der Träumerei, des Servilismus und der guten frommen Einfalt, schadet unsrer Sache; es ist Zeit, daß sie sich überlebt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 13. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 15. Januar.

Aus dem zweiten Halbjahre des Laienbrevier's

von Leopold Schefer.

Das Denken ist die allergrößte Macht.
Der Geist der Menschen trägt die schwerste Last.
Ganz ungeheure Prachtgebäud' — aus Wolken;
Hauch ist den Menschen Alles, Hauch erträgt er,
Und Lob und Meinung sind die stärksten Pfeiler
Der Dinge, selbst der Götter und der Menschen.
Und wiederum nicht weggerissen werden
Die Dinge — weggemeint schon, weggetadelt!
Das, was du nicht mehr glaubst, ist nicht mehr da.
Das Denken ist die allergrößte Macht,
Und darum scheint sinnvoll sogar, nicht sinnlos
Das alte Wort: Die Welt ist selbst — „erdacht.“

Halt' nicht die Menschen jemals für bethört,
Als schleppten sie auf ihrem sauren Wege
Sich noch mit etwas ganz Unnöthigem,
Nie mehr Bedurftem, aus Gewohnheit, fort,
Dieweil ein Starker leichten Kram wohl trägt.
Von Andern gut zu denken, ist ein Wort werth,
Drum forsche heimlich nach, so wirst du finden:
Nichts in der Welt besteht, und kann bestehen,
Auch keinen Tag mehr, was der Mensch nicht mag.
Drum was du siehst im menschlichen Geschlecht,
So altverwunderlich es dir auch scheint,
Das hängt mit Einer Ader, Einem Haare doch
Mit der Natur zusammen und dem Menschen,
Dem Herzen, seinem Hoffen, und Erinnern,
— Auch Laune gibt es —, nun mit seiner Laune!
Doch dieses Haar ist dann, auch unsichtbar,
So lang' der Mensch will, so ganz unzerreißlich,
Daß ganze große Tempel daran hängen,
Gewande, Mützen, Kreuz' und goldne Reife,
Mit einem Wort: des Menschen ganze Welt,
An einem Haar nur! Doch an einem Haar.

Worauf man dir erst Gift und Galle streut,
Gleich nimm das lieber nicht, — das lehne ab!
Und wohler wirst du, edler dich befinden
Nach kurzem Augenblick des düstern Muthes.
Das ist die Keuschheit, die dem Manne ziemt,
Die Keuschheit der Gedanken, des Empfindens.
Hast du Gerechtes nicht begehrt — geh' in dich!
Hast du Gerechtes nur begehrt — erwarte
Nach deine Zeit; der wildgewordne Sinn
Wird mild und menschlich dir es selber bringen; —
Und mild und menschlich sollst du nur empfangen!
Sei das nun Amt, Lohn, Gut und Freiheit, Liebe,
Ja, sei es Glück des Lebens, selbst das Leben . . .
Und könnt' ein Gott dich in das Leben stoßen,
Daß unanständig du darin erschienst,
Dann ziemte dir selbst gegen ihn — ein Blick!
Die Keuschheit der Gedanken, des Empfangens
Bewahre hoch! sie heißt bei Menschen — Stolz;
Und jedem Menschen ziemt der Menschheit Stolz.

— I. Buch d. Könige, 12. V. 4. —

Hoch auf dem Regenbogen steht ein Geist
Und ruft mit Wolkenstimme laut: „Ihr Menschen!
Ihr Menschen alle! Hört und seht . . .: es regnet!“
— Und wenn ihr's saht, lacht ihr den Narren aus;
Denn eine Wahrheit sagt er, die ihr habt.
Doch aber wenn in stillem Abenddunkel
Ein Armer dir mit bangverzagter Stimme
Kaum hörbar sagt: „O hilf! — ich bin ein Mensch;“ —
Den lache nicht aus! denn du bist ein Mensch.

Und eine Wahrheit sagt er, die du haßt;
Und wenn er dir's am Tage sagt, getrost
Und sicher, heiter, voll von schönem Zutrau'n . . .
Und wenn es dir nun alle Menschen sagen:
„Mensch, steh' uns bei!“ Gilt das nun weniger?
Sie lache nicht aus! sie sind alle Menschen;
Und Tag und Nacht, bei Menschen und bei Gott,
Gedenke ihrer treu mit Hand und Mund,
Mit Rath und That, ja träumend noch und schlafend;
Denn was die Seele mit sich in den Schlaf nimmt,
Das ist ihr Liebstes! das soll bei ihr sein!

Nicht zu verdorren, wird der Baum gepflanzt,
Nicht ihn zu köpfen, wächst der Wald so hoch,
Nicht für die Tauben wird die Saat gesät,
Nicht für den Esel ist die Mühle da,
Nicht für den Menschen ist der Esel da,
Nicht für die Esel sind die Menschen da,
Und nicht für Menschen ist der Mensch geboren

Komm' mit mir in's Gedankenreich, und träume:
„Dich führt' ein Gott in dieses Leben ein.“
Er läßt zuvor die Welt dich überschauen . . . ,
Zeigt dir zuerst die Millionen Gräber
Der allen vor dir Hingegangenen!
Er läßt dich alle ihre Schmerzen hören
Im Wind —, dich alle ihre Thränen sehen
Als Meer, dich ihre Werke schau'n — als Staub,
Daß dir die Seele bebt, das Haar sich sträubt, —
Und du, du schlägst vor Zorn ihm in's Gesicht! . . .
Er sagt dir: Untergeh'n dort muß die Sonne;
Aus Tag und Nacht besteht der Menschen Leben; —
Und du, du schlägst vor Zorn ihm in's Gesicht! . . .
Er sagt dir: Dort die Blumen müssen sterben,
Du selbst, du mußt einst an dem Stabe geh'n
Mit grauem Haar, und in die Gruft versinken; —
Und du, du schlägst vor Zorn ihm in's Gesicht! . . .
Er sagt dir: Während du das Leben lebst,
Wird Kält' und Hitze, Schmerz und Noth dich drücken,
Zum bittern Feinde wird der Freund dir werden,
Die Wahrheit reden — wird dein Glück dir kosten,
Wenn deine Kinder groß sind, werden sie
Von dir hinweggehn in die weite Welt,
Dein schönes Weib wird alt und häßlich werden; —
Und du, du schlägst vor Zorn ihm in's Gesicht! . . .
„Zu Tausend' werden sich die Menschen würgen,
Die höchste Schmach thun sie sich selber an“; —
Und du, du schlägst vor Zorn ihm in's Gesicht,
Als sag' er Lügen dir, ja Schreckensmähres. —
Und thust du im Voraus so ungestüm,
Dann wirst du nicht hinein in's Leben wollen.
Und lebst du mitten in dem schönen All,
Und denkst so eigenmächtig, wie du dachtest,
Dann wirst du frevelnd aus dem Leben wollen,
Du wirst das Menschliche mit Haß erdulden,
Du wirst nicht leben, nein, du wirst dich quälen!
Der Unzufriedene schlägt den Gott in's Antlitz.
Darum: mit dem zufrieden sein, aus dem
Durch eigne Kraft ein frohes Glück sich schaffen,
Woraus das Leben einzig dir besteht, —
Das ist die Macht, nicht fern der Allmacht gleich,
Die, was der Mensch ist, — weiß, und will, und thut.
Und also thut das große Volk der Menschen,
Das mehr um Brod sich kümmert, als um Tod.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

Mechtild, die alte Bäuerin aus der Hütte zu Hofstätten, beim Kloster Sonnenfeld, wanderte an ihrem Stabe daher und war nicht mehr weit entfernt von Werrleins Kulk, ihres Schwähers kleinem Gehöfte, wo sie nach langer Zeit einmal wieder zusprechen wollte. Trübe Gedanken gingen ihr durch den Kopf und es war mehr die Besorgniß um ihrer Schwester Kinder und der Wunsch mit eignen Augen ein Mal nachzusehen, wie es denselben ergehen möchte, und im Nothfall mit Rath und That zu helfen, als irgend eine andere Absicht, welche die kluge Frau zu der Wanderung nach dem ziemlich entfernten Altenbanz vermochte. Die Leute sprachen mit Achselzucken vom alten Werrlein; seine Hütte, ging das Gerücht, werde demnächst das Loos seiner früher besessenen Grundstücke treffen, sie werde verkauft werden, theils um seine Gläubiger zu befriedigen, theils um die seiner Herrschaft schuldigen Steuern, Zehenten, Zinsen, Ungelder und andere Gefälle zu decken. War dies gegründet, so konnte Frau Mechtild schließen, daß dem armen Bärbchen keine rosigen Tage blühen würden und ihre Zukunft noch trauriger zu werden drohe, sie hatte aber viel Zuneigung zu dem sanften bleichen Bäslein und auch dessen Bruder dem Konrad war sie nicht abhold. Darum nahm sie nach reiflicher Überlegung einen Goldgulden von ihrer kleinen Ersparniß, welche in der letzten Zeit durch mancherlei ungewöhnliche Ereignisse nicht allzugering gewesen war, buck einen Krapfen von Waizenmehl, wie ihn die Kinder und selbst der Alte gern zu essen pflegten, wickelte ein neues seidnes Tüchlein und einen schönen Brustlatz, die sie beide unlängst in Coburg gekauft hatte, sorgfältig ein, und machte sich mit diesen Liebesgaben auf den Weg. Schon, was ihr zuerst in's Auge fiel, als sie das kleine Haus ihres Schwähers nach einem dreistündigen Marsche liegen sah, wollte ihr nicht recht gefallen und deutete auf nichts Gutes. Des Klostervogts Kolheinz, in der ganzen Gegend bekannter, Klepper hielt am Gartenzaun, an einem Pfahl gebunden, und verkündete die Anwesenheit seines gefürchteten Herrn. Richtig erschien derselbe so eben in der Hausthür, von Bärbchen und dem alten Werrlein gefolgt, welche Erstere sich die Augen mit ihrer Schürze trocknete. —

Der Vogt befand sich im eifrigen Gespräch und [illegible]en etwas durch Wort und Bewegung auseinander zu setzen und zu erklären, was den Bewohnern des Hauses vermuthlich schwer einging. Dann bestieg er seinen Klepper, der in der Leibesgestalt Ähnlichkeit mit ihm selbst hatte, und trabte davon; ein paar Kinder, die am Wege junges Federvieh hüteten, verkrochen sich geschwind hinter einen blühenden Haselstrauch, da der Furchtbare sich näherte, und kamen nicht eher zum

Verschein, als bis er weit vorüber war. — Auch
Mechtild ließ ihn erst im Wald verschwinden, bevor
sie in das Gehöft trat, wo Bärbchen trübselig an der
Hausthür lehnte, jedoch schnell von der schönen Farbe
freudiger Überraschung geröthet ward, da sie die Base
erblickte. Unter freundlichen Begrüßungsworten gelei-
tete sie sie in das Haus, nahm ihr Stock und Päckchen
ab und eilte, ihr Erfrischungen anzubieten, so gut sie
es hatte; auch Werrlein war nach seiner Weise freund-
lich gegen den Zuspruch, wenn gleich aus seinen tiefen
Zügen niemals der Verdruß weichen wollte. Er machte
sich, noch ehe es zu näheren Mittheilungen kam, die
er vielleicht fürchtete, mit einer Säge fort in den
Garten und arbeitete draußen, während die beiden
Frauen allein blieben; welches der alten nicht eben
unangenehm war. „So, mein Kind," sagte sie zu Bärb-
chen, „nun können wir recht vom Herzen wegreden
und du kannst mir ohne Scheu von euerem Ergehen
erzählen, das, Gott sei's geklagt, täglich übler wer-
den soll. Nun, er verläßt keinen. Aber sage doch,
Kind, was wollte denn der, der eben fort ritt, da
ich ankam?"

„Wer denn?" fragte Bärbchen, obschon sie wußte,
wen die Base meine. „Nun, wer anders," fuhr diese
fort, „als der alte Blutsauger vom Kloster, der Kel-
lerer? Stell dich doch Dirne, als wenn man dessen
Besuch so leicht verwände oder vergäße. Was wollte
er? Hat er Euch gemahnt, erinnert, gestraft, geplagt,
gemartert? Ein's von diesen gewiß." Da zuckte es
um Bärbchens feine Lippen, ihre Augen trübten sich,
sie konnte die Thränen nimmer zurückhalten. „Ach,
Alles das, Base," rief sie, ihre Hände ringend! „O,
Base Mechtild, was ist der Mensch und warum ist
die Welt nicht anders? Sündliche Frage wohl, aber
sie weint aus zerrissenem Herzen. Ihr wißt doch, wie
die Urfrälle starb; unter einem abscheulichen Spiel
hauchte sie ihr hundertjähriges Leben aus. Man kann
sagen, daß sie ermordet ward. Aber das soll man
nicht sagen. Der schnelle Luftwechsel tödtete die Ge-
fangene. Daher ist es ein Todtfall, der bezahlt wer-
den muß. —"

„Das ist richtig, mein Kind," fiel Frau Mechtild
ein, „ein uraltes Recht, und Unrecht, wenn du willst,
und ist ihm jeder Hintersaß unterworfen. Nur hier
erscheint's gar eigen. Das also erinnerte der Vogt?"

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Volksgeist! ein schönes Wort; auch die Hansestädter
haben sich einigen Volksgeist an; denn der Bremer hält
auf den Bremer; der Hamburger hält auf den Hambur-
ger; der Lübecker — nun von dem kann man gerade nicht
sagen, daß er volksstolz ist. Wenn aber ein Bremer einem
Fremden hinter die Ohren schlägt, so sagt er gewiß dabei:
„Ik bin een Bremer Borger," und das ist der Volksgeist
in Bremen und in Hamburg; denn der Hamburger macht
es eben so. Der Volksgeist ist in Deutschland in hundert
Schächtelchen eingepackt, und Bremen und Hamburg haben
auch ein Stückchen davon erhalten, und wenn den Bremer
und Hamburger der Volksgeist sticht, so spricht er nichts
Anderes, als: „ick bin Borger." Ein Bremer und Ham-
burger „Borger," wie weltumfassend, welch' eine Kraft
liegt in diesem Worte! Ein römischer Bürger und diese
Bürger aus den freien Hansestädten haben den Stolz
wenigstens mit einander gemein. Der Geist der Bürger
in den Hansestädten richtet sich auf das Rathshaus und
die Rathsherren-Wahl, den Bürger-Convent und die
Militair-Konskription, und wenn sie über Bremen und
Hamburg hinausblicken, so geschieht es doch nur des Han-
dels wegen und aus Neugierde. Daß das kein Volksgeist
ist, der also verfährt, liegt am Tage, aber ich setze mei-
nen Kopf zum Pfande: der Bremer und Hamburger glau-
ben an ihren Patriotismus, sie prätendiren Nationalität,
sie prätendiren einen Volksgeist, und beschuldigen die Lü-
becker des Indifferentismus, weil diese doch nicht immer:
Lübeck! Lübeck! schreien. Ja die Lübecker sehen noch weiter,
und verläugnen sich oft. Es ist bekannt, daß Lübeck unge-
fähr 8 Meilen von Hamburg entfernt liegt, und daß eine
Landstraße zum Erbarmen beide Städte mit einander ver-
bindet. Demungeachtet fahren die Lübecker häufig nach
Hamburg, und die Hamburger fahren wiederum häufig
nach Travemünde, dem Lübecker Hafen, in's Seebad; daß
die Hamburger dabei nichts von Lübeck entlehnen, kann ich
so ziemlich behaupten, aber die Lübecker, welche von Ham-
burg zurückkommen, tragen Hamburg im Herzen und der
Seele, und wenn sie in Lübeck in's Theater gehen, so
sprechen sie von dem Hamburger Theater und denken an
die Hamburger Schauspieler; wenn sie auf dem Lübecker
Wall promeniren, so sprechen sie von dem Hamburger
Jungfernstieg und den Alster- und Elb-Pavillons. Ham-
burg ist das Eldorado der Lübecker, und bis auf wenige
Einzelnheiten, die nicht viel sagen wollen, ist ganz Lübeck
in Hamburg gewesen. Aber die Hamburger Grobheit, diese
ungeheuere Grobheit, die wohl die erste in ganz Deutsch-
land ist, lassen die Lübecker den Hamburgern, und was sie
mitbringen, das ist das Andenken der Lichtseite der üppi-
gen Hammonia, und sie sprechen: Hamburg! Hamburg! —

Die Senate der drei Hansestädte theilen sich in vier
Magnificenzen, oder Bürgermeister, und in Senatoren
schlechtweg. Bremen hat deren zwanzig, Lübeck sechszehn,
und Hamburg — so viel ich weiß — nicht mehr. Die ge-
lehrten Senatoren in Hamburg und Lübeck, d. h. solche,
die die Rechte studirt haben, werden Hochweisheiten ge-
nannt, die übrigen Wohlweisheiten. In Hamburg und Lübeck
wählt der Senat selbst seine Mitglieder; in Bremen läßt
man das Volk mit daran Theil nehmen, man läßt die
Leute aus dem Volke auch ihre Stimme abgeben, wählt
denn doch am Ende denjenigen, der dem Senate gut
dünkt. Die Bürger stellen nämlich vier sechs „Vorschlags-
herren" aus ihrer Mitte, und der Senat desgleichen.
Diese zwölf „Vorschlagsherren" schlagen dem Senate drei
Männer vor, und aus diesen Dreien wählt der Senat
Einen. Der Senat schlägt vor und wählt, und die Bürger
schlagen auch vor, wählen aber nicht. Übrigens hat sich
der Bremer Senat seit den letzten Unruhen, die die Ge-
setze: „Tafel und Buch" und „neue Eintracht" zu Wege

brachten, recht fest gehalten, und Administration, wie Justiz sind ihm anvertraut. Er verwaltet sie übrigens trefflich — das läßt sich nicht läugnen — jedoch mit ziemlich absolutistischer Strenge. Hatte er nicht noch vor sieben Jahren den Einfall, die Führung des auf einer deutschen Universität erlangten Titels eines Doctors zu verbieten, so lange man nicht bei ihm deßhalb Erlauben nachgesucht! Der Senat stützte sich dabei, seltsam genug, auf das Gesetz, welches die Annahme und Führung fremder Titel und Würden, ohne Erlaubniß des Senates, verbietet. Auch der harmlose Doctor-Titel sollte für eine fremde Würde gelten, weil Bremen keine Universität hat. Das fragliche Gesetz war freilich aus dem Grunde ertheilt worden, daß sich kein bremischer Bürger einem fremden Staate verbinden solle, und man verstand deßhalb bis dahin, unter dem Verbote, nur politische Titel und Würden. Jetzt aber verlangte der Senat auch von den Doctoren der Rechte, der Medicin, der Philosophie die Bitte wegen Anerkennung ihres Titels. (Fortsetzung folgt.)

P u n t e s.

Malereien auf der Burg Hohen-Schwangau. Auf dem Schloße Hohen-Schwangau bei Füßen, welche Burg S. K. H. der Kronprinz von Bayern erkauft und neuerbaut hat (durch Dominikus Quaglio), werden die alterthümlichen Säle mit Fresko-, eigentlich enkaustischen Gemälden geschmückt. Das erste hier begonnene Bild (vom Maler Lindenschmidt aus Mainz) ist Luther's von örtlicher Sage behauptete Flucht oder Rettung nach dem Wormser Reichstage hieher auf Hohen-Schwangau. Die Geschichte weiß zwar klar und bestimmt, daß Luther, welcher am 26. April 1521 Worms verließ, am 4. Mai bereits auf die Wartburg bei Eisenach zum Schutz und zur Verdeutschung der heiligen Schrift gebracht wurde. Aber die Sage ist sinnig; noch hochherziger der Sinn dessen, welcher der Sage Farbe und Gestalt geben ließ. — Andere Säle und Zimmer schmückt Moritz von Schwind (aus Wien) mit der Sage von Karl's des Großen Geburt in der Reißmühle im Würmthale unweit München. — Auf Luther zurückzukommen, so kennt Bayerland noch andere Sagenzüge von ihm. Auf Hohen-Schwangau soll denselben der Augsburgische Ritter Langenmantel gerettet oder gastlich geführt haben. Das muß der Ritter Christoph Langenmantel sein, der Luther'n 1528, als es zu Augsburg hieß, Cajetan wolle Johann Staupitz, den Vicar, und Luther'n gefangen nach Rom liefern, nächtlich aus der Stadt rettete. Die Sage erzählt, daß der Gott-sei-bei-uns in der Gestalt jenes Christoph Langenmantel an einer engen Gasse am Salzst-Platze Luther'n mit den Worten: „da hinab“ den Weg zur Flucht gewiesen habe; welche Gasse den Namen noch heute führt. — In München soll Luther auch gewesen sein; da hat er auf der Sendlinger Gasse bei einem Koch „zur Hölle“ geherbergt, ist aber die Zeche schuldig geblieben. Unter den Bogen am Schrannenplatze hing sonst ein Gemälde, das Luther und sein Katherl hieß. Es ist jetzt verschwunden. Auf Hohen-Aschau unweit des Chiemsee's soll Luther auch gewesen sein; wie im (nun bayerischen) Ottobeuren sogar das Meßgewand gewiesen wird, worin er einst Messe gelesen haben soll. — Alle diese Sagen mögen ihre gemeinsame Quelle in Luther's Reise nach Rom im Jahre 1510 finden, auf welcher er gewiß in schwäbischen und bayerischen Klöstern gastlich zusprach; daher er in seinen „Tischreden“ Schwaben und Bayern vor Allen rühmt, darin er gern reisen wollte; da sie gastfreundlich und herzlich seien. Das mußte er selbst erfahren haben. —

In dem nur eine halbe Stunde von Hohen-Schwangau entfernten Füßen (am Lech) befindet sich in der Kirche des heiligen Magnus links am Thor hinter dem Altare ein sehr schönes altes Bild von Karl dem Großen (aus dem 15. Jahrhundert), wahrscheinlich das Vorbild zu dem bekannteren auf der Burg zu Nürnberg, welches Dürer'n gewöhnlich zugeschrieben wird, aber schwerlich von ihm gemalt ist. Schreitet man durch die Thüre unter jenem Bilde zu Füßen in die geräumige Neben-Kapelle (die sogenannte Freibergische), so stößt sich Einem hier zur Linken, dem Altar gegenüber, ein bisher gänzlich unbeachteter Todtentanz dar aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Er enthält 4 mal 5 Felder auf Holztafeln gemalt, von Jakob Hiebeler, mit je vier Reimzeilen, welche einer Ausgabe der Fröhlich-Mechelischen Holzschnitte vom „Basler Todtentanz“ entnommen sind und umgestaltet wurden. Selbst in einzelnen Bildern bleibt jenes Vorbild zu erkennen, z. B. in Tafel 20 (der Maler.) Ueber dem Ganzen steht: Sagt Ja, sagt Nein, Getanzt muoss sein. Aber wer ist der sich unter dem letzten Bilde (an der Stelle des letzten Renovators vom Basler Gemälde, Hans Hug Klauber's) nennende Maler? Ein Bayer? ein Schwabe? Lipowsky im bayerischen Künstlerlexikon und Füßli kennen keinen Jakob Hiebler. Füßli hat nur einen Maler und Zeichner Hiebel, der aber überdieß fast hundert Jahre junger ist. H. F. M.

Gefängnisse in Philadelphia. Bekanntlich erhitzten in den vereinigten Staaten geraume Zeit hindurch zwei Systeme über die Behandlung der Verbrecher in Gefängnissen alle Köpfe, das System von Auburn, und das von Philadelphia, — das erstere fußt auf einer strengen Absonderung der Sträflinge bei Nacht, und auf harter Arbeit während des Tages, zwar in Gesellschaft, doch unter Schweigen und genauer Aufsicht; nur mit dem Geistlichen, und mit diesem auch nur Sonntags, ist den Gefangenen eine Unterredung gestattet; eine gänzliche Abschließung von allen Andern findet jedoch bloß dann statt, wenn der Sträfling die Hausgesetze übertritt. — Das System von Philadelphia dagegen verfolgt einen andern Weg, alle Sträflinge müssen Tag und Nacht in völliger Abgeschiedenheit von einander zubringen, ob sie nun arbeiten oder nicht; der Geistliche und der Wächter sind die einzigen menschlichen Wesen, welche sie zu sehen bekommen, jeder Sträfling hat seine eigene Zelle und in derselben eine Bibel. Man hat zu Gunsten dieses Systems eben so vernünftige als bizarre Gründe angeführt; die Wahrheit ist, daß eine konsequente Durchführung desselben in aller Strenge zu Wahnsinn und Selbstmord leiten muß. Zu dieser Strafanstalt, deren Bau und Einrichtung, beiläufig gesagt, 500,000 Dollars kostete, obgleich sie nur zur Aufnahme von 250 Individuen bestimmt ist, bildet „Bridewell“, die zweite Gefängnißanstalt in Philadelphia, einen auffallenden Gegensatz. Nichts Empörenderes als gleich der erste Anblick des Schauspiels, welches sich dem Eintretenden darstellt. In einem großen Hofe, unter der Bedachung einer Art von Wagenschoppen, ohne die mindeste Aufsicht, treibt sich der ganze bunte Haufe von Gefangenen herum, solche, die sich bloß wegen leichter Vergehen in Untersuchung befinden, mit dem Abschaum der Gesellschaft bunt zusammen gemengt; da wird dem Himmel der Tag gestohlen, oder gespielt, gerollt, oder förmlicher Unterricht in Verbrechen ertheilt; bei Nacht wird diese saubere Gesellschaft in Koppeln von zehn, zwanzig oder dreißig nach den Schlafsälen getrieben, wo man entweder den am Tage genossenen Unterricht wiederholt oder sich zu neuen Lectionen für den morgenden vorbereitet. — Kapitän Basil Hall, welcher Bridewell in Begleitung eines Aufsehers besuchte, der dem Abschließungssysteme fanatisch anhing, mußte bei diesem Anblick, von Abscheu durchdrungen, dem Zellenvertheidiger wirklich den Triumph einräumen, daß das Absonderungssystem vom moralischen Standpunkt aus denn doch vorzuziehen sei, und äußerte sich zugleich über die erfreuliche Erscheinung, in dieser Schule der Verbrecher keine Kinder zu erblicken. — „Oh!“ erwiederte der Wächter, selbstzufrieden lächelnd und an sein Schlüsselbund klopfend, „das junge Volk behandeln wir nach einem andern System, das ist vor der Schule sicher.“ Auf den Wunsch Basil Hall's, die Erziehungsmethode kennen zu lernen, führte ihn der Wächter durch ein wahres Labyrinth von dunklen Gängen, Treppen auf, Treppen ab, in einen Korridor, welcher durch ein schmales Fensterchen an einem der äußersten Enden nur spärliches Licht erhielt; hier befand sich eine Reihe von Zellen, jede durch eine eiserne Thüre verschlossen, durch welche die Luft nur mittelst eines kleinen Gitterloches eindrang; jede solche Keuche umschloß einen Knaben, der darin Tag und Nacht, ohne Arbeit, ohne Bücher, selbst ohne die Möglichkeit, im Fall der Noth seinen Hülferuf beachtet wissen zu können, zubringen mußte. — Kapitän Hall näherte sich dem Lugfenster von einer dieser Korrektionskammern und gewahrte, als sich seine Blicke an die dichte Dämmerung etwas gewöhnt hatten, einen Jungen von ungefähr 13 Jahren und ganz ehrlichem Aussehen. Er befand sich einzig und allein deßhalb in dieser furchtbaren Zelle, weil er sich aus dem Hause des Meisters, bei dem er als Lehrling diente, zwei Mal heimlich entfernt hatte. „Wie geht es euch, armer Junge?“ fragte Kapitän Hall mit Genehmigung des Wächters. — „Ach ich bin sehr elend, halb todt,“ stöhnte der Gefangene. — „Womit sucht Ihr denn Eure Zeit aus?“ — „Ich gehe auf und ab.“ — „Habt Ihr denn keine Bücher?“ — „Nein, mein Herr.“ — Hall wendete sich zu dem Wächter mit den Worten: „wie? Sie sagten mir ja erst kürzlich, daß sich in jeder Kammer eine Bibel befände!“ — „Ganz recht, aber die Bibeln für die jungen Leute sind seit geraumer Zeit ganz zerlesen.“ — „So haben die Unglücklichen also gar kein Mittel, sich zu beschäftigen?“ — „Nein, mein Herr,“ erwiederte der Wächter lakonisch, drehte sich um und führte den Fremden weiter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 14. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 16. Januar.

Der arme Konrad.

Von
Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Erinnert hat er's schon mehr als ein Mal," entgegnete Bärbchen, „aber wir zahlten's nicht. Zwanzig Gulden macht es aus; und der Vater hatte nicht so viel Heller. Nun besaß der Konrad von Kindesbeinen an ein Sparbüchslein, das der Vater längst vergessen und das wir heimlich aufbewahrten für die höchste Noth, auch manchmal vermehrten durch ein sauerverdientes Silberstücklein, welches in die Spalte geschoben ward. Darin klimperte es noch lustig und hell wie Gold. Als nun die Urfräle todt war, mußte sie doch begraben werden. Da sprengte Konrad sein Büchslein auf, wir überzählten unsern Schatz; er mochte etwa zwanzig Gulden betragen. Von der Hälfte wurde die Urfräle wie eine ehrliche Bauerfrau begraben, und die andere Hälfte wieder verschlossen. Konrad meinte, er werde sie bald nothwendig gebrauchen. Darum achtete er auch auf alle Mahnungen des Vogtes nicht, sondern wollte den ersten Boten, der wieder käme, zur Thüre hinaus werfen. Heut' ist nun der Konrad fortgegangen über Landes; das muß der Vogt gewußt haben, und da ist er selbst gekommen, und hat gedroht, uns auf der Stelle aus dem Hause zu setzen, wenn wir die zwanzig Gulden Todtfall nicht zahlten. Ich habe gebeten, Base, vor Gott und nach Gott, aber Ihr kennt ja den Vogt. Zuletzt, um Unglück zu vermeiden, ging ich mit bebendem Fuß zu Konrad's Truhe, holte das Sparbüchslein heraus und gab dem Vogt, was darin war. Nun will er noch eine Woche Nachsicht haben mit dem Übrigen. Was aber wird Konrad sagen, wenn er heim kommt? er hat Grund zu schelten, denn das Geld war sein und er wollte es behalten; auch ist er jetzt zuweilen so heftig, daß ich mich vor ihm fürchte."

„Nun, nun," tröstete Base Mechtild, „verzweifele nur nicht, Dirnlein. Was einmal besteht, kann man nicht ändern, und unterweilen ist Hülfe da, wenn man es am wenigsten denkt. Zehn Gulden hast du dem Vogt gegeben; schau ein Mal, ob dieses Geldstück so viel werth sein sollte. Ich schenke es euch, und für die Angst, die du ausgestanden, schmücke dies seidne Tüchlein deinen weißen Hals. Den Konrad wird ja hoffentlich dieser Brustlatz besänftigen. — Höre ein Mal," fuhr sie fort, nachdem sie des erstaunten Mädchens Danksagungen in Empfang genommen hatte, „um bei Konrad zu bleiben, muß ich dir noch etwas sagen. Und wäre er hier, der Bube, so sagte ich es ihm auch, und wollt' ihn recht ernstlich vermahnen, daß er nicht auf schlimme Wege geräth."

„Wie so, Base?" fragte Bärbchen gespannt, von dem kleinen Spiegel umblickend, vor dem sie das Halstuch geprobt hatte.

„Sagst du nicht selbst eben, er wäre zuweilen so heftig, er, der sonst wie ein Lamm war?" fuhr Mechtild fort, „nun schau, das ist ein Zeichen, daß die Kunde nicht gelogen, und daß er kein gutes Gewissen hat. Unser eine, mein Dirnlein, kommt auf den Dörfern umher und erfährt Alles. Da klagen jetzt die Weiber

mehr über ihre Männer, die Mütter über die Söhne, die Herrn über ihre Knechte, als sonst. Viele bleiben die Nächte weg, kein Mensch weiß wo; dann sind sie, wenn sie des Morgens wüst heimkehren, faul, verdrossen, störrisch und wiederspenstig sogar. So soll's auch mit deinem Bruder sein. Statt ruhig daheim zu bleiben, schweift er auf fremden Gemarken umher, und man hat ihn in Dörfern gesehen, wo er nichts zu thun haben kann, und, wo er sonst sein Lebtag nicht hinkam. Was soll das heißen? Es fehlt jetzt nichts, als daß er auch des Nachts außer dem Hause bleibt, — was du mir berichten sollst, mein Dirnlein."

„Ich?" sagte Bärbchen erröthend und verlegen, „ich weiß nicht, Base; doch glaubt solches nicht..."

„Gesteh' es nur," unterbrach sie jene, „du weißt es recht gut, und willst ihm die Vermahnung sparen. Ei, der Schalksgesell! So jung noch und schon auf die liederliche Seite geworfen! Nun, er komme nur, ich, seine Base, will ihm den Kopf waschen!" Sie schüttelte den Kopf und das Gespräch erhielt jetzt durch des Alten Hinzukommen, der seiner leichten Gartenarbeit bereits müde geworden war, eine andere Wendung. — Mechtild blieb den Tag über, um die Rückkehr dessen zu erwarten, dem sie eine mütterliche Strafrede zugedacht hatte, und entschloß sich endlich, auf Bärbchens Bitte auch in der Hütte zu übernachten. Bald trat dieser selbst in das kleine Gemach, worin der Vater, die Schwester und die Base seiner mit dem Abendbrod warteten. Er grüßte sie, wie gewöhnlich; aber Alle waren von seinem Anblick überrascht. „Wo kommst du her, Bube?" sagte der alte Werrlein, „und wie siehst du aus? Bist du ein Fleischergesell oder ein reisiger Knecht geworden? Was zum Henker blitzen für Sachen an dir herum?"

„Laßt es gut sein, Vater," entgegnete Konrad, seinen Hut von sich legend, „es sind Geräthe, die ich zu lange entbehrte. Base Mechtild, seid willkommen unter unserm Dache. Was bringt Ihr Gutes? denn Euch sieht man nicht anders, als wenn Ihr Gutes bringt. Ihr heißet die kluge Frau; — Ihr solltet auch die gute heißen."

„Meinst du?" entgegnete Mechtild zwischen Ernst und Freundlichkeit; denn sie wollte schelten und fühlte sich doch beinah' entwaffnet durch des Neffen Wesen und Gruß. Seine Augen blickten so unschuldig, seine Bewegungen waren so weich und gefällig, obgleich von einem Etwas verklärt, das Alle empfanden, ohne es zu verstehen. — „Nun schau," fuhr sie nach einer Pause fort, in welcher sie ihn betrachtet hatte, „ich bringe freilich etwas, und auch etwas Gutes, will ich hoffen; denn das bittere Tränklein, das dem Kranken bereitet wird von sorgsamer Hand, mundet ihm nicht, aber es frommt ihm doch. Du bist krank, Konrad, mein Schwestersohn, und ich will dich heilen, so lang es noch Zeit ist."

„Krank?" fragte der Jüngling verwundert und fügte dann hinzu, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr; „ich war es, Base, Ihr habt Recht. Krank bis zum Tode war ich, aber ich fühle mich wieder genesen. Mein Blut war Gift, — es wird wieder rein werden."

„Wohlgesprochen," fuhr die Alte fort; „wer sein Übel erkennt, dem ist schon halb geholfen. Du warst immer ein frommer, leutseliger Bub, Konrad, und darfst nicht verwildern, wie wohl mancher Andere. Da setze dich hin und denke: ich wäre die Urfräle, und beweise mir die Ehrfurcht und den Gehorsam, dessen sich die Urfräle von dir zu erfreuen hatte."

„Die Urfräle?" sagte Konrad mit einem Blick zum Himmel, setzte sich dann auf die kleine Bank nieder, welche der Base als Fußschemel diente, umfaßte sanft ihre Kniee und legte sein Haupt hingebend in ihre Hände.

Frau Mechtild begann nun den Straffermon, den sie ihm zugedacht hatte, und redete ihm in's Gewissen, rücksichtlich der Unordnungen, denen Andere sich hingaben und von welchen er nicht frei zu sein schien. „Ich greife nicht aus der Luft, was ich hier sage;" fügte sie hinzu, „sondern habe meine Gewährsleute. Du kennst den alten Hirten von Grub und er kennt dich auch; der wird unlängst nach Stöppach gerufen von einer Bäuerin, deren Kuh nicht kalben kann: und als er nach geleisteter Hülfe in der Nacht wieder heimgeht und durch den Thalgrund kommt hinter Scharneck, da hört er Geräusch von vielen Schritten vor sich. Nun gibt es der losen Gesellen gar Manche, die das Alter nicht ehren und verspotten, wenn sie von rohen Gelagen heim kehren, auch Strauchdiebe streifen nicht selten. Und es ziehen an ihm Schaaren von Männer vorüber, mit und ohne Leuchten, Äxte über den Schultern, Messer in den Gürteln. Er erkennt Manche, die er mir auch alle genannt hat, und auch dich, Konrad, erkennt er. Ja, ja, dich, meiner Schwester Sohn. Höre Er, Matthes, entgegnete ich ihm, da er mir's erzählte, — Er lügt oder Er hat falsch gesehn. Der Konrad Kuk ist ein ehrsamer, frommer Bursch, der des Nachts daheim liegt auf seinem Strohsack und glückliche Träume träumt, nicht aber mit Holzdieben Gemeinschaft hat; denn solche mußten es sein, da bald, nachdem sie vorübergezogen waren, Axtschläge laut wurden in der Thalschlucht, und es ringsum knitterte und knatterte, wie vom Brechen junger Stämme. Der Hirt will es dem Forstwart anzeigen und dem Amte."

„Dem Forstwart?" rief Konrad emporzuckend.

„Siehst du," sagte Mechtild, „dein böses Gewissen zeigt sich. Jetzt bekenne nur ehrlich und aufrichtig, warst du unter den Leuten im Stöppacher Grund?"

(Fortsetzung folgt.)

Nord und Süd.

Von

Eduard Duller.

Nord und Süd, ihr Söhne Einer Mutter, dieses heiligen Weibes: Deutschland, — Nord und Süd, weßhalb schwingt ihr, Hochverräther am untheilbaren Mutterherzen, die Dolche, — o, nicht mehr Dolche, — die plumpen Taschenmesser eurer Gedanken, jeder gegen des Andern Bruderherz? Gebt Rechenschaft, ihr zwei Brüder, gleichgestellt an Pflichten, Leiden, Wünschen, Hoffnungen, gleichgestellt an Ansprüchen auf neue Frühlingssonnen, auf Verjüngung durch's Flammenbad, gleich hinberufen, wie Cherubim an den Pforten dieses Vaterlandes, sonst eines Edens, einst vielleicht wieder eines Edens, zu stehen, — abzuwehren mit Flammenschwertern den Tod, oder Zwang, wie ihr nun nennt, den mit Ketten klirrend und rasselnd anschleichenden, das ausdörrende Greisenalter, das leise in Kutten und Weihrauchwolken herankriechende; — was schafft ihr, zwei Brüder, blöde Wächter? O, trefflich übt ihr euer Amt, ihr hütet, statt die Mutter, eure eignen wechselseitigen Blicke, eure Mienen, eure Nägel-längen, seht eifersüchtig auf eure Gänsebrüste und Mehlspeisen, hänselt euch wechselseitig durch überaus witzige Commis-voyageurs, statt euch durch Herolde ehrlich aufzufordern, wenn ihr denn doch fechten wollt; ja, und ihr — fechtet auch, wie — Handwerksbursche; oder wie Journalisten und Straßenjungen, — mit Strohhalmen. Der Nord schämt sich des Süd, der Süd lacht feist und behaglich den Nord aus; der Nord begräbt sich wie eine lebendige Mumie, wie ein hundertjähriger Bibliothekar, (eingebalsamt in dem Schweiß von fleißigen Generationen, eingepökelt im Staub der geistigen Materialität,) mürrisch in den Todtenhallen der Wissenschaft; aber seine Wissenschaft steht wie ein Weihnachtsbaum, blos in einem Topf voll Sand, ohne Wurzeln. — Der Süd liegt dämelnd unter dem Jasminstrauch und saugt die poetischen, d. h., die betäubenden Düfte ein, und saugt sie um so süßer, da die — Hammelskeule hinter ihm steht, über deren Existenz er auch trotz seines jungen Hasses gegen das Alte, trotz seiner Doktrinomanie, seiner Pohlensentimentalität und — Faulheit, einen auf positive Rechtsgrundsätze gestellten Beweis ableitet, indem er sie — verschlingt, wie seine Hambacher alle Monarchien, und seine Kerker die meisten Hambacher; — er liebt die materielle Geistigkeit, und, wenn es ein Mal an's Reale geht, das Materiellst-Reale. — Der Nord ist klüger und auch — ehrlicher, denn er füttert sich wenigstens nicht selbst mit Illusionen. Einst waren freilich des Nord's Gedanken — Thaten, Kriege und Siege; — die Vernunft waffnete ihn; er zog sich zurück in die festen Burgen der Wahrheit, und sein Herz war ihr Asyl; — jetzt sind seine Thaten meist blos — Gedanken — der Verstand ist ziemlich sein Hausknecht geworden, und mit diesem Domestiken macht er sich jetzt gemein, statt daß einst die Vernunft seine Braut war; seine Burgen sind Catheder geworden, und jenes Asyl eine — Theekanne. — Der Süd, das Schooskind der Mutter, war einst durch die Anmuth umgebender Erscheinungen zum Tempelhüter der Schönheit geweiht, — jetzt ergötzt sich der kindliche Natur des Mährchens nur noch kindisch am Mährchen von der verzauberten Königin: Schönheit. Seine zarte Haut empfindet schmerzlich jeden kräftigen Sturm, den ihm der Nord herabsendet, um ihn wach zu rütteln, darum flüchtet er sich in die warme Stube des Humors hinein; aber dieser Humor ist nichts, als die Beziehung, die Zurückführung des Etwas auf's Nichts, — und darüber, daß der arme Süd weiß, daß nichts wirklich anzufassen ist, als der Augenblick, und daß der Augenblick selbst, kaum angefaßt, in's Nichts verrinnt, darüber lächelt er gutmüthig, kindisch froh, ein unbewußter tragischer Narr. — Dem Nord schaudert's vor der Möglichkeit eines Nichts, und dadurch, daß er's als Nichts denkt, ist's ja doch; er klammert sich mit allen zehn Fingern, ein wahnsinniger Ixion, an jenes große X, und schießt mit Kanonen in die Wolken drein, damit der Kern sich enthülle, und trifft vielleicht eben den Kern, — aber spaltet ihn zugleich. — Süd, was hat dir der Nord gethan, daß du seine Sehnsucht nach Gedanken verspottest? Nord, was that dir der Süd, daß du seine gedankenlose Sehnsucht belachst? — Ach, wenn dies Sünden sind, — und sie sind's! — so hebe doch keiner zuerst den Stein auf. Nord und Süd, seht! Ihr seid, wie jene Zwillinge, an denen die Natur zur Stiefmutter ward, (vielleicht nur deßhalb, damit ihr eurer Mutter allein und keinem andern Wesen, nicht ein Mal jedem eurer einzelnen Ich's angehörtet), ja ihr seid wie jene Zwillinge, welche die Natur ungleich an Mienen, Größe und Temperament erschuf, und denen sie knauserig doch nur eine einzige Seele für zwei Portionen Leiber, eine einzige Taube in zwei Pasteten eintheilte; was dem Einen weh thut, thut dem Andern nicht wohl, was den Einen verwundet, schmerzt den Andern, — und ihr, bethörte Brüder, wähnt, jeder von euch thue dem Andern weh, und verfolgt euch deßhalb. Gewissermaßen ist's auch so. Denn die Welt könnte euch eigentlich nichts anhaben, wenn nur ihr euch selbst nichts anthut, und deßhalb, wie Einer von euch den Andern schlägt, geißelt, höhnt, — muß er selbst die Hiebe fühlen. Schlagt die Augen auf, tretet euch näher, Stirn an Stirn, auf jeder eurer Stirnen steht der heilige Name eurer Mutter geschrieben, aus jedem eurer Augen leuchtet das Herz eurer Mutter heraus! Hinweg, Nord, mit deinem papiernen Panzer von Wissen, das doch nur aus Lumpen zusammengewalkt ist, mit deinem Stolz, der doch keine Früchte, nicht ein Mal Blüthen treibt! wirf dich an's Bruderherz des Süd, sink auf den heiligen Boden voll frischen Opfergrases, den der frische Born der Verjüngung umkreist; und alle starren Gedanken thauen dir auf, und unter der geborstnen Eishülle werden die Keime von Thaten wieder frei. Hinweg, Süd, mit deiner philisterhaften Behaglichkeit am Ofen- oder Brüt-sommer-Humor, trinke den Morgenkuß des Bruders, trinke ihm Ernst von den Lippen, Kraft aus dem Herzen, Beharrlichkeit aus der ganzen Seele, du leicht erregter, leicht vergeßlicher Süd. Werdet wieder Eins, wie Verstand und Herz Eins sein sollen als Seele, — werdet zur Seele des neuen Jahrhunderts; seid, wie ihr einst waret, die zwei Dioskuren der Humanität, daß der Sturm die Götterjungfrau nicht über den Ocean trage, daß die Enkel, die auf der Scholle zurückbleiben, auf der Scholle nicht vergebens die Spuren der Fußtapfen suchen, auf denen sie entfloh. Brudertreue ist ja für's Mutterherz der Unsterblichkeitstrank!

Theater-Arabesken.

I. Ballet und Honig.

Wenn ich vom Theater spreche, so erwarte man keine Leichenrede auf den guten Geschmack, auf die gemordete edle Zeit, auf die Kunst, welche selbst als Opfer fällt, statt daß man ihr Opfer bringen sollte; — nein, ich bin ein viel zu gemüthlicher Mensch, und da ich zuweilen, eben bei Betrachtungen über das deutsche Theater, es fast urkundlich beweisen kann, daß es in meinem Kopfe surrt, wie in einem Bienenstock, so ist es kein Wunder, wenn über meine Lippen nur Honig strömt. Ein Schalk will mich zwar errathen und ver-

erblüht; und gibt euch hinter meinem Rücken zu verstehen: ich hätte es mit euch vor, wie ein Conditor mit seinen eingefangenen Lehrjungen, die er im Anfang so mit Süßigkeiten füttert, daß sie bereits am zweiten Tag vor Ekel keine mehr verzehren mögen; — aber ich sage Euch: glaubt dem Schalk nicht. Die Wahrheit ist: daß ich nie von „Schauspielern," sondern stets bloß von „Bühnenkünstlern," nie vom „Komödiespielen," sondern bloß von „dramatischen Leistungen," nie vom „Auswendiglernen," sondern immer nur von „tiefem Studium" und „hoher Auffassung" sprechen werde, denn ich bin keines Schauspielers Feind, besonders weil die Rache keines Kritikers Verdienst ist. Ihr müßt wissen, ich hoffe, mir nächstens einen [illegible] zu erleben.

Ich bitte Euch um's Himmelswillen, glaubt nur dem Schalk hinter meinem Rücken nicht, der Euch jetzt zuflüstert: „Dieses kritischen Moguls eigentliche Meinung ist, daß es jetzt gar kein deutsches Theater gebe, sondern bloß einzelne wenige Künstler, viele Komödianten, wenige tüchtige Intendanten, unzählige schlechte Dichter, Ballete mit Gesang, und Opern, die mit den Beinen gesungen werden." — Glaubt diesem Gevatter Schalk nicht; der Schalk meint es schlecht mit mir, mit Euch, und absonderlich mit der deutschen Bühne. Ich aber sage Euch: das deutsche Bühnenwesen ist jetzt in seiner höchsten, heiligsten Entfaltung, denn es gibt keinen Choristen bei uns, der nicht in jedem Augenblick als primo uomo furore machen könnte, keinen edleren Dichter als Raupach, diesen unsterblichen Pindar des „[illegible] und der Silberfroschen," keine zartere Muse, als die jungfräuliche Mutter des „Freiknecht und Pfefferrösel", keine frischeren Lorbeeren, als die, welche sich Herr von Holtei um seinen poetischen Bettelstab flicht, keine sanftere Musik als die Nachtigallenklänge des „Maskenball", keine wichtigere Staatsangelegenheit, als eine tiefe Inspektion in das Innere des Balletwesens, um jeden faux pas einer prima ballerina zu verhüten, und keinen gerechteren Lohn, als 10,000 Thaler jährlich für eine solche [illegible], welche „ihren reichsten Lohn bloß in der allgemeinen Gunst des Publikums findet!"

Doch (so hör' ich Euch fragen), wie hängen diese Glossen mit dem Frankfurter-Theater zusammen? Und ich erwiedere Euch darauf: durch den Goldfaden des Lobes; denn Frankfurt ist zwar noch nicht mein gelobtes Land geworden, aber es ist doch eine lobenswürdige Stadt, und eine Stadt, in welcher viel gelobt wird, — auch verlobt mitunter! Also fangen wir immerhin an, frisch drauf los zu loben.

Vor allen Dingen verdient das Frankfurter-Ballet die höchste Anerkennung. — Wie? man unterbricht mich schon mit der Einwendung: „Mein Gott, wir haben ja gar kein Ballet in Frankfurt." —? Aber, meine Freunde, das ist ja eben das, was ich loben will. Man gab neulich in Berlin: Mozarts Figaro, und dazwischen ein fast eine Stunde langes Soloballet. „Bitterer Grimm und Ekel" — sagte mir ein Freund darüber, — „schüttelten mich, als ich diese widrige, durchaus unschöne Gestalt sah, sich bald unendlich rasch auf einem Beine im Kreise drehend (und das wird als der Triumph der Kunst beklatscht), bald gefährlich und langbeinig auf dem äußersten Punkte der großen Zehe einherrutschend, bald das Bein unanständig und rechtwinklig ausstreckend, so daß der ganze Körper aus eckig aneinander geschossenen geraden Linien bestand. Nun denke dir, lieber Freund, die rasche, stets ineinander greifende Intrigue des Figaro, die nun ganz zerstückt war, — und die Mozart'sche durchaus freundliche, runde Musik, durch solche chinesische Karikaturen unterbrochen, und ihren Eindruck vernichtet! Die Leute klatschten; ich schnaubte vor Wuth und Verachtung aus. Man hat schon oft und viel über diesen Unfug gewitzelt und gespöttelt; aber ich kann die Sache nur sehr ernsthaft ansehen. Ueber Kunst leichtsinnig zu denken, halte ich für eben so schlecht, als über Weibertugend. Sage selbst: warum verweist man dergleichen unwürdigen sinnlosen Plunder nicht in Breterbuden zu Hunden- und Affen-Komödien? Und selbst in diesen herrscht doch noch, wenn auch unbewußt, ein gewisser Humor, der im Vergleich zu solchen ganz kahlen, von aller Bedeutung entblößten Armseligkeiten, keck und poetisch erscheint. —" — (Nun ist, nach dieser etwas langen Kapuzinerpredigt zu bemerken, daß ich meinem Freunde ein unschätzbares Kapital von Marotten, genannt Spleen, seit einiger Zeit förmlich cedirt habe; und man wird mir's daher nicht übel nehmen, wenn ich wieder meine Honigscheiben auftische; wer Lust und Geschick hat, kann sie zu Lebkuchen verwenden und bearbeiten. Also:) Gott sei Dank, daß man doch etwas lobenswerthes in jenem Gebäude findet, welches das Frankfurter-Theater vorstellt, — nämlich eben, daß man in Frankfurt nicht findet, was man in Berlin sieht. Im Laufe eines Vierteljahres sah man in Frankfurt nur ein Ballet, „die Weinlese", welches bei der ersten Vorstellung nicht recht klappen wollte, und einige Gaßenspringereien der Spanischen Tänzer; — unausstehliche und unanständige Grimassen, die meine geliebten Mirmidonen jedoch ohne Zweifel als klassisch klassificiren werden. Natürlich kann man das Nonnenballet im Robert, das [illegible] historische Ballet u. s. w. nicht als Ballet rechnen, sondern bloß als Pausen, in denen den Componisten plötzlich alle musikalischen Gedanken ausgingen, so wie dem Publikum beim Ballet alles Blut in die Augen eilt, daß man mit den Augen hört und am Ende gar fühlen möchte. Deshalb sage ich ein für alle Male:

Heil dir im Lorbeerkranz,
Göttlicher Solotanz u. s. w.

(Die Lorbeerkränze werden hinter den Coulissen aufgehoben und nach Hause getragen. Am andern Morgen soll die Köchin der Künstlerin eine saure Sauce machen, aber es mangelt ihr an Lorbeer; was thut sie? sie rupft heimlich ein Blättchen nach dem andern aus dem Lorbeerkranze ihrer Gebieterin, den sie für wirklichen, schönen, grünen, pikanten Lorbeer hält, und die Sauce wird ganz charmant. Aber beim Speisen bekommt die gefeierte Künstlerin plötzlich etwas bitteres in den Mund. Sie besieht es; was ist's? Ein Lorbeerblatt: und was für eins? Ein papiernes — aus ihrem Kranz? Ach, freilich ein bitteres, denn das unschuldige Lorbeerblatt war, vor seiner Seelenwanderung durch die Blumenfabrik, — ein Schneiderkonto gewesen für unsre gefeierte Fußgrazie Demoiselle . . . . ., der noch heute nicht bezahlt ist.)

Aber der Honig ist all, und unsere Lehrjungen sind vermuthlich satt. Daher rankt sich die erste Arabeske in ihren Anfang zurück, wie jene Schlange, die sich in den Schwanz beißt, als wollte sie sich vor lauter Wohlgefallen selbst auffressen. .

Buntes.

Masurische Begrüßungen. Es gibt im Nordosten kaum einen gemüthlicheren Menschenschlag als die Masuren. Gastfreundlich, zuvorkommend, gefällig im Großen und Kleinen, machen sie dem Fremden ein Land, welches er vielleicht mit den geringsten Erwartungen betrat, zum traulichen Asyl, worin es ihm mitten unter Genre-Figuren, bei Kalenden und anderen Festen recht heimlich und behaglich wird. In der Begrüßungsetikette herrscht eine burleske Rangordnung. Kommt man zu Unbekannten, so begrüßt man sich durch eine stumme Umarmung. Bewillkommnen sich Bekannte und Freunde, so küssen sie sich gegenseitig beide Schultern. Kommt ein Untergebener zu seinem Vorgesetzten, so küßt er demselben den Ellenbogen; hat er eine Bitte vorzubringen, so küßt er ihm die Hand; und fleht er recht demüthig, so küßt er ihm die Kniee oder gar die Ferse.

Heilung von Taubstummen. Bei der jüngsten Prüfung in der Taubstummen-Anstalt für West-England zu Exeter, erregten drei Zöglinge, welche durch die Bemühungen Mr. Gordon's dahingebracht waren, artikulirte Laute auszusprechen und auf verschiedene an sie gerichtete einfache Fragen zu antworten, und von denen einer das Vaterunser ganz deutlich recitirte, die allgemeine Theilnahme der zahlreichen Versammlung. Ihr Lehrer, Herr Gordon, schreibt den Grund des Uebels, welches er in den vorliegenden Fällen für ein bloß temporäres hielt, auf Rechnung der durch den Mangel an Uebung entstandnen Schwäche der Vokal-Muskeln, und baute auf diese Ansicht folgende Heilmethode. Die Zöglinge müssen, während der Lehrer langsam und vernehmlich einige Worte spricht, Brust und Hals desselben befühlen, und werden durch die Empfindung der dadurch an jenen Theilen entstandenen Vibrationen veranlaßt, eine ähnliche in ihren eigenen Organen hervorzubringen, während sie zugleich genau auf die Lippen und die Zunge des Lehrers achten und auch deren Bewegungen nachzuahmen, versuchen müssen. Natürlicher Weise muß wohl jederzeit diesen analytisch-synthetischen Versuchen ein anderweitiger Unterricht durch Zeichen vorangehen, damit die Ideenverbindung des Lernenden bereits gehörig geordnet sei und die praktischen Sprachübungen unterstützen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 15. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 17. Jannar.

Der arme Konrad.

Von
Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Ja, Base," war des Jünglings Antwort.

„Du mein Heiland! Und was treibt ihr dort?"

„Base! Bärbchen!" sagte Konrad aufstehend, „ihr seid Weiber; Vater, Ihr ein alter Mann; Ihr versteht mich nicht. Wohl euch! was wißt ihr von dem Todesschmerz, den ich gefühlt habe?! Ich lebte nicht mehr, wäre nicht der heilkundige Arzt erschienen, der das Messer aus meinem Herzen riß und mir zeigte, wozu ich es brauchen soll. Es war in jener Nacht, Base, wo ich bei Euch.... Doch wozu das? Viel reden nicht, handeln muß der Mann. Gehabt euch wohl; es ist jetzt mein Platz nicht hier; ich gehe, fragt mich nicht, wohin?" Er ergriff seinen Hut und verließ eilig das kleine Gemach.

Frau Mechtild saß wie festgebannt in der Urgroßmutter Lehnstuhl und hielt den Brustlatz, mit dessen Geschenk sie später hatte hervorrücken wollen, schweigend, aber zitternd in ihrer Hand; der alte Werrlein streckte, wie vom Schlage gelähmt, beide Arme nach dem entschwundenen Sohn aus, selbst Bärbchen konnte sich in den ersten Secunden nicht fassen. Dann aber sprang sie auf und eilte, ohne ein Wort zu sagen, dem Bruder nach. Er war schon zum Hause hinaus, jenseits der Verzäunung und schien seinen Weg nach dem Forst nehmen zu wollen; eben blickte er noch ein Mal zurück und stand zögernd still, da er die Schwester gewahrte, welche ihn zu erreichen strebte. Sie stürzte sich an seine Brust, ihre Arme umschränkten seinen Nacken, als wolle sie ihn nicht wieder loslassen, und auch er, anstatt sie von sich zu drängen, zog sie heftig an sich. In lautloser Umarmung brachen sie Beide in Thränen aus. „Ich verstehe dich," schluchzte endlich Bärbchen; „ich habe dich immer verstanden, Konrad. — Was führst du im Schilde?" fuhr sie nach einer Pause fort; „es ist etwas Großes, Gefährliches, ich ahne es, ich weiß es. Ein Bund ist errichtet...."

„Ja, Bärbchen, — der arme Konrad nennt sich unser Bund, und nach mir heißt er so." —

„Armer Konrad!" rief Bärbchen, ihm die Stirne küssend, „aber, um Gott, was wollt Ihr?"

„Blut!" flüsterte er in ihr Ohr. „Bärbchen, Blut und Erlösung! Nacht war es bisher, es muß doch auch für uns ein Mal Morgen werden. An vielen Orten leuchtet er schon. Blutroth wird er aufgehn; denn es liegen schwere, schwere Wolken vor der Sonne."

Bärbchen erwiederte nichts; aber sie drückte ihre nassen Augen an des Bruders Busen, der fest dastand, über sie finster hinwegschauend in die Ferne. Der Luftzug, der von Abend kam, wiegte die zerrissenen Töne einer Glocke, welche jenseits des Thales geläutet wurde, zu ihnen herüber. Konrad ward unruhig, da er sie vernahm. „Bärbchen," sagte er, „höre ein Mal, wie sie läuten."

„Es ist der große Thurm auf Hohenstein; man hört ihn nur bei diesem Wind," entgegnete die Schwester. „Fräulein Brigitte läßt die Glocke ziehen jeden Sonntag Abend zur Betstund. —"

„Die fromme Dame!“ sagte Konrad. „Sprich, Bärbel,“ fuhr er nach einer Pause fort, — „ob auch wohl Fräulein Hildegardis beten kann?“

„Gewiß, gewiß, Konrad. Sie ist stolz, aber gut; gedenke doch nur, wie sie herab kam in unsere Hütte, da du am schweren Gebreste krank lagest.“

„Das that sie,“ sagte Konrad, „ja sie kam in unsre Hütte. Großer Gott und doch! Und doch die kalte Verachtung, der tödtende Hohn, der mir die Seele zerriß, schmerzlicher als des Junkers Geißel den Leib. Hätte sie mich umkommen lassen, am Gebreste. Hätte sie nimmer meine sterbende Stirn zu einem neuen Leben berührt! Zu welchem Leben, Bärbchen, zu welchen Leiden!“

„Zu welchen Leiden!“ wiederholte Bärbchen weinend. —

Eine neue Pause trat ein. Immer heißere Thränen weinten die beiden Geschwister Eines an dem Andern. So hatten sie sich nie verstanden, nie so in einander verschmolzen. „Hildegardis! Hildegardis!“ bebte es von Konrad's Lippen; auch Bärbchen hauchte einen Namen über die ihrigen, aber so leise, so geisterleise, daß der Bruder ihn nur halb vernahm. „Geh' hinauf,“ sagte dieser denn, „ich bitte dich, Bärbel, geh' hinauf und warne sie. Sage ihnen, der arme Konrad käme. Sage, was du willst, nur daß das Schicksal sie nicht ungewarnt übereile! Da hinab, nicht mehr in's Haus, wo die Base dich aufhalten könnte. Mag sie und der Vater zwei bis drei Stunden in Besorgniß verharren, bis dahin kannst du zurück sein.“

Er streckte die Hand nach der Gegend des Hohensteins aus und stand so gebietend, fast herrlich da, daß es Bärbchen trieb, ihm zu Füßen zu fallen. Doch wandte er sich schnell ab und entzog sich ihren Blikken durch rasches Davonschreiten. Sie blieb einige Minuten wie fest gewurzelt auf dem Platz, den sie verlassen hatte; ihr Herz schlug heftig, ihre sonst sanfte bleichen Wangen waren geröthet und mit unsicherm Auge überflog sie die väterliche Hütte und die fernen Thalberge, hinter denen der hohe Thurm der bedrohten Burg wie ein Schatten gegen den finstern Abendhimmel hinanfragte. Ein leises, kaum hörbares, durch die Entfernung gedämpftes Geläut schwebte wie ein wehklagender Geist über die Thäler und schien um Hülfe zu rufen. Bärbchen raffte sich auf; es drang ihr in das Innere der Seele. „Ich komme! Ich komme!“ rief sie in die Gegend hinein, und wie eine Taube, die ihre Flügel entfaltet, eilte sie schwebenden Schrittes an der Hütte vorüber, über Wiesen, Felder und Hügel den Tönen nach. Frau Mechtild und der alte Werrlein sahen sie vom blinden Fenster der Hütte aus sich in das Thal hinabbewegen, und der Letztere blickte die kluge Schwäherin fragend an.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Im Hamburger Tivoli, außer dem Steinthore, Vorstadt St. Georg, sieht man die dramatische Kunst während des Sommers im Freien. Der Unternehmer hat hier neben der Rutschbahn, mitten in dem großen Garten, eine Bühne erbauen lassen, und die Zuschauer sitzen im grünen Rasen-Parterre und trinken Grog und Thee und Punsch, und plaudern und rauchen. Auf der Bühne wird Komödie gespielt: Hamburger und Berliner Lokalpossen. In aller Bequemlichkeit genießt man hier die Kunst, sans-gêne, hamburgisch-behaglich. Die Schauspieler sind mitunter erträglich, und in der Lokalposse sogar zu Hause. Sie spielen nicht selten, als hätten sie ein kunstsinniges Publikum vor sich, und es gelingt ihnen häufig, des Grogs und der Unterhaltung Meister zu werden. In einer großen Stadt überbieten sich die Genüsse, und es gibt keine Bizarrerie, wodurch man nicht das Publikum anzulocken versteht. In der ersten Zeit jener Entreprise hat das Tivoli-Theater dem Stadt-Theater sogar Abbruch gethan: man fand sich durch die Neuheit desselben zu sehr angenehm angezogen, und Herr Maurice wurde mit neidischen Augen von den beiden Schauspieldirektoren im Hause am Dammthore betrachtet. Das Hamburger Publikum ist lebhafter Natur, und wo es sich hinneigt, da neigt es sich mit Leib und Seele hin. Man kann das nicht genug in Betreff alles dessen loben, was Kunst heißt. Das Theater nimmt in dieser Hinsicht keinen unbedeutenden Standpunkt im öffentlichen Leben ein, um so mehr, da es das einzige Institut ist, über welches sich die öffentliche Meinung ziemlich frei und unbeschränkt aussprechen darf. Die Hamburger haben im Übrigen Ausdauer, und von Veränderlichkeit kann man eben nicht sprechen. Sie halten an der Kunst fest, und die dramatische Kunst kann insonderheit mit Wohlgefallen auf das Hamburger Publikum blicken. Man findet sie hier noch in der Einfachheit, die ihr so wohlsteht, und wenn auch der Zeitungeschmack hie und da Einfluß auf die Bühne ausübt, den Kunstsinn hat er nicht vernichtet. Man findet in Hamburg Geschmack an der prunklosen Schule Schröders, die Wahrheit und Natur vor Augen hat, wenn man auch alle jene Farcen- und Spektakelstücke, die das vage Treiben in der dramatischen Literatur heraufbeschworen, in dem Mixtum-Compositum des Repertoires erblickt. Der dramatische Künstler fühlt sich deßhalb heimisch in Hamburg. Man sichert ihm nicht sowohl die Heimath durch die pekuniären Vortheile, die man ihm bietet, sondern vielmehr durch jene Anerkennung und feste Anhänglichkeit an dem Guten, welches dem Künstler das Vertrauen zu sich selbst und der Kunst erhält. Deßhalb hat sich denn auch die Hamburger Bühne jene Würde erhalten, die ihr, mitten in der wassersüchtigen Zeit, das Gepräge eines Kunsttempels bewahrt hat. Die Direktion des dortigen Theaters berücksichtigt die Zeit, aber sie hat sich ihr nie unterthan gemacht; und solches wohl mit aus dem Grunde, weil das Hamburger Publikum sich vernünftig leiten läßt, und — was allerdings viel sagen will — ein Urtheil hat. — Die dortigen belletristischen Blätter — ihre Zahl ist nicht klein — beschäftigen sich auf der vierten Seite so ziemlich ausschließlich mit dem Theater, und es wird in keiner Stadt so viel darüber verwaschen, wie in Hamburg. „Originalien,“ „Freischütz,“ „Hammonia,“ „Beobachter,“ „wöchentliche Nachrichten“

liefern stehende Theater-Artikel, und der „Freischütz“ hatte es sogar ein Mal zu einem kritischen Ansehen in theatralischen Angelegenheiten gebracht. Die Redaktion studierte sich in den Dorfzeitungston hinein, so gut es ihr gelingen wollte, und griff in Welt und Staat, in Kunst und Politik hinein, um dasjenige, was ihr gerade in die Hände fiel, in der ihr eigenen Form wiederzugeben. Ich habe nie so viel Anmaßung im Schlafrock gesehen. Besonders war das in theatralischen Angelegenheiten der Fall. Der musikalische Kritiker (Kapellmeister Wahrlieb nannte er sich) hatte Einsicht von den Sachen, die er besprach, das muß man ihm lassen; aber die Brühe, diese ächte Hamburger Sauce, mit welcher der Redakteur Dr. R . . . . seinen Lesern das Urtheil Wahrliebs präsentirte, war in der That jener gemüthliche Waschweiberton, welcher der Kritik so gar übel steht, wenn man ihm auch in dem „Plauderstübchen“ der Dorfzeitung nicht abhold sein kann. Dabei verfuhr — oder verfährt vielmehr noch, (denn wenn auch der Geist des alten Wahrlieb aus den Spalten des „Freischütz“ gewichen, die Redaktion des Dr. R . . . ., die sich in die Wolke der Anonymität gehüllt, ist geblieben) — der Freischütz so übermäßig arrogant, wie nur irgend ein Schulmeister, seinen wißbegierigen Bauern gegenüber, verfahren kann. Es herrscht in dem unglücklichen Kaspar, dem nun nur noch die siebente Kugel zu Gebote steht, in Betreff der Bühne ein wahrhaft diktatorischer Ton, der in gedrängter Redseligkeit Allem entgegen tritt, was in anderen Blättern anerkannt wird, jene unbescheidene Bescheidenheit, die da recht wohl weiß, daß ihr der wahre innere Gehalt mangelt, und daß sie daher zu jenen unschuldigen Jagdkünsten ihre Zuflucht nehmen muß, die der gutmüthigen Menge zusagen. Da spricht man nun über Kunst, Staat, Politik in der gemüthlichgemachten, schulmeisterlichen Weise, die der großen Menge für Bescheidenheit gilt, indeß im Übrigen — was das Wesen betrifft — mit einer Unverschämtheit verfahren wird, die eben die Anonymität zum Deckmantel gebraucht, um sich nicht ganz und gar als solche hinzustellen. Träte die Redaktion mit offenem Visir auf, man würde wissen, was man von ihr zu halten habe. Erklären kann man es sich übrigens, eben wegen dieser Redaktions-Verschleierung, sehr wohl, weshalb dem „Freischützen“ in öffentlichen Blättern gar häufig ein so übermäßiges Lob gespendet wurde. Der Redakteur selbst konnte solches Lob in alle Blätter einschwärzen, und deshalb wurde auch dem „Freischützen“ das Glück zu Theil, daß man ihn aller Orten mit Anerkennung überhäufte, die man wahrlich nie und nimmer hätte vertreten können. Die „Originalien“ werden von Lotz redigirt. Ich kenne Lotz persönlich. Er ist blind, unheilbar blind; er ist gänzlich gelähmt: wie ein Kind muß er sich behandeln lassen. Indeß er hat Lebensmuth und Lebensfrische für zehn Gesunde, und von Melancholie weiß er so wenig, wie von dem Sonnenlicht. Thätigkeit des Geistes, eines zwar nicht erhabenen, doch lebenszufriedenen, spekulativen Geistes hält ihn oben; vom frühen Morgen bis späten Abend beschäftigte er sich mit der Literatur; und wenn seine „Originalien“ auch keine originellen Originalien sind, sie gelten mir als ein Erzeugniß menschlicher Thatkraft, die sich durch die herbsten Leiden nicht beugen läßt, viel, und stehen wenigstens den anderen belletristischen Zeitschriften, die eben nur auf den Broderwerb der Redaktoren ihr Augenmerk richten, nicht nach. Der Name ist ja bei den Meisten derselben das Glanzendste.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem zweiten Halbjahr des Laienbrevier's von Leopold Schefer.

Was sollst du, Mensch, nun mit dem „Volk des Menschen,“
Du Einer, mit den tausend Ebenbildern?
Was kann der eine Tropfen mit dem Meere,
Was soll das Sandkorn mit Gebirgesketten?
Denn, daß so viele tausend Legionen
Rings Menschen sind, und sich der Sonne freuen,
Der Erde freuen und des schönen Lebens,
Das, ach, empört dein Herz dir mit Entzücken,
Und willenlos erhebst du deine Arme,
Als sollt' ein Freund an deinen Busen fliegen,
Als solltest du der Braut an's Herz dich stürzen,
Und aufgeregt schon thust du irre Schritte! . . .
Nein! Bleibe, bleib' auf deiner Stelle ruhig.
Du kannst doch nicht zu allen Hütten hin,
Hin über alle Meer', in alle Inseln!
Die Sonne selber kann zu allen nicht
Herab, zu jedem Tisch der Menschen steigen. —
Bescheint sie nur, wirft eines jeden Schatten,
Geht jedem auf, und bringt ihm seinen Tag,
Geht jedem unter, gönnt ihm seinen Schlaf.
Und willst du mehr vermögen als die Sonne,
Die auch so eng beschränkte, die am Himmel
Mit ihrem hellen Auge selbst doch blind
Nur scheint, nicht schaut!? Du aber hast ein Herz!
Dein Aug' ist wach, wach über all' die Lieben
Und deine Liebe brütet wie die Glucke
Warm über ihnen — mit so engen Flügeln!
Und Nichts vermagst du in die Fernen hin,
Zu sein, zu thun, ja nur ein Wort zu rufen!
Sie leben ungekannt dir schweigend Alle!
Du lebest ungekannt und schweigend Allen!
Sie Alle kommen nimmermehr zu dir,
So wie das Meer zum Wassertropfen nicht.
Doch Einer und der andre Mensch, des Meeres
Von Menschen, kommt an's Ufer mit der Fluth
Als Welle wohl zu dir, am Strande wohnend,
Und du empfang' ihn wie den Abgesandten
Des Volk's! Er sei dein Gast im frohen Hause!
Und was der Keller, was der Schrein verwahrt,
Das spare, schone nicht auf größern Tag!
Der größte Tag ist, wo ein Mensch dir naht.
Und kommt er von dem weiten Meere krank
Und abgerissen, — pfleg' ihn, kleid' ihn neu,
Bericht' ihm ehrlich, wie's im Lande steht,
Und gieb ihm deinen Pfennig auf die Reise,
Der Liebe Pfennig, und des Segens Wunsch.
Bei jeder Morgenröthe tritt auf deinen Berg,
Und bitt' um einen guten Tag der Menschheit;
Bei jeder Abendröthe tritt auf deinen Berg,
Und bitt' um eine gute Nacht der Menschheit.
Und — was du Allen, Allen, Alles wünschest,
Verweigre nicht den Deinen! nicht dir selbst!
Nein, mit gesammelt mächtig-reger Kraft
Besorg' es dir, besorg' es deinen Lieben;
Denn: „Ich bin auch ein Mensch!“ so sagt das All;
Ihm sag' es du nach: „Ich bin auch ein Mensch.“
So sage Jeglicher! Auf daß es wahr sei,
Was Gute fern den fernen Lieben wünschen!

Theater-Arabesken.

II. Schauspiel, Oper und Galle.

Das goldene Zeitalter, in welchem bekanntlich der Honig von den Bäumen träufte und die Sahne zum großen Verdruß aller Milchmädchen in den Bächen statt Wassers rann, ist leider vorbei; aber es war auch die höchste Zeit, wenn die lieben Leute vor lauter Sonnenschein nicht blind werden, vor lauter Milchtrinken nicht die Magen verschlappen wollten, durch das viele Honiglecken aber sind sie (nach weisem Beschluß der höchsten Weltinstanz, und in Folge der Geschmacksbildung) aus abgenützten Schäfern zu frischen Bären geworden. Aus den tatzenkräftigen Bären entstanden freilich in der Folge blos plumpe Bärenhäuter; doch das thut nichts zur Sache. Die Literatur und die Kunst haben sich aus der langweiligen braunen Campagna in einen deutschen Eichenhain geflüchtet, wo sich's wirklich recht hübsch und — kuhl wohnen ließ, bis der Satan plötzlich eine Zucht jener unreinen Thiere hereinbrachte, in deren Leiber einst ein Schock seiner Kameraden gebannt worden war, und für welche durch Eichelmast „einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen wird." Das ist nun der deutsche Parnaß; und da es unter den Eicheln auch Galläpfel gab, so hatte die Langweile ein Ende, die nützliche Schweinezucht wurde cultivirt, die Bäche enthielten statt Honig — Galläpfelabsud, und die deutsche Kritik war für den Fall einer gänzlichen Gedankendürre durch den Ueberfluß an Dinte gesichert. (Das ist zugleich die authentisch wahrhafte Geschichte vom Ursprung der — — — — schen Unterhaltungsblätter.)

In Arabesken kommt es nicht drauf an, ob man am Ende anfange oder in der Mitte oder am Anfange, ob man den Langohr bei'm Schwanz oder bei den Ohren packe; ihr bekümmert euch den Gukuk um die botanischen Namen der Pflanzen, in deren Kelchen ihr euch für eine Walpurgisnacht einmiethet, oder ob die Elfen wirklich auf Darmsaiten musiciren oder auf Spinnenbeinchen. Darum laßt mich immerhin sorglos im Gedankenteich herumplätschern, wie einen Goldfisch, und auch ihr dürft mit hinein, ja, ihr sollt sogar; aber nehmt euch in Acht, daß ihr an keiner Angelschnur zappelnd hängen bleibt. Der Köder ist dießmal ein überzuckerter Gallapfel; gebt acht, man beißt an, und, wenn mich das Lachen verrathen will, tauche ich geschwind unter, man rudert dann über mir weg.

„Galle! Galle! Galle!" ist die Devise. In Frankfurt gibt es ein eigenes Gallenthor; da bin ich heute durchpassirt, die Hände hinterm Rucken, den Hut tief herabgezogen, ein Paket Theaterzettel am Herzen. Daß man doch so eine schlechte Gesellschaft, wie diese aschgrauen Herolde noch hätscheln muß, — um ihrer leidigen Fidibus-brauchbarkeit willen! —

Krieg! Krieg! Krieg! Allen Sündern sei vergeben, nur der deutschen Bühne nicht. Mit wem soll man denn sonst noch anbinden? Mit wem kann man's? Reißt zuerst die goldenen Kälber von den Altären, und münzt sie; dann steckt das Volk das Gold lieber in die Taschen und wird schon aus purer Oekonomie — monotheistisch. Und im Reich der Kunst soll auch nur eine hierarchische Verfassung sein, eine unsichtbare Göttin, und die ganze Erde und alles, was lebt und webt, ihr Symbol, weil alles ihr Geschöpf ist; eine Ephesische Diana, ist die Kunst nichts geringeres als die Natur selbst; aber ihr sollt nicht ihren Schleier anbeten, nicht die auf den Schleier gewirkten Gestalten von Ochsen, Eseln, Klötzen, Schlangen u. s. w., sondern sie selbst, nämlich die Göttin.

Jetzt bin ich in der rechten Stimmung eben so wie auf dem rechten Wege, von der deutschen Bühne zu reden, und muß trotz aller meiner Galle der Frankfurtischen doch noch danken, daß sie meine von der deutschen Bühne getödteten Gedanken galvanisch zucken macht. Es gibt keine deutsche Bühne, es gibt blos deutsche Schauspieler, es gibt keine deutsche Oper, es gibt blos deutsche Sänger. Oder nennt ihr das eine deutsche Bühne, auf welcher ihr die Stumme von Portici, den Maskenball von dem Franzosen Auber, den Zampa, den Ludovic von dem Franzosen Herold, den Robert der Teufel von dem undeutschen Meyerbeer hört? Ist das eine deutsche Bühne, auf welcher eure Schauspieler verdammt sind, ein liederliches Kleeblatt vorzustellen? auf welcher ihr die burlesken Trivialitäten eines Fests der Handwerker, die noch jammernswürdigeren sentimentalen eines Tags vor Weihnachten, eines alten Feldherrn, angähnen, anklatschen müßt? Ist das eine deutsche Bühne, auf welcher ihr als Neuigkeiten einen Platzregen als Eheprokurator, einen Besuch im Irrenhause, und derlei Zeug ex officio bewundern müßt, weil ihr für euer Geld doch etwas bewundern wollt? Ist das eine deutsche Bühne, wo eine Lindner oder ein Weidner, ein Becker, eine Fischer-Achten, ein Schmezer allein ein ganzes Stück, eine ganze Oper spielen müssen? — Galläpfelabsud herbei!

Doch das gilt nicht dem Frankfurter-Theater allein, das gilt jedem deutschen. Es wäre mir, und wenn mich Gott als Ludwig Devrient oder Seydelmann erschaffen hätte, ein eben so gräßlicher Gedanke, als für Herrn Steck neulich das „durchbohrende Gefühl des Nichts," — mitten unter braven Schauspielern auf der Bühne zu stehen und doch dabei so einsam dazustehen, wie ein Anachoret der Thebais. Seht z. B. die unvergleichliche Lindner als Eboli mit Don Carlos zusammen, und sagt selbst, muß sie nicht so allein dastehn, wie in ihrer Stube? Seht diesen köstlichen Meck als Klingenberg in der Leontine, ist er in allen Confusionen des albernen Stücks nicht ganz vereinzelt? So die Fischer-Achten als Alice u. s. w. Und doch sagt, welches deutsche Theater kann solche Kräfte aufweisen, wie diese Lindner und Fischer-Achten, diesen Weidner, Becker, Meck, Hassel, Wieser, Schmezer, Marrder. Und auch die meisten übrigen Mitglieder, welche alle anzuführen zu weitläuftig wäre, sind im Durchschnitt brav, aber willig und fleißig! Wenige andere Bühnen haben einen Guhr zum Orchesterherrscher, wenige deutsche Residenzen ein Orchester, wie das, was Guhr sich erschuf.

Und doch ist die Frankfurter Bühne kein organisches, beseeltes Ganzes. Woher kommt das? Liegt die Schuld an der Intendanz? Wer steht dafür verantwortlich? Grüner. — Grüner ist nach meiner Ansicht ein Mann, der, wie gewiß wenige andere, eine Bühne als Kunstanstalt betrachtet, ein Mann von edlerer Einsicht, als manche spekulative Direktoren, die bloß von der Kasse aus dirigiren, — von schärferer Urtheilskraft, als irgend einer, und von geläutertem Geschmack. Und doch muß das Frankfurter Publikum auf seiner Bühne mitunter Abgeschmacktheiten sehen, die — mich wenigstens mit noch mehr Unwillen als Ennui erfüllen. Grüner ärgert sich selbst darüber, aber er thut's. — Warum? weil er muß. Warum? Weil das Publikum will. Was ist aber das Publikum?

Hier laßt mich eine Pause machen, um Athem zu schöpfen. Gott! wer doch ein Sackträger wäre und blos Säcke zu tragen hätte statt Launen, Ungeschmack und dergleichen Blei-Bürden! Die Kunst ist jetzt freilich blos am Fuß verwundet, wie Philoktet, (denn getödtet kann die Unsterbliche ja doch nicht werden) aber wie Philoktet durch den Natterbiß — der Thatlosigkeit, der Wort-liebhaberei, der Zungengewalt. Und so lange die Kunst wund und siech liegt, hockt und harrt ihr umsonst, unfähig, — jenes Troja: euer eignes Selbst zu erobern, die Kunst hat die Pfeile, mit denen allein ihr die ungeschlachten Buttel erlegen könnt, die vor den Thoren eures Bewußtseyns in — Livreen herumlungern. Und deßhalb bin ich toll und rabiat, weil ihr mir immer von weiß Gott was vorjammert, und mit euren materiellen Interessen aufmarschirt kommt, die ihr beeinträchtigt wähnt und findet, — — Schildbürgereien, weiter nichts! bevor euch die Schönheit d. h. die Wahrheit nicht emancipirte, werdet ihr stets die Knechte des ärgsten Tyrannen bleiben, eures Ich. Aber das könnt oder wollt ihr nicht einsehen, oder ihr überseht es vielleicht bis jetzt, oder ihr waret vielleicht noch etwas schlaftrunken. Gott sei mit euch! Um 6 Uhr Abends könntet ihr doch wirklich ausgeschlafen haben; da könntet ihr euch doch wirklich soweit gesammelt haben, daß ihr merkt, ob euch ein Poet oder Componist blos hänseln wolle, indem er wie ein perfider Arzt eure Krankheiten und Kränklichkeiten, statt zu curiren durch Sonnenschein und frische Luft, — hätschelt durch China, Moschus, Ofenhitze, spanische Fliegen, Senfteig und dergleichen Beute aus dem Arsenal einer geistigen Apotheke; der arme Räuber, der soviel herumschnobert unter Flaschen und Tiegeln, und an das größte Kapital für Könige und Bettler, an den Sonnenschein nicht denkt! —

Nehmt mir nichts übel, was ich gesprochen; ich sprach aus Liebe zu euch; ich sollte die Bühne tadeln, weil sie euch verschlechtert; ich mußte also euch tadeln, weil ihr sie durch eure Geduld verschlechtern helft. Am Ende könnte euch's doch ganz gleichgültig sein, ob Schmezer um einen Ton höher oder tiefer singt, wenn er euch nur in die Herzen hinein singt. Am Ende könnt ihr die allerhöchsten Herrschaften an einem höchst verdächtigen Ort ihre Rendezvous abmachen lassen (Maskenball) — wenn ihr nur darüber lacht; aber ihr seid für das Lustspiel noch zu wenig ernsthaft geworden, für den ernstklingenden Unsinn zu wenig spaß-empfänglich. Ihr dürft in der Kunst wie im Leben nichts Einzelnes dulden, (ist das Einzelne bewunderungswerth, nun so bewundert es auch, aber außer der Sache, als verdienstliche Persönlichkeit); als Publikum müßt ihr vor allen Dingen etwas Ganzes verlangen, sonst werdet ihr selbst statt ganzen Noten blos halbe, und mit der Zeit achtel; Gott bewahre euch vor 32steln und 64steln! Meiner Treu, wenn ihr so fortfahrt, so seh' ich euch schon als decrescendi, tremulandi, und bloße Triller † † †.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 16. 1835.

61

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 19. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Alter,“ sagte diese, den Kopf schüttelnd, „laß uns zu Grabe gehen. Eine neue Zeit, der wir nicht mehr angehören, klopft an die Pforten. Der neue Glaube wird Alles umgestalten. Unsere Kinder werden ein anderes Geschlecht sein, als wir, ein besseres vielleicht. Ich schelte den Konrad nicht wieder aus. —“

Indessen setzte Bärbchen so rasch, als es ihre Kräfte erlaubten, die Wanderung nach dem Schlosse Herrn Baltens fort. Unterweges zuweilen, wenn sie still stand, Athem zu schöpfen, kam ihr der Gedanke, ob sie denn nicht im Fiebertraum liege oder im Wahnwitz handle, daß sie die Bewohner von Hohenstein vor einer Gefahr warnen wolle, der sie keinen Namen zu geben wußte, die ihr selbst nur dunkel vorschwebte. Konnte es denn wahr, ja nur möglich sein, daß Konrad, der arme Konrad den mächtigen Herrn dieser Gauen, nur mit dem mindesten Übel bedrohe? War es nicht vorauszusehen, wie man sie im Schloß, vom Herrn bis zum letzten Troßbuben mit dieser Kundschaft verspotten, verhöhnen, ja vielleicht noch Schlimmeres ihr zufügen werde? Bärbchen dachte mit geheimem Grauen an Junker Wolfs Hunde, an den Forstwart und eine Reihe trüber Erinnerungen schien sich ihren Schritten entgegen zu stemmen, zwischen ihren Weg, und sie sich zu drängen. Auf der andern Seite aber trieb sie ein gewisses Etwas unwiderstehlich, und zwar um so rascher fort, je mehr sie sich der Gegend des Schlosses näherte. Ein ungewöhnliches Leben und Treiben schien im Thale zu walten, Feuer blitzten zuweilen an Orten auf, wo sonst keine zu brennen pflegten und verschwanden wieder, fernes Getöse, Zuruf in den Wäldern, den der Widerhall fortpflanzte, erschreckte und beängstigte das Mädchen, dessen Schritte sich beflügelten. Zuweilen sah sie lange Züge von Männern über ihren Weg schreiten und im Dunkel verschwinden, von einigen Dörfern herüber läuteten die Glocken wie Sturm, ein unheimliches Brausen zitterte durch die Luft und der tiefe Abendhimmel hing mit schwarzen Wolken drohend und gewitterhaft nieder.

Die Nacht war vollkommen hereingebrochen, als sie endlich die Burg auf ihrer Höhe erreichte. Ein breiter und tiefer Graben umgab dieselbe in weiter Ausdehnung, über welchen nur Eine Zugbrücke führte. Der Thorwart in dem kleinen Thurm, über dem Eingang, zog diese in der Regel bei sinkender Nacht mit Hülfe einiger Knechte auf, wenn Alles im Schloß war, was hinein gehörte; heut war davon eine Ausnahme gemacht worden, da des Sonntags wegen im nahen Wirthshaus außerhalb des Walles, die Burgmannen und Knechte gelagten, so daß ihre laute, vom Trunk befeuerte Fröhlichkeit, weit hinschallte. Auch die kleine Pforte, durch welche Bärbchen erst unlängst von des Junkers Hunden verfolgt, in großer Bedrängniß sich flüchtete, war jener Ursache wegen offen geblieben und die Thorwärter lärmten oben im Thurmgemach, Lieder singend, zu denen sie vermuthlich der Weinkrug begeisterte und welche Fräuleins Brigittens Ohr nicht

hätten erreichen dürfen. Bärbchen schlüpfte glücklich hindurch in den äußern Hof, kein Rüden-Gebell schreckte sie, oder wenigstens drang es nur aus dem Zwinger hervor, in welchem die Thiere bereits eingesperrt waren; sie schritt dreister vorwärts und da sie des Ortes Gelegenheit kannte, gelangte sie auch in den zweiten Hof und durch diesen in die Wohngebäude der Burg selbst, in welchen noch durch mehrere Fenster Kerzenlicht schimmerte, zu Bärbchens größter Freude, auch aus Fräulein Brigittens Gemächern. Unaufgehalten eilte sie die dunklen Stiegen hinan, scheuen Auges in die langen Gänge hinabblickend, an denen ihr Weg vorüberführte und die hier und da durch eine Ampel matt erhellt waren. Endlich erreichte sie das Stockwerk von des Fräuleins Gemächern und den Vorplatz derselben; Gesang, von Saitenspiel begleitet, tönte ihr aus dem Innern entgegen, ganz anders als derjenige war, welchen die Thorwärter erschallen ließen. Eine weibliche Stimme, stark, voll und rein wie eine Cristallglocke hatte einen Choral angestimmt und der tief goldne Klang einer Harfe begleitete denselben. Da Bärbchens leises Anklopfen nicht vernommen ward, so drückte sie schüchtern auf das Schloß der Thüre, welche ihrem Druck wich; sie trat in ein großes, leeres und unerleuchtetes Gemach, und sah gegenüber durch eine halbgeöffnete Thüre Lichtschein dringen; näher schleichend konnte sie beobachten, was in dem erleuchteten Zimmer vorging. Der Burgherr saß daselbst an einem runden Tisch, auf welchem ein mehrarmiger Leuchter brannte; ihm zur Rechten Fräulein Brigitte, zur Linken der Kaplan Pater Reinhardt, seitwärts zeigte sich Fräulein Hildegardis, gleichfalls sitzend, ihre Harfe vor sich, in deren Saiten sie mit kunstreicher, kräftiger Hand griff, während ihren Lippen ein erhabener Gesang entströmte. Unmöglich konnte Bärbchen diesen mit ihrer Erscheinung unterbrechen; sie hielt den Athem an, preßte die Hand gegen die wallende Brust und lauschte mit dem Ohr den frommen Tönen, mit den Augen dem wohlthuenden Bild des häuslichen Friedens, welches sich ihr darbot. Herrn Waltens hartes strenges Antlitz hatte einen milderen Ausdruck als gewöhnlich, wie er so bei Schwester und Tochter dasaß in weichem Lehnstuhl, vor sich einen Pokal mit dem Nachttrunk, das alternde Haupt mit einem warmen Käpplein bedeckt; Fräulein Brigitte, immer thätig, mochte sich nicht müssig dem Genuß ergeben, den ihr die schöne Nichte verschaffte, sondern drehte die Spindel in ihren geschäftigen Händen; des Ritters Leibhund und ein Lieblingskater des Fräuleins lagen friedlich schlafend in angemessener Entfernung, ein Jeder zu den Füßen seines Beschützers. —

„Wo ist Wolf?“ fragte, als der Gesang endlich schwieg, der alte Ritter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem zweiten Halbjahr des Laienbrevier's.

von

Leopold Schefer.

Die Redlichkeit besteht nur durch das Reden,
Und davon trägt sie ihren Menschennamen.
Geh' nicht wie stumm bei'm Hunde selbst vorbei,
Das Lamm auch freut sich, wenn du es begrüßest,
Und selbst der Vogel fliegt vom Baum, berauscht
Vom Menschengruß, ganz irr', wie ihm geschehen!
Sprichst du zum Irrenden nicht, bist du redlich?
Sagst du dem Leidenden nichts, bist du redlich?
Warnst du den Thörigten nicht, bist du redlich?
Lehrst du die Kinder im Vorübergehn
Das falsch gespielte Spiel nicht, bist du redlich?
Du scheinst ein Stummer, und du bist ein Dummer,
Bist ein Barbar, den Hochmuth selbst verdammt,
Die Qual des Schlosses vor dem Mund zu tragen.
Als ob nichts mehr beleidigt' als die Zunge;
Lieblosigkeit beleidigt, nicht die Rede,
Ein treu gemeintes Wort auch hört der Greis,
Der Vielerfahrene, noch gütig an;
Und weißt du Wenig, weißt du doch, was dir
Gescheh'n. — Ein jegliches Geschick ist göttlich!
Das Menschenwort deckt einen Himmel auf,
Wovon die Erd' und Sonne selbst nichts weiß!
Und in der eignen Sache spricht ein Jeder
Aus klarer Herzensfluth unübertrefflich,
Sein eignes Wort sagt jeglicher vollkommen;
Selbst, wo er stockt und wo es ihn verwirrt,
Da nimmst du erst die Angst des Herzens ab!
Drum rede! Sei so offen wie ein Born,
Daran, nach Lust, die Vögel trinken kommen!
Ein Jeglicher sei ein bescheid'ner Priester
Und Lehrer, Freund, Verwandter schöner Menschheit.
Verwirrender, ja frevelhafter, schlimmer
Ist nichts, nicht Eins, rings im Geschlecht der Menschen,
Als Eil' und Übereilung ihres Lebens, —
Als sei das Leben nicht ein höchstes Fest —
Als sei nicht jeder Tag ein einzig Fest —
Und jede Stunde grad' des Festes Glanzpunkt,
Der Haltung werth, der Würde und des Anstand's,
— — Die Nichtiges zum Wichtigen selbst wandeln; — —
Und hier bedarf's Verwandlung nicht, nur Sinn.
Du aber fertige die heiligen Stunden
Nicht trocken ab! Du fertige die Menschen
Nicht spottdürr' ab! Ergehe dich mit Jedem!
Selbst auf dem ihm gegönnten Augenblick
Auch, überlasse dich ihm ganz und völlig,
Verbirg', verhalt' ihm nichts, — er ist ein Mensch!
Hör' ihn mit Lernbegier, — du bist ein Mensch! —
Du sollst sein Freund nicht sein, er nicht dein Freund —
Du sollst ihm Mensch sein nur, er soll dir Mensch sein,
So wird dir jede Stunde zum Genuß
Des Lebens, zu der schönsten Wiederholung
Zu Neu-Begründung und zu besserem Rath.
Erkenne Jeden. Laß dich ihn erkennen —
Und dazu — rede! Reden schmilzt die Brust,
Begeistert, — und Begeistrung wirkt die Liebe. —
Drum rede! So nur übst du Redlichkeit!

Eulenspiegelpredigt für 1835.

(Eulenspiegel tritt auf die Rednerbühne und spricht:)

Vor allen Dingen, ihr guten Leute, müssen wir darüber in's Reine kommen: Wer ist eigentlich der Eulenspiegel? Ich, oder sonst jemand? — Geduld, habt nur Geduld; (Geduld ist ja eine Narrentugend;) es wird sich schon zeigen.

Ihr fragt, bevor ich noch ordentlich angefangen, schon: „Wo will der Thor hinaus? Was will der Thor uns sagen, die wir, Gott sei Dank, mit so einer erklecklichen Portion Vernunft gesegnet sind, daß wir den Rest noch in's „Spital" schicken könnten?" — — Und der Thor antwortet Euch: „Er will, (jedoch nur mit hohem Verlaub,) — nichts sagen, denn ihr liebt das Nichtssagende." Aber ich habe, (um mich eines saltus lyricus als Reitpferdes zu bedienen und über die Barriere zu setzen) allen Grund, zu vermuthen, daß ihr (Respekt übrigens vor euren ganz deutlich anschaubaren Ohren!) ziemlich taub seid, deßhalb wird meine Zunge keck; deßhalb darf barbarische Thorheit eure uncivilisirte Weisheit mit Knütteln hauen, weil ihr die Schläge wenigstens nicht — hört! Und so werde mein Anblick zur Rede, — mein Mund, durch Lachzwang in Schönheitslinien verknüllt, zur zweiklammrig-krummbeinigen Parenthesis und Kneipzange Eurer Krähwinkeleien, — mein Kolben zu einem Vater von Gedankenstrichen, welche sich auf euren Rücken breit machen wollen, — mein bunte Jacke, aus allen Fetzen eures eignen Trödelmarkts zusammengeflickt, — zu einem Bilderbuch von Fragezeigen, welche die Menagerie eurer edlen Gedanken expliciren, — meine langen dürren Finger, in die unergründlichen Schatzkasten eurer Thorheiten gesteckt, seien so viele Ausrufungszeichen über eure Weisheit; — dieß Wappen meines ächten Rhinocerosstammbaum's endlich, dieß Amphib von Fleisch und Naphta, meine Nase, sei ein flammendes Löschhorn für die Überschwemmung und Wasserdrunst eurer welthistorischen Alltäglichkeit; aus meinen Eulen-Augen aber glotzt euch euer eignes Spiegelbild an; denn der ächte Eulenspiegel bin nicht ich, der seid ihr.

Ihr starrt diese stumme Rede ebenso klug an, als euch je eine klingende, spornrasselnde, schwertzischende stumm machen oder stumm lassen würde; ihr fragt höchstens, mitleidig lächelnd, einer den andern: „Was will denn der Narr an der Schwelle des Jahres 1835?" Und der Narr, der scharfhörige, erwiedert: „Ich stehe ja bereits mitten in diesem Tempel der Humanität drinnen; an seinen, vor der Geburt schon ergrauten, — vielleicht ächt silbernen Haaren fasse ich diesen neugebornen Herrn „Achtzehnhundertfünfunddreißig." Was ich will? Nichts! und doch mehr, als ihr, wie laut ihr auch schreit (vielleicht um so lauter, da ihr selbst taub seid) mehr als ihr, denn ihr wollt etwas, und — etwas, so lang' es nichts Ganzes ist, ist noch immer weniger als Nichts. Ihr wollt blos etwas Vernunft, sogar etwas Publicität, (d. h. ihr wollt, ohne es selbst zu wissen, — Publicität, aber blos etwas, ihr bescheidenen Leute, — aber noch immer viel zu viel für euch, aber noch immer viel zu wenig für alle) ihr wollt etwas Historisches, — und wohl auch etwas, das erst historisch werden soll, d. h. etwas, aber auch nur sehr wenig etwas von dem, was war, und etwas, was noch gar nicht ein Mal ist (weil ihr selbst, obgleich ihr euch's einbildet, noch gar nicht wirklich und erklecklich seid, ihr guten Leute) — vor allem wollt Ihr aber etwas: Euch selbst, d. h. eure Wänste, und das ist, trotz deren vollkommner Peripherie, bis jetzt doch noch immer nur ein Segment, (wie ! " — die Sekanten), — ihr wollt nebenbei noch etwas von jenem großen X, welches jeder von Euch kleinen Ich's eigentlich gar nicht X, sondern blos Ich schreiben möchte; — das wollt ihr! — Aber dieß vielgescheute, vielersehnte X, es ist nichts, — gar nichts, ihr guten Leute, ein bischen Wuthschaum am Gebiß der gezügelten Chimära, eine Blase eurer Träume, und eure Träume kommen — vom Magen!

Deßhalb, (weil ihr so getreue Unterthanen eurer Magen seid) sag' ich euch denn: „Leute, ihr seid kluge Leute, ganz besonders kluge Leute. Ich könnte es euch allenfalls beweisen, daß ihr dabei saßet und eure Stimme gabet, als irgend ein ungezogener Komet Sitz, Stimme und Zopf am Firmament verlor und von wegen seines Zopfes verdammt wurde, ein deutscher Professor zu werden, — daß ihr dabei waret, als die Katze, früher ein höchst unartiges Thier, sich auf das Katzenbuckeln verlegte, und letzteres von den Ägyptern zuerst als Cultus angenommen ward. Die Esel sollten nach dem Brouillon des Schöpfungssystemes auch Hörner bekommen, wie die Ochsen, aber eure Weisheit und Vorsicht opponirte sich dagegen, und ihr sagtet damals: „Ne, das geht nicht; eine solche Hörnerverschwendung darf durchaus nicht zugelassen werden; denn, wenn das Vieh den ganzen Vorrath verbraucht, woher sollen wir dann fassen, wenn wir einst, in den Stand der .... treten? — Es herrscht anitzt so viel Klugheit in unsrer zweibeinigen Race, daß dem Überfluß derselben durch nichts abzuhelfen ist, als durch eine Decimation, der zufolge jeder zehnte Mann, statt erschossen zu werden, — promovirt werden muß.

Ich bin euch wahrhaft dankbar, daß ihr uns allesammt zurück schraubtet, bis in die Genesis hinein; jetzt können auch wir bei den ersten Materialien der Weltordnung mit experimentiren. Aber halt! ich bitt' euch, nehmt euch doch in Acht. Seht, der Altmeister will eben frisches Sauerstoffgas präpariren, weil sich der Stickstoff zu mausig macht. Um's Himmelswillen nehmt euch in Acht, sonst purzelt ihr in den Sauerstoff hinein, und geht darin auf, wie rostige Uhrfedern. Gott! wenn ihr in Flammen aufginget! Es wäre Jammerschade! dann würde es ja Licht, — nicht in euch, nicht durch euch, aber um euch und trotz euch! — denkt nur, wenn es plötzlich Licht würde, — wie würden die Fraubasen kreischen: „Licht, Licht!? Wozu brauchen wir, die wir auch im Finstern stricken können, Licht? Das ist ja Verschwendung in einem vernünftigen Haushalt! —"?! — Und sie haben Recht, die Fraubasen; doch brauchen sie keine Sorge deßhalb zu haben; denn hört, was der Geist aus mir spricht:

„Es werden bald Zeichen und Wunder geschehen. Das Fleisch wird wohlfeil, und das Brod theuer, die Bäcker werden zu Schanden werden, und die Metzger zu Ehren kommen; das Fleisch wird stark werden und der Geist schwach. Hört! hört! Das ist eine Prophezeihung von Dingen, die unschädlich sind. — Das tausendjährige Reich beginnt, oder vielmehr: es, das schon seit tausend Jahren begonnen, wird kein Ende nehmen; deßhalb thut bei Zeiten Buße und kasteiet euch selbst, und geißelt euch, sonst wird man euch anderwärts geißeln. — Es wird dann fortan nur Ein Hirt und eine sanfte, friedliche, einträchtige Heerde von hunderttausend Schafen sein (die bloßen Schafsköpfe gar nicht eingerechnet.) — Muselmann und Christ werden sich bei einem Glase bairischen Biers gefühlvoll die Hände drükken, über die Civilisation philanthropisch duseln, und die

Rattenzucht cultiviren, sintemalen Mäuse und Ratten sehr menschenfreundliche Geschöpfe Gottes sind. — Die Milchstraße wird in dieser praktisch-aufgeklärten Zeit zur Eisenbahn hergerichtet werden, daß dem alten Spion aller Liebesgeheimnisse, dem Gevatter Mond, die Spürnase vor Entsetzen wackelt; auch munkelt man bereits von der Anlegung eines Tunnels unter der Hölle, auf welchem man sich vermittelst eines mäßigen Wegzolls in den Himmel hineinschmuggeln kann. — Was die Kunst betrifft, so wird der Vervollkommnungsgeist der neuen Ära das Erstaunungswürdigste zu Stande bringen; man wird euch Ballete vorstellen, in welchen das Podagra äußerst anmuthig durch ein pas de pas ausgedrückt sein wird, — Opern, in denen die Hauptpartheien von Stummen gesungen werden, — Tragödien, in denen der tragische Effekt durch die Langeweile erreicht wird (und hiebei soll Raupach zum Muster genommen sein), — Komödien, in denen das Publikum der gepreßte Vater ist, — Landschaften ohne Himmel, Portraits ohne Gesichter, überhaupt Bilder — ohne Farben, — Unsterblichkeitsmonumente von Biskuit, — und endlich, was als der wichtigste Fortschritt in der künftigen Civilisation betrachtet werden muß, Kleider, welche von selbst herumwandeln (wie jene Dreifüße des Hephästos) und daher alle Leute überflüssig machen; lacht euch nicht das Herz im Leibe, wenn ihr an so einen Triumph der Civilisation denkt? Ich bitt' euch; stellt euch's nur recht lebhaft vor, wenn ihr diesen schwarzen Frack „Herr Hofrath" anreden könnt, jenen Bärenpelz „Herr General," diese wallenden und wehenden Sommerpantalons „Herr Kammerjunker," diese Boa Constriktor „Frau Doctor," diesen Mantel (der sich nach dem Winde dreht) „Herr Ambassadeur," diese Livree „Herr geheimer Bedienter" und jene Kutte „Ew. Hochehrwürden!" — Freunde! Es wird eine goldne Zeit werden! Es wird keine Leute mehr auf Erden geben am Ende der Welt, sondern blos Schneider. Es wird Kutten im eleganten Frackstyl geben, und dieser Frackstyl wird sich aus dem Überrockstyl entwickeln. Der Himmel wird dann voll Geigen hängen, wenn der göttliche Strauß völlig unter die Sterne versetzt sein wird und dem ganzen Planetensystem vorgeigt, daß selbst die prüde Vesta im ⅜tel Takt mitspringt, und der hungrige Saturn sein Kinder-Dejeuner à la fourchette — vertanzt. — Aber bevor alle diese Dinge geschehen, wird man hören ein großes Zähneklappern und Schnabelplappern . . . ."

Ah! — Ich kann nicht weiter sprechen. Ich glaube, der jüngste Tag beginnt schon heute. Wenigstens hör' ich bereits so laut plappern und klappern, daß ich mein eignes Wort nicht mehr höre. Mein Athem und eure Geduld hängen an einem Zwirnsfaden wie ein Maikäfer, — und ich fürchte: irgend ein Mensch der Zukunft, d. h. irgend ein Schneider, kneipt mit der Atroposschere hinein. — Knipp, knapp! Es ist geschehn! — Da flattert der Maikäfer davon, frei, frei! — Und aus den Lüften herab surrt er euch noch zu, daß euch's wie ein Sterberöcheln an die Ohren schrillt: „Prost Neujahr! Prost tausendjähriges Reich!"

Buntes.

Diebstahl in der Kunst.

Mancher alte, (auch italienische) Künstler, hat unbefangen eines tüchtigen Vorgängers Gestalten in seine späteren Darstellungen übertragen. Das waren unbefangene Zeiten. Dasselbe kann man noch gelten lassen, wenn Hans Holbein in seinem Todtentanz aus dem öffentlichen Baseler Todtentanz-Gemälde zwei Mal die Gestalt des Todes wegen ihrer Eigenthümlichkeit herübernimmt. Es ist dieses ein Mal der Tod in der Narrenkappe, den er dem Narrenbilde des Baseler Mauergemäldes entnimmt und ungeändert zur Königin seines Todtentanzes (Bl. 11.) setzt. Das andre ist der Tod, den er vom Waldbruder des Baseler Todtentanzes nicht ohne schelmische Beziehung wie bei'm ersten Wechsel, zu seinem Herzog und Herzogin (Bl. 35.) rückt.

Nicht so unschuldig ist es mehr, wenn später Franz Franck in einem Oel-Gemälde der Münchener Gemäldesammlung, worin er alle Stände, Geschlechter und Alter gegen den Tod ankämpfen läßt mit Waffen aller Art, den Kriegsmann oder Landsknecht wirklich, um so zu sagen, aus Holbein's Todtentanze Bl. 40. entnimmt.

Aber was soll man dazu sagen, und wie soll man's bezeichnen, wenn 1830 der berühmte (?) Heideloff zu Nürnberg in einem Kupferstich zu S. 17. von Dr. Heinrich Dittmar's „Neuen Waizenkörnern für junge Herzen" (Nürnberg, Campe. 1830. 8.), wo er einen König darstellen soll an froher Tafel, ohne geringste Scheu aus Holbein's Todtentanze Bl. 6. (den König Franz I. an der Tafel) bis auf die kleinsten Nebenzierrathen abzeichnet, wobei natürlich der Tod als Mundschenk weichen muß, so eine gekrümmte Stellung aber glücklich zu einer sitzenden Gestalt benutzt wird; und da links im breiteren Bilde Raum blieb, so stellt er, als getreuer Erfinder, aus Holbein's Bl. 19. den armen Mann ohne alle Aenderung dazu. — Wahrlich, das heißt componiren, das erfinden!

Das mußte Friedrich Campe honoriren! und gewiß theurer als seine sonstigen Bilderbogen! Doch nicht nur dieß componirte d. h. zusammen gestohlene Blatt, sondern zu S. 84. sahen wir einen Prediger auf der Kanzel abgebildet (Heideloff del.) vor sitzender und stehender Gemeinde. Siehe da wörtlich genau Blatt 31. des Holbeinischen Todtentanzes! Der Prediger, die unter der Kanzel sitzende Frau nebst dem nebensitzenden Manne. Holbein's rechts zunächst sitzende zweite Frau ist etwas in den Hintergrund geschoben, weil er rechts zwei emphatische Zuhörer hinzuzufügen hatte, aber auch dieser beide Köpfe finden sich bei Holbein tiefer im Hintergrunde. Einige Heideloffische puffärmelige Damen füllen leere Stellen des auseinander gezerrten Mittelpunktes, und höchst ergötzlich ist die Leerheit der Gesichter, welche glücklicher Weise in die alten Gestalten eingeschmuggelt worden ist. Unter dem Kupferstich steht: „Wer Ohren hat zu hören, der höre." Leider wurde am Referenten der Gegenspruch wahr: „Wer Augen hat zu sehen, der sehe;" an Heideloff's Bildern aber wird wieder wahr das altbewährte Sprichwort: „Es ist doch nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen." H. F. M.

Literatur. Galignani veranstaltet eine neue Ausgabe von Lord Byron's sämmtlichen Werken, welche wohl alle bisherigen an Präcision und Vollständigkeit übertreffen wird. Sie enthält nicht bloß alle bisher erschienenen Noten (bei Lord Byron's Werken unerläßlich,) sondern auch eine Unzahl neuer, äußerst interessanter, — desgleichen Varianten, und Mittheilungen von Stellen, welche der Verleger der letzten Londoner Ausgabe aus Rücksichten gegen die Familie des großen Dichters zu unterdrücken veranlaßt war; die Biographie Byron's ist Bulwer's Genius anvertraut worden; die Noten folgen unmittelbar unter dem Text; ein sehr schönes Porträt Byron's, eine zierliche Vignette und mehre Facsimile's werden das Aeußere dieser Edition zieren, auf deren Text eine unglaubliche Sorgfalt verwendet wird. — In der Schweiz soll ein Nachdruck von Schiller's Werken vorbereitet werden; Cotta stellt diesem Diebshandel eine neue, so elegante, als prachtvolle und äußerst billige Original-Auflage in 12 Oktavbänden entgegen. Die Nachdrucker und ihre Vertheidiger retiriren sich bei jedem Angriff gegen sie hinter die Behauptung: durch sie würde die National-Literatur auch den unbemittelten Ständen zugänglich; bei den neuesten rechtmäßigen Auflagen von Schiller's Werken zeigt sich so recht die Unhaltbarkeit dieser Sophisterei. Uebrigens soll ein Quidam in Hildburghausen mit einem ganz eigenen Raffinement umgehen, nehmlich eine — (rechtmäßige!?) Ausgabe von Schillers Werken für das Ausland!) zu drucken. — Cotta beabsichtigt jetzt auch die Herausgabe von Göthe's (allgemein genießbaren) Schriften in zwei Bänden, davon der eine Dramatisches, Lyrisches ꝛc., der andre die Prosa (natürlich mit Ausschluß der Farbenlehre, ꝛc.) enthalten soll. — Friedrich v. Raumers Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts, erscheinen in englischer Uebersetzung (Murray in London).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 17. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 20. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Mit dem Forstwart in seinem Gemach," entgegnete die Schwester. „Die Beiden waren bei'm Nachtmahl heute besonders wohlgelaunt und fröhlich, ich freute mich des, wenn gleich ich meinem lieben Neffen wohl zu Zeiten einen andern Herzensfreund und Gesellschafter wünschte, als den Forstwart. Er ist ihm weder ebenbürtig, noch an Sitten adelig genug für den Kumpan eines Junkers."

„Ihr seid sehr mild, Base," bemerkte Fräulein Hildegardis, „ich finde seine Sitten abscheulich. — Was sagt Ihr dazu, Herr Pater?

„Junker Wolf," entgegnete dieser nach einigem Sinnen, „dürfte in dem Alter sein, wo man bei der Wahl seiner Freunde keinen Widerspruch mehr duldet."

„Erlaubt, Kaplan," rief der Burgherr dazwischen, „ich würde so frei sein, den Kolheinz noch heut' aus dem Schlosse zu weisen, wenn mir eine einzige Handlung von ihm bekannt wäre, die sich nicht mit dem Recht vertrüge. Daß ihn der Bauer haßt, macht ihn mir werth und befremdet mich gar nicht, denn das Gesindel haßt Jeden, der auf seiner Herrschaft Nutzen und Vortheil bedacht ist; daß ein altes, im Geruch der Zauberei stehendes Weib ihm neulich unter den Händen starb, da er es aus tiefem Verließ an die freie Luft hinauf führte, ist ein Zufall, der jedem Andern begegnen konnte und nur in so fern ein Unglück zu nennen, als er ihm die Ungnade des Abtes zugezogen. Ich nehme ihn daher nach Recht und Gewissen gegen Jedermänniglich in Schutz."

Hier konnte Bärbchen nicht länger zurückhalten, sie stürzte in das Gemach und vor dem Stuhl der erschrocknen Fräulein Brigitte auf die Kniee. „Nein," rief sie, „bei allen Wunden Christi, bei der heiligen Mutter der Schmerzen, so ist es nicht. In frevelhaftem Spiele haben sie die Urfrále gemordet. Aber ihr Geist ist umgegangen, die Rache ist nah, der arme Konrad kommt!"

„Eine Wahnsinnige!" rief Herr Valten aufspringend; Fräulein Brigitte ließ die Spindel fallen vor Schrecken. Hildegardis sprang herbei zu vielleicht nöthiger Hülfe.

„Nein!" fuhr Bärbchen fort, „ich bin nicht wahnsinnig; zürnet nicht, gestrenger Ritter, liebes, gnädiges Fräulein, daß ich hier so erscheine; ach, ich konnte ja nicht anders! Laßt das Burgthor schließen, verwahrt Eure Mauern, rüstet Euch. Der wilde, schöne Jäger kommt in Euren Forst um zu jagen. — Er jagt nur Hochwild und ein rother Vogel flog über die Burg."

„Komm zu dir, Dirnlein!" sprach jetzt gütig Fräulein Brigitte, indem sie Bärbchens Hände nahm und mit ihrer warmen, zarten, wohlthätigen Hand über die irren Augen des Mädchens und seine kalte Stirn streifte. „Ich kenne dich wohl. Bruder, Herr Pater, bleibt ruhig. Es ist des alten Werrlein Kuk Kind von Altenbanz, ein frommes Mädchen, welches mir Kräuter sucht auf den Bergen, wozu ich sie nicht brau-

chen würde, wenn sie mir nicht als rein und unbescholten bekannt wäre. Nun ist das Leben kümmerlich bei den Leuten, der Vater ein verschuldeter Mann, alt, heftig; wer weiß, welchen Verdruß sie im Hause erlebt, der ihr die Sinne gestört hat. Ei! Ei! Bärbchen," fuhr sie fort, „was ist dir zugestoßen? Du weißt wohl nicht, wo du bist und was du schwatzest? Komm zu dir, mein Kind. Ich will dir einen Aufguß von getrockneter Hollunderblüthe bereiten, der dich bald herstellen soll."

Bärbchen drückte statt der Antwort ihr Gesicht in die Gewänder des Fräuleins und brach in Thränen aus. „Ach," schluchzte sie, „es ist doch wahr mit der Urfräle. Ich stand dabei und habe es gesehen und konnte es nicht hindern und nicht abwenden. Wie einen Spielball warfen sie sich einander die alte Frau zu, bis sie todt war. Aber sie hat: Wehe! Wehe! gerufen und ihren Ruf hat Gott gehört."

„Wie? was?" fragten die Anwesenden erschreckt und Herr Valten riß das Mädchen mit glühenden Zornesblicken empor. „Rede!" rief er, „wer hat die Alte wie einen Spielball geworfen, bis sie todt war? wer?" frage ich. „Der Forstwart und Junker Wolf," athmete Bärbchen. „Mein Sohn?" fuhr Herr Valten zurück; Hildegardis und die Base blickten sich bang besorgt an. „Pater," wandte sich der Burgherr, „ruft mir den Schließer. Er soll diese Dirne verwahren in leidlicher Haft, bis ich ihre schwere Anklage untersucht haben werde. Du, Schwester Brigitte, magst indessen für ihre leibliche Stärkung Sorge tragen, die Lügnerin aber hüte sich vor gerechter Ahnung. Gleich jetzt will ich dieses Truggewebe zerreißen." — Er läutete an einem Glockenzug und verließ zu gleicher Zeit mit starken Schritten das Gemach seiner Schwester, seine Schritte nach dem Flügel des Schlosses richtend, in welchem Wolf hauste. Pater Reinhardt ging indessen dem Befehl des Herrn nachzukommen. Fräulein Brigitte eilte dem armen Bauernkind, das sie nicht mit Unrecht für krank hielt, die beste Stärkung und Arznei zu bereiten, Fräulein Hildegardis aber beugte sich zu Bärbchen herab und fragte mit milder Stimme: „heißt nicht dein Bruder Konrad?"

„Ja, edles und gestrenges Fräulein," antwortete Jene, „so heißt der arme Knab', dem Ihr die Seele zerrissen habt . . ."

„Ich? bist du rasend?"

„Ach, er hatte den Vogel so mühevoll gelehrt und Ihr verschmähtet ihn; er kniete so demüthig zu Euren Füßen und Ihr spottetet sein. Das hat ihn sehr geschmerzt."

„Möglich," sagte das Fräulein sich gleichgültig emporrichtend. „Der Thor! Ich nehme von seines Gleichen kein Geschenk." Sie wandte sich von Bärbchen ab, der Harfe zu, durch deren Saiten ihre schöne Hand von Neuem hinrauschte, indem sie einen tief klagenden stürmischen Accord griff und dann verstummte. (Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über musikalisches Urtheil in Beziehung auf die Oper Norma von Bellini.

Kundige nur gewinnt man sogleich durch Worte der Wahrheit,
Weil die Kundigen stets auch die Gelehrigen sind.

Voß.

Ehe die Töne dieser Musik an unser Ohr gedrungen, ist ihnen schon ein schmetternder Ruf vorangegangen; ein Ruf, desto zweideutiger, je weiter der Tarantelstich italienischer Manier auch den ernsten Sinn des Deutschen vergiftet hat. Berufe sich, wer da will, auf den höchsten Richterspruch der Generation, den nur die Zeit, die Schlichterin alles Reellen, zur Gottesstimme erheben mag. Allgemeiner Beifall däucht mir immer ein Beweis der Mittelmäßigkeit, da das große Publikum, in dem Zustande seiner Bildung noch Kind, blos nach sinnlichen Eindrücken empfindet und urtheilt. Anderer Eindrücke, wobei sein Geist erst vergleichen, und aus der Bemerkung eines Verhältnisses oder Ebenmaaßes Vergnügen schöpfen muß, kann es nicht fähig sein. Wie oft steht selbst der Musiker von Fach diesem Kindesalter näher, als dem Mannesalter artistischer Bildung, weil noch sinnliche Eindrücke allein sein Urtheil bestimmen!

Die Kenntniß der Kunstgesetze und deren zweckmäßige Anwendung lehrt uns die musikalische Kritik. Sie ist die Anwendung des Geschmacks und der Grundsätze der gesunden Vernunft auf die Kunst. Sie unterscheidet das Schöne von dem Fehlerhaften, sucht aus einzelnen Fällen allgemeine Grundsätze auf, und sammelt daraus alle diejenigen Vorschriften, durch deren Befolgung wir in den Stand gesetzt werden, unserm Kunstwerke jede Art von Schönheit zu geben, die wir zur Erreichung unserer Absicht für nöthig achten.

Aber nur sehr Wenige vermögen sich, wenn von Beurtheilung des Eindrucks musikalischer Kunstwerke die Rede ist, zu einer Ansicht des Ganzen zu erheben. Einzelnes nur ist es, was daran, oft unverständlich genug, gelobt oder getadelt wird. Diese oder jene frappante Modulation, — sollte sie auch aus der Luft gegriffen sein, — diese oder jene einschmeichelnde Melodie ist es, die ihre Wirkung äußert. Heißt dies aber wohl etwas anders, als an Rom's Peterskirche sich über einen zierlichen Säulenknauf entzücken?

So kann, wenn gleich ein Publikum den lautesten Beifall gibt, die wahre Kritik ihn doch mit Grund versagen, und vielleicht früh oder spät selbst durch die Übereinstimmung des Publikums, sobald es nehmlich von seinem Vorurtheile zurückgekommen ist, oder das vorher so gütig aufgenommene Werk seine Neuheit verloren hat, ihr anfänglich so streng scheinendes, den allgemeinen Empfindungen so widersprechendes Urtheil, vollkommen gebilligt und bestätigt sehen. Wahn und Meinung werden von der Zeit vertilgt, aber den Aussprüchen der Natur drückt sie ihr Siegel auf. *)

Wir wollen eingestehen, daß die Oper Norma die vorzüglichste der Bellinischen Opern sei, sind aber weit entfernt, ihr nach dem großen Urtheil die Meisterschaft einzuräumen. Ein musikalisches Meisterwerk soll eine vollkommene Musik sein. Eine vollkommene Musik aber ist wohl die, worin das größte Gewirre von einzelnen Tönen in das einfachste und reinste Maaß aufgeht, „daß die Verwirrung vollkommen harmonisch wird," wie Shakespeare sagt.

Allein Verwirrung oder Monotonie sind die Pole, worin sich die meisten unserer neueren dramatischen Tonschöpfungen wohl fühlen, wodurch sie zu imponiren suchen.

*) Opinionum commenta delet dies; naturae judicium confirmat. Cicero.

Wenn viele unserer ruhmgekrönten Hierophanten, anstatt die Harmonie zur Grundlage der Melodie zu machen, welche ihren Ausdruck berichtigen, vermehren und bestimmen soll, durch den Mißbrauch dieser harmonischen Mittel (durch überhäufte, schwülstige, chaotische Instrumentationen) die Melodien gleichsam verschlingen — aus diesem Grunde mag freilich schon Plato's Ausspruch zu rechtfertigen sein, wenn er die Instrumental Musik eine Sache ohne Bedeutung und einen Mißbrauch der Melodie nennt; oder Rousseau, wenn er sie zu den barbarischen und gothischen Erfindungen zählt, die der Musik mehr schade als nütze. *)

Leider ist's jetzt die Musik, die in ihren Verirrungen den Stempel dieser harmonischen Verwirrung trägt, — welche Frankreich und Deutschland vergöttern! Als Gegensatz erscheint die italienische Manier. Sie scheint sich zu dem zu bekennen, was Burette behauptet, „daß die Alten keine Harmonie gekannt, und doch eine Musik gehabt haben. —“ Melodie ist ihr Element, in welchem sie alle Reitze und Verführungen des oberflächlichen musikalischen Sinnes zu erschöpfen suchet.

Wenn man annimmt, daß viele den Ton, den Klang, der doch bloß das Mittel ist, wodurch Musik hörbar gemacht werden soll, als Musik selbst nehmen, — wenn die Vibration eines bloßen Tones schon geeignet ist, Herz und Ohr des Menschen unmittelbar und gleichzeitig zu berühren, und eine Empfindung in ihm zu erregen, derjenigen gleich, welche diesen Ton erzeugt hat, — so ist es nicht zu verwundern, daß eine Musik, die aus Reihen solcher gefällig und reizend zusammengestellter Töne gebildet ist, den entschiedensten Eindruck auf das große Publikum machen muß. So ist es auch natürlich, daß die Oper Norma, so reich an musikalischen Effecten, durch eine jugendliche Phantasie in reizenden und ergreifenden Melodien ausgesprochen, daß, da hier mehr wie in Bellini's übrigen Opern harmonisches Gesetz beobachtet ist, diese Oper ihre Epoche nicht verfehlen kann.

Sollte sie aber den Anforderungen entsprechen, welche das richtige Gefühl, der gebildete Verstand an eine vollkommene Oper machen darf, so müßten vor allen Dingen Harmonie und Melodie in ihrem musikalischen Zusammenhange so unzertrennlich darin erscheinen, als Wahrheit der Gedanken und Reinheit des Ausdruck's in der Sprache; denn Sprache ist das Kleid der Gedanken, so wie Melodie das Kleid der Harmonie. Man kann in dieser Rücksicht die Harmonie eine Logik der Musik nennen, weil sie gegen Melodie ungefähr in eben dem Verhältnisse steht, als in der Sprache die Logik gegen den Ausdruck, nämlich: sie berichtigt und bestimmt einen melodischen Satz so, daß er für die Empfindung eine wirkliche Wahrheit zu werden scheint.

Außer dem Mangel dieser absolut ersten Erforderniß ist nicht zu läugnen, daß die ewig wiederkehrende Süße der Melodieen, die langsamen Tempi, die jede Consequenz der Idee unterbrechende häufige Cadenzirung, das Ziehen und Zerren der musikalischen Perioden, eine die Geduld erschöpfende Monotonie erzeugen. Und wenn Bellini vollends in den rhetorischen Fehler verfällt, daß z. B. Liebe, Haß, Eifersucht und andere sich entgegengesetzte Empfindungen sich in einer und derselben Melodie nachahmend wiederholen und diese Contraste sich darauf wunderbar genug in eine Total-Empfindung auflösen und vereinigen, so ist das ein Verstoß gegen alle dramatische Wahrheit, der aber in der italienischen Oper ein Patent gelöst zu haben scheint.

*) Essai sur l'origine des langues.

Die Stimmführung des begleitenden Quartetts und der Blasinstrumente ist meistens unterbrochen, zerstückt; und eines ohne das andere gehört, bildet sehr oft ein völlig unverständliches Etwas — dem man unmöglich den Namen Musik geben kann.

Zärtliche Cavaletten, die Zierden unserer Arions und Attractionspunkte der Musikladen, erscheinen hier vom ernsten Männerchorus im unisono, und vertreten namentlich in der ersten Introduction die Stelle der verschleierten Nemesis.

Dagegen beabsichtigt der Componist wieder große Effecte durch Aufbietung gewaltiger Mittel, und schwächt sich wiederum durch sich selbst, indem er sie mißbraucht, und das grobe Geschütz der Blechinstrumente jede Nummer gleichsam escortiren läßt! —

Es sei uns erspart, Citaten von wahrhaft classischen Meisteropern anzuführen, die in allen Beziehungen ewigen Zeiten als Musterbilder dienen werden, und sich in den Feuerproben jeder Geschmacks-Ära wie reines Gold bewährt haben. Die musikalische Literatur ist nicht arm daran. Auf diese verweisen wir diejenigen, welche so oft geneigt sind, das hohe Wort „Meisterschaft“ auf Geistesproducte anzuwenden, welche nur Creaturen des herrschenden Modegeschmacks sind.

Die Oper Norma wurde zuerst dem hiesigen Publikum als Weihnachtsgabe und zwar im Gewande eines Concerts beschert. Ob die Wahl der Zeit und der Form die richtige war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Zu rühmen war die sorgfältige Production sämmtlicher Glieder des Opernpersonals, ausgezeichnet aber der Gesang der Madame Fischer-Achten, die deutsches Portament so kunstgerecht in die italienische Gesangsweise zu verflechten wußte, daß die schwierige Parthie der Norma eine ächt antike Würde dadurch erhielt. *)

V.

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Die „Hammonia“ ist wässerig, oder war vielmehr wässerig; denn ich glaube nicht, daß sie noch existirt. Der „Beobachter“ wird von einem Buchdrucker Menck redigirt. Stadtklatschereien finden hier, wie in dem „Freischützen“ ihren Platz. Die eigentlichen Skandalosa liefert der „Neuigkeitsträger,“ oder „Erzähler.“ Die Censur gestattet es, daß hier dem Nächsten Ehre und Credit abgeschnitten wird. So ängstlich wie die Hamburger Censur auch ist, in dieser Hinsicht kann man ihr keinen Vorwurf machen. Die Preßfrechheit, die ungehindert das Menschenrecht mit Füßen tritt, waltet in dem „Neuigkeitsträger“ auf eine wahrhaft entsetzliche Weise. Besonders tragen die Nachbar-Orte ihren Koth dahin. — So strenge auch die Hamburger Censur sonst ihr Amt übt, so läßt sie doch dem Unflath, den die Presse auf Privaten wirft, freien Lauf. Man hat ja eine Injurien-Klage. Die „Kritischen Blätter der Börsenhalle“ werden von dem Professor Dr. Wurm redigirt, der mit dem einen Auge nach dem Hamburger Senat blickt, und mit dem anderen nach seinem Gehalt. Dazwischen liegt die Kritik. Rath Ludewig

*) Die erste scenische Darstellung fand am 7. Januar zum Benefice der Mad. Fischer-Achten statt, welche durch das ergreifende Seelische ihres ächt dramatischen Gesanges so wohl, als ihres Spieles einen edlen Triumph der Kunst feierte. Die Redaction.

redigirt die „literarischen Blätter der Börsenhalle." Ein gutmüthiger, breiter, geschwätziger Mann ist dieser Rath Ludewig, und die Literatur der Börsenhalle bestehet größtentheils aus Übersetzungen aus französischen und englischen Blättern, die die Hamburger Censur passiren. Der „Korrespondent," der berühmte „Unpartheiische" trägt seine Unpartheilichkeit jeden Tag an der Stirn; sie stehet deutlich gedruckt über den drei Thürmen mit den beiden Bären zur Seite, und die Censur waltet über ihr, ein schützender Genius, mit dem Schwert in der Hand. Die „Börsenhalle" ist für den Handelsstand und nebenbei auch für die Politik. Dabei erscheinen wöchentlich Falliments-Listen, wozu fast immer Stoff vorhanden. Merkur, der Gott der Kaufleute und Diebe, hält in Hamburg Haus und Hof, und seine Tafel ist reich besetzt.

Mit den Juden hat man in Hamburg besser verfahren, als in Lübeck und Bremen. In den beiden letzteren Städten dürfen sie ihren Wohnsitz nicht aufschlagen. Lübeck hat ihnen das Dorf Moislingen zu dem Ende angewiesen; Bremen hat sie nach Hastädt exilirt. Aber Hamburg hat den reichen Banquier Heine und so viele andere Juden, und da ist man denn gnädig gewesen, und die Juden dürfen in Hamburg wohnen und handeln. Zur Advokatur werden sie nicht gelassen, in Zünfte und dergleichen Institute erhalten sie keinen Eintritt, und an eine Vereinigung Israel's mit Hamburg im Geiste und in der Wahrheit ist für's Erste nicht zu denken. Ein „Jud" ist noch bis auf den heutigen Tag ein Schimpfwort in Hamburg. In der That muß man eingestehen, daß die Aufklärung, die Humanität de facto in den drei freien Hansestädten wirklich zu den böhmischen Dörfern gehören. In Lübeck urtheilt man human, aber der Staat ist zu beschränkt, zu arm, und deshalb auf zu kleinliche Rücksichten angewiesen, um die Humanität in's Leben einzuführen. In Bremen urtheilt man noch einen Tag, wie alle, bremisch, und das heißt in jenem kleinlichen Philister-Geiste, den Kotzebue in seinen Kleinstädtern so ergötzlich parodirt hat, der schwer wie Blei ist. In Hamburg urtheilt man gar nicht. Das große Handels-Chaos verschlingt im öffentlichen Lebens-Getreibe alles Urtheil; man arbeitet von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends entweder für den täglichen Lebensbedarf, oder für den Luxus; die Nacht über schläft man, und die Zeit, die man nicht verschläft, weihet man dem menschlichen Theile des Menschen. In den Alster- und Elb-Pavillons, den Theatern u. s. w. werden keine Kollegia über die Humanität gelesen, und wenn man um Mitternacht nach Hause kömmt, ist man todtmüde. 1830 im September, als die Hamburger ihre Revolution aufführten, durfte sich im strengsten Sinne des Worts kein Jude Abends auf der Straße erblicken lassen. (Forts. folgt.)

Buntes.

Pfaffenthum. Zu Anfang Oktobers vorigen Jahres starb zu Trier der emeritirte Professor Ferdinand Schönberger im 81ten Lebensjahre. Er war früher Ordensgeistlicher gewesen, durch die französische Revolution jedoch vom Zwange seiner Gelübde emancipirt worden und seither im weltlichen Stande verblieben. Jung und Alt achtete in ihm einen Biedermann, der von seiner spärlichen Pension (500 Francs jährlich) noch die Armen unterstützte, wo er nur immer konnte, und auf dessen ächt religiösem und streng sittlichem Charakter auch nicht Eine Makel haftete. Wahrhaft gottesgläubig, verschmähte er bloß es beharrlichst, die Ceremonien des katholischen Cultus mitzumachen, ohne sich jedoch darüber im Guten oder Schlimmen zu äußern. Als er auf dem Tode lag, versuchte die Geistlichkeit, ihn zu bewegen, wenigstens dem äußeren Scheine zu huldigen; seine consequente Antwort war jedesmal: Ich habe mich mit meinem Gott versöhnt und werde ohne Ceremonien sterben, wie ich gelebt habe. — Als er verschieden war, verweigerte die katholische Geistlichkeit seiner irdischen Hülle den letzten Liebesdienst. Seine Freunde ließen hierauf die Todtenanzeige mit dem sinnigen Motto drucken: „Entzieh' dem Todten die Barmherzigkeit nicht." Sirach 7, 37. — Er wurde ohne priesterliche Einsegnung und Begleitung zur letzten Ruhestätte gebracht; aber eine Unzahl der Bevölkerung Triers (einer im Ganzen strengkatholischen Stadt) folgte seiner irdischen Hülle, Katholiken, Protestanten und Juden. Und am Grabe sang man: „Wie sie so sanft ruhn!" —

Das Wohnschiff vor Cöln. So viel wir wissen, ist seit den weltverschlingenden Interessen der ersten französischen Revolution selbst das Gedächtniß jenes originellen Institutes verloren gegangen; — es möge erneuert werden als ein Denkzeichen fester Sinnesart und Männlichkeit unserer Altvordern. — Bekanntlich konnte Cöln seit Jahrhunderten im Guten und Bösen das deutsche Rom (in kirchlicher Beziehung) genannt werden; es war der Pfeiler des krassesten Ultramontanismus, es war die feste Engelsburg, hinter deren Bollwerken die Ketzermeister schon zu Reuchlins Zeiten jedem Klardenkenden und Klarsehenden die Hölle an den Hals hetzten. Als Episcopalstadt konnte und durfte es natürlich den größtentheils akatholischen Schiffern, die von Holland her den Rhein heraufkamen, kein Asyl öffnen zur freien Uebung eines ketzerischen Cultus. Doch das Zunft- und Gildenwesen, (jetzt veraltet, damals nothwendig als einzige Union von Communitäten, als tiers etat, möchte man sagen, mit Ausnahme der Reichsstädte nämlich, wo es selbst zum vielköpfigen Despoten ward) — es stemmte sich eisern und unerschütterlich gegen den Gewissenszwang. Man räumte den Protestanten auf der Erde des heiligen Cöln's kein Bethaus ein? Gut, — der Rhein war frei, auf dem Rhein schwamm ihre Kirche. Das war das „Wohnschiff" der Schiffergilde, Bethaus und Asyl zugleich; auf demselben wurden ihre Trauungen, Taufen, und dergleichen verrichtet; es bewahrte sein eigenes Kirchen-Archiv, Tauf-, Traungs-, Todtenscheine wurden dort erhoben. Die Revolution und furchtbare Eisgänge zerstörten dieß originelle Institut und seine Urkunden. —

Wissenschaft. Ein ehrenwerther Beweis deutscher Gründlichkeit ist das vor etwa anderthalb Monaten erschienene Sprachwerk: Skeireins Aivaggêljons thairh Iôhannên (Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache,) aus römischen und mailändischen Handschriften herausgegeben durch Maßmann. Die Veranlassung zu diesem Unternehmen verdankt die deutsche Wissenschaft dem Kronprinzen Maximilian von Bayern, welcher mit ehrenhafter Vorliebe für Gründlichkeit deutschen Wissens, keine Kosten scheut, zur Erforschung historischer Fragen geeignete Männer an Ort und Stelle hinreisen zu lassen. Für die Aufgabe, den silbernen Codex des Ulfila zu ergänzen und zu berichtigen, war Maßmann ganz der Mann; — er brachte aus Italien, dessen Schriftschätze er untersuchte, vielfältig interessante reiche Ausbeute. — Ueber die römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier erschienen so eben die Resultate erneuerter Forschungen des Gymnasialdirektors und Bibliothekars J. H. Wyttenbach in Trier, der sich jetzt mit der Herausgabe der gesta Trevirorum beschäftigt, welche durch die Fülle bisher unedirter handschriftlicher Quellen zu einem für deutsche Geschichtsforschung wichtigen Ergänzungswerke heranwachsen. —

Ein Brief Göthe's an Zelter enthält folgenden wunderlichen Theaterzettel. „Theaterankündigung: Karlsbad am 10. July 1823. (Zum Vortheil des Herrn Ignaz Viol und seiner Tochter Ludmille). Menschenhaß und Reue. Ein hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicherweise; dasselbe ist in 6 Akten nebst einem Prolog, welchen Herr Viol am Ende separat halten wird."

„Nachschrift. Viele dringende Schulden setzen uns zwar in die angenehme Verlegenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis: meine Mille die Eulalia; lassen Sie uns deshalb nicht untergehen; Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir uns hierher verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch; denn es bleibt uns doch nichts."

Kunst.

Das kürzlich erschienene Schweizerische Alpenpanorama von Delkeskamp verdient ebenso betreffs der Genauigkeit in allen Details als in Bezug auf Zierlichkeit der Ausführung und praktischen Werth rege Beachtung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 18. 1835.

69

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt N° 3.

Mittwoch, 21. Januar.

Der Hofrath Tieck.

Nachdem Göthe, mit Erlaubniß zu sagen, gestorben war, hatten sich seine Sklaven so an die Süßigkeit der Knechtschaft gewöhnt, daß sie ohne neue Tyrannei nicht leben konnten. Sie wollten ein sichtbares Oberhaupt der Literatur, und waren nur besorgt, welchen Namen sie auf den verlassenen Thron einsetzen sollten. Die Stimmen trennten sich, man wandte sich zuerst an Uhland. Uhland bereitete sich aber damals vor, die heilige Sache der Freihei zu verfechten, und erklärte in seiner einsylbigen Manier, man solle keine Narrenspossen mit ihm treiben. So blieb man denn bei'm Hofrath Tieck stehen. Dieser Name schien die Parteien zu vereinigen und zugleich Alles auszudrücken, was die Mehrzahl auf dem Herzen hatte. Die kritische Schule widersprach nicht; denn sie hatte ihn immer gepflegt, sie hatte im Grunde seine erste Periode nur in die Sprache von Görres und Jean Paul übersetzt; Tieck hatte ihr als unfreiwilliges Gegengewicht gegen Göthe gedient; wie oft hatte sie ihn aufgefordert, ein Mann zu werden, die Larve abzunehmen und den Thron von Weimar zu stürzen! Tieck wankte damals einen Augenblick; doch der alte Zug war zu stark, er antichambrirte wieder bei der Unsterblichkeit, las ihr vor, und verkleinerte sich so sehr, daß er sich als Merkzeichen dabei in die Bücher hätte legen mögen, wenn er sein Pensum gemacht hatte. Die Enthusiasten Norddeutschlands lockten, die Ironie und Shakespeare entwickelten sich. Die kritische Schule bleibt bei Tieck's erster Periode, die Vergötterung bei der zweiten stehen; so ließen sie sich vereinigen und die Herrschaft Tieck erreichte etwas, was der Herrschaft Göthe nie möglich gewesen war.

Die berlinischen Cliquen hatten die ganze Verschwörung und Schilderhebung eingeleitet. Ihre erste Sorge war jetzt, den Hofrath Tieck hervorzuheben, ihn der Menge zugänglicher und repräsentabler zu machen, als dies in Dresden geschehen konnte. Sie reklamirten des neuen Königs berlinischen Ursprung; sie schilderten seine Jugend, wie schön er gewesen wäre, und daß man nie frischere Äpfel gesehen hätte, als des gewesenen Jünglings Haupt gewesen. Sie ließen den gestiefelten Kater mit Veränderungen drucken, überreichten ihn dem Preußischen Kronprinzen und suchten den erhabenen Fürstensohn für die neue Herrschaft zu gewinnen. Die Intrigue prallte ab: Tieck erhielt keinen Ruf. Jetzt schoß man aus eigenen Mitteln zusammen, man wollte dem Meister ein Haus bauen, ein Haus mit akustischen Vorrichtungen für die Vorlesungen, ein Haus mit einem obern Stockwerk für Frau von Finkenstein, die langweilige Emilie aus den schwatzhaften Entremets des Phantasus, ein Haus für die gemeinschaftlichen Familienübersetzungen des Shakespeare, ein Haus mit kleinen Nebenkabinets, um Be-

suche, die bei'm Hofrath sind, zu belauschen und zu persifliren und mit sonstigen Verrichtungen, um den sich Empfehlenden ungesehen einen Esel zu bohren, kurz ein Haus, wie Tieck es braucht. Fähnrich Pistel, Wilibald Alexis, wurde ausgesandt in alle deutsche Lande, eine Collecte zu sammeln für diesen erbaulichen Erbauungszweck. Weiter sind diese Dinge noch nicht bekannt geworden: nur so viel sieht man, daß Tieck es sich schon ganz bequem macht in seiner neuen Lage, daß er auf seine Beförderung Wechsel ausstellt, daß er planlose Novellen schreibt und die Menschen angreift, welche nicht nach Dresden kommen, um ihn vorlesen zu hören, oder sich schnöde geweigert haben, in Alexis Collectenbüchse etwas hineinzuthun.

Als sich vor einem Jahre das Gerücht verbreitete, Tieck wollte gegen die junge Literatur novellistische Ausfälle machen, fand es wenig Glauben, weil ein solches Unternehmen für des Hofraths alte Tage wunderlich klang, und man den in den Löwenstand geadelten Fuchs für zu gescheut hielt, Leuten in den Weg zu treten, die sich nicht um ihn bekümmern. Das Gerücht und der Widerspruch bewährten sich nur halb. Die beiden Novellen (dies jährliche Pensum, welches der liebenswürdige Taugenichts mit Widerwillen herunterhaspelt, und auch nur so, daß ihn die Weiber überlisten, zu schreiben oder ihm zur Strafe sonst etwas entziehen) erschienen und alle Welt sah sich mit Erstaunen an: die demüthige Gemeinde, weil das Vehikel der Polemik eine sehr kecke Kritik erforderte, wenn man es loben sollte; die Exoterischen, weil der Hofrath doch nicht hatte widerstehen können, seine Nothdurft zu verrichten; beide aber, weil Tieck nur schüchtern aufzutreten wagte, mehr verschwiegen zu haben schien, als er sagte, und endlich von seinem Gegenstande so wirrsame Kennzeichen gab, daß er in der That verrieth, er wüßte nicht wie und wann? und kenne das gar nicht, worauf hier alles ankam. Nodier wird mit Balzac verbunden; Balzac gegen Victor Hugo gehalten, zu geschweigen, welche Stellung in der öffentlichen Meinung Göthe'n übertragen wird. Man sieht, daß Tieck von seinem Eckhause am Dresdener Markt nur zwei Himmelsgegenden kannte; das Übrige war ihm verborgen geblieben.

Tieck ist sein Lebenlang ein Mensch gewesen, der am Einseitigen und Zufälligen eine große Freude gehabt hat. Fortwährend in der Literatur eine untergeordnete Rolle spielend, ist er um seine kleinen Sympathien herumgeschlichen, hat mit der äußern Schale kokettirt, mit der Form, welche angegriffen zu sehen die Kleinen mehr erbittert, als wenn es den Inhalt gegolten hätte. Seine angeborne Lustigkeit und eine Art von verständigem Instinkt, der ihm bald das Lächerliche an allen Dingen, auch da, wo er selbst lächerliche Blößen gegeben hätte, offenbarte, verhinderte ihn, wie ein milzbrandiger und wurmdocterlicher Narr aufzutreten: er überwand sich, ironisirte sich selbst und konnte dabei existiren; denn die Menschen haben noch immer eine müßige Stunde, wo sie sich in poetische Faselei mit zartgesponnenen Knöpfen kleiden, eine Viertelstunde Illusion, für welche Tieck ein Jahr über schreiben kann. Tieck war ein vernünftiger Mann, der sich schämte, wenn er von Narren falsch citirt wurde; er konnte selbst denen, die sich außerhalb der Welt setzten, die Welt unter die Nase reiben; denn dies ist ja seine Ironie, der Zwiespalt der Pole, die Poesie des Gegensatzes. Allein die Weiber haben ihn doch heruntergebracht. Tieck, der von Natur am ersten bereit ist, zu lachen, wenn man ihm mit Süßigkeiten unter die Augen tritt und dabei eine merkwürdige Physiognomie annimmt; Tieck, der sich selbst und seine Umgebung verspottete, wurde zuletzt doch von seiner Umgebung überwunden: seine Diener beherrschen, seine Schüler bemeistern ihn. Es konnte nicht anders kommen. Das ewige Vorlesen, die Dresdner Durchzüge und das unaufhörliche Klappern der Strickstrumpfnadeln um ihn her haben ihn ruinirt. Er ging nur mit Weibern um: er mußte ihnen die Arme leihen, wenn sie Zwirn wickelten: er wurde in die wichtigen Conseils wegen neuer Moden und Kleider gerufen: er mußte Taillen einhäkeln: da war keine Rettung mehr. Die Weiber schnitten ihm die Federn, sie legten ihm das Papier zurecht, sie zwangen ihn durch tausend kleine Mittel, seine Pensa zu schreiben. Wenn ihm die heftigen Gestikulationen bei'm Vorlesen die Brille von der Nase schlugen, so nahm die verständige Emilie die ihrige von der ihrigen, und setzte sie ihm auf. Wenn Einer der Zuhörer laut wisperte oder in ein unwillkürliches Niesen gerieth, so durfte Tieck nur einen Seitenblick werfen, und Emilie machte sich auf und flüsterte dem Ruhestörer zu: „der Herr Hofrath hat das nicht gern!“ O Emilie! Tieck verzwitterte immer mehr. Seine alte Lustigkeit ging in klatschhafte Medisance über. Seine Besucher, die es an einer Phrase fehlen ließen, wurden aufgezogen: die Weiber hatten bemerkt, daß der Eine schielt, der Andre stammert, der Dritte kein reines Schnupftuch hatte. „Welche Sätze! Welche Dummheit!“ hieß es, wenn die armen Töplitzer Durchreisenden ihre Anbetung verrichtet hatten; und Tieck lachte und spottete immer mit. Die Medisance ist das geheime Gift an allen neuern Erzeugnissen Tieck's; alle seine Figuren sind hinter dem Rücken belauscht; es sind Menschen, die nur da sind, um sich unter einander und durch einander lächerlich zu machen. Alle Dinge scheinen ihm nur zu existiren, um eine Viertelstunde während eines konventionellen Besuchs über sie einige vornehme Phrasen zu wechseln. Ein malitiöses de haut en bas fährt oberflächlich über ernste Fragen. Man sieht nach der Uhr, man rückt mit dem Stuhl, um nur von ihnen los zu kommen. Was sich nicht in die Viertelstunde hineinzwängen läßt, wird ledern. Dies ist euer Tieck: Kommen und Gehen; Jungenhaftigkeit in dem alten Sünder: Medisance!

Tieck gibt sich die Miene, als wolle er aus der ledernen Zeit, aus diesen Fragen um Wahrheit und Freiheit, die ihn ennüyiren, Etwas retten, Etwas, das wie Poesie klingt, nämlich die Romantik, und Etwas, was in der That Poesie ist, nämlich Göthe. Daß wir es nur gestehen, Tieck hatte vortreffliche Anlagen für das Lustspiel; denn er kopirte das Gemeine meisterhaft: seine alten Sachen sind voll von niederländischer Treue im Wiedergeben der nackten Natürlichkeit der niedern Stände; allein ein positiver Dichter, schaffend und zusammenfügend, ist er nie gewesen. Seine lyrischen Gedichte sind wässerige Reime, nur Themata für die wahre Poesie, Ausdrücke, welche die Gedichte selber wünschen lassen, daß sie Gedichte wären. Kritisch und auflösend sind auch Tieck's Mährchen, es sind künstliche Beispiele zur Theorie des Wunderbaren, ihre Gestalten sind verkörperte Elemente dessen, was der Kunstrichter im Mährchen verlangt und gern sehen mag. Tieck's Leistungen gingen vom Enthusiasmus des Interesses aus, er wünscht immer, daß es so wäre, wie er sagt, aber es ist nicht so. Also was vermißt Tieck in unserer Zeit? Die blaue Blume? Die Überschwänglichkeit, die Faselei? Den Nihilismus des Genusses? Das gemachte Zusammenstoppeln poetischer Begriffe und Staffagen, die künstlichen Ausmalungen von Blumen und Blüthen, von Düften und Lüften, die mährchenhaften Albernheiten im Nonpareil; diese schiebt er Göthe'n unter, der ein Mann in seiner Art war, aber ein Mann durch und durch, reell, sicher, taktfest, Feind der blauen Blume? Göthe'n, der schon seinen Werther im Abendroth liegen läßt, auch redend von Blumen und Blüthen, aber ein halber Linné, damit endend, daß er die verschiedenen Gattungen der Gräser mit bewunderndem Auge prüft? Nein, Tieck korrumpirt Göthen, er falschmünzt ihn zum Romantiker; Göthe hat auch diesen enthusiastischen Bedienten nie recht leiden können.

Tieck hat keinen Begriff von der Gährung in der modernen Literatur. Er sieht nur vereinzelte Elemente und weiß sie nicht zu binden. Er wirft Menzeln, dem er Alles zu verdanken hat, der ihn großmüthig auch jetzt noch geschont hat, vor, daß er (ein guter Kopf, wie er ihn sehr vornehm nennt!) der Opposition gegen Göthe Wort und Gedanken geliehen habe. Rechnet er Menzeln zur neuen Gährung der Literatur? Oder verfährt er nur gegen die kritische Schule? Wohin gehören ihm Freiheit, Liberalismus, Wahrheit? Sind sie die Feinde der Poesie? Nimmt Menzel jene in Schutz, um auch gegen diese zu verfahren? Spricht sich in den neuesten Tendenzen nichts aus, was die Freiheit liebt und doch auch der Kunst ihr Recht lassen will? Haben diese Neuern Lust, die Ungerechtigkeit gegen Göthe, die Anlage falscher Maaßstäbe, die Classifikationen und die Vermischung der Zeiten fortzusetzen? Von alledem weiß Tieck nichts: er sieht nur, daß man keine Mährchen vom Prinzen Hirsekorn und der Fee Mandelblüthe mit großem Lärm aufnimmt, daß man von den Leuten verlangt, rechtschaffen zu sein und nicht den Speichel fremder Menschen zu lecken, daß man von Liebe zum Volk, von der Begeisterung für Freiheit, von dem heiligen Berufe für die gute Sache spricht: und dies Alles nennt er — überschwänglich? kopflos? verbrecherisch? Nein, er nennt es ledern, es ennüyirt ihn, es macht ihm Kopfschmerzen.

Tieck hat keinen Beruf, über Gegenwart und Zukunft im Leben und in der Literatur mitzusprechen. Er kennt die Alten, er fließt über in widerwärtige Ausdrücke, wenn von Calderon, Shakespeare, Ariost und anderen Heroen, die für sich selbst sprechen können, die Rede ist; aber die Zeitgenossen sind ihm unverständlich. Wer dem Liberalismus eine so lederne Tendenz unterlegen kann, daß er Gottscheden Altäre bauen könnte, beweis't, daß er in seinen alten Anschauungskreis unrettbar gebannt ist. Wir wissen wohl, daß es mit dem Liberalismus Dinge zu sprechen gibt, daß die Kunst sich mit dem Tiersparti noch zu verständigen hat, daß sogar ein Kampf entweder bevorsteht oder im Geheimen stillschweigend schon geführt wird zwischen dem Patriotischen und dem Schönen; doch ist es Kampf unter uns, eine Debatte, deren Ausdrücke nur wir verstehen; was hat Tieck hierein zu reden? Er verunreinigt Alles, was er hier in den Mund nähme; jede Partei würde ihn abweisen; denn er hat nicht ein Mal die Elemente, die ersten Grade der Weihe, die ihn befähigten, sich dem großen Bunde der neuen Zeit anzuschließen. Wir wollen Schönheit; aber die Schönheit des Erhabenen. Wir wollen Kunst; aber die, welche sich aus großen Ideen entwickelt. Wir wollen neue poetische Position, aber weder die blaue Blume, noch die Ironie, noch die Manie für die alte Literaturgeschichte. Die neue Lyrik — was hat schon Tieck mit ihr zu schaffen? Roman und Drama werden folgen: wir warten nur die Zeit ab. Tieck möge hingehen und Vorlesungen halten! Lies't er sich eine Brille ab: Emilie wird ihm schon eine neue aufsetzen! Auch um Homer und Ossian soll er ohne Sorge sein; die werden sich schon durchschlagen! Auch Göthe wird nicht abhanden kommen. Für alle diese Dinge ist weise gesorgt. Tieck ist ein vernünftiger Mann: er sieht dies Alles ein, und die Weiber in seinem Hause werden eine Zeitlang von seiner bösen Laune gefoltert werden. Dann aber wird Tieck, leichtsinnig, wie immer, mit den Fingern schnellen, Gott einen guten Mann sein lassen, und hingehen, um seine novellistischen Friedriche, Heinriche, Eduarde, Wilhelme auszuführen, und sein Jahrespensum zu vollenden, ohne je wieder in einen Kreis zu kommen, der gar nicht für ihn gezogen ist.

Deutsches Theater.

Es ist eine sehr ordinäre Meinung in Deutschland, daß unsre Zeit für den Flor der Bühne nicht geeignet sein soll. Diese Meinung hat so lange für richtig gegolten, daß es ein Mal Zeit ist, sie abzuschließen, und dem Sachverhältnisse, was ihr zum Grunde liegt, näher zu treten. Thut man dies, so wird man finden, daß diese Meinung sehr bequem ist; bequem für das Publikum, bequem für die Dichter, bequem für die Schauspieler. Jetzt ist sie auch unwahr.

Der Dichter hat mit der Bühne einen langen Prozeß geführt. Jener hielt diese für seine angetraute Braut, und verfolgte bitter, erst mit Satyre, zuletzt mit Verachtung die Treulose, welche sich seinen Nebenbuhlern, der Musik, dem Tanze, dem Maschinismus, den spanischen Reitern, ja selbst den unvernünftigen Thieren hingab. Dies war der Rausch einer kurzen Zeit, von welcher wir jetzt nur noch in dem Nachhall leben. Die Bühne, so vielfach benutzt, scheint erschöpft zu sein, nur die Oper ist noch der letzte Gegner, welchen der Dichter zu besiegen hätte! Aber selbst die Oper ist matt geworden: es war eine flüchtige Glanzperiode, welche sie erlebte; wir sehen, wie spärlich der Nachwuchs sowohl an Sängern wie an Componisten ist. Bei der weißen Dame schläft man nach gerade ein, die Stumme von Portici, Fra Diavolo, Zampa kennen wir auswendig und jeder Ton, der von der Straße kömmt, erinnert uns an sie, Robert der Teufel hat sich acclimatisirt, wie „Ein freies Leben führen wir;“ die Componisten selbst ruhen aus. Herold und Boyeldieu unter der Erde, Rossini prozessirt noch immer mit Herrn Véron und wird nicht eher componiren, bis er seine Sache gegen die französische Oper gewonnen; Auber nimmt Süjets, welche die Censur in Wien und Berlin nicht duldet; Meyerbeer ist von zwei Compositionen so angegriffen, daß er von einem Bade in's andre reis't, und, statt Neues zu schaffen, seinen alten Sachen veränderte Texte unterlegen will; Bellini's Manier macht uns einen Abend in seinen Tonwellen schwelgen, hat aber so wenig Präzision und Charakter, daß uns von seinen Opern nichts als Anklänge übrig bleiben, Anklänge, die sich zwar trällern lassen, aber sich nicht recht fixiren und zu unvergeßlichen Melodien ausprägen wollen: unsre deutschen Componisten endlich — vor denen sind die Dichter und Schauspieler sicher. Mit den Handlangern der Oper steht es nicht besser. Wo fänden sich noch junge Primadonnen? Sie sind alle so um den Anfang unsres Jahrhunderts geboren; die jungen Nachkömmlinge, welche sich jetzt auf unsern Bühnen vordrängen, gehören nicht mehr zur Nachtigallenperiode, sondern es sind zwitschernde kleine Grasmücken, mit niedlichen Köpfen, jungen Leidenschaften, verschämter Tournüre, Stimmen ohne Brust, keine Domglocken mehr, sondern Alpenglöckchen, allerliebst unter vier Augen, aber auf der Bühne nur zweite Parthien. Bei den Männern findet sich Baß und Bariton noch genug; denn diese können alt sein, für sie gibt es keine Mittagslinie; allein wie stark ist die Nachfrage nach Tenoren? Ein erster Tenorist ist das zerbrechlichste Requisit einer Bühne; sie muß ihn hegen und pflegen; denn er ist sensitiv wie ein Kameel: sie muß ihn mit Baumwolle umgeben: und doch wollen die Tenore nicht mehr gerathen, Frost ist über sie gekommen, sie gedeihen kümmerlich. Das sind die Aussichten, welche sich für die Oper eröffnen. Wahrlich, sie sind so glänzend nicht, daß man sie immer bei der Hand haben sollte, wenn von den Hoffnungen des deutschen Theaters die Rede ist.

Nicht die Rivalität ist es, welche die dramatische Literatur zu fürchten hat; sondern in höherm Grade die Stellung des Theaters in der Gesellschaft, die Schauspieler und den Rest von Thätigkeit für die Bühne, der sich bei einigen Schriftstellern noch erhalten hat. Kaum weiß man, welches von diesen drei Hindernissen das gefährlichste zu nennen ist: ich glaube, die Schauspieler ließen sich noch am leichtesten für eine Revolution des Theaterwesens gewinnen; denn nicht Alle sind so verderbt und flach, daß nicht ein Funke von Poesie noch in ihnen zu finden wäre. Sie sind ein Mal angewiesen auf den Beifall der Menge und werden vom Ehrgeize gespornt, so daß sie nach der Seite hin nachgeben müßten, wo der bisherige Schlendrian ihres Treibens einen frischen Impuls erhält. Allein beklagenswerth bleibt es immer, daß eine Reform des Theaterwesens nicht denkbar ist, ohne den freiwilligen Beitritt so zahlloser Schauspieler, welche die Regie des deutschen Theaters an sich gerissen haben, nach lebenslänglichen Anstellungen geizen, und zu träge sind und zu hochmüthig, um sich dem Dichter mit Liebe, ja mit Bescheidenheit hinzugeben, seinen Vorschlägen Gehör und seiner Arbeit ihr Gedächtniß zu leihen. Von allen Seiten ist hier der Dichter schlecht berathen; wo er Herr sein sollte, da spielt er eine ärmliche und zurückgesetzte Rolle.

Wir stellen uns in diesen Blättern die Aufgabe, der Reform des Theaterwesens, welche unvermeidlich ist, weil sie in den Gesetzen unsres literarischen Progresses liegt, vorzuarbeiten. Es gibt viele Dinge, welche den Intendanzen, Regisseuren und Schauspielern gesagt werden müssen; wir wollen den Anfang damit machen, uns an die Dichter zu wenden. (Forts. folgt.)

---

5) **Meine Reise durch Italien, Frankreich und England im Jahre 1831. Von Hortense, ehem. Königin von Holland. Übersetzt von F. L. Lindner. Stuttgart, Balz, 1834.**

Die Journale haben von diesem Reisetagebuche das Interessante schon so rein abgeschöpft, daß eine besondre Herausgabe desselben sehr erläßlich war. Es ist bekannt, daß die Gräfin St. Leu von der italiänischen Insurrektion unter Zucchi überrascht wurde, einen Sohn während derselben nicht in der Schlacht, sondern an den Masern verlor, und den zweiten in Sicherheit bringen mußte. Man begreift nicht recht, wie sie, um nach der Schweiz zu kommen, einen Umweg über Paris und London nehmen zu müssen glaubte; doch ist es denkbar, daß sie ohne französische Garantie in der Schweiz sich nicht für sicher hielt, wahrscheinlicher aber und verzeihlich, daß sie von der französischen Umwälzung und dem Bürgerkönige Louis Philipp ein neues Schicksal der Familie Napoleons erwartete. Der gerettete Sohn lebt gegenwärtig in der Schweiz im Kanton Thurgau.

Daß Hortense in der Erinnerung an ihren Stiefvater und Schwager schwelgt, ist gerecht; denn ihre Familie verdankt dem Kaiser Alles; aber eine Täuschung ist es, welche unser gegenwärtiges Gefühl beleidigt, wenn sie bei den Völkern eine ähnliche Sehnsucht voraussetzt. Es ist möglich, daß in der Zurücksetzung der einst so bevorzugten Familie eine Ungerechtigkeit liegt; ja, sie thut auch Recht daran, sie dem politischen Systeme, welches siegte, und den Machthabern in diesem Falle vorzuwerfen; allein wie verblendet, wenn sie sich dabei auf ein besonderes Verlangen der Völker stützt! Was glaubt denn Hortense, daß ihre Familie den Völkern geben kann? Nichts, als sich selbst; nichts, als eine Nachkommenschaft, welche für die Völker nur den Werth hat, andre Namen zu führen; nichts, als eine Vertauschung der Dynastien, von welcher die Nationalwohlfahrt keinen Vortheil zieht. Nun darauf haben sich die Völker das Wort gegeben, daß das Gedächtniß einer glanzvollen Vergangenheit, wie die Napoleons, nicht getrübt wird von der Eifersucht und Lüge der Zeitgenossen und Nachkommen; die Rechte aber, welche sich Napoleon auf sie erworben hätte, erkennen sie nicht an. Diese Rechte haben einen trüben und schmerzhaften Ursprung, und wenn sie auch der Größe zugestanden wurden, welche die Sklaverei mit Ruhm übergoldete, so gehören sie doch denen nicht mehr, welche sie erben wollten, und auch an die Stelle des wahren Verdienstes das Verdienst des Blutes setzen möchten. Diese beklagenswerthe Verblendung blickt aus den vorliegenden Memoiren hervor, und gibt ihnen eine Färbung, welche störend wirkt. Die Bescheidenheit Hortense's ist mehr Schmollen, ihre Resignation eine Anklage, die Niemand verdient, und ihr Schmerz deßhalb eine Pein, weil er Niemanden rührt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 19. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 22. Januar.

Der arme Konrad.

Von
Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

In Junker Wolfs Gemach sah es anders aus, als in dem seiner Base. Jagdgeräthe, Garne, Stutzbüchsen mit großen Schlössern, Peitschen, Hundehalsbänder mit und ohne Stacheln und ähnliche Gegenstände hingen an den Wänden umher. Er selbst lag halb ausgekleidet auf einem Faulbett, dessen sammtner Überzug von Sporen vielfach zerrissen, hier und da in Fetzen herabhing, und indem er das nicht unschöne Haupt mit der einen Hand stützte, brauchte er die Andere, theils um einen großen Hund zu streicheln, dem als besonderem Günstling das nämliche Lager verstattet war, theils um nach den Bechern und Kannen auf dem vor ihm stehenden Tische zu langen. Ihm gegenüber saß der Forstwart, glühend vom Wein; laut lärmend und polternd brachte er Gesundheiten und Trinksprüche aus, lallte Geschichten oder stieß die Becher zusammen, daß es klirrte. „Munter!“ rief er, mit schwerer Zunge, „munter, Junker, heut' muß der geizigen Base Mutterfäßlein rinnen, und rinnen bis auf den letzten Tropfen!“

„Sauf, sauf,“ erwiederte Wolf, „in des Teufels Namen, es fängt an mir nicht mehr zu munden. — Hölle und Teufel! Wo ist der Narr geblieben und warum ist das Thier so maulfaul?“ fügte er hinzu. „Er soll springen und singen; stoß ihn in die Rippen, Hermann.“

Aus der Tiefe hervor am Fußende des Faulbettes tauchte Gockel mit verdroßnem, schläfrigem Gesicht auf. Er hatte am Boden gesessen, an einen zweiten Hund gelehnt, der da ruhig schlafend lag und mußte sich jetzt hurtig genug erheben, um dem Fußtritt des Forstwarts auszuweichen. „He! Hollah!“ fragte er gedehnt, „was wollt Ihr? Geht zu Bett', Junker, ehe Ihr trunken werdet; ich bin müde, Euer Narr zu sein. Ihr habt michnun schon den ganzen Abend gehänselt.“

„Dazu bist du da, Bursche,“ fuhr ihn der Junker an, „Glück über Glück für dich Knirps, daß man sich in müßiger Stunde mit dir ergötzen mag. Müde bist du? So? ich will dich munter machen. Da geh' und bring' mir das Peitschlein Numero fünf.“

Der Forstwart brüllte in lautem Gelächter auf, Gockel aber ging mit süßsauerem Gesicht, welches ihn in der That drollig kleidete, nach der Wand, bestieg einen dort befindlichen Sessel, langte eine kleine Peitsche mit mehreren dünnen Riemen herab und brachte sie gehorsam seinem Gebieter. Dieser zögerte, sie zu nehmen. „Wie macht's der Knecht?“ fragte er barsch, und Jener beugte nun knieend seine kleine Gestalt, küßte die Geißel und bot ihm den höckerigen Rücken zu beliebiger Züchtigung dar. Wolf ließ ihn einige Minuten in dieser Stellung, ohne auf des Forstwarts Winke zu achten, die ihn aufmunterten, den Kleinen zu geißeln. — „Steh' auf,“ sagte er endlich, „dein Gehorsam erspart dir die Strafe. Horch, was war das?“ setzte er hinzu, da jener fröhlich fortsprang.

Ein langgezogener Ton, wie von einem Horn ausgestoßen und in hoher Luft schwebend, ließ sich ver-

nehmen. Zugleich aber auch ein klirrender Sporentritt in dem mit Steinplatten belegten Mönchsgang, der zu des Junkers Gemächern führte. „Wer kommt?“ rief Wolf, seine liegende Stellung verlassend, „so spät und mit diesem Schritt? Das sind meines Vaters Schritte, so wahr ich lebe! Zu wem kann er wollen, als zu mir? Nimm dich zusammen, Herrmann! Die vielen Kannen bei Seite! Mein Wamms, Narr!“

Es mußte ungewöhnlich sein, daß Herr Balten seinen Sohn in dessen Wohngemache heimsuchte und namentlich so spät, denn eben schlug der Schloßseiger schrillend die zehnte Stunde, da Wolf so viel Bestürzung und Überraschung bei dem Fußtritt zeigte, der sich langsam, aber sicher näherte. Und in der That pflegte Herr Balten diesen Theil der Burg fast nie zu betreten, seine Gemahlin hatte ihn bewohnt, auch deren Ebenbild, Siegmund, und gern vermied er es mit seinem Erbjunker in zu nahe häusliche Berührungen zu kommen. Dieser hatte seine eignen Diener, lebte unabhängig, und, so lange er keines seiner Rechte antastete oder ein anderes verletzte, ließ ihn der Burgherr gewähren.

Jetzt pochte er an des Sohnes Thür. Der Forstwart war fast schon ein wenig zu weit vorgerückt im Taumel, um sich bedeutend durch seine Erscheinung stören zu lassen. Jener aber empfing ihn angekleidet und mit gespannter Frage nach dem Grund dieses Besuches auf dem Antlitz. „Warum ich komme?“ sagte der Freiherr ohne besondern Gruß und mit zusammengezogener Stirn' — „weil ich außer bei'm Mahl deiner nicht ansichtig werde. Ich habe mit dir zu reden, Wolf, und auch mit Euch, Forstwart; einen Sessel!“ —

„Das ist recht, stoßt ein Mal an,“ lallte Kolheinz, und hielt dem ernsten Burgherrn ein Glas entgegen, welches ihm Wolf sogleich mit einem Blick des Vorwurfs aus der Hand nahm, Herr Balten aber sagte: „Ihr seid zuweilen sehr kühn, Forstwart, und vergeßt Euren Stand. Mein Diener wartet, bis ich ihm einen Trunk biete. Überdem habe ich Ursach', unzufrieden mit Euch zu sein, hoffe jedoch, daß wenn ihr in der That fähig gewesen sein solltet, ein Bubenstück auszuüben, mein Sohn Wolf seine adelige Hand nicht dazu geboten haben wird. Es ist . . .“

Der Freiherr hielt mitten in seiner Rede inne, denn der seltsame schauerliche Hornruf aus der Höhe ertönte zum zweiten Male. „Das Feuerhorn,“ unterbrach er sich. „Schon vernahm ich es, doch glaubte ich mich zu täuschen. Es ist des alten Werners Horn auf der Warte. In der Nachbarschaft muß ein Brand sein.“ Indem er dies sagte, rief das Horn zum dritten Mal und wiederholt, lauter stets und gedehnter, vom hohen Burgthurm herab und Alle sprangen von ihren Sitzen auf. „Kommt,“ fuhr Herr Balten fort, „und laßt uns sehen, was es gibt; der Werner bläs't ja wie toll. Das Feuer muß nahe sein. Mein Verhör sei bis morgen verschoben.“ Damit verließ er eilends das Gemach und die übrigen mußten ihm folgen. Dem Junker war die Störung erwünscht, der Forstwart, der ihre Ursache noch nicht recht begriffen, trennte sich ungern von seinen Weinkrügen, und Gockel sprang lustig mit den Hunden um die Wette seinen Gebietern voran, und war der Erste unten im Hof; dieser war indessen schnell lebendig geworden, so wie das ganze Innere der Burg, Alles lief durch einander mit der Frage, wo Feuer sey. Knechte und Reisige sammelten sich in beiden Höfen und das Lärmhorn auf dem Thurm tönte dazu ununterbrochen fort. Zu Vermehrung des Schreckens begann der Himmel sich von allen Seiten zu röthen und zwar von, dem Anschein nach, so naher Glut, daß man die Lohe zu sehen glaubte; unten vom Berg herauf ertönte das Gebrüll von Stieren und Menschengeschrei, und Werner rief jetzt vom Thurm herab durch das Sprachrohr: Feuer in Neuhaus, Feuer im Stierhof — Feuer in allen Meierhöfen ringsum. Herr Balten besaß deren viele, die am Fuß und in den Thalschluchten des Berges gelegen waren, auf welchem der Hohenstein prangte; in ihnen bestand seine Landwirthschaft, sie machten einen nicht geringen Theil seines Besitzthums aus, und mit Schrecken und Zorn vernahm er daher diese Kunde, von deren Wahrheit ihn ein Blick von einem der nächsten Söller überzeugte. Durch Unglück ohne Beispiel brannten alle Höfe zugleich, ertönte von allen Seiten dasselbe Klag- und Mordgeschrei, und der besonnene Burgherr mußte seine Kräfte zusammenfassen, um ruhig zu bleiben. Kein Gewitter donnerte am Himmel, dessen Blitze gezündet haben könnten; in keiner Fehde war er begriffen; eine Räuberschaar, welche einst die Gegend unsicher machte, war zerstreut und vernichtet; — was konnte geschehen sein? Indessen waffnete er sich so schnell als möglich, verwies die wehklagende Schwester, nebst der Tochter barsch in ihr Gemach und eilte in den Hof, um die nöthigen Befehle zu geben; mit einem Theil der Burgmannen wollte er selbst zur Hülfe hinaus, die übrigen sollte Wolf und der Forstwart anführen; die Feuerspritze ward aufgefahren und die Sturmglocke des großen Thurmes angezogen, damit die Nachbarschaft von nah und fern zu Hülfe eile. Aber während dieser schnell getroffnen Anstalten drängten sich athemlose, schreiende Weiber und Kinder durch das äußere Burgthor herein und sanken erschöpft zwischen den Reisigen und Knechten nieder. Es waren die Weiber und Kinder der Meier auf den Wirthschaftshöfen, welche sich wehklagend um Herrn Balten drängten. „Bauern! Bauern!“ schrieen Einige, „nichts als Bauern! Sie brennen und sengen und morden. Schließt das Thor, laßt die Brücke aufziehen, es ist auf die Burg abgesehen.“ Und zu gleicher Zeit tönte dumpf und schrecklich, wie eine Posaune des Gericht's, Werner's Sprachrohr auf das Getöse herab! „Horcht, Feuer geht auf in Eisman! Feuer in Schottenstein! Feuer in Ahorn!“

(Forts. folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Man hätte ihn in aller Behaglichkeit todt geschlagen. Es ging so weit, daß die Juden, als der Pöbel durch die Gassen rasete, kein Licht in ihren Wohnungen anzuzünden wagten. Sie hätten den Tod davon haben können. Und das war im September 1830 der Fall, und wir leben jetzt im Jahre 1835. Ich zweifele, daß sich die Sache bedeutend geändert hat. Es ist durchaus nicht angenehm, ein Jude in Hamburg zu sein. In Moislingen und Haslat: leben die Juden übrigens in Frieden. Die Bremer Intoleranz ist nicht blutig, und die Lübecker Toleranz läßt die Juden ungestört in ihrem Moislingen, sie ist zu schwach, sie in Lübeck einzuführen. —

In Bremen waltet der Pietismus vor, und er gibt den Grundton im Leben an. Wer für einen ehrlichen Mann gelten will, der muß sein demüthig über die Straße gehen, nicht mit Schauspielern verkehren, gegen einen Senator bescheiden sein und seine Neujahrs-Rechnungen auf den Tag bezahlen. Thut er das Alles, so hat er Alles gethan, um für einen Ehrenmann zu gelten; und es kömmt nur darauf an, daß man ihn nicht durch evidente schlechte Handlungen des Gegentheils überführen kann. Solches war übrigens bei der Giftmischerin Gottfried der Fall. Sie war bekanntlich sehr fromm und mild, leutselig und wohlthätig, die liebenswürdigste Giftmischerin von der Welt. Sie kannte den Krebsschaden, woran Bremen leidet, und Dr. Dräseke mußte deßhalb in der Kirche für die fromme Dulderin beten, wenn ihr ein Kind nach dem anderen dahin starb. Die Gottfried aber rief: va banque! und ließ, als man im Publikum unruhig über die häufigen Todesfälle wurde, diesen oder jenen Leichnam der Ihrigen öffnen, und die Ärzte sprachen von einer sporadischen Cholera. Wie hätten sie, bei solch einer frommen Elisabeth, an Gift denken können? Gesina Gottfried aber ging in die Kirche, und mordete darauf los. Hätte ihr Bruder im Senat gesessen, man würde sie dann auch zum Tode verurtheilt haben, denn die Gerechtigkeit waltet streng in Bremen; aber die Zeitungen würden hinzugefügt haben, die Gottfried gehöre einer angesehenen Familie an. Einer angesehenen Familie anzugehören, ist sehr viel in Bremen. Solche angesehene Familien können dem Gesetze nicht vorgreifen, durchaus nicht, aber sie lenken die öffentliche Meinung; denn der Bremer hat ganz besonderen Respekt vor Allem, was angesehen heißt. Wenn ein Angesehener aus einer angesehenen Familie den Kopf schüttelt über einen Unangesehenen aus einer unangesehenen Familie, so schüttelt die ganze angesehene Familie, wie eine chinesische Pagode, den Kopf ihm nach, und man verurtheilt diesen oder jenen in einer Theegesellschaft zum Tode. Solch ein Theewasser-Urtheil ist ohne Berufung an ein höheres Forum; denn die öffentliche Meinung blickt nach der Theegesellschaft hin, und spricht gläubig: Amen! Da ist man nun unerbittlich verloren, und selbst, wenn man in der Kirche um Absolution beten ließ, würde es Einem nichts helfen. Aber sein demüthig muß man sein, die Legitimität der Angesehenheit muß man anerkennen, an den Nepotismus muß man glauben, in die Kirche muß man gehen; nur auf seinem Zimmer darf man ausschweifen, festen Willen darf man nicht haben, wenn man nicht Geld hat, und — man geht ein in das Himmelreich der Unantastbarkeit, man ist römisch-bremischer Bürger und kann jedem Lumpen, z. B. Schauspielern und sonstigen Vagabunden, hinter die Ohren schlagen, besonders wenn man Doctor ist. — Doctor! Herr Doctor! Der Name gilt viel in Bremen. Wenn man aus einer angesehenen Familie und Dr. jur. ist, so kann man sogar in den Senat kommen.

Es gab eine Zeit in Bremen, in welcher die Drs. jur. oder med. vor ihrem Doctor das Prädikat: Herr, erhielten, nämlich in Amtssachen. Andere Bürger wurden dagegen schlechtweg Hans oder Peter genannt, ohne Herr. Starb ein Dr. jur. oder med., so hieß es amtlich von ihm: „der selige Herr Doctor," von einem anderen Bürger aber: „weiland Hans oder Peter." Indeß lange vor der Julius-Revolution kam der Geist der Aufklärung über Bremen. Den Doctoren der Rechte und der Medicin wurde ihr Herr genommen, und acht Jahre darauf brach die Julius-Revolution aus. Leute jedoch, die von dem Gang der Dinge unterrichtet sind, wissen sehr wohl, daß der erste Schritt dazu von den Bremern ausging. Der erste Kampf des Volks gegen die Aristokratie fand in Bremen Statt, und die Doctoren müssen jetzt für ihre Seligkeit etwas anderes thun, als das Doctor-Diplom vorzeigen. In ganz Bremen kann eingehen in die Freuden der Seligen. In Hamburg und Lübeck hat man den Doctoren den Herrn gelassen. Der Bocksbeutel steht in großem Ansehen in den Hansestädten, und der Kampf um den Bocksbeutel ist ein ernster Kampf. Man glaube ja nicht, daß die Doctoren in Bremen so mir nichts, dir nichts den Herrn aufgegeben haben. Es ist viel darüber hin und her diskutirt worden, ob das Verfahren des Senats, der den Doctoren ihren Herrn abschnitt, ein legales, ein christliches Verfahren sei; indeß die Bürgerschaft jubelte und die Sache ging durch. Das Reichskammergericht, seligen Andenkens, gestand bekanntlich den Doctoren der Rechte, die Assessoren desselben waren, den Vorsitz vor den adeligen nicht promovirten Assessoren zu, und man mußte sich herrenlos machen lassen. Das Volk siegte. In Frankreich wird jeder freie Bürger von Amtswegen Herr genannt. Die Bremer, die bekanntlich ächte Republikaner sind, hätten billiger Weise verlangen können, man solle ihnen allen den Herrn geben; aber das wäre eine zu stolze Forderung gewesen, eine Forderung gegen die Prädestination. Die freien Bremer wissen sehr wohl, daß es Herren und Diener in der Welt geben muß, und sie überlassen es dem lieben Herrgott, welchen er zum Herrn, welchen er zum Knecht machen will. Einem Herrn dient Alles in Bremen, und das ist jener ängstliche, kleinliche Philisterismus, der da spricht: „Ik bin een Bremer Borger." Ach! es ist so schön, wenn ein Philister, der einem Reiche angehört, welches ein Paar Meilen in der Runde mißt, an seine Heiligkeit glaubt, und solcher Philister gibt es 40,000 im bremischen Reiche, jeder von ihnen glaubt sich ein Fürst.

Gäbe es keine Schauspieler in diesen Hansestädten, es gäbe Keinen, über welchen sich die Presse frei äußern könnte. In Hamburg kann man — wie ich schon oben bemerkt — freilich alle Scandalesen drucken lassen, die sich auf Privaten beziehen; indeß Alles mit dem Schein-Anstande: es darf dabei kein Name genannt werden, damit man die Censur nicht injuriarum belangen kann. Bezeichnen darf man vergestalt, daß man den Bezeichneten mit Händen greifen kann; allein die Injurien per demonstrationem sind schwer zu beweisen, und die Censur denkt nichts Arges dabei, und läßt sie durch.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Musik bei den Otaheitern. Bei religiösen Festen sowie bei Tänzen der Otaheiter spielt die Trommel eine Hauptrolle (etwa wie in unseren neueren Opern.) Die beinahe 8 Fuß hohe geweihte Trommel scholl sonst stets um Mitternacht an die Felsen der Thäler, das Echo wach rüttelnd, und mit dem Echo das Entsetzen in jedes harmlosen Schläfers Herzen, denn ihr Schall um Mitternacht verkündigte stets für den andern Tag ein feierliches Menschenopfer, und keiner, der sich des Abends zur Ruh' gelegt, wußte bis zum Augenblick der gräßlichen Entscheidung, wessen Scheitel der Sühne durch's Beil in der Priesterhand verfallen sei. — Zu Trompeten bedienten sich die Priester, Herolde und Krieger auf der See einer oft einen Fuß langen Muschel (von der Species der murex), welche nahe an ihrer Spitze auf der einen Seite ungefähr einen Zoll im Durchmesser durchbohrt war, in welcher Oeffnung ein ungefähr 3 Fuß langes Bambusrohr fest und vermittelst Harz-Kittes luftdicht eingefügt wurde; man blies auf diesen eintönigen Muscheltrompeten bei Prozessionen, Krönungsfesten und andern feierlichen Gelegenheiten. — Die Otaheitische Flöte besteht aus einem Bambusrohr, welches etwa einen Zoll im Durchmesser hat und zwölf oder achtzehn Zoll in der Länge; man bläs't sie mit den Nasenlöchern. — Die Gesänge der Otaheiter sind fast durchgehends historische Volkslieder, worin sie die Thaten ihrer Helden-Häuptlinge sowie Göttersagen feiern, und zwar meistens öffentlich und mit Mimik, so daß sie zugleich das Ansehen von dramatischen Belustigungen gewinnen, (ähnlich dem Beginne der griechischen Bühne, und manchen Gattungen der indischen Monodramen).

Der Kaffee-Verbrauch in den vorzüglichsten Staaten der civilisirten Welt beläuft sich auf **187,000 Tonnen**. Großbritannien consumirt davon ungefähr 10,000, Frankreich 30,000, Niederland 40,000, Spanien und Portugal 10,000, Deutschland und Skandinavien 32,000, die Vereinigten Staaten 15,000. — Zu dieser ungeheuren Masse Kaffees liefert das britische Westindien nicht mehr als 30,000,000 Pfund oder 13,300 Tonnen, während Java allein an 20,000, Cuba 15,000, St. Domingo 16,000 Tonnen erzeugt; die Holländischen Colonien in Westindien liefern 5000, die Französischen 8000, aus Brasilien und den spanischen Besitzthümern gewinnt man 33,000.

Religiöse Meinungen und Gebräuche auf den Südsee-inseln. Wie die Israeliten ihre Bundeslade, als heiliges Palladium allenthalben, selbst wenn sie auf's Schlachtfeld zogen, mit sich führten, so trugen auch die Südsee-insulaner stets die Idole einiger günstiger Gottheiten in den Kampf, im festen Vertrauen, daß ihnen unter solchem Schutz der Sieg nicht treulos werden könnte. Bei kriegerischen See-Abentheuern durfte der heilige Kahn, der Baatii, nie fehlen, welcher sich vor allen übrigen Canoes durch Größe, Zierlichkeit, Schnitzwerk und bunten Federschmuck auszeichnete und unter eigenen kleinen Tempeldächern das Bild des Gottes bewahrte. — Die Priesterschaft hatte, wie allenthalben, so auch über die Südsee-insulaner ihre unsichtbaren Waffe, den Tabu, den Kirchenbann, der ganze Provinzen sowie einzelne Individuen ebenso niederdonnerte, wie weiland Excommunikation und Interdict; es gab vor dem Tabu keinen anderen Schutz mehr, als Unterwerfung des gebannten Gottlosen unter die Gnade der geistlichen Gewalt. — Bei den Bewohnern der Goldküste (Afrika) besteht ein eigener Cultus des Haifisches, welcher sich so ungeheuren Respekt verschaffte, daß die gläubigen Goldküstler es sich zur höchsten Ehre anrechnen, von einem Haifisch gespeis't zu werden, dessen Rachen ihnen als die Pforte zur ewigen Seligkeit erscheint. Die Südsee-insulaner hegen eine ähnliche hohe Meinung und religiöse Ehrfurcht gegen den blauen Hai, dem in eigenen Tempeln eine gesonderte Priesterschaft zugetheilt ist, und um dessen Huld sich die Fischer sowie alle, die ihre Lebensweise auf die See führt, durch Opfer und Devotion bewerben. Gleichfalls göttliche Verehrung genießt die Schildkröte; niemand, außer Königen und Priestern darf sich erdreisten, einen Bissen ihres beim Opferfeuer geschmorten Fleisches zu genießen, wovon der größte Theil dem Idol dargebracht wird. — Ein eigenes Kapitel des Südseeischen Katechismus, an welchem die St. Simonisten, als Apostel des freien Weibes, vielleicht manches zu reformiren gehabt hätten, betraf die Diät der Südseedamen, denen die Religion nicht bloß verbot, von den Gerichten, an denen sich ihre Ehegatten gütlich thaten, Theil zu nehmen, sondern selbst auferlegte, mit diesen nicht an derselben Tafel zu speisen, ja sogar, ihre Mahlzeiten nicht an demselben Feuer zu kochen; und diese religiöse Tyrannei betraf nicht bloß die verehlichten Damen, sondern erstreckte sich auf das ganze schöne Geschlecht; selbst die Körbe, welche den Proviant für die Herren der Schöpfung enthielten, wurden durch weibliche Berührung als befleckt und entweiht betrachtet; die Frauen mußten gesonderte kleine Hütten bewohnen. — An hohen Götterfesten feierte man öffentliche religiöse Spiele und Wettkämpfe, zu welchen die Ringer ihre Glieder mit Oel salbten; zum Wettlauf erschienen die Renner mit einem fest um die Lenden geschlungenen Gürtel, mit Blumenkränzen um die Schläfe, und einem turbanähnlich um's Haupt geschlungenen leichten Stoff; — bei ruhiger See veranstaltete man Wettrennen in Canoes, neunzig bis hundert an der Zahl, die sich in gerader Linie längs der Küste aufstellten, um bei'm ersten Zeichen den Auslauf zu beginnen. War das Signal einmal gegeben, so entwickelte sich unter Kriegsgeschrei und Anrufung der Götter ein Schauspiel des erbittertsten Kampfes, wechselnd von Moment zu Moment, mit allen Kriegslisten, mit aller Taktik durchgeführt, zuweilen durch die blitzschnell durcheinander wirrenden Evolutionen wahrhaft phantastisch anzuschauen. Eine andere Gattung von gottesdienstlichen Spielen war das Bogenschießen, wobei die Waffen des Schützen geweiht wurden, und man nicht nach einem bestimmten Ziele schoß, sondern es sich nur um Erprobung der größeren Leibeskraft handelte; der Schütze stand dann auf einem ungefähr drei oder vier Fuß hohen dreieckigen, auf der einen Seite converen Steinhaufen, der gleichfalls als geweiht betrachtet wurde. Ein beliebter Wettkampf war auch das Speerwerfen, welches noch größere Gelenkigkeit und Kraft forderte; in diesen Kämpfen standen sich gemeiniglich zwei ganze Volksklassen gegenüber. Das Lieblingsspiel der Nation war der Hahnenkampf.

Humanität. Einer der edelsten Vereine unter den zahllosen Associationen in Paris ist die Gesellschaft zur Aufsicht, Besserung und Beschirmung der aus Strafanstalten entlassenen Jugend. Das Sekretairiats-Büreau der Gesellschaft befindet sich in der Rue chanoinesse No. 12, wo Subscriptionen zu genanntem Zwecke aufliegen. Vor Begründung dieser Gesellschaft waren die Strafanstalten und sogenannten Besserungshäuser, in welchen sich junge Leute um leichter Vergehen willen befanden, wahre Schulen der Verderbniß, worin bloß für die Bagno's üppig wuchernder Nachwuchs gehegt und gepflegt ward. Durch die menschenfreundlichen Bemühungen der erwähnten Gesellschaft, welche die jungen Gefangenen mit passender Arbeit beschäftigt und unter strenger sittlicher Aufsicht hält, sind seit zwei Jahren mehr als 1500 aus den Strafanstalten entlassene junge Leute, welche von jenem Vereine geistig und sittlich adoptirt wurden, der menschlichen Gesellschaft als bessere Bürger gleichsam wiedergeboren worden. — Die französische Gesellschaft zur „Aufhebung der Sclaverei" ist endlich völlig constituirt. Die Stifter derselben sind die HH. de Broglie, Passy, Odilon-Barrot, A. de Laborde, Isambert, G. La Rochefoucauld, de Tracy, Baron Roger, de Mornay, G. Lafayette, Golbery, Remusat, Luterot, de Villevesque, Salverte, de Sade, Lamartine, Berville, Montrol und Admiral Werhuel.

Frühe Heirathen in Columbien. Nach der Versicherung eines neueren Reisenden ist es in Mantuana nichts ungewöhnliches, junge Leute, die eben erst aus den Schulen treten, als Bräutigame und Ehemänner zu sehen. Die Familien behandeln die Vermählungen ihrer Kinder auf dem alten Comödienwege als eine Art von Geschäft, wobei Rang, Vermögen und Familienverhältnisse die Hauptrollen spielen und die zukünftigen Eheleute — die Handlanger und Statisten. Sind die Aeltern wechselseitig in's Reine gekommen, so holt man die etwa zwölfjährige Braut aus ihrer Pension, und den sechzehnjährigen Bräutigam aus seiner Schule und läßt sie als Eheleute zusammen aufwachsen. Häufig trifft man ein Ehepaar, welches zusammen nur dreißig Jahre zählt, oder eine achtzehnjährige Hausfrau, welche bereits sieben lebendige Kinder um sich versammelt, oder eine Dame von 27 Jahren, deren sechzehnjährige Tochter eher ihre jüngere Schwester scheint.

Reisen. Die auf dem „Astrolab" von Dumont d'Urville in den Jahren 1826—29 unternommene Weltumsegelung, welche die Auffindung von Spuren la Perouse's zum Zwecke hatte, ist jetzt völlig beendigt; letztere fand man auf der Insel Vanikoro. Die Ausbeute dieser Reise ist überdies eine Masse von interessanten Notizen über Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerschaften, welche die Inseln des stillen Oceans bewohnen. Mehr als ein Mal bestand die Expedition Abentheuer, wie kaum die Einbildungskraft eines Mährchenerzählers sie ersinnen mag, und Fährlichkeiten, bei welchen die Rettung durch eine höhere Hand als die eines blosen Deus ex machina den Gedanken bekräftigt, daß die Zeit der Wunder nicht vorüber ist.

Nro 20. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 23. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Feuer .... verdammter Rabe!“ schrie Ritter Balten hinauf, mit dem Fuß stampfend, — „Feuer auf deinen Kopf! Ist denn der jüngste Tag gekommen?“ Ein Mädchen aber stürzte aus dem Hause, warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee! „Laßt mich tödten!“ rief sie, „gestrenger Herr, der arme Konrad kommt! Die Leichenfeuer der Urfräle brennen; — ich wußte es wohl, ich wußte es wohl! —“

„Tolle!“ rief Herr Balten außer sich, „was soll dein Eulengesang? Hinab mit dir in's Verließ! Warum bist du noch nicht dort?“ damit schleuderte er sie weg, und das halb ohnmächtige Bärbchen würde heftig gegen den Boden gefallen sein, wenn nicht ein paar Arme sie aufgehalten hätten. „Komm, komm,“ flüsterte ihr eine dünne, seltsam bewegte Stimme zu, „ich verstehe dich, ich kenne dich wohl. Ha! ha! mein Dirnlein, deine Urfräle hat einen großen Trauersaal. Das Land ist sein Boden und der Himmel seine Decke und die Kerzen, welche d'ran brennen, sind schlanke, runde Burgthürme, wie unsrer da. — Komm, komm!“ Der kleine Mann zog sie fort durch das Gedränge, es war der Narr. Indessen stürzte alles nach dem äußern Hof, dem Burgthor, auf die Warten und Wälle und das Geschrei wurde immer allgemeiner, daß zahllose Schaaren den Berg umzingelten und gegen das Schloß heran rückten. — Aber, wer waren diese Schaaren, wo kamen sie her — wuchsen sie aus dem Boden? „Die Bauern!“ heulte es in allen Winkeln der Burg, „der arme Konrad ist da!“ Todtenblaß irrte der Forstwart umher, ein unheimlicher Schauder griff mit eiskalter Hand in die selige Vergessenheit seines Rausches und er hörte die Befehle kaum, die sein Freund: der Junker und dessen Vater ihm zuriefen. Auch Wolf's Auge glühte düster und unsicher; er stieß wild um sich und trat einem seiner geschätztesten Hunde, welcher im Wege saß und zu dem allgemeinen Getöse, dem Rufen und Schreien, dem Hörnerschall und dem Geläute der Sturmglocken, sein jämmerliches Geheul beifügte, so stark in die Rippen, daß das Thier sogleich und für immer verstummte. Indessen wurde die Zugbrücke aufgezogen, das Thor verschlossen, Mannschaft mit Hakenbüchsen auf den Wällen vertheilt und diejenigen Vertheidigungsmaßregeln getroffen, die in der Eile thunlich waren. Mehrere ganz in der Nähe fallende Schüsse und ein Feuermeer von Fackeln, welches durch den Wald herauf drang, verkündete die Annäherung des Feindes. Zahllose, dunkle Gestalten von den brennenden Kienästen, Balken und Stämmen, welche sie in den Händen schwangen, gluthroth angestrahlt und bewaffnet mit Äxten, Lanzen, Heugabeln, alten Schwertern und dergleichen klemmen aus der Tiefe herauf und zeigten ihre entflammten Gesichter jenseits des Wall's den Reisigen von Hohenstein, welche eine Schaar von Teufeln zu erblicken glaubten. Auch kleine Fähnlein mit verschiednen Abzeichen wurden sichtbar. —

„Halloh! Halloh, ihr Burgmannen,“ übertönte eine mächtige Stimme die übrigen, und ein großer Mann

trat aus dem Haufen hervor. „Laßt die Brücke nieder, öffnet Thor und Pforte, die christlichen Brüder sind da; der arme Konrad ist da. Wir bringen euch das reine Evangelium, Friede und Freiheit, so ihr uns in Gutem einlaßt. Aber Tod und Verderben im Gegentheil!"

„Herr Gott!" sagte der Knecht Schnabel zitternd zu seinem Gefährten Zieling auf dem Walle. „Den Schlagtodt kenne ich; es ist der große Linhard aus meinem Dorf. Und dort noch Einer — der Hans Schnabel vor Gernstadt, und wieder Einer, der Jacob Schöll — der Bastian Spieß! Herr, mein Heiland! fast lauter Bursche aus den Dörfern!"

„Schaust auch den," erwiederte Zieling, „nicht, viel muthiger, der da am Rand hingeht und den Graben mit den Augen mißt. Sie hatten ihn unlängst am Pfahle hier, und der Bube stieß uns hart zusammen, da er zum Teufel lief! Von dem versehe ich mir nichts Gutes, — kömmt er herein."

Der große Linhard fuhr in seinen Aufforderungen fort, worin er bald von Diesem bald von Jenem seiner Gefährten unterstützt ward; da aber keine Antwort darauf erfolgte, verlangte man den Burgherrn selbst zu sprechen. Herr Valten, dem solches gemeldet ward, konnte sich lange nicht entschließen, sich so weit herab zu lassen, daß er eine Unterhandlung mit dem tollen Bauernschwarm pflege, wie er den empörten Haufen nannte; er kannte recht wohl die Stärke seiner Wälle, die Tiefe seiner Gräben und war überzeugt, dieser sträfliche Tumult sei nichts, als der augenblickliche Wahnsinn einiger trunkenen Bursche aus den Dorfschenken, die mit dem Anbruch des Tages und mit dem Verfliegen ihres Rausches von selbst von ihrem heillosen Beginnen zurückschrecken, vor der verdienten Strafe zittern und keinen Ort finden würden, der tief genug wäre, sie zu verbergen. Aber auch in dem Fall, daß sie wirklich frech genug wären, länger vor dem Schloß liegen zu bleiben, so müßte ihm ja des baldigsten Hülfe von Außen kommen. Es hausten der Adeligen so viele in der Nähe; der churfürstliche Pfleger auf der Veste Coburg, Herr Hans von Schaumburg, war sein Freund, wenige Mannschaft gegen das Gesindel abgesendet, mußte ja dasselbe, furchtsam, knechtisch wie es war, schnell zu Paaren treiben. Mit diesen und ähnlichen Gründen beruhigte er sich selbst und Fräulein Brigitten, welche gefaßt, aber mit heimlich bebenden Händen werthvolle Gegenstände zusammentrug, einkistete, verbarg, während Hildegardis die Zuversicht ihres Vaters theilte. Endlich ließ sich dieser bewegen, dem Verlangen der Bauern sein Ohr zu leihen. Er begab sich nach dem äußern Hof, bestieg, von seinem Sohn und einigen Reisigen begleitet, die kleine Warte oberhalb des Thores und trat auf den Söller hinaus. Seine Erscheinung brachte eine augenblickliche Stille unter dem ungeduldig lärmenden Haufen hervor. „Was wollt Ihr?" fragte er mit lauter Stimme barsch hinüber. „Einlaß! Einlaß!" ward ihm entgegen gerufen. „Junker nimm das reine Evangelium an, das wir bringen! Werde ein Mitbruder des armen Konrads, wie unser Bund sich nennt. Schwöre auf die zwölf Artikel und schaffe Zehnten und Frohnden ab. Wir wollen nicht mehr deine Lastthiere sein, — kein Junker soll uns mehr schinden! — Wir wollen..."

Herr Valten ließ den großen Linhard nicht ausreden. Der Zorn über ein so schnödes, willkührliches, allem Rechtsbegriffe widersprechendes Verfahren überwältigte ihn. „Straßenräuber! Mordbrenner!" schrie er dazwischen. „Aufwieglerisches Gesindel, du willst mir vorschreiben? Die Ordnung der Welt sollte sich umkehren und ich, ein Edelmann und Lehnsherr, nach Euerem gottlosen Willen thun? Das geschehe nimmer. Seht die Bäume dieses Forstes an, ein jeder soll ein Galgen werden für Euch, so Ihr nicht auf der Stelle reumüthig umkehrt, und Euer tolles Unternehmen verflucht. Warum sengt und brennt Ihr in meinen Höfen? Weh euch und euern Weibern und Kindern, wenn großer Schaden geschehen ist. Euere Hütten sollen's mir entgelten, jeder Stall, den Ihr verbrannt, soll Euch ein Dorf kosten!" Damit wandte er sich ab und kehrte in das Innere zurück; zu gleicher Zeit aber erhob sich ein dumpfes Gemurmel, welches rings um die Burg lief und bald in ein tobendes Kriegsgeschrei ausartete. Es war jetzt an kein Aufhalten mehr von Seiten der Anführer zu denken. Auch hatten die Bauern schon zu Vieles gethan, um auf halbem Wege stehen zu bleiben oder gar umzukehren. Die letzte Drehung Herrn Valtens goß Öl in die Flammen. Ganze Schaaren stürzten, der Tiefe der Gräben ungeachtet in dieselben hinab, Andere klommen auf bereitgehaltenen Leitern oder an Stricken und Seilen vorsichtiger hinunter, den Kugeln trotzend, welche die Hakenschützen auf den Wällen ihnen jetzt entgegen sandten. Das Geschrei und der Fall einzelner Verwundeter vermehrten die Wuth der übrigen und ein Sturmlaufen gegen die Wälle begann, das an Heftigkeit seines Gleichen suchte. — Es wurde zwar an verschiednen Orten und zu wiederholten Malen zurück geschlagen, aber immer von Neuem und mit immer vergrößerter Erbitterung und Gewalt wieder versucht. Auch die Belagerer hatten einiges Feuergewehr, das sie zu gebrauchen verstanden, und hier und da sanken Burgleute, von Kugeln durchbohrt auf den Wällen. Die Zahl der Mannen und Reisigen war nur gering und ihre Neigung, Opfer der Treue gegen ihren Herrn zu werden, fast noch geringer. In der That schwebte die Burg in Gefahr. Keine Hülfe von Außen erschien; weder der churfürstliche Pfleger, noch die benachbarten Adligen sendeten auch nur Einen Mann, sei es, daß der Erstere fürchtete, es mit dem aufgereizten Volk zu verderben, und daß die Anderen vollauf zu thun hatten, ihre eignen Schlösser zu retten oder darum zu kämpfen. Herr Valten harrte vergebens auf den befreundeten Trompetenruf anrückender Reiter.

So standen die Sachen, Mitternacht war da

und noch nichts entschieden. In Fräulein Brigittens Kämmerlein sah es trübselig aus. Sie selbst war beschäftigt, ihre Salbenbüchslein zu öffnen, Wundpflaster zu streichen, Kräuter auszusuchen und Heiltränke zu bereiten, wobei sie jedoch nur mühsam ihre Fassung behielt und das Zittern ihrer Glieder nicht verbergen konnte. Bärbchen und Gokel gingen ihr dabei zur Hand; der Letztere hatte das Mädchen dem Zorn des Ritters entzogen und es hierher geflüchtet, wo es allerdings am sichersten war. Hildegardis mit Hülfe Paters Reinhardts pflegte indessen im Nebengemach der Verwundeten, die man dort hinein schaffte; ach sie hatte erst vor wenigen Stunden eines ganz anderen, freundlicheren Geschäftes hier gepflogen! Die Harfe lehnte noch am Stuhl, jetzt war sie verstummt und statt der feierlichen Melodie, von welcher ihre Saiten noch zu beben schienen, hörte man jetzt das Knallen der Schüsse, das Geschrei der Stürmenden! (Forts. folgt)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Die Frankfurter Presse verhält sich zu der der freien Hansestädte, wie England zu Tripolis. Die Gedankenfreiheit gilt dort nur Etwas als Gedankenfreiheit. Will sie sich aussprechen, sie muß Zoll über Zoll zahlen. Man kennt sie in den Zeitungen nicht wieder, die Censur verfährt zu grausam mit ihr. Indeß gab es im Jahre 1827 einen Censor in Bremen, der die Grundsätze der Freundschaft und des freien Eintritts in das Theater anerkannte. Die Theaterdirektion hieß einen Schauspieler gehen, den das Publikum gern sah. Ich wollte Herrn Bethmann in einem öffentlichen Blatte auffordern, den Mann dem Theater zu erhalten; allein der Censor strich die Aufforderung ganz und gar. Ich hätte hier an die Ober-Censurbehörde appelliren können; jedoch ob eines solchen Frevels würden alle Theegesellschaften des Todes gewesen sein. Ja, ich ich mußte schweigen, — ich schwieg; ich beugte mich vor der Freundschaft im Staube. Hätte ich es nicht gethan, ich würde nie und nimmer eine Armen-Curatel am Untergerichte bekommen haben; denn der Censor war auch Beisitzer des Untergerichtes, und vergab alle Curatelen über Nachlässe unter 300 Thalern, zu denen die Erben nicht bekannt waren. Ich aber war der Zeit Advokat in Bremen. Der arme Schauspieler mußte gehen; denn eine Nachlaß-Curatel von 300 Thalern wirft, nach dem gewöhnlichen Gerichts-Schlendrian in Bremen, dem Curator vielleicht 100 Thaler ab. Hundert Thaler, meine Angehörigen, der Censor, die Theegesellschaften, — ein Schauspieler dagegen. Ich war schwach; ich appellirte nicht.

Wie die drei freien Hansestädte von Außen aussehen? Eduard Duller schrieb eine Ballade: „die Krone des Elends,“ und Wyttenbach, ein Maler aus Trier, der jetzt in München ist, zeigte mir, nachdem wir im Gasthofe zum „Schwan“ in Frankfurt durch ein Paar Flaschen Nierensteiner in eine lyrische Stimmung versetzt worden waren, eine Skizze zu dem Gedichte. Ein König, die Krone auf dem Haupte, zu seiner Seite zwei weinende Töchter, sitzt in lear'scher Verzweiflung in einer Felsengrotte; ein greiser König, ein gram- und schmerzvoller. So steht Lübeck für denjenigen von Außen aus, der Poesie hat. Die mächtige Hansa, der alte Bröms, Gustav Wasa, der lübeckische Schöffenstuhl, das lübeckische Stadtrecht, die lübeckische Flotte, das mächtige, weltumfassende Lübeck; und jetzt das Lübeck mit aller seiner steinernen Herrlichkeit, mit seiner prachtvollen Marienkirche, mit dem Rathhause, dem beschnittenen Handel, den russischen Dampfböten, die Petersburg und Lübeck verbinden, dem weitberühmten Schweinsbraten, der Dorschsauce, dem Travemünder Seebade. Und doch ist Lübeck eine königliche Stadt. Die Thürme der Marienkirche, die weit in das Land hineinlugenden, sie dünken mir das weiße, gespenstige Lockenhaar des alten trauernden Lear, der seine Kinder, sein Hamburg, sein Bremen mächtig gemacht, den seine Kinder verstoßen. Was wäre jetzt Lübeck, ohne die „Alexandra“ und den „Nicolai,“ die beiden mächtigen Dampfböte, die so viel Leben bringen in die freie Hansestadt, so viele Excellenzen und Grafen und Barone, so viel Gold! — Das Hotel du Nord, der schönste Gasthof in Lübeck, verdankt der Dampfschifffahrt sein Dasein, und ohne Petersburg würde Lübeck nur Lübeck sein. Und Lübeck ist arm und dürftig; die Franzosen haben 1806 aufgeräumt, die Schlacht bei Jena war das Schwanenlied des mächtigen Hauptes der Hansa. Aber Lübeck ist human und leutselig, wie ein König im Unglück. Es steht, einsam trauernd, auf dem alten Fleck; der Heiligenschein ist von seinem Haupte gewichen, über seinem Schmerz ist es von Neuem Frühling geworden, und ein freundliches, geselliges, einfach-herzliches Blumenleben ist auf dem Grabe emporgeblüht. Die Denksteine der alten Herrlichkeit sind verwittert, aber das Epheu des Gedächtnisses hält sie umschlungen. Lübeck, das alte prächtige Stammschloß der Hansa, ist eine schöne sommerliche Villa geworden. Die Eigenthümer sehen in dieser Villa nicht ihre Welt, aber sie halten sie lieb, als wohnliche Wohnung, mit einem herrlichen Antikensaal erhebender Erinnerungen. — Bremen liegt in einer großen Sandwüste, und der Braunkohl Bremens, den man nirgends anders in der Güte findet, umkränzt es, wenn der Winter sein Leichentuch ausgebreitet. Bremen ist groß und weit ausgedehnt, nicht hehr, nicht erhaben, aber wohlhabend, reich, und es hat vielleicht den größten Tabackshandel auf dem Continente. — Hamburg liegt an der Elbe, da, wo sie, in der Nähe der Nordsee, noch ein Mal lacht, wie oberhalb Dresden, in der sächsischen Schweiz. Sie will Abschied nehmen von der Erde und mit dem Meere die Hochzeit feiern. Darum lacht sie holdverschämt mit Thränen in den Augen, wie eine junge Braut. Die grünen, hügelumsäumten Elbufer bilden den Brautkranz, und Hamburg, die reiche, üppige Handelsstadt, ist der Demant der Brautkrone. Er ist durch viele Hände gegangen, und häufig verarbeitet worden, aber an seinem Werthe hat er nichts verloren. Er glänzt und flimmert in bunter Pracht hinter dem Mastenwalde des Hafens hervor, in Villen und Gärten eingefaßt, an Venedig mahnend und die Lagunen. Ein Herz schlägt nicht in der Brust des Demanten, aber Hamburg hat ein schönes, human eingerichtetes Krankenhaus, ein Krankenhaus, wie es kein zweites in Deutschland gibt. Hamburg selbst, ach, — Hamburg selbst ist auch nur — ein Krankenhaus. Ich meine nicht, der physischen Luft wegen. Die gibt freilich der Cholera-Luft nichts nach; denn wie die Cholera mit ihrem Gifte nach Hamburg kam, da sprachen die Aerzte: die kennen wir schon, sie ist beinahe eben so giftduftig, wie die Luft in Hamburg, den ächten Hamburger wird sie wenig inkommodiren, — und die Cholera richtete wirklich wenig Verheerung in Hamburg an; die

Hamburger waren schon an sie gewöhnt. Ich denke bei dem großen Krankenhause an die geistige Luft, und die ist Stickluft, tollere Luft, als die im Krankenhause zu Hamburg.

(Fortsetzung folgt.)

Malicen.

Von

D. L. B. Wolff.

1.

Was ist das deutsche Publikum?
Ein tausendköpfig Ungeheuer;
Oft sieht es alles G'rade krumm,
Und wohlfeil ist ihm noch zu theuer.

Was ist das deutsche Publikum?
Ein Fluß, der stets sich muß ergießen;
Mit dem das Beste selbst muß zum
Weltmeere des Vergessens fließen.

Was ist das deutsche Publikum?
Ein Kind, das Neues stets verlanget,
Und dem doch selber wiederum
Stets vor dem guten Neuen banget.

Was ist das deutsche Publikum?
Wer führet eigentlich die Leitung?
Ist's Brockhaus's Repertorium,
Wie, oder gar die Abendzeitung?

Hat es in Schilda oder Wien
Die Residenz jetzt aufgeschlagen?
Man könnte, dächt' ich, in Berlin
Darüber die Censur befragen.

Fragt ein Chinese mich darum,
So würd' ich lächelnd zu ihm sagen
Es ist das deutsche Publikum,
In Deutschland selbst nicht zu erfragen.

Doch spräch ich, fragte mich darum
Ein Gallier oder Britte irgends:
Es ist das deutsche Publikum
Der alte Überall und Nirgends.

Theater-Arabesken.

III. Volk und Publikum. Schriftsteller, Intendanten und Skorpione.

Der Sprachschatz des deutschen Komödiantenwesens wimmelt von burlesken Hieroglyphen, wie Aegypten von Sphinxen; die technischen Ausdrücke der Schauspieler, wenn sie von ihren Osymandiasgräbern und „Barbierstuben" (Direktionsbüreaux), von ihren Memnonien und „Meerschweinchen," von Pumpen und Kneifen, von Erkneipereien und Schnittchen, vom Tragiren und dergleichen reden, präsentiren sich den Augen des Nicht-mysten, wie versteinerte, aber tönende Grenadiere einer vorsündfluthlichen Zeit. Doch in jenem Riesenetui von Narretheien und Flittern steckt ein silberner Pfeil, eine 18löthige Ironie: der ächte Thespiskutscher, der nämlich die Welt erfahren und durchfahren hat, wird nie den simplen Singular: Publikum, sondern stets den von oben herablorgnettirenden Plural: Publikümer gebrauchen, so oft er von jener pluralköpfigen Hydra spricht, deren Füße und Stiefel im Parterre wurzeln, deren Scheitel an die bemalte Himmelswölbung der paradiesischen Gallerie streifen.

Sieh, deutsches Volk, das bist du, man könnte einen Holzschnitt nicht besser in Bleigüssen abklatschen, als dich, fließende Menge, durch deine Pluralität. Ja, du bestehst aus nichts als Publikümern, du existirst gar nicht, du bildest dir nur ein, zu existiren, du lebst blos als eine Art von Begriffen, von denen du selbst keinen Begriff hast. Deshalb muß man Nachsicht mit dir haben und kann dir deine Abnormitäten nicht anrechnen; ein Begriff, blos als Begriff, ist ja nicht zurechnungsfähig. Glückliche Publikümer!

Still, Aberwitz! Nein, nein, deutsches Volk, komm' heran, klag' an, armes mißhandeltes ganzes Publikum, du hast dein heiliges Recht gegen deine geistigen Tribune einzutreiben, erhebe Rechenschaft von ihnen, die, statt die Souverainität deines Geistes zu vertreten, zu schmutzigen Lictoren der Mode, des Eigennutzes wurden, an die sie dich verriethen. Armes deutsches Publikum! Es ist so weit mit dir gekommen, daß du wirklich am Lumpacivagabundus bereits Gefallen findest, mit dem Eckensteher dich befreundest, in Herrn-von-Holbein'schen Lobeerntänzen mitspringst, als würdest du dafür bezahlt und bezahltest nicht selbst den Hunger dieser litterarischen Vagabunden, Eckensteher und Lohnlakaien. — Doch so lang du's duldest, haben die Perser recht.

Armes Aggregat von Publikümern, ich sehe nur eine unsichtbare Kette, die deine, mehr aus Gleichgültigkeit zerfallenden als widerhaarig sich abstoßenden molécules noch zur Noth zusammenhält; — aber es ist eben eine Kette; der Schein einer Gemeinsamkeit wird dir blos durch ein gemeinsames Joch erhalten, durch das Joch der Gemeinheit, in welcher deine Bühnenherrscher einen gemeinsamen Sammel- und Berührungspunkt finden. Die Bühne soll dich — (nicht etwa pedantisch im Kanzeiton und mit Reflexionen abpoliren, —) wie Alpenluft erkräftigen, das Tragische soll dich zum Atlas machen, der tragen kann und im Leid erst recht sich als Titanen zeigt, der Humor, die uralte ewigjunge Ironie der Welt- und Stubengeschichte soll dich wie der Adler den Ganymed hinaufflügeln, damit du es unbegreiflich findest, wie man an diesem Schlamme unten Gefallen finden kann; — das soll dir werden, das kannst du fordern: und was wird dir? Statt der Tragödie — der Bocksgesang, statt der Komödie — die schmutzige Hefeschminke! Bedanke dich bei Raupach, der Birch, dem Herrn von Holbein, dem Herrn von Holtei. — Das sind die Repräsentanten des deutschen Drama's! Diese Oligarchie hat es beschworen, wie Hannibal die Römer, alle Gedanken, Väter von Thaten, auszutilgen; bei sich selbst machten sie selbstmörderisch den Anfang und es kostete ihnen (mit Ausnahme Raupach's, der zu was Besser'm geboren war) wahrlich wenig Mühe. — Bedanke dich, armes Publikum, bei den Helfershelfern, Kalinsky's und Ladendienern dieser Oligarchie, bei den deutschen Intendanten und Theaterdirektoren, wie sie auch heißen mögen, deren Gott ein „Schnittchen," deren Baphomet höchstens irgend ein Phönix von einem Autor oder Componisten ist, ein solcher, der sich's schweres Geld kosten läßt, sich gespielt zu sehen und zu hören: — diese ehrlichen dirigirten Direktoren (dirigirt von ihren Schauspielern, dirigirt von den privilegirten Autoren, dirigirt vom Schall, vom Echo, dirigirt von Comité's, dirigirt von Pedanterie, dirigirt von der Kasse), wer sind sie denn? was wollen sie denn? Entweder sie waren früher Schauspieler und Regisseure und wollen nun als Direktoren das süße Retorsionsrecht genießen, Andere ebenso zu chikaniren, als sie früher selbst chikanirt wurden (aber darin irren sie sich; denn der Theaterthron ist auf Dornen erbaut) — oder sie sind Adelige, die man aus ihren Gütern in die Stadt hereinruft, und die nun die animalische Landwirthschaft auch in ihren neuen Verhältnissen einführen, aus der Bühne eine Schweizerei machen. Ich kenne blos zwei Bühnen, wo ein edler Geist schafft und waltet, das ist die Hofburgbühne in Wien, und hauptsächlich das Düsseldorfer Theater, wo endlich ein Dichter, ein wahrer, männlicher und deutscher, Immermann, den Pegasus tummelt, während die Mühlengäule aller Orten im Rade gleichförmig forttrotten, fortkeuchen.

Wer gibt den Bühnendespoten das Recht, das Zunftwesen wieder einzuführen? Und noch dazu ein ärgeres, als je bestand? Was verdient diese Insolenz jener ungemein possierlichen Liliputaner Dictatoren, womit sie in ein Reich hineinkrebsen, für welches ihre Geographie noch keine Rubrik hat? Und doch stellen sie sich wie von Gottes Gnaden an, diese pudelnärrischen Theaterbüreaukraten, die mit komischer Angst sich alle mögliche Mühe geben, zu vergessen, daß sie bloß par la grace du peuple existiren (des Volkes freilich und nicht der Publikümer.) Sie treiben den Kleinhandel in's Große, den Kram- und Käsehandel mit Autoren, welche einem ehrlichen Manne sein Stück Käse verleiden, weil sie die Hülle dazu liefern. — Bleibe ernsthaft, wer kann, wenn die Wiener Theaterzeitung oder sonst ein den Käseliebhabern feindliches Blatt mit göttlichem Ernst eine neue Raupachiade analysirt! Mützen ab, Publikümer! Der große Mann kommt, der privilegirte, der allgemeine. Handschuhe aus! Der Vorhang fällt und die Kunst auch und mit der Kunst — das Volk! — Doch was kümmert das euch, meine ehrlichen Publikümer? Gelt!? Ihr seid devot; gut! Ihr seid geduldig; gut! Ihr seid gut; gut! Aber Alles hat seine Gränzen, und über die Gränze hinaus ist der Beste doch blos ein Schaf. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 21. 1835.

81

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 24. Januar.

Aus dem zweiten Halbjahr des Laienbrevier's

von

Leopold Schefer.

Zwar lebst du wach im Geist, mit klarem Auge
Stets über all' die großen ewigen
Gewalten, Werke und Verhältnisse,
Die dich als Element so leis umstellen
Und dir das Leben bilden wie ein Thal,
Das alte Felsen ruhig eingeschränkt;
Und wie auf Wolkenzüge, gibst du Acht,
Was dir herauf aus ihrem Schooße steigt.
Du hörst den Geist in deinem Busen an,
Du hörst ihm zu, du thust das, was er flüstert,
— Denn leise sprechen nur die Göttlichen —,
Du trittst nicht achtlos fehl; denn eben da,
Wo du der Vorsicht, menschlich schwach, bedarfst,
Da fliegen dir die wachen Genien zu
Und leuchten einen Augenblick dir hell
Auf deine Bahn. So wandelst du vorüber.
Kaum tritt dich ein Unvorbedachtes an;
Dem Übel, das dir erst von ferne naht,
Vielleicht vorüberzieht, — dem sinnst du schon
Auf Hilf' und Abwehr, auf die Heilung selbst,
Ereilt' es dich! So wird die Sorge — Muth.
Auch in das Leben, unter Menschen blickend
Befremdet Irgend-Menschliches dich nicht,
Und Scheiden, Krankheit, Tod entsetzt dich nicht,
Du siehst gelassen: wie die Götter walten!
Ja, spaltete vor deinem Fuß die Erde
Und quolle Rauch auf, Feuer, Blitz und Donner,
Schnell wär' auch dir das starke Wort bereit:
„Auch das schon haben Menschen einst gelitten!
Und überstanden! — lange ruhn sie schon,
Und ihre Stätte hast du selbst geseh'n.“
Erwerben, Finden, Wiederseh'n, Besitzen,
Erfreut dich am Gewühl der Sterblichen,
Erwerben, finden sie nun Göttliches, —
Hier dieser sich die Braut, dort jene Mutter
Ein Kind! Ein Sohn, ein Wandrer kehrt nach Hause
Zum alten Vater! — Sei es Menschliches:
Das Brod der Hausfrau ist ihr wohl gerathen! . . .
Der Lein gedeiht! . . . Der alte Obstbaum wird
Noch ein Mal ganze Körbe Früchte tragen! . . .
Die Kinder sind zum Winter warm bekleidet . . .
Das erste Zähnchen glänzt im Mund des Kleinen;
Auch solche Freude rings verstehst du innig
Und trittst wohl heimlich in den düstern Winkel
Und weinst wohl ein Gesetzlein, trocknen Auges.
So lebst du froh vor dir, und froh vor Menschen.
Und doch, und doch, und doch bist du noch thörigt,
Unbillig, unweis', ungerecht und hart:
Du schiltst voll Ungeduld — die Ungeduld
Der Menschen und des Weibes und der Kinder!
Du strafst mit Zorn den Zorn! Du willst den Frieden
Durch Krieg, Gewalt, anstatt durch sichere Sanftmuth.
Drum geh', und lern' das Leben noch ein Mal!
Du hast nicht wohlgelernt! Vergebens! Schmahlich!
Du bist noch nicht dem blinden Hunde gleich,
Der dann erst bellt . . . wenn er mit Ernst gehorcht; . . .
Und schweigt — wenn er des Hauses Freund erkannt —
Die Kinder, und mit blinden Augen funkelt,
Sie auch zu sehn — wie er sie nur gehört!

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

„Ach, meine Ahnungen!“ sagte Base Brigitte, „meine bösen Träume, schon drei Nächte hintereinander! Ich sah den ganzen Hof voll rother Blumen, die anfangs zu schauen waren wie die würzige Blüthe der Aloe, aber bald empor wuchsen zu Feuerlilien, größer als ein Mensch, höher als die Gebäude, über welche sie ihre riesigen Blätter emporstreckten. Dann sah ich den Burgthurm, der so weit hineinlugt in das Land, ohne Haube, ohne goldnen Knopf; ich rief nach Werner, dem Wart, und wollte ihn schelten, daß er dem Thurm habe die Haube genommen, die ihn doch selbst mit bedeckte und den schönen goldnen Knopf, aber Wernleins Stimme antwortete mir aus der Tiefe der Erde und klang so dumpf und schauerlich, — und noch in letzter Nacht .... da träumte mir von einem Doctor aus Schwabenland, der kürzlich hier einsprach und viel erzählt hatte von dem Aufstand der Bauern in seinem Lande und wie sie ihrer Herren Schlösser verbrannten und plünderten und keiner Wohlthat mehr gedachten. Daß aber auch unser Volk so schnell von dem schlimmen Beispiel verführt, von der Pestilenz sollte angesteckt werden, nein, das glaubt' ich doch nicht.“

Bärbchen rang still die Hände.

„Du bist auch eine Bäuerin,“ fuhr Brigitte fort, „aber hast ein treues Gemüth, du und deine Sippschaft ist uns ergeben, das weiß ich. Wärst du sonst herauf gekommen, mein Dirnlein, um uns zu warnen? Leider, als es fast schon zu spät war. Aber so Gott mich durch diese Trübsal führt, will ich es dir nicht vergessen. Du hättest deinen Bruder absenden sollen, der doch besser springen kann als du. Herr, mein Heiland, höre ich Lärmen! Es geht drunter und drüber.“

„Er kommt!“ weinte Bärbchen, „er kommt!“

„Wer?“ fragte Fräulein Brigitte heftig. In diesem Augenblick nahte wirklich Jemand hastigen Schrittes. Es war der Burgherr. Bleich und verstört schaute er in die Thür und sprach hinein: „Laßt Alles liegen und stehen. Der äußere Hof ist ihrer. Sie sind auf den Wällen. Noch ist es Zeit, sich in den Thurm zurück zu ziehn, der nicht genommen werden kann. Beeile dich, Schwester, durch den Mönchsgang, den Jägerbau und die Capelle. Ich harre Eurer mit Wolf an der Pforte.“

Er verschwand wieder, ertheilte im Nebengemach denselben Befehl und ließ Fräulein Brigitten halb ohnmächtig zurück. Im ersten Augenblick war sie wie gelähmt vom Schreck, doch lag es in ihrer Natur, sich schnell zu fassen und wieder Umsicht zu gewinnen. Erst der äußere Hof war erstürmt, den Eingang zum Inneren schützte ein gewaltiger Thorgang mit Fallgattern, es war folglich noch möglich, mit Sicherheit den großen Thurm zu gewinnen. Sie traf mit Hildegardis und dem Vater alle Anstalten dazu und diese wurden auf der Stelle in's Werk gesetzt. Zuerst die Verwundeten und dann, was sich retten ließ von Kisten und Kasten, Kleinodien und Geräth, ließ man auf dem bezeichneten Weg in den Thurm schaffen, welcher Raum genug hatte für mehr als doppelt so viel Gäste. Er lag ohne alle Verbindung mit den übrigen Gebäuden auf dem höchsten Punkt der Burg, in der Nähe der Kapelle. Sein Fuß ruhte auf Felsen und die Hälfte seines Baues bestand aus einer ungeheuren viereckigen Masse von Quadersteinen, nach welcher der Thurm in schöner schlanker Ründung bis zur Haube hinauf stieg. Viele Gemächer, eines über dem andern und das obere stets von etwas geringerem Raum als das untere, füllten das Innere aus, unter dem Quaderbau befand sich das Verließ, welches nicht weniger tief war als das im Abtsthurm zu Banz, und den Eingang zum Ganzen bildete ein kleines Pförtchen, mit einer eisernen Thür verwahrt, das durch einen gewöhnlichen Andrang nicht gesprengt werden konnte. Hierher zog sich Herr Valten mit seinem ganzen Anhang zurück, noch immer in der sichern Hoffnung, einer vielleicht vor Tagesanbruch erscheinenden Hülfe von Außen. Sich den Bauern zu ergeben, wäre seinem Stolz ein unerträgliches gewesen. Mochten sie das ganze Schloß mit ihren Schaaren überschwemmen; in diesem unzudringlichen Thurm blieb er mit den Seinigen frei, bis der heranziehende Entsatz ihm wieder erlaubte, hervorzubrechen. Und selbst in dem undenkbaren Fall, daß dieser zögerte oder gar ausblieb, so ließ es sich nicht annehmen, daß die Empörer sich lange im Schloß aufhalten würden. Nachdem sie geplündert und geraubt hatten, würden sie sicher vor dem Licht des Tages entfliehen. So war Herr Valten's Meinung, als er einen Theil des Schlosses aufgab, und sich in den starken Thurm zurückzog, um dort die Gegenwehr fortzusetzen.

Indessen war der arme Konrad wirklich im Schloß. Er zuerst hatte den Wall erklommen, und an derselben Stelle, wo er vor nicht gar langer Zeit den ihn verfolgenden Saufänger hinabschleuderte, und dann mit seinem Fallbeil durch Schläge, welche das Mark des Felsens erschütterten, die Ketten der Zugbrücke gesprengt, welche rasselnd niederfiel und den Stürmenden den Weg zum Thore bahnte. Der Anblick dieser Orte rief in Konrad's Seele seine tiefliegende, wilde Natur wach. Bisher hatte er an Bärbchen gedacht, an Hildegardis, an Brigitten, und sich im Stillen gesagt, ob die Schwester wohl seiner Weisung nachgekommen sein, ob ihre Warnung Gehör gefunden und die Damen sich aus dem Schlosse geflüchtet haben möchten; in Folge dieser Betrachtung hatte er die Wuth der Seinigen zu zügeln gesucht; aber kaum waren die ersten Feuer aufgelodert, womit man den Krieg eröffnete, kaum ertönte Waffengeklirr und Geschrei und die Schaaren drängten zu diesem ihm so bekannten Berge

hinauf, als jede fromme Empfindung aus Konrad's Herzen entwich. Seine Augen begannen Flammen zu sprühen, seine Brust holte tiefer Athem, seine Nüstern schnoben und er ward der Verwegenste, der Wüthendste von Allen.

Die Unterhandlung mit dem Burgherrn ging nicht von ihm aus; er war es, der sie zuerst unterbrach, indem er sich in den Wallgraben hinabstürzte. Jetzt hatte seine Verwegenheit den Sieg errungen, die Bauern waren Meister des äußern Hofs. Da stand das Rüsthaus mit geschlossenem Thor und der kleinen runden Öffnung am Boden, durch welche der Narr in jener Nacht der Schmerzen zu Konrad hineingekrochen war; er rannte mit geschwungener Axt dagegen und unter seinem gewaltigen Fußtritt brachen die Thorflügel ein. Konrad stürzte auf den Geißelpfahl zu und umarmte ihn schnaufend, lechzend. Dann riß er Einem der ihm Nachfolgenden einen Feuerbrand aus den Händen, und schleuderte ihn mitten in die Geräthe hinein, die hier standen. Zwanzig andere flogen demselben nach. Fräulein Brigittens schöner buntbemalter Wappenwagen, von leichtem Holz gebaut, loderte zuerst in hellen Flammen auf. Schwarze Dampfwolken erfüllten das Haus, es mußte geräumt werden, um nicht darin zu ersticken. Konrad stand eine Weile im Hof, auf seine Axt gestützt, und sah die Feuersäulen aus dem Dache des großen Hauses steigen. Der Nachtwind hob sein fliegendes Haar, die Glut umstrahlte ihn mit ihrem Schein, aber sein Busen schlug einige Augenblicke ruhiger. — Alle Gebäude des äußeren Hofes waren indessen eingenommen, alle Thüren erbrochen und der siegtrunkne Haufe überließ sich, keiner Stimme gehorchend, nur dem Gelüste seiner aufgeregten Begierden. Raub, Plünderung und Zerstörungswuth entfalteten ihre Gräuel, anfangs nur in den äußern, bald auch in den innersten Theilen der Burg, da nirgends mehr Widerstand war. Hallen, Gänge, Treppen, die schönen reichen Gemächer, die großen Säle boten den Tummelplatz furchtbarer Verwüstung dar. Konrad selbst, wie ein ausgelassenes Raubthier, riß und schmetterte Alles um sich nieder. Die Beziehung der Gegenstände, die er vernichtete, war seinem Geist entschwunden. In Fräulein Brigittens Gemächern stieß er selbst die Fenster ein, daß sie klirrend in den Hof hinabfielen, zerhieb mit Axt und Schwert die da zurückgelassenen Geräthe und warf einen Pechkranz unter die Trümmer. Er hatte Bärbchen und die beiden Fräuleins vergessen, die Erinnerung dessen, was hinter ihm lag, war wie spurlos versunken, und nur in einem einzigen glühenden Verlangen fühlte er noch sein Dasein, in einem einzigen Mordgedanken waren alle früheren Wünsche und Regungen seiner Seele untergegangen. „Wolf! Wolf!“ heulte er durch Gänge und Gemächer, — „wo bist du, grausamer Junker? Herstwart, hervor aus deinem Versteck! Das Urfräle ruft!“ (Forts. folgt.)

Frühlingsglossen über Toleranz gegen die Juden.

Von einem Christen.

O, warum wird dem Einzelnen nicht die Kraft von Vielen, die ja doch dieß Erbtheil achtlos von sich schütteln, wie Staub von den Schuhen? Warum können warme Frühlingsgedanken nicht frei und gewaltig aufsliegen wie Sonnenstrahlen, anpochen an die alte Eisrinde, daß die Quelle drunter es hört und die tausendjährig eingewinterte Sehnsucht den Kettenpanzer sprengt? Warum können Wünsche nicht wie Liebesblicke der Engel sich durchzwängen durch Eisengitter in die dumpfen Klüfte des großen allgemeinen Menschheitsherzens, worin die alten Fossile der menschlichen Thierheit begrabene Himmelsahnungen übermodern? — Hier liege ich, ein Greis, seit ich waffenlustig aus dem Mutterschooße sprang; das erste Bad machte mich grau, der erste Blick in einen Kerker, wo Hüter und Gefangene aneinandergeschmiedet sind, schwächte meines äußeren Auges Sehkraft; nur von inwendig heraus sah ich durch lange Alleen von Träumen in einen heiligen Frühling der Liebe hinein, und nur meine Seele war blondlokig, wangenroth wie ein deutsches Mädchen; — hier liege ich, seit der Geburt splitternackt von Freuden und Hoffnungen, und doch treu an der Hoffnung haltend, als wäre das ganze blüthenlose Leben nur ein Brautstand. Statt der Jugend küßte mich ein Greisenalter der Menschheit; nun fordert mein Mannesalter die verlorne Jugend wieder, nicht für mich, nein für die Menschheit; was kümmert's mich, wenn mir ein Schwert stumpf wird, ein Speer zerbricht, ein Pfeil sich verirrt? Kampf macht mich wieder jung; was ich will, ich thu's, ich lasse nicht ab, — denn ich weiß, was ich will. Soll ich mich verstellen? Weßhalb? — Soll ich mich als Lappländer vermummen, da es in mir kocht und braus't wie das Gold zischend gebrütet wird unterm Nubischen Sand? Wem zu gefallen soll ich's läugnen, daß mein ganzes Leben eine einzige Partheilichkeit, eine einzige Leidenschaft ist? Ich will lieber mein eigenes Hemde sein, als meines gnädigen Herrn Chemisette; und noch lieber mich hingeben, um in den Mantel der Menschheit eingeflickt zu werden, wo er Löcher hat, als daß ich als schamlose bunte Livree herumwandle. So bin ich. Nun lacht, Lakaien; es kümmert mich nichts. Wißt ihr, die ihr bloß vor eurem schwindsüchtigen Ich antichambrirt, d. h. vor einem Geldsack, oder einer Trüffelpastete, oder einem Ordensbändchen oder noch schlimmeren Supplenten, wißt ihr, — (sagt doch) in welchem Taschenwörterbuch das Wörtchen Schaam steckt, das ihr wie ein Schminkbüchschen in die Tasche steckt? Die Sonne wird roth über euch, und dem Mond, dem Pausback, rinnt das Blut aus den Wangen, träuft auf die Erde nieder als Himmelsthränen und Balsamthau auf die Wunden zertretener Nationen. O Gott, ihr seid zuweilen so überaus witzig und lacht so gerne, wenn tausende nicht ein Mal mehr weinen können! Denkt ihr nicht an jenen alten Lear dort oben, dem eine Tochter untreu ward, die Erde, und der im blutigen Schmerz seine Cordelia als gemordet beweint, die heilige Vernunft? — Lacht, Lakaien! —

Ja, ich weiß; ihr lacht über diese Gedanken, denn ihr beginnt endlich zu merken, wohinaus ich will. — Ich verhehl' es auch nicht länger; ich rufe nichts als: Recht, Recht, Recht! Und ich, der ich ein Christ bin, rufe: Recht für die Juden: und ihr, die ihr als nichts geringeres, denn ich, erschaffen wurdet, — als Menschen, ihr rufet: „Was gehn uns die Juden an? Haben wir nicht das Äußerste

für sie gethan? Dulden wir sie nicht? Pah, es gibt in dieser langweiligen Zeit keine Thierhetzen und Judenverfolgungen mehr: es gibt reiche Juden, denen Höfe den Hof machen; weßhalb also diese Offensive zur Defension eines Volkes, welches sich am Ende doch nie mit uns amalgamirt? Ist ihnen die Toleranz nicht genug?"

Darauf will ich antworten, Punkt für Punkt. Hier wollt' ich euch haben; ich hab' es erwartet, daß eure sogenannte Humanität endlich die Maske vergesse. O, das ist der Fluch unsrer Zeit, daß uns die Barbarei nicht mehr in scythischem Nationalkostüm auf der Straße begegnet, nein, daß sie, zur Komödiantin geworden, Theater-Trödel umhängt, Glacehandschuhe über die scharfen Klauen anzieht, und als Humanität Theegesellschaften gibt; man wittert den Teufel nicht, wenn er sich parfümirt, man macht ihm Complimente, wenn er mit Hülfe des Schneiders sich wie ein honetter Mann präsentirt; diese ganze Civilisation, wie sie jetzt sich noch als Humanität, und, Gott weiß was, preis gibt, sie ist eine schlimmere Cholera als die leibliche, denn sie ist mit unserm frommen Glauben in Compagnie getreten und spekulirt mit unsern Interessen, ohne uns zu fragen, mit den Interessen unseres Mark's und Herzblut's, unsrer Thatkraft und Hoffnungen, mit unserm Wollen und Können; und das ganze Kapital ist indeß — verpufft.

Ja, es gibt keine Judenverfolgungen mehr; aber jener Sturm, der ihren Samen von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herz trieb, dieser riesige Souffleur, der Argwohn, — herrscht er nicht noch, allgegenwärtig in Hütten und Palästen, in Kellern und Herzen? Man gibt den Juden nicht mehr Schuld, Christenkinder zu kreuzigen oder mit Nadeln zu tödten, — man tödtet dafür die Ehre eines ganzen Volkes, die jungfräuliche Ehre der Vernunft; selbst die Klügsten und Eitelsten unter euch, die jedes Vorurtheil ängstlich von sich weisen, vielleicht nur um mit keinen Flecken auf den Kleidern herumzugehen, — sie können doch einen gewissen bittren Beischmack nicht aus dem Munde verbannen, wenn sie von Juden sprechen; es ist vielleicht der Nachschmack der unächten Civilisation, so wie man den ächten Johann Maria Farina vom falschen auch nur durch den Nachschmack unterscheiden kann. — Ja; es gibt reiche Juden, und (ihr räumt ein:) edle reiche Juden, reiche Juden, welche durch Rechtssinn und ächt-christliche Wohlthätigkeit manchen Christen beschämen; ihr seid übermannt, sie anzuerkennen, sie zu achten. Doch achtet ihr deßhalb, weil ihr die einzelnen achtet, das ganze Volk? Ist, weil der Einzelne — reich ist, das ganze Volk frei? Es gab auch im Mittelalter, als man die Judenhetzen wie Heiligen-Feste beging, reiche Juden, vielleicht mehr reiche Juden als jetzt, Fürsten standen in ihren Schuldbüchern, und doch waren sie nur Kammerknechte. Und, wie im Mittelalter ist das Volk der Juden noch verknechtet; es sind Kammerknechte, ihr betrachtet sie wie Citronen; was kümmern euch deren Schalen, wenn ihr den warmen Punsch ein Mal im Leibe habt? Ihr denkt an die gepflückten, ausgepreßten Citronen nicht mehr!

(Schluß folgt.)

Buntes.

Siamesische Humanität. Die Natur hat das Königreich Siam mit aller Pracht, und aller Ueppigkeit ausgestattet, wie nur ein tropischer Himmel sie überwölben kann; gerade Eins aber ist wie durch eine Ironie der Weltordnung dem Osten, dem Born des Lichtes, versagt, die Freiheit. Orientalischer Despotismus, der die Menschen nach Leibern zählt und die Leiber als Güter verrechnet, muß dem Westen oft blos wie ein Mährchen erscheinen; doch die neuen Zeiten sind Zeugen für alte Traditionen. Wer möchte z. B. nicht unwillkührlich an die Sage von Timur und seinem besiegten Gegner Bajesid denken, wenn er die Behandlung liest, die der Despot von Siam seinem Feinde, dem gefangenen Könige von Laos und dessen ganzem Geschlechte bereitete und von welcher der Missionär Tomlin zu Bancasan Augenzeuge war?! Als man den unglücklichen Fürsten mit seiner Familie in Ketten an den Siamesischen Hof gebracht, wurde er vierzehn Tage lang in einem großen eisernen Käfige der Schau und dem Spott der gaffslustigen, sclavischen Volksmenge ausgesetzt, und der Prah-Klang, nebst mehreren anderen hohen Personen, hatten jetzt kein wichtigeres Staatsgeschäft, als Tag und Nacht über den raffinirtesten Qualen des unglücklichen Fürstengeschlechtes zu brüten. In dem Käfige schmachteten neun Söhne und Enkel des alten Herrschers, deren zwei noch im zartesten Kindesalter, alle mit Ketten um Nacken und Füße; einige kauerten mit gesenkten Häuptern, hinstarrend wie in den Abgrund des Jammers, ein einziger Knabe saß mit offnen, arglos milden Blicken da, als ahnte er nicht, was für ein Schicksal die thierische Grausamkeit ihm bereit halte; wie ein Friedens- und Hoffnungsengel saß er unter seinem zertrümmerten Geschlecht, während die durch Knechtssinn entmenschten gleichaltrigen Siamesischen Knaben lachend in den Käfig hineinhöhnten. Und da rings des hündischen Volkes Gelächter aufwieherte, leckten schon die Flammen schadenfroh am Kessel empor, worin dem Vater des Jammergeschlechts ein Bad von siedendem Oel gerüstet ward, für den von zahllosen Messerstichen bereits zerfleischten Leib. Rechts im Käfige war überdieß ein großer Galgen hergerichtet, mit einer am Kehlbalken befestigten Kette, an deren einem Ende sich ein großer Haken befand. Der letztere war dem alten Könige bestimmt, nach allen früheren Martern. Doch der Tod war ungeduldiger als die bedächtigen Peiniger und drückte dem alten Fürsten mitleidig die Augen zu, damit er nicht zu den eigenen Foltern noch die der geliebten Kinder tragen mußte. Man erlasse uns die weitere Beschreibung der für die zwei Lieblingsfrauen, die Söhne und Enkel des greisen Fürsten ersonnenen Folterwerkzeuge, das Blut stockt in den Pulsen, wenn Tirannei, walte sie auch viele tausend Meilen fern von uns, aus Gedanken Handgeld der Hölle münzt, und Völker gedacht werden können, die so verhündischt sind, zu klatschen, wo der Zwingherr im Blute wühlt. — Wie eine heilige Opferflamme, von der Nemesis selbst entzündet, überleuchtete solche blutige Verworfenheit der große Brand Bancasan's ([illegible]), als dritthalb Meilen in der Länge und anderthalb in der Breite an beiden Ufern des Menam die Flammen hochaufflogen wie Riesengeier, mit rothen Schwingen schlagend und fachend, und die Bambushütten knarrend sich bogen und sanken, und der Pallast des Tirannen, ohne Wände, dastand, ein rothes, verkohlenes Gerippe.

Ein Sittenbildchen aus der Vorzeit. Der vorletzte Markgraf von Anspach hatte die Marotte, seine Unterthanen blos als Dinge zu betrachten, — eine Marotte, welche manchmal vorkommt. Hier ein Paar Züge aus seinem Leben, welche uns Hormayr in seinem neuesten historischen Taschenbuch mittheilt. — Auf die ungegründete Einstreuung, daß der Fasanmeister des Gunzenhausen die ihm zur Pflege anvertrauten Jagdhunde vernachlässige, rief der Markgraf ihn im Vorbeireiten heraus, und — schoß ihn auf seiner eigenen Hausschwelle nieder. — Einem vor dem Schloßthore wachehaltenden Bürger von Gunzenhausen forderte er (zur Versuchung) das Gewehr ab; und als dieser, in solchen Dingen wenig erfahren, es ihm gutwillig hinreichte, wurde er vom Fürsten als Memme, als Hund . . . . behandelt, und zwei Husaren übergeben, die ihn an den Pferdeschwanz binden und durch die Altmühl hin- und wiederschwemmen mußten; er starb zwei Monate darauf. — (Wer fragte nach so einem simplen Leben?)

Feuer- und Kohlendämpfe. Seit 1810 (also binnen 24 Jahren) haben in den Bergwerken und Kohlengruben von England und Wales nicht weniger als 1028 Personen durch Erstickung in Feuer- und Kohlendämpfen den Tod gefunden (die Opfer nicht eingerechnet, welche durch andre Unglücksfälle den Mächten der Tiefen anheimfielen.)

Die Fruchtbarkeit der französischen dramatischen Literatur hat sich seit 4 Jahren bedeutend vermindert. Das Jahr 1831 brachte in Paris 272 neue dramatische Produkte, 1832 bereits nur 258, 1833 — 219, und 1834 gar nur 187.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 22. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 26. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Fortsetzung.)

So ließ er keinen Winkel undurchsucht und die durchsuchten wurden augenblicklich den Flammen geopfert. Was im Schloß brennbar war, erlitt das Loos der Zerstörung, und aus allen Öffnungen und Fenstern der steinernen Mauern schlug die Lohe heraus. Herr Valten hatte den Schmerz, von der Höhe des Thurmes aus, den schönen Sitz seiner Ahnen, — er durfte Hohenstein so nennen, obgleich es nicht das Stammschloß seines Geschlechtes war, welches seinen Namen trug und nur wenige Stunden entfernt lag, — in Trümmer und Asche hinsinken zu sehen. Diese adelige Burg, in der er so lange geherrscht und gewaltet hatte, mußte das schmähliche Loos treffen, einer Rotte rasender Bauern zu unterliegen! Aber so groß der Kummer darüber war, standen Herrn Valten und den Seinigen doch noch bitterere Prüfungen bevor. Vielleicht hätte er sie durch eine kluge Nachgiebigkeit vermindern können; aber es lag diese nicht in seiner Natur. Mehrmals aufgefordert, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben und den Thurm zu öffnen, antwortete er, was ein gerechter Zorn ihm eingab, ohne die Umstände zu berücksichtigen, ohne die Stimmen der Klugheit zu hören. Welf und der Forstwart, welche beide am wenigsten Ursache hatten, von der Gnade der Bauern Gutes zu hoffen, bestärkten ihn durch jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel in dieser traurigen Beharrlichkeit. Sie schlugen vor, Bärbchens fast vergessene Anwesenheit im Thurm als Mittel zu benutzen, wodurch dem Treiben der Feinde Einhalt gethan werden könne, indem man ihr Leben von ferneren Zerstörungen derselben abhängig mache. Herr Valten, der hierin kein Unrecht sah, willigte darein, und der Forstwart ging die Wendeltreppe hinauf nach dem obersten Gemach, welches die Damen inne hatten, unter deren Schutze er das Mädchen wußte. Vergebens sträubte sich Fräulein Brigitte, es ihm zu überlassen, befahl ihm Hildegardis, sich aus ihrer Nähe zu entfernen; er faßte das zitternde Bärbchen wie ein Geier die Taube und riß es nach einem Söller fort, um von hier aus den Bauern die Geißel zu zeigen, welche man glücklich genug war zu besitzen, den Dolch auf ihren Busen zu setzen und ihnen zuzurufen, was dem Bauernkind drohe, sofern sie noch Einen Schritt weiter thäten. Aber es war zu spät; indem Kolbeinz auf dem Söller sich zeigte, Bärbchen in seinen Fäusten, entstand im untern Raume des Thurmes ein unheilverkündender Lärmen. Auch draußen war ein Drängen und Toben, daß Niemand auf seine Stimme gehört haben würde. Er sah dies und wollte seine Beute über den Rand des Söllers hinabschleudern; aber die beiden Fräulein retteten sie, indem sie sie bei den Kleidern festhielten. „Feuer! Feuer!“ rief es jetzt aus dem Innern des Thurmes. Herr Valten kam geisterbleich herauf gestürzt und bestätigte den schrecklichen Ruf. In der That brannte das Gebälk und die untern Gemächer stürzten bereits ein. Wer das Feuer in den Thurm geworfen hatte, oder wodurch

es sonst hineingekommen war, darüber konnte Niemand Rechenschaft geben; ihm Einhalt zu thun, war eben so unmöglich; das Element schien mit den Empörern gemeinsame Sache zu machen. Jetzt ward die Bedrängniß der im Thurm Befindlichen in der That entsetzlich. Ein Stockwerk nach dem andern hörten sie unter sich einbrechen und mit donnerndem Gekrache in die Tiefe hinabstürzen; schon bebte der Boden unter ihnen, die sich auf schwindelnder Höhe befanden, schon drangen Rauchsäulen aus demselben hervor und es war Zeit, seine Seele Gott zu empfehlen. Die Flammen oder ein fürchterlicher Sturz in die Tiefe waren gleiche Gefahr. Der Forstwart heulte auf den Knieen, Fräulein Brigitte umklammerte schreiend den Bruder, Hildegardis den Vater, Wolf rannte in Todesangst umher. Einige der Knechte, welche noch übrig waren, warfen sich auf ihn und wollten ihn in ihrer Verzweiflung ermorden. Da brachen die letzten Stützen des Stockwerk's, ein Theil der Wendeltreppe stürzte dumpfdonnernd voran und, die außen standen, vernahmen einen erstickten Schrei und sahen die schöne blanke Haube des hohen Burgthurm's, die so lange freudig über die Thäler geschauet hatte, plötzlich in seinem Bauche verschwinden. Die Flammen schlugen oben heraus und indem sie das Innere der Mauern erleuchteten, ohne diese selbst zu zerstören, war der Thurm mehrere Minuten lang wie eine Feuersäule anzuschauen. Die Bauern jauchzten diesem Schauspiele zu. Es entschied ihren vollkommnen Sieg und sie feierten denselben mit um so wilderer Freude, als die, aus den Burgkellern heraufgewälzten Weinfässer, die man gierig angezapft hatte, bereits ihre Wirkungen zu äußern begannen. Nur Konrad, abgesondert von den Übrigen, suchte wüthend die Pforte zu sprengen, welche den Eingang des Thurmes verschloß; er war sich selbst nicht klar bewußt, ob ein feindseliges Gefühl oder der heftige Drang zu erfahren, was aus den dort Verschloßnen geworden sein mochte, ihn stachelte; genug, er bot lange Zeit vergebens alle seine Kräfte auf, die hartnäckigen Riegel der eisernen Thür zu brechen. Da es nicht gelang, ließ er Leitern an den ausgebrannten Thurm setzen und klimmte hinan bis zum ersten Luftloch im Mauerwerk, durch das er seinen Körper zwängte. Da blickte er nun mit schaugierigen Augen in das Innere und in eine schwarze Tiefe hinab, aus der Rauch und Qualm emporstieg, und in welcher sich nichts unterscheiden ließ, als von Zeit zu Zeit ein trauriges Aufblitzen erlöschender Flammen, die im Rauch erstickten. Zugleich war es ihm, als drängen Klagetöne tief und verloren aus dem gräulichen Schlund herauf. Konrad's Ohr lauschte gespannt. Er irrte sich nicht; es lebte noch Etwas da unten. Seinen Rückweg auf der Leiter nehmend, blitzte zum ersten Male wieder der Gedanke hell durch ihn hin, wer dies sein könne, sein müsse. Fräulein Brigitte, Hildegardis — ihre Gestalten traten mit einem Male vor die bebende Seele des jungen Rottenführers. Großer Gott! sie waren im Thurm gewesen — sie, sie hatten ja in diesem Schlosse gewohnt, in das seine Hand den Feuerbrand geschleudert. Wenn er ihr Mörder geworden wäre, — Fräulein Hildegardis Mörder! Konrad blickte finster gegen den dunklen Himmel, dann ergriff er einen Balken von eichenem Bauholz, welches auf dem Platz lag, packte ihn fest und rannte damit so gewaltsam gegen die eiserne Pforte, daß ihre Angeln aus der Mauer losließen, die Riegel sprangen und sie selbst, nur noch von einer Angel gehalten, über dem Abgrund schwebte. Dies erblicken und unter lautem Freudengeschrei herbeistürzen, war für die schwelgenden Bauern Eins. Jeder wollte zuerst in den Thurm, davon Besitz nehmen, schauen, wie es darin aussah und starrte vor dem rauchenden Schlund zurück, der ihn angähnte. Indessen hörte man deutlich Klagen und Gewimmer daraus hervordringen und der rohe Haufe ergötzte sich daran. „Pfeift nur," schrieen Mehre, „pfeift nur recht hell und fein zu unserm Feste!" Der große Linhardt aber rief mit seiner donnernden Stimme hinab: „Heda, Valten von Lichtenstein, willst du noch immer trotzen? Valten von Lichtenstein, so du noch lebst da unten in deinem eignen Verließe, bitte um Gnade, denn das Schwert ist gezückt über dich und die Deinen." Es erfolgte nicht sogleich Antwort auf diese Aufforderung, endlich aber rief eine Weiberstimme von unten herauf: „Gnade, Hülfe!" Konrad, der wie Linhardt über den Abgrund gebeugt lag, hörte diese Stimme und sie schlug an sein Herz, denn er kannte sie wohl, es war Bärbchen, die um Gnade bat. Er sprang auf und verlangte, in das Verließ hinab gelassen zu werden. Vermittelst eines Seils, das man aus dem nahen Brunnenhaus herbeischaffte, und an dessen unterem Ende man ein Querholz befestigte, während das obere durch die Hände der Bauern lief, glitt Konrad, mit einer Fackel versehen, in die Tiefe hinunter. Beinahe wäre jene verloschen von dem Dampf, dem Qualm, der Moderluft, die hier miteinander kämpften; es war das selten geöffnete tiefste Verließ des Thurmes, in dessen Raum er hinabgelassen wurde. Lange dauerte es, bis sein Fuß den Boden betrat, endlich gewann er denselben, — er leuchtete um sich her, und ein schreckliches Bild gewaltsamer Zerstörung zeigte sich in seinem nächtlichen Graus. Stücke des eingestürzten Gewölbes, Balken, Mauersteine lagen durch einander, menschliche Gestalten dazwischen, zum Theil halb verbrannt, zerschmettert, mit Blut befleckt und aus einem dunklen Winkel hervor tauchte ein blasses Antlitz dem Fackelschein entgegen, welchen Konrad verbreitete. Er erblickte Bärbchen, wie sie die Arme nach ihm ausstreckte.

(Schluß folgt.)

Frühlingsglossen über Toleranz gegen die Juden.

Von einem Christen.

(Schluß.)

„Lassen wir ihnen nicht Toleranz angedeihen?“ O pfui über euch, daß ihr dies Wort zu eurer Entschuldigung aussprecht! Ich wollte zur Ehre eurer Vernunft: nie hatte ein Marktschreier dies Wort erfunden, um die hoffende kranke Menge zu narren, die ihm gläubig seinen Quaksalber-Trödel abkauft, und — betrogen wird. Rechenschaft, wenn's euch beliebt! was ist Toleranz? Spannt die Nerven eurer Denkkraft an, um aus diesem Wort: Toleranz, einen Begriff herauszuklügeln, der an eurem eigenen ganzen tiefinnersten Sein nicht zum Verräther würde. Fragt ihr mich, was ich von der Toleranz halte, — so haucht euch's mein heiligster Haß, den ich je liebend im Herzen gehegt und gepflegt, wie ein versengender Glutsturm der Wüste an die Stirn: Ich hasse die Toleranz so tiefsinnig, als ich meine Mutter, mein Weib, mein eignes Leben um aller Leben willen, liebe; ich hasse, ich verabscheue sie, weil ich nur an Einen Gott glaube, an den der Liebe, nur an Ein Gesetz, an das Recht. Und wo Liebe ist, kann keine bloße Gnade existiren, und wo es sich um's Recht handelt, da donnre ich der bloßen Gnade zu: hinweg mit dir, du bist das Zerrbild, die Feindin, der blumengekränzte Meuchelmord des Rechts! Wodurch sind wir? Wodurch bleiben wir, beglaubigt, unsterblich? Dadurch, daß wir je einer im andern die Freiheit und Selbstständigkeit jedes einzelnen anerkennen, je einer aus dem andern die Idee und den Werth unserer menschlichen Gesammtheit, unserer gesammten Menschheit herausfühlen, denn unter hunderten, ja — tausenden, wie viele haben wohl hinlänglich scharfe Sehorgane, um dies alles aus dem eignen Ich herauslesen zu können? Dadurch sind, dadurch bleiben wir; das sind die großen Liebes-Eleusinien des Rechtes, das kein Tirann zerschlagen, das kein Kerker verschlingen kann, das ist die Seele des großen organischen Lebens, das ist das Gravitationssystem des irdischen Firmaments; denn, läugnest du an dem, den die Natur durch alle Vorzüge und Fehler, durch Schönheit und Häßlichkeit, durch Bau und Gang, durch Blick und Tod, durch Seligkeit und Jammer, an Vaterliebe, an Muttertreue, an bräutlichen Wonnen, am inneren Bewußtsein der Dauer, auf ein Haar dir gleichstellte, den sie mit dir verbrüdert durch Eine Sonne, durch Einen Gott, — läugnest du an ihm das, was du in dir selbst findest und anerkennst, so hast du dich selbst betrogen, wenn du in dir etwas zu finden wähntest, oder so fandest du in dir statt des hochgepriesenen mild — gnädigen Christen, — den verachteten, eigennützigen, preßsüchtigen Juden, (wie du ihn schiltst, weil du ihn dazu machst), so ist an dir nichts anzuerkennen, als der Jammer, wie tief zu wühlen du dich selbst verdammt hast, wie bettelarm du mitten unter Schätzen, Freuden und Unsterblichkeitshoffnungen in einer Welt stehst, in welcher du allein stehst, Götze und Pfaffe zugleich, mit der du untergehst, weil du deinen geizigen Wahnsinn als ihre Achse annimmst und dich solang drum drehst, bis sie knarrend birst und dein Sein in Scherben zerfliegt. —

Hunderttausend zugestandene Freiheiten sind nicht die Freiheit; hunderttausend Hoffnungen mögen wie Seifenblasen zerplatzen, wie Träume verrinnen; — die Hoffnung nie. Hunderttausend Rechte, dem Juden von unsrer christlichen Tafel der Toleranz gnädig zugeworfen, sind noch nicht das Recht! Und gesetzt, es könnte in einer Welt, die durch Liebe erschaffen ward, und durch Recht besteht, wirklich auch noch eine Gnade, eine Toleranz geben, — wer ist dann, diese zu spenden, befugt? Gott selbst nicht, geschweige die Menschen. Hier ist nur auf zweierlei Wegen zu wandeln; was nicht Recht ist, kann nie etwas anders sein oder werden, als Ungerechtigkeit, und, wenn ihr (was eines Kindes Verstand begreift) annehmen müßt, daß Gnade nicht Recht ist, so bliebe nichts über, als daß Gnade — Ungerechtigkeit sei.

Frage ich meinen nächsten Nachbar, nämlich mich selbst: „Guter Freund, wie kommst du dazu, ein Christ zu sein?“ so wird mir die Antwort werden: „Ich weiß nicht. Ich ward es, weil ich als Säugling dazu gemacht ward.“ — „Also bist du's nicht durch freien Willen?“ — „Ich wuchs in meinem Glauben auf!“ — „Wo ist also dein Verdienst?“ Darauf bleibt die Antwort aus.

Und frage ich den Juden: „Warum wardst du ein Jude?“ — so heißt es wieder: „weil ich nach der Geburt dazu gemacht wurde.“ — „Und warum bist du's jetzt, seit dein Verstand mit deinem freien Willen Hand in Hand geht? Warum bliebst du's, trotz der bürgerlichen Vortheile, die dir ein Übertritt zum Christenthum gewähren kann?“ — „Weil ich einem Volk angehöre, wenn auch einem unterdruckten, äußerlich zerrissenen, doch einem Volk, einem innerlich ganzen; ich bin ein Jude, weil ich will!“ —

O lasset uns keinen Vergleich ziehen; ich möchte durch's Resultat meinen Glaubensgenossen nicht wehe thun, obwohl ich für die Juden spreche. Lasset uns lieber nur an das Eine denken, an das Höchste, an das Untheilbare, an die Würde des ganzen Geschlechtes.

Ist denn der Leib des Kleides willen da, oder das Kleid des Leibes willen, und das Leben um der Form willen oder die Form um des Lebens willen? Der Himmel bewahre uns vor einer Uniformirung der Menschheit, (sie trägt ohnehin schon Abzeichen ihrer freiwilligen Domestiquenschaft); aber an Ein Herz laßt uns alle uns festranken, alle, denen Eine Sonne Licht in die Herzen strömt, alle, über denen Ein Sternendach ausgespannt ist; fort mit dem Joch; es ist wahrlich nicht minder schimpflich, ein Scherge zu sein, als ein Gefolterter, ein Tirann, als ein Knecht, das Joch aufzubürden, als zu tragen.

Wer von euch wäre nie krank gewesen? Wer von euch wähnte sich blos dafür geboren, um sein ganzes Leben hindurch zu siechen? Und wer von euch möchte so grausam sein, seinem Bruder das Leben blos als hundertjährige Krankheit zu wünschen? Ach, Knechtschaft ist noch mehr als Krankheit und Tod. Wer von euch sah aus der dumpfen Krankenstube nicht sehnsüchtig durch's verschlossene trübe Fenster in den frischen sonnigen Mai hinaus? Und ein ganzes Volk darf sich seit achtzehnhundert Jahren keines Frühlings freuen? Könnt ihr die Luft in Regionen abtheilen, und sagen: dieß Stück von ihr ist mein? Und dem Morgenwind, der von Osten kommt, zurufen: „Halt, nicht weiter, du bist blos für mich, du darfst meinen Nachbar nicht erquicken?“ Wenn Christ und Jude vor der eben entfalteten Rose stehen, duftet sie dem einen nach Recht und Pflicht und dem andern blos aus Gnade? Und warum soll die Himmelsrose: Freiheit, blos dem Einen als Recht blühen, und dem andern blos als Gnade?

Das sind Gedanken, so alt als die Welt, und doch so jung wie jeder Neugeborene, dem durch's Glücksloos oder durch eine Niete Herrschaft oder Knechtschaft zufällt, je nachdem eine gräßliche blinde Ananke das Rad schnellt, die

ihr statt des Allliebenden auf dem Altar erhebt, die ihr selbst zu eurer eignen Despotin macht, um nur für euch eine kleine Satrapenschaft zu erhalten, statt daß ihr selbst frei und unsterblich wäret, wenn ihr eure Brüder als frei und unsterblich anerkennt! — Es sind alte Gedanken, aber das Gedächtniß des Menschen leidet auch an Altersschwäche; darum laßt uns wieder jung werden durch Bruderliebe und stark durch das uralt junge Wort der Wahrheit, bis die Wahrheit selbst ihr Thatenreich beginnt. *)

Eduard Duller.

Maliccn.

Von

O. L. B. Wolff.

2.

Wunderliches jetzt vernehm' ich,
Vieles Volk ist auf den Gassen,
Schmiegt und biegt sich, drängt und zwängt sich
Bald zum Lieben, bald zum Hassen.

Tücht'ge Schreier sind darunter,
Sie posaunen und trompeten;
Ihre schrillen, heiser'n Klänge
Hält der Plebs für frommes Beten.

Leise schleich' ich längs der Häuser
Mich vorbei, ich blöder Dichter;
Jeder Gassenjunge scheint mir
Ein gar hoch bestallter Richter,

Der sich selber hat erhoben. —
Mag bei solchem Volk nichts gelten!
Wolle man gleich drum feroil mich
Oder gar bestochen schelten.

Jene haben aller Orten
Die Apostel, so da predigen:
Ich kann nur in wenig Worten
Meines Credo mich entledigen.

Und es heißt: Auf eignen Füßen
Sicher und gradaus gegangen,
Und da nimmer eingetreten,
Wo ein And'rer angefangen.

Nicht geheinet, nicht geboernet,
Nicht geschellingt, nicht gehegelt,
Und vor allen Dingen nimmer
Ultraliberal gesiegelt!

Theater-Arabesken.

(Schluß.)

Doch, im Ernst: Bevor ihr seid, müßt ihr anfangen zu sein; bevor ihr anfangt zu sein, müßt ihr anfangen zu denken; bevor ihr anfangt zu denken, müßt ihr anfangen zu fühlen; — aber ihr fühlt noch nicht ein Mal die Schande, daß jede andere Literatur die eure am Narrenseil führt: — geschweige die Keime, die in euch stecken. Ihr habt zu viel Stickgas in euch; man erstickt, wie ein Hund in der Hundsgrotte bei Neapel, wenn man euch einathmet; denn, so tief, auf alle vier, muß man sich herablassen, um mit euch in Reih' und Glied zu kommen. Ich will euch einen Häring opfern, und ihr sollt die Seele davon haben; denkt euch nur: die Seele eines vernünftigen Häring's, — keines wahnsinnigen, nein, eben eines rechten Philisters von Häring, eine Seele, die wie eine Fliegenklappe aussieht. —

Doch genug; ich will euch nicht weiter haranguiren; ihr seid ohnehin geschlagene Leute. — Jetzt zu Ihnen, meine Herren, die Sie hinter Ihren hölzernen Bureaugittern sitzen, intendirend, dirigirend, Gehalt verdämelnd, Grillen fangend; ein Wort an das Ohr Ihrer Weisheit, (ich weiß nicht, ist's das rechte oder linke?): hören Sie wohlgeborner Weise, die Prophezeihung eines blos gebornen Menschen, der Ihnen vom Dreifuß herab eine pythische Stand- und Brandrede recitiren will, ohne einen anderen Souffleur, als die Zukunft, die unter der dünnen, abgeschliffenen und abgetretenen Rinde dieser Gegenwart braust.

Worauf intendiren Sie meine Herren Intendanten, oder wie Sie sonst heißen? Haben Sie an der Stelle, wo andere Leute das Herz tragen, wirklich blos einen Kassier oder Contremarqueur sitzen? Wollen Sie wirklich fest an dem Credo halten, daß das deutsche Publikum von Gott im Himmel für nichts erschaffen ist, als um zu tanzen — nach Ihrer Pfeife? — behüte, nicht ein Mal nach Ihren eigenen Pfeifen, sondern sogar nach den Pfeifen der Leute, welche Sie selbst springen machen, als ertheilten sie auf heißem Blech Tanzunterricht? Gibt es, wenn man auch gegen die nützlichen Publikumer ungenirt ist, keine Pflichten gegen ein ganzes Volk? Oder hat ein ganzes Volk blos die Bestimmung, Entree zu bezahlen? Das hat Silvio Pellico in seinen doveri anzuführen vergessen. Ist dies Deutschland, dieser heilige Mutterschooß aller unserer Hoffnungen, dies Asyl der Wahrheit und Strebkraft, ist es so bettelarm an Geistern, daß man zu Waden und Zehen seine Zuflucht nehmen muß? Ist es so leer an Gedanken, daß man um hirnständige Töne betteln muß? Ist es so verwaist an Jugend, daß man bei'm siechen Alter anpocht, bei albernen Weibern, welche aus Romanen Schauspiele schneidern? Hinweg mit dem Plunder! Die Zeit der Lumpen hat sich so hoch emporgegipfelt, daß sie übertaumeln, die Aera der Ehrlosigkeit verrinnt in Sand, die Sehne der Geduld reißt endlich. Gebt euch vor! Es wird euch noch ernst gerathen, bevor ihr rathlos seid, ihr schöngeistigen Hofräthe! Ehrlich und aufrichtig gesprochen, will ich euch's nicht verhehlen: hinter euch steht schon eine frische Generation, die an Hoffnungen großgesäugt ward, statt an Ziegenmilch, die durch Willen compakt ward, statt durch Kartoffel und Fusel, eine Generation der Opposition gegen den Augiasstall, eine Generation, die Waffen in den Fäusten hat, und Kraft in Mark und Blut, eine unverdorbene, unvergiftete. Sie ist nur bis jetzt noch nicht aufgetreten, weil sie die Zeit völlig verrinnen lassen will, bis euch vor dem schmacklosen Confekt eurer geistigen und künstlerischen Concetti völlig ekelt; aber sie kommt, gewiß, eh' ihr's euch verseht, sie kommt mit klirrenden Waffen und wirft eure hohlen Trophäen in den Sand; denn unsere ganze Literatur liegt in den Wehen einer Wiedergeburt, und das deutsche Volk wird der jungen Venus victrix zujauchzen, und kein Publikum mehr sein, geschweige ein „Publikumer!" Arme Schelme, die ihr eure Unsterblichkeit schon überlebt habt! ihr bedürft Ruhe; legt euch zu Bette, d. h. in die Särge der Vergessenheit und träumt im Tode, so wie euch das Leben nie wach fand.

Das wird kommen, das muß kommen!

Hinweg mit dem Dämel! hinweg mit dem blödsinnigen Glauben: ihr könntet durch Sprachrohre eure Stimmen in Löwengebrüll verwandeln, heisere Poeten, possierliche Direktoren, lächerliche Schauspieler der guten alten Zeit. Für euch blüht keine Jerichorose mehr! Die deutsche Nation wird sich einen literarischen Areopag hinstellen, sie kann nicht anders, das ist eine Lebensbedingung. Ist nur erst der Kampfplatz frei, so wachsen auch die Kämpfer und ringen mit Gedanken an Gedanken, Begeisterung an Begeisterung, nicht um ihre einzelnen Lorbeerkränze, sondern um den Sieges- und Ehrenkranz ihrer Nation.

„Ich will euch mit Skorpionen geißeln!" sprach jener hebräische Fürst, — seht euch um: ihr guten Leute, mit geschmeidigen Rücken, schlagen nicht aus allen Kelchen der Arabeske die klirrenden Stachel empor? Take care of your ears! Kinder, — seht nur hin: — gedungene Schelme binden euch eine Ruthe aus den Skorpionenschwänzen, — eine Ruthe für den Knecht Ruprecht (um nämlich ihn selbst — nicht zu schrecken, — nein zu geißeln!) Und, — so wahr ihr nicht wißt, warum ihr erschaffen seid, — man wird nicht ermüden, die thönernen Götzen, die dickbäuchigen Canope, die hundsköpfigen Anubis, alle, alle zu stürzen; die Jugend glaubt an keine Mumien, sie glaubt an den Gott der Mannheit und des Lenzes. Gott sei mit uns!

*) Wie ich bereits begonnen habe und fortfahren werde, in einer Gallerie von bald ernsten, bald burlesken „Tableaux" die inneren Zustände des neunzehnten Jahrhunderts darzustellen, so werde ich den wichtigsten Interessen desselben, wie z. B. namentlich dem oben besprochenen Gegenstande, auf diesem Felde stets die Schranken öffnen; man möge daher den vorstehenden Aufsatz einstweilen blos als einen Quartiermacher kommender regulärer Truppen betrachten.

Die Redaktion: Dr. Eduard Duller.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 23. 1835.

89

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 27. Janner.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

1.

Die Signoria war in der Balia versammelt, und die Popularen, auch Monte del Popolo genannt, der zweite und eben mächtigste Stand in Siena, meist aus Wechslern, Krämern und begüterten Handwerkern bestehend, verlangte von den übrigen beiden Ständen, dem Monte der Nove, der die reichsten und vornehmsten Einwohner, die alten patricischen Geschlechter und viele vom Adel in sich faßte, und dem Monte der Riformatoren, der die gemeinen Handwerker und unbegüterten Bürger zu sich zählte, mit wildem Geschrei Staatsveränderungen zu ihrem Vortheil. Es ging hitzig zu. Da hielt ein Mann sein schäumendes Pferd vor der Balia und fragte nach dem Gonfaloniere Lucio Piccolomini, wurde alsbald vor denselben gebracht und überreichte ihm in einem Nebenzimmer, abgesondert von der Versammlung der Signoren, ein Schreiben. Sobald der Gonfaloniere Kenntniß vom Inhalte desselben genommen hatte, beschied er die eigentlichen Regenten der Stadt, noch einen von den Nove — er selbst war der andre — drei Popularen und zwei Riformatoren zur schnellen geheimen Berathung in das Zimmer. Nach einer halben Stunde eilte jeder seinem Hause zu, und Bestürzung stand auf ihren Gesichtern.

Mit einer ungewohnten, weder der Würde seines Amtes und der schweren reichen Kleidung desselben, noch dem männlichen Alter des Gonfaloniere angemessnen Haß schritt er über die Straßen und trat in seine vornehme Behausung. Der starke Gesang einer reinen schönen weiblichen Stimme tönte ihm entgegen, von einem kunstfertigen Saitenspiel begleitet. Dann und wann fiel eine eben so schöne Männerstimme ein, gleichsam aufbrausend in leidenschaftlicher Heftigkeit, und die Spannung in des Mannes Gesicht wich einen Augenblick einem Lächeln der Zufriedenheit, und als sein kostbar geschmückter Fuß den Boden des weiten stattlichen mit allerlei Ritterzier schön decorirten Gemachs berührte, nickte er mit väterlichem Wohlwollen ein Paar jungen Leuten zu, die sich dort befanden und von welchen der Gesang ausging. In der Fensterbrüstung saß eine wohlgebildete Jungfrau mit einer Laute, und ihr dunkles Auge sah nach einem Jüngling empor, der mit seinem prächtigen Waffenschmuck beschäftigt war. Wie die blühende Phantasie der Hellenen sich ihres Kriegsgott's lieblich-kräftige Gestalt dichterisch schuf, Form und Haltung flammende Jugendlust, glühender Muth, der Blick des großen schwarzen Auges, gewaltig kühner Trotz, und stürmische Fordrung liebender Zärtlichkeit des schönsten Weibes, — wie die unsterblichen Sänger den unversöhnlichen, erzgepanzerten oft schrecklichen Sohn des Jupiter und der Juno, den feurigen Geliebten der Venus, den herrlichen, beglückten Erzeuger des jugendlichen Liebesgottes dichteten und bildeten; so schön, so edel, so muthig, so trotzig stand jener Jüngling dem eingetretenen Manne gegenüber, neben der singenden Jungfrau. Sie war hochgewachsen und stolz, aber sie glich ihm zu sehr, eine ernste, erhaben schöne Minerva, keine Venus; er aber war der Ares.

„So recht," sagte der Gonfaloniere, nachdem sein Auge einige Momente mit dem freundlichsten Ausdrucke des Wohlgefallens auf dem Paare geruht hatte, Ihr vertreibt euch die Zeit schön zusammen. Es gefällt mir von dir, Antonio, daß du Rosalba Gesellschaft leistest. Doch es thut mir um so weher, daß ich euch jetzt trennen muß."

„Trennen?!" sagte das Mädchen mit einer klangvollen herrlichen Stimme, deren Ton aber von Schrecken und Schmerz gleich stark erfüllt war und trat auf den Sprecher zu, eine hohe, schlanke Gestalt.

„Nur für einige Tage," begütigte sie der Gonfaloniere; „die Pflicht ruft ihn. Entlaß ihn deshalb seines ritterlichen Dienstes bei dir auf eine kurze Zeit und bitte für ihn bei der heiligen Catterina von Siena; denn er wird einen Feldzug machen zum Besten seiner Vaterstadt."

„Krieg!" rief Antonio mit funkelnden Augen; „wo? mit wem?" und stand fragenden erwartungsvollen Blicks waffenrauschend seinem Vater gegenüber.

„Komm," versetzte der Alte, „die Kunde taugt nicht für das Ohr meiner lieben Mündel; auch ist's ein Männergeheimniß." Damit zog er den Sohn fort in ein andres Zimmer des Hauses. Dort sprach er: „Es ist mir eine geheime Botschaft von Florenz zugekommen, daß unsre Vertriebenen sich vereinigt und an den Herzog Alfons von Calabrien mit der Bitte gewandt haben, sie bei einem Überfall der Stadt zu unterstützen. Er hat ihnen Hülfsvölker geschickt und sie versammeln sich an der Grenze des Kirchenstaats. Papst Sixtus begünstigt ihr Vorhaben, und sein Sohn, der Graf Girolamo von Forli, wird ihnen behülflich sein. Alle Senesen, welche sich in Florenz aufhielten, sind bereits abgereis't. Es soll dies Mal einen Hauptsturm geben. Man hat mir entdeckt, daß sich unter den hiesigen Nove eine Verschwörung zu Gunsten ihrer vertriebenen Verwandten gebildet, daß die Verschwornen mit den Exilirten im Einverständniß und von dem beabsichtigten Überfall wohl unterrichtet sind. Das Haupt der Verschwörung bildet die Familie Petrucci und der junge feurige Pandolf *) soll auch deinen Bruder gewonnen haben —"

„Ghino unter den Verschwornen?" rief Antonio. „Seht, seht den heimtückischen Schleicher!"

„Ich kenne seinen verschlossenen Charakter. Ich werde mit ihm reden; denn er ist doch mein Sohn. Vergiß auch du nicht, daß er dein Bruder, dein einziger Bruder ist. — Unter den Vertriebenen, welche gegen ihre Vaterstadt ziehen, befinden sich auch die Salimbeni, Rosalba's Vater und Brüder; deshalb darf sie nichts von deinem Zuge wissen; auch der finstre unbeugsame Mariano Placidi ist dabei, mein Jugend- und Waffenfreund, lauter gewichtige Männer, voll Muth, Entschlossenheit und Todesverachtung. Es gilt also, daß wir ihnen kräftig begegnen. Sie kommen morgen oder übermorgen durch die Päße bei St. Salvator. Dort müssen wir ihnen den Weg verlegen. Versammle deßhalb schnell die ganze Reiterei der Stadt und eile nach jenen Päßen. Dort legst du dem anrückenden Feind Hinterhalt, schlägst und zerstreuest ihn. Sei vorsichtig, daß sie nichts von dir erfahren. Hier bleibt der eigentliche Zweck deines Auszuges Geheimniß. Wir sprengen aus, es gälte, den Florentinern unsre Grenzschlösser wieder abzunehmen. Kehre siegreich heim, mein geliebter, mein liebster Sohn, und den Retter der Vaterstadt wird Rosalba am schönsten zu belohnen wissen. Dein Hochzeitfest wird ganz Siena feiern, es wird ein Volksfest werden, und dein Vater, dessen Wünsche und Hoffnungen alle du so schön, so kindlich-gehorsam erfüllst, der glücklichste Vater in ganz Siena sein. Nimm von Rosalba Abschied, und geh', eh' du ausziehst, in's Dominikanerkloster, küsse dort das Haupt der heiligen Catterina von Siena, damit sie dir beistehe, und eile dann, was du vermagst, unsern Feinden zuvorzukommen."

„Ich eile," versetzte Antonio mit Hast. „Nur über meine Leiche hinweg soll ihr Weg nach Siena gehen. Aber erlaubt mir zuvor die Frage: haltet Ihr sie wirklich für unsre Feinde, mein Vater?"

Der Alte sah verlegen zu Boden.

„Nicht doch," sagte er dann. „Sie sind unsre Verwandte, Freunde und Standesgenossen; sie gehören dem Adel an, wie wir. Aber wir müssen sie bekämpfen, wollen wir nicht endlich auch das Exil mit ihnen theilen oder von ihnen verdrängt werden. Meinst du, sie würden es uns je verzeihen, daß die Piccolomini allein ausgenommen waren, als man alle Adligen in Siena verjagte, weil Äneas Sylvius, der gewaltige Pius II., aus Siena gebürtig, der Wohlthäter seiner Vaterstadt, und unserm alten Stamme entsprossen war? Ein andrer Papst sitzt jetzt auf St. Pietro's Stuhl; wer kümmert sich noch um uns, wenn wir nicht selbst für uns sorgen? Kein Erdenglück ist schwankender, als, das sich an einen Greis knüpft, den man mit der Dreikrone geschmückt. Die Macht eines Papstes gleicht einer Erdflamme, die mit grausiger Gewalt aus dem Boden schlägt und eine Minute darauf verlöscht ist. Darum stütze dich immer auf dich selbst, mein Sohn; du hast die Kraft dazu im vollsten Maße. Du bedarfst keines Andern, und mir — hat es keinen Segen gebracht, daß Pius II. mein Vetter war."

Mit Inbrunst umarmte er den Sohn und drückte ihn mit unverhohlner Zärtlichkeit an das Herz. Dann stürmte der Jüngling zu Rosalba; ein Paar Küsse brannten auf ihren Lippen, schier noch heißer erwiedert, als er sie gab. — Minerva's Kälte besaß sie nicht, — ihr Busen hob sich, und ihre leidenschaftflammende Blicke leuchteten ihm noch lange nach, als er

*) Dieser wurde einige Zeit später Oberhaupt der Republik mit fürstlicher Gewalt, aber ohne Titel.

schen in prächtigem Wappenrock, erzgepanzert, auf seinem wilden Rosse davon gebraus't war.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster*).

Zweiter Brief.

Pisa, den 14. Januar.

Es mag dich befremden, daß ich so lange Zeit habe hingehen lassen, ohne dir zu schreiben; aber theils beschäftigte mich die Auswahl der Gegenstände, die ich zu zeichnen habe, theils häusliche und andere Einrichtung, vor allem aber wollte ich den wie Meeresfluth andringenden Bilderreichthum allmählig zur Ebbe kommen sehen, damit kein Heute das Gestern verschütte.

Als ich aus Florenz fuhr, wünschte eine alte Bettlerin mir für die kleine Gabe, die ich ihr zuwarf, „die allerheiligste Madonna möge mich dafür in's Paradies führen!" Wie schnell ist dieser fromme Wunsch in Erfüllung gegangen. Nach wenigen Stunden fuhr ich unter lichtblauem Himmel, und die schweren Winternebel lagen hinter mir über der Florentiner Gegend. An den Häusern standen in Weise und Größe unserer Spalierkirschbäume, mit goldnen Früchten reich behangen, Orangen, die Hügel waren mit dem sammtnen Grün der Pinien, die zwar einzeln hier der schönen Form ermangeln, aber in ganzen Hainen beisammenstehen, geschmückt; hoch und höher stand die Saat und bekleidete die Äcker mit dem lieblichsten Hellgrün, Blumen blühten am Wege, neben Gesträuchen von Bux und wilder Myrthe und der immergrünen Eiche; ja sogar die deutsche, die in Hecken hier wuchert, vergißt neben ihrer südlichen Schwester und, von Oleander und Lorbeer umschattet, den Wechsel der Jahreszeiten. Nur der Maulbeerbaum, der, trichterförmig gezogen, auf vielen Ästen und Zweigen eben so viele Reben trägt, wird schon im Laufe des Jahres seines eignen Schmuckes zum Vortheil des schönen Geschlechts beraubt und das vom Weinstock erborgte Kleid fällt mit der Traube ab. Sanfter Duft liegt über den Gebirgen und ich athme eine nie gekannte Frühlingsluft.

Wenn ich aus so heller, warmer, lebensfroher Welt in dunkle Klostergewölbe trete und zwischen diesen kalten Mauern mich um eine langbegrabene Vergangenheit mühe, wird dies kaum glaublich erscheinen, daß meine Seele glüht, wie von neuem Wein. Aber das ist das Vorrecht des Geistes, daß er, auch in die kleinsten fast unerkennbaren Stücke zerschlagen, noch immer Funken gibt, die zünden. Freilich gehört zum Stahl auch ein Stein und zwar ein Feuerstein, eine Gattung, die in Italien weniger allgemein ist, als bei uns. Es ist ein langes Klaglied zu singen über die Barbarei, mit welcher der Italiener und vor allen die Geistlichkeit die Werke früherer Kunst vernachläßigt und vernichtet hat. Wie viele Wandgemälde in Kirchen und Klöstern aus der Zeit des ersten Aufblühens der Kunst liegen unter der Grabesdecke von Kalk, und nur alte Chroniken und der fleißige Vasari erzählen von ihrem Werth. An vielen Stellen habe ich die Rinde zu lösen gesucht und mich wenigstens von der Möglichkeit einer Auferstehung überzeugt.

Im Wesentlichen mit den Kunstschätzen Pisas bekannt, habe ich mein erstes Lager im Kloster S. Francesco aufgeschlagen, das in einem verlassenen Kapitelsaal Wandgemälde eines florentinischen Meisters Niccolo Petri enthält, deren Inhalt die Passion Christi ist. Diese Bilder sind während der kurzen, glücklichen Zeit gemalt, in welcher der edle Pietro Gambacorta die Republik beherrschte und wahrscheinlich das letzte ausgezeichnete Kunstwerk, das in jener Periode dort entstanden, da gleich nach Pietros Ermordung alle Freude, alle Freiheit und mit diesen alle Kunst die Stadt verlassen, bis sie, unter florentinische Oberhoheit gebracht, von den Medizeern auf's Neue gehoben, vom reichbegabten Benozzo Gozzoli eine Reihenfolge der anmuthigsten Bilder aus dem alten Testament in ihr Campo santo erhielt. Jene Passionsbilder haben das vorzügliche Interesse, daß sie von einem Meister sind, dessen Name bisher nicht genannt war, und der doch mit seiner höchsteigenthümlichen Vereinigung von Festhalten am Alten und Weiterbilden zum Neuen, mit seiner Tiefe der Empfindung und Individualität der Charaktere gerade die Lücke ausfüllt, die bisher in der Entwickelung der Kunstgeschichte war, nämlich die zwischen Giotto und dessen Nachfolgern einer-, und Masaccio und Fiesole andrerseits.

Welch klarer Blick in die Kunstthätigkeit des vierzehnten Jahrhunderts wär' uns vergönnt, wären die Schätze auch nur des einen, nicht einmal sehr bedeutenden Klosters von S. Francesco erhalten. Die ersten Meister der florentinischen Schule Giotto und Taddeo Gaddi, so wie die der Sieneser Simon und der spätern Taddeo Bartoli waren hier beschäftigt, und haben in großen Räumen umfassende Geschichten dargestellt, von denen ein einziger kleiner Überrest sich an die hohe Decke des Chors geflüchtet hat, um uns die Größe des Verlustes zu zeigen. Die guten Patres, die täglich ihre Hora unter diesen Engeln des Weltgerichts sorglos singen, denken sich nichts Arges bei der Zerstörung, und schütteln ungläubig den Kopf bei meiner Begeisterung.

Inzwischen habe ich aber die Bekanntschaft erneuert mit einem Manne, der unsere Wärme theilt, und seit zwanzig Jahren daran arbeitet, sie seinen Landsleuten mitzutheilen, ich meine den Conservator des Camposanto, C. Lasinio, der jetzt mit seinem Sohne beschäftigt ist, eine zweite, kleinere Ausgabe der Wandmalereien des alten Kirchhofs herauszugeben. Es ist eine Freude, diesen rüstigen Greis an seiner Kupferplatte, oder sonst vor Kunstwerken zu sehen. Fast ununterbrochen von Morgens 5 Uhr bis Abends 10 mit dem Grabstichel beschäftigt, hat er sich, wenigstens in Bezug auf seine warme Empfindung, nicht im mindesten abgenutzt, und zeigt für uns Deutsche eine ganz besondere Vorliebe, wohl wissend, daß die Kunst seines Vaterlandes nur von uns wahrhaft gewürdigt wird. Durch ihn sind mir viele Bequemlichkeiten bereitet, und der Zugang zum Archiv vermittelt, wo ich wichtige Schätze verborgen glaube. Denn durchgeht man mit nur einigermaßen prüfendem Auge die Hallen des Campo Santo, so wird man über die Unzuverlässigkeit der bisherigen Angaben nicht im Zweifel bleiben.

Am 15. Januar.

Viele Bettler gibts hier, aber Lahme und Krüppel jeder Art noch mehr. Unter die übrigen Merkwürdigkeiten von Pisa muß ich unzweifelhaft die Gleichgültigkeit gegen die Kirche rechnen. In welche ich auch komme, fast überall bilde ich mit einigen alten Weibern, die, wie mich, Nebengeschäfte dahin führen, die einzige weltliche Bevölkerung. In S. Francesco läßt eine von jenen, (wie ich meinen Zeichnenapparat) ihren Spinnrocken allemal über Mittag,

*) Man vergleiche Nro. 1, 3 und 4 des Phönix.

oder wenn sie sonst fortgeht, an ihrem Stuhle liegen, auf dem sie den übrigen Theil des Tages betend, bettelnd und spinnend verbringt. So häuslich und still geht es da zu. Wirklich rührend war mir neulich in S. Paolo ripa d'Arno das [illegible] Vobiscum des guten Geistlichen in der ganz leeren Kirche, so daß ich aus Mitleid mit ihm, freilich aber ungesehen von ihm, die Gemeinde vorstellte und ins Knie sank. Da fiel es mir recht, wie Sonnenstrahl vom Himmel, was wir unsern großen Reformatoren verdanken, und wie wir daran mit Leib und Leben zu halten haben. Sie haben uns nicht eine Verbesserung des alten, sie haben einen neuen Cultus geschaffen, ja — in Bezug auf's blos Katholische — eine neue Religion, indem sie den Priester in die Gemeinde gestellt. Dieß bildet die ewige Kluft. Unser Gottesdienst kann sogar im Nothfall ohne Geistliche bestehen, der katholische bedarf der Gemeinde gar nicht, er ist eine Privatsache zwischen dem Priester und Gott, dessen Blut nur er trinkt. Somit ist der Priesterherrschaft bei uns die Wurzel abgeschnitten und jeder Versuch, sie herzustellen, (wie er auch angestellt werde), wird so glücklich ausfallen, als wenn man einen dürren Ast in die Erde steckt; — man muß die Blätter daran kleben, wenn er welche haben soll.

Übrigens trotz aller theoretischen Klerokratie ist auch hier nicht mehr an die alte zu denken. Du siehst hier — nicht Mönche nur — nein geistliche Würdenträger mit dem Marktkorb am Arm auf dem Fisch- und Gemüsemarkt, und hörst sie handeln, schimpfen und geschimpft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Malicen.

Von

O. L. B. Wolff.

3.

Die Wunder, die im Testament
Den Frommen hinterlassen,
Die quälen diese permanent,
Sie können sie nicht fassen.

Den wenigen Vernünftigen
Scheint Alles orientalisch;
Doch die in Schelling Zünftigen
Ergreifen's idealisch.

Sie wollen Mystiker nicht sein
Auch nicht Rationalisten;
Doch hätten sie gar gern den Schein
Von rechten Mittelchristen.

Drum machen sie kein laut Geschrei,
Sind nirgends kategorisch;
Ganz leise schiffen sie vorbei,
Sich helfend allegorisch.

Ihr guten Leute, Gott vergelt's!
Das ist nicht Lieb', nicht Haß;
Es ist allein: Wasch mir den Pelz,
Doch mach' ihn mir nicht naß.

Buntes.

Der geistliche Steuer-einnehmer. Die neue katholische Kapelle zu Cahir in Irland (erzählt Inglis in seinem Journey trough Ireland during the spring, summer and autumn of [illegible]) war bei der Armuth der Landesleute, aus deren Mitteln sie erbaut wurde, noch immer unvollendet, und man sah sich genöthigt, deßhalb zu einer Art von Contribution Zuflucht zu nehmen, welche mir nicht ganz glaubhaft schien, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Als ich mich ungefähr um 10 Uhr an den genannten Ort hinbegab, fand ich die Thüren des unvollendeten Gotteshauses verschlossen, und von vier Männern bewacht; der eine hielt einen silbernen Teller, um die schwereren Beisteuern in Empfang zu nehmen; zwei andere schoben jedem, der sich ihnen näherte, zwei hölzerne Schüsseln (von der Form großer Löffel) dicht unter die Augen, um Kupfermünzen zu angeln; der vierte endlich, der geistliche Hirt der Gemeinde, stand auf der Schwelle selbst, und zwar — bewaffnet mit einem tüchtigen Shillelah. Wehe dem, der es versuchte, sich in die Kirche einzuschmuggeln, ohne sein Entree bezahlt zu haben; er durfte gewiß sein, die Contremarque des Herrn Pfarrers, auf seinem Rücken zu fühlen, denn er hatte scharfe Augen, geübte Hände und — seinen kräftigen unfehlbaren Shillelah, der gute Herr Pfarrer; wer seine Kirchen-Steuer nicht erlegen konnte, und doch in die Kirche wollte, empfand rechts und links den etwas harten Hirtenstab, und der geistliche Steuer-einnehmer drückte ihm damit noch zu guter Letzt etwas unsanft den Hut auf den Kopf. Ich sah (fährt Inglis fort) wohl an die 30 — 40 Personen außerhalb der Kirchenthüre, auf der höher gelegenen Landstraße, andächtig arme Schelme, die sich keinen Halbenpfennig ersparen konnten, um ihr Entree zu bezahlen; ich gab ihnen einige Halfpencestücke, und augenblicklich thaten sich die Pforten des Himmels ihnen auf. —

Eine höllische Assemblee zu Paris. Kürzlich erregte eines Abends in einer der Straßen des Quartier de l'hôtel-de-ville der dumpfe Halle von ziemlich orgischen Gesängen, welche sich aus einem Hause daselbst vernehmen ließen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Die Verwegensten unter diesen drangen in das ominöse Haus, tappten sich einige Stufen hinab, und gelangten in ein geräumiges Kellergewölbe, durch dampfigen Lampe- und dichten Tabacksqualm in einem phantastischen Clairobscur erhalten; eine zahlreiche Assemblee von Herren, Damen und Fräulein richtete ihre Blicke auf eine Art von Estrade, worauf sich ein mit rothem Tuch bedeckter Tisch befand, an welchem drei Personen herrschten, deren Gestalten die blaue Opferflamme der Punschbowle im Dämmer beleuchtete. Der eine aus diesem muthmaßlichen Präsidium erhebt sich plötzlich, und schlägt mit einem kleinen Hammer auf die Tafel. Augenblicklich — Schweigen ringsum; etliche Zecher, die eben das Glas an die Lippen setzen wollen, erstarren wie versteinert. — „Silence, Silence, meine Kinder!“ ruft der Präsident; „heute ist Sabbath; Beelzebub will sprechen: —“ Und siehe da, einer der Anwesenden erhebt sich und singt drei Couplets, deren Refrain eine Hymne auf die Goguette de l'enfer ist. — Als er damit zu Ende ist, beginnt der Sprecher von früher auf's Neue: „Einen biederen allgemeinen Klauendruck für Beelzebub; er hat schön und rührend gesungen!“ — Und im Nu klirren alle Gläser am Tisch und „Bravo“ schallt's dämonisch in der weiten Halle. „Silence encore!“ nimmt der Sprecher wieder das Wort; und Astaroth schickt sich an zu sprechen; doch eine plötzliche höllische Freude läßt sich jetzt nicht bändigen; „Vivat Lucifer!“ donnert die ganze Assemblee dem Höllenfürsten zu, der so eben eingetreten ist und majestätisch seinen Platz an der Tafel einnimmt. Die Ruhe ist wieder hergestellt, Astaroth beginnt den Gesang. — Neue Störung des Beelzebubsfestes. An der Thüre zeigen sich zwei dreieckige Hüte und unmittelbar darauf ein Mann, ganz schwarz gekleidet und mit der dreifarbigen Schärpe. Es ist der prosaische Polizeikommissär mit zwei Cherubim von Gerichtsdienern, der dem Pandämonium trocken erklärt, es sei eine verbotene Gesellschaft. In Folge des Procès-verbal erscheinen 21 Personen, sämmtlich Teufel und Bürger von Frank[illegible] vor dem Zuchtpolizeigericht. —

Die Verhandlung bot wahrhaft komische Momente, zumal sich gleich von vornherein die gänzliche Unschädlichkeit des Pandämoniums herausstellt, welches alle Politik in seinen Statuten verpönt hatte. Die burleske Gesellschaft versammelte sich alle Samstage in der Rue de la Tixeranderie im Weinhause des Sieur [illegible], und nannte sich la Goguette de l'enfer; jedes Mitglied trug statutenmäßig einen Teufelsnamen; „Lucifer“ ließ sich über den Zweck der Assemblee aus, welche blos für Trinken, Schwank und Gesang ein Asyl in der Hölle finden wollte, „Beelzebub“ fügte hinzu, daß jeder honette Teufel seine Familie mitbringe und daß der Anstand stets strenge beobachtet werde, „Asmodee“ endlich erläuterte, daß Fremde, welche die Hölle besuchten, blos als Gäste-Zauberer Eintritt fänden, bis sie das höllische Bürgerrecht erhielten. — Das Tribunal sprach die lustigen Teufel frei und erntete dafür den Segen und Jubel des ganzen Pandämonium's. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 24. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 4.

Mittwoch, 28. Januar.

Der Fürst Pückler-Muskau.

Vielleicht springt in diesem Augenblick der geniale Sonderling vom Niagarafalle herunter, oder reitet auf einem Krokodill an den Ufern des Hudson, oder schwimmt durch die Stromschnellen des Lorenzoflusses. Man kann das Gefährlichste von ihm in Nordamerika erwarten, wenn ihm seine tollkühnen Jugendstreiche in den Nacken fahren. Reis't er aber mehr unter der Firma seines schriftstellerischen Charakters, so wollen wir uns um seinen Hals beruhigen. Dann sitzt er in diesem Augenblicke unter den Zitterern und schreibt ihre Gesänge auf, um sie später griechisch drucken zu lassen. Dann philosophirt er mit den Creek-Indianern über Auswanderung, Fuchsbälge und Unsterblichkeit. Dann zeichnet er die Urwälder am Mississippi, um sie in die Lausitz zu verpflanzen, oder tanzt auf einem Puritanischen Almack in Philadelphia. Der Verkehr mit den Launen des Publikums hat die barocken Ausflüge des Fürsten gemildert und ihm jene schwärmerische Resignation, welche seine Englischen Briefe so schön charakterisirt, zur neuen Natur gemacht. Er versteigt sich nicht mehr in die Luft oder den Thurmknopf der Cathedrale von York; auch seine Satyre ist nicht mehr so barok, wie damals, als er die neue Brücke in Berlin kritisirte. Diese hatte nämlich in der Mitte eine Erhöhung von einem halben Zoll, welche ihre noch neuen Flügel nicht recht schließen wollten. Fürst Pückler fuhr nun jedesmal nur bis an jenen kleinen Rand, hielt im vollen Laufe inne, und ließ umkehren, denn er behauptete, daß er, Kutscher und Pferde sich an dem halben Zolle den Hals brechen könnten. Solcher Erzählungen hat man jenseits der Elbe über den Verfasser der Tutti frutti viele.

Mehr als die Lustigkeit dieses Fürsten und seine guten Einfälle, die man unter dem Namen Esprit zusammenfassen kann, interessirt seine Achtung vor dem Publikum und seine ungemeine Empfänglichkeit für Tages- und Jahrhundertsfragen, in der That mehr leserliche, als schriftstellerische Vorzüge. Der Dandy hat aufgehört sich mit Stiefeln und Sporen auf die seidnen Polster eines fremden Besuchszimmers zu strecken, oder in Gegenwart von Damen die Beine übereinanderzuschlagen. Die linke Hand häkelt sich nicht mehr ein in den Ausschnitt der Weste; keine Meute von Windspielen macht den fuchsjagenden Gentleman unzugänglich, und die gute Nieder-Schlesische Natur schämt sich, noch den Firniß ächt fashionabler Gefühllosigkeit auf sich zu dulden. Es ist viel Ernst und Nachdenken in diese tumultuarische Seele eingezogen, Anstand und Achtung vor dem Urtheil einer großen Masse folgten unwillkührlich der Beklommenheit des ersten Auftretens. Dann ist es an Fürsten und Edelleuten immer eine erfreuliche Auszeichnung, wenn sie eine Bildung verrathen, die, wenn sie ihnen fehlte, doch Niemanden bestimmen dürfte, ihnen anders

zu begegnen, als sie es gewohnt sind. Die Nation war überrascht, bei einem Fürsten, der nicht einmal mediatisirt ist, so viel Empfänglichkeit für das Schöne und Wahre zu finden. Sie hört ihn mit einer innern Genugthuung sprechen von der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, der Politik, der innern Verwaltung, der Forst- und Jagdwissenschaft, vom Somnambulismus, von der Literatur und den schönen Künsten: Alles, was wir nur in unsern bürgerlichen Händen, in unserm tabackräucherichen Munde zwischen unsern ahnenlosen Zähnen getragen, gehabt und zerkäut haben, ist, wie wir nun sehen, auch zugelassen gewesen in noble Gesellschaft und hat Platz nehmen dürfen auf dem Sopha neben Fürsten und Grundherren, und alles Solide, Schöne und Bürgerliche hat frühstücken dürfen mit so vornehmen Herren, und hat sich bei Spaziergängen durch Parkanlagen recht breit, gediegen und grobkörnig aussprechen dürfen, und als es mit rothem Gesicht, in der Seligkeit des letzten Handdrucks sich empfahl und die Treppe zu drei und drei Stufen hinab sprang, da sind die Kammerdiener angewiesen gewesen, was wir gar nicht wußten, vor ihm sich zu verbeugen und solange mit dem Lachen zurückzuhalten, bis das Edle und Schöne mit seinen linkischen Manieren wenigstens den Schloßhof hinter sich hatte. Hier ist nichts auf den Weg gefallen: alles haben die Cirkel beachtet: obscure Journale, Broschüren und so zahllose kleine Umstände, die nicht einmal unsre Aufmerksamkeit erregt haben und die wir jetzt erst aus den Schriften des Fürsten kennen lernen.

In Wahrheit hat sich der Verstorbene um die deutsche Literatur ein Verdienst erworben, das sie ihm ewig danken wird. Er vermittelt, wenn auch nicht die Stände, doch die Interessen derselben, und ist ein geschickter Parlamentär, welcher zwei Feldlager zur gegenseitigen Verständigung bringen kann. Er tritt in die Salons wie der jugendliche Gott Phantasus, mit Seltsamkeiten bekränzt, mit einem Füllhorne von Wundern, welche der Aristokratie neu sind, ganz angesteckt von der freien Waldluft und den bürgerlichen Silenen und Chironten, welche ihn erzogen haben. Er ist wie ein aufgefundener Königssohn, den eine Wölfin säugte und Hirten zu ihren eigenen Kindern gesellten, so daß er in wildfremden Anschauungen auflebte, und nun mährchenhaft und sonderbar zu seinen Eltern tritt, die ihn liebkosen und seinem Munde alles Ungehörige und der Etikette nicht Zusagende zu Gute halten. Der Fürst Pückler ist dem deutschen Volke eine herrliche Garantie, daß nichts unverloren ist, was als Gedanke oder Hoffnung sich aus dem Schooße der Masse ringt. Er ist ein Ideen-Schleichhändler, oder ehrlicher gesagt ein Ambassadeur, den das Völkerrecht an der Gränze zollfrei passiren läßt. Er ist ein Heimchengreifer, der die Grillen des vierten Stocks in die Boudoirs und Audienzsäle nimmt, oder auch zuweilen eine recht revolutionäre Ratte, des Scherzes halber, unter die Beine der vornehmen Herren und Damen springen läßt. Dazu gesellt sich eine so unverwüstliche Ehrlichkeit, daß ihm die Demokratie mit Freuden seinen Paß visirt und ihm alles zu zeigen verspricht, was sich nur Heimliches in ihren Arsenälen vorfindet.

In den neuesten Bänden Tutti frutti reitet der Fürst wieder sein Steckenpferd, den Adel. Es muß doch recht traurig mit der Aristokratie aussehen, daß ein Standesherr, ein Pair, so unglückliche Ausdrücke über seine Leute fallen läßt. Namentlich spricht er vom Landadel so, als säete er nicht, und erntete nicht, und als reute es unsern himmlischen Vater endlich, ihn dennoch zu ernähren. Es muß recht kümmerlich hergehen unter den vornehmen Leuten! Ja, wenn man so einen alten Pensionär, einen verabschiedeten Major und Johanniterritter schreiten sieht, die lange hagre Gestalt, die Hände resignirt auf dem Rücken, ohne Grundherrlichkeit oder durch und durch verhypothecirt, aber voller Stolz, barsch, und Abonnent des politischen Wochenblattes, und zugleich hoffnungsloser Vater von einigen Fähnrichen, welche die Gnade des Königs im Cadettenhause ernährte, von diversen Referendaren, die noch von der letzten Rate des Kurmärkischen Stipendiums zehren, — o, dann verstehen wir, was der Fürst Pückler mit seiner Adelsreform sagen will. Wenn nur das Alles nicht in der Luft schwebte! Wenn die Geschichte nur auf dem Wege der Staatsweisheit, und nicht auf dem der Leidenschaften fortschritte! Wenn sich das nur so machen ließe, wie ein Fabrikat, durch einen coup de main oder noch besser durch einen Aktienverein! Dies letzte Mittel ist noch das passendste. Schließt eine Adelskette, in welche nur diejenigen aufgenommen werden, welche, wie der Fürst verlangt, nicht unter 10,000 Thalern Renten haben! Stiftet einen neuen Ritterorden des jährlichen Einkommens, mit einer Kornblume als Abzeichen oder einem Wollenflocken im Knopfloche! Was sollen wir dazu thun? Wir sehen in die Ferne und lächeln über Eure Verlegenheit.

Die negative Seite der Fürst-Pückler'schen Vorschläge hat allerdings viel Einschmeichelndes. Er will eine allgemeine Destruction des Adels; er will Die von Müller, von Schulz, von Bauer, von Bürger, von Fischer u. s. w., um die Vorschlagssylbe, ihren metrisch-sozialen An- und Auftakt, verkürzen, und den Namen nur an Majorate knüpfen. Das Gute dieses Plans ist, daß wenn wir auch noch einige behalten, wir doch die meisten los werden. Aber dennoch bleibt es wahr, daß die Geschichte immer radikal zu Werke geht, und daß man den Adel am besten dadurch reformirt, wenn alle Welt das Recht bekömmt, die Monosyllabe von als Anacrusis und Emportakt seines oft einzigen väterlichen Erbtheils, seines Namens anzuwenden, z. B. Herr von Michel, Herr von Dümmler, Herr von Schaaf, Herr von Kopf, u. s. w.

Der Fürst Pückler will seine Entadlung mit Preußen beginnen; doch gesteht er selbst, daß eine solche Maaßregel nur mit dem Verfassungswerke Hand in Hand gehen kann. Erhaben bleibt der Enthusiasmus, mit welchem er von einer Sache spricht, welche doch nur Idee ist. Wie schön, wenn solche begeisterte Gedanken sich wieder an die Spitze unsres politischen Lebens stellten! Wie schön, wenn sich die Stabilität fortreißen ließe von einer elektrischen Idee, die das Leben im Staate nicht zum Bewußtsein des Genusses sondern der Schöpfung erhöbe! Mag die des Fürsten Pückler keinen Anklang finden; so nehmt eine andre, wenn sie nur frisch ist, und alle Welt auffordert, daran Theil zu nehmen. Nicht eher werden wir zur Befriedigung und zum gegenseitigen Verständniß kommen, ehe nicht von oben herab an die Masse appellirt, zu ihr laut gesprochen und in ihre Hand der größte Theil des Staatenlebens gelegt wird. Schafft eine solche Idee: holt sie aus der Kirche, aus der Gesellschaft, aus jedem Bereich; nur sei sie großartig, wie in der That die einer Adelsreform ist. Eine solche neu geweckte Frage würde alle die kleinen Stürme verscheuchen, die gefürchtet werden, sie würde die Unruhe beschäftigen und dem Triebe nach Öffentlichkeit eine ungefährliche Richtung geben!

Deutsches Theater.

(Fortsetzung.)

6) Dramatische Werke von J. Baron von Zedlitz. Zweiter Theil. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1834.

7) Die Belagerung von Marstricht. Von Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1834.

Die Literatur ist von der Vornehmheit der Intendanzen und den sehr weisen, sehr intriguanten, und sehr trägen Schauspielern, die sich in die vornehme Sphäre ihres Gouvernements hineingeschmeichelt haben, so mißhandelt worden, daß sie in der That gar nicht mehr weiß, was sie dem Theater bieten soll. Ihre eignen Leute rufen ihr fortwährend zu: es ist nicht zeitgemäß; es fehlt die großartige Bewegung; die Theaterperiode ist vorüber; — und wer diese Entmuthigungen überhört, wer es wagt, seine Gedanken an Könige, Feldherren, Verschworne, erste und zweite Kammerherrn, an die Charaktere, welche ihm irgend eine Fabel bietet, zu vertheilen; der hört auf der andern Seite: läßt sich nicht aufführen, Theaterunkenntniß, unwirksam; und was dergleichen Beschönigungen der Faulheit und des Hochmuths mehr sind. Die Literatur soll sich mit dem Maschinisten befreunden; aber der Maschinist lacht, und sagt, er kenne die Herren, es seien leere Ausflüchte; denn der Maschinist kann Alles, man schreibe ihm nur vor! Dies Gerede von Nichtaufführenkönnen, womit man z. B. Grabbe zurückgeschreckt hat, ist wahrhaft perfid; denn umsonst haben doch die Maschinisten seit zehn Jahren nicht so ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleistet; sie haben uns feuerspeiende Berge, die Cyklopenschmiede, die Wolfsschlucht, auffliegende Pulverschiffe, lebende Bilder, tausend perspektivische Täuschungen gegeben; warum sollten sie nicht z. B. auch den Montblanc, wie ihn Grabbe verlangt, oben mit dem Wolkenschlosse des Faust, unten mit Eisschollen die Don Juan erklimmt, auf die Bühne bringen können? Leere Ausflüchte! Aufführen läßt sich Alles, und die Sache ist nur die, daß die Literatur hier mit vornehmen, unwissenden Behörden und mit gedächtnißfaulen, dickbäuchigen Schauspielsinekuristen zu thun hat.

Auch mit dem ewigen Geschrei nach Effekt ist die Literatur überrumpelt worden. Es wird immer nach Frankreich gezeigt; selbst begeisterte Theaterfreunde sprechen von nichts, als von Tableaux, von Coups, Schlägen auf Schlägen, von Melodramen, kurz von Dingen, von denen unsre arme naive Literatur nichts weiß, vor denen sie erschrickt, und lieber hingeht, den Mond zu besingen, als sich an so Ungeheures zu wagen. Dies ist die traurige Wirkung eines Urtheils, das es gut mit der Sache meint und dem deutschen Lande gewiß recht viel Ehre und Vorzug gönnt. Nein, man rufe der Literatur nicht zu: gieb Effekt! sondern: gieb Leben! Der Effekt ist, wenn er für sich allein erzielt wird, hölzern, ohne Fleisch, ohne Leben; aber das wahre Leben ist immer effektvoll. Nicht einmal auf Charaktere, auf Situationen sollen eure Ermahnungen dringen, sondern nur auf Leben; denn wo Leben ist, da fällt ihm Alles andre zu: Leben ist nie ohne Charakter, nie ohne Situation. Geht ihr immer auf das Resultat, auf den Zweck, auf das Ende aus; wer könnte dann den Anfang wagen! Ein Rechenexempel von Effekten, ein Combiniren von Situationen: das giebt nie ein lebendiges Bild; es kann erschüttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele. Warum bleiben die Deutschen kalt bei Maria Tudor? Die Sache ist einfach; weil wir noch Sinn für Schönheit und Wahrheit haben; weil wir Knochen verschmähen, wenn kein Fleisch daran ist. Dies Laufen und Rennen in den Effektstücken, dies Thürzuschlagen, dies Maskenvornehmen, dies Vorhangwegziehen, dies Pressen der Contraste machen Angst und Wehe; man kömmt keinen Augenblick zur Ruhe, man ist überladen mit Handlung, man möchte des Teufels werden.

Ich glaube, man traut mir zu, daß ich jene ausgeführten, lyrischen Dramen unsrer Raupach, Oehlenschläger, u. s. w. nicht in Schutz nehmen will; jene Tragödien, wo sich der Held die Zither geben läßt, und uns seine Empfindungen vorsingt; jene Sehnsüchteleien: o Enzio, eine deiner Locken sende mir! Allein Malerei des Motives muß da sein, was in den französischen Stücken fehlt ein lyrisches Element,

das zur Sache gehört, Nachdenken und Sichbesinnen. Das deutsche Publikum will in die Handlung aufgehen, es verlangt nicht bloß Thatsache, sondern auch eine objektive Dialektik derselben. Vor dem Zuruf: Effekt! erschrickt jeder wahre Dichter: sagt ihm, er solle nichts, als Leben geben, und gestattet ihm, seine Motive auszumalen; dann kann man hoffen, daß sich endlich die Furcht vor den Brettern der Bühne bei unsern Dichtern legt.

Die beide ersten Akte in **Kerker und Krone** von Zedlitz sind jedenfalls wirksam auf der Bühne; daß es die drei letzten nicht seyn können, liegt in dem verfehlten Gegenstande. Jede Tragödie muß anschwellen, wie ein Segel, das sich immer weiter und voller bläht, je höher es in die See sticht: Kerker und Krone schreitet decrescendo fort; auf jeder Scene könnte das Ganze ein Ende nehmen; diese Tragödie ist ein Grabgesang, ein Leichenzug, ein allmähliges Entschlummern. Die sanfte Rührung, mit der sie lind die Seele anhaucht, dauert auf der Bühne zu lang: man lies't das Stück als eine Elegie.

Denselben Mangel des steigenden Interesses hat **die Belagerung von Maestricht**. Der Verlauf ist trotz des Kanonenlärms und Schwertergeklirres still und fast unhörbar: es ist nicht ein einziges Motiv in dem Stücke. Einige Scenen, Episoden, sind wirksam; aber das Ganze würde, wenn sie fehlten, nicht weniger verständlich sein. Dennoch hat der Verfasser Talent für das Theater: seine Sprache ist einfach, natürlich und ohne Reminiscenzen. Er würde niemals mit Raupach sagen: „Wer wollte die Schnecke zur Hüterin des jungen Aars machen!“ und ähnliche Tollheiten, womit der russische Professor die Erhabenheit eines Shakspeare's zu erreichen glaubt. Schöne Sprache! Wer hat nur den Leuten dies über Raupach eingeredet! Bei Zedlitz findet man Grazie und Süße des Ausdrucks, obgleich auch nur den obern Schaum, den die reißenden Jamben aufrühren. Die Sprache des Tragödiendichters soll keine andre seyn, als die, welche aus der innern Leidenschaft des Gedankens sich von selbst herausbildet. Zedlitz taucht seine Gestalten wenigstens in poetische und wahre Anschauungen, in einen zwar immer schon gezogenen Kreis des Ausdrucks, in welchem aber Sinn, Poesie und Zusammenhang ist. Allein Raupach hat nichts als sinnlose Worte, verrückte Bilder, einen Apparat von vereinzelten Phrasen, welche seine Figuren im Dialoge zusammenleimen. Dies ist sehr beklagenswerth; denn daß Raupach theatralisches Geschick hat, ist unläugbar: seine Combinationen übertreffen die des Herrn von Zedlitz bei Weitem.

---

8) **Memoiren eines Verstorbenen.** Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1835.

Eine Sammlung von hie und da versteckten Aktenstücken, welche für die neure Geschichte ein anekdotenartiges Interesse haben. Daß sie die Miene annimmt, als flösse sie aus der Feder des ächten Revenant, muß ihr sehr schaden, da sie keine Vergleichung aushalten kann. Nur wenig Bücher mögen im verflossenen Jahre erschienen seyn, welche sich so weitläufig über ihre Zwecklosigkeit aussprechen. Will man den Fürsten Pückler kopiren, so wähle man andre Gegenstände, als die, worin er ja selbst so langweilig ist.

---

9) **Aufsätze aus den Papieren eines Verstorbenen.** Vom Freiherrn von Haake, Großh. Badischem Staatsminister. Stuttgart, Cotta. 1834.

Der Mensch versuche die Götter nicht! Dieser Verstorbene beging einen Scherz, aus welchem, während sein Buch gedruckt wurde, das Schicksal Ernst machte. Er starb inzwischen wirklich. Man findet hier die Ansichten einer gelinden Lebensphilosophie, welche lebt und leben läßt. Es sind die Meinungen eines Mannes, welcher den Tacitus übersetzte und zu gleicher Zeit ein so leidenschaftlicher Gourmand war, daß er den Gastmählern des Trimalchio zur Ehre würde gereicht haben. Diese humanen Männer sterben aus. Unsre Zeit ist nicht frivol genug, um Geist und Gourmandise nebeneinander zu dulden.

---

10) **Gedanken eines Gefangenen.** Vom Grafen von Peyronnet. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1834.

Woher denn plötzlich diese Mäßigung? Woher mit einem Male diese Tugend und Größe? Die Exminister Karls X. geben sich das Ansehen, als seien sie für große Wahrheiten untergegangen. Peyronnet hat nichts so in der Nähe, wie Vergleichungen mit de Thou, Montmorency und Marillac. Ich begreife nicht, wie sich mit so vielem Unglück noch so viel Grimasse verbinden kann!

Des Mitleids würdig sind diese Werkzeuge der Freiheit allerdings; doch nicht der Verzeihung, die wenigstens schlecht motivirt ist, wenn sich Peyronnet gleichsam ausdrückt: Ihr seid in einer großartigen Bewegung: man wird fortgerissen; Vergebt denen, denen ihr im Grunde Alles verdankt! Ein solches Prinzip der Versöhnlichkeit statuiren, hieße eine Prämie auf den Unverstand setzen.

Es ist angeboren, sich zum Ritter des Unglücks aufzuwerfen; doch zwingt mich die Wahrheit, zu gestehen, daß dies Buch weder besonders geistreich noch schön geschrieben ist. Die Emphase, mit welcher ein junger Legitimist es bevorwortet, kömmt auf die Situation und wird durch das Buch nicht gerechtfertigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 25. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 29. Januar.

Ruf aus dem Volk und an's Volk.

Von

Henriette Ottenheimer. *)

„O armer Sehnsuchtsmährchentraum! — Noch schmiedet
Der Kettenschmied die alten Dornenreife,
Und legt sie um der Menschheit Herz. Umliebet
Ist noch, wie sonst, kein Aug' von Nacht; es schmachtet
Wie sonst noch mein gebeugtes Volk — verachtet
Nach jenem rosengold'nen Morgenstreife
Am Freiheitshorizont;
Noch ist fast rings im Vaterland der Eiche
Sein Menschenrecht — wie stets geträumte Reiche —
Gedankengut im Mond."

Sprecht nicht von hundert eingeräumten Rechten,
Wenn es, wie hier, um Recht allein sich handelt;
Die hundert Rechte sind dies Recht nur Knechten,
Und knechtisch ist ein Herz, das ohn' Empören
Von solcher Gaben Wohlthat könnte hören.
Wenn Arztes Kunst des Blinden Nacht verwandelt
In trüben Lichtesschein,
Nennt Sehen wohl ihr solche Trauerhelle?
Und kann der Ausstrom eurer Rechtens-quelle
Mehr als ein Rechtsschein sein? —

Sprecht nicht von „noch nicht reif sein," „erst verdienen;"
Das alte Wort sei endlich doch verklungen!
Saht ihr ein Feld, das Sonne nie beschienen,
Wohl prangen je im Goldglanz reifer Ähren? —
Verdient ist längst, was ihr versagt, mit Zähren,
Mit Schmerz bezahlt, und mit Erniedrigungen,
Die Schmach auch euch und Joch!
Denn Ketten trägt gezwungen auch ein Freier,
Doch wer ihn dazu zwingt — ein König sei er —
Selbst Sclave ist er doch.

Seid doch gerecht! Weg mit den Augenbinden;
Kein Bettler, klopft mein Volk an eure Pforte;
Es kommt zu geben. Seht! ihr lieben Blinden,
Und laßt die Hand, die euch Vertrauen bietet,
Nicht länger mehr an Druck und Schmach vermiethet.
Es kommt, mit seinem langverkannten Horte,
— Dem Schatz verschmähter Kraft, —
Und will sie ganz dem guten Ganzen weihen,
Als treues Glied sich an die Kette reihen,
Die Stufen aufwärts schafft!

*) Erst neulich kam ich, wie mit dem Hammer auf den Schild schlagend, — anzuklingen, aufzurütteln. Ich komme wieder und bringe eine Frauenharfe, aus deren Saiten Sehnsucht nach Recht und Licht säuselt, und männlicher Thatgeist weht; ich will's hier nur gestehen: ich praeludirte damals blos, vielleicht hie und da in Dissonanzen schwelgend, weil Dissonanzen auch sein müssen, damit die Harmonie ihren Voll-Triumph feiere; deßhalb geb' ich mich ihnen zuweilen gerne hin. — Ich stelle die weibliche Harfe mitten in den Hain deiner Gesinnungen, deutsches Volk, deine Herzen mögen mithallen, wann der Frühlingswind in die Saiten fährt, wann aus den Saiten — nicht Klagen zucken, — nein, heilige Hoffnungen herausquellen, genährt mit dem Herzblut von Jahrhunderten. —
Henriette Ottenheimer
wird einen „Kettenschmied" aussenden, einen Mährchen-Träger der Leiden, der Rechte eines gebeugten Volkes. Die folgenden Strophen sind der Nachklang jenes Sehnsuchtsmährchentraumes; möchten sie der ahnungsvolle Vorgesang der Freiheit sein für ein schmählich, unverantwortlich niedergehaltenes Volk, — das Israelitische; möchten deutsche Herzen die Wiege dieser Hoffnung werden, wie deutsche Herzen die Wahrheit am wahrsten fühlen, bis in den tiefsten Grund hinein! E. D.

Ihr höhnt und sprecht: Nicht **aufwärts** ruft's die Juden;
Tief in der Erde liegt ihr Gott gebettet.
O mahnt uns nicht! daß nicht die Wunden bluten,
Die ihr mit Balsam kühlen müßt. Wohl Jeden
Von meinem Stamm habt ihr hinabgetreten
Mit ehr'nem Fuß, dahin, wo angekettet
Der Erdengott — das Geld,
Und Viele konnten ihn als Trost umfassen,
Weil ihr nur **Eisen** gebt, nur kaltes Hassen,
Als treuer Schmach Sold.

Doch unser Gott ist in der Höh'! doch oben —
Der Ewigunvergängliche, Alleine,
Den reines Streben, gute Thaten loben,
Als einz'ge Opfer die ihm wohlgefallen,
Als einz'ge Lieder, die ihm lieblich schallen
Aus seiner Kinder friedlicher Gemeine;
Der starke, alte Hort,
Der seit Jahrtausenden, ein Geist der Güte,
In heil'gen Wunderwerken — nimmer müde —
Sich kündet fort und fort.

Vor dessen Tritt der heil'ge Berg gezittert
Als er dem Moses sich darauf gezeiget,
Der Haß und Nacht mit Liebesblitz zersplittert,
Ob berghoch auch sich ihre Schatten thürmen,
Der so im Kindeslächeln, wie in Stürmen
Ein Thatenherz voll Langmuth zu uns neiget, —
Er gab, als wir im Staub
Mit Sclavenfeigheit uns vor euch gebücket,
Den Freiheitsfunken, den ihr unterdrücket,
Nicht ew'ger Nacht zum Raub.

Denn Sclavenjoch wie Götzendienst verdammt Er;
Es sind ja seine Kinder **Freigebor'ne**,
Mit Freiheitslust, dem Sonnenkuß, durchflammt Er
Den Weltenball und wirkt im Menschengeiste,
Damit er Ihm zur Ehre Etwas leiste,
Und **alle Guten** sind Ihm Auserkor'ne.
Verkennt nicht, was Er meint;
Die heilig-schönste Menschenthat ist: **lieben**;
Viel prahlt ihr mit dem Wort, so oft umschrieben,
Doch **wir** sind unvereint.

O laßt vereint uns sein, in Freiheitsfrieden;
Wir sind, glaubt und vertraut's, nicht Goldesclaven;
Wollt Besseres, wollt Liebe endlich bieten,
Und treuer Lieb' sollt ihr in uns begegnen,
Und treue Liebe wird euch dafür segnen.
Verkannt sein ist die bitterste der Strafen;
Verkennt uns länger nicht!
Zwar unser Seelenwerth schläft noch in Erzen,
Doch wird gewiß die Sonne eurer Herzen
Der Schlacken Läut'rungslicht.

Wie schwelg' ich in Gedanken, daß die Schranken
Versinken, so die Liebe noch umfargen,
Dann werden wir uns in einander ranken
In That und Streben! O dies Glück! wer nennt es? —
Und wer, was ihm entblüht? — da ja Getrenntes —
Wie schwach es sei — doch im Verein erstarken,
Und Werth gewinnen muß;
Und freudig hoff' ich: bald, der ew'gen Güte
Entglüht ein Liebesstrahl als **Sonnenblüthe**
Des Lichtes Augenkuß!

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

2.

Rosalba kniete vor dem Betpult und die Perlen des Rosenkranzes glitten durch ihre Finger, aber ihr Herz war nicht bei dem Gebete für das Heil ihres Geliebten, es flog ihm selbst nach, überwallend vom Glücke erwiederter Liebe. Ihre Lippen richteten Bittworte an die Schutzheilige der Stadt, ihre Seele jubelte, wonneberauscht, heißen Triumph. Dann erhob sie sich rasch, ergriff ihre Laute und was erst stumme stürmische Empfindung gewesen war, das wurde nun lautes stürmisches Lied. Gewaltige Töne quollen rein und herrlich aus ihrer Brust, und die Saiten wurden unter ihren Fingern menschliche Kehlen und Sängerherzen voll starker Gefühle. Und doch trug ihr Gesang und ihr Spiel nicht den wahren heiligen Stempel der Musik; nicht jener Ätherhauch säuselte hindurch, der, selbst ein unsterblicher Geist, ein Himmelgeborner, in der Menschenbrust die ihm verwandten Geister weckt, erhabne, heilige, göttliche Gefühle aussäet, mit reinen Klangstrahlen zeitigt und ihre lichtblauen und sonnengoldnen Blüthen treibt, diese sanft duftenden Kelche, aus denen der Lebenshonig, die zarteste Geistesspeise quillt; ihre Töne waren nicht die holde Genienschaar, die theils ernst und sinnend, theils heiter und scherzend, theils wehmüthig lächelnd den Zwischenraum zwischen hier und dort, zwischen der Stoffwelt in der wir befangen sind, und der Geisterwelt, die unser ahnendes Gemüth in seligen Träumen erschaut, ausfüllt und bevölkert; sie waren nicht die Blumenleiter immer höher und reiner gesteigerter Empfindung, auf welcher unsre aus ihrem Vaterlande verbannte Seele zu heimathlicher Jugendlust zurück hinaufsteigt — und das ist, das soll die wahre Musik, der ächte Gesang sein: bald leise, bald starke Erinnerungen, von Erdennacht verdüstert und in die Schleier des Staubes gehüllt, aber dennoch unaussprechlich schöne Erinnerungen an die Jugendblüthenträume unserer Seele auf einem andern Sterne, die nur anklingen, nie zum Bewußtsein kommen, wie Blitze hervorbrechen aus der Nacht und verschwunden sind, aber Tonwellen bluten ihnen noch aus der süßschmerzlichen Seelenwunde, die sie gerissen. Das Alles war Rosalba's Gesang nicht. Und doch war er schön. Aber die Erde ganz für sich, hat auch ihr Schönes. Es war ein Gesang, der sich des irdischen Genusses freut, jener wilden Liebe, des heißen Blutes Kind, und der Gewalt der Macht und der Pracht und der Herrlichkeit des Besitzens auf Erden. Es waren Siegeslieder, die sie sang, Siegeslieder befriedigter Liebe und noch schwelgte sie in üppigen Tonbildern, als die Thüre des weiten Zimmers leise geöffnet wurde und ein sorgfältig, zierlich und reich ge-

kleideter Jüngling behutsam hereinschlich. Er war groß und schlank, dunkelbraune Locken rollten in seinen Nacken, seine Stirne hoch, sein braunes Auge bittend; aus seinem ganzen Wesen sprach Anmuth und Lieblichkeit. Aber bald entglomm in seinen Augen ein unheimliches Feuer, als er sie unverwandt auf Rosalba's Reize gerichtet hielt. Er hatte sich schon mehrmals verlegen geräuspert, als die Sängerin eine Pause hielt, und er davon Gelegenheit nahm sich bemerklich zu machen.

„Du wirst der heiligen Cäcilie immer ähnlicher," sagte er schmeichelnd. „Mit hoher Verwundrung habe ich zugehört, wie du dich täglich vervollkommnest. Ich bin entzückt darüber; denn du weißt, daß ich für nichts mehr Empfänglichkeit habe, als für die Musik."

„Du hast mich belauscht, Ghino," sagte Rosalba verdrießlich, „und das ist nicht fein von dir. Du merkst nur immer auf die Fehler, die ich in Gesang und Spiel mache, wie ein ächter Maestro, und das mag ich nicht leiden."

„Kann mein Verstand dafür, daß es mich immer in deine Nähe zieht? Ach, er macht ja meinem Herzen — die bittersten Vorwürfe darüber! Aber das tolle Herz kehrt sich nicht daran. Es wird von Allem, was du hast und bist, unwiderstehlich zu dir hingezogen, deine Gestalt, dein eigenthümlicher Gesang, deine Unterhaltung, selbst die Kälte, mit der du meine Huldigungen aufnimmst und oft zurückstößest, fesseln mich immer mächtiger, immer gewaltiger an dich. Seit dem Tage, wo ich dich den ersten Griff auf der Guitarre lehrte, war mein Herz dein, aber seine Leidenschaft ist täglich gewachsen."

„Wie oft habe ich dir gesagt, Ghino, daß ich dergleichen Reden nicht hören will und mag. Sie sind mir zuwider. Ich kann und werde dich nie — nie lieben, und deshalb verschone mich ein für alle Mal mit allen Anträgen, die ich endlich durch den Vater zurückweisen müßte."

Da verzog sich Ghino's Gesicht recht hämisch.

„Freilich," höhnte er, „bin ich nicht der Lieblingssohn meines Vaters; er will, daß du Antonios Weib werdest, und — wie beneid' ich den Glücklichen! — er ist's auch, der von dir geliebt wird; der schöne, muthige, tapfre Antonio! Aber bin ich denn häßlich? fehlt es mir an Muth? hab' ich nicht das Schwert geführt, wie er? Ha, lebte meine Mutter noch, es wäre anders! deren Liebling war **ich**. Seit wir sie begraben, bin ich so verstoßen, zurückgesetzt, auch von dir, du Undankbare; denn durch sie kamst du in unser Haus, als deine Familie verjagt wurde und ich glaube fest, sie hatte dich zu **meinem** Weibe bestimmt. Wie schlecht lohnst du ihr, wie übel hältst du dein Versprechen! — Und siehst du denn gar nicht, daß Antonio dich nicht liebt! Des Vaters süße Worte und deine eigne Leidenschaft müssen dich verblenden! Hat er je im Hause Ruhe? Verweilt er je lange in deiner Gesellschaft? Man sieht es ihm an, wie er sich langweilt, wie ihn die Ungeduld hinaustreibt unter seine rohen Kriegsgesellen. Fühlt er sich je erfaßt von der Macht der Töne, die aus deiner Brust quellen? Der wilde Mensch hat keinen Sinn für die Gefühle einer weiblichen Seele, er vermag nicht zu lieben. Und doch — und doch hängst du dein Herz an ihn und stößt meins zurück, das dich zu würdigen versteht. Es ist dein Verderben, wenn du sein Weib wirst und mich verderbst du mit. Ich nur vermag dich glücklich zu machen, ich nur liebe dich. Rosalba, habe Mitleid mit mir! liebe mich! werde mein Weib!" Und zu ihren Füßen stürzend, umklammerte er in heftigster Aufregung ihre Kniee, rufend: „Mein, mein mußt du werden, und nicht dem Verhaßten, der dich nicht zu schätzen weiß. Sträube dich nicht! Wehre mir nicht mit kalten Worten! Ich lasse dich nicht!"

„Bube!" donnerte des Vaters Stimme hinter ihm, der hereingetreten war und die letzten Worte vernommen hatte. „Schändlicher Bube, du willst deinem edeln Bruder die Braut stehlen?" Und glühend roth ward des zornzitternden Mannes Haupt.

„Du hassest ihn, Elender, du hast es ausgesprochen. Er aber verachtet deinen Haß. Nicht allein gegen deine Vaterstadt verschwörst du dich, auch gegen das Vaterhaus. Ich kenne dich! Fort aus meinen Augen!"

Ghino ging gebeugt. Er war verwandelt. Tödtliche Blitze leuchteten aus seinen Augen auf des Vaters Haupt, sein Gesicht war zur scheußlichen Larve der Bosheit geworden; seine Zähne knirschten, Schaum stand vor seinem Munde, aber er ging ohne ein Wort zu reden. Nur lautlose Flüche wälzten sich in seinem Herzen. (Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Der Geist — ich spreche hier nicht von jenem politischen Geiste, denn in dieser Hinsicht sind die freien Hansestädte, ihrer Lage und ihren Verhältnissen nach, eigentlich geistlos; ich spreche hier vielmehr von jenem Geiste, der nicht von Außen her, sondern von Innen seine Nahrung erhält, der aus der Moralität erblüht — dieser Geist ist nun im **öffentlichen** Leben, in jenem großen chaotischen Marktleben, das dem Fremden in Hamburg entgegentritt, nicht zu finden. Von Oben aus wird viel für die **innere** Volkskultur in Hamburg gethan; aber der Handel, der so großen Unflath absetzt in den Herzen, er ist hauptsächlich die Ursache, daß, bei aller äußeren Politur, keine innere Politur zu finden ist. In großen Handelsstädten starrt die Gesammtheit nur nach dem **Verdienst**, und über das Ziel vergißt sie die Mittel. Die Sucht, zu verdienen, trocknet die Herzen aus, und macht sie leicht für jedes Unkraut empfänglich, nur nicht für jene höhere Moral, die sich über die sogenannte bürgerliche Rechtlichkeit erhebt. Wenn der reiche

Kaufmann seine Wechsel zahlt und seinen Börsen-Credit erhält, sein Jährliches in den Almosenkasten gibt, in die Kirche geht und seine Schiffe expedirt, so glaubt er den Lebenszweck zu erfüllen. Vielleicht unterstützt er nebenbei Kunst und Wissenschaft, Kirche und Staat von seinem Überflusse; aber er lebt doch nur in seinem Handel. Einzelne mögen hier eine Ausnahme machen; im Ganzen aber kann das Vorstehende als Regel gelten. Man trifft viele treffliche Institute in Hamburg, die durch die Humanität Einzelner in's Leben gerufen wurden, und denen, der Prunksucht und des Anstandes wegen, der Reichthum unter die Arme griff, aber der Geist des Volks hat sie nicht so kräftig gemacht, wie sie dastehen. Sie sind auf und durch Gold gegründet, und sie stehen abgeschlossen und todt da, die Gesammtheit, die große Menge fühlt kein Interesse für sie. Will man den geistigen Pulsschlag des Volks nach ihnen ermessen, man wird irre geleitet.

Der Bremer hält viel auf Moral, und es gibt keine privilegirte, dem Pandemos geweihte Tempel in Bremen, und das Gewand der Geistlichkeit wird für heilig gehalten, und die Kirchen werden besucht, und ihre Diener darben nicht. Aber der dicke Nebel des Pietismus, der die Form für das Leben ansehen läßt, hat sich um die Herzen gelagert, und die Sonne der Humanität erglühet nicht am bremischen Horizonte, und die Moral der Bremer ist jene todte, bücherverfertigte Moral, bei der alles Unkraut sehr wohl im Herzen wuchern kann, weil sie mehr einstudiert wird, als aus Geist und Herzen erblüht. Man würde dem Bremer zu nahe treten, wenn man seine Moral für Schein halten würde, jedoch weil sie ohne Leben ist, kann man sehr wohl in Bremen mit dem moralischen Schein, statt der Moral, auskommen. Der Bremer glaubt an das Wort, und wer ihm das Wort vorhält und die enge Form, dem glaubet er. Ach! es ist sehr leicht, in den bremischen Heiligen-Kalender aufgenommen zu werden. — Man kann leicht denken, daß bei dieser Reifrocks-Moral, die die Gesetze, die Bibel, die Geistlichkeit, Luther und Calvin anerkennt, die an den Senat, an Gott und Teufel glaubt, die dem „Rotlenmeister" gehorsam ist, die da hält „Tafel und Buch," die „die neue Eintracht" beschwört, und höchstens auf dem Bremer Kasino tanzt, die regelmäßig zehn Uhr Abends zu Bette geht und Pinkeln und Braunkohl lobpreiset, daß diese Moral keine Poesie in Bremen aufkommen läßt. Hedwig Hülle, die den Homer übersetzte, und A. Danves, der den Bürgerfreund redigirt, sie sind nicht von Bremen. Ich weiß es wohl, und habe es bereits zugegeben: es war ein enormes Zeichen der Aufklärung, daß man den Doktoren ihren „Herrn" nahm und die Gleichheit proklamirte, und wenn die Bremer nicht so bedächtige Leute wären, sie hätten durch diesen allerdings etwas unvorsichtigen Schritt in eine revolutionaire Scylla und Charybdis gerissen werden können; aber die Art und Weise, wie jene Gleichheit unter den Bürgern proklamirt wurde, sie war wirklich bremisch-einzig in ihrer Art. Allen Gerichtsboten wurde, bei hoher Strafe, der Auftrag ertheilt, keinen Doctor „Herr" zu nennen, d. h. nicht in Amtssachen; allen Gerichtsschreibern und Kanzlisten wurde desgleichen befohlen; es wurde hin und her dekretirt und publicirt, bis die Sache zu Stande kam; denn die Doctoren hielten den „Herrn" fest. Und endlich kam sie zu Stande, diese hochwichtige Angelegenheit; die Bahn wurde gebrochen, der „Herr" wurde zu Grabe getragen. So feiert man in Bremen die Aufklärung; und es gab keinen Dichter unter den Doctoren, der eine Canzone auf den gemordeten „Herrn" hätte dichten können. Er liegt im Senats-Archiv begraben, und man begab sich, nach diesem großen Werke der Humanität, an die Abfassung einer Konstitution für Bremen, an welcher man bereits mehrere Jahre arbeitet. Man erholt sich dabei von jenem Kampfe der Reform.

Das Bremer Museum ist eine Anstalt, in der sich alle angesehene Leute, die einen guten Ton prätendiren, versammeln, und es wurden daselbst früher Vorlesungen gehalten über Bremische Alterthümer und Bremische Geschichte, und darüber, woher der große Roland auf dem Markte den Namen Roland habe. Es war recht schön und recht antiquarisch-bremisch-dürr, was da vorgelesen wurde; mitunter auch nicht ohne einige Bremisch eingepökelte Poesie. Jetzt lies't Professor Weber über Ästhetik und Literatur im Bremischen Museum, bluhend und lebenskräftig, frühlingsduftig. Die Bremer Juristen und Kaufleute werden sich die Sache mit anhören, und jene werden an die Processe, diese werden an Taback und Zucker denken und an Wein. Wein, Taback, Zucker, Kaffee sind die hauptsächlichsten Handelsartikel des Bremers, und die Ästhetik des Bremer Kaufmanns besteht in einer guten Tabacksblase und in einem feinen Weingeschmack zur Weinprobe. Literatur und Poesie gehören nicht zu den Kolonialwaaren, und das Museum gehört zu den Anstalten des guten Tons. Auch kann man daselbst vor der Börse und den Gerichtssitzungen die Zeitungen lesen und Billiard spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Justiz in Hexen- und Zauber-Fällen. 1532 am 21. Oktober wurde Lenz Bader, ein Färber von Augsburg mit dem Schwert gerichtet, — weil er sich selber geschaut hatte!! — 1685 am 26. Mai wurde mit dem Schwert gerichtet Appolonia Meurin von Maihen aus Bayern, weil sie ihre 2 Kinder mit Hülfe des Teufels — geboren und hernach ermordet hatte. — In dem großen Hexenprozesse zu Szegedin 1728, wo auch der zweiundachtzigjährige Stadtrichter lebendig verbrannt wurde, war die Hexenwage in Uebung und als schlagendes Beweismittel gebraucht, da man nämlich große und starke Personen, Männer und Weiber nur anderthalb Quentchen, drei bis vier Quentchen, die schwersten — ein Loth und zwei bis drei Quentchen schwer gefunden haben wollte.

Das bürgerliche Löwenherz. Herman Grein, Bürgermeister zu Cöln, widerstand den Versuchen des Bischofs gegen die Stadtfreiheiten auf das ernstlichste. Dadurch ward er den Clerikern ein Gegenstand der Verfolgung. Zwei Kanoniker erhielten in des Bischofs Namen einen Löwen. Diese verhehlten ihren Haß gegen den Grein, und luden ihn zur Tafel ein. Da der letzte arglos erschien, führten sie ihn in das Gemach, worin der Löwe sich befand, und schlossen ihn dort ein. Dann theilten sie den übrigen Kanonikern freudig ihre That mit. Aber Hermann, ein Mann unerschrockenen Einnes, hatte rasch seinen Mantel um den linken Arm gewickelt, das auf ihn lossteigende Thier so empfangen, und, indem er ihm jenen in den Rachen gestoßen, mit der Rechten getödtet. Dann berief er den Rath und trug diesem das Ereigniß vor. Die Rathsmänner, von Unwillen ergriffen, ließen die zwei geistlichen Herren, die dieser Wendung noch unkundig waren, vor sich rufen, und, nach Eingeständniß ihrer Schuld, bei dem Dom (um 1260) aufknüpfen. (Hormayr's hist. Taschenb. 1835.)

Strömungen im Ocean. In Southport fand man kürzlich eine Flasche, worin sich ein Papier folgenden Inhalts befand: „Ueber Bord geworfen durch die Passagiere des Paketschiffes: „Süd-Amerika" im März 1833 auf der Höhe des Cape-Cod, 40 . 38 der Breite, 68 der westlichen Länge. Der Finder wird ersuchend gebeten, diese Notiz durch die etwa in der Nähe des Fundortes erscheinenden Zeitungen zu veröffentlichen, um dadurch zur Förderung der Wissenschaft die Strömungen des Oceans zu erweitern." — Diese Flasche durchschwamm mithin, von der östlichen Strömung getrieben, die ganze Breite des atlantischen Oceans, von Amerika bis England.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 26. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 30. Januer.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

3.

Ohnfern des schauerlich schönen Monte Amirato — des bewunderten Bergs — der sich in wild romantische Thäler zerklüftet, zog sich ein Weg von Viterbo her in den Staat Siena. Von den Höhen herab schlängelte sich diese Straße durch wilde Gründe und drängte sich nicht selten zwischen zwei steilen Felswänden hindurch, dichte Pinien und Fichtenwälder waren kaum durch den engen Gebirgspaß getrennt und überschatteten den einsamen Weg mit ihrem schweigsamen Dunkel. In einem engen Seitenthale, dessen Mündung in den Paß von Wald und Felsen gleichsam verhängt und vergittert war, lag Antonio Piccolomini mit seinen Reitern im Hinterhalt. Schon hatte er durch Spione erkundschaftet, daß die Exilirten von Viterbo herkommen und sich in Pienza im Senesischen versammeln würden. Es war Nachmittags, als sich der erste Trupp zeigte. Sie schienen auf einen Überfall nicht ganz unvorbereitet zu sein; denn sie ritten, gut bewaffnet, in einem Haufen so dicht, als es der schmale Weg erlaubte. Antonio warf sich mit Geschrei auf sie; seine Augen glänzten, wie die des Tigers, wenn er auf seine Beute stürzt. Die Angegriffnen blieben weder Geschrei noch Widerstand schuldig und die Waffen machten bald Bekanntschaft an einander. Inzwischen konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft bleiben, da Antonio mehre Büchsenschützen auf die Felsen am Wege postirt hatte, welche die hintersten der Feinde, die wegen der Enge des Passes nicht zum Kampfe kommen konnten, mit ihren langen Röhren niederschossen, und die vordern von der Menge der Städtischen umgerissen und erdrückt wurden. Die vom Berge herab nachrückenden Exilirten ergriffen schnell die Flucht, als sie die Niederlage ihrer Freunde wahrnahmen. Antonio hatte unter den Feinden einen schon bejahrten Mann wahrgenommen, der sowohl durch seine hohe edle Gestalt, als durch Muth und Tapferkeit sich auszeichnete, mit welchen er focht. Schon hatte derselbe mehre Senesen mit der Wucht seines Schwertes niedergestreckt und bahnte sich so einen Weg, bis er mit Antonio selbst zusammentraf. Der Kampf war kurz; des Jünglings Schwert zischte auf das ehrwürdige Haupt des Mannes herab, ein Blutquell tränkte seine Locken, er taumelte und sank vom Pferde. Sicherlich wäre er hier von den Pferden der Feinde und Freunde zertreten worden, wie es seinen übrigen gefallnen Gefährten erging, wenn nicht Antonio, von einem mächtigen Zuge des Herzens getrieben, wovon er sich selbst keine Rechenschaft gab und geben konnte, den schwer verwundeten mit starkem Arm ergriffen und in das Thal getragen hätte, wo er im Hinterhalt gelegen. Hier verband er so schnell er vermochte, die Kopfwunde des Ohnmächtigen und eilte wieder auf den Kampfplatz zurück. Dort war der Sieg schon vollkommen entschieden. Wer von den Feinden zu fliehen vermocht hatte, war in den dichten Wald geflohen, die übrigen lagen entseelt am Boden. Der von Antonio Verwundete und aus dem Kampfgewühl gerettete Mann war fast der einzige noch Lebende. Der großmüthige Anführer der

siegreichen Reiterschaar ließ eine Tragbahre von Ästen und Zweigen flechten und nebst einigen Verwundeten seiner Leute auch den schönen Krieger darauf legen, dessen leiser Athemzug kaum noch einen Funken von Leben verrieth. So zogen sie zurück und kamen bald in das kleine Bergstädtchen St. Salvator, über das ein dem Staate gehöriges festes Schloß hervorragte. Hier nahm Antonio Quartier, um sich und seine Leute zu erfrischen, hierher ließ er auch den Verwundeten bringen. Es war unverkennbar, daß er dem Gefangnen eine größere Sorgfalt widmete, als seinen eignen Leuten — er ließ ihn in ein besondres Zimmer bringen und bettete ihm dort weich — und sie war einigermaßen durch die ausgezeichnet edle Gestalt des Verwundeten gerechtfertigt, aber sie wurde es noch mehr durch einige Papiere, die der junge Krieger in den Kleidern des ohnmächtigen Alten fand, als er ihn derselben entledigte, um nachzusehen, ob er nicht noch außerdem verwundet sei. Dies war jedoch nicht der Fall. Aus diesen Papieren, meist Briefe andrer Exilirten, erfuhr Antonio, wer der Mann war, und kaum hatte er davon Kenntniß genommen, als er den Feldscheerer zurückwies und sich mit Ängstlichkeit nach einem geschickten Arzte erkundigte.

„Edler Herr," versetzte der Befehlshaber der Festung, „unser geschicktester Arzt im Städtchen und der ganzen Umgegend ist die hochwürdige Frau Priorin des Klosters der barmherzigen Schwestern zu St. Salvator Dominikaner Regel. Sie wird Euch ihren Beistand nicht versagen."

„So eilt und holt sie und verfehlt nicht, ihr zu sagen, was hier noth thut, damit sie gleich die rechten Arzneien mitbringe. Und hört, ich wünsche, daß der kranke Mann nicht erfahre, wer ich bin, darum nennt auch der Priorin meinen Namen nicht. Ich werde allen meinen Leuten Stillschweigen gebieten."

Während der Bote nach der Priorin lief, suchte sich Antonio andere Kleider zu verschaffen und trat bald in einem unscheinbaren Gewande wieder an das Lager des Verwundeten, über den er sich theilnehmend beugte. Da schlug dieser die Augen auf und sah den Jüngling starr an.

„Haltet Euch ruhig, Messer Placidi," sagte Antonio, „es wird bald Hülfe kommen." Ein Blick des Angeredeten, dessen Kräfte und Erinnerungen allmählig wiederkehrten, dankte ihm. Nach einer Weile wurde die Thüre geöffnet und eine hohe Frau trat herein, deren Majestät durch die schneeweißen Gewänder, die ihren stolzen Gliederbau umwallten, um ein Bedeutendes erhöht wurde. Antonio's Blicke waren wie gefesselt an sie. Ernst und schweigend nahm sie der ihr folgenden dienenden Schwester einen Kasten mit Arzneien ab, wusch die Wunde aus, legte Balsam darauf, verband sie und entfernte sich wieder. Der feurige Antonio war plötzlich ein Träumer geworden; er kämpfte mit seltsamen Erinnerungen, die die Erscheinung der Priorin in ihm hervorgerufen hatte, und kaum Erinnerungen zu nennen waren, vielmehr Ahnungen, die sich gestaltlos im Nebel längst vergangener Zeiten bewegten und vergebens Umrisse zu erlangen strebten. Es war ihm, als hätte er diese Frau schon gesehen und doch auch nicht; sie kam ihm bekannt vor und doch auch fremd; es erregte sich eine heilige Liebe für sie in seiner Brust und doch drückte scheue Ehrfurcht vor ihr die Liebesregung nieder. Er sprang heftig auf, rieb sich die Stirn, um die wirren Träume zu verscheuchen, und eilte zum Dienste des Kranken an das Lager desselben. (Forts. folgt.)

Aus dem zweiten Halbjahre des Laienbrevier's

von

Leopold Schefer.

Wenn alle Fische stumm sind, willst du zürnen?
Und was sie auch verschweigen, kränkt dich nicht!
Wenn alle Frauen reden — ist's Natur auch,
Und was sie auch verkünden, hör' es gern.
Fürwahr, die Frauen verkünden; all' ihr Wesen
Es ist der Menschheit Weltverkündigung:
Nicht, wo sie alles dulden, was an ihnen
Gescheh'n soll, nein, was Gutes rings geschehen soll.
Die Weltgeschichte schweigt — die Frauen halten
Das Weltgericht, tagtäglich, mündliches,
Vor Gott gesagt, in Haus und Hof und Land;
Das Recht ist, ausgesprochen, schon das Recht,
Erkannt: erfüllt! Recht ist das Herz der Geister.
Die Frauen drum auf Alles wißbegierig
Und Alles aus besondrem Amt erkundend
— Weil sie bedrängt zum Leben es bedürfen —
Und alles wissend, fördern aus der Tiefe
Geheimer Menschenbrust an's Licht des Tages:
Gerechtes, Ungerechtes, Gutes, Böses;
Und unerbittlich richten sie die Menschen,
Die Männer, Könige und Königinnen,
Gesetze, selbst die Ernte und das Jahr;
Ein jedes Lamm, im Herbst ein jeder Apfel,
Und Hahn und Ei und Jeder wird gerichtet,
Ein jedes neugeborne Kind, der Sarg
Des Todten, und der Todte, und der Tod,
Die Erde und das Leben. Unerbittlich
Auch richten sie sich selbst — doch nur einander —
Daß Jede gut sei. Denn erst von den Frauen
Hängt Glück und Heil des Menschenvolkes ab,
Und selbst dem Gott nützt, daß sie weise sind.
Doch wo die Frau schweigt, hat sie schweres Unrecht.
Auch richtet Niemand besser als das Weib,
Das zartestfühlende, deß feine Wage
Ein Stäubchen schon bewegt; das immer-furchtsam,
Und wundenscheuend leichte Thaten auch
Schon schwer empfindet, und mit Muttersinn
Der göttlichen Natur sie ahnt und schlichtet.
Denn Frauen sind die Töchter der Natur:
Der Mutter, welche sie an ihre Statt
Zu walten in der Menschen Haus gesandt;
Niemand hat mehr Grund, als das Weib: zu richten,
Zu lösen, zu verdammen. Denn was Helden

Auf Schlachtgefilden thun, was Herrscher wo
Im Frieden lassen, was die Männer alle
Im Rath, in Stadt und Land und Felde sien,
Was selbst das kleine Knäbchen nur versteht,
Das mussen an des Hauses stillem Herd
Die Weiber büßen, wenn es böse war,
Verzehren mit dem Geist, so wie die Flamme
Das Wachs, daraus die Kerze ward gerollt;
So brennen sie vom Wachs des Lebens leuchtend;
Und eines Weibes heiteres Gesicht
Bedeutet dir im Lande gute Zeit!
Im Hause: guten Mann und gute Kinder;
Im Felde: Segen; Hoffnung guter Jahre
Und Arbeit! Keinen Kranken wo im Umkreis!
Kein nacktes Kind! und keinen Armen hungrig!
Nur heitre Stunden zeigt die Sonnenuhr,
Des Weibes Antlitz aber zeigt die ganze
Gestirnung, nicht des heitern Himmels nur,
Nein, auch den Stand, den Gang, den Flug der Geister,
Die inn're — ihre Welt — die sittliche.
Drum hätt' ich einen Wunsch, der Wünsche Krone:
„Ein jedes Frauenantlitz auf der Erde
„Bis in der letzten Hütte — sei es heiter!
„Zu Allem flüstre ihre Lippe: Ja!" —
Dann ist die goldne Zeit! das nimm zum Zeichen.

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

(Zweiter Brief. — Schluß.)

Pisa hat nur zwei belebte Straßen, die am Arno durch Spaziergänger, und die sie durchkreuzende durch Käufer und Verkäufer. In den übrigen Straßen würde man vergeblich nach den Zeugen suchen, die bethätigten, daß Pisa einst um die Herrschaft der Welt mitgerungen, daß es Gesandte aller Nationen bei sich und die seinigen bei allen Nationen hatte, daß es den Reichthum von Florenz um's Doppelte übertraf, und daß seine Menschenüberzahl noch das Meer bevölkerte. Still sind die Straßen und öde die Plätze, die der Kunstsinn der Alten so herrlich geschmückt. Aber eines ist den Pisanern wie ein einziges Erbtheil alter Zeit überblieben: die Verehrung vaterländischen Verdienstes. Wer sich in irgend einer Weise, als Staatsmann, Gelehrter, Künstler, Menschenfreund ꝛc. ruhmvoll ausgezeichnet, von dem spricht nach seinem Tode ein Denkmal im Camposanto, und wie gehalt- und geschmacklos auch meistentheils in neuerer Zeit ein solches ist, so zeigt es uns doch, was auf diesem Wege Großes und Schönes geschaffen und Gutes angeregt werden konnte. Nie trete ich in diese heiligen Hallen, ohne die Frage der Sehnsucht: Wird nicht irgend ein Mal ein deutscher Fürst, eine deutsche Stadt diesen Gedanken aufnehmen, und bei sich einen solchen Ehrenfriedhof gründen! Welcher Ort in unserm öffentlichen Leben würde sich mehr zu religiösen bildlichen Darstellungen eignen, als ein solcher zwischen Kirche und Haus, wie zwischen Tod und Leben stehender? Wie würde Alles zusammenstimmen, um die Gemüther der Besuchenden zu Dank, zu tiefer Herzensfreude, zu lebendiger Andacht zu stimmen! Denn das sagt mir im Gegensatz gegen diesen Ort selbst jede katholische Kirche, daß sie des schönsten Schmuckes, den sie hat, nicht in der Weise bedarf, daß durch den Mangel desselben ihr Dienst gehemmt würde. Und wie ganz anders, als in den dunklen geschlossenen Räumen, wirkt im offenen, aber vom Geräusch des Tags entfernten Garten, in dem wir uns ohne alle Beziehung auf etwas Vorhandenes frei bewegen können, das Werk der Kunst!

Der Bilderschmuck im Pisaner Camposanto zeigt uns die Reichhaltigkeit der für solche Räume passenden Gegenstände; biblische Geschichten des alten und neuen Bundes, städtische Begebenheiten, oder wenigstens solche, die große Erinnerungen aus der nächsten Geschichte wecken, Legenden von Heiligen, deren Schutzempfohlne vielleicht hier ruhen, vor allem aber die allgemeinen, auf Leben und Tod bezüglichen Darstellungen, wie sie in kleinem Maßstab die bekannten Todtentänze, im Großen aber hier einer der ältesten Florentiner Meister ausgeführt. Um seinen Namen vor der Hand unbekümmert (nur in mir über die Wahrheit des angegebnen im entschiednen Zweifel) habe ich mich in die Fülle dichterischer Anschauungen getaucht, welche das erste große Bild im Camposanto auszeichnet, und welches sie hier den Triumph des Todes nennen. Hart neben dem Tode und seinen Früchten erblicken wir in bunter Mannichfaltigkeit das Leben, Jagdlust der Großen, fromme Abgeschiedenheit der Weltfeinde, Saitenspiel und Sang, Elende und Krüppel. Nur die letzten hinken dem Tode, obschon unerhört nach, der mit seiner scharfen Sense da einhaut, wo Liebesgötter aus Rosenlauben von ewigem Glücke singen. Der Bruder des Todes, der Teufel mit seinen Leuten, ist gleich bei der Hand, die dem Körper entfahrende Seele an sich zu reißen, muß sie aber den Engeln des Lebens, wenigstens theilweise, überlassen. Ich frage: geht dir nicht auf diesem Boden eine ganze Saat von Bildern auf? und mit wie verständlicher Rede könnte Einer seine Zeitgenossen ergreifen?

Gewiß weit ungünstiger für unsre Zeit ist die Form, in welcher das nächste Bild, ein jüngstes Gericht, gegossen ist. Seit Michel-Angelo diesen furchtbaren Gedanken in seiner Nacktheit hingestellt, bleibt für ihn, da er sich so nicht halten kann (denn wer ist gut, wer böse? wer gläubig?) nichts übrig, als der in den weiten Himmelsräumen einsame Gott. Für uns kann nur des Dichters Wort, das auch bereits die Philosophie aufgenommen: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" die Form desselben bestimmen, wenn anders eine Wirkung auf Phantasie und Gemüth beabsichtigt wird.

Hier freilich stehen wir vor einer der frühesten Ausbildungen jener Vorstellung und müssen in Bezug auf diese in jene Zeit der Entstehung zurückkehren. Übrigens ist nur bei diesem großen Bilde sehr bemerkenswerth, daß in demselben die Verdammniß zwar ausgesprochen, aber nicht, wenigstens nicht in ihren Folgen, dargestellt ist. Die Schilderung der Hölle und der Gräuel, womit eine aufgeregte Phantasie, namentlich nachdem Dantes Gesang ihre Pforten geöffnet, sie erfüllt, konnte nicht wohl aus einem Gemüthe kommen, in dem das Bewußtsein der bildenden Kunst zu solcher Höhe sich gesteigert, wie wir bei dem Schöpfer des genannten Bildes voraussetzen können. Von anderer und sehr untergeordneter Hand ist in dem nächstfolgenden Raum die trübselige Arbeit der Höllengeister und die mannigfache, oft ekelhafte Pein der Verdammten dargestellt. Wie ein Wegweiser mit rückwärts zeigendem Arm steht das Höllenbild da und wer kehrte nicht gern zurück, wo um den Weltheiland, der mit fühlbarem Schmerz das Verdammungsurtheil ausspricht, die Schaar der Heiligen sitzt, aus deren Blicken und Bewegung Dank, Anbetung, Seligkeit, Mitleid und jede höhere Herzensregung spricht, wo Engel zu den Auferstehenden treten und ihnen die Bahn der Zukunft

zeigen, bei welcher Stelle des Künstlers freier und allgemein menschlich fühlender Sinn uns wohlthuend anspricht, indem er einen armen Bauer, der gewiß mit dem Vorwurf seiner Unwürdigkeit erwachte, von der linken Seite zu den Seligen führen, einen Geistlichen aber, der mitten unter den Beglückten aus seinem Grabe steigt, schonungslos an den wenigen Haaren, die die Tonsur verschont, zu den Verdammten hinüber ziehen läßt.

Übrigens wurde mir, namentlich im Weitergehen zu den Geschichten des heil. Ranieri, u. A. klar, daß für die Anschauungsweise der Künstler jener Zeit durchaus andre Gesetze gegolten haben, als später und heute, und es fiel mir Gothes Ausspruch ein: die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre große Kunst, ja oft wahrer und größer, als die Schöne selbst. Dicht neben einander sehen wir Schönes und Häßliches, und beides mit gleicher künstlerischer Theilnahme behandelt. Derselbe Maler, der in wahrer Verklärung die Madonna von Engeln begleitet, dem heil. Ranieri erscheinen läßt, malt diesem einen zottigen, formlosen Pelz, oder gar den Teufel in abgeschmacktester Gestalt, ohne daß die mindeste Spur von absichtlicher oder zufälliger Vernachlässigung zu bemerken wäre.

Ich bin ein Mal dabei, so will ich auch noch ein Wort von einem der folgenden großen Bildwerke des Friedhofs sprechen, von der Geschichte Hiobs, die Giotto gemalt haben soll. Die Wahrheit dieser Angabe bei Seite gestellt (oder besser in Zweifel, da die vorhergehenden spätere Arbeit sind), so ist es ein Werk von hohem Kunstwerth in Rücksicht der großen Auffassung des Gegenstandes, der vielen Anschauungen aus dem Leben und der freien Behandlung in Zeichnung und Malerei. Indem ich mich aber so in die Einzelnheiten der Geschichte versenkte, kam ich zu andern, der Kunst freilich entfernter liegenden Betrachtungen.

Wie oft haben wir nicht über den Gothe'schen Faust den Stab brechen sehen, weil der Teufel darin Recht behält. Die Vorbildung der Fabel finden wir in der Erzählung von Hiob, aber verfährt sie mit Gott besser, als unser Gedicht? Wie bei diesem beginnt jene mit einem Zwiegespräch zwischen Gott und Satan. Ersterer preis't seinen frommen Knecht Hiob und behauptet, daß seines Gleichen nicht wäre und seine Frömmigkeit ohne Grenzen. Der Teufel nennt dies alles nur eine Folge von Hiobs glücklichem sorgenlosem Leben. Gut, sagt der Herr, ich gebe ihn in deine Hände, mache mit ihm, was du willst, und du wirst sehen, daß ich Recht habe.

Er hat aber nicht Recht; denn nachdem ihm der Teufel Hab und Gut, Gesundheit und alles bewegliche genommen, und die Freunde kommen und statt hülfreicher Gaben nur wohlfeile Worte bringen, in denen des Teufels ausgeübte Räubereien als eine Handlung Gottes gepriesen wird, fängt er an, diesen zu schelten, und es muß Gott selbst mit dem Donner des Himmels und der Beschreibung des Meerungeheuers Leviathan den armen Hiob zur Besinnung bringen, daß er seine Vermessenheit bekennt, worauf ihm das Geraubte vierfach ersetzt wird. Ganz unbeachtet aber bleibt im Verlauf der Geschichte, daß die Mißhandlung Hiobs von Anfang an des Teufels Werk und Einfall, und daß nur der unvorgesehene Ausgang des Experiments Gott bestimmt, sich desselben als eines eignen anzunehmen. So gehen wir Menschen mit dem höchsten Wesen um!

B u n t e s.

Nazareth. Einen Blick auf Nazareth hinab! Einen Blick in dies Thal, das die Natur selbst wie eine große Wiege in Felsen sprengte, deren Zacken einzeln wunderlich wie Spitzen von Muscheln geformt, emporstarren. Blicke hinab in dies heimlich abgeschloßne Thal, wie die Natur es mit üppigen Rasenteppichen sorgsam ausgelegt, lachende Fruchtbäume drein gewirkt, als wollte sie mit ihrer ewigen unerschöpflichen Freude- und Werdekraft den Verfall der Menschenwerke jungfräulich schön und mild überschleiern. Die heiligen Bücher reden von einer Stadt, die einst hier gestanden; — wo ist sie jetzt? Wohin du die Blicke wendest, du suchst vergebens nach den Spuren mindestens, die von gefallener Größe stammeln könnten; nur dort in der Westseite des Thales versteckt, wie im drückenden Bewußtsein der Ärmlichkeit, gucken mich einige Häuser an, wenn ich diese verfallenden losen Massen aus hellen porösen Steinen, mit den platten Dächern so nennen darf, und dort zeigt sich wirklich ein Bazar, wenn ein kleiner viereckiger Platz mit einem einzigen Thorweg diesen Titel verdient. Dies Nassara also ist jenes Nazareth, wo der erhabene Weise den größeren Theil seiner Jugendzeit verlebt, wo er als Kind, unbeachtet von allen, nur behütet von Mutteraugen, gewandelt, dessen Lehre die ganze Erde umschlingt, wie die Riesenarme des Oceans! Und in Mitten des geringen Städtchens, von dem jene begeisterten Nazarenen stolz ihren gemeinsamen Namen entlehnten, strecken sich, wie possierliche Zwerge, die sich auf die Zehen stellen, die Minarets einer — Moschee, als wollten sie jeden Morgen und Abend mit altersschwacher heiserer Stimme ohnmächtig prahlend ausrufen: Hier ist die Anerkennung deines Reiches zu Ende, Jesus von Nazareth! — Aber am Ostende des Dorfes auf der Höhe, wo die Klippen den Horizont in schroffzinkigten Massen abschließen, steht das christliche Kloster, als wollte und könnte es gar gut den Minarets des Islam trotzen. Die Kirche „zur Menschwerdung" genannt, erhebt sich über der Stelle, wo der Engel der Jungfrau die freudige Botschaft verkündigte; eine Wiege, ein Grab, ein Tempel der Tradition! wie schläft sie so süß unter dieser heiligen Erde, die fromme Sage, jeder Morgen windet ihr Sonnenstrahlen zu Kränzen um's Haupt, jeder Pilger pflückt sich eine Immortelle draus! — das Fremdartige, das Geheimnißvolle, das dir die Phantasie wie aus ungeheuren Wolkengebilden aufbaute, daß dir die Brust zu enge ward, — hier magst du es wie traulich, hausbürgerlich dir nahe gerückt, begrüßen. Hier steigst du auf Felsstufen empor, die Kirche zur Menschwerdung liegt bereits unter deinen Blicken, du trittst in eine Grotte, „der Jungfrau Maria Küche" genannt, jene schwarzberauchte Stelle in der Ecke ist der Kamin des Haushalts: dort, näher am Kloster, besuchst du St. Josephs „Werkstätte", freilich suchst du die Hobelspäne vergebens, und die rostige Axt; des Zimmermanns Werkstätte ist zur Kapelle geworden, im neuern Stil und Schmuck; aber das neue befremdet dich unheimlich. — Hinaus aus den dumpfen Kammern der alternden Sagen, hinaus, wo sich noch der alte Himmel unveraltet über dem duftig-frischen Rosenthale wölbt. Du wandelst auf demselben Boden,

„über dessen Hufen
„Die segensreichen Füße sind gewandert,
„Die uns zum Heil —
„Genagelt wurden an das bittre Kreuz;"

aber auf demselben Boden, dem heiligen Eldorado der christlichen Ritterschaft, wandeln an bei anderthalb tausend, halb zerlumpter Bewohner, worunter etwa sechshundert Christen; du wendest dich, es kommen dir trübe Gedanken; — blicke, bevor du scheidest, noch einmal von den Menschen hinweg — in die frischen klaren Augen der Natur! Sie haucht dir's zu, daß, weßhalb, wer du bist; — jetzt rufe den Reliquien deiner Wiegenträume, rufe der holden Fata morgana, der Sage, ein freudiges: „farewell" zu!

Die Pest und die Censur. Der Kalendermacher Laensberg wollte auf das Jahr 1811 einen Almanach herausgeben, und übergab das Manuscript dem Censor in Paris. Er wurde hingezogen, der erste Januar kam heran, und er entschloß sich, selbst von Lüttich nach Paris zu reisen, um die Sache zu betreiben. Ihr Almanach kann nicht gedruckt werden, sagte der Censor. — Darf ich fragen, warum? — Weil Sie so unverschämt sind, darin eine Pest zu prophezeihen, welche über Paris kommen soll. In Paris? Herr! Sind Sie toll? Wollen Sie damit sagen, daß der Kaiser an der Pest sterben wird? — Gott bewahre, mein Herr; aber darum sollte der Almanach doch nicht unterdrückt werden; man kann ja die Pest nach Madrid versetzen. — Nach Madrid! Wo der Bruder des Kaisers ist? — Oder nach Mailand? — Wie? in die Hauptstadt Italiens? — Nun, nach Rom? — Was? nach Rom? Wenn es noch der Papst wäre! Aber der Sohn des Kaisers! — Nun, Gott, wo soll ich denn die verdammte Pest hinsetzen? Denn irgend wo muß sie doch sein. — Setzen Sie sie nach England, antwortete der Censor: vielleicht unterläßt es dann der Kaiser, sich dorthin einzuschiffen. — So war die Sache abgemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 27. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 31. Januar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

4.

„Ihr scheint mich zu kennen, hochwürdige Frau,“ sagte der Kranke zu seinem weiblichen Arzte, „und auch Ihr kommt mir sehr bekannt vor; doch wag' ich's kaum zu glauben, für wen ich Euch halte.“

„Gebt immerhin Eurer Vermuthung Raum, Messer Mariano; ich bezweifle kaum, daß sie Euch falsch führt,“ versetzte die Priorin. „Es gab eine Zeit, wo wir uns öfter sahen.“

„Wie? so wäret Ihr wirklich die schöne Drusiana, die vielbegehrte Wittwe des alten Cäsar Piccolomini, die ich liebte, wie ich kein Weib mehr geliebt habe auf Erden, der ich Herz und Hand bot, und die — mich ausschlug?“

„Ich bin die, welche Ihr meinet, Messer Placidi. Und ich würde mich Euch nicht verhehlen, selbst wenn ich Gründe dazu hätte. Aber die ich einst hatte, mich in diesen Bergen, in diesem Kloster zu vergraben, hat die Fluth der Zeit hinweg geschwemmt und gewiß jeden Funken von Leidenschaft in der Brust der Männer ersäuft, die mich nach Ablegung des Wittwenschleiers wieder zum Altare zu führen begehrten. Ihr wart es nicht allein, Mariano, dessen Antrag ich zurückwies.“

„O ich weiß es!“ sagte der Verwundete schmerzlich. „Wer könnte denn jetzt noch die jungen Männer alle zusammen zählen, die aus Siena, Perugia, Florenz, Rom und andern Städten um Cäsar Piccolominis jugendliche schöne Wittwe, Aeneas Sylvius edle Tochter, freiten? Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen und ich habe nur mich selbst im Gedächtniß behalten. Ihr wart aus Siena verschwunden, Niemand wußte wohin, aber die Liebe zu Euch verschwand nicht aus meiner Brust. Drusiana, ich habe Euch nie vergessen können.“

„Nennt mich Schwester Madalene das ist mein Klostername,“ sagte die Priorin ernst und würdig. „Was konnte ich Besseres thun, um mich den Zudringlichkeiten meiner Freier zu entziehen, als mich in die Einsamkeit eines Klosters zu flüchten? Hier war ich vor allen Nachstellungen sicher, und sturmlos ist fast ein Vierteljahrhundert über meinem Haupte hingerollt.“

„Aber ich beschwör' Euch, hochwürdige Schwester, was konnte Euch bewegen, die geistreiche, in Jugend und Schönheit strahlende, allbewunderte Frau, die, von den Banden befreit, welche sie zwei Jahre lang an einen schwachen Greis gefesselt hatten, alle Straßen des Lebens zum seligsten Glück der Liebe und des Genusses geöffnet sah, was konnte Euch vermögen, von diesen Ansprüchen zu scheiden und in's Kloster zu gehen? Warum wähltet Ihr nicht unter dem Heere Eurer Freier, der Euerm Herzen am besten gefiel? Dann wär't Ihr doch alle Andern los. Oder hätte das Herz dieser schönen stolzen Frau nie Regungen der Liebe empfunden? Hätte die Herrliche, die des Greises Weib wurde, nie für einen Jüngling geglüht?“

„Davon laßt mich schweigen, Messer Mariano,“ versetzte die Priorin mit eiskaltem Ernst. „Man muß die Geister abgestorbner Tage nicht vorwitzig citiren, spuken sie doch oft genug ungerufen. Ich kam um

Euch einen neuen Verband anzulegen. Wo ist der freundliche Jüngling, der Euch bedient, und mir mit so zarter Aufmerksamkeit beisteht?"

Antonio wurde gerufen, und war der Priorin zur Hand. Als der Verband angelegt war, sagte der junge Mann: „Messer Placidi und Ihr hochwürdige Frau, entlaßt mich nun des mir liebgeword'nen Dienstes. Unser Anführer hat den Rückzug befohlen, ich muß scheiden."

„Du willst mich verlassen?" sagte der Kranke schmerzlich. „Nicht doch, das kann nicht sein. Ich habe mich dieser Tage an deine treue Sorgfalt gewöhnt; ich kann dich nicht entbehren."

„Bleibt noch!" sagte die Priorin mit einem gütigen Blicke „Auch mir seid Ihr lieb und werth geworden. Ich mögte Euch nicht an diesem Krankenbette vermissen."

„Hochwürdige, hochverehrte Frau, ich würde um Euretwillen schon bleiben; denn noch nie fühlt' ich solch kindlich liebende Ehrfurcht vor einer edeln Frau, wie vor Euch — ach! meine Mutter liebte mich nicht, das vergeb' ihr Gott, vor dessen Angesichte sie jetzt steht! — Es zieht mich wie mit magischen Banden zu Euerm Dienst, aber die Pflicht zieht noch stärker."

„Bringe mir deinen Anführer, dessen Gefangner ich bin, hierher, daß ich deinetwegen mit ihm spreche," sagte Messer Placidi. „Ich kann dich nicht entlassen; ich bedarf deiner zu einem höchst wichtigen Dienst; es kann mir Niemand mehr einen wichtigern erweisen. Geh', hole deinen Anführer."

Antonio zauderte. „Sagt mir, wessen Dienstes Ihr mich für würdig haltet?"

„Die hochwürdige Schwester soll ihre Meinung abgeben, ob sie dich desselben auch für würdig hält. Und danach will ich entscheiden. — Als ich vor sechszehn Jahren durch die Gewalt des wüthenden Pöbels mit einer großen Anzahl andrer Adligen aus meiner Vaterstadt vertrieben wurde, folgte mir mein Weib mit ihrem einjährigen Töchterlein. Die gräßlichen Mordscenen in den Straßen und in den Häusern des Adels, der Verlust ihrer Angehörigen — ihr eigner Vater war vor ihren Augen vom Volke niedergehauen worden — der Verlust des Eigenthums des theuern Vaterlandes, die Schrecken und Mühseligkeiten der Flucht und des Exils, zerstörten schnell das Leben der ohnedies schwächlichen Frau. Sie starb schon einige Wochen darauf in meinen Armen in Florenz. Mein Kind war jetzt meine Welt. Auf dem Landgute eines Freundes im Arnothale, mehre Meilen von der Hauptstadt, erzog ich meine Tochter. Ein gelehrter Dominikaner aus einem benachbarten Kloster unterrichtete sie und vertrat meine Stelle, wenn ich auszog, um meine und andrer Exilirten Pläne zur Wiedererlangung unsres Vaterlandes zu verwirklichen. Ach! sie sind alle gescheitert und ich stehe am Rande des Grabes. Meine Mariana war ein Engel mir vom Himmel geschenkt, mir die Schmerzen meines trüben Lebens zu versüßen. Ich lebte und webte ganz in ihr; sie kannte nur einen Wunsch: meine Zufriedenheit. Ermeßt danach, wie unaussprechlich theuer mir dieses Kind geworden ist. Sie kannte die Welt, die Menschen nicht; ich bin ja der Inbegriff all ihrer Wünsche. Wenn noch ein andrer Wunsch ihre jungfräuliche Brust bewegt, so ist es der nach ihrem Vaterlande, das sie nicht kennt, das sie aber mit glühender Begeistrung liebt, mit einer kühnen, gewaltigen Liebe, die ich in ihre junge reine Seele gegossen habe. Erst kommt ihr Vater, dann Siena; und sie selbst hat mich dies Mal, eine Heldenjungfrau, zum Kampfe gerüstet, der so unglücklich für mich ausgefallen ist. Ich fühle, ich werde Siena nie mehr sehen, die Vaterstadt, auf die mein heißes Streben ging, ist für mich verloren; ach! ich werde dies Bergschloß nicht mehr verlassen. An meinem Herzen frißt schon der Tod; nicht die Wunde allein ist es, die mich in's Grab bringt, sie ist nur die mittelbare Ursache. Nur ein Wunsch, nur ein Verlangen, nur eine Sehnsucht bewegt noch das allmählig erstarrende Herz, aber diese Sehnsucht ist auch heiß und gewaltig, und gibt mir noch Lebenskraft und Wärme. Ich möchte meine Mariana um mich sehen, von ihr gepflegt sein, in ihren Armen sterben."

„Ihr werdet nicht sterben, Messer Mariano," tröstete die Priorin. „Eure Wunde neigt sich schon der Heilung zu."

„Und wenn ich genese, so will ich mein einziges, mein geliebtes Kind, selbst ein Gefangner meines Vaterlandes, auch als Gefangne mit mir nach Siena führen und ihr so mein Wort halten. Dort leben ihr noch nahe Verwandte. Sie werden sie nicht verstoßen und ihr gewähren, was ich ihr versprochen habe. — Aber von ihrem Wohnorte bis hierher bedarf sie eines männlichen Schützers und Führers, eines rechtlichen Beistandes, eines ehrlichen Freundes. Und hat mir mein Schutzheiliger nicht einen solchen in dem jungen Antonio geschickt? Von allen Freunden fern, hat er, der mir erst als Feind gegenüber stand, sich mir so mildfreundlich und dienstfertig gezeigt, daß ich ihn lieb gewonnen, und all sein Wesen hat mir so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich ihn zum Führer meines Kindes ausersehen. Nun sagt mir Eure Meinung, Hochwürdige, glaubt Ihr, daß ich ihm meinen Schatz anvertrauen kann?"

„Wenn ich Antonio's Betragen dieser Tage erwäge und ihm in's Auge sehe, so möchte ich für ihn bürgen," versetzte die Priorin. „Schickt ihn in Gottes und aller Heiligen Namen! Er wird unser Vertrauen rechtfertigen."

Da sank der feurige Krieger vor der frommen Frau in die Knie und rief tief gerührt: „Dank Euch, hohe Frau! Ihr habt mich vor mir selbst groß gemacht mit Euerm Vertrauen; ich fühle, daß ich dessen nicht unwürdig bin. Ihr sollt Euch nicht in mir geirrt haben.

O hätte ich eine Mutter gehabt, wie Ihr, ich wäre ein großer Mann geworden!"

Die Priorin wandte sich mit einem schmerzlichen Gesicht ab.

„Ich werde Euch Eure Tochter zuführen, Messer Placidi," sagte Antonio begeistert, „und gehe jetzt mit unserm Anführer zu sprechen." —

Noch an demselben Tage verließen die Reiter St. Salvator, um nach Siena zurückzukehren, und Antonio mit einem Briefe Messer Placidi's an seine Tochter, um diese abzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortsetzung.)

Ein Volksfest der Bremer ist, wenn im Frühjahre die Kühe auf die Bürger-Viehweide getrieben werden, auf jene Weide, die man auch Bürgerweide heißt. Bremen hat die schönste Viehweide Deutschlands. Sie ist so groß, daß eine ganze Armee Ochsen und Kuhe darauf Platz hat, und sehr berühmt geworden durch die Schlacht, welche die Bremischen Ochsen hier im patriotischen Geiste den Holländern unter Chassé lieferten. Derselbe hatte — ich glaube, es war im Jahre 1811 — seine Truppen zum Exerciren dort hinaus geführt. Die Ochsen aber zogen gegen die Holländer zu Felde, und diese mußten das Feld räumen. Als aber die Franzosen die Antwerpener Citadelle belagerten, da erinnerten sich die Bremer sofort jenes Sieges, und die Zeitungen sprachen davon, und die Bremer thaten sich nicht wenig auf ihre Ochsen zu Gute. Bald darauf fiel die Antwerpener Citadelle. — Ein zweites Volksfest der Bremer ist, wenn im Spatsommer die Waisen aus den beiden Waisenhäusern — lutherische und reformirte Waisen, versteht sich, beide getrennt — in das Freie geführt werden. Da spricht sich nun wieder der Familiensinn der Bremer und jene gemüthliche Gutmüthigkeit aus, die man eben nur in Bremen findet. Ganz Bremen zieht an diesen Tagen mit den Waisen hinaus, und freut sich mit den Waisen, und über die Lust und Freude der Waisen. In Bremen herrscht reger Wohlthätigkeitssinn, und Arme und Waisen genießen der kräftigsten Unterstützung. Hier stehen Alle für Einen, und Einer für Alle, und der Gemeinsinn spricht sich auf die thätigste Weise aus. Die Bremer haben wirklich alle Anlagen, um der Humanität eine Stätte innerhalb Bremens Mauern zu bieten, wenn es nur ein halbes Dutzend Prediger weniger in Bremen gäbe, und nur einige Professoren Weber mehr.

Es gibt zwei Orte in Bremen, die, an und für sich nichts weniger, als anziehend, doch für den Fremden, und was den einen derselben betrifft, auch für den Einheimischen von Bedeutung sind: ich meine den Bleikeller und den Raths-Weinkeller. Der erstere befindet sich unter der alten Domkirche, und hat — wie allbekannt — die seltsame Eigenschaft, todte Körper in eine Mumienartige Beschaffenheit zu versetzen; der andere befindet sich unter dem ehrenfesten Rathhause, und der alte Rheinwein und Hauff's „Phantasieen im Bremer Rathskeller" zeugen für ihn. Wer den Wein und die Poesie liebt, dem lacht das ganze Rheingau mit seinen Weinreben-Guirlanden aus dem dunklen Zwinger, im Schooße der Erde entgegen, und die „Rose" ist so wunderlieb und duftig und glühend wie die von Jericho, und eben so zauberkräftig; die „zwölf Apostel" aber — so dickbäuchig und massiv sie sind — erglänzen in seltenem Heiligenschein, und wer sich mit ihnen unterhält, dem stärken sie Herz und Nieren, und wer den Geist, den sie ausströmen, einsaugt, der wird mild und sanft, und anmuthig und lieblich, wie die schönste Blüthe des Rheinweins, die diesen „Aposteln" inwohnt. Oben im Rathhause ist Alles so nüchtern und steif, so juristisch und aktenmäßig, so bestaubt und bepudert, so bremisch und hochedel, so hochweise und magistratsmäßig; und unten im Weinkeller ist Alles so wohnlich und bescheiden, so poetisch und geistreich, so deutscherhaben, wie am Rhein, so voll Herz und Seele, so liebreich, so freundschaftlich. Ich weiß es wohl, die zwölf Apostel dort unten versteigen sich nie nach oben. — Die „Rose" ist wirklich ein vortreflicher Wein, aber so theuer, daß man ihre Tropfen nach Dukaten berechnet. Sie wird nur an Kranke verschenkt. Für Gesunde ist die Rose nicht feil. Die müssen sich mit dem Geruche und dem Anblick begnügen. Die Blume glühet fast so golden, wie die Sonne am Morgenhimmel, und duftet so lieblich, wie der ganze Blumenflor am Bremer Walle. Wenn man in Bremen von der „Rose" spricht, so denkt man dabei an keine andere Rose, als an die im Raths-Keller, nicht ein Mal an ein Frauenzimmer. „Haben Sie von der Rose gekostet?" (Fremde können nämlich davon kosten) fragen die Bremer — und diese Rose bleibt dennoch die schönste, lieblichste Jungfrau in Bremen. Ja da bin ich bei den Bremer Jungfrauen. Sie bilden eine eigene Klasse, und unterscheiden sich von allen anderen Jungfrauen dadurch, daß sie ihren jungfräulichen Werth vom Golde und dem Stande erhalten. Wird nämlich eine Tochter oder Braut aus den hoheren Ständen kirchlich aufgeboten, so spricht der Prediger mit Salbung: „Jungfrau Katharina" und so weiter, die Tochter eines Schusters, oder Schneiders, muß sich mit ihrem bloßen Taufnamen, ohne Jungfrau, beim Aufgebot, begnügen. Da sieht man, die Bremer schreiten mit Riesenschritten der Aufklärung entgegen. — Was den Bleikeller betrifft, so ist er wirklich eine ächtbremische Celebrität, schon der Mumien wegen. Ganz Bremen mit allen seinen Gelehrten und Laien, seinen Kaufleuten und seinen Cigarren, seinem Häringshandel und seinem Wallfischsthran gewährt einen wahrhaft mumienartigen Anblick. Es ist der große Bleikeller, in welchem alles reichsstädtische Unwesen, alle reichsstädtische, philisteriöse Intoleranz, alle grünspanangefressene kaufmännische Ichsucht aufbewahrt wird, und eben deshalb, weil der Vorrath an dieser Waare so groß ist, daß er über die Menschheit in Bremen hervorragt, gewinnt das Leben selbst jene ausgetrocknete Todtenfarbe, jenes lederne Mumienfell, unter welchem man den Pulsschlag des Herzens nicht spüren kann, wenn es auch lebendig und thatkraftig schlägt. — Die Mumien im Bremer Bleikeller sehen gottesjämmerlich aus; und da sie nicht so aufgeputzt sind, wie die ägyptischen Mumien, so gewähren sie einen wirklich ekelerregenden Anblick. Ein Stück gelbes Fell, wie ein Mensch geformt, liegt in einem Kasten, der ein Sarg sein soll, und die Bremer sprechen von der Wunderkraft des Bleikellers, die den Körper nach Jahrhunderten also zu konserviren vermöge; und man führt die Fremden in den Bleikeller und läßt sie ihr Ebenbild sehen, in bremischer Unsterblichkeits-Hülle. Es ist wahrhaft erhebend in dem finsteren Loche unter dem großen Altar im Dome; aber wenn die Bremer einem Frem-

den ihre Kuriositäten sehen lassen, so handelt es sich gewiß zuerst um den Bleikeller. In dem Weinkeller ist die Rheinwein-Luft so duftig, so aromatisch, zu kräftig für seine Nerven: die Bremer meiden ihn, und lassen sich dafür die Mumien im Bleikeller zeigen. So etwas sieht man nicht alle Tage, und der Bleikeller ist in sofern immer ein wunderbares Institut, als er darthut, daß der Mensch nicht nur Staub und Asche sei von Natur, sondern auch Leder, zäh und stark wie Büffelfell. (Forts. folgt.)

Scherz und Ernst.

Von

J. E. Nánny.

1.

Wenn des Tages strenge Pflicht
Mir von neuen Opfern spricht,
Heil'ger Ernst! dann fehle nicht!
Wird der Geist mir schwer wie Blei,
Fliege Scherz! dann rasch herbei,
Mache den Gefang'nen frei!

2. Geschichte Vieler.

Erst war er Philosophe
Und sprach von Einheit,
Dann ward' er Moraliste
Und pries die Reinheit;
Nun denkt als Egoiste
Er nur an Meinheit,
Und so versank der Große
Zur kleinsten Kleinheit.

3. Sans-souci.

Bald am Grunde, bald am Strande
Spielt das Fischlein, wenn es will,
Hoch am goldnen Wolkenrande
Schwebt der Adler ernst und still.

Rechts und links, und unten, oben,
Jedes lebt, wie's ihm behagt,
Ob wir's tadeln oder loben
Hat noch keines je gefragt.

4. An den Dichter.

Ist dein Gedanke schön, ist dein Gedanke wahr,
Dann, Dichter, säume nicht und mach' ihn offenbar!
Die Schönheit wird von Ohr zu Ohr ihn flügeln,
Die Wahrheit wird durch ihn die Geister zügeln.

5. Politik.

Politik ist gar poli,
Doch übt sie viele Tück';
Sie streicht durch alle Lande
Und spricht von Glanz und Glück;
Sie weiß mit list'ger Zunge
Verwirrung anzuzetteln;
Sie prahlt mit reichen Schätzen
Und muß doch selber betteln.

Buntes.

Amerikanische Originale. Einer der merkwürdigsten Charaktere in der Havanna war Nic, der Besitzer eines Speisehauses, welches hauptsächlich von englischen und amerikanischen Capitäns und Supercargo's fleißig besucht wurde. Er war aus Yorkshire gebürtig, von niedriger Herkunft, gemein in seinem Aeußern und seiner Sprache, schlau und gewinnsüchtig von Charakter. Gewöhnlich führte er beim Essen das große Wort und widersprach kurzweg denen, die nicht einerlei Meinung mit ihm waren. Vorzüglich scherzte er gern über das gelbe Fieber, welches in der Havanna sehr häufig sein Hauptquartier aufzuschlagen pflegt. Nic war nicht blos ein Gastwirth, sondern spekulirte auch in allerlei Geschäften, bei denen etwas zu verdienen war. Unter andern hatte er eine Bodenkammer, worin sich fertige Särge von allen Größen befanden, mit denen er jedem seiner Gäste sogleich aufwarten konnte. Auch besaß er einen eigenen Begräbnißplatz. „Nehmt euch vor Nics Stabe in Acht!“ war eine gewöhnliche Redensart in der Havanna; denn, wenn ein Fremder bei ihm einkehrte, so pflegte Nic ihm mit dem Stabe das Maaß zu nehmen, auf den Fall, daß ein Sarg für ihn nöthig sein sollte. — Einer meiner Bekannten sagte mir, er habe längere Zeit bei Nic gewohnt und hier einen recht angenehmen jungen Mann kennen gelernt, einen englischen Supercargo, voll Gesundheit und Lebenskraft, und im Voraus erfreut über den günstigen Erfolg, den ihm seine kaufmännischen Unternehmungen versprachen. Eines Tages vermißt ihn mein Bekannter und fragt Nic, was mit ihm geschehen sei. „Er ist im nächsten Zimmer,“ antwortete Nic gleichgültig, — „wir wollen ihn nach Tische besuchen.“ Als der Kaffee getrunken und die Cigarren angezündet waren, forderte Nic die Gesellschaft auf, ihm zu folgen. Sie fanden die Leiche des Supercargo, über und über gelb, und schon in Bereitschaft, begraben zu werden; er war vor wenig Minuten ein Opfer des schrecklichen Dämons der westlichen Halbkugel geworden. Mein Bekannter war durch diesen unerwarteten schrecklichen Anblick auf's furchtbarste erschüttert, denn er fühlte wirklich Theilnahme für den jungen Mann. Nic aber machte einen Scherz aus der ganzen Sache, rieb sich die Hände und sagte spöttisch: „Nun, wem ist eine Partie Whist gefällig?“ — Als Seitenstück zu diesem nach Alexanders Transatlantic sketches (übers. in Sommers neuestem geogr. Taschenbuch) durchgepaustem Porträt möge hier eine andere amerikanische Physionomie prangen, die unseres Freundes Jack Spleen aus New-York. Master Jack ist nicht minder gespenstig, was sein Aeußeres betrifft, als zuweilen unausstehlich, wenn man einen Besuch bei seinem Inneren macht. Jene große Künstlerin, die Natur, hat, was die Länge seiner Beine anbelangt, diesmal das Augenmaaß nicht berücksichtigt und ihn verzeichnet; seine Kniee fangen da an, wo seine Fersen schon aufhören sollten; auch beim Colorit wurde er über's Ohr gehauen, die Farben waren alle aufgebraucht, so daß nichts mehr für seinen Teint übrig blieb, als ein Gemengsel von grün, braun und grau. Dabei hat jedoch unser Maler Jack eine wahre Madonna von einer Frau, eine Copie nach Perugino, die er, obwohl er selbst kein Papist ist, doch ziemlich katholisch zu machen, sich bemüht; sie hat an den Artigkeiten und der Liebenswürdigkeit ihres Gatten noch schwerer zu tragen, als an jenen Stunden, wann er unangenehm zu sein pflegt. Maler Jack besucht nie das Theater, was kümmert's ihn, ob ein Mathews oder irgend einer von den Kreidereliten zu Gastspielen die Atlantis durchreis't? — Er besucht keine Gesellschaft, er ist vor allen indiskreten Reisebeschreibern völlig sicher; die Folge davon ist, daß auch seine Gattin eine Madonna della-seggiola bleiben muß. Er ist ungeheuer reich; aber in seinem Hause zeigt kein Geräthe die Spur oder den Abglanz seines Mammon; er haßt die britische Parkomanie und kennt glücklicherweise den geistreichen „Verstorbenen“ nicht, sonst würde er ihm vielleicht eben jetzt einen förmlichen Absagebrief zusenden. Alle seine Gedanken concentriren sich nur auf eine einzige Stelle: auf seine „Begräbnißhalle,“ welche alle Räumlichkeiten und Bequemlichkeiten eines eigenen Hauses umfaßt; dorthin führt er an Familienfesttagen seine Frau, dort bewirthet er sie, dort ist er angenehm. Sie findet daselbst alle Sorten von Meubeln und Luxusartikeln, nach der neuesten Façon, die geschmackvollsten, die kostspieligsten, ihr Pianoforte, ihre silberne Theemaschine, ihre Ottomanen, ein Spiegelkabinet, eine vollständige Grabestoilette, eine Bibliothek in den zierlichsten Einbänden. Vor einigen Jahren feierte die Dame ihren zwei und zwanzigsten Geburtstag. Schon ganz frühe überraschte sie Maler Jack an der Toilette; er trug den Avis seines „angenehmen Tages“ auf der Stirne, wünschte ihr Glück und machte sie, indem er sich, geheimnißvoll schmunzelnd, die Hände rieb, in räthselhaften Worten auf das Angebinde neugierig, welches er ihr zur Feier ihres Geburtstages bescheert habe. Nach Tisch lud er sie, zu ihrem großen Erstaunen, ein, einen Spaziergang zu machen, sie nahm seinen Arm und er geleitete sie, — wohin? — in seine Begräbnißhalle. Hier stand das verheißene Angebinde. — Es war ihr Sarg, aus Mahagony, mit dem herrlichsten Schnitzwerk und schweren silbernen Arabesken, innen ganz mit Silber ausgelegt; der Deckel bestand aus köstlichem Spiegelglas. Die arme Madonna vermochte bei diesem Beweise ehlicher Liebe und Zärtlichkeit kein Wort des Dankes hervorzustammeln; erst des Abends gelang es ihr, sich zu sammeln, und den Himmel zu bitten, er möge ihren Gemahl nur recht selten „angenehm“ sein lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 28. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 2. Februar.

Judith von Siena.

von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

5.

Antonio trat in Mariana's ländliche Wohnung. Und reizend, wie die Centifolie, die der Thau des Morgens aufgeküßt, dem ersten Sonnenstrahl, von dessen Glutkuß sie als Knospe geträumt, verlangend entgegen lächelt, stand das schönste Frauenbild vor ihm, das seine trunknen Augen je erblickt. So hatte sich der Jüngling in üppigen Traumgedichten Aphrodite's eben aus dem Meere emporgeblühete Gestalt gebildet. Das war Venus, die Geliebte des Mars! Welche Schönheit, gepaart mit Adel! Welche Hoheit, vereint mit Einfachheit und Unschuld! Und wie sie so froh erstaunt, so unschuldig befangen lächelte, als sie ihn erblickte! wie sie aufjauchzend ihn umarmte, als er ihr Grüße von ihrem Vater brachte! Strahlte nicht aus dem Allen die schönste Seele? Und Antonio empfing den Strahl tief im Herzen, und schöpferisch heiß davon getroffen, glühte das Herz als Auge auf und sog mit herzinnigen Blicken all den wunderbaren, ihn mehr und mehr umstrickenden Zauber der Schönheit, Anmuth und Unschuld in sich ein.

„Mein Vater ist krank geworden, wie er schreibt," sagte sie mit Hast, die ihr äußerst liebenswürdig stand, „Ihr sollt mich zu ihm führen, Ihr mich nach Siena bringen, nach Siena, meiner innigst geliebten Vaterstadt? Seid Ihr auch in Siena geboren, wie ich, Monsignore?"

„Wenn auch in Rom geboren, nenne ich doch Siena meine Vaterstadt, wie Ihr die Eurige, Madonna."

„Jeder Senese ist mir willkommen, selbst die haff' ich nicht, die meinen Vater vertrieben haben. Hätten sie ihn gekannt, sie wären seine Freunde gewesen."

„Euch wird ganz Siena mit off'nen Armen empfangen, alle Partieien werden sich vereinigen, um Euch zu huldigen."

„Meint Ihr wirklich, daß man mich lieben wird?"

„Wie gern schließt der Mensch von sich auf andre!"

Mariana sah ihn mit den großen lichtbraunen Augen lächelnd an, und ging, sich zur Reise vorzubereiten. Die Grazien begleiteten sie. Antonio war trunken vor Entzücken. —

Ein stattliches Maulthier war bestimmt, die holde Bürde zu tragen, die im Reisekleid neuen Liebreiz entwickelte. Ein andres Thier ritt die Dienerin, ein drittes war mit dem Gepäck beladen. So brachen sie auf und zogen durch die prächtige Stadt Florenz, wo Lorenzo Medici, nach der glücklich überstandnen Verschwörung der Pazzi, die seinem Bruder das Leben gekostet hatte, eben seine Macht mehr und mehr befestigte, dann verließen sie das reizende Arnothal und schlugen sich in die toskanischen Gebirge. — Mariana hegte unbewußt das heiligste Vertrauen zu ihrem Führer; es kam ihr kein dunkler Gedanke in die Seele, mit den freundlichen Augen der Unschuld sah sie ihn an wie ihren Vater. Und doch fühlte sie ganz anders für ihn. Oft hielt sie stundenlang seine Hand gefaßt oder ließ ihm die ihrige, wenn er abgestiegen war und neben ihrem Maulthiere herging; mit unverhohlenem

Behagen hörte sie seinen Erzählungen zu und er konnte ihr nicht genug von Siena und seinen Kämpfen erzählen. Mit kluger Vorsicht verschwieg er ihr die Niederlage der Exilirten und sein wahres Verhältniß zu ihrem Vater, so oft sie auch deshalb in ihn drang. Sie hielt ihn natürlich auch für einen vertriebnen Adligen, zu dem Heerhaufen gehörig, der beabsichtigt hatte, sich mit gewaffneter Hand zum Meister von Siena zu machen. Was diesen beabsichtigten Angriff auf die Stadt betraf, so berichtete er der Wahrheit gemäß, er sei durch Umstände vereitelt worden, sie werde aber nichts desto weniger mit ihrem Vater, sobald derselbe genesen sei, nach Siena gehen.

„So ist er wieder aufgenommen zum Bürger von Siena?!“ jubelte sie. „Größeres Glück könnte mir nicht wiederfahren. Nun wird die Sehnsucht meines Lebens gestillt.“

„Ich kann Euch nichts Näheres darüber mittheilen,“ sagte er ausweichend, „man hat es mir verboten. Ich bin nur beauftragt, Euch an das Krankenbett Eures Vaters zu führen; dort werdet Ihr Alles erfahren.“

Nicht um eine Welt hätte er es über sich vermocht, den reinen Himmel der Liebe, der ihm in Mariana's Seele aufging, durch einen der Wahrheit getreuen Bericht zu trüben. Er hatte sich in seligen Empfindungen zum Gott geschwelgt und war geizig auf jede Minute dieses Genusses.

Mariana war so voll Heiterkeit und Lust, daß sie nicht auf seine ausweichenden Antworten achtete. Fesselles gab sie sich allen schönen Eindrücken hin, die sich ihr unaufhörlich entgegenboten — es war ja die erste Reise, die sie machte — und vom Staunen sprang sie zur Freude, von der Freude noch öfter zum Muthwillen und zur Ausgelassenheit über. Dies war vorzüglich Abends in den Herbergen der Fall. Da sang sie scherzhafte Volkslieder zum tändelnden Spiele ihrer Mirandoline, oder tanzte in zierlichen Sprüngen und Wendungen; auch versteckte sie sich zuweilen und ließ sich von Antonio suchen, und wenn er sie fand, sprizte sie ihm mit schelmischer Neckerei den süßen Saft einer Pomeranze in's Gesicht und entwischte ihm wieder, um ihn von Neuem zu necken. Wenn sie durch ein schauerliches Felsenthal zogen, über ihnen drohende Steinblöcke, unter ihnen ein rauschendes, von riesigen Steinmassen aufgehaltenes Bergwasser, da strahlte Mariana's Auge Begeisterung und unwillkühelich drückte sie ihres Führers Hand, und wenn sie dann wieder auf die Höhen kamen und Toskana's paradiesische Länderstriche sich vor ihren Augen ausbreiteten, dann brach ihr Entzücken, dessen laute Äußerung das schauerliche Thal gefesselt gehalten hatte, in jauchzenden Liedern hervor, und das waren Stimmen des Himmels, heilige Erinnerungen einer Engelseele.

Am vierten Tage langten sie in St. Salvator an. Hier war Mariana eine Andre geworden. Ihre Psyche hatte die bunten Schmetterlingsflügel abgestreift und sich in den Schleier des Schmerzes gehüllt. Ihre ängstliche Ungeduld stieg, je näher sie dem Schlosse kamen; ihre reizende Gestalt wurde höher, ernster. Und als sie nun in das Krankenzimmer trat, als sie mit dem Ausruf: „mein Vater!“ an dem Bette niederkniete und sein verbundenes Haupt küßte, als stumme Thränen über ihre bleicher gewordenen Wangen rollten, da hatte sie der Schmerz zur Heiligen verklärt. Um ihr Haupt wob sich der Nimbus der Tugend und Kindesliebe und aus ihrem Herzen drang der gedämpfte Laut des Schmerzes, wie ein rieselnder Blutquell. Der kriegerische Jüngling war plötzlich von innigster Andacht ergriffen, und sank mit auf die Knie und flüsterte: „Santa Mariana, bitte für mich!“ — Die Priorin breitete ihre Hände segnend über sie aus.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

Dritter Brief.

Den 24. Januar.

Es ist in diesen Tagen hier so kalt, wie nie vorher, (sagen die Pisaner), es ist aber an keinen Frost zu denken, obschon beim Stillsitzen unter den feuchten Kirchengewölben mir oft die Finger erstarren. Dieß gibt nun Festtage für die liebe Jugend, die sich Stroh, alte Korb-Deckel und Böden, Hobelspäne und allerhand Abfälle zusammenträgt und allerorten in den Straßen Lustfeuer anzündet, die sich besonders gegen Abend, auch für den fernen Zuschauer dieses Namens werth machen. Lächerlich ist's, wie ganz kleine, zweijährige Krabben, mit brennenden Strohhalmen getrippelt kommen, einen über den andern legen und so ihr Fest für sich haben. Prometheischer Listen bedarf's da nicht, da jeder Handwerker sein Feuer ohnedies auf der Straße hat. Diese Feuerlust, die vielleicht allgemeiner ist und tiefere Quellen im Menschen hat, als auf den ersten Blick erscheint, wird hier zu Lande anderweitig als Reizmittel zur Andacht benuzt. Ich schrieb dir schon über den hiesigen sparsamen Kirchenbesuch. Gestern, als ich bei St. Michele in Borgo vorüber ging, bemerkte ich einen ungewöhnlichen Andrang nach dem Kirchenportal und das Innre der Kirche voll Andächtiger: — es war illuminirt. Musikalische Messen, oder überhaupt Kirchenmusik, gibt's hier nicht; ja noch überhaupter gar keine Musik. So lange ich hier bin bei meiner unausgesezten Straßen- und Kirchenwanderung habe ich noch keinen musikalischen Laut gehört, den einer heiseren Violine abgerechnet, die heut morgen unter meinem Fenster die Menge zu einer bemalten Fahne rief. Da dieß die Form ist, in welcher bei uns dem Volk gräuliche Mordgeschichten vorgetragen werden, wollte ich schon vorübergehen, als der Redner halb singend, halb sprechend zu recitiren anfing, und eine unblutige Fahne entrollte. Die Geschichte war hübsch, erbaulich, katholisch, moralisch. „Ein junger Kaufmannsdiener wird vom Teufel an die Geldkiste seines Herrn geführt, aus der ihn eine ganze Reihe voller Säcke anblizen. Inzwischen bewahrt er doch noch einen Rest alter Frömmigkeit und entflieht. Da begegnet ihm (beide sind zu Pferd) ein junger Cavalier und ladet ihn ein, mit ihm zu reiten, was jener annimmt.

Die Goldsäcke kommen zur Sprache (denn der Cavalier ist der Teufel), der junge Kaufmann erhält sie durch letztere um den Preis [illegible]iner Seele, und fängt ein lustiges Leben an. Das [illegible]ewissen aber ruht nicht ganz: er vertraut sein Geheimniß einer allerheiligsten Mutter Gottes aus Holz geschnitzt, in irgend einer Kirche und geht fast getröstet nach Hause. Bald darauf lernt er ein Mädchen kennen, L., verliebt sich in sie, denn sie ist überaus schön, (hier weis't der Redner auf ihr Bild in der Fahne). Das Mädchen, dem daheim Schwierigkeiten gemacht werden, willigt in eine Entführung L., beide reiten auf einem Esel davon. In der Nähe der erstgenannten Kirche wird das Mädchen immer schöner (die Fahne bezeugt's) veranlaßt den Geliebten zum Eintritt in die Kirche, schwebt vom Esel auf den Altar, bekommt einen Heiligenschein und ist die gebenedeite Madonna. Der Teufel, der mit seinem fälligen Wechsel bei der Hand war, entflieht und in seinen eignen Flammen verbrennt das unselige Dokument. Der junge Mann ist gerettet, die Madonna wird angebetet; aber das gestohlene Gut ist — durchgebracht."

Ich überlasse dir den Vergleich dieser mit jeder andern Bekehrungsgeschichte, die nicht so bilder- und stufenweis dem Publikum mitgetheilt wird.

Den 27. Januar.

Schon seit geraumer Zeit beteten hier Geistlichkeit und Brüderschaften um Regen, heut endlich hat sich der Schutzheilige der Stadt S. Ranieri erbitten lassen: es strömt von allen Dächern. Unaufhörlich zogen den ganzen Tag Prozessionen von bald in weiße, bald in schwarze Hemden gehüllten Männern mit einförmigem, kaum erträglichem Dankgeschrei durch die Stadt. Meine Wirthsleute hatten m[illegible] [illegible] „Conversazione" eingeladen, deren Hauptthema das große neue Wunder des heiligen Ranieri bildete. „Hat man nicht," fing meine Wirthin an, „bei allen Heiligen, und bei der allerheiligsten Mutter Gottes gebeten, und lange schon, und vergeblich! Und nun, so wie der Erzbischoff die Gebete an unsern Heiligen verordnet hat, siehe! den Augenblick ist der Regen da." Es war der Procurator, ein Geistlicher, in der Gesellschaft. „Dafür," sagte er, „wird man sich auch dankbar erweisen. Schon heut ist Oel und Wachs in großen Massen eingeliefert worden, eine neue schöne Vase wird dem Heiligen an sein Grab gestellt und über acht Tage wird ihm ein allgemeiner großer Festtag, mit Illumination der Stadt, gehalten, wobei aller Orten dafür gesorgt wird, daß die frommen Beiträge der Gläubigen, die unfehlbar sehr reichlich fließen, in Empfang genommen werden können." Ich konnte mich nicht enthalten, eine Geschichte, eine die mir ein Bewohner des Algaus erzählt, mit dem Wunsche mitzutheilen, sie möge hier keine Anwendung finden. Bei großer Dürre hatte man im Algau auch ein Mal um Regen gebetet; es ging nach Wunsch, ja so sehr, daß die anhaltende nasse Witterung alle Frucht verdarb. Da sagte ein alter Bauer beim Gespräch darüber im Wirthshaus: „Und sollte mir das Kamisol am Rücken verbrennen, wenn ich über den Büchel gehe, um Regen bitte ich Ihn nie wieder!"

Übrigens benutzte ich die Gelegenheit, meinen Wirthsleuten, die, wie mir deutlich war, ihre Gäste auf den „Deutschen" eingeladen hatten, etwas aus ihrer Stadt zu erzählen, was sie nicht wußten, und doch den heiligen Ranieri persönlich anging. Im Camposanto ist seine Geschichte gemalt, weßhalb ich sie besser kannte, als meine Pisaner, die sich um dergleichen wenig kümmern. „Sind Sie sicher," frug ich, „daß Ihre große Katze hier wirklich eine ist? Ihr Heiliger hat ein Mal einer solchen den Teufel angemerkt in einer Weinschenke in Messina. Als nämlich der Wirth den Wein auftrug, schalt ihn Ranieri gemischt; nannte aber, um jenen zu schonen, den Teufel als Urheber dieser betrüglichen Taufe, der in Gestalt einer großen Katze auf dem Weinfaß saß. Zur Beglaubigung ließ er sich den Wein, statt in's Glas, auf den Rockzipfel schütten; der Wein lief herab, aber das Wasser zog in den Rockzipfel. —"

Diese nebst ähnlichen Historien sind nun auch im Camposanto abgebildet, und ich läugne nicht, daß es mir um die alten ehrlichen Meister von Herzen leid thut, die an solche bedeutungslose Dinge ihre Kräfte haben setzen müssen. Man sieht, wie sie genöthigt waren, durch Nebensächliches der Darstellung Reiz verleihen und immer mehr Gegenwart in's Bild haben ziehen müssen, so, daß die offenbar höchst unzweckmäßige, ja nachtheilige Gewohnheit entstand, historische Personen in Bildnißfiguren umzuwandeln und bedeutende Ereignisse zur bloßen Unterlage von wenigstens in Bezug auf diese unbedeutenden Auftritten aus der nächsten Umgebung zu machen. So ist es gewiß höchst erfreulich, die Medizeer im Bildniß zu besitzen, aber daß sie den babylonischen Thurmbau leiten, ist ziemlich widersinnig; die ihrer Zeit schönste Frau aus Florenz zu sehen, höchst anziehend, aber in die Wochenstube Marias gehört sie mit dem Aufwand von Staat und Gefolge nicht hin, wie wir sie in Ghirlandajos Bildern sehen. (Schluß folgt.)

Malicen.

Von

D. L. B. Wolff.

4.

Mystiker, Rationalisten,
Sind noch immer nicht zur Ruh',
Und das arme Volk der Christen
Drückt gar schlimm der enge Schuh.

Jene sind darauf versessen,
Jeden Fuß hinein zu zwängen;
Diese haben weit gemessen,
Daß er paßt für alle Längen.

Viele hat das Ding verdrossen
Und sie mögen nicht hinein,
Denn es sitzt wie angegossen
Doch der Schuh an keinem Bein.

Drum, daß es sich soll geziemen,
Kommen sie zu Markt und Hallen,
Hier mit engsten Glaubensriemen
Dorten mit Gewissensschnallen.

Arme, glaubige Gemeine,
Keinen giebt es, der bedacht,
Daß man Schuhe für die Beine,
Beine nicht für Schuhe macht.

Sondern von den Eifrer'n Jeder
Von den — anern — ikern — isten
Schneidet frisch aus Christi Leder,
Schuhe für das Volk der Christen.

Also treiben es die Zünft'gen
Und nur Wen'ge findet man,
Die da dulden, die Vernünft'gen,
Daß man glaube, was man kann.

Nachbarschaft.

Drüben auf der andern Seite
Steht am Strom ein neues Haus,
Wenn ich hier am Ufer schreite,
Schaut ein Köpfchen dort heraus.

Seht, ein Nachen kommt geglitten,
Naht sich mir und nimmt mich auf;
Drüben dann mit großen Schritten
Eil' die Treppen ich hinauf.

Jemand kommt mir rasch entgegen
Und in's Stübchen zieht man mich,
Ich kecks bin nicht verlegen,
Denn wer liebt, der findet sich.

„Schnell — wie weiter? sprich! wie weiter?
All das Zögern macht uns Pein!"
Nun so stellt an's Haus die Leiter
Und zum Fenster schaut hinein!

J. C. Nänny.

Buntes.

Der deutsche Michel. I. Der deutsche Michel ist wie der ewige Jude, er ist uralt und stirbt nicht ab; und wie jeder Jude jenem seinem Vorbilde wie aus den Augen geschnitten an seiner Stelle gleich sieht, so glaubt man heutzutage nach Zuschnitt und Handlungsweise in jedem Deutschen den Urmichel wiederzufinden.

Der deutsche Michel, wer seiner ansichtig wird, muß etwa mit seiner Michelei beladen aussehen, wie das Saphir'sche Choleramännlein, das sich vor sich selber warnt. Wollte Gott, der Deutsche wachte immer über sich selber, und wachte endlich auf. Wollte Gott, es würde wahr, was König Heinrich der Dritte von Frankreich gesagt haben soll: „Deutschland sei gleichsam wie der Vogel Phönix, wenn man meint, derselbe sei verbrannt, so werde aus solcher Asche wieder ein junger Phönix. Also sei es auch mit den Deutschen; wenn man meint, es sei mit ihnen gethan, ermannen sie sich erst und streiten wieder auf das Neue." —

Um aber wieder auf unsern guten deutschen Michel zu kommen, so hat sich derselbe im siebenzehnten Jahrhundert ein Mal in die Gestalt des biedern Moscherosch oder Mannbold von Sittewald gekleidet und diesen zu seinen lieben Deutschen von sich in Gesichtern reden lassen. Der dreißigjährige Krieg hatte Bresche in das deutsche Herz geschossen: da brach alle ausländische Flut in dasselbe ein. In diesem Sinne klingt besagter Philander von Sittewald (d. i. Wildstadt) in den Worten: „Einer wollt Griechisch an mich, der andre Spanisch, der dritte Italienisch mit mir reden, aber ich sagte ihnen allen, ich wäre ein geborener deutscher Michel, könnte keine andre Sprache als dieselbe: „ich bin ein Deutscher, getragen, geboren, erzogen, mein Lebtag nicht welsch gewesen." —

O hätten doch die Deutschen zu allen Zeiten deutsch mit ihren Nachbarn und guten Freunden gesprochen!

Wollte Gott aber, daß Vaterland könnte auf recht viele deutsche Michel bauen und schauen, wie der tapfere General Johann Michel Obertraut war, der in dänischen Diensten 1620 und 1622 den Spaniern großen Abbruch that, bis er 1625 im Treffen bei Hannover blieb; und von dem schon Zenner 1693 (in seinem Frühlings-Parnaß, Seite 68) den Ehrennamen des deutschen Michels ableiten wollte.

Doch, wie gesagt, der Ehrenmann ist von altem Adel oder Schrot und Korn. Schon im Jahre 1586 schreibt der gelehrte Thobias Homberg, der Lehrer des Landgrafen Moriz von Hessen-Cassel (Cassel, wo auch schrecklich gemichelt worden ist) an diesen, der nicht gut lateinisch an ihn geschrieben: „Ich habe am Michaelistage von einem ächten deutschen Michel, d. i. einem Idioten und der liberalen Wissenschaft Unkundigen recht rohe und mehr als knabenhafte Briefe erhalten."

Da ist dem guten gelehrten Herrn widerfahren, was um 1770 einem deutschen Konrektor zu Coburg (wo doch 1530 der deutscheste Mann auf den Reichstag zu Augsburg wartete) widerfuhr, nämlich die Vertauschung der Personen, als er öffentlich im Drucke *) zu deutschen Jünglingen, die einen Verein geschlossen hatten, sich in deutscher Muttersprache zu üben, sagte: „Schamroth sollten sie (Sie) werden, die deutschen Michel!" — Und doch lag das Morgenroth einer bessern Zukunft und Zuversicht auf den Wangen dieser Jünglinge! (Schluß folgt.)

Die fromme Zofingerin. Anno Domini 1519 was die Pest zu Zofingen, do was ein alt Wittib, die hieß Anna Dulliker, die hat zwey Kind, die auch den Presten hattend, (eine Pest herrschte damals im Lande) und gieng die gut fraw all Tag zu dem Bildhuslin, das vor der Stadt war, und bettet da zu der Mutter Gottes, das sy jr Kindlein erhalten wolt, und versprach ihr, wenn sie das thet, daß sy jr das Huslin wider wolt buwen lassen, dan es vast zerfallen was. Do genaßend die Kind, und spart die fraw jr Geldlin zesamen, damit sy jr Gelübd erfüllen mocht. Aber do kam die Zwinglische Ler uf, und thet man auch zu Zofingen die Bilder aller Orten weg, die fraw aber wolt den nüwen Glauben nit annemen, und zog, do man jr zusazt, heimlich von Zofingen fort, und do sy zu dem Bildhüslin kam, da warend Werkluet da, die das schlissend, do bat die fraw, das sy jr das Bild ließend, und kouft's innen ab und wolts mit sich forttragen, das konnt sie aber nit, dann es jr ze schwer was, do sy auch jr klein Kind und jr Bündelein tragen mußt, do dingt sy ein Mann, der ihrs tragen solt, der was aber der nüwen Ler ein eyfriger Anhenger, und spottet der guten frawen, und wenn ein wyl gangen was, so sagt er, den Götz wird mir ze schwer, ich will je in Graben werffen, des erschrak dann die fraw und bat in weinend, daß er wyters gieng, da fordert er wider Gelt von jr, und das trieb er so lang, bis die arm fraw kein Gelt mer hat, do warf er das Bild in die Gruben und luf darvon. Aber die fraw sazt sich zu jm und wußt nit wie sy es wyter bringen solt, und hoft, daß jemand des wags kam, der jrs tragen helf. Do hat das eine Kind Blumen g'sucht, und fand da zu den fußen des Bilds ein silbern Pfenning, den zeigt es der Mutter, und do sy auch sucht, und an dem Orte nachgrabt, do fand sy ein hafen, der was voll solcher heidnischer Pfenning, wie man dan solcher in dieser Gegne mer funden hat, und erkannt do die Gnad der heiligen Jungfraw erst recht, die sy von jr Trüwe willen rycher macht als sy vor nie was, und gab do jr Bild einem Bauersmann, der mit synem Roß ... Karren ... sazt jr Kind auch daruf, und erzelt do in der Statt, was jr begegnet was, des sich menklich verwundert, und die gnadenrych Mutter hoch verehrt.

Deutsche Calembourgs. Sie sind bekanntlich, Gott sei Dank, schwerer, als im Französischen; desto sinniger aber oft. Vom sel. Schleiermacher geht ein sinniger Calembourg um, den er einst in Gesellschaft, wo über den Begriff und das Wort Eifersucht gesprochen wurde, machte, indem er rasch sagte: Eifersucht ist diejenige Leidenschaft, welche mit Eifer sucht, was Andren Leiden schafft." — Ein nicht übler Wortwitz läuft in Rheinbaiern um, wo man aus der Revolution erzählt, daß man nicht Bruderschaft! Gleichheit! meine und zu lesen habe, sondern Bruder schafft gleich heut! — Ein Darmstädter, der aus Zierlichkeit der Rede alle Geibstlaute verwechselte, sagte einst in Gesellschaft: „Ich habe meine Frau geflobet (gestebet). Schnell sagte ihm ein schelmischer Berliner in's Ohr: Sprechen Sie Läuse (leise). Worauf Jener über seinen Calembourg erschrack. — Ein andrer Preuße sagte einst von einem, der das eiserne Kreuz grade nicht wegen seiner Tapferkeit erhalten hatte, er sei landwehrflüchtig (pflichtig) gewesen.

Sagerei.

Jene sagte dieses neulich und es sagte jenes die.
Dieses hat sie nicht gesaget, jene sagte solches nie.
Eine sagte, daß da sagte diese, jene sagte das.
Nein, sie sagte, daß sie sagte dieses nicht, nur sonsten was.
O ich weiß wohl, was sie sagte; will sie, sagt ihr, sagen nicht,
Was sie sagte, will ich sagen, was sie sagte, frei an's Licht.
Ei sie sage, was sie sagte, eh ich sagte, sagt sie vor,
Sag nur, daß sie solle sagen, was sie mir sagt in ein Ohr.
Dieses Sagen will nun währen, weil das Leder währt um's Maul,
Denn zum Sagen und zum Plaudern, sind die Weiber selten faul.

Zeitvertreiber von Chasmindor
(Simon Dach): 1700, Seite 348.

*) Ein würdiger Vorgänger des Coburgischen Doctors Wendel, der 1821 über den Werth und die Bedeutung des „Nibelungenliedes" höchst flach und geistreich sich vernehmen ließ.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 29. 1835.

113

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 5. Februar.

Der arme Konrad.

Von

Gustav von Heeringen.

(Schluß.)

Unweit von ihr saß Fräulein Hildegardis auf einem Stein und hielt die ohnmächtige oder todte Base in ihren Armen, zu Bärbchens Füßen lag Wolf, dessen Haupt auf ihrem Schoos ruhte, und Herr Walten nebst dem Pater Reinhardt standen starr und bleich wie Gestorbene an die Mauer gelehnt — auch Gekels kleine Gestalt zeigte sich zwischen den Trümmern, die Kleider Aller waren zerrissen, versengt, fast unkenntlich. Mitleid regte sich in Konrad's Herzen, obgleich er bei Wolf's Anblick stehen blieb und mit zusammengezogener Stirn nach dem Messergriff faßte; Bärbchens flehende Bewegung machte, daß er die Hand niedersinken ließ, aber er spähte jetzt, leuchtenden Auges durch die Finsterniß, sein wilder Blick suchte noch einen Andern. Der Forstwart war jedoch weder unter den Todten noch Lebenden im Gewölbe zu finden, wohl aber entdeckte Konrad in einer Mauerblende ein kleines Pförtlein, welches geöffnet stand, mehrere aufwärts gehende Stufen zeigte, und der Eingang zu einer geheimen Stiege zu sein schien. Allem Anschein nach hatte Kelheinz, der in allen Kerkern und Verließen der Umgegend wohl bewandert war, solches zu öffnen gewußt und auf diesem Wege heimlich Rettung und Flucht versucht; Konrad wollte ihm folgen, aber Bärbchens Flehen um Hülfe und ihre Klagetöne, hielten ihn davon zurück. Er beugte sich zu ihr und sprach ihr Trost zu. Dann nahte er sich dem Fräulein und fragte mit bebender Stimme nach ihrem Zustand. „Noch leben wir,“ entgegnete Hildegardis „aber wenige Minuten nur, wenn wir nicht diesem schrecklichen Ort entnommen werden. Schaft uns heraus und ich will es Euch Dank wissen, auch wenn wir im Freien unter den Messern der Mörder fielen.“ „Mörder?“ rief Konrad, „wer das Blut des Feindes vergießt, der ihn grausam gemartert hat, nennt Ihr den Mörder, Fräulein? Euch mißfällt es hier, mir gar nicht. Es ist hier schön, wie im Himmel. Hier bin ich, ich Euer Herr und Euer Schicksal. Vor mir, den Ihr in den Staub getreten, habt Ihr zu zittern — ich kann Euch leben und sterben lassen!“ —

Er athmete tief auf, als wäre seine Brust nicht weit genug für die unermeßliche Befriedigung, die ihn bei diesen Worten durchströmte. Aber nur eine Secunde lang gab er sich ihren Wonnen hin, dann warf er sich neben Hildegardis auf die Kniee und nahm mit sanfter Gewalt die Base aus ihren Armen in die Seinigen. „Kommt,“ sagte er, kommt und zog sie mit fort, nach dem Pförtchen, das, wußte er auch nicht wohin, doch jedenfalls auswärts führte. Bärbchen, welche mühsam den Junker stützte, folgte ihnen; Herr Walten, und wer von den verunglückten übrigen noch Kraft genug dazu hatte, wanderte hinterdrein. Alle strebten nur, diesen tödtlichen Aufenthalt zu verlassen, gleichviel, was alsdann ihr Schicksal sein würde. Der Burgherr kannte die verborgene Treppe wohl, welche von der nahen Kapelle aus in das Thurmverließ führen, und die dazu dienen mochte, Gefangene zu belauschen, wenn solches beliebt war,

oder er hatte in der Erschütterung seines Sturzes entweder nicht an sie gedacht, oder auch Bedenken getragen, sich ihrer zu bedienen, da er nicht wissen konnte, ob sie ihn nicht geradezu in die Hände der Feinde führe. Jetzt war jedoch von keiner Wahl die Rede, man mußte sich ergeben, oder in dem Gewölbe umkommen. Langsam ging der traurige Zug die enge Stiege hinan und schon von fern verrieth Lichtschimmer, der sich an der Mauer brach, daß die jenseitige Pforte geöffnet sein mußte. Das Geräusch vieler Stimmen drang herab. Man schien sich zu streiten, ein gewaltiger Lärmen ertönte. Konrad stand einen Augenblick still, mit gespannten Sinnen aufhorchend. „Spießt den Burschen, hängt ihn auf, in's Feuer mit ihm," schrie es durcheinander, „das ist der Forstwart, des Klostervogt's Sohn! Wo kommt er her? Aus diesem Thürlein, das er aus den Angeln hob, kam er hervorgeschlichen!" Die ganze Kapelle schien angefüllt mit Bauern. „Lieben Herrn," bat nun eine klägliche Stimme, die dem Forstwart angehören mußte, „thut doch mir kein Leides, vergreift euch doch nicht an mir, ich bin ja ein unschuldiges Blut. Nur das Werkzeug war ich ja in des Herrn Hand. Was kann ich dafür, wenn der Herr schlimm war? Und das sind alle Junker, die Gott verdamme! Wollt ihr aber euerem gerechten Zorn Luft machen, so steigt hinab durch dieses Pförtlein, es führt euch an den Ort, wo ihr die ganze Brut zusammen finden könnt, den Alten wie den Jungen und die Weiber dazu. Noch leben sie Alle und ihr könnt euch ein Kurzweil machen. Bloß darum bin ich heraufgestiegen um euch, meinen guten Genossen und Freunden, diesen Weg zu zeigen. Sie konnten mich nicht mehr mit schändlicher Gewalt zurückhalten vom Guten, — da bin ich nun euer!"

Eine augenblickliche Stille erfolgte, dann jauchzten die Bauern auf, der Vorschlag schien ihnen genehm. Einer von ihnen befahl dem Forstwart, der es doch wohl ehrlich meinen könne, als Geißel zu bewachen und schritt dann den Übrigen voran die ersten Stufen der Treppe hinab. Klingen und Äxte blitzten düster im Schein mehrerer Feuerbrände. „Haltet ein!" rief jetzt Konrad den Niedersteigenden entgegen, „haltet ein, keinen Schritt weiter! Wer Konrad's Stimme kennt, nehme den Rückweg!" Es geschah nach einigem Zaudern der Bauern, die endlich ihres Führers Stimme erkannten und sich überzeugten, daß er es sei, der ihnen den Befehl gab. Neugierig reihten sie sich um den Eingang zur Stiege und sahen verwundert, was herauf kam. Der Jüngling mit seiner Bürde, die noch immer kein Zeichen des Lebens gab, eine Fackel in der Hand und das junge bebende Fräulein am Arme, hinter ihm das traurige Gefolge, wie es sich in der Tiefe ihm angereiht hatte. Ermattet sank er an den Stufen eines Altar's nieder, in dessen Nähe sich die Pforte befand und die Gefangenen drängten sich im engen Kreis um ihn zusammen, als suchten sie Schutz bei ihm, vor den Schaaren, die sie mit mordlustigen und gezückten Waffen umstanden. Konrad erholte sich nach wenigen Minuten, übergab die ohnmächtige Base, welche in der besseren Luft wieder zu sich zu kommen begann, der Pflege ihrer Nichte, stellte Wachen um die Gefangenen, denen er das Leben derselben anbefahl und ging, um mit dem ersten Hauptmann über ihr ferneres Schicksal Abrede zu nehmen. Schon befand sich der große Linhardt, von dem Lärmen herbeigezogen, auf dem Weg zur Kapelle und unter dem Stamm einer großen Linde ward der verhängnißvolle Rath gehalten. Mit Wuth schrie währenddem die wilde, von Wein und Verbrechen trunkne Rotte nach dem Mord der Unglücklichen. Selbst Linhardt blickte seinen Gefährten mit lächelnder Blutgier an und meinte, er wisse recht gut, wie es die Bauern zu Leuda und Riechelsberg im Rothenburgischen gehalten hätten. Auch in Weinsberg im Schwabenland, munkele man schöne blutrothe Geschichten und auf einen Edelmann mehr oder weniger werde es ja nicht ankommen. Herr Valten sei immer ein stolzer, harter Mann gewesen. Konrad hatte alle Mühe, den schrecklichsten Spruch abzuwenden, zu dessen augenblicklicher Vollziehung es nur einen Wink gekostet hätte. Ihm half Bärbchen, welche aus der Kirche geeilt kam, und sich mit Flehensworten und Thränen vor den Empörern auf die Kniee warf. Sie, durch ihre Bitten, und er, durch sein Ansehen, brachten es endlich dahin, daß man einer blutigen Absicht entsagte und eine abscheuliche That unverübt ließ. — Die Gefangenen wurden herbeigeführt und ihnen ihr Urtheil verkündigt. Es lautete dahin, daß Herr Valten und sein Sohn, nebst dem Pater, gefesselt nach der Stadt Lichtenfels gebracht und dort bis auf weitere Bestimmung in Verwahrsam gehalten werden sollten. Fräulein Brigitte und Hildegardis erhielten die Freiheit, sich nach einem Ort zu wenden, der ihnen am angemessensten dünkte, aber die Letztere verschmähte diese Vergünstigung als das Geschenk einer Hand, von welcher sie, selbst im tiefsten Elend, nichts anzunehmen entschlossen war. Sie wollte die Haft ihres Vaters und Bruders, wie jedes denselben noch aufbewahrte Schicksal mit ihnen theilen. Herr Valten's eigner Wille widersprach jedoch diesem Vorsatz. Er rieth und befahl der Tochter davon abzustehen und seine Leiden nicht noch durch den Anblick der ihrigen zu erhöhen: sie sollte von der angebotenen Gunst Gebrauch machen, und sich, da man leider nicht wissen könne, ob in andern Schlössern noch eine sichere Zufluchtsstatt zu finden sei, weder nach Geyersberg oder Lichtenstein zu ihren Ohmen, sondern nach der Stadt Coburg wenden, dort bei seinem Freunde, dem Pfleger Georg von Schaumburg Schutz und Aufnahme suchen und für die Base sorgen, welcher Ruhe und Erholung am nothwendigsten zu sein schienen. Hildegardis fand nicht lange Zeit, diesem Ausspruch zu widerstreben, da man sie gewaltsam vom Vater trennte,

der sammt Welf in der That gefesselt und unter Begleitung abgeführt ward. Mit dem Anbruch des kommenden Tages fanden sich die Fräulein's bereits auch unterhalb des Schloßberg's, wo sie eine so schreckliche Nacht verlebt hatten. Ein Bauerntrupp, eigend's von Konrad ausgesucht, begleitete sie, stark genug, jedem feindlichen Angriff, selbst dem eines churfürstlichen Reiterhaufens, der etwa aus einem Hinterhalte brechen möchte, zu begegnen. Brigitte, welche zu schwach zum Gehen war, wurde auf einer Bahre von Zweigen getragen, Bärbchen und Hildegardis gingen derselben zur Seite. Die noch gestern von Bequemlichkeit und Reichthum umgeben in einem Schlosse walteten und geboten, das so unzerstörbar wie der Fels, worauf es ruhte, dessen Kammern, Böden und Kellern von köstlichen Vorräthen strotzten, zogen heut in die Morgenfrische, arm wie Bettlerinnen, vom Frost geschüttelt, da es ihnen an warmer Hülle fehlte, den Bergpfad hinab, den sie oft im weichen Wäglein oder auf schön gezäumten stolzen Rossen zurück gelegt hatten. Da sank Bärbchen neben Fräulein Brigittens Tragbahre auf die Knie nieder und bedeckte ihren Busen, ihre unter der Hülle hervorgestreckten Hände mit Küssen und Thränen. „Ich scheide von Euch. O, hätte ich nimmer diese Nacht erlebt!“

Konrad und der große Linhardt trafen indessen unter der Linde vor der Kapelle ihre ferneren Maßregeln. Es waren diese zum Theil schon besprochen und man hatte im Voraus festgesetzt, daß nach dem ersten Angriff der jetzt geschehen war, der Krieg förmlich fortgesetzt werden sollte. Eingetheilt in ordentliche Heereszüge und Fähnlein und Rotten, deren jede ihren Führer hatte, wollte man jetzt in zwei Abtheilungen dem großen Heer entgegen ziehen, welches unter Metzlers Befehlen stand. Eine derselben sollte ihren Zug durch das sogenannte Gradfeld, die andere durch das große Mainthal hinab, nach dem innern Franken zu nehmen. Es ließ sich erwarten, daß dies Heer auf beiden Wegen durch den Zufluß der ganzen Bevölkerung sich ungemein vergrößern werde. — Welche reichen Klöster, welche Unzahl an Schlössern und Adelsresidenzen lagen auf diesen Wegen, deren Schätze und Vorräthe den zuerst Nehmenden gehörten, da eine Gegenwehr kaum noch zu denken war; welche Aussicht für den, bis dahin in Elend und Hunger schmachtenden Bauer, der so eben dieses stolze, mauerfeste, wohlverwahrte, prächtige Hohenstein, in einer Nacht gebrochen, zu seinen Füßen gelegt hatte! Empfindungen, wie er sie nie gekannt, schwellten durch seine entfesselte Brust, und wohl mochte auch Konrad, mitten in dem Graus der Zerstörung, die er angerichtet, ein Gefühl von Seligkeit kosten. Wenigstens zeugte das Lächeln, welches um seine Lippen spielte, da er jetzt mit untergeschlagenen Armen an dem Stamm der Linde gelehnt stand und um sich her blickte, von einer gewissen Ruhe und Befriedigung, nicht von Reue oder Schmerz. Und doch war dies Lächeln von einem Ausdruck begleitet, der es nicht anziehend, nicht lockend machte, sondern der eine Art von Furcht davor einflößen konnte. Der Mund lächelte, aber die Stirn zog sich in drohende Falten, das Auge glänzte von einer unheimlichen Lust. Da trat ihm Lindhardt's jüngerer Bruder an und fragte: „sprich, was soll mit dem Gefangenen geschehen, den wir noch hier haben, mit des Klostervogts Sohn? Der Bube schwatzt und beschwatzt fast die Leute. Ihn sollten wir wählen zum Anführer, meint er, da würden wir ganz anders fahren, als mit dem Großen und dir. Er wisse um alle verborgenen Schätze der Klöster und Burgen, und überall Bescheid, während Ihr nichts wüßtet. Er hasse die Pfaffen und Junker mehr noch als wir, und wüßte denn doch mit dem Waffenhandwerk Bescheid, wovon ihr, arme Bursche, nicht so viel verstündet, — so schwatzt er und die Leute hören ihm zu . . .“ — „Ich komme,“ unterbrach ihn Konrad, und faßte den Griff seines Messers mit Heftigkeit; „ich komme. Geh' nur einstweilen voran.“ Damit riß er die Waffe aus ihrer Scheide und stieß es in den Stamm des Baumes fast bis zur Hälfte der Klinge hinein. Dann zog er es mit Einem Ruck des Armes wieder heraus und ging hastigen Schrittes nach der Kapelle, in welcher der Forstwart, obwohl gefangen, predigte. —

Nur die äußeren untern Mauern des hohen Thurmes, nebst dem Mauerwerk des Schlosses, dem Mönchsgang und einem Thurm, der den Eingang beider Höfe bildete und mit dem Geschlechtswappen der Lichtensteine geschmückt war, zeigte sich dem Tageslicht des andern Morgens, als traurige Überreste der zerstörten Burg.

Die morgenländischen Sagen von Erfindung des Schachspiels.

Von H. F. Maßmann.

Auf dem Wege von Brüssel nach Paris begegnen dem Wandrer raschfliegende Brieftauben, welche die ihm Staub zudonnernden Eilwagen weit übereilen. Wundersamer aber als diese fliegenden Boten ist der Flug des Gedankenspieles, welches Jahre lang zwischen Paris und London hin und her geführt wird; wobei nicht — wie dort — Eile und Hast das Ziel ist, oder wie bei der Fernschreibekunst der Telegraphen — geheime Kürze; sondern wobei langsam gesonnen, seltsam erwogen, gemeinsam berathen und endlich gezogen wird.

Das Schachspiel der großen Spielgesellschaften oder Schachklubbs ist gemeint, welche über den Sund von Calais mit einander wettspielen. Welcher ausdauernde Ernst in den Spielenden! Welch wundersames Spiel, das so zu fesseln vermag! — Aber wer nicht die Unkraft gewonnen, tagelang am Glücksrade zu harren, oder am Roulettische im Busen der Leidenschaft zu wühlen, oder sich nicht schon in die Blindsinnigkeit des Kartenspieles ergeben gelernt hat, — wird das Schachspiel als das würdigste und edelste unter allen Sitz- und Sch[illegible]igspielen der Welt begrüßen; allein schon deßwegen, weil es sich frei erhalten hat vom Schmutzklange des Goldes. —

Eins der ältesten Weltspiele, hat es eine bedeutsame Sage über seinen Ursprung zur Magist bekommen und ist in diesem und jedem Sinne ein wahrhaft königliches Spiel. Kein Spiel der Welt hat seit seiner Erfindung (und dies ist lange her!) sich so allgemein verbreitet, hat so ungetheilten Beifall der Geisteskräftigeren erworben, ja so versehene Verehrer gefunden.

Wie es ein Kampfspiel der Geisteskräfte immerdar bleibt, so ist es auch in Wirklichkeit als Abbild altmorgenländischer Heereseinrichtung oder Schlachtordnung und zwar der altindischen erfunden und eingerichtet worden; und ist somit zugleich eins der ältesten Geistesspiele der Welt.

Das Mittelalter hegte vom Lande und Urheber der Erfindung eine Menge abweichender und sonderbarer Sagen, welche in den Handschriften jener Jahrhunderte, ja auch in späteren gelehrten Druckbüchern uns vielgestaltig begegnen. Für abendländische Gelahrtheit oder Engbelesenheit lag nahe, wie bei Allen, nicht über Troja hinauszugehen, und es ist nur zu verwundern, daß nicht der Zauberer Virgilius, der doch sonst für Vieles, wenn nicht für Alles im Mittelalter einstehen mußte, das Ganze hat erfinden müssen. Bei Troja sollte Palamedes von Euböa das Schachspiel erfunden haben, um bei der zehnjährigen Belagerung den leichtgeistigen Griechen die Langeweile zu kürzen. Das wurde lange von Vielen behauptet und geglaubt und das Schachspiel hieß deßhalb sogar vielfach Ludus Palamedis. — Andre träumten zwei lydische Brüder Lydus und Tyrrhenus, welche das Schachspiel aus Hunger erfunden hatten; weil zwei zum Spiel gehören. Atys, ihr Vater, habe drauf um der Hungersnoth willen ihr Volk getheilt: Lydus sei im Lande geblieben und Stammvater der Lyder geworden. Tyrrhenus aber mit großer Zahl des Volkes nach Italien gezogen und habe das Land und Volk der Tyrrhener genannt. — Wieder Andre nennen einen Attalus als Erfinder des Schachspieles, 200 Jahr vor Christus. — Noch Andre wollen gern den Ägyptern, die bekanntlich auch Alles erfunden haben müssen, die Ehre zuerkennen, daß sie des Schachspieles Erfinder gewesen.

Bezeichnender schon wies eine andre Sage früh nach Persien oder Chaldea, spaltete sich aber in mancherlei Namen-Angaben, darin nur übereinstimmend, daß ein greiser und weiser Rath eines herrischen jungen Königes, welcher Letztere der Kummer und Schrecken seiner Völker war, das Schachspiel erfunden habe, sich damit an seinen Herrn gewagt und ihn im Spiele belehrt, gemildert, umgewandelt habe. Die Einen nennen einen poetischen Erfinder Buzurge Mihire; Andre und Mehrere den persischen Weltweisen Xerxes Philomator, um den grausamen König Evilmerodach zu bekehren, dem Andre Ammolin oder Amilin von Babylon nennen.

Jakob von Cassolis erzählte die Erfindung mit diesen Worten, (nach deutscher Übersetzung von 1407). Nun geschah das, daß ein Konig war zu Babilon, der hieß Evilmerodach, der war so freisam, daß er seines Vaters Leib in dreihundert Theil' schlug und gab das Fleisch dreienhundert Gutgeyern. Unter andern bösen Dingen, die an ihm waren, da war dies das böseste, daß er die haßte, die ihn straften, und er sie tödtete. In diesen bösen Dingen folgte er seinem Vater nach, der die Weisen in der Stadt Babylon hatte gesucht zu tödten, weil sie nicht vermochten zu bescheiden seinen Traum, der ihm geträumet war, als Herr Daniel der Weissage schreibt. (Forts. folgt.)

Scherz und Ernst.

Von

J. C. Ránny.

1. Reichster Ersatz.

O Kranker, auch für dich ja sind
Verloren nicht die Stunden,
Wenn du den Gott, den du verlorst,
Im Leiden hast gefunden!

2. Hinzes Betrachtungen.

Schon oft bekam ich Lust, auch andre noch zu lieben,
Als meine Frau; es lockte hier und dort,
Allein ich müßte dann am neuen Karren schieben
Und bringe kaum den ersten fort.

3. Wink.

Wenn ein Kindlein ist geboren,
Wird es in ein Bad gebracht;
Solche Müh' ist nie verloren, —
Dichter! hast du's je bedacht?

4. Wunsch.

Hoffnung! ich möchte so gern am Hals dir ewiglich hangen!
Ist es dein Ernst mit dem Wunsch, rasch in das Lotto gesetzt!

Buntes.

Der deutsche Michel. (Schluß.) — Bei solchen lateinisch-verschwefeltlesten Schulmonarchen war dann sehr natürlich, daß erst ein welscher Papst (Clemens 14.) einem deutschen Markgrafen (von Ansbach) beibringen mußte, daß sein eigner Kanzleischreiber (Uz) ein Dichter, ein von ihm dem Papste verehrter deutscher Dichter sey! — Freilich machte der deutsche Markgraf, der für fremde Literatur glühte, heimgekommen, seine heimische Unkunde, sein vaterländisches Unrecht gut. Mußte aber der gute deutsche M—arkgraf erst weit herkommen, — aus der Fremde —, um zu wissen, was außer seinem Hofe vorging?

So hat neuerdings mancher Deutsche erst aus der Frau *von Staël Schriften Deutschland kennen gelernt*, was vielleicht auch ihrem sanskritanischen Begleiter und Verehrer in Bonn begegnet sein würde, wenn er nicht zufällig einst selber ein tüchtiger deutscher Schriftsteller gewesen oder geworden wäre. Wir sagen „einst“, denn die mit A. W. Schlegel unterzeichneten in Wendt's Musenalmanache 1832 lesbaren Hechelgedichte können unmöglich von dem einst von seinem Volke so hoch gestellten Dichter und Kritiker herrühren; daher Tieck in seiner Vogelscheuche (Novellenkranz für 1835), d. i. in seinem neuesten Lobgedicht auf den „deutschen Vetter Michel“, wie er ihn Seite 299 selber nennt, da, wo er an A. W. Schlegel's Leistungen und Verdienste erinnert, jener Hyperxenien gar nicht gedenkt, obschon er S. 298 genug an den Xenien zu tadeln findet. Dort hat gewiß der deutsche Michel wieder eine seiner Schlegeleien begangen. —

Blicken wir auf eine andre Seite unseres tausendflächig geschliffenen Zauberspiegels (nicht des Yonaneischen, in welchen die deutschen Michelinnen nur zu gern geguckt und gegafft haben), so tritt uns aus jener Zeit die freie Reichs- und Hansastadt Bremen entgegen, in der — o deutsche Michelei! — trotz Rath, Räthen, Polizei, Pfarreien und Aerzten eine Gesche fast zwanzig Jahre ungeahnet und ungeahndet giftmorden durfte. Der deutsche Michel, das sogenannte Volk, hatte schon lange Jahre gesagt, das sei eine unheimliche Frau, um die Alles sterbe; aber auf den Kanzeln ward für die Arme gebetet und Gottes unerforschlicher Rathschluß angeglotzt. O der deutschen Klotzmichel, welche zuletzt in die große Schule der Lebensweisheit kommen! — Dafür gab's Untersuchungs-Akten, Rheinschifffahrts-Akten, die vom St. Gotthard hinunter in das Meer reichen würden, genug! O deutsche Papierfabrik ohne Ende! o deutsche Michelei! Deinen Ruhm will ich eine Zeit lang rhapsodisch fortverkünden und dein Bild von Zeit zu Zeit zur frommen Nacheiferung als Modejournal oder als einen Spiegel unserer selbst, worin wir unsre ehrliche deutsche Gänsehaut recht nahe-bei betrachten können, als das wahre Vera Icon, das ächte Ecce homo, vorhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 30. 1835.

117

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt N° 5.

Mittwoch, 4. Februar.

Göthe, Uhland und Prometheus.

Der letzte Theil des Göthe-Zelter'schen Briefwechsels ist nicht reich an Personalitäten, nach welchen man in den vertrauten Äußerungen interessanter Männer so begierig ist. Doch überrascht es, die Unsterblichkeit von Weimar an vielen Stellen gegen die ihr systematisch dargebrachten Huldigungen kalt und zurückhaltend zu finden, weil es Göthen schwer ankam, für seine Enthusiasten, oder, wie man zu sagen pflegt, für seine Juden überall gut zu sagen. Vergebens, daß der Flügelmann der Hegel'schen Schule, Leopold von Henning, nach Weimar reist, und dem greisen Pontifex die Generalbeichte Berlins bringt; vergebens, daß Hegel selbst, wenn er den alten Zelter sieht, zwei Mal sein Sammtbarett lüftet, um anzudeuten, daß sein Leben eine stete Reverenz vor Göthe sei. Merlin bleibt ein Zauberer, der sich Allen entzieht, der auch über Hegel nicht in's Reine kommen kann, und sich bei so viel Anbetung still bescheidet, er könne ihn nicht verstehen. Aber noch merkwürdiger, als diese Geständnisse, bleibt eine Stelle, welche Göthe am 4. October 1831 schrieb, und wo er gegen die würtembergische Andacht, gegen den süddeutschen Götholatrismus einen Gestus macht, den Niemand erwartet hat, am wenigsten die Stuttgarter und Tübinger, welche noch darüber weinen, daß der dreiundachtzigjährige Göthe viel zu früh für die Literatur gestorben sey. Gustav nämlich, der Bruder des Paul Achaz Pfizer, bekannt durch eine Übersetzung Bulwers, grün beschattet von der in Schwaben wuchernden Lyrik, hatte an Göthe einen Band seiner früh in Garben gebundenen Gedichte übersandt, vielleicht von ihm ein Handschreiben dafür erhalten, das bei'm alten Reinbeck in Stuttgart von der ganzen schwäbischen Lyrik geküßt wurde, im Vertrauen aber folgende Äußerung nach Berlin hin veranlaßt: „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir Wunderliches zu: Gedichte von Gustav Pfizer, wurden mir dieser Tage zugeschickt; ich las hie und da in dem halb aufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben, und auch ein guter Mensch zu sein. Aber es war mir im Lesen gleich so armselig zu Muth und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich bei'm Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten soll. Das Werklein ist an Uhland dedizirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß. Ich leg' es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schaffe."

Warlich für die schwäbische Lyrik konnte nichts Schmähenderes gesagt werden! Diese kleine, bescheidene, vom Tagesgewühl umrauschte Schule, an welche der Patriotismus und die Begeisterung für Schillers Album seit Jahren so große Forderungen gerichtet haben, diese Gutherzigen, welche in ihrem Gott vergnügt sind, wenn sie einen Maikäfer, ein Bienchen, die Fliege an der Wand und sich besungen haben, hatten alle im Stillen einen lautlosen Cultus für Göthe, der im Grunde ihres Herzens ihnen mehr war als Politik, Schiller und sein Album. Sie sagten's nur nicht laut, damit es Wolfgang II. nicht hörte: nur in stillen vertrauten Stunden machten sie ihrem Herzen Luft, wenn Gustav Pfizer Göthe's Farbenlehre besang oder sonst. Dieser fromme Enthusiasmus ist durch jene denkwürdige Äußerung recht schnöde paralysirt, um so mehr, da sie so unverständlich ist, und man so viel darin finden kann. Wir wollen versuchen, aus unserm Standpunkte die literarisch-historischen Folgerungen aus ihr zu ziehen.

Die Veranlassung jener Worte betreffend, so kann Niemand die Wahrheit des Göthe'schen Urtheils über die ersten Versuche eines jungen Anfängers in Zweifel stellen. Göthe nennt den sich empfehlenden Dichter einen guten Menschen, und damit hat er für die ganze schwäbische Lyrik mehr gesagt, als er vielleicht wußte. Auch Talent besitzt Gustav; doch ist es nicht hoch; es ist etwas weitläuftig, weil es Reflexion ist: er käme nicht aus ohne Schiller und das, was Schiller eine gebildete Sprache nannte, die für dich dichtet und denkt. Gustavs Poesie ist nicht schöpferisch, sondern darstellend; er glättet jeden Gegenstand, den er grade vernimmt, ab und gibt uns das Spröde und Faserichte lauter, nett, im Goldschnitt zurück. Ich hasse die Poesie überhaupt, wenn sie nicht erfinderisch ist, und die Reflexion in's besondere, wenn sie nicht witzig ist.

Hat Göthe über Uhland eine Ungerechtigkeit gesagt? Gewiß, wenn er ihn da tadelt, wo er ihm am verwandtesten ist. Von Uhlands sogenannter zeitgemäßer Poesie abstrahiren wir einen Augenblick; aber für die Gattung, für das Lied und die Ballade hat Uhland Unsterbliches geleistet. Wenn es wahr ist, daß das lyrische Gedicht einen begränzenden Rahmen haben soll, der den Gedanken so zusammentreibt, daß er auf einen Moment ihn verkörpert, so ist Uhlands Lyrik noch gestaltender, als Göthe's. Jedes Gedicht soll in der That aus zwei Theilen bestehen, aus einem sichtbaren Gerüste und einem Nachklange, der so mächtig ist, daß er den Hörer zwingt, ein zweites Gedicht, die Erklärung eines gesehenen oder gehörten, in sich nachzuschaffen. Das wahre Gedicht liegt oft gänzlich ausserhalb des Wortes: man muß es erst machen, wenn man die anregenden Worte vernommen hat. Deshalb ist die Einfachheit schon das erste Kennzeichen eines jeden wahren Gedichtes; aber wie oft verpuffen Göthe's Verse! Selten bei Uhland, namentlich in der Ballade, deren lyrische Auffassung, deren einfache Fragen und Antworten, deren ganze Form die Hörer immer zwingt, das eigentliche Gedicht erst selbst zu machen, so daß man einen Augenblick das Buch zuschlägt, und nicht genießt, sondern ergänzt und thätig ist. So muß man sich ausdrücken, will man an Uhland das Rechte bezeichnen.

Uhlands patriotische Verdienste konnte Göthe nicht würdigen: er bepfuite die politischen Lieder. Das mag ihm hingehen, dem alten Herrn, der nicht im Zusammenhange die Ereignisse sahe, und in seiner Jugend wahrlich keine Aufforderung gefunden hatte, sich um die Misere seiner Geschichte zu bekümmern. Ihm dies nachtragen wollen, ist eine Ungerechtigkeit, die in Bezug auf Uhland sich um so mehr vergrößert, da die Thätigkeit desselben in dieser Rücksicht untergeordnet ist, und nur für Würtemberg von Werth seyn kann. Uhlands Verdienst ist ein generelles, in Beziehung auf das Lied und die Ballade.

Allein der positive Tadel, welchen Göthe über Uhland ausspricht, ist beherzigenswerth, namentlich wenn die schwäbische Lyrik Mode werden sollte, oder gar pretentiös. Diese Lyrik ist so beschränkt auf ihre kleinen Berge und Thäler, so einheimisch, ruhig und glückselig, daß sie keinen Schmerz in der Welt kennt, als vielleicht den, von einem Spaziergange kein neues Gleichniß mitzubringen. Diese Dichter sind mit der Welt versöhnt, sie interessiren nur in Beziehung auf ihren beliebigen Gegenstand, den man doch auch nur gelten läßt, weil wir keine Vandalen sein wollen, welche unempfindlich bleiben, wenn von Nachtigallen und Maikäfern die Rede ist. Man kann sie nicht so hart anlassen, diese kleinen Combinationen und artigen Gleichnisse, aber Recht hat Göthe, wenn er hier weder etwas Aufregendes, Tüchtiges, noch Menschengeschick Bezwingendes sieht. Er hat Recht, es ist ein sittig-religiös-poetischer Bettlermantel, der die Blößen dieser Herren bedeckt, ein gewisses Sichhaben und Thun, wohinter sich Mittelmäßigkeit und viel Phlegma verbirgt, eine ganz gewöhnliche, auf die Parthei sich stützende Weltansicht. Wo ist Prometheus? Wo ist der Gott in Euch, der Euch zu Boden wirft, daß Ihr Thränen der Verzweiflung weint? Wo ist der Schmerz, daß wir schier nichts wissen können? Ich sehe genug Gelbveigelein und Sternblümchen; wo aber sind die Palmen, wo der Lotos? Ich sehe Haberrohr und Holderblätter, auf welchen Ihr pfeift; wo hängen Eure Harfen? Göthe hatte die Welt überwunden: er hatte mit Aeschylus gesprochen, Menschengeschick bezwungen. Er hatte die Ewigkeit. Göthe konnte Vieles geben, und hatte doch noch Alles hinter sich. Man rede nicht von Vielseitigkeit, von der glücklichen Lage, sich um Fossilien und Farbenleiter bekümmern zu dürfen; das ist Spielerei und Nebensache gewesen. Dies ist die Frage: Habt Ihr Euch selbst gefunden? Überwandet

Ihr die Welt in Euch? Habt Ihr Eurem Volk etwas Großes und Neues gegeben? Göthe läugnet es; er sagte: Ihr habt dem Bettler seine Lumpen gestohlen und Eurem Taufscheine für den Glauben, und der Gewohnheit Eure Sitte, dem Herkommen Eure Grundsätze, fremder Poesie Eure eigne; Ihr lehnt Euch an das Anerkannte, Ihr standet nie hoch, wie auf den Alpen, Ihr habt nichts, als Eure gemüthlichen Stimmungen, Eure Abendsonnen-Spaziergänge, Eure Sommerfäden, die Euch die Poesie zuwehen. Wo ist Prometheus? Göthe sagt: Ihr werdet schon stolz auf Eure Reime. Göthe sagt: Ihr liebkos't Euch unter einander und treibt jetzt, nachdem Ihr mich todt seht, mit Schiller Affenschande! Göthe sagt: Ihr wollt Heinen nicht unter Euch dulden, der am Schmerze der Zeit leidet, und in seinen Schriften die ihm entflohene Poesie, welche er einst schon erhascht hatte, wieder einzuholen jagt. Göthe sagt: Euer drittes Wort ist der deutsche Süden, gleichsam, als wenn in Schwaben die Poesie an den Bäumen wüchse und die Tübinger Stiftler prädestinirte Genies wären! Er sagt noch Mehres; man lese nur im sechsten Bande Zelter'scher Briefe, Seite 305 und 306.

Ich freue mich, Uhlands unendliche Verdienste um die Gattung anzuerkennen; doch ist es mir ein rechtes Bedürfniß gewesen, mich gegen Spalier und Reim auszusprechen und die Absicht der Lyrik sich zusammenzuthun..der wohl gar durch Verse das ausdrücken zu wollen, was unsrer Zeit und Literatur noth thut, früher zu hintertreiben, ehe sie sich darüber ausspricht. Göthe's Wort hielt ich für zu wichtig, als daß es überhört werden durfte Für die voranstehende Ausführung desselben kann ich nicht; meine Stellung zwingt mich, offen und frei die Wahrheit zu bekennen.

R o m a n.

11) Lessing. Novelle von A. Freih. von Sternberg. Stuttgart, Cotta. 1834.

12) Molière. Seitenstück zum Lessing. Von demselben. Stuttgart, Ebend. 1834.

Unsrer guten alten bürgerlichen Literatur fällt es jetzt plötzlich ein, vornehm zu werden. Sie nimmt ein ganz neues Air an, spricht von feiner Wäsche, von Salons, von Soiréen; sie will Niemanden einlassen, der nicht in Handschuhen kömmt, kurz sie kokettirt sündhaft mit den höhern Ständen. Der alte bürgerliche Ursprung wird durch Connaissancen verdeckt, von Bier und Toback, diesen ehrwürdigen Begeisterungsmitteln der klassischen Periode, ist nicht mehr die Rede: nicht nur der Adel nimmt von der Literatur Besitz, Fürsten und Freiherren, sondern auch ehrliche Bürgerssöhne fangen an, zu näseln, vornehm zu winken, das innere Wesen der Cravatte zu studieren, sich mit erborgtem Adel zu brüsten, und es ihm gleich zu thun in fashionablen Manieren und eleganter Koketterie. Was hat nun mein unglücklicher College Heinrich Laube von seinem Dandyismus? Der Fürst Pückler rümpft die Nase und stichelt, wie es der junge René doch hie und da versieht, in einem Rocke von zwei Reihen Knöpfen auftritt, wo es Fashion ist, nur eine Reihe zu haben, wie er, ein Maurermeistersohn aus Sprottau, Prinzessinnen schildert, gleich Feen, und vornehme Boudoirs gesehen haben will, wo dreierlei Farben über die Meubles gezogen wären. Das ist die Folge der plattirten Vornehmigkeit. Nein, thut mir den Gefallen, tretet immer etwas bäurisch auf das gebohnte Parquet der Literatur, und wenn sie Euch in ihre Soireen bitten, so genirt euch nicht, mit Schmierstiefeln zu kommen!

Es ist schon ganz gut, wenn Herr von Sternberg auf den genialen Einfall kömmt, ein Charakterbild unsres unvergeßlichen Lessings zu entwerfen, wenn er ihn nur so geschildert hätte, wie er gewesen ist! Wir verlangen nicht (obschon es uns Überwindung kostet, es nicht zu verlangen), daß er Lessing gibt in Hemdärmeln, mit offener Brust, in gepudertem Haar, in tiefer Mitternacht eine Aktrice der Hamburger Dramaturgie auf dem Schooß, wahnsinnig, witzig, unter Gottesläugnern und Komödianten, kurz so wie er war, wie er es mit himmlischer Poesie war; wir gestehen sogar, daß in der Auffassung Lessings als eines Schwärmers und jungen Mannes mit strebenden und keuschen Hoffnungen ein besonderer Reiz liegt; denn es wird auch für Lessing eine Periode gegeben haben, wo er noch nicht kalt, logisch und spöttisch war, wo auch er geweint hätte, wenn Werthers Lotte sich auf ihren Ellenbogen gestützt, mit thränenvollem Auge gen Himmel gesehen und ihre Hand auf die Seinige legend ausgerufen hätte: — Klopstock! Aber daran hat sich Herr von Sternberg an des großen Mannes unsterblichem Gedächtnisse versündigt, daß er Lessing in eine lächerliche Unterordnung gegen die vornehmen Stände brachte, daß er ihn zu einem schüchternen Bürgerlichen machte, der sich die demüthigendsten Zurücksetzungen in der Gesellschaft gefallen läßt, Zurücksetzungen, welche allerdings in der Zeit lagen, die aber Jedermann vermeiden konnte, der etwas mehr Charakter gehabt hat, als der Sternbergische Lessing. Lessing ist in dieser Novelle, bei dem Bestreben, sich an das Vornehme zu akklimatisiren, kein Dichter geworden, sondern ein Vorleser.

Nicht Alles ist an Herrn von Sternberg Nichtwollen, sondern auch einiges Nichtkönnen. Das Vornehme seiner Dichtungen ist nicht immer Absicht, sondern in der That Naturell, gegen welches er nichts kann. Der Verfasser greift die demokratischen Kulturgruppen zwar sehr glücklich aus dem siebenjährigen Kriege heraus, allein wie stellt er sie hin! Hier sind wenig Worte zu finden, welche natürlich klängen; alle diese Figuren sprechen in einer glatten, gebildeten Schriftsprache, mit Abstraktionen, welche sie freilich

hätten, wenn sie vornehmen Ursprungs wären. Die Berlinische Lisette ist das Zeugniß einer totalen Unfähigkeit für das Populärnaive; wie kann ein Mädchen, das im Jargon der Eckensteher spricht (an sich eine köstliche Erfindung), so viel Anstand, gebildetes Wesen und Salonssprache besitzen? Hier wird die vornehme Literatur unwahr und unpoetisch, hier bleibt sie weit hinter ihrem Hofmarschall, dem Herrn von Göthe, zurück, der so unübertrefflich war in dem Ablauschen der Bürgerlichkeit und der Poesie, welche man auf den Straßen findet und im Munde des Volks.

Gern hätten wir einige vortreffliche Passagen im Lessing zum Molière geschlagen, und uns im Ganzen über das Skizzentalent des Herrn von Sternberg mit Wärme ausgesprochen. Allein dieser Molière ist dem Autor in einer verwünschten Stunde gekommen. Ist dies derselbe Herr von Sternberg, welcher die Zerrissenen und den Lessing geschrieben hat? Über diese biographische Pièce Molière, die, eine vielversprechende Exposition abgerechnet, sich in vollkommene Ermattung verliert, keinen Charakter auszeichnet, immer anfängt und immer endet, ziehen wir vor, ein verwundertes Stillschweigen zu beobachten. Herr von Sternberg läßt alle acht Tage ein neues Buch drucken; vornehm ist es doch auch nicht, sich ohne Aufhören an die Tagesordnung zu stellen, sich immer zu zeigen und betasten zu lassen, und nicht auch ein Mal sich zurückzuziehen in seine innern Gemächer.

---

13) Die Gräfin Ulfeld, oder die vier und zwanzig Königskinder. Historischer Roman von L. Schefer. Zwei Theile. Berlin, Veit, 1834.

Wie nahe steht Leopold Schefer jener Darstellung, welche wir bei Gelegenheit Eichendorffs neulich als die wahre Kunst des Romanes bezeichnet haben! Und wieder wie entfernt von ihr! Plastische Schöpfung an allen Orten, und doch nirgends Halt; alle Felsengruppen und Figuren eingetaucht in eine unermeßliche Fluth von Reflexion und Vorbereitung. Denn nicht anders als Vorbereitung läßt sich jene bekannte Weise dieses Dichters, die ihn so unpopulär gemacht hat, die ihn nur aufrecht gehalten hatte, als das Gedächtniß Jean Pauls noch rikochettirte, diese lyrische Aufweichung des Stoffes benennen. Es ist die erste Stufe, welche auch wir vom Romane verlangen, aber die, welche nur das Modell aus flüssigem Tone bildet, welche sich dem Auge des Publikums entzieht, weil sie nur Modell ist. L. Schefer macht sich seinen Stoff erst zurecht; das ist herrlich; er knetet ihn, feuchtet ihn an; gut, aber wo die Sonne, an welcher der Teig trockne? Das ist die Noth: Schefers Phantasie glüht nicht, sie erwärmt nur, sie ist mild und linde und hält sich auf einer Stufe der Weltanschauung, welche nie zureichend ist, auf der weiblichen.

Die Historie des bekannten Corfiz Ulfeld faßte Schefer tief und schön. Man kann diese Zwittergattung von Lyrik und Dramatik für keinen wahren Ausdruck der Poesie halten; und doch erreichte Schefer das Resultat der Poesie, die Versöhnung und das milde Wesen einer in den Ereignissen liegenden objektiven Gerechtigkeit. Corfiz und Eleonore würden nicht so ergreifen, und so viel, ich möchte weniger sagen zu schauen, als zu ahnen geben, wenn sie nicht durchweg apologetisch und in sich eben als Mann und als Weib und als beides in seiner Ganzheit gerechtfertigt aufgefaßt wären. Was läßt Sperling, dieser künstlerisch ganz vernachläßigte Charakter, als Typus und Idee nicht für die innere Intuition und Ausführung eines hingebenden Lebens zurück! Ja, es finden sich Parthien im Buche, welche so gedrängt und plastisch rund sind, daß sie jeden Künstler herausfordern, z. B. der Zug Eleonorens auf das Schloß mit dem Lachen Gebettes, der Kampf mit der Meerschlange manches im zweiten Theil und besonders jene meisterhafte Scene, wo Ulfeld in das Haus seiner Väter zieht, und er auf dem Wasser der geisterhaften Cavalkade von Särgen begegnet, welche seine Ahnen einschließen, denn der Vater mußte sein Schloß räumen. Dies ist ein Stoff für das Genie eines Delaroche oder Lessing!

Allein um diese zählbaren einzelnen Verkörperungen schwimmt eine endlose feuchte Materie, die zur Crustation nicht gekommen ist. Da ist Alles weich und aufgelöst, weiblich und unpoetisch. Das Streben nach naiver Bedeutsamkeit gibt viele Stellen so sehr blos, daß eine ganz eigens dazu modulirte Stimme, ein gemüthlich-zärtlich-humoristischer Jargen, ja was noch mehr ist, Freundschaft dazu gehört, sie auszusprechen, ohne Lachen zu erregen. „Sohn! Mensch! Mann!“ so sprechen die Papa's in der Komödie, wenn sie plötzlich in die Lage kommen, eine Rede halten zu müssen. Kurz die Klippe, an welcher Schefer zu scheitern im Begriff ist, bleibt seine Sucht nach Zartheit und seine Anbetung des Weibes, als eines ganz abstrakten Begriffes, und im Weibe wieder die Anbetung der Mutter. Schefer ahnt vielleicht nicht, daß sein Roman aus diesem Grunde mit einer Betrachtung schließt, die nicht mehr lächerlich, sondern schon widerlich ist. Eleonore, die hochbetagte siebenundsiebzigjährige Matrone, stirbt — und sieht im Traum ihre Mutter zu sich kommen, und entschläft an der Mutter Brust! Das ist eine Consequenz der Schefer'schen Uteruspoesie, in die sich so viel graue Haare, ein unbartetes Kinn und so viel Husten mischt, daß das Ganze ekelhaft wird.

Gesetzt, man wollte dem Dichter den Inhalt seines Romans wiedererzählen, und nur das sagen, was er selbst sagte, so würde Schefer aufhorchen und fragen: steht denn das Alles da? Hab' ich das Alles geschrieben? Diese Überraschung wäre ganz in der Ordnung; denn vor Präzision, Kürze und straffem Anzuge bekäme das Ganze des Inhalts eine andre Form. Wir wissen nicht, ob Leopold Schefer gesonnen ist, in dieser Manier fortzufahren; nur das ist uns gewiß, daß er dem wahren Ausdruck des Romans näher steht, als irgend einer unserer Romandichter, und daß er klassisch genannt werden dürfte, wenn er seine Intuition nicht in Reflexion, sondern in Plastik anschlagen ließe, wenn er die Nebenabfälle und Gefühlsabschnitzel bei Seite würfe und sich augenblicklich rüttelte, wenn er fühlte, daß er schon wieder dabei ist, nur halb erhobene Arbeit zu liefern, Reliefs oder Figuren aus Mattsilber.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 31. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 5. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

6.

Mariana hatte allmählig ihres Vaters Unglück erfahren, und immer heißer quoll der Schmerz aus ihrem Herzen und zeitigte ihre Blüthe. Aber mit dem Schmerzgefühl faßte die Liebe tiefere Wurzel in ihrer Brust. Beide sind sich ja so nah verwandt. Wenn sie ihres geliebten Vaters wartete, war der geliebte Jüngling ihr dienend zur Hand, wenn sie am Krankenbette inbrünstig zu den Heiligen betete, knieete Antonio mit gefalteten Händen hinter ihr, ergriffen von den Schauern der Andacht; wenn sie, während des Vaters ruhigem Schlummer, auf ihrem Zimmer ein wehmüthiges Lied sang, um sich das Herz zu erleichtern, begleitete sie der Liebende mit seiner sonoren Stimme, wenn sie, um den frischen Gotteshauch zu trinken, der den Berg umfluthete, hinausging, hing sie am Arme des Zärtlichen. Sie liebten sich beide, ohne das klare Bewußtsein ihrer gegenseitigen gewaltigen Leidenschaft zu haben, und das ist die höchste Seligkeit der Liebe. Sobald man weiß, daß man liebt, ist schon der morgenrothe Schimmer des höchsten Erdenglücks verschwunden; man ist schon nüchtern geworden.

Inzwischen wurde Messer Mariano Placidi von Tag zu Tag schwächer und die Priorin verhehlte Marianen nicht, daß er seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegen eile. Ein aus Montepulciano herbeigerufener geschickter Arzt bestätigte ihre Aussage. Die Jungfrau ertrug die herzzerreißende Kunde mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Als sie einmal ihrem fürchterlichen Schicksale in das verderbenblickende Auge gesehen hatte, war sie auch die moralische Siegerin desselben und fühlte sich über seine Schläge erhaben.

Eines Abends rief der Wille des todtkranken Mannes die Priorin, Antonio und Mariana an sein Lager. Mit schwacher Stimme sagte er: „Ich dank' euch, ihr Edeln, für euern freundlichen Beistand! Ich bedarf dessen nicht lange mehr. — Die heilige Liebe zu Euch, Schwester Madalena, nehme ich mit hinüber, die Sorge um mein Kind bleibt zurück; sie ist das Einzige, was mich noch an die Erde fesselt. Mit Hülfe des Geistlichen, der mich täglich besucht, habe ich einen Brief an Mariana's Verwandte in Siena geschrieben. Messer Giuloppo, Kaufmann und Wechsler an der Banda, der Balia gegenüber, ist ihrer Mutter Bruder. Auch lebt noch ihr Großvater, und einige Mutterschwestern sind anständige Frauen von Popularen. An diese Menschen, die sie noch nicht kennt, ist meine Mariana ferner gewiesen; von ihrer Liebe hängt meines einzigen Kindes Lebensglück ab. Reichthümer kann ich ihr nicht hinterlassen. Dieser Brief enthält mein Vermächtniß, es sind die rührendsten und dringendsten Bitten an Mariana's Verwandte. Ich lege ihn in deine Hände, Antonio; versprich mir seine pünktliche Besorgung. Gib mir deine Hand, wackrer Jüngling! Du hast dir meinen Dank und meine Achtung erworben. Deshalb noch ein Wort zu dir. Haß und Zwietracht haben in Siena ihre verderbenbringende Saat

ausgestreut; die Drachenzähne sind schon aufgegangen und das Schwert der Bürger ist gegen sie selbst gekehrt. Es könnte in diesen traurigen Zeiten leicht sein, daß Mariana's Verwandte Schaden nähmen an Leib und Leben, an Gut und Habe; vielleicht täuschte ich mich auch im Vertrauen auf ihre Liebe zu dem ihnen noch unbekannten Kinde, kurz, wenn sie in Noth und Bedrängniß kommen sollte, dann nimm du sie in deinen Schutz und leite sie, wie du schon ein Mal so treu gethan, hierher und übergib sie den Armen dieser hochwürdigen Frau, die dann ihre Mutter sein und sie im sichern Hafen des Klosters vor allen Erdenstürmen bewahren wird. Willst du sie herführen, Antonio? Wollt Ihr sie aufnehmen, Schwester Madalena?" — Tief ergriffen reichten ihm beide ihre Hände, und das Versprechen wurde von Thränen geheiligt. Mariano drückte die Hände mit den Worten:

„Nun sterbe ich leicht"

Wirklich verschied er in der Nacht noch ruhig und sanft in Mariana's und Antonio's Armen. Lange lag die arme Waise in trostlosem Schmerz an dem Bette und hielt die erstarrte Hand umspannt. Als aber der Morgen graute, erhob sie sich und lehnte ihr Haupt auf Antonio's Schulter. Da warf die Liebe die Rosen der Morgenröthe eines neuen Lebenstages in die nachterfüllte Seele der Jungfrau. Ihre Lippen kamen sich näher und der erste Kuß entblühete jenen als duftende Schwester entgegen. In stiller Trauer morgenröthlich angehaucht von jenen Rosen und Küssen, vergingen noch einige Tage, bis Messer Mariano's sterblich Theil dem Klosterkirchhofe anvertraut und Mariana an der hochwürdigen Frau Priorin Hand in das Kloster eingetreten war. An der Schwelle desselben reichte Antonio der Geliebten die Hand. „In Siena sehen wir uns wieder!" flüsterte er ihr zu.

„Euern Segen, hochwürdige Frau!" wandte er sich dann an die Priorin und beugte das Knie. Sie legte die Hand auf sein Haupt, und über ihre Lippen glitt ein lautloses Gebet. — Er wollte gehen, da faßte sie seine Hand und fragte ihn:

„Kennt Ihr Messer Lucio Piccolomini in Siena?"

„Wie sollt' ich ihn nicht kennen?" versetzte der Jüngling verwundert. „Er ist ja Gonfaloniere."

„Was er ist, weiß ich nicht. Sagt mir weiter, hat er einen Sohn, der, wie Ihr, Antonio heißt, und auch in Euerm Alter ist?"

„Auch dieser ist mir sehr wohl bekannt," entgegnete Antonio mit noch größerm Erstaunen. „Er ist ja der Anführer unsrer Reiterschaar und erfocht den Sieg über die Exilirten."

„Das war Antonio Piccolomini? Ich bitte Euch, bringt ihm diese Kette, und sagt ihm, sie sei das Geschenk eines Herzens, das an das seinige gekettet sei, sagt ihm, wenn er ein Mal wieder durch St. Salvator zöge, möge er in das Sprachzimmer des Klosters treten und seinen Namen nennen. Es sehnten sich ein Paar Augen, ihn zu sehen. Nun lebt wohl! Die Heiligen geleiten Euch!" Die Pforte fiel ins Schloß. Verschwunden waren die beiden hohen Frauengestalten und Antonio stand lange wie in den Boden gewurzelt und hielt die herrliche goldne Kette in der Hand, die ihm die Priorin gegeben hatte. Lange kämpfte er mit sich, ob er die Glocke noch ein Mal ziehen, hineingehen und sagen sollte: „Ich bin der, den Ihr zu sehen begehrt." Aber er hatte sich früher einen schönen Plan ausgedacht, wie er in Siena Mariana überraschen wollte, und diesem gemäß durfte sie jetzt noch nicht erfahren, wer er war. Er beschloß also, sich auch der Priorin erst später zu entdecken und das in ihm heftig erwachte Verlangen nach Aufklärung der ihm aufgetragnen Worte noch einige Zeit zu beschwichtigen.

Er hing die kostbare Kette um seinen Hals und bestieg sein Pferd. (Forts. folgt.)

Skizzen aus den Hansestädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Schluß.)

Außerdem gibt es in Bremen keine Merkwürdigkeiten, denn der lange Roland mit seinen großen schweren bedeutungsvollen Füßen hat an Ansehen verloren, seitdem die Bremerinnen auf eben so großen Füßen gehen. Seltsam ist es, daß man überhaupt in den freien Städten die größten Füße in Deutschland findet, wahre Rolandsfüße. Es scheint das mit ein Zeichen der alten [illegible] zu sein. Kräftig, fest und sicher treten die Schönen auf, und wo sie hintreten, da wächst kein Gras. Es ist Alles massiver an dem Piedestal dieser Schönen, die mir stützende Genien der Freiheit in jenen ehemaligen Reichsstädten schienen. Das Reich sank, aber die Freiheit der letzteren steht fest und bleiernen Fußes da, wie der alte Roland auf dem Bremer Markte, oder wie eine Bremer Schöne.

Der Bremer Wall — ja den hätt' ich bald vergessen. Er gleicht einem Brautkranz im Haare einer alten Jungfrau. Es ist die einzige Poesie in der langweiligen Prosa der Bremischen Natur, ein duftiger Blumenflor auf sandigem Grabe. Der Wall, eine ausgedehnte Promenade an der Stelle der alten Festungswerke, zieht sich längs der Altstadt, vom Oster- bis zum Stephanithor hin, vielleicht der schönste Garten in Deutschland. Seiner ganzen Länge nach wird er von dem sogenannten Stadtgraben durchschnitten, dessen breites und grünklares schilfbewachsenes Wasser seltsamlieblich mit den feinen dunklen und lichten Farben des Grüns der Promenaden harmonirt. Die seltensten Kinder Flora's sind rings in den freundlichen, oft romantischen Spaziergängen geordnet, und die Breite der ganzen Promenade ist der Art, daß sie das Ansehen eines großen Parks gewinnt, der alles Schöne, was die Gartenkunst nur bieten kann, in sich vereint. Nach dem Bremer Wall ist neuerdings der Hamburger Wall eingerichtet worden.

Hamburg ist der vergnügungsrauschendste Ort Deutschlands. Ich weiß nicht, aber ich glaube, was Abwechselung und Solidität des Vergnügens betrifft, so thut er es sogar Wien noch zuvor. Das rege, mannigfach bewegte Leben eines Hafens für den Welthandel ist schon der Art, daß es nothwendigerweise den Sinnenmenschen fesseln muß. Kauf-

fahrer aller Flaggen, Fremde aus allen Welttheilen: der behaglich dehnende Engländer, mit dem brittischen Stolz in den Mienen; der lebhafte, sanguinische Franzose, mit dem ewig blitzenden Antlitz, ein Jupiter fulminans, ohne gerade tonans zu sein; der Holländer, mit dem dicken phlegmatischen Nebel auf der Stirn, der nie schwindet, außer da, wo es gilt, holländischen Patriotismus in Wort oder That zu zeigen; der Russe, mit den verschlagenen, listigen Mienen und dem Gepräge von Moskau und Petersburg; der Amerikaner, mit dem freien, kräftigen Antlitz, das jedoch durch die Kälte des Egoismus und der Geldsucht eingefroren umherblickt; der Spanier, der Portugiese, der Orientale, und nun endlich der Hamburger selbst, dieses rindfleischeingeräucherte Mark-Banco-Gesicht, dieser Handels-Charakter, der nichts als Handels-Charakter ist, dieser Abglanz eines Kaufmanns aus der City, über dessen Augen Hamburg und London in Frakturschrift geschrieben steht — sie alle beleben den großen Handelsmarkt, der von ihnen Allen verschiedene Farbe erhält, durch sie jenen unendlichen Reiz gewinnt, der auch den Nicht-Kaufmann in so hohem Grade anzieht.

Alster, Bille und Elbe sind die drei Flüsse, die sich durch Hamburg theilweise hinziehen, und an denen die weitberühmte Handelsstadt liegt. Die Elbe nimmt die beiden kleineren Flüsse bei Hamburg auf, um sie der eine Tagreise entfernten Nordsee zuzuführen. Wie die Elbe feierlich imposant dem Meere zuschreitet, so schmiegen sich jene, niedlich fast, der alten Königin aus Böhmen an, und legen sich harmlos in die Arme der Mutter, die sie mit sich hinwegträgt. Der Jungfernstieg und die Alster-Pavillons, beide an den Ufern der Alster, die jenen bespült, und diesen die Füße netzt, sind von wunderlieblichem Eindruck für den Fremden. Der Jungfernstieg ist ein freundlicher, durch Matten und Bäume begränzter Spaziergang; an der Straße, die sich an der der Alster entgegengesetzten Seite hinzieht, liegen die vorzüglichsten Gasthöfe Hamburgs; ihnen gegenüber, an der Wasserseite, die Alster-Pavillons. Man findet hier die gelesensten und vorzüglichsten Blätter des In- und Auslandes, und für Leib und Magen alles das, was die reiche Handelsstadt und die üppige Natur um Hamburg an sogenannter Kalterküche nur bieten kann. Einer der beiden Pavillons hat das Privilegium, daß in ihm geraucht werden kann; das zartere Geschlecht begibt sich deßhalb meistentheils zu dem anderen, in welchem es süßer und kuchenartiger ist, als in jenem, wo der Hamburger und der Fremde in stillem Schweigen, zeitungsvertieft, seine Cigarre raucht. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist hier der Sammelplatz der Einheimischen und Fremden, und erst die Mitternacht trägt jene Ruhe auf den Jungfernstieg und die ihn krönenden Pavillons hernieder, die man vorzugsweise nächtliche Ruhe heißt. Zur Sommerzeit gewinnt der Jungfernstieg erst nach zehn Uhr Abends, wenn die Theater geschlossen und die Geschäfte beendet, das belebteste Ansehen. Dann wogt hier Alles in dichtem Gedränge auf und nieder, unter dem bunten Lichterschein, der aus den Laternen, aus den Häusern und vom jenseitigen Ufer der Alster her sich über Wasser, Pavillons und Menschen ergießt; unter dem hellblinkenden Sternenkranz dort oben, unter dem freundlich-heitern Mondlichte am Azur des Nachthimmels.

Malicen.

Von

O. L. B. Wolff.

5.

Die politischen Poeten
Die verderben jeden Brei,
Weil sie stets darunter kneten
Ihre bitt're Spezerei.
So gepfefferte Bereitung
Schmeckt gesundem Gaumen nie,
Doch die Kunst verlangt Erweitung,
Und drum rufen jubelnd sie:
Heil dir! allgemeine Zeitung,
Musenhain der Poesie.

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

Dritter Brief. — (Schluß.)

Den 1. Februar.

Gestern war ich bei'm Erzbischof, dem aus einem Purpur- und Hermelinmantel ein wohlwollendes heitres Gesicht schaute. Er verordnete sogleich, daß mir alle Domschätze gezeigt würden. Gewiß ist, und ich kann und werde es nie verleugnen, daß es keine liebenswürdigeren und gefälligeren Menschen geben kann, als die italienischen Geistlichen, und ist diese Tugend eine Folge der Hierarchie, (was ich freilich dahingestellt sein lasse) so muß man sie gewähren lassen. In ihnen vereinigt sich auf die glücklichste Weise Herrlichkeit mit Knechtsgestalt. Der Dom gehört mit zu den ersten Werken der wiedererwachten Kunst in Italien und Pisa ist so glücklich, noch einige bewegliche Schätze aus der Zeit der Erbauung zu besitzen, die für die Geschichte der Malerei nicht ganz unbedeutend sind. Noch bis diesen Tag verwahrt man den Regenmantel des Papstes Gelasius II. (der um 1118 den Dom weihte) mit in Seide gewirkten biblischen Darstellungen; eben so alte Pergamentrollen mit Bildern, die man ehedem brauchte, um das Volk auf anschauliche Weise mit dem Inhalt der priesterlichen Gesänge bekannt zu machen. Während nämlich der Geistliche die Gebete, die auf der Rolle stehen, absingt, entfaltet er sie allmälig und läßt sie über das Pult hinab gleiten, wo dann die auf ihr gemalten Bilder, da sie umgekehrt gegen die Schrift stehen, dem Volke sichtbar werden. Auf einer der ältesten dieser Rollen fand ich, auf solche Weise von Bildern begleitet, einen Osterlobgesang, in welchem zuerst die finstre Nacht geschildert wird, die uns in die Bande des Todes geworfen, die zu erhellen man hundert Kerzen anzünden müsse. Dies wird sodann als Übergang benutzt zu einem Loblied auf die Bienen und Bienenzucht, denen man das Wachs zu den Kerzen verdanke; von der Keuschheit der Bienen endlich wird zur Empfängniß Mariä übergesprungen, an welche sich leicht wieder kirchliche Betrachtungen schließen. In keinerlei Weise sind die Bilder Kunstwerke zu nennen, und doch werfen sie auf die Kunst der nachfolgenden Zeit ein bestimmtes Licht, das uns dieselbe als eine auf sie gegründete zeigt; denn das ist die Ökonomie des Geistes, daß er alles Vorhandene benutzt als eine für ihn gethane Arbeit. So können wir Schritt vor Schritt die Entwickelung der christlichen Kunst verfolgen, und werden als den Hauptgrund ihrer ruhigen Vollen-

bung den innern Organismus zu bezeichnen haben, von dem ihr Leben gestaltet wurde.

Mehrere kostbare Reliquienkästen aus ältester Zeit fanden sich hinter so viel Thüren und geheimen Treppen verborgen, daß ich — der ich meine Kenntniß davon dem alten Theatrum Basilicae von Martinus verdankte — lange keinen Kirchendiener oder Geistlichen finden konnte, der den Weg gewußt hätte, bis ein ganz alter kunstliebender Klosterbruder sich meiner annahm. Diese Kästen, von denen der eine Erde vom Ölberg zu Jerusalem enthält, der andre ein Stück Stein vom ersten christlichen Altar in Italien, zeigen eine von italischer Kunst gesonderte, frühe Kunstausbildung, über die wir um so weniger Kenntniß bis jetzt haben, da wir uns immer mit der Annahme abgefunden, daß vor dem Wiedererwachen der Kunst in Italien nur griechische Rohheit geherrscht habe.

Mein geistlicher Führer wollte sich gar nicht recht zufrieden geben mit meiner sonderbaren Kunstliebe, und mich für die alten Zerrbilder mit einem Hauptwerk des jetzigen Direktors der Florentiner Akademie, Benvenuti, entschädigen, einer großen in Öl gemalten heiligen Mordscene an einem Seitenaltar, konnte aber nichts bei dem unverbesserlichen Deutschen ausrichten. Ich trat hinaus auf den freien grünen Platz vor dem Dom. Die Sonne war gesunken; aber wie in glänzendster Beleuchtung prangten die Marmorsäulen des Thurms und des Doms am reinen blauen Himmel, ein sanfter röthlicher Hauch umduftet die grünen Gebirge und ich bade mich in der liebsten Luft. Lange noch leuchten die Gebäude, wie mit eignem Lichte, in die Dämmerung hinein, und ich gehe langsam vor ihnen und einsam auf und ab. Was hat die Menschheit bewegt, als sie neben ihren Hütten solche Palläste errichtete, wie hoch schlug ihr Puls, daß sie Säulen auf Säulen thürmte und weite Wölbungen schuf, um unter ihnen des gegenwärtigen Gottes sich zu vergewissern! Was ist das für ein Einzelwesen, daß die Herzen einer ganzen Welt zu solchem Thun entzündet! Siehe oben, auf dem höchsten Giebel des Domes — schon schimmern Sterne über seinem Haupt — glänzt in weißestem Lichte ein — Kind in Mutterarmen! Welches unermeßliche Geschenk hat uns das Christenthum mit der Verehrung des Kindes gemacht!

An den Dichter.

Sei, Dichter! wie der Finke,
Der gern mit Brüdern singt!
Sei kräftig, wie der Adler,
Der durch die Wolken dringt!
Sei, Dichter! wie der Reiger,
Der nach der Tiefe lenkt.
Sei, Dichter! wie der Schwan auch,
Der sich in Träume senkt!

J. C. Männy.

Buntes.

Herr Mittler aus Göthes Wahlverwandschaften in anderer Gestalt. Beim Montmartre sollte neulich durch das Pistol ein Ehrenhandel geschlichtet werden, die Gegner standen in nöthiger Entfernung, die Pistolen wurden ausgeliefert und die Sekundanten und die Gegner warteten auf das Signal, da stürzt ein kleiner Mann aus dem Gehölz und wirft sich zwischen die beiden drohenden Mündungen. Sie dürfen sich nicht schießen! ruft er. — Warum nicht? — Ich leide es nicht. Sie haben keinen Grund dazu. — Machen Sie, daß Sie fortkommen. — Ich werde nicht, ich gehöre hieher, Sie müssen mich durchschießen, ehe ich zugebe, daß Sie sich einer Bagatelle wegen den Hals brechen. — Herr, Sie sind unausstehlich — aber der Ehrenfried war so decidirt, daß die Sekundanten sagten: Kommen Sie, meine Herren, gehen wir nach Vincennes. — In Vincennes angekommen, stehen die Kämpfer auf der Mensur; da stürzt von Neuem der Philanthrop zwischen sie. Lachend ruft er: Hab' ich nicht schon gesagt, daß Sie sich nicht schlagen dürfen: ich leid' es nicht: eher fall' ich selbst. — Tod und Hölle schreien die Sekundanten — ist das zum Aushalten? Herr, respektiren Sie die Charte, die uns die Freiheit der Personen zusichert. — Sagen Sie, was Sie wollen: erst über meine Leiche kommen Sie zum Duell. — Man konnte nichts anders thun, als nach Fontainebleau fahren — dort wiederholte sich dieselbe Scene. Der unberufene Vermittler warf sich wieder zwischen die Gegner und benahm sich dabei so komisch, daß alle lachen mußten, die Duellanten ihre Sache vergaßen und sich bei einem Frühstücke entschlossen, künftig gute Freunde zu sein. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Philanthrop, er halte sich heimlich an die Sekundanten, welche ein ordentliches Metier in Duellen und Rencontres führten, wo sich Streitende nur melden durften und Pulver, Blei, Kugeln, Gewehre jeder Art und abscheulich viel Menschenverachtung antrafen. Hier horche er jeden Ehrenhandel aus, und mache sich ein Geschäft daraus, ihn dann zu verhindern. Er sah nach der Uhr, rief: Gott, es ist Zeit! Schon steht wieder ein Leben in Gefahr, und war im Augenblick verschwunden. —

Wer das Pulver erfunden hat? Noch immer ist die Zeit, die Weise und die Erfindung des Pulvers, heftig bestritten. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts war in einer der wehrhaften Communen Oberitaliens, in dem brescianischen Val Camonica, ein Waffenschmidt und Büchsenmeister, der glühende Kugeln aus Wurfmaschinen oder Mörsern schleuderte oder schoß. — „Eisernes Feuer“ heißt seine Erfindung in Chroniken und in Urkunden. — Verona schloß 1282 einen Bund mit dem Grafen Meinhard von Görz-Tyrol, der als Werkzeug der Erhöhung Rudolphs von Habsburg, das Herzogthum Kärnthen gewann. Ihm sollte der Machtbote der Veroneser eröffnen, in Val Camonica zu finden, zu dem dortigen, berühmten Waffenschmiede, der das eiserne Feuer mache und damit Trient in Brand stecken solle. Daß der Zeitgenosse Rudolphs von Habsburg, Robert Baco, die Bestandtheile des Pulvers genau gekannt und angegeben, ist gewiß — 1338 zeigt eine Rechnung des Kriegsschatzmeisters von Frankreich, bereits Kanonen: „pour poudres et autres choses necessaires aux canons.“ — 1343 vertheidigten die Mohren Algeziras mit eisernen Kugeln, durch Pulver mit Feuer und Knall aus Kanonen geschossen. — 1344 spricht Petrarca in den remediis utriusque fortunae vom Feuergewehr als von einer, in ganz Italien bekannten Sache. — 1346 gewann der schwarze Prinz den blutigen Tag von Cressy durch die Kanonen, welche vorzüglich die Reiterei in Verwirrung brachten. — Hanns von Traun, der zu Land und zu Schiffe, in Asien, Afrika und Europa berühmte Held, gebrauchte 1359 auch schon zu Schiffe das schwere Geschütz.

Welche große Rolle in der Pulvererfindung und im Gebrauche des Geschützes, die Reichsstadt Augsburg gespielt habe, und wie die drei Rathsherren, Ilsung, Fend und Fliesbach, 1378 von dem Büchsenmacher Johann von Aran, die Geschützkunst erlernt, und Kugeln von fast 130 Pfund 1000 Schritte weit geschossen, ist bekannt. — Augsburg war es, welches Venedig das Geheimniß des Sieges wider Genua durch die Kanonen anvertraute. — Aus Nürnberg stammt der Gebrauch der Windbüchsen, aber Augsburg blieb lange die Wiege der Geschützkunst für Deutschland und für Italien. — Frühe schon sendete es seine Büchsenmacher und seine Constabler bis nach Polen und auf Hollands Flotten.

Des alten Wurfgeschützes verschiedene Namen hießen: Antwerk, Mangen oder Bolze, Tummler, Blyden oder Blenden, Petrer, Rutten, der Bomber oder die Bombarde (wohl dasselbe mit dem Tummler?), die Katze oder Krebs, auch das Igelswer, gleich dem Widder der Alten, und der Ebenhoch oder der auf Räder gestützte, mehrere Stockwerke hohe Thurm. — Die Zeugmeister hießen: Ingeniosi, Ingeniarii, Artillatores. — Die Wagenburgen kamen durch die Hussiten wieder in Ausdehnung und Schwung, und von ihrem Kernhaufen, den Taboriten, wurde der Name Tabor gleichbedeutend mit Brückenkopf oder geschlossener Feldverschanzung. — Die Kanonen waren oft 27 bis 30 Fuß lang, und selbst ihre Namen mußten recht ansehnlich und fürchterlich klingen. So z. B. nannte Max I. seine Lieblinge, die er, als ein vortrefflicher Constabler, oft selbst bediente: „Weckauf, Purlepaus, Kiplerin, Kunigin, Leopardt, Hurnaussin, Burgsterin, Hunlerin, Ruz, Rerin, Korrerin, Finken, Hiengrillen, Pallerin, wunderlich Dirne, Basilisk ꝛc.“ —

№ 32. 1835.

125

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 6. Februar.

Judith von Siena.

von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

7.

Unterwegs begegnete dem Antonio ein Eilbote seines Vaters an ihn. Er trug einen Brief Rosalba's. „Eile," schrieb sie, „so viel dir möglich ist. Dein Vater ist plötzlich erkrankt, ich fürchte für sein Leben. Ghino's gräßliches Betragen hat ihn auf's Krankenbett geworfen. Denke dir, Ghino hat seinen Vater in toller Wuth geschlagen und das Haus verlassen, uns alle verfluchend. Ich fand den Alten ohnmächtig in seinem Zimmer. O Gott, wie wird das enden! Messer Lucio spricht stets von dir, auch schlägt noch ein Herz in Siena, das mit heißer Sehnsucht nach dir verlangt. Drum zögre nicht." Verdüstert steckte Antonio den Brief ein, sein Roß flog nach Siena.

„Besorge sogleich diesen Brief an den Wechsler Messer Giulappo an der Banda, doch erwähne meiner mit keinem Worte und gib vor, du selbst hättest ihn mit von St. Salvatore gebracht," sagte Antonio zu dem Boten, übergab ihm Mariano Placidi's Brief, und trat dann in das Haus seines Vaters.

Lucio's bleiches Gesicht überzuckte ein Freudenstrahl, als der junge Held hereinstürmte, und bebend streckte er ihm die schwache Hand entgegen, die dieser an die Brust drückte.

„Mein Vater, muß ich Euch so wiederfinden!" weinte er dazwischen und umarmte den Gonfaloniere. Dieser deutete auf die daneben stehende Rosalba und sagte leise: „du vergißt ja deine Braut, mein Antonio." Da stand er auf und umarmte auch Rosalba, die ihm freudig entgegen geeilt war, die er aber in der Hast übersehen hatte, und küßte sie auf die Stirne, aber so kühl, so befangen, daß er sich sogleich an sie verrieth. Wolken überzogen ihre Stirne und ihr Herz, Thränen traten in ihre Augen, Blässe überzog ihr Gesicht. Der Alte sah das nicht, und der Junge auch nicht. Jener nickte diesem zu: „Sie hat mit Schmerzen auf dich gehofft. Wo bist du denn nur geblieben?"

„Im Gemetzel gegen die Exilirten fiel ein Mann von meinem Schwerte getroffen," erzählte Antonio, „dessen Äußres mir Ehrfurcht einflößte. Ich suchte sein Leben zu retten, und als ich erst seinen Namen erfuhr, hielt ich es für heilige Pflicht, seiner zu warten, als wenn Ihr es selbst wäret. Ihr werdet mich loben."

„Mariano Placidi?"

„Eure ahnende Seele hat den Jugendfreund errathen."

„Und lebt er? Ist er genesen?"

„Er ruht in der Erde."

„Und fiel von deiner Hand? O weh! Er ist mir nur vorangegangen. Sein Tod gibt mir die Gewißheit, daß ich bald sterben werde. Schickt mir nach dem Priester Stefano; er soll Eure Hände verbinden durch das Sakrament. Ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich nicht Rosalba dein Weib weiß."

„Laßt doch die düstern Gedanken fahren, mein Vater; Ihr werdet nicht sterben," lenkte Antonio ab.

„Wir wollen uns in nichts übereilen; es möchte

Antonio nicht genehm sein," bat Rosalba mit einem scharfen Blick auf ihren Verlobten.

„Die Stadt hat ein Siegs- und Freudenfest angeordnet," plauderte der Alte fort, „das sollte, nach meinem Plane, zugleich dein Hochzeitsfest sein. Das hat mir Ghino alles vereitelt."

„So schiebt das Fest hinaus, und laßt es dann zugleich Euer Genesungsfest sein."

„Gewährt Antonio's Bitte; sie ist auch die meinige," bat Rosalba düster. „Ihr hört ja, er sehnt sich nicht sonderlich nach meiner bräutlichen Umarmung."

„Du thust ihm Unrecht. Laß endlich das alte Mißtrauen fahren."

„Wir wollen's erwarten," sagte sie kalt. Antonio küßte in peinlicher Verlegenheit seines Vaters Hand.

Rosalba sang auf des Vaters Wunsch. Da flammte in Antonio's Seele die Glut der heftigsten Liebe zu Mariana auf; denn wozu ihn bis jetzt der Taumel der Leidenschaft nicht hatte kommen lassen, das drängte sich ihm in diesem Augenblicke auf, nämlich eine Vergleichung Rosalba's und Mariana's. Das düstere Feuer der Sinnlichkeit und heftiger Gefühle in den Augen der erstern, der heitre lachende Himmel voll Liebesseligkeit in den Augen der letztern, die langgezognen harten, schier schauerlichen Alttöne, die zuweilen fieberisch hervorbrechende Heftigkeit des Gesangs seiner Verlobten, und der leichte reine Sopran, der Ausdruck einer frohen Seele, das milde Engellächeln durch die glockenhellen Töne des Gesangs seiner Geliebten. Der scherzende Muthwille, die holde Schelmerei und dabei die Tiefe wahren Gefühls bei Mariana; der finstre Ernst, die abgemessne Bewegung, die heftig aufbrausende Gewalt der Leidenschaft, die wie ein verderblicher Blitzstrahl leuchtete und verschwand, bei Rosalba. Auge und Ohr, Herz und Sinn war von Mariana voll, und, das Haupt in der Hand gestützt, überließ er sich den Träumen seliger Erinnerungen und vergaß die Gegenwart.

„Woran denkst du?" schreckte ihn plötzlich Rosalba empor. Er starrte sie an. „Ha, ich verstehe!" setzte sie bitter hinzu und verließ das Zimmer.

8.

Des Gonfaloniere Krankheit war vorüber, er litt nur noch an großer Schwäche. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, glänzende Anstalten zu dem großen Siegsfeste zu treffen. Sie galten ja dem Triumphe und der Vermählung seines geliebten Sohnes. Die von ihm eben so stark geliebte Mündel sollte am Tage des Festes als Königin desselben und als Neuvermählte des Siegers wie eine Fürstin glänzen, und auch sie machte alle nöthigen Vorkehrungen, obgleich eine stille Verdrossenheit nicht aus ihrem Wesen wich, die zuweilen in wilde Heftigkeit ausbrach. Antonio's Verlegenheit stieg von Tag zu Tag, und wurde, da er sich alle Mühe gab, sie zu verbergen, zur unerträglichsten Herzensangst. Rosalba sah es, aber sie sagte kein Wort mehr. Die Nothwendigkeit zwang ihn endlich zu dem Entschluß, sich seinem Vater zu entdecken. Lange sann er über die Art und Weise nach, und verfiel endlich darauf, Ghino zu einer reuigen Abbitte und Rückkehr in's väterliche Haus zu veranlassen. Er selbst wollte dann alle Mittel aufbieten, um den Vater zu bewegen, daß er zur gründlichen Besserung des Büßers ihm Rosalba zum Weibe gebe; er wollte ihm vorstellen, daß Ghino's Verbrechen allein aus der hoffnungslosen Liebe zu Rosalba entsprungen und daß er nur vom gänzlichen Untergange zu erretten sei, wenn er das Ziel seiner Wünsche endlich doch erreiche. Dann wollte er mit seiner eignen Liebe zu Mariana, der einzigen Tochter des Jugendfreundes seines Vaters, hervortreten. Sobald dieser Plan in seiner Seele ausgebildet war, wurde er ruhig, ja sogar heiter, und schritt unverzüglich an die Ausführung desselben. Rosalba verstand aber diese heitre Ruhe ganz anders und besorgte nun das Nöthige zu ihrer Vermählung mit weniger finsterm, aber dafür mit desto hastigerm Eifer. Messer Lucio erstarkte sichtbar in diesen Beschäftigungen.

Antonio hatte bald ausgekundschaftet, daß Ghino sich in der Stadt verborgen hielt; er suchte ihn auf und es gelang ihm, das Mißtrauen desselben zu besiegen. „Was sollte aus dir werden," redete Antonio mit Zuversicht auf ihn ein, „wenn dich unser Vater enterbte? Er weiß wohl, daß ich dein Erbtheil nicht annehmen würde, deshalb will er es der Stadt vermachen. Kehre deshalb zurück und wirf dich zu des Vaters Füßen. Ich will ihn erst vorbereiten. Und Rosalba soll dein Weib werden, darauf reich' ich dir die brüderliche Rechte. Ich entsage ihr, damit du glücklich werdest."

„Das könntest du thun?" rief Ghino.

„Ich will es. Ich schwör' es dir beim Haupte der heiligen Catterina."

Ghino traute nur halb; jedoch ließ er sich bereden, dem Bruder Abends ins väterliche Haus zu folgen. Antonio versprach, ihn um eine späte Stunde abzuholen. Rosalba sollte schon zu Bett sein.

Antonio hatte durch seinen Diener erkundet, daß Mariana von ihren Verwandten aus St. Salvator abgeholt worden sei und schon einige Tage in Siena verweile. Er fühlte das innigste Bedürfniß, sie zu sehen, zu sprechen, und aus ihren Augen Muth zu trinken zu der Unterredung mit seinem Vater. Er hatte gehört, daß sie jeden Abend die Messe im Dominikanerkloster auf dem Königsfelde höre und den Kasten küsse, worin das Haupt der heiligen Catterina von Siena aufbewahrt wurde. In seinen Mantel gehüllt, erwartete er sie am Weihkessel. Sie erschien mit der ihm wohlbekannten Dienerin; er reichte ihr das Wasser und gab sich ihr zu erkennen. Ein süßes Beben flog durch ihre Seele, sie ergriff seine Hand, ihr Auge wurzelte in dem seinigen.

„Meine sehnenden Augen haben dich schon zwei Tage gesucht," flötete sie dem Glücklichen zu. „Endlich! ach endlich!"

Die Messe war vorüber. Arm in Arm wandelten sie unter dem Dache der nahen Akazienallee, die zum Kloster gehörte. Da wurde manch trautes Wort der Liebe gewechselt.

„Warum kommst du nicht zu meinem Oheim, um mich zu freien?" fragte sie traulich. „Du sagtest mir doch, du seist der Sohn eines angesehnen Bürgers."

„Das bin ich; vergönne mir nur einige Tage noch."

„Du nanntest mir noch nie deinen Geschlechtsnamen. Aus welchen Gründen?"

„Du wirst sie erfahren, mein süßes Mädchen. — Sage mir aber, wie nehmen sich deine Verwandten gegen dich?"

„O mein Oheim sucht mir den Vater nach Kräften zu ersetzen. Ich habe keinen Wunsch, den er nicht erfüllt. Da er keine Kinder hat, will er mich vom Staate als Tochter anerkennen lassen. Mein Vater wird sich im Himmel freuen, daß es seinem Kinde so wohl geht. Aber meinen heißesten Wunsch konnte mir der Oheim nicht erfüllen, und deshalb hab' ich ihm denselben auch nicht genannt."

„Und der wäre?"

„Dich zu besitzen."

„Auch der soll erfüllt werden," küßte er ihr auf die frischen würzigen Lippen.

„Auf dem Siegsfeste will mich der Oheim auch der Welt von Siena vorstellen. Zwar hat mir dieser Sieg meinen Vater gekostet, aber ich bin ja nun eine Bürgerin von Siena. O wohl mir, daß ich es bin! Ich habe nun das heißersehnte Vaterland errungen, mit schwerem Opfer hab' ich das Glück erkauft, es besitzen zu dürfen, mit des theuern Vaters Leben. Aber deshalb ist es mir auch so werth. Und deshalb freue ich mich, das Siegesfest mit zu feiern, und wenn ich auch, die Trauernde, nicht Antheil nehme an Tanz und Spiel, so will ich doch den Anblick des Festes nicht entbehren." (Forts. folgt.)

Die morgenländischen Sagen von Erfindung des Schachspiels.

Von H. F. Maßmann.

(Fortsetzung.)

In denselben Zeiten, führt Jakob von Kessolis fort, da derselbe König Evilmerodoch war, da ward das Schachzabel funden. Das Spiel hat funden ein Meister, der hat geheißen Xerxes in Chaldea, der war ein so belanchter Meister, daß sich der Meister in Griechen viel nach ihm nannten. Der Meister war mit Gerechtigkeit gekleidet, daß er mehr wollte, daß er in Gerechtigkeit stürbe, denn daß er in königlicher Würdigkeit säße, und nach seinem Willen wäre bescheidentlich (gescheid) und nach seines Herzen Lust lebete und er schmählich (schmerzlich) vertrüge des Königs schädliche Fraisheit und sein fraissames Leben, das verwerflich böse und übel war an Werken, weil er viele seiner Waisen ungerechtlich und als ein Wütherich ertödtet hatte, die ihn um seine Missethat gestrafet hatten.

Nun sprach zu ihm das gemeine Volk: „Dir gezimet baß, daß du sterbest, denn daß ein so schmähliches Leben sei, das er treibet und man spricht, das thue er von deinem Rath."

Also wollt der edel Meister Xerxes, der dies Spiel funden hat, wagen sein Leben um des Rechtes willen. Xerxes fürchtete, daß ihm von dem Könige der Tod gemahnt würde, wenn er ihn strafe um seine Missethat. Darum da ihn nun drückte die Angst des Todes, da vergaß er alles empfindlichen Dings und gab sich inwendig den Muth und fand er das Spiel und lehnt das streitbare Herzoge und freie Grafen und andre edle Herren, die an dem Hofe waren. Und da der König den edlen und klugen Sinn ersah, aus dem kurzweiligen Spiel, da wollte er es auch lernen und bat den Meister Xerxes, daß er ihn es auch lehrte. Da sprach der Meister zu dem Könige: „Das Spiel soll niemand lernen, denn der an sich nimmt junge Sitte," und damit meinte er, daß er sich ließe strafen. Das sagte ihm der König zu und sprach: „Er wollte sich lassen strafen gerne," dessen zwang ihn des Spieles Schöne und Neuheit. Da zeigte und unterwies Xerxes den König der Felder und auch des Gesteines; mit der Gestalt des Königs und der Königin und des andern Gesteines zog er ihm zu Seiten und gab ihm ein löblich Bild darin zu der Gerechtigkeit und zu schöner Gebärde. Und da der König hörte die Strafe, darum, daß er manchen Waisen hatte ertödtet, da gebot er ihm mit einem drohlichen Gebot, daß er ihm sagte, warum er das Spiel erfunden hatte. Da antwortete ihm Xerxes und sprach: „O du lieber Herr und König, meines Herzen Begierde und Wille steht darnach, daß du habest ein gelobtes fürstliches Leben, das nicht sträflich sei vor der Menschen Augen und das umgeben sei mit Gerechtigkeit und gezieret mit Tugend, und in dem dich alle Land lieb haben, denn du herrschest den Leuten nicht für Recht, sondern mit einem bezwungenen Gewalt, denn du wißt gebieten den Andren und magst dir selber nichts gebieten. Du sollst gedenken, daß bezwungene Reiche ohne Recht nicht wahrhaft sind und davon sollen die Könige geduldiglichen vernehmen, wer sie strafet." —

Gegen alle bisher mitgetheilten Behauptungen über die Erfinder des Schachspieles wurde früh angestritten, und ein geschichtlicherer Sinn blickte von Persien bald nach Indien hinüber, wohin auch persische Sagen selber deuten.

Der poetische Geschichtschreiber Myrhond fand, daß während des König's Cosroe's (Kyros) Herrschaft im Jahre 563 das Schachspiel aus Indien nach Persien gebracht worden sei; und bald wurde auf einen Indischen Weltweisen die oben mitgetheilte Tyrannensänftigungs-Sage übertragen. Nur wechselte sein Name vielfach. Die Einen nennen den Erfinder Ledschladsch, Andre Nassir, endlich am häufigsten Jezeh, Ziza oder Sessa Ibn Dahir, den schon Ibn Chalilchan der Araber im 13ten Jahrhunderte nennt; eben so Elzafedi und Soseike.

Gelebt aber soll jener haben unter dem großen Perserkönige Shahram. Die persisch-arabischen Schriftsteller erzählen einmüthig, daß das Schachspiel zugleich mit dem zum europäischen Volksbuche gewordenen indischen Fabelbuche Kalibadimna, um das Jahr 600 zur Zeit des poetischen König's Nuschirwan der 579 nach Chr. (als Justinian's Zeitgenosse) starb, aus der indischen Stadt Kanoge vom dortigen Könige nach Persien gekommen sei. Von den Persern aber kam das Spiel thatsächlich zu den

Arabern, weshalb die Benennungen des morgenländischen Schachspieles uns zunächst persisch-arabisch entgegenklingen, während sie im Indischen allein ihre ursprüngliche Deutung finden. Durch die Araber rückte das Spiel zum europäischen Westen vor. Karl der Große soll im Abendlande das erste Schachbrett vom Chalifen Harun al Raschid unter andern kostbaren Ehrengaben erhalten haben. Noch heute werden im Museum zu Paris (aus St. Denis in der Revolution dorthin gebracht), die Steine dieses Schachspieles mit arabischen Aufschriften aufbewahrt. *) Von anderer Seite breiteten die Kreuzzüge das Spiel über ganz Europa aus.

Die griechische Kaisertochter Anna Komnena, welche ihres kaiserlichen Vaters Alexis Komnenus Leben und Geschichte schrieb, und erzählte, daß derselbe in sorgenvollen Nächten das Schachspiel geliebt, sagt ausdrücklich, daß das Spiel von den Assyrern, (d. h., damals den Arabern und Persern) nach Byzanz oder Constantinopel gekommen sei.

In Indien selbst aber, wo es noch jetzt, besonders in Bengalen, am meisten gespielt wird, geht die Sage, daß das riesenhafte Spiel in dem paradiesischen Kaschemir oder in Lanka (d. i. Ceilan) von den Riesen Ratschasa erfunden worden sei. Beide Ländernamen bedeuten Paradies. Zwei Söhne des Mac und der Peritschobra (d. i. der Schönheit in Engelgestalt) hätten es erfunden und zwar unter dem indischen Könige Rama (das ist der oben genannte Schah-Ram?), welches man auf 400 — 1000 Jahre vor Christus berechnet hat. — Die Chinesen haben berechnet, es sei 200 Jahre vor Chr. erfunden worden, geben aber den indischen Ursprung zu und daß es um das Jahr 537 nach Christi Geburt zu ihnen gekommen sei. Dagegen behaupten die Irländer, bereits zur Zeit ihres König's Cabir-more (177 Jahre nach Chr.) sei das Spiel bei ihnen gespielt worden. Jener habe seinem Nachfolger eine große Anzahl Schachbretter hinterlassen und im Lande sei ein eigener Oberaufseher oder Spielwart über die Spiele gehalten worden. Dagegen kam, nach andern Annahmen das Schachspiel erst mit Wilhelm dem Eroberer nach Engelland. Frühe europäische Reisende fanden das Schachspiel in Amerika und auf den amerikanischen Inseln vor. — (Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Die Herrenhuther und die Habaner in Ungarn. In Mähren waren nicht nur die sogenannten mährischen Brüder, Ueberbleibsel der Hussiten, welche die Compactaten der Kalixtiner verschmähend, zuerst 1457 in Böhmen eine eigene Secte zu bilden anfingen, seit lange verbreitet, ihr Hauptsitz war Fulneck, ihr bekanntester Bischof Amos Komenius, — auch die Wiedertäufer, Anabaptisten, Mennoniten, Taufgesinnte, welche gleich nach der Reformation in Holland entstanden, eine neue von allen Mängeln gereinigte Kirche, aus lauter Frommen bestehend, und daher aller weltlichen Obrigkeit, Aemter, Eide, Strafen, Krieges u. s. w. entbehrend, stiften wollten, und erst die zum Gebrauch der Vernunft Gelangten tauften, 1536 schon wieder gewaltsam unterdrückt, von Menno Simonis († 1561) wiederhergestellt und dem reformirten Glaubensbekenntniß näher gebracht, in Norddeutschland, dem Holsteinischen und in Holland verbreitet, hatten lange Zeit friedliche Wohnsitze dort gefunden. Seit der unheilvollen Schlacht am weißen Berge unterdrückt, vertrieb beide ein scharfes Edict des allgewaltigen Statthalters, Olmützer Fürstbischofs und Cardinals Franz von Dietrichstein, vom 28sten September 1622 gänzlich. Die Ersteren wandten sich in die Oberlausitz, und aus ihren Resten entstand ein Jahrhundert später (1722) unter Zinzendorfs Auspicien die Kolonie Herrnhuth. Die Letzteren wanderten nach Ungarn aus, und zwar in 3 Colonien, deren eine im Neutraer Comitat in Sobotisch, die zweite und dritte in der Preßburger Gespannschaft in Sanct Johann und Groß-Schützen (Nagy Lévárd) gastfreundlich aufgenommen wurden. Dies sind die sogenannten Habaner, welche ausschließlich in genannten drei Orten vorkommen. Als sehr geschickte fleißige Handwerker und friedfertige redliche Menschen, wurden sie in der neuen Heimath bei ihrem Glauben und Gebräuchen gelassen und mit mancherlei Freiheiten ausgezeichnet, deren einige, selbst in ihrer jetzigen Lage, noch übrig sind, z. B. die Befreiung von Kriegsdiensten und von der Kriegscontribution, die Begünstigung, eigene abgesonderte Gemeinden in jedem Orte zu bilden, Robotbefreiung von Seiten der Grundherrschaften u. dgl. — Selbst die, die heftigen Kämpfe der religiösen Contrarevolution, der Wiedergeburt des Catholicismus Ungarns im 17ten Jahrhundert bezeichnenden schrecklichen Stürme zogen spurlos an den in ihrer bescheidenen Abgeschiedenheit kaum Bemerkten vorüber; erst unter Maria Theresia's Regierung wurden sie, theils durch Versprechungen und Drohungen, theils durch öffentlichen Zwang mittelst der Behörden, zur Annahme der herrschenden Religion vermocht, ein großer Theil wanderte jedoch, zum nicht geringen Schaden des Gewerbfleißes, wieder aus. Rußland nahm die Brauchbaren mit Freuden auf, und im äußersten Norden verdanken Sarepta's Colonien ihren jetzigen Flor großentheils diesen Auswanderern, welche, sonderbar genug, in Asien mit den seit anderthalb Jahrhunderten getrennten Glaubensverwandten, den Herrnhuthern, wieder zusammentrafen. — Seit jener Epoche wird in allen 3 genannten Orten der Gottesdienst der Neubekehrten durch eigene Seelsorger-Missionäre in eigenen Capellen besorgt, der Name Habaner ist verpönt, ihre alten Bücher sind sorgfältig abgefordert und vernichtet; doch hat man ihnen einen Schatten ihrer vorigen Gewohnheiten gelassen, sie haben noch immer in allen drei Ortschaften ihren Gemeinhof, in und um welchen der größere Theil wohnt, ihre Sitte trägt noch immer den Stempel einer frühern Zeit, ihre Muttersprache und ihre Kleidertracht ist die deutsche, eben so wie der meist größere Körperbau, das meist blonde Haar und die Gesichtsbildung den celtischen Ursprung zeigen. Ihre Häuser haben eine eigene Bauart, ihre Dächer — unter dem Namen der Habanerdächer, bei Wirthschaftsgebäuden häufig und mit Nutzen nachgeahmt — sind mit einer feuerfesten und sehr dauerhaften Mischung von Lehm und Stroh bedeckt, und enthalten von innen gewöhnlich ein auch zwei Stockwerke, die eigentlichen Wohnzimmer und Schlafkammern, während zur ebenen Erde sich die meistens gemeinschaftlichen Werkstätten befinden. Sie sind fast durchgehends Lederbereiter und Bearbeiter, Töpfer und Messerschmiede; ihre Erzeugnisse sind sehr solid und erfreuen sich einer Art von Berühmtheit. Die Männer zeichnen sich durch einen gewissen sanften Ernst, Arbeitsamkeit und strenge Redlichkeit aus, Diebstähle und Verbrechen sind etwas Unerhörtes zwischen ihnen; die Weiber sind ihrer besondern Reinlichkeit, Treue und Ordnungsliebe wegen noch immer als Ammen und Kinderwärterinnen häufig gesucht. Leider gelingen nach und nach die fortgesetzten planmäßigen Versuche, sie mit den einheimischen Slaven zu vermischen, mehr und mehr, und bald werden die Original-Exemplare dieser ehrenwerthen Menschengattung unter die Seltenheiten gehören.

Griechische Frauenzimmer. Die vergnügteste Weise, die Abende des Julimonats in Griechenland hinzubringen, besteht darin, daß man sich nach einem Tage unaussprechlicher Fieberhitze und Ermattung, mit einem Band von Byron's Werken in der Hand und einem Glase Eis vor sich, auf ein Sopha hinstreckt; jedoch schlendern wir, trotz der unzähliger Heere von Fliegen, die dort herumschwärmen, bisweilen um die Esplanade (in Corfu), wo uns ein Anblick gewähret wird, den wir in England nicht zu sehen bekommen, denn zwischen den Stunden neun und zehn, kommen die meisten Leute aus ihren, mit Menschen angefüllten, schwülen Häusern in der Stadt hervor und wenn wir uns ein wenig die Königsstraße hinabwagen, sehen wir sie in glücklichen kleinen Familiengruppen um Tische auf den freien Plätzen sitzen: — die Weiber lachend, plaudernd und Limonade trinkend; — die Männer Cigarren rauchend oder zur Guitarre singend. Die Griechischen Frauenzimmer haben keine Idee von Putz; sie lassen es sich nicht einfallen, daß es gemein sei, sich in Gesellschaft ihrer Männer und Väter vor die Thüren zu setzen; zum Glücke für sie; denn so sitzen die ersten Damen des Platzes in glücklicher Unwissenheit, sich auf eine vernünftige Weise erfreuend, während die Engländerinnen langsam auf- und abparadiren, sich sehnend einige Minuten auszuruhen, es aber dennoch nicht wagend, aus Furcht, gegen eine tyrannische Sitte zu verstoßen.

(Bericht eines Reisenden.)

*) Sie wurden jüngst abgebildet im Magasin pittoresque. Paris, 1834. S. 14 — 16.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 33. 1835.

129

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 7. Februar.

Judith von Siena.

von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„So sei es!“ rief Antonio, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, fröhlich. „Am Siegesfest will ich dir sagen, wer ich bin, am Siegesfest will ich bei deinem Ohm um dich freien; er wird mir deine Hand nicht verweigern. Freue dich, meine holde Braut! Das Siegesfest soll unser Verlobungstag sein, und ganz Siena wird verwundert auf uns schauen, ganz Siena Theil nehmen an unserm Glück. Mit dem Köstlichsten will ich dich schmücken, was ich finden kann in den Gewölben unsrer Juweliere und Krämer; denn ich will dich hochgestellt wissen an diesem Tage vor Siena's staunenden Augen.“

„Auch hat ja Antonio Piccolomini, der an diesem Tage zum Feldherrn des Staats ernannt werden soll, Hochzeit mit der reichen schönen Mündel seines Vaters, des Gonfaloniere. Man sagt, die Hochzeit würde sehr glänzend sein; denn ihm hat ja die Stadt den Sieg über die Exilirten zu verdanken.“

„Sie wird nicht so glänzend sein, wie unsere Verlobung. Solche Pracht soll Siena noch nicht gesehen haben.“

„Bist du reicher, mächtiger als Antonio Piccolomini, von dem die ganze Stadt bewundernd spricht?“

„Wenigstens eben so reich, eben so mächtig. — Frage nicht, wer ich bin, frage Niemand nach mir — harre des Festes!“

„Ich schaudre vor diesem Antonio Piccolomini und mir graust vor seinem Anblicke. Schade, daß er deinen Namen führt!“

„Und weshalb?“ fragte der Jüngling verwundert.

„Mein Oheim hat mit Gewißheit erfahren, daß mein Vater von Piccolomini's Schwert fiel. Hast du's nicht auch gehört?“

„Man hat es gesagt,“ versetzte er betroffen.

„Ich werde in ihm nur den Mörder meines Vaters sehen.“

„Es war offner Krieg, kein Mord.“

„Wenn auch; sein Stahl gab meinem Vater den Tod.“

„Laß das. Und liebst du mich wirklich stark und gewaltig mit allen Trieben deines Herzens?“

„Zweifelst du? Du bist der erste Mann, den ich liebe, du wirst der letzte sein. Ich liebte meinen Vater mit kindlichem Gemüth, dich lieb' ich mit glühenden Trieben. Zweifelst du, wenn du daran denkst, wie du in meine Zelle tratst und mit dem ersten Blick deines Auges mich der süße Pfeil des Liebesgottes in das Herz traf? wenn du an unsre Reise denkst, wo die Funken, die der Pfeil in mein Herz geworfen, zu Flammen wurden? wenn du an unsre gemeinschaftliche Pflege meines Vaters denkst, wo Schmerz und Wehmuth mich zu dir führten, die Flammen läuterten und zum reinsten Feuer auf dem Altare meines Herzens schufen? Wie liebte dich mein Vater — er hat mir das oft gesagt, wenn wir allein waren — und aus seinen letzten deutungsvollen Blicken empfing ich dich als mein Erbe, mein Eigenthum; er segnete sterbend den Bund unsrer Herzen. Wie liebtest du ihn!

Dankbarkeit und Pietät würden mir allein schon gebieten, deine Liebe zu lohnen, wenn ich auch nicht diese heftige Gegenliebe empfände, wie sie doch mein Herz erfüllt. Ich bin ewig dein und nichts wird mich von dir abbringen."

„So dank' ich Gott und Alles wird gut gehen!" rief Antonio beruhigt, küßte die Reizende auf die hohe Stirn und schied mit dem wiederholten Versprechen, sich ihr auf dem Feste zu enthüllen.

9.

Ghino stand heimlich bewaffnet vor der Zimmerthür im väterlichen Hause; denn er traute der Liebe nicht, weil er selbst keine besaß. Die Thüre war angelehnt; er konnte jedes Wort verstehen, was Antonio zu dem Vater sprach. Dieser nahete dem Herzen des Alten mit vorsichtiger Rede. Er sprach von der Macht der Verführung, von jugendlicher Hitze, von wilder Leidenschaft, die alle Schranken überspringe.

„Du sprichst von Ghino!" sagte der Gonfaloniere schmerzlich. „Was er gethan, läßt sich mit nichts entschuldigen."

„Ich will es nicht entschuldigen, aber laßt Gnade ergehen vor Recht an Euerm Sohn, an meinem Bruder. Erlaubt mir nur, Euch zu erinnern, daß Ihr mich ihm stets vorgezogen und daß dies ihn, der der Liebling der Mutter gewesen, erbittern mußte."

„Und haßt du selbst ihn nicht immer gehaßt?"

„Wenn ich es that, so habe ich mein Unrecht eingesehen und bereue es; aber wie oft habt Ihr liebevoll mir zugeredet, nie zu vergessen, daß er mein Bruder sei, o so laßt mich von demselben Rechte Gebrauch machen und Euch zurufen: vergeßt nicht, daß er Euer Sohn ist."

„Er hat vergessen, daß ich sein Vater bin und sich zu schlimm an mir vergangen."

„O solltet Ihr Euch denn niemals an Euerm Vater vergangen haben, sollte — —"

„Halt, Knabe! woran erinnerst du mich?" rief der Alte wild auffahrend mit fürchterlicher Stimme und unterbrach die eifrige Rede des erschrocknen Jünglings, den er mit krampfhafter Bewegung bei der Hand faßte; und mit weit aufgerissnen Augen und verzerrten Zügen, ein Bild des Entsetzens, schrie er: „Wer hat dir, dir gerade, gesagt, daß ich mich an meinem Vater vergangen? wer gibt dir, dir gerade, das Recht, mich darüber zur Rede zu stellen? Und wenn es Alle hätten: du hast es nicht."

„Was ficht Euch an?" fragte Antonio erstaunt und zurückbebend vor der Schreckensgestalt. „Was weiß ich davon, ob und wie Ihr Euch gegen Euern Vater vergangen? Ich kenne Euer Vergehen nicht und will es nicht wissen. Ich bitte nur, daß Ihr Ghino's Vergehen gegen Euch ihm verzeihen und ihn wieder in Euer Haus, in Eure Liebe aufnehmen mögt."

„Du weißt wirklich nichts? Hätte dir die Priorin des Klosters in St. Salvator nichts entdeckt?"

„Bei Gott und allen Heiligen! ich weiß nicht, wovon Ihr redet."

„So ist es gut. — Ich will Ghino verzeihen, um meines Vaters, um deinetwillen. Er soll wieder mein Sohn sein, ich will ihn lieben." Ermattet sank er in einen Sessel, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne. Antonio aber ging zur Thüre, zog den Bruder herein und führte ihn mit den Worten: „Hier habt Ihr den verlornen Sohn wieder!" dem Vater zu.

Ghino sank zu des Vaters Füßen.

„Ich verzeihe dir!" sagte dieser abgespannt; „bedanke dich bei deinem Bruder."

„Nicht also, mein lieber Vater," sagte Antonio. „Thut das schöne Werk nicht halb, setzt ihm die Krone auf. Macht beide Söhne mit einem Worte glücklich. Ghino liebt Rosalba mit verzehrender Glut, und aus dieser Leidenschaft entspringen seine Verkehrtheiten. Ich entsage ihr, gebt sie ihm, den sie beglücken wird. Mich kann, mich wird sie als Weib nie beglücken."

„Halt ein!" kreischte der Alte wieder, und sprang, aus seiner Erschlaffung aufgerüttelt, wie ein Wahnsinniger auf. „Rosalba liebt dich allein, dich, Antonio. Du mußt ihr Gatte werden, du bist ihr Verlobter, ihr Bräutigam. Bei allen Mächten des Himmels, du mußt! Du hast heilige Versprechungen gegeben und du mußt sie lösen."

„Ich gab sie, weil Ihr immer in mich drangt, in mich stürmtet, nicht freiwillig und aus Antrieb meines Herzens," versetzte Antonio gereizt.

„Aber ich befehle dir, sie zu halten!" herrschte der Alte.

„Nicht also, mein Vater!" entgegnete Antonio fest.

„Deine Hochzeit ist vor der Thüre."

„Ich werde sie zurückweisen."

„Wie, du wagst es!" rasete Messer Lucio mit flammender Wuth auf. „Knabe, ich verderbe dich." Dann faßte er sich etwas und setzte mit gemäßigter Stimme hinzu: „Ghino kann unmöglich Rosalba's Gatte werden. Es ist ein Hinderniß im Wege, das keine Macht der Erde und des Himmels beseitigen kann. Aber so gewiß es ist, daß sie nicht deines Bruders Weib werden darf, eben so gewiß ist es auch, daß sie dein Weib werden muß; sollen wir nicht alle verderben."

„Ich versteh' Euch nicht, mein Vater," sagte Antonio befremdet.

„An deinem Hochzeittage mit Rosalba will ich mich dir erklären. — Nein, nein — heute noch, in dieser Nacht noch. Die Nacht ist am geeignetsten zu solcher Mittheilung. Aber erst muß Rosalba dein Weib sein. Ruft mir den Priester herbei, daß er euern Bund segne. Weckt Rosalba! Ich kann nicht länger zögern."

„Mein Vater, mein Vater! Seid Ihr bei Sinnen? Ich kann, ich will, ich darf nicht Rosalba's Gatte sein."

„Und ich will mir Rosalba erkämpfen!" schrie

Ghine. „Mein werde sie! Ich hohnlache allen Hindernissen."

„Und ich will sie nicht und trotze kühn jeder Gewalt. Bei allen Heiligen schwöre ich's — —".

„Schwöre nicht!" fiel Lucio ein. „Ich aber schwöre: es ist dein Verderben. Du wirst ein Elender, ein Gebrandmarkter! Du stürzest in den Pfuhl des Jammers hinab! Ich schwöre dir's, bedenke dich."

„Ich schwöre dennoch bei Gott und allen Heiligen: Nie wird Rosalba mein Weib. Thut, was Ihr wollt."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

Von Adrian.

1. Eagle's Cliff, in Inniskea.

Man hatte uns so viel von dem Schaden erzählt, welchen die Raubvögel in dieser Gegend verursachten, daß wir die sogenannte Adler-Klippe (Eagle's Cliff) eines Morgens mit dem festen Vorsatz bestiegen, keinem dieser bekrallten Ungethüme Gnade zu Theil werden zu lassen. Ein alter graukopfiger Nimrod, mit einer furchtbar langen Flinte bewaffnet, war unser Begleiter; er theilte unser Frühstück, aber nicht unsere Hoffnungen auf eine reiche Beute. Seine Unterhaltung unterwegs mochte sehr anziehend sein, wir verstanden aber nur wenig davon; denn das Irische, Schottische und Englische liefen bunt in seiner Rede durch einander.

Als wir am Fuß der eigentlichen Klippe ankamen, bemerkte der alte Jäger sogleich, die alten Vögel müßten abwesend sein. Er zeigte uns einen tiefen, röthlichen Bruch im Felsen, und versicherte, darin hause das älteste Paar Adler, die Ureltern sämmtlicher Adler in der Umgegend, die schlauesten Thiere, die er kenne, für die Umgegend so schrecklich, wie „der süße O'Connell" für die englische Regierung. Wir überzeugten uns leicht, daß das Adlernest über uns war; wohin wir blickten, begegneten wir Federn und Knochen mancherlei Art: die Menge dieser „schönen Überbleibsel" setzte uns in das größte Erstaunen und sprach für den gesegneten Appetit der hohen Familie. Unser Nimrod zeigte da einen Hasenkopf, der kunstreich des Fleisches beraubt war, dort das Gerippe eines Kaninchens oder eines stattlichen Haushahn's und anderer Geflügelarten; ohne die tiefgehenden anatomischen Kenntnisse unseres Führers zu besitzen, entdeckte ich unwiderlegliche Spuren, daß die Adler sich herablassen, manche Fischarten gnädigst an ihrer Tafel zuzulassen.

Man macht jährlich die ungeschicktesten Versuche, diese gefräßige Familie auszurotten. Am gründlichsten wäre geholfen, meinte der Alte, wenn das Nest zerstört würde; aber dies sei nicht leicht. Die Spalte, in welcher das alte Paar wohnt, erhebt sich wenigstens zwei hundert Fuß über unsern Standpunkt, und sie von hier aus zu erreichen, ist durchaus unmöglich; von oben herab zu ihr zu gelangen, ist ein noch gewagteres Unternehmen; denn die Felsen drängen sich stark vor und hängen schauderhaft über der Höhe, auf welcher wir standen. Einige Jahre vor unserm Besuche hatte ein verwegener Bursche aus der Umgegend es gewagt, sich in einem Korb an einem Seil herabzulassen; aber die alten Vögel griffen ihn mit wildem Ungestüm an, und der Korb wäre fast umgestürzt. Glücklicher Weise war das Tau stark und hinreichend lang, so daß er sich schnell herablassen konnte, sonst würden die riesigen, kräftigen Schwingen und scharfen Krallen der wüthenden Thiere ihm schlimm mitgespielt haben.

Das nahe Dorf Duguerth leidet sehr durch die unglückliche Nähe dieser Horst. Wenn der Wind aus Süden herüberweht, streift der Adler mit dem grauenden Morgen über die elenden Hütten hin, und versäumt nie, seinen Jungen ein gutes Frühstück nach Haus zu bringen. Besonders sind diese Thiere auf schwarzes Geflügel erpicht, und die Dorfbewohner vermeiden es, Hühner und Tauben von dieser Farbe zu halten. Nach der Versicherung unseres Führers thut der Adler keinem Truthahn ein Leid an. „Vor zwei Tagen erst," setzte er hinzu, „wurde einer der Küstenwächter durch das Geschrei eines Knaben aus dem Mittagsschlafe geweckt, dem sich der Faullenzer zur großen Zufriedenheit schmuggelnder Honigzungen jeden Tag zur bestimmten Stunde überläßt; er eilte aus dem Wachthause; der Adler hatte eine schwarze Henne gestohlen, und flog nur wenige Fuß über dem Wächter dahin, der die Mütze nach ihm warf. Der Adler mochte die Mütze für den Kopf des Wächters halten — der Unterschied ist nicht groß und die leere Mütze des Mannes ist mir lieber wie sein leerer Kopf — und denken, der übrige Theil des Mannes folge nach, — kurz, er ließ die Henne fallen; sie war jedoch schon todt; der Adler hatte sie so sanft in seine sammtnen Krallen gefaßt, daß er ihr nur den Rücken zerbrochen und den Hals zerdrückt hatte."

Wir drängten uns um die Adlerklippe her auf einem halsbrechenden Pfädchen oder, wenn man will, einer natürlichen Treppe, die bald auf bald nieder führte. Um einen grauen Felsvorsprung liegend, sehen wir das Meer in vollstem Sonnenglanz vor uns. Eben schwebte ein Adler majestätisch von dem Gestade empor, stieg senkrecht über der Klippe höher und höher auf und schoß dann wieder, weit entfernt von uns, in wildes Geklüft nieder, aus welchem der Strand weithin zu bestehen schien. Ein Wachthaus an der Küste war das einzige Merkmal, daß Menschen in dieser wilden Gegend haus'ten. So weit auch das Auge über das Meer streifte, war doch keine Spur von einem Schiffe zu entdecken.

Wir stiegen den Berg wieder herab und während wir uns durch ein hübsches Wiesenthälchen einer Besitzung des Lord's Sligo zu nähern suchten, brachte der greise Nimrod vor, was er von seinen Adlern zu erzählen wußte. Da ich mich besonders über deren Geschmack an Fischen wunderte, berichtete er ausführlich, welche Freunde die Adler von dem Lachs seien. „Ich habe diese Thiere," sagte er, „hundertmal beobachtet, wie sie während der Laichzeit an den Furthen lauern, um auf die Fische zu stürzen und sie wegzuführen. Vor einigen Jahren hatte ich einen Hasen weit verfolgt. Es war ein heißer Julitag. Ich kam an eine sich weithinziehende Anhöhe; an einem Vorsprung, der über einen kleinen Teich hinaus hing, gewahrte ich einen Adler, der in demselben Augenblick in das Wasser stürzte und seine Beute faßte. Ich lief hinzu und sah, daß er einen Lachs gepackt hatte und einen wilden Strauß mit demselben bestand. Die Stärke des Fisches war so groß, daß er den Adler unter das Wasser gerissen hatte; ich schoß, nachdem ich dem merkwürdigen Kampf eine Zeitlang zugesehen, und zerschmetterte den rechten Flügel des Adlers, dessen ich auch bald habhaft wurde; der Lachs starb eben in der Kralle des Thier's, die es fürchterlich in dessen Fleisch eingeschlagen hatte. Daß wir so wenige Hasen in diesen Gegenden haben, schreibe ich allein der Gefräßigkeit des König's der Vögel zu. Es wäre jedoch unmöglich, den Herrn eine

Vorstellung von dem sublimen Verstand des Adlers bei der Jagd dieser Thiere zu geben. Ich habe wahrhaft Außerordentliches in dieser Hinsicht gesehen. Die Adler berechnen ganz genau, welche Wege der Hase nimmt, wie er wenden und ausweichen will und verfehlen ihre Beute nie, wenn sie Jagd auf sie machen. Der eine Adler verrichtet vollständig den Dienst des Hundes, während der andere achtzig bis hundert Fuß entfernt bleibt und das aufgeschreckte Thier erwartet. Wenn der Hase durch eine rasche Wendung sich dem einen nahe drängenden Feinde entzogen zu haben glaubt, beginnt der andere Vogel alsbald die Jagd und hindert das arme Thier so, auch nur einen Augenblick zu verschnaufen. Die meisten Adler habe ich an unsern Land-Seen geschossen, während sie auf dem Fischfang begriffen waren. Oft sah ich sie an einem Flüßchen, welches den Glencullen mit dem Glandulagh verbindet, sich auf die Lauer stellen und geduldig harren, bis die Lachse vorüberzogen. Sie harrten nie vergeblich und mancher Lachs wurde bei seinem Übergang aus dem Meer in den See aus seinem Element zu dem luftigen Neste in dem wilden Geklipp entführet, welches sich in den romantischen Wassern des Glencullen spiegelt." (Schluß folgt.)

M a l i c e n.

Von

O. L. B. W o l f f.

6.

Seit in Deutschland ist erschienen
Heer der Encyclopädieen,
Schwarm von Pfennigsmagazinen,
Troß von Volkschrestomathieen,

Spricht man viel vom großen Wissen,
Das sonst ängstlich war verschlossen,
Jetzt, wie mit Gewittergüssen
Unter'm Volk wird ausgegossen.

Die Servilen sind zufrieden,
Weil d'raus Politik verbannt,
Liberalen scheint's entschieden
Vorspann i h n e n vorgespannt.

Viele werden drob verdrießlich,
Daß es sich so lange hält. —
Leutchen! was ist denn ersprießlich
Jetzt allein? — Ihr fragt noch: Geld. —

Mag der Wissenschaften Pfleger
Zürnen unserem Geschlecht. —
Dafür jubeln die Verleger,
Und die haben sicher Recht.

B u n t e s.

I n d i s c h e J u d e n. Die Borahs, ein mahomedanischer Völkerstamm, der sich in verschiedenen Theilen Hindostans niedergelassen hat, sind nicht allein ansehnliche Kaufleute in den Handelsstädten, sondern auch die ersten reisenden Kaufleute in Guzerat und den westlichen Theilen Indiens; sie ziehen umher, wie die Juden in Europa, mit Kasten, die mit verschiedenen Waaren angefüllt sind. Die Engländer zu Bombay sehen sie für eine Art mahomedanischen Juden an. Hunter sagt, daß sie ihre Secte mit dem Namen der ismaelitischen belegen, die ihren Ursprung von einem der Nachfolger des Propheten, Namens Ismael herleitet, der in dem, unmittelbar auf Mahomed folgenden Zeitalter blühte, und das Hauptquartier ihres Völkerstammes ist Burhampur, wo ihr Mollah oder Hoherpriester residirt. Er hat in allen geistlichen Angelegenheiten die oberste Gewalt und hält den Schlüssel des Paradieses, da einer ihrer Glaubensartikel besagt, daß kein Mensch die Wohnungen der Seligen betreten kann, der nicht einen Paß von dem Hohenpriester hat, der für jeden, den er unterzeichnet, ein ansehnliches Geschenk erhält. Auch übt er eine zeitliche Jurisdiction über seinen Stamm aus, wohin er auch zerstreut ist.

P o l n i s c h e J u d e n. Ein mitgetheilter Artikel der Londner medicinischen Zeitung, gibt uns folgenden Bericht über die polnischen Juden: „Wenn es eine Masse lebendigen Unraths in menschlicher Gestalt gibt, so findet man sie in einem polnischen Juden, der mit einem langen Rock und einer Pelzmütze auf dem Kopfe die Straßen auf und nieder wandert, und seinen Mantel nicht wechselt, bis er vom Alter mürbe, in Stücken von seinem Leibe fällt. Sein langes fliegendes Haar, das in Locken auf seine Schultern fällt, und sich am Ende krollt, scheint eine Pflanzschule des Weichselzopfes zu sein, eine Krankheit, die vom Unrath entsteht."

K ö n i g l i c h e R a c h e. Mr. Leitch Ritchie erzählt in dem diesjährigen Bande von „Turners Jahres-Reise" die folgende Anekdote: „Johann ohne Land befand sich zu Evreux, als er eine Warnung von dem Könige von Frankreich erhielt, des Inhalts wie eine alte Chronik erzählt, — ut ipsi sibi caveat quia diabolus jam solutus erat: das heißt, „daß er sich hüten möge, indem der Teufel schon los sei." Wenn wir Wilhelm dem Bretagner Glauben beimessen dürfen, so hatte dieser Elende nicht sobald die Eröffnung hiervon erhalten, als er die französischen Offiziere der Garnison zum Essen einlud, und ihnen die Kehle abschnitt, um seinen Bruder Teufel mit diesem Blutopfer zu versöhnen. Beide, Richard und Philipp waren vor Entsetzen erstarrt, und sie nahmen augenblicklich eine königliche Rache, nämlich an den Unschuldigen. Letzterer verbrannte die Stadt, welche die Scene des fürchterlichen Trauerspiels gewesen war, und Ersterer ließ, während er dem Mörder verzieh, seinen Geneschall lebendig schinden."

J a c k v o n H u l t o n. Folgenden Dienst ist, wie es schon seit dem Jahre 930 gehalten worden, der Lord von Essington dem Lord von Hulton zu leisten verpflichtet, nämlich: daß der Besitzer des Rittergutes Essington jeden Neujahrstag eine Gans bringen und sie wenigstens dreimal um das Feuer in der Halle des Schlosses Hulton treiben soll, während Jack von Hulton, welches ein kleines, hohles Götzenbild von Metall und sächsischen Ursprungs, sonst auch Eolipila genannt, ist, das Feuer anbläst. Nachdem der Lord von Essington die Gans so um das Feuer getrieben hat, während das Bild solches anbläst, tragt er solche in die Küche des Schlosses und überliefert sie dem Koch, und nachdem dieser sie geschlachtet und zubereitet hat, trägt sie der Lord von Essington zur fernern dienstlichen Aufwartung selber auf die Tafel des obersten Herrn von Hulton und Essington, und empfängt dagegen eine Schüssel mit Fleisch von der Tafel des besagten Lords von Hulton, zu seinem eignen Gericht.

K u r z e s G e s i c h t. Als Dechant Cowper zu Durham, der sehr ökonomisch mit seinem Weine war, eines Tages an der Tafel, sehr viel Redens von den außerordentlichen Verrichtungen eines blinden Mannes machte, bemerkte er, daß der arme Schelm nicht mehr sähe, als „diese Flasche." „Darüber wundere ich mich nicht im geringsten," erwiederte ein subalterner Canonicus, „denn wir haben den ganzen Mittag nicht mehr, als diese Flasche gesehen."

Z e r s t ö r e n d e W ü r m e r. In weniger als einem Jahre, nachdem der Bau des bequemen Hafendamms zu Valparaiso vollendet war, befanden sich schon jene Pfähle, die nicht mit Kupfer beschlagen waren, in einem Honigwaben ähnlichen Zustande, von einem merkwürdigen kleinen Thierchen zerfressen, das man den Bohrwurm (teredo navalis) von der Ähnlichkeit her nennt, den der Kopf mit einem gewöhnlichen Bohrer hat. Er ist klein, weiß und fast gallertartig, mit Ausnahme des Kopfs, der mit zwei beweglichen, muschelartigen Plättchen versehen ist, womit sich, wie man annimmt, das Thier in das Holz bohrt. Sowie dieser Wurm in seinem verheerenden Werke weiter ins Holz dringt, verlängert er sich und nimmt an Größe zu, sich nach Erforderniß seiner erweiterten Wohnung vergrößernd. Die Zelle ist von innen mit einer kalkartigen Substanz, die Absonderung des Thieres, bekleidet, die den Schalen der Molusken ähnlich ist. Die Würmer erreichen bisweilen die Länge von einigen Fuß und die Dicke eines Zolles. Man kann aus der Verheerung an dem Hafendamme leicht ermessen, was das Schicksal eines Schiffes sein würde, das ohne Kupferbeschlag lange in diesem Hafen verweilte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 34. 1835.

133

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 9. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Laternen! Laternen! Diener! Männer! Hellebardiere!“ kreischte Lucio nach der Thüre rennend und mit diesem tollen Geschrei durch das Haus laufend. Alles stürzte über einander her. „Begleitet mich auf die Balia!“ herrschte er umher und die Leute traten an.

„Gebt mir meinen Schmuck; ich habe einen ernsten Gang zu thun, als Gonfaloniere dieser Stadt und als Vater dieses Menschen.“ — Er wurde mit dem Schmucke bekleidet. Bewaffnete und Laternenträger schlossen ihn in ihren Kreis. Auch Rosalba war vom Schrecken aus dem Bette gepeitscht worden. „Folgt mir, meine Söhne, meine Tochter!“ befahl der Alte mit donnernder Stimme. Sie gehorchten. Es war ein seltsamer Zug in der Nacht. Der Gonfaloniere wankte zuweilen, doch raffte er sich jedes Mal wieder empor. Die Thüren des mächtigen Hauses wurden geöffnet. Man trat in die schauerlich weiten Säle. Messer Lucio erschloß einen ungeheuern Schrank und zog eine Papierrolle hervor, an der ein großes Siegel hing. Er legte sie auf den Tisch, auf welchem große Kerzen angebrannt worden waren.

„Willst du, Antonio,“ erhob er jetzt die Stimme feierlich, „der Gatte Rosalba Salimbeni's werden oder nicht? Ich frage dich vor Gott und Menschen zum letzten Mal.“

„Nein!“ versetzte Antonio fest.

Lucio zuckte fieberisch zusammen. Rosalba stieß einen Schrei des Schreckens und Schmerzes aus. Einige Augenblicke verweilte der Gonfaloniere in tiefem Nachdenken. Endlich fragte er mit zitternder Stimme: „Rosalba, willst du Antonio seines Wortes entbinden und eines Andern Gattin werden?“

„Nimmermehr!“ rief diese eben so fest, wie Antonio. „Ich will ihn, ihn allein, und keinen Andern. Ihn laß ich nicht.“

„Und du willst sie dennoch nicht, Antonio?“ fragte der Vater mit höchster Anstrengung.

„Nein! und ewig nein!“

„So fahre hin!“ wüthete Lucio und die Papierrolle flackerte am Lichte empor und warf einen düsterrothen Schein auf die Gesichter der Umstehenden. Aber noch war das Papier nicht ganz von der Flamme verzehrt, als Lucio wankte und fiel. Ein zunächst stehender Diener fing ihn auf, und hielt — eine Leiche im Arm. Alle eilten bestürzt herzu, doch schnell drang sich ihnen die Überzeugung auf, daß nur noch eine Handvoll Staub von Messer Lucio Piccolomini übrig sei.

„Mein Vater! Mein Vater!“ heulte Antonio und umklammerte die Leiche.

„Vatermörder!“ kreischte ihm Rosalba zu und stürzte mit fliegenden Haaren aus dem Saale.

Antonio fuhr, wie von einer Schlange gebissen, empor.

„Wer lös't mir das gräßliche Räthsel!“ stöhnte er dumpf, und ging dann schweigend in die Nacht hinaus.

10.

Am andern Morgen wurde Antonio auf die Balia beschieden. Die Regenten der Stadt waren versammelt. Bald nach ihm trat Ghino ein.

„Es liegt uns ob," nahm der Vorsitzende des hohen Rathes das Wort, „euch heute schon mit den Verhältnissen eures verstorbenen Vaters bekannt zu machen, um jeder Mißhelligkeit in eurem Hause zuvor zu kommen. Ihr steht vielleicht beide in dem Wahne, Messer Lucio Piccolomini habe ein Bedeutendes an Gütern hinterlassen, allein nach den Dokumenten, die er bei uns niedergelegt, und die wir so eben eingesehen, hat er selbst gar nichts besessen und alles Gut, welches sich vorfindet, kommt entweder von seiner früher verstorbenen Gattin, Donna Desideria Salimbeni, Eurer Mutter, Messer Ghino, oder gehört der Donna Rosalba Salimbeni, der Mündel eures Vaters, die, wie wir durch dies Geschrift erfahren, eine Schwester eurer Mutter ist."

„Eine Schwester meiner Mutter?" fragte Ghino bestürzt.

„So ist's. Messer Giacomo Salimbeni zeugte sie in seinen spätern Lebenstagen, mit wem, ist nicht angegeben, und bedachte sie reichlich. Sie galt für das Kind seines weitläufigen Vetters, Ursino Salimbeni, dem er sich anvertraut hatte, und als dieser aus Siena vertrieben wurde mit allen Salimbeni, übergab er das Kind euerm Vater zur Erziehung. Donna Rosalba ist also Eure Tante, Messer Ghino, und wegen der engen Blutsverwandtschaft konnte natürlich kein Ehebündniß zwischen Euch und ihr stattfinden."

„Und mich wollte mein Vater zwingen zum Ehebunde mit ihr?" rief Antonio. „Wär' ich nicht in dieselbe Sünde verfallen, wie mein Bruder?"

„Nicht also. Denn Ihr seid nicht der Sohn der Donna Desideria. Ihr seid ein Bastard, wie Donna Rosalba, und uns ist weder Euer Vater, noch Eure Mutter bekannt. Ein darauf bezügliches Dokument ist in der verwichnen Nacht, kurz vor dem Tode Messer Lucio's, von demselben an dieser Stätte vernichtet worden."

„Ein Bastard!" schrie Antonio erbleichend. „Wer wagt, das zu behaupten?"

„Seht selbst die Urkunde, worin sich Donna Desideria bei ihrer Vermählung mit Messer Lucio demselben verpflichtet, den Bastard Antonio, der damals ein Jahr alt ist, zu halten wie ihr eignes Kind und ihn auch dafür auszugeben. Die Urkunde ist in Rom ausgestellt und vom Papst Paul II. unterschrieben, dessen Hauptmann damals Messer Lucio war. Eure Eltern sind nicht genannt. Als Messer Lucio einige Jahre, nach des Papstes Paul Tode, nach Siena zurückkehrte, brachte er zwei Söhne mit. Beim Tode der Donna Desideria drangen aber ihre Verwandten darauf, daß ihrem Sohne Ghino ihr zeitlich Gut gesichert werde; denn ihnen war bekannt, daß nur Ghino ihrer Schwester Sohn sei, weil sie als Vormünder derselben jene Urkunde, wie Ihr Euch durch eigne Ansicht hier überzeugen könnt, mit unterschrieben hatten. Sie wurden gleich darauf aus der Stadt vertrieben, und es hat bis jetzt nichts über Euern Ursprung verlautet, Messer Antonio."

Dieser starrte auf das Papier, und sagte dann mit scheinbarer Ruhe: „Es ist Alles richtig. Auch geht's aus Messer Lucio's Benehmen hervor. Ich dank' euch, ihr Herrn. Gott behüt' euch!" Und er ging aus der Balia und aus der Stadt.

11.

Das angeordnete Siegsfest der Stadt hatte trotz dieser Ereignisse seinen Fortgang. Die Triumphbögen waren ja gebaut und die Speisen angeschafft. Selbst Ghino ließ sich nicht abhalten, das Fest zu besuchen. Rosalba trauerte allein zu Hause in tiefer Einsamkeit. Von der Schaar seiner Diener umgeben, trat der junge Herr des Hauses aus der Thür desselben und durchwandelte mit seinen Freunden und Spießgesellen die Straßen, gleichsam als wenn er der Sieger bei St. Salvator wäre. Auch wurde ihm überall gehuldigt; und um den, der den Sieg erfochten, kümmerte man sich nicht mehr. Man schien es gar nicht zu bemerken, daß er überall fehlte, oder man fand es in der Ordnung.

Das Banket war glänzend; was sich nur durch Reichthum oder Ansehen auszeichnete, war zugegen. Man war noch nicht zum Tanze angetreten, als unter der jungen Männerwelt eine starke Bewegung entstand. „Ha, diese Göttin!" hieß es; „kann ein sterbliches Weib so schön sein? Hat je ein Männerauge etwas Herrlicheres gesehen? Wer ist diese Fee?" Und Alles drängte sich an einen Punkt, wo ein schlankes Mädchen in Trauerkleidern saß. „Es ist die wunderschöne Pflegetochter Messer Giulappo's, des Wechslers, die Tochter des bei St. Salvator gefallnen Messer Mariano Placidi. Die ganze Stadt ist schon voll von ihrer außerordentlichen Schönheit."

Diese und ähnliche Reden drangen auch zu Ghino's Ohren. Er sah sie und — Rosalba war vergessen. Die Glut seiner verschloßnen Brust wendete sich Mariana zu. Stundenlang stand er in ihr Anschaun versunken, während andre junge Männer sie umschwärmten und ihr den Hof machten. Nur zuweilen hob sie das glanzvolle Auge, unter den Jünglingen suchend, empor, aber immer trauriger schlug sie es wieder nieder, und verstohlne, aber recht schmerzliche Seufzer hoben ihre Brust. Doch der Schmerz machte sie nur noch reizender. Sie glich einer Zauberin.

Als sie alle Aufforderungen zum Tanzen abgelehnt hatte, trat Ghino an sie heran und sagte: „Keiner der anwesenden Signoren dürfte das Glück haben, wie ich, ganz zu Euerm Gesellschafter zu passen. Wir tragen beide Trauerkleider, beide um den Verlust unsrer Väter, und was am merkwürdigsten ist, wir haben beide die Väter durch einen und denselben Mann verloren: Messer Mariano Placidi fiel durch das Schwert und Messer Lucio Piccolomini durch den Undank desselben Jünglings."

„So seid Ihr der Bruder Messer Antonio Piccolomini's?“

„Gottlob! sein Bruder bin ich nicht, und er darf auch diesen ehrenwerthen Namen nicht führen. Solltet Ihr noch nicht vernommen haben, daß er ein Bastard ist?“

„Ich habe es gehört.“

„Wir sind beide an ihm gerächt. Und die Gleichheit unsers Schicksals mag mich entschuldigen, wenn ich darin eine Aufforderung finde, mich, mit Messer Guilappo's Erlaubniß, zu Euerm Gesellschafter aufzuwerfen.“

Der reiche Patricier wurde von dem Wechsler mit Freuden angenommen und von den übrigen vielfach beneidet. Doch ließen sich andere Jünglinge dadurch nicht abhalten, um die reizende Mariana zu sein. Der aber, den sie erwartete, der ihr sein Wort gegeben, erschien nicht.

Man drängte sich um die Ehre, sie nach Hause zu bringen, und Messer Guilappo's Haus war von nun an gleichsam ein Sammelplatz aller reichen und vornehmen Jünglinge. Und noch in derselben Woche traten drei davon mit ernstlichen Bewerbungen um die Hand der schönen Mariana hervor und merkwürdiger Weise war jeder aus einem der drei verschiednen Stände, gleichsam als wolle ihr ganz Siena, das von ihr so heilig geliebt wurde, in diesen drei Repräsentanten seiner Stände huldigen. Aus den Nove war es Ghino Piccolomini, aus den Popularen Giulio Montanino, der Sohn des reichsten Wechslers und Kaufmanns und von großem Ansehen und Anhang; aus den Riformatoren endlich Nicolo Picamiglo, das mächtige Haupt seines Standes, ein Lederhändler und Gerber von ungeheuerm Reichthum, ein wilder Mensch, gefürchtet und geschmeichelt von den Nove und den Popularen; denn mehr als ein Mal schon hatte er seine Hand in ihr Blut getaucht.

Diese dreifache Bewerbung setzte Messer Guilappo in große Verlegenheit; da jeder schwur, er werde sich das reizende Mädchen mit dem Schwerte erkämpfen, wenn man sie ihm verweigerte. Ohnedies war der anarchische Volksgeist durch die Gerüchte von einer Verschwörung der Nove zu Gunsten der Exilirten wieder rege und aufrührerisch geworden, und es war augenscheinlich, daß es nur einer Veranlassung bedurfte, um wieder zu blutigen und gräßlichen Auftritten zu kommen, wie Siena seit zwei Jahrhunderten schon unzählige gesehen hatte. Der ängstliche Wechsler rieth daher seiner schönen Pflegetochter sehr nachdrücklich ab, irgend einen der drei Freier auszuzeichnen oder vorzuziehen und keinem Hoffnung zu machen. Er erwartete von der Zeit Hülfe und Erlösung aus der schwierigen Stellung, in welche er durch Mariana's ungewöhnliche Reize versetzt worden war. Ihr aber waren seine Rathschläge sehr willkommen, und mit stillem Liebeshoffen harrte sie Tag für Tag des Geliebten, daß er aus seinem Dunkel hervortreten und seine heiligen Rechte auf sie behaupten werde. Jeden Abend fand sie in der Kirche der heiligen Catterina.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

Von Adrian.

(Schluß.)

2. Das blinde Seekalb.

Vor vierzig oder funfzig Jahren wurde ein junges Seekalb in der Clew Bai gefangen und in die Küche eines an der Küste des Meeres wohnenden Herrn gebracht, wo es allmälig wuchs, mit der Dienerschaft vertraut wurde und sich an das Haus und die Familie gewöhnte. Das Thier war gutmüthig und sanft, spielte mit den Kindern, kam auf den Ruf des Herrn und war, wie der alte Mann sich ausdrückte, zuthulich wie ein Hund, muthwillig wie ein Kätzchen.

Das Seekalb ging täglich auf den Fischfang aus und sorgte nicht nur für seine eignen Bedürfnisse, sondern brachte oft dem Hausherrn einen Lachs oder eine Meerbutte nach Haus. Seine Wonne im Sommer war es, sich in der Sonne behaglich hinzustrecken und im Winter an das Feuer des Heerdes zu legen oder, wann ihm dies zugestanden ward, in den großen Ofen zu kriechen, welcher damals in keiner irischen Küche zu fehlen pflegte.

So war das Seekalb vier Jahre alt geworden, als unglücklicher Weise eine Krankheit, in Irland das Crippawn genannt, eine Lähmung der Glieder, die gewöhnlich sehr gefährliche Folgen hat, unter dem Rindvieh des Hausherrn ausbrach; einige Kühe fielen, und das gewöhnliche Heilverfahren, das darin besteht, daß man ein trockneres Futter gibt, schlug hier fehl. Eine kluge Frau wurde zu Rath gezogen, und die Hexe versicherte dem leichtgläubigen alten Mann, die Sterblichkeit seiner Kühe rühre daher, daß er ein unreines Thier in seinem Hause dulde, — das harmlose, ergötzliche Seekalb; wenn er dasselbe nicht sofort wegschaffe, würde das Crippawn noch schlimmer wüthen und ihre ganze Kunst die Krankheit nicht abwenden können. Der abergläubige Mann hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Seekalb in ein Boot zu schaffen, es über die Clare-Insel hinaus fahren und dort in's Meer werfen zu lassen. Das Boot kam zurück, die Familie begab sich zur Ruhe und am andern Morgen weckte eine Magd den Hausherrn, um ihm zu verkünden, das Seekalb schlafe ganz ruhig in dem Ofen. Das arme Thier war zu seinem gewohnten Obdach zurückgekehrt, durch ein offenes Fenster gekrochen und in seinem Lieblingsplätzchen eingeschlafen.

Am folgenden Tag wurde wieder eine Kuh krank. Das Seekalb mußte nun fort; ein Fischerboot von Galway verließ Westport, um nach Haus zu segeln; der Schiffer nahm das Seekalb in Empfang und warf es erst viele Meilen über Innis Boffin über Bord. Es war geschehen — ein Tag, eine Nacht vergangen; der zweite Abend brach ein — das Hausmädchen schürt das Feuer für die Nacht — es kratzt leise an der Thüre — es muß der Hund sein, denkt die Magd, öffnet die Thüre und das Seekalb kommt herein. Der langen und vergeblichen Reise müde, bezeigt es durch einen besondern Schrei, der seine Freude ausdrückte, das Vergnügen wieder zu Hause zu sein, streckt sich an der glühenden Asche des Heerdes nieder und fällt in einen tiefen Schlaf.

Der Hausherr erfuhr alsbald den unerwarteten und unwillkommenen Besuch. Die alte Hexe wurde geweckt und herbeigeholt. Sie behauptete, es bringe nie Glück, ein Seekalb zu tödten; sie rathe daher, dem Thiere die Augen auszustechen und es zum dritten Mal in das Meer zu werfen. Der alberne Mann folgte diesem abscheulichen Vorschlag; man schnitt dem treuen Seekalb die Augen aus, brachte es am nächsten Morgen in ein Boot und warf das verstümmelte, in Schmerzen sich krampfhaft windende Geschöpf jenseits der Clare-Insel wieder in das Meer.

Eine Woche verging, die Krankheit der Kühe nahm zu — eine nach der andern starb und die alte Hexe versicherte nun den Hausherrn, ihre Kunst sei zu Ende und der Fluch, der sein Vieh getroffen, stärker als ihre Heilmittel.

Das Seekalb war nun acht Tage in dem Meer. Es stürmte furchtbar. Wenn das Rasseln der Fenster, das Schlagen der Bäume um das Haus einen Augenblick aufhörte, vernahm man ein leises Winseln an der Thüre. Die Mägde, die in der Küche schliefen, dachten, das Banshee zeige einen baldigen Todes-Fall an und steckten die Köpfe unter die Decken. Als man am Morgen die Thüre öffnete, lag das Seekalb todt auf der Schwelle.

Von diesem Augenblicke an, schien der Fluch auf diesem Hause zu ruhen. Alle, die an der Mißhandlung des armen Thiers Theil genommen hatten, wurden in kurzer Zeit weggerafft. Die alte Hexe wurde vor Ablauf eines halben Jahres als Mörderin eines unehelichen Kindes ihrer Tochter gehängt. Die Heerden des grausamen Mannes, der das Seekalb hatte blenden lassen, wurden die Beute der stets weitergreifenden Seuche; zwei Kinder, an denen sein ganzes Herz hing, starben schnell hinweg — nur er überlebte alles, was ihm hienieden lieb und werth war, um dann blind und elend zu sterben.

Es ist jetzt kein Stein dieses verrufenen Hauses mehr zu sehen und die Besitzung ist das Eigenthum einer andern Familie geworden.

Ein neues Bild in München.

† Kunstbericht. Kein Bild hat in der neusten Zeit so allgemeinen Beifall gefunden, bei Künstlern und Kunstkennern, als eine Gebirgslandschaft von Heinlein, die im hiesigen Kunstverein ausgestellt war und von diesem auf der Stelle für 50 Carolin angekauft worden ist.

Wo die Zufriedenheit mit einem Kunstwerke so allgemein ist, darf man wohl annehmen, daß etwas Außergewöhnliches geleistet wurde, obgleich der Satz umgekehrt nicht richtig ist; denn wirklich ächte, große Kunstwerke, besonders hohen Styls, werden gewöhnlich bei ihrem Erscheinen von der Menge nicht verstanden und daher verkannt, von Neid und Mißgunst aber verhöhnt und verfolgt, und nur erst der Nachwelt bleibt es vorbehalten, den wahren Werth derselben zu erkennen und zu schätzen. Selten nur sind diejenigen Kunstprodukte, die gleich bei ihrem Erscheinen allgemeines Erstaunen erregen, geliebt und gepriesen werden, wahre Kunstwerke, oder nahen sich nur der höheren Vollendung; bei Heinleins Bilde jedoch ist der allgemeine Beifall, den es gefunden, nur eine gerechte Würdigung seiner Verdienste und seines Talentes. Wäre der Gegenstand nicht so populär, so bekannt (denn hier kennt ja jeder das Gebirge), es würde vielleicht auch nur von den Künstlern und Kennern verstanden und gewürdigt worden sein. Nicht schwer wird es dem Maler, durch eine Landschaft, die wir kennen, uns zu fesseln und in eine gewisse Schwärmerei uns zu versenken, die süß und duftig wie Zephyrs Hauch uns Geist und Herz umfängt, und uns einwiegt in die Erinnerung an vergangene Seligkeiten. Da macht die Phantasie alles lebendig! Baum, Fels, Berg und Feld erhält Leben und Bedeutung, die Vergangenheit erscheint in einem rosigen Lichte, schöner, herrlicher als sie jemals war, beglückt und entzückt und erheitert das Herz, wenn es traurig ist, wiegt es in sanfte Ruhe, wenn es leidet, stillt die Schmerzen, wenn es an den Dornen des Lebens sich verletzt. Unsere Phantasie baut auf, glänzend und in wunderbar herrlicher Pracht, und läßt uns als geistigen Genuß das nachempfinden, was wir einst sinnlich genossen. — Nicht so ist es bei einer Landschaft, die uns fremd ist. Dort schafft die Erinnerung nichts, läßt uns nichts sehen, was nicht da ist und so haben wir nichts als ein Kunstwerk vor uns, dies aber muß schön sein, wenn es den Beschauenden anregen soll. Ist es aber so trefflich wie diese Landschaft von Heinlein, so erwacht wieder die Phantasie, nur führt sie uns nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft, sie belebt sich nicht aus der Erinnerung, sondern aus dem Bilde. Wir sehen, hören und fühlen nichts anders, als den Gegenstand vor uns, befinden uns gleichsam in ihm, der Farbenschmelz belebt sich, und wir hören das Rauschen der Bäume, das Murmeln des Baches, den Gesang der Vögel; fühlen die Wärme der Luft, den süßen Duft der Blumen und des Zephyrs Säuseln umspielt unsere Schläfe. — Alles dies empfindet man bei einem wirklichen Kunstwerke; bei einem schlechten Bilde freilich kann selbst die lebendigste Phantasie nicht schaffend werden, denn angeregt muß sie sein, soll sie wirken und schaffen.

Heinleins Bild zeigt uns im Vor- und Mittelgrund eine wilde Gebirgsgegend, mit Felsblöcken und einzelnen Baumparthien, durch welche ein schmaler Fußsteig sich bis zur Höhe zieht, wo ein kleines Dorf mit einer Kirche sich befindet. Einzelne Figuren sind auf dem Wege angebracht. Den Hintergrund bilden die mit Schnee bedeckten Hochgebirge, auf welchen das helle Sonnenlicht glänzt, welche Helle im Contrast mit der melancholischen Dämmerung des einen Theils des Mittelgrundes (der Mittelgrund theilt sich durch Composition und durch Schatten und Licht in zwei Theile) eine zauberische Wirkung hervorbringt.

Heinlein ist schon lange als ein tüchtiger Landschaftsmaler bekannt und geachtet, doch noch nie hat eins seiner Werke auf dieser hohen Kunststufe gestanden, welche das jetzige einnimmt. Er hat sich durch dies Bild zu einem der ersten Landschaftsmaler unserer Zeit gemacht, und allen seinen Nebenbuhlern um diesen Platz die Palme des Sieges entwunden, wenigstens hat er alle hiesigen Landschafter, wie z. B. Morgenstern, Rottmann, Peter Heß, Dorner u. a., deren Namen in der Kunstwelt einen guten Klang haben, weit übertroffen. Betrachtet man das vorletzte Bild des jungen Künstlers und dagegen das letzte, so muß man gestehen, daß der Schritt, den er vorwärts gethan, ein sehr bedeutender ist. Jedem Künstler schwebt wohl ein Ideal der Schönheit und Vollkommenheit vor, dem er entgegenstrebt mit allen Kräften und Fähigkeiten. In Heinleins vorletzten gewahrte man wohl dies Streben, erkannte aber nicht das Ziel, denn es fehlte Festigkeit, Reinheit und Sicherheit in der Idee. Diese Unsicherheit nun ist in dem letzten Bilde ganz verschwunden, man sieht klar und deutlich, wonach er strebt, erkennt nicht allein, was er leistet, sondern auch, was er will und wohin er will, und sieht mit welcher Festigkeit und Sicherheit er den eingeschlagenen Weg verfolgt.

Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die Composition des Bildes, die wahrhaft großartig genannt werden muß. Da nun aber in dieser Welt der Unvollkommenheiten nichts den Stempel der Vollendung ganz rein, ohne Beimischung von Fehlern oder Schwächen an sich tragen kann, so hat auch dieses Bild, so reich an Lichtseiten, seine Schattenseite. Diese Schattenseite ist die technische Behandlung einzelner Theile. Luft und Hintergrund sind herrlich, sowohl einzeln betrachtet, als in ihrer Zusammenwirkung. So sehr dem Künstler die Trennung des Mittelgrundes von dem Hintergrunde, und wiederum diese hohen Bergparthien von der Luft, gelungen ist, so wenig gelang ihm das bei den beiden Theilen des Mittelgrundes. Dort geht alles zu sehr in einander, und das Auge sucht vergebens einen Ruhepunkt, von dem aus es sich orientiren und verbreiten könnte. Wie sehr dies die harmonische Wirkung des Ganzen schwächt, fühlt jeder. Wahrscheinlich sind die einzelnen Gegenstände, die Formen der Felsen und die Baumparthien, vom Künstler in der Präparatur nicht markigt genug modelirt, und er hat durch die Lasur, welche er zu stark aufgetragen, die Wirkung geschwächt, wodurch das Ganze in Masse mehr als eine glatte Fläche erscheint. Doch sind dies Fehler, die leicht zu beseitigen, und die man gewiß in Herrn Heinleins nächstem Bilde nicht mehr finden wird. — Noch ein Kennzeichen, daß der Künstler in der Präparatur nicht markigt genug modelirt, ist: daß der Vor- und Mittelgrund jetzt, wo das Bild in keinem günstigen Lichte hängt, alle Wirkung verloren hat und alles in einander geht, so, daß man nichts genau unterscheiden kann, welches beim Hintergrunde und der Luft nicht der Fall ist. Ein Bild muß, selbst im schlechtesten Licht, wie im Schatten, niemals die Harmonie verlieren, die Wirkung darf wohl geschwächt werden, doch ganz verloren gehen darf sie nicht. Wo dies geschieht, da ist sicher der angeführte Fehler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 35. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 10. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

II.

Die Kerzen brannten düster auf dem Altar. Mariana betete inbrünstig. Heiße Sehnsucht nach dem Geliebten entquell ihrem Herzen als Gebet. Da erfaßte ihre Seele eine Ahnung; schnell wandte sie sich um und fuhr erschrocken zurück. „Weh mir! sein Geist!“ bebten ihre Lippen. Antonio kniete neben ihr, aber todtenbleich; sein gespenstisch erloschnes Auge stierte sie an. Die Haare hingen ihm zerzaust um den Kopf, sein schwarzer Anzug war nicht in Ordnung.

„Fürchte dich nicht, Geliebte,“ sagte er leise, „ich bin es selbst. Folge mir!“

Und er erhob sich, hüllte sich in seinen schwarzen Mantel und drückte den breiten Hut tief ins Gesicht. Langsam ging er voran, sie schritt mit bangen Gefühlen der düstern Gestalt nach, die sich in den dichtern Schatten der riesigen Pfeiler verlor. Zitternd trat sie unter die Bäume, deren vergilbtes Haar die schauerlich heulenden Herbststürme wild zerzausten. Es war ihr unheimlich zu Muth, und fast hätte sie aufgeschrien, als Antonio plötzlich auf sie zutrat und mit leidenschaftlicher Heftigkeit an seine Brust riß. Mit schreckhafter Gier sog er Küsse von ihren Lippen, und seine Augen leuchteten jetzt, wie verglimmende Fackeln.

„O wohl mir!“ seufzte er tief auf, „daß ich wieder bei dir bin. An deiner Brust allein ist Seligkeit und überall anders ist Hölle.“

„Wo warst du so lange? Ach, wie hab' ich mich nach dir gesehnt! Du hast mir nicht Wort gehalten.“

„Ich mußte verreisen,“ antwortete er finster, „gleich den Morgen darauf, als ich dich gesprochen, und jetzt erst, in dieser Stunde, bin ich wiedergekehrt; denn ich war krank, sehr krank.“

„Armer Antonio!“ klagte Mariana. „So weißt du auch nicht, was sich seitdem in Siena begeben hat? Drei Freier quälen mich, eile nun, mich von ihnen zu befreien.“

„Wer sind sie?“

„Messer Ghino Piccolomini —“

„Ghino?!“

„Er ist reich und mächtig geworden, seit sein Vater todt ist, gemordet vom Bastard Antonio, der auch meinen Vater erschlug.“

„Gemordet?!“ fuhr der Jüngling auf.

„Durch Undank und schlechte Behandlung, wie mir Ghino selbst gesagt.“

Antonio lachte gräßlich auf. „Liebst du mich noch?“ fragte er heftig.

„Welche Frage! Sie befremdet mich. Mein Herz starb fast vor Sehnsucht nach dir, und du fragst!“

„Ich frage,“ sagte er mit zitternder Stimme, dann schrillte ein fürchterlicher Ton durch die folgenden Worte: „ich frage, weil ich Antonio — der Bastard bin!“

„Weh mir! heilige Mutter Gottes!“ kreischte Mariana auf und sank ohnmächtig — eine geknickte Lilie — in seine Arme.

Antonio starrte ihr lange ins Gesicht, auch der Mond sah wie mitleidig aus schwarzen zerrißnen Wol-

ken auf die Unglückliche herab, aber der Sturm heulte heftiger in den Bäumen und warf ihr dürres Laub zu, gleichsam die zerpflückten Kränze ihres Lebens. Endlich fielen heiße Thränen aus des Jünglings Augen auf ihr schmerzlich starres Gesicht. Er seufzte: „Wär' es wohl nicht besser, wenn ich der kalten, gierigen Zunge meines Dolches vergönnte, dein heißes liebendes Herzblut zu lecken, bleiches Mädchen? — — Oder soll ich dich in den Apennin hinaufführen, eine Räuberbraut, daß du dem Bastard wieder Bastarde gebärest, mein Weib ohne frommen Spruch und Priestersegen, und du von der Habe des erschlagnen Wandrers zehrest, gebrandmarkt und einst — Nein, nein, ich will deine Unschuld nicht morden, und doch lieb' ich dich, wie's keine Worte zu sagen vermögen, doch bin ich von dir geliebt. Ich Unglücklicher!" Er drängte die freie Hand vor seine Augen und schluchzte furchtbar heftig; ein wilder Sturm, furchtbarer als die tobende Windsbraut um ihn, zerarbeitete lange seine Brust, bis er sich in einen milden Thränenregen löste. Er weinte, wie ein Kind. „Ein beßres Loos will ich dir zu bereiten suchen," sagte er dann zuversichtlich, „ein stilles, bescheidnes. Bedarf es denn des Reichthums, bedarf es des adligen Namens, um glücklich zu sein? Aber ach! ich habe ja keinen Namen! Keinen? Heiß ich nicht Antonio der Bastard? Dieser soll ferner mein Name sein. — Sie werden es nicht vergessen haben, daß ich ihr Führer war in mancher Schlacht, daß ich ihre Siege erfocht. Ich will ihnen ferner dienen für geringen Sold, daß ich mein Weib ernähren kann, damit sei's genug. Ich will kein Räuber werden, kein Mörder, nein, ein ehrlicher Bürger und dieses Engels Gatte."

Er ließ die Ohnmächtige sanft an dem Baume niedergleiten, und eilte in die Kirche zurück, wo die Zofe wartend stand. Diese unterrichtete er schnell und befahl ihr, die Herrin, wenn sie zu sich käme, langsam nach Hause zu führen, oder wenn sie ohnmächtig bleiben sollte, sie von den Mönchen nach Hause tragen zu lassen, die er herbeirufen wolle. Nachdem er die Hülfe der letztern angesprochen hatte, eilte er selbst in die Stadt, und trat in das Haus des Wechslers Gulappa.

Seine Heftigkeit ließ ihn nicht bemerken, wie der bejahrte Mann scheu vor ihm zurück wich, sobald er ihn erkannt hatte. „Es werben mehre um die Hand Eurer Nichte," sagte er verstört, „ich aber besitze ihr Herz und ihr Wort; der Segen unsers sterbenden Vaters ruht auf unsrer Verbindung."

„Ihr?!" fragte der Wechsler erstaunt.

„Ich!" versetzte Antonio mit Stolz. „Und Ihr werdet mir Mariana's Hand nicht verweigern. Ihr habt kein Recht dazu."

„Euch, dem Bastarde, dem Vatermörder, dem Mörder Messer Placidi's, Euch verweigere ich meine Pflegetochter mit allem Rechte. Verlaß dieses Haus, Wahnsinniger, das durch deine Gegenwart verunehrt wird, und wage nie wieder, es zu betreten."

„Nichtswürdiger!" tobte Antonio und fuhr nach dem Schwerte; er hatte keins. Er wollte fort, um sich Waffen zu holen, da kamen die Dominikaner und brachten Mariana, die unterwegs wieder zu sich gekommen war. Schnell schmolz seine Wuth vor der aufflammenden Liebesglut in seiner Brust. Er stürzte zu ihren Füßen, aber kaum hatte sie ihn erkannt, als sie mit einem Angstschrei rief: „Ha, Fürchterlicher!" und ihr Gesicht in den Händen verbarg. Da raste er, von Verzweiflung erfaßt, aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutschen Malerschulen.

(Mit „deutschen" Anmerkungen von E. Duller.)

Der Engländer, welcher hier über Deutschland urtheilt, thut dies in einer Reihe von Aufsätzen (German Sketches) die in mehrere der gelesensten englischen Zeitschriften übergegangen sind. Er scheint sich mit seiner genauen Kenntniß Deutschlands und deutscher Kunst viel zu wissen, was ihm wohl noch besser anstehen dürfte, hätte er den Engländer und englische Ansicht etwas mehr bei Seite gesetzt. Immerhin aber ist es für den deutschen Künstler und Kunstfreund interessant zu vernehmen, was Ausländer Wahres oder Falsches von ihm sagen; der Deutsche besitzt ja vor allen Nationen die Gabe, aus sich heraus zu gehen, den Standpunkt des fremden Beurtheilers einzunehmen und von diesem aus sich selbst zu erkennen und zu belehren. In dieser Absicht geben wir hier die Übersetzung der fraglichen Beurtheilung. Wie wenig indessen der ausländische Beurtheiler in das Wesen unserer Kunstwelt eingedrungen ist, geht neben andern, zum Theil sehr befangenen Ansichten, insbesondere auch daraus hervor, daß er der Düsseldorfer Malerschule, aus der doch in neuerer Zeit so bedeutende Talente hervorgegangen sind, auch mit keiner Silbe erwähnt. Nun ja, das Dampfboot fährt an Düsseldorf nur so vorüber, und so ist denn unser englischer Kunstfreund auch nur vorüber gefahren. Doch zur Sache; es läßt sich der Engländer vernehmen:

„In Deutschland herrscht der Sektengeist und übt seine Gewalt über alle Künste aus. In diesem Lande schwört man nicht höher, als bei den Worten des Meisters, dessen Lehre man folgt. Da nun die Schulen sich oft ändern und die philosophischen Theorien von Jahr zu Jahr wechseln, so ist die natürliche Folge davon, daß ein wandelbarer in seinem Unbestande enthusiastischer und zugleich in seinen Dogmen unduldsamer Pedantismus sich der Jugend bemächtigt. Wie sich der Glaube ändert, so ändert sich auch der Pedantismus. Kurz, der Pedantismus ist die Erbsünde Deutschlands. Nur in diesem Lande sieht man erwachsene Schüler von dreißig Jahren das Schwert in der Hand und das Argument im Munde für Fichte oder Kant, für die Constitutionen der griechischen Demokratien, oder für die der venetianischen Aristokratie streiten. Dieses Bedürfniß, sich um irgend ein Panier zu sammeln, entsteht aus dem Geiste des Zusammenlebens, der Gemeinschaftlichkeit, welchen wir Engländer gregarious nennen, und der gerade das Gegentheil von der dem englischen Volke so theuern Individualität ist. Als Engländer lieben wir uns zu isoliren und

unser Wahlspruch ist der der Medea Corneille's: „Moi, dis-je, et c'est assez!" Jedermann folgt seiner eigenen Laune.[1]) Martin (?), in dessen Talent die malerische Tüchtigkeit und die Kraft geometrischer Combinationen sich vereinigt zu haben scheinen, konnte in keinem andern Lande geboren werden. Kein Lehrer, keine Schule würden ihm eine so bizarre Vernachlässigung aller angenommenen Regeln erlaubt haben.[2])

„Ihr habt keine Malerschule (sagte mir einst mit erzwungener Naivetät ein junger, ziemlich ausgezeichneter deutscher Maler mit langgelocktem Haare, der nie etwas anderes als Profile zeichnete und seine Bilder damit anfüllte, um sich dadurch den ursprünglichen Meistern zu nähern.) Er sprach diese Worte ruhig und sanft, und sah mich dabei mit einem edlen Ausdruck unaussprechlicher Verachtung an.

„Ihr habt zu viele Schulen," erwiederte ich ihm.

„Was Ihr da sagt, ist ein Solöcismus; ich bitte Euch, erklärt mir, was Ihr unter zu vielen Schulen versteht."

„Das will ich. Euer Land ist das des Professorats; und Eure, wegen ihres Wissens so sehr gefeierten, Professoren sind nicht, wie die Frankreichs, an ihre tüchtigen Zöglinge gefesselt, die sie zu gewinnen suchen, denen sie schmeicheln, die sie auf jede Art anregen müssen. Es sind wahrhafte Meister im alterthümlichen Sinne des Wortes, Doctoren, welche die strengsten Gesetze aufstellen, wahre Braminen, die ihre „Vedas" über die Intelligenz herrschen lassen. Jeder dieser, größtentheils gelehrten und trefflichen Männer, schafft sich sein Schisma und bildet sich ein Heer von Anhängern. Verloren würde der sein, der sich aus allen jenen Absonderungen fern hielte. Für ihn gäbe es kein Fortkommen, keine Zukunft mehr. Nicht allein hat jeder Professor seine Nachtreter, wenn ich mich eines so trivialen Ausdruckes bedienen darf, sondern diesen Nachtretern schließen sich wieder andere an.[3]) So haben Eure historischen und poetischen Schulen Bildhauer- und Malerschulen gestiftet. Die allgemeine Bewunderung des Nibelungenliedes, zuerst von Schlegel und Tieck angeregt, hat die ganze Cornelius'sche und Schnorrische Schule erzeugt."[4])

„Was liegt daran," antwortete der junge Deutsche, „Wenn dieser Weg der Ausführung uns zu Meisterwerken führt, wenn wir dadurch eine mehr ideale Schönheit erreichen, wenn, indem wir uns ein sublimeres einzigeres Vorbild vor Augen stellen, wir dieser verzweifelnden Mittelmäßigkeit entgehen, welche die Künste in Europa überschwemmt, dieser Sucht nach kleinlicher Effectelei und falschem Geschmack, welche in's besondere der Malerei so verderblich zu werden droht. Könnt Ihr uns große Strenge, Festigkeit im Entwurf, eine gewisse Tiefe der Gedanken, absprechen, eine Einheit, die Euch fehlt, einen Ernst, eine Empfindung, die man vergebens bei den Künstlern Englands, Frankreichs und des modernen Italiens sucht? Die meisten unserer Künstler haben die Kunst um ihrer selbst willen geliebt, sie hängen ihr mit heiliger Verehrung an, sie haben sie geehrt und gepflegt, nicht in der Voraussicht auf Vortheil, Fortkommen und Erwerb, ohne engherzige Persönlichkeit. Der Gewinn, dieser Gott der handeltreibenden Nationen, dessen Altar das Comptoir ist, wird von unsern deutschen Künstlern verachtet. Ihnen sind Begeisterung, Fleiß, Talent nicht bloße Werkzeuge zum Glücke, die Leiter auf der man zu Reichthum, Glanz und Wohlleben empor steigt." (Forts. folgt.)

1) Dieses Bedürfniß, sich um irgend ein Panier zu sammeln, entsteht aus dem Gefühl der Ohnmacht, wofür unseres Engländers Ausdruck: „gregarious" noch eigenthümlicher ist; man denke nur z. B. an Schaafe beim Wetter. Schande genug, daß das Ausland auf den ersten Blick wenigstens die Wirkung gewahrt, Glück genug, daß es die innerste Ursache nicht herausliest. Wir sind durch eine gewisse Pietät unmerklich zu einer solchen unedlen Gemeinschaftlichkeit gekommen; aber eben diese letztere wird, wenn die eingesetzten Sporen nur richtig ritzen, zu andern Resultaten führen, als sich bis jetzt etwa schon ausprägte. Dieß Zusammenleben wird, sobald nur ein Scherbengericht besteht und sich auch der Meister nicht vor der Zeit vergöttern kann, zum concentrischen Streben werden. Und das ist etwas, wovon sich die Englische Kunst noch nichts träumen läßt. — Der englische Vereinzelungstrieb bringt übrigens unter den dichten Nebeln Albions wirklich das zu Stande, was unser Mann: Jeder folgt seiner eigenen „Laune" nennt; er hätte auch sagen können, seinem eigenen caprice.

2) Und nicht ein Mal der heilige Lucas wird sie ihm vergeben. Doch im Ernst: Martin ist für einen Maler ein äußerst schätzenswerther Theaterdirektor; freilich liegt ihm an ein paar tausend Choristen mehr oder weniger nicht viel, doch das schadet nichts, ihr müßt ihm wenigstens einräumen, daß er sein Publikum kennt. Ich bitt' euch: Ihr seid in der Kunst nicht um ein Haar milder als jene Römer in ihren Amphitheatern; ihr habt eine wahre Wollust, an einigen zappelnden Legionen und Myriaden. Martin ist ein großer Maler!

3) Der Glossator verliert bei dieser Stelle die Narrenkappe, denn der Engländer hat Recht. Wir beten kein goldnes Kalb an, sondern einen goldnen Zopf, obwohl wir zu Zeiten uns einbilden, die Zucht der natürlichen Haarschwänze wäre ausgerottet, aber der Keim der Zopfheit ist unsterblich, das ist unser Fluch, daß selbst alles Edle und Erhabene von diesem Schimmel angegangen wird.

Scherz und Ernst.

Von

J. C. Nanny.

1. Narren.

Die Narren willst du bilden,
Und fangst schon an zu meißeln?
Hafis, der Perser, lehrte:
Die Narren muß man geißeln!
Mir scheint auch dies bedenklich,
Sie gehn zu ganzen Haufen;
Gehörst du zu den Weisen,
So laß die Narren laufen.

2. Recensirt.

Dein Lied ist hinten lieblich gereimt,
Nur was du vorn dazwischen geleimt,
Ist ungereimt.

3. Erwiderung.

Ich will nicht plaudern als Erzähler,
Was du gethan und nicht gethan;
Doch häufest Fehler du auf Fehler
Und weichest von der Klugheit Bahn.

„Fern sei, zu spielen den Verhehler,
Wenn ich vom Rechten mich entfernt;
Doch hab' ich oft durch meine Fehler
Mehr, als durch Tadler noch gelernt!"

Correspondenz.

*München, Januar 1835. „Mit welchem Bühnenstück ist das Neue Jahr in München eingeführt worden? Herrscht auch an der Isar kühlem Strande der fruchtbare Raupach, wie auf dem Theater an der Spree?" — Halt, sonst bestürmen Sie mich mit einem ganzen Landsturm von Theater- und

4) Wie z. B. auch Klopstock durch das eifrige Studium Clowens zum Messias angeregt wurde, und Albrecht Dürer bekanntlich durch Euler und Stöber seinen ersten Zunder empfing. Shakespeare soll, den neuesten Entdeckungen zufolge von Raupach und der Birch-Pfeiffer viel abgesehen haben! — Im Ernst: wächst die Eiche aus einer Tannenwurzel, die Fichte aus einer Eichel?

Operfragen, die Sie, verehrtester Phönixleser, in der eleganten Zeitung, im Morgenblatt und wo sonst nicht tausend Mal geistreicher, d. i. schnabelschneller, beantwortet finden konnten, wenn Sie als Phönixfreund, wie ich mir denke, nicht tiefer gehende, ernstere Berichte lieben. Die sind aber über das Bühnen- und Bretterleben die allerschwersten, denn im Ganzen muß man auch am Beginn des Kometenjahres 1835 noch mit dem großen Geisteshelden, dem in diesem Jahre die Schwaben ein Denkmal setzen werden, von den Bühnenhallen sagen: Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus. Die Begeisterung, welche einst Schiller, Göthe und Andere für die nationale, ja Weltbedeutung der Bühne aussprachen und erweckten; wo ist sie geblieben? wo ist sie heimisch geworden? Mußte doch Göthe selber noch zu großem Seelenschmerz den Hund des Aubri über sein geliebtes Weimarisches Theater schreiten sehen; und Jolo — wo hat er nicht seine völkerbildenden Salti mortali schlagen lassen? — — Wer trägt die Schuld? Sie ist nicht von gestern und vorgestern, sie rührt auch nicht allein von Diesem und Jenem, ja sie kommt nicht allein von der Bühne. Zum Schauspiel gehören Zuschauer, der wolkige Vielkopf Publikum im Parterre, hoher Adel auf Gallerie-Nobile, Kreti und Pleti im Paradies und Juchhe. Jeder kommt bereits hochgebildet (durch Conversationslexikon, Clauren, Saphir, Pfennigmagazin, Constitutionel, Victor Hugo, Quinet-Ahasverus u. s. w., u. s. w., u. s. w.) in's Theater und will durch dasselbe nicht gebildet, nicht erhoben, sondern ganz allein unterhalten, zerstreut, gegaumenkitzelt werden; und auf Allerhöchste Befehle werden Tanzkunststücke aufgeführt. Spanische Stiefeln, spanische Krägen und spanische Reiter kannte unser von allem Fremden heißgeliebtes Deutschland längst; jetzt gehen auch spanische Tänzer über die deutschen Bühnen. Augenblicklich beglücken sie unsre Isarathen, worin zugleich auch wieder ächte Tyroler jodeln. — Doch ich breche für heute von dem Illusionsleben ab, da ich mir selber anmerke, was Sie, bester Herr Phönix, vor vorn gleich gespürt haben werden, daß ich mit dem neuen Jahre die Welt, die Welt, die Bühnenwelt zu sauertöpfisch ansehe. Aber Eins muß ich Ihnen doch schließlich noch mittheilen, was — wie jüngst in einem diplomatischen Zirkel ein junges auf den gelehrten Lorbeeren seines berühmten Vaters ruhendes oder sich steifendes Stutzbärtel sagte — für ganz Europa wichtig ist, nämlich, daß die Schechner-Wagen dem Theater durch die Homöopathie wahrscheinlich wieder gewonnen worden ist. — Dem ernsten Phönix wird's nicht unwillkommen sein, wenn er nach den neuesten Universitätsbeschlüssen von Zeit zu Zeit auch über diese wundersamen Gewächse (ich meine die Hohen Schulen), über ihr fortschreitendes inneres Leben in ihren Lehrern, deren Leistungen für die Wissenschaft, so wie in ihren wesentlichen Veränderungen, Beförderungen, Gesetzen rc., Bericht erhält. Das eben erschienene Verzeichniß des Lehrer-Personales und der sämmtlichen Studirenden an unsrer K. Ludwigs-Maximilians-Universität hieselbst für das Studienjahr 1834 und 1835 zählt an ordentlichen Professoren 45, an Extraordinarien nur 12, an Professores Honorarii 13, an Privatdocenten (diesem zweiten Aufgebot, dieser natürlichen Ergänzungs-Reserve der Hohen Schulen) nur 6 (sage und schreibe sechs) auf. Studirende werden aufgeführt 1459; darunter nur 174 Ausländer oder Nichtbaiern. Jene große Zahl vertheilt sich so: 423 Juristen (und wie viele harren seit Jahren im Lande als Practikanten der Anstellung!), Kameralisten 39, Forst- und Bauwesen 95. — Mediciner 331, Pharmaceuten 55. — Philosophen (d. h. die Füchse aller Facultäten, nicht lauter Schellingianer, Baaderianer, Görresianer, Weillerianer). — Theologen 216. — Von den Professoren hatte Puchta nach langem Herüber- und Hinüber-Handeln den Ruf nach Marburg angenommen; soll aber neuerdings dennoch wieder um Entbindung von seinem Worte in Marburg eingekommen sein. Der Botaniker Dr. Zuccarini ist Ordinarius geworden. Professor Dr. Maßmann hat vom Könige von Preußen für das von ihm im Auftrage des Kronprinzen von Baiern herausgegebene gothische Sprachwerk (Auslegung des Evangelii Johannis, aus römischen und morgenländischen Palimpsesten) ein huldvolles Kabinetsschreiben nebst sehr werthvoller goldener Medaille zur Anerkennung der Verdienste erhalten, welche er sich durch Herausgabe jenes Werkes um die Wissenschaft erworben. — Professor Hermann (Staatswirthschafter) hat in der von ihm, Rau und Anderen zu Heidelberg neu begonnenen staatswirthschaftlichen Zeitschrift eine Abhandlung über die Geschichte des Münzfußes in Deutschland, über die Mittel der Ausgleichung, um für den deutschen Zollverein zu einem gemeinsamen Münzfuße zu gelangen, — geliefert, welche bei den darüber gleichzeitig angeknüpften Verhandlungen nicht ohne Einfluß bleiben wird, da sie über den schwierigen, verworrenen Gegenstand überaus klar, verständig und anwendlich handelt. — Von Professor Schmeller's für die Sprachkunde schon wegen seiner gediegenen Abfassung überaus wichtigem Bairischem Wörterbuche ist der dritte Theil bereits in der Presse; der reiche Buchstabe R. ist ausgedruckt, das noch reichere S. angedruckt. — Schelling lies't diesen Winter wieder Philosophie der Offenbarung; Görres, wie immer Geschichte — des Sündenfalles.

Punktes.

Antiker Rosenkranz. Der Herzog von Devonshire ist im Besitze des Rosenkranzes, den einst Heinrich VIII. trug. Auf den vier Seiten eines jeden Knopfes befinden sich vier Cirkel, in welche Gruppen geschnitzt sind, deren jede aus einem Kapitel der Bibel genommen ist. Nichts übertrifft die auserlesene schöne Arbeit dieser Reliquie vergangener Tage. Ungeachtet der außerordentlichen Niedlichkeit der Figuren ist eine jede doch vollendet, und das Ganze ist nach der Zeichnung Holbein's, des großen Meisters, der Heinrich in diesen Rosenkranzknöpfen bildlich dargestellt hat. Der Rosenkranz wird auf eine sinnreiche Art vor Beschädigung bewahrt, indem er unter einer Glasglocke aufgehängt ist, wodurch er von allen Seiten betrachtet werden kann.

Die Schicksals-Prophetin. Man hat eine sehr interessante, Frankreichs Geschichte betreffende Bemerkung gemacht. Es soll nämlich noch immer zugetroffen sein, daß, wenn in Frankreich drei Brüder nacheinander regiert haben, beim dritten eine plötzliche Veränderung der Dynastie eingetreten ist. Philipp der Schöne stirbt und hinterläßt vier Söhne, von welchen drei nacheinander den Thron besteigen. Mit Karl dem Schönen erlischt die Linie Capet und das Haus Valois kömmt zur Regierung. Heinrich II. hinterläßt wieder vier Söhne: drei davon regieren nacheinander: da kömmt das Scepter vom Haus Valois an die Bourbonen. Die Richtigkeit dieser wunderbaren Combination des Schicksals hat endlich in unsern Tagen die Reihefolge bewiesen: erst Ludwig XVI., dann dessen Bruder Ludwig XVIII. und der dritte Bruder Karl X.: darauf eine neue Dynastie, das Haus Orleans. Ja, die französische Geschichte ist reich an Wundern: In einem stürmischen Regenwetter klopfte es eines Abends spät an die Hütte einer alten als Hexe verschrieenen Frau im Walde von St. Germain. Herein tritt ein junger Mann, ein Cavalier, der ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, und zuerst verlangt, daß sie seinen ausgehungerten Magen befriedige. Ich habe nicht viel, sagte die Alte; was läßt uns das böse Regiment übrig. Doch nehmt vorlieb mit Käse und Brod, was ich Euch anbiete. — Wenn ich einmal König von Frankreich werde, sagte der junge Mann, so schaff' ich die Steuern ab und mache Euch glücklich und satt. — Da erscholl ein neuer Schlag an die Thür. Ein junger Mann trat herein, durchnäßt, frierend und wiederum die Gastfreundschaft der Alten ansprechend. Du bist's, Heinrich? sagte der Eine. Ja, Heinrich! der andre — Sie mußten sich kennen, sie waren von der Jagd des Königs (Karls IX.) verschlagen worden. Gibt's hier nichts anderes zu essen? fragte der neue Heinrich: Nein. — Nun, so müssen wir theilen. Die beiden Jünglinge maßen sich mit finsterm Blick; da erscholl ein dritter Schlag. Wieder ein junger Mann trat ein, auch er hieß Heinrich. Der erste wollte den Käse verbergen, der zweite zog den Degen und der dritte lächelte. Ihr wollt mir nichts abgeben? fragte er. Nein, sagte der erste Heinrich, der Proviant gehört dem, der ihn findet. Nein, sagte der zweite, er gehört dem, der ihn vertheidigt. Nein, sagte der dritte, den Degen ziehend, er gehört dem, der ihn erobert. Da schlug es zum vierten Male an die Thür: und wieder ein junger Mann trat ein, wieder ein Heinrich — da er bloße Schwerter sah, zog auch er das seine und stand dem bei, den er für den schwächsten hielt. Der Kampf erhitzte sich, die Kämpfenden verwickelten sich durcheinander, die Lampe erlosch, die Schwerter klirrten, so währte es eine Zeitlang, dann war Alles still. Die Alte kam mit Licht, und sah ihre Gäste, alle verwundet am Boden, und das Brod lag zwischen ihnen und war mit Blut besudelt. Sie lachten aber und sagten: Nun, kommt, jetzt wollen wir friedlich theilen: und sie theilten das blutige Brod. Die Alte aber faßte ein Grauen und prophetisch rief sie aus: — Wie ihr hier das Brod der Gastfreundschaft mit Füßen tretet, so werdet ihr die Macht mit Füßen treten, welche ihr theilen konntet. Wie ihr diese Hütte zerstört habt, so werdet ihr Frankreich zerstören: Wie ihr euch hier im Dunkeln verwundet habt, so werdet ihr umkommen durch Mord und Verrath. — Die jungen Männer lachten: aber Heinrich von Condé wurde in St. Jean d'Angely vergiftet durch seine Gemahlin; Heinrich von Guise, ermordet in Blois durch die Freunde; Heinrich von Valois, als König Heinrich III. ermordet durch Clément in St. Cloud; Heinrich von Bourbon, als Heinrich IV. ermordet zu Paris durch Ravaillac! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 36. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 6.

Mittwoch, 11. Februar.

Gans und die Doktrinäre.

Die Freiheit gleicht einer mannbaren Schönheit, um deren Gunst die verschiedensten Titel und Ansprüche buhlen. Die, welche sie für eine reiche Erbin halten, sind vielleicht die genügsamsten; denn sie glauben wenigstens keine primitiven Rechte auf ihre Hand zu haben. Anders diejenigen, welche ihre Bewerbungen in der idealen Sphäre halten. Hier soll das Verschiedenartigste zu demselben Ziele führen. Der Eine entwickelt seine Vergangenheit, seine Wiegenträume und ein gewisses ungewisses Sehnen, das ihn nothwendig zu den Füßen dieser Göttin gezogen: der Andre hat Pläne für die Zukunft, Abstraktionen und Hoffnungen, welche ohnehin sich nur halb erfüllen würden. Der Eine beruft sich auf die Seelenverwandtschaft, auf Schiller, auf den Mond: der Andre auf dieselbe Verwandtschaft, aber auf Göthe, und auf die Sonne. Hier unterstützt sich eine Werbung durch die Sentimentalität, durch eine Kirchhofsscene, und das Auskramen seines guten Herzens: dort die andre durch Genialität, durch einen Abend in der Oper und durch die Prahlerei des Witzes. Und Jedem soll sie Gehör schenken, Jeder hat sie schon im Traume gesehen, Jedem fehlt blos sie nur noch, und Jeder nimmt sie in Anspruch, das Entgegengesetzte auszufüllen.

Ich gehöre zu jener ächt historischen Schule, welche die Freiheit aus Instinkt liebt. Wir kalkuliren nicht, ob die Resultate unsrer Studien auf sie hinauskommen, sondern wir folgen einem uranfänglichen Zuge, einer Lockung, einem Tone aus dem Walde, welcher nicht täuschen konnte, da wir die Göttin selbst gesehen haben, auf Augenblicke, wie sie hoch zu Roß, im klirrenden Gefolge ihrer Reisigen, an uns vorüberzog. Die Freiheit ist bei uns auch kein Resultat, sondern ein Prinzip: wir glauben nicht, daß man die Liebe zu ihr erlernen kann, sondern daß sie angeboren ist. Wir beten sie an, ohne Raffinerie, jugendlich, vertraulich, lachend, sie einweihend in die Ausschweifungen unsrer Laune, welche sie theilt, nächtlich, verkleidet; kurz wir besitzen sie, wie Schauspieler bei einer Schönheit der Coulissen, wenn sie auch draußen noch so viel Anbeter zählt, doch immer das Recht der ersten Hand behalten, und in einem Winkel der Requisitenkammer lachend genießen, was die Andern theuer erkaufen müssen.

So erscheint denn auch die Doktrine vor der Freiheit, wie ein Mann, ein gesetzter Mann, der sich vornimmt, im ersten Jahre seiner Anstellung sich ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, und im dritten zu heirathen. Er hat schon vor mehren Thüren angeklopft, vor den Pallastthüren, Kirchthüren, und ist überall abgewiesen worden, weil er allerdings einige Eigenschaften besitzt, die ihn beim Despotismus und der Orthodoxie nicht empfehlen können. Die Doktrin ist stolz: es ist ihr weder um den Thron, noch den Altar, noch um die Freiheit zu thun. Sie hält zuerst das Meiste

auf sich, dann Vieles auf ihren Katheder, und zuletzt Einiges auf die positiven Zustände, welchen ihre gnädigen Combinationen zu Gute kommen. Die Doktrin steht vor der Freiheit, wie ein gemachter Mann, und wirbt für sich, gleichsam wie für einen Andern. Denn sie ist keck, sie sinkt nicht in die Knie und betet an, einen Dienst, den die Freiheit ihren ächten Jüngern gern erläßt, den sie aber von Jedem fordert, der als Renegat, Philosoph, Historiker, kurz als Doktrinär zu ihr kömmt. Der Doktrinär beginnt von seinen empfehlenswerthen Eigenschaften, von seinen Vorlesungen, von seinem jüngsten Compendium, und gibt zuletzt mit einer süßsauern Miene zu, daß er gezwungen sei, die Freiheit anzuerkennen. Denn der siebente Paragraph im achtzehnten Kapitel seines ersten Hauptstücks über die kryptogamischen Pflanzen könne allerdings nicht verstanden werden, ohne auf die Freiheit hinzuweisen; die Bildung der Flötzgebirge würde nun und nimmermehr zu einem Resultate führen, wenn man von ihr nicht Einiges entlehnte; die Münzkunde, der Punkt auf dem I, und die Theorie des Vorstellungsvermögens verlangten freilich, daß man ihr huldige, und so stehe man denn da, triefend von Weisheit, verschimmelt von Citaten, ein Fossil der Gelehrsamkeit, und biete der armen nackten und hülflosen Freiheit seine Terminologien, seine Heischesätze, seine Subsubdivisionen, kurz seinen ganzen doktrinären Plunder an, um ihre Blöße zu bedecken. Wie ambrosisch dann die holde Göttin lacht! Wie sie uns herauruft, uns uneigennützigen Jünger, und abschlägige Körbe zu flechten bittet! Die Fenster ihres Tempels werden dann aufgemacht, um die Universitätsluft herauszulassen: einige Raketen fliegen noch den traurigen Rittern von la Mancha nach, die Musik spielt auf, und wir beginnen unsere Tänze unsre Phrygischen Walzer und unsre Carmagnole.

Ich beeile mich, einem so rüstigen Mann, wie Eduard Gans, meine Hochachtung auszudrücken, und ihn von einem Heereszuge zu trennen, der mannichfache Lust hat, ihn zu einem seiner Führer zu wählen. Gans ist nicht frei von Systematik und Kategorien; aber seine angeborne Natur, eine eifrige und glühende Individualität, liegt mit ihnen in witzigem Kampfe. Gans nahm seine Erziehung, wenn auch nicht originell, doch mit Lebhaftigkeit in sich auf, er warf sich auf das Studium der Rechte, das zu positiv, und so zu sagen zu erlernensnothwendig ist, daß er mit Enthusiasmus später einen Standpunkt ergriff, der ihm erlaubte, sich von der Schule und dem, was alle wissen müßten, zu dem, was man nicht ändern kann, es sei denn, daß man der Kunst, der Literatur, dem Theater entsagte und sich Jahrelang auf die philologischen Galeeren des Quellenstudiums schmiedete, zu emanzipiren und Alles neu in sich wiederzuschaffen, was historisch thatsächlich zu beweisen er Andern überließ, was er als bequemes Resultat fremder Nachtwachen annahm und dann Hegelisch mischte und digerirte. Es hätte diese improvisirte Originalität leicht der Vorwurf treffen können, daß sie nur formell sei, und in der That liegen ihre Sätze auch nur in neuen Theilungs- und Anordnungsprinzipien; allein die Hegelsche Philosophie nimmt glücklicherweise keinen Unterschied an zwischen der Form und dem Inhalt; das Äußerliche ist ihr gerade das Wesentliche, die Schale das, was im Prozeß des Gedankens immer gleich wieder zum Kern wird. So schuf sich Gans, ohne viel Mühe, in der Oper, in musikalischen Soiréen, auf Reisen, unterweges ein neues juristisches System und macht uns erklärlich, wie es möglich ist, ein gründlicher Pandektist zu sein, und zu gleicher Zeit über China, Shakespeare, Göthe, Tieck, Sophie Müller und die Sonntag recht artige und sogar methodische Studien zu veröffentlichen. Ich hoffe, er hält diese etwas ironische Erklärung seiner Vielseitigkeit nicht für boshaft: ich wollte ihn nur verhindern, darüber nicht so pretiös zu sprechen,' wie es die Vorrede zu seinen Vermischten Schriften thut. An den Wissenschaften liegt mir ganz und gar nichts. Ich wünschte, die Universitäten nähmen es darin so nachlässig, daß die Wissenschaften ganz und gar untergingen. Es würde schon ein dreizehntes Jahrhundert kommen, um sie wieder aufzuwecken. Wenn wir nur die Gesellschaftsrechnung, die Cameralchemie und die Censur behalten: das Übrige kommt von selbst.

Gans opponirt, wie es die Hegelsche Philosophie mit sich bringt, gegen eine dreifache falsche Ansicht der Geschichte. Man kann diese drei Weisen: historischen Rationalismus, hist. Supernaturalismus und hist. Mysticismus nennen. Der Rationalismus ist hier jene naive Zusammensetzung der Geschichte aus einzelnen Fakten, welche planlos unter einander liegen, wenn sie nur auf eine Jahreszahl stimmen, und die sich höchstens zu einem sogenannten pragmatischen Räsonnement erhebt, wie bei Schlosser, oder zu einer Affektation historischer Kunst, wie bei Johannes von Müller. Der Supernaturalismus macht die Geschichte zum Beweise einiger vorgefaßter Lieblingsideen, die gewöhnlich einen Anstrich von Andacht und Salbung haben. Gegen diesen ist die berühmte Opposition gerichtet, die Gans, wenn man Namen will, gegen Savigny hält. v. Raumer ordnet sich dieser Geschichtsansicht bei, wenn auch seine Andacht weniger Fanatismus als Grimasse ist. Der historische Mysticismus endlich wird durch die Restauration der Staatswissenschaften bezeichnet und Gans beklagt es, daß sich Leo, ein Parteigänger der Hegelschen Schule, zum Schildträger Hallers hat machen können, und womit Leo bewiesen hat, wie viel der Übermuth und die Unanständigkeit eines gescheuten Mannes sich in Deutschland herausnehmen darf. Die Angel, und der Prüfstein dieser Opposition ist der Staat. Gans leistet hier Alles, was sich von einem geistreichen und angestellten Manne nur erwarten läßt. Er bezeichnet in der That die äusserste Linke des Möglichen. Man sieht ihn mit Freuden sich erwärmen an großen

Ereignissen, an Sympathien, welche in gewissen Lagen mißlich sind; er folgt dem parlamentarischen Leben der beiden großen Nationen und ist, wenn er sich auch als Caution zuweilen der patriotischen Phrasen Berlins bedient, doch nie in offiziellen Vorurtheilen befangen. Diese Phrasen sind in Berlin eine Familientradition, die im Gespräch die Stelle einer Schmeichelei vertreten, und die in manchen Cirkeln zu vergessen, in den Ruf eines fühllosen Herzens brächte. Raumer ist weit leichter ennuyirt durch die laufende Geschichte, wenn sie sich nicht gleich so stellt, daß man darüber räsonniren oder aus einem zänkischen Prinzip der Rechthaberei sie auch von der andern Seite ansehen kann. Gans ist kein historischer Gourmand; er gibt sich dem Ereigniß hin, und kann eine Wärme dafür empfinden, welche dauert. Raumer unterhandelt nur mit der jungen Generation, weil er ein politischer Mann ist, der weiß, daß der Lebende Recht hat und die Zukunft eben in die Hände der Zukunft gegeben ist. Gans würde der jungen Generation mit mehr als drei Viertel Seele angehören, wenn er nicht an seiner Situation litte, und ein System des Privatrechts zu vertheidigen hätte, das er einmal früher in einem systematischen Anfalle, bei einem Spaziergang unter den Linden erfunden hat, das dann auch freilich in seinen Formeln und Paragraphen erhalten sein will.

Die glänzendste Seite des Hegelschen Systems, welche die etymologische Dialektik und das Stehaufmännchen der Negation vergessen macht, ist die Philosophie der Geschichte. Man kann sagen, wenn auch Hegel noch im Grabe darüber erschrickt, seine Geschichtsansicht war göttlich, frei, freudig und evolutionär. Und doch ist, wenn das Leben spricht, der Augenblick, die That, wenn unsre Zeit wimmert, wie sie daliegt in den Wehen der Geburt, ist sie die Klippe ihrer selbst; denn da sie Alles objektivirt, tödtet sie den Entschluß und erzeugt eine Apathie, welche in schwachen Gemüthern Feigheit werden kann. Die Hegelsche Construktionssucht erzeugt ein moralisches, oder meinetwegen ein politisches Laster, nämlich den Geschichtsstupor. Bewundert den Schematismus der Begebenheiten, die Symmetrie in dem, was war und ist; aber in dem, was sein wird, reckt eure eigne Hand und werdet, statt Kritiker, Schöpfer! Noch keine Philosophie hat gewagt, solche Entnervung zu lehren, daß wir objektiv auch leben sollen. Kurz, es wäre besser, weniger von der Zeit zu wissen, und mehr für sie zu thun.

Dies System des vorzeitigen Fixirens und Abschließens hat auch Gans bestimmt, sich einen unveränderlichen Maaßstab seiner Gedanken zu halten, nämlich den Staat. Daß die Dinge erst am Staate ihre Wahrheit haben, ist Einer von Hegels Ausdrücken, die für jede Tyrannei als Entschuldigung dienen können. Aus Gans' Ansichten kömmt immer heraus, daß er den Staat für ein Produkt hält, was ich weder im physiologischen, noch im mechanischen Sinne sagen will, sondern um auszudrücken, daß ihm der Staat etwas Ganzes, Rundes, Abgeschlossenes, kurz ein Resultat ist. Aber Staat als Resultat ist immer Tyrannei, sei es nun mit drei Roßschweifen oder mit Volkstribünen. Staat als Resultat macht eine Form der Existenz absolut, von welcher wir im Gegentheil hoffen, daß sie nur vorübergehend ist und sich in irgend ein Niveau auflösen muß. Ja, auch gänzlich davon abgesehen, was die Zukunft bringen wird, ob Staat in der That die letzte Manifestation des sozialen Bedürfnisses ist: so ist selbst der Staat von Heute kein Produkt, sondern etwas sich Produzirendes, etwas, das sich erzeugt ohne je sichtbar, ja auch unsichtbar fertig zu werden. Warum greift man das Prinzip der drei getheilten Gewalten an? Weil man den illusorischen, poetischen Stupor hat, immer nur eine runde Ostensibilität eines gefertigten Staates zu sehen, ein Zugeständniß, das alle staatsrechtlichen Restaurateurs und Feudalisten benutzt haben, um uns zu organischen Staatsgliedern, zu willenlosen Vegetabilien und höchst servilen Pflanzen zu machen, um das Recht der Persönlichkeit zu beschränken und der Freiheit verrätherisch ein Bein unterzuschlagen. Die Theilung der drei Gewalten ist und bleibt das erste Kennzeichen eines Staatsrechtes, das es ehrlich mit der Menschheit meint. War der Mensch nicht früher als der Bürger? Je mehr die Wissenschaft die drei Gewalten aus dem Bedürfniß der Existenz entwickelt, je mehr sie vom Staate, wie er ist, von einem Schema oder von Zuständen der Wirklichkeit dabei abstrahirt, desto mehr Garantie, daß sie der Menschheit athmen hilft und ihren Fortschritten vorarbeitet. In der Hingebung an so heillose illusorische Poesien ist Gans dicht bei der Doktrin angekommen, von welcher ihn doch Muth, Jugend und Ehrlichkeit trennen. Es thut weh, einen Löwen in der dialektischen Schlinge zu sehen, und ihm nicht helfen zu können.

---

14) Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834.

Die Lieblingswissenschaften des Tages sind die Geologie und die vergleichende Anatomie der Sprachen. Sie haben beide die innerlichste Verwandtschaft und die letzte reiht sich an die erste als eine Fortsetzung an. Auch sie findet in Höhlen, auf Bergesspitzen uralte Sprachfossile, Mammuthsknochen des Lexikons, versteinerte Fische und Amphibien, von welchen man nicht begreifen kann, wie sie in jene Regionen haben gelangen können. Die Etymologen zerspalten sich sogar in Neptunisten und Vulkanisten; denn ist die Annahme der alten klassischen Orthodoxie, welche Alles herleitet in den Sprachen vom babylonischen Thurm,

von den heiligen Gutturallauten der Bibel und den beiden klassischen Sprachen nicht eine Art Vulkanismus; die neuere Ansicht einer Sprachüberschwemmung durch Völkerwanderung, von den asiatischen Höhen aus, die vollkommenste Analogie des Neptunismus? Für die letztere Ansicht haben sich alle jüngern Katheder entschieden. Man hat mit ungemein viel Poesie die Völker wandern lassen von den asiatischen Hochebenen herunter in die Thäler des Kaukasus, dann an der Krimm vorbei durch Weißrußland, Podolien nach Skandinavien hin, und endlich wieder südwärts in wärmere Gegenden; und überall sollen die Völker sich angesiedelt haben, die Kranken und Verwundeten, welche nicht weiter konnten, bildeten die verschiedenen Nationen allmählig, und behielten die nothwendigsten Ausdrücke des gegenseitigen Verständnisses mit einem Theile der Lebensmittel zurück, lauter einsylbige, aber volle, schwere, wichtige Worte, Urlaute, gothisch und massiv. Die Frage ist nur die: ging ein Seitenarm der großen autochthonischen und indogermanischen Caravane hinüber nach Griechenland und Italien, um dort den Trojanischen Krieg, die milde Jonische Aussprache, die Homeriden, die Rammlersche Mythologie, und Sophokles und die griechischen Partikeln, in Italien aber die Consecutio Temporum hervorzubringen; oder wurden die Wohnsitze der alten Classiker von jenem langen Schweif, der in Island und der Edda des Snorro Sturlesen endete, südwärts bevölkert? Ich entscheide mich für das letztere; denn der Inspektor Jäkel, der über den Germanischen Ursprung des römischen Volks und der lateinischen Sprache geschrieben hat, war mein theurer Lehrer, und ein Mann, so frei von Pedanterie, so nachsichtig gegen einen Sprachfehler oder einen überflüssigen Fuß in einer selbstgemachten Alcäischen Ode, daß ich ihn liebe und seine Ansichten, wenn sie auch irrthümlich wären, theile.

Der Verfasser des vorliegenden Wörterbuchs ist bekannt als ein geistvoller Partisan der Vossischen Schule. Er lieferte vortreffliche Übersetzungen, nahm die Mythologie von einer noch neuen Seite, von der etymologischen, und schreibt einen Styl, beißend, sarkastisch, vielleicht nicht so massiv, wie Voß, aber witziger, und wiederum natürlicher. Man würde die peniblen Untersuchungen der Etymologie nicht genießen können, würden sie nicht durch guten Humor gewürzt: und dieser Humor Konrad Schwencks ist um so gefälliger, als er nicht beleidigt, wie der Vossische, und sich frei erhält von direkten Antipathien und gewissen zeitgemäßen und tendentiellen Steckenpferden, auf welchen sich Schulmänner und lateinische Reiter immer schlecht ausnehmen. Es ist nichts wohlthuender, als wenn sich die Philologie mit Grazie und Bescheidenheit in ihren kleinen Kreisen bewegt.

Das in Rede stehende Werk wird sich einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur erobern. Es ist das Resultat eines eisernen Fleißes und gibt nicht nur dem Gelehrten Anregung, sondern Jedem, der so viel Bildung besitzt, daß er sich über das Nächste, über seine Muttersprache unterrichten will, Aufschlüsse, ja sogar Stoff zu einer Übung des Verstandes und seines Witzes, wenn er davon eine Portion besitzt. Der Gelehrte von Fach wird über des Verfassers manche Behauptung eine Diskussion eröffnen wollen, er wird z. B. das Wort **Kirche** nicht aus dem Griechischen herleiten, sondern aus dem altdeutschen kirk, was einen heiligen Kreis bedeutet, und sich recht deutlich im lat. circus ausspricht, er wird je nach seinen Kenntnissen diese kleinen Rechthabereien durch Gründe unterstützen; aber daß es zu einer vollkommenen Zusammenstellung der bisherigen Forschungen im deutschen Sprachgebiete gediehen ist, zu einem systematischen, durch eignes Urtheil belebten Repertorium des Worturspungs, ist beachtenswerth und verdient namentlich in jenen Kreisen wirksame Theilnahme, wo der Lehrer noch immer gewohnt ist, die Phantasie der Jugend mit mährchenhaften Wortableitungen ohne Sprachkenntniß und Gedankenanalogie zu belustigen. So kannt' ich einen alten Rektor, der seine Schüler hoch und theuer versicherte, die Stadt Tilsit sei von griechischen Bernsteinfischern, die sich mit Römern associirt hatten, angelegt, und der Name sei auch herzuleiten halb aus dem Griechischen: τέλος und halb aus dem Lateinischen: sit; so daß man 1806 erst recht habe begreifen können, was man darunter verstanden: Es sei ein Ende! Vergessen hab' ich, ob er das Ende auf Napoleon, auf den Krieg oder auf den preußischen Staat bezog. —

Journalistik.

Die **kritischen Blätter der Börsenhalle** erscheinen jetzt vereinigt mit den **literarischen**. Statt der allerdings thatsächlichen und originellen, aber isolirten und etwas hypochondrischen Urtheile des Dr. Wurm, trifft jetzt das Publikum die literarische Meinung eines unserer gewandtesten Kritiker, des Dr. Wienbarg. Die kritischen Blätter werden jetzt ein System haben.

Seit dem neuen Jahre erscheinen von meinem Freunde, dem Professor und Doktor **Viktor Amadeus Huber**, **Mecklenburgische Blätter, zum Besten der Armen.** Obgleich ihr eigentlicher Gegenstand die Pferdezucht ist, so soll doch zuweilen auch das edle Roß Pegasus in diese Schmiede genommen werden. Der Herausgeber wird auf die Poesie ein besonderes Auge haben und zum Besten der Ludwigslustigen und Parchimer Armen, der Armen von Dobberan, Rostock, Malchin und Gladow das sogenannte junge Deutschland flügge machen durch Widerspruch. Wir freuen uns, daß die Hippologie den Herausgeber nicht ganz von den schönen Wissenschaften abrufen wird und beeilen uns, seine Zeitschrift nicht nur Pferdezüchtern, Stallmeistern und Bereitern, sondern auch allen Freunden des Schönen und Angenehmen gütigst zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 37. 1835.

145

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 12. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

13.

Und wieder von neuen Hoffnungen belebt, trat Antonio am andern Morgen vor die versammelte Signoria. „Ihr edeln Herrn," sagte er recht wehmüthig, „ihr habt mich gekannt von Jugend auf, und wißt, daß ich nie etwas Böses gethan. Was brauch' ich euch zu sagen, wie ich an der Spitze der Reiter von Siena für euch gefochten habe?! Ihr wart im Begriff, mich zum Feldherrn dieses Staats zu ernennen und mich mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen; jetzt bitt' ich: laßt mich nur ferner Hauptmann der Reiterei sein, für euch zu fechten und zu sterben."

„Wie könnt Ihr wagen, solch Begehr an uns zu richten?" versetzte der neue Gonfaloniere streng, „Ihr, der Bastard, der nie unter ehrlich Gebornen Platz nehmen darf, und nimmer eine Stelle bekleiden kann, die nur einem Nove gehört? wie könnt' Ihr's wagen, hier an der Stätte, wo Euer schwarzer Undank den edelsten Mann mordete? — Der fremde Bastard hat hier nichts zu suchen. Geht dahin, wo Ihr geboren seid. Verlaßt die Stadt! Fort!"

Zerknirscht ging der Bastard. Seine Hand wühlte in der Brust, aber er verbiß den Schmerz. Er stand lange und sann. Freunde, Bekannte, Spießgesellen gingen an ihm vorüber und wichen aus. Niemand kannte ihn mehr. Dies schien ihn immer mehr zu beruhigen. Sein finstres Gesicht heiterte sich auf und in demüthiger Haltung trat er in das väterliche Haus.

„Was willst du, nichtswürdiger Bastard?" kreischte Ghino, zu Tod erschrocken, hinter der üppig besetzten Tafel hervor, an der er schwelgte. „Ihr Diener, werft ihn hinaus, den Mörder meines guten Vaters!"

„Nicht doch, Messer Piccolomini!" bat Antonio gebückt und lächelnd. „Ich bin gekommen, Euch zu nützen, Signore, nicht zu schaden. Ich führe nicht ein Mal ein Schwert, keinen Dolch, kein Messer. Laßt mich von Euern Knechten durchsuchen."

„Und was willst du denn?" fragte der Herr des Hauses gnädig.

„Ich will Euch dienen, Herr; ich will mein Brot erwerben in Euerm Hause. Und damit Ihr sehet, wie wohl ich's mit Euch meine, so will ich Euch einen trefflichen Rath geben. Man sagt, Ihr werbt um die schöne Donna Mariana Placidi."

„So ist's. Was geht das dich an?"

„Es werben aber auch noch zwei andre mächtige Männer um sie, und wenn Ihr nicht Vorkehrungen trefft, so wird sie der wilde Nicolo Picamiglo mit kühnem Trotz gewinnen; denn er hat jetzt den meisten Anhang in der Stadt. Ich weiß das am besten."

„Und welche Vorkehrungen meinst du?"

„Ihr gehöret mit zu einer Verschwörung der Nove zum Besten der Exilirten; benutzt diese Verschwörung, verstärkt Euch. Ich vertrau' Euch im Geheim, die Riformatoren wollen alle Nove erschlagen, wenn ihrem Anführer die reizende Braut verweigert würde, um sie durch Euer und Eurer Standsgenossen Blut zu erkämpfen. Ihr wißt, wie sehr mir die Reiterei zugethan ist. Ein Wort von mir und sie ist auf

Eurer Seite. Nun thut den Vorschlag, daß die drei Bewerber im ehrlichen Kampfspiel um die Schöne fechten sollen. Eure Gewandtheit trägt den Preis davon, und solltet Ihr selbst das Unglück haben, besiegt zu werden, meine Reiterei steht dafür, daß die Braut doch Eure wird, und sehen Euch die andern so gewappnet, so wagen sie nichts zu unternehmen, ja Ihr könnt mit Hülfe der Exilirten sogar durch diesen Kunstgriff die Herrschaft der Nove wieder aufbringen. Ich steh' Euch mit Gut und Blut zu Diensten."

„Dein Plan ist gut," versetzte Ghino, „aber eine andre Frage ist, ob ich dir auch trauen darf?"

„Wenn er nicht gelingt, so laßt mich aufhängen. Was hätt' ich darunter, falsch zu spielen? Ich kann doch dabei nichts gewinnen. Ich weiß, wer ich bin, und wer Ihr seid. Ich will Euch einen großen Dienst erweisen, damit ich nachher mein Unterkommen in Eurem Hause finde, weil man den armen Bastard überall verstößt. Ach, ich habe Hunger und Elend ausgestanden!"

„Da iß und trink," sagte Ghino großmüthig, und reichte dem an der Thüre Stehenden dar. „Du sollst es gut haben in meinem Hause, und ich will mich daran erinnern, daß ich dich sonst für meinen Bruder hielt, und vergessen, was du meinem Vater gethan. Geh' dann und wirb die Reiterei."

Antonio verschlang die Speisen gierig und schlürfte den Wein mit lang entbehrter Wollust. Dann ging er zu Giulio Montanino.

„Was wollt Ihr? Habt Ihr schon vergessen, wer Ihr seid?" herrschte ihm der Übermüthige entgegen.

„Ich bin Antonio, der Bastard, und Euer Knecht, gestrenger Signore. Vergeßt, was ich früher war, und denkt, ich sei immer der gewesen, der ich jetzt bin; ich denke auch so, und füge mich in die Umstände. Leiht mir Eure Ohr nur einen Augenblick; ich hoffe Euch einen wichtigen Dienst leisten zu können. Bezahlt mich dafür; denn Ihr seid reich und ich bin arm und bedürftig."

„So laßt hören."

„Messer Ghino Piccolomini ist mein größter Feind und auch der Eurige. Dieser Umstand führt mich zu Euch. Ihr werbt um die reizende Mariana Placidi, und schmeichelt Euch, ihre Hand zu erhalten. Ihr irrt. Messer Piccolomini wird sie mit Gewalt ertrotzen. Alle Nove werden ihn mit gewaffneter Hand unterstützen; er hat großen Anhang im Heere. Wenn Ihr dem Messer Guilappo den Vorschlag thätet, einen Wettkampf um die Donna zu halten, so würden Eure Mitbewerber wohl einwilligen. Ihr müßtet dann Eure ganze Partei bewaffnet auf den Kampfplatz führen, und selbst, wenn Ihr, was Euch schwerlich begegnen kann, im Kampf besiegt würdet, so könntet Ihr Euch die Braut doch erobern und die Andern würden, vom Anblick der Waffen bestürzt, schweigen und sie Euch überlassen."

„Euer Rath ist Goldes werth," sagte der reiche Wechsler und gab dem Bastard eine Handvoll, die dieser hastig zu sich steckte. — Er suchte Nicolo Picamiglo auf.

„Was hab' ich mit einem Bastard zu reden?" sagte der Plebejer hochmüthig.

„Hört nur zwei Worte von mir, Herr, und wenn sie Euch von Nutzen sind, so laßt Euch dann eine demüthige Bitte von einem armen jungen Mann vortragen."

„So sag's und halte mich nicht auf."

„Ihr gehört zu den drei Bewerbern der Donna Mariana Placidi, und die beiden andern werden Euch den Vorschlag thun, die Donna als Preis eines Wettkampfs zwischen Euch dreien zu setzen."

„O dann ist sie mein! Mich soll keiner besiegen, wenn's solchen Preis gilt."

„Ihr werdet Sieger sein, und doch die Braut nicht erhalten."

„Weshalb nicht?"

„Weil Messer Piccolomini und Messer Montanino insgeheim übereingekommen sind, daß der Vertrag nur zwischen ihnen beiden gelten soll. Wer von ihnen der Sieger ist, erhält die Donna; Ihr mögt nachher beide besiegen, es wird Euch nichts helfen."

„Wie wäre das möglich? Das dürfen sie nicht wagen!"

„Sie werden eine bedeutende Streitmacht mit auf den Kampfplatz nehmen, und, so wie Ihr Händel anfangt, über Euch und Euern Anhang herfallen, und Euch niedermachen, die Gelegenheit benutzend, den neuerdings aufstrebenden Geist der Riformatoren zu unterdrücken."

„Verfluchte Rotte! Ha, wenn du Wahrheit redetest!"

„Wenn ich löge, was hätte ich davon? Nur wenn ich Wahrheit gesprochen, sollt Ihr meine Bitte erfüllen, nämlich mich Verstoßnen unter die Riformatoren aufzunehmen."

„Die Bitte sei dir im Voraus erfüllt. Außerdem sollst du noch reichlich belohnt werden." —

Als Antonio vor der Thür war, lachte sein schwarzgelbes Gesicht in die Brust herab. Es war das Hohnlachen eines Teufels. (Forts. folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutschen Malerschulen.

(Fortsetzung.)

„Es liegt manches Wahre in Euren Bemerkungen, *) doch sind sie nicht frei von Irrthümern. Ihr habt recht, der englische Künstler beginnt damit, sein Glück zu erstreben, doch schließt er dadurch die Hoffnung und den Wunsch nicht aus, das Ziel des Talentes, den Ruhm, der freilich

*) Zur Ehre deutscher Sinnesart darf der deutsche Glossator diesem Orakel sein: „Ich meine wohl!" nicht etwa aus falscher Nationalbescheidenheit entziehen.

allein ihm vorschweben sollte, zu erreichen; nie aber will er absichtlich des Gewinnes halber es verfehlen.[6]) Es fehlt ihnen — ich gestehe es — jene religiöse und halb-mönchische Begeisterung, die aus jedem Eurer Maler nicht allein ein, seiner Kunst mit Leib und Seele zugethanes Wesen, sondern auch noch einen der Fahne seines Meisters treulich folgenden Jünger macht. Doch auch jene Strenge, jene starre Erhabenheit haben ihre Gefahren. Diejenige Gattung Malerei, welche man die bürgerliche oder häusliche nennen könnte und die in der Laune, dem Humor, in dem Studium des geselligen Lebens und der aus den Physionomien beobachteten Charaktere ihren Ursprung hat, ich meine die Familienscenen und das Portrait, sind in Deutschland entweder sehr vernachlässigt, oder doch sehr untergeordnet. Ihr haltet Euch, was das Portrait betrifft, an jene trockne, steife und kleinliche Manier der alten Maler, deren Fehler Ihr bewundert (!). Das Trockne Eurer Umrisse beleidigt das Auge. Ihr unterlaßt die merkwürdigen Zufälligkeiten des Helldunkels aufzufassen und in ihren schönen Effecten wiederzugeben, die Magie der Atmosphäre verschwindet und verschwimmt unter Eurem Pinsel. Ihr scheinet nicht einmal zu ahnen, was Rembrand und Paul Veronese so gut verstanden, nämlich: daß die Sonne der alleinige große Maler ist. Ihr opfert alles der Zeichnung, der Reinheit der Linien, der Tiefe des Gefühl's, der Größe des Charakters. Diese geläuterte Kunst, Eure neue deutsche Kunst hat wohl ihren Werth. Doch wenn man einige Zeit sich unter diesen so fleißigen, aber eben so engherzigen Meisterwerken umgesehen hat, mit wie freudigem Gefühl findet man nicht beim Anblicke Titians und Rubens den Zauber der Farbe, den warmen und glänzenden Duft, der über die Natur gehaucht ist, wieder! Wirft man hingegen den Blick auf eine Landschaft der neueren deutschen Schule, so ist man oft veranlaßt zu glauben, als ermangle sie aller Luft und der Lebensprozeß sei darin unmöglich, gerade als ob der pneumatische Apparat alle Gasarten der atmosphärischen Luft entzogen habe. Unsere englischen Künstler, Calcott, Turner, Etty und Landseer, besitzen im Gegentheil im höchsten Grade jenen Zauber des Colorits, jene Kenntniß der verschiedenen Töne, deren sich die Natur bedient, und welcher sie die Vorschrift zur Mischung entlehnen."[7])

„Leichte Vorschrift (receipt) um die ich Sie nicht beneide," entgegnete mein guter Deutscher mit diesem wegwerfenden Ausdruck, den er bis jetzt noch nicht abgelegt hatte. „Wollt Ihr etwa den Charlatanismus dieser entweder schroff einander entgegengesetzten oder unbestimmt verschmolzenen Tinten mit der tiefen Wissenschaft vergleichen, welche das Ideal sucht und wiedergibt? Unter allen Euern Künstlern kenne ich nur Flaxman, der die wahre und reine Idee der Kunst erkannt und bewahrt hat. Als alleinigen wahren Übersetzer des Horaz, als alleinigen Commentator des Dante, zählen wir ihn zu den Meistern der deutschen Schule. Die andern sind uns nicht einmal dem Namen nach bekannt; höchst wahrscheinlich aber sind es die erhabenen Schöpfer von Panoramen und Dioramen, jene Maler, welche Ihr Coloristen nennt, und dies, weil sie stark geröthete Himmel, recht blaue Wasser und Lichteffecte anbringen, die das Auge kaum zu ertragen vermag. Laßt doch der Oper diese kindischen Blendwerke. Ich sage es Euch, niemals werde ich mich von Bildern, wie Ihr sie mir eben gerühmt, angezogen fühlen."

„Ich tadle Euch, wie ich meine Landsleute tadle, denen in ihrer Verachtung für andere Völker, die Namen von Künstlern wie Schnorr, Overbeck, Rauch, Peter Heß, Wach, ja selbst der des König's der deutschen Malerei, Cornelius, unbekannt geblieben sind. Solche gegenseitigen Vorurtheile, solche Unwissenheit führen durchaus zu nichts. Anstatt zwischen den verschiedenen Regionen der Kunst einen Wall von Erz aufzuführen, versuchen wir es, sie einander näher zu bringen. Euch gehört die Tiefe des Gedankens, und das Familienleben; Eure Strenge fällt in's Steife, sie verbessere sich durch die Eigenthümlichkeit und die pikante Varietät des Ausdruck's, welche den Glanz anderer Schulen ausmachen. Unsere zu freie Phantasie, unsere etwas kleinliche Individualität erheben sich nur selten zu der innigen, großartigen Auffassung der Geschichte. Lehrt uns diese Innigkeit und diese Größe des Gedankens, die Euch so eigen sind. Wir werden unsere etwas flache Leichtigkeit verbessern, indem wir Eure feste Zeichnung, Eure Nachhaltigkeit in der Ausführung nachahmen. Das Studium unserer berühmten Meister wird dagegen Euch von Eurem Pedantismus abbringen oder ihm doch wenigstens einen Anstrich von Feinheit und Grazie geben, die Euch fehlen."[8]) Vergebens versuchte ich durch meine Vorstellungen dem deutschen Künstler seine tiefe Verachtung für meine Lands-

6) Nie?! Exempla sunt odiosa. Eben Martin z. B. und Lawrence (abgesehen von allen seinen wahrhaften, großen Vorzügen) u. s. v. a.

7) Man sieht, der Engländer war vermuthlich nicht da, wo er sehen sollte; obwohl er manches gesehen und vielleicht allzuviel, was er, da er deutsche Kunstwerke mit englischen Augen sah, alles zu sehen nicht nöthig gehabt hätte. Trotz der originellen Einseitigkeit dieses Engländers, ja selbst trotz seiner theilweisen Ignoranz, bleibt ein gewisser Instinkt, viel Wahres herauszufinden, interessant und für uns lehrreich. Es ist z. B. nicht abzuläugnen, daß er völlig Recht behält, wenn er uns die Ausbildung und Perfection der eigentlichen humoristischen Genremalerei gänzlich abspricht, die aus Holland seit der neueren Zeit nach England hinübergeflüchtet ist, obwohl sie dort (im Allgemeinen) einen etwas prätentiösern und (sit venia verbo) sentimentaleren Anflug gewonnen. Der Grund dieser Erscheinung liegt ohne Zweifel darin, daß uns, die wir stets bloß in den Stuben ernsthaft, und auf dem Markte lächerlich sind, die Scham über unsre [illegible] auf den Cothurn hob und wir in den großen Dimensionen des Pathetischen allein uns zu entschädigen trachten. Wo kein öffentliches Volksleben ist, wird die Kunst stets einseitig bleiben müssen; wir haben keinen Humor in der bildenden Kunst, wie wir keinen in der dramatischen haben, weil wir keinen im Leben haben; wir haben keinen im Leben, weil wir keine Poesie darin dulden, goutiren und produziren können; Poesie fehlt unserm Leben aber ganz natürlicherweise deßhalb, weil die Poesie weder in Treibhäusern noch in Töpfen, sondern nur in freiem Erdreich durch Gottes freie Sonne reift. Deßhalb hatten wir die Epoche zu durchleben, in welcher unsre Poesie sich bloß an Sehnsuchts-Träume anlehnte und in Luftschlössern residirte, und sind jetzt — wenigstens an die Schwelle einer neuen Epoche getreten, die wir als Turnierschranken geachtet und von Ehrenholden behütet wissen wollen. Ist erst Wahrheit in's Leben gekommen, so wird es auch in aller Kunst — Wahrheit, das heißt: es wird eine große (tönende oder plastische) Poesie geben. Unrecht thut unser englischer Freund der deutschen Landschaftsmalerei, aber aus demselben Grunde Unrecht, als er von unsrer „halb mönchischen" Begeisterung spricht; der Grund ist kein anderer als — Unkenntniß, letztere war als Produkt zweier niederer Factoren: angebornen Afenthum's und sinnlicher Abspannung, einige Zeit lang, aber auch nur sehr kurze, und in sehr eng abgeschlossenen Cliquen vorherrschend, und wenn der Engländer von dem Colorit unserer neueren deutschen Schulen spricht, denkt er stets bloß an Retzsch, den Allerfarblosesten, der alles eher ist als wofür ihn sein englischer Freund hält — ein Poet in der Erfindung und — ein Maler in der Darstellung.

8) Der vermuthlich karrikirt sein sollende deutsche Malerjüngling sagt in dieser Antwort denn doch manches, was der englische Reisende nicht in seinen brittischen Verstand übersetzen kann.

leute zu benehmen. Er hüllte sich in die engen Falten seines Mantels und kehrte in sein dunkles, räucheriges Atelier zurück, schlug das Nibelungenlied, diese andere Bibel deutscher Kunst auf,*) und setzte sein abgesondertes, bizarres Künstlerleben — von dem ich ihn nicht abbringen konnte — nach wie vor fort. Ein weiterer Nachtheil der Schule ist, daß sie die Modification der Ideen, die Fruchtbarkeit der Theorien nicht gehörig Raum gewinnen läßt. Man bleibt wie angefesselt an dem Lehrgebäude des Meisters stehen. (Forts. folgt.)

*) Wer möchte bei dieser Stelle, die eine gänzliche Unkenntniß der neueren deutschen Malerei darthut, nicht unwillkührlich an so manches eben so schiefe transrhenanische Urtheil über deutsche Literatur denken? Die Franzosen lassen sich (und wie?) unsern Jean Paul übersetzen, beten unsern Hoffmann als Stifter einer neuen Aera an, u. s. w. und sind so klug als wie zuvor; denn es braucht etwas lange, bis man aus dem Ocean der Formen das Wesen herausfischt. Der Engländer hat für Deutschland keine andre algebraische Formel, als Rausch und das — Nibelungenlied! Es verlohnt wahrlich der Mühe, seine weiteren Bemerkungen in ihrer ganzen Ausdehnung aufmerksam zu verfolgen; in welcher beinahe Wort an Wort, Satz an Satz, Wahrheit und Unsinn verschwistert sich an einander schmiegen. So kennt uns das Ausland!

Buntes.

Die bestandene und doch mißglückte Probe. Nachstehende interessante Anekdote verdient mitgetheilt zu werden: Ein junger Mann in Paris, wir wollen ihn Alfred nennen, erhielt nachstehenden Brief:

„Alfred, du hast mir gesagt, daß du mich liebst, und daß dein ganzes Glück der Besitz meiner Hand sein wird; ich glaub' es. Wir trauen und leihen gern solchen Schmeicheleien unser Ohr. Aber das Mißgeschick einiger meiner Freundinnen läßt mich eine Erfahrung machen, die ich noch nicht haben kann, und so hab' ich dies beschlossen. Ich bin ohne Eltern: ich bin majorenn: ich kann frei über mein Vermögen und meine Person schalten. Ich verreise auf 6 Monate in die Bretagne zu meinem Oheim, der auch mein Vormund war und welcher wünscht, daß ich ihm noch etwas von der Freiheit weihen möchte, die ich noch besitze. Er fürchtet, daß mein Mann, wenn ich mich entschließe, einen zu nehmen, nichts von einer solchen Reise wissen mag. Ich fordere — dummes Wort! — ich wünsche, daß du während meiner Abwesenheit deine abscheuliche Gewohnheit ablegst, die eine unerschwingliche Leidenschaft werden kann: ich meine das Spiel. Du gehst fast alle Abend mit zwei oder dreien deiner Freunde, die dich verführen, zu dem alten Grafen von B. und jedes Mal setzest du an zwei hundert Louisd'or's auf's Spiel. Das ist abscheulich. Ich bin nicht so thöricht, dich von deinen Freunden und Gesellschaften trennen zu wollen, aber ich fordere — schon wieder! — ich bitte, daß du, während der 6 Monate, die meine Reise dauern wird, keine Karte anrührest. Jeden Tag hab' ich Nachricht von deiner Aufführung, und ich werde sogleich wissen, ob du mir dies Opfer hast bringen können. Meine Hand ist der Preis." Hortense.

Was da verlangt wird, ist nicht sehr schwer, sagte Alfred beim Empfang dieses Briefes, und fügte, nachdem er ihn noch ein Mal gelesen, hinzu: mein Glück ist gemacht. Er konnte auch eine ganze Woche bleiben, ohne zum Grafen B. zu gehen; denn obschon seiner sicher, hielt er es doch für besser, die Gelegenheit ganz zu vermeiden. Doch zuletzt scherzten seine Freunde so sehr über sein Ausbleiben und der Graf machte ihm so viel Vorwürfe, daß er sich entschloß, wieder zu ihm zu gehen. Nun, sagte er, man kann ja in Gesellschaft gehen, auch ohne zu spielen. Ich werde kein Geld mitnehmen. Als Alfred eintrat, gab man ihm einen Platz am Spieltisch. Nein, ich danke, sagte er leichthin, ich habe meine Börse vergessen: und überdies hab' ich Kopfweh. Er warf sich in einen Lehnstuhl, in dessen Nähe eine junge Dame saß, der er eine große Aufmerksamkeit früher geschenkt hatte, da er sie schon oft mit ihrem Oheim beim Grafen gesehen hatte. Er begann ein Gespräch, sowohl zur Unterhaltung, wie auch, um einen Vorwand zu haben, daß man ihn nicht wieder zum Spiel lade. Marie war ein junges Mädchen, die ihre Kindheit in der Provinz verbracht hatte auf dem Schlosse ihres Oheims: sie war ein wenig linkisch und schüchtern; aber sie hatte vielen natürlichen Verstand, Empfindung, und eine so außerordentliche Originalität, daß sie ihm die Welt und die Gesellschaft unter einem ganz neuen Gesichtspunkte zeigte. Bei jeder Andern würde dies wie gesucht und affektirt herausgekommen sein; bei Marie mußte man sehen, daß es Einfachheit, Offenheit und Empfindung war. Alfred hatte nie eine so einfache und natürliche Sprache gehört. Zwei Stunden vergingen wie ein Augenblick, und er hörte sie noch immer, als er schon zu Haus war. Wahrlich, sagte er, das ist ein vortrefflicher Vorwand, um das Spiel zu fliehen. Ich werde mit der Kleinen plaudern, sie ist drollig, originell, allerliebst, man wird glauben, daß ich ihr den Hof mache und nicht mehr vom Spiele sprechen. Und Alfred versäumte keinen Abend beim Grafen, und war immer bei Marie, die er nicht verließ. Seine Unzertrennlichkeit von dem jungen Mädchen gaben aller Welt zu sprechen: sie und er, waren die Einzigen, welche an nichts dachten. Eines Abends nahm Alfred Abschied, als Mariens Oheim ihn bat, morgen früh zu ihm zu kommen. Einen Monat später führte Alfred Marien zum Altar; das war am 12. Januar. Am 15. kam Hortense von ihrer Reise zurück. Sie saß gerade, um ein Bad zu nehmen, als sie die Journale durchflog. Da schrie sie auf und fiel rücklings in das Sopha. Sie hatte gelesen: der König hat den Ehekontrakt des Grafen Alfred mit dem Fräulein Marie G . . . unterzeichnet. Sie ist außer sich, sie will jetzt niemand sehen, und es wird lange währen, ehe sie von ihrem Kummer geheilt ist. —

Der alte Jahn über den französischen Charakter. „Zum ersten Mal bin ich außerhalb Deutschlands und nun gleich hier. Die große Reisehetze (grande tour par l'Europe) zu machen, habe ich immer Anlaß verspürt. Paris gefällt mir schlecht und das Franzosenthum noch schlechter. Paris sieht am hellen lichten Tage aus, wie eine ehrliche deutsche Stadt im Mondschein. Von einer Innenhöhe betrachtet gleicht es durch seine Riesenessen einem Wald von umgekehrten Abtritten.

„Die Franzosen haben als Gesammtheit viel Gemeingut von Weltwitz; an Mutterwitz ist jeder Einzelne arm. Tausenderlei Wörter besitzen sie für den Verkehr schlechter Gesellschaftlichkeit und geheiligter Unsitte; ihrer Sprache aber fehlt es an Schrot und Korn. Was ihr an Gewicht und Gehalt abgeht, vertuscht sie durch Gleiße. Zahllos sind ihre Gleißwörter und Gleißredmisse, und doch ist sie nicht Tell, nicht Hell. Die deutsche Sprache ist dichterische Erstgeborne, die französische setzt die Worte zum Prahlmarsch und das Wort wie ein Gewehr zur Schaustellung; die deutsche hat Wortton und Redeton, wogegen die französische sich rühmt, wie das Wasser ohne Farbe und Geschmack zu sein. Alle Völker sagen: „die deutsche ist die schwerste Sprache." In dieser Einstimmigkeit ist auch ihr Werth und ihre Würde zugleich ausgesprochen.

„Wechsel und Wandel sind ihre Götzen, auf Dauer ist nie bei ihnen zu rechnen. Glaube, Gesetz, Verfassung, Königthum, Kaiser, Alles ist wandelbar; sie ändern das Wichtigste, wie eine Hutschleife und verträllern das Heilige, wie einen Gassenhauer. Eignes hat Keiner. Sie sehen Alle aus, als wären sie bei den Tanzmeistern, Fechtmeistern und Drillmeistern aus der Lehre gekommen. Wie Einer reden sie Alle; doch passen Morgenrede und Abendrede nie zusammen und wäre ihr Wort eine Brücke, man dürfte nicht trauen, darüber zu gehen.

„Am Eingange zu den Knochenhöhlen prunkt die Inschrift: „Kaiserthum des Todes." Die Gebeine und Herzen ihrer großen Männer haben sie in Fledermausnestern lichtloser Gewölbe verkellert, wie man in Deutschland Suppenwurzeln und Knollgewächse für den Winter bewahrt.

„Der Deutsche ist Gemüthswesen, der Franzose ein Mensch des gemeinen Verstandes. Wenn der deutsche Philister des Abends aus seiner Bierhöhle nach Hause torkelt, so liegt er häufig ling und lang im Rinnstein und ergibt sich in sein Schicksal, bis ein Biergenosse, der weniger geladen, dazu kommt und ihm auf die Beine hilft.

„Der Pariser Philister geht Abends in gemessner Haltung in das Palais royal, besieht sich Alles, was umsonst zu sehen ist und fühlt sich groß, wenn er dieses Innengehäuse durchwandelt. Vor dem Heimgehen besucht er zuletzt eine Kneipe. Da setzt er sich stolz auf einen Hochsitz, der eine Fußbank zum Untergestell hat. Jetzt läßt er sich eine Zeitung reichen und scheint aufmerksam darin zu lesen. Vor ihm steht ein Junge, der sein Schuhwerk auf dem Fuße putzt, hinten steht ein Mann, der ihn einzopft. Ist alles vollendet, so steht er mit Anstand auf, macht ringsum eine Verbeugung, entschuldigt sich höflichst, bindet ein Tuch um den Kopf, umwickelt sein Schuhwerk mit altem Papier, überschnürt es mit Bindfaden, empfiehlt sich, geht nach Hause und ist am andern Morgen gleich fix und fertig."

(Denknisse eines Deutschen. 1835. S. 162 f.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 38. 1835.

149

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 13. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

14.

Niemand war froher über das ihm von den Freiern seiner Pflegetochter gemachte Anerbieten, sie als Preis eines Wettkampfs zu setzen, als Messer Guilappo, theils der Ehre wegen, die ihm dadurch widerfuhr, theils weil er so am besten aus seiner Verlegenheit kam. Der Tag des Kampfes wurde bestimmt, und jeder der Freier rüstete sich öffentlich, um mit größter Pracht zu erscheinen, und im Stillen, so viel als möglich von seinem Anhang wohl bewaffnet auf den Platz zu stellen. Es waren große Vorkehrungen getroffen worden, die vornehmen Geschlechter der Stadt auf amphitheatralisch erhöheten Sitzen unterzubringen, doch hatte man der Masse des Volks den andern Halbkreis freigegeben. Die Frauen erschienen zahlreich in großer Pracht, ganz Siena strömte der Kampfbahn zu, welche sich vor den Bäumen des Dominikanerklosters auf dem Königsfelde ausdehnte. Mariana wurde, wie ein Schlachtopfer, reich geschmückt, in Begleitung der drei Freier von ihrem Oheim und den übrigen Verwandten geführt; sie war bleich und theilnahmlos; es schien ihr Alles recht oder gleichgültig. Nur als sie von der Tribune, auf die man sie gesetzt, auf die Akazien herab sah, unter welchen sie mit ihm gewandelt, der ihre Seele mit der höchsten Liebe und der höchsten Trauer erfüllt, zuckte sie schmerzlich zusammen.

Es war ausgemacht worden, daß Jeder mit Jedem erst mit der Lanze zu Pferd und dann mit dem Schwerte zu Fuß kämpfen sollte, und wer zuletzt Sieger sei, sollte die Braut heimführen. Das Loos sollte die Reihefolge bestimmen. Es traf zuerst Picamiglo und Piccolomini. Die Signale wurden gegeben und die Rivalen ritten in prächtigem Schmuck in die Schranken. Schon beim zweiten Gang stürzte Ghino in den Sand und fiel so schwer, daß er sein Pferd nicht wieder besteigen konnte. Knirschend vor Wuth, behauptete er seinem Sieger ins Gesicht, er habe auf eine Art gekämpft, der sich jeder Ritter schämen würde, und sich unrechtlicher Kunstgriffe bedient, die nur ein Riformatore sich erlauben könne, der keinen Begriff von Adel habe, und den gemeinen Eingebungen seines schlechten Blutes folge.

Picamiglo gab dagegen wüthende Schimpfreden, und in einem Nu waren die Schwerter gezogen und rasselten an einander. Die Gegner waren so erbittert, daß sie den Zuruf der Kampfrichter und Andrer, die den gesetzwidrigen Kampf nicht dulden wollten, gar nicht hörten. Montanino, der zunächst stand, sprang also mit gezognem Schwerte zu, in der Absicht, die Kämpfer zu trennen. Kaum hatte ihn Piccamiglo erblickt, so wandte er sich rasch, von dem Wahne getrieben, Montanino wolle Piccolomini beispringen, gegen den Erstern und führte einen so geschickten Hieb auf ihn, daß er sogleich blutend zu Boden stürzte. Aber in demselben Augenblick wurde er selbst von Ghino im Rücken schwer verwundet. Das Murren der Zuschauer wurde jetzt zum lauten Toben. Viele

warfen sich in die Bahn, um die Kämpfer von einander zu reißen. Piccomiglo, meinend, dies seien die bewaffneten Nove und Popularen, die ihn vollends niederhauen wollten, gab seiner Partei das verabredete Zeichen, und wie entfesselte wüthende Tieger, mit gräßlichem Mordgeschrei brachen die Riformatoren in die Bahn; kaum hatten die Nove und Popularen dies erblickt, als sie mit gleicher Wuth auf die Angreifenden stürzten. In wenigen Minuten war die Kampfbahn ein Schlachtfeld, wo nicht zwei, sondern drei Heere gegen einander wütheten, jedes gegen das andre. Die Frauen und Kinder und der unbewaffnete Haufe ergriffen mit Furchtgeschrei die Flucht, verwirrt lief Alles durch einander, die Einen, um sich zu retten, die Andern, um Waffen zu holen und selbst am Kampfe Theil zu nehmen. Die ganze Luft war erfüllt vom Geklirr der Waffen, vom Wuthgeheul der Kämpfenden, Schreckengeschrei der Fliehenden und dem Wimmern der Glocken, welche zum Sturm angezogen wurden. Vergebens suchten die Regenten der Stadt, dem Mordkampf ein Ende zu machen. Die Kühnsten fielen in der Mitte der Parteien, die andern flohen. Die drei Freier lagen bald mit vielen Andern entseelt am Boden. Ihr Fall erbitterte aber ihre Parteien nur noch wilder, die nun in blinder Wuth einander hinmordeten.

Mariana war ohnmächtig von ihrem Sitze gefallen; als sie wieder zu sich kam, sah sie sich unter demselben Baume, wo sie schon ein Mal ohnmächtig gelegen hatte, und über sie beugte sich ein Mann, in dessen bleichen verstörten Zügen sie mit Mühe Antonio erkannte. Es war ihr, als erwache sie eben aus der ersten Ohnmacht und alles dazwischen liegende sei nur ein böser Traum gewesen. Doch das nahe Mordgeschrei nahm ihr den Wahn und die Worte Antonio's: „Siehe, das ist mein Werk, die versprochne Pracht unserer Verlobung. Du nanntest mich zu früh einen Fürchterlichen. Jetzt bin ich's. Fürchte nicht mehr, daß ich dich liebe, schönes Mädchen. Meine Brust hat nur für das Gefühl der Rache Raum. Und noch ist sie nicht befriedigt."

Da schlug ihn eine kleine Hand auf die Schulter. Er sah eine hohe schwarzgekleidete Frau vor sich stehen. Es war Rosalba. „Du warst meiner Liebe würdig," sagte sie mit leuchtenden Augen. „Und wahrlich, ich wäre der deinigen würdig gewesen; denn ich hätte gehandelt wie du. Diese war deiner nicht werth; sie begreift dich nicht. Ich verstehe dich. Drum vergeb' ich dir, daß du mich ausschlugst. Kann ich nicht dein Weib, so laß mich deine Freundin sein."

„Nein, mein Weib sollst du werden!" schrie Antonio und seine Augen rollten wie Feuerräder. „Der Schlachttag ist unser Verlobungsfest, nicht das Friedensfest. Messer Lucio's Wille geschehe: Bastard und Bastard; wir passen zusammen. Der Alte hat es wohl gewußt. Er war ja doch mein Vater." — Sie sanken einander in die Arme.

„Unser Brauttag soll noch schöner sein," fuhr dann Antonio fort. „Ich gehe, um dich bald mit einem würdigen Brautzuge abzuholen. Halte dich bereit, mich zu empfangen." Und schnell kehrte er seine Fersen der Stadt zu.

15.

Am Pfortenring des Nonnenklosters zu St. Salvator zog hastig ein bleicher Mann, dessen zerrißne Kleider von ehemaliger Pracht zeugten. Er wurde in das Sprachzimmer geführt und verlangte die Priorin zu sehen. Sie erschien hinter dem Gitter.

„Ihr habt mir diese Kette geschenkt, hochwürdige Frau, und mich eingeladen, zu Euch zu kommen." Mit diesen Worten zog er die Kette hervor, die er sorgfältig an seiner Brust getragen hatte.

„Wer seid Ihr?" fragte die Priorin mit bebender Stimme.

„Ei, kennt Ihr mich denn nicht mehr? Es sind doch kaum einige Wochen, seit wir uns nicht gesehen."

„Antonio!" rief sie erstaunt. „Ihr habt Euch sehr verändert."

„Ich habe mancherlei ertragen müssen in dieser Zeit."

„Habt Ihr denn die Kette nicht abgegeben an den ältesten Sohn Messer Lucio's?"

„Merkt Ihr denn nicht, fromme Frau, daß ich selbst der bin, dem Ihr die Kette schicktet?"

„Du — du — mein Sohn!" rief die Priorin und zog ihn an ihr Herz.

„Wie?" fragte der Verwunderte. „Ihr seid —"

„Deine Mutter, deine unglückliche Mutter! Eine dunkle Ahnung zog mich zu dir. Laß dich küssen, Kind meiner Schmerzen. Aber du bist so blaß, deine Kleider sind zerfetzt. Was ist dir begegnet?"

„O vergönnt mir, mich erst zu sammeln und die Freude zu bewältigen, die wie ein Riesenstrom auf mein Herz stürzt, daß Ihr, Ihr meine Mutter seid!" Und seine Augen begannen wieder zu glänzen, sein schöner kühner Mund anmuthig zu lächeln, seine Züge belebten sich. Das Kind lag am Herzen der Mutter, die mit treueblickenden, liebeleuchtenden, wonneglänzenden Augen auf ihn herabsah und zärtliche Worte kosete, wie man sie zum Säugling spricht. Da genas schnell sein krankes Herz und wurde wieder stark und groß. Leicht fand er dann auch den Muth, ihr seine bittern Schicksale mitzutheilen, ihrem mütterlichen Herzen seinen Kummer zu klagen. Ihr Auge begann allmälig Zorn zu glühen, ihre Faust sich zu ballen, ihre Gestalt sich zu erheben, und als sie seine tiefste Schmach hörte, murmelte ihr Mund Flüche, grause Flüche. „Viele meiner Feinde sind gefallen von ihrem eignen Schwerte," schloß er seine Erzählung, „aber noch brennt mir der Durst nach Rache an Siena die Seele."

„Rache an Siena!" rief die Priorin. „Rache für

dein geschmähetes Blut, großer Aeneas Sylvius, Wohlthäter Siena's! — Und was gedenkst du zu thun?“ fragte sie ihren Sohn.

„Ich will alle Exilirten aus Siena in Italien zusammentreiben, will zum Papst, zum König von Neapel, zum Herzog von Calabrien, zum Herzog von Mailand und ein Heer von ihnen zusammenbringen, womit ich die stolze Stadt erobere. Dann will ich als ihr Herr und Gebieter das Schwert der Rache durch die Straßen tragen von Haus zu Haus.“

„Das soll dir werden, mein geliebter Sohn, schnell und sicher durch mich. Ha! ich selber glühe, deine Schmach im Blute der Senesen abzuwaschen. Ich will hervortreten aus meiner Dunkelheit und die mir befreundeten Fürsten Italiens um Hülfe anrufen, und mit Schrecken soll es Siena erfahren, daß du Pius des Zweiten Enkel bist.“ (Forts. folgt.)

Schülertrost.

Ich.

Du netter kleiner Springinsfeld,
So leicht wie eine Federspule,
Im Lernen scheinst du mir kein Held,
Bist wohl der Letzte in der Schule?

Er.

Seht, Einer muß der Erste sein,
Und Einer ist der Letzte,
Drum machte das mir niemals Pein,
Wohin man mich versetzte.

Und wenn ich auch der Letzte bin,
Ich bleibe lustig und munter,
Und denke still in meinem Sinn:
Jetzt komm' ich nicht weiter herunter!

J. C. Nänny.

Die morgenländischen Sagen von Erfindung des Schachspiels.

Von H. F. Maßmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die schon erwähnte indisch-persische Sage von der Erfindung des königlichen Spieles lautet genauer so. Um das Jahr 400 nach Christi Geburt habe ein junger König Schachram, von trefflichen Eigenschaften, Indien beherrscht; doch sei er durch Schmeichler verleitet worden und ein hochmüthiger Thor und grausamer Tyrann; keine Vorstellung der Braminen und Räthe, daß er ohne den Geringsten im Volke doch nichts sei und nichts vermöge, daß seine Macht nur im Glücke der Bürger bestehe, habe gefruchtet. Da habe der Bramine Sissa gesonnen, wie er die ewige Lehre dem Könige anschaulich mache, und habe das Schachspiel erfunden, worin der König ohne Hülfe seiner sich opfernden Unterthanen verloren erscheint und sich kaum allein vertheidigen kann; wo der geringste Bauer oft das Spiel entscheidet, dem Könige den Thron rettet, sich zum Feldherrn aufschwingen kann. Welches alles Sissa in der dem Könige bei'm und am Spiele selber gegebenen Auslegung anschaulich machte und insonderheit hervorhob. Dem jungen Könige ging die eindringliche Lehre zu Herzen und sagte dem weisen Erfinder jede Belohnung zu, die er verlange. Da bat Sissa nur um so viel Waizen, als die Summe betrüge, wenn er auf das erste der 64 Felder des Schachbrettes ein Korn, auf das zweite 2, auf das dritte 4, und sofort auf jedes nächstfolgende nur das Gedoppelte des vorigen legte. Der König staunte ob der mäßigen bescheidenen Forderung und bewilligte das Sonderbare. Als aber die Ausführung begonnen wurde, kamen die Schatzmeister und Kornkämmerer zum Könige und klagten, daß bald der Reichthum des ganzen Indiens, ja der ganzen Welt nicht hinreichen würden, den Braminen zu belohnen.

Es ergibt sich dem Nachrechnenden leicht, daß alles Korn, das je seit Schöpfung der Welt auf der ganzen Erde geärntet worden, nicht reichen würde, die bescheidene Forderung des indischen Braminen zu befriedigen; und ein Kornhaus von 2253 Geviertmeilen, darin das Korn 30 F. hoch geschichtet läge, somit fast ganz Italien oder die Summe von beinahe 18½ Trillionen Körner oder 37½ Schäffel erforderlich sein würde.*) Wahrlich eine lehrreiche Sage, ein königliches Spiel in jeder Beziehung!

Unter den berühmten Schachspielern stellt die Sage Karl den Großen obenan. Ihm zunächst wird Timur Lengh oder Thamerlan genannt, der sonst mit Menschenleben spielte; ferner der sechste Kalif El Amin aus dem Hause der Abassiden. Unter den gekrönten Häuptern werden ferner berühmt: der griechische Kaiser Alexis (1081—1118), welcher mit seinen Vettern Nachts Schach spielte, die Regierungssorgen zu verscheuchen. Ferner König Sebastian von Portugal, der 1578 in einer Schlacht in Afrika blieb und mit dem der Syrakuser Paolo Boi spielte. — Philipp II. von Spanien, an dessen Hof Boi lebte und spielte. — Kaiser Karl V. — Katharina von Medicis — Pabst Leo X. — König Heinrich IV. von Frankreich — Königin Elisabeth von England — König Ludwig XIII. von Frankreich — König Jacob I. von England — König Ludwig XIV. — Wilhelm III. — Karl XII. von Schweden — Friedrich der Große — Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen — Herzog Ernst von Braunschweig. An sie reihen sich Prinz Condé, Herbert von Cherbourg, Walther Raleigh u. s. w.

Im Jahre 1266 kam ein Sarazene nach Florenz, Namens Buzecha, welcher drei Spiele zugleich mit den besten Schachspielern in Florenz spielte, zwei Spiele im Kopfe, eins vor Augen. In zweien siegte er und das dritte ging aus. Auf ähnliche Weise spielten aus dem Kopfe um das Jahr 1400 der Florenzer Mangiolino und die Spanier Zerone, Medrano, und Ruy Lopez. Der berühmte Philidor spielte schon in seinem achtzehnten Jahre auf zwei Schachbrettern, ohne hinzublicken und gewann. Eben so spielte, ohne hinzublicken, aus dem Gedächtnisse Alexander Salvio. Er selber nennt im 3. Buche seines Schachwerkes (das gegen Pietro Carrera gerichtet ist) einen Mann, der blind gespielet. Das ist er selber. Um 1536 spielte ein wirklich Blinder in Damaskus auch trefflich, wie er auch den Koran auswendig wußte und viele gute Gedichte. Der obengenannte Paolo Boi von Syrakus, darum der Syrakusaner genannt, von reicher und edler Familie, Italien und Spanien, Portugal,

*) Die sich von 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, 512, 1024, 2048, 4096, 8192, 16384, 32768, rc. steigernde Summen 18··, 446, 744··, 073, 709·, 551, 615. So berechnete schon Elzafedi, Averroës von Cordova (1180) und Gustavus Selenus.

Ungern während 20 Jahre zum Wettschach durchreisend, spielte auf 3, auf 4 Schachbrettern zugleich. Eben so Sacchieri von Turin, Lehrer der Mathematik zu Pavia. Vier Spiele spielte er zugleich, während er plauderte.

An sie reihen sich der Portugiese Damiano und der Spanier Rui Lopez de Sigura. — Giachimo Greko, der „Kalabrese,“ im Anfange des 17ten Jahrhunderts, reis'te auch auf das Schachspiel in Europa herum, wobei ihn Keiner besiegte. Von allen diesen sind Schachwerke vorhanden. Der Araber Philipp Stamma aus Aleppo, in Paris lebend 1737, und Dolmetsch des Arabischen ꝛc. in England. — Der Musiker Philidor, vom Könige von Frankreich so genannt nach einem italienischen Tonkünstler des Namens, eigentlich André Danine heißend, geboren zu Draux bei Paris 1726, gestorben 1795 am 31. August zu London, 69 Jahre alt. Auch ihre Spielarten sind in besondern Werken reichlich beschrieben. Philidor spielte noch zwei Monate vor seinem Tode mit verbundenen Augen gegen zwei der besten Spieler zugleich Schach und gewann beide Spiele. Im Jahre 1747 war er in London und spielte in diesem Jahre mit Stamma. 1751 war er in Berlin, 1755 in Frankreich, danach wieder in Engelland bis 1795. — Von Engelländern werden genannt und gerühmt, Cunningham, Rutland, Godolf, Elibant, Cargell, Abraham Jank, Black, Conaye, Salvador. Unter den Deutschen sehen wir die Bauern von Ströpke spielberühmt und manche treffliche Schachspieler leben umher im Lande. Besonders in Berlin sind einige treffliche Spieler. So lange er dort lebte, zeichnete sich als schneller vorausblickender Schachspieler Friedrich Ludwig Jahn aus. Er liebte besonders und trieb sehr fertig das sogenannte Beinstellen (dar il gambetto, das Gambetspiel). Unter den Aelteren aber sind außer Dr. Manuel von Cestanz, als werkthätige Bearbeiter des Schachspieles hier nochmals zu nennen Herzog August von Braunschweig, welcher 1616 als Gustavus Selenus sein gediegenes, ausführliches Schachwerk schrieb („Das Schach- oder König-Spiel“); nächst ihm Weikmann („New-erfundenes Großes Königs-Spiel.“ Ulm. 1664. fol.). Seitdem hat die deutsche Schachliteratur sich reichlich ausgedehnt. Wir nennen hier Gutsmuth's, Horey, Hoffmann, Kindermann, Koch, Mauvillon, Netter, Nelis, Nikolai, Preußler, Schmidt, Silberschmidt, Walker (Präsident des Londoner Schachklubbs Werk übersetzt von Schiereck), Duben, Müller, Barschein, Breitkopf u. s. w.

Bunte s.

Fürstendichter. Unsre Zeit hat Dichterfürsten und Fürstendichter gesehen. Jene sind seltene Gottesgeschenke; diese wünscht Knebel, der mit dem zu Grabe gegangenen Dichterfürsten in Weimar in nächstem Verhältniß stand, so selten als möglich. Er sagt (in Th. Mundts Schriften in bunter Reihe. Erstes Heft. Leipz. 1834): „Ich möchte auch nicht, daß ein König habe streben, ein Autor zu sein. Das Studium zieht gewissermaßen von der Menschheit ab, und die Versekunst zumal macht launicht.“

Kunstvereine. Die alten Zeiten hatten ihre Gilden, Zünfte, Innungen; die neuen: Kränzchen, Klubbs, Logen, Vereine. Die alte Kunst hatte ihre artisten Innungen (das bedeutet ursprünglich Universitas). Die neue Wissenschaft hat Akademien, die neue Kunst — Kunstvereine — wie Gallerien, was der alten Kunst die Kirchen waren.

Es ist ein Zeichen unsrer Zeit, daß die Kunstvereine sich reißend mehren. Wir zählen jetzt deren in Berlin, Karlsruhe, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt, Hannover, Kopenhagen, München, Nürnberg, Stuttgart, Wien.

Alle haben den guten Brauch angenommen, daß sie ihren Mitgliedern (außer Verloosungen der angekauften Bilder) alljährlich Geschenke an Kupferstichen oder Steindrücken geben. Der Münchener Kunstverein gab seinen Gliedern sonst, wie auch Wien, Stuttgart, Hannover, noch ein größeres Blatt in Steindruck; seit zehen Jahre aber mehrere Blätter, wie auch Berlin, Frankfurt, Karlsruhe, Kopenhagen.

Letztres gibt jährlich ein Heft radirter Blätter, eben so Karlsruhe, Düsseldorf radirte und lithographirte, Wien einen ausgezeichneten Kupferstich.

Der mit vielem Takte und Kunstkenntniß gearbeitete „Katalog von Kunstsachen und Büchern“ von R. Weigel. 2te Abtheilung. 1834. 8. führt S. 132 — 134. die Kupferstiche und Steindrücke nebst ihren Preisen namhaft auf, wie sie jene sämmtliche genannte Kunstvereine in den letzten Jahren vertheilt haben.

Dieser Katalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur (R. Weigel) in Leipzig vorräthig oder durch dieselben besorgt werden, zweite Abtheilung. gr. 8. — enthält auf 134 Seiten eine sehr reiche, gut und verständig, ja mit inner Sachkenntniß angeordnete Auswahl von Druckwerken über die Kunst und ihre Geschichte, so wie eine große Anzahl einzelner Kunstwerke selber. Er führt seine Auswahl gut gesondert auf unter den Abschriften: „Kunstphilosophie — Kunstgeschichte und Kritik — Kunsttechnik — Kunstgeographie und Topographie — Kupferstich-, Holzschnitt-, Handzeichnungs-Kunde und Monogrammenbücher — Gallerien-, Handzeichnungs- und andere Werke — Verzeichnisse von Gemälde-Gallerieen und andern Kunstsammlungen. — Bücher mit Kupferstichen und Holzschnitten ausgezeichneter Künstler — biblische Geschichte, Dichtungen in Bildern, und Verwandtes — Sculptur, alte Architektur und Archäologie, nebst dem Trésor de numismatique et de glyptique — Baukunst und Plastik des Mittelalters — neuere Baukunst, Architekt- und andre Lehrbücher der Zeichnenkunst, nebst Abbildungen von Pferden — Ansichten, malerische Reisen, Panoramen — Todtentänze — Kupferstiche, nach Schulen und chronologisch — Radirungen, nach Schulen und chronologisch — Holzschnitt- und Clair-obscurs — Schwarzkunst-Blätter — Aqua-tinta Blätter, — Auswahl von neuen Lithographien, — Original-Handzeichnungen, nach Schulen und chronologisch, — die Darstellungen der religiösen Schulen der Malerei in Deutschland — die Betmischen Entschuldigungskarten — die Deutschen Kunstvereine.“

Napoleons Familie. Von allen Gliedern seiner Familie, welche Napoleon auf Europas Throne emporgehoben, trägt jetzt kein einziges eine Krone mehr. Sein einziger Sohn, der Herzog von Reichstadt ist nicht mehr; seine Brüder kehrten in den Schooß bürgerlicher Unbemerktheit zurück; die Kinder der verstoßenen Kaiserin dagegen hatte das Schicksal in seltsamer Laune fürstlichen Hoffnungen aufbewahrt; einer von Eugen Beauharnais's Söhnen hat jetzt die Anwartschaft auf den Thron Portugalls, eine Tochter, (die Herzogin von Braganza, Wittwe Don Pedro's) ist gegenwärtig dem Wesen nach Herrscherin, eine andre, die Gemalin des Kronprinzen Oskar von Schweden, wird einst als gesalbte Königin den Thron besteigen; eine vierte steht als Gattin eines regierenden deutschen Fürsten im Range gleich mit dem Bruder der Königin von England. So gleicht das Schicksal die Würden, die Leiden, die Entbehrungen aus.

Dem Census der Bevölkerung Roms im Jahre 1834 zufolge belief sich die Zahl der Einwohner im Ganzen auf 150,016, worunter sich 35,522 Familien, 210 Ketzer (die Juden nicht eingerechnet) 1557 Mönche, 1359 Nonnen, 1424 Priester und 39 Bischöfe befanden.

Ein Orakelspruch Talleyrands. Vicomte de B... hatte die Eigenheit in einigen Spielsälen, welche auch der Groß-Orakelmeister der neueren und neuesten Zeit, der wolkenumflossene Talleyrand besuchte, bei'm Mischen der Karten sich, was man sagt, nicht zu geniren. Diese noble Marotte zog dem braven Vicomte eines Tages, da man ihm schärfer, als sonst, auf die Finger sah, die Unannehmlichkeit zu, unsanft an die Thüre gebracht zu werden, so wie das feste Versprechen, ihn, wenn er wieder käme, auf noch kürzerem Wege, nämlich durch das Fenster auf die Straße zu befördern. Voll Bestürzung eilt der tiefgekränkte Vicomte am andern Tage zu Talleyrand, betheuert ihm seine Unschuld, erzählt ihm sein Mißgeschick und erbittet sich den Rath des alten Kartenkünstlers en gros. Talleyrand schüttelt bedenklich den Kopf und beharret ein philosophisches Schweigen. — „Mon dieu!“ dringt der Vicomte auf's Neue in den Orakelmeister, — „meine Lage ist höchst verdrießlich; geben Sie mir um's Himmelswillen doch einen Rath!“ — „Hm! mon cher!“ erwiederte der Weise von London mit wichtiger Miene: — „Spielen Sie künftig blos im rez-de-chaussée!“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 39. 1835.

153

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 14. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

„Aber erklärt mir, Mutter, die Räthsel, die sich mir entgegenthürmen. War denn Lucio Piccolomini nicht mein Vater?“

„Er war's. Du sollst Licht haben über deine Entstehung. Aeneas Sylvius, der gelehrteste und glorreichste aller Päpste, entsprang, wie dir bekannt ist, dem Geschlechte der Piccolomini in Siena. Ich war die Frucht seiner zärtlichen Verbindung mit einer geliebten Dame. Du siehst, ich bin ein Bastard, wie du, und deshalb wollen wir gemeinsame Sache machen. Weniger ehrgeizig, als andre Päpste, deren Gegner und Bekämpfer er erst gewesen war, suchte mich mein Vater nicht an einen Fürsten zu verheirathen, ich sollte vielmehr den Glanz seiner Vaterstadt und seines Hauses vermehren, dem er mit beispielloser Liebe ergeben war. Alles, was den Namen Piccolomini trug, erfreute sich seines väterlichen Schutzes. Er wurde in jeder Beziehung Siena's Wohlthäter. Zu jener Zeit brachen die heftigsten Stürme gegen die Aristokratie in Siena aus. Alles, was adlig war, wurde verjagt oder erschlagen, nur die Piccolomini blieben verschont, sie überhäufte das wüthende blutgierige Volk von Siena mit Ehren und Würden. Das Haupt des Hauses war Cäsar Piccolomini, ein würdiger Greis von trefflichen Eigenschaften, und von meinem Vater, dessen Jugendfreund er war, brüderlich geliebt. Messer Cäsar war Wittwer, als ich ihn zum ersten Mal sah; er trat an der Hand meines Vaters in das Kloster zu Viterbo, wo ich erzogen worden war und das ich noch nicht verlassen hatte. Ich kannte die Welt nicht, und von der Liebe hatte ich keine Ahnung. Ich verehrte den Papst, wie Gott. Er sagte mir, ich würde Messer Cäsar's Weib werden, und ich wurde es. Mir kam kein Gedanke bei, daß meine aufblühende Jugend nicht zu seinem verblühten Alter passe. Mein Vater hatte es gewollt, und mein Vater war der Papst; sein Wille war mir Gottes Wille. Ganz Siena huldigte mir; das schmeichelte meiner Eitelkeit. Stolz und zufrieden verlebte ich ein Jahr; da sah ich zuerst Lucio Piccolomini, meines Gatten ältesten Sohn, der, kein Jüngling mehr, nach Siena gekommen war, um sich nach dem Willen seines Vaters zu vermählen. Er hatte in mailändischen Diensten gestanden und war vor Kurzem päpstlicher Hauptmann geworden. Eine frühere unglückliche Liebe hatte dem schönen Manne eine Schwermuth eingehaucht, die ihn für mich gefährlich machte. Ich liebte ihn, bald durchtobte mich ein Flammenmeer. Über seine Gefühle blieb ich nicht lange im Unklaren; ich sah seinen furchtbaren Kampf, er dauerte mich, und ein unbelauschter Augenblick sah ihn zu meinen Füßen. Verdamme mich nicht, mein Sohn! Ich besiegte meine Leidenschaft und forderte Gleiches von ihm; ich verhehlte ihm meine Gefühle nicht, aber auf meine Bitten und Beschwörungen kehrte er nach Rom zurück. Ein Jahr darauf starb mein Gemahl, mein Vater überlebte ihn nur um wenige Wochen. Lucio erschien in seiner Vaterstadt, um seines Vaters Verlassenschaft zu ordnen. Unsere Liebe

war wo möglich noch leidenschaftlicher geworden. Eine Menge Freier umschwärmten mich, drängten sich an mich. Der Sohn ihres verstorbnen Gatten blieb der Wittwe nach kirchlichen und weltlichen Gesetzen ewig versagt. Je mehr ich meine Liebe verdammte, desto riesiger überwältigte sie mich. Die Schatten meines Vaters und meines Gatten erschienen mir drohend im Traume; Lucio sprach von Flucht mit mir; ich schauderte, aber in derselben Nacht floh ich allein hierher in dieses Kloster, dessen Priorin mir von Viterbo aus befreundet war. Ich entdeckte mich der würdigen Frau, wurde liebevoll aufgenommen und genas hier deiner. Bald nach meiner Entbindung nahm ich den Schleier; die Regel forderte gebietrisch, mich von dir zu trennen. Durch die Priorin kamst du in die Hände deines Vaters, der sich bald darauf in Rom mit der ihm bestimmten Braut verheirathete. Nicht ein namenloser Bastard bist du; nein, ein Piccolomini von Vater und Mutter; den Piccolomini aber ist Siena's Herrschaft bestimmt, und was dein Großvater, mein Gatte, zu sein verschmähete, das sollst du werden: Herzog von Siena."

16.

Durch ganz Siena ging ein ungeheurer Schrecken. Der Kampf der Parteien, der den Winter durch gewüthet hatte, schwieg plötzlich; man mußte sich versöhnen, um sich gegen den heranziehenden furchtbaren Feind zu vertheidigen. Schon heben die unterdrückten Nove ihr Haupt wieder stolz, und Rosalba Salimbeni, die man zeither nicht gesehen, zeigte sich prächtig geschmückt auf den Straßen. Sie hatte Botschaft empfangen, sich zur Hochzeit zu rüsten, und sie that's ihrem Reichthum gemäß. Aber Niemand wußte, wer ihr Bräutigam war, obgleich sie Brautlieder sang vor ihren Gästen; denn die edelsten Nove hatten Zutritt in ihrem Hause. Auf den Straßen aber ging ein Wehklagen: „Unsre Männer haben sich gegenseitig erschlagen, und Siena fehlen die Kämpfer. Nun kommt der wildeste, grausamste Feind und mordet, was noch übrig ist, und übt Rache an den Weibern und Kindern."

Antonio Piccolomini, so sprach das Gerücht, zieht mit furchtbarer Heeresmacht heran. Der Papst ist sein Freund geworden, der Fürst von Forli, des Papstes Sohn, hat sich innig mit ihm verbunden, die Fürsten Italiens haben ihm Krieger gegeben und alle Vertriebnen stehen unter seinem Banner. Er kommt in Pracht und Herrlichkeit und nennt sich Fürst von Siena. Mit ihm zieht eine Nonne, seine Mutter, die schöne Drusiana, die ihn mit ihren Schätzen unterstützt. Das kraftlose Volk lief heulend in die Kirchen, die Regenten berathschlagten und sandten Boten nach Florenz und Frankreich um Hülfe, aber schon nach einigen Tagen sagte sie die Kunde aus einander: Antonio ist da! — Die Thore wurden verschlossen, und der stolze Bastard schlug sein Lager ohnfern der Stadt auf. Nichts war gewisser, als sein Sieg. Alles war in Verzweiflung. Da trat ein schönes bleiches Frauenbild vor die Signoria und sprach: „Siena war stets meine Liebe, Sehnsucht nach der Vaterstadt trieb mich hierher, aber ach! mein Erscheinen wurde ihr Unglück. Ein mir unbekannter böser Fluch liegt auf meiner glühenden Vaterlandsliebe. Ich will ihn lösen, ihr Herren. Ich bin Mariana Placidi. War ich unschuldig des Vaterlands Verderberin, will ich nun schuldig seine Retterin werden. Öffnet mir die Thore, ich will hinaus zu Antonio Piccolomini; ich war seine Geliebte, ich bin es noch. Wollt Ihr einen Schwur? — ich schwöre jeden, daß ich das Verderben von Siena abwenden werde noch in dieser Nacht. Wie Veturia, die Mutter Coriolans, aus Rom zog in das Lager der Volsker, und ihren Sohn bewog, abzustehen von der Eroberung der Vaterstadt, so werde ich, Antonio Piccolomini's Geliebte, aus Siena in sein Lager ziehen, und ihn zu derselben That bewegen. Sein Herz ist nicht härter, als das jenes Römers." (Schluß folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutschen Malerschulen.

(Fortsetzung.)

Indessen verdient sie näher gekannt zu werden, diese deutsche Schule, diese seltsame Nachbildung früherer Kunst, diese Reihe von Versuchen der germanischen Völker, die Unfruchtbarkeit, die Erschöpfung und Schwäche der Neuern zu dem klaren Quell des Alterthum's zurück zu führen. Ein längerer Aufenthalt in Deutschland gab mir Gelegenheit, alle [10]) berühmten Künstler dieses Landes kennen zu lernen, und nicht allein ihr Talent zu würdigen, sondern auch die Art und Weise, nach welcher dieses Talent verfährt. Meine Achtung für sie, für ihr edles, reines, der Kunst geweihtes Leben, hat sich in dem Maße vermehrt, als ich sie näher kennen gelernt hatte. Im allgemeinen sind ihnen die technischen Mittel, Form und Materie nur untergeordnete Gegenstände. In den philosophischen Schulen gebildet, in stetem Umgang mit Freunden, die den Speculationen der transcendentalen Philosophie obliegen, beziehen sie alles auf die Idee; sie betrachten die Kunst als Symbol. [11]) Daher ihre Geringschätzung des Colorits und ihre wenigen Fortschritte in diesem Theile der Kunst; dahingegen sind sie im Ausdruck vortrefflich, sie suchen ihn gerade nicht entschieden in einer correcten Strenge der Zeichnung, wie dies die Schule Davids in der letzten Zeit des 18. Jahrhunderts that, [12]) vielmehr in dem grandiosantiken und in der Poesie der Form, ich möchte sagen: in jener nackten Einfachheit und linkischen Naivetät eines Giotto und Albrecht Durer.

Diese wissenschaftliche Verkehrtheit (?), dieses Parodiren der veralteten Meister sind eine Eigenthümlichkeit Deutschlands, eines Landes, das eben so schwärmerisch in seiner Bewunderung, als befangen in seiner unbegränzten Liebe für das Vergangene ist, — beides achtungswerthe Gefühle, aus denen aber mehr als eine Thorheit entsprossen ist.

10) Alle? Man möchte, den Urtheilen des Engländers nach, diese Totalität doch beinahe in Zweifel ziehen!

11) Wieder ein Schluß von einzelnen und zwar — sehr wenigen auf alle und auf's Ganze.

12) [illegible]

Nicht allein Albrecht Dürer, sondern auch seine Vorgänger werden häufig copirt. Man glaubt den Werth solcher Bilder zu erhöhen, wenn man sie auf Goldgrund malt; man ist grotesk bizarr und hart bis zur Übertreibung. Bis in das tiefste Mittelalter hinein wird den lächerlichsten Karrikaturen und absurdesten Skizzen nachgespürt; sie werden auf das sorgfältigste copirt, doch hat diese Übertreibung wieder so etwas naives, liebenswürdiges und ehrliches, daß man sie gerne gut heißen möchte, und unwillkührlich in ihr eine wahre Empfindung, eine tiefe Ehrfurcht für das Schöne erkennen muß.[13]) Vor einem Bilde, das die ganze Bibel in verschiedenen Abschnitten enthielt, und wo Gott der Vater mit etwas größerem Kopfe, als er Arme hatte, mit größeren Füßen, als er Beine hatte, dargestellt war, habe ich Schüler[14]) Tage lang sitzen gesehen. Das also sind die Modelle, die sich der deutsche Künstler heut zu Tage wählt. Retzsch, einer der vorzüglichsten dieser Künstler[15]), hat sich in einer höchst geistreichen Karrikatur, die er mir in Dresden gezeigt, über seine Kollegen lustig gemacht. Ein armer deutscher Schüler, in bloßem Hals und übergeschlagenem Hemdekragen, das Haar auf die Schultern herabwallend, sitzt auf einem antiken Torso des Apollo, der ihm als Schemel dient. Der Torso, als Sinnbild der idealen Grazie und des übermenschlich Schönen ist zur Hälfte mit Disteln, dem Sinnbild der Verachtung, die er den Neuern einflößt, bewachsen. Über dem Kopfe des Schülers, im Grunde einer gothischen Nische, ist ein großes mißgestaltetes Madonnenbild aufgestellt, dessen lange dürre Hände an der Hüfte kleben; die Beine der Figur sind unendlich lang und dünn, ihre Lippen sind geschlossen, die Falten ihres Gewandes steif und hölzern; dies ist das Meisterwerk, dessen ganze Steifheit wiederzugeben er bemüht ist. Eine vortreffliche Satyre, die der Verfasser noch nicht zur Kenntniß des Publikums gebracht hat, und die wir nicht Karrikatur nennen wollen, weil uns diese Benennung für eine so glückliche Allegorie nicht passend erscheint. Retzsch, welchen ich eben genannt habe, hat sich von jenen Lächerlichkeiten frei zu halten gewußt, ob er gleich recht wohl die Vorzüge der alten Maler zu würdigen versteht. Sein Ruf gründet sich, wie der unseres Flaxman, hauptsächlich auf einfache mit vieler Energie in Linien ausgeführte Skizzen. Seine Skizzen zu Gothes Faust, zu Schillers Lied von der Glocke und den Shakespear'schen Dramen sind in England und Frankreich hinlänglich bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

13) Auch hat sie (muß man zur Ehre des Teutschen Originalität hinzufügen, die noch in Deutschland heimisch und unausrottbar ist), weder je ganz, unumschränkt geherrscht, noch ihren Despotismus bis heute erhalten können. Es war unsre Revolution nach dem Siecle d'or der Zöpfe, sie führte uns auf die Quellen, durch die Quellen auf die Ueberlegung zurück; wir haben seither kein Kaiser-reich und keine Restauration zu erdulden gehabt; es war eine kopfhängerische Revolution statt einer kopfabschneiderischen, es war das erste heilsame Gähnen nach dem langen Katzenjammer.

14) Das ist möglich: Torse gibt es überall, und die Affen gedeihen auch in Europa; — indessen gibt es jetzt wenige solcher „Schüler“ mit langen „Christusbärten“ mehr.

15) ??? Hier beginnt in unsern Anmerkungen das Reich der Fragezeichen, mit hehr, hehr, als Meilenzeigern und einer Mautsperre als Wappen.

Rhapsodieen über deutsche Cliquen.

Hat Deutschland es auch noch nicht bis zu Associationen gebracht, gedeihen in ihm auch keine Clubbs, so ist es dafür der Schooß der Cliquen. Deutschland kommt mir vor, wie eine große Chria Ciceroniana, wie eine in Perücken-Wolken einherschwebende, riesige, lastende, brütende, rhetorische Periode mit antecedens und consequens, durch nichts gehalten, als durch pechschwarze, melancholisch-langweilige Gedankenstriche, eingeschachelt und gefaßt wie der Sarg in der Kaaba von den Magnetklammern kleiner Sätze und Thesen. Diese Periodenlandschaft hat auch ihre Bäume, aber keine Keime und Blätter d'ran; die Äste sehen freilich wie kandirt aus, als kämen sie eben aus des Zuckerbäckers Laden, — aber prüft man die weiße Rinde genauer, so ist's Eis, nichts als Eis.

Wenn ich von dieser Periodenlandschaft unmittelbar in das Labyrinth der deutschen Cliquen einstürme, ohne vorher meinen Paß visiren zu lassen und Kopf- und Gedankenzoll zu zahlen, so trägt in der That meine Keckheit weniger Schuld, als die hohen Stelzen, auf denen ich wie ein Storch, ein Hofrath oder ein andrer Sumpfvogel unwillkührlich große Schritte machen muß, um nicht im Morast bis an die Brust zu versinken; denn nur die Rinde ist vereist, und drunten ist Torfgrund wie auf den Nebelhochflächen des hohen Veen's. Eine Reise in's Land der deutschen Cliquen ist für einen Proletarier wahrlich keine Spazierfahrt. Da ist noch kein Glockenhäuschen errichtet, worin die Humanität bei dichtem Schneegestöber und Nebel für fremde Wandrer die Nothglocke zieht; da stehn keine Pfähle als ärmliche Wegeweiser; nein, im Gegentheil, die Wettermacher selbst wandeln herum in ihren Nebel-Tarn- und Narrenkappen und behüten die Traum- und Zaubersphäre der Theekesselregion.

Laßt mich eine Beschwörungsformel wider euch versuchen, ihr, die ihr durch ein Versehen des Schöpfers als Hofräthe und Tonangeber mit Menschenformen zur Welt kamet; (doch nein! nicht durch Versehen, — aus Witz; er hatte noch etwas Thon übrig, den Abfall, und draus knetete er ein eigenes Geschlecht, das der deutschen Protectionshänse). Aber wodurch soll man euch beschwören? Soll man sich euch zu Füßen werfen? Pfui! Soll man den ehrlichen alten Samiel zu Hülfe rufen? Gott sei bei uns! Die beste Beschwörung ist: man rückt euch an den Leib, man hebt euch von der Erde auf, und erwürgt euch in der Luft, oder bricht euch, wenn ihr euch in Todesangst aus einer Thiergestalt in die andre flüchtet und verwandelt, — das Horn ab. Gegen euch werden keine Colonnen aufmarschiren, keine Kartätschen gerichtet, euch kann man mit Erbsen aus Blasrohren angehen, euch sucht man sich Stirn an Stirn heraus und zwickt euch, bis ihr schreit: Ich bin Zettel der Weber und kein Löwe. Darum fürchtet euch nicht, daß man euch mit Taktik bekämpfen, mit Stratagemen einringeln wolle. Fäuste sind die sichersten Stratageme, und der Takt der Wahrheit ist die beste Taktik. Die Kreuz und die Quere, wie der Augenblick es bringt und gibt, soll es euch an den Leib geh'n.

Eure Theorie setzt an die vier alten Elemente: Feuer, Luft, Wasser, Erde, noch ein fünftes: Weihrauch, und ein sechstes: Gestank, die sich beide neutralisiren; im Kern dieser Geruchsneutralität residirt ihr und haltet das Todtengericht über die Lebendigen.

Ich wende mich zuerst an die Anhänger der Gestankssekte, deren Niederlage bereits entschieden ist, wenn man bloß ihre Schnittwaarenniederlage nennt. Man kann diese

ſtenritter, welche Sonntags auf dem Miethgaul ausrei-
n, den ſie für das Muſenroß ausgeben, nicht vollſtändiger
zern, als wenn man einfach ihnen in's Geſicht ſagt: Ihr
ohnt da und da; ihr heißt ſo und ſo; denn für die Na-
menloſen ſind ihre eigenen Namen die ſchärfſten Stachel,
Geißelriemen hineingeknüpft. Doch Gott bewahre mich
or ſolcher Grauſamkeit; und wollte ich deſſenungeachtet
jede mildere Regung in mir unterdrückend) alle nennen,
eine Lunge erhöbe Proteſt dagegen; und meine Lunge
eht mich doch näher an, als Brockhaus in Leipzig mit
einem ganzen Tribunal.

Ich habe in meiner Bibliothek eine bändereiche Ency-
opädie, deren Inhalt aus nichts als aus Fragezeichen beſteht,
und Encyclopädie ſoll urſprünglich von Cyclops, der Rußige
der Grobſchmied hergeleitet ſein); in [illegible] inhaltreichen
Werke, welches mit einer noch un[illegible]ernen Supplement-
encyclopädie von Antworten im inn[illegible] (aber bis jetzt noch
unſichtbaren) Zuſammenhange ſteht, enthält ein eigener Band
des Fragezeichen über die geheime Polizei unſerer Litera-
tur. Ihr wißt, auf welche unanſtändige Weiſe ſich in
Mönchslegenden der Teufel empfiehlt; man ſpricht von ſol-
chen Dingen in honetten Geſellſchaften nicht gerne. So
die Inquiſition der deutſchen Literatur! Fragt ihr, wer iſt
ihr Oberhaupt? — Ein Unſichtbarer! Wer Jury? — Un-
ſichtbare! — Wer die Freiſchöffen? — Unſichtbare! Unſicht-
bare ſtoßen auch auf der rothen Erde den Dolch in's Ge-
nick; Unſichtbare brandmarken die Keime, daß ſie verdorren;
und von Unſichtbaren laßt ihr euch in's Bockshorn jagen?
Ihr wähnt den Löwen brüllen zu hören? Nehmt Zettel
dem Weber, die Löwenmaske und das Sprachrohr, und er
iſt wieder der friedliche Handwerksmann. Doch, — (hier
ſchlägt mich der alte Spleen in den Nacken), duldet
ihr's, ſo verdient ihr's!

Laßt uns die Kehrſeite der Leipziger Clique betrachten!
Dieſe Leute ſind vorne ſchwarz und hinten weiß, vorne
furchtbar und hinten gemüthlich, in der Hand halten ſie
den Bannblitz, und vom Zopf träuft ihnen der Segen,
wie Balſam von der Krone des Fruchtbaumes. Sie haben
blos einen Pferdehuf, der andre Fuß ſteckt im Pantoffel,
und wer dieſen küßt oder — leckt, wird ſelig. Ich will
euch einen Rath geben, wie ihr bei dem Leipziger Pandä-
monium zu Gnaden kommen könnt! Der große Unſichtbare
hält ſeine eigene Equipage, und fährt gerne ſpazieren aber
unter ſeinen Pferden bricht je zuweilen ein Unglück aus,
eines nach dem andern magert ab, es iſt kein rechter
Poſtzug zuſammen zu bringen; darum höret meinen Rath
und meldet euch, ſo lange ihr noch rund und fett ſeid, zu
einer Anſtellung in ſeinem Marſtall, nicht als Stallmeiſter
oder Pferdejungen, ſondern als Pferde ſelbſt, und wenn
ihr geiſtig gehörig abgemagert ſein werdet, könnt ihr wirk-
lich noch zu Freiſchöffen, Pferdejungen, Stallmeiſtern und
dergl. avanciren; — aber ein Blechtäfelchen mit einer
Nummer am Arme zu tragen oder auf dem Hut (wie ein
Chauſſéearbeiter und Steinzerklopfer) — das müßt ihr euch
jedenfalls gefallen laſſen. (Fortſ. folgt.)

Literatur-Aſpekte.

— *) Wolfgang Menzel, deſſen neueſtem Werke: „Geiſt der Geſchichte“ man mit geſpannter Erwartung entgegenſieht, — beabſichtigt, nächſtens eine Reiſe nach Italien anzutreten, deren Reſultate dem deutſchen Publikum, welches dem ſcharfen und eigenthümlichen Auffaſſungsvermögen des geiſt-
reichen Kritikers bereits ſo vieles verdankt, — gewiß äußerſt willkommen ſein werden.

— *) Nicolaus Lenau wird bei Brodhag in Stuttgart einen Frühlings-Almanach erſcheinen laſſen, welcher den 1. Theil ſeines (nicht ganz dramatiſchen, ſondern größtentheils epiſchen) Fauſt und ein größeres Gedicht von Juſtinus Kerner enthalten ſoll. Fröhlicher Mai, Geſundheit und Vollkraft iſt aus voller Seele anzuwünſchen.

— *) Wahrſcheinlich zu Oſtern erſcheinen Guſtav von Heeringen's „Fränkiſche Bilder aus dem 16ten Jahrhundert“ (2 Theile, Frankfurt am Main, Sauerländer.) Den Leſern des Phönix wurde in dem „armen Konrad“ ein Bruchſtück aus dieſem neuen Werke des talentvollen Verfaſſers mitgetheilt; der Stoff (der Bauernkrieg in Franken, hauptſächlich unter der Anführung des „armen Konrad's“) iſt ſchon von vorneherein geeignet, die Aufmerkſamkeit der Leſewelt anzuziehen und zu feſſeln.

— *) Nächſtens erſcheinen bei Cotta Hotho's Vorleſungen über die Geſchichte der neueren Literatur. — Ein intereſſanter Antipode dazu dürfte wohl des geiſtreichen Guſtav Schleſier's: „Deutſchland und die Weltlitteratur“ werden. —

— *) Bei Hoffmann und Campe in Hamburg tritt nächſtens eine literariſche Parteiſchrift Gutzkow's über Schleiermacher an's Licht.

— *) Vom erſten März l. J. an erſcheint in Paris (Passage des petits-pères, Nro. 7) eine *Revue du nord et principalement des pays germaniques* redigirt von J. E. Boulet und R. O. Spazier, in monatlichen Lieferungen (jede in 8. ungefähr 200 Seiten ſtark); die für dies in Frankreich ſehr zeitgemäße Unternehmen bis jetzt gewonnenen Schriftſteller ſind die Franzoſen Ampère, Ballanche, Chasles, Hypolite Carnot, Lerminier, Montalembert, der Pole Adam Mickiewicz, die Deutſchen Börne, Depping und Baron Eckſtein. Der Proſpekt verſpricht eine Reihe intereſſanter Themen, wie z. B. über den Nutzen einer geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Verbindung Deutſchlands und Frankreichs, über die deutſchen Frauen und deren Einfluß auf die Literatur, über die naturphiloſophiſchen Schulen Schellings, Okens und Steffens, über deutſche Journaliſtik, deutſche Malerei, deutſche Kritik, Muſik, über den Einfluß der deutſchen Literatur auf die Polniſche, Schwediſche und Däniſche u. ſ. w. Ein bibliographiſches Bulletin ſoll alle in Deutſchland erſcheinenden neuen Werke auf's baldigſte zur Kenntniß des franzöſiſchen Publikums bringen. Das Unternehmen fußt, wie man ſieht, auf einer erfreulichen Tendenz; es iſt zur Ehre unſerer Nationalliteratur zu wünſchen, daß noch manche geiſtreiche und competente deutſche Männer ſich mit eifriger Thätigkeit dafür verwenden, damit man unſre Literatur künftig nicht durch die verzerrenden Gläſer der franzöſiſchen Modiſten beurtheile.

Buntes.

Eine atheiſtiſche Schwärmerin. Wenn nun gar die Frauen an keinen Gott mehr glauben, wo hinaus ſoll es erſt mit uns männlichen Himmelsſtürmern kommen? Wir werden, wenn Gott ſelbſt aus dem Wege geräumt iſt, gar nichts mehr zu ſtürmen haben und die Welt wird durch Langeweile in ihre Atome zerfallen. Miß Fanny Wright erregte durch ihre wirklich etwas ungenirte Theorie, daß der Menſch eigentlich blos für dieſe Erde erſchaffen und daß die Perſpektive auf ein Jenſeits nichts als eine raffinirte Selbſtquälerei in dieſem comfortablen Diesſeits ſei, in New-York eine förmliche Revolution aller auch auf Jenſeits ſpekulirenden Seelen; ſeit einiger Zeit hat man ſich an die ſeltſamen Predigten gewöhnt, und der Saal, in welchem die Dame plaidirt, wird von Tag zu Tag leerer. Ihre Reden ſind ein wunderliches Gemengſel von Politik und Ruchloſigkeit; jetzt ſpricht ſie von den Wahlen, im nächſten Augenblick donnert ſie gegen alle Religion und Moral. Von ihrer zügelloſen Schwärmerei hingeriſſen deklamirt ſie gegen Geiſtlichkeit, Staatsmänner, Banquiers, ſchlägt wider die Grundpfeiler der bürgerlichen Geſellſchaft, zerreißt die heiligſten und wonnigſten Bande des Familienlebens! Welch ein trauriges Phänomen! —

Wer will Königin werden? In Oſtindien iſt (jedoch nur für eine engliſche Dame) eine Stelle frei, wie man ſie nicht jeden Tag findet. Der Beherrſcher von Luknow ſucht nämlich eine brave hübſche Frau, welche mit allen häuslichen Arbeiten umgehen kann und ein kleines Kapital von ungefähr 13 Millionen Frank's in's Hausweſen mitbringt, — als Königin. Darauf reflectirende werden ausdrücklich einer humanen Behandlung verſichert.

(Engliſche Blätter enthalten dieſe Anzeige, das Nähere iſt bei ſeiner Majeſtät ſelbſt zu erfragen.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 40. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 16. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Schluß).

Mit Freuden willigten die Regenten in das Begehr der schönen Donna, und am Spätnachmittage wurde sie aus der Stadt gelassen. Sie ritt herrlich geschmückt auf einem stattlichen Maulthiere, so wie sie mit ihm durch's Gebirge gereist war. Der Tag begann sich zu neigen, als sie im Lager anlangte. Ihre Schönheit blendete alle Krieger, und schnell lief die Kunde ihrer Ankunft bis in das Zelt des Feldherrn. Er trat heraus in fürstlichem Anzug, prächtig und stolz im Gefühl seines Waffenglücks und seiner gerechten Rache. Kaum aber hatte er Mariana erblickt, als er hastig hinzukam, sie mit wonnetrunknen Blicken und liebeheißen Worten begrüßte, vom Thiere hob, in die Arme schloß, auf Mund und Stirne küßte, und ihr die zärtlichsten Namen gab. Alle Krieger mußten ihr Ehrenbezeugungen erweisen, als er sie in sein Zelt führte, und er selbst bediente sie wie eine Königin.

„Was willst du in diesem Lager?“ fragte die Priorin Magdalena finster, als sie in das Zelt trat; „was willst du jetzt bei dem Fürsten, den du in seiner Niedrigkeit geschmäht?“

„Nicht diese Fragen, Mutter! Nicht diesen Ernst, ich bitte Euch!“ rief Antonio froh und herzlich. „Sie hat mich ja nicht geschmäht, ihr gilt meine Rache nicht. Sie liebt' ich immer heiß und rein, sie allein, und nie jene finstre Rosalba. Und Mariana liebte mich eben so stark, eben so wahr; ich weiß es. Ihre Liebe hat sie herausgeführt, mich ganz zu beglücken. Und ist es ihr nicht gelungen? Bin ich nicht verwandelt, seit sie da ist? Meine Brust ist weit, mein Herz groß geworden. Ich fühle wieder, wie ein Mensch, und aller finstre Unmuth, der auf mir lastete, ist von mir gewichen. Das hab' ich dir zu danken, Herrliche, und dafür sollst du Fürstin von Siena werden, — nicht Rosalba.“

„Hüte dich vor dieser da!“ warnte die Priorin.

„O stört mich nicht in meiner Wonne, Mutter! Das süße Gekose der Liebe, die traulichen Mittheilungen endlich befriedigter Sehnsucht vertragen keinen Zeugen. Gönnt mir die wenigen Stunden bis zur Mitternacht, im Arm der Liebe zu ruhen, dann werden böse Stunden und wildrauschende Tage mich fern halten von meiner Seligkeit.“

Die Nonne verließ schweigend das Zelt. Und heimliches Rauschen von Küssen flüsterte an den leinenen Wänden hin.

„Was willst du beginnen um Mitternacht?“ fragte die zärtliche Mariana.

„Mir Siena unterwerfen, dessen Thore mir Rosalba öffnen wird, und die stolzen Bürger zu Paaren treiben, und dir endlich Wort halten, mein Liebchen.“

„Steh' ab von Siena,“ bat jetzt Mariana. „Gieße nicht das Blut seiner Bürger in die Straßen aus. Es ist deine Vaterstadt. Laß ab, ich flehe dich auf den Knien an. Wenn du mich liebst, so wende dein Heer um, und führe es aus diesem Lande, damit dich nicht der Fluch deines Vaterlandes treffe!“

„Was fällt dir ein, holdes Mädchen? was küm-

mert dich Siena? Laß uns von Liebe plaudern. Dies undankbare Volk muß gezüchtigt werden. Dich erwartet nur Liebeslust und Herrscherglanz."

„Nicht mehr von Liebe, — Antonio, laß uns von Siena's Noth sprechen. Es ist auch meine Vaterstadt und du weißt, wie ich sie stets geliebt. Laß dich rühren, laß dich erbitten, verdirb Siena nicht, stürze die Republik nicht."

„Kleine Thörin, überlaß nur Siena seinem Schicksal; das ist unabänderlich. Hunderte von Verwiesenen lechzen nach Rache, schon naht die Stunde. Diese Nacht bringt sie ihnen, bringt sie mir. Alles ist bereit; und wenn es nicht wäre, ich würde nie und nimmer abstehen, bis ich die Rache befriedigt."

„So bist du unerbittlich?"

„Richte Bitten der Liebe an mich; ich werde dir alles gewähren. Diese kann ich nicht."

„Es warten Dolche auf dich, wenn du auf deinem Willen beharrst."

„Sie mögen mich in deinen Armen suchen. Laß die Zeit nicht verstreichen, Theure, mit unnützen Worten. Reiche mir lieber die Süße deines Purpurmundes zum Kusse."

„So laß uns küssen und von Liebe kosen," sagte Mariana und schloß ihn fester in ihre Arme. Sein trunknes Haupt wiegte sich auf ihrem Busen. —

„Weh mir! Was thust du?" schrie Antonio plötzlich furchtbar auf und sprang empor.

„Der Dolch suchte dich in meinen Armen," versetzte sie. „Ich habe gut getroffen. Er sitzt in deinem Herzen." —

„Mord! Mord!" schallte es durch das Lager; aber flüchtig wie die Gazelle stürzte Mariana der Stadt zu. Sie erreichte das Thor. „Auf, ihr Bürger!" schrie sie durch die Straßen. „Ihr seid verrathen. Den Feinden soll das Thor geöffnet werden. Antonio ist ermordet von meiner Hand!" — Und der Schlaf floh aus der Stadt, wildes Geschrei erfüllte sie. Rosalba Salimbeni wurde nebst den Verschwornen, die man bei ihr fand, gefangen genommen, alle Thore stark besetzt, alle Bürger waren in Waffen. Aber kein Heer erschien, und als der Morgen anbrach, sah man das Lager abbrechen und von Florenz kam der bedrängten Stadt Hülfe. Bald gelangte auch die Nachricht von Antonio's Tod herein. Seine Mutter war mit seiner Leiche nach St. Salvator aufgebrochen.

Da setzte das jauchzende Volk Mariana Placidi, königlich geschmückt, mit der Mauerkrone auf dem Haupte, auf einen Triumphwagen und zog sie durch die Stadt, schreiend: „Judith von Siena! Seht die neue Judith, die den Holofernes erschlug!" — Sie aber lächelte gar seltsam und war todtbleich. Als man sie herabhob, schritt sie auf das Kloster der Büßerinnen zu, welches auf der Banda, der größten Straße in Siena, ohnfern dem Hause ihres Oheims lag; die Pforte schloß sich hinter ihr und that sich ihr nie wieder auf. — —

Rosalba's Haupt sank unter dem Schwerte der Gerechtigkeit. Sie sang sich selbst ihr Sterbelied.

Rhapsodieen über deutsche Cliquen

(Fortsetzung und Schluß.)

Ihr werdet in eine von drei Tonnen eingepöckelt; in der ersten findet ihr als Gesellschaft alte Brummfische aus der heiligen Zeit (1813 — 1815) in Seewasser, — das sind jetzt gesetzte Leute geworden, wollen sich durch das Alte nicht blamiren, und ärgern sich über die frischen Häringe; kommt nun einer frisch aus seinem Element in die Tonne, so reiben die alten ihr Salz an ihm ab. In der zweiten Tonne stecken die Hungrigen, deren Ideal 12 Thaler pr. Druckbogen ist; diese hängen in Schnüren, und im Kern ihrer Magen sitzt der unverantwortliche Redakteur der literarischen Unterhaltungsblätter und dirigirt alle ihre Nerven und Bindfaden. Die dritte Tonne ist die nobelste, ein wahres Heidelbergerfaß aus geschliffenem Glas, damit an die Ungeschliffenheit, die drinnen conservirt wird, nicht auch noch ein äußerlicher Schimmel komme. Es sind ästhetische Hofräthe drinnen, Mäcene, die sich an den Tempelweihrauchduft wie an Thee, Kaffee und Branntwein gewöhnt haben, und schon um ihrer Vornehmheit willen gemein sein müssen, Herren, denen jeder zu jung ist, der nicht gleich als Vierziger geboren wird und vor denen niemand als Schriftsteller zuerst öffentlich auftreten darf, bevor er eine berlinisch-europäische Celebrität erlangt hat. Sie bekennen sich, obwohl sie Weihrauchianer sind, doch zur Gestanksekte, weil ihnen der Weihrauch sonst allzuschnell consumirt wird, — aber sie nennen ihr System in einer Euphemie bloß das — übelduftende. Wenn sie die junge Generation mit den Spezereien der Eselsfeste umdampfen, tränken sie selbst ihre schelmisch links gelegten Locken in Pomade, ihre seidnen Sacktücher in eau de Cologne und ihre Niederträchtigkeit in Bonhomie. Ihr Urtheil ist weniger eine Kanonade, als eine Revüe von oben herab, und ihre Grimmassen deklariren sie als Telegraphen-Hieroglyphen. Vor diesen hütet euch, nicht wenn sie unangenehm, sondern wenn sie gnädig sind; betet im Vaterunser: „Führe sie nicht in Versuchung, uns zu loben, sondern bewahre uns vor aller ihrer Höflichkeit!" — Hätten sie vor ein paar hundert Jahren gelebt, sie hätten einen eigenen Foltergrad erfunden und zwar den fürchterlichsten, den der „Gemüthlichkeit." —

Die Gemüthlichkeit reißt mich wie ein Schlepp- und Narrenseil an einen weichen lyrisch-schmelzenden Busen. — Heilige Magie der Lobhudelei! gesegnet seist du mir, mystische Assurance mutuelle, welche alle Buckligen gerade oder alle Geraden bucklig macht, um eine Gleichheit der Empfindungen herzustellen. Cliquen der deutschen Stadtpoetereien, der literarischen Beilagen auf politischen Gemüsen, der Magazine und Kornspeicher für erste Liebesseufzer, (gereimte und ungereimte), Cliquen des bairischen Bieres, der Meerschaum- und anderen Schaumköpfe, ihr Asyle der Unsterblichkeit für verkannte Stadtschreiber, Schullehrer und Rentamtsfunctionäre, nehmt mich auf in eure heiligen Hallen. Für euch, ihr wenigen Edlen hat die goldne Mittelmäßigkeit noch nichts im Curs verloren, ihr zankt euch noch in idyllischer Unschuld um die Druckfehler in der .....zeitung, in euch ist noch Rührung, ihr

unterhaltet und probirt Thränenpumpen noch mit derselben Gewissenhaftigkeit wie Feuerspritzen und wundert euch, wenn man die Brände nicht vorher ansagt. Das sind die Unschädlichen, die kein Huhn beleidigen, außer, wenn eines zum Behuf des Gebratenwerdens geschlachtet wird, und sie weinen dazu, wenn man es abthut. Sie ärgerten sich über Menzel, weil er sie aus ihrer Behaglichkeit brachte, und waren heimlich doch seelenvergnügt über seine Titanomachie, weil es Spektakel gab. Was Menzel eigentlich wollte, was wir, die wir jeder unsre eigne Farbe tragen, alle wollen, das wissen sie freilich nicht, aber sie schwärmen für den alten Feldherrn — und weinen mit dem alten Lagienka. „Denkst du daran, als das Heu noch saftiges Gras war?“ Das beizt ihnen die Reminiscenz wie ein scharfer Nebel, ohne daß sie's selbst wissen und wollen, aus den tabacksqualmgewohnten Augen heraus. Sie traumen. An ihnen muß eine ganze Legion wach rütteln.

Ich könnte, da ich über deutsche Cliquen schwärme, auch von den Frommen reden, von den erbaulichen Generälen, von den Liguorianern, von den Agendenrittern und dergleichen, denn die Bibel gehört am Ende doch auch zur Literatur. Ich könnte deßgleichen von den politischen Cliquen sprechen, von den Salons und Kneipen, und von den Auswanderungscollegien, ebenso von den Gesangvereinen, Liedertafeln und ähnlichen; ich könnte davon reden, wenn ich — wollte, und ich weiß auch, daß sich die Partheien bereits danach umsehen, aber ich will niemand unsterblich machen, denn das ist ein Geschäft, das weder Prozente, noch Dank abwirft; überdem hab' ich es ohnehin bereits mit allen Partheien verdorben, daher will ich lieber von einer andern Clique reden, die sich um alle Partheien nicht kümmert, nämlich von uns selbst.

Eine Clique kann man uns, die Jungen und Wollenden, eigentlich gar nicht nennen. Wir stehn allerdings alle für Einen, aber für einen Unsichtbaren, nicht für den sichtbaren Statthalter und Dalai-Lama, und was das beste ist, wir stehen, jeder für sich selbst. Es ist wahr; wir haben euch allen den Krieg erklärt, den Blinden, den Blendern, den Lahmen, den Lähmenden, den Kranken, den Quacksalbern, den Groben, den Manierlichen, den Gemeinen, den Noblen; wir können auf keine Parthei rechnen und wir wollen's auch nicht, denn dafür sind wir ja selbst da. Wir haben auch mit uns selbst den westphälischen Schinken- und Pumpernickelfrieden noch nicht abgeschlossen, aber wir kennen das Terrain und die Streitkräfte in uns, weil wir außer uns gehetzt wurden, in alle Wolfsschluchten guckten, alle Eulennester ausspionirten, den Theekesseln unheimlich nachgecho't hörten. Wir sind keine Clique, weil wir keine Defensive führen, wir brauchen auch keine Defension, wir schließen uns nicht mit Kampfketten aneinander, noch rammen wir hussitische Septartschen vor uns ein, wir hass·n das Schießluckenwesen; wir schießen wohl alle aus einem Centrum heraus, aber nicht in ein Centrum hinein, sondern rechts und links, bis die Sterne von der Scheibe fallen, und man die Sterne am Himmel wieder höher respektirt als die beim Sternschießen. Wir negiren die Negation, wir opponiren gegen die Doppelopposition des Alters und der Impotenz; wenn wir die Maske des Mephisto vornehmen, so thun wir's, um den dummen Teufel hinter's Licht zu führen; wir erobern uns das wüste Terrain, um zu pflanzen, wir düngen durch Schiffeln, wie der Vesuv durch Lava. Und das thun wir alle nicht nach Billardregeln oder Schachsystemen, nicht nach der Kette der Straßen- und Weg-Baucommission, kein Mogul, kein Prinz Eugen, der tapfre Ritter, steht an unsrer Spitze. Jeder will General und Armee, Pabst und Clerisei zugleich sein. Wo sind hier Spuren einer Clique? Oder nennt ihr den Garten eine Clique, weil jede Blume auf ihrem eigenen Grund und Boden — neben andern steht? Die Hauptsache, die euch frappirt, ist, (ehrlich herausgesagt,) daß wir uns nicht geniren, daß wir eben keine Clique anbeten; — deßhalb, meint ihr, wären wir selbst eine Clique, — die der Rücksichtslosen?! O nein, wir haben auch unsre Rücksichten, besonders was die Frauen betrifft, die wir nicht soweit emancipirt wissen möchten, daß auch bei ihnen das Tabackrauchen Mode würde.

Im Ernst: Ihr mögt euch drehen, strecken, krümmen, ihr mögt gucken, horchen, applaudiren, pfeifen, wie ihr wollt, ihr mögt euch selbst versteigern, (nicht an die Meistbietenden, sondern an die Mindestnehmenden) ihr, die Ritter des Siecle biequit werdet euch doch nicht los und bleibt verlegene Waare. Wir wollen euch noch matt plenkeln, wir wollen euch auf eigene Weise ermorden: ihr sollt aus Ärger über euch selbst platzen. Es wachsen jetzt unter den Gemeinen mehr Napoleons, als früherhin Napoleons aus kleinen Caporalen. Das ist ein Gefühl, traurig für die Eitelkeit des Einzelnen, der vor zehn und zwanzig Jahren noch als Coryphäus dagestanden hätte, jetzt bloß ein Mithüpfer sein zu müssen, weil jeder neben ihm mit gleichem Vollwillen dasteht. Und das ist auch wieder ein Gefühl, großartig erhebend für den edleren, für den republikanischen Kern des Einzelnen, daß so viele neben ihm gleich schaffen und wirken, daß wenn der Nebenmann fällt, die Lücke schnell ausgefüllt ist, und die ganze Heersäule nicht um eines maroden Flügelmannes willen in's Stocken gerathen kann, daß der Marsch in ungeheuren Massen vorwärts gehen muß; dies zu wissen, fühlen zu können, ist der Lohn, (der einzige vielleicht, aber ein beseligender) den wir von der Zeit empfangen, das heißt: von der Geschichte, den wir als Sparpfennig hinterlassen. Gelebt zu haben, ist nichts; aber wissen, daß man gelebt hat, und wissen, daß man sein Leben ausgefüllt, das ist etwas, was in keiner Clique zu erlangen sein kann, was kein Brokhaus beachtet, kein Dresdner oder Berliner Mäcen begreift, und in keiner Theemaschine harmonisch abgesotten wird. Das Wahre muß zuerst als Wahres geltend gemacht werden, (und das ist keine Arbeit für eine Clique); habt ihr dem Wahren um seiner selbst willen gehuldigt, dann mag es das Diadem tragen und den Purpur und wird auch als Schönes heilig sein.

Die Belialsritter.

(Camera-obscura-Bilder aus Frankreich.)

Belial ist liebenswürdig geworden, er besucht das Palais-royal und den Café de Paris, er hat seine kleine Esmeralda au cinquième, (denn die classische veraltete Ehe ist glücklicherweise bereits zum duftig-phantastischen Grisettenthum emporgeläutert worden), er balancirt seinen Hut auf der Schwermuthsseite seines Kopfes, er trägt auf seinen blassen Lippen und Wangen die feuchten Küsse der liebenswürdigen Gottesläugnung, er heißt heute Don Juan, morgen Child Harold, übermorgen Eugen Sue, und hinter den schwarzen Vorhängen seiner Taschenbibliothek sitzt seine Großmutter, die Literatur der Verzweiflung, jene schwarzäugige, verführerisch blasse Grisette aus der Morgue, coëffirt nach dem Peau de chagrin, eingewiegt von den Düften aller bunten aus Kirchhoferde aufgewucherten Phantasieblüthchen, der blauen, der grünen, der weißen, der schwarzen, der braunen, — in seinem Schlafgemach klettern und raufen tausend kleine Callots mit Schellen an den Hörnern, Todtenköpfe, welche Taback rauchen, geflügelte Blindschleichen, Kröten, welche sich in Purzelbäumen exerciren, die monochromatischen

Chinesen werden auf den Vorhängen lebendig und beginnen den Sabbath, der Thurm von Nesle gibt seine Todten wieder heraus, die ihre Schädel auf Schiebkarren in die Portenstube rollen, und Freund Hein spannt, in der Mitte gravitätisch aufgespreizt, seinen Regenschirm auf, auf welchen, wie schwere Tropfen und Hagelschloßen, bleierne Grillen herniederprasseln.

— Ein anderes Bild! — Hier kommt der Belialsritter als ein Stück aus einem Seestück, er tritt fest auf, mit seinem klirrend nachgeschleiften Corsarensäbel, er schießt statt — aus Stuckpforten Kugeln — Kartätschenladung aus den Augen; sein Jampabart gibt ihm das Air eines Polypen oder Stachelfisches, zwischen seinen Lippen züngelt drohend eine Riesencigarre als Lunte hervor, um seinen Hals schlingt sich nachlässig ein rother Shawl, seine Pantalon's starren von poetisch-modernem Fischthran und Salzkoth, er stößt im Vorbeigehen die Damen mit den Ellenbogen, er trinkt Bier, mit Flüchen statt mit Rum versüßt, und lallt zu jedem Glas Punsch ein: „in's Teufels Backbord! — in's Beelzebubs Steuerbord!", er wettert die Sterne in den Ocean hinab und prügelt euch mit Tauen, wenn ihr an Gott glaubt, dabei ist er aber so human, Marquetare zu umarmen, und die Ladenmädchen verehren ihn statt des abgenutzten heiligen Aloysius: —

— Attention, messieurs et mesdames! eine neue Rêverie, aber diesmal keine diabolische. Er macht seine Selbstmords-toilette. Blicken Sie gefälligst in das Boudoir des blasé! Das satanische Lächeln ist wie mit breiten Fingern von seinen Wangen hinweggedrückt, aber die Stirne liegt dafür in Falten, wie ein Chemisettchen, das eben aus der Hand der hübschen, kleinen Wäscherin kommt, die Orgiengluth in seinen Augenhöhlen ist erloschen, verkohlte Sterne glitzern darin nur noch matt, wie der Docht einer Spirituslampe; seine Hände hängen schlaff wie der Strick über der Stuhllehne; sein Boudoir sieht aus wie das Arsenal der Vernichtung; — auf seinem Nacken sitzt die fettgemästete Indigestion, in Süe's Salamander studirend, und kreischt ihm in jeder Sekunde in die Ohren, daß er das ganze Weh der Erde zu tragen habe; er fühlt sich an die heiße Stirne, an's pochende Herz, das noch in den letzten Nachwonnen eines Opium-rausches zuckt; er macht dem Schicksal noch einige poetische Grobheiten, daß es ihn als Lycanthropen auf die Welt setzte, und ihm die ganze Menschheit als Feindin gegenüber stellte: „nein!" ruft er endlich, „dies Leben ist meiner Geduld nicht werth!" — da kauern schon in der Ecke der selige Victor Hugo und sein getreuer Faruch und pusten in's Kohlenbecken. Mitternacht schlägt. Der moderne Franzose haucht mit liebenswürdiger Verzweiflung sein junges Leben aus, und die orientalischen Schönheiten mit ihren üppigen Rabenhaaren und Vesuvblicken weinen um den gefallenen Engel. —

Das ist der Lebenslauf eines französischen Belialsritters; in diesen Diablerieen, Camera-obscura-Bildern liegt er eingerahmt. O, laßt uns um zwanzig Jahre rückwärts blicken, als der Lebenshafter noch in der Wiege lag, als Muttertreue ihn besonnte und das blaue Auge des väterlichen Himmels in sein Herz hineinsah. Er wuchs heran; wie Fabeln klangen und zuckten in seine Kinderzeit die komischen heitern Roués der guten alten Zeit hinein, die unter der Restauration die goldnen Tage Louis des fünfzehnten zur zweiten Herbstblüthe brachten, diese kleinen Marquis von ehedem, mit ihrer niedlichen Liederlichkeit, ihren verschobenen Perrücken, ihren halbgeknüpften Halsbinden, ihren schlanken Freundinnen aus dem Ballet, die ihre Gläubiger nie anders befriedigten, als indem sie dieselben zum Fenster hinaus warfen. Die Reminiscenzen dieser Roués verdämmerten unserm derben, pausbäckigen kleinen Franzosen, als er in sein College eintrat, als er zuerst sein Gebetbuch und dann seinen Racine in die Hand bekam, und nur drei Völker kannte: die Griechen, die Römer und die Franzosen. Das war die Lichtseite der Restaurationsepoche; und wir Deutschen wohnten in der Geographie des Jünglings brüderlich mit Kosacken am Don. — Aber das Blatt wendet sich. Als er die Schule verläßt und an den Straßenecken vorbeiwandelt, sieht er keine Lilien mehr, sondern blos in gigantischen Lettern die Glorie des Teufels prangen, und nun ist der Teufel los. Das Gebetbuch und der Racine fliegen in die Ecke; hinter den Julibarrikaden steigen grinsend die Callot-Hoffmannschen Fratzen empor, die Bühne wird zur Schlachtbank, die politische Karikatur und Henry Monier und alle jene unübertrefflichen eleganten Teniers und Ostades des modernen Salons müssen dem genialen, koketten, lüsternen Tony Johannot das Feld räumen, es gibt kein Theatre français mehr, der Bourbon des Melodrams übertäubt den ehrlichen Cid, Paul de Kok selbst, der doch dem Grisettenthum Thür und Thor geöffnet, wird von Balzac und allen seinen „Mit-wogen" hinweggeschwemmt; und wir arme Kosakenbruder, wir plötzlich apotheosirte Deutschmussten uns sagen lassen, daß wir, Dank sei es dem heißhungrigen Löwe-Weimars und seinen Uebersetzungsgesellen, die literarische Revolution in Frankreich vollbracht, die Narrheit von ganz Frankreich auf dem Gewissen haben. Das ist die Epoche, in welcher jener wangenrothe frische Jüngling in den Orden der Belialsritterschaft tritt, denn es gehört zur Mode, liederlich auszusehen; o Gott, man nimmt nicht einmal auf die wirkliche Liederlichkeit Rücksicht, ach nein, es genügt schon, sie blos zu affectiren; aber, wie sie einmal als weiße Schminke angewandt ist, so frißt sie auch wirklich das angeborne Roth von den Wangen. Der Augenblick, der einfältige, tritt in die Rechte der verbannten Dreifaltigkeit, der Genuß genügt nicht mehr, man will selbst den Katzenjammer genießen; eine Kunst borgt bei der andern, um nur den hereinstürmenden Ueberdruß noch für kurze Frist zu dämmen, die Musik pfuscht in die Malerei, die Malerei in's Ballet, das Ballet in die Tragödie, die Tragödie in's Spiel- oder sonst ein-haus, die Tugend in's Verbrechen, das Leben in den Tod hinein, der Triumph der neuen Generation ist entschieden, und der zwanzigjährige Belialsritter hat um zwanzig Jahre zu viel gelebt, und stirbt, weil jener Rausch, den er für sein Leben gehalten, mit ihm als Tod heranwuchs.

Buntes.

Kampflust in Chili. Fast alle Tage sieht man früh morgens einen oder zwei Leichname auf das Pflaster vor der Gefängnißthüre hingestreckt, mit einer Schüssel auf der Brust, um Almosen zu ihrem Begräbnisse zu sammeln. Das sind die Folgen der schrecklichen Sitte der niederen Klasse, alle Streitigkeiten gleich mit dem mörderischen Messer auszumachen, statt auf die vernünftigere (?) und unschuldigere Weise der Nachkommen John Bulls, sich mit den Waffen der Natur, den Fäusten, zu schlagen. In den „Pulperias", wo sich die „Paones" oder gemeinen Leute Abends hin begeben, um „Chicha" und „Aguardiente" oder Branntwein zu trinken und zur Harfe oder Guitarre zu singen und zu tanzen, fallen öfters Streitigkeiten vor, wenn die Köpfe durch die starken Getränke erhitzt sind. Dann wird der Poncho, um zur Abwehr zu dienen, um den linken Arm gewickelt, und das Messer, das beständig auf dem Rücken hängt, wird mit der rechten ergriffen; ein Kreis von Umstehenden umringt die Gegner, um zu sehen und aufzupassen, „ob es (wie die Herren vom Metier es zu nennen pflegen) bei der Sache ehrlich zugehe." Ihre Gewandtheit im Gebrauch dieser Waffe, die sie gleich einem Rapiere im Angriffe und zur Abwehr handhaben, ist wahrhaft erstaunlich. Der Angriff geschieht von beiden Seiten ungestüm, und die gewissen Folgen solcher Zweikämpfe sind entweder der Tod oder schwere Verwundung der einen Partei; was bei Fremden den Eindruck erregt, als sei der Meuchelmord bei den Bewohnern von Chili eine ganz gewöhnliche Sache.

(Bericht eines Reisenden.)

Die *Paroles d'un croyant* auf der Bühne. Wer konnte wohl auf den bizarren Einfall gerathen, diese bizarren, apokalyptisch-kryptogamen Worte auch von der Bühne herabzudonnern (welche übrigens die passendste Kanzel dafür ist)? Ein armer Beduine von Schauspieldirector kam in der Begeisterung der Verzweiflung darauf, als sein Repertoir (das sich an Armuth nur mit der seinigen und der seiner kleinen Gesellschaft messen konnte) erschöpft war. Die ehrlichen Bewohner des in der Nähe von Paris gelegenen Städtchens Lagny waren nicht gering verwundert, als sie neulich auf der Theateraffiche in großen Lettern eine Repräsentation der **Paroles d'un croyant** prangen sahen. Die Vorstellung war ein Monodram, wozu das Publikum selbst den Chor vorstellen mußte, Kostume und Dekorationen, selbst der Geist des Abgrunds, der Souffleur, waren überflüssig, denn die Spekulation des genialen Bühnenherrschers beschränkte sich darauf, daß er dem Publikum die ganze Brochure des Abbé, vom: au nom du père et du fils et du Saint-Esprit bis zum letzten: dreimal-heilig und dem mystère divin der revolutionären Dreifaltigkeit vorlas, wobei das Publikum applaudirte und der Maire sich ärgerte. — Die Methode wäre übrigens manchen deutschen Schauspieldirektoren und Intendanten zur Nachahmung zu empfehlen, und es sollen z. B. in Frankfurt a. M. auch wirklich schon Anstalten getroffen sein, daß man die Stücke künftig dem Publikum blos vorlese; letzteres kann dabei offenbar nur gewinnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 41. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 17. Februar.

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Östreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

1.

Im Kirchlein des Hospitals im Cerwald lag der König um Mitternacht auf den Knieen und betete. An der Pforte saßen derweil in ihren guten Gewaffen Ulrich und Heinrich, die zwei Brüder von Waldsee, des Königes getreue Dienstmänner und sein tüchtiger Marschalk, der Dietrich von Pillichsdorf; die drei ließen die Knäufe ihrer Schwerter nicht aus den Fäusten, — sie hielten des Königes Wacht.

Was lag doch dem jungen Könige, von dessen Schönheit weitum das Sprüchwort ging, so schwer auf dem Herzen? Das goldige Haupthaar schimmerte ihm um die Schläfe, wie des Eichbaums Krone im Herbst; preßte der goldene Reif auf diesen holden Scheitel schon so arg? Daheim, in der traulichen Hofburg zu Wien, dachte doch vielleicht eben jetzt in treuer Herzinnigkeit seine Hausfrau, die holde Isabella von Arragon, an den geliebten Gatten, träumte vielleicht schon von seinen Siegen über Ludwig den Baier, der ihm die deutsche Krone bestritt. Blüh'te nicht einzig für Friedrich jene scharfbedornte Blume der Ritterschaft, sein Bruder Leopold, der auf Erden Luft und Sonnenschein nicht so nöthig zum Leben hatte, als die Freude an seines Bruders Heil, Glanz und Herrlichkeit?! War nicht noch im Laufe dieses Septembers das halbe Jahrhundert bald verronnen, seit Rudolphus, der erhabene Ahn, den Stamm der Habsburger eingepflanzt hatte als rechten Stamm der Ehren, als grünen Fruchtbaum des Friedens im deutschen Lande? Eine günstige Vorbedeutung für den Enkel, daß Ludwig der Baier gegen die Habsburger jetzt eben so sieglos werden würde, wie jener Böhmerkönig vor vier und vierzig Jahren in der Marchfelds-Schlacht, wie jener Adolf von Nassau vor vier und zwanzig bei Worms! Doch alle solche Gedanken verscheuchten den Kummer aus Friedrichs Seele nicht. Mitternacht war mit zögernden Schritten von dannen geschlichen. Der junge Morgen regte und rüttelte sich wie ein frischer Kriegsgeselle im Alpenthal.

„Luft! Luft!“ rief der König, von den Stufen des Altars emporspringend, — „laßt die Rosse zäumen, Marschalk! Nach Admont! Mit dem Morgenschein um die Wette, nach Admont! Ich muß mich dort an leuchtenden Blicken sonnen. Nein, nein, dieser schneckenhafte Polyp, die Zeit, soll uns Hoffnung und That nicht erwürgen.“

Der Marschalk war gegangen, die Rosse zu bestellen; der König blickte den zwei Gebrüdern ernst sinnend in die Augen und sprach leise: „O Östreich, du mein heilig Gut, du mein armes Land!“

Darauf Herr Ulrich von Waldsee: „Das sind farblose, mitternächtige Gedanken, lieber Herr! Draußen beginnt doch schon der Tag empor zu steigen; gebt ihn Eurer Hoffnung zum Bräutigam!“

Der König schüttelte das Haupt. „Du erräthst nicht, was mir das Herz abdrücken will. — O ihr Herren, kam euch denn nichts in die Seele, als wir dies mein Östreich durchritten, einst von Alt und Jung

den Garten der Freude genannt, das Paradies des Segens, — und jetzt das Erntefeld des Raubes, mit Aschen-Hügeln statt mit lachenden Dörfern besäet, durchnäßt von Blut, statt von Thau und Regen, — das Eisen gestohlen aus dem Pflug, den Segen vom Herde, die Kinder aus den Wiegen?! — Habt ihr die Hufspuren der Cumanischen Gäule gezählt, wie ich? Ich that's, ich that's, und dachte an mein armes Land!"

„O gebt Euch diesen Gedanken nicht gefangen," hob Heinrich von Waldsee an, „der Frevel unserer Bundesgenossen wird uns nicht heimkommen. Über Euch und Eure Krone streckt das Recht schützend seine gewaltige Hand hin. Denkt an die Marchfelds-Schlacht! Der Stern Habsburg's ging damals auf, um nicht so bald wieder zu erbleichen; Gott ist mit Euch, und von Gott kommt der Sieg."

„Dies Heiden-Volk aus Ungar-Land, das uns zum Bunde gekommen, steckt uns mit seinem Fluch und Unheil an," sprach der König, „o mein armes Land! Was hast du vom Feind zu befahren, wenn der Bundesgenosse dir das Diadem der Würde vom Haupte reißt, dein heiliges Augenlicht blendet, die Schrift holder Reize mit blutiger Hand von deinem Angesichte tilgt?! — Ha, ihr Herren, die dumpfe Luft hier erstickt mich. Meine Zuversicht ist hin. Auf, auf, bald auf und hinaus aus diesen beengenden Alpen-Schluchten! — Sonst, wenn ich den Semmering hinter'm Rücken hatte, und die steinernen Wände entlang ritt, die Gott zu Schutzwällen der Treue aufgerichtet, — war mir's in meiner Steyermark so wunderwohl um's Herz; wie ein Hochwächter der Freiheit lugte mir der flinge Gemsbock von seiner weißen Warte in's rührige Land hinab; und wo die Gießbäche schossen, ging mir die Seele weit auf; ich fühlte es in mir selber zehnfach toben und brausen, Lebensmuth, Kraft und Lust; — und wo die Hämmer pochten und unversehens aus den Bergeslucken die feurigen Schmiede vor mir standen, und aus den Eisenschachten die blassen Knappen, die Hämmer und Fäustel schwingend, und wenn der Almbub dazu sein Lied herab sang und der Jäger juchheiend seinen Gemsbarthut in die Luft warf, — da kam mir's zu Sinnen, als wäre ich in der lustigen Steyermark so frei wie der Häher in Lüften. — Jetzt dünkt sie mich wie ein Kerker, wie ein Grab; die Gletscher rücken enger zusammen, der blaue Himmel droben wird kleiner und kleiner; — ach, es muß recht weh' thun, gefangen zu liegen! Gefangen, gefangen! — Tod ist Maienluft dagegen. — Ihr guten Gesellen, was blickt ihr mich so wehmüthig an? — Mein Herz ist zusammengeschrumpft in diesen Thälern. Ich sehne mich in's Freie!" (Forts. folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutschen Malerschulen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es sind bewunderungswürdige Schöpfungen, die darthun, mit welcher Leichtigkeit Retzsch sich in die Gedanken großer Männer, die er darstellt, gleichsam hinein leben kann. 16) Aber dieß ist nicht sein einziges Talent, seine eigene Erfindungskraft ist ebenfalls reich und fruchtbar; er ist ein geborner Dichter, und in der Einsamkeit, in der er lebt, gefällt er sich, seinen geistreichen Schöpfungen bald die rythmische, bald die bildliche Form zu verleihen. Als Colorist steht er nicht so hoch, man kann ihm manchen Vorwurf machen, er ist schroff, sonderbar und mißfällt beim ersten Anblick. Aber was den ersten Guß, was die Erfindung betrifft, ist er einzig in Europa (?). Stets leuchtet irgend ein origineller und poetischer Gedanke aus seinen Skizzen hervor. Er ist der Hogarth des Ideal's (!), doch geht er niemals in die etwas schwerfällige und derbe Parodie Hogarths über, 17) und wie bei diesem Künstler, so ist auch bei ihm die Zeichnung stets dem Gedanken untergeordnet. Es läßt sich leicht denken, daß mit einer solchen Kunstansicht die Deutschen ihrem Albrecht Dürer eine an Vergötterung gränzende Verehrung zollen. 18) Er war Künstler, Gelehrter, ja in seiner Art, schöpferischer Dichter, und sein Zeitalter verdankt ihm (wie Retzsch?) hauptsächlich ein kräftiges Fortschreiten und eine schöne Ausbildung religiöser, christlicher Kunst. Albrecht Dürer ist seiner Zeit vorangeeilt.

Das große Verdienst dieses Künstlers besteht in der großartigen Auffassung seines Gegenstandes, in der Wahrheit der Charaktere, der Stellung und des Ausdrucks. Und auch darin glänzt diese deutsche Schule, die Jean Paul in seinem wunderlichen (!) Styl die antikmoderne (?) nennt, die aber in der That nichts anders als ein Rifacciamento des altdeutschen Styl's ist. Deutsche Gelehrte in ihren Forschungen im Gebiete der Kunstgeschichte haben Albrecht Dürer einen Charakter seltner Größe und idealischer Erhabenheit verliehen. Keiner hat diesen Styl schöner und würdiger ausgebildet, wie Peter Cornelius, dessen wir schon früher gedachten. Peter Cornelius nimmt in dem großen historischen Styl dieselbe Stelle ein, wie Retzsch (?) in dem phantastischen und capriziösen. 19) Man muß, um über das Verdienst jenes Künstlers zu urtheilen, die Kartons zu seinen schönen Freskogemälden gesehen haben, es zeigt sich in denselben der schönste Contrast in Strenge und Kälte der Haltung mit dem Feuer der Energie des Ausdruck's, auf eine merkwürdige Weise, es sind nur sparsame Gruppen und wenig variirte Stellungen, die eine so mächtige Wirkung hervorbringen. In allen Werken Cornelius ist die poetische Kraft bewunderungswürdig, manchmal jedoch ist sie im Ausdruck übertrieben. In der

---

16) Wodurch bewunderungswerth? Er kann sich in die Gedanken großer Männer hineinleben?! Das wäre allerdings etwas und sogar viel! Indeß beweisen sein Fridolin und Drachenkampf allein schon, daß er sich nicht hineinleben kann; er kommt mir wirklich (honny soit qui mal y pense) zuweilen vor, als zeichnete er Bilderbogen; besseres sind viele seiner „bewunderungswerthen" Skizzen wirklich nicht.

17) Ach, thäte er's doch lieber; und er thäte es auch vielleicht, wenn er's — könnte; er verhält sich zu Hogarth, wie etwa der Verfasser des „Lumpacivagabundus" zu dem genialen Dichter des „Alpenkönigs."

18) Immer begeht unser Engländer einen grammatikalischen Schnitzer, der wie ein historischer aussieht; d. h. er gebraucht das *praesens* statt des *plusquam-perfectum*.

19) Das ist denn doch ein Bischen zu arg! Für eine solche Parallele (vermuthlich durch den Umstand herbeigeführt, daß Cornelius und Retzsch einen und denselben Gegenstand, — Faust, bearbeiteten), hat sich niemand inniger zu bedanken, als Retzsch und niemand weniger, als Cornelius, und die deutsche Kunst überhaupt, wenn sie auf solche Weise vom Auslande gemaßstabt wird.

Pinakothek [20]) in München insbesondere, entfaltet sich das Genie des Künstlers; in diesen großen geräumigen Hallen ist er ganz an seinem Platze, dort muß man ihn studiren, vorzüglich aber in dem Göttersaal, welchen er zu einer lebendigen, großartigen und vollständigen Darstellung der antiken Mythologie bestimmt hat. Die Wände sind mit kolossalen Fresken, deren Figuren 8 Fuß hoch sind, bedeckt; die eine Wand stellt den Olymp, die andere das Reich des Pluto, die dritte den Triumph des Neptun vor. Diese allerdings verbrauchten Sujets hat der Maler, von gelehrten Studien geleitet durch ein Zurückführen auf die alten heroischen Formen und die Einfachheit der ersten Vorbilder der Kunst verjüngt und neu belebt. Der Plafond ist nicht weniger bemerkenswerth; er besteht aus vier Feldern, deren Abtheilungen und Unterabtheilungen durch Arabesken und Ornamente jeder Art verziert sind. Hat das Auge erst den blendenden Eindruck des Reichthum's, der Pracht des Farbenspiel's, und der Schönheit der Formen genossen und lenkt sich die Aufmerksamkeit später auf die Einzelnheiten des großen Gemäldes, so bleibt man von Erstaunen gefesselt über den philosophischen Geist, mit welchem der Künstler in die alte Götterlehre eingedrungen ist.

Nichts ist da willkührlich oder zufällig, nichts modern; es ist die reine Übersetzung Hesiod's, die Wiedergeburt griechischer Gottheiten. Solches Erkennen der Antike aber geht daraus hervor, daß in Deutschland die Wissenschaft, diese allgemeine Mutter, als Urquell jeder Kunst allem vorangeht und in diesem sonderbaren (?) Lande selbst die Begeisterung ganz wissenschaftlich ist (?).

An Cornelius reihen sich andere große Künstler, deren Genie eine ähnliche Richtung genommen, unter ihnen ist Julius Schnorr der ausgezeichnetste. Er ist unstreitig einer der ersten Künstler des modernen Europa's, er sympathisirt nicht, wie Peter Cornelius mit den griechischen Gottheiten, sondern mit dem nordischen Mittelalter. Der Geist der alten Heldenzeit herrscht in seinen seltsamen, mit nichts zu vergleichenden Compositionen. Er ist von jenem wilden und unbändigen Geiste, der die Hunnen und Gothen belebte, durchdrungen (???). Die Nationalepopoe der Nibelungen hat keinen größeren Commentator. Der König von Baiern hat die vier unteren Säle seines neuen Pallastes zu seiner Verfügung gestellt, die bald mit seinen bewunderungswürdigen Fresken angefüllt sein werden. Schnorrs Oelgemälde stehen seinen Fresken weit nach. (?)

Überhaupt sagt diese Art der Malerei — deutschen Künstlern am meisten zu. Die würdige Strenge des Styls, die Dauer, die sie verspricht, das Studium, das sie voraussetzt, dies alles genügt ihrem Ehrgefühl, mehr aber noch wirkt der Gedanke an die Nachwelt, der dem wahren Künstler immer vorschwebt. Es ist dies ein herrlicher, großartiger Styl, welchen unsere Sitten und Gewohnheiten, unsere bürgerlichen Einrichtungen, vor allem aber die Zerstückelung unseres Eigenthums und Vermögens in eine ungerechte Vergessenheit gebracht haben. Die große Malerei, die Historienmalerei, ist die Freskomalerei. Etwa um die Zeit Raphael Mengs hatte man aufgehört, diese Kunst auszuüben. Im Jahr 1809 ließ der königlich preußische Generalconsul Herr von Bartholdi von drei deutschen Künstlern, die sich damals in Rom aufhielten, Peter Cornelius, Overbeck und Philipp Veit seine Zimmer in Fresko malen. Der Marchese Massimi folgte seinem Beispiel und ließ auf dieselbe Weise seine Villa Laterana verzieren. Philipp Veit wurde mit einem Gegenstande aus dem Dante, Julius Schnorr mit einem aus Ariost und Peter Cornelius mit einem aus Tasso beauftragt. Ihr Erfolg erregte allgemeine Bewunderung, und doch waren dies nur einige geringe Versuche. Die neueren Entdeckungen in der Chemie kamen jetzt unsern Künstlern zu statten, deren ausdauernder Muth endlich in München eine vortreffliche Schule zu Stande brachte. Was technische Fertigkeit und geschickte Behandlung in Anwendung der Farben betrifft, so haben hierin diese Künstler einen seltnen Grad von Vollkommenheit erreicht, was um so verdienstlicher erscheint, wenn man weiß, wie schwierig die Vorbereitungen zur Freskomalerei sind, wie viel Sorgfalt sie erfordert, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit der Maler die Farbe auf einen noch frischen Anwurf, der sie im Augenblicke einsaugt, auftragen muß. Deutschland allein gebührt der Ruhm, die große Malerei wieder aus der Vergessenheit gezogen zu haben, diejenige Malerei, die Jahrhunderte überlebt und die sich eben so sehr zur Verherrlichung der Wohnung der Götter, als der Palläste der Helden eignet.

Die deutsche Kunst, also diese Kunst, die von dem Gedanken ausgeht, hat sich mit einem großen Erfolg und einer edlen Kraft entwickelt, jedesmal als es darauf ankam, erhabene Bilder zu gestalten, Form und Farbe der alten Heldenzeiten wiederzugeben. Die Portrait- und Landschaftmalerei hingegen sind ihr weniger geglückt. Stieler, dessen Atelier ich in München besuchte, ist ein tüchtiger Maler und guter Zeichner. Stieler, der Van Dyk Münchens, (ich irre mich, ich sollte ihn mit Thomas Lawrence vergleichen), [21]) scheint in seinen Portraits sich der Schule Holbeins anzuschließen (?) und sie nur durch Nachahmung des Mieris und Ostade zu modifiziren. [22]) Seine Portraits, die alle sprechend ähnlich, und mit einer außerordentlichen Sorgfalt und Freiheit ausgeführt sind, haben mir durch den Fleiß, womit die Beiwerke behandelt sind, mißfallen. Vor allen ist mir das Portrait des Prinzen Karl erinnerlich. Nachdem das Auge über die verschiedenen Theile des Bildes hingegangen und den Totaleindruck empfangen hat, verweilt es unwillkührlich bei dem Hute des Prinzen. Die Aufmerksamkeit für Physiognomie und Stellung schwindet, man sieht nur den Hut. Er ist von dem feinsten Filze, so glatt und glänzend, daß die Sonne darin spiegelt. Der Künstler hat ihn mit sichtlicher Vorliebe behandelt. Seltsame Hintansetzung aller Convenienz und aller Idee! Die Hauptsache verschwindet über die Nebensache und man übersieht den Kopf über den Filz, der ihn bedeckt. [23]) Von den zahlreichen Gallerien, auf die Deutschland stolz sein darf, erwähne ich nur das Städel'sche Kunstinstitut in Frankfurt am Main, die herrliche Gallerie in München, die Gallerie in Schleißheim, die Boisserée'sche Sammlung, die Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg und die Dresdener Gallerie, die besonders reich an italiänischen Meistern ist. An Cornelius, den die Deutschen, als den größten Meister ihrer Schule anerkennen und der, — vielleicht —, noch größer sein würde, gingen ihm nicht Füße und Lieb-

---

20) Soll wohl heißen: Glyptothek!

21) Ja wohl! denn von einem Van Dyk ist in Stieler auch keine Spur zu finden. Stieler ist ein wahrer Hof- und Zimmerverzierungsmaler; er idealisirt allerdings, aber nicht poetisch, (d. h. er hebt nicht den wahren individuellen Charakter in eine höhere Potenz hinauf), sondern er schmeichelt, und bringt Nebensachen an, die sich zur Hauptsache verhalten, wie sentimentale Veilchen zur Physiognomie einer Münchner Bierbrauerstochter.

22) Hier macht der Engländer einen Excurs in's Gebiet der Papageien.

23) Schelm!

lichkeit im Ausdrucke ab und ersetzte er nicht allzusehr Grazie durch Kraft. an Cornelius reiht sich zunächst Overbeck, der in religiösen Gegenständen ausgezeichnet ist, dann folgt Schnorr, dessen ich bereits erwähnt, Wilhelm Wach, geboren zu Berlin 1787, der für ihren Nebenbuhler gelten kann; er erinnert durch schöne Auffaßung, edle Freiheit im Ausdruck an Leonardo da Vinci. Stieler und Retzsch habe ich bereits genannt. Unter den Freskomalern darf ich nicht unerwähnt laßen: Clemens Zimmermann, Heinrich Heß, Philipp Veit in Frankfurt, Wilhelm Tischbein II., Eduard Bendemann, W. Schadow.[24]) Unter den Landschaftsmalern ist Friedrich von Dresden einer der bemerkenswerthesten, er ist ein Künstler voll Poesie, jedoch mitunter manierirt und gefällt sich besonders in Nachtstücken; dahin gehören ebenfalls Wilhelm Schirmer und Catel, die fast ihr ganzes Leben in Italien zugebracht haben. In der Genremalerei sind: Peter Heß von München, Dominick Quaglio, Major von Heideck, von Bedeutung. Man sieht, diese Schule ist fruchtbar. Sie schreitet mittelst guter und strenger Studien fort; ihr Streben ist, weniger das, zu gefallen und zu verblenden, als das, die Seele zu erheben. Doch darf man sich keineswegs verhehlen, daß diesen Künstlern im Allgemeinen eine gewisse Schwerfälligkeit des Pinsels und Zeichnung vorzuwerfen ist. Die deutsche Kunst besitzt Charakter, Adel, mit Wahrheit und Studium; dies sind allerdings schöne Eigenschaften.

[24]) Und Lessing? Ach, das fatale Dampfschiff!

Rednerkunst.

Weise Reden hör' ich gerne,
Wenn ein Vielerfahrner spricht.
Sind sie doch wie gold'ne Sterne,
Deren Glanz die Nacht durchbricht.

Dennoch fühl' ich, daß im Reden
Jener nur den Preis gewinnt,
Der mit weichen Liebesfäden
Mir zugleich das Herz umspinnt.

Grazienqürtel, Zaubernetze,
Rednerlippen, flechtet mir,
Daß die Weisheit, die ich schätze,
Mich umspinne für und für!

J. C. Nänny.

Buntes.

Sterben – eine Kunst! Wenn Sterben keine Kunst wäre, so würde der arme Robin (früher Apotheker in Paris, jetzt in Chatillon) kürzlich nicht die achte Selbstmords-Methode an sich zu probiren gehabt haben. Robin hat das Sterben, worauf er ganz versessen ist, binnen 18 Monaten bereits von allen Ecken und Enden angefaßt; aber, leider! jedesfalls ohne Erfolg. Ersäufen, Gift, Schießwaffen, Messerstiche – alles umsonst; immer kommt ihm eine fatale Rettung dazwischen, und der Mann ist in seiner Generalverrücktheit noch so speciell-närrisch, daß er sich nach jedem verunglückten Attentat ganz gutmüthig kuriren läßt. Sein jüngster Versuch war der einfachste, er legte sich in einem kleinen Speicher unter einen Haufen Reisbündel, um zu verhungern und zu erfrieren; diesmal erwies ihm ein Spürhund (ein vierbeiniger nämlich) die Ungefälligkeit, die Leute auf seine Spur zu bringen; und als man ihn aufraffte, nimmt Robin, sein System consequent verfolgend, nicht den geringsten Anstand, sich an einem großen Feuer wieder wärmen und den zum Mord angestifteten Magen vermittelst eines guten Dejeuner à la fourchette wieder zum friedlichen Bürger machen zu lassen. Uebrigens ist der Geisteskranke schauderhaft verstümmelt, namentlich in Folge seines Pistolenattentats und eines Sturzes durch's Fenster, wovon das erste ihm die obere Kinnlade, der zweite zwei Beinbrüche kostete. – Man muß gestehn: die Narrheit macht Fortschritte, und stirbt gewiß nicht, bevor der letzte Mensch den Einfall bekommt, sich in einer Luftpumpe lebendig zu begraben, die er von Innen dirigiren kann.

Pfaffenthum in Peru und Chili. Schon am Thore Lima's erblickte ich die auffallendsten Züge von Religiosität in Peru. – Zwei lange Lehmmauern stehen zu beiden Seiten der Straße oder vielmehr des Gangs, der zu der „Stadt der Freien" führt, wie die Einwohner sie gerne nennen. Ungefähr hundert Yards vom Thore endigt er sich in eine Straße: „La Calle del Callao" genannt. Das Erste, was uns hier auffiel, war die schlimme Physionomie der Häuser und die unansehnlichen in die Fronte vorspringenden, geschlossenen Balkone. An den Ecken befinden sich zwei grob geschnitzte hölzerne Figuren, die roth angestrichen, ungefähr zwölf Fuß von der Erde angebracht, und rings von Flammen umlodert sind. Diese Figuren heben in betender Stellung die gefalteten Hände. Man nennt sie „animas" oder Seelen; sie sollen die frommen Straßenwandler bildlich an die Qualen der Seelen im Fegefeuer erinnern. Aehnliche Figuren findet man in allen Theilen der Stadt. Auf der blinden Mauer eines Hauses befindet sich ein bizarres Bild, den Teufel darstellend, der den Heiland auf den Berg trägt.

Die Priester in Peru erhalten ihr Ansehen dadurch, daß sie das Gemälde der Hölle und des Fegefeuers beständig ihrer geistlichen Heerde vor die Augen halten. Sie trieben dies so weit, daß sie die sarkastische Bemerkung des Doctors Francia, des excentrischen Dictators von Paraguai, völlig rechtfertigen: „diese Priester lehren das Volk, sich des Teufels zu erinnern, und Gott, den Allmächtigen, zu vergessen." Eine sehr einsichtsvolle Dame in Lima erzählte mir, daß ihre Amme sie als Kind einmal in eine nächtliche Kirchenandacht mitgenommen habe, um die Predigt zu hören. Nachdem der Priester die Messe gelesen hatte, bestieg er die Kanzel. In feurigen Ausdrücken schilderte er alle Schrecken der Hölle, – die Qualen, welche diejenigen erwarteten, welche in dieser Welt die Beichte und den Erkauf von Ablaß verabsäumten, bis er endlich durch seine Beredsamkeit die ganze Versammlung zum Weinen brachte. Dann rief er aus: „Ihr seid verflucht und eure Seelen werden brennen und flammen ewig, so wie ich jetzt," und hiermit streckte er seine Arme aus; seine Aermel, die absichtlich mit Spiritus befeuchtet waren, fingen Feuer an einem der Lichter. So in Flammen stehend, ergriff er ein Crucifix und rannte von der Kanzel, indem er schrie: „laß mich der Verdammung dieser nichtswürdigen Sünder entgehen."

Man erzählt sich (freilich nur sub rosa) mehrere Anekdoten von dem schmutzigen Geiz und den zahlreichen Kniffen der Pfaffen in Peru. Selbst jetzt noch wird bisweilen die einzige Kuh einer armen Wittwe verkauft, um die Begräbnißkosten ihres Mannes zu bestreiten. In Pilco sah ich einen indianischen Knaben, den ein christlicher Pfarrer in eine der innern Provinzen verkauft hatte, um sich durch den Kaufpreis das Honorar für die nöthige Anzahl von Messen, die er für die Ruhe der Seele des Vaters gelesen, zu verschaffen.

Die Priester in Chili sind weder so streng, noch so bigott, wie ihre Collegen in Peru. Erstere erlauben sich öfters einen Scherz über die ceremoniellen Gebräuche der katholischen Kirche, was bei den letzteren sehr gewagt wäre.

(Notiz eines Reisenden aus den vereinigten Staaten.)

Ein junges Talent. In den Memoiren der kaiserlichen Universität von Moskau finden wir folgende interessante Details über ein arithmetisches Wunderkind, Ivan Petroff, einen eilfjährigen Knaben, den Sohn eines Bauers aus Ragosine (einem Dorf im Distrikt von Pologrivoff, Gouvernement Kostroma). Dieser Knabe kann weder lesen, noch schreiben, löst aber, einzig durch Denkkraft und Gedächtniß, die schwierigsten und verwickeltesten arithmetischen Probleme. Im Mai vorigen Jahres bestand er deshalb vor dem Civilgouverneur von Kostroma eine Prüfung, wobei er die an ihn gestellten Fragen mit der größten Schärfe und Genauigkeit beantwortete; kurze Zeit nachher fand der Professor Perevof Tchiloff — bei seiner Visitation der öffentlichen Unterrichtsanstalten, Gelegenheit, die erstaunlichen Resultate zu bezeugen, welche Ivan auf dem Wege der Rechenkunst gelungen waren. Der Kaiser sah bei seinem Besuch des Gymnasiums von Kostroma gleichfalls den jungen Ivan, prüfte ihn selbst, übergab, nachdem er seine Bewunderung für das außerordentliche Talent desselben ausgedrückt, dem Civilgouverneur eine Summe von 1000 Rubeln, um sie zum Besten Ivans zinslich anzulegen, und beauftragte den Direktor des Gymnasiums, dafür zu sorgen, daß der vielversprechende Knabe im Lesen und Schreiben des Russischen, Deutschen und Französischen gründlichen Unterricht erhalten sollte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 42. 1835.

165

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt №. 7.

Mittwoch, 18. Februar.

Phantasien über Seydelmann.

I.

Überhaupt werd' ich weniger von Büchern, als von Menschen sprechen. Ich muß es, wenn ich von unsrer gegenwärtigen Literaturperiode behaupte, daß sie alle Keime einer neuen glänzenden Zukunft in sich schließe. Man kann die Zeit nicht erstürmen, muß die Jahreswechsel abwarten, und sich dahin bescheiden, das Werdende dem Gegenwärtigen aus den Augen zu lesen. Ich gebe mich mit Begeisterung dem Gedanken hin, daß die Kritik jetzt vermitteln, wegbahnen und die schwere Geburt erleichtern soll. Es ist mir nicht um Zerstörung, sondern um Ordnung zu thun. Es will das ganze Gebiet unserer geistigen Thätigkeit übersehen: es wollen die einzelnen Personalitäten, welche wirken werden, in ihrer Eigenthümlichkeit begriffen sein. Es kann nun nichts mehr außer unserm Bereiche liegen, wir haben Allem unsere Aufmerksamkeit zu schenken, und keinem Elemente der Cultur mehr, als dem Theater.

Die Bewunderung, welche man für Karl Seydelmann haben muß, wird durch eine Empfindung getrübt, welche in den Umständen liegt, unter welchen dies Genie auftritt. Welche kalte, eigensinnige und bleierne Zeit für eine Persönlichkeit, welche an die Masse angewiesen ist! Wir reden nicht von dem Bedürfniß des Schauspielers, daß er blos Zuschauer habe, nicht von dem Gemeinplatze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, sondern von einem Genie, das sich sehnt nach einer großartigen Bewegung, nicht einmal, um sie einzufangen oder selbst zu bestimmen, sondern nur, um in ihren Zug hineingerissen zu werden und, ihr hingegeben, sich zu fühlen als ein Moment einer großen öffentlichen Thatsache. An diesem Mangel der Zeit krankt ein Individuum in Deutschland, das wahrlich unter uns gegenwärtig der einzige öffentliche Charakter in der Kunst ist, dem man ohne Widerrede sich hingiebt, und den man überall als eine, fast möchte man sagen, objektive Erscheinung nehmen wird, wie nicht einmal Göthe genommen ist. Seydelmann ist verschlagen in eine kleine Residenz, wo man die Wägen zählen kann, welche täglich über den großen Graben fahren. Er lebt von dem Beifall eines Publikums, das sich mit seinem Strickzeuge, mit seiner Familienstubenmoral, und mit dem guten frommen Glauben in die Logen setzt, das Theater sei so gut, wie die Kanzel, und es fiele immer etwas ab vom Spiele, das man zu Hause in christliche Erwägung ziehen könne, um ein gutes Beispiel zu geben für Kinder, Hausgenossen und Dienstboten. Ach! und Seydelmann ist immer neu, immer frisch unter diesen schwarzen Lutheranern, immer jugendlich und brautnächtlich, gleichsam in einer ganz ordinären Ehe, wo das Empfängniß vor sich geht zwischen Schlaf und Wachen; zuweilen lacht die schläfrige Hälfte in ihrem Traum, und er arbeitet immer männlicher, göttlicher, der jugendliche Seydelmann, und

weint nur im Stillen, wenn er die Schminke von den bleichen Wangen gewischt hat, und er nach Hause schleicht über die verschwiegenen Straßen, die Laternen zählend, welche seinem guten, ehrlichen Publikum in die kleinen baufälligen Häuser leuchten! O du treuer und frommer Jünger deiner Kunst!

Gott, ich habe gegen Stuttgart nichts: es ist eine eingekesselte, mittelmässig gelegene Stadt, mit 30,000 Einwohnern.

Und das Wasser daselbst ist sehr schlecht, aber die Lyrik gedeiht und die Theologie, und die Leute haben alle einen sehr verschlossenen, menschenfeindlichen Charakter und sprechen schwäbisch. Es ist nirgends besser, wenigstens für Seydelmann nicht. Denn braucht er eine große Masse? braucht er ein Theater, wo wöchentlich mehr als zweimal Schauspiel ist? Freilich, aber nicht unbedingt. Was ihm fehlt, ist eine großartige Regung des Theaters, eine Kritik, die auf der Höhe seiner Leistungen steht, und ein Zug des Interesses, der auf eine Tendenz hinauskömmt.

Wie Garrick gespielt hat, wissen wir nicht; aber er spielte unter dem Einflusse einer literarhistorischen Bewegung. Er war es, der den Stein von Shakespeare's Grabe wälzte. Sein Spiel hatte einen Sinn, der sich in Worte fassen ließ; denn er stürzte den Roscius der Reifrocksperiode, er stürzte Quin, den Heros der französischen Tragödie, und er war es, ohne den Shakespeare nicht von der Vergessenheit, Undankbarkeit und pedantischen Kritik erlöst werden konnte. Er war in das Geheimniß einer großen nationalen Verschwörung gezogen worden, er war der Todtenerwecker eines Vergessenen und sein Spiel hatte ein Fundament, das über den lügenhaften Tag eines Theaterabends hinausreichte; so, daß man nicht Shakespeare nennen kann, ohne zugleich dem Andenken Garricks ein Opfer zu bringen. Und dieser Cultus ist um so geheimnißvoller und schöner, da wir nicht mehr wissen, wie Garrick gespielt hat. Das Persönliche vergeht, und die Tendenz erhält sich.

Was Garrick für England war, bleibt Schröder für Deutschland; denn wir verstehen nichts mehr von dem Entzücken unsrer Großväter, die uns Schröder's Spiel beschreiben wollen; aber wir wissen, daß er den Deutschen gezeigt hat, was Helden sind, Helden durch und durch, Helden der Poesie, nicht der Staatsaktion. Wir haben die Paragraphen unsrer Literaturgeschichte zur Hand und können aufweisen, wie Schröder gewesen sein muß; denn wir wissen, welche Gestalten Gerstenberg, Leisewitz, Lessing und Göthe nun zu schaffen anfingen. Wir haben Fleck nicht mehr: wir geben sein Spiel hin: wir bleiben kalt bei den Entzückungen alter Berlinischer Theaterroués und Tiecks; wir wissen nicht einmal, ob uns alles so, wie es gegeben wurde, gefallen hätte, aber wir haben Schiller, wir haben Wallenstein, wir haben einen Typus, der unvergeßlich ist, weil er der Literaturgeschichte angehört. Iffland's Spiel war unstreitig ganz auf den momentanen Eindruck des Theaterabends berechnet; aber wir können es noch immer zergliedern, ohne daß wir jene kleinen Details der Menschennaturnachahmung, jene berechneten Coups der Charakteristik und das ganze Haché von einzelnen Manieren selbst gesehen haben. Denn wir besitzen Dramen, die er zufällig selbst geschrieben hat, wir kennen die literarische Periode der Familiengemälde, kennen die psychologische Richtung des Zeitgeistes, wir kennen die Bösewichter und Präsidenten, die ganze Revolution der Sitten und Meinungen, wie sie die Wendung des alten und neuen Jahrhunderts so prägnant bezeichnet hat. Die wahren Maßstäbe dauernder Mimengröße sind die Tendenzen der Zeit; und melancholisch ist es, ein großer Schauspieler sein, ohne eine große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet.

Wir haben in neuerer Zeit einige vortreffliche Schauspieler gehabt: subjektive und objektive. Zu jenen gehört Ludwig Devrient, den eine weniger göttliche als dämonische Natur begünstigte. Zu diesen gehören hie und da zerstreute Künstler, welche sich durch einen gewissen Eclekticismus auszeichnen, oder durch die Gewandtheit, sich in die klassische Tradition einzelner Rollen hinein zu denken, durch die Kunst, es einem Schröder, Eckhof oder einem unbekannten Originale, das gerade für diese oder jene Rolle wie dafür geboren schien, gleichzuthun. Aber dieser Maaßstab langt für die Größe Seydelmann's nicht zu: denn dies ist kein historisches Spiel in dem Sinne, daß Seydelmann hier an Garrick, dort an Poquelin, in einem andern Fache an Iffland erinnern will. Daß er manche Rollen so geben mag, wie sie Iffland gab, ist einleuchtend; denn es sind dieselben Worte und Gesten, die ihm der Dichter (dann Iffland selbst) vorschrieb und die nicht verrückt werden dürfen. Aber Seydelmann ist ein Ganzes, ein abgerundetes Genie, eine Fundgrube seiner selbst, eine solche Objektivität, daß er jedes Stoffes Meister wird. Seydelmann ist Schöpfer, und vielseitig, nicht traditionell oder eclektisch, sondern aus innerer sprudelnder Kraft, aus einem Ideale, das in ihm wohnt, an dem er jede Rolle ihre Probe bestehen läßt. Seydelmann spielt die alten Helden, die alle schon einmal da gewesen sind: er kann sie neu machen, aber nur für den Theaterabend und für die Kritik seiner Persönlichkeit; denn es sind alte Helden, es ist ein altes Repertoir, das er spielen muß, und dies ist die Melancholie dieses Künstlers. Er sucht eine Bühne, welche von einem großen Interesse geleitet wird. Wo ist sie? Wo ist die Literatur, die ihm in die Hände arbeitet? Wo ist das Vehikel, das sein Genie einschlösse und es dauernd machte mit dem zugleich, was durch sein Genie veredelt ist? Hier ist alles matt und krank: hier

ist wenig Hoffnung. Die Bühne ist eine Anstalt der Gewohnheit geworden, sie füllt drei leere Stunden des Tages aus: der Staat pflegt sie „zum Vergnügen der Einwohner.“ So muß sich Seydelmann auf den Trost beschränken, eine gesunkene Institution wenigstens äußerlich zu Ehren, wenigstens die Achtung vor der Kunst wieder in Schwung zu bringen, und der Oper und allen Surrogaten der Langenweile zwischen 6 und 9 Uhr Abends gegenüber, das Schauspiel in ein Gleichgewicht zu setzen, daß das matte Publikum doch wieder zu ahnen beginnt und wenigstens — erschrickt. Seydelmann ist nun auf sich angewiesen, auf den verzeihlichsten Egoismus, auf eine innere Genugthuung, die sich schmerzlich lächelnd auf seinem bleichen Antlitz malt. Ich seh' ihn, den großen Mann, wie er wahnsinnig durch die Straßen von Stuttgart schleicht, den Leuten auf die Hühneraugen ihrer Prüderie tritt, und den Neugierigen mephistophelisch Bescheid gibt, wenn sie ihn fragen, ob er denn nicht bald wieder ein neues Stück in den alten Theaterkasten von Stuttgart, der wie eine Theebüchse aussieht, bringen würde.

Aber diese ganze Misere wird eine andere Wendung nehmen. Seydelmann ist jung (die ewige Kunst verjüngt), Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge ist. Deßhalb sprech' ich von Personen, weil man zehn Jahre nicht herzaubern kann, sondern sie erleben muß. Die Reform des deutschen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man sich klar ist, kommen von selbst.

Die deutsche Literatur hat hier nicht die geringste Rolle zu spielen. Es liegt in ihrem eignen Interesse. Warum klagt Ihr denn immer, daß sich für Euern Kram jetzt gar kein Publikum, keine großartige Theilnahme findet! Warum habt Ihr immer Schiller und Göthe im Mund, und könnt nicht begreifen, wie zwei Menschen eine Religion haben stiften können? Dies ist ganz einfach: die alte Literatur vermittelt sich mit dem Publikum durch das Theater, nicht durch die Leihbibliothek. Es gab eine Zeit, wo sich zarte Frauen schämten, ihre Lektüre aus diesen Winkelbuden, die oft unter dem Schutz eines ganz unwissenden Buchbinders stehen, zu holen. Es gab eine Zeit, wo sich auf den Tischen anständiger Häuser keine fettigen Bücher antreffen ließen, die sich ihren Weg durch die Vorstädte und verrufenen Gassen mit abscheulicher Unverschämtheit in gute Gesellschaft bahnten. Es gab eine Zeit, wo man sich schämte, nur das zu lesen, was gerade in einer Bibliothek zu Hause ist, wo man sich entblödete, nachdem seine Jugend an klassischen Mustern Bildung eingesogen hatte, nun jene geistlosen Fabrikate durchzulesen, die man oft erstaunt, in den Händen geistreicher Frauen anzutreffen. Die Kritik macht hier nicht Alles: Menzel mag das Brave empfehlen; ich, Laube, Wienbarg und Mundt mögen ihn darin unterstützen: das Publikum ist zu bequem und geizig. Man kann es nur noch durch das Theater locken, durch einen Ort, wo der neue Shwal, die Koketterie und die Lorgnette ihre Rolle mitspielen dürfen. Das Theater muß gleichsam die buchhändlerischen Geschäfte übernehmen. Der Vortheil ist groß; denn vom Munde zum Auge ist auch vom Munde zum Herzen. Die junge Literatur wird runder und deutlicher werden, und jener Fluch aufhören, daß Euch der Lesepöbel (Leute von 10,000 Thalern Revenüen gehören oft erst recht zu diesem Pöbel und besonders Damen, obschon sie die Cavatinen aller neuen Opern singen können) mit offenem Munde anstarrt und Euch gar nicht versteht, daß ihm alles so sonderbar und auffallend, und der Gebrauch, den Ihr von der deutschen Sprache macht, ganz böhmisch vorkömmt. Werdet praktisch, werdet wie die Alten waren, und belauscht das Spiel eines Seydelmann!

Ich weiß, woran die Noth liegt: an der gesellschaftlichen Stellung des Theaters. Die Oberaufsicht unserer Theater ist in die Hände adlicher Hofchargen gekommen. Der Hoftheaterintendant rangirt mit dem Oberjägermeister. Der Hoftheaterintendant ist Kammerherr, und der Schlüssel, den er trägt, schließt selten das Geheimniß der Kunst auf. Gott sey's geklagt! Es gibt Hoftheaterintendanten, welche es in der deutschen Literatur schon bis zu Gellert's Fabeln gebracht haben, Hoftheaterintendanten, welche berühmte Dichter für Schauspieler halten, und wenn ihnen die Ankunft Immermann's gemeldet wird, rund weg und kavalièrement erklären — sie könnten ihn nicht spielen lassen. Welche Herren werden zu Hoftheaterintendanten gewählt? Diejenigen, welche als Kammerherren zu wenig Gehalt haben und noch einer Gehaltszulage bedürfen, um ihrem alten feudalen Namen Ehre zu machen; oder auch solche, welche ein so reichliches Einkommen besitzen, daß sie auf die kleine Entschädigung für diese Charge nicht viel geben, und doch den Glanz des Hofes vermehren helfen können. Diese Herren dienen zuletzt dazu, Privatleidenschaften, das Ballet, eine Arie aus Robert dem Teufel, die Orgel, Gebetsscenen recht oft auf das Repertoir zu bringen. O Deutschland! Freilich, Ihr lieben Pinsel, aus Euern zwölf Groschen, die Ihr an die Kasse gebt, kann keine heroische Oper, keine Tänzerin unterhalten werden; deßhalb muß die Liberalität Eurer Fürsten spenden, und so habt Ihr Euer Recht verloren. Ich seh' Alles ein: es ist Alles sehr gut, sehr vernünftig, sehr lobenswerth: und ich bin ein Thor, mich zu ärgern.

Aber das weiß ich, jene schöne Zeit, wo Madame Koch, Madame Golzig, Mad. Döbbelin die deutschen Hoftheaterintendanten waren, wo es keine lebenslänglichen Pensionen gab, wo man wanderte wie Thespis, da stand es besser um das Genie des Schauspielers und um das Interesse der Literatur. Die Banden hatten ihre Dichter, relegirte Studenten, wegen Freisinnigkeit abgesetzte Prediger, aber helle Köpfe; liederlich [illegible] Trunk ergeben, aber praktische Menschen [illegible], wenn nicht selbst Poeten, doch Repräsen[illegible] und wenn [illegible]alten dessen, ohne

das diese Theater nichts waren, der Literatur. Da schleppte man keine Tamtams mit sich, und keine gläsernen Zauberpaläste, keine Dekorationen des Vesuvs, die eigens in Neapel verfertigt waren, keinen ersten Tenoristen, den man in Baumwolle hätte packen müssen, um ihn vor böser Luft und Katarrh zu sichern. Es war Alles besser: namentlich die Schauspieler, und die Stücke, welche geschrieben wurden.

Ich weiß, wie sich die Dinge wenden müssen, wenn eine Theaterreform aufkommen soll. Die Hoftheaterintendanten müssen Achtung vor der Literatur bekommen; wenn nicht vor den positiven Schöpfungen, doch vor der Kritik. Sie, nur gewohnt, mit kleinen Lokalbellern zu zanken und dem obscuren Journalisten das Freibillet zu entziehen, der es gewagt hat, ihre Anordnungen für schlecht auszugeben; sie werden gedemüthigt werden, wenn sich die höhere Kritik, wenn sich die Crême der Literatur auf ihren Kram wirft und sich eine öffentliche Meinung in Theatersachen bildet. Solche Erscheinungen, wie des unterrichteten und eleganten Dramaturgen Lewald angekündigte Theater-Revue kommen hier zur rechten Stunde. Ein Phalanx von thatsächlichen und imponirenden Meinungen wird sich zusammenschaaren und die vornehmen Herren zwingen, das Theater als eine Sache des Volks, nicht der Cabinetslaune anzusehen. Man wird sie öffentlich nennen, die Hoftheaterintendanten, die Immermann für einen Schauspieler halten, und sie zwingen, sich weniger um den Theaterschneider, als um die Literatur zu bekümmern. Es muß noch Schauspieler geben, welche für die Reform zu gewinnen sind. Seydelmann selbst fühlt, daß sein Name bestimmt ist, nach einer langen Periode des zwecklosen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen. Er fühlt, daß er sich an eine großartige Bewegung lehnen muß, und wir werden noch öfter darauf zurückkommen, zu beweisen, daß diese nicht ausbleiben wird. —

---

15) Zweiter Band Novellen von C. F. von Rumohr. München, Franz. 1835.

Es muß doch ein erfreuliches Gewerbe sein, deutscher Schriftsteller. Dieser alte Herr von Rumohr trippelt noch immer mit und springt, wie die Jungen. Er liefert Novellen, Reisebeschreibungen, Verse, Alles in der besten Laune; ja er arbeitet sogar auf Bestellung, wenn es ein adliger Verleger, wie Herr von Rohden in Lübeck, verlangt. Kurz, man sieht, es kommt noch etwas aus der Literatur heraus, und es kann Leute geben, welche eine Lust darin finden, mit der öffentlichen Langeweile zu verkehren. Mir scheint das allerliebst an dem Herrn von Rumohr.

Dieser Autor spielt in der vornehmen Literatur, welche wir neulich erwähnt haben, eine der ersten Rollen. Es macht ihm auch in der vorliegenden Sammlung von Novellen Vergnügen, eine Putzmacherin aus dem Kreise seiner Zuhörerinnen herauszubeißen, nachdem er doch selbst so unanständig gewesen ist, sie einzuführen. Allein Herr von Rumohr kennt die untern Stände, den Vetter Michel und alle die Beziehungen ordinärer Existenz, welche man in einem Dorfe und in kleinen Städten in Erfahrung bringen kann. Wem fällt nicht aus dem ersten Bande dieser Novellen das Meisterstück der Stalllaterne ein! Auch in dem zweiten gibt [illegible] ...nnen, die aus dem Dorf genommen sind und recht [illegible] von dem sarkastischen Gutsherrn beobachtet wurden. es De... [illegible] ...e, fast möchte man sagen, literarhistorische behaglich v... Diese allgemein...

Notiz ist aber auch das Einzige, das sich über diese neue Sammlung sagen läßt. Sie ist so kahl, wie die erste. Herr von Rumohr verschwendet abscheulich viel Worte, um einen Gegenstand zu beschreiben, wie er ruht, sich ausdehnt im Raum, wie er daliegt, wie man ihn ansehen kann von allen Seiten, und wie man nun hier steht, und dann da, und das Ding sich immer gleich bleibt. Und wenn sich Etwas in der Nähe bewegt, und diese Langeweile stören konnte, so gelten seine Worte wieder nur der Absicht, zu zeigen, daß sie nicht gestört worden ist, sondern daß das Ding noch immer so liegt, wie es gelegen hat, und so liegen wird in alle Ewigkeit. In die letzte Novelle erlaub' ich mir, um die etwaigen Leser derselben zu vermögen, an diese Einfachheit sich zu gewöhnen und sie als eine recht hübsche Rektifikation der modernen, im Stoff überreichen Literatur anzusehen, einen Sinn hinein zu legen, der nicht darin liegt. Wie, wenn dieser Renzo nur deßhalb in einem so zweideutigen Lichte gehalten ist, um den Leser und die geheimnißvollen Figuren unserer Romane zu persifliren? Oder wenn von Papiernoten, Manuscripten und dergl. so viel gesprochen würde, um desgleichen eine Satyre auf unser Mißtrauen zu machen, das uns immer beschleicht, wenn in Romanen von Wechseln, Banknoten und Edelsteinen die Rede ist. Denn wir glauben immer, daß sie falsch sind. Aber dergleichen Erklärungen muß man erst hineinlegen in die Sachen des Herrn von Rumohr, weil sie ohnedem ungenießbar sind.

---

16) Der Karrikaturist. Novelle in zwei Theilen, von L. Storch. Frankfurt, Sauerländer. 1835.

17) Der Diplomat. Novelle von Demselben. Frankfurt, Ebend.

Storch ist eine gesunde, frische Natur. Er haut wie ein Husar in seinen Gegenstand ein. Man vergibt ihm eine Ausschweifung; denn er raffinirt nicht, er strotzt von guter Laune. Storch schreibt alle Augenblick' einmal Etwas, was sich nicht recht fügt und einrenkt; aber er ist ohne Prätension, fängt wieder von Frischem an, und gelingt es ihm wieder nicht, so lacht er zuerst, und jubelt, wenn man ausruft: es ist doch Alles dummes Zeug in der Welt!

Storch ist keck und übermüthig. Man sieht es ihm an, daß er, statt zu schreiben, es weit lieber hätte, wenn er Jemanden prügeln könnte. Er schreibt auch nur so, daß man glaubt, er halte unter dem Schlafrocke zwischen den Beinen einen großen Stock versteckt. Noch nie ist mir der Liberalismus, dem der wahre Mann übrigens mit Leib und Seele zugethan ist, so rauffüchtig und händellustig vorgekommen, als bei Storch. Was wir doch alles für Schriftsteller haben!

Diese beiden Novellen sind ganz interessant. Nur ist die Hauptperson der zweiten total verfehlt. Dieser Diplomat sollte ein Staatsmann sein. Diplomatie im Backenbart, große, stämmige Figur — das paßt nicht. Die Diplomatie ist zart, schleichend, in Schnallenschuhen, der Haarwuchs dünn, und vor allen Dingen kein Bart, sondern immer glattes Kinn. Das hätte Storch nicht übersehen sollen.

---

18) Der Heimathlose. Roman in Zeitbildern, von H. E. R. Belani. Drei Bände. Frankfurt, Sauerländer. 1834.

Belani ist weit exakter und detaillirter, als Storch. Storch skizzirt und beißt sich durch seinen Stoff durch, wie es gerade geht: Belani malt aus, ist pointillos und abgerundet. Man kann gar nicht läugnen, daß Belani ungemein viel Praxis und Takt besitzt. Er hat die Welt kennen gelernt und spricht mit dem Tone einer reifen, oft überreifen Erfahrung. Belani ist schon Weltmann und ausgesogen; was an Kraft und Jugend fehlt, ersetzt er durch Raffinement. Bei Storch laufen die beiden Geschlechter unverschämt naiv zusammen und seine Weibsbilder sind so originell, daß sie sich immer von selbst den Männern an den Hals werfen; das Sinnliche ist bei Storch Uebersprudeln der Natur und Nichtlassenkönnen, wenn sich einmal die Gelegenheit dargeboten hat. Belani kalkulirt, er kuppelt, er hat irgend etwas Bestimmtes im Auge und führt die verdächtigen Scenen herbei mit Absicht. Er will, daß man seine Phantasie erhitzen soll an einem Blick hinter Vorhängen. Das taugt wahrlich nicht! Eben so wenig, wie die Kerkerluft, die geflissentlich in diesen Roman gebracht ist. Die Zuchthäuser sind einmal ohne Poesie! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 43. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 19. Februar.

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Österreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Der Marschalk kam wieder. Draußen stampften und wieherten die lustigen Rosse. Der König schritt gesenkten Hauptes langsam aus der Pforte. Da schien ihm, wie er heraustrat, just der erste Sonnenstrahl gar fröhlich auf's blasse Antlitz, und schien auch auf den Karfunkelstein, den er im kostbaren Ringe am Zeigefinger seiner Rechten trug. Da schlug's wie Glut aus dem dunkeln Blutgrund des Karfunkels heraus. Der Marschalk sah es und sprach zu dem Könige mit freudigem Muth: „Wohlauf, mein Fürst, ich sag' Euch eine gute Bedeutung. Der Stein an Eurem Finger funkelt so frisch, als höbet Ihr ihn eben mitten vom Schlachtfelde auf, gerade aus heißem Herzblut heraus, in welchem er gelegen. Ei, das dünkt mich, als wäre, Gott sei Dank! der Tag nicht mehr fern, wann Ihr der Ehre schneeweißes Röslein unter Gottes Himmel einsetzen werdet in frischen blutigen Grund, — und, bei meiner Treu'! ich samt den Andern von der Pfauen-Feder dürste, so wahr ich Narben am Leib trage, nach frischen Wunden.“

Der König blickte rasch, als habe ihn eine Beschwörung getroffen, auf den Karfunkelstein in seinem Ringe. Doch finsterer und finsterer ward sein Auge, je länger und länger er auf den Karfunkel starrte; denn alle Glut schien jetzt aus dem Kerne des seltsamen Steines erloschen, wie aus dem Augapfel eines Sterbenden. Ernst und dumpf sprach er, tief erschüttert, vor sich hin: „Ein böser Stein, falsch und wechsellaunig wie manch ein Herz, das blos im Widerschein von Glückessonnen flüchtig schimmern mag! Tretet näher, ihr Drei, die ich für ächt und recht erkenne, kostbarere Edelsteine, als dieser Karfunkel, als Perl' und Adamant! Kennt ihr dieses Stein's geheime Kraft und Eigenschaft? — Als mein Ahn Rudolphus, damals noch Graf, mit dem schwäbischen Kaiser in Lombarden-Land fuhr, weissagte ihm ein alter Meister seine künftige Hoheit und gab ihm dabei diesen Ring mit dem Karfunkel, der als theures Vermächtniß fortgeerbt ward vom Ahn auf den Enkel. So glühend er funkelt, so lange Habsburg glorreich im Glücke steht, — er würde verbleichen, sagte der Meister, wann einem Habsburger schweres Unheil droht. Sehet! er ist jetzt farblos geworden, wie ein Mägdlein, vom Bräutigam verlassen, dem der Gram das Leben aus dem Herzen stiehlt. — Was könnt ihr mir jetzt erwidern, meine Freunde? — O, ich bitte euch, kein Wort! — Ich weiß mir des Talisman's Warnung leider zu deuten. Mein Volk! Mein armes Volk! Um diesen Zwist zweier Fürsten mußt du büßen! — Glaubt mir: ich fühl's, es malmt mich zusammen. — Im Übrigen bitt' ich euch: sagt nicht weiter, was ich eben zu euch sprach; ich selber bin schon schwer genug gebeugt und mag nicht auch noch die Zuversicht von drei und zwanzigtausend, die mit mir gegen Ludwig in den Krieg ziehen, untergraben. Fort, auf, zu Roß, fort nach Admont, wo mich die Ritterschaft zur Heerschau erwartet.“

Sie schwangen sich zu Roß und ritten vom Hospital raschen Trabes gegen die reiche Abtei zu; ihnen voran Friedrich der Schöne, von seltsamer innerer Unruhe getrieben, mit bleichen Wangen, mit trüben Blicken.

Der sonst so friedliche Klosterhof von Admont wimmelte von stolzen, schimmernden edlen Herren aus der Steyermark. Es wehten die Pfauenfedern so lustig auf den blanken Ritterhelmen, auf den Eisenkappen der starkknochigen, ungeduldigen Streithengste. Und welche bunte Farbenpracht der Wappen und Abzeichen auf wallenden Fähnlein, auf künstlich gearbeiteten Harnischen, und prunkvollen Schabracken ringsum! Dazwischen die braunen verwegenen Gesichter derer, die dem Adel um Geld oder aus Lehnspflicht folgten, und hie und da ein Klosterknecht, demüthig den stolzen Herren von der Pfauenfeder den Dienst thuend. In dem freundlichen Refecter saßen an des Abts gastfreier Tafel die Besten der Ritterschaft und leerten Glas um Glas, und klangen an auf des Königs Heil, auf Sieg und Wohlleben, und auf der Städte Verderben, welche dem Baier anhingen. Da flog um die Wette manch ein Wort des Übermuthes, da kreisete manch ein Spott über der Bürger neues Wesen, über der Bauern Hoffarth und Trotz. Sie dachten nicht an Morgarten, wo der Schweizerbauern plumpe Fäuste manche Pfauenfeder geknickt hatten. Da wurde dem abentheuerlichen Böhmerkönig Johann ein schlimmes Zeichen gestellt; sie prophezeiten ihm einen Ausgang, wie den des Ottokar. Und den andern Freunden des Baierfürsten, dem Burggrafen, dem Churfürsten von Trier, dem Henneberger, den Öttingern, dem Montfort, dem Schweppermann und dem Rindsmaul schleuderten sie lachend manch ein Glas zu Boden, daß die Scherben auseinanderstoben. Die stolzen Herren dachten an Gammelsdorf nicht mehr! — Der bedächtige Abt Engelbert, der mit an der Tafel saß, schüttelte ernst das graue Haupt; es war ihm zu Sinnen, als stampften die stolzen Herren bei Zechspruch und verlautem Siegesjubel ihr Leid aus der Erde; es flirrte ihm vor den Blicken; es war ihm, als sähe er die festen breiten Harnische entzwei gespalten und warmes Herzblut rinnen, wie den Purpurwein, der aus den zersplitterten Gläsern auf das Estrich hinrann. Hinter des Abtes hochlehnigem Polsterstuhl stand der einzige von allen den adeligen Gästen, der in den Übermuth nicht einstimmen mochte; das war Herr Heilwig von Wurmbrand, der gute Degen, der wohl auch noch mit Zehn fertig werden konnte, wenn es einmal galt; sie kannten ihn gar gut an allen heißen Ehrentagen; an der breiten Brust, an der eisernen Faust, am riesigen Wuchs war er zu finden. Jetzt neigte er sich zu dem Abt hernieder, schob den Ehrenbecher zurück und sprach dabei: „Würdiger Herr, mich dünkt, Einer fehlt uns heut' noch, — der Prophet von Morgarten.“

„Wen meint Ihr damit?“ fragte der Abt.

„Jenni von Stocken, des Herzogs Narren, meine ich, der den Pfauenfedern vor Morgarten einen klugen Rath gab und — ausgelacht wurde,“ sprach der Wurmbrand; „hm! wer zuletzt lacht, lacht am besten. — Herr Gott! Ich mag das Prahlen vor der That nicht leiden, — und nach der That ist's ohnedies überflüssig. Sagt, Herr Abt, stellen sich diese Herren nicht an, als wären sie allsamt des guten Helden Roland ächte Brüder?! Ja, meiner Treu, sie sehn ihm so ähnlich, wie irgend ein blecherner Roland mit dem Fähnlein der Marktfreiheit. O pfui, pfui, das ist schier ein Gelage, wie jüngsthin des Frauenlobs Leichenbegängniß zu Mainz; aber hier geht der Wein voran und das Weinen von Weibern und Kindern wird hinterdrein folgen.“

Jetzt blies der Thürmer auf der Warte ein lustiges Reiterstücklein, weiß Gott, wie er das von einem der fahrigen Kriegsleute so rasch behalten hatte. Es klang so frisch ins Refecter hinein, als wolle es jeden hinauslocken in's weite grüne Feld, wo der Mann Platz hat für sein Herz und der Arm sich rühren kann. Wilder und toller schwoll bei dem Hörnerklang den Gästen der Übermuth; — da stand, eh' sie sich's versahen, der König an der Schwelle und maß das Gelage mit finstrem Blick. Sie gewahrten ihn alle nicht; auch wandte er ihnen alsbald den Rücken, nur der Abt und Herr Heilwig von Wurmbrand, denen unheimlich geworden war bei dem Gejubel und Getoll, die beiden hoben sich rasch von der Tafel und eilten dem Könige nach, hinaus in's Freie. Da grüßte er sie herzlich und da warf sich auch der gute Streiter, der Wurmbrand, seinen Schlachtgesellen, den Gebrüdern von Waldsee und dem Marschall an die Brust und rief: „Willkommen endlich, willkommen! O weh uns allen. Seht Ihr's, wie sie drinnen liegen und siegen — mit Bechern!? Ha! daß sie just Pfauenfedern tragen! Meiner Treu! das Schicksal treibt seinen Witz mit all' unsrer Klugheit und mit Abzeichen so gut als mit Sinnsprüchen. Der Pfau ist nicht umsonst des Hochmuths Bild, und Hochmuth, heißt's, kommt vor dem Fall. — Pah! ich habe noch keinen Schildspruch.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

Vierter Brief.

Den 3. Februar.

Mit Lorbeer und Myrte, mit dem blühenden, duftenden Zweig des Rosmarin's, der hier mit stämmigem Wuchs die Gartenumzäunungen bildet, mit dem Blatt der Palme und der goldnen Frucht der Orange habe ich mein Zimmer geschmückt und in diese Landhütte die Bilder meiner Lieben aus der Heimath gestellt.

Den gestrigen Tag kann man nur erleben und wenn du den holdesten Junitag in Heidelberg nimmst, — es hat ein Gewitter die Erde erquickt, und du trittst hinaus in

die erfrischte, glänzende, duftaushauchende, sonnige Welt, so hast du noch keinen Schatten des gestrigen Tag's, des ersten hellen, nach achttägigem Regen. Aber es war auch alles lebendig; die sonst leeren Straßen wimmelten von Menschen aus allen Ständen, und der Arno war zum Fundament einer bretternen Stadt geworden, die lustig auf und abschwamm.

Nur eine Viertelstunde tauchte ich in diese Wonnewellen und ging sodann an meine Arbeit im Baptisterium. Nässe, Dunkelheit und Gottesdienst zwingen mich, an mehren Orten zugleich mein Gerüste aufgeschlagen zu halten, und so habe ich denn außer der Passion in S. Francesco, auch einige Statuen in S. Catarina und die Kanzel des alten Nichola in der Taufkirche zu zeichnen angefangen. Mehr noch, als in der Malerei, ist in der Skulptur das Unzureichende der Geschichte ihrer Wiederweckung fühlbar. Nicht nur, daß wir daheim durchaus keine treuen Abbilder besitzen und also ohne Anschauung dieser großen Werke sind, — auch die Untersuchungen über ihre Entstehung, ihren Zusammenhang mit frühern Arbeiten befriedigen in keinerlei Weise. Vor allen ist dieser alte Nichola der größten Beachtung werth und ich freue mich der umfaßenden Aufgabe, die mir in Bezug auf seine Werke hier und anderwärts geworden. Seine Leistungen grenzen an's Unbegreifliche. Im Jahr 1260, zu einer Zeit, wo die Malerei nur verzerrte, verbogne, ausdrucklose Gestalten durch ihre gefeiertsten Meister hervorzubringen im Stande war, (wie etwa den Gekreuzigten in S. Ranieri vom Giunta Pisano) fertigt dieser Nichola ein Werk, das auf den ersten, oberflächlichen Blick sogar diesseits der vollendeten Kunstperiode zu liegen scheint. Wie die Wissenschaft im Mittelalter entzündet sein Geist sich am alten Hellas und an Rom. Er findet durch sie den Weg zur Natur, so wie er von ihnen die Gesetze der Schönheit empfängt. Der Marmor, der eben noch puppenartig in die Mauern gefügt wurde, belebt sich und scheint zu athmen. Juno, der olympische Jupiter und alle Bewohner des alten Himmels drängen sich in den christlichen, und es scheint, daß der erste Schritt zur Vollendung die Kunst an's Ziel gebracht habe. Die Menschheit aber geht ihren eignen Gang und nur dieser löst uns ihre Räthsel. Nicht nur, daß kein gleichzeitiger Maler von dem Wunder dieser Arbeit ergriffen, Ähnliches versucht, kein Schüler den neugefundnen Weg verfolgt, nein, der Meister selbst verläßt sie (wenn mich anders meine Erinnerungen aus Siena, wo er später gearbeitet, nicht täuschen) und folgt Eingebungen von Gesellen, die aus Deutschland zu dem berühmten Mann gekommen. Fast noch dritthalb Jahrhunderte bedurfte die christliche Kunst, ehe sie wieder in die Bahn des alten Nichola einlenken konnte. Soll ich die Ursachen dieser Erscheinung andeuten? Seele und Gemüth waren die Blüthen, nach deren Entfaltung die neue Kunst durch ein heiliges Naturgesetz getrieben wurde; darum verschmähte sie die schmucklosen Wege nicht, die sie gehen mußte, wohl wissend, daß sie sich, wie das heilige Kind, dessen Tochter sie ist, nicht mit den goldnen Gaben der Könige schmucken durfte, bis ihre Zeit erfüllet war.

Den 5. Febenar.

Der gestrige schöne Nachmittag und Rumohrs italienische Forschungen, in denen die alten Wandgemälde in S. Piero in Grado, einem benachbarten Dorfe, besonders hoch gestellt sind, führten mich dahinaus. Dort ist — nach einer alten Sage, deren Wahrheit der o. c. Martinus durch jene Bilder beglaubigt findet — der Apostel Petrus, von Antiochien kommend, an's Land gestiegen und hat einen Altar errichtet, über den man später eine Kapelle und noch später, da der Zudrang der Gläubigen aus ganz Italien in's Ungeheure ging, eine große Kirche erbaut, die gegenwärtig, mit dem Glauben, der ihren Grundstein gelegt, dem äußersten Verfalle nahe ist. Die Bilder, deren geringe Überreste allmählig vollends abfallen, geben einen ganzen Kreis von Darstellung aus dem diesseitigen und jenseitigen Leben der Apostel Paulus und Petrus; sind aber unbedeutend und unmöglich so alt, als Rumohr glaubt. Es ist ein großer Unterschied zwischen Unvollkommenheit einer Kunstperiode und eines einzelnen Menschen. Auch Morrona, der verdienstvolle Kunstgelehrte von Pisa, hält sie für spätgriechische Arbeiten vom Anfang des 13ten Jahunderts; doch muß man dem Italiener nie zu weit trauen. Er hat keine rechte Liebe für's Alte und bei aller Wortbegeisterung für Giotto und Fiesole kann er doch beide verwechseln und hat im Grunde des Herzens doch erst für Guido oder Annibal Caracci Interesse, die sich etwa mit den Heroen der neuern Zeit messen dürfen.

Für die verfehlten Kirchenbilder gab mir der Himmel andre, deren historische Ächtheit nicht in Frage zu stellen. Die Gegend glänzte schon im Kleide des Vorfrühlings: in saftigem Grün prangten die schwellenden Saaten, Hecken und Felder waren belebt von Landleuten, die die Reben schnitten, banden und flochten, und zwar in die Form von Körben, die sich dann im Sommer selbst mit den dunklen Trauben füllen. Frösche rührten sich im Graben und hoch im reinen Himmel sang die Lerche ihr frohlockendes Lied. Dieser Frühling mitten im Winter berauscht mich ganz und erfüllt meine liebsten Träume.

Den 9. Febenar.

Heute ist endlich der dem heil. Ranieri für den Regen gewährte Festtag oder Festabend. Die Straßen sind erleuchtet und die Domkirche, wie sie, voller Menschen. An allen Enden klappern die geldeinsammelnden Diener der Kirche mit ihren Büchsen. Ein junger Sicilianer, Gandolfi, ein feuriger poetischer Mensch, der hier Naturwissenschaften und Medizin studiert, ging mit mir, was mir um so lieber war, da ich durch ihn einige Erklärung der mir unverständlichen Kirchenceremonien zu erhalten hoffte. Beim Eintritt in den Dom hörten wir eben noch ein kurzes Zwiegespräch zwischen einer armen alten Bäuerin und dem klappernden Kirchendiener. „Hats aber auch,“ frug sie, „der heil. Ranieri wirklich gethan?“ „Der heil. Ranieri hat dieses Wunder wirklich gethan,“ war die Antwort. „Nun,“ sagte sie, „wenn's wahr ist —“ und warf eine kleine Münze in die Büchse. Der uns verheißene ambrosianische Lobgesang war aber nichts, als eine ganz elende, moderne Kirchenmusik und ich bedauerte den Heiligen in seinem Grabe, der doch offenbar schönre Erinnerungen haben muß. Das Bücken und Knieen aber von einer Legion bunt gekleideter Geistlichen, das Hin- und Wiederlaufen und Tragen von hohen Kerzen, das Räuchern und jenes fast unerträgliche unisone Plärren war für meinen Sicilianer eben so unverständlich, als die große hin- und herwogende Masse auch nur einen ganz äußerlichen Antheil daran nahm. Ich mußte mir die breiteste und fadeste Ernte- oder Bußpredigt, die ich irgend einmal mit anhören müssen, in's Gedächtniß rufen, um daran zu denken, daß wir in den meisten Fällen nur zwischen zwei Unvollkommenheiten die Wahl haben. Mein Sicilianer wußte sich über die Entbehrung der Andacht zu beruhigen und machte mich auf einheimische und fremde Schönheiten, auf stille Gruppen hinter den Säulen und

darauf aufmerksam, daß wir, ohne Störung zu verursachen, fortgehen konnten, was denn auch bald geschah.

Übrigens laß dir doch noch eine lustige, hieher bezügliche Geschichte von vorgestern erzählen. Es wurde im Dom gepredigt, um das Volk zur Dankbarkeit gegen den Heiligen zu ermuntern. Da tritt gerade ein Bauer mit seinem Esel, dem er Öl als Opfergabe aufgeladen hatte, an, und, aus Bequemlichkeit, in die Kirche. Während das Öl abgenommen wird, fängt der Esel sein kreischendes Geschrei an, so daß der Prediger unterbrochen wird. Aber wie wenig ist ihm dies eine Störung! „Hört ihr's, meine Christen," ruft er, „selbst die unvernünftige Bestie bringt ihr Lob- und Danklied dem Herren; wollt ihr hinter ihr zurückbleiben? Wollt ihr?" und nun spricht er ruhig weiter, als sei nichts vorgefallen. (Forts. folgt.)

Gerstenkorn's Lebenslauf und Ende.

(Nach des Londoner Volk's Bierweise: John Barley-corn.)

War einst ein altes Königspaar
Vor lieber langer Zeit,
Das Tod dem armen Gerstenkorn
Verhieß mit heil'gem Eid.

Sie ackerten mit scharfem Pflug
Ihm Schollen auf das Haupt,
Und Jedermann hat Gerstenkorn
Verschollen, todt geglaubt.

Doch als der holde Lenz erschien
Und milder Regen fiel,
Erhob sich unser Gerstenkorn,
Das Staunen All' befiel!

Des Sommers schwüler Sonnenstrahl
Treibt kräftig ihn empor,
Und aus dem Haupt drängt Speer an Speer
Gar furchtbarlich hervor.

Doch ach, es zog der Herbst in's Land,
Und er ward gelb und blaß;
Es knickt sein Bein, es wankt der Kopf
Ihm ohne Unterlaß.

Dann trocknet mehr und mehr er ein,
Wird weiß vor Alter gar,
Und neue Marterlust befällt
Das alte Königspaar.

Mit einer Waffe, lang und scharf,
Durchschneiden sie sein Knie,
Gebunden liegt er auf dem Karr'n,
Der doch gefrevelt nie.

Sie werfen auf den Rücken ihn,
Zerprügeln manche Stund'
Mit mächtig schweren Flegeln dann
Ihm seinen Körper wund.

Den größten Bottich füllen sie
Mit Wasser bis zum Rand,
„Schwimm' oder sinke Gerstenkorn,"
Schrei'n sie, von Wuth entbrannt.

Dann zieh'n sie wieder ihn hervor
Aus seinem nassen Grab,
Ihn, wie er Lebenszeichen gibt,
Zu schütteln auf und ab.

Es dorrt der Flamme heiße Glut
Das innre Mark ihm ein,
Und, was das Feuer noch verschont,
Zerquetscht der Mühlenstein.

Von seinem Herzblut trinken sie
Mit Kannibalenlust; —
Und Fröhlichkeit, je mehr er trinkt,
Füllt jedes Zechers Brust.

O Gerstenkorn, du tapfrer Held,
Wer nur von deinem Blut
Ein einzig Mal getrunken hat,
Dem wächst sogleich der Muth.

Es mildert jedes Mannes Schmerz,
Wie's seine Lust erhöht,
Macht singen selbst die Wittwe, ob
Die Thrän' im Aug' ihr steht.

Stoßt an, es lebe Gerstenkorn,
Nehmt all' das Glas zur Hand;
Wie Jacob's Stamm, so fruchtbar sei
Sein Saam' in jedem Land.

F. Engelken

Buntes.

Musikalische und Theater-Notizen.

— In Dresden ist Cherubini's Ali-Baba wiederholt mit großem Beifall gegeben worden. Das läßt sich denken. Warum läßt sich aber die Aufführung dieses, wie man sagt, klassischen Werkes in andern Städten Deutschlands bloß denken?

— Der Componist Meyerbeer ist am 9. December in Paris mit 30 Stimmen unter 33 zum Mitglied der Akademie der schönen Künste erwählt worden.

— Meyerbeer wurde ohnlängst in seiner Vaterstadt Berlin erwartet, und bringt seine neue Oper: Prinz Dieu oder „die Hugenotten" mit.

— Dem. Clara Hirschmann hat schon am 20. Dec. ihr Gastspiel in Weimar eröffnet. Sie gab die Königin von 16 Jahren und Leopoldine im „besten Ton" an einem Abend. Das Haus war voll, der Beifall lebhaft, ungetheilt und allgemein. Mit großer Spannung sieht man der Fortsetzung dieses Gastspieles entgegen.

— Im Theater St. Carlo in Neapel machte kürzlich weder Mad. Malibran (Tankred) noch Mad. Tachinardini Persiani (Beatrice) Glück.

— Aus Cassel schreibt man sehr gewissenhaft (sagt die allgemeine Leipziger Theater-Chronik), daß Mad. Lampmann-Rottmeyer 2mal, Dem. Meiselbach 9mal und Dem. Pistor vom Dresdner Hoftheater 3mal hervorgerufen wurden, — eben so, daß bei der Churfürstl. Hofbühne in Cassel der erste Tenorist Schmezer unter sehr vortheilhaften Bedingungen und mehrjährigem Contract engagirt sei. (??)

— Bellini ist in Neapel angekommen und wird dort seine neu componirte Oper i puritani in Iscozia (die Puritaner in Schottland) für das Theater St. Carlo arrangiren. Er wird dort zwei neue Opern schreiben.

— Pillwitz (früher Bassist bei der Frankfurter Bühne) ist nun Musikdirektor in Bremen. Er dirigirt das Orchester und ist Componist mehrerer rühmlichst bekannten Opern und Operetten. Es mag wenig Sänger geben, deren Stellung nach dem Verlust ihrer Stimme so ruhmvoll ist! —

— In Neapel ist vor Kurzem der berühmte Componist Zingarelli, dessen bekannteste Oper „Romeo und Julie" ist, im hohen Alter gestorben.

— Unter den ersten Sängerinnen, welche in der Carnevalsstaggione bei den Hauptbühnen Italiens engagirt sind, befinden sich: in Mailand Mad. Pasta, in Neapel Mad. Malibran, in Venedig Mad. Lalande und Giulietta Grisi, in Vicenza Dem. Schiaserri, in Triest Mad. Tadolini, in Parma Mad. Schütz, in Lucca Dem. Vial (vom Münchner Hoftheater), in Rom Dem. Ungher und Dem. Speck, in Florenz Dem. Palazzesi, in Turin Mad. Schoberlechner. 7.

— Alexis Dümesnil's „moeurs politiques" sind eine ganz eigenthümliche, interessante Erscheinung. Dümesnil kommt in diesem seinem prägnanten Buche stets auf die Lieblingsparallele zurück, Frankreich befinde sich jetzt im Zustande eines Bas-empire, Frankreich stehe im Niveau des Byzantinischen Reiches. Es ist allerdings seltsam, solche Ansichten aus dem Munde eines Franzosen zu hören, doch keineswegs unnatürlich. Geistreiche Leute, die aber zu tief in die Zeit hinabblicken, statt daß sie über dieselbe emporblickten, mögen allerdings, ja, müssen in eine solche Art von geistiger Verzweiflung hineingerathen, denn viele Erscheinungen der Jetztwelt (ich sage bloß: viele) sind allerdings wenig tröstlich. Aber der Mann darf nie, selbst in der wirklich eingetretenen Epoche eines Bas-empire wehmüthig hinabblicken, er muß vorwärts schauen, wenn nicht für sich, doch für andere, die nach ihm kommen. — Es gilt jetzt, sich aus dem Elend der sogenannten „Zeit" hoffend wie ein Bräutigam aufzuflügeln zur Vogelperspektive aller Zeiten; „unsere Zeit" das ist ein Unding; es gibt zu allen Zeiten gar keine Zeit, sondern nur uns selbst. Die Menschheit ist die „Zeit". Frankreich hat namentlich es erst dahin gebracht, etwas werden zu können, aber es ist noch nichts; eben so unläugbar ist's, daß es für die Menschheit etwas werden muß. Das Wehe in Frankreich sind Wehen; es gähre, freilich etwas lang — durch ein halbes Jahrhundert — seinen Most aus! Und von diesem Gesichtspunkt muß man's beurtheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 14. 1835.

173

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 20. Februar.

Der Mann an die Heilige.

Dich beschwör' ich, dich die Heil'ge, dich die Treue, die mich liebt,
Ob ringsher um mich auch alles, was ich heilig hielt, zerstiebt,
Dich, die mich in Doppelschmerzen hingebar dem jungen Tag,
Daß ich sterbend einst noch fühle, wie so lang in Nacht ich lag.

Dich beschwör' ich, dich, die Arme, die vor Freuden — nie geweint,
Dich, die nichts hat, als dies Jenseits, das uns endlich doch vereint,
Dich, die Königin des Leidens, dich, gesalbt mit allem Gram,
Der, ein Mutterherz zu tödten, je aus Gottes Fingern kam.

Dich beschwör' ich mit demselben Herzen, das du unter Keinem
Einst getragen von dem Einen, — dem gegeben ward, wie Keinem;
Fürstenkronen schöb' ich danklos von mir weg und ohne Reu',
Denn der Menschheit Krone trag' ich, — deine Liebe, deine Treu'.

Dich, o du mein einz'ger Frühling, dich, o du mein einz'ger Stern,
Dich, du meines blüthenlosen Lebens blüthenkräft'ger Kern,
Dich beschwör' ich, Mutter, Mutter! ward die Wimper je dir naß, —
O so komm, du Weib der Liebe, hilf mir fechten mit dem Haß!

Laß mich's recht an's Herz dir klagen, — und ein Mutterherz hört scharf, —
Laß mich dir's so ganz vertrauen, was ich all von dir bedarf!
Laß uns plaudern, just als schlüpft' ich, da du eben dachtest mein,
Ohn' am Pförtlein lang zu pochen, in dein Stübchen still hinein.

Kennst du noch die Sternenader, die dem Knaben einst schon schwoll,
Wenn mir, tief vom Herzen, prasselnd schoß empor der lohe Groll,
Sah ich Unrecht stolz bepurpurt, heil'ges Recht in Staub gestampft
Und den Rauch am Schlot des Pfaffen, der vom Gut des Bettlers dampft?

Sieh', drin bin ich Mann geworden, mit mir ward zum Mann — der Haß; —
Gelt, wie fahl sind meine Wangen?! Haß war's, der das Roth mir fraß;
Haß auf Steig' und Stegen traf ich, trau'n! den lustigsten Kumpan,
Der sich mummt in Eselshäute und als Mantel trägt den — Wahn.

Hatten Heuchler aufzuräumen, — Weib', ich sag dirs ohne Spott, —
Ha, sie jagten aus dem Weltall den gerechten, wahren Gott,
Hoben auf des Unsichtbaren Thron ein neues goldnes Kalb,
Und der Mensch, der mühsam ganze, würde auf's neue siech und halb.

Doch, ihr möget bellen, knurren, wie ihr könnt und wie ihr wollt, —
Lernen sollt ihr, mein' ich, endlich, daß der Geist sich nicht verzollt;
Das Ur-Eine sollt ihr lassen unbetastet, unbespie'n; —
Zwangt ihr uns so lang zu knieen, lernt jetzt selbst, davor zu knie'n!

Stehen lassen sollt ihr, — mein' ich, — unser allerletzt Asyl,
Aller Freien letzte Herberg, der Bedrängten einzig Ziel,
Stehen lassen sollt ihr, — mein' ich —, wohl des Himmels festes Haus,
Mit der blut'gen Geißel treib' ich euch und eure Götzen draus.

Mutter, Mutter, dich beschwör' ich, du sollst meine Muse sein,
Du, wenn ich ermattend sinke, hauche frische Kraft mir ein,
Du, wenn mir's im Auge glühet, send' ihm jenen Thau als Segen,
Den du selbst so reich empfunden, — treuer Thränen milden Regen.

Immer neue Schmerzen halten jung dich stets bei greisem Haar,
Immer neues Unrecht machte alt mich, als ich jung noch war;
Du in ew'ger Jugendfülle, du allein kannst aus den Ketten,
Die ihn halten, die ihn pressen, den gehetzten Geist mir retten.

Schwing' ihn auf durch jene Flügel deiner mütterlichen Treu',
Daß die Erde wieder Himmel, daß das Leben — Hoffen sei!
Brünstig will ich dran mich schmiegen, knickt mein Fuß einst, matt vom Lauf; —
Dann zum Born des Lichtes schwingst du, lichte Treue mich hinauf!

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Österreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Derweil war der Abt im Gespräche mit dem Könige in den Kreuzgang getreten, und berichtete ihm von der Ritterschaft Übermuth. Friedrich hörte die Rede nur mit halbem Ohr, wiewohl er im heftigen Mißmuth den Kopf schüttelte. Er fuhr mit der flachen Hand über die Stirne und strich sich die blonden Locken zurück. Mächtig pochte seine Brust, gerade wie dem Menschen zu Muthe ist, wann der März zu Ende geht, und von des jungen Frühlings Wehen das Herz schnelldig durchwühlt wird. Mit hastigem Schritt durchmaß er den stillen Kreuzgang, gespornt von dichten stacheligen Schwärmen rastloser Sorgen und Gedanken. Als er an die Ecke des Hallengevierts kam, wo die stattliche Pforte zum Klostermünster sich aufthut, schritten ihm, dem trübsinnigen, aus der Kirche drei und zwanzig wohlgemuthe Ritter entgegen. Jeglicher von ihnen trug vorn auf dem Harnisch und im Wappen des Schildes ein Maienzeichen, ein Röslein halb weiß, halb roth, schneeblüthenweiß, wie die unbefleckte Treu, und roth, wie die Wangen der Braut, wie das Antlitz des Himmels am Morgen. Wie sie da standen, die drei und zwanzig, Flammen im Aug, Lust im Herzen, Mark im Gebein, — so waren sie anzuschauen, wie Ritter des Lenzes, wie Herolde des morgenhellen Ruhms. Sie hatten, indeß die Andern am üppigen Gelage saßen, im Münster auf den Knieen gelegen, und von ihrem Ahn die Kampfweihe erhalten. Das war Herr Albrecht Stuchs von Trautmannsdorf, mit dem silberweißen Bart, der ihm bis auf den Gürtel herabwallte, gewaltig an Brust und Wuchs, ergraut in der Ehre, des rüstig erwachsenen Geschlechtes noch jugendlich rüstiger Stammherr. Er trat vor den König, neigte das Haupt und sprach mit frischen Sinnen: „Wohlauf, mein König! O was für Wolken umlagern jetzt so feindselig die Sonne der Majestät?! Wohlauf, mein König; hie bin ich und hab' dir noch ein Häuflein mitgebracht, zwei und zwanzig Trautmansdorfer, die wollen dir treu sein, wie deine eigene Hand am Leib, wie der Stern in der Höhle deines Auges. Drum sei frisch und wohlgemuth, mein König, wie einst dein Ahnherr Rudolphus in jener Marschfeldsschlacht."

„Ja, ich erkenne dich!" rief der König, dessen Auge allmählich heller wurde, wie vom Widerschein der Thatkraft und Kampflust, die leuchtend herausschlug aus den Herzen der drei und zwanzig Trautmansdorfer. „Bist du nicht derselbe Albrecht Stuchs, der mit meinem Ahn in jene Marschfeldsschlacht zog?"

„Es sind vier und vierzig Jahre seitdem herumgegangen," gab der Greis zur Antwort, während sein ernstes Auge, als such' es Verlornes, in's Weite starrte; „ja, lieber Herr, damals war ich noch ein frischer Mann und ging mit dreizehn Trautmansdorfern gegen den Böhmer-König. Es war ein schöner Tag. Es galt den Namen: Habsburg einzuschreiben in's Buch des deutschen Landes, und ich mit den dreizehn Andern, wir halfen redlich einschreiben; mit unserm Herzblut schrieben wir's ein, und dreizehn Leben haben die Urkund besiegelt. — Schau, schau mein König! da stehen jetzt wieder Trautmansdorfer, zwei und zwanzig, — die hab ich dir mitgebracht, du blühendes Reis am Stamme Habsburgs, hab sie dir mitgebracht als frische Schreiber, die von ihren Vätern solche Kunst des rothen Geschrifts als Erbtheil mitbekamen; das sind meine vier Söhne, Konrad, Leopold, Hektor und Herrand, und die andern achtzehn, allsammt Söhne und Enkel jener dreizehn tugendhaften Schreiber. Nimm sie hin, die drei und zwanzig Rosen von Trautmansdorf, nimm sie hin, mein junger König; wer dir nahe kommen will, der soll sich zuvor an ihren Dornen blutig ritzen, und, geliebt's dem Herrn, so werden sie für dich ganz roth sich färben, vor Freuden roth bis in den Tod."

Da leuchtete dem König das Auge; vergessen, verschwunden war jeder Zweifel am Glück; die Sonne der Treue [illegible] wärmte ihm mit Begeisterung das von Sorgen zerreißte Herz. „Hei!" rief er, „so ein Rosenkränzlein trag' ich lieber, als den schweren goldenen Reif meines Vaters und meines Ahnherrn. Jawohl duften mir solche Röslein süß in die Seele hinein, und erwecken mit Eins den Frühling drinnen, den Frühling der Hoffnung, den Mai der That. That! That! That! frisch auf dich los! Laß dich fassen, laß dich festhalten mit starken Armen! Wer so ein Rosenkränzlein sein nennen darf, der mag wohl auch eine Krone gewinnen. Ja, jetzt bin ich wieder ganz Mann. Schwellend fährt's mir durch alle Adern. Laßt die Trompeten blasen! die Rosse vorgeführt! Rasch! rasch! Ich will Heerschau halten. Und dann hinaus in's flache Stoppelfeld Bayern's, dann hinaus an den blauen Inn!

Keine Säumniß mehr! Keinen Tag weiter verloren! Hinweg, trübseliges Bedenken! Fort, lügenhafte, entmannende Ahnungen! der Würfel muß endlich fallen; es gilt ein hohes Spiel, die Krone ist als Preis gesetzt! Ich stell' mein' Sach' nicht auf Helm und Harnisch allein, nicht auf das Orakel des falschen Talismans mehr! Auf frische Rosen stell ich's; ein Minnespiel gilt's, — Treue um Treue, Lenz um Lenz!"

Und lustig riefen die Trompeten an Ritter und Herren, und wie leichte Fante tummelten diese in den schweren rasselnden Eisenkleidern die gepanzerten Rosse. Wie schillerten die Pfauenbüsche! Wie jauchzte die unbändige Schlachtlust aus allen Herzen heraus! Hei, welch' ein weidlich Behagen ringsum! Siegeshoffnung in allen Blicken! Jubelruf auf allen Lippen! — Der König ritt freudig die Reihen der Männer entlang. Hier gab er Handschlag, dort freundlichen Gruß, hier fand er Blicke, die dem Kampf entgegen brannten, dort Arme, die schon mehr als Einen Gegner in Glimpf und Schimpf sieglos gemacht. Die drei und zwanzig Trautmansdorfer und der Marschalk, der Warmbrand, und die zwei Gebrüder von Waldsee standen in gesonderten Häuflein, zur eisernen Mauer zusammengedrängt, beieinander, und reichten sich, Jung und Alt, die treuen Hände zum Bunde, nicht auseinander zu weichen, auszuhalten bis auf den letzten Mann zu des Königs Schutz und Trutz. Der Abt stand, den Blick sinnend zu Boden gewendet, an der Schwelle des Klosters. Die Brust war ihm wie zusammengeklemmt. — „So ein edler, trefflicher Herr!" sprach er wehmüthig leise vor sich hin, „erst dreißig Jahre alt! Und dieser goldige Scheitel, und diese blühende Wange! Nein, die finstere Mahnung, die mir aufsteigt, wird sich nicht erfüllen, ich will nicht weiter auf diese Weissagung hören. Still, Rabe in meiner Brust, still, Leichenvogel! Wie, hätte der Himmel in diesem einen Bilde so viele Gaben und Vorzüge vereinigen mögen: Kraft, Treue, Muth, Schönheit, Siegeserinnerung und Siegesrecht, — — und wollte sein Meisterstück selbst aufgeben und zertrümmern lassen? — Und doch! Wehe mir! Immer und immer wieder schwirrt es krächzend in mir empor. Ha, ich kann's nicht bändigen. — O mein König!" rief er jetzt mit Angst und Ungestüm, zu Friedrichs Füßen stürzend, „o hört das Wort eines Treuen: Geht noch nicht in den Kampf, noch nicht, noch so bald nicht! — Höret, höret mich! Alte Augen, wie die meinigen, abgestumpft für die Nähe, schauen besser in die Ferne, in die Zukunft. O vertraut der eigenen Kraft nicht allzuviel, harret wenigstens so lange, bis Euer treuer Bruder Leopold wieder an Eurer Seite steht; so, Herz an Herz, seid Ihr ja unüberwindlich, das weiß die Welt und der Baier auch, und der Anblick zweier Brüder für Leben und Tod zehrt sein ganzes Vertrauen auf!" Gerührt schloß der König den Greis an die Brust; dem aber wurden die silberweißen Wimpern feucht wie von Abendthau. (Forts. folgt.)

Eine Physiognomie aus dem Spielhause.

Paris, der große Centralpunkt Frankreichs für die Industrie im ausgedehntesten Sinne des Worts, wie für die unbedeutenderen Hülfsquellen des Lebens, ist nicht weniger der Sammelplatz derjenigen, die sich einer ungewissen, prekairen Existenz hingeben. Luxus und tiefes Elend wechseln bei den letzteren, wie Mondlicht und sturmbewölkter Himmel; der Morgen sieht sie im Schooße des Glücks, im Eldorado des Goldes, der Abend findet sie matt und verstört, elend und dürftig, ohne Aussicht auf ein ärmliches Lager, ihrem abgespannten Körper, ihrer gefolterten Seele die nöthige Ruhe zu verleihen. Das Spiel ist meistentheils die Achse, um die sich das Leben dieser Leute dreht; es hebt sie, es läßt sie fallen; es schnellt die Seelenkräfte in unaufhörlichem Treiben bald hier, bald dorthin, und wenn das Tagwerk zu Ende, so liegt die ganze Maschine, krampfhaft zerrissen, im Winkel des Lebens, den Anblick eines von epileptischen Zufällen Aufgeriebenen gewährend.

Die Physiognomie eines Hauses, wo König Pharo und Prinzessin Roulette ihre Residenz aufgeschlagen haben, ist so ängstlich-beklemmend, wie schwer zu beschreiben. Die ganze Gesellschaft hat hier ein Gepräge; das Spiel hat sein gewichtiges Siegel auf die Mienen Aller gedrückt. Das T. P. der Verbrecher scheint, wie mit glühendem Eisen, ihrer Stirn eingegraben. Es ist hier Alles einförmig und unheimlich. Und dennoch, wenn man aufmerksamen Blickes sich dem psychologischen Studium überläßt, tritt Einem ein Gesicht entgegen, das einen hervorspringenden Punkt in diesem ewigen Einerlei bildet, eine entscheidende Farbe in dieser moralischen und physischen Buntscheckigkeit. Man hat den Professor des Spiels vor sich. Er ist vom Spiel geboren; er lebt vom Spiel; er wird durch das Spiel umkommen.

Fürwahr! ich hatte bis jetzt nicht an die Existenz eines solchen Wesens geglaubt; ich hatte es für eine mythologische Erfindung, für eine Sage, wie die vom Einhorn und Vogel Greif, betrachtet. Das wußte ich wohl, daß es Leute gäbe, die sich mit mathematischen Berechnungen abquälen, das Glück zu fesseln, die wahnsinn-berauscht, mit leerem Magen, hungergepeinigt, aber den Kopf mit Zahlen gefüllt, vertrauensvoll den Zufall zu berechnen glauben. Aber das, was ich nicht wußte, und was noch jetzt, wenn ich daran denke, meine Sinne zu verwirren droht, war der Umstand, daß es Leute gäbe, die den Zufall unterweisen zu können glauben, die es für möglich erachten, man könne das Glück mit einem magischen Kreis umschreiben, den es nicht zu überspringen vermöge. Und ich fand Leute dieser Art. Ich will hier von dem Professor der Roulette sprechen. Man besuche einmal diese Gemälde-Gallerie eines Rembrandt, welche die Säle eines Spielhauses dekorirt; und man wird alsbald den Professor der Roulette an seinem schwind- und gallsüchtigen Aussehen erkennen. Die hervorspringende Nase ist mit breitglasiger Brille bekleidet, sein Blick ist starr und abgestumpft. Ein Hemde scheint er entbehren zu können; seine Weste ist, um diesen Mangel weniger bemerkbar zu machen, am Halse mit einer großen Nadel zugesteckt, und — wie ich mir habe sagen lassen — soll das Hemd wirklich bei einem solchen seltsamen Original ein algebraisches X sein. Das Spiel ist sein Leben; er träumt von ihm, er erwacht mit ihm. Was soll er sich um seine Person kümmern? Blaß und abgemagert sitzt er da; die Kleidung zerrissen und mühsam zusammengehalten; der Körper zusammengedrückt und krampfhaft ermattet; die Augen stier und vom Lampenschein geblendet. Im Übrigen ist er mit Allem versehen, was zu einem gründlichen Unter-

nicht erforderlich. Schiefertafeln, mit Berechnungen angefüllt; Karten von „rouge und noire;“ eine Menge großer Nadeln; eine kleine Roulette, sammt Kästchen mit zierlichen Eintheilungen für den Scheinsatz, mit einem Worte, Alles, was zum Spiel erforderlich, hat er bereit. Es ist ein Abbild des Palais-Royal, was Einem entgegentritt, nur mit dem Unterschied, daß seine Experimental-Bank Knöpfe statt Geldes, und, statt der Nummern — Leihhausscheine enthält. Unermüdlich arbeitet der gute Mann für die Wissenschaft, vielleicht für die Unsterblichkeit; aber wenn die Bank eröffnet, das Geld geordnet wird auf grünem Tische, so beleben sich die matten Augen des Unglücklichen, und glänzen in falbem Feuer, wie Irrlichtscheın. Gierig verfolgt er die Chancen des Spiels, unbekümmert um die Außen-Welt, vergraben in Berechnungen, hin- und hergerissen von Zweifel und Hoffnung, jedoch stets von seiner Unfehlbarkeit überzeugt; Gott behüte Einen, ihm zu nahe zu kommen. Wohlfeilen Kaufes wird man sich nicht von ihm losmachen. O! man muß sich zuvor seinen Martingale auseinandersetzen lassen, wenigstens den letzten, der immer der untrüglichste ist. Er kennt die Sprünge der Kugel, die Diagonalen, die Kabbala — was weiß ich, alles? So führt er Einen immer weiter in dem labyrinthischen Gewirre der Berechnung; er spricht von kabbalistischen Zeichen, die mit den Nummern übereinstimmen, von der geometrischen Trigonometrie in ihrer Anwendung auf die Berechnung des großen und kleinen Cirkels, von der fortwährenden großen Rotation und ihren Beziehungen und Einflüssen auf die Rotation des Roulette-Cylinders. Man befindet sich plötzlich, seiner Leitung überlassen, in einem Chaos von Ideen, wo das Positive sich mit dem Idealen vermengt, das Heilige mit dem Profanen, und kann von Glück sagen, wenn er Einen nicht durch seine magische Überredungskraft mithinüberzieht, von der Theorie zur Praxis, wenn ein paar verlorene Stunden das Schlimmste sind, was Einen der Unterricht kostet. Gelingt es ihm, des Schülers Herr zu werden, ihn zu bewegen, die zu dem gerühmten Martingal erforderliche Summe seinen Händen zu vertrauen, man kann dann mit Sicherheit behaupten, daß nicht zwei Mal der Treffer dem Betrogenen zufallen wird. Aber der Meister wird sich nie für besiegt erklären: er wird seine Berechnungen revidiren; er wird sie ändern und sich in neue Versuche vertiefen, von denen der eine immer genügender, als der andere ausfällt, und sein ganzes Leben, wenn man anders diese unendliche viehische Dummheit also nennen kann, geht damit hin, den Gang des Spiels zu kombiniren. Das Ende des Unglücklichen — nun, man kann es sich leicht denken. Die Verzweiflung muß endlich ihr Recht ausüben, ein Hospital muß ihm seine Pforten öffnen.

B u n t e s.

Bühne und Publikum in Japan. Unter den wenigen öffentlichen Belustigungen in Japan steht die Vorliebe des dortigen Publikums die Bühne oben an. Das Japanesische Theater ist bei weitem höher ausgebildet, als das Chinesische, und die Forderungen des Publikums laufen mit den raffinirteren Spekulationen der Theater-Unternehmer mehr in geometrischer Progression, als Hand in Hand. Von Scenerie und Dekorationen wird allmählig größere Pracht verlangt, auf dieselben immer größere Capitale verwendet. Was Geist und Schule der Schauspiele selbst betrifft, so will man in denselben eine Art von Shakespearischem Humor und eine geniale Verletzung der drei Einheit als nationelle Eigenthümlichkeit finden. Das Orchester besteht gemeiniglich aus Blinden, auch die Kapellmeister sind Blinde (— bei uns in Deutschland gibt es an manchen Orten taube Orchester und Musikdirektoren! —) Diese Blinden gehören einer eigenen Innung oder Brüderschaft an, welche den Namen Fekis führt, und als deren Gründer die romantische Nationalsage den treuen Prinzen Semimar verherrlicht, welcher sich um den Verlust seiner Geliebten blind geweint haben soll. Obgleich der Besuch des Theaters in der Regel sehr zahlreich ist (weil das ehrliche Japanesische Publikum außer seinen nächtlichen Lichterfahrten auf den Seen und Flüssen wenig andre öffentliche Belustigungen genießt, und sonst keinen eigentlichen Brennpunkt des öffentlichen Lebens besitzt), so sieht man doch mit einer Art von Geringschätzung auf die Schauspieler herab, als wie auf eine von den Göttern verworfene Klasse (c'est tout comme chez nous; in gewissen deutschen Städten, deren Namen ich verschweigen will, glaubt man zuweilen auch in Japan zu sein). Die vornehmsten Damen von Japan betrachten übrigens das Theater wie die Pariserinnen, — als eine Art von Salon, als eine Gallerie lebendiger Gemälde, worin sie sich bewundern lassen können; sie halten es für eine Ehrensache, ihre Toilette während der Vorstellung wenigstens zwei- bis dreimal zu wechseln; zu diesem Ende läßt sich jede Dame von Stand durch ihren Bedienten die Garderobe in ihre Loge nachtragen; die Geheimnisse der Toilette, der Coeffure, die Verfertigung zierlicher Luxusartikel, künstlicher Blumen und dergl. bieten beinahe ausschließlich den Stoff zur Conversation in den höheren Damenzirkeln.

Schweizerische Volkssage. Zwischen den Kantonen Zürich, Schwyz und Zug steht, als erhabener Gränzstock, die hohe Rohne, ein Berg, der, um seiner ausgedehnten Fernsicht willen, zur Frühlings-, Sommer- und Herbstzeit von zahlreichen Wallern besucht wird. Ein kühler Föhrenwald umzieht des Berges Mitte und läuft gegen den sogenannten Roßberg hinunter in spärlichem Wuchse aus. Dieser Roßberg ist eine fruchtbare Alp, auf welcher mehrere Sennenwohnungen zerstreut herumliegen. Steigt man von diesen Hütten den steilen Bergpfad hinan, so muß man bei einem gewaltigen Granitblocke vorbei. Dieser Block ist in der umliegenden Gegend unter dem Namen „Dreifingerstein“ bekannt. Bei näherer Betrachtung rechtfertigt sich diese sonderbare Benennung dadurch, daß man oben auf der platten Höhe drei Vertiefungen wahrnimmt, die gerade der Art sind, als ob sie durch das Hineinstecken eines Daumen, Zeig- und Mittelfingers entstanden wären. Von dem Ursprung dieser Löcher erzählt die Volkssage Folgendes:

Ein reicher und habsüchtiger Senn machte nach dem Absterben des Besitzers auf Alp und Wald ungerechten Anspruch. Seine Forderung geschah auf Unkosten der Kinder des Verstorbenen, die durch den Verlust dieser Grundstücke arme Waisen geworden wären. Falsche Documente und Verschreibungen unterstützten die Ansprüche des Betrügers; die armen Kinder hatten nichts als ihr inneres gutes Recht. Es kam zum richterlichen Augenschein und zum Eidschwur. Der Bösewicht leistete ihn mit aufgehobenen Schwurfingern auf der Höhe des Felsens laut und frech. — „Weh' dir,“ rief ihm der Richter zu, „so du einen falschen Eid gethan! —“ Da that der Mann auf dem Felsen die gräßlichsten Betheurungen, wie ihn der Teufel holen solle, wenn er Unwahrheit beschworen: „So wenig,“ rief er, „als ich meine Schwurfinger in diesen harten Stein tauchen mag, als in Wasser — so wenig hab' ich einen falschen Eid gethan!“ Und damit setzte er in grauser Vermessenheit die Finger auf den Stein, als ob er dieselben hineindrücken wollte. Und siehe, der Felsen gab nach, wie weicher Schnee und die drei Schwurfinger begruben sich d'rein bis an's hinterste Gelenke. — Entsetzt wollt' er sie alsbald zurückziehen; sie waren aber festgewachsen, also, daß all' sein Mühen und die Arbeit Anderer nichts fruchtete. Gott hatte gerichtet; der Fälscher bekannte sein Verbrechen vor allem versammelten Volke. — Und nachdem er gebeichtet, erbebte die Erde; die Föhrenzweige rauschten schauerlich, und aus dem Walde fuhr unter Blitz und Donner eine kohlschwarze Wolke. Und die Wolke umhüllte ihn und ein lautes Geheul erhob sich in derselben; dann zertheilte sie sich und zerfloß in der Luft. Der Verbrecher aber lag entseelt und das Antlitz im Nacken auf dem Granitsteine. (Reithart im Schweiz. Merkur. 1. Hft.)

⁂ Am siebenten Jänner dieses Jahres starb zu Rom in einem Alter von (noch nicht ganz) 78 Jahren, der berühmte Archäolog, Alexander Visconti (geboren zu Rom 18. März 1757).

⁂ Im Lauf des Jänners brachten die sämmtlichen Pariser Theater nur 13 Novitäten, darunter ein Lustspiel, ein Melodram, eine Italiänische Oper und 10 Vaudevilles.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 45. 1835.

177

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 21. Februar.

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Österreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Da lockte der Trompeten feuriger Klang manch
ein Schwert aus der Scheide. Den Trautmans-
dorfern schlugen die Herzen gar lustig an die Har-
nische. Wie der König sie der Reihe nach wie-
der anschaute, vor Allen den Albrecht Stuchs, der
seinen Hengst scharf im Zügel halten mußte, hoch, und
gewaltig wie ein Patriarch, — und den jüngsten Ritter
von der Rose mit dem Cherub-Angesicht, den Knaben
mit dem blitzenden Männerschwert, da sprach er zu
dem Abt: „Komme über mich, was mir bestimmt sein
mag; unter Gottes Hand geb' ich mich hin. Nein,
keine Zögerung mehr! Mein Volk hat genug gelitten!
Hinaus, hinaus in's baierische flache Land! Kommt,
schaart euch um mich, ihr drei und zwanzig! Hei!
Wer auf Erden hat wohl noch einen solchen Rosen-
hag, wie ich? — Lebt wohl, würdiger Herr, gedenkt
unser im Gebet, wie wir, wo wir auch seien, unter'm
purpurnen Thronhimmel, mit Rudolphs Krone auf
dem Haupt, — oder nackt unter Gottes Himmel, auf
der purpurgetränkten Erde, — der Treue gedenken
werden; Treu' ist ein guter Mantel, so gut als der
Kaiser-Mantel und besser vielleicht; — und geht es
an's Letzte, so wird Treu' uns zum Sterbekissen, und
darauf schläft sich's gar sanft und friedlich ein."

Er schwang sich zu Roß. Wie er oben saß, schim-
mernd in der geld'nen Rüstung, mochte man's wohl
laut ausrufen: „Es lebt in deutschen Landen kein
schönerer Fürst!" Er drückte seinem Roß die Schen-
kel in die Weichen. Da ritten sie hin durch die Pforte.

„Halt auf! Halt auf, o mein König, hör' ein
einzig Wort; o halt an dein Roß, du sperrst es ja
mitten in dein Leid hinein;" rief von der Thurmwarte
herab der Bruder Barthelomäus. Aber der König hörte
das warnende Wort des kundigen Sterndeuters nicht.
Der Rosse Hufschlag klapperte und dröhnte so laut;
der Trompeten lustige Stücklein verschlangen des Mön-
ches Anruf. Ha! Wie gleißte das Thal weithin vom
Glanz der Rüstungen! — Der Sterndeuter stand auf
der Zinne, sah den stattlichen Geschwadern mit trüben
Blicken nach und wiegte, von Sorgen umschattet, das
graue Haupt.

2.

Bei Ampfing auf den Wiesen brannten die vielen
Wachtfeuer, hüben und drüben, und um jedes in engen
Kreisen saßen die tüchtigen Männer; bald nickten sie,
bald lauerten sie; es spielte und leckte der rothe Schein
auf den blanken Eisen, auf den braunen Wangen!
Die Baiern lagen dicht an einander, da war schier
kein Unterschied der Häuflein und Rotten zu gewah-
ren, noch der Hauptleute und Gesellen, noch der Rit-
ter und der Städter; der Schüsselberg und der Böhmer-
könig und der alte buckelige Schwerpermann, und sein
Schwager, der Rindsmaul, sie waren aus ihren bunten
Gesellen nicht herauszukennen; mochte man doch kaum
dem Bäckerknechte dort sein Handwerk ansehen, so
sauber stand ihm die eiserne Haube, nur an den
Fäusten merkte man's, wie fest der Geselle zu walken
und zu kneten verstand; — auch die Wüllenweber, und

die Nürnberger Grobschmiede ließen sich's nicht nehmen, am andern Tag mit zu hämmern, und mitsammt ihnen noch manch' ein anderes rechtschaffenes Gewerk, und mancher kecke Bürgerssohn, wie die Städte sie hergaben für Ludwig den Baier, gegen den Trotz derer von der Pfauenfeder.

Wo Friedrich der Schöne gelagert hatte, schossen die Feuer lustiger in die Höh', daß die Funken stoben wie Garben. Dort zu äußerst rechts fuhren und flakkerten sie auf's Hellste. Dort brieten die Cumanen des Feindes Hammel; und am Spieß daneben brieten sie des Freundes Kalb. Dazu heulten sie jauchzend heidnisches Siegeslied, und netzten die Bärte im goldnen Wein; die gold'nen Becher, vom Altar geraubt, klirrten wider einander, fielen dröhnend nieder auf die Haufen von dürrem Reis. Brennende Scheiter, mit Ferse und Speeren geschürt, kostbare Edelsteine in Ringen, Alles geraubt, im Flammenschein an den langen knöchernen Fingern der schmutzigen Unholde glitzernd und funkelnd! — Nicht weit davon lagen, streng und ernsthaft, die aus dem Reich, die den deutschen Adler mit dem Östreichischen Herzschild frisch und stolz hingestellt hatten und mit den Leibern dicht umbaut. Wo der Adler hauste, war der König nicht fern; wie schlug ihm das Herz vor Kampfesungeduld! Morgen oder nie! Morgen, ja morgen, wann die Sonne aufgegangen, blutig roth vor Haß, wann sie zu Abend niedergestiegen sein wird, auf dem Feld sich in Purpur zu baden! Morgen, ja morgen steht hier die Blume der Ritterschaft, mit ehernem Kelch, — mit eisernen Dornen, — und, wenn der Schlachtsturm sie schüttelt, so rasseln die Blätter, so klirrt der Stamm, so rinnt aus dem stolzen ehernen Kelch gar seltener Thau. O Leopold, Leopold, wärst du schon da!

In der Mitte, und zum Theil gegen den linken Flügel hin, wo die Bischöflichen rasteten, saß einsam am erlöschenden Feuer Herr Hector von Trautmansdorf, in guter Verhut getreulich wachend, indeß die zwei und zwanzig Andern sorglos schliefen. Sie schliefen in süßen Träumen, sie träumten vom nahen Morgen, vom Morgen des Sieges und der Herrlichkeit. Das war ja des König Friedrichs holder Rosenhag; die Ritter von der Rose, vom Uralten bis zum jüngsten herab, Jeder ein Mairöslein der Treu' und Mannbarkeit. — Hector stierte auf den Feuerheerd; die kräftigen Brände waren in Kohlen durch einander gesunken, kaum hin und wieder knisterte noch ein Fünklein hervor, sein Leben nur kund gebend, um bald für immer zu erlöschen. (Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Pisa.

von

Ernst Förster.

Vierter Brief. — (Schluß.)

Ich muß dir doch noch sagen, daß ich bei meinem kunstliebenden geistlichen Führer von neulich, der mit gewohnter Freundlichkeit mich zu sich einlud, eine vortreffliche Kunstsammlung gefunden und daraus — obschon um vieles Gold — ein kostbares Kleinod mit nach Haus gebracht. Es ist eine Madonna mit dem Kind, aufs allerfeinste in Marmor ausgearbeitet von dem alten Meister Nino Pisano, der um 1350 blühte. Nicht nur, daß das Wesentliche daran erhalten, auch noch die alten Malereien und Vergoldungen sind daran, und da die Werke jener Zeit höchst selten, in diesem Meister aber grade die Vollendung jener Bestrebungen, die, auf antiker Basis ruhend, durch den Geist des Christenthums geführt wurden, hervortritt, so ist die Freude über den Besitz so groß, daß sie sich selbst durch all' meine Träume zieht. Außerhalb Pisa entsinn' ich mich nicht, etwas von Nino gesehen zu haben, hier aber sind ausgezeichnete Skulpturen von seiner Hand. Die beiden lebensgroßen Statuen in S. Caterina, von denen ich dir, wie ich glaube, schon schrieb, stellen eine Verkündigung vor. Sie zeichnen sich durch eine ganz besondre Anmuth der Bewegung und durch das auffallende Bestreben aus, malerischen Ausdruck in die Gesichtszüge zu legen, was schon, dem alten Nichola gegenüber, der daran nicht wohl denken konnte, dessen Sohn Giovanni, wenn auch meistentheils mit geringem Erfolg, versucht. Nino aber verbindet noch immer mit der Anmuth, die er seinen Gestalten gibt, jene für kirchliche Bilder unumgängliche Einfachheit und Würde und hat eine bewundernswürdige Klarheit der Darstellung, so daß durch seine faltenreiche Gewandung jedwede Bewegung nicht nur, sondern auch die Haupttheile des Körpers sichtbar bleiben. Nino und sein Vater Andreas zeigen am deutlichsten, wie nothwendig es war, den Weg des Nichola nicht weiter zu verfolgen, bevor man, selbst mit Verleugnung des Schönen und Gefälligen, den eigentlichen Grund und Boden christlicher Kunst gewonnen. Könnt' ich doch unsern Zeitgenossen und Landsleuten, die auch immer nach Anmuth, nach Farbe, nach Technik und nach Gott weiß was schreien, wenn sie in die Glyptothek oder an ähnliche Stellen treten, dieß begreiflich machen, wie der Menschengeist verfährt und verfahren muß, wenn er für die Geschichte ein Gut erobern will. Welcher Bauer wird denn Ähren lesen, wenn das Korn blüht, welcher Gärtner die Rosen an der Wurzel brechen wollen?

Nächst der genannten Verkündigung besitzt dieselbe Kirche ein Grabmal von Ninos Kunst, eine Gattung, in welcher die Skulptur des 14ten Jahrhunderts ihre herrlichsten Werke geliefert. Das bezeichnete ist das des Erzbischoff's Simon Saltarelli, der 1342 starb, und im s. g. deutschen Geschmack. In einer architektonischen Laube sitzt die Madonna mit dem Kind, zu beiden Seiten weibliche, anbetende Gestalten und außerhalb zwei Dominikaner als Hüter des Grabes. Zwei Engel darunter lüften einen Vorhang, hinter welchem in der Tiefe der Todte zu schlafen scheint. Die Basis zieren Reliefs mit Darstellungen aus seinem Leben. — Mich wundert sehr, wie Denkmale der Art von unsern Architekten und Bildhauern so wenig beachtet werden, da sie doch einen so freien Spielraum für Phantasie und Schönheitsinn gewähren, und gewiß allgemeine Theilnahme fänden. — Die, wie mir scheint, bedeutendsten Werke Ninos finden sich in S. Maria della Spina, einer kleinen Bruderschaftskirche, die wie das Modell einer großen unten am Arno steht, grad', als wär' es hingetragen worden. Darin ist eine, das Kind tränkende Mutter, halbe Figur, voll unglaublicher Naturwahrheit und Ausführung, so daß sie mehr, als andre die Frage nach der Quelle des Madonnendienstes anregt und beantwortet und zwar in dem Sinne, wie es Platen gethan:

„Längst zwar trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus;
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gott's.“

Außerdem stehen über dem Hauptalter dieses kleinen Heiligthumes drei colossale Statuen, Madonna mit dem Kinde, Petrus zu ihrer Linken, Johannes der Täufer zu ihrer Rechten, ohne Vergleich die tiefsten und gediegensten Arbeiten Ninos, durch die die Gesetze christlicher Plastik bestimmt ausgesprochen hat.

Den 15. Februar.

Gestern haben die Pisaner den Carneval begraben. Saus und Braus war am Lungarno. Du weißt, daß ich dergleichen lieber lese, als lebe; und, da es bei dir umgekehrt ist, so hab' ich leichtes Schweigen. Nur das will ich bei dieser Gelegenheit dem hiesigen Volke nachsagen, daß es zwar nicht viele Schönheiten aufzuzählen hat, daß aber diese auch ganz eminent sind. Und so ist es durch ganz Italien mit Allem. Ich möchte Keinem eine ununterbrochne Folge erfreulicher Gegenden, oder gar einen ewigen Garten diesseits der Alpen versprechen. O, wie viel des Märkischen ist auch hier! Aber ist's einmal irgendwo schön, so läßt sich auch nichts anderes damit vergleichen.

Den 17. Februar.

Die anhaltend warme Witterung hat uns mehre Gewitter gebracht, die zwar entsetzlich poltern, aber sonst nichts thun. Lästiger schon fällt die anhaltende feuchte Witterung, das Papier wird weich und faltig und dunkel ist's schon ohne Wolken in den Kirchen, geschweige mit ihnen. Ich habe deßhalb, als ich gestern unvermuthet unter andern Heiligen, zu denen ich auf einer hohen Leiter emporgestiegen, den heil. Ranieri erkannte, ihm die Algäuer Geschichte und sonst was in's Ohr gesagt. Vielleicht hilft's, wenn ich — so lange Geduld habe, als die Pisaner ihrerseits gehabt haben.

Aber wie reich ist Pisa an Kunstschätzen! Schon zweimal war ich in frühern Jahren hier und glaubte, alles gesehen zu haben; aber wie Vieles habe ich jetzt noch vorgefunden! Welche Zeit und welches Volk, daß es solchen Reichthum von Werken hervorbringen konnte, von dem die Vergänglichkeit alles Irdischen, die Zerstörungswuth und Raublust der Fremden und zwar der Franzosen, die Barbarei und die Geldhabsucht der Einheimischen noch so viel übrig gelassen, daß man nicht nur in Kirchen und Klöstern, nein in Privathäusern, ja in den Werkstätten der gemeinsten Handwerker fast überall noch heutzutage schätzbare Werke findet!

Seelenwanderung.

(Phantasiestück.)

I.

— Nun war aber der Referendar Kibitz ein eigener Kauz, der nicht einmal auf eine Flasche bairischen Biers so viel hielt, als auf das, was ihm seine Freunde als Grillen und Phantastereien vorwarfen; und es gibt auch wirklich für solide bürgerliche und vernünftige Leute nichts unbequemeres unter der Sonne, als so ein sonst ganz traitabler und netter Mensch, der aber manchmal seinen poetischen Raptus hat. Überhaupt, wozu taugt eigentlich die Poesie in der Haushaltung, im Staate? Zu nichts als zu Verdrießlichkeiten mit der nachtschlafender, Weile wachen — müssenden Straßen und (Gast-) häuserpolizei. Das war auch die Meinung des Dr. Nimmersatt, Professors am fürstlichen Gymnasium und speise-freundlichen Vorstandes vom Colleg zur Menschenfreundlichkeit; der sagte seinem Freunde Kibitz bei poetischen Anfällen immer: „Kibitz Kibitz, was habt ihr denn von euren Ideen? Ihr, — und wir? Was sind sie denn? dummes Zeug sind sie, dummes; Kibitz, Referendar, ich bitt' euch, gebt euch mit keiner so schlechten Gesellschaft ab, wie die eurige, die eurer Ideen nämlich, mit keiner so schlechten, — so schlechten! Nochmals: was habt ihr davon? was? — In's Irrenhaus bringen sie euch sicher noch, sie — euch, verlaßt euch d'rauf.“ — Da war übrigens auch noch ein sicherer Apotheker Meerrettig; das war ein Mann! der hatte sein eigenes Hald-Glas, den Wappen-Hirsch mit dem Radieschen im Mund vom Schild seiner Apotheke auf dem Zinndeckel gravirt, und „die Augen gingen ihm über, so oft er trank daraus.“ Auf alchimistische Raritäten hielt er übrigens so viel, als der Professor auf Austern, und der Referendar auf „dummes Zeug“; der Albertus Magnus war sein Catechismus, Pantaleonis alchimistische Traktätlein, Raimundus Lullius, Geberus Laulabanus — seine modernsten Schriftsteller. Jeder hat sein Steckenpferd, der Pharmaceut ritt zuweilen gern auf einem Stachelfisch oder einer Coluber in Spiritus; — natürlich, seiner Frau durfte er dergleichen nicht in die Wohnstube bringen; aber in die Officin, ja, da! An dem Referendar Kibitz schätzte auch er alles höher, als eben dessen dichterische Talente; und so hatte der Professor Nimmersatt immerwährend — wenn er nämlich nicht gerade mit praktischen Experimenten über die Natur der Trüffeln oder über die Organisation der Gänseleber-Pasteten, oder über den Einfluß der Maccaroni auf die Europäischen Staaten-Verhältnisse wichtiger beschäftigt war, — voll auf zu thun, die zwei feindieligen Prinzipe, das Kibitzische und das Meerrettig'sche — als Okenscher Zero und Kritiker in einander zu bringen.

Der Professor bekam natürlich keinen geringen Schrecken, seinen praktischen Experimenten kritischer Weise entzogen zu werden, als der Referendar im letzten dreiblättrigen Kränzchen ein Manuscript aus der Tasche zog, seine Stirne in prophetische Falten legte, die Pfeife bei Seite stellte und das gehenkelte Halbglas so placirte, daß mit geringer Mühe zu schließen war, er werde es diesen Abend nur als Anfeuchtungsgefäß für die durch Vorlesungen auszutrocknenden Stimmorgane benutzen. Der Professor beschloß als guter Taktiker, dem poetischen Kibitz das Terrain für Vorlesungen gleich von vorne herein zu ruiniren; und der Apotheker, der ihm so schnell als dem phantastischen Referendar abmerkte, was im Schilde geführt wurde, nickte ihm gleich mit einer äußerst klugen Miene, daß es um jeden Preis gelte, den Streich abzuwenden, denn das Manuscript des poetischen Referendars sei gewiß wieder ein Mährchen, und derlei besonders dummes Zeug hasse seine Frau, — und er auch; das führe zu nichts, als zum verführt werden in Narretheien, und die Polizei sei unverantwortlich, wenn sie dergleichen gestatte. „Wir sitzen so fröhlich beisammen,“ steuerte denn der Professor, mit einer tüchtigen Ladung von Fromage de Brie befrachtet, gleich in gutes Fahrwasser, — „so fröhlich, mein Liebster, und haben einander so lieb, — wir — einander! Wie wäre es, wenn wir eine Trippel-Allianz abschlössen, diesen Abend gar kein System der Unterhaltung zu statuiren, kein System, Freundchen, und das sage ich, ein Professor, ich; — ach, sehe, man lebt ja nur einmal, manchmal gar nur ein haldmal; man wird alt, man muß ganz leben, ganz; — ich bitte um die Butter, Papa Meerrettig, die Butter! Mein Gott, wo ist denn der ganze Käse hingekommen, der ganze? —“

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Eine Geschichte aus dem Bagno. Hinweg aus dieser Hölle von Gestalten, die uns im Hofe des Bagno umwimmeln! Das Verbrechen, so ganz ohne Maske, so ganz zur scheußlichen Karikatur verzerrt, in den rothen Livreen herumwandelnd, geschornen Hauptes, aus grassen, stieren, frechen Augen uns angrinsend: es macht uns nicht schaudern, es greift tiefer und grausiger in alle Nerven der Seele hinein, es galvanisirt sie durch Eckel. Man wandelt hier, wie im Fiebertraume, als trüge man das ganze Gewicht der Schande selbst auf der eingekrümmten, einschwindenden Brust. Und wieder Schauder ist's, der das Mitleid selbst in uns erwürgt, wenn wir uns von dem ärmlichen Trödel der Galeerensklaven wenden, und ihnen die Cocosnußbüchschen nicht abkaufen, den einzigen Artikel, deren Erlös ihnen geringe Mittel zur Erleichterung ihrer Lage bietet. Wir flüchten vor dieser entsetzlichen Firma: T. P. Dort fuchtelt schon wieder der Scepter des Bagno, der — Stock, dort droben dem Widerspänstigeren Flintenläufe! Nichts, nichts zu hören als Kettengerassel! Entsetzlich! — Dort knieen sie vor dem Altare und hören die Messe. Kein Athemzug ringsum! — Sie beten — in Ketten. Und dicht neben der Kapelle der Schlafsaal, wo sie von den Lasten und Fesseln des Tages ruhen — in Ketten; — zur Linken der Kapelle die Küche, wo die alten Spaßmacher des Bagno ihre Promenade von 6 Fuß in der Runde um ihre Betten machen — in doppelten Ketten! Hinweg! hinweg! —

Wir flüchten in den Modell-Saal des Bagno von Rochefort. Hier löst sich uns allmählig ein Eindruck nach dem andern, wie ein Eisring nach dem andern von unsrer Brust ab. Eine allerliebste Sammlung der netteßten Miniatur-Marine präsentirt sich den Blicken, Linienschiffe, Fregatten, Corvetten, Briggs, Schooner, Goeletten, Kutter, Schaluppen, Masten, Tauwerk, Steuerruder; fühlte man nicht noch in allen Nerven, daß man sich im Bagno von Rochefort befände, so möchte man glauben, man mustere in Albert's Magazin in der Döngesgasse zu Frankfurt a. M. das Weihnachts-Spielzeug. — Dort in der Ecke findet unser Blick zufällig noch eine Art Pendul von der seltsamsten Construktion heraus, welches jedoch stille steht. „Was ist denn das hier für ein besonderes Kunstwerk?“ fragen wir neugierig unseren gefälligen Cicerone. — „Das ist das Mobile perpetuum, meine Herren,“ erwiedert er. — „In der That? Seit wie lange hat es denn aufgehört, sich zu bewegen?“ — „Ah, meine Herren, es ist niemals in Gang gekommen. Das ist eine ganz eigene Geschichte, die ich Ihnen davon erzählen könnte; aber freilich eine etwas lange.“ — „Legt immerhin d'rauf los, guter Freund!“ —

„Nun denn, meine Herren,“ begann der Cicerone, — „der Meister dieses seltsamen Werkes, welches Ihre Aufmerksamkeit erregte, war ein simpler Uhrmacher aus der Provinz, ein gewisser Louis L . . . . Obgleich er einer der geschicktesten Arbeiter in seinem Handwerk war, wollte dem guten Mann, der von Haus aus keinen Sou besaß, das Glück nie lächeln; mein Gott, die Provinz ist nicht das Terrain, auf welchem ein Uhrmacher zu Tausenden kommt. Es war ein wahrer Jammer um den guten Louis. Dessenungeachtet kümmerte ihn weniger sein eigenes Schicksal, denn für seine Person begnügte er sich gerne mit Wasser und Brod; aber, was ihm das Leben zur Hölle machte, war das Loos seines Sohnes, den er wie einen Abgott liebte, für dessen Erziehung er sich den geringen Erwerb vom Munde abdarbte. Das Herz blutete ihm, wenn sein Sohn den Sonntag über zu Hause bleiben mußte, weil er sich an der Seite seiner Kameraden nicht anständig genug zeigen konnte. — Endlich schien sich denn doch der Himmel dieser zärtlichen Liebe des Vaters zu erbarmen; allmählig verbesserte sich die schlimme Lage des Uhrmachers, und ein gewisser Wohlstand trat an die Stelle des langen Elends. Louis änderte dessen ungeachtet seine bisherige kümmerliche Lebensweise nicht; aber seinen Sohn sah man das Theater besuchen, sein Sohn hatte immer Geld in der Tasche, und der Vater fand sein einziges Glück darin, daß der Sohn sich vor seinen Altersgenossen nicht zu schämen brauchte. Die günstigeren Verhältnisse des Uhrmachers gaben indessen, wie es immer so zu gehen pflegt, den Spießbürgern seines Wohnorts Veranlassung zu allerlei Kopfhängereien, Fragezeichen, Munkeleien und Vermuthungen; man brachte es heraus, daß weder eine reiche Erbschaft, noch eine glückliche Spekulation der Grund jener Veränderung sein konnte; kurz, gegen Vater und Sohn entspann sich allgemeines Mißtrauen. — Der letztere legte eines Tages bei einem Kaufmann für irgend einen Einkauf einen Louisd'or auf den Ladentisch, und, weiß der Geier, wie es kam, der Kaufmann gerieth auf die Idee, sich durch den Klang des Goldstücks von dessen Aechtheit zu überzeugen. Der Louisd'or war falsch. „Von wem haben Sie diese Pièce?“ — „Von meinem Vater!“ — Man holt den Vater herbei, er erscheint nach einigem Zögern. „Kennen Sie diesen Louisd'or?“ fragt man ihn. Er zaudert mit der Antwort; man dringt schärfer in ihn: „von wem haben Sie ihn?“ Er verwirrt sich, er stammelt unzusammenhängendes, unwahrscheinliches Zeug von einem Fremden und dergl. Der Argwohn der Behörde ist wach, man durchsucht sein Haus, man findet in einem versteckten Winkel Matrizen, Münzstempel, Formen; im Laufe der Untersuchung stellt sich unläugbar heraus, daß er falsches Geld gemacht, und statt aller weiteren Vertheidigung erwiedert er auf jede Frage bloß: „ich sah mein Kind unglücklich, ich konnte den Anblick seines Elends nicht ertragen.“ — Das Urtheil lautete auf Tod; der König verwandelte es in lebenslängliche Galeerenstrafe. Man brachte ihn hieher nach Rochefort. Das Motiv seines Verbrechens, die Sanftmuth seines ganzen Wesens erwirkten ihm Mitleid, bessere Behandlung, und selbst eine gewisse zarte Aufmerksamkeit. Zuweilen besuchten ihn selbst Offiziere und unterhielten sich über dies und das mit ihm. Er war im Anfang ziemlich heiter; aber nach einer gewissen Zeit sah man ihn brütend und träumerisch, augenscheinlich durchwühlte irgend eine fixe Idee alle seine Gedanken. Man drang in ihn, sich darüber auszusprechen. Nach langem Zögern gestand er dann: „man wird vielleicht über mich lachen; ich bin einem unschätzbaren Geheimniß auf der Spur.“ — „Und was für einem?“ — „Dem Perpetuum mobile.“ Man ging mit derselben zarten Aufmerksamkeit, welche man schon früher seinem Schicksal widmete, auf seine närrische Idee ein, man verschaffte ihm Feilen, Hämmer, Ambosse, Metalle und dergl., und gestattete ihm, ohne Aufsicht und ungestört in seiner Zelle zu arbeiten. Von Tag zu Tag, und namentlich in dem Maaße, als seine Maschine seltsamer und complicirter wurde, erheiterte sich seine Stirne; er zeigte mit einer Art von Selbstzufriedenheit den Offizieren, die ihn besuchten, sein Werk, detaillirte ihnen das Räderwerk, explicirte ihnen alle Federkräfte. Indeß, bei alledem, wollte sich das Perpetuum mobile nicht in Bewegung setzen. — Eines Tages benachrichtigt man ihn, daß sich sein Sohn zu Rochefort befinde und ihn dringend zu sehen wünsche. Der Uhrmacher, dessen ganzer Ideenkreis sich um das Perpetuum mobile zu drehen scheint, ist vom Anblick seines lang entbehrten Sohnes weniger aufgeregt, als man nach allem Vorhergegangenen vermuthen durfte; er empfängt ihn kalt und entläßt ihn nach einer kurzen Unterhaltung mit der Bitte, ihn vor drei Monaten ja nicht wieder zu besuchen. — Während dieser Frist hört man Tag und Nacht den Takt seiner Hammerschläge, den widrigen Ton seiner Feile, das Knistern und Zischen seiner Metalle im Schmelzofen. Es scheint, als habe er sich, seinen Sohn zur bestimmten Zeit durch den Anblick des vollendeten Werkes zu überraschen. Zum angesetzten Termin trifft der Sohn im Bagno ein, aber der Vater empfängt ihn mit derselben Kälte, wie das erstemal. — Dieses ganz abnorme Benehmen eines Mannes, der eben aus überspannter Vaterliebe selbst ein Verbrechen nicht gescheut hatte, die häufigen Reisen des jungen Menschen nach Rochefort, der Aufwand des letzteren daselbst, alles zusammen weckt Verdacht. Beinahe im selben Augenblick, als der Sohn des Uhrmachers von Rochefort wieder abreisen will, durchsucht man auf der Diligence dessen Effekten, und findet in dem Winkel eines Koffers — tausend écus, in schönen funkelnagelneuen Goldstücken, welche sich bei genauer Prüfung sämmtlich als — falsch ausweisen. Woher kamen sie? Kaum ein Zweifel! Augenblicklich verfügt man sich in's Bagno und findet in der Werkstätte des scheinbaren Chimairenjägers Louis alle Beweise des erneuerten Verbrechens. Der Unglückliche hält es für überflüssig, sich weiter zu vertheidigen. Seine einzige Antwort auf alle Fragen über den Beweggrund seiner Handlung ist auch diesmal keine andere, als: „um keinen Preis konnte ich das Bewußtsein tragen, daß mein Sohn sich in Noth befände.“ Zu gleicher Zeit betheuert er mit den heiligsten Eiden, daß der letztere keine Ahnung vom Verbrechen des Vaters habe, und auf keine Weise als mitschuldig zu betrachten sei. Als man ihm das Todesurtheil vorliest, spricht er mit starker fester Stimme: „wenigstens habe ich mein Kind gerettet!“ — Zwei Tage darauf hatte sein Tod die Ansprüche der Gerechtigkeit auf die Verirrungen der Vaterliebe getilgt.

*** **Ludwig Tieck**, dessen jüngste Mährchen-Novellen: **die Vogelscheuche** und **die Reise in's Blaue hinein**, so verschiedenartige Meinungen und Leidenschaften aufregten, beschäftigt sich jetzt mit einer neuen, welcher er den bizarren Titel: **Hokus-Pokus** geben will.

*** Die **Homöopathie** scheint sich jetzt auch in **Frankreich** freie Bahn zu brechen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts stellte bereits an die Akademie der Medizin die Frage, ob es ersprießlich sei, in Paris homöopathische Apotheken und ein Spital zu eröffnen, wo die Kranken nach den Prinzipien der Homöopathie behandelt würden. — Der Veterinär-Arzt **Guichenet** (vom Departement der Gironde) behauptet in einem (durch den Indicateur von Bordeaux veröffentlichten) Schreiben, die Homöopathie auch bei **Pferdekrankheiten** mit glücklichstem Erfolg angewendet zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 46. 1835.

181

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 23. Februar.

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Österreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

„Leben, Leben!“ sprach Hector ernst und leise vor sich hin; „was ist dein Werth, was ist deine Dauer?“ Die Worte klangen recht schneidig aus dem Herzen des Trautmansdorfers, der so ganz durch und durch ein Mann war, als Mann sich gezeigt hatte. „Was nutzt mir's, wenn ich den Harnisch fester um dies Herz schnalle? Wird die Brust selbst zu Stahl und Eisen? Läßt sich denn aus dem Grund der Seele herauswurzeln, was sich einmal drin eingeschlungen, was einmal zusammengewachsen mit allen Keimen künftiger Thaten? — O Stern von Arragon! Schöner, heiterer Stern, daß du nie erbleichest, daß ich unter deinem Schimmer sterben könnte! — Leben, Leben, was bist du denn, wenn dies Sternbild, diese Verheißung in der Nacht, dies milde Augenlicht der Hoffnung, — wenn eben die Treue aus deinem Antlitz getilgt werden könnte? Treue, Treue? Und gegen wen? Gegen sie, der ja mein ganzes Sein zugesprochen ist? Gegen ihn, den Herrn, den reichsten auf Erden, denn er besitzt ja sie! — — O pfui, pfui, du Mann des Schwertes; ein Trugschluß umfängt dich in weichen üppigen Armen, — pfui, pfui, und eben dieser Trug sieht ja der Wahrheit so ähnlich, wie Zwillingsgeschwister! Pfui, daß ich den Trug umklammere, statt die jungfräuliche Wahrheit als Bräutigam zu umfangen! Bin ich kein Mann mehr? Doch, doch, Stern von Arragon! ich bin es noch, heiße noch Trautmansdorf, und will bei Gott, daß man nicht etwa aus Schaam meinen Namen verschweige, wenn man mir einst, vielleicht bald, o wie gern bald! — im Sarge das Röslein auf's Herz legt.“

„Hector!“ sprach Einer, der hinter ihm stand; das war der mit dem Silberbart, der Ohm der Trautmansdorfer. „Du bist ein Nachtwandler geworden, Hector!“ sprach der Alte. „Was ist dein Aug' so trüb? O, nicht für alles Gold möchte ich dein Antlitz morgen in der Schlacht so finden. Hector, Hector, was beugt dich nieder? Sieh! mir kannst du's sagen, Alles, Alles, was dir Kummer macht; morgen um die Zeit hab' ich's ja vielleicht schon dem wieder gesagt, der Männeraugen nicht für Thränen schuf. Ich bin ja ein alter Mann, und möchte nur einen Ehrentag noch erleben, um am Ehrentag sterben zu können. Nun, Gott wird's ja fügen! Schau, wie dieser stolze Brand erloschen ist, — leicht mag's kommen, daß morgen auch von drei und zwanzig Trautmansdorfern Keiner mehr blüht und glüht; es gibt ein altes Mährchen von einem Zauberbrand, den ein Held bei der Geburt empfing, und als der letzte Rest des Stammes verzehrt war, mußte auch der theure Held mitten in Freuden und Ehren sterben; das Mährchen fällt mir jetzt bei, da ich dies Feuer verglimmen sehe, und ich denke an mich und mein Geschlecht. Sprich, Hektor, du stets mein Liebling, was liegt dir auf dem Herzen?“

D'rauf Hector: „Herr Albrecht Stuchs, ich hab' mein Testament gemacht, — will sagen: ich habe die

Rechnung abgeschlossen mit allen meinen Gedanken und Hoffnungen. Ihr schüttelt die Silberlocken, Herr Albrecht Stuchs? — Ihr möget Recht haben, wir stehen einen Fuß breit vom Ausgang. Deshalb höret, bevor der Tod — morgen vielleicht — mich für lange stumm macht, höret das süß-unselige Geheimniß, welches ich unter'm Panzer in die Schlacht mitnehme. Ich liebe —"

„Wie, Hector? Du, aus dessen Augen stets nichts anderes heraus zu lesen war, als Siegeslust und Thatendrang? Du liebst, und — wen?"

„Den Stern von Arragon!"

„Versteh' ich dich recht? Isabella? Deine Königin? — O Hector, Hector, mach' einem alten Mann, der sich seit vier und vierzig Jahren wieder auf einen Ehrentag freut, das Herz nicht schwer."

„Sorget nicht; Ihr werdet's morgen sehen, ob ich des Namens Trautmansdorf noch werth bin. Nur eine Bitte hab' ich an Euch; —" er zog unter'm Panzer ein Röslein hervor, längst verwelkt, doch sorgsam aufbewahrt; „seht, dies Röslein fiel, als ich Isabella zum erstenmal erblickte, als Braut meines königlichen Herrn, — unbeachtet aus ihrem Brautkranze, und unbemerkt hob ich das vergessne Blümlein auf. Ich trug es seit jenem Tag immer am Herzen; sonst werden welke Blumen an heißen Quellen wieder frisch, — das Röslein blieb dürr! Nun bitt' ich Euch, wenn Ihr mich morgen Abend röther als sonst findet, — und der Himmel wird mir doch diesen Wunsch gewähren! — wenn auch das Röslein wieder in frischem Roth erblüht — nehmt es von meinem Herzen und bringt es ihr, oder auch meinem Könige, und sagt dazu nichts weiter, als — daß ich treu gestorben bin." — — —

Licht! Licht, am Rand der Ebene! — Mit wildem Freudengeheul grüßen es die Cumanen, mit Trompetenschall und Schwertergerassel jauchzet ihm Östreich und Baiern zu. Tag! Tag! endlich der Tag, der die dunkle Wirrniß des langen Zwistes zerschlägt und zertrümmert. Tag, Tag! endlich gilt es: Krone an Krone, Herz an Herz. Eine Sonne am Himmel, ein Kaiser soll sein im deutschen Reich! — Tausendfältig regt sich's. Der Cumane, der Raiz', der Serbe schlingt des Rosses Mähne in die Faust. Die Pfeile klirren ihm im Köcher. Jeder Blutstropfe siedet und gährt dem ungeduldigen Centaurengesindel. Hiehin, dorthin jagen und schwärmen sie schon; des Böhmer-Königs goldnes Krönlein auf dem Helm glitzert ihnen in die Augen. — Die Bäcker, die Wüllenweber, die Grobschmiede streifen die Ärmel auf, sie sind's so gewohnt, bevor sie an ihr Tagewerk gehen. — Die Böhmen schnallen sich die schweren Harnische fester. — Die Gegenkönige schlagen Ritter. — Die Pfauenfedern wallen lustig im Morgenwind. Einige Augenblicke lang rings auf den Wiesen kein Laut; — sie beten, Freund und Feind, jeder um den Sieg, jeder im Vertrauen auf seine gerechte Sache; Gott allein weiß den Unterschied. — Jetzt schmettern die gewaltigen Heeresmassen an einander. Es ist der fünfzigste Gedächtnißtag, daß Rudolph von Habsburg die Krone des deutschen Reiches empfing. — — — (Fortsetz. folgt.)

Seelenwanderung.

(Phantasiestück.)

(Fortsetzung.)

Der Referendar Kibitz, der bisher mit stieren Blicken dagesessen, und ein paarmal unheimlich gestöhnt hatte, war plötzlich aufgesprungen, maß mit Sieben-Meilen-Stiefel- und Diktix-Schritten die lange schmale Stube, stöhnte wieder, blieb stehen, durchsägte auf's neue die dichte Tabacks-Qualm-Atmosphäre, klopfte dann dem erstarrten Professor und dem betroffenen Apotheker, zwischen welchen beiden er jählings wie der Samiel stand, auf die Schultern und sprach, wie in Verzückung, mit Wehmuth und Pathos: „Unglücklicher Schakal! Jammernswerthes Rhinozeros!" — „Herr du mein Heiland," schrie der Apotheker entsetzt, „der Referendar ist uns jetzt ganz verrückt geworden. Meine Frau und ich, wir sagten's ja immer." Der Professor befand sich vermittelst einer bedeutenden Butterschnitte, die ihm zwischen Gaumen und Magen schwebte, in Todesgefahr. Der Referendar stand noch immer wie ein Gespenst hinter beiden und fuhr mit hohler Stimme fort: „Wozu sollen wir uns denn nur länger verstellen, wir unglücklichen drei Braminen? wir sind ja hier ganz unter uns, niemand kann uns belauschen; laßt uns in der Erinnerung alter Zeiten schwelgen, die mir aber wieder recht lebhaft vor der Seele stehen! Denkt ihr denn der schönen Tage nicht mehr, als wir vor 4000 Jahren die granitenen Tempel-Stufen herniederstiegen, traulich zusammen schwätzten, wo die steinernen Tiger aus dem Silber-Spiegel der heiligen Gangafluth wiederstrahlten? Ach, es waren selige Tage! Ach, denkt ihr jenes Augenblickes nicht mehr, als die frommen Pilger-Schaaren von Nah und Fern herbeiströmten, ach, jenes Augenblickes nicht mehr, mit welchem unsere seither 4000 jährige Buße begann? Habt ihr die unselige schöne Pilgerin vergessen, meine Leidensgenossen, deren Gestalt der verruchte Moisasur, der Fürst der bösen Geister, angenommen hatte, um uns heilige Männer, die wir die allerschönste Anwartschaft auf Indras Himmel besaßen, um die Früchte unsers ganzen tugendhaften Lebens zu prellen? Ach, auf Ehre, es war wirklich infam von diesem schlingelhaften Moisasur! Wir, drei so durchaus ehrenfeste Braminen, welche Zeit ihres Lebens die strengste Diät gehalten hatten, warum mußten wir, so plötzlich durch verzehrende Liebesgluth verlockt, uns um den Besitz jener Pilgerin in die Haare gerathen, verunreinen die durch heiligen Müßiggang so lange Jahre geweihten Hände? Wehe uns, die Strafe der Verwandlung blieb uns ja allen dreien auch nicht lange aus. Ich weiß es noch, als ob's heute geschehen wäre, wie mich die Götter damals zur Strafe plötzlich in einen Papagai verwandelten, wie meine schöne schlanke Gestalt meinem ohnmächtigen innerlichen Ärger zum Trotz auf einmal zusammenschrumpfte, mein Bart zu Federn ward, meine Nase, die schönste in ganz Hindostan, zum abscheulichen Schnabel; und auch dich sehe ich noch, dich, der du jetzt Professor und Collegs-Vorstand genannt wirst, wie du mich damals, in einen Schakal verwandelt, plötzlich anfletschtest, wie dir, als

einem unreinen Thier, plötzlich kein Fleisch mehr heilig oder unerlaubt genug war, wie deine ganze Seele auf Einmal nichts war als ein einziger tausendjähriger Hunger! Und auch dich, dich unglückseliges Rhinozeros, sehe ich wieder lebhaft vor mir, sehe dich in deiner ganzen Ledernheit, wie du dich, über alle Berge und Thäler in deiner Mißgestalt schnaubend breithin wälztest, wie deine plumpen Füße keines heiligen Opfergrases schonten, keines duftigen Blümleins, keines jungen Myrthen-Gesträuch's. O, Freunde, Freunde, weßhalb waren wir denn auch dann in unseren Thiergestalten zugleich so thierisch-unvernünftig, daß wir unsere angewandelten thierischen Leidenschaften damals nicht zähmten? O, hätten wir es doch gethan! dann wäre der Zorn der Götter versöhnt worden, dann hätten wir durch ihre gnädige Milde nach Verlauf jener kurzen Strafzeit von 4000 Jahren doch wieder Menschen und, was noch mehr sagen will, sogar Braminen werden können! Aber nein! die höllische Verführung siegte zum zweitenmale in uns. Ich konnte als Papagai das Schnädeln, du als Schakal den Appetit, du als Rhinozeros die Entweihung der heiligen Pflanzenwelt nicht unterlassen, und nun sind wir drei unglückselige Braminen auf's neue verdammt, und ich werde aus einem Papagai gar ein schnöder Referendar, du aus einem Rhinozeros ein Gatte und Philister, und dieser Schakal geht jetzt als Professor herum. Wehe über uns! Ist es nicht zum Schlagtreffen? Ich bitt' euch, meine Freunde, lasset uns doch wenigstens jetzt zur Vernunft kommen und unserer ursprünglichen, edleren Natur gedenken, denn, wenn wir uns auch in dieser zweiten Seelenwanderung so schlimm anstellen, wenn wir den angewandelten Schul-Referats- und Philister-gelüsten ohne Zügel uns hingebend, das bischen angeborne Vernunft zum zweitenmal vergeuden, indem wir statt erhabenen Müßigganges unverantwortliche Referate schreiben, fürchterliches Bier trinken und nach den philologischen Collegien jene entsetzlichen Austern verschlingen, — so werden wir gewiß noch zu einer dritten Wandelung verdammt und haben es uns selbst zuzuschreiben, wenn wir dann in den nächsten paar tausend Jahren gar als Kelleresel, Ambosse oder steinerne Meilenzeiger unsre Rollen spielen."

„Nun, Apotheker, nun," sprach der Professor, welcher sich indessen um sein heimlich anschauerndes Grauen zu ersticken, ungestört mit der Göttinger Wurst und dem Schinken innig befreundet hatte, leise zum Apotheker, „nun, ist er nicht verrükt, verrükt? Das kommt dabei heraus, bei seinen verdammten vertrackten Ideen, sag' ich immer! Was ist zu machen, was? Das Beste wird sein, wir gehen in seine Ideen ein, wir gehen drauf ein; so beruhigt er sich vielleicht. Verdammte Phantasterei, die!" — „Und mich ein Rhinozeros zu heißen!" unterbrach ihn ebenso leise der Apotheker, indem er vor Ärger sich in einen Nimbus von Tabackswolken hüllte, — „So? regalirte er mich nicht mit einem Schakal, mich?" — „Hahaha! das war nur von wegen Eures Appetits, Professor! Aber mich ein Rhinozeros zu nennen! und den zukünftigen Kelleresel beziehe ich auch auf mich. Hm! hm! hm! Professor; das Ding kommt mir wie eine Beleidigung vor; was?" — „Ihr habt recht, Apotheker, recht, recht; ich ein Schakal? Aber es ist nichts zu machen, als einzugehen, — zum Schein, — in seine Narretheien, — zum Schein! — Thun wir's, ich bitte euch und halten wir uns indeß an die Flaschen!" — „Ja, an die Flaschen, Professor, sonst wird mir gruselig. — Eingehen? Eingehen? Mir will's nicht eingehen, — ich ein Familienvater! Und ein Bramine und so weiter!"

„Ich bitt' euch," fiel ihm der gewesene Papagai in's Wort, und zwar im Ton der tiefsten Zerknirschung, „sträubt Euch doch nicht länger, gebt der Wahrheit die Ehre. Ah, ils sont passés ces jours de bêtes, und es waren noch goldene Tage, gegen unsere jetzigen! Denkt nur nach; spannt Eure Hirn-Nerven an, warum konntet Ihr denn kein Schakal gewesen sein? Beweist mir, wenn ihr könnt, die Unmöglichkeit! Das liegt unter der Sonne, so gewiß wir alle drei — Braminen waren, was Ihr doch nicht läugnen könnt."

„Den Teufel auch!" rief der Professor ganz ärgerlich, indem er seinem Glase immer eifriger zusprach, — „und gesetzt den Fall, ich wäre wirklich einmal ein Schakal gewesen, wen geht das etwas an? bin ich wirklich einer gewesen, so bin ich es auf meine eigene Faust gewesen und kümmere mich den Gukuk, ob ich Euch schon als Papagai oder Euch als Rhinozeros kennen gelernt habe."

„Ich ein Rhinozeros! Das verbitt' ich mir ein für allemal!" stöhnte der Apotheker immer melancholischer, „ich, so zu sagen ein Mann von der Stadt, ein Familien-Vater, — und ein gewesenes Rhinozeros! O Gott! o Gott, wenn's sein könnte, es wäre ja schauderhaft! Freilich, — ich weiß gar nicht — ich spüre heute einen entsetzlichen Durst, ich bitt' Euch Freund Papagai, — Referendar wollt' ich sagen, — füllt mir das Glas! — Freilich, wenn ich bedenke, daß Hermes Trismegistos ein großer Weiser war, — ist in Ägypten nicht das Bier erfunden worden, welches man nannte ζυθος? — Professor, was meint Ihr? — da nun die Ägyptische Weisheit doch eigentlich aus Indien herstammt, — was wollte ich sagen? — Ja, wer hat mir denn mein Glas schon wieder ausgetrunken? Was? Ich selbst? Warum nicht gar! Dummer Schnack, Freund Papagai, Schakalchen, für Braminen schicken sich solche Späßchen nicht. Dummes Zeug! bin ich denn nicht eine Rhinozeros? Respekt meine Herren! Macht mir keine Digestionen, tralala! keine Grillen, ich bitt' euch, — ach Gott, ihr seid ja himmlische Kerichens! Aber trinkt mir mein Bier nicht vor der Nase, als wenn ich ein — mit Respekt — eine Volleule wäre! Ich, ein Familienvater! Was würde meine Frau sagen? denkt doch!"

„Se nel seno vi bulica il core, il rimedio vedetelo qua! la la la! la la la" sang lallend der bereits etwas selige Professor, statt des Glases die Flasche ergreifend, „che piacer, che piacer che sarà! Freundchen, hört mich an, ich töne Orakel. Procul profani et cerevisia! ich bin der Meinung: der Schakal soll leben! Was, mehercle! Ist es nicht eine Sünde, daß wir keinen Champagner haben? keinen Champagner — wir? keine Sünde? Champagner muß mir herbei! Wie, soll ein Schakal keinen Durst haben, ein Schakal? Freunde, Braminen, mir ist's egal, was ich bin; wer will mich umarmen? Hier ist mein Herz, hier! Aber Champagner muß mir herbei! Geht mir mit eurem ζυθος! Champagner muß ich sehen, sag' ich euch, ich, ich. Was? wir haben als Braminen lange genug gefastet, wir, nicht wahr, Papagai? nicht wahr, Rhinozeros? Che piacer! che piacer! — Ah, pah! Da ich nun doch einmal in ein Thier verwandelt bin, — war, war, wollt' ich sagen, gelt Kakadu? — soll es uns dann auf eine Sünde mehr oder weniger nicht ankommen. Wein, Wein herbei! — Wer weiß, was wir erst in tausend Jahren sein werden! Pah, sag' ich euch: es ist egal, wenn wir nur Austern haben oder Bricken oder Trüffeln, — besonders Trüffeln, ihr wißt schon, warum, und Wein! Wein!"

(Forts. folgt.)

Musik in Frankfurt.

Musik ist der Freudenruf der ganzen civilisirten Welt. Ihr Lorbeer grünt in Italien sowohl, wie im nördlichen Scandinavien, an der Gränze der Osmanen, wie am Ural, in den Pyrenäen, wie auf der brittischen Insel. Musik ist das Kriegsgeschrei jener Legionen, die, jemehr sie um dieselbe streiten, sie am wenigsten erobern. Sie ist der Siegesgesang der Thyrsusgeschmückten Bachantinnen, und das Schwanenlied des guten Geschmacks.

Musik wird auch in Frankfurt geliebt.

Wir ergötzen uns an Bachs classischem Ernste, an Beethovens Zauberschlägen, an Mozarts Geistersprache und an französisch-italiänischen Leuchtkugeln. Wir würdigen das Gute, wo wir es eben finden, und entbehren es nicht — wo es fehlt.

Gewohnheit, Langeweile, Neugierde, mitunter auch ästhetischer Drang sind die Motive, die uns zu Euterpens Tempel leiten; aber mit Uebersättigung, Frost, Schwindel, selten nur befriedigt, verlassen wir ihre Schwelle wieder. Der Resonanzboden des allgemeinen Urtheils ist mit Zeitungsblättern geflickt, wovon sich jeder Zoll ein Orakel dünkt!

Es wird viel Musik hier gemacht. Fast auf jeder Etage lauert ein Musiklehrer. Seitdem die strengere Schreibart abgekommen, seitdem die Fuge, die Sonate, das Quartett ꝛc. verbannt sind, seitdem geht's immer lustiger zu. Wir haben uns Straußenmägen angeschafft, um die Lieferungen unserer gaumenkitzelnderen Gastronomen gehörig verdauen zu können; und es geht auch ganz gut. Unsere tradirten Opern müssen herhalten. Sie sind die Quellen aller Qualen des reinen Kunstsinnes. Aus ihnen fließen in Strömen hin, alle Dämme des Gesetzes durchbrechend, der Rondo's, Phantasieen, Variationen und Tänze Unzahlen mit ihren frevelhaften Titeln. Sie ersäufen unsre Schubert, Reichardt, Hummel, Zumsteeg, André wie alle deutschen Barden, und löschen aus jedes glimmende Streben des tieferfühlenden Talentes. Pfennigmagazine verdrängen die Goldminen des ernstern Genius. Systeme, aus solch schlüpfrigen Opern-Cavalieren gebaut, bilden die Oberonswolke, welche den überseligen Schüler gleich im ersten Monat hoch eben auf den Parnaß führt, und sein Bewußtsein, ihn erstiegen zu haben, bleibt zurück bei der überstaubten Scala. Der Lehrer ist fertig, ehe er noch ein rechter Schüler geworden; und Mechanismus soll der Mentor des Geistes sein!

Es wird viel von Schule geschwatzt und von Manier, von Timbre, Tinte und Sorten, von Reminiscenz und Plagiat; aber Floskeln nur sind's, die ohne gründliche Einsicht, ohne Sachkenntniß blenden, wie Theaterschmuck vor den Lampen.

So geht's zwar zu in der ganzen Welt, wo der Mißbrauch seine Paniere schwingt, — aber auch du, Frankfurt, huldigst dem Mode-Sator mit der buntscheckigen Jacke, — du, im Centralpunkt des guten Deutschlands, von allen Musen so reich beschenkt!

O Undankbarkeit!

In wie fern nun unser Publikum recht hat, wenn es über Armuth im Opernrepertoir klagt, wenn es unser Museum überfüllt, unsern Cäcilien-Verein halb, und die Concerte fremder Virtuosen ganz leer läßt; in wie fern ein Dirigent, wie Guhr, hier an seinem Platze steht, die Thätigkeit unsers Opern- und Orchester-Personals gewürdigt wird; in wie fern endlich der hiesige Geschmack hinauf oder herunter gezogen ist, sind Fragen, die besser durch Facta, als durch Raisonnement beantwortet werden.

Unter: „Musik in Frankfurt“ beabsichtigen wir daher, dem geneigten Leser eine monatliche Total-Uebersicht des öffentlichen und privaten musikalischen Treibens in unsern Mauern zu gewähren. In ihr wird sich am besten der innere Zustand musikalischer Bildung und Entwicklung erweisen.

Nähere Details einzelner Darstellungen oder Productionen werden uns um so eher erlassen sein, da die Erfahrung lehrt, wie viel sie bis jetzt genutzt haben. Partheilose Andeutungen über den Werth eines Ganzen; unerläßliche Berührungen einzelner Punkte werden hinreichend sein, die Tendenz eines solchen Ueberblicks zu rechtfertigen. T.

(Fortsetzung folgt.)

Carnevals-Correspondenz.

München, am 6. Februar.

* Media in vita summus, d. h. mitten in der Narren-Fastnacht, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck früherer Jahrhunderte zu gebrauchen. Jetzt ist die goldene Zeit der Berichte.

Auch hier bei uns sind die Masken in voller Bewegung, publice und privatissime. Mit ihnen das Leibhaus.

Aber trotz dem, daß wir hier dem Mutterlande des Mummenschanzes, Italien, so nahe sind, und, wie immer zu sagen beliebt wird, Alles (Himmel, Geselligkeit der Bierfestungen u. s. w.) schon viel südlicher ist, so will doch in unserm Hyperboräerwetter die rechte freie Maskenfröhlichkeit oder die rechte frohe Maskenfreiheit nicht wahrhaft gedeihen. Nicht einmal die kölnische, doch auch gutkatholische Funkenöffentlichkeit kommt hier recht auf. Von den Gassen verschwinden die Masken von Jahr zu Jahr je mehr und mehr, und die bei Abenddunkelheit in den Kaffee-, d. i. Bierhäusern, umgehen wie weiße Frauen und schwarze Engel, sind langweilig, stumm und — was sich darauf reimt. Zu solchem Doppelgängerleben gehört freilich, außer Mutterwitz, noch etwas, nämlich — Maskenwitz, der ein ganz eigener ist, und nur auf dem Korso eines öffentlichen Lebens sich entwickelt.

Auch die großen, sogar überfüllten Maskenbälle im Theater bieten wenig Eigenthümliches und Lebendiges: an sich wenig Charakter-Masken, und die wenigen leblosen Automate oder Aufknöpflinge, ohne Seele, ohne Geist, ohne Funken. Da ist Tieck's Präsident der ledernen Gesellschaft, noch großartig, gedankenreich gegen diese kaum von einem Heimchen Witz bewegten Goldschläger-Aufgeblase.

Dagegen wurde unser jüngster oder erster großer Maskenball durch zwei glänzende Aufzüge des k. Hofes verherrlicht, der bisher auch bereits mehrere sehr schöne Schlittenfahrten gehalten hatte. Etwa sechszig Masken stellten im ersten Zuge die fünf Welttheile dar; der zweite war ein walterscottischer Zug. Der erstere besonders überbot sich selbst an Glanz und Pracht. Der Aufwand an Gold, Perlen, Edelsteinen war in Wahrheit groß. Die Herzogin von Leuchtenberg stellte das arme Deutschland in einem Aufgebot von Pracht und Reichthum dar, der höchstens vom deutschen Zollverein dereinst zu hoffen sein dürfte. Derselbe Maskenzug gefiel so, daß er dieser Tage noch einmal bei'm Herzog Max wiederholt werden wird. —

Eine Anzahl jüngerer Künstler (Arkaden- und Residenzmaler) führt morgen zum Privatvergnügen einen Mummenschanz aus Wallensteins Lager auf, wozu S. Maj. der König ihnen die Garderobe des Theaters und — das Zeughaus geöffnet hat. —

Buntes.

.*. Der Berliner Figaro theilt mit, die deutsche Oper des Theater Ventadour in Paris werde sich, kaum entstanden, schon wieder auflösen, und der daselbst engagirte Baritonist, Herr Hammermeister in Hamburg bereits auf Gastrollen erwartet.

.*. Memento mori! — Der Doge von Venedig mußte bei'm Antritt seiner Würde die Kosten seiner Beerdigung niederlegen; und bei den Bergschotten mußte die junge Frau gleich nach dem Hochzeitstage sich niedersetzen und ihren Todtenkittel spinnen.

.*. Wie die Leute sich ändern. Schacht, welcher Wolfgang Menzel in eigener Schrift, und eben so den Darmstädter Landtag angegriffen hat, weil Letzterer liberal sei, bedient sich in seiner früheren Schrift über Ottokar von Horneck oft genug der entschieden französisch-mainzerischen Gesinnungen und Redensarten. Gewiß ist ihm jetzt der Ausdruck: „Sich an die Spitze der Bewegung setzen“ ein Greuel, und doch sagte er 1831 Folgendes: „Es ist zu bedauern, daß die Kaiser, den politischen Verstand verleugnend, die Benutzung der Reformation versäumten. Karl V, der erste Vernichter alter spanischer Freiheit, war nicht unbefangenen Geistes genug, dies zu begreifen. Spanien und Deutschland konnten nicht Einem gehorchen. Für Spanien der mit Rom verbundene, für Deutschland der mit Rom brechende König: so verlangte es die Zeit. Das umgewandelte Deutschland, den Kaiser an der Spitze des Umschwungs, wären zu einer größeren Kraft erwachsen, als Jene nebst Spanien und Oesterreich gewähren konnten.“

.*. Im *Athenée central* hält zu Paris eine Dame, Louise Daurial, gegenwärtig einen *Cours de droit social des femmes*. Die deutschen Damen lesen darüber bis jetzt nur *privatissime*!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 47. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 24. Februar.

Ueber den Wolken.

Phantasiestück von Karl Gutzkow.

Am äußersten Ende der Boulevards, auf einem freien Platze, drängte sich die Neugierde der Pariser. Ein großer dreifarbiger Luftballon wurde an starken Seilen festgehalten, der mit schwankender Gondel, von der inneren Steigekraft gebläht, hinaufstrebte in verwandte, leichte Regionen.

„Betrachten Sie die größte aller Erfindungen unseres Jahrhunderts!" rief der Besitzer des Experiments.

„Nein, des vorigen!" verbesserte ein Kritiker, der vielleicht an einem Feuilleton arbeitete.

„Wie Sie wollen," fügte sich der Mann des Gases und der lustigsten Hoffnungen, „mir gilt es gleich; aber einen Luftball dieser Art hatte selbst Montgolfier nicht zu Stande bringen können. Lenksam, willig, gibt er sich Jedem hin, der es nur versuchen will, ihn in die Atmosphäre des Himmels zu begleiten. Wollen Sie Paris im Panorama sehen? — treten Sie ein! Trete ein, wer auf der Börse spekulirt, und die Londoner Course beobachten will! Trete ein, wer Nachrichten aus Spanien begehrt! Ich wette tausend Francs, daß man oben Zumalacarregui beobachten kann, wie er Elisondo blokirt! Oder wollen Sie sehen, wie die junge lendenlahme Königin von Portugal ihrem landenden Adonis in die herzoglichen Arme fällt; wollen Sie den Fürsten Esterhazy beobachten in Wien, wie er sich seine Ungarischen Hosen anzieht: oder die Manövres in Petersburg, oder den Präsidenten Jackson, der die Ohrebüchsen des Handels von Newyork als Cartouchen traurirt: wollen Sie sich aufschwingen überhaupt auf den erhabenen Standpunkt der Weltgeschichte; so brauchen Sie nicht eifersüchtig zu seyn auf einen Stuhl in der Akademie, oder sich die gothischen Schriften der Deutschen Philosophie anzuschaffen: für fünfzig Franken nehm' ich sie mit in die Region der verdünnten Luft: Einen nach dem Andern; fünfzig Franken!"

Nur Einer! Aber schon standen Zwei in der Gondel. Sie maßen sich mit zweideutigen Blicken: Jeder wollte zurücktreten, und Jeder blieb. Der Aëronaut von Profession rechnete: zweimal fünfzig ist hundert! Das Signal war gegeben, die Stricke fuhren los, und mit Windesschnelle stieg der Ball in die Luft.

Als er in mäßigere Bewegung kam, fanden beide Luftpassagiere erst Zeit, sich zu betrachten. „Alfred!" murmelte der Eine. „Julius!" der Andre. Dann schwiegen sie, und blickten hinunter von der schwindelnden Höhe. Sie waren schon weit hinaus über die Kuppel von Notredame. Paris lag unter ihnen, und wurde immer kleiner in der Vogelperspektive.

„Fluch dir, Alfred;" sagte Julius, „du hast mir das Glück meines Lebens geraubt."

Alfred schwieg, und lorgnettirte das mikroskopische Paris.

Julius staunte; denn was er sprach, war, als hätt' er's nicht gesprochen: es schien ihm das Echo seiner Worte zu fehlen in der schneidenden Luft. Alfred betrachtete ihn stumm, und sprach leise: „Wie still ist hier Alles! Welcher Zufall!"

Julius fuhr wie aus einem Traume auf. „Kein Zufall, Alfred!" sagte er sarkastisch lächelnd: „ich suchte dich: ich habe Rache an dir zu nehmen, unversöhnliche, blutige. Wo ist Amande?"

Alfred zeigte stumm in die fürchterliche Tiefe hinunter: ein Ring blitzte am Sonnenschimmer auf. Julius schwieg; denn er mußte einen Krampf unterdrücken, da er den Ring sah.

Aber immer höher stieg der Ball. Die Region wurde kalt. Julius zog seinen Mantel an sich, strich wie einen Entschluß fassend über die Stirn und hatte im Augenblick zwei Pistolen in der Hand. Er richtete sich auf, daß die Gondel schwankte. Er verlor das Gleichgewicht, er stürzte dicht über den Rand. Alfred hielt ihn mit kräftiger Faust. Alfred hatte ihm das Leben gerettet.

Was Leben! Was Rettung! Julius liebte Amanden: sie hatte ihn verlassen, und sich an Alfred ergeben. Alfred hatte heißes Blut: er liebte sie, obschon sie untreu war und Julius sein Freund.

„Entscheidung!" rief Julius, wie wahnsinnig: „im Angesicht der Sterne, des stummen Himmels; der Sonne und der Unsterblichkeit näher, als im Bois de Boulogne!"

Alfred lächelte; doch hatt' er ein Pistol in der Hand: Julius drang es ihm auf.

So saßen sie sich gegenüber in dem engen, schwankenden Raume, hoch in den Wolken, beide in ihre Mäntel gehüllt, Alles still, die Erde unter ihnen nur ein dunkler Fleck.

Julius ruhte nicht: er hatte Amanden bis zum Wahnsinn geliebt. Er riß Alfreds Arm empor, zwang ihn, die Mündung des Pistols zu richten, und schlug selber an. „Hier die Entscheidung!" rief er: „hier, vor dem Auge Gottes!"

Alfred schlug mit Riesenkraft auf des Gegners Waffe: sie stürzte hinunter in die Tiefe. Julius schrie wie ein Verzweifelter. Er stürzte über den Sieger her: die Gondel schwankte wie der Pendel einer Uhr; einer Uhr, welche auf beider Tod zeigte. Ein Blitz! Ein Knall! Alfred hatte in den Ballen geschossen.

Sie sanken erst wie Phaeton: dann allmählig, wie das Gas entströmte. Sie kamen zur Besinnung, hüllten sich nun in ihre Mäntel, und wechselten unheimliche Blicke.

Jetzt waren sie auf der Höhe von Notredame: jetzt schon tiefer, immer tiefer: aber sie hörten kein Jubeln der Menge, Alles still: sie waren unten: man übersah sie. Sie stiegen aus: ein Kreis hatte sich um eine Scene gebildet, die sie nun übersehen konnten. Einem Frauenzimmer war das Hirn zerschmettert. Ein Pistol lag in der Nähe.

Es war Amanda.

Alfred und Julius betrachteten sich lange ohne einen Laut; dann traten sie an die Leiche; küßten sie: reichten sich die Hand: und schieden mit einer Umarmung, ohne jemals sich wiederzusehen.

Seelenwanderung.

(Phantasiestück.)

(Fortsetzung.)

Der Apotheker aber war ganz schwermüthig geworden und schluchzte aus dem Grund seiner Seele herauf. „O ich schlechter Familien-Vater! O ich niederträchtiger Bramine! Hat man, seit die Welt steht, ein ähnliches Exempel gesehen, ein Exempel von einem Menschen, der in Ägypten — nein, der in einem Rhinozeros gewesen ist, und hier in dieser fürstlichen Residenz sich als Bramine häuslich niederläßt, — nein! fürchterlich! wenn man in Indien Apotheker gewesen ist, hier ein Rhinozeros sein zu müssen! O Freunde, Freunde, für mich ist keine Rettung mehr. Freunde, — Freunde, gebt mich auf. — O, Freunde! lasset uns Buße thun und weinen. — Habt ihr nicht Wein? — Weinen! ja, Wein! meiner Treu, ja Weinen! — Geht! ihr habt gar kein Gefühl, ihr seid Barbaren! — Ihr könnt gar nicht empfinden, was Tiefe heißt; ja Tiefe, Subtilität, Algebra, Linné und, — Donnerwetter noch einmal! — Tiefe, — ich sage euch nichts anderes als: Tiefe! darauf verlaßt euch!"

Knack! — der Stöpsel flog an die Decke; brausend wie ein Freiheits-Lied schoß der Geist aus seinem gläsernen Kerker. Evviva Bacco! Vive la Champagne! Wann wurden je Braminen durch Champagner selig? und doch waren sie's; seliger, als einst, da sie die Tempel-Stufen hinabschritten an die silberstrahlende Sühnfluth der heiligen Ganga; die grobstoffige Masse der irdischen Unterlage schwand ihnen; ätherisches Urfeuer, durch alle Adern rieselnd, hob und flügelte sie empor, in Indras Himmel hinauf, wo die Wiesen aus Blüthendüften gewebt sind, wo die zierlichen Handharfen tönende Goldstifte zwischen den rosigen Fingern hin und wieder wogen lassen, wo die Freudelächelnden Apsarasen in wallenden Schleiern sich wiegen, auf weichen üppig schwellendem Wolken-Estrich den Reigen tanzen, die zarten Knöchel und Arme von silbernen Schellen umklingelt. Da hinauf schwebten die drei.

II.

Die Blüthe des Mondes hatte sich entfaltet; silberne Staubfäden schossen aus dem bläulich umknospeten Kelch hervor. Tiefes geheimnißvolles Schweigen ringsum, die Sterne blinzelten nur, halb schelmisch, halb lüstern, als wüßten sie um die Liebes-Eleusinien der Erde. Über der Erde selbst war ein weiter Nebelschleier ausgebreitet, hie und da schwellend gehoben, als pochten darunter glückliche Herzen höher. Alle Formen wogten im anmuthigen Chaos harmonisch durcheinander. Aus diesem stillen Ocean aber hob sich, mit der Krone in den Nachthimmel hineinragend, eine riesige Aloe; aus dem Kern ihrer Blüthen-Knospe heraus schimmerte hoch oben Licht, entquellend unter zwölf langsam und schaurig weithinschallenden Klängen; unten auf Erden antwortete denselben ein heiseres Echo, als dränge es aus der Kehle eines Watch-man. Die drei Braminen hatten in Indras Himmel keine günstige Aufnahme gefunden, kein seliger Deweta reichte ihnen gastlich die Hand und aus dem Lotos schoß ein Glutsturm hervor, der sie, durch alle Sonnenhäuser und Sternenkreise, zurück auf die Erde niederjagte. Kaum fühlten sie unter den Sohlen wieder festen Boden, als ihnen die rächende Vergeltung auch schon nacheilte. Den Schakal erfaßte sie zuerst. Er war müde, er fühlte den Fluch der Götter in allen Gliedern; er fand sich bewogen, sich auf indische Weise ohne viele Umstände auf dem Pflaster niederzulassen und protestirte in wohlklingendem Sanskrit, weithin schallend

gegen alle Vorstellungen seiner beiden Leidensgenossen, welche vom Schicksale fortgetrieben wurden und ruhelos wie Ahasver ihre nächtliche Wanderung fortsetzten. Gewiß! es war keine Treulosigkeit der zwei anderen Freunde gegen den Schakal, wenn sie den unglücklichen im Stiche ließen; nur ihr Fluch war's, der sie von hinnen trieb. Der Schakal heulte ihnen aus der Tiefe seines Jammers und seiner Lage nach. Da fühlt er plötzlich sich eisig angefaßt; ha, das sind die boshaften Söhne der Nacht, er kennt sie! es sind die gräßlichen Quadropischas, die Büttel Schiwa's, des Rächers, welche Herzleid in blutigen Thränen strömen machen, sie haben ihn errafft, sie lassen ihn nicht, sie zerren ihn fort, in die dunkelen Klüfte hinab. — Um den Schakal ist's geschehen. —

Indessen war mit dem andern Braminen, welcher als unverbesserlich schon zwei Seelenwanderungen durchgemacht hatte, (eine als Rhinozeros, und die zweite als Apotheker und Familien-Vater,) eine dritte Metamorphose vorgegangen. Er war in den Leib eines blühenden jungen Burschen hineingebannt, hieß Franz und war verliebt; das hatten ihm die Götter zur Prüfung und Strafe auferlegt. Der Papagai tröstete ihn, da er vor unendlichem Liebesweh niedersank; der Papagai war der gutmüthigste Mensch unter der Sonne. „O, Rhinozeros!“ rief er theilnehmend bewegt. — „wie schön bist du! Franz, glücklicher Franz, ich beneide dich! Du wirst geliebt, geliebt, wie wir's uns kaum träumen lassen! Franz! Franz! ermanne dich! Raffe dich auf!“ —

Drinnen im freundlich-wohnlichen Häuschen schimmerte noch Licht; Käthchen konnte nicht schlafen, Sorgen um den Mann ihres Herzens flogen wie glühende Nadeln die kreuz und die quer durch ihre Gedanken, sie lachte sich selber aus, sie wußte ja, daß sie ihn, den guten Franz, noch am Morgen, zu Mittag, fröhlich und wangenroth gesehen, daß er frisch und gesund die Dämmerstunde an ihrem Herzen verplaudert, vorübergeküßt hatte; und doch, und doch! immer und immer wieder rief ihr's zu: Ach, er ist in Noth, er liegt bewußtlos in schweren Fieberträumen. Sie raffte sich auf, sie weckte die alte Großmutter, sie vertraute ihr, was sie preßte. „O, mein Kind, mein armes Mäuschen,“ erwiederte die alte, die kluge Frau, — „dem ist's angethan worden; das glaub' ich fest, darauf will ich leben und sterben.“ „Herr Jesus!“ rief Käthchen, „Großmutter, ich vergehe vor Angst. Angethan, sagt ihr? Und wißt ihr kein Mittel dawider? Ihr seid ja eine kluge Frau, die viel Geheimes versteht. O, ich bitt' Euch, sagt mir, ob ich ihn erlösen kann, wie ich's kann; denn, weiß ich ihn in Todesnoth, so kostet's mir selbst das Leben.“ Die Großmutter bedachte sich etwas, schüttelte den Kopf und sprach: „Wenn mir recht ist, so hat ihm's die alte Grete, die Wirthin zum gläsernen Haarbeutel angethan, deren Tochter, das Gelbschnabelchen, seit dreißig Jahren nicht unter die Haube kommen kann; und sie sind auf den armen Jungen, den Franz, — gerade auf ihn, wie versessen und beflissen; — ja, ja, der Neid! das kenn' ich!“ — „Um Gotteswillen,“ fiel ihr Käthchen in's Wort, „sagt mir lieber ein Mittel“ — „Hm!“ meinte die Großmutter, „ich wüßte wohl eins, aber es ist Gefahr dabei für dich.“ „Immerhin,“ rief Käthchen ungeduldig, „sprecht nur, sprecht!“ — „Nun, so will ich dir's sagen,“ sprach die Alte zögernd. „Es ist heute Walburgisnacht. In der Zeit kann man was ausrichten. Geh' in den Garten, Käthchen; weißt du die Stelle, wo uns der Lattig nie gedeihen will? Das will ich dir sagen, warum? Darunter liegt nämlich ein tiefer, tiefer Brunnen, der allemal in der Walburgisnacht offen ist; um die Zeit hängt ein goldener Eimer daran, und wer sich in diesen hinein setzt, und fährt hinab in den Schacht, der findet drunten einen schönen großen Saal, in dem Saal eine eiserne Kiste, vor welcher ein rother Pudel Wache hält, in der Kiste liegt eine gelbe Katze und behütet eine bleierne Schachtel, in der Schachtel liegt wieder eine weiße Spinne, welche einen silbernen Pantoffel umsponnen hat. Und wem's nun gelingt, — (aber es muß ein rechtschaffenes Mädchen sein,) — den rothen Pudel und die gelbe Katze zu bändigen und der Spinne keck in's Netz hinein zu greifen und den Talisman, den silbernen Pantoffel, zu erobern, — der kann von großem Glück sagen; denn durch diesen Talisman wird man unüberwindlich gegen allen bösen Schaden.“ — „Ach Gott, Großmutter,“ sprach Käthchen seufzend, „sagt mir nur: was für Gefahren thun einem denn der rothe Pudel, die gelbe Katze, und die weiße Spinne an? Und sagt mir auch, was hab' ich denn, wenn ich den silbernen Pantoffel erobert, damit anzustellen, um meinen armen Franz aus der Verzauberung zu erlösen? Und wo liegt er denn eigentlich gefangen?“ — „Das letzte,“ erwiederte ihr die Großmutter, „wirst du zeitig genug erfahren, nämlich, wo er liegt; wie du den Pantoffel anzuwenden hast, das lernst du von selbst, dazu brauchst du meinen Unterricht nicht; und, was endlich die drei Thiere betrifft, nun, die werden dir eigentlich, was man so sagt, nichts zu Leide thun; der rothe Pudel wird dir sogar recht artig die Hand küssen, die Katze wird dir eine bükliche Reverenz machen und die Spinne bei deiner Berührung“ — „Ah!“ schrie Käthchen mit Abscheu. — „Nun, nun,“ fuhr die Großmutter gelassen fort, „werde mir nur nicht schwach aus Entsetzen, — die Spinne also wird bei deiner Berührung in Staub zerfallen, und dir einen goldenen Ring, der in ihrem Kopfe steckt, an deinem Finger zurücklassen.“ — (Schluß folgt.)

Theatralisches und artistisches Bülletin aus Frankfurt.

I.

Ich möchte mich lieber mit den Genre- als mit den Portrait-malern unter eine Corporalschaft gemengt, in einen Ragout-kessel geworfen wissen, wenn ich Frankfurt's Physiognomie (wie sie in gelegentlichen künstlerischen Aufwallungen aus dem stillen Ocean des gleichförmigen Geschäftslebens, des Salons, des Luxus emportaucht) — so zu sagen „auf den Raub“ mit diebisch-wiedergeberischen Blicken entere; ja, ich halte es sogar für [illegible], nicht mit allzuängstlicher Treue das momentane Musikspiel zu beschreiben, sondern das ganze System dieses Musikal-carnevals, der in den gegebenen Terminen nach förmlichen Kalenderregeln stets wiederkehrt. Es ist ein eigenes Ding um Kunst, Literatur und Theater in Frankfurt. Es gibt kaum eine zweite Stadt in Deutschland, in welcher sich die so ehrenwerthe Erscheinung nachweisen läßt, daß Kunst, Literatur und Theater ihren Lebensstoff aus einer großen Communität saugen, — in welcher wie hier die artistischen Institute blos auf die Theilnahme des Bürgerthums basirt sind, — in welcher so bedeutende Hülfsmittel zu großartiger Entfaltung geboten werden, und in welcher dessenungeachtet ein ähnlicher Stillstand und theilweiser Rückschritt nachgewiesen werden kann.

Der letztere Vorwurf trifft größtentheils die Bühne (welche übrigens jetzt so ziemlich allenthalben in Deutschland bereits nahe am Moment einer gänzlichen Auflösung und Verwesung steht.) Ich will versuchen, auf die Ursachen dieses traurigen Zustandes — rhapsodisch — hinzuweisen, und beschränke mich hauptsächlich auf das Terrain des recitirenden Schauspiels; über alles, was Musik betrifft, wird sich ein geistreicher Mitarbeiter noch besonders aussprechen. —

Zuerst passire das darstellende Personale Revüe! — Weidner. Marius auf den Ruinen von Carthago! Welche Kräfte lagen in diesem Manne! und welch ein tragisches Fatum für

den alten Tragöden, seine Künstlerlaufbahn burlesk beschließen zu müssen, — echt tragisch, denn der Keim dieses Fatums liegt in ihm selbst, und so erfüllen sich an ihm die zwei alten Bedingungen des Tragischen: Furcht und Mitleid, — Furcht vor den Folgen bacchischer Begeisterung und — Mitleid für das Opfer derselben. Aber die Kunst dürfte darüber nicht selbst zum Opfer werden; das ist unbillig, unrecht von dem alten Künstler, aus dessen Ruinen zuweilen noch die alten Gluten emporflammen. — Becker. Der Liebling des Publikums, aber eben dadurch, daß man ihn zum Favoriten und Antinous macht, hineingerathen in eine gewisse Manier, welche mit der Kunst nächstens ein Duell auf Leben und Tod haben wird. Das gilt hauptsächlich von der Tragödie. Im Lustspiel ist Becker einer der besten Frankfurter Schauspieler, graziös, fein, und — gut costumirt! — Meck. Unstreitig der in seinem Kreise vollendetste Künstler an der ganzen Anstalt. Meck möchte ich im Wiener Hofburgtheater sehen, wo jeder, auch der geringste, seinem Nebenmann mit künstlerischer Urbanität Platz macht, wo jeder sich bescheidet, in den rechten Schatten zu treten, damit auf jeden das gehörige Licht falle. In dieser Rücksicht steht die Wiener Hofbühne einzig in Deutschland da. In Frankfurt ist Meck vielleicht der einzige, der als Einzelner um des künstlerischen Ganzen willen gern in den Schatten tritt. — Hassel. Hassel sah ich bis jetzt blos in einer Rolle, worin er vollendet ist, als alter Kapitän. Seine „Hampelmänner“ sind Zerrbilder ohne Wahrheit und Ergötzlichkeit; Zerrbilder, welche mich mehr als einmal mit Widerwillen erfüllten. Es liegt in Hassel's Rollenfach, daß er zum Uebertreiben verleitet wird, doch entschuldigt ihn dieser Anlaß nicht. Hassel sollte das Komische nicht so sehr im Aeußerlichen, nicht in schroffen Gegensätzen, nicht in einer Opposition des Phantastischen gegen das Gewöhnliche zu erreichen suchen. Sein (wirklich klassischer) Kapitän konnte ihn genugend überzeugen, daß seine Individualität mehr für die köstlichen Familien-genrebilder à la Wilkie, als für niederländische à la Teniers und Ostade paßt. — Wieser. Ein äußerst verwendbarer Schauspieler. Stellt ihn hin, wohin ihr wollt; er wird nichts verderben. Es liegt in ihm eine angeborne kurzabsprudelnde Drolligkeit, die wirklich sich zu positivem Humor hinneigt, während Hassel in der passiven Komik das Bedeutendste leisten kann. — Grahn. Ueberall derselbe, d. h. seicht und manierirt; muß auch überall herhalten. Am unglücklichsten, wenn er Berliner darstellen muß. — Dem. Caroline Lindner. Ich bin selig, als wäre ich ein heimlicher Anbeter, wenn ich sie im feinen Lustspiele sehe. Da ist sie wahrhaft groß, — vielleicht die größte deutsche Schauspielerin; wo sie sich in ein gewisses Air liebenswürdiger Koketterie hüllt (doch es ist eigentlich blos Humor), wo ihre muthwillige Grazie frei waltet, zieht sie alles um sich her so in ihren Zauberkreis, daß man dann wirklich blos ihre Persönlichkeit beachten mag. Im Seriösen möchte ich mein Urtheil über sie nicht allgemein abgeben. Da hat sie Rollen, worin sie göttlich, und andere, worin sie mittelmäßig ist; da ist sie manchmal die idealste Wahrheit selbst, und läßt es uns manchmal auf's Unangenehmste fühlen, daß sie vor den Lampen steht. — Mad. Meck. Anmuthig, bescheiden im beschränkten Kreise, den sie — ausfüllt. — Mad. Weidner. Ich mag das Fach, worin sie brillirt, nicht mit seinem gebührenden Namen bezeichnen (wir haben es der jüngsten Generation unserer dramatischen Dichter zu verdanken, wie z. B. der edle Muhme Lebrecht.) Aber Mad. Weidner weiß die Sache anständig darzustellen, und wenn sie den höheren Regionen des Publikums gefällt, so hat ihr Organ mehr Schuld, als ihr Spiel. — Mad. Elmenreich. Langweilig. — Mad. Benesch. Angenehmes Aeußere, leeres Innere. Angelernte, kalte, verdrießliche Naivetät. Demuth an Seele. — Nachwuchs: Lußberger. Ein junger Mann von vielen Anlagen, — wie ich höre, ein Zögling Weidners, ist dies der Fall, so verdient Weidner großen Dank, und schreitet Herr Lußberger so fort, wie er begonnen, so darf man sich von ihm für die Zukunft Bedeutendes versprechen. — Hendrichs. Ein junger Schauspieler, der auf dem besten Wege ist, ein Coulissenreißer zu werden. Noch hat er Zeit, zu bedenken, daß deklamiren (und noch dazu falsches), noch lange nicht alles ist, was man vom Künstler verlangt, daß man den Guckkuk von aller Subjectivität hat, wo es sich, wie in der darstellenden Kunst, nicht um den Darsteller, sondern um das Darzustellende handelt. — Dem. Leclerc. Ein hübsches graziöses Mädchen, welches genau an die Gränzlinie der Koketterie und falschen Manier hingerathen ist. Jugend vergeht, nur Kunst besteht! Sie besitzt so viele Anlagen, und benützt sie so wenig! Fleiß kann man ihr nicht absprechen. — Opernpersonale: Mad. Fischer-Achten! Seele in Allem und von Allem. Ich brauche nichts weiter zu sagen. — Dem. Hill. Herrliche Stimme, gute Schule. Schade, daß sie Frankfurt so bald verlassen wird. — Dem. Halbreiter. Unangenehmes (fast möchte man sagen: alterndes) Organ, einige rostige Töne in der Kehle, Anstrengung und Kampf mit der Natur. Das Spiel soll man nicht lieblos und voreilig tadeln, denn es wird sich, wenn sie auf der Bühne erst heimisch geworden, hoffentlich abrunden, aber, was die Stimme betrifft, so befürchte ich, daß diese weniger eine Blüthe ist, die sich noch entfalten soll, als eine, die für die Bühne schon verloren ging oder verloren geht. — Schmezer. Vielleicht der kräftig-anmuthigste ächt-deutsche Tenor, was Umfang, natürliche Leichtigkeit und edle Ausbildung betrifft. Man athmet selbst freier, wenn man diese so rein und markig accentuirten Töne hervorsprudeln hört, wie eine frische Waldesquelle im Frühling. Schmezers Spiel ist manchmal unausstehlich, manchmal burlesk (wie im „Armand“), seltner schmiegt es sich an seinen herrlichen Gesang wie ein schätzbares Accompagnement an. Er hat sich, was das Spiel betrifft, vor allen Circumflexen zu hüten, zuweilen sieht er wirklich wie eine Schlange aus, vor lauter Drehen und Winden, und eine gewisse Opposition von Heroismus und Gemüthlichkeit, die sich in alle seine Rollen hineinschleicht, schadet ihm mächtig. Möge er (wie alle) die Tadelworte als aufrichtigste Theilnahme an der Sache und der Individualität betrachten, nicht als Partheilichkeit, denn ich kenne weder ihn, noch die meisten Mitglieder der Frankfurter Bühne persönlich. — — Leiß. Kann nach Schmezer nicht genannt werden. — Fischer. Anlagen, die zu Erwartungen berechtigen, unläugbarster Fleiß, obwohl häufig Monotonie im Spiel. Gegen seine Lieblingsmaske (als Intriguant) ließe sich ein eigenes Kapitel schreiben. Er hat (seit Doblers Abgang) hier einen schwierigen Stand, und es macht seinem Talent wie seinem Eifer große Ehre, daß er sich so behauptet, wie er anerkannt werden muß. — Marrder. Eine schöne Gestalt begünstigt ihn, mit seinem gewesenen Organ muß er singen; hat man sich an diesen Kampf, der seinem Vortrag einen Hemmschuh anlegt, einmal gewöhnt, so hört man ihn nicht ungern. — Wiegand. Ein köstlicher, kräftig-sonorer Bariton voll Männlichkeit. Sein Wasserträger, sein Ankarström sind trefflich.

Repertoir des Jänners. Hier beginnt die Klage Jeremiä. a) Neues: Der Künstler Streben (als Neujahrsfestspiel) von Dr. Schuster. Gefiel. — Norma. (Benefice der Mad. Fischer-Achten. Siehe Phönix Nro. 17). Der Paria von Michael Beer. Gadhi — Herr Becker, Maja — Dem. Lindner, namentlich letztere, trefflich. Wenn beide dessenungeachtet keine Begeisterung zu erwecken vermochten, so tragen des seligen Beer schöne Verse bei diesem äußerst mangelhaften Erstlingswerk die Schuld. Beer wurde durch die nobeln Clienten und die Rhetorik — der Poesie gestohlen. — Die Altistin. Gewöhnliches Machwerk aus der Kurländer'schen Ueber- und Zersetzungsfabrik. Meck tüchtig. — Nante im Verhör! (Wie kann man nur um Gotteswillen mit dem alten Nante jetzt als Neuigkeit vorfahren?!) Nante — Herr Schneider, etwas zu hohl und kränklich, sonst ächt berlinisch. b) Altes: A. B. C. (Lustspiel in 2 Akten) Meck (Fuchs) unübertrefflich, durch und durch komisch; jeder Zoll ein Filz! Das ist ein, man möchte sagen, von der Leidenschaft galvanisirter Charakter, der bei jeder Berührung zusammenzuckt wie Frosch-schenkel. — Der alte Bürgerkapitän. Klassisches Genrebild, was das Lustspiel und die Darsteller betrifft. — Epigramm (mit Ausnahme der Herren Hendrichs und Grahn) äußerst rund und harmonisch ausgeführt. — Camilla. Eine Glanzparthie der Fischer-Achten. Gastspiele der Dem. Kratky. (Hierüber berichtet die nächste musikalische Revue.) — Der Bauer als Millionär. Wer dies wunderliche Mährchen, dieß trotz allen seinen Bizarreien durch und durch gesunde Frühlingskind in Wien sah, erkennt es in Frankfurt nicht wieder. Ich möchte beinahe sagen: Kaum einer von allen Darstellern hat es verstanden, auch Hassel nicht, und der am allerwenigsten, und dem Publikum fehlt, um es zu genießen, jene höhere Potenz der wienerischen Naivetät, mit welcher sich der Oesterreicher in die zwischen erotischen Bäumen schwebende Schaukel lehnt und fühlt und wiegen läßt. Freischütz. Ich erwähne dieser Darstellung blos um ihrer ausgezeichneten Schlechtigkeit willen. Die einzige Fischer-Achten (deren Costüme übrigens nicht paßten), machte mich alles Theaterleiden an jenem Abend vergessen. Die lächerliche Ausstattung, die Chöre, die Verstümmlung, der Herr Linker als Cuno, der tonlose böhmische Fürst, Dem. Kratky, welche alles eher war, als ein Aennchen, — waren so viele Todsünden gegen Webers seligen Geist.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 48. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt No. 8.

Mittwoch, 25. Februar.

Cypressen für Karoline Stieglitz.

Heraus aus deinem Schneckenhause, du deutscher Gallert, Volk genannt! Heraus aus deinen ohnmächtigen Zweideutigkeiten, du lederhäutiger Eunuch! Was wollt Ihr mit Moral, mit dem Stolz auf Eure gesunde, rothbäckige, lächelnde Vernunft? Wie weit kommt Ihr mit Eurem Achselzucken, Eurer Prüderie, und Eurer sittlichen Trägheit, die sich gern auf die großen Fragen der Weltgeschichte streckt, und sich damit brüstet, die kleinste Pfeife der großen Orgel zu sein? Eure Grundsätze sind morsch geworden, da Ihr sie in den Boden der Geschichte nicht mit brennenden Spitzen eingepfählt habt. Zitternd müßt Ihr fühlen, daß Ihr bei dem ewigen Sichhingeben, gleichviel ob an die Ordnung der Dinge, wie sie ist, oder wie sie verändert werden soll, recht klein, zusammengeschrumpft, unbedeutend und nichts als eine Zahl zu andern Tausenden geworden seid! Ihr erschreckt, daß es noch Menschen gibt, welche den innern Prozeß der Seele durchmachen; die mit blutigem Schweiße daran arbeiten, in den Geheimnissen des Geistes ein Gebäude aufzubauen, und sich lieber unter seinen Trümmern begraben, als daß sie die Welt so hinnähmen, wie sie auf der Straße, in der Schule, in der Kirche, in der Conversation Euch geboten wird! Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sand's ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Göthe's besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmung sprechen würde, könnte hier ein unsterbliches Seitenstück zum Werther geben. Denn es sind ganz moderne Culturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieses Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Es war seines Amtes. Aber wir sind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geschworen, und doch hört man rings von ungeheurer Verirrung summen, von Nervenschwäche, von falscher Lektüre, und Alles schlägt sich stolz an seine Brust, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstands heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind: und sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten elenden Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Culturtragödie aufgeführt ist, und die Heldin des Stückes bis auf den letzten Moment für zurechnungsfähig erklärt werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unsrer Zeit versteht. Es gilt hier überhaupt nicht das Urtheil, sondern die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe; denn es war ein Opfer, das das hehre Weib ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt, und welche allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zusammen gehaltene Neigung, die bei den meisten Frauen sich zuletzt auf die Thatsache der Kinder wirft, und von diesen aus den Mann mit einem matten aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die nur um ihrer selbst willen sich hingibt, wo sie Anbetung findet. Sondern das höchste Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine Liebe, die sich auf Thatsachen stützt, welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich und Eins durfte für das Andre nicht verantwortlich sein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich sein, bis nicht die Liebe überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Karoline hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl niemals haben so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Resultate, wie Karoline; sie ergab sich nur dialektischen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Karoline kannte diese Resignation des Gedankens nicht: sie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einst die Mirabeau's und Catilina's des Preußischen Staates und der Periode 1806 gesessen hatten. Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und immer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; sondern wühlte sich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenspänen, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Karoline war Positiv, dichterisch, gläubig und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesengedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da an, wo es galt, sie zu ordnen. Karoline war System: und weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), so blieb ihr nichts übrig, als ihr großer, starker, göttlicher Wille. Karoline konnte sterben auch ohne die Rahel. Wie aber und **wodurch** alles bis auf diese Höhe kam, wird nur durch Heinrich Stieglitz einzusehen sein; denn wir sagten schon, daß hier nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn sieht im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in stolzer und berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charakterisirt haben. Er liebte Hegel, Göthe, die Griechen, die Philologie, die Preußische Geschichte und die Deutsche Freiheit, Russisches Naturleben, Polnische Begeisterung, Alles ineinander und nebenbei mußte er auf der Königl. Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, welche für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende? Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es ist Alles so öd und trist in Deutschland: die Dinge sind alle Geschmacksache geworden, und da, wo in der Restauration Geist, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, fand Stieglitz schneidenden Widerspruch. So gerieth er, der mit Hafizen schwelgte und auf den Asiatischen Gebirgsrücken sattelte, in Gefechte mit Saphir! Seine Ideale wurden profanirt. Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Originalität antraf. Die Julirevolution brach an, und ergriff auch seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen die Lieder eines Deutschen, vom Tierspartí vergöttert, und doch vom Repräsentanten des Tierspartí, von Menzel, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethische Poesie, und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in dem Systeme des Staates, der ihn besoldete; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll alles Meinung, Wahrheit und die Prosa der Parthei sein. Ist die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter sein und Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang? Ach, der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemde der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit vor ihm. Im Nebenzimmer schlug Karoline zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, welche sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu sein? Wo der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß; nicht jener Haß, den wir unglückliche Kinder unsrer Zeit mit einer seltsamen Eiskruste unsrer von Natur weichen Herzen affektiren? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eignem Frevel und der rikochettirenden Rache des Himmels? Wo

Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, als heitrer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch. Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des Meyers Tochter, die sich für ihn opfre? Ich meine es treu mit diesen Worten, und fühle, welche tragische Wahrheit in ihm liegt. Sie drückt den Schmerz unserer poetischen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich an einander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich es wenigstens: vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte, und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Ariost, Petrarca zu ihrer Zeit so viel gemacht haben; vielleicht dachte er nur an die Persönlichkeit, wie sie zu allen Zeiten unabhängig von den Zeiten, dichterisch sich ausgesprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu sein in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im Infanteristenausdruck, in der oratio pedestris; und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt, und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche Rücksichten und Wittwenkassen; diese ganze Misere kam nicht in Karolinens Seele. Es ist ganz falsch, ihr lieben geschwätzigen Robberspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doktorin Stieglitz, das beklagenswerthe Wesen, habe sich deßhalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu schaffen, aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie nicht, die stolze Seele. Nicht Ruhe, sondern Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien, und gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings, resignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für sie liegen konnte.

Die That ist geschehen. Das Grab ist still. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr nichts: wir Alle nichts. Was soll Heinrich Stieglitz? Armer Überlebender! Du bist ein unglücklicher Rest. Aber dein Unglück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen. Was wirst du thun? Die ungeheure That besingen? Gewiß, ein Todtenopfer steht dir an. Dante hätte dieser Anregung nicht bedurft; Göthe gar nicht. Willst du die Thatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang deiner Gedanken, so mußt du so groß sein, wie dennoch Dante und Göthe. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine Komödie sein könnte. Wahrlich, Poesie ist nun hier nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltnes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; denn es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Tragödie nicht vollständig. Ein Gedicht rundet sie nicht ab. — —

19) Denknisse eines Deutschen, oder Fahrten des Alten im Bart. Herausgegeben von Karl Schöppach. Schleusingen, Glaser. 1835.

Könnten auch Memoiren eines Ungeleckten heißen, oder eines Bären, oder Memoiren eines Vierschröters. Kurz, es sind Anekdoten oder Läuschchen aus dem Leben des alten Gymnasten und ewigen Gymnasiasten Jahn. Er kann nicht Ruhe halten, der Alte. Er will noch immer mitmachen. Verdient er es? Nein, er ist sich ja selbst untreu geworden und seinen Grundsätzen inkonsequent. Denn hör' es, Deutschland, Jahn, der Mann der Natur, des Urwalds, der Eichelkost, Jahn, der Teutone, Jahn, der Longobarde — schnupft, schnupft Taback; recht was man Tabackschnupfen nennt! Jahn selbst fühlt, wie gewissenlos dies gehandelt ist, und sein erstes Wort an die jungen Hallischen Burschenschafter, welche ihn besuchen, pflegt zu sein: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Nase! Die ist das einzige Glied meines Körpers, das sich dem Dienste des Vaterlandes entzogen hat. Diese Nase ist für die deutsche Freiheit verloren; denn höre, du Wackrer, ich schnupfe. Warum? Warum? O ich Jämmerlicher: aber vergib mir, sonst bin ich noch immer der Alte."

Jahn ist ein Mann, der keinen Trost darin findet, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er muß immer Menschen um sich haben, die ihm beipflichten, die über ihn lachen und seine Muskeln bewundern. So hat er denn auch in seinem Asyl am Harz eine kleine Gemeinde um sich, die den Alten gern schwadroniren hört bei einem Glase Merseburger Biers, des ächten schwarzen Meths der Urzeit; und bei dieser Gelegenheit, an der Wirthstafel, umdampft von den Tabackswolken der Philister, war es denn auch, wo er sich das meindeutsche, fremdländische Schnupfen, die einzige Inkonsequenz seines charakteristischen Lebens angewöhnte. Endlich entstanden bei dieser Gelegenheit auch die Geschichten, welche im vorliegenden Buche mitgetheilt sind. Denn er ist voll von Mährchen und Geschwätz aus Schills und Dörnbergs Zeit, der alte Ulysses, und spricht davon, daß den Phäaken um ihn her die Pfeifen ausgehen.

Diese drei Fahrten sind nun an sich ohne alles Interesse. Niemand anders dürfte sie nacherzählen; denn sie kommen auf gar nichts heraus, als daß sich Jahn im bloßen Halse, mit dem schwarzen Rock der wilden Jagd und seinem unvergeßlichen viereckten Gesicht (das man leicht nachahmen kann, wenn man sich an den Spiegel stellt und die beiden Backen mit der Hand herzhaft herunterzieht) sich irgendwo sehen ließ: was da gewispert wurde und gestichelt, und wie er dann grob gewesen, den Leuten auf den Fuß getreten hätte, ohne um Entschuldigung zu bitten, wie er in Harnisch gekommen wäre, wenn Einer, um sich mit einer Spanierin zu verständigen, französisch gesprochen hätte, und dergleichen eitles Zeug mehr. Und doch lies't man diese Sachen leicht, ihrer Lebhaftigkeit wegen, ihres Ausdrucks und der ganzen barocken Persönlichkeit, die sich darin so naiv prostituirt. Merkwürdig ist die Wichtigkeit, die er auf seine Person legt: er behauptet, daß es Napoleon ganz besonders auf ihn abgesehen gehabt hätte. Er schildert eine Reise, die er von Perleberg in's Hannöversche mit einem Engländer im Jahre 1809 gemacht hat, und wobei er sich das Ansehen gibt, als wäre dies eine Reise mitten durch das feindliche Lager, eine Reise, die ihm und dem Engländer das Leben hätte kosten können. Dies ist eine Wichtigthuerei, die im Leben unausstehlich sein müßte, hier aber in der Erzählung nur lächerlich ist. Alle Augenblicke steigt er aus dem Wagen heraus, horcht und lauscht, legt sich auf die Erde, lenkt in Seitenwege ein, streut tausend Lügen auf den Stationen aus, mitten in der Nacht springt er aus dem Fenster des Gasthauses, und läuft drei Meilen weit, um einen Paß zu holen, der gar nicht nöthig war, und kömmt schweißtriefend zurück, schläft nicht, kurz diese unsinnigen Faxen machen das gefahrlose Abenteuer spaßhaft. Kein Mensch ist da, und Jahn summt immer das Körner'sche Lied: „Feinde ringsum!“

Wer Jahn gekannt hat, muß gestehen, daß er in den kleinen Details der Existenz ungemein bewandert war. Er war voller Listen und Schliche, um Äpfel aus einem Garten zu stehlen, über verbotene Zäune zu springen und Reißaus zu nehmen, wenn sich der Gärtner zeigte. Jahn kannte das Einzelwesen der Wirthschaft. Er hatte die Hunde belauscht, wie sie es machen, wenn sie Knochen benagen oder in Butterschnitte einbeißen. Er wußte, wie Kanarienvögel aufgezogen werden, wie man sie behandelt, wenn sie die Darre haben, und wie Hecken einzurichten sind zwischen Hänflingen und Grasemücken. Er kannte alle die technischen Ausdrücke von Küche, Keller, der Handwerke und war ein Meister in der Nachahmung und im Probiren. Es liegt etwas vom Muttersöhnchen und, wie man bei mir sagt, vom Topfkiecker in alle dem Vandalismus, mit welchem sich Jahn brüstete. So war er in den ideellsten Sphären ordinär, klein-meisterlich, schülerhaft und eigensinnig. Er zog alles in's Handwerk herunter. Er wollte bei großen Dingen mitsprechen, und legte Werth auf Kleinigkeiten, auf einen Ausdruck, der ihm dabei nicht der rechte schien; auf die Stellung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die der Andre hatte; auf Miene, und Grimassen. Da verfehlte man es bald, wie man sich auszog, wie man sich anzog, wie man stand, wie man ging, es war eine ewige Mäkelei und ein schulmeisterlicher Pedantismus mit seinem Formenwesen, daß es immer Zank und bissige Redensarten gab. Für einen genialen und festen Charakter war auch gar kein Auskommen mit ihm. Dies ewige Halloh! und Besserwissenwollen, dieser abscheuliche formelle Dünkel, dies Lauern, ob man sich nicht auf einer Sünde gegen die Affektation der Schule ertappen ließ, und dieser Spektakel, wenn man originell und selbstständig sein wollte, konnten Jeden aus der Haut bringen. Und ich frage Alle die, welche mit Jahn zu thun hatten, und eignen, festen Willens waren, ob sie nicht oft mit ihm Scenen erlebt haben, wo sie im Begriff waren, dem alten Markomannen Ohrfeigen anzubieten. Dies war wenigstens die Art, wie man ihn behandeln mußte. Dann schwieg er still, sah Einen groß an, reichte die Hand und rief aus: „Du bist doch ein ganzer Kerl!“ Und doch muß man sagen — vergeben konnte er nichts. Er hatte ein arges und böses Herz.

---

20) Die Verliebten. Schauspiel in drei Akten. Aschaffenburg, Pergay. 1834.

Ein Drama in Ottave Rime: es kömmt noch so weit, daß man Tragödien in Hexameter schreibt! Dennoch verräth sich viel Feinheit in Behandlung des Verses in diesem Schauspiel, weniger in Behandlung des Stoffes. Die kleine Anekdote, die ihn bildet, hat nur einen dramatischen Effekt am Schluße des ersten Aktes, sonst dienen alle Ausführungen nur dazu, nicht mit dem ganzen Ende zu früh herbei zu kommen. Was zum Stücke gehören soll, scheint nur Intermezzo zu sein, und die Quadrille, welche die Verliebten gleichsam unter sich tanzen, den Mangel des zweiten Motivs zu vertreten. Eleganz und Glätte des Ausdrucks macht aber die kleine Pièce zu einer befriedigenden Lektüre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 49. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 26. Februar.

Naturgeschichte der deutschen Kameele.

Von Karl Gutzkow.

(Vorgetragen im Frankfurter Museum.)

Ich weiß nicht, ob es der Geologie ebenso geht, wie der Sage nach einem Professor in Berlin. Dieser gelehrte Herr wollt' einmal das Glück gehabt haben, in der Mark Brandenburg eine alte Römische Vase zu finden; und als man den Gegenstand genauer in Untersuchung zog, fand sich's, daß die Vase nichts gewesen war, als aus dem siebenjährigen Kriege der Stiefel eines Postillons oder etwas dem Ähnliches. Ich weiß nicht, wie es sich mit den Entdeckungen verhält, welche die Naturforscher auf deutschen Gebirgen, ja auch in der Ebene, an Fossilien und Resten einer ausgestorbenen Thierwelt wollen gemacht haben. Sollte dieses glückliche, friedliche Deutschland einst in der That von Löwen und Mammuths bevölkert gewesen sein? Sollte man einst wirklich Gefahr gelaufen haben, auf dem Taunus oder der Schwäbischen Alb Wallfischen zu begegnen? Warlich, diese Nachrichten klingen, als wenn sich ein deutsches Blatt aus Heidelberg schreiben läßt, man hätte im Neckar Seehunde gefangen! Aber lassen wir die Urwelt auf sich beruhen; das ist erwiesen, eine Thiergattung ist nicht nur nicht ausgestorben, sondern gedeiht noch immer vortrefflich in Deutschland; das sind die Kameele.

Glückliche Zeit, wo wir an dem rauschenden Neckar die Weihe der Wissenschaft empfingen, keine Oper in Mannheim versäumten und uns an des alten Zachariä schnöden Witzen ergötzten! Wie duftig träumerisch liegt sie hinter uns! Wir besinnen uns noch auf Alles, was uns damals die Welt schien. Und in dem Strome dieser Welt bildeten sich unsere Charaktere; wir lernten die Pfälzer im Allgemeinen und die Menschen insbesondere kennen; ja wir fingen sogar schon an, von dem Charakter unserer Freunde Federn zu lesen. Aber welcher Maaßstab! Nur Jugend, nur heitere fröhliche Gesichter, Sonnenschein, Muth in seinen Ansichten und hoher Werth auf seine eigne Person! Sie waren nicht Alle so. Wenn wir auf der Terasse des Schloßbergs saßen, und hinaus blickten in die Rheinebene, und die Thürme von Speyer und Worms zählten; so trat wohl Mancher auf, und sagte: Ach, das soll schön sein? Kommt mir und werft einen Blick auf die Lüneburger Haide oder auf Hinterpommern, oder verfolgt die sanften Windungen der Spree! Da werdet ihr euer Wunder haben! Dann erhoben wir uns und fuhren auf ihn los: Du Kameel! Und siehe, das Thier blähte sich und dehnte sich aus, und wurde immer größer und buckliger, und streckte seinen Hals weithin in die Luft, und Schwielen legten sich ihm an die Brust, und seine Hufe spalteten sich, und der Kopf wurde oben immer flacher — und unten immer länger, bis zu einem Barte, der ihm ziegenhaft am Kinne wackelte. Und es war ein Bild der Wüste, das wir sahen. Aber es war nicht das einzige. Von diesen muhamedanischen Kameelen zogen ganze Karavanen durch Heidelberg, und wollten immer Recht haben, und ärgerten sich empfindlich, daß man die Dinge nicht von afrikanischer Seite ansah. Später zogen sie dann aus nach allen Regionen, und setzten sich in den Trab der Staatskarriere. Indem

sie an der Krippe der Budjets fraßen, erstreckte sich ihr langer Hals in Alles, in den Staat, in die Kirche, in die schöne Literatur; kurz, Kameele ringsum!

Ich erlaube mir, diesen naturhistorischen Gegenstand gründlich zu erschöpfen, einige Behauptungen Büffon's stillschweigend zu berichtigen, und diese Race überhaupt in drei Gattungen einzutheilen, in die öffentlichen, die moralischen und die gesellschaftlichen Kameele.

Man kann zuerst von den öffentlichen nicht unerwähnt lassen, daß sie vorzugsweise verdienen, Dromedare genannt zu werden. Denn sie sind thätig, rührig und tragen mit einem Buckel mehr, als die gewöhnlichen mit zweien. Diese Gattung ist es ja vorzüglich, welche sich um das öffentliche Leben bekümmert, welche Ansprüche macht auf Staatsweisheit, auf tiefe Einsicht in den Kreislauf der Begebenheiten, auf die Beförderung der Wissenschaften, und ihres Gewerbes. Sie sind hier aber kühl und ohne Enthusiasmus. Große Gedanken belästigen sie, oder sind ihnen gänzlich unverständlich. Wo wir mit Rosenkränzen die Stirn umwinden, da erscheinen sie mit der Nachtmütze. Wenn wir vom Geist des Jahrhunderts sprechen und den Hoffnungen der Menschheit, so behaupten sie, daß Alles in der Welt von Glas sei, namentlich die Vorhängekasten ihrer Boutiquen, und daß das so viel Geld koste. Die öffentlichen Kameele handeln von Geburt aus schon mit Quincaillerien. O ja, sie treten auch in die Bürgergarde, aber sie haben immer Abhaltungen. Parthei machen können sie nun gar nicht, weil sie die Eitelkeit besitzen, Alles besser machen zu wollen. Wenn einer ihrer Nachbarn ein freies Wort führt, so kramen sie gleich aus, was der schon alles gemacht hätte! Und der hätte gut reden! Und dessen Schwestersohn sei zwar nicht angestellt, aber sein Schwager sei schon einmal nahe daran gewesen, angestellt zu werden. Ach! wir kennen diese Kameele! sie fühlen die Unheimlichkeit, nach Europa versetzt zu sein, und würden mit Freuden in die große Wüste Sahara zurückkehren, und in Mekka die rechtgläubige Kaaba küssen. In den Wissenschaften nehmen sie sich eben so blödsinnig. Keine neue Entdeckung kömmt ihnen recht. Wenn sich das Genie einen eignen Weg bahnt und alte Irrthümer an den Pranger der Kritik stellt, so lärmen sie in ihren Karavanserien, in den Literaturzeitungen. Sie haben einen eignen Abscheu vor Wärme und Licht, und ärgern sich, daß andere Leute das Wasser nicht so lange kalt im Leibe behalten, wie sie, und wie die Schwaben den rosafarbnen Neckarwein. An seinem Unglauben ist jedes wissenschaftliche Kameel erkennbar. Als neulich der Elephant der Mad. Tourniaire in Zeitungen ausgeboten wurde bei lebendigem Leibe an naturwissenschaftliche Museumsvorsteher und sonstige Liebhaber, da hat gewiß manches Kameel von Professor still bei sich gedacht: ob das wohl auch ein ächter Elephant wäre! Wahrlich, dieser Zweifel charakterisirt vollkommen die erste Klasse, welche wir vorzugsweise Dromedare genannt haben.

Auch von der zweiten Race, von der moralischen, muß ich zugeben, daß sie sich mehr dem amerikanischen Kameele nähert, dem Lama. Denn es ist Mitleid, was man für sie empfindet. Alles, was penible und prüde Grundsätze hat, gehört hierher; z. B. diejenigen, welche glauben, man habe den Kopf nicht zum Denken, sondern zum Hängenlassen. Alle diese Jammergestalten, welche die Natur mit ihren Grillen bevölkern, und die frische Farbe der Welt mit dem Leichentuch abstruser Ansichten verhängen, schaaren sich da zusammen. Diese Kameele lesen Göthe nicht, weil sie glauben, er werde ihre Sitten verderben, und nennen Alles frivol, was nichts ist, als der Gebrauch einer Kraft, welche die Natur uns spendet. Dabei sind sie ohne alle Consequenz, weil sie auch an Andern keinen Charakter im Zusammenhange verstehen und sich immer an den äußern Erscheinungen reicher und voller Naturen stoßen. Diese guten frommen Lamas verketzern selbst und können doch nicht leiden, daß man an andern Leuten kleine Eigenheiten große Fehler nennt. Hier soll die Wahrheit Honig bauen und an der Dornengeißel der Entrüstung sollen Rosinen wachsen. Gewisse Kritiker und Theaterreferenten gehören hierher. Zum Beispiel denke man sich einen Berichterstatter über die Erzeugnisse fremder Musen. Der gute Mann hat selber Gedichte gemacht, und zwar so abscheuliche, daß ihn keine Zeitung ungerupft ließ. Nun sammelt er sich alle die Blätter, worin Gift über ihn gesprützt ist, nicht um sie zu vertilgen; nein! er bewahrt sie auf, und wenn er wieder in den Fall kömmt, Kritiken schreiben zu müssen, so liest er zuvor den ganzen Wust von Verwünschungen durch, um sich nur in die nöthige gallenhafte Aufregung zu versetzen. Solche gutmüthige Seelen gehören zu den moralischen Kameelen. Dies sind diejenigen, von welchen es in der Bibel heißt, daß sie durch ein Nadelöhr gehen.

Nun aber seh' ich endlich dich, gesellschaftliche Gattung, die du sein solltest ein leichtes, gazellenartiges Geschlecht, und schwerfällig auftrittst mit Bedenklichkeiten, Einwendungen, verdrießlichen Mienen, mit der man keine Parthie arrangiren kann, der es hier zu heiß, dort zu kalt, da nichts links, hier nichts recht ist. Das sind die wahren Umgangskameele, die unausstehlichsten von allen. Besucht man sie, so kommt man nicht zu rechter Zeit; die Gardinen sind gerad' in der Wäsche, und ihr ewiger Refrain scheint zu sein: Gott, ich bin so beschäftigt, ich will ja heute über vierzehn Tage verreisen! Gleichsam, als wenn sie uns nicht Langeweile machten. Man betrachte nur ein solches Kameel, wenn es ausgehen will, und sich nicht entschließen kann, ob es den Regenschirm mitnehmen soll. Dann wird gesehen nach Himmel und Erde, die Hand zum Fenster hinausgestreckt, wieder ein andrer Rock angezogen, dann ist das Fischbein an einer Ecke des Schirms

wieder einmal losgegangen, dann wird der Kalender nachgeschlagen; kurz, es ist nicht zum Aushalten!

Wann wird diese Thiergattung aussterben? Sie ist lästig in der Liebe, in der Freundschaft, in der Ehe, in der Erziehung, in allen Berührungen, wo man heitre Laune, wenn nicht besitzen kann, doch immer sich schaffen soll. Wie unglücklich das Mädchen, in welches sich ein solcher Umstandsprinz verliebt! Sie tanzt ihm zu viel; und sie tanzt doch nur mit ihm. Sie spricht zu freundlich mit den Leuten; und sie thut es doch nur, um zu zeigen, daß er ihr keine böse Laune macht! Ein solches verliebtes Kameel ist eine Plage der Menschheit. Es verspricht seiner Braut die abscheulichsten Dinge: ein eignes Familienbegräbniß, eine Aktie in der Gothaer Lebensversicherungs-Anstalt; kurz, man kann sich denken, was erst kommen wird nach der Hochzeit. Ich kenne das nicht, aber man behauptet, die verheiratheten Kameele wären unerträglich. Sie sollen lebendige Rechnungsmaschinen sein, an den Fingern zählen und den ganzen Tag etwas vor sich hinmurmeln, was kein Mensch versteht. Er liebt Oberrad, sie liebt Niederrad. Er will nach dem Melibokus, sie nach dem Taunus.

Und in der Erziehung ist es auch so. Ich sage nichts von den Lehrern, die oft noch von der Universität her ganz horrende Kameele sind, und bei denen die Langeweile zum Handwerk gehört; aber im Hause selbst, man hört das ja, ist ewige Plage mit der Ausbildung des Geistes und der Erweckung des Nachdenkens. Der Sohn soll einmal in's Geschäft, und frägt der Vater, was er lernt, so sind's lateinische Vocabeln. Vergebens, daß die Mutter spricht, es wäre doch abscheulich, wenn der Junge Athen statt Athen sagte, von den römischen Consuln spräche, als wären es Amerikanische Consuln. Das ist Alles nichts, heißt es dann im Kamisol und den schlorrenden Pantoffeln: Regula de Tri, Kopfzerbrechen! Drei mal drei ist zehn! Darauf kommt's an! Und so auch mit den Töchtern. Der Sinn für die Küche würde schon im Keim erstickt; den ganzen Tag würde Skala gesungen, und noch dazu nach der Zahlmethode 1, 3, 5, 8, und was denn das wäre, neulich hätte das Kind verlangt, der Vater solle sogar auf das neue Journal abonniren. Mit einem Worte, ich glaube, das gesellschaftliche Kameel gezeichnet zu haben, wie es ißt und trinkt, in seiner ganzen afrikanischen Wildheit, wie es nur jemals durch die vaterländische Wüste gallopirt ist.

Und so schließ' ich diese Monographie, welche ich für einen wesentlichen Beitrag zu Okens Naturgeschichte halte. Ich freue mich, daß man selbst über die Langweiligkeit lachen kann, und sich üble Gewohnheiten ordentlich in ein wissenschaftliches System bringen lassen. Und ist nur dies mein Wunsch, daß keiner von meinem Publikum bei'm Hinausgehen um die neunte Stunde draußen unter den Sternen des Himmels, im blassen Scheine des Mondes und des vielleicht inzwischen gefallenen Schnees seinem Begleiter zuflüstern möge: „Du bist auch so ein Kameel!“ —

Seelenwanderung.

(Phantasiestück.)

(Schluß.)

„Ah so!“ sprach Käthchen, leichter aufathmend, „nun, wenn's weiter nichts ist.“ — „Höre mich auch zu Ende,“ fuhr die kluge Großmutter fort, „hast du auch Muth, für deinen Herzliebsten alles zu wagen? Wisse: der Handkuß des rothen Pudels macht dich knurrig, die Reverenz der gelben Katze hat den zauberischen Einfluß auf dich, daß du dein ganzes Leben lang deinen Mann eifersüchtig bewachen wirst, und die Spinne — —“ „Nun, nun?“ fragte Käthchen mit gespannter Neugierde, „nun, die abscheuliche Spinne?“ — „Die macht dich,“ sprach die Großmutter, „im selben Augenblick, als du sie berührst, alt, und deine Schönheit zerfällt in Staub, wie das Spinnennetz, welches den silbernen Pantoffel umhüllt.“ — „Herr du mein Heiland!“ schluchzte Käthchen, „alt werden! fürchterlich! fürchterlich! alt werden! Nein das überleb' ich nicht.“ — „Aber der Pantoffel,“ sprach die Großmutter, „denk nur, mein Mäuschen, der zauberische Pantoffel!“ — „Ach ja, der Pantoffel!“ erwiederte Käthchen seufzend, „was thut man nicht um des Pantoffels willen, und gar wegen eines silbernen! Nun lebt wohl, Großmutter,“ fügte sie nach einer kleinen Bedenkpause kläglich hinzu, „lebt wohl, und wenn Ihr mich so alt und häßlich, wie Ihr selbst seid, wiederseht, so verbrennt meinen Taufschein, ich bitt' Euch um Gotteswillen.“ — Nach diesen Worten ging sie in den Garten und fand wirklich auf dem Platz, wo sonst zu ihrem großen Ärger der Lattich nie gedeihen wollte, den Brunnen und den goldenen Eimer, der in schönen Silberdrähten hing. Sie seufzte noch einmal, bedachte sich ein klein wenig, und stieg zögernd in den goldenen Eimer, (denn die fatale Spinne fiel ihr wieder bei,) aber es war nicht mehr viel Zeit zu verlieren; also, rasch daran! Husch, schoß der Eimer wie ein Pfeil in die Tiefe hinab. — Es verging ihr Hören und Sehen. Sie stand alsobald in dem leuchtenden Saale; wunderschön war's da. Der rothe Pudel erhob sich, wie er sie nur kommen sah, äußerst manierlich, setzte sich auf die Hinterbeine und küßte ihr so galant die Hand, als wenn er's von einem Kammerjunker gelernt hätte; und im selben Augenblick sprang der eiserne Deckel der Kiste auf. „Dummes Thier,“ brummte Käthchen, „pack' dich fort, hast ja gar keinen Anstand! gerade wie ein Bär, so ungezogen sich zu benehmen! Marsch! kusch!“ — Indessen hatte sich die gelbe Katze auf das künstlichste zusammengebogen, daß alle ihre vier Pfoten in einem Punkt zusammen trafen, und der Rücken zum schönsten Buckel wurde, den man unter wohlerzogenen Katzendamen nur finden kann. Käthchen eröffnete die bleierne Schachtel, aber mit zitternder Hand. „Wehe mir,“ rief sie, „wenn ich nun das alles vielleicht umsonst thäte? Wenn der süße Franz doch in die Verwandschaft des gläsernen Haarbeutels käme? Der abscheuliche Franz! Ja, ja, ich denk mir's immer und weiß gewiß: es hat ein Häkchen zwischen ihm und dem Haarbeutel! Aber, nur Geduld, mein wetterwendischer Monsieur! Hab' ich nur erst den Pantoffel, dann hab' ich auch ihn, und dann kommt er mir nicht so leicht los!“ In diesen Gedanken griff sie rasch in das Netz der weißen Spinne, diese zerfiel in Asche, und an Käthchens Finger saß plötzlich der goldene Ring, aber es lief ihr eine Gänsehaut über den Rücken, als sie den Finger selbst betrachtete, und dann die ganze Hand, und so weiter; — der Finger dürr, die ganze Hand verwelkt, und alles verwelkt! „Nun warte nur, Franz,“ rief sie halb ärgerlich,

bald wieder doch erfreut, „ich habe dir alles aufgeopfert, alles, — nichts dafür erhalten, als den Ring und den silbernen Pantoffel, ach ja; — doch den Pantoffel! Nun, Zauberpantoffel! thu' deine Schuldigkeit!“ — Und, den silbernen Pantoffel wie eine Trophäe hoch emporhebend, eilte sie rasch und sicher, vom Talisman geschützt und geleitet, durch die labyrinthisch vor ihr ausgebreiteten Gänge. Immer dunkeler ward es. — Jetzt fühlte sie sich wie von frischer Nachtluft angehaucht. — Sie stand auf der Straße und hörte um Hülfe rufen. — „Ha, das ist die Stimme meines Franz,“ schrie sie, „beim ungewissen Dämmerschein erkannte ich seine Gestalt; er ist im Kampf mit den bösen Geistern. Hinweg! lasset ab von ihm, ihr Drachen; er gehört ja mir, ist mein, mein für ewig!“ —

Und mit höllischem Hohngelächter verschwanden bei diesem Anruf allmalig die Dämone in den Schatten der Nacht. — Und statt ihrer umschlang sie den Geliebten.

III.

Glockenschlag zwölf (Mittags nämlich) standen in der Apotheke drei Männer bei einander, von welchen man, ihrem bleichen Aussehen nach, augenscheinlichst nicht zu fürchten hatte, daß sie die Schweiz befreien würden. Es waren der Apotheker Meerrettig, der Professor Nimmersatt und der Referendar Kibitz; drei Schnapsgläschen mit ächten Absynth blinkten an ihren Lippen. „Kibitz, Kibitz!“ sprach der Apotheker schwermüthig gähnend, „Euer Mährchen von dieser Nacht liegt mir wie Blei in den Gliedern. Es ist das schlimmste, was Ihr je aus Euren verdammten Ideen zusammen gesponnen habt, wenn ich bedenke, daß Ihr es uns erleben ließet.“ — „Abscheuliche Rache, abscheuliche,“ polterte der Professor, „dafür, daß wir es nicht hören wollten.“ Er besiegelte diese Worte mit dem letzten Schluck Absynth. „Pah!“ rief der poetische Referendar lustig, „wer war denn eben auf den Champagner so erpicht, als eben Ihr, Professor? Und — was kann denn ich dafür, daß Ihr unsern ehrlichen Kirchthurm für eine blühende Aloe ansaht und Euch dann auf einen Eckstein hinsetztet, um uns in den schönsten Ostindischen Tönen nachzuheulen, bis die Schaarwache kam, die Ihr für mythologische Personen hieltet, welche Euch in den Erebus der Hauptwache brachten?“ — „Pst!“ unterbrach ihn der Professor, indem er ihm die Hand auf den Mund drückte; „still davon, still! denkt nur: wenn meine Schuljugend solche Begriffe von der Mythologie bekäme, solche, — denkt! Ich will mich noch lieber mit dem Schakal begnügen, ich!“ — „Da habt Ihr nun freilich die Seelenwanderung in den Leib eines jungen Menschen, Namens: Franz, nicht zu bestehen,“ meinte der Referendar, „wie unser ehrlicher Freund hier, das gewesene Rhinozeros, — und auch das Mährchen vom silbernen Pantoffel nicht.“ — „Pst!“ fiel ihm der Apotheker verdrießlich in's Wort, „wenn es noch ein silberner gewesen wäre, durch welchen mich meine Frau aus den Klauen der lachenden Patrouille befreite! Dummes Zeug. Aber es war der alte, lederne, den ich seit meiner Hochzeit kenne. Brr! Item, sie brachte mich doch in's Bette, und also hat auch der Pantoffel sein Gutes und wenn ich ihn noch heute auf dem Rücken fühle, so ist das meine Sache und mein Rücken. Die verdammte Schaarwache! Bleibt mir künftig mit Euren Mährchen vom Leibe, Kibitz, ich rath' Euch's; ich will mir meinethalb noch den Braminen und das Rhinozeros gefallen lassen, aber nur nicht die Erinnerung, daß meine Frau, die Kasserin — übrigens eine kreuzbrave Frau, eine Hauswirthin ohne Gleichen! — einst Käthchen hieß und — auch einmal jung war!“ —

Theatralisches und artistisches Bülletin aus Frankfurt.

I.

(Schluß.)

Woher kömmt es, daß die Frankfurter Bühne, bei allen Kunst- und pekuniären Mitteln, doch am Ende so wenig Kunst bietet? Ja, das ist nun einmal so. Man hat Alles gethan, um der Kunst auf die Beine zu helfen, man hat ihr einen großen Haushalt eingeräumt und eine zahlreiche Bedienung vom Intendanten bis zum Theaterdiener herab; man hat ihr zu essen und zu trinken gegeben und ein Budget bewilligt von 185,000 fl.; aber sie ist halsstarrig und meint, die Aktien stellen sie allein nicht sicher, und ob auch 185,000 fl. ein bedeutender Haushaltungs-Etat seien, eine genügende Summe, um den Intendanten und die Schauspieler bei Kräften zu erhalten, es bedürfe dennoch etwas anderes, die Musen zu fesseln. Fürwahr, die Kunst ist eine spröde Schöne, und wer sie anbetet, der muß sie im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Wer die Kunst dirigiren will, der muß ein jugendlich-kräftiges Herz in der Brust tragen; er darf nicht ausgedörrt sein an Geist und Seele. Es muß Frühling in ihm sein und nicht Herbstes-Zeit, die nur gelbe Blätter auf das Erdreich streut und ein Stoppelfeld sehen läßt. Die Geschichte der Intendanten enthüllt uns die Harems-Epoche der dramatischen Kunst, die Zeit der Verweichlichung, der Entartung. Sie sitzen da im Serail ihres Treibens, und buhlen mit dem Publikum, und die dramatische Kunst ist zu einer Phryne desselben gemacht worden. Bald hat man ihr den „Robert den Teufel“ umgehangen, bald den „Maskenball,“ bald den „Nante,“ und das Parterre hat blinde Kuh mit ihr gespielt. Seydelmann aber hat Thränen vergossen, die Lindner ist in Verzweiflung gerathen, und Mad. Haizinger spielte „die Braut aus Pommern.“ Die Frankfurter Bühne könnte Alles sein, und sie ist Nichts; denn Franz Grüner hat, um weniger als 185,000 fl. auszugeben, das Ersparungssystem eingeführt: Raupach hat dreizehn Gulden für eine Tragödie erhalten, die Mitglieder sind in ihren Gagen auf das Schmählichste beschnitten worden; man hat, statt die Künstler sorgenfrei zu machen, sie auf die kleinlichste Weise beschränkt, und dadurch das Band der Humanität zerrissen; die Musen haben ihr Antlitz von der Bühne gewendet, und der Intendant hat die Procente erhalten, welche er der Kunst und den Künstlern abgeschnitten. Weshalb ist Herr Beils wiederum engagirt worden? Weshalb mußte Rottmayer gehen? Haben wir für Dem. Lampmann eine Sängerin wieder erhalten? Ist „Nante“ ein Ersatz für die gemordete Tragödie? Und bei dem Allem steht es dennoch jetzt fürchterlich mit dem Deficit aus; und um wie fürchterlicher würde es mit ihm aussehen, hätten die Hampelmänner nicht ausgeholfen.

Um die dramatische Literatur der neueren Zeit hat sich kein Intendant bekümmert. Statt die Bühne als das vermittelnde Princip zwischen Literatur und Publikum zu betrachten, hat man die deutschen Bühnen-Dichter von Frankfurt abgeschreckt, und ist zu Kotzebue und der alten gedruckten Herrlichkeit, die kein Geld kostet, zurückgekehrt. Wir haben mit dem „Schutzgeist“ geliebt und gelebt, sind mit „Hampelmann“ nach Nürnberg gefahren, haben mit „Robert dem Teufel“ geschaudert und mit „Nante“ das Leichenbegängniß der Musen gefeiert. Warum hat man der Frankfurter Bühne nicht einen kritisch-literarischen Prüfer zur Seite gegeben, einen lebensfrischen Geist, der die Zeit erfaßt und das Repertoir sichtet? Warum hat man es sich nicht angelegen sein lassen, einen thatkräftigen Regisseur dem Schauspiele beizuordnen, einen Mann, nicht ein ewiges Amen der Intendanz und der Schauspieler? Warum hat man die Frankfurter Bühne zu einer melkenden Kuh gemacht? Man frage nur; aber die Antwort bleibt aus. Keine vernünftige Seele kann sie ertheilen. Nun, da muß die Kritik den gordischen Knoten mit dem Schwert zerhauen, und sich dem Institute schützend zur Seite stellen. Wir wollen fürderhin diese Sache unpartheiisch, aber freimüthig besprechen, und dem Unfug zu wehren suchen. Caeterum censeo, Carthaginem esse delendam!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 50. 1835.

197

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 27. Februar.

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Österreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Das wilde Heer! das wilde Heer! — Da jagt es über die Haide hin. Wie wallen die zottigen Mähnen im Wind; es schnauben die Nüstern, es dampfen die Weichen, kaum hört man des Hufes Geklapper. Hussa, Hussa! Peitschen-Geknall, Pfeil-Geschwirr, Wuth-Geheul! Sie wenden sich im Flug, die Sehne klirrt, da saust das Geschoß. Weit aus, weit aus! Zügel verhängt, im Sturmwind dahin; Gespenster; bald da, bald dort, Hussa! Da jagt Einer, mit Pfeilen gespickt, da klammert sich Einer, mit wackelndem Kopf, an die Mähne des Gauls; das Roß schießt mit ihm weiter. Bärte voll Blut, Zöpfe zerzaust, Nasen zerquetscht, stierend aus kleinen zwinkernden Augen, — Cumanen, Cumanen! Die pfeilschnellen Gäule retten sie nicht; — über Wasser und Gräben, über'n Zaun, durch den Wald, — den Fäusten der Baiern entrinnen sie nicht! — Da liegt ein Unhold, mit dem Gold im Sack, mit dem Kirchenraub, mit des Bauers Heller; — dort bäumt sich der braune Raiz, dem steckt ein Schaft im Genick; — da peitscht Einer sein röchelnd verendendes Roß. Umsonst, umsonst das Wuthgeheul, das Peitschengeknall; die Köcher sind leer, die Wunden sind tief; — Cumanen, Cumanen! — Gottesgericht! — —

Wer stürzt dort vom Roß? Baier oder Östreicher? Weiß und Blau? oder Weiß und Roth? — Weiß und Roth schwillt's an ihn heran. Frisch auf den Reiter los! Hei, das ist der Böhmerkönig Johann. Fang-Wiese, Fang-Wiese! Ein guter Fang für Östreich, des Baiern ritterlicher Genoß! Er fällt, heissa, er fällt! Und so wird Baiern fallen, es lösen sich die Glieder von des zerhackten Löwen Leib." — Ha, noch lange nicht! Schau, schau, da kommt wieder ein Böhm', hoch zu Roß, der Gaul zerstampft die unberittenen Fänger ringsum, stampft wie der Winzer im Faß, bis das rothe Naß an die Beine ihm schäumt. — „Kennst du mich?" ruft der Böhme dem König zu, „ich meine: du solltest wohl!" Er trug einen schlechten, wappenlosen Harnisch, und auf dem Helm keine Feder, noch sonst ein Zeichen. „Herr Jesus!" schreit der Böhmerkönig; „das ist der, dem ich einst das Wappen zerbrach!"

„Und auf dem Wissehrad riefst du, falscher Mann, den Bann über mich aus, und weißt du, daß ich einst ein Weib gehabt? Und hast du's nicht gekannt? Ich meine so! Hier ist nicht Böhmen mehr, doch ein Böhme steht da und ein Böhmerkönig." — Dem König Johann graute, denn es fiel ihm jetzt bei, wie und warum der Ottokar erschlagen ward in der Marchfelds-Schlacht. Er wendete das Antlitz von dem Mann, den er einst gekränkt; er hieb rechts und links in die Feinde, wie der Mähder die Maikräutlein zusammen schelt. Da wirft sich, den vielen Stichen erliegend, sein Scheck auf ihn; die Last erdrückt ihn schier. — „Ha, so bin ich hin; Gott sei mir gnädig! Nehmt mich, ihr Gesellen in Roth und Weiß, — besser und lieber — in eurer Haft, als in des Böhmen Gewalt, dem ich Unrecht gethan." — „Ja!" schreit der Böhme

grimmig und schwingt mit beiden Fäusten den langen breiten Streitdolch. „Ja, das that'st du, du falscher Mann, nahmst mir mein Weib, meine Ehr', mein Vaterland, — aber jetzt, jetzt ist's an mir; Gott warf dich unter meinen Arm." — „Weh mir!" spricht der König, sich in sein Schicksal ergebend, ernst und dumpf, „stoß zu, vollende; meuchlings zu fallen scheint den Königen dieses Böhmerlands bestimmt zu sein." Da ließ der Böhme den Dolch aus den Fäusten fallen, runzelte die Stirne und raunte dem Könige ins Ohr: „Man sieht's, daß du kein geborner Böhme bist, — nur ein Lützelburger. Wie? die Ehre wär' nichts, weil Rache so süß schmeckt? Ha, Unrecht und Schimpf mag ein Böhme nicht tragen, vor allem den Schimpf nicht, daß man einen König von Böhmen gefangen zur Schau herumführe, von Land zu Land, und mit Fingern deute auf Böheim's Schmach!" Während er das sprach, zog er finstern Blickes mit der Linken den König unter des Rosses Wucht hervor und schlug mit dem Schwert in der Rechten unverdrossen, wie der Drescher in der Tenne, auf die feindlichen Schädel. Lichter und lichter ward deren Häuflein. Jetzt zerstob's. Und jetzt hob der Böhme ohne Wappen den König auf's eigne Roß, schwang sich selber hinten drauf, und jagte zurück in der Landsleute Reih'n. Dort sprang er ab, grüßte den König nicht, und suchte sich neue Arbeit. — —

„Steh, Vetter, steh! ich bin's, Friedrich von Östreich, der dir ruft. Schlag deines Helmes Gitter auf, wie ich, und laß uns mit offnen Stirnen auf Leben und Tod fechten, in Gottes Namen! Ich oder du! Friede muß endlich werden, in dieser Sekunde laß uns dem Reich ihn geben. Fall aus! schütze dich!" — — Hieb fällt auf Hieb. 's ist wie Wetterleuchten. Da fährt des Östreichers siegreiches Schwert dem Baier zischend in die Seite, wo des Wappenrocks Eisenhülle klafft. Friedrich steht einen Augenblick wie regungslos tief erschüttert. „Armer Vetter," spricht er leise, wehmüthig, „Gott hat's gewollt." — Da hört er's plötzlich hinter sich nah und näher brausen. Rasch blickt er um sich. Feinde im Rücken, Feinde ringsum. — „Ha, Gott steh' mir bei! noch ein König? ist dieser Ludwig doppelt? Da liegt er todt und dort stürmt er mir lebendig auf's Neue in den Weg. Ha, was es auch sei, ich will das Blendwerk zernichten. Auf, Schwert an Schwert, Weiß und Roth gilt die Losung; im Purpur lösch' ich dein lustiges Blau." —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

Glauben Sie nicht, mein Verehrtester, daß Staub, Weißbier und Gemüthlichkeit die drei einzigen charakteristischen Kennzeichen Berlin's sind, wie viele unserer neuen Tragikomiker es der Welt aufgebunden haben; oder daß fuchtelnde Hofräthe und schnarrende Gardejunker den Kern unserer Bevölkerung ausmachen; es gibt noch immer reiche und große Adern der Kunst und Gelehrsamkeit genug, um die Hauptstadt des mächtigsten deutschen Fürsten in Deutschland hochzustellen, wenn auch der Tod in der jüngsten Zeit manche unserer Choriphaen fortgenommen hat, volle Herzen genug, um das Schöne und Große zu verehren, tapfere Herzen, deren Muth nicht gebrochen, und weiche Herzen, schöne Augen, rothe Lippen, die den unverzagten Kämpfern zulächeln und winken. —

Wahr ist es, wenn man uns vorwirft: wir haben kein Volksleben, keinen Prater, kein Wursteltheater, keinen Humor, wie Herr Braun von Braunthal sagt, wenig Gutmüthigkeit, wenig sorglose Lustigkeit, Hang zum Vergnügen und zur harmlosen sinnlichen Freude, wie unsere südlichen Landsleute. Herr Braun von Braunthal hat uns arg mitgenommen und auf unsere Kosten ein Buch drucken lassen, was seine Consorten vielleicht nicht so belästigt hat, wie uns selbst. Niemals wird es einem Östreicher gelingen, etwas recht lächerlich zu machen, er mag es anstellen, wie er will; der scharfe Spott, der aus dem Verstande entspringt, ist ihnen ein fernes Thule, von welchem sie kaum einige fabelhafte Vorstellungen besitzen, und zu welchem sie sich ungefähr verhalten, wie Rochus Pumpernickel zu Napoleon Bonaparte.

Wenn man so fort schließt, bringt man zuletzt heraus: der Süden habe keinen Verstand und der Norden kein Herz, und zu diesen Extremen sind in der That die Meisten gekommen, welche sich damit eingelassen haben. Nichts aber kann alberner sein, als solche Behauptungen, denn wenn auch im Norden der Verstand, im Süden das Herz vorherrschte, wenn auch dort das phlegmatisch-sanguinische Temperament, hier das sanguinisch-cholerische als die bezeichnenden anerkannt werden, wenn aus jenem größere Ruhe, Ergebenheit, Freude an Lebensgenüssen, an einem sinnlichen Wohlsein, Subjektivität entspringen, aus diesem sich Verstandesschärfe, Erregtheit des Geistes, Grübeleien aller Art, Erfindungskraft, Objektivität im Allgemeinen entwickelt: so ist damit noch keineswegs dort der Verstand, hier das Herz ausgeschieden. Es finden sich von beidem zahllose und ausgezeichnete Beispiele; nur, möchte man sagen, hat der Süden eine herzliche Verständigkeit, der Norden eine verständige Herzlichkeit. Die Grundzüge von beiden klingen Eins in das Andere. Es ließe sich noch Vieles dafür sagen, doch für diesmal wende ich mich bestimmt zu einer allgemeinen Physiognomik Berlin's in plastischer und ideeller Natur, und will mich bemühen, Ihnen ein Bild zu entwerfen. —

Daß Berlin von Bären gebaut sein soll, wissen Sie gewiß schon, aber nicht wie diese konnten den Gedanken fassen, in der wüsten, sumpfigen und sandigen Spreeinsel einen wohnbaren Ort anzulegen. Jedoch, es ist geschehen, und sechs oder sieben Jahrhunderte, bärenhafter oft als die Ahnherren, haben es dahin gebracht, wo es jetzt ist. Wie es nun steht mit seinen Museen, Palästen und mächtigen Gebäuden, sieht man ihm nicht an, daß vor hundert Jahren Wald und Sumpf noch den größten Theil einnahm, der Hirsch an seinen Thoren weidete und Wolfstreiben dort gehalten wurden. Es ist nicht zu läugnen, daß es noch jetzt und zwar mitten in den friedlichen Mauern zahlreiche Hirsche, Wölfe und Bären gibt; allein diese haben die wilde Natur abgelegt und sich in Fuchspelze gehüllt. Sie werden auch nicht mehr gehetzt, sondern hetzen selbst, machen damit einträgliche Geschäftchen, sind, wenn nicht Künstler und Gelehrte, doch eifrige Beschützer derselben, rüstige Jäger, die stets auf neuem Fang spekuliren, und ihre Töchter oder

vielmehr deren bedeutende Geldsäcke, als Lockvögel gebrauchen, um althistorisches, aber ausgehungertes Wild zu fangen. —

Daß es bei uns, wie überall in der Welt, ehrwürdige Stände gibt, welche sich wesentlich sondern und scheiden, wird Ihnen wohl einleuchten. Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauer mit ihren verschiedenen Vorrechten und Rechten hat der Himmel eingesetzt und beschützt sie. — Die großen Städte taugen eigentlich nicht dazu, den ersten in seiner vollen Würde und in dem Glanze zu zeigen, der ihm gebührt; die Intelligenz ist ein fatales Hinderniß; es gibt hier so viele reiche Plebejer, die, von den thörichten Ideen ihrer gemeinen Seelen durchdrungen, den Metallbesitz weit über den eines uralten Stammbaums setzen; dann gibt es so viel junges, lächerliches und lachendes Volk, das, von der modernen Ansteckung ergriffen, das Eine wie das Andere bespöttelt, von Wissen, Aufklärung, Kenntnissen faselt, und in seiner Aufgeblasenheit gar zu gern öffentlich das verachtet, was es heimlich am liebsten hätte; dazu kömmt, daß der größte Theil des Adels durch die Stürme der Zeit wie ein herbstlicher Wald behandelt und seiner goldenen Blätter beraubt ist, daß der Grundbesitz zum großen Theil in die Hände des Tiers-Etat gefallen, daß seine alten geheiligten Vorrechte durch die neue Gesetzgebung erschüttert, und eben, weil er den Grundbesitz verloren, die zweckmäßigsten Rückschritte nur unvollkommen sein können. Dies Alles hat die traurige Wirkung hervorgebracht, daß er Mesallianzen schließen muß, um aus den goldnen Quellen des Lebens zu trinken, daß er lernen muß, um Examina zu machen, kurz, daß er aus seiner hohen Stellung, langsam und zögernd zwar, aber doch gehorsam, der neuen Göttin folgt, welche die Zeit lenkt. (Fortsetzung folgt.)

Theatralisches und artistisches Bülletin aus Frankfurt.

II.

Es wäre eine [illegible]-Sehnsucht, wollte man sich in Frankfurt nach dem heiligen Geist der bildenden Kunst umsehen, der sich in Flammenzungen in's sociale Leben niedersenkte, der auch nur als St. Elms-feuer auf den höchsten Masten dieses stolzen Kauffartheifahrers tänzle. Es vergeht einem wahrhaftig der eigentliche Enthusiasmus, wenn man den ganzen Tag über an Geschäften kauert und sich den Kopf aus einander rädern lassen muß; es gehört eine kräftigere Natur dazu, als unsre süddeutsche, wenn man sich dann noch als frischen Adam auf's Neue constituiren und fliegen will, nachdem man sich müde gegangen. Mir selbst geht es so. Und das ist, wie gesagt, der Grund, warum die Kunst in Frankfurt (wie das Theater) nur als Erholung, nicht als Lebensfrage aufgefaßt werden kann, und warum sich folgerecht von einem eigentlichen artistischen Element im Frankfurter Leben nicht sprechen läßt, obgleich einige tüchtige Künstler hier wohnen, obgleich Frankfurt sein Städel'sches Kunstinstitut besitzt und an demselben eine von ausgezeichneten Männern mit Umsicht und redlichem Eifer geleitete Kunstschule. Die Eindrücke durch Anschauung sind dann für den Kunstsinn das Wichtigste, und der Sonntagsbesuch des Städel'schen Instituts wirkt eben durch seinen Anstrich von gutem Ton und von Salon-conversation auf's nachhaltigste auf den edleren Geschmack. —

Philipp Veit. Ich kenne von seiner Persönlichkeit nichts, als sein Falkenauge, welches mir einmal, da ich ihm auf der Straße begegnete, in die ganze Seele hineinflammte, als verkünde es alle Hieroglyphen, die drinnen eingegraben sind. — „Wer mag dieser Mann sein?" fragte ich einen Bekannten, mit dem ich ging. — „Wie, Sie kennen ihn nicht? das ist Veit!" — Doch: ich kannte ihn, wenn ich auch nie bis jetzt mit ihm gesprochen; ich kannte den Mann des deutschen Ernstes und der italischen Grazie, den Mann, dessen Seele Harmonie und Klarheit sein muß, durch den wir die Wahrheit als Wahrheit lieben lernen, — der das Wirkliche (welches der ächte Künstler doch immer wieder erst neu construiren muß als Mögliches und Wahrscheinliches) als nothwendige Dichtung in sich wiedererzeugt, außer sich als solche hinstellt. Es ist hier, in einem bloßen Bülletin, nicht der Raum, noch die Schicklichkeit gegeben, aus Veit's Schöpfungen seine Kunsttheorie bis in Details herab zu entwickeln; ich habe bloß Facta und deren historische Ursachen mitzutheilen. Deßhalb hier bloß einige dürre Worte eines Berichterstatters über jenes freundliche: Salve! welches den Kunstfreund im ersten Saale des Städel'schen Instituts begrüßt, und ihn gleich in eine ideale Atmosphäre versetzt; ich meine Veit's „Schild des Achilles." Der Künstler hat auf einem Cirkelraume einen dreifachen Cyclus von Compositionen dargestellt, der, im ächt-antiken Geist empfangen, in geflügelter Lieblichkeit der Zeichnung und Ausführung entwickelt, nur in so fern der Homerischen Angabe (18. Gesang der Iliade) entlehnt genannt werden dürfen, als der großartige Vorwurf: den Makrokosmus durch die größtmöglichste typische Einfachheit festzustellen (mit andern Worten: die Mannigfachheiten und Contraste des Lebens in allen seinen öffentlichen Aeußerungen zur künstlerischen Einheit zu bringen), etwa wie Zündstoff in den Künstler hineinschlug. Somit handelt es sich hier bei diesem ächt-historischen Werke um gar keine Epoche, sondern um das, was sich aus allen Zeiten als historisch, das heißt: als Lebensentwicklung, als schaubare Sprache der ewig kreisenden, schaffenden Menschheit herausstellt; es ist das idyllische Epos der in ewiger Fluth und Ebbe bewegten Menschheit, ein abstrakter Okeanos, der in sich zurückmündet. — Der Schild des Achilles ist eine Aufgabe, an welche sich seit geraumer Zeit viele ausgezeichnete Künstler wagten; wie mich dünkt, hat bis jetzt keiner sie so preiswürdig gelöst, wie Veit, keiner hat wie er die strenge Idee und strenge Composition dem Volke allgemein so zugänglich gemacht durch den Zauber der Grazie!

Der Kunstverein brachte seinen Mitgliedern als Jahresspende das 2te Heft der Compositionen und Handzeichnungen aus dem Nachlaße von Franz Pforr; es enthält 4 Blätter; das 1ste, die drei weiblichen Tugenden: Reinheit, Frömmigkeit und Treue (von Merz in München äußerst sorgfältig radirt) bildet ein inniges, phantasiereiches Gegenstück zu Nr. 6 des im Jahre 1832 erschienenen 1sten Heftes; das 2te weist gleichfalls eine allegorische Composition: die Freundschaft, mit der Feder auf Stein gezeichnet von Kramp in Offenbach, es ist in Bezug auf die Erfindung wie auf die Steinzeichnung offenbar das schwächste und unbedeutendste. Nr. 3, der heilige Sebastian (unter der Leitung Schäffer's gestochen von Müller in Frankfurt), eine herrliche, edle Composition, voll Ruhe und Würde; der Stich verdient wegen Fleißes und Sorgfalt großes Lob. Nr. 4 (die Bauernhochzeit aus Göthe's Götz, gestochen von dem genialen E. Schäffer in Frankfurt) schließt sich würdig an die herrlichen drei Blätter des 1sten Heftes, welche gleichfalls Scenen aus Götz enthalten.

Von neu aufgestellten Gemälden sah man im Laufe des Jänners auf dem Kunstverein eine Winterlandschaft von Haanen, an welcher manche hübsche Einzelnheit den Mangel der poetischen Auffassung und des richtigen Taktes in der Wahl des Vorwurfs, — wenigstens bei'm ersten Anblick — verdeckt. Es gibt manches Wirkliche in der Natur, was der Künstler im Bilde nicht als möglich statuiren darf, so wie es im Leben manches Wahre gibt, was der Dichter als poetisch unwahrscheinlich verwerfen muß, oder was wenigstens nicht eben einer künstlerischen Darstellung werth ist, sonst wäre ja am Ende alles, was erscheint, Stoff für bildende und redende Kunst. Für den Landschaftsmaler hauptsächlich ist das bloß Momentane eine höchst gefährliche Klippe; wenn darin nicht ein entschiedener Charakter des Bleibenden angedeutet ist, wie z. B. durch eine Leidenschaft der Natur (wenn ich mich des Gleichnisses bedienen darf), so gehört der Stoff nicht auf die Leinwand. Bückeburgisches Erntefest. Genrebild von Tischbein aus Bückeburg. — Was ist nun an diesem Bild eigentlich Bückeburgisch? Wenn es die Lederheit und Bedeutungslosigkeit ist, so mag sich der Fürstlich Schaumburg-Lippe'sche Nationalcharakter für diese Verewigung bei dem Maler besonders bedanken. Man möchte bei solchen und ähnlichen Bildern immer fragen: Mein Gott, was ist denn damit bewiesen? Und bewiesen muß denn doch durch die Kunst etwas werden (— freilich nicht algebraisch —) sonst wäre sie ja gar nicht nöthig. Aber das Unglück liegt darin begründet, daß man immer von einer Opposition der Historien- und Genremalerei u. s. w. faselt. Es gibt nur Eine Malerei, wie es nur Eine Menschheit gibt; ob nun die Individuen sich so oder so aussprechen, das ist freilich eine andre Sache; aber aussprechen müssen sie sich, d. h. leben. Der Gemüthlichkeitsbrei hilft zu nichts, als zum Ersticken. — Vier Portraits von Grund (in Carlsruhe). Das eine davon, das des Großherzogs von Baden, erkannte ich gleich; aber die Aehnlichkeit der übrigen (von denen zwei „genremäßig" aufgefaßt sind) kann ich kein Urtheil abgeben. Die Behandlung von allen ist zu galant und modisch, als daß ich mich auf eine Zergliederung einzulassen Lust hätte. Indeß eben deßhalb werden sie ihr Publikum finden. — Ansicht von Palermo, von Bamberger aus Würzburg. Eine verdienstvolle Arbeit, nur etwas zu sehr in Panoramen-Manier behandelt. — Portrait von Brentano. Hanich.

Buntes.

Canova's Lehrjahre. Canova machte den Anfang seiner Studien in Rom, als Kupferstecher, in dem Hause Volpatti's. Da er von Natur ziemlich schüchtern und linkisch war, so fühlte er am ersten Tag seiner Ankunft, als er bei seinem künftigen Lehrmeister eingeführt werden sollte, keine geringe Befangenheit und Furcht, die durch Volpatti's Betragen keineswegs vermindert wurde. „Warte ein wenig," sprach der letztere, als Canova in das Zimmer trat, in welchem er gerade an der Arbeit saß, „ich werde gleich mit dir sprechen." Canova vertrieb sich denn einstweilen die Zeit damit, daß er die verschiedenen artistischen Gegenstände, welche das Zimmer schmückten oder interessant machten, und — den interessantesten von allen, ein junges Mädchen betrachtete, welches (um mich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen), dem Künstler saß; — eigentlich saß sie nicht, sondern sie stand, und zwar einen Fuß wie zum Vorschreiten gehoben und das Köpfchen bald seitwärts gewendet. Die Maske und der Stab, den sie in der Hand hielt, bezeichnete sie als Thalia, und in ihrem klaren, heiteren Gesichte lag etwas so fröhliches, ihre Gestalt hatte etwas so kindlich-anmuthiges, daß sie ganz eigens dazu geschaffen schien, die Muse des Lustspiels vorzustellen.

Eine Stunde lang stand sie in unveränderter Stellung, muthwillig (doch ohne sich es merken zu lassen) den schüchternen Lehrling beobachtend. In ihrem ganzen glücklichen Leben war sie vielleicht noch nie so lange ruhig gewesen, und gar erst — gestanden; möglich, daß es jetzt aus dem geheimen Wunsche geschah, eben durch ihre steinerne Ruhe die Verlegenheit des jungen Menschen zu verlängern. Endlich war ihre Geduld denn doch ermüdet; sie warf plötzlich Stab und Maske hin, fiel zum Erstaunen des Jünglings dem alten Künstler um den Hals und rief: „Laß es für heute genug sein, lieber Vater; ich bin müde, die Thalia zu machen, und wenn du durchaus im Zeichnen fortfahren mußt, so kannst du mich meinethalben als eine schlafende Nymphe abconterfeien." — Volpatti warf seinen Pinsel hin und meinte: „Bah! du bist ein närrisches Mädchen; doch geh' in Gottes Namen, wenn du wirklich müde bist, dich auszuruhen; doch warte, ich will erst das Haar fertig haben, ehe du es veränderst. Rufe mir Raphael." Das Mädchen öffnete eine Thüre, durch welche man ein halbes Dutzend junger Leute an ihren Staffeleien beschäftigt sah, und rief: „Raphael Morghen!" Das verlangte Individuum trat herein, hatte aber nichts Besonderes in seinem ganzen Aeußeren, wenn nicht einen gewissen schelmischen Ausdruck in den Blicken, der vielleicht aus denen der Tochter seines Meisters in die seinigen übergegangen war. Er begab sich an das Gemälde und fuhr fort, an dem goldigen Haare der Muse zu malen, während Volpatti sich nach dem jungen Fremdlinge umwendete, als wenn er ihn erst jetzt gewahr würde, und anfing, ihn über seine Lehrstudien auszufragen. Volpatti bemerkte bald sein Talent, und nahm ihn, seine künftige Auszeichnung ahnend, in sein Haus auf, wo er vollkommen gemächlich und auf freundschaftlichem Fuße zusammen mit Raphael lebte, der seine Lehrzeit noch nicht lange angetreten hatte. Allein diese beiden Jünglinge glichen sich einander nicht in den geringsten Stücken, denn Raphael, den die Natur mit der Anmuth und Zierlichkeit eines Adonis ausgestattet hatte, und der dies auch wußte, war eben so ungezwungen und angenehm in seinen Manieren, als Canova schüchtern und linkisch war. Nur sein Lehrmeister wußte Canova von Tag zu Tag richtiger zu würdigen, und oft, wenn er ein halb unterdrücktes spöttisches Lächeln auf den Gesichtern seiner Kameraden erblickte, war es Volpatti, der einen unerwartet schönen und kräftigen Strich in der Arbeit des Lehrlings andeutete, und ihm ermuthigend bemerkte: „Achte nicht auf sie; dies wird bestehen, wenn sie vergessen sind." Volpatti schenkte überhaupt seinen Lehrlingen wenige Aufmerksamkeit; höchstens widmete er ihnen zwei bis drei Stunden des Tages; Canova und Raphael waren jedoch seine vorzüglichen Günstlinge, und beständig um ihn. Es wurde ihnen überdieß der seltene Vorzug gegönnt, gelegentlich das schöne Gesicht Domenica's abzuconterfeien; und Raphael gestand eines Tages, daß ihn das allein vermöge, so viele Zeit an seine Studien zu verwenden. Es war den beiden Jünglingen nicht möglich, so beständig in der Gesellschaft des anmuthigen Mädchens zu leben, ohne tiefere Gefühle gegen sie zu fassen, als bloße Bewunderung; sie wurden Nebenbuhler, Nebenbuhler in der Liebe wie um den Lorbeer der Kunst. Raphael äußerte dem Mädchen oft zärtliche Worte in's Ohr, während Canova in seinem stolzeren Selbstbewußtsein sich an den Vater wendete. Volpatti selbst war unentschieden; er liebte Canova wegen seiner anspruchslosen Bescheidenheit, fühlte aber zugleich, daß Raphael Morghen geeigneter war, des Mädchens Herz zu gewinnen. „Ihr habt beide gleiche Ansprüche an das Herz meines Kindes," sprach er endlich. „Ich mache euch den Vorschlag eines Künstlerwettstreites; jeder von euch beiden möge ein Gemälde verfertigen, wozu euch Domenica sitzen soll; und wer von euch seine Aufgabe am glücklichsten lösen wird, erhält meine Erlaubniß, um ihre Liebe offen zu werben." Die Freier schienen mit diesem Ausspruche zufrieden; Canova mochte vielleicht ein bescheidenes Zutrauen auf seine eigene Kraft hegen, und Raphael hatte seine eigenen Gründe, seiner Sache ziemlich gewiß zu sein. Domenica selbst wählte sich ihre eigene Rolle. Sie wollte als Erichthonius junge Tochter gemalt sein, die, um ihren Vater in seiner Armuth zu erlösen, verschiedene Gestalten annahm, damit er sie aber- und abermals verkaufen könne. Man kennt die Sage. Sie wurde zuerst als eine junge Sclavin verkauft, und das Geld war nicht sobald bezahlt, als sie die Gestalt einer weißen Taube annahm und davon flog. Es lag in dieser Bedingung eine Schelmerei, die sowohl zu ihrem Character paßte, und der Contrast des muthwilligen Ausdrucks ihres Gesichtes, mit der Zufriedenheit Erichthions und der schrecklichen Besorgniß des Käufers, bot den Vorwurf eines schönen Tableau's. Voll seiner süßen Hoffnungen, hatte Raphael allen Anschein für sich, zu gewinnen; allein gegen Canova war das Mädchen nicht so herablassend; sie wußte nicht, welche Form sie wählen sollte; sie wollte es überlegen —; dann änderte sie ihre Gesinnung; heute wollte sie die Proserpina und morgen die Hebe vorstellen, und als ihr Vater endlich in sie drang, ehrlich gegen ihre Freier zu handeln und jedem gleiche Zeit zu schenken, veränderte sie alle Augenblicke den Ausdruck ihres Gesichtes, — bald zornig, bald bekümmert aussehend, — bald ihre Augen wie im Schlafe schließend, — bald schmollend, — daß endlich Canova verzweifelnd seinen Pinsel hinwarf und erklärte, es sei ihm unmöglich, ihr Proteus-artiges Gesicht bei Tage zu malen. „So versuche es bei Nacht," flüsterte ihm die Hoffnung zu; und Canova verfolgte diese Idee. So wie es dunkel geworden war, schloß er sich ein, und indem er in sein Gedächtniß jeden Zug des himmlischen Antlitzes zurück: das er so lange und so oft betrachtet hatte, malte und malte er, sich nie selbst genügend, jedoch mit jedem Striche dem Original näher kommend. Die ganze Zeit über lachte Domenica bei sich selbst darüber, daß ihr ihre List so gut gelungen sei, und Volpatti, der unserm Canova heimlich sehr gut war, sprach: „Nun, Antonio, nur nicht den Kopf verloren! du mußt dich an einen frischen Versuch wagen."

(Schluß folgt.)

*** Talleyrand beschäftigt sich jetzt lebhaft mit dem Ordnen seiner Memoiren, an denen er bereits seit längerer Zeit arbeitet; er beabsichtigt, die Herausgabe derselben, der aller seiner politischen Diskurse vorangehen zu lassen. Sein Zweck ist, in diesen Blättern darzuthun, daß er in keiner von allen jenen Epochen der contradictorischen Prinzipe, welche er durchwanderte, mit sich selbst in Widerspruch gerieth. Eine Aufgabe, welche allen Scharfsinn und die ganze dialektische Kraft dieses alten Staatsmanns erfordert.

*** Zwei der schönsten Blätter, welche die englische Kupferstecherkunst der neuesten Zeit hervorbrachte, sind so eben bei Moon (Threadneedle-street) erschienen; das eine (in Strichmanier, von Le Keux) ist die Ansicht Venedigs nach Prout's herrlichem, fast möchte man sagen: feenhaftem Bilde, äußerst glücklich wiedergegeben, hauptsächlich was die Beleuchtung und besonders was die magische Transparenz am berühmten Canale della Giudecca betrifft; — das andre (Mezzotinto) ist nach Martin's „Kreuzigung," einem der kräftigsten und effektreichsten Gemälde dieses im Effekt gewandtesten aller modernen britischen Maler. — Thom, der durch seine Skulpturen: Thom O'Shanter und Souter-Johnny so große Celebrität gewann, eröffnete jüngsthin in der Old-Bond-street eine neue Ausstellung, in welcher hauptsächlich eine Skulptur: Old mortality und sein Pony (nach Scott's „Erzählungen meines Wirthes," 1ste Serie) durch eine ausgezeichnet schöne Behandlung der Hauptfigur (der Pony ist minder gelungen) die allgemeine Aufmerksamkeit fesselt.

*** Von dem sehr interessanten, aber für's größere Publikum etwas zu voluminösen Werke: Rahel, erschien kürzlich ein Auszug (durch F. Funk, Bamberg, Dresch.) Ein freundliches Toilettengeschenk für gebildete Frauen, denen nicht so viel Muße bleibt, sich durch das größere Originalwerk durchzuarbeiten!

*** Der Hennebergische alterthumsforschende Verein zu Meiningen beabsichtigt die Herausgabe eines kostbaren Werkes mit Kupfertafeln über zwei (den Kunstfreunden bis jetzt unbekannt gebliebene) Arbeiten Peter Vischers in der Stiftskirche zu Römhild.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 51. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 28. Februar.

Glück des Verlassenseins.

Von

Justinus Kerner.

Wohl ist es schön, zu stehen
In trauter Freunde Reih'n,
Doch schöner ist's, zu gehen
In weiter Welt allein.

Mensch! bisst du ganz verlassen,
Klag' keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Und geh'n in Gott zurück.

Es täuscht die Welt, die trübe,
Dir nimmer Aug' und Ohr;
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.

In ihr lebst du versunken
In Gottes Angcücht,
Die Andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.

Ja! möchten sie dich lassen
In deinem Innern stumm,
Verlassen, ganz verlassen,
Bis deine Zeit ist um.

In Tiefen unberühret
Wächst einsam das Metall;
Wo's nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Kristall.

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Österreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Fernab wälzen sich die Staubwirbel, die Rosse, die Rotten, Mann für Mann um jede Scholle Erdreichs sich in den Bärten liegend, von weitem anzuschauen wie eines Drachen riesiger Schweif, der, bald enger zusammen geschuppt, bald weit aus einander geringelt, in mächtigen Zuckungen auf dem Felde sich hinschleift. Fernab davon, von fünf Leichen bedeckt, von manchem Streich getroffen, liegt Herr Hector von Trautmannsdorf. Er kann den Himmel über sich nicht mehr schauen, doch schlägt ihm das Herz noch, und, wie er dies fühlt, hält er's unter dem Leichenhügel nicht länger aus. „Luft, Luft!“ stöhnt er, „ha, ich hör' es noch brausen und schallen; das Werk ist noch nicht abgethan, und ich liege hier, wie? und lebe noch? — O Herr, Herr Gott, hast du mir's denn bestimmt, daß ich bis in ein Greisenalter dies Leid in mir tragen und nähren soll, nähren vom Mark meiner Seele? Hier unter'm Leichenhügel sende ich mein Gebet zu dir empor. Höre mich, höre mich! Nimm mich, den Leidvollsten, mich, der ja keine Hoffnung, der nichts, als diese Treue hat, die treulos gegen mein eignes Leben wüthet, nimm mich als Sühnopfer für die Andern meines Geschlechtes, nimm den Dorn vom Rosenhag, statt des Rosenhages.“ —

Immer näher wälzte sich jetzt an den Leichenhügel erneuertes Schlachtgebraus. — „Noch einer? und

wieder einer? dort der Vierte, der Fünfte, der Sechste?! Zwölf Baierfürsten für einen? Nun denn, ein Östreicher gegen alle zwölf! Herbei, herbei! ihr sollt den Ritter, den ächten König in mir finden, Schatten von Königen!" — „Glück auf, Östreich, immer zu, mein König Friedrich!" klang des edlen Marschalks, des Pillichsdorf's, Stimme dazwischen; Herr Hector vernahm sie recht gut unter seiner Leichenlast, und hörte auch, wie der tapfere Wurmbrand jetzt ausrief: „Fröhlich und frisch daran, mein theurer Herr, das ist heute unser Tanz, und wir drei Männer nehmen's gegen die Dutzend-Helden wohl auch noch auf!" —

Herr Hector hatte den Worten gelauscht; jetzt konnte er's nicht länger ertragen, er raffte die letzte Kraft zusammen und arbeitete sich aus seinem Hügel empor. „Und keines Trautmannsdorfers Stimme hört' ich dabei?" sprach er, als er wieder frische Luft athmete; „der König in Noth? und ich nicht bei ihm? auf, auf! vielleicht thu' ich doch solcher Weise endlich meinen letzten Gang!"

Als er sich erhoben, und das Haupt wieder frei empor streckte in Gottes Luft, und das Blut sich aus den Locken schüttelte, that er einen Blick auf die guten Gesellen, unter denen er schier eine Viertelstunde lang bewußtlos gelegen hatte. — Und das waren die Trautmannsdorfer! Die hatten sich um ihn im eisernen Ringe geschaart, als der Feinde Übermacht ihn umzingelt, und hatten ihn bedeckt mit den treuen Herzen. Ihm vergingen die Sinne, wie er auf den Trümmern seines Geschlechtes stand. Zunächst über ihm hatte der mit dem Silberbart gelegen, der treue Ahnherr Albrecht Stuchs, und neben dem, vier Andre, und um die fünf, im engen Kreise, die Übrigen; Schilde der Treue lagen sie ritterlich da auf den ehrenhaften Schilden, und die Röslein, sonst halb weiß, halb roth, glänzten jetzt völlig im Purpur.

„Herr, dein Wille geschehe!" sprach Hector leise, und eilte dann, so gut es die Wunden ihm verstatteten mitten in den Kampf hinein, der um den König, den Wurmbrand und den Marschalk entbrannte.

Just erlag auch der Zwölfte, den Ludwig in königlichen Abzeichen dem Feinde entgegen gestellt hatte. „Nun hoff' ich," rief der Wurmbrand, dem der Schweiß von der Stirne rann, „es wachsen heut' keine Könige mehr aus diesem Wiesengrund." — Kaum hatte er das Wort gesprochen, so schwoll es rings um die vier Männer höher und dichter heran; auf diesem einem Punkt verknäulte sich wie durch einen Zauberschlag der tausendfältige Einzelkampf. „Ha, sie merken den Preis," rief Friedrich, „beim lebendigen Gott, wohlfeil sollen sie ihn nicht erhalten. Es müssen ihrer wohl schon an die vier oder fünf Tausend stumm und kalt daliegen, hier aber sind noch vier Männer, die nie den Rücken gewandt. Wohlauf, meine Freunde, jetzt gilt's Ehre oder Tod!"

Hector hatte keinen Schild mehr, seinen König zu decken; da warf er sich selber vor ihn, und hielt aus. Und, wie arg die Vier auch gedrängt wurden, sie ließen nicht ab, sie hielten zusammen, als wären sie mit Ketten aneinander geschlossen. Da kamen die mit den breiten Schultern und kernhaften Fäusten, die rund-beschornen Bäcker von München, die heute schon einmal das Beste gethan, — sie hatten ihren Fürsten heraus geholt, aus der Todesnoth; die waren jetzt auch nicht faul und schoben und stießen mit Stangen und Spießen, als schürten sie das Feuer im Ofen, — und bei ihrem Schutzpatron, sie machten den vier Männern am Abend noch heiß. Herr Gott! da stechen sie dem Wurmbrand sein Roß zusammen; es bäumt sich, es strampft, es krampft, es fällt; den Reiter begräbt's. Doch den Wurmbrand kümmert's noch nicht. Unter'm Gaul hervor schlägt er wie rasend, und ob das rothe Blut ihm schießt, und wie ihn die Münchner zerkerben, er läßt nicht ab; jetzt rafft er sich empor, ist frei, wirft nieder, bricht durch, ersieht sich zwei Reiter in weiß und blau, schleudert sie aus den Sätteln, gewinnt die Rosse, schwingt sich auf's eine und bringt das andere dem Trautmannsdorfer. — „Gott sei Dank," stöhnt Friedrich in Schweiß und Hast, — „Hülfe in der Noth! jetzt noch die letzte Kraft angewandt, daß wir die dünnen Reihen zersprengen, dann auf den Himmelberg zu, zum Hohlweg hinein, — und wir werden doch noch Meister!" —

(Schluß folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortsetzung.)

Aber nicht allein dem edlen Stande des Kriegers und den hohen Staatsdiensten bestimmt diese die alten Götter der Erde; es gibt Gemüther unter jenen, die so tief gefallen sind, daß sie gewöhnliche Gewerbe treiben. Wir haben Grafen, die Zuckersieder, Barone, die Gastwirthe, edle Herrn, die Uhrmacher und Schuhmacher sind, ja neulich starb ein Freiherr, der Thürsteher des Charitéekrankenhauses war.

Allein trotz dieser scheinbaren Niederlagen hat der Adel den würdigen Geist behalten, welcher so sehr seine Vorfahren auszeichnete, die mit so vieler Hingebung dem Staate und ihren Mitbürgern dienten. Er hat es nicht vergessen, daß Friedrich der Große ihn die Stütze dieses Staates nannte und ihn allein würdig hielt, Offizierstellen zu bekleiden; daher hat man nach dem Ausspruche des größten Helden seines Jahrhunderts mit vollem Rechte wenigstens noch jetzt diese Stellen den hoffnungs- und geistvollen Junkern bewahrt, die in den Kriegsjahren leider nöthig gewordenen Ernennungen so mancher Unberufenen, wie es sich thun ließ, zu beseitigen geruht, und die Stelle in unserm Landrecht erhalten, daß, wenn unter zwei Bewerbern um ein Amt ein Adliger sich befindet, dieser den Vorzug haben soll. In neuester Zeit hat man auf vielfache Weise, besonders durch Majoratsstiftungen, schnelle Emporhebung einzelner reicher Personen von altem Adel, und Unterstützungen, wo es Noth that, dies ehrwürdige und segensvolle Institut

zu erhalten und zu verjüngen gesucht, welches nur Kurzsichtige als eine Reliquie des Mittelalters betrachten können, und wir dürfen uns schmeicheln, daß, wenn andere Länder auch einen reicheren, auf materiellen Besitz stolzen und durch wichtige Privilegien bevorzugten Adel besitzen, der unsere, was Würde, angestammtes Selbstgefühl und edle Hoheit betrifft, keinem der ganzen Welt nachsteht.

Erhaben und bewundrungswerth ist der größte Theil unseres Klerus, der durch unablässige Bemühungen die echte Frömmigkeit und Heiligkeit wieder erhalten hat, welche frühere Jahrhunderte so sehr auszeichnen. Von den glücklichen Kriegesjahren an hat sich dieser Geist herrlich über Norddeutschland ausgebreitet.

Der freche kirchliche Rationalismus, welcher sich aus der sogenannten Vernunftphilosophie entwickelt hatte, und in Deutschland aus den Irrlehren Kant's und anderer Jugendverführer entsprungen war, ist dadurch glücklich in den Hintergrund getreten und hat einem ächteren Glauben Platz gemacht, der vor den Hirngespinnsten der Vernunft zurückschaudert, vor dem thörichten Denken und Grübeln, aus welchem alle die zahllosen Übel entsprungen sind, welche die neue und neueste Zeit zerfleischen. Das Gefühl ist ihnen die einzige wahrhafte Leiterin, das Herz der geheimnißvolle Tempel der Gottheit, und mit feurigem Eifer fallen sie auf die gottlosen Söhne der Edomiter, welche die ewige Bundeslade sprengen und den erhabenen, verborgenen Schatz dem Pöbel hinwerfen wollen. — Nur in Halle streitet noch ein entschloßnes Häuflein unter den alten, finstern Fahnen; Wegscheider und Gesenius sind die Führer dieser verwegenen Gesellen, die mit dem Trotz d.: Verzweiflung ihre untergehende Herrschaft vertheidigen und sich auf das irregeleitete Sachsen, auf Ammon und Consorten stützen, während ihnen aus dem Westen von Zeit zu Zeit vom Herrn Kirchenrath Paulus Trost und Hoffnungsstrahlen zukommen. Dagegen hat sich aber in Halle die Parthei der Frommen und Gläubigen des Schutzes und der Hülfe des berühmten Tholuk zu erfreuen, der gleichsam als Mark- und Grenzgraf die heilige Fahne des Glaubens gegen die Heiden schwingt. Da steht er ein Fels im Meere der Anbetungswürdigen, verachtet das Drauen der unbeschnittenen Philister, verachtet die Pereats roher Heiden, Studenten genannt; das Gebrüll der Feinde des Herrn dünkt ihm Säuseln des Abendwindes, und lieblich, wie das Flüstern der Feigen- und Ölbäume am Bache Kidron, wenn ein Engel des Ewigen seine Fittige darüber ausstreckt, schallet ihm das wilde Johlen und Schreien und das Klingen seiner zerschmetterten Fenster. Er duldet und leidet freudig für den Herrn, und bestellt ruhig den Glasermeister.

Solche Seelengröße kann nur der Gläubige besitzen und auch hier in Berlin haben wir die lieblichsten Beispiele der Opferung für das Ewige. — Es würde gewiß für Viele interessant sein, wollte man ein wenig ausführlich beleuchten, wie es nach und nach möglich wurde, den argen Geist zu bannen, der die meisten dieser sogenannten Prediger beseelte. — Wo sind sie hin, diese üblen Diener des Herrn, die voll Gottlosigkeit jeden schönen Tag benutzten, um im weltlichen Kleide vor die Thore zu eilen, und wie das träge nichtsnutzige Volk unter Lust und Scherzen, wo nicht gar unter Singen und tollem Jubeln, in Feldern und Wäldern umherzulaufen? Wo sind sie hin, die schlechten Hirten, die sich unter die Heerde mischten, und es nicht verschmähten, deren gottlose Spiele und Freuden zu theilen, die in öffentlichen Gärten, Ressourcen und Gesellschaften ihr Pfeifchen rauchten, ihr Bier tranken und Kegel und Billard spielten, wie die schlimmsten Kinder Sodoms? Wo sind sie hin, die lustigen Graukopfe mit den dicken runden Gesichtern und den freundlichen, lachenden Augen, die kein munteres Fest ausschlugen, Schauspiele und Oper und die Verführungen der sündigen Welt mit Entzücken heimsuchten und, o Schmach der Auserwählten! selbst Bälle, Tanz- und Singthee's nicht verfehlten? Der Geist der wiedergebärenden Erlösung, der durch eine leidensvolle Zeit kam, hat endlich jene räudigen Schafe vertilgt. Die Alten sind, dem Himmel sei Dank, durch den Todesengel zur Rechtfertigung und zur ewigen Verdammniß abgeholt worden, und Neue werden vermieden, denn was ist gerechter, als: Candidaten mit solchen sogenannten rationalen Gesinnungen, solche sichere Teufelsbraten, durchs Examen fallen zu lassen?

Man muß es wissen und kennen, um es zu glauben, wie sehr verbreitet dieser fromme und erhabene Geist ist, der in Städten und unter'm Landvolk seine bis zur Schwärmerei entflammten Bekenner zählt und ganz vorzüglich in Schlesien und Pommern mächtig wirkt, der aber auch an allen übrigen Orten zahlreiche und hohe Verehrer zählt. Wie schön gibt sich dieser Geist durch tausend Zeichen, wie z. B. durch die Zeitungsanzeigen kund, deren frommer, begeisternder Ton die echte Ergebung und Freudigkeit der Seelen verkündet. Wie wunderbar ist die Rührung, die uns ergreift, wenn wir lesen: „Den Einband des hoffnungsvollen Buches, August Meder, haben wir gestern dem Schooß der Mutter übergeben; der Inhalt jedoch wird, durchgesehn und verbessert vom großen Autor, in ewigem Lichte neu herausgegeben werden.“ Was sagen Sie zu dieser geistvollen Nachahmung der Grabschrift Franklin's? Oder: „Gestern widerfuhr meiner geliebten Frau das unaussprechliche Glück, nach harten und langen Kämpfen im drei und zwanzigsten Jahre nun im Herrn zu entschlafen;“ oder auch: „Der Herr hat uns gewürdigt, unsern einzigen Sohn gestern verscheiden zu sehen“ u. s. w. Gütiger Gott! liegt darin nicht der Geist Abrahams und der größten Beispiele des alten Testaments?! Sollen wir noch nicht sagen, daß wir im Morgenrothe der Wiedergeburt leben? Und solche Anzeigen finden sich fast täglich, und so sehr ist man damit bekannt, daß man ohne Weiteres und ohne Täuschung sie für Produkte des außerordentlichen göttlichen Geistes der frommen Diener des Herrn erkennt, deren Namen und Stand nicht darunter zu stehen brauchte, um sie zu erkennen. —

Wie ehrfurchteinflößend ist nicht schon ihre äußere Erscheinung! Die kranken, hageren Gestalten, die blassen Gesichter, die schwarzen herabhängenden Haare, die tiefliegenden Augen, in denen ein verborgenes Feuer glüht, das wie die Flammen des heiligen Tempels hervorspringt, wenn der Geist des Herrn über sie kommt! Man glaubt, begeisterte Seher des Morgenlandes zu erblicken, Fakire von den Ufern des Ganges, oder die Männer des Glaubens aus Schottland, die hohen Priester der Puritaner.

Die, welche die einfache Gefühlsreligion vor Augen haben, alle Philosophie verwerfen, den Kopf verbannen und nur an das Herz appelliren, die den geoffenbarten Glauben, wie er ist, anerkannt wissen wollen nach den Worten der heiligen Schrift, ohne Grübeln und Deuteln sprechen, mild und belehrend, reden viel vom Tode, von der göttlichen Allmacht und Gnade, von der Auferstehung und der Gleichheit, d. h. in jenem Leben, und sind so liebe, zartfühlende Leute, daß sie schon nach den ersten Sätzen die Augen trocknen müssen, dann mit zitternder, bewegter Stimme fahren sie fort, malen die Seligkeiten aus, ermahnen, seufzen, und weinen endlich so allerliebst und wahrhaft

rührend mit ihrer Gemeinde, daß kein Trauerspiel jemals so viel Thränen sah. — Solcher sogenannten Orthodoxen haben wir viele, während aus ihnen heraus sich die Pietisten und aus diesen die Mystiker sich gebildet haben, deren Treiben neuerdings zu einigen Kabinetsbefehlen Anlaß gegeben hat, welche sie als Sektirer behandeln, ihre Conventikeln zu schließen gebietet, die Aufhebung aller solchen Gesellschaften verordnet und die Widerspenstigen zu strafen befiehlt, jedoch als eine versöhnende Maßregel wurde nachträglich bemerkt, daß diejenigen Versammlungen erlaubt bleiben sollten, wo man erwarten könne, daß der in ihnen herrschende Geist keinen Schaden stifte, und hierdurch haben sich die Conventikel bis jetzt uns glücklich erhalten. Diese Pietisten und Mystiker sind die schwärmerisch Gläubigen, die den Bibeltext nicht nehmen, wie er ist, sondern in ihren Sinn übertragen, mit glühender Beredsamkeit Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verderben ausmalen, es darstellen mit den Farben und Bildern dieser Welt, und einem furchtbaren, ewigen Jenseits. —

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Canova's Lehrjahre. (Schluß.) An dem bestimmten Tage wurden die Gemälde dem Urtheile des Publikums ausgestellt. Sie hingen beide neben einander, und beide waren mit einem Vorhange bedeckt, bis sich die Kenner Roms versammelt hatten. Endlich war der Saal voll; Canova, Volpatti und Raphael standen zusammen in der Grotte, — der letztere mit der Miene der Zufriedenheit in seinem Gesichte, Canova im Zustande nerven-erschütternder Aengstlichkeit, welchen der bloße Ehrgeiz nie in ihm hervorgebracht hatte. Der Vorhang wurde aufgezogen. Auf einer Seite erschien die Tochter Erisichthons, prachtvoll gekleidet, die Blicke schelmisch gesenkt, die Hand dem Käufer reichend, sich gleichsam schon im Voraus auf ihre vorhabende Flucht freuend. Auf der andern Seite Domenica in einem einfachen weißen Kleide, mit einem Blumenkranze in der Hand. Ihre Blicke waren hier ebenfalls auf den Boden geheftet, allein mit einem Ausdrucke von Bescheidenheit, welcher alle Zuschauer entzückte. Volpatti drückte Canova's Hand mit Wärme und sagte ihm: „Du hast ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, du allein.“ — Die Versammlung stimmte dem Urtheile des Vaters bei, und ein alter Künstler entschied die Frage vollends durch die Worte: „Morghen malte Volpatti's Tochter als eine Sclavin, Canova als Göttin!“ — Hand in Hand gingen sie nach Hause; allein als Volpatti dort Canova seiner Tochter zuführte, und sie bat, ihn als ihren künftigen Gemahl anzusehen, erblaßte das Mädchen und ihre Augen glänzten in Thränen. Sie wurde jedoch allmählig ruhiger und gab ihm von diesem Moment an kein Zeichen ihrer Abneigung mehr. Sie liebte, sie verehrte ihren Vater, und da er einmal seinen positiven Befehl gegeben hatte, war sie auch entschlossen, ihm so redlich als möglich zu gehorchen. Nur ein einziges Mal ließ sie sich von den Gefühlen eines stolzen und verwundeten Herzens hinreißen. Es war am Vorabende ihres Hochzeitsfestes; sie saß in einer Veranda hinter ihrem Hause; Raphael neigte sich sanft über sie; er hatte um diese Zusammenkunft so leidenschaftlich gebeten, daß sie ihm solche nicht abschlagen konnte. War sie nicht die letzte? — „Ja!“ zürnte Morghen, „wäre dieser Anton kein solcher Tölpel, es würde mich, wie mich dünkt, vielleicht minder schmerzen; allein Sie, Domenica, einem solchen Menschen aufzuopfern, — einer solchen Mißgestalt!“ — „Nein,“ erwiederte Domenica, „Sie können etwas glimpflicher mit ihm umgehen, und es wird immer noch genug an ihm zu tadeln geben. Mein Vater meint: er sei geschickt; ach, ich wünschte, daß er minder geschickt wäre und mehr Ihnen gliche, Raphael! Er kann nicht mit mir sprechen, ohne zu stottern; und wenn er mich mit verliebten Augen ansehen will, ja, bei Gott! Raphael, sahen Sie je eine Katze nach zweitägigem Fasten mit einer Maus äugeln?“ — „Allein Sie, Domenica, sind zu geduldig gegen ihr Schicksal! Warum sagen Sie ihm nicht rund heraus, daß er ein Lümmel sei, daß Sie ihn nicht ausstehen können?“ — „Meines Vaters Befehle sind entschieden, lieber Morghen, und ich, für die er allein lebt, ach, ich will ihn nicht kränken! Ich will ihm buchstäblich und treu-redlich gehorchen; nie soll Antonio meine Meinung über ihn wissen, und wenn ich seine Gattin bin, will ich alle meine Kräfte aufbieten, ihm zu gefallen. Ach Gott! — Santa Maria! Wenn er nur nicht gar so unmanierlich wäre, wahrhaftig: jener Bäckerbursche besitzt mehr „Gentilezza,“ der sich dort über die niedrige Brustmauer herüber lehnt und jeden Abend unserm Mädchen, der Barbarina, den Hof macht; dort wartet er auf sie, der arme Schelm, und wenn sie kommt, so heißt es immer: „Küsse mich, liebes Kind, und du sollst drei Kuchen für dein Abendbrod zu dem deines Meisters haben.“ Und ungefähr genau so sagt Canova zuweilen zu mir: „Lächle noch einmal, Domenica, und du sollst als eine Venus auf die Nachwelt übergehen.“ — „Man sagt, daß er früher ein Bauer in Bassano gewesen sei, — ich wollte, er wäre es geblieben.“ — „Das wollte ich auch,“ antwortete der Bäcker, als er, sich umdrehend, und auf die Veranda zugehend, seinen herunter geschlagenen Hut abnahm und ihnen das Gesicht Canova's zeigte, — „ich wollte in der That, daß er es geblieben wäre; — dann hätte er sich den Schmerz erspart, diesen bittern Spott von den Lippen einer Person zu hören, die ihm theurer war, als das Leben selbst. Und dennoch, Domenica, will ich dir keine Vorwürfe machen; es war gut, daß ich es bei Zeiten hörte. — Seid glücklich mit einander! Reiche mir deine Hand, zum Zeichen, daß ich ohne Groll von dir scheide. Seid glücklich,“ fuhr er fort, Domenica's Hand in die Raphael's legend: „der Kelch ist jetzt geleert; — lebt wohl!“ — „Morghen!“ rief das Mädchen hochaufathmend, „hätten Sie Aehnliches thun können?“ — Aber das war noch nicht alles. Besorgt, seiner einst so geliebten Domenica die Vorwürfe Volpatti's zu ersparen, verfügte Antonio sich zu diesem und nahm allen Tadel ihrer Trennung auf sich. Er sagte ihm, daß er seinen ganzen Lebensplan geändert habe; daß er ein Bildhauer werden wolle, und daß die Bildhauerei das emsigste Studium erfordere; daß ihm ein Weib dabei hinderlich sein würde, deßhalb werde er nie heirathen; nur die Kunst solle sein Weib, nur seine Werke sollten seine Kinder sein, die seinen Namen fortpflanzten. — Volpatti machte ihm lebhafte Gegenvorstellungen. „Ich durchschaue deine Gedanken, Antonio,“ sprach er, „du glaubst, daß dich meine Tochter verschmähe? Noch gestern erzähltest du mir, daß du wenig gemacht seiest, den Frauen zu gefallen. Ach, glaube mir, es ist nur mädchenhafte Schüchternheit von ihr; die Zeit gewinnt sie dir!“ — Die Versuchung war stark, allein Canova gab nicht nach. So schieden sie endlich, mit etwas Aerger auf Volpatti's Seite, denn er liebte den Jüngling mit Recht. Allein nach der Vermählung Domenica's mit Morghen erzählte ihm letzterer den wahren Vorgang der Sache, und Volpatti fühlte sich glücklich, seine frühere Zuneigung gerechtfertigt zu sehen. Er wußte, daß es zu spät sei, seiner Tochter Vorwürfe zu machen, und sprach deßhalb blos: „Domenica, du ahnst nicht, welch ein edles Herz du von dir gestoßen! Wenn du ihn gehört hättest, wie er sich deiner Sache annahm, und mir sagte: „„Meister, wenn Ihr mich liebt, wenn Euch meine Dienste werth sind, so beweis't es mir, indem Ihr den Wunsch meines Herzens erhört; macht Eure Tochter und Morghen glücklich.““ Hättest du du dies gehört, du hättest ihn nicht zurückgestoßen!“

*** Die Angst vor Uebervölkerung hat sich allmählig so hoch gesteigert, daß man auf die wunderlichsten Pläne geräth, um für die Lebenden, wenn sie nun wirklich einmal existiren müssen, so viel Terrain, als möglich zu ersparen; oder man ärgert sich vielmehr eigentlich darüber, daß wir den Todten, von denen wir doch nichts mehr haben, so viel von der Oberfläche unsres Bodens einräumen müssen, worauf ganz füglich Tivoli's, Vauxhall's oder wenigstens Viehweiden angelegt werden könnten. Diesem Uebelstande mindestens für London abzuhelfen, machte Wilson den Vorschlag, für diese Hauptstadt ein einziges Grabmal zu errichten, eine Pyramide, von etwa 900 Quadrat-Fuß im Fundament und 1600 Fuß hoch; sie müßte 94 Stockwerke erhalten und würde, nach Wilson's Berechnung, 5,167,104 Särge aufnehmen können; da man nun die jährliche Sterblichkeit in London auf 27,000 anschlägt, so würde die Pyramide erst binnen zwei Jahrhunderten von unten bis oben voll; zum Begräbniß der genannten Zahl von Leichen würden 1000 Morgen Bodens kaum hinreichen, während die Basis der Pyramide blos 18 Morgen erforderte. Ein Uebelstand wäre jedoch bei der Errichtung dieses Riesenmonuments (das übrigens blos 2,500,000 Pfund Sterling kosten würde!) zu bedenken, daß nämlich die untern Räume derselben zu Kenotaphien für hohe Personen bestimmt würden, und also die armen Schelme dagegen in die Höhe kämen, was doch offenbar einen Umsturz aller socialen Verhältnisse herbeiführen müßte. — Bellerophon, herbei, gegen die Chimära!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 52. 1835.

205

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 2. März.

Des Königes Rosenhag.

Romantische Bilder aus Österreich's Geschichte

von

Eduard Duller.

(Schluß.)

Sie setzten die Schenkel und Sporen ein; — die Reih' ist durchbrochen; — fort, auf und davon im luft'gen Galopp! Ihnen nach wie eine Meute jagt der Feinde ganzer Troß. Jetzt ist der Hohlweg gewonnen. Rettung und Sieg! bald bei Freunden.

Da schießt aus dem Hohlweg, wie ein Gießbach im Mai, zahllos Volk ihnen entgegen, das sind die des Burggrafen von Nürnberg, ihnen voran einer, der ein Kuhmaul im Wappen trägt. Feinde vorn, hinten der Feinde Schwarm! Vier Männer gegen die Hunderte! Dem stolzen Renner, der Friedrich trägt, starren die Beine von Pfeilen. Der Wurmbrand fällt nieder, des König's Roß schwankt, er selbst sinkt, in treuen Armen empfängt, hält, schützt ihn Trautmannsdorf. Der Marschalk will noch Bahn brechen. Umsonst! den Wurmbrand wollen sie fangen. Umsonst! — „Ergebt Euch, gnädiger Herr," ruft der mit dem Kuhmaul im Schild. —

Da weicht dem König Hoffnung und Muth. „Gott will's," spricht er matt, mit beiden Händen das Antlitz verhüllend, „nehmt mich hin!" — Als der König sich also aufgegeben, warfen auch der Trautmannsdorf und der Marschalk ihre Schwerter hin, rufend: „Mit Euch in Ehr' und Sieg, mit Euch in Schmach und Tod!" —

Aber der Wurmbrand ließ noch immer nicht ab, wie ihm die Burggrafschen auch zusprachen: er sollte sich ergeben. Da trat Herr Albrecht Rindsmaul zu ihm, grüßte ihn in hohen Ehren, und sprach: „Ich kenn' Euch und Ihr seid auch allweg's gut zu kennen, denn also wehrt sich kein Anderer, als Herr Heilwig von Wurmbrand; hört auf, denn dies Zeugniß mögen Euch von Freund und Feind mehr als Hunderte geben, daß Ihr am heutigen Tag genug gethan." — Herr Heilwig von Wurmbrand ließ auf diese Rede sein Schwert sinken, sah mit stolzem Blick auf Rindsmaul und sprach, Athem schöpfend: „Genug gethan?! Ja wohl! Ich mein's!" —

Die vier Männer schritten langsam mit dem Sieger über das Schlachtfeld; Fang-Wiesen hat man es seitdem genannt. Sie kamen an der Stelle vorbei, wo die Trautmannsdorfer lagen. Da blieb der König stehen und sah mit ernsten Blicken auf den Leichenhügel. Lange sprach er kein Wort, Hector murmelte leise vor sich hin: „Schlaft wohl, ihr Ritter von der Rose! Der Mensch denkt, Gott lenkt! eben ich muß von euch Allen übrig bleiben?! — Und auch du, du mit dem Silberbart, du, dem ich mein Testament bestellte? Ich hätt' mir's nicht gedacht! Schlaft wohl, schlaft wohl meine Brüder!" — Dem König trat eine Thräne in's Auge. „Da liegt nun," sprach er wehmüthig, „mein ganzer Rosenhag! Was bleibt mir noch, wenn mir selbst diese Blümlein verwelkten?" — „Noch ein Röslein, mein König," erwiederte Hector schmerzlich lächelnd, — „ein Röslein, frisch geröthet von meinem Herzblut, roth wird's bleiben, ganz roth, bis an mein Ende." —

Sie gingen schweigend weiter. Da lagen auf den Fang-Wiesen die stolzen Pfauenfedern geknickt ringsum, da lag mancher Mutter Sohn, der die Mutter nicht wieder küßte, mancher Bräutigam, der keine andre Hoffnung, als die auf Gram, zum Vermächtniß hinterließ. —

Als die vier Männer vor Ludwig den Baier geführt wurden, trat dieser seinem Vetter Friedrich freundlich und leutselig mit den Worten entgegen: „Ich freue mich, Vetter, Euch hier zu sehen" — Friedrich erwiederte kein Wort, der Wurmbrand aber sprach: „Ich nicht!" dann setzte er sich stumm und trotzig auf die Erde, nahm seinen Schild und schrieb mit dem Blut seiner Wunden die Antwort darauf, die er dem Rindsmaul gegeben: „Ich mein's!" Das sollte fortan sein Schildspruch sein, und er ward's und blieb's bis auf diesen Tag. —

Am andern Tage befand sich Friedrich nach dem Gebote des Siegers auf dem Schlosse Dornberg, und bei ihm waren der Marschalk, der Wurmbrand und Herr Hector von Trautmannsdorf. Nicht lange stand es an, so trat König Ludwig in des gefangnen Feindes Gemach und kündigte ihm an, daß er nach dem Schlosse Trausnitz in engen Gewahrsam gebracht werden sollte, die drei Andern möchten auf ihr ritterlich Wort wohl entlassen werden.

Da sank Herr Hector von Trautmannsdorf Ludwig dem Baier zu Füßen und rief: „O sprecht nicht also, und wenn ihr auf Erden und im Himmel auf Etwas hoffet, so höret meine Bitte, und lasset mich mit meinem königlichen Herrn die Haft theilen."

„Wie?" sprach Friedrich, „Hector, das soll Euer Ernst nicht sein. Achtet Ihr es für so gering, Freiheit mit jedem Athemzuge zu trinken? Nein, nein, Ihr dürft mein Loos nicht theilen; ach bitter ist's, gefangen sein! Freiheit allein ist Leben! wollt ihr Euch bei lebendigem Leibe begraben lassen? Ihr dürft nicht, dürft nicht!"

Darauf Hector: „Sprecht nicht also, mein gnädiger Herr! — Ach, Ihr wißt nicht, — — doch sollt Ihr's noch erfahren. Nicht jetzt erst, schon längst bin ich gefangen, — bin ja an Euch gekettet, mit Banden, die kein Fürst löset, der Tod selber nicht. Ach stoßt mich nicht von Euch, Herr, ich habe ja Niemand mehr auf Erden, dem ich angehöre, als eben Euch, dem ich angehören muß. — Herr, seht, das ist uns beiden durch die Sterne bestimmt! Lasset uns, da uns alles Irdische verläßt, an den Sternen festhalten, unter einem Sterne wenigstens zusammen sterben."

Am andern Tage folgte er seinem Herrn auf die Trausnitz.

3.

Drei Jahre hatte Friedrich der Schöne auf dem Schlosse Trausnitz in Haft gelegen, Hector von Trautmannsdorf war bei ihm geblieben, als treuer Freund und Genosse, bis im Jahre 1325 König Ludwig der Baier Beiden die Freiheit wiedergab, und, gerührt von des Östreichers Treue, den lange befehdeten Gegner zum Mitherrscher annahm. Als Friedrich in Hectors Geleit nach jener Frist wieder nach Wien gekommen war, erkannten sich die liebenden Gatten kaum wieder. Von Friedrichs sonst weit gepriesener Schönheit war kaum mehr eine Spur zu finden. Isabella von Arragon hatte sich um den geliebten Gatten halb blind geweint; Gram ist ein Meuchelmörder. Wenige Jahre nach dem Wiedersehn erlosch der holde Stern von Arragon; Thränen hatten ihn erbleichen gemacht.

Mit feierlichem Prunk wurde Isabellas irdische Hülle in der Herzogs-Gruft beigesetzt. Friedrich lag mit dem Tod im Herzen auf dem Siechbette. Die Augustiner Mönche sangen in der Kirche das Tedeum. In der Gruft unten stand der offne Sarg, worin die bleiche Königin lag wie eine Lilie. An der Pforte hielten des Herzog's Trabanten die Todtenwacht.

Hector von Trautmannsdorf schritt die Stufen hinab, die Trabanten ließen den getreuen Liebling des Herzog frei und ungehindert an den Sarg treten. An den Stufen des Trauergerüstes sank er auf die Kniee. Er nahm die welke Rose, die er in der Ampfinger Schlacht für den Gatten dieser Todten mit seinem Herzblut in Purpur gebadet, von der Brust, von der er sie nie gelassen hatte, und legt[illegible] der bleichen Königin auf's Herz.

„Rose und Lilie sind nun vereint," sprach er leise, „das ist der Rest des ganzen Rosenhages. Engel der Treue, gedenke mein!"

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortsetzung.)

Mit einiger Bruderliebe suchen sie die Gottlosen auf den rechten Weg zu ziehen, durch alle Mittel sie zum Himmel zu führen, und diese erhabene Opferung nennen dann die Spötter: Bekehrungswuth und Fanatismus, und werfen den Gläubigen vor, durch ihre Bestechungen Heuchelei und Falschheit aller Art zu befördern, durch ihren Einfluß Unwürdigen zu Stellen zu helfen, durch ihre innige Gläubigkeit die schönsten Keime junger Seelen zu ersticken, diesen die Heiterkeit und Freudigkeit des Lebens zu rauben, ja oft ihr Lebensglück so zu zerstören, daß Selbstmord oder Wahnsinn die letzten Folgen sind!

Es ist wichtig für die Zeit, daß namentlich viele Gutsbesitzer zu diesen frommen Gemeinden gehören, die oft gegen den Wißen des Predigers ihre Bauern bekehren, mit ihnen Betstunden halten, taufen und einsegnen und das Abendmahl reichen. Solche Verfahren haben zuweilen schon Prozesse hervorgebracht, allein größtentheils sind sie ohne Folgen geblieben, da die Gutsbesitzer sich zu entschuldigen wußten, und kein Gesetz besteht, welches das Ohhalten eines Liebesmahls im eigenen Hause verwehrte. Größtentheils jedoch ist der Prediger völlig damit einverstanden, und dann ist Alles in der Ordnung. Jeder Bauer ist ein Bruder im

Herren; er wird geküßt beim Eingang und Abschied, und das ist ein gewaltiger Sporn der Ehre! Der arme Teufel gibt dem Herrn Pfarrer statt drei Bratwürsten sechs, und gehorsamt dem Edelmann, wie er immer kann. — Die schöne Idee, die Menschheit durch Liebe zu verbinden und die bösen Träume, welche einst die französische Revolution hervorbrachten, zu verbannen und auf ewig unschädlich zu machen, leuchtet überall aus diesen Bemühungen hervor. Ein großer Theil der Herren, welche bei einer solchen Umwälzung zu verlieren haben, hat sich daher, wohl oder übel, dem religiösen Liebessystem angeschlossen, um für's Erste Alles auf dem status quo zu erhalten und nach und nach weise und zeitgemäße Fortschritte zu machen, die eine übelwollende Parthei gar zu gern Rückschritte nennen möchte. Diese Parthei des flachen Kosmopolitismus, wie der Herr Bischof Euler erst neulich in seiner schönen Rede am Ordensfeste sagte, ist es auch, die auf alle Weise jene würdigen Bestrebungen verläumdet; bald sollen die ehrwürdigen Herren arge Heuchler sein, die jeden Armen von ihrer Thür weisen; bald sollen sie ihre Familien unwürdig behandeln, ihre Dienstleute hungern lassen, oder gar Geld auf Pfand und hohe Zinsen leihen. Solches zu widerlegen fallt uns zwar nicht ein; allein, wäre es auch, so könnte man sagen, sie weisen Bettler ab aus staatsökonomischen Rücksichten und wegen der Gesetze, sie behandelten ihre Familien unwürdig, weil Jesus so behandelt wurde, sie ließen ihre Dienstleute hungern, weil Leiden zur Besserung führen, sie liehen Geld auf hohe Zinsen und Pfand, um ihre Freunde und Mitbrüder von Verschwendung abzuhalten, und so wä- [illegible] Mühe hat diese albernen Beschuldigungen zurückgewiesen.

Doch, ich will Sie nicht mit solchen Dingen allzu lange ermüden, obgleich noch viel darüber zu sagen wäre, nur eine Anekdote fällt mir ein, die, obgleich gewiß erfunden, doch vielfach geglaubt worden ist. Ein sehr vornehmer Herr miethet einen neuen Bedienten, beide sind einig, bis der Herr sagt, er habe nur noch diese Bedingung, daß jener den täglichen Betstunden in seinem Hause beiwohnen müsse; da wird Johann wüthend und erklärt rund heraus, er wolle nicht, er hätte das bei seiner vorigen Herrschaft kennen gelernt und satt bekommen. Man parlamentirt hin und her, vergebens erschöpfen sich Herr und Frau in gottseligen Reden; endlich sagt der Kerl: „Nun gut, wissen Sie was, Excellenz? geben Sie mir monatlich vier Thaler mehr, dann will ich es thun.“ Und die Excellenz zieht mit feuchten, erhobenen Augen die Börse und stammelt: „Herr Gott Zebaoth, ich danke dir, wiederum eine Seele gewonnen!“ —

Solche Sachen werden zu tausenden erzählt, doch was sagt nicht die arge Welt, wie sehr verläumdet sie nicht grade das Beste und Höchste! Zum Schluß dieses Kapitels hören Sie noch ein Paar Worte über die jüngsten Vorfälle in Schlesien, welche eng mit dem Gesagten zusammenhängen. — In dieser Provinz vorzüglich haben sich Pietisten ausgebreitet, und mit heiligem Eifer vertheidigen sie ihren reinen Glauben gegen jede Vermischung des neuen Evangeliums. Sie haben daher auch vor der neuen Kirchenagende einen tiefen Abscheu, weil sie diese als ein Verbindungsmittel mit der reformirten Kirche betrachten, und weigerten sich auf's Äußerste, trotz aller Befehle des Consistoriums und der Regierung, die Agende einzuführen. Die Regierung aber verstand keinen Spaß, ließ die widerspenstigen Pfarrer, nachdem Ermahnungen fruchtlos blieben, durch Polizei und Gensdarmen festnehmen und nach Breslau in Verwahrung bringen, während zu gleicher Zeit andere Prediger ernannt wurden, die mit der neuen Agende in der Hand die Sitze ihrer Vorgänger einnahmen. — Dies war das Signal zur Revolte. Die Bauern, angereizt durch mehre hohe Gläubige, worunter man besonders eine Gräfin Königsmark nennt, nagelten die Kirchthüren zu und verweigerten den neuen Pastoren so den Eingang, ja sie gingen so weit, ihnen einen sehr schnellen Rückzug zu bereiten, ohne zu bedenken, daß die Regierung Mittel besitze, diesen auf sie selbst zurückzuwerfen. In Breslau nahm man den ganzen Verlauf militärisch, wie er genommen werden mußte, als ein Verbrechen gegen die Disciplin und den kirchlich militärischen Gehorsam; es wurde Generalmarsch geschlagen und eine kleine unschuldige Dragonade angeordnet. Ein Paar hundert Kürassiere und Husaren, gefolgt von einiger Infanterie und Artillerie, machten der ganzen Geschichte ein schnelles Ende. Die Bauern wurden mit flachen Hieben aus einander gejagt, die jedoch einige hart getroffen haben sollen, und die Truppen zogen triumphirend ein, hieben das Kirchthor auf, ließen den neuen Pfarrer mit der neuen Agende Gottesdienst halten, und bildeten dabei die fromme Gemeinde. Zur gerechten Strafe der Aufrührer wurden diesen nun die Soldaten in die Häuser gelegt, wo sie als Execution so lange liegen bleiben sollten, bis die Widerspenstigen die Agende freiwillig angenommen und den Pfarrer anerkannt hatten; jedoch ist, wie man hört, von Berlin ein Befehl gekommen, der die Executionstruppen nach Breslau zurückschickt, dagegen aber eine Special-Commission niedersetzt, um die Sache auf's strengste zu untersuchen. Auf höchst wunderliche Weise hat man sich hier herausgenommen, das Verfahren der Regierung in Breslau auf die bitterste Weise zu beleuchten, hat von Aufhebung der Gewissensfreiheit, von militärischem Druck und in allem Ernst von Dragonaden und Glaubensverfolgungen gesprochen, und eine ziemlich allgemeine Entrüstung gezeigt, die unbegreiflicher Weise selbst einige sehr hohe Personen getheilt haben sollen; allein wie man hört, wird die Regierung nicht allein auf der unbedingten Annahme der Agende überall bestehen, sondern auch ein unbedingtes Interdikt über die Sektirer aussprechen, wenn nicht, wie man sehnsüchtig hofft, der Himmel seinen Erwählten wiederum Hülfe und Fürsprache sendet.

Friedrich der Große wollte einmal ein neues Gesangbuch einführen, da entstand in Schlesien heftiger Widerspruch und die Bauern rotteten sich drohend zusammen und wollten sich das alte Porstensche, aus welchem ihre Großväter und Väter gebetet hatten und selig geworden waren, nicht entreißen lassen. Unbesonnene Rathgeber suchten damals den weisen König zu bestimmen, jene Aufrührer mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen, allein er erwiederte lachend: Wenn sie's nicht annehmen wollen, so mögen sie's bleiben lassen, und selig werden, wie sie Lust haben. — An die Stelle des berühmten Schleiermacher ist der Professor Twesten aus Kiel getreten, der aber auch glücklicherweise nicht die Bahn seines Vorgängers verfolgt —, obschon Schleiermacher, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, sich nach und nach bekehrt hatte, und zum Glauben und reiner Offenbarung gekommen war. — Twesten war früher ein Schüler Schleiermachers, trennte sich aber bald von dessen Ansichten, und ist in Kiel durch den Umgang und die Lehre Klaus Harms's zu einem feurigen Glaubensmann herangewachsen, nur hat er nicht Harms's berühmte Rednergabe erlangen können. Einige Schüler Schleiermachers, die hiesige Prediger sind, bewahren übrigens die Lehren ihres Meisters, dessen Geist und hohe Gaben sie nur nicht besitzen, ganz allein als Anhänger Hegels und im Geiste von dessen Philosophie

steht der Prediger und Professor Marheineke, als der Einzige, welcher Philosophie und Theologie in Einklang zu bringen und zu versöhnen sucht. Er ist wahrscheinlich jetzt der Gelehrteste unter allen Theologen Berlins, hätte er aber davon etwas weniger und Rednertalent mehr, so würden seine Lehren vielleicht bessern Eingang finden.

(Fortsetzung folgt)

Musik in Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Revue des Monats Januar.

Den 1sten. Der Besuch im Irrenhause, Operette in 1 Act von Rosenhain. Zum erstenmale wiederholt. Die Manie, Neues zu erfinden, hat sogar fingirten Wahnsinn zur Intrigue einer Theaterhandlung gemacht. Ein Herr Rhode hat sich an dem Scrib'schen Lustspiel: Visite à Bedlam, versündigt und es zu einem Operettentext bearbeitet! Ein so unwürdiger als gefährlicher Stoff für ein junges Talent, das zum erstenmale seine dramatischen Schwingen versucht. Der Dichter ist schuldlos an dem geglückten Versuch. Abgesehen von der etwas großartigen Haltung für den Operettenstyl, die sich namentlich in Ouverture und einigen Nummern beurkundet, spricht sich ein kräftiger Geist, ein reges und gefühltes Leben aus. Die Melodieen sind angenehm, fließend, ohne süßlich zu sein, und dabei consequent gehalten. Die Stimmführung der Harmonie ist geregelt, der Satz rein. Der Sänger beherrscht das Orchester, wie er soll. Wenn der junge Componist sich selbst treu bleibt, d. h. sein ihm eigenthümliches Genre nicht fremden Formen und Manieren, oder gar den Mode-Ansprüchen der Zeit opfert; wenn er lieber Original als Nachäffer zu bleiben strebt; wenn ihm Phantasie und Wissen gleich werth bleiben, dann dürfen wir ihm, wie uns gratuliren.

Der Operette ging Mendelsohn's Sommernachtstraum-Ouverture vor. Eine träumerische Intrada in's neue Bühnen-Jahr.

Den 4ten. Fra Diavolo.

Den 7ten. Norma. Wir finden unser Urtheil in Nr. 17 nur bestätigter.

Den 9ten. Ein Extra-Museum zur Todtenfeier des verstorbenen Pfarrers und Consistorialrathes Kirchner: Das Adagio der Sinf. eroica und Mozart's Requiem.

Den 11ten. Gustav, oder der Maskenball, von Auber, Oper in 5 Acten. — Wenn dieser der Act nicht wär', — das Bühnenschiff, es bliebe leer.

Den 13ten. Abendunterhaltung des Herrn und der Mad. Krähmer aus Wien. Trotz des Künstlers trefflichen Oboespieles, und seines neu erfundenen Csakan — einer Art Terzflöte oder cultivirten Flageolets — trotz seiner Gattin Virtuosität auf Clarinette und Geige, trotz der 50 Empfehlungsbriefe und der Mitwirkung unserer Fischer-Achten — — leer! —

Den 14ten. Camilla. Zum Besten der Wittwe des kürzlich verstorbenen Orchester-Mitgliedes, des Oboisten Schmitt. Eine ausgezeichnete Camilla, voll des hohen edlen Ausdrucks in Leid und mütterlicher Wonne, ist Mad. Fischer-Achten. Herrn Marrder's Geist faßt besser die Tiefe würdevollen, schmerzlichen Ernstes, als sein Organ die Tiefe der Partie (Herzog.)

Den 16ten. Museum. Zum erstenmale Mendelsohn's Ouverture (Fingalshöhle.) Ein Duett aus Haydn's Schöpfung. Fagott-Variationen, und Beethovens Schlacht bei Vittoria.

Den 17ten. Barbier von Sevilla. Dem. Kratky vom ständischen Theater zu Prag gab die Rosine. Dem. K., mehr Mezzo-Sopran als Alt, ist eine ganz gute Acquisition für unsere Oper. Sie gefiel.

Den 18ten. Richard Löwenherz von Gretry (statt Norma.)

Den 19ten. Das Orchester im Verein mit dem hiesigen Liederkranze: Concert zum Besten der Wittwe des ebenfalls kürzlich verstorbenen Orchester-Mitgliedes, des Clarinettisten Brettschneider. Das heißt wahrhaft streiten — certare — wenn die verschiedenartigsten Kräfte sich durchkreuzen, bald sich sympathetisch begegnen, bald feindlich wieder abstoßen; wo kein Eindruck Wurzel fassen kann in der übertäubten Seele; wo das erschütterte Nervensystem dem Gemüthe seinen Tribut versagt. Zu viel! Wir hörten: Ouverturen von Mendelsohn und Rossini; eine Sopran-Arie von Beethoven; das 1ste Finale aus Armand; Aloys Schmitt's neuestes Clavier-Concert (es dur), von dem Meister selbst vorgetragen; Declamationen; ein Clarinett-Concert und 6 Männerchöre, worunter „Rule Britannia" den Schluß machte. — Neugieriges Mitleid überfüllte den großen Saal des Weidenbusches.

Den 21sten. Norma.

Den 24sten. Besuch im Irrenhause.

Den 25sten. Robert der Teufel. Dieser Goliath unter den Opern dürfte endlich doch den Wendepunkt des heutigen Bühnen-Unsinns bilden. Oder bleibt da noch etwas zu thun übrig, wo alle Leidenschaften, wo Tugenden und Sünden, wo Himmel und Hölle zu einem Klumpen geballt sind, und Musik zum Kitt herabgewürdigt ist, das Alles zu vereinigen? Aber Europa schüttelt seine Millionen Köpfe, zuckt seine Billionen Achseln, und lächelt dennoch beifällig unter den Geißelhieben des Despotismus. Seit Doblers Entfernung singt Herr Fischer den Bertram mit verdientem Beifall. Dieser junge Sänger besitzt Vorzüge, die ihn für die vacante Stelle tüchtig machen: geistig tiefe Auffassung seiner Parthieen, kräftiges Organ, fessellose Bravour, ein edles Aeußere und, bei gediegenen Kenntnissen der Musik, ein unverkennbares Streben nach „vorwärts!"

Den 26sten. Concert des Herrn Franz Stoll, Musikdirector in Wien und Schüler Giuliani's. Dieses ausgezeichneten Guitarristen Gattin, einige Monate als Sängerin bei hiesiger Oper engagirt, sang heute in einer Mozart'schen Arie ihr Schwanenlied. Wir hörten ferner Catels Ouverture aus Semiramis, und aus Cherubini's Faniska: ein Guitarre-Concert, von Giuliani, und Variationen mit Gesang, Guitarre, Piano und Violin, von Moscheles, Mayseder und Giuliani in Compagnie zusammengesetzt; Lieder von Schubert und Gollmick, und Beethovens Quintett (es dur.) Nur passable besetzt.

Den 27sten. Tancred. Dem. Kratky die Titelrolle.

Den 29sten. Der Bauer als Millionär. Liederspiel. Man lacht, amüsirt sich, applaudirt, geht nach Hause und — schimpft!

Den 30sten. Museum. Die Mozart'sche C. Sinfonie mit der großen Fuge, und Beethovens Ouverture aus Fidelio; zwei Arien von Mozart und Rossini; Violin-Variationen von Spohr, executirt von einem Novizen des hiesigen Orchesters und Schüler des Componisten! Mein Gott! Wenn die alle mit Recht den Namen: Schüler — in der wahren Bedeutung des Wortes — verdienen, die bei einem großen Meister einigen Unterricht genossen, so wäre der Parnassus jetzt nicht so entvölkert!

Den 31sten. Freischütz. Dem. Kratky: Aennchen. — Es gibt Opern, welchen die Zeit ein Recht gegeben zu haben scheint, blos ihre 150 Abendminuten auszufüllen, und so lange bemitleidet zu werden, bis irgend ein neuer Impuls, irgend eine moralische Aufwallung die erstarrten Glieder wieder belebt. Du ehrlicher alter Steinadler, mit deinem lahmen Flügel, du Jammerbild gefallner Größe; ewig zerstückt, ewig geflickt, und nie ein Ganzes! — T.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

*** Wer Frankfurt's Pflaster zu theuer findet, der siedle sich in New-Orleans an. Die Zimmermiethe kostet dort für einen Monat blos 90 Francs; der Lohn für ein Dienstmädchen (und noch dazu für eine Negerin, deren Race bekanntlich doch eigentlich schlechter und billiger ist!) beträgt nicht mehr als 100 Fr. für den Monat; natürlich muß man sie dafür aber auch in Kost und Logis frei halten. Für Besorgung einer Commission verlangt der Eckensteher nur 25 Sous. Uebrigens gibt es in New-Orleans keine Spur von einer Polizei, und man genießt daselbst die vollkommenste Freiheit, mit Degenstöcken, Dolchen und Pistolen auszugehen, sich in 24 Stunden 12mal zu duelliren, und nach Belieben auch todtschlagen zu lassen. — Auf, in's Eldorado!

*** Die nouvelle revue germanique bereichert unsre Literatur mit einem Dichter: dem Grafen Ausberg in Oestreich, und unser theatralisches Firmament mit dem Stern: Seidlitz. Ein Schalk will behaupten, Xavier Marmier, der Deutschland doch in- und auswendig kenne, wolle uns Deutschen beweisen, daß der Verfasser der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" wirklich nicht Auersberg sei und Grebelmann eigentlich nicht: Grebelmann, sondern eben: Seidlitz heiße.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 53. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 3. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

Eine Erzählung.

Auf der Seite von Posilippo bei Neapel erblickt man noch jetzt dicht am Meeresufer, von den herandringenden Wellen bespült, die Überbleibsel eines alterthümlichen Palastes, den Johanna die Erste erbaute, und die zweite Königin dieses Namens oft und gern bewohnte. Wo jetzt die tiefste Stille nur von dem Brausen des Wassers, das in den weitläuftigen Ruinen den Wiederhall erweckt, und von dem langsamen Herabrollen einzelner, verwitterter Steine, oder von dem leisen Tritt des träumerischen Wanderers unterbrochen wird, da drängten sich einst dichte Menschenmassen, da lachten und schäckerten die jungen, fröhlichen Mädchen Calabriens, und selbst die Matronen vergaßen Tadel und Ermahnung. Seit mehre Tagen hatten Wettrennen und Preisvertheilungen, Lustfahrten und Maskenzüge die Feier des Tages verherrlicht, an dem Johanna vor 30 Jahren als die Erbin des kinderlosen Bruders den Thron bestiegen hatte. An dem heutigen Abend, mit dem das Fest schließen sollte, wollte Jeder den Becher der Lust noch ganz leeren, und aus der Ferne waren neue Ankömmlinge herbeigeeilt, die mancherlei Ursachen bis dahin zurückgehalten. Man konnte sie leicht von den frühern Gästen an der frischen Neugier, der staunenden Bewunderung, der unermüdlichen Beweglichkeit unterscheiden, während die Zuerstgekommenen sich halb überlebt hatten, einigen Überdruß empfanden, und schon hie und da dem Tadel über aufgewärmte Lustbarkeiten Raum gaben.

Unter den Gruppen, die, in Erwartung eines neuen Maskenzuges, in den herrlich erleuchteten Baumgängen wandelten, und mit starkerregtem Appetit die dargebotenen Erfrischungen genossen, zeichnete sich ein ältlicher Herr in auffallend buntschillerndem Gewande aus. Er trug eine ungeheuer lange, vergoldete Kette um den langen, magern Hals und schien gar bang das Kleinod in solch gemischter Umgebung zu behüten, trat langsam und gemessen daher, blickte jedem Begegnenden scharf in's Gesicht und gab sich alle erdenkliche Mühe, seiner ehrlichen Schafsphysiognomie den Ausdruck hoher Bedeutsamkeit aufzuprägen. Am rechten Arm führte er ein hochgewachsenes, vollblühendes Mädchen, das mit keckem Lächeln umherschaute und mit scharfem Zünglein sein Urtheil über jeglichen Gegenstand aussprach; auf seinen linken Arm lehnte sich ein zartes Wesen in nonnenähnlicher Tracht, das schöne Haupt gesenkt und die dunkelblauen Augen zu Boden geheftet, einen Zug tiefer Wehmuth um die Rosenlippen, so, daß der Ernst des holden Antlitzes und die unter dem Schleier hervorquellenden goldnen Locken fast keine Italienerin vermuthen ließen. „Ich weiß nicht, Herr Oheim" — sagte die Große — „ob ich wie gewöhnlich mit Euch streiten, oder mich bedanken soll; denn was bekommen wir am Ende, als die Hefen des Festes?! Ihr wartetet und bezeigtet Euch wie immer klüger als Eure Nachbarn, weiser als der Bischof. Während alle aufbrachen und uns einladen, mitzureisen, blieben wir zu Hause, bis es Euch endlich beliebte, uns den Abhub der Tafel zu vergönnen." „Ich hatte Briefe, — sichere Nachrichten vom Hofe," — entgegnete der Alte, — „meine Zeit ist kostbar; ich konnte, ich durfte nicht mehrere Tage

wartend vergeuden, und meine Freunde, die sonst so trefflich unterrichtet sind, die geheimsten Dinge ergründen und — — —" „Wer denn?" fiel die Nichte ein, — „etwa der Schneider in Neapel? Oder der Schuster von Torre del Greco? Oder — —" „Schweig Lukretia!" rief der Signor erbittert — „die unbesonnener Plaudertasche, chi parla, semina, chi tace, raccoglie — die werde ich gewiß meine geheimen Verbindungen mit bedeutenden Personen nicht verrathen. Freilich fügt der gute, wißbegierige Mann: unser Schneidermeister, zuweilen seiner Rechnung Neuigkeiten aus der Hauptstadt bei, und der wahre Staatsmann verachtet keine Quelle, er sondert nur mit Feinheit das Wichtige von dem Nichtswerthen, schließt aus einem aufgefangenen Wort, folgert aus einer unbewachten Geberde, und kömmt zu erstaunenswerthen Entdeckungen." „Signor Pankrazio," versetzte Lukretia, — „Ihr haltet mich für albern und leichtsinnig, doch könnte ich Euch vielleicht den besten Rath in der ganzen Christenheit ertheilen. Laßt Euch nicht zum Werkzeug brauchen, verbrennt Euch nicht die Hände an den heißen Kastanien, die Andere verspeisen wollen. Die Leute, welche Eure einsam gelegene Burg zu ihren Zusammenkünften benützen, die Euch schmeicheln und schwerlich nur die Hälfte ihrer Plane Euch entdecken, sie ziehen Euch vielleicht in den Abgrund, und flüchten, wenn das Ding schief geht, über die Gränze." „Bekümmere dich um deine Bänder, Blumen und Liebhaber" — erwiederte Signor Pankrazio, — „nicht mehr von Dingen, welche dein schwacher Kopf nicht beurtheilen kann." „Wie es Euch gefällt," — antwortete Lukretia trotzig, — „Ich denke weder in Reggio, noch in Eurer alten Burg mein Leben zu verträumen, und so kann ich mir wohl diesmal den Verlust der Festlichkeiten gefallen lassen; aber daß ich nun vielleicht den Grafen Carracioli nicht sehe, das verzeihe ich Euch nimmermehr." „Was faselt die Gans?" brummte Signor Pankrazio, — „was kümmert dich der Graf?" „Sagen nicht alle Menschen" —, rief Lukretia —, „er sei der schönste Mann im Königreich? Hold, freundlich, ein Ritter ohne Gleichen, den die Königin sogar zum Seneschal erhoben hat und — —" „Still, still," — flüsterte der Alte —, „trotz meiner Ermahnungen stehst du noch auf der niedrigsten Stufe der Politik; man muß die Namen der Großen nicht im Munde führen." „Ei ja doch" —, versetzte Lukretia, — „warum nicht? Er soll sogar mit unserer kleinen Muhme hier weitläuftig verwandt sein; wäre ich an deiner Stelle, Livia, ich würde ihn aufsuchen." „Eben weil er hoch gestiegen ist" —, entgegnete die Aufgerufene mit leiser, süßer Stimme, — „eben darum wollen wir uns nicht an ihn drängen, der uns nie gekannt, denn — Ah!" unterbrach sie sich mit einiger Bewegung und blieb stehen — „was glänzt da am Boden?" Sie neigte sich schnell und zeigte dann den Gefährten einen Brillantring von seltener Schönheit. (Forts. folgt.)

Der Derfflinger.

(Ein Soldatenlied.)

Der Derfflinger war ein Schneidergesell,
Doch nimmer ließ es ihn ruh'n.
Er dacht' an Andres als Nadel und Ell;
„Was aber, was soll ich thun?" —

Da kam er bei'm Wandern die kreuz und quer,
Zum Fährmann bei Tangermünd;
Hinüber wollt' er, sein Beutel war leer.
„Lump zahle, sonst pack' dich geschwind!" —

„Ihr nehmt ja dort die Kerle mit,
Die klimpern mit Fahrgeld Euch nicht!" —
„Das sind auch so windige Schneider nit,
Sind Kriegsleut', Respekt du Wicht!" —

Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er stehn,
Und fluchte grimmig für sich:
„Ihr Schufte, das soll mir nicht zweimal geschehn,
Ich zeig's, was sich schicke für mich!" —

Da ward er ein rascher Reitersmann,
Zum Teufel schmiß er die Ell',
Packt statt der Ell' einen Degen an,
Den schwang er gewichtig und schnell.

D'rauf hat er bald ein Regiment commandirt,
Zuletzt ward er Feldmarschall;
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie respektirten ihn all!

Ein Gott den Soldaten, ein Teufel im Streit,
Wie maß er der Schwedischen Heer
Bei Fehrbellin die Läng' und die Breit;
Die eiserne Elle war schwer! —

Drum sag' ich: „keiner steh' still in der Welt.
Wen's antreibt, nur vorwärts schnell!
Wer ein Held kann werden, der werd' ein Held,
Und wär's auch ein Schneidergesell.

Friedrich von Sallet.

Aus Berlin.

(1836.)

(Fortsetzung.)

„Das hiesige Bürgerthum ist eine echte Bourgeoisie, Pfahl- und Spießbürgerschaft, mit allen Lächerlichkeiten und Schwachheiten derselben behaftet!" — Dies würde Ihnen der ganze Haufe der jungen Schwindelköpfe zuschreien, die gar zu gern es wünschten, daß die Fieber des westlichen Europas auch unsere stille Häuslichkeit und Ruhe zerstören. — „Seht sie doch an, diese feisten Spießbürger," sagen diese unruhige Gesellen, „wie sie für nichts Sinn haben als für ihre Geldsäcke und Mägen, wie ihnen jedes Höhere verschlossen ist, wie sie nichts für ihre duldenden Mitbürger empfinden, nichts denken und wollen, als sich, wie sie keine Ahndung besitzen, daß sie selbst den Staat bilden, daß sie Bürger desselben und der Welt sind, daß sie Rechte und Pflichten daran haben; seht sie nur an, wie ihnen Alles

gleichgültig ist, und keine Herabwürdigung, keine Demüthigung sie erröthen macht, wie nichts sie aufbringen kann, man müßte ihnen denn Geld abfordern, wie ihr gemeiner Sinn keine Spur von Gemeinsinn zeigt, wie Freiheit und Recht sie gleichgültig laßt, wie ihre Sclavenseelen vor deren Erwerb zittern ꝛc. ꝛc. ꝛc." So sprechen diese jungen Grünschnabel, und leider ist troß aller weisen Vorsicht ein stetes Zunehmen dieser Denkweise in der neuen Generation unverkennbar. Es ist daher eine merkwürdige Erscheinung, die Einrichtungen in Kirche und Staat dem wild emporquellenden Leben gegenüber zu sehen und den Kampf zu beobachten, in welchen beide sich nach und nach immer tiefer verwickeln, und — interessant, über die Frage nachzudenken, wie und wodurch sich der tiefe Spalt ausfüllen werde, der sich so weit aufgerissen hat.

Wohl uns, daß wenigstens ein Theil der alten Ruhe bei uns sich bewährt, daß unsere Bürger keine Citoyens sind, sondern Leute, welche friedlich sich ihren Geschäften ergeben und nach dem alten Sprichworte: „Schuster bleib' bei deinem Leisten!" das verrichten, wozu sie erzogen sind, und regieren lassen, wen der Himmel dazu erkoren hat. Wahr ist es allerdings: die guten Bürger unserer getreuen Stadt haben eine heilige Scheu vor Allem, was eben nicht in ihrem Berufe liegt; sie leben mit geringen Ausnahmen in allen Abstufungen nur für ihr zeitiges Wohl, d. h. für ihren Magen, um gut zu leben, Pferde und Wagen zu halten ꝛc., ohne sich weiter um die Welt und deren Händel groß zu bekümmern; und es ist ihnen daher unbequem, städtische Ämter zu bekleiden, Stadtrendanten zu sein und dergleichen mehr, denn so Etwas macht Mühe und Ärger und bringt nichts ein; allein ist es denn nicht überall so? nur vielleicht ein [illegible] mehr oder weniger. Die ganze Welt, mit seltenen Ausnahmen, will gut essen, trinken, wohnen und dergleichen, mag man sagen, was man will, Alles strebt nach Geld; wer das aber hat, der hat auch die holden und reizenden Genüsse des Lebens, und das Reich Gottes kommt von selbst. — Die Franzosen sind noch tausendmal ärger, wäre dort der leidige Ehrgeiz nicht, um den Alles geschieht, so möchte es übel aussehn, und dem Himmel sei Dank, daß Ehrgeiz, dieser Hauptquell aller Übel der Welt, unser geringster Fehler ist.

Wir finden noch immer an schuldlosen Freuden den größten Gefallen, und sind die ächten Söhne unserer Väter geblieben. Wie wir schon an der Mutterbrust am liebsten auf Ammenmährchen und Gespenstergeschichten horchen, so pflanzt sich dieser schöne geheimnißvolle Trieb für unser ganzes Leben fort. Nein, niemals hat es ein poetischeres Volk gegeben! Das rauhe Leben der Gegenwart mit seinen Forderungen, seinen wilden Stürmen, seinem Zwang, seinen Leiden und Schicksalen wird von uns als ein unvermeidliches Übel ertragen, und mit Ängstlichkeit vermeidet man nach den Ursachen zu forschen, oder sich zu tief mit ihm einzulassen, weil man dabei das schönste Erbtheil der Väter, den heiligen Wunderglauben, das Sehnen des Herzens, die lieblichen Träume, alle die Seligkeit unserer reichen Phantasie verlieren könnte, die uns Alles hundertfach geben, was wir nicht haben, und mit zauberischen Händen uns an ihre Wundergärten leiten, wo die ewigen Hesperiden reifen. Die unteren Stände und ihr Elend zu malen, die Mittel, welche der Staat dagegen anwendet, das hochstehende Schulwesen Preußens, die Erwerb-, die Sontags-, die Handwerker- und Armenschulen zu schildern — werde ich mir bis nächstens vorbehalten. Die Ausbildung ist ungemein und wir haben daher ausgezeichnet gebildete Straßenjungen und pfiffige Bauern; die Ersten machen ihre Studien in den Armenschulen, der Witz der Andern kommt von den Amtsblättern her! —

Mein Brief würde zu stark werden, wollte ich von unsrer Gelehrten- und Beamten-Welt, unserer Journalistik, Kunst u. s. w. reden; alle diese sollen die Gegenstände meiner nächsten Schreiben sein; eins jedoch, eine Hauptsache jedes gebildeten Berliners bleibt mir noch zu erörtern, und eben weil es eine Hauptsache ist, unterstehe ich mich nicht, sie zu verschieben, ich meine die Theater.

In einer Stadt, wo die Musen und Grazien wohnen, (die Gradziegen, wie die Berliner sagen, und die man täglich unter den Linden sehen kann,) wo man das öffentliche und politische Leben glücklicherweise nicht kennt, muß das Schauspiel nothwendigerweise eine Hauptrolle spielen. Es gab eine Zeit vor dem Jahre 1830, und Niemand hat diese herrlichen Tage pöbelhafter verhunzt, als Börne, wo die Theater Alles waren, wo man keinen andern Gedanken hatte, als Theater und Sonntag; wo alle Gesellschaften ihre wilden Streite über die göttliche Sängerin und über den schändlichen Saphir führten; wo alle die zwanzigtausend Hofräthe Berlins in Bewegung waren, — wo die dreizehn Bühnendichter das Schwert zogen, um die Göttliche zu vertheidigen und den witzigen Bösewicht zu zertreten, wo eine polemische Broschüre die andere verjagte, ein Pamflet das andere drängte und in Persien jetzt um den Thron Abbas Mirzas und Feth Alis keine größere Zwietracht herrschen kann als damals. Meine Brust füllt sich mit tiefem Schmerz, wenn ich jener Wonnen gedenke! Die Nachtigall zog fort und dafür brachte das Ungeheuer der Julirevolution uns plötzlich eine andere Welt. — Fort waren die schönen, süßen Bilder und Eindrücke, ein unbeschreiblicher Wahnsinn erfüllte die Herzen, ein räthselhaftes Entzücken ergriff die unschuldigsten gemüthlichsten Menschen. Das Wunder war geschehen, Deutschland, das poetische träumend-vernünftige Deutschland war närrisch d. h. es war politisch geworden. Ach! was hat es für Mühe und Sorge gekostet, um die thörichten Leute nur einigermaßen vernünftig zu machen, und noch immer will es nicht ganz glücken, jene alte Zeit der Begeisterung für das Schöne ist nicht wiedergekehrt, wenigstens nicht so wiedergekehrt, denn wenn man auch Nante den Eckensteher, die Ochsenmenuete, die Nasenharmonika, den Leierkasten und andere geistreiche deutsche Lustspiele dreißig- und vierzigmal hinter einander gegeben hat, wenn auch das Fest der Handwerker von dem unerschöpflich witzigen Angeli, oder der verwunschene Schneidergeselle von dem größten deutschen Bühnen- und Novellen-Dichter mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, was will das sagen, gegen die Zeit der Sontag? Dieser Frühling des Entzückens kehrt nie zurück!

Ich will nicht ab ovo die Sache verfolgen, um Sie nicht zu langweilen und weitere schwermüthige Erinnerungen bei uns zu wecken, sondern, da ich einmal bei der Königstädter Bühne bin, diese zuerst mit einigen Worten in ihrem jetzigen Zustande betrachten. Der Director dieser Anstalt ist, wie Sie wissen werden, Herr Cerf, ein Bekenner mosaischen Glaubens, ein äußerst geist- und talentvoller Mann, auf dessen Kosten, wie dies jedesmal ausgezeichneten Geistern geschieht, Haß und Neid ihr kleinliches Spiel treiben. Daher entsteht die zahllose Menge schlechter Späße, die man hier Witze nennt, und worin die Berliner in der That eine seltne Stärke besitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Afrikanische Dramen- und Romanenstoffe. Dank dem nimmermüden Heißhunger nach Gräßlichkeiten, mit welchem unsere modernen Romantiker (so in Frankreich, als in Deutschland) alle Motive des Schauders, ja selbst des Ekels, die sie aus unserm mittelalterlichen und phantastisch-modernen europäischen Boden nur ausbeuten konnten, jetzt beinahe völlig consumirt haben! Das ist ein Glück für uns, daß uns dieser Wust aus der Wirklichkeit in die Kunst hinübergemischt wurde, an deren Wahrheit doch niemand glaubt. — Ein Glück aber für die Gräßlichkeits-Candidaten, daß wir ihnen in Afrika eine neue Fundgrube anweisen können, worinnen Stoffe für zahllose Melodramen à la Tour de Nesle, für tropische Quasimodo-Romane aufgehäuft liegen. Welche edle, würdig-tragische oder effektvolle Melodramen-Figur wäre z. B. ein afrikanischer écorcheur. Gebt Acht, wie wollen ihn für eure Zwecke skizziren: Ein Scharfrichter aus dem Stamme der Bambaras von Kaarta! — Er ist in seinem Handwerke fünfzig Jahre alt geworden, — keine Frage, daß er es von Grund aus versteht! Sein Leib — athletisch, fast so breit, als lang, die Muskeln wie Ankertaue hervorstarrend, als wie oben ausgewunden; der Schädel gerade so dick, daß ihr ihn mit dem einer Kröte vergleichen könnt, der Mund breit, zwischen den wulstigen Lippen fletschen abscheuliche Zähne hervor, — die Stirn schmal, die wild-glotzenden Augen so weit hervorgequollen, daß sie mit der Stirne auf Haaresbreite unter derselben Linie stehn. Denkt euch noch zwei Hörner aus diesem Krötenschädel hervorgeknospet, und ihr habt das Portrait eines afrikanischen Teufels. Dabei dürft ihr zwei große, säbelartige Dolche nicht vergessen, die euer zukünftiger Held zu seinen kleinen Unterhaltungen braucht, ditto eine blutrothe Mütze, ditto statt alles sonstigen Costüms einen schmalen wollnen Negerschurz; — jetzt malt ihn weiter aus, à la Walter Scott, Cooper oder Eugène Sue! Neben ihm könnt ihr seinen liebenswürdigen Sohn anbringen, — etwa als afrikanischen Don Juan, ihr müßt nur über dessen allenfallsiger Liebenswürdigkeit seine edle Barbarei nicht vergessen; das ist national, das zieht. — Halt! wieder ein Motiv! Der Ehrenmann ist reich, er macht sein „Haus;“ denn er bezieht seinen Zehenten von armen Sündern; je von zehn erhält er einen zu beliebigem Gebrauch, und er ist menschenfreundlich genug, diesen Zehenten weder zu schlachten noch zu braten, sondern blos zu verkaufen. — Wollt ihr ein andres Motiv? — Man kann euch noch mit ferneren Effektstücken aufwarten. Z. B. benützt folgenden „Sittenzug;“ er liefert euch die schönste Exposition zu einem eurer neuen afrikanischen Romane: die Scene ist der Wahlplatz, wo sich die Bambaras zur morgigen Schlacht gelagert haben. Kriegsgeheul, religiöse Lieder schmettern über die Fläche hin. Feuer schlagen loh empor. Die kampflechzenden Krieger kauern rings drum; sie harren des feierlich-alten Brauchs, sich den Muth zu versichern für die kommende Schlacht. Von den Becken erdröhnt's; da treten, durch einmüthigen Ausspruch anerkannt, die drei Gewaltigsten und Tapfersten des Heeres hervor, in die Mitte, sie opfern sich, wie jener alte Römer, selbst dem Kriegsglück des Vaterlandes. Die Todesweihe wird vollzogen. Man führt sie zum Block. Die Waffen der Brüder blitzen, fahren zischend, mordend in die Leiber der drei Tapfersten. Hoch auf schießt das Blut. Unser Freund, der Scharfrichter, nähert sich den Leichen, schwingt den Säbeldolch und zerlegt ihre Glieder, zwar nicht „wie zum Mahl für Götter,“ aber doch zum Gastmahl. Farren werden geschlachtet; das Fleisch der Brüder mit dem der Farren gemischt. Das Kriegsmahl beginnt. Die Streiter schmausen es und den Heldenmuth der Todten, trinken Todesverachtung aus deren Blut. — Welch ein Stoff für einen Roman! Nein, für ein Drama! Wenn das keine Bühneneffekte giebt, so laßt uns hingehen und die Musentempel schließen. Doch nein, wir werden solchen Zudrang erleben, daß die Schauspielhäuser nicht ausreichen und man aus Mangel an Raum noch die Metzgerbuden zu Boulevardstheatern einrichten muß. — Oder wollt ihr Stoff für eine afrikanische Auflage der Lucrèce Borgia? Auch mit solchen Artikeln ist das Waarenlager der Sittenzüge unserer idyllischen Bambaras wohl assortirt. Was meint ihr z. B. zu folgendem? Wenn der König stirbt, (der, — nebenbei bemerkt — dem jetzt so beliebten Systeme der Polygamie anhängt) werden seine Frauen (nebst seinem andern Mobiliar) unter seine Söhne vertheilt; welche Stoffe für einen dramatischen- oder Novellen-Dichter! Welche erhabene Combinationen, wenn man z. B. einen edlen Sohn anbrächte, der seine eigene Mutter als Sclavin zugetheilt erhielte, sie wieder verkaufte, rc. Ich bitt' Euch, scheut die Reisekosten nicht und geht selbst zu den Bambaras nach Afrika, um an Ort und Stelle diese interessanten Stoffe aufzunehmen und zu studiren; nur kann ich Euch für diesen Fall die Bemerkung nicht vorenthalten, daß man im Lande der Ségo-Bambaras den Aberglauben hegt: der Anblick eines Weißen koste dem Beherrscher der Schwarzen binnen Jahresfrist das Leben. — Da dies denn auch auf die Weißen vielleicht rückwirkt, so bitt' ich Euch: Nehmt Euch in Acht, und laßt Euch, bevor Ihr jene wissenschaftliche Reise unternehmt, von uns kritischen Ethnographen und abfärbenden Kritikern früher gehörig dicht anschwärzen!

Die Charfreitagsprozession auf Corfu. Einer der ältesten Gebräuche auf Corfu (vor der Vereinigung mit Venedig, — ein Gebrauch, der nachmals von der Regierung dieser Republik beibehalten wurde) war die Zusammenkunft aller Adeligen in der St. Nicolaus- und in der St. Lazarus-Kirche, von wo aus sie mit aller möglichen Pracht in feierlicher Prozession, den Leichnam Jesu begleitend, durch die Hauptstraßen der Stadt zogen, zum Andenken an die Grablegung des Erlösers. Wenn dieses geschehen war, kehrten sie in die nämliche Kirche zurück, um darin das ehrwürdige Bildniß mit denselben Ceremonien wieder aufzustellen, wie sie es entnommen hatten. Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts war die Zahl der adeligen Familien weit geringer, als jetzt, und die wenigen, welche Adelstitel besaßen, bildeten sich ein, daß sie aus besserem Stoffe gebildet seien, als andere Menschenkinder, und behaupteten eine starke Scheidungslinie zwischen sich selbst und dem ehrbaren, aber unadeligen Bürger- und Bauernstande, und doch waren die Vortheile der Erziehung und des Reichthums dieser letzten hinreichend, den niedern Grad ihrer Geburt aufzuwiegen, und sie zu befähigen, einen eben so großen Aufwand zu machen, als ihre ruhmwürdigen Obern. Die chimärische Idee, sich von aller möglichen Berührung mit Plebejern zurückzuziehen, ließ die Nobili Corfu's alles von erwähnter Prozession ausschließen, was nicht hochwohlgeboren war. Dennoch begab es sich bei einer Prozession um die Mitte des letzten Jahrhunderts, daß ein ehrbarer und reicher Landeigenthümer von Potamo unter die Adeligen gerieth, und durch eine unglückliche Verkettung von Umständen in der Reihe des Zuges gerade vor dem Oberhaupte der berühmten Familie der Capo d'Istrias zu stehen kam. Capo d'Istria, den es wurmte, daß ein so gemeiner Mensch sich nicht blos herzukommen vermessen hatte, sondern sogar vor ihm seinen Platz gewann, nahm einen geringfügigen Vorwand, um die Wachskerze, die er bei der Prozession trug, auf dem Schädel des Plebejers zu zerschlagen. Die gerechten Vorstellungen des aufgebrachten Armeni erwiederte er damit, daß er ihn niederstieß, wobei er sein Ziel so gut gefaßt hatte, daß Armeni todt zu Boden fiel. Bei diesem traurigen Anblicke erhoben sich die Freunde und Ergebenen des Ermordeten, und es entstand zwischen ihnen und den Parteigängern Capo d'Istria's eine gewaltsame Schlägerei. Bald ward der Tumult allgemein. Nichts blieb verschont. Alle Kirchenfahnen und heiligen Geräthe wurden zerschlagen und umhergeworfen. Inzwischen erhielt Armeni's Familie Nachricht von dem, was vorgefallen war, und ergriff die Waffen, um die Familie des Mörders zu vertilgen. Der Rache zu entrinnen, schiffte sich Capo d'Istria mit seinem Sohne ein und segelte nach den benachbarten albanesischen Küsten. Armeni's Leute hörten jedoch von seiner Flucht, und verfolgten den Flüchtigen auf schnellsegelnden Schiffen — holten ihn ein und erstachen, nachdem sie in einer düstern melancholischen Bucht gelandet, Capo d'Istria's Kind vor den Augen des Vaters. Nicht zufrieden hiermit, zwangen sie noch den unglücklichen Vater, das Blut seines Sohnes zu trinken, worauf sie endlich ihn selbst ermordeten. Diese empörende Grausamkeit erregte eine nicht minder lebhafte Wuth bei den Freunden und Verwandten Capo d'Istria's, die bei Tag und Nacht nicht ruhten, bis sie zwei und vierzig Glieder der Familie Armeni's vernichtet hatten. — Eine der von der Regierung unter diesen Umständen genommenen Maaßregeln, um den Aufruhr und diese Zwistigkeiten beizulegen, wozu sie Veranlassung gaben, war die Abschaffung der Prozession, welche sonst am Charfreitag stattgefunden hatte, eine Maaßregel, welche später dahin modificirt wurde, daß man die religiöse Ceremonie unter der Bedingung wieder erlaubte, sie auf öffentliche Kosten zu halten und im Zutritt Bürgerliche und Adelige gleichzustellen.

.•. Die neue Pariser Kunstausstellung wird am 1. März im Louvre eröffnet; bis Mitte Februar war die Zahl der eingelaufenen Kunstwerke bereits auf 1500 gestiegen.

.•. In Brest ergriff die Manie des Selbstmords jüngst einen Corporal vom 29. Rég. In einem auf seinem Tische gefundenen Briefe verlangte er, daß man auf seinen Grabstein die Worte setzen möge: Ci-dessous est un jeune homme, qui croit à Victor Hugo.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 54. 1835.

243

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 9.

Mittwoch, 4. März.

H. Brockhaus, P. Lyser und die kritischen Zahlen um Leipzig.

Seitdem sich zu den Blättern für literarische Unterhaltung eine persönliche Redaktion bekennt, hat der Kampf gegen sie eine neue Wendung genommen. Ich würde zu dem Angriffe J. P. Lyser's geschwiegen haben, wenn er sich blos in der Sphäre des Buchhandels hielte; denn eine Fehde mit Buchhändlern ist bekanntlich ohne Freude. Jetzt ist hier aber nicht mehr von Versendzetteln, von Disponenden und Remittenden, von Condition und Rabatt die Rede, sondern von einem bisher unbekannten Autor, der das Risiko fremder Urtheile übernimmt, der sich dem deutschen Publikum gegenüberstellt, wie der selige Nicolai. Man muß von den Blättern für lit. Unterh. sprechen, wie von der allgemeinen deutschen Bibliothek.

Wenn man bisher diesem Institute den Vorwurf machte, daß es nur dazu dienen sollte, die Schriften zu empfehlen, welche jährlich unter der Firma F. A. Brockhaus erscheinen; so hätte man daraus kein so großes Verbrechen machen sollen. Denn war es die genannte Firma nicht selbst, welche nur gleichsam in langen, künstlich verschlungenen Buchhändleranzeigen zu Euch sprach? Konnte man ihr verdenken, daß sie einen Raum auf diese Art benutzte, wo sie keine Insertionsgebühren zu bezahlen hatte? Auf diesem natürlichen Wege ist Raumer ein großer Geschichtsforscher geworden, Krug ein großer Philosoph, Neigebaur ein großer Geograph, Wachsmuth ein großer Stylist, mein Huber ein klarer Kopf, und Sigismund Wiese eine vielversprechende Hoffnung. Das Publikum wußte, woran es war. Es nahm diese Artikel lächelnd auf und belustigte sich an den verschlagenen Wendungen des Lobes und an der Kunst der hieroglyphischen Zahlen, welche hier das Interesse eines spekulirenden Verlegers vertreten sollten.

Weit mehr versteckt hinter der Redaktion sahen später H. Laube und Gustav Schlesier. Jener hatte selbst an den Blättern gearbeitet und wußte, wie es die Handlung einzurichten pflegte. Man stellte den Interessenten nämlich die Bücher zu, mit gewissen vorläufigen Andeutungen, welche den Wunsch der Redaktion ausdrückten, das Buch so oder so zu behandeln. Dies war also doch eine Einheit, welche in die Masse dieses Journals hinein kam; aber sie hatte etwas Gehässiges, da sie über die neuen Erscheinungen nur nach einer Art von Instinkt, nach Sympathien urtheilte; denn die Bücher kamen an die Recensenten unaufgeschnitten. H. Laube glaubte damit so viel entdeckt zu haben, daß er es für nöthig hielt, dem Publikum davon öffentliche Anzeige zu machen. Er ging mit einem Manifest um, das von der ganzen betheiligten Literatur unterschrieben werden, mit einer Riesenadresse, welche der Wahrheit übergeben werden sollte. Doch im Augenblicke hatte er nur die in den Straßen Leipzigs ambulante Literatur, die Kintschyschen Schöngeister, zur

Hand: bis die entfernteren Facsimilia einliefen, war er wieder mit dem betheiligten Handlungshause in jungeuropäische Beziehungen gekommen: man fand die Bläſſe seines Angesichts interessant, die Cravatte reizend, sein Auftreten verführerisch. Heinrich Brockhaus reiste nach Italien, und der junge Löwe wurde mild und versöhnlich.

Der Angriff G. Schlesiers führte näher zum Ziele. Er hatte ein System in diesen Blättern entdeckt, das in der Stellung der Partheien seit der Julirevolution näher zu bezeichnen von Werth war. Die abscheuliche Entgegnung der Buchhandlung auf diesen Angriff, hinderte ihn, darin fortzufahren. Auch kann sich ein Mann, der mehr zu thun hat, als die Anmaßung einer Winkelkotterie an's Licht zu stellen, wohl nicht auf etwas anders in solchen Dingen einlassen, als mit einer kurzen und scharfen Rede das Wespennest aufzusuchen. Ich werde auch nie wieder auf diese Frage zurückkommen, und mich damit begnügen, das ganze System der Brockhausischen Unterhaltungsblätter zu charakterisiren.

Es sind von J. P. Lyser ganz richtig drei Colonnen angenommen, welche in jenem Institute vorzurücken pflegen, nur müßten sie genauer bezeichnet werden. Den Hauptphalanx bilden die purifizirten Demagogen, das zweite Treffen die Doktrinäre, Dilettanten und Kliquenmacher von Berlin; die Arrièregarde endlich die Maschinen der Herren Brockhaus und Heinrich selbst, der neue Autor.

Jene ersten sind eine Verlassenschaft des alten Brockhaus; es sind die Mitarbeiter des Conversationslexikons, ehemalige Revolutionäre, die auf der Wartburg gewesen waren, dann ein Jahr gesessen hatten, purifizirt und angestellt wurden. Alles, was in den Unterhaltungsblättern freisinnig und ächt klingt, geht von dieser als Pfarrer oder Advokat fungirenden fixirten Revolution aus, von diesen wunderlichen Menschen, welche sich darüber ärgern, daß man seit den Julitagen noch dreister gesprochen hat als sie. — Es ist die alte Opposition, welche gleichsam Casimir Perier anführte, und die nun in's Centrum gerückt ist. Es sind jene monarchistischen Deutschthümler, welche sich nach 1822 auf die Theologie warfen und aus dem Kampfe des Rationalismus und Supernaturalismus einen Skandal machten, in welchem alle Geheimnisse profanirt wurden. Die Kanzeln und Richterstühle in den sächsischen Herzogthümern und im Königreich sind von dieser alten, pedagristischen Rebellion bevölkert, und wie sie es ehemals gewohnt waren, ziehen sie noch jetzt alle Dinge vor ihr Forum. Sie sprechen über Kunst, Literatur, Geschichte mit; denn für Alles haben sie gewisse alte Formeln, welche unter uns jetzt keinen Cours mehr besitzen. Die Einen sind mit Krug stehen geblieben. Die Andern gingen mit einigen Behauptungen der kritischen Schule weiter, wenn sie auch nicht Alles, was Menzel that, vertrauen.

Diese ganze, in Dörfern und kleinen Städten vegetirende Rechthaberei ist im ursprünglichen Besitze sämmtlicher Brockhausischer Institute. Man kann sie kurzweg mit dem Namen Altenburger Liberalismus bezeichnen. Namen nennen sich nicht: sie bilden unter sich eine eigne Art von Obscurantismus. Sie werden nur numerirt, und treiben die Kritik als Nebenhandwerk, das zu ihren Accidentien und Sporteln gehört, unter lärmenden Kindern, in kleinen Hütten auf dem Lande, in der ganzen Abhängigkeit von der Gutsherrschaft, von den summenden Fliegenschwärmen, welche an die kleinen schmutzigen Fensterscheiben prasseln, und in dem Dufte rationeller Landwirthschaft. Man wird sie bei jeder Recension sogleich erkennen; denn sie fangen immer von Allgemeinheiten an, von Vorbegriffen, mit der Phrase: „Wenn es schon im Allgemeinen —". Es liegt darin viel Ängstlichkeit; denn sie fürchten immer, bis dahin, wo der Bote aus der Stadt kömmt, könnten sich die wissenschaftlichen Standpunkte schon wieder verändert haben. Ihnen sendet auch die Handlung immer die Bücher des eignen Verlages; dann jubeln sie, was das wieder für eine neue Erscheinung wäre; sie lesen mit Muße, und machen es sich bequem dabei; denn über diese Sendung können sie nicht zu viel sagen; je anfänglicher, desto besser; Einleitungen von der Wiege des Menschengeschlechts her, von den allgemeinsten Begriffen des Vorstellungsvermögens, von dem Ursprung der Sprache, von Erfindung der Buchdruckerkunst, von den ersten Spuren des Buchhandels, kurz sie dürfen über ein Buch von drei Bogen sechs Artikel schreiben. — „Wenn es schon im Allgemeinen —".

Die Charakteristik dieser ersten Classe schien mir wichtiger, als die der zweiten. Diese letztere ist leicht erkenntlich; denn sie besitzt theils die Eitelkeit, sich zu nennen, theils stirbt sie aus. Ein großes Glück, daß der Intendanturrath Neumann auf diese Weise zum Schweigen gekommen ist. Dieser Mann mußte recensiren aus Gründen, welche Hitzig in dem Nekrolog der Preuß. St. Z. nicht verschwiegen hat. Aber es war nicht blos, daß er leben wollte; nein, ihn drückte der Mangel an eigner Originalität, das Gefühl einer guten Bildung und mannichfacher verlorner Kenntnisse, und der Ärger, mit vielen Notabilitäten verkehrt zu haben, ohne es ihnen gleich zu thun durch eigne Produkte. Solche Leute werfen sich dann auf die Kritik und verfahren schonungslos aus Neid und andern hämischen Gefühlen, die ich ungern in den Mund nehme. Raumer kritisirt nur die Crelinger, er arbeitet nicht an den Blättern. W. Alexis ist so gutmüthiger Natur, daß er sich gleich zu erkennen gibt, wenn er tadelt. Die jungen Doktrinäre und revolutionären Henriquinquisten von Berlin haben sich jetzt zu einem Thierkreis vereinigt. Sie lieferten die besten Sachen, und wo sie schlecht waren, schadeten sie nicht, da sie sich nannten. Ich denke immer, ein offenes Visier soll man passiren lassen, wenn sich der Kerl im Sattel auch schlottericht ausnimmt.

Das letzte Treffen rückt an: die Correktoren, Geschäftsführer und schriftstellerischen Maschinen der Firma: F. A. Brockhaus, Menschen, welche in Bausch und Bogen bezahlt werden, und mit ihrer Firma einen kleinen Privatgottesdienst treiben. Die Diener machen es immer ärger, als die Herren. Um sich wohlgefällig zu beweisen, übertreiben sie, und führen Alles, was die Herren nur andeuten, in's Extrem hinüber. Das Gefühl, Maschinen zu sein, schürt den Ärger an. Diese Magister, welche die Register machen zum Conversat. Lex., welche die Übersetzungen liefern und die Supplemente besorgen und zuletzt die Correktur lesen, sind voll von Scandalosen der Literatur, Antipathien, Parteigeschwätz, Details, die sie sich zutragen und womit sie ihren Herrn bedienen, wider seinen Willen vielleicht. Sie haben für Alles Stichwörter, und sammeln nur Galle in sich. — Man muß den Einfluß des Sächsischen Charakters auf die Gallenblase kennen, diese leider oft so geschmeidigen Charaktere, welche äußerlich lachen können und innerlich vor Bosheit zittern. So geht es denn auch mit der Kritik. Das ist der wieder — heißt es; ja, ja, das ist der: der ist das, und siehe, das ist ja wieder der — O diese Galläpfel! Hier werden diese kleinen Erinnerungsscheden an die Mitarbeiter auf dem Lande abgefertigt: hier werden die widerlichsten Dinge in die Literatur hineingezogen, das Buchhändlertreiben, die Abrechnungen, die prompten Zahlungen, das Rivalisiren, der klassische fremde Verlag, kurz wir gerathen in eine Sphäre, die so abscheulich ist, daß wir hier abbrechen.

Ob es ein großes Unglück ist, von diesen drei Klassen gemißhandelt zu werden? Für manche Autoren wahrlich nicht! Wer davon so überzeugt ist, wie ich, daß das Bessermachen immer besser ist, als selbst die beste Kritik, gibt wahrlich auf die schlechte nichts! Nur das ist traurig, daß Schriftsteller, wie Ortlepp, Herloßsohn, Lyser u. s. f., welche weniger durch das sich namhaft machen, was sie liefern, als durch das, was sie vorstellen, nur in Rücksicht auf jenes in den Blättern für l. U. gefaßt werden. Ganz davon abgesehen, daß sich die Leute des Herrn Brockhaus in den Straßen von Leipzig an diesen sansculotten Autoren und Festordnern des Tunnel reiben, ganz abgesehen von dieser abscheulichen Stadtklätscherei, die jenen Autoren in den Augen der Brockhausischen Kritik schaden mag, kommen sie immer zu kurz, wo sie nicht von Leuten in Schutz genommen werden, welche verwandte politische und literarhistorische Parolen haben. Denn Ortlepp wurde Dichter aus Gottes Zorn, Herloßsohn vernachlässigt sich, und Lyser ist ein Poet mehr durch seine Erscheinung als durch seine Produkte. Was sie an Brockhaus aussetzen, ist gewiß richtig. Beziehen sie es aber auf sich, so muß man schweigen und sie nur bedauern, daß sie bei ihm nicht die Sympathie antreffen, welche Menzel und Andere bestimmt, ihnen etwas durchgehen zu lassen.

Überhaupt thun diese gerupften Opfer, denen Lyser das Wort redet, sehr Unrecht daran, einen gewissen legitimen Nimbus um sich zu verbreiten, von Heine's Übertreibungen und von Laube's Unzulänglichkeit zu sprechen; denn was sie diesen abbrechen, kommt ihnen wahrlich nicht zu Gute! Ernste und prüde Mienen stehen dissoluten Charakteren ganz schlecht. Glauben sie denn, daß ihr Treiben irgend etwas Solides ausdrückt, und das, wenn man es an und für sich betrachtet, für etwas gelten kann? Sie glauben es zu ihrem großen Nachtheile. Sie denken, etwas Außerordentliches zu leisten, wenn sie im Kometen Dom Miguel henken und dem Papst in die Füße beißen. Dazu lacht der Abonnent in Lübben oder in Prag; aber im Grunde ist das Alles zweckloses Treiben und dient mehr dazu, die Wahrheit in schlechten Credit zu bringen, als ihr vorzuarbeiten. — Versteht Ihr Euer Interesse, Ihr lieben Leute, so geht in unser Hintertreffen, sonst gerathet Ihr zwischen zwei Feuer! Ich liebe dich recht sehr, J. P. Lyser, tauber, in deinem Auftreten mährchenhaft anziehender Junge; aber sei artig gegen die, welche es gut mit dir meinen! —

---

20) **Drillinge.** Historisch-romantische Erzählungen von David Russa. Wismar, Schmidt und Coffel, 1835.

Sehr wünschenswerth wäre es, wenn unsre Unterhaltungsschriftsteller sich von der Novelle entfernen wollten und Erzählungen, Anekdoten, poetische Kleinigkeiten und ähnliche minder vornehm angekündigte Produkte schrieben. Das novellistische Gewand soll Alles entschuldigen. Es ist wahr, daß die Novelle weit mehr dramatische, als epische Elemente in sich schließt, daß sie skizzirt und den Hintergrund unausgeführt läßt; allein durch diese Eigenheiten der Gattung glauben sich die Autoren berechtigt, ungefähre Erfindungen, einige Charaktere und Situationen zusammenzuwürfeln, wenn sie nur einen Anfang haben und leidlich geschlossen werden können. Da werden denn viel Worte gewechselt, und Unwesentliches wird unnütz in die Länge gezogen, und ein plötzlicher Coup muß zuletzt ein abschüssiges Ende herbeiführen. Das ist sehr arg. Denn die Folge dieser Behandlung ist Erfindungsleere, und große Ähnlichkeit in den behandelten Stoffen. Man lasse den vornehmen Namen Novelle nirgends mehr zu, spreche ihn allen diesen Produkten ab, und dringe darauf, daß der Name: Erzählung wieder zu Ehren kömmt; denn diesen kann man nicht aussprechen, ohne an eine besondere, motivirte, anek[illegible]tenartige Geschichte zu denken, an eine Erfindung, welche spannt und von Anfang bis zu Ende Zusammenhang hat. Da setzen die Novellisten immer zusammen; lauter Synthese, lauter Situation, Personen, welche oft sogar typische sind, und will man vom Ganzen einen Rest behalten, so ist keine Handlung und keine Anekdote darin. Es

wäre gar nothwendig, daß alle unsre Autoren gehalten würden, nicht mit einer Scene, mit Gespräch oder Malerei ihre sogenannten Novellen zu beginnen, sondern einfach: Es war einmal — dann wüßte man doch, daß etwas Reelles, eine Combination, ein wirkliches Erzeugniß folgen muß. So aber, wie z. B. auch Herr Russa verfährt, resultirt nur Langeweile und Einförmigkeit. Er nennt seine drei hier gelieferten (Bildung des Styls, Klarheit der Anschauung und Rundung in dem, was objektiv sein muß, verrathenden) Produkte zwar Erzählungen, aber das sind sie nicht, sondern Novellen in dem hergebrachten Sinn unsrer Tagesliteratur, wo man nichts für leichter hält, als eine sogenannte Novelle zusammenzustellen. Die Erfindung ist ganz arm und ähnelt sich auffallend in allen drei Novellen. Weitläuftige Gespräche vertreten die Stelle der Motive. Wenn Thüren aufgehen, wenn plötzlich dieser oder jener Major, Geheimerath, oder eine sonstige Comödienpuppe hereintritt, so soll das Handlung sein. O nein; beginnt künftig alle und Alles mit: Es war einmal — und augenblicklich werdet Ihr fühlen, daß zu einer anziehenden Erfindung mehr gehört, als Gespräche, Situationen und Thüraufgehen.

Zum Schluß noch die Frage: Glaubt Herr Russa, daß ein Hauptmann zu Napoleon in Dienstsachen hat hinein treten dürfen und in militärischer Haltung zu ihm sagen: Guten Morgen? Das darf bei uns nicht einmal der Gefreite zum Unteroffizier.

---

21) **Burtton Castle.** Roman von **Ch. Birch-Pfeiffer.** 2 Bde. München, Jaquet. 1834.

Da lob' ich mir die Verfasserin dieses Buches. Hier ist Erfindung, Phantasie, Feuer, und fortwährende Bewegung. Hier schwillt die Handlung, von kleinen Thesen aus, immer umfangreicher, ohne Stillstand, mit immer neuer Abwechselung, und was Charakteristik, Wahrheit anlangt, manchem Tadel ausgesetzt, aber nie ohne Interesse, immer lebhaft, immer neu. Wir haben auch hier Spitzbuben, Mörder, Henker, und noch dazu zärtliche Henker; allein dies sind nicht absichtliche, lose zusammengehaltene Ingredienzien, sondern wirkliche Resultate der Erfindung, wie sie an der Schwelle anhebt und sich immer weiter fortwälzt und immer Neues, immer Spannenderes in ihren Kreis hineinzieht. Der Zauber einer solchen Darstellung ist das Drängen der Mittheilung, die Unaufhaltsamkeit des Stoffes und das beständige Gegenwärtigsein mit allen Fasern und Fibern der Seele, mit dem ganzen Bewußtsein, das im Augenblick dem Autor zu Gebote steht und seine Seele ganz erfüllt. Hier schreitet Alles mit Muth und strebender Phantasie fort; hier ist keine halbe Thätigkeit, oder die Physiognomie, als wenn der Autor im Augenblick, wo er arbeitet, noch etwas Zweites, eben so Indifferentes schaffen könnte; sondern es ist hier ein Bedürfniß, das nicht eher ruht, als bis es am Ziele ist.

Der schriftstellerische Charakter dieser Frau ist zu bekannt, als daß ich mich darüber auszusprechen brauche. Positiv, in Rücksicht auf das, was Mad. Birch-Pfeiffer leistet, wird man immer tadeln müssen, und sogar Antipathie dagegen haben. Es ist hier von Poesie, von tiefen Gedanken, von Kunst nicht die Rede, wohl aber von Leidenschaft und Weihe des Augenblicks. Fast alle unsre Schriftsteller haben, wenn sie schreiben, andere Dinge im Kopf, als die, um welche es sich handelt. Charlotte Birch-Pfeiffer lebt ganz in ihrem Gegenstand, sei es nun Hinko, oder Guttenberg oder die interessante Erfindung dieses vorliegenden Romans. Darin wird sie auch noch lange Glück machen, weil sie, obgleich tiefer stehend als die Schopenhauer und fremde Damen nicht zu nennen; doch aus einem Gusse ist, und ihre Idee mit einer Hingebung durchführet, welche hinreißend wirkt. Sollte einmal die Zeit kommen, wo es gut wäre, wenn ihre Stücke die Bühne räumten, so wird ihr der Roman, sowohl der historische, wie die Wirklichkeit, noch immer trefflich gelingen; denn sie besitzt alle Mittel dazu. —

---

22) **Die Verfassungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.** Aus dem Englischen. Von **G. H. Engelhard.** Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834.

Welche stolzen und kühnen Erklärungen! Welche Schwelgerei in dem Gefühle seiner Unabhängigkeit! Welche Berufungen auf das Unveräußerliche, auf die Menschenrechte! Die Trunkenheit des Enthusiasmus herrscht in allen diesen hier vollständig gesammelten Statuten, welche die jungen Staaten zum großen Theile sich in den ersten Jahren ihrer Freiheit gaben. Die Grundzüge sind allgemein, prinzipienartig: das ganze weitere Gerüst ist meist immer schematisirend und nur in wenigen einzelnen Details sieht man, daß die Staaten aus ihrer frühern Erfahrung manche Sätze adoptirten und das Beste aus den alten Freiheitsbriefen des Mutterlandes retteten. Die Folge dieser Allgemeinheiten ist bekanntlich eine große Unzulänglichkeit der Nordamerikanischen Verfassung, wovon man sich bald überzeugt, wenn man die gegenwärtigen Partheikämpfe jenseits des Ozeans kennt. Die immer mehr sich steigernde Erbitterung zeigt, wie unversöhnlich die Interessen des Föderalismus mit den einzelnen Verfassungen des Landes sind. Man kann sich in diesem Buche davon leicht überzeugen; denn während die allgemeine Unabhängigkeitsakte auf gemeinsames Ziel und Streben dringt und eine energische Centralisation voraussieht, sind die Verfassungen der besondern Staaten so unabhängig und isolirt entworfen, daß in ihnen ursprünglich gar kein Moment liegt, sich mit der Gesammtheit des Staats im Zusammenhange zu denken. Eine vergleichende Anatomie dieser Verfassungsurkunde dürfte nicht uninteressant sein, und ich empfehle eine solche mit Rücksicht auf dies gründliche Buch irgendwo anzustellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 35. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 5. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

„Du Glückskind!“ — rief Lukretia, — „wann habe ich je mehr gefunden als eine verbogene Nadel, oder, wenn es hoch kam, eine Kupfermünze? Wie klug bist du, daß du immer so züchtig die funkelnden Äuglein niederschlägst, um solchen Preis wollte ich es auch mein Lebenlang thun! Du kannst dich nun schmücken wie die ersten Hoffräuleins der Königin.“ „Lieber Oheim,“ — sagte Livia, sich zu dem Alten wendend, — „die Base scherzt nur, sie weiß wohl, daß ich den Ring nicht behalten darf. Lasset uns den Haus-Meister suchen, der die hohen Herrschaften kennt, die vielleicht schon jetzt nach dem verlornen Kleinod suchen.“ „Nicht so rasch, mein holdseliges Kind,“ — flüsterte Signor Pangrazio, — „das müssen wir wohl überlegen; die Gunst des Zufall's weise zu benutzen zu wissen, darin besteht der ganze Unterschied zwischen dem Klugen und dem Thoren, dem Glücklichen und dem Unglücklichen, denn Jedem wird einmal das höchste Gut, wonach seine Wünsche streben, geboten, aber der Ungeschickte versteht den goldnen Gewinn nicht zu fassen. Vorerst darf Niemand etwas von deinem Fund erfahren. Vorsicht, Schweigen, — das lehrt meine Lebensweisheit.“

Sie waren jetzt an einen freien Platz gekommen, in dessen Mitte aus den Urnen reizender Najaden das Quellwasser silberstrahlend in ein Marmorbecken fiel. Hier wurde eines jener Schauspiele aufgeführt, die, damals allbeliebt, in ihrer grotesken Mischung des Heiligen und Profanen, der Geistlichkeit wie den Laien gleich anziehend und erbaulich schienen. Jephtas Tochter ließ ihren Klaggesang von den Bergen schallen, dazwischen tanzten gaukelnde Faunen und Dryaden, während Nebukadnezar, in eine Ochsenhaut vermummt, gräßlich brüllte, und Alexander der Große mit Salomo und der Königin von Saba gravitätische Complimente wechselte. Hierher hatte sich der ganze Strom der Schaulustigen gedrängt, und Signor Pangrazio sah bald die Unmöglichkeit, mit seinen Gefährtinnen sich Bahn zu brechen. Unmuthig sah Lukretia jeden Versuch scheitern und lehnte sich müde, in verdrießlicher Ergebung, an einen der Lorbeerbäume, die den Kreis einfaßten, hinter welchen eben ein junger Mann, in den Mantel gehüllt, hervortrat. „Hier werden die schönen Signorinen,“ — sagte er, sich höflich neigend, — „wenig vom Schauspiel gewahren.“ — „Nichts,“ — versetzte Lukretia ärgerlich, — „als den Rücken der Vorstehenden; aber es geschieht uns schon Recht, da wir überall zu spät kommen.“ — „Wer weiß doch,“ erwiederte Jener, — „ob nicht vielleicht eben deswegen zur glücklichsten Stunde; denn solche Augensterne müssen das Verborgenste entdecken, und Ihr fandet vielleicht ein Kleinod, das ich seit mehren Stunden vergebens suche. Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn es mein günstiges Geschick in die Hände edler, milder Frauen hätte fallen lassen, denn es sind sonst viele Gäste aus den Bergen und Thälern Apuliens hier, die selbst einen Schmuck von Blei oder Messing für gute Beute halten würden.“ Livia wollte reden, aber Signor Pangrazio gab ihr den kräftigsten

Stoß — und sie blieb stumm. „Der Ring, den ich suche," —
fuhr der Fremde fort, — „gehört unserer erhabenen
Monarchin, es wäre Frevel, ihn zu verläugnen." Oben
erklangen Trompetenstöße, die Menge theilte sich, Wachen
schoben die Zudringlichsten auf die Seite, und Johanna
die Zweite erschien mit ihrem Hofstaat.

Die Königin, welche einst im fröhlichen, frischen
Glanz der Jugend im Äußern der strengen Juno
geglichen, war in goldstoffene Gewänder gehüllt, mit
Edelsteinen von allen Farben des Regenbogens strah-
lend bedeckt, und der lange, wallende Schleier, vom
zierlich gearbeiteten goldnen Reif festgehalten, sollte
die Furchen der Stirne verbergen. Aus tiefen Höhlen
schauten die dunkeln, trüben, ungewöhnlich großen
Augen, von hohen Brauen überschattet, deren unru-
higer Blick Argwohn, Mißmuth und jene Übersättigung
aussprach, wodurch die Günstlinge des Glücks so
häufig den armen Stiefkindern des Geschick's gleich-
gestellt werden. Neben ihr zeigten sich die päpstlichen
Gesandten mit freundlichen, demüthigen Geberden;
jedem Wort der Königin nickten sie Beifall zu, jede
flüchtige Äußerung erhoben sie zum Orakelspruch; denn
hochwichtig für den römischen Stuhl war der jetzige
Augenblick, wo die bejahrte, kinderlose, von heftigen
Leidenschaften noch mehr als von dem Alter erschöpfte
Monarchin sich dem Grabe näherte. Schon angelten
von allen Seiten gierige Hände nach dem reichen Erbe,
dem Paradies Europas. Das Nachbarhaus in Sizi-
lien aus Arragonischem Stamm berief sich auf sein
Recht, die Fürsten von Anjou auf Verwandschaft,
alte Ansprüche und doppelte Testamente, der Papst
Eugenius auf den Heimfall als Lehnsherr, der Ober-
hoheit gemäs, die Papst Innocenz der Dritte durch
List und Gewalt erworben, und endlich flüsterte man
ganz im Geheimen, daß der verstoßene Gemahl der
Königin, der unglückliche Jakob von la Marche, der
doch auch als Herrscher anerkannt gewesen, noch lebe
und hervortreten könnte, obgleich es bei Hofe hoch
verpönt war, auch nur seinen unseligen Namen aus-
zusprechen. Zwar hatte die Königin schon zweimal
ein Testament gemacht, und, von Feinden und Empö-
rern bedrängt, erst den weisen Alphons von Arragonien,
dann Ludwig den Dritten von Anjou zu ihrem Sohn
und Nachfolger erklärt, aber unwillig bemerkend, daß
man schon jetzt die künftige Macht üben wolle, und
eifersüchtig auf ihre Rechte, auch wankelmüthig von
Natur, hatte sie die ohnehin drückenden Bestimmun-
gen bald wieder umgestoßen, und nun stieg bei dem
Annahen des Todes auch ihr Widerwille, sich mit die-
sen qualvollen Gedanken zu beschäftigen. Sie hatte
immer einen glänzenden Hof gehalten und sich die
Liebe des Volk's durch Feste und freundliche Herab-
lassung erworben, aber jetzt suchte sie doppelt das Ge-
wühl der Menschen; sie ließ Kirchen und Paläste bauen,
sie schmückte sich sorgfältiger als je, sie übte wieder
die Musik, die sie schon früher aufgegeben, um den
peinlichen Ahnungen zu entfliehen, die sie in der
Einsamkeit verfolgten. Doch gerade im Getümmel
der Feste erschien sie sich und Andern wie ein Gespenst,
wie ein Schatten der Vergangenheit, voll Ekel an
den Freuden der Welt, und doch unfähig, darauf zu
verzichten, oder das eitle, zerstreute Gemüth auf ei-
nen höhern Standpunkt zu erheben.

Sie nahm Platz unter einem Baldachin, den goldne
Ketten, mit Blumenkränzen umwunden, über ihrem Haupt
fest hielten. Zu ihren Füßen knieten die zierlich ge-
schmückten Edelknaben und boten auf kristallenen
Schaalen Orangen, Datteln, köstliches Backwerk, und
im goldnen Pokal Limonade, mit Eis abgekühlt. Auf
der rechten Seite der Königin saß ihre Base Covella
Ruffa, welche, obgleich genau in demselben Alter
als Johanna, von ihr wie von Jedermann unbedenk-
lich die alte Herzogin von Sessa genannt wurde und
der Königin gewissermaßen zur Folie bei öffentlichem
Erscheinen diente, wofür sie sich ausgezeichneter Gunst
erfreute. Sie war in ihrer Art ein seltenes Weib,
über jede Beschreibung häßlich, schon im 15ten Jahre,
wo doch, nach der Behauptung des französischen Sprich-
worts, selbst der Teufel einige agrémens besaß, aber
sie wußte es, und überließ sich nie der gewöhnlichen
Täuschung über diesen Gegenstand, und, da sie immer
gepanzert gegen den Wunsch, zu gefallen, oder geliebt
zu werden, geblieben war, so suchte sie ihren Ruhm
in der abstoßendsten Widerwärtigkeit, in der gänzlichen
Vernachlässigung ihres Anzugs, der Verachtung jeder
Mode, in der schlagenden Derbheit ihrer Reden und
Manieren. Von ihrem Gemahl, dem sie politische
Rücksichten aufgedrungen, seit vielen Jahren getrennt,
haßte sie mit unbeugsamer Energie alles, was jung,
schön und lebensfroh war, und übte ungefähr das
Amt eines Sklavenvogts bei den bedauernswerthen
Hoffräuleins der Monarchin.

Die Königin hatte nur wenige Minuten, gelangweilt
und zerstreut, den Reden der Schauspieler zugehört,
während sie unruhig umher blickte; dann flüsterte sie
dem nächsten Edelknaben etwas in's Ohr, worauf die-
ser, rasch wie ein Pfeil vom Bogen, im Gebüsch ver-
schwand. Dann wandte sie sich zu dem Bischof von
Ostia, dem päpstlichen Gesandten, der ihr zur Linken
saß, und bemerkte: „Findet Ihr nicht auch, hochwür-
diger Herr, daß diese Leute ihre Rollen erbärmlich
spielen? Es gibt nichts abgeschmackteres, als ihre
tausendmal gehörten, abgedroschenen Scherze." Der
Bischof, der eben die Bockssprünge des wüthenden
Nebukadnezars, der Gras speis'te, herzlich belacht hatte,
legte sein Gesicht in geziemende Falten und erwie-
derte: „Es ist natürlich, daß der Geist der erhabe-
nen Fürstin, vor der ich zu stehen gewärtigt bin,
wenig Geschmack an solchen Possen findet, aber um
so mehr verehre ich die Staatsklugheit derselben, sich
zu den Belustigungen ihres Volks herabzulassen und
dadurch seine Liebe, ja seine Anbetung zu erwerben."

Die Königin winkte wieder einem Edelknaben, der auf ihr leises Gebot eben so eilig sich entfernte, dann neigte sie sich zu dem Bischof und antwortete: „Ihr Männer redet alle dieselbe Sprache, Geistliche und Laien beten uns an, und spotten im Herzen der Leichtgläubigen, nur Jugend und Schönheit fesselt Euch, aber auch nur auf Augenblicke; und dieses anbetende Volk, — morgen wird es einem Andern zujauchzen, wenn — —“ Sie hielt, schmerzlich ergriffen, inne.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortsetzung.)

Bald soll Herr Cerf die lächerlichsten Reden an die Künstler des Theaters halten, die er schlechtweg: Meine Leute, nennen soll, bald befiehlt er ihnen statt: Orest und Pylades, Orest und Pilatus zu sagen, weil dies das Richtige sei, oder er streitet sich mit Herrn Carl Devrient, der hier Gastrollen gab, und wirft diesem vor: gespielt habe er wohl gut, aber ganz falsch gesprochen, worauf man Herrn Devrient stolz erwiedern läßt: die falsche Aussprache verstehe er nicht, für das falsche Spiel traue er ihm große Kenntnisse zu; oder da er neulich zum Kommissionsrath ernannt worden ist, läßt man ihn einem andern erzählen: Wissen Sie schon? ich bin zum Commissionsrath ernannt worden; das ist eine große Auszeichnung für mich, denn in der Regel erhalten nur Gelehrte diesen Titel; — ja man geht in der Unverschämtheit so weit, daß man ihm nachsagt: er könne weder lesen noch schreiben, und habe daher einst in einem Wirthshause die ganze lange Reihe der Compots verzehrt, weil er nach einander mit dem Finger sie antippte und dem Kellner sagte: Bringen Sie mir diese Speise, — und tausend ähnliche alberne Possen erzählt man, macht täglich neue, und der Haß behauptet sogar, es sei eine Schande für Deutschland, daß ein Mann solcher Art der unbeschränkte Gebieter eines großen artistischen Institut's sein dürfe, welches als eines der ersten Bildungsmittel der Nation, auf Geschmack und Sitten, einen unzuberechnenden Einfluß ausübe. Herr Cerf ist als geistvoller Mensch auch ein Weltweiser, er lacht die Narren aus, und da er unversiegbare Hülfsquellen und wohlverdiente Beschützer hat, so kann er dies auch ohne allen Nachtheil thun. —

Wenn wir uns mit der schwachen Idee eines Volkstheaters begnügen wollen, so haben wir dies an der Königsstadt, nur muß man es weder mit London, noch mit Paris oder Wien vergleichen wollen. Wir haben auch ein Volksleben; bei uns schlagen sich selbst die niedrigsten Klassen mehr oder minder mit in die allgemeine anständige Bildung hinein, und umgekehrt, was jenen gefällt, hat auch hohe Anhänger in den obern. Das Königstädtische Theater ist daher ein seltsames Zwitterding; bald hat es Opern ernster Art, bald ein Lessing'sches Lustspiel, bald die angeblichen Nachahmungen französischer Vaudevilles und Scribe'scher Stücke, bald die traurigen Machwerke Alexander Kosmars und anderer [illegible], oder die Melodramen des Schauspielers Genée und die tollen Possenreißereien Beckman's. — Es ist daher auch das Publikum bald ein elegantes aus den ersten Ständen, bald eins der Mittelklasse, bald ein buntes Gemisch von allen oder eine Versammlung der untersten. — An solchen Possentagen und Sonntagsstücken ist es das Eldorado liebenswürdiger Grisetten, junger Handlungsdiener und Juden, welche die untern Räume füllen. Der erste Rang zeigt die vornehmern jungen Herren, die von hier den Pöbel besehen und kleine geheime Liebesabentheuer anknüpfen. Im zweiten Range sitzen die Bürgerfamilien, Mann, Frau, Schwestern, Gesellen, Kinder und Kindeskinder, mit Mienen zur Lust und zum Lachen fertig. Im dritten aber tummeln sich die schnapsrothen Gesichter von Nante's Consorten, Lehrjungen, leichtfertige Dirnen, Bediente, Knechte, Mägde im Sonntagsstaat. Jeder hat Wurst, Fleisch, Brod und die Brantweinflasche (die Feuchte, wie sie sagen) bei sich, und nun geht es los; das Publikum spielt an diesen Tagen, und Niemand wagt es, dagegen sich aufzulehnen. G'nade Gott dem Autor, wenn sein Stück nicht gefällt! „Fort mit dem Plunder, den Vorhang 'runter!“ brüllt einer, und hinter ihm nach schreit die Menge: „die Ochsenmenuette! die Reise auf gemeinschaftliche Kosten!“ oder, was sonst gerade neu ist und gefallen hat. Gewöhnlich legt sich dann das Parterre zur Opposition, „Ruhe da oben!“ donnert es hinauf: „Ruhe da unten!“ brüllt es zurück; der Lärm wird fürchterlich, er nimmt kein Ende, und zuweilen bleibt nichts übrig, als den Vorhang fallen zu lassen und sich zu fügen. — Dann wird geklatscht und bravo geschrien, der ungezähmteste Beifall begleitet die Vorstellung, nicht einer wird gerufen, nein alle, alle; sie müssen alle erscheinen, die holden Zöglinge der Kunst, und nehmen gerührt den lauten Dank hin, den sie so wohl verdient haben. Das Theater hat übrigens mehre ausgezeichnete Mitglieder, wie z. B. für die Oper Herrn Holzmüller und Fr. Hänel, für das Schau- und Lust-Spiel Madame Laddey, die Herrn Schwanfelder und Genée und die Komiker Pöck, Schmelka, Beckmann. Der letzte besonders ist der Liebling des Publikums; und er ist allerdings in der niedern Komik so ausgezeichnet, daß er der Liebling zu sein verdient. — Der alte Glanz des Theaters als die Sonntag, Tibaldi, Spitzeder und Jäger dort die feine Welt hinzogen, ist vorüber und ihre Stellen sind unersetzt.

Eine eigenthümliche Stellung hatte das Theater durch die jüngsten Gastspiele der Madame Crelinger und ihrer Töchter Bertha und Klara Stich erhalten. Madame Crelinger hatte vergebens gesucht, ihre fünfzehn- und ihre sechszehnjährige Tochter bei der königlichen Bühne anzustellen, einige Gastspiele, die ihr allein bewilligt wurden, genügten ihr nicht, sie wandte sich daher an Se. Majestät den König, und erhielt die Erlaubniß, zwölf Gastrollen auf der Königstadt zu geben. Herr Cerf, der besser spekulirte als die Intendantur der königl. Schauspiele, und wußte, daß er überfüllte Häuser machen würde, ging mit Freuden darauf ein, und so haben wir denn in der Königstadt zum erstenmale Trauerspiele gesehen, und die Enthusiasten haben einige Spuren des alten Entzückens hier zum erstenmale wieder an den Tag gelegt. Glücklicherweise traf es sich, daß Herr Karl Devrient zu gleicher Zeit gastirte, und da auch Herr Schwanfelder ein schönes Talent für das Tragische entfaltete, so haben wir herrliche Darstellungen gesehen, die man am besten und unpartheilichsten würdigen kann, wenn man die Kritiken in der Staatszeitung liest, welche bekanntlich aus der Feder des alten langbewährten Hausfreundes der Madame Crelinger geflossen sind. —

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Literatur.

A. André's Lehrbuch der Tonsetzkunst. 2r Bd. 1ste Abth. Enthaltend die Lehren vom einfachen und doppelten Contrapunkte und dessen Anwendung bei'm 2-, 3-, 4- und mehrstimmigen Satze.

Aus vorstehendem Titel werden die Besitzer des ersten Bandes der Tonsetzkunst (: die Harmonielehre) mit Vergnügen ersehen haben, daß der Herr Verfasser ihre Erwartungen und seine Versprechungen erfüllt hat. Wir wollen daher unverzüglich einen allgemeinen Ueberblick auf diese neue musikalisch-literarische Erscheinung werfen, welcher auch diejenigen, die nicht Gelegenheit hatten, sich mit der theoretischen Denkweise und der musikalischen Urtheilsfähigkeit des V. bekannt zu machen, in den Stand setzen soll, einen selbstständigen Begriff von dem Werthe derselben zu fassen.

Ohne genöthigt zu sein, Namen und Autoritäten anzuführen, wird es dem Referenten wohl erlaubt sein, sich auf die Zahl derjenigen Musiker und Musikliebenden zu beziehen, die mit regem Eifer irgend ein in hohem Rufe stehendes Lehrbuch des Contrapunktes ergriffen und Mühe und Zeit nicht scheuten, die geheimnißvollen Andeutungen, die Hunderte von partiellen Regeln in ihrem Kopfe zu einem Ganzen zu vereinigen; wie weit es ihnen glückte, hierin zu einer klaren Anschauung zu gelangen, das wollen wir den persönlichen Bekenntnissen dieses oder jenes unserer Leser, der sich in ähnlichem Falle befand, überlassen und zur Beschwichtigung etwaiger Zweifel auf die eigenen in der Vorrede enthaltenen Worte des V. hinweisen:

„Freilich findet sich die Kunst des Contrapunktes, obgleich solche auf ganz einfachen Grundsätzen beruht, nicht in allen Lehrbüchern so einfach dargestellt, vielmehr erscheint die Mehrzahl dieser Lehrbücher stellenweise ganz unverständlich und in ihren Beispielen höchst ungenügend; und da es nun obendrein noch zu allen Zeiten Tonsetzer und Tonlehrer gegeben hat, welche sich nachtheilig und geringschätzend über den Contrapunkt ausgesprochen haben, so mag wohl mancher lernbegierige Tonsetzer unter so bewandten Umständen entweder durch Vorurtheil oder bei Vornahme eines solchen Lehrbuches durch dessen Unverständlichkeit sich vom Studium des Contrapunktes abgehalten, ja, gleichsam abgeschreckt gesehen haben. — — — — Ich spreche hier aus eigner Erfahrung und weiß es nur zu gut, wie viele Zeit und Mühe ich bei'm Studium des Contrapunktes verloren, und wie schwer ich endlich dem Gedanken Raum gegeben habe, es möge die Schuld der Unverständlichkeit so mancher contrapunktlichen Lehrsätze und Beispiele doch wohl nicht an mir allein liegen."

Daß sich ein Musiker und Gelehrter, dem zugleich an dem allgemeinen Fortschreiten der Kunst gelegen, aufgefordert fühlen mußte, viele Dunkelheiten zu beleuchten, Irrthümer zu berichtigen und dem Bedürfnisse der Zeit entgegen zu kommen, hoffen wir hierdurch bewiesen zu haben. Nachdem also das Dasein des vorliegenden Werkes sanktionirt ist, wollen wir, so weit Raum und Kräfte es gestatten, seinen Gehalt prüfen und darstellen.

Die Einleitung (pag. 1—24) enthält eine historisch-kritische Darstellung der Geschichte des Contrapunktes. Historisch stützt sich der V. auf bekannte und angeführte Autoritäten der musikal. Literatur, deren verschiedene Meinungen er gleichzeitig aufgestellt hat, so daß ein jeder Urtheilsfähige nicht nur selbst sie mit einander vergleichen kann, sondern auch noch des V. eigne kritische Beleuchtung zur Richtschnur benutzen, oder falls ihm dieselbe nicht genügen sollte, wiederum seiner eignen Prüfung unterwerfen kann. Gegenstände, die, durch die Unzuverläßigkeit der Berichterstatter, sich dem Scharfblicke des unbefangenen Beobachters entziehn, hat der V., da er sich Nützlichkeit in praktischer Anwendung zum Ziel seines Strebens gesetzt hat, angeführt, ohne sich in weitere hypothetische Untersuchungen einzulassen, als seine Pflicht als historischer Referent von ihm erheischte.

Jede Stelle des Textes, welche ein musikalisches Gleichniß zuließ oder erheischte, so wie auch die namhaft aufgeführten Arten der sonst üblichen verschiedenen Contrapunkte sind mit deutlichen und sangbaren musikalischen Notenbeispielen begleitet.

Wir wollen jetzt das Produkt der 6 Capitel in gedrängter Uebersicht zusammenfassen, deren Inhaltsverzeichniß, nebst demjenigen der beiden noch nachfolgenden Abtheilungen (welche der V. durch sein Rundschreiben von verwichener Jubilatemesse 1834 vor der Erscheinung des obigen Werkes bereits veröffentlicht hat) an sich schon eine interessante und streng geregelte Aufeinanderfolge contrapunktischer Baumateriale zu nennen ist. Der V. legt im 1sten Cap. den Grund zu allen spätern contrapunktischen Uebungen, indem er auf eine erschöpfende und planmäßige Weise den Lernenden die ebene Bahn einer guten Stimmführung *) hindurch leitet, keine Klippe unbezeichnet läßt, so wie er umgekehrt in der Harmonielehre das unübersehbare Meer des harmonischen Reichthums mit allen seinen Fährlichkeiten dem Blicke gezeigt hatte. Sobald nun im ersten Cap. die Uebungen im einfach gleichen Contrapunkte, von den leichteren vierstimmigen abwärts gehend zur drei- und zweistimmigen Behandlung, beendigt sind, wird der Lernende im 2ten Cap. mit dem darauf gegründeten einfach-ungleichen oder verzierten Contrapunkte bekannt gemacht und von hier an lernt er umgekehrt zuerst mit einer, dann mit zwei und endlich mit drei Stimmen zum cantus firmus contrapunktiren, ohne daß ihn die Mehrheit der Stimmen verwirren kann, da keine neue Stimme hinzutritt, bis die vorhergehende nicht so weit befestigt war, daß er ihr einen Theil seiner Aufmerksamkeit entziehen konnte. (Schluß folgt.)

*) Hier kann R. nicht unberührt lassen, daß d. V. bei dieser Gelegenheit die in der Harmonielehre S. 73 versprochene Auseinandersetzung des Grundes oder Ungrundes des so bekannten Quinten- und Oktavenverbotes sehr umsichtig und natürlich abgehandelt hat.

Puntes.

*** Die russischen Pächter der großen Fischereien in den Seen Ostpreußens stellen sich, — vielleicht gerade durch ihre Entfernung vom Vaterlande, — als ein interessanter Schlag Menschen dar. Gemeiniglich führt ein „Alter," der ein völlig patriarchalisches Ansehn hat, und beinahe unumschränkte Gewalt ausübt, eine ganze Gesellschaft dieser russischen Fischer, welche im Sommer ziemlich elende Hütten bewohnen, den ganzen Winter hindurch aber fast blos auf den Eisdecken der Seen hausen, sich mit einer Zwiebel und einem Stück Brot für den ganzen Tag begnügen, nichts als Wasser trinken, und in besserem moralischen Ruf als physischem Geruch stehen, — denn, was letzteren betrifft, so kann man die Existenz des Lagat (einer Art abscheulichen Thran's), womit sie ihre großen juftenen Wasserstiefel und gleichstoffigen Handschuhe einsalben (um sie wasserdicht zu machen), schon auf 100 Schritt in der Entfernung so heilig beschwören, als man sich nur irgend einer Gattung von Nase, die man im Gesichte trägt, versichert weiß. — Die Geschäfts-Saison dieser guten Leute beginnt erst, wenn die Eisdecke der Seen sich so weit consolidirt hat, daß man auf denselben in Schlitten fahren kann. Dann werden in das Eis Wunen (Löcher) gebrochen, durch die Hauptwune wird das Netz in's Wasser gesenkt, welches aus einer Art von ungeheurem Sack und zwei gleichfalls sehr großen Seitenflügeln besteht; ein solches Netz kostet, wie man mich versicherte, oft 300 — 400 Silberrubel. An jedem Flügel sind Stricke angebracht und am Ende dieser Stricke Stangen, welche unter dem Eise fortgeschoben werden. Ist das Netz auf solche Weise ausgespannt, so beginnt der Zug vermittelst einer großen auf einem Schlitten angebrachten Winde und ist gemeiniglich so ergiebig, daß er 400 bis 500 Tonnen Fische liefert und oft 80—100 Thaler abwirft. Den Fang kaufen in der Regel gleich an Ort und Stelle die Juden und schaffen ihn dann nach Polen. Die Bauern sind gleichfalls dabei thätig, — sie stehlen nämlich, so viel sie nur können, und unsre Russen begnügen sich, statt sie durch Mißhandlungen dafür zu strafen, — sie höchstens mit Wasser zu begießen, und lassen sie dann sogar mit ihrer Beute ruhig weiter ziehen. Diese Russen unterscheiden sich überhaupt sehr zu ihrem Vortheil von den Landeskindern. So war ich z. B. einmal Zeuge, daß ein Schlitten auf einer dünnen Stelle des Eises, wo dieß einbrach, nahe am Versinken war. Die ostpreußischen Bauern, die bei dem Fischzuge gar nichts zu schaffen hatten, glotzten dem Unfall ganz ruhig zu, die Russen hingegen ließen ihre Arbeit augenblicklich im Stiche und rasteten nicht, als bis sie den Schlitten nach unsäglicher Mühe wieder aus dem Eise gerettet hatten, dann begaben sie sich, als wäre keine Unterbrechung vorgefallen, an ihre Arbeit zurück.

*** In Paris hat sich eine (bis jetzt ungenannte) Gesellschaft gebildet, welche vom 1. April eine (Nachdrucks-) Bibliothek deutscher Classiker herausgeben will, mit Commentaren, Biographien und Kritiken, den Band in Lexiconformat auf Velinpapier, zu 50 Bogen, für 10 Francs; Göthe's sämmtliche Werke in 5 Bänden und Jean Paul's Schriften in 6 Bänden sollen (dem Prospektus zufolge, der mit den üblichen Beschönigungsfloskeln aufgestutzt ist) den Anfang bilden. Das Verzeichniß nennt 59 deutsche Schriftsteller der neueren und neuesten Zeit, deren Werke uns in französischen Nachdrucken nach Deutschland herübergesendet werden sollen. — Der Vorsteher des Börsenvereins, Enslin in Berlin, hat bereits Schritte gethan, um innerhalb der deutschen Bundesstaaten ein allgemeines Verbot gegen diese Nachdrucke zu erwirken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 56. 1835.

224

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 6. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

„Freilich ist der Sinn des Volkes wandelbar,“ — entgegnete der Bischof, — „aber richtiger würdigen weise Zeitgenossen den Werth der Herrscher, und für keines seiner geistlichen Kinder fleht der heilige Vater inbrünstiger zum Himmel, als für Euer theures, erhabenes Haupt, daß die Veränderung, auf welche Ew. Gnaden hindeuten, noch viele Jahrzehente verschoben bleiben möge.“ „Ich dürfte wohl hoffen,“ — versetzte Johanna, — „daß päpstliche Heiligkeit aufrichtig, nicht blos mit Worten, Theil an meiner Wohlfahrt nehme, und ihr Ohr den Verläumdungen meiner Feinde, den Anträgen gieriger Erbschleicher verschließe, so wie ich immer meine Hand öffne bei den Bedrängnissen und Geldverlegenheiten der Kirche.“ Während die Königin noch sprach, hatte ihr Geheimschreiber den Kreis der Höflinge rasch durchschritten und überreichte der Monarchin ein Paket. „Der Kanzler sandte es eben von Neapel,“ — sprach er, sich tief neigend, indeß die Königin mit ängstlicher Hast die seidnen Schnüre losmachte. — „Entschuldigt durch die Wichtigkeit der Sache die vielleicht unwillkommene Störung.“ Der Bischof von Ostia heftete den Blick scheinbar gleichgültig auf den Geheimschreiber, der mit kaum merklichem Wink ihn zu erwiedern schien.

Hochroth färbten sich Johannas Wangen; sie rief mit ausbrechender Heftigkeit: „Das ist die frechste Anmaßung, die unglaublichste Unverschämtheit! Hört nur, Herr Bischof, und berichtet seiner Heiligkeit, wie man sich erkühnt, mich zu mißhandeln. Dieser König von Arragonien, der sich von seinen Schmeichlern den Weisen nennen läßt, während er doch im Narrenhause seinen geziemenden Platz hätte, ist zu Palermo angekommen, und hat von dort ein Manifest erlassen, das ihm Verderben bringen soll, — oder ich will nicht leben! Er erklärt im voraus jede meiner Verfügungen über die Krone von Neapel für ungültig, bietet seinen Schutz meinen pflichtvergessenen Unterthanen, wenn sie schon jetzt ihm huldigen wollen, und gibt ziemlich deutlich zu verstehen, daß er mit mir verfahren möchte, wie mein Vater mit meiner unglücklichen Namensschwester; aber, bei dem heiligen Januar, unserm hochgelobten Schutzpatron! wir wollen ihm die Wolfsklauen fesseln, die nach unserm Diademe greifen.“ „Fasset Euch, erlauchte Fürstin,“ — beruhigte der Bischof, — „vertraut Eurer Kraft und der Hülfe des heiligen Vaters; einen neuen Kreuzzug wird er predigen, aufrufen alle Könige der Christenheit gegen den ungehorsamen Sohn der Kirche.“ „Unsere Herrin,“ meinte die alte Herzogin bitter, „wird schon ohne fremde, zweideutige Einmischungen zu siegen wissen. Sie war immer zu milde gegen Meineidige und Landsverräther; ihr Kopf stände fester, hätte sie mehre andere springen lassen.“ „Ich fürchte den Arragonier nicht,“ — sprach Johanna stolz, — „nur Überraschung betäubte mich; mein Thron steht zu fest gegründet, sie mögen es versuchen mit ihren hochtrabenden, hispanischen Drohungen daran zu rütteln. Aber man beschleunigt vielleicht dadurch Entschließungen, die mich hinlänglich rächen werden. Mein Volk soll

keinem Eindringling, keinem trotzigen Fremdling gehorchen, kein Ausländer soll dies schöne Land beherrschen, nein, aus der Mitte meiner Getreuen — —" Sie brach plötzlich ab, indem sie den lauernden Blick des Bischofs, so wie der Herzogin spöttisches Lächeln bemerkte, und setzte nach einer Weile mit erzwungener Gelassenheit hinzu: „Es ist nun genug für heute Abend von verdrießlichen Dingen. Dort kömmt ja wieder ein neuer Maskenzug; — doch nein, da ist endlich der Graf; was will aber Carracioli mit den fremden Frauen?" —

Der junge Graf hatte den unscheinbaren Mantel, der ihn verhüllte, als er mit den Ankömmlingen verkehrte, abgeworfen, und stand vor Johanna im Glanz des höchsten Schmucks und seiner seltenen Schönheit. Unter dem mit Diamanten verzierten Barett quoll des goldnen Lockenhaares reiche Fülle, jugendlicher Frohsinn strahlte aus den großen, dunkeln Augen, über denen die stolze Stirne dem heitern, rosigen Antlitz etwas Gebietendes verlieh und seine fast riesenmäßige Heldengestalt erhob ihn edler über die Umgebung als alle Ordenszeichen, mit denen Johannas Wohlwollen ihn geschmückt. In träumerischem Sinnen verweilte der Blick der Herrscherin auf der herrlichen Erscheinung, ihr Ton wurde milder, doch erließ sie ihm die herbe Frage nicht: „Ihr beeilt Euch nicht sonderlich, meinem zweimaligen Gebot zu folgen." „Der junge Herr hatte wichtige Geschäfte," — flüsterte die Herzogin. „Meine erhabene Gebieterin," — sprach Carracioli, ein Knie beugend, und so schön in dieser Stellung, daß die Augen der Hoffräulein verstohlen auf ihm ruhten, — „kann mir nicht zürnen, da ich das verlorene Kleinod suchte, den unschätzbaren Ring, den diese junge Fremde vom Lande," — hier deutete er auf Livia, — „so glücklich gewesen, zu finden." Die Königin nahm herablassend den Ring aus Livias Hand und sagte huldvoll zu dem reizenden schüchternen Kinde: „Ich würde Euch den Fund zum Andenken lassen, aber dieser Ring ist mir sehr werth." Carracioli neigte sich auf die Hand der Monarchin, als sei es an ihm, ihr für diese Äußerung zu danken, auch hatte sie die letzten Worte mehr an ihn als an das Fräulein gerichtet, und nun winkte sie Livien näher zu treten, und hing mit ausgezeichneter Freundlichkeit die eigne, kostbare Kette um ihren weißen Hals. Signor Pangrazio drängte sich so viel als möglich in den Vorgrund, um auch einen Strahl der königlichen Sonne aufzufangen und erlangte wirklich die gnädige Frage: „Ihr waret wohl noch nie in unserer Hauptstadt?" „Verzeihen Ew. Gnaden," — erwiederte der Hocherfreute, — „schon zweimal hat mich mein günstiges Geschick in die beseligende königliche Nähe geführt. Das erstemal war ich noch ein alberner Springinsfeld, da Ew. Gnaden Verlobung mit dem tapfern, glorreichen, hochseligen Erzherzog von Östreich festlich begangen wurde; und zum andernmal hatte ich die Gnade, den hochgebornen König Jacob, Euern zweiten Gemahl, in meiner geringen Wohnung zu empfangen, (da er sich auf der Jagd verirrt hatte,) und auf seinen allerhöchsten Befehl bis hierher zu begleiten." Erstarrt standen die Hofleute bei dieser unerwarteten Rede, die nur die Herzogin von Sessa mit hämischem Beifall anhörte, denn Johanna gedachte schon ungern des vor vielen Jahren verstorbenen österreichischen Eheherrns, und des Zweiten nun gar mit dem äußersten Abscheu; darum fiel sie zornig ein: „Er war nicht König, nur Graf von La Marche — ich hatte dem Undankbaren nur meine Hand, nicht meine Krone geschenkt, und ich hoffe nicht, daß einer meiner Unterthanen noch des Verräthers und seiner tollen Anmaßung der Königswürde gedenkt." Der arme Signor Pangrazio stand bei diesem vulkanischen Ausbruch leichenblaß, gleich einer Bildsäule, während Caracioli für ihn den Sturm beschwor. „Unsere gütige Herrin," — hob er an, — „wird leicht absichtliches Vergehen von der Unwissenheit eines schlichten Landedelmann's unterscheiden." „Es war nur eine allgemeine Warnung," — sprach Johanna, — „und es thut mir leid, daß dies artige Kind," — sie wies auf die bebende Livia, — „über meinen Zorn erschrack." — Sie stand auf, grüßte die Versammlung und gab Carracioli den Arm, der, als er sie durch die Reihen der tiefgebückten Hofleute führte, mehremale den Kopf zurückwandte und nicht so vollkommen beglückt schien, nicht so vollkommen befriedigt von der beneideten Gunst, wie seine Feinde wähnen mochten. —

Die Königin schwieg eine Weile, um sich von den verschiedenen Gemüthsbewegungen zu erholen, und ging dann, wie gewöhnlich schwache Menschen, von heftiger Erregung zu Weichheit und Kleinmuth über. Sie schaute am Ende des Laubgang's sich erst um, ob ihr Gefolge entfernt genug sei, um ihre Worte nicht mehr zu vernehmen, dann theilte sie unter Thränen und Schluchzen dem Vertrauten ihre Sorgen mit. Am peinlichsten drückte sie der Argwohn, daß viele von den mächtigen Baronen besonders in Apulien, wo der Verkehr mit Sizilien am stärksten sei, mit Alphons von Arragonien, der dort herrschte, in verrätherischer Verbindung stehen möchten, weil dessen plötzliches, kühnes Vortreten sich auf geheime Unterstützungen gründen müsse. Sie warf sich bitter vor, daß sie selbst diesem Alphons durch seine Adoption Rechte gegeben habe; aber freilich wäre sie damals, von den Anjou's hart bedrängt, ohne seine Hülfe verloren gewesen. Nach Art trübsinniger, unkräftiger Menschen grub sie nun alle Leiden der Vergangenheit aus dem Grabe hervor, um den Schluß zu ziehen, daß ihr das traurigste Loos unter allen Sterblichen beschieden gewesen sei, obgleich ihr Geschick, wenn sie nur mehr Vernunft und Willenskraft besessen hätte, unter die glücklichsten Ausnahmen gehört haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortsetzung.)

„Die beiden Schwestern sind in der That talentvolle Anfängerinnen,“ hört man viele geschmacklose Menschen sagen, die ohne Kunsturtheil in den Tag hinein schreien; „die Mutter hat sich viele Mühe gegeben, sie zu lehren, wie man spricht, wie man gefühlvoll wird, wie man in Affekte geräth, und beide haben die Lehren ganz gut begriffen; allein sie sind dadurch, jeder freien Auffassung, jeder eignen Anschauung beraubt, — vollkommene Kopien geworden, und man darf nur die Augen zumachen, um sich der Täuschung hinzugeben, die Mutter selbst debutire. Ganz vorzüglich ist dies bei der Ältesten der Fall, die überhaupt kalter zu sein, weniger Gefühl zu besitzen scheint, während bei der Jüngeren das Eigene sichtlich durchschimmert und sich nicht durch das Eingelernte hat ganz erdrücken lassen. Warum aber auch halbreife Kinder auf die Bretter bringen, und sie in Rollen, wie die Louise in Kabale und Liebe, wie Minna von Barnhelm, wie Eucharis, wie Melitta in Sappho hineinzwängen, von denen so junge schuldlose Herzen, wie man annehmen muß, nicht die geringste Ahnung haben, und deren kunstvolle Ausführung daher nicht den geringsten Anklang im eignen Herzen findet? Warum hat Madame Krelinger nicht an kleinen Rollen sie bühnenfest gemacht? Sie wurde so leichter ihren Zweck erreicht haben, ihre Kinder bei der Königl. Bühne angestellt zu sehen, welche andrerseits es ausschlagen mußte, da die Rollenfächer besetzt und die Inhaber derselben es sich gewiß nicht gefallen lassen würden, mit den jungen Geschwistern zu theilen oder diesen nachzustehen, andrerseits es auch weit vernünftiger schien, so junge Künstlerinnen nach und nach zur Reife gedeihen zu lassen, um des alten Spruches zu gedenken, daß kein Meister geboren wird!“

Auf diese und ähnliche Weise hat man vielfach urtheilen hören. Allein ist Madame Krelinger nicht eine große Künstlerin? Und wenn sie ihre Töchter wirklich so heraufgebildet hat, daß man nur die Augen zu schließen braucht, um die Mutter zu hören, haben sie dann nicht zum Größten und Höchsten Ansprüche und Rechte? Was schadet das Alter, was schadet die Kopie? Wenn das Original ein Meisterwerk ist und die Kopie ist ihm gleich an Vollkommenheit, so erhält sie dadurch den Werth des Originals, ja die Täuschung, die in ihr liegt, erhebt sie noch über das Vorbild.

Gegenwärtig gastiren nun die Schwestern auf der Königl. Bühne, sie werden bis zum Mai ihre Spiele fortsetzen, dann fest engagirt werden, mit ihrer Mutter aber eine Kunstreise durch Deutschland machen, und höchst wahrscheinlich auch nach Frankfurt kommen, wo Sie selbst dann sie sehen und bewundern können. — Man könnte fragen, weshalb aller Lärm, alles Zurückweisen, alle Erbitterung und Rüge der Journalistik gegen die Direktion, weshalb die Gastspiele auf der Königsstadt, der Aufruhr, wie ihn Berlin lange nicht hatte, wenn man nachher sie doch nicht blos spielen lassen, sondern sogar anstellen wollte? Die Schwestern können sich bedanken, daß Alles so, und nicht anders gekommen ist; denn sie würden wahrscheinlich nicht den vierten Theil der Freunde gefunden haben, welche ihnen ihre Unterdrückung erworben hat; ja man hat sogar behaupten wollen, dies alles habe eben so kommen müssen und sei nur eine Schlauheit der Direktion gewesen, während es allerdings beschränktern Menschen als eine unerhörte Lächerlichkeit vorkommen kann. Madame Krelinger jedoch soll erhaben gedacht und den eigentlichen Ausschlag durch ein: aut Caesar, aut nihil! gegeben haben. Sie verlangte, nachdem Verhandlungen fruchtlos geblieben, kurz und bündig den Abschied oder die Anstellung ihrer Kinder, und das letzte geschah, wodurch den Bedenklichkeiten der einsichtsvollen Direktion ein jähes Ende gemacht wurde. — Während nun die Stich's zum Königl. Theater übergingen und nicht auf der Königsstadt angestellt wurden, wie es erst hieß, erschien hier Madame Charlotte Birch-Pfeiffer zu Gastrollen, um die Abgegangenen zu ersetzen. Madame Birch-Pfeiffer ist als Dichterin und Schauspielerin in Deutschland bekannt, und sie hat von Neuem ihren Ruf bei uns bewahrt. Einige Schreckensgemälde und sonstige außerordentliche Stücke, in welchen sie die Hauptrollen übernahm, wurden rasch in die Scene gesetzt, jüngst erst Johann Guttenberg, und schon ist ein neues angekündigt nach Victor Hugo's Notre-Dame, welches sich an echt tragischer Größe und poetischer Schönheit mit Hinko messen dürfen soll! — Am besten geht es dabei Herrn Cerf, der mit großer Emsigkeit immer für Neues sorgt, und, ehe die Königl. Bühne Eins liefert, mindestens Vier auf dem Repertoire hat. Hat er Verluste, so vergütigt diese ein unbekannter Zauberer, der, wie man sagt, jährlich eine sehr bedeutende Summe in die stets offenen Taschen des geistvollen, großmüthigen Cerf fließen läßt, um das Theater zu erhalten; und zu Schaden kann der Herr Direktor niemals kommen, selbst wenn er das Haus schlösse, denn er besitzt die Actien größtentheils, und der Bestand deckt ihn mehr als vollkommen. —

Die Königl. Bühne, zu der ich mich wende, ist unzweifelhaft eins der großartigsten Institute dieser Art in Deutschland, da ihr Personal über eilfhundert Personen beträgt, und ihre Mittel sich mit jedem Theater Europa's messen können. Unberufene haben ihr seit langen Jahren vorgeworfen, daß die Intendanz nicht diesen Mitteln gemäß handle, und daß oft viel kleinere Theater bei weitem mehr leisteten, als sie, daß man die Kräfte zersplittere, und ohne alle Umsicht handle, daß keine fähigen praktischen Männer an der Spitze ständen, sondern Hofleute, weder gebildet genug, um den Kreis der Theaterliteratur zu überschauen, noch mit poetischer Anschauung und Kunst begabt, um Dichter und Dichterwerke zu würdigen, noch mit Einsicht und Fähigkeiten ausgerüstet, um das umfassende Geschäft zu lenken. Man hat dabei die unendliche Verwirrung bedauert, in der sich Alles bewegt, die Behandlung beklagt, welche ausgezeichnete Künstler erfahren, so wie die Fülle kleinlicher und schmutziger Intriguen bejammert, die hier unausgesetzt statt finden sollen. Nicht Verdienst soll hier entscheiden, sondern Gunst; und die Willkühr, mit welcher man von unten bis oben verfährt, ohne Maß und Grenze sein. — Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß Alles dies von Entstellungen und Verdrehungen wimmelt und die Direktion nicht in bessern Händen sein kann, als sie es ist. — Der Intendant ist der Graf von Redern. Sein schöner Pallast unter den Linden ist nach dem Muster des Pallastes Pitti in Florenz gebaut. — Der Graf Redern ist ein äußerst gebildeter Mann, dessen Geschmack und Kunstsinn sich in einer der besten Privat-Gemäldegallerien ausspricht, die er von seinem Vater geerbt hat; neuerdings noch hat er durch eine Heirath mit der Tochter des Senators . . . . in H . . . . sein Vermögen um ungefähr drei Millionen Mark Banko vermehrt, und ist hiedurch einer der angesehensten Männer des Staates geworden, der so leicht von Keinem übertroffen wird. —

(Schluß folgt.)

Musikalische Literatur.

A. André's Lehrbuch der Tonsetzkunst ꝛc. — (Schluß.)

Was wir in einem Lehrbuche des Contrapunktes durchaus neu erschien, ist, daß A. in diesem Kapitel nicht nur die Anwendung, d. h. die Setzart des verzierten Contrapunktes lehrt, sondern auch, wie ein Gesang (Contrapunkt hier) überhaupt zu verzieren sei, wozu seine im ersten Bande (Harmonielehre) enthaltene Lehre von den durchgehenden Noten eine nützliche Vorkenntniß gegeben.

Der doppelte Contrapunkt, diese so wesentliche Zierde und unentbehrliche Stütze vielstimmiger Musikwerke entziffert sich jetzt dem Leser mit derselben Deutlichkeit, wie alle vorhergehenden Sätze. Wenn derselbe den in der 8ve aufmerksam in allen seinen Theilen und Satzregeln studirt hat, so ergibt sich daraus die Anwendung auf den in der Decime und Duodecime gewissermaßen von selbst (weßhalb A. auf den Schluß der 3ten Abtheil. dieses Kap. verweis't), welche letztere Entdeckung um so wichtiger ist, als berühmte Tonsetzer und Gelehrte entweder mit Undeutlichkeit oder Geringschätzung über diese allerdings beschränkteren Arten des Contrapunktes sich geäußert haben. Was von dem Contrapunkte der 3, 4, 5 und so weiter zu halten, darüber verweisen wir den Wißbegierigen auf den 4ten Abschnitt dieses Kap., da es uns an Raum gebricht, die scharfsinnigen Bemerkungen des V. alle hier anzuführen.

Das 4te Kap. handelt nun vom 3-, 4- und mehrfach doppelten Contrapunkte, in welcher Abhandlung man auf dieselbe einfache Verfahrungsart zu den erstaunlichsten Resultaten gelangt. Als Curiosität wollen wir nur anführen, wie ein solcher 6fach doppelter Contrapunkt 720 verschiedenartige Verbindungen der Stimmen zuläßt, der 7fach doppelte 5040 und endlich der 8fach doppelte 40,320. Wir verweisen übrigens in Betreff dieser Curiosität wiederholt auf die Urtheile und Ansichten des Verfassers.

Das 5te Kap. lehrt die Abfassung des polymorphischen Contrapunktes, d. h. nach des Verfassers eigenen Worten: „Man hat unter dieser aus dem Griechischen entlehnten Benennung eines Contrapunktes eine solche Eigenschaft desselben zu verstehen, nach welcher seine Noten sowohl eine Vergrößerung als eine Verkleinerung, als auch eine Lesung derselben in entgegengesetzter Richtung, so wie ferner in einer rückwärts (von der rechten zur linken Hand) gehenden Fortschreitung gestatten, so daß also ein und derselbe Contrapunkt unter vielfachen Gestalten erscheinen kann."

Wenn nun auch der V. selbst diese Art des Contrapunktes blos papierne Künsteleien nennt, so bemerkt er doch ganz richtig: „Jedenfalls muß der Tonsetzer mit all diesen Arten des Contrapunktes genau bekannt sein, indem er nur dadurch sich in den Stand gesetzt sehen wird, mit Sachkenntniß über ihren Werth oder Unwerth zu urtheilen."

Wie man nun aber nicht aus einem Extreme in das andere fallen, und jedem Verdienste seine Kronen lassen muß, so kann A. nicht umhin, so bald man diese Künsteleien als solche einmal bezeichnet hat, sie wenigstens interessant zu finden, wenn sie mit Sachkenntniß und musikalischem Geschmacke abgefaßt sind, wie dies mit den erläuternden Beispielen von des V. eigener Composition der Fall ist.

Das 6te und letzte Kap. lehrt die Anwendung der angeführten Lehrsätze bei'm mehrstimmigen Satze. Es ist durchwebt mit Beispielen aus bekannten Tonstücken der Aelteren und Neueren, so daß es dem geübten Lehrling leicht fallen muß, die Wesenheit dieser Sätze zu beurtheilen und zu finden, wie sich alles Einzelne hier mehr oder minder gut zu einem vollendeteren Ganzen gestaltet hat. Zu der im 4ten Abschnitte des 6ten Kap. enthaltenen Lehre, eine contrapunktische Abfassung über einen basso continuo zu liefern (contrapunto ostinato), hat der Verfasser einen Beweis geliefert, in welcher Vollkommenheit seine Lehren angewandt werden können, indem er über einen Baß von 4 Takten, der sich durch 87 Takte immer wiederholt, einen fünfstimmigen Gesang gesetzt hat, dessen Reichthum und Abwechselung den Unkundigen keine Zwangsregel vermuthen läßt, dem Kunstverständigen Beifall und dem Lernbegierigen Muth zum Nacheifern hervorlocken muß.

Zum Schluß unserer Darstellung wollen wir nur noch anführen, daß sämmtliche Beispiele aller Arten von Contrapunkten an 2 bekannten Choralmelodien, welche durchgängig als C. F. beibehalten, ausgeübt sind, so daß man mit wahrem Vergnügen das Gefüge des letzten verwickelten Satzes entstehen sieht, wenn man, von dem ersten nackten Satze an, einen Zierrath nach dem andern aufsitzt, oder wenn man umgekehrt (wer nun an einem solchen zersetzenden Verfahren mehr Freude hat) einen Schmuck nach dem andern, die zierlich geschlängelten Tonwendungen, die sich aus einer Stimme in die andere symmetrisch entwerfenden Figuren abstreift, bis der Satz wieder in einfachen halben Noten daherschreitet, als sei er nie anders gewesen.

Möchte nun unser Wunsch, so wie der des so zahlreichen musikalischen Publikums um baldiges Erscheinen der versprochenen 2 Abtheilungen vom Canon und von der Fuge bald in Erfüllung gehen, um so mehr, da unser von der letzten Erscheinung so sehr befriedigtes Gefühl ein ähnliches von dem noch so dunkeln Gebiete des Canon erwarten läßt. Wir sind begierig, die Schlüssel zur Lösung und Verfertigung der im 5ten Kap. genannten besonderen Arten von Canons und aller derer, welche uns das Inhaltsverzeichniß der 2ten Abtheilung des 2ten Bandes ankündigt, zu empfangen. Die vom V. sich selbst gesetzte schwierige Aufgabe, jede Abtheilung seines Werkes als ein selbstständiges Ganzes zu behandeln, ist durch diese 1ste Abtheilung erfüllt worden, und es erscheint in unsern Augen als eine seltene schriftstellerische Uneigennützigkeit, ein Werk, das man vollständig in den Händen keines Musikers vermissen sollte, auf diese Weise, zum pecuniären Vortheile des letztern (wie ihn nun gerade die Lehre der Harmonie, des Contrapunktes, des Canon, der Fuge, der Melodie ꝛc. mehr anzieht) und zum Nachtheile des Herausgebers, der mit dem Verleger eine und dieselbe Person ist, zu zerspalten. Möge zwischen Publikum und Verfasser ein gutes Einverständniß und gleiches Streben nach Aufklärung stattfinden, damit dem baldigen Erscheinen aller seiner angekündigten Werke kein Hinderniß im Weg liege.

7.

Puntes.

*** Boston ist eine der ältesten Städte der Union, und bietet ein auffallendes Aeußere dar. Das Stadthaus, das am höchsten gelegen ist, bildet gleichsam die Spitze einer Pyramide, von welcher man eine mit Recht bewunderte Aussicht genießt. Hier hält die gesetzgebende Versammlung von Massachusetts gewöhnlich ihre Sitzungen. Dem Haupteingange gegenüber befindet sich in einer zu diesem Zwecke angebrachten Nische die Bildsäule Washingtons von Chantrey.

Der große englische Bildhauer hat bei dieser Gelegenheit seine hohe Meisterschaft glänzend entwickelt. Schon der erste Anblick hat etwas Imponirendes; auch der gleichgültigste Zuschauer wird dabei von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen. Washington ist in aufrechter Stellung dargestellt, mit einem losen, aber geschmackvoll um die Schulter geworfenen Mantel bekleidet, den er mit der, auf seiner Brust ruhenden Hand in die Höhe hebt. Der Kopf ist kahl und seine Züge gleichen dem Original vollkommen. Für diese meisterhafte Statue von Amerika's Schutzpatron soll der Bildhauer die Summe von zehntausend Dollars empfangen haben.

Die Bauart der meisten öffentlichen und Privatgebäude in Amerika ist unglücklicher Weise theils von der englischen, theils von der italienischen und selbst von der griechischen copirt, selten aber rein im Geschmacke des Originals erhalten. Der Styl vom Tempel des Theseus zu Athen, von der St. Peterskirche zu Rom und etwa von einem Hause aus der Regentstraße zu London ist zusammengemengt und aus diesem Gemengsel entstand das etwas, was man amerikanische Bauart nennt. „Der Genius der Baukunst," meint Jefferson, dieser scharfsinnige und erfahrene Kunstrichter, „scheint seinen Fluch auf dieses Land geworfen zu haben." —

Auf meiner ganzen Reise durch die vereinigten Staaten (erzählt Refoidsen) sah ich kein Haus, das irgend einem Palaste der alten Welt verglichen werden könnte, wie ich solches auch nicht erwartete. Die Erinnerungen an Athen und Rom hatten mir jedoch von Jugend auf nachhaltigst die Idee eingeflößt, daß es gar keine Republik ohne Forum mit Bildsäulen, ohne Tempel, Triumphbogen und Paläste geben könne. Nur mühsam konnte ich von meiner Meinung abgehen und begreifen lernen, daß Patriotismus auch in gewöhnlichen Wohnungen, ohne Tempel, ohne Triumphbogen und ohne Paläste gedeihen könne. Allein Amerika ist noch eine junge Republik; es wird die Zeit noch kommen, wo man Fora und Triumphbogen errichten wird.

*** Der Maler Kneller (ein geborner Lübecker) war, obwohl geistreich und witzig, doch so außnehmend eitel, daß er mehr als einmal die Zielscheibe für die Sarkasmen seiner Freunde Gay und Pope wurde. Letzterer, welcher sich mit Kneller (der das Englische nicht besonders angenehm accentuirte) gemeiniglich französisch unterhielt, wollte diese Eitelkeit auf die höchste Probe hinauf schrauben. Er stellte sich mit Kennermiene vor ein eben beendigtes Gemälde Kneller's, betrachtete es lange mit großer Aufmerksamkeit und sprach dann: „On lit dans les Ecritures Saintes, que le bon Dieu faisait l'homme d'après son image; mais, je crois, que s'il voulait en faire un autre à présent, il le ferait d'après l'image, que voilà." — Kneller drehte sich gravitätisch um und erwiederte mit dem größten Ernst: „Vous avez raison, Monsieur Pope; par dieu, je le crois aussi!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 57. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 7. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

In der Jugend schön, reich, voll anmuthiger Talente, in spätern Jahren Regentin eines im Ganzen ihr ergebenen Volkes, entbehrte sie nur die Kunst ihr Verlangen den Verhältnissen anzupassen, das Leben mit Umsicht zu beherrschen, und dem Unerreichbaren zu entsagen. Dann wehklagte sie über neue Versuche des Hauses Anjou und, daß geheime Kundschafter versicherten, der Papst gedenke im Trüben sein Petrusnetz auszuwerfen, und die Verwirrung zu benutzen, das alte Lehnsrecht der Kirche über Neapel geltend zu machen. Carracioli suchte ihren Muth zu stärken; was ihr so entsetzlich drohte, schien dem feurigen, entschlossenen Manne Kinderspiel. „Sammelt ein Heer," sagte er, — „erkläret dem Arragonier offen den Krieg, laßt uns ihn in Sizilien überfallen, und wenn uns das Glück günstig ist, so könnt Ihr die beiden schönen Länder unter einem Zepter vereinigen, wie es schon der Plan Eures staatsklugen, unternehmenden Vaters war." „Ach Carracioli," — seufzte die Königin, — „wohin führt Euch der unbesonnene Ehrgeiz, dann würde mich der gereizte Alphons ganz vernichten — und ich sollte Euch diesem Wagniß aussetzen? — ich würde vor Angst vergehen, wenn ich Euch in Gefahr dächte." — „Die Anjous sind noch weniger zu fürchten," — fuhr Carracioli fort, — „der Älteste ist kränklich, oft dem Tode nah, der Jüngste ist ein Pinsel und beiden fehlt es an Geld und Soldaten. Was den Papst betrifft, so bereitet ihm Kaiser Siegismund bei der Baseler Kirchenversammlung den Untergang, so, daß er der Madonna danken kann wenn sie ihn in seinem Vatikan erhält, ohne daß er sich um fremde Händel kümmern darf. Darum tretet kühn und offen in die Schranken, erklärt Euern Feinden, daß Ihr ihre Pläne kennt und verachtet." Aber Johanna war von der ersten heftigen Aufwallung zur tiefsten Muthlosigkeit übergegangen; tausend kleinliche Rücksichten hielten sie auf, und sie sah nur Rettung in halben, geheimen Maasregeln und in Bestechung der Partheihäupter. „Ich muß Euch nach Apulien senden," — sprach sie zuletzt, — „ich weiß beinah gewiß, daß in der Gegend von Reggio verdächtige Zusammenkünfte stattfinden. Geht heimlich ohne Gefolge, späht nach Anführern und Theilnehmern; meine Schatzkammer steht Euch offen, nehmt so viel Gold als Ihr wollt; sucht die Abtrünnigen zu gewinnen, die Wankenden zu stärken, versprecht Güter, Ehrenstellen, was Ihr wollt, — nur schafft mir Ruhe. Forscht, ob in den Häfen Sicilianische Schiffe lange verweilen, ob Personen von Bedeutung Reisen dorthin machen? Euch allein vertraue ich, und doch — man hat mich so oft betrogen, daß ich selbst gegen Euch Zweifel hegen dürfte." „Wenn Ihr glaubt, ich sei Eurer Gnade unwerth," — rief Carracioli empfindlich, — aber Johanna fiel gerührt ein: „Nein, wie gesagt, Euch vertraue ich — wie unaussprechlich unglücklich wäre ich, wenn Euer Auge trügen könnte, wenn Ihr," — — sie hielt inne und betrachtete lange den Grafen, dessen Heldenschönheit ihr fast wunderbar erhöht schien durch die Gluth seines verletzten Gefühls. Gegen einen Gebieter wäre sein Zorn entflammt, gegen die sonst so huldvolle Gebieterin hatte er keine Waffen und senkte sein Haupt

schweigend und tief betrübt. Auch Johannas Thränen strömten wieder, sie lehnte sich fester auf seinen Arm und seufzte aus schwerbeklommner Brust. Sie waren an eine Stelle des Gartens gekommen, wo sich die Aussicht gegen die Hauptstadt eröffnete und Neapel lag in seiner Herrlichkeit, die Kuppeln seiner Dome und Paläste vom Mondlicht umglänzt, vor ihnen. „O seht!“ — rief Carracioli, — „wie reich Ihr seid! Das Schönste auf Erden gehört Euch, die Königin der Städte, die Perle der Welt, von der die Ausländer sagen: Neapel sehen und dann sterben!“ — „Es war eine Zeit,“ — sagte Johanna und blickte wehmüthig in die zauberische Landschaft, — „wo ich dachte und träumte, wie Ihr. Damals lebte mein Bruder Ladislaus noch und hielt uns mit fester Hand aufrecht; zweimal zog er als Sieger mit dem flatternden Panier des Hauses Durazzo, wie ein Triumphator der alten Welt in Rom ein. Ich sah nur Feste, mich umschwirrten nur Lautentöne und Liebeslieder, ich wandelte trunken in einem Feengarten, bis sein früher Tod mich plötzlich erweckte, bis die von allen Seiten angefochtene Krone mich niederdrückte, Fröhlichkeit und leichter Sinn mich verließen, Verrätherei mich umgarnte, treulose Freunde mich irre leiteten und der Männer Huldigungen nicht mehr mir selbst galten, sondern,“ — sie stockte und fuhr dann gefaßter fort, — „ich weiß nicht, warum ich Dinge hervorrufe, die ich vergessen sollte, um mich mit der Gegenwart zu beschäftigen. Lebt wohl, guter Graf, richtet meine Aufträge genau aus. Ein Schreiben an den Befehlshaber von Reggio soll Euch mein Kanzler senden.“ Der Graf ließ sich vor der Herrin auf die Knie nieder, sie heftete ihre Augen fest auf ihn, reichte ihm schweigend die Hand, drückte leise die seinige, wollte reden, besann sich wieder, und sagte endlich: „Wie dankbar würdet Ihr hoffentlich sein, wenn Ihr meine Gedanken errathen könntet.“ „O meine gütige Fürstin!“ — rief Carracioli, — „Viele unter Euern Unterthanen mögen Eurer Huld würdiger sein, wenn es sich um Verdienste handelt, aber Euch mehr lieben und verehren, das vermag keiner, die Zeit soll meine Treue, meine unbegränzte Ergebenheit bewähren.“ „So wollen wir denn auch,“ — sagte Johanna durch Thränen lächelnd wie die Sonne im April, — „an ungewöhnliche Belohnung solcher seltenen Gefühle denken; wer weiß, was Euch die Glücksgöttin beschieden hat, sie ist ja immer dem Kühnen und Beharrlichen günstig.“ Die Monarchin rief ihren Damen und entschuldigte sich fast bei der Herzogin von Sessa, daß sie so lange in der Abendluft habe warten lassen müssen. Mürrisch erwiederte die Base: „Es ist dergleichen freilich einer alten, kränklichen Frau, wie ich bin, nicht zuträglich, und mein Husten wird mich morgen doppelt plagen, aber von solchen Unbequemlichkeiten wissen junge, blühende Damen nichts.“ Die Hoffräulein wagten nicht über die Verlegenheit der Königin zu lächeln, die ohne Antwort langsam nach dem Palaste ging.

Am ersten Reisetage fand Carracioli noch angebautes Land, der Weg war steil und wand sich zwischen Gartenmauern, von denen wucherndes Rosengesträuch mit weißen und rothen Blüthen niederhing; die Mauern waren dicht mit Aloekronen geschmückt und aus den Gärten ragte der feurig schimmernde Granatbaum, die Capernstaude umspann die Gesteine mit farbiger Glockenblüthe, die indische Feige trieb ihren reichen Blätterstamm, und das Gezirp der Cikaden umschwirrten ihn wie silberne Glöcklein. Aber bald gerieth der Graf mit seinem einzigen Diener, in die unabsehbaren Wälder, welche damals, und sogar noch jetzt an manchen Stellen, so verschlungen und verwachsen waren, wie der Urwald Amerikas, denn so hatte die Barbarei des Mittelalters die schönste, von den römischen Dichtern besungene, von den gebildetsten, prachtliebendsten Völkern bewohnte, durch griechische Kunst mit Tempeln und Villen geschmückte Gegend verödet, daß nur hie und da ein grauer, mit Moos bewachsener Trümmerhaufe fast gespenstig das Andenken der entschwundenen Herrlichkeit hervorrief. Aber obgleich auch diese Erinnerung den jungen Ritter bewegte, denn er liebte die damals aus dem Staube der Klöster wiederaufgefundenen römischen Dichter, und verstand ihre Sprache, die die Königin besonders liebte, so war er doch zu froh gestimmt, zu lebenslustig, um sich von diesen Bildern der W[illegible]delbarkeit alles irdischen Glanzes in seinen Hoffnungen und Erwartungen stören zu lassen; ihm lachte ja das Leben und schien ihm seine reichsten Gaben bieten zu wollen. Er zergliederte Johanna's bedeutungsvolle Worte, und zwischen den Erwartungen und Plänen des Ehrgeizes sah er Livias Sylphiden-Gestalt auftauchen, und ihre Augen wie das leitende Gestirn seines Daseyns leuchten. Dies schöne Bild, das ihn umgaukelte, nannte er bald mit Tibull und Properz Delia und Cinthia, bald weihte er ihm seine Erinnerungen aus Petrarkas Liedern.

Aber roh und störend trat die Gegenwart in diesen magischen Kreis. Hülferuf, Angstgeschrei, Flüche, Schwertgeklirre drang aus dem Dickicht, und Carracioli eilte dahin.

Trotz seiner umsichtigen Politik hatte Signor Pangrazio mit geringer Begleitung die Rückreise angetreten und war von Räubern überfallen worden, doch hatte er weise die Flucht ergriffen, und Carracioli gewahrte nur noch seinen flatternden Mantel, als er vom Roß springen mußte, denn Steingeröll und halbversunkene Mauern versperrten den Ausgang. Es war die Stelle, wo einst das alte Creton stand und sich die majestätischen Trümmer des Tempels der Juno Lavinia erheben, weit hinaus schauend auf das Meer und die wilde romantische Landschaft. Die kühne Lukretia schwang ihren Dolch, während Livia geister-

bleich einen Pfeiler umklammert hielt, aber sie hatte einen seltsamen Vertheidiger gefunden. Zufällig war ein ältlicher Mönch in zerlumpter Kutte desselben Weges gezogen und zuckte sein langes Messer mit ritterlicher Kunst und Gewandtheit gegen die Angreifer, die auch schon sein geistlicher Stand etwas entmuthigte, Carracioli leistete ihm kräftigen Beistand. Doch nun sprangen etliche wilde Calabrier, die bisher den Reisesack des Signor Pangrazio geplündert hatten, herbei, und die Übermacht war wieder auf der Räuber Seite. Schon blutete Carracioli aus einer leichten Wunde, schon begann der Arm des Mönchs zu ermatten und der Diener war klüglich dem flatternden Mantel des Signor Pangrazio gefolgt, als wieder ein Helfer erschien. Auf einem andalusischen Roß nahte ein Ritter mit mehreren Gewappneten, und nun eilten die Räuber von seinem bloßen Anblick erschreckt von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Schluß.)

Während der Zeit seiner Verwaltung hat der Graf Redern Alles gethan, was sich thun ließ, um den Mängeln abzuhelfen, an welchen das Theater allerdings wohl litt, und um dies zu erreichen, suchte er zuerst sich in Besitz der Gewalt zu setzen, die auf mancherlei Weise beschränkt und usurpirt wurde. Nach einem harten Kampfe, besonders mit Spontini ist ihm dies auch so ziemlich gelungen, und mit Hülfe des Hofraths Esperstedt und des Hofraths Teichmann wurde nun eine größere Sparsamkeit, Ordnung und Umsicht ins Werk gesetzt, die Gehalte und Sporteln der untern Beamten und Mitglieder beschränkt und besonders ein Lesecomité eingerichtet, um die Berge von Manuskripten aufzuräumen, welche von der vorigen Verwaltung übrig waren. —

Auf diese Weise hat man sich beschränkt, und die Autoren auch, indem man ihnen nicht mehr das alte Honorar gab, sondern sich nach der Zeit und dem Manne richtete. In London bekommt der Dichter für ein Stück, welches den Abend füllt, 3. bis 600 Pfund, in Paris 3. bis 6000 Frank's, in Berlin 80 bis 100 Rthlr., aber diese im guten preußischen Courant, nach dem Münzfuße von 1760, und ohne allen Abzug und weitere Kosten, außer etwa Porto und andere Kleinigkeiten. Ich begreife nicht, wie man darüber ganz besonders außer sich hat sein können?! Man hätte gar zu gern gesehen, daß wir fremde Thorheiten nachgeahmt und noch das Honorar vermehrt hätten, um solche Müßiggänger, wie Dichter gewöhnlich sind, noch mehr zur Faulheit aufzumuntern. In einem wohlgeordneten Staate soll Jeder nach Leibeskräften sich abarbeiten, und der Poesie wird durch das beschränkte Honorar der größte Nutzen gebracht, denn wenn ein Poetikus statt 30 Rthlr. 300 bekäme, so würde er nach der beliebten Manier so lange auf der Bärenhaut liegen, träumen und das dolce far niente ausüben, bis kein Dreier übrig wäre, dabei würde er sich üppigen Genüssen hingeben und übermüthig werden; hängt man ihm aber den Brodkorb höher, so muß er nüchtern und hungrig bleiben, und in jedem Jahre vier oder sechs Stücke fabriziren, wenn er leben will. — So, im Geiste der erhabensten Poesie, hat die Direktion gehandelt und dient ihrer Göttin nach Möglichkeit; überdies hat sie sich auch der Mühe überhoben, sich mit allerlei literarischem Gesindel einzulassen, und daher gibt sie nur Sachen von Leuten, die ihr bekannt sind und in der Welt des Geistes Sitz und Stimme haben. — Angeli liefert die geistvollen Possen, C. Blum übersetzt aus Frankreich und Italien, und der große Dichterfürst Raupach schreibt jährlich mindestens zwölf klassische Trauer- und Schauspiele, der Lust- und Witzspiele nicht zu gedenken. Erst neulich haben wir wieder zwei neue gesehen, Korona von Saluzzo und der Kardinal und Jesuit, beide Zierden der Bühne, in deren Bibliothek sie undenklich lange aufbewahrt stehen werden. — Herr R. ist auch Theaterdichter mit 600 Rthlr. Gehalt, ein ungeheures Geld für einen Theaterpoeten. Überdies aber ist er der Einzige, der über das gewöhnliche Honorar hinaus schreitet und für jeden Akt kontraktmäßig 30 Rthlr. erhält. Herr R. schreibt daher nur fünfaktige Stücke, und hat den niedlichen Einfall gehabt, auch noch kleine höchst interessante Vorspielchen den meisten hinzuzufügen, damit sie nicht gar zu schnell beendet sein sollen, und grades Geld herauskommt. — Zuweilen sehen wir auch wohl ein Lustspiel von Karl Töpfer, obschon selten; entweder schreibt er so wenig, oder die einsichtsvolle Direktion findet seine faden Stücke nicht der Annahme werth; so viel ist gewiß: Angeli ist viel besser!

Was die Darstellung und die Künstler betrifft, so will ich beides für diesmal nur mit wenigen Worten berühren. — Man hat uns häufig vorgeworfen, unsere Bühne sei eine Invalidenanstalt, da die meisten Mitglieder auf Lebenslang angestellt, theils veraltet und stumpf sind, theils weder Lust haben, noch sich Mühe geben, und für tadelnde Kritiken völlig gleichgültig sind. — Das Letzte hängt mit dem Zustande unserer jetzigen Tagesliteratur zusammen, über deren Entwürdigung, Feilheit und Niedrigkeit ich Ihnen nächstens einige Aufschlüsse geben will; das Andere hat allerdings einen Schein der Wahrheit, allein wer die Sache kennt, wird eingestehen, daß grade die auf Lebenslang angestellten Mitglieder die ausgezeichnetsten Künstler noch jetzt sind, und daß das Berliner Theater ein Zusammenspiel hat, wie man es vergebens in Deutschland suchen würde. — Am Schlimmsten, sagen die Tadler, ist es mit der Oper, denn wir haben weder eine erste Sängerin, noch einen ersten Tenor, und können auch keinen brauchen, denn Madame Seidler will mit vierzig Jahren durchaus noch die Fanchon und die Isabelle und die jüngsten Parthien spielen, und diese ihre Rollen vor zwanzig Jahren unter keiner Bedingung abtreten. Bader hat keine Stimme mehr, Hoffmann ist nicht anzuhören, so detonirt er mit seiner klanglosen Stimme und schlechten Schule, Mantius ist zu klein und die Stimme zu schwach, Blume ist ein Sänger gewesen und hat einen schönen Bariton vor zehn Jahren gehabt, Devrient hat keine anderthalb Oktaven, Zschiesche hat eine schöne Stimme zwar, aber er kann wenig benutzt werden, denn wo braucht man einen tiefen Buffo-Baß? und Hammermeister, der noch besser ist, hat keine Rollen, da dieselben von den übrigen mit Händen und Zähnen vertheidigt werden. Sängerinnen haben wir, außer Mad. Seidler, nur Mlle. Grünbaum, eine liebliche Erscheinung, eine klangvolle schöne, nur leider zu kleine Stimme, Mlle. Lenz, ein spitzes, metallloses Stimmchen, und Mll. Stephan, die Schülerin und Pflegetochter Spontini's, eine schöne Hoffnung, eine klangvolle, kräftige Stimme, allein noch wenig ausgebildet und noch weniger beschäftigt, fast nur in einigen Spontinischen Opern. Voilà tout!

Denn außer einigen, nicht der Rede werthen Nebensängerinnen haben wir nichts, man müßte denn noch Mlle. Lehmann, eine Altistin mit schöner Stimme, aufnehmen, die aber fast gar nicht beschäftigt ist. —

Mit dem recitirenden Schauspiel steht es freilich etwas besser. Da ist die Koriphäe des Trauerspiels Mad. Crelinger, groß jedoch nur in Darstellungen wilder Affekte, Mad. Unzelmann, die wenig beschäftigt wird, Fräulein von Hagn, berühmt in Deutschland und — Baiern, Mad. Wolf, die berühmte Künstlerin, die jetzt aber seit Jahren krank ist und in Monaten kaum ein Mal erscheint, Mad. Krüsemann, Mlls. Erk, vier oder fünf Schwestern, allein genug für eine Bühne, da gibt es Färber, Schulz, Werners und zahllose Andern. — Im intriganten Fach haben wir Stawinsky, der nicht Alle und nicht immer befriedigt, und den leider nicht genug beschäftigten jungen Künstler Franz; erste Liebhaber sind Herr Krüger, mit schönem Organ, aber herz- und empfindungslos und Herr Grua, mit Herz und Empfindung, aber schwachem Organ und Ausdruck. Der letzte wollte Berlin in diesen Tagen verlassen, weil Herr Rott, der berühmte Künstler, durchaus die jungen Liebhaberrollen, und wie z. B. den Vetter von Strahl, den Jaromir u.s.w., trotz seines Embonpoints nicht abtreten wollte, allein die Direktion hat endlich ein Machtwort gesprochen und für Grua entschieden. — Helden haben wir an Lemm, ohne Zweifel dem größten Künstler und der Zierde unserer Bühne, ferner an Herrn Rott, der Alles zum Künstler besitzt, nur keine Grazie und daher keine innere Wahrheit der Empfindung. Am besten steht's mit dem Lustspiel, da ist Herr Gern und Herr Rothling, da helfen die Herren Schneider, Blume, Krausemann, Rauer u.s.w., allein kann uns dies für so viele Mängel und Entbehrungen entschädigen?

Auf diese Weise hört man Viele sprechen, und der Glaube daran hat so sehr die Oberhand genommen, daß ganz vorzügliche Kunstfreunde und Aesthetiker ihn theilen. — Die Widerlegung ist nicht schwer, aber langweilig und unbequem, und da ich in meinem nächsten Briefe Ihnen doch noch Mehres über die neuen Erzeugnisse der dramatischen Kunst und deren Aufführung, über das Ballet und den Hang hierzu, wie über andere dahin gehende Sachen zu schreiben denke, so erspare ich es jetzt und schließe.

Buntes.

⁂ Mäßigkeitsvereine und Unmäßigkeit in der neuen Welt. Beispiele von Selbstmord in der Trunkenheit gehören in Amerika wie in England unter die gewöhnlichen Vorfälle. Der Ocean unterdrückt diesen Hang, sich umzubringen, nicht. Wer einmal dieser demoralisirenden Gewohnheit des Trunkes ergeben ist, der bleibt derselbe, er sei nun ein Bewohner der Kreidefelsen Albions, der skandinavischen Gebirge, oder der Wälder des westlichen Amerika's. — Bedeutende Quantitäten von Rum und Whisky, beide von abscheulicher Beschaffenheit, werden in den vereinigten Staaten, besonders in den amerikanischen Staaten consumirt, vorzüglich in den westlichen Theilen, wo die Nachfrage am bedeutendsten ist. In den Städten ist es beinahe unmöglich, fünfzig Par's weit zu gehen, ohne auf einen sogenannten „Grog-Schank" zu stoßen, an dessen Fenster Flaschen mit diesem verführerischen Liquidum locken; und eben so ist auf dem Lande fast kein Haus, worin nicht Whisky verkauft wird und sich eine Art von Schenkstube befindet. Die Passagiere, die mit den Eil- oder Packetposten reisen, steigen, so oft die Post zum Pferdewechsel anhält, ab, um ihren Gaumen zu netzen. An Bord eines jeden Dampfschiffs befindet sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art von Perpetuum mobile, oder ein rund umgehender Deckelkrug, der mit Branntwein und Wasser, Punsch, Sangarie oder andern Mischungen angefüllt ist.

Diese Mischungen sind so mannichfaltiger Art, daß es eine längere Zeit und keinen gewöhnlichen Grad von Unterscheidungsgabe erfordert, um mit den vielfältigen Benennungen derselben bekannt zu werden. Ich erinnere mich, einst in einer der größeren Städte, westlich der Alleghany-Gebirge, einer Unterredung zwischen zwei sonst äußerst respectablen Personen über den besten Platz zugehört zu haben, woselbst man Morgens ein Schlückchen nehmen könne, und wobei einer der beiden bei'm Heile seiner Seele beschwor, daß niemand einen bessern Pfeffermünzliför bereite, als Herr N**, während sein Gegner, hochroth vor Eifer, als handle es sich um die Freiheit des Universums, Himmel und Erde zu Zeugen rief, daß noch kein lebendiges Menschenkind Herrn B** in der Kunst übertroffen habe, Whiskypunsch zu machen.

Deßunngeachtet befinden sich in der Union mehr denn 5000 Mäßigkeitsvereine und 1,500,000 Individuen haben bereits dem Gebrauch starker Getränke entsagt und sich verbunden, solche auch andern nicht zu verschaffen. Amerika hat zuerst den Versuch gemacht; Europa horcht mit Aufmerksamkeit auf das Resultat und — trinkt.

⁂ Portrait Jackson's: In der Mitte des Saales stand General Jackson von Van Buren, dem Vicepräsidenten, Washington Irving und einigen Staatssecretären umgeben. Der Präsident ist ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, mit ausdrucksvollem Gesicht und scharfem Auge, das jene Festigkeit des Charakters bezeichnet, die er bei so vielen Gelegenheiten und vorzüglich während seiner militärischen Laufbahn entwickelt hat, deren Lorbeeren er vorzüglich in New-Orleans pflückte. Sein Haar ist ganz weiß, und von der Stirne aufwärts gekämmt, was seinem Gesichte ein langes und schmales Ansehen gibt. Er ist in seinen Manieren außerordentlich höflich und herablassend, ohne seinem Range etwas zu vergeben, den er als der erste Mann Amerika's behauptet. Die republikanische Sitte nöthigt ihn, allen seinen Besuchern die Hände zu schütteln, er entledigt sich dieser Bewillkommungs-Komplimente, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben, oder andererseits kalt und blos conventionell zu erscheinen. Ich beobachtete seine Bewegungen lange, um zu sehen, ob er einen Unterschied zwischen den Personen mache, die sich ihm vorstellten, allein er blieb sich den ganzen Abend gleich, — höflich und leutselig gegen Jedermann, und freundlich gegen diejenigen, die er persönlich kannte, besonders gegen das schöne Geschlecht.

Literatur-Notizen aus Frankreich.

⁂ Die gesammten Schriften des Abbé [illegible] Mennais (dessen „paroles" allein schon so viele Gegenschriften veranlaßten,) haben dem Professor Guillon in Paris Stoff gegeben, eine „Histoire de la nouvelle hérésie du 19me siècle" zu schreiben.

⁂ Die Literatur der Handbücher für Reisende nach und in London wurde durch ein Werk: London, von dem französischen Uebersetzer W. Scott's, Albert Montemont, vermehrt; es enthält eine raisonnirende Beschreibung aller Denkwürdigkeiten, so wie aller geistigen, industriellen und commerciellen Rapports und eine skizzirte Geschichte der Weltstadt.

⁂ Durch den von Cremieux und Balson redigirten, nach großartigem Maaßstab begonnenen „Code des codes" erhält die Literatur der französischen Gesetzgebung ein wahres Nationalmonument, welches auch für jene deutschen Provinzen, in denen die französische Gerichtsbarkeit beibehalten wurde, wie z. B. für Rheinpreußen, interessant ist.

⁂ Ferdinand Denis hat einen neuen Roman geschrieben: „Louis de Sura."

⁂ Isabel von Baiern (jene berüchtigte Gattin des wahnsinnigen Carl VI., jene Medea Frankreichs) ist der Titel eines neuen historisch-romantischen Werkes von Alexander Dumas.

⁂ Großes Interesse erregt Tomasso Grossi's „Marco Visconti" (Chronik des 13ten Jahrhunderts.) Victor Rastier übersetzt es in's Französische.

⁂ Im Théâtre français erregt das dreiactige Drama: „Chatterton," von Alfred de Vigny, dem Verfasser des Cinq-Mars, Stello, etc., große Sensation. Chatterton ist ein aus dem innersten Kern des jetzigen socialen Lebens in Frankreich hervorgegangenes poetisches Werk; es trägt alle Vorzüge und Fehler der jetzigen Epoche, es spiegelt alle Gesinnungen, Empfindungen und Verirrungen des Gefühls; ein Selbstmord, psychologisch motivirt, steht am Anfang der Katastrophe, — wie die Manie des Selbstmords an den Marken der jetzigen Culturepoche in Frankreich. (Dr. Schuster beschäftigt sich mit einer deutschen Bearbeitung dieses Drama's, so wie mit einer Uebertragung des [illegible]'schen: [illegible].)

№ 58. 1835.

224

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 9. März.

Der Goldschacht zu Reichmannsdorf.

Thüringische Sage von Ludwig Bechstein.

I.

Zu Reichmannsdorf im Schachte
Wuchs guldig Erz zu Hauf;
Aus hundert Gruben brachte
Die Knappschaft ihr Glückauf!
Das war ein fröhlich Bauen,
Nie war der Eimer leer,
Und Männer dort und Frauen
Sie geh'n in Gold einher.

Das preis' ich reiche Mannen,
Reich ihren Ort dabei,
Die, wenn sie Spiel begannen,
Um Gold nur spielten frei.
Solch Bergwerk ist zu loben,
Solch köstlicher Gewinn;
Nach goldnen Kegeln schoben
Sie goldne Kugeln hin.

Ein Herzog kam aus Sachsen,
Zu schaun den seltnen Schacht;
Dem ward, im Berg gewachsen,
Ein guldner Stuhl gebracht.
Drauf sitzend fuhr er nieder,
An eines Knappen Hand,
Und kehrte freudig wieder,
Und pries das reiche Land. —

Seht wie sich dort im Tanze
Der schmucke Bergknapp dreht,
Wie er im Festtagsglanze
Vor seiner Dirne steht!
Und wie er sie umschlinget,
Und schwinget auf dem Platz,
In seiner Tasche klinget
Glückauf! ein goldner Schatz.

„Soll so die Arbeit segnen?
Wird ihm so reicher Lohn?
Dukaten läßt er regnen,
Der armen Wittwe Sohn!?
Er achtet unverhohlen
Das Gold nicht einen Deut!
Er hat's wohl gar — gestohlen,
Daß er es so verstreut? —“

„Woher sonst könnt' er's haben?
Wer machte den so reich?
Seht nur den kecken Knaben,
Er thut's dem Steiger gleich!“ —
Der schwarze Neid erwachte,
Der Haß ward giftig laut,
Der Bergknapp aus dem Schachte
Kos't' unbesorgt die Braut.

II.

Zu Reichmannsdorf im Rathe
Die Richter saßen stumm;
Dort stand auf schwarzem Sammte
Ein Horologium.
Des Sandes Körner eilen
Hinab im flücht'gen Lauf,
Der Richter Blicke weilen
Voll tiefen Ernsts darauf.

Es dringt ein leises Jammern,
Tief aus dem Erdenschooß,
Das dringt aus Folterkammern
Von Schmerzen riesengroß.
Die Henker zerren eilend
An des Gequälten Leib;
Am Gitter dort liegt heulend
Ein schmerzdurchbebtes Weib.

Und in die Richterstube
Des Amtes Schreiber trat;
„Er hat bekannt, der Bube,
Die langverneinte That.“
Und aus der Männer Munde
Tönt's dumpf, wie aus dem Grab:
„Noch ist nicht um die Stunde,
Brecht über ihn den Stab!“

Da schreit, da kreischt es draußen:
„Hinein laßt mich! hinein!“
Es überfällt ein Grausen
Die Richter bei dem Schrei'n.
Das Weib ruft grau'nvoll heftig:
„Unschuldig ist mein Sohn!“
Und stößt zur Seite kräftig
Die Schergen und den Frohn.

„Könnt ihr vor Gott vertreten,
Wie ihr gerichtet habt?
Der Herzog, ungebeten,
Hat meinen Sohn begabt!“
Doch ob sie ungeduldig
Um Gnade fleht und drängt,
Die Richter sprechen: „Schuldig!!
„Es wird der Dieb — gehängt!“ —

(Schluß folgt.)

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

Carracioli wand seine Schärpe um den blutenden Arm und half dem Mönch die zitternde Livia aufrichten und trösten, denn sie blickte noch immer verstört und in tödtlicher Angst um sich her und weinte bitterlich. Der Fremde war nun auch vom Pferde gestiegen und Carracioli dankte ihm mit höflichen Worten, indeß dieser den Helm abnahm und ein zartes, fast jungfräulich schönes Antlitz zeigte, das, von reichen Locken umschattet, doppelt lieblich erschien. Der Mönch hatte nur Augen für Livia, er achtete nicht des Blutes, das aus seinen Wunden strömte, während sie, jetzt ganz zur Besinnung gekommen, voll neuen Schreckes über seinen schauderhaften Anblick sich aus seinen Armen zu winden strebte; aber der Mönch hielt sie fest und weinte laut. „Was soll das bedeuten?“ rief Lukretia, — „laß't meine Base los, und ängstigt das arme Geschöpf nicht völlig zu Tode, das heute schon mehr erfahren, als es auszuhalten vermag.“ Sie mochte Recht haben, denn die zarte Wunderblume neigte schon wieder das Haupt, als wollte sie umsinken. Carracioli hob sie sanft auf sein Pferd und schwang sich dann in den Sattel.

Das Gefühl der Sicherheit, die liebliche Abendkühle hoben bald Livias gesunkene Kraft. Sie horchte bald nicht ohne Theilnahme den anmuthigen Erzählungen des Grafen von Dingen, die ihrem Ohr so neu tönten, von den Festlichkeiten des Hofes, von den Kreuzfahrten der Malteser, an denen Carracioli Theil genommen, von den Sitten und Bedrängnissen des griechischen Kaiserreiches, dessen Herrschaft damals nur noch auf den Umkreis von Constantinopel beschränkt war, das aber immer noch an Pracht und erfinderischer Üppigkeit alle Herrlichkeit des Occidents verdunkelte. Bald wurde das Gespräch so heiter und unbefangen, als hätten sie sich seit Jahren gekannt. Die holde Jungfrau erzählte von der Strenge der Äbtissin, die sie erzogen, von den armen, kleinen Freuden ihres beschränkten Lebens, von des Oheims seltsamen Launen, denen sie, seit dem zehnten Jahr eine Waise, gänzlich unterworfen war. Den Vater hatte sie nie gekannt und von der sanften Mutter wußte sie nur, daß sie ihr mit jedem Frühling bleicher und müder erschienen sei, und endlich ohne Krankheit in das Grab sank, wie der erstorbene Baum durch den leisesten Windeshauch umsinkt. „Auch ich habe mich der Pflege liebender Eltern nicht erfreut,“ — sagte Carracioli, — „und die Verwandten, welche dem Verlassenen das herbe Gnadenbrod reichten, kümmerten sich wenig um mein Fortkommen, so, daß ich zum Jüngling erwuchs wie ein ungepflegter Waldbaum, bis der glücklichste Zufall bei einer feierlichen Jagd in unserer Gegend die Augen der huldreichen Monarchin auf mich lenkte. Sie erinnerte sich der treuen Dienste meines Vaters; sie hob mich schnell empor, und ließ mich mit ihrem Gesandten nach Constantinopel gehen. Dort in dem Zauberland der Kunst und Wissenschaft — freilich auch zugleich einer verderblichen Weichlichkeit, lernte ich mich meiner Rohheit und Unwissenheit schämen, b[illegible] [illegible] ich mit glühender Lernbegierde die verlorene Zeit zu ersetzen. Dort wurden mir zuerst die Dichter des Alterthums, und die heiligen Namen unserer Zeiten: Petrarka und Dante bekannt. O schöne Livia! könnte ich mich mit Euch an einem Abend wie der heutige an die Gestade des Bosphorus versetzen, in eine jener leichten, vergoldeten Barken, die auf den silbernen Wellen tanzen, — und mit Euch schauen in die Wunderlandschaft, wo Europas und Asiens Küsten um den Vorzug der höchsten Schönheit streiten. Ja, Italien ist eine Perle, aber das griechische Reich ist ein funkelnder Diamant, der in allen Farben spielt; dort bieten die Charitinnen den schäumenden Freudenkelch in ganzer Fülle.“ — „Wem es im Vaterland so wohl gehet, edler Herr,“ — versetzte Livia, — „der sollte sich nicht nach fremden Herrlichkeiten sehnen.“ „Ihr thut mir Unrecht,“ — rief Carracioli lebhaft, — „ich bin so glücklich, so zufrieden, besonders heute. Undankbar wäre ich, wenn ich nicht mein seltenes, günstiges Geschick preisen wollte. Die mütterliche Güte der besten, großmüthigsten Königin hat mich mit Reichthümern und Ehrenstellen überschüttet; Alles, was ich bin und habe, verdanke ich ihrer Gunst, und, hätte ich tausend Leben, sie wären ihr geweiht!“ „Mein Oheim meint,“ — entgegnete Livia, — „Ihr ständet doch auf einer schlüpfrigen Stelle. Die Monarchin sei gütig, aber veränderlich, freigebig, aber im blinden Zorn oft übereilt und —“ sie stockte. — „Ach!“

fuhr sie mit glühendem Erröthen fort, — „verzeiht dem Antheil, den ich an meinem Retter nehme, diese kühne Rede, — denkt, daß ich des Oheims Weltklugheit immer wieder vergesse und das Herz auf den Lippen trage." „O! lernt niemals die verderblichen, Euerer unwürdigen Künste der Verstellung, die Euer holdes Wesen verzerren würden," — versetzte Carracioli, — „die Wahrheit ist doppelt überzeugend in Euerm Munde, und dem Günstling ist sie schon eine Seltenheit geworden. Zwar lernt Ihr in Beziehung auf unsere erhabene Herrin, aber meine Fehler sollt Ihr mir sagen, holdselige Donna, zu Euch will ich mich flüchten, wenn feile Schmeicheleien mein Ohr umschwirren, und Euern Warnungen will ich wie der Stimme meines Schutzgeist's lauschen."

Vor ihnen erhob sich jetzt die Burg des Signor Pangrazio auf einem grünen Hügel, den rings umher höhere, waldbewachsene Berge einschlossen, als ob sie ein Asyl stiller, verborgener Liebe schirmen wollten. Der Burg hohe Thürme, die vielfachen Erker und die gewaltigen Pfeiler zeigten ihren Ursprung von den Normannen, die sich 1139 dies schöne Reich unterwarfen. (Forts. folgt.)

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

Fünfter Brief.

Am 21. Februar.

Lavater und Stilling, und sie nicht allein, stehen mit Gott auf nicht weniger vertrautem Fuß, als die Pisaner mit ihrem Regenheiligen. Ein Blatt, das ihnen der Wind zutreibt, ein Tropfe, der ihnen den Schuh naß macht, ist nur für sie da, und Gott hat seine besondern Absichten. So machten die Alten die Erde zum Mittelpunkt des Universums, die Neuern, denen das excentrische Wesen derselben kein Geheimniß mehr ist, machen, um doch auch nicht zurückzubleiben, sich zum Mittelpunkt Gottes. Warum soll an mir nicht wenigstens soviel von einem frommen Manne sein, daß ich nicht auch glauben sollte, der Narr, der vor einigen Abenden in's Wasser sprang, habe es um meinetwillen thun müssen? Du wirst sehen, daß sich die Sache so verhält.

So lange ich hier bin, habe ich noch kein deutsches Wort gehört, als das „Sapperlot," was mir selbst manchmal in der Verwunderung entfährt. Solche Entbehrungen gehören nicht zu meinen Reisefreuden und ich kann mich eines schmerzlichen Gefühl's nicht erwehren, wenn ich mich in der Menschenmenge am Lungarno alle Abende vergeblich nach einem deutschen Gesicht umsehe. Als ich vorgestern, — es war schon ganz dunkel, — wie gewöhnlich meinen stummen Spaziergang durch die hin- und herziehenden Menschen machte, erhob sich an der mittlern Brücke ein Zetergeschrei. Alles lief zusammen und nach dem Ufer. Im Flusse schwamm ein Mensch, der von der Brücke hinabgesprungen. Schreien nach Rettung, Zorn über die That, und Vermuthungen über die Ursachen derselben brachten ein verworrenes Getöse hervor, aus welchem heraus mir auf einmal vernehmlich die Worte klangen: „Es wird wohl der Arrestante gewesen sein!" Der Sprecher stand neben mir und sprach zu Niemand, als zu sich. Ich verbarg weder mich, noch meine Freude, und unbekümmert um den Arnoschwimmer frug ich nähern Verhältnissen nach. Mein Landsmann, ein ehrlicher Sachse, ist Bedienter bei einem italienischen Grafen, mit dem er aus Dresden gezogen. Gestern lud er mich — meine Wohnung hatt' ich ihm angegeben — zu diesem ein, und ich fand einen freundlichen (obwohl durch körperliche Leiden gedrückten) liebevollen alten Herrn, der obendrein auf mein „Servo! Signore," sogleich deutsch zu reden anfing, weil er, wie er sagte, uns und alles Unsrige unendlich schätze. Er kennt Tieck und meine Verwandten in Dresden und so war in der ersten Stunde volle Vertraulichkeit zwischen uns. Durch ihn erfuhr ich auch die Anwesenheit einer deutschen Prinzessin und ihrer Kinder, so wie eines Lehrers der letztern und anderer Deutschen, womit sich mir ein ganzer Himmel voll Sterne aufthat. Die Prinzeß übrigens ist krank hier, und war nicht zu sprechen; der Hofmeister ein angenehmer, unterrichteter Mann und Freund mehrer Freunde von mir. Am Tage nach meinem Besuch fand ich die Karte des Privat-Sekretärs vom Prinzen W..... auf meinem Tisch. Dieser war in der Nacht angekommen, seine kranke Gemahlin zu besuchen. Ich fand sehr freundliche Aufnahme und wider mein Vermuthen, lebhaftes Interesse für Kunst, ja sogar Verständniß, wo es sich um etwas Vollkommnes handelt. Nachmittag kam der Prinz nach S. Giovanni, wo ich arbeitete. Ich begleitete ihn in's Campo Santo, wo er aber wenig Theilnahme zeigte. Ich kann Niemanden einen Vorwurf machen, wenn er nur das Vollkommene liebt. Es gleichen jene alten Wandmalereien mehr Kindern und Frauen, die eben durch das, was sie alles sein konnten, unsre Phantasie so reizen, daß wir ganz vergessen, daß wir bei unserer Freude thätig sind. Wie ganz anders vor einem Bilde von Leonardo, Raphael, Michel Angelo oder vor einem durchgebildeten Manne! Da nehmen wir in Demuth hin, oder auch — wenn du willst — in Bequemlichkeit. So unterscheiden sich auch unsre Dichter, und der Umstand, daß sich im Genießen der größte Theil der Menschheit leidend verhält, sichert dem in der Erscheinung Vollendeterem seine umfassende Wirksamkeit. — Auf dem Domplatz brachte der Prinz das Gespräch auf den schiefen Thurm. „Es ist doch nicht zu denken," sagte er, „daß je Jemand so einen tollen Einfall gehabt, ihn absichtlich schief zu bauen." „Die Meisten," erwiederte ich, „sind Ihrer Meinung, selbst unser gründlicher Kunstgelehrte Schorn in der neuen deutschen Ausgabe des Vasari, entscheidet sich dafür, daß der Bau gesunken, weil die Löcher, in welchen die Balken des Gerüstes eingefügt waren, parallel mit der schiefen Fläche gehen, was doch nicht wohl anzunehmen, wenn er schief gebaut wäre, wo man sich horizontaler Gerüste bedient haben würde. Dessenungeachtet bin ich entgegengesetzter Meinung. Vor allen Dingen müssen wir das Erdgeschoß und die erste Säulenreihe des Thurmes besonders betrachten; die zweite und dritte wenden sich, wie Sie deutlich bemerken werden, links, der senkrechten zu; die vierte bis sechste noch mehr, und der neuere Aufbau ohnehin. Es kann sich also blos um die untere Säulenreihe und das Erdgeschoß handeln, denn außerdem wäre der Thurm in jedem Fall absichtlich in den Winkel auf den Unterbau gesetzt, wie wir sie jetzt sehen, und da auch bei ihnen, wie bei letztern, die Gerüstlöcher parallel mit der schiefen Fläche gehen, so ist dies wenigstens kein Grund zur Annahme des Sinkens vom Unterbau. Abgerechnet nun, daß das Wagstück, auf einen gesunkenen Bau weiter, und zwar um vieles weiter zu

bauen, sehr groß, ja kaum glaublich ist, hat sich mir ein anderer Umstand bemerklich gemacht. Wollen Sie sich umwenden, so werden Sie bemerken, daß auch das Baptisterium schief gebaut ist, es neigt nach der entgegengesetzten Seite.“ „Aber dies grade,“ versetzte der Prinz, „läßt auf Erderschütterungen schließen.“ „Möglich,“ erwiederte ich, „aber anderes sehen wir hier am Dom. Sehen Sie die scheinbar horizontalen Lagen der schwarz und weißen Marmorquadern. Gibts zwei parallele unter ihnen? laufen nicht die untern in die Basis, die obern in den Himmel? Weiter, die Pilaster, und die Entfernungen derselben unter einander, — wo gleicht eine der andern? Noch mehr, treten wir etwas zurück, so sehen wir die Kuppel des Doms ganz nach uns herüber geneigt. Die kann sich nicht senken. Im Innern nun sehen Sie die beiden Seitenschiffe, eines breiter als das andre. Also Alles uneben, ungleich, schief, so daß die Schiefe des Thurms durchaus nichts besonderes mehr ist in dieser Umgebung.“ Dem Augenschein mußte jede Einwendung weichen; so toll der Einfall ist, so ist er doch nicht wegzubringen, und ich glaube, — da man doch für alles in der Welt nach einem guten Grunde sich umsieht, — daß die Baukunst zur Zeit des Wiedererwachens im Ringen und Suchen nach Eigenthümlichkeit, und instinktartig auf Mannigfaltigkeit gewiesen, zuerst, sich selbst mißverstehend, diesen Weg eingeschlagen habe, auf welchem nichts ihr vorangegangen. Aber genau steht schon diese Erscheinung mit allen spätern architektonischen in Italien in Verbindung. An allen ältern Gebäuden sieht man nur Einflüsse von außen, von Jerusalem und Cöln, Constantinopel und Alhambra; nirgend aber auf einheimische Bedürfnisse gegründete Gesetze. Während bei uns der reiche Schmuck der Kirchen aus ihrer Construction hervorgeht, also mit ihnen organisch aus der Erde gewachsen, ist er hier nur ein angezogenes oder übergeworfenes Kleid, das man nach Belieben ausziehen kann, ohne dem Gebäude selbst zu nahe zu treten, und das auch häufig zu lang, zu kurz, zu eng, zu weit ist. So steht die Facade von S. Catharina, einer flachgedeckten Kirche, mit ihrem sogenannten deutschen Giebel, und den vielen Fensterchen und Nischen frei, wie eine falsche Wand, in die Luft hinein. So drängt sich bei Maria della Spina das rechtmäßige Gesims hie und da durch die angeklebten Säulchen und Thürmchen hindurch.

(Schluß folgt.)

Buntes.

— Bräuche, Aberglauben und Landesprodukte in Alt-Calabar (in Afrika). Die Einwohner dieses Platzes sind wegen ihres beständigen Handels mit den Europäern einigermaßen civilisirt, behalten aber dennoch manche von ihren alten Gebräuchen und abergläubischen Ceremonien bei. Wenn z. B. ein Eingeborner krank ist, so schlachtet man eine Ziege und einen Vogel und bindet dieselbe als Sühnopfer, der Thüre gegenüber, an Pfähle an; stirbt der Patient, so feuert man mehre Tage hinter einander Flinten ab, und tödtet eine Anzahl Sclaven, je nach dem Range des Verstorbenen. Tanz wird leidenschaftlich geliebt, dabei spielt irgend ein afrikanischer „Strauß“ auf kleinen Trommeln, und allen Arten von disharmonischen Instrumenten. Sich an Branntwein zu betrinken ist nicht Stul, eben so wenig beachtet man Goldwasser u. d. gl.; dagegen liebt man den Mimbo, eine Art pikanten Saftes, den man aus dem angebohrten Bambus gewinnt. Es existirt unter den Bewohnern Alt-Calabar's eine eigene Kaste, welche man Edomen heißt, und deren Individuen, auf die groteskeste Weise gekleidet, als privilegirte Quacksalber gewisse Gebräuche für die Kranken und Todten verrichten. Das Volk bekennt sich zur Beschneidung und zur Polygamie und enthält sich, religiösen Traditionen gehorchend, gewisser Speisen, hat aber keine förmliche Gottesverehrung. Der Nationalcharakter neigt sich sehr zum Diebstahl und zur Treulosigkeit. Man findet unter ihnen auch einige wenige weiße Neger oder Albino's, jene ekelhaft aussehende und verachtete Abart.

Auf einem meiner Ausflüge besuchte ich einen alten Königder einige Meilen entfernt im Lande lebt. Ich wurde gastfreundlich, aber mit vieler Umständlichkeit bewirthet. Das Essen bestand hauptsächlich aus Elephantenfleisch (das schlecht und hart schmeckend ist), aus Palmöl, Salz und Pfeffer. Ich erkundigte mich, wo man den delikaten Elephanten gefangen hatte, und erhielt die Antwort, daß man, um diesen Leckerbissen zu gewinnen, acht Tagreisen in's Innere des Landes (100 engl. Meilen) gedrungen sei. So oft der alte Herr einen Becher Palmwein austrank, schlug ein Diener die ganze Zeit über auf eine wunderlich geformte Glocke. Das Dinner besteht häufig auch aus dem Fleisch von Affen, Antilopen, Rehen, Wildschweinen, Ziegen, Schafen, und Kühen (von kleiner Race), die sie jedoch nie melken, denn sie sind entsetzlich träg. Pferde haben sie nicht. Es gibt hier Eidechsen von allen Farben und in großer Anzahl; auch das Chamäleon findet sich bisweilen hier. Das Land erzeugt hauptsächlich Yams, eine Wurzel, die von den Eingebornen Konko genannt wird; Mais, Pisang und Bananas. — Die Eingebornen konnen sich keine Begriffe von einer Percussionsflinte machen, und eines Tages, da ich einen Ausflug etwa zwanzig Meilen den Fluß hinauf machte, geriethen sie fast in Ohnmacht, als sie mich nach Vögeln im Fluge schießen sahen; andere drückten mich in ihre Arme und schwuren, daß ich alle weißen Männer überträfe und (wodurch sie mir ein besonderes Compliment erweisen wollten) selbst die schwarzen. Auch meine Brille setzte sie nicht wenig in Erstaunen.

Wir haben jetzt (September 1836) die ungesündeste Jahreszeit; vom Juni bis zum October ist hier nasses Wetter; dann kommen die Saison der Dünste, die bis Ende Januars dauern, dann sehr heißes Wetter, durch bisweilige Orkane im April und Mai etwas pikant gemacht. Dies ist die ungesundeste Jahrszeit für die Eingebornen, wie die der Dünste für uns Europäer mörderisch ist. (Auszug aus dem Briefe eines Engländers.)

— Auch in Sibirien hat die Presse jetzt Eingang gefunden. Zu Selinginsk (im Gouvernement Irkutsk) soll nämlich eine Uebertragung der ganzen Bibel in's Mongolische (durch die Missionäre der Londoner Missionsgesellschaft veranstaltet) mit Genehmigung des Kaisers gedruckt werden.

— Briefen zufolge befindet sich Menzel schon in Venedig.

Aus der Theater- und musikalischen Welt.

— In Triest wurde in der letzten Saison ein blaues Wunder erlebt. Nämlich die Prima Donna fühlte sich in ihrer ersten Scene der Oper Norma unwohl, und — die Oper spielte fort, ohne Titelrolle!

— Im Hoftheater zu Wien wurde Himmels Liederspiel: „Fanchon, das Leiermädchen,“ wieder einmal in die Scene gesetzt, sprach aber wenig an, obgleich Dem. Löwe (Fanchon), Binder, Cramolini und Demmer gefielen.

— Die Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien gab zum Andenken Göthe's und Beethovens eine musikalische Akademie, die natürlich nur aus den Werken dieser Künstler bestand; die Ouverture zu Fidelio; als Chöre bearbeitet „Meeresstille und glückliche Fahrt,“ und die melodramatische Bearbeitung des Trauerspiels „Egmont,“ von Mosengeil und Grillparzer zur Composition eingerichtet.

— In Grätz und Brünn macht Bellini's „Norma,“ trotz einer ziemlich schwachen Besetzung (wie sie in Provinzstädten denkbar ist), fortgesetzt großes Glück.

— In Warschau ist Haydn's „Schöpfung“ durch eine Gesellschaft von Musik-Dilettanten in polnischer Sprache aufgeführt worden.

— Dem. Haus, Sängerin am königl. Theater in Stuttgart, hat in Braunschweig 6 Gastrollen gegeben und gefallen.

— Seydelmann tritt am 1. April bestimmt in Berlin auf.

Literatur-Aspekte.

— Der bekannte Novellist W. Zimmermann wird eine Geschichte Schwabens schreiben.

— Wienbarg's schon längst versprochene „Wanderungen durch den Thierkreis“ befinden sich jetzt unter der Presse.

— Bei Liesching in Stuttgart erscheint im Frühjahr ein Bade-Almanach: Najade, herausgegeben von A. Lewald, und mit Beiträgen von Aloys Schreiber, Gerle und Zoller; auch wird er einen Aufsatz von Gutzkow enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 59. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 10. März.

Der Goldschacht zu Reichmannsdorf.

Thüringische Sage von Ludwig Bechstein.

(Schluß.)

III.

Zu Reichmannsdorf aufragte
Am Berg das Hochgericht,
Umdrängt, da kaum es tagte,
Vom Schwarm des Volkes dicht.
Die Sünderglocke läutet;
Im Sterbehemde weiß,
Vom Geistlichen begleitet,
Führt man den Dieb zum Kreis.

Und in des Kreises Mitten
Kommt, jammernd um den Sohn,
Die Mutter hergeschritten,
Trägt ein Gefäß voll Mohn.
Stumm giebt des Volks Gewimmel
Der Alten willig Raum;
Sie hebt den Arm zum Himmel,
Und tritt zum Todesbaum.

Und ruft, wie alle schweigen:
„O gebt den Sohn mir frei,
Sonst muß mir Gott bezeugen,
Daß er unschuldig sei!
Sonst soll die Hölle zahlen
Mir diesen Schmerzensgang! —“
Sie spotten ihrer Qualen,
Der Henker greift zum Strang.

„Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Leben!“
Hallt noch der Mutter Wort.
„Und Gott mag mir vergeben!“
So weinend wankt sie fort.
Die Knappschaft weilte betend
Im nahen Zechenhaus.
Das Weib, zum Stollen tretend,
Bricht so in Worten aus:

„Bei'm Blut des Gottessohnes
Wie bei der Hölle Macht!
So viele Körnlein Mohnes
Jetzt fallen in den Schacht, —
So viele Jahre finde
Der Menschen Goldbegier
Zur Rache meinem Kinde
Kein Körnlein Goldes hier!“

Und, in der Hölle Namen
Sich beugend wunderlich,
Wirft sie zahllosen Samen
Wild rücklings über sich.
Die Körnlein alle rollen
Gestreut von ihrer Hand
Hinab den dunkeln Stollen,
Hinab die Bergeswand.

Und flucht den Richtern allen
Und stürzt sich hinterdrein; —
D'rauf wilde Wasser fallen
In alle Gruben ein.
Dumpf donnert's in den Teufen,
Herbraust ein Wogenschwall,
In Fluthen zu ersäufen
Die hundert Gruben all.

Zu Reichmannsdorf im Schachte
Baut man auf Gold nicht mehr;
Der Fluch der Wittwe machte
Die Gruben beuteleer.
Unschuldig war der Knabe,
Unschuldig umgebracht; —
Es war des Herzogs Gabe,
Die ihn so reich gemacht.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

Signor Pangrazio hatte sich nun von seinem Schrecken erholt, und kam ihnen, nicht im geringsten beschämt über seine Feigheit, aber äußerst verstimmt entgegen, da er den Grafen augenblicklich erkannte und Gründe haben mochte, seine Gegenwart zu scheuen, obgleich er sich zwang, den „erhabenen Herrn,“ wie er ihn nannte, mit vieler Unterwürfigkeit zu empfangen; doch Carraccioli schnitt ihm eilig alle demüthigen Redensarten ab. „Zwei Bitten, Signor,“ — sagte er mit der ihm eignen gewinnenden Freundlichkeit, die mehr Wohlwollen als jene gewöhnlichen, fast herablassenden Artigkeit der Großen gegen Geringere, bezeichnete — „will ich zum Willkommen aussprechen, zuerst um ein einziges gastliches Nachtlager, und dann, daß mein Name nicht genannt werde, heißt mich Sergianni nach meinem Taufnamen. Wenn es auch nur eine Grille ist, so vergönnt mir doch dies Geheimniß, ich mußte gleich damit beginnen, denn ich sehe dort mehrere Fremde.“ — Die Stirne des Signor Pangrazio hatte sich etwas entfaltet, denn jedes Geheimniß beglückte ihn, indem es das Gefühl seiner Wichtigkeit erhöhte, aber vollständig beruhigt war er nicht, und versetzte stockend: „Wie ihr befehlet, gnädiger Herr, — die Männer dort sind übrigens nur alte Freunde und Nachbarn, die gern etwas von den Festen erzählt haben wollen, — man ist in der Provinz begierig auf Neuigkeiten vom Hofe —, sonst ist es gar einsam bei mir, ich bekümmere mich nicht um fremde Angelegenheiten. Da bin ich nun auch noch mit einem sonderlichen Gast geplagt, es ist freilich ein junger, unschädlicher Mensch, ein lustiger Franzose, der wie die ehemaligen Troubadours die Welt singend durchstreift und hier in diese Wildniß gerathen ist, die seiner Poetenlaune behagt.“ Wirklich hatte sich ein kleiner, schwärzlicher, zierlicher Bursche in phantastischer Kleidung, der eine reichgeschmückte Zither an einem breiten, silberdurchwirkten Band um den Hals trug, mit keckem Anstand ihnen genähert und hob Livia rasch vom Roß, ohne den Grafen zu grüßen. Sie blieb verwundert stehen, und wartete auf Carraccioli, der seiner Dame den Arm reichte, während Signor Pangrazio ihr eifrig winkte, daß sie mit dem Fremden gehen möge. „Ich wollte mich eben waffnen,“ — sagte der Franzose, — „und Euch zu Hülfe eilen, denn ich verstehe das Schwert zu führen trotz jenen Eisenmännern, die süße Töne und zarte Lieder verschmähen, aber da kam die Nachricht, daß Ihr gerettet wäret; indessen, schönes Fräulein, rechnet künftig auf meinen Schutz.“ „Danke diesem gütigen Herrn, Livia,“ — erinnerte Signor Pangrazio sich tief neigend, aber Livia antwortete lächelnd: „Ich bin jetzt in Sicherheit, und werde mich nicht sobald wieder aus diesen festen Mauern wagen, um so weniger, lieber Oheim, da es nun meine Pflicht ist, unsern armen Vertheidiger hier,“ — sie deutete auf den Mönch, den man auf einem Maulthiere herbeischleppte, — „mit möglichster Sorgfalt zu pflegen.“

Das lange Antlitz des Signors Pangrazio verlängerte sich noch bedeutend, als er wieder einen neuen Ankömmling gewahrte, und er sagte mürrisch: „bringt ihn in den Eckthurm, dort ist es hinlänglich gut für den wandernden Bruder.“ Der Mönch schien diese unfreundliche Weise, ihm das Gastrecht zu gewähren, gar nicht zu beachten; sein trüber Blick heftete sich unverwandt auf Livia; er stammelte mit schwacher Stimme: „Gott segne dich, liebes Kind.“

Lukretia stellte nun den dritten Fremdling dem Oheim vor, der bei diesem unaufhörlichen Zuwachs seiner Gäste sichtlich alle Fassung verlor, und so wunderliche Gesichter schnitt, daß der kecke Franzose ein helles Gelächter aufschlug, in das Carraccioli leise, und Lukretia laut einstimmten. Livia entzog sich der Verlegenheit, indem sie dem Mönch folgte, um ihre im Kloster erlernte Heilkunde zum erstenmal zu erproben.

Obgleich sämmtliche Ankömmlinge kurzen Aufenthalt versprochen hatten, und Signor Pangrazio sich durchaus nicht bestrebte, den liebenswürdigen Wirth vorzustellen, so schienen doch besondere Gründe Jeden festzuhalten. Der Mönch genas zwar nach und nach unter Livias sanfter Pflege, aber seine Schwäche blieb groß und seine Schwermuth noch größer. Der junge Ritter, der sich Fernando nennen ließ, bemühte sich um das allgemeine Wohlwollen und stand sogar bei Signor Pangrazio in Gnaden; bescheiden, freundlich, schmeichelnd, hielt er lange Unterredungen mit den besuchenden Nachbarn, gewann aller Herzen und zeigte in seinem Benehmen eine Gewandtheit und Umsicht, die sonst der Jugend fremd ist, und tiefes Nachdenken verrieth. Der kecke Franzose huldigte mit zuversichtlicher Erwartung des Erfolgs, der schönen Livia, und wurde dabei mit fast unterwürfiger Beflissenheit von dem alten Signor begünstigt, der mit verbissenem Ärger Livias Hinneigen zu Carraccioli bemerkte. Dieser war Allen ein Dorn im Auge. Er beschloß jeden Morgen zu gehen, und doch fand ihn jeder Abend in dem Hause, das Livia ihm in ein Feenschloß verwandelte. Um seine Gewissensbisse zu beschwichtigen, sagte er sich selbst, was auch einigermaßen gegründet schien, daß mit oder ohne Wissen des Hausherrn, hier verdächtige Zusammenkünfte statt fänden, daß Fernando wahrscheinlich geheime Plane verfolge, daß der Franzose vielleicht ein Spion der Anjous sei, und, daß er hier wahrscheinlich wichtige Entdeckungen über das Treiben der Verschwörer machen könne. In diesem Sinne hatte er auch der Königin geschrieben, aber so zerstreut, so befangen in andere Träumereien, daß der Inhalt der mißtrauischen Fürstin auffallen mußte.

Endlich hatte Carraccioli den festen Entschluß

gesagt, daß der nächste Morgen ihm auf den Weg nach Reggio leuchten sollte, aber gewaltsamer drängten nun bei dem nahen Abschied Liebesworte und Klagen sich auf seine Lippen, und sein ganzes Wesen sprach jene rührende Weichheit aus, die bei einem sonst festen, kräftigen Mann für die Frauen so hinreißend wird; wie mächtig mußte dieser Zauber auf die unerfahrene Jungfrau wirken, da Carracioli selbst an den Höfen von Constantinopel und Neapel von den gefeiertesten Damen der Unwiderstehlichste genannt wurde, und alle gefallende Talente mit der anmuthigsten Würde verband.

Unter einem reichbelaubten Lorbeerbaum ruhte Livia mit ihrer Muhme von der brennenden Hitze des Tages aus. Ein langer weißer Schleier umfloß ihr Madonnengesicht, ein blaues Seidengewand ihren schlanken Leib, und der Troubadour — wie die Mädchen den Franzosen nannten — der mit seiner unzertrennlichen Gefährtin: der Cither sie überall verfolgte — verglich sie mit Petrarkas Laura, der sie auch ähnlich sein mochte, und richtete die Sonnete des göttlichen Dichters, die er mit kläglicher Stimme absang, mit vielbedeutenden Blicken an sie, während Livia ein goldnes Netz knüpfte, dem ähnlich, welches ihr glänzendes Haar umschlang, und durch die zarte Hülle des Schleiers hervorschimmerte. Ihre großen dunkelblauen Augen suchten sehnsuchtsvoll in dem blühenden Thal, das sich vor ihnen ausbreitete, an den grünen Mauern der Burg, wohin sie zuweilen forschend schauten, die Gestalt des geliebten Freundes; ihre verkehrten, unzusammenhängenden Antworten, erregten häufig Lukrezias Lachen, und des Troubadours Unwillen, der jetzt schmerzlich sang:

> Le sue bellezze han più vertù che pietra,
> E'l colpo suo non può sanar per erba;
> Ch'io son fuggito per piani e per colli
> Per potere scampar da cotal donna;
> Onde al suo lume non mi può far ombra
> Poggio, nè muro mai, nè fronda verde.

Vor ihnen ging Fernando mit dem Hausherren und einem alten Baron aus der Nachbarschaft, die ernste, politische Gegenstände abhandelten, wobei der Jüngling mit ehrerbietiger Miene zuhörte, seine Bewunderung so lebhaft ausdrückend, daß auch ihm vergönnt wurde, seine Meinung zu entwickeln. Plötzlich ergoß sich höheres Roth über Livias Wangen und der Troubadour, der Richtung ihrer Augen folgend, gewahrte unmuthig den von ihr ersehnten Carracioli. „Ihr gehört nicht zu uns," — rief der Troubadour ihm entgegen, — „dort bei den weisen Herrn ist Euer Platz." — „Nicht Ihr," — versetzte Carracioli, — „nur diese edlen Damen haben das Recht, den meinigen zu bestimmen. Wenn sie mich verbannen, muß ich freilich gehorchen, aber heute wäre es doppelt grausam."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

Fünfter Brief.

(Schluß.)

Am 23. Febr.

Gestern war ich bei der Prinzeß zu Tafel; sie war schon seit zwei Tagen außer Bett, und ist eine junge, bildschöne, liebenswürdige Frau, die mich mit einer herzlichen Freude willkommen hieß und Alles, was in mir Maler ist, in ununterbrochenem Feuer erhielt.

Am 26. Febr.

Ich war heute wieder bei der Prinzessin zu Mittag und traf mehre Deutsche. Ein gutes deutsches Haus in Italien setzt jedem Glück in diesem Lande die Krone auf. Man ist in der schönsten Fremde daheim. Die Prinzessin theilte mir ein abschriftliches Tagebuch des Kronprinzen v..... mit, das er auf seiner Reise durch Italien geführt, und das die Achtung vor diesem Fürsten nur erhöhen kann. Vor Allen haben ihn das alte Rom, die Kaiserbauten, die Tempel und Basiliken gefesselt, und ich habe mit rechter Freude durchgefühlt, wie ihm Livius, Cäsar, Tacitus und alle seine classischen Studien lebendig geworden. Die Seitenblicke auf das katholische Italien sind, bei größter Humanität, doch immer von einem ironischen Lächeln begleitet, wie z. B. ein Geistlicher habe mit vielem Feuer die Wundergeschichte von dem um die Seele Heinrich's II. durch einen Kelch betrognen Teufel erzählt, dessenungeachtet aber ein schönes Bild von Pinturicchio gezeigt. Bei S. Sebastian, wo schlimme Luft herrscht, ist die hübsche Antwort des Geistlichen daselbst notirt auf die Frage des Königs v....., „wie er sich denn an diesem Orte befinde?" nämlich: „Vortrefflich, durch die Gnade des heil. Sebastian hab' er in siebzehn Jahren erst zwanzig Mal das Fieber gehabt." Recht wohl that es mir, daß er sich auch mit aller Wärme für die Werke älterer christlicher Kunst ausgesprochen. So können wir überzeugt sein, daß das einer Zeit Gemäße nicht das Eigenthum von Einzelnen bleibt, sondern durch alle Kreise der menschlichen Gesellschaft dringt.

Meine Arbeiten gehen gut voran; die Mappen füllen sich und ich hoffe meinen königlichen Beschützer zu erfreuen. Auch in's Archiv bin ich nun gedrungen und vertreibe Motten und Würmer von ihrem ruhigen Wohnsitz. Erstaunt aber bin ich über die Nachlässigkeit italienischer Gelehrten, die über die Werke der Alten dicke Bücher schreiben, und hier in Pisa keinen Schritt dahin thun, wo sie die Widerlegung fast all' ihrer Voraussetzungen finden könnten. Beschwerlich ist's freilich, die Schrift zu entziffern und aus Maurern und Tagelöhnern, Schlossern und Tischlern, die Maler und ihre Bilder herauszufinden; inzwischen geht es doch. Aber wenn es durchweg mit unsrer Kenntniß der Werke des 14. Jahrhunderts nicht besser aussieht, als mit der des Camposanto, so bleibt kaum ein Stein auf dem andern. Die Zeitfolge wird bei vielen um 30 Jahre verrückt, kein Giotto, kein Buffalmacco haben hier gemalt; aber es wird mir vieles deutlich, was ich nur wie in der Ferne gesehen. Doch will ich die Frucht reif werden lassen. — Ein eignes Beispiel von Conservatismus gab mir neulich der Operaio des Doms (und Archivs). Er besitzt eine Sammlung von mitunter schätzbaren Gemälden. Unter andern zeigte er mir einen Johannes den Täufer, als ein durch Unterschrift beglaubigtes Werk des Giunta Pisano. Das Bild ist gut und sehr bedeutend; leider nur ein Fragment. Die ganz unverletzte Schrift heißt: me fecit a. d. 1288,

Von Giunta keine Sylbe, kein Buchstabe, und obendrein kein Pinselstrich. „Aber Verehrtester," sagte ich ihm, „Giunta ist ungefähr 100 Jahre früher gestorben." „'s ist wahr," sagte er, „'s ist wahr, wo dachte ich hin!" Wenige Tage nachher schickte ich einen Bekannten (von dem ein andermal), Dr. H., zu ihm und seiner Sammlung, und — S. Giovanni ist noch immer ein durch die Unterschrift beglaubigtes Bild von Giunta. Das nenn' ich treues, redliches Festhalten am Alten. Die hiesige Akademie hat aus Klöstern und Kirchen bei deren Zerstörung viel seltne Schätze gerettet. Ich gedenke heute nur eines, — eines Altarbildes von deutscher Hand, irre ich nicht, von der des Van Eyk. Es ist eine heilige Katharina, ausgezeichnet in aller Weise und gereicht uns also zu voller Ehre, was mich um so mehr freut, als sich unsre ehrlichen alten Landsleute hier selten gut ausnehmen. Das Merkwürdige an diesem Gemälde, außer seinem Kunstwerth, sind die dazu gehörigen Flügelbilder. Beide sind deutsche Compositionen, das eine aber — die Vermählung — von italienischer, mir scheint: Sieneser Hand ausgeführt, das andre — der Streit mit den Philosophen — von der deutschen nur untermalt. Das Bild war in dem (zur Zeit der Franzosen zerstörten) Kloster S. Domenico. Hier läßt sich offenbar auf Lebensumstände des Meisters, und also wahrscheinlich des Joh. v. Eyk schließen, die uns für die Geschichte der Malerei von Wichtigkeit sein müssen, da sein Aufenthalt in Italien manchen Aufschluß über seine und über die diesseitige Kunst geben kann. Übrigens heißt der Meister hier Luca d'Olanda, ein Begriff, unter den alle altdeutschen Bilder gefaßt werden, auf denen nicht das Dürer'sche Monogramm steht. Die Taufe italienischer Bilder ist nicht weniger gewissenhaft, doch habe ich meine Erfahrungen bei Giunta und dem Operajo gemacht und behalte meine Weisheit für mich, oder — wenn du sie haben willst — für dich.

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

Es ist eine schwierige Sache, heut zu Tage eine Theater-Kritik zu schreiben, und keine Satyren. Ich weiß es: die Leute auf den Brettern sind insgesammt **Künstler**. Sie haben es sich von ihren dramatischen Kindesbeinen an eingeredet, sie seien Künstler, sie sind in diesem Glauben geboren und erzogen, sie werden in diesem Glauben sterben. Ich weiß wohl, woher das kommt. Wann auch in wenigen Darstellern der darzustellende Charakter lebendig wird, so werden doch die meisten Darsteller in dem darzustellenden Charakter lebendig. Es ist nicht zu läugnen, sie spielen meistentheils mit Leib und Seele, d. h. mit **ihrem** Leib und **ihrer** Seele; Alles, was Leidenschaft, Wahrheit, Manier und Unnatur in ihnen ist, das lebt am Abend vor den Lampen auf, sie werden theatralisch begeistert, und bieten uns ein Mixtum-Compositum, das sie Kunst heißen, weil das Publikum Beifall klatscht und hervorruft. Wann die Gardine gefallen und der Schlafrock des gewöhnlichen Lebens angezogen, so schweigt das evrbische Entzücken dieser Leute; ihre Leistung, die weder durchdacht, noch durchlebt war, wird ihnen dunkel, wie ein Traumbild; aber sie wissen, daß sie Alles gethan haben, was ihnen nur eben möglich war in dem theatralischen Rausche, und das Publikum hat ihre Anstrengungen anerkannt. Sie können es nicht theoretisch beweisen, daß sie die **Kunst** geboren haben; aber es ist menschlich, daß sie an diese Kunst glauben, sie haben praktische Beweise dafür. Kommt nun am anderen Morgen die Kritik, und erörtert kaltbesonnen, die Leistung des vorigen Abends zergliedernd, oder in gedrängter Kürze das resultirende Urtheil aufstellend, so ruft der Schauspieler im ersten Falle: „Das habe ich gar nicht so gemacht" (denn er weiß selten, was er geleistet hat); im zweiten Falle aber ruft er: „'s ist ein Urtheil ohne Gründe"; er ärgert sich, aber er bleibt — **Künstler**. Das war übrigens schon zu **Lessing's** Zeiten der Fall, er mußte es sogar aufgeben, Theaterkritiken zu schreiben; und als **Schiller** in **Mannheim** das Theater besprach, begegneten ihm bekanntlich die Schauspieler mit handgreiflichen Antikritiken. Mit einem Worte, die **Künstler** werden auf der Bühne nie aussterben, und brächte auch die Sündfluth herein, die allerdings der deutschen Bühne zu wünschen wäre, ich wette, die Arche Noah der Eitelkeit würde wenigstens ein Paar unserer heutigen Künstler, ein Männchen und ein Weibchen, aus der Wassernoth retten, das Geschlecht wird nicht untergehen.

Bei dem Allen verlangt der Schauspieler Recensionen; sie sind ihm ein Lebens-Bedürfniß geworden. Er muß sich **gedruckt** sehen, soll er sich um die Journalistik und Literatur bekümmern. Was geht ihn die ganze Dramaturgie an, kommt sein Name nicht darin vor? Was geht ihn die Kunst an, wird der Künstler nicht besprochen? Somit ist denn die Kritik so eine Art von Luxus-Artikel für den Schauspieler geworden. Sie muß einmal da sein, sie ist für den Bestand der deutschen Bühne nothwendig. Die Kunst — was man heutigen Tages so nennt — könnte ohne sie leben, wie die Menschheit ohne Kaffee und Zucker; aber man hat sich an sie gewöhnt. Die Schauspieler zerreißen hinter den Koulissen die tadelnde Kritik, und schimpfen und lärmen, und bleiben, wie sie sind. Die aufrichtige, unpartheiische Kritik zerreißt in den Journalen die Schauspieler, und gewöhnt sich an das Schimpfen und den Lärm; und wenn sie auch fast verzweifelt, eine Reform hervorzurufen, es ist im Ganzen doch gerathen, daß sie ihren Weg fortgeht und sich das Ansehen giebt, als könne sie noch durchdringen mit der Kunst in ihren Armen durch den dichten labyrinthischen Knäuel, hinter welchem die Musen ihren Tempel aufgeschlagen. —

Ich bespreche blos das, was der Bemerkung werth ist.

Der Februar sollte mit „den drei Wahrzeichen" eröffnet werden. Herr **Becker** wurde aber krank, und man nahm zu den drei Wahrzeichen der hiesigen Bühne, zu „Hampelmann", „Nante" und **Irrthum an allen Ecken** (letzterer im Theaterbureau!) seine Zuflucht. — „Die Jäger", ländliches Sittengemälde in fünf Abtheilungen, von **Iffland**. Ländliches Sittengemälde: Seltsame Bezeichnung — was ist denn Ländliches in diesem Stücke? Und nun gar ländliche **Sitten**! Und nun endlich gar **Gemälde**? Die Bühne verlangt **Handlung**, **wirkliche** Handlung, und keine gemalte. **Iffland** hat auch nie gemalt, sondern die **Wirklichkeit** des Lebens, mit aller ihrer bürgerlichen Sentimentalität, aller ihrer Gefühlsweichheit und Gefühlskränkelei, allen ihren guten Hausvätern und Hausmüttern, allen ihren Philistern und abgefeimten Spitzbuben auf die Bühne gebracht. Was sich so im gewöhnlichen Leben begiebt, oder nur begeben kann, das hat er, scharf auseinander gelegt, mit drastischem Effekt ausgestattet, übrigens ganz so, wie es ist, in seinen Stücken abgeschrieben, und die Schauspieler sollen ihm **Leben** geben. Sie dürfen dabei nicht deklamiren und karrikiren; sie müssen **charakterisiren**. Sie haben es hier allerdings mit Charakteren zu thun, mit Leuten, die sich freilich nicht über die bürgerlichen Verhältnisse erheben, und den Katechismus stets im Herzen tragen, aber die doch auch nirgends als Zerrbilder heraustreten. „Die Jäger" — **Drama**, oder, weniger bezeichnend, **Schauspiel**. Ich heiße also die Darstellung einer Begebenheit, welche uns in eine ängstliche Besorgniß versetzt, am Ende jedoch das Gemüth durch einen glücklichen Schluß beruhigt. Man sollte ein Bühnenstück nie **Gemälde** heißen. — Oberförster Warberger, Hr. **Meck**. Daß **Meck**, bei der Auseinandersetzung **Iffland**'scher Väter, die freilich meistentheils **ein** Gepräge an der Stirn tragen, ein bischen zu **subjektiv** zu Werke geht, und sein Ich zu sehr in der Darstellung hervortreten läßt, möchte ich nicht läugnen. Es ist hier Sache des Darstellers, den Kaufmann Drave und den Oberförster durch jene kleinen Nuancen zu trennen, die durch die verschiedenen Lebensverhältnisse in den sonst fast gleichen Charakteren hervorgerufen werden, und die den Einen in seiner Aeußerungsweise anders hinstellen, als den Andern. Aber daß **Meck** im Allgemeinen dergleichen Charaktere erschöpft, sie meisterhaft belebt, die verschiedenen Seelenzustände fein distinguirend, daß er nur Natur und Wahrheit bietet, nie Theatergefühl, ist gewiß. Sein Spiel ergreift, weil sein Spiel **Leben** ist. — Mad. **Ellmenreich**, Oberförsterin. Da ist wieder zu viel Bretterleben, zu viel Gemachtheit. Sie weiß, was sie will, aber sie kann dem Körper nicht die Seele einhauchen. Mad. **Ellmenreich** hat ihre Kunst überlebt. Es war wohl mehr Routine an ihr, als Kunst, und sie ist alt geworden. Es wird ihr schwer, auf der Bühne lebendig zu werden, wenn auch nur als Mad. **Ellmenreich**. Das Alter übt seine Kraft aus. — Mad. **Benesch**, Friederike. Nochmals sei es gesagt: hier ist Deficit an Seele. Ob Schmelz des Organs, ob Weichheit der Rede vorhanden, was geht das mich an? Mad. **Benesch** ist die lebendige **Apathie**. Sie läßt sich gehen, ist störend und liebesüß; aber es ist Alles **äußerlich** an ihr, ihre **Seele** gibt den Grundton nicht an. Hr. **Weidner**, Amtmann von Zeck. Im Einzelnen ist hier viel Meisterhaftes zuzugestehen; aber die Gemeinheit des Charakters entbehrt der äußeren Politur und Schminke, die sie dem Leben zugänglich macht. Herr **Grahn**, Anton. Lebendigkeit, Theater-Routine. Die Gesten drängen sich, die Aktion ist überladen. Hr. **Grahn** ist voll Elektricität, aber — die Grimasse liegt hier vor dem Leben. —

(**Fortsetzung folgt.**)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 60. 1835.

237

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt No. 10.

Mittwoch, 11. März.

D. Salon von H. Heine. Zweiter Theil.

> Hätt' er was gelernt, braucht' er nicht zu schreiben Bucher.
>
> Salomon Heine.

Schon seit langer Zeit vernahm man, daß sich Heinrich Heine, unsre nach Paris verflogene Nachtigall, damit beschäftige, deutsche Mehlwürmer aus dem Gebiete der Theologie und Weltweisheit zu verspeisen. Wie er es thut, sieht man an diesem Buche, welches für Deutschland viel Erinnerung, für Frankreich viel Belehrung enthält. Die hier mitgetheilten Urtheile uber deutsche wissenschaftliche Zustände standen zum großen Theile schon in französischen Blättern abgedruckt. Aus der widerspänstigen Sprache des Auslandes, aus den Umgebungen der brillanten Revueliteratur Frankreichs, aus schönstem satinirten Palmen-Velin sind sie nun übersetzt worden in gutes deutsches Druckpapier, in ehrliches Altenburgisches Bourgeois. Heine fuhlt, daß freilich in Paris alles glänzender und parfümirter erschien; doch weht ihm süß die Heimath zu, der deutsche Vogel singt doch anders, als der französische, für ihn wenigstens, er mag sich in französische Anschauungen filtriren so viel als er weniger will als muß; es ist sein gutes liebes packleinenes Deutschland mit allen seinen Blättern für literarische Unterhaltung, mit seinem halben Liberalismus, mit seiner Ängstlichkeit in Religionsfachen, mit seinen Lindenbäumen, Schlafmützen und Tabackspfeifen, mit Allem, wie es Heine braucht. Denn Heine ist eine ganz deutsche, mittelalterliche Figur, ein Herz voll Schweizersehnsucht, das sich oft abseiten stellen muß, um eine Thräne aus dem Auge zu drücken. Er spielt in Paris eine schiffbrüchige Rolle, um so mehr, als ihm sein Versuch, französischer Schriftsteller zu werden, mißglückt ist.

H. Heine hat in der That daran gedacht, sich neben Voltaire, Racine und Rabelais stellen zu wollen. Er spekulirte auf französische Lorbeern, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetastet wird, wie in Deutschland; Heine spekulirte auf die Akademie und das Pantheon. Aber diese ganze durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang; denn Heine besaß den schönen Stolz, sich Frankreich gegenüber nicht zu verläugnen, sondern er trat in seiner ganzen Deutschheit, mit seinem Mondschein, seiner Bläße, seiner Melancholie und dem Hasse, der alle deutschen Schriftsteller dieser Zeit charakterisirt, in die Salons der jungen französischen Literatur; aber es mögen kommen St. Beuve, Chasles, A. Pichot, die ganze französische Kritik mit ihren Feuilletons: sie werden nie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. Dieses deutsche Heinische Lächeln, diese Mischung von Nachtigallengesang, Harziger Waldluft, von versteckter Satyre auf ganz versteckte Menschen, diese Mischung von Scandal, von Sentimentalität und Welt-

geschichte: wer verstünde das in Frankreich? Wer kennt dort das Hotel de Brühbach in Göttingen, die Hamburgische Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, den Professor Krug, die Münchner Riegelhäubchen, die deutsche Kritik, die Judengassen, alles, was man wissen muß, um Heine zu verstehen; denn er ist ganz deutsch, ein Mann von heute, wenigstens mehr Mann der Vergangenheit, als der Zukunft. Auch haben ihn die Franzosen gänzlich mißverstanden, und Niemand mehr, als der ihm von Allen am verwandtesten ist, Jules Janin. Dieses journalistische Genie beurtheilte seine Reisebilder, und es kam darauf an, was er über sie sagen würde. Es handelte sich um Heine's französisches Bürgerrecht, um eine Meisterschaft, die der deutschen Muttersprache hätte entrissen werden können; aber der heimathliche Genius verwirrte den schwatzhaften J. Janin, Frankreichs klassischsten Pastetenbäcker. Heine wurde von ihm total mißverstanden. Denn nachdem er Alles gelobt hatte, die Phantasien von Neuberghausen, Franschesta mit ihren zweifarbigen Pantoffeln, Gumpelino und die schönen Naturbeschreibungen und die kleinen vorübergehenden Romane, und von nichts gesprochen hatte, als von Swift, und wieder von Swift, bleibt ihm plötzlich sein Lob im Munde stecken, wo er auf Heine's Satyre kömmt. „Wozu" — frägt der fremde Feuilletonist, — „wozu aber unter allen diesen Rosen der satyrische Stachel, oder gar die Pechfackel der Revolution? Wozu bei so vieler Grazie so viel Gift? Wozu der Ärger über deutsche Perücken? Wozu diese ganze Misère der Politik unter all den sylphenhaften Scherzen, der Moniteur unter Veilchen und Liebe?" Dies ist der Tadel des Franzosen! Dies Alles wundert ihn! O Jules Janin, du momentaner Mensch, du hast Deutschland nicht begriffen, du warst nie auf der Göttinger Bibliothek, du kennst uns nicht, und Heinen nicht, und die Reisebilder nicht. Du hast mehr gethan, als ein Russe; du hast sogar einen Exilirten mißhandelt!

Wenn nun Heine noch zuweilen für die Franzosen schreibt, so thut er es, wie es Prediger gibt, welche vor Puppenköpfen ihre Reden einstudieren. Er fingirt sich ein fremdes Publikum, das ihn nicht versteht. Alles, was er in den französischen Wind spricht, ist immer auf uns berechnet, denen er den Rücken zukehrt. Er weiß doch, daß hier in Deutschland die Ohren sich spitzen, und spricht deßhalb laut und vernehmlich, damit Alles jenseits des Rheines hübsch sein Echo finde. Und so kann man diese Urtheile Heine's über unsre Bekanntschaft mit Gott, Natur, Welt, wie sie früher und jetzt wieder ausgeboten wurden, eine Sammlung von Anzüglichkeiten nennen. Es ist Alles für Diesseits berechnet. Die Franzosen haben genug mit den Doktrinären, dem hochverrätherisch-architektonischen Prozesse, genug mit einem Menschen, der sterben will, mit Talleyrand, und genug mit einem Menschen, der nicht leben kann, mit Sebastiani zu thun. Sie haben für Heine keine Zeit übrig.

Nun so komme denn zu uns zurück! Heine ist uns, wie ein Bruder, der auf die Wanderschaft gezogen ist, und nun er heimkehrt, umringen ihn die jüngern Geschwister, die erfreuten Alten und die Nachbarn, und Alle vergleichen scharfsinnig, wie er war und inzwischen geworden ist. Jedes freut sich, eine alte Ähnlichkeit zu entdecken, und ruft entzückt aus: „Seht, die Gewohnheit hat er doch noch immer!" Und so finden Alle etwas, woran sie sich halten, und was ihnen Muth gibt, ihn zu küssen, obschon er so vieles angenommen hat, was blos ihr Erstaunen rege macht. Der junge Gewanderte schreitet stolz im Dorfe einher und spricht mit vornehmem Ausdruck, und läßt eine lange tombackne Uhrkette am Leibe baumeln, und grüßt sehr herablassend und lächelt nur etwas fein, wenn er den Baum erblickt, von dem er einst Äpfel stahl. Und wann ihm Mädchen begegnen, seine Gespielinnen, die er früher küßte, so lacht er höchst unterrichtet, höchst eingeweiht, höchst genossen. Und diese ganze Comödie dauert acht Tage, oder doch nicht länger, als man braucht, um 284 Seiten des splendidesten Druckes über deutsche Philosophie und Theologie zu schreiben. Späterhin übermannen ihn die Erinnerungen; er wirft das steife Fischbein vom Halse und umwindet sich mit einem rothen geblümten Tuche der Freude, läßt bunte Bänder an seinem Hute flattern, und ist froh, im Walde die alten Plätze wiederzufinden, wo er einst saß, lyrische Querl schnitt aus Lerchenholz, und den Gesang des Buchfinken nachahmte auf einem Hollunderblatt.

Heine spricht in diesem Buche viel über Christenthum, Nixenglauben, über den Papst, Luther, Leibnitz, Spinoza, Rothschild, Kant, Fichte, Hegel, über Sein und Nichtsein, kurz über Illusionen und Irrthümer, von welchen man eine gute Meinung behält, je weniger man davon weiß. Heine weiß in der That recht viel darüber; hält aber auch desto weniger davon. Seine Unbefangenheit und sein Spott nagt an den Kanzeln und Kathedern. An sogenannte heilige Gegenstände macht er mainächtliche Hexenkreuze. Alten bepuderten Autoritäten bohrt er Esel, kurz der ganzen Historie deutscher Theologie und Philosophie wird von ihm so aufgespielt, daß die langen Schleppkleider sich zu drehen anfangen, und die schweren Männer der Wissenschaft im Menuette tanzen, und sich das hintere Ende der Perücke nach vorne setzen, die dreieckten Hüte aber auf ein Ohr — kurz, es ist eine drollige, faschingsartige Fantasmagorie, welche hier aufgeführt wird. Heine hatte mit der Historie dieser Dinge zu viel zu thun, und ließ deßhalb noch manche Gelegenheit zum Scherz vorübergehen, eine humoristische Entwickelung der Leibnitzischen Monaden, eine Charakteristik des Kantischen Dings an sich, Fichtesche Consequenzen, und die Hegelschen Purzelbäume der Nega-

tion. Seien diese Stoffe verwandten Geistern empfohlen; aber ach! wir haben deren nicht viel.

Im Allgemeinen kann ich mich nicht mit dem Ernste über Salon II. aussprechen, welchen Heine wenigstens von der jungen Literatur dabei zu erwarten scheint. Heine hatte immer das Verdienst eines Tirailleurs, der plänkelnd im Vordertreffen steht und nur sich, keinesweges eine gewonnene oder verlorne Schlacht einsetzt. Heine arbeitete scherzend der Julirevolution vor: er arbeitet jetzt im Scherz dem großen Ernste vor, welcher sich mit der Revision der Offenbarung, und mit allen sozialen Fragen des Jahrhunderts beschäftigen wird. Für den Kampf selbst im Großen ist Heine nicht geeignet. Er ist dazu nicht massiv und systematisch genug. Sollte man es glauben! Heine hat Vorurtheile. Es gibt gewisse Dinge, für welche Heine, wenn auch nicht sterben, doch den Schnupfen haben könnte. Heine will die Hüter unsrer morschen Institutionen nur ärgern. Es macht ihm Spaß, die Geheimnisse fremder Überzeugungen zu profaniren; doch thut ihm wieder leid, was er thut. Er spricht in diesem Buche viel von der Kirche; aber er will nur Angst einjagen, er will nur den Triumph genießen, in einer christlichen Gemeinde die Lorgnette gebrauchen zu dürfen. Einen Hund in den Gottesdienst mit hineinzunehmen, würde er schon nicht wagen; noch weniger aber, einen neuen Glauben zu predigen. Denn müßte dieser nicht positiv sein? Das ist es, Heine hat Furcht vor dem, was noch nicht ist. Wie ihm das Beil der Republik Schrecken einflößt, so eine Religion, welche am Ende neue symbolische Bücher erfindet, die möglicher Weise in einem nicht so guten Styl geschrieben sein könnten, als die Bibel. Heine befindet sich bei unsern Zuständen, wie sie sind, ganz wohl. Er will nur hinter dem Spiegel stecken, als Schreck, als Drohung, mit der Geberde dessen, wie er sein könnte, wenn er wollte. Styl und Witz gedeihen bei dieser Indifferenz vortrefflich. Heine kann ohne Deutschland nicht fertig werden; er sehnt sich zurück nach unsern Dienstags- und Donnerstagsgerichten, nach unsrer dummen, aber feurigen Liebe, nach den Alsterpavillons und dem Bergedorfer Boten, und dieser Schmerz steht ihm schön. Dies ist ein Motiv, das sich bei einem so reichen Genius, wie Heine, zu Dantescher Erhabenheit steigern kann. Es wäre ein ganz neues Colorit seiner Poesie, die Sehnsucht nach Deutschland quand même! und müßte eine Consequenz werden dieses wunderbaren Menschen, die ihn den deutschen Herzen immer noch näher brächte.

---

23) Der Sang des fremden Sängers. Eine Phantasie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835.

Der Gegenstand dieses Gedichtes ist die Klage um Polens Schicksal. Der Verf., mag er nun selbst Pole oder ein Deutscher sein, besingt die ungeheure Thatsache nicht mit der grellen Färbung des Hasses und weniger durch politische Leidenschaft hingerissen, als resignirend. Er vermißt das Vaterland und die heimathliche Luft. Er hängt in die Wolken, welche nach Osten ziehen, seine Grüße und kombinirt die Ereignisse dieser Tage, ob sie nicht mit einer friedlichen Rückkehr in die Heimath enden könnten. Alle diese Gefühle werden etwas monoton zwar, aber doch mit vieler Klarheit und Gewandtheit der Rede ausgesprochen. Es herrscht eine Keuschheit des Ausdrucks in diesem Gedichte, die vermuthen läßt, sein Verf. gehöre zu den Autodidakten, die aus enger und bürgerlich feindseliger Sphäre sich herausarbeitend den Genius der Poesie in sich tragen und in Bildern und Anschauungen sprechen, welche die Studirten und Gebildeten, wie man sie nennt, beschämen. Wenigstens ist die Sprache hier ganz frei von Reminiscenzen, dem Fluche unsrer Lyrik; sie scheint sich immer erst im Augenblick zu bilden, wo sie die schwere Geburt des Gedankens ausdrücken soll. Sie nimmt immer erst von der Idee ihre Wendungen an, und folgt naiv, einfach, oft überraschend dem Gefühle, das sich aus dem Herzen des Dichters herausspinnt.

Wir erleben seit einiger Zeit wieder die Erscheinung sogenannter Naturdichter, welche aber mit Maus, Hiller, Kudraß und Karl Müchler wenig Ähnlichkeit haben. Die Gedichte von Niclas Müller, einem Schriftsetzer in Stuttgart, werden gefeilt von G. Schwab und im Morgenblatt bekannt gemacht. Ein Däne, Professionist, Namens Joh. Grüne, durchwanderte Italien und Deutschland und ich habe meisterhafte Gedichte von ihm gelesen, welche zum Theil in einem norddeutschen Blatte publizirt worden sind. In Hamburg dichtet ein nicht minder in der Gesellschaft tief gestellter Mann unter dem Namen Clemens ganz vortreffliche Sachen, welche als Manuscript gedruckt coursiren. So mag es noch Manchen geben, der im Musenalmanach seine Stelle verdiente. Der Reiz dieser Dichtungen ist der frische Quell des Schaffens, die göttliche Unmittelbarkeit, und das Sichherauswinden und Läutern aus den Schlacken der Materie. Was unsre gelehrte Lyrik als Nachhall ihrer Gedichte verlangt, jene Naturempfindungen, die uns süß und heimathlich anwehen, und die aus dem Wuste unsrer anerzogenen Bildung oft recht gewaltsam hervorbrechen, das ist ja jenen frommen Sängern aus dem Handwerksstande das Nächste; davon gehen sie aus, darin leben sie. Dieses Ringen nach Klarheit, diese Wissensssehnsucht äußert sich immer poetisch. Man hört das Hämmern der Seele, man kann die ganze Mystik der Gedankenerzeugung belauschen, wie Alles ringt und hinaufstrebt und sich zu Gestalten formen will. Poesie, und zwar tiefe, ergreifende, ist immer das Resultat einer solchen natürlichen Philosophie.

Woran leiden wir? An fertigen Gedanken, an strikter Logik, an einer objektiven Wissenschaftlichkeit, welche nur unser Gedächtniß und unsre Auffassungsgabe

beschäftigt. Die fertigen Gedanken! Die Dichter von heute sind alle ihres Stoffes so gewiß, sie stehen so erhaben über ihm, sie lassen sich zur Poesie nur herab. Was ist ein Gedicht? Ein Gedanke, der sich klar werden will. Aber eure Gedanken sind alle so hell, so durchsichtig, so fertig: man hört nicht, wie die Erzblumen der Poesie in euch aufschießen, und ich kann mich nicht überwinden, zu erklären, daß Uhland's Gedichte lyrischen Inhalts doch alle mehr oder weniger epigrammatische Einfälle sind. Unsere grassirende Lyrik ist auf das reduzirt, was man einen guten Gedanken haben nennt: der Zufall ist hier der Genius: während die wahre Lyrik Dichterleben ist und sie Alles in Gedichte umzaubert, was sie nur anhaucht. Drum, glaub' ich, soll man sich, um ein guter Lyriker zu werden, recht klein und unzulänglich vorkommen, und soll sich stellen, als unbekannt mit Gott, Welt, Geschichte, Wissenschaft; aber sehnsüchtig nach Allem. Einen andern Weg wüßte ich nicht, um zu neuen Bildern zu kommen, und sich die Poesie auch leicht zu machen. Es gibt namhafte deutsche Lyriker, welche an dem Schmerz der Gedankenleere ihrer- und der Gedankenvorwegnahme andrerseits leiden, Lyriker, welche auf die Knie fallen, wenn sie einen neuen Gedanken haben, Lyriker aus Desperation. Ich komme immer wieder auf Prometheus zurück, von dem ich neulich bei Gelegenheit Uhland's und Göthe's schon gesprochen habe.

---

24) Der König. Roman von A. J. Groß-Hoffinger. Zwei Bände. Stuttgart, Brodhag. 1835.

Im Genre von Voltaire's Candide, Zadig u. s. f., Könige von Arapatnam mit deutschen und österreichischen Umgebungen. Viel Liberalismus, Blutschande, und manche interessante Situation, namentlich im ersten Theile. Sambore ist ein Charakter, der im zweiten Theile sehr vermißt wird. Auch Alexis ist nicht ohne Psychologie; nur zu absichtlich gehalten. Die Fabel ist ungleichmäßig und [illegible] Conglomerat, als aus einem Gusse. Sie spannt zuweilen, wo sie dramatisch ist: und wird langweilig, wenn der Verfasser plötzlich den Faden verliert, und nichts gibt, als Worte, Worte! Die Geschwätzigkeit des Buches ist originell. Man stößt überall auf Tiraden und Abhandlungen, von welchen der Vf. zu beabsichtigen scheint, daß sie auf diesem Wege nach Österreich eingeschmuggelt würden, die aber für Jedermann unausstehlich sind. Um eine Gewitternacht zu beschreiben braucht er einen halben enggedruckten Bogen.

Im Allgemeinen ist dieser Roman ekelhaft. Ein elender Liberalismus, der solcher Anregungen und Entourements bedarf, um sich klar zu werden und entschlossen! Charakteristisch ist die laxe Moral, die hier auf Rechnung des Liberalismus kömmt; denn der Vf. findet im Ordinären und Gemeinen einen besondern Werth, und wenn er Spitzbuben und elendes Gelichter aufführt, so gibt er ihnen immer das Ansehen, als wären sie praktische Philosophen. Wir hoffen, der Vf. wird sich künftig die Hände waschen, wenn er reine Dinge anfäßt und sich in Zukunft hüten, die Rolle zu spielen, in welcher sich Hundt-Radowsky so verächtlich gemacht hat.

---

25) Aus den Papieren eines Hingerichteten. Von A. Glaßbrenner. Leipzig, Vetter und Rostosky. 1835.

Der Hingerichtete ist Don Quixote, ein Journal, welches der Verf. vor längerer Zeit in Berlin herausgab, und dessen weitre Fortsetzung durch ein Ministerialrescript verhindert wurde. Fünf Jahre hat nun Glaßbrenner Zeit, an sich zu feilen und seinem Witze Folie zu geben: eher darf er sich zur Herausgabe keines Blattes nennen. Die Polizei meint es gut mit ihm. Denn was fehlt dieser unverwüstlichen Lustigkeit, diesen hübschen Einfällen, dieser spaßhaften Physiognomie? Nichts, als Zeit und Muße, um das nachzuholen, was sie früher versäumt hatte. Wenn ein so durchaus unbefangener und lachender Kopf, wie Glaßbrenner, im Stande wäre, sich Relief geben zu können, wenn es einige Felder gäbe, auf welchen er nicht einsänke, wenn er sich gewöhnen könnte, auch auf einem andern Grunde, als dem trügerischen Moorboden der Tagesereignisse einer großen Stadt sich zu halten; müßten da nicht die herrlichsten Folgen resultiren? Glaßbrenner hat Witz, Unbefangenheit, er ist nicht nur eine demokratische, sondern eben so sehr eine demokritische Natur, welche immer lacht; aber die Metaphysik des Demokrit [illegible], was man mit freilich pedantischem Ausdrucke Kenntnisse nennt. Fünf Jahre! Was läßt sich da nicht Alles lernen! Naturgeschichte, Ästhetik, Welthistorie, Jurisprudenz, Preußisches Landrecht, Englisch, Italiänisch, Generalbaß, ja sogar Geschmack; denn Berlin wie es ißt und trinkt, soviel darin von Viktualien die Rede ist, so bleibt es doch ohne Geschmack. Der Schlüssel des Geschmacks in der niedrigsten Niederländerei ist immer der, daß sie nicht beleidigen darf. Glaßbrenner fühlt dies und schwebt nun mit seinem ballastlosen Schiffe, Witz, auf den Wogen buchhändlerischer Industrie umher und sehnt sich, in irgend einen soliden, wenn auch nur encyklopädischen Wissenshafen einzulaufen. Ich glaube, dies junge Talent wird sich endlich von der Lokalität emanzipiren und mit neuem Fluge sich erheben. Dies ist das Eigenthümliche unsrer heutigen literarischen Zustände, daß nichts hinter dem Rücken des Publikums geschieht, sondern alles öffentlich, sogar die Metamorphosen des Autors und seiner Studien und seiner sichtlichen Fortschritte. Wir müssen zur Literatur erst wieder erzogen werden. Wer sagte von allen jungen Schriftstellern wohl für seine Zukunft gut? Sie ringen alle und strecken die Hand zum Himmel auf, und entblößen die Häupter, weil unsre Zeit ein währendes Pfingsten ist. Darum werden auch einst die Deutschen für ihre Schriftsteller mehr ihr Leben lassen, als für Schiller und Göthe, denn sie wurden mit ihnen aufgezogen und sahen, wie man sich bildete unter den Augen der Nation aus dem Leim heraus, immer edler und schöner, ächte Söhne Deukalions.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 61. 1835.

241

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 12. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

„Warum?" fragte Livia ängstlich. — Er beugte sich zu ihr herab und flüsterte: „Weil ich morgen fern von Glück und Freude, fern von Euch bin." Livia bebte, der rosige Schimmer wich von ihren Wangen, der helle Frohsinn aus ihren Augen. — „Ich werde Euch bei einer cour d'amour verklagen," — sagte der Franzose gezwungen scherzend, — „es scheint, daß Eure geheimnißvollen Worte die holde Dame betrüben, die vorhin heiter und gelassen war. Doch ihr Halbbarbaren normannischer Abkunft wißt wohl nichts von jenen zarten Minnegerichten, die in unserer lieblichen Provence die Sitten verfeinerten, die Frauen zu Schiedsrichterinnen in allen zarten Liebesfragen bestellten, und die gemeine Wirklichkeit des Daseins mit poetischem Farbenschmelz überhauchten. Dorthin will ich Euch führen schöne Livia, wo sich Alles Eurer würdiger gestaltet, und die reizende Agnes Sorel, des französischen Königs Geliebte, und meine wohlwollende Freundin, wird Euch mit offenen Armen empfangen." „Ich danke Euch," — antwortete Livia, — „ich liebe das Reisen nicht, und am wenigsten zu einer Dame, die bei vielen seltenen Vorzügen doch eben keine ehrenvolle Rolle spielt." „Wie Ihr wollt, theure Livia," — versetzte der Troubadour, — „auch hier winkt Euch vielleicht an meiner Seite Glanz und Hoheit, doch fröhlicher klingt dort das Saitenspiel und der Gesang." — „Ihr seid also am französischen Hof bekannt?" fragte Carracioli nachlässig. — „Ja, mein guter Ritter," — erwiederte Jener eben so, — „ich habe meine ersten Lorbeern dort gepflückt; ich war bei dem Entsatz von Orleans, und die schöne, heldenmüthige Johanna, welche man das Mädchen von Orleans nannte, war mir trotz ihrer kalten Strenge gewogener, als dem armen Dünois, auch habe ich ihr Thränen und Sonette geweiht, als sie die Engländer ungerecht verurtheilten und zu Rouen verbrannten; eine Hexe war sie wahrlich nicht, nur eine Zauberin, in dem Sinne, wie Ihr, holde Livia, es seid." — „Hütet Euch vor dem geistlichen Gericht mit Euern kühnen Meinungen," — warnte Carracioli, — „es möchte minder zart, wie Eure Liebeshöfe, mit Euch verfahren, hier darf man bei den Priestern und dem Volke nicht mit der Zauberei Scherz treiben." — „Doch behauptet man," — versicherte der Troubadour, — daß man sich in Italien mit allerlei verbotenen Künsten befasse, daß selbst Papst Gregor ein großer Magier gewesen, daß man Liebestränke zu brauen verstehe, und, daß der Graf Carracioli, der am Hofe zu Neapel den Herrn spielt, dergleichen Höllenkünsten sein Glück zu danken habe." — „Wie meint Ihr?" fragte Lukretia. — „Man behauptet in Frankreich," — entgegnete der Troubadour, — „dieser Emporkömmling habe die Königin mit solchen Zauberkünsten verblendet, aber ich glaube nicht daran; sie ist ja nicht die erste alte Thörin, die sich in einen hübschen jungen Laffen vergafft."

Carracioli trat dem Franzosen näher, seine Augen funkelten, die Adern seiner Stirne schwollen; er glich dem zürnenden Mars, als er mit gewaltiger Stimme sprach: „Zieht Euer Schwert, wenn es mehr als ein läppisches Spielzeug ist; wer unsere erhabene Gebieterin zu schmähen wagt, der muß auch sein Le-

ben daran sehen.“ Erbleichend wich der Troubadour zurück, Lukretia schrie laut auf, bittend faßte Livia Carraciolis Hand und in Todesangst beschleunigte Signor Pangrazio seine Schritte, mit heiserer Stimme rufend: — „Um aller Heiligen willen, thut dem theuern Jüngling nichts zu Leide, verletzt sein gesegnetes Haupt nicht!“ Doch Carracioli drang in blindem Zorn immer heftiger auf den weichenden Gegner ein, da erschien dicht hinter ihnen, mühsam den Pfad auf seinem Maulthier emporklimmend, der päpstliche Gesandte, der Bischof von Ostia, von kleinem Gefolge umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

Von Adrian.

8.

Der bleiche Mick.

Wir wollten auf dem nächsten Weg von Glendearg nach Wicklow, verirrten uns aber in dem Wald und sahen uns vergeblich nach Jemanden um, der uns auf den rechten Weg führte. Von einer kleinen Anhöhe herab eilend, kamen wir endlich an eine von einem kleinen Garten umgebene elende Lehmhütte, und fanden einen zerlumpten Burschen, auf der Bank vor der Hütte hingestreckt und fest eingeschlafen. Wir weckten ihn, und er fuhr erschreckt empor, nahm sich aber, da er wahrscheinlich seines Vaters und einer Züchtigung wegen seiner Faulheit eher gewärtig war, als zweier harmloser Reisenden, die nach dem Wege nach Wicklow fragten, schnell zusammen und machte jenes eigenthümliche, halb pfiffige und halb dumme Gesicht des gemeinen Mannes hier, von dem man gratis etwas wissen will.

„Ist das der nächste Weg nach Wicklow?“ fragte ich zum dritten Male, denn auf die erste Frage erhält man hier zu Land selten eine Antwort und nie eine genügende Auskunft.

„Also nach Wicklow wollen die Gemmen?“

„Ja — aber wir fragen nach dem nächsten Wege.“

„Nu, 'r Gnaden, der Weg hier hinab ist so nah, wie der drüben am Wald hin, denn keiner von beiden ist überhaupt ein Weg zu nennen.“

„Wie kommen wir aber nach Wicklow?“

„Ja, das hängt ganz von 'r Gnaden Gefallen ab. Ihr werdet vielleicht nicht mehr über die Höhe und durch den Wald zurück wollen?“

„Ganz gewiß nicht. Aber gradezu, guter Bursche, und ohne alle Weitläufigkeit — kennt man hier herum dieses Ding?“

Bei dieser Frage hielt ich eine kleine Silbermünze in die Höhe.

Der Bursche verschlang sie mit den Augen und nickte mit freundlichem Grinsen.

„Gut — und kennt man hier herum die Wege nach Wicklow?“

„Da haben wir's; — hätten 'r Gnaden das sogleich gefragt, so hättet Ihr auch die Antwort augenblicklich gehabt.“

„Also heraus damit!“

„Nu, 'r Gnaden, die Wahrheit ist, daß ich nichts von dem Wege nach Wicklow weiß und noch nie dort gewesen bin. Wenn Ihr aber einen Rath von mir annehmt, so sage ich, aus Dankbarkeit für das schöne Silberstück, das Ihr mir gabt, Ihr sollt hier bleiben und warten, bis mein Stiefvater kommt; der weiß alle Wege und Stege hier herum und geht jedes Jahr zweimal nach Wicklow.“

„Dummer Bursche, warum hast Ihr uns das nicht sogleich gesagt?“

„Dumm? bedanke mich für die Höflichkeit, 'r Gnaden. Warum habt Ihr mich nicht sogleich gefragt, ob ich den Weg nach Wicklow wüßte? Wir wären dann sogleich mit einander fertig gewesen. Laßt Euch von einem Narren rathen und bleibt, wo Ihr seid, bis —; aber dort kommt der Vater aus dem Walde. —“

Ein ziemlich bejahrter Mann kam, unter einer Last Holz keuchend, heran. Der Bursche lief ihm entgegen und nahm ihm das Holz ab, während er ihm unser Anliegen vortrug.

„Wenn die Herren heute noch nach Wicklow wollen, müssen sie die Füße besser brauchen, als sie die Augen gebraucht haben,“ sagte er polternd, indem er etwas, das ehedem Schuhen ähnlich gewesen sein mochte, mit Riemen an seinen schmutzigen Füßen befestigte: „Der Weg nach Wicklow führte im Wald links ab, und, statt dem betretenen Pfad zu folgen, habt Ihr sechs Meilen Umweg gemacht.“

Nachdem er dem Burschen die nöthigen Verhaltungsbefehle nochmals wiederholt hatte, brachen wir auf. Die erste Viertelstunde ließen wir uns den Sturmschritt des Alten gefallen; dann aber mahnten wir ihn, seine Eile ein wenig zu mäßigen.

„Mir auch recht,“ brummte er, „dann kommt Ihr aber heute nicht mehr nach Wicklow; denn abgesehen von dem Wege, der lang und beschwerlich ist, werden wir bald ein Gewitter bekommen.“

„Wo würden wir in diesem Falle die Nacht hinbringen?“

„Wo anders als zu Garlow? — das einzige Dorf auf unserm Weg — aber ein gutes Wirthshaus da, und Mrs. Lann, ein Kleinod und meine gute Freundin —, wird die Herrn mit dem Besten bewirthen und auch einige alte Mährchen drein geben, denn von denen ist ihr Kopf so voll, wie der meines Sam von dummen Streichen.“

Der Alte hatte recht prophezeit. Wir hatten das Fischerdörfchen Garlow, das sich an die klippige Meeresküste schmiegt, kaum im Gesicht, als der Sturm aus Osten daherfuhr, die Wellen des Meeres höher und höher hob und die Kronen der Bäume, unter denen wir noch wandelten, mächtig schüttelte. Wir kamen indessen unter Obdach, ehe das Gewitter recht losbrach und sahen von unserm Fenster aus, das auf das Meer ging, ein Schauspiel, dessen furchtbare Erhabenheit keine Feder zu schildern im Stande ist.

Die Nacht brach schnell herein und das Gebrüll der Wogen, das schrillende Singen des Windes um die Fenster wurde allmählig schwächer. Ein Reiter, der mit uns angekommen, wollte trotz der dunkeln Nacht noch nach Arklow hinab, weil er, wie er sich ausdrückte, dem guten „baste“ (seinem Pferde nämlich) versprochen habe, es solle die Nacht in seinem eigenen Stalle schlafen. Dies ist echt irisch. Der Irländer hat eine reiche Phantasie, er belebt Alles, was ihn umgibt, und leiht den Wesen, mit welchen er verkehrt, gern Zunge, Gehör und so viel Verstand, als er selbst hat. Man kann hier die rührendsten Apostrophen an den Baum hören, der den armen Erin-Sohn gegen den Regen schützt, an die Lerche, die ihn Morgens an den Antritt seiner Wanderung mahnt und an das Glas Whiskey, das ihn auf einige Zeit von allen irdischen Sorgen befreit.

„Ein Juwel, der ehrliche Conn,“ sagte der Wirth, als der Reiter aus dem Thore war, — „wegen seiner Liebe für sein gutes baste und weil er dem guten baste so schön Wort hält.“

„Selbst gutes baste,“ brauste die Wirthin ärgerlich auf, „wär es nicht besser für das gute baste, der bleiche

Bursche hätt' es hier in unserm guten Stalle gelassen, statt es noch einige Stunden durch die Nacht hin zu jagen."

„Bei Jesus, er jagt das Thier nicht," versetzte der Wirth mit treuherziger und versöhnender Miene: „er hat ihm versprochen, es soll seinen bequemen Schritt gehen und ich nehme das Sakrament darauf, daß er ihm auch darin Wort hält. Ein armes baste belügen — nein, das thut der ehrliche Conn nicht."

„Ich kann einmal die blassen Leute nicht leiden," schnurrte die hitzige Frau nach. — „muß immer an den bleichen Mick denken."

„Und wer war der bleiche Mick, wenn ich unsere gute Wirthin bitten darf?" fragte ich mit einem Ausdruck, der beabsichtigte, dem feurigen Blute der Frau, welche die südliche Irländerin nicht verläugnen konnte, eine etwas gelindere Temperatur zu geben.

Die Frau sah mich mit ihren großen blauen Augen an, in welchen noch vieles von dem Glanze und Feuer der Jugend war, schürte dann das Feuer im Kamin und setzte sich behaglich an die Seite desselben, wo sich ein schläfriges gelbhariges Mädchen in ihren Schoos schmiegte, während wir ringsum Platz nahmen. Die Irländer erzählen überhaupt sehr gut, lebendig, feurig, das Spiel der beweglichen Gesichter, der Ausdruck der Hände dem Vortrage trefflich angepaßt. Unsere Wirthin hatte, wie wir bald gewahrten, mehr Übung und Gewandtheit im Erzählen, als manche unserer Romanschreiber und wenn ich, indem ich ihr nacherzähle, den Beifall nicht erndte, welcher ihr zu Theil ward, als sie schloß, so liegt, — die eigenthümliche Umgebung, das ausdrucksvolle Geberdenspiel der Erzählerin und die Stimmung, in welcher wir nach dem nächtlichen Naturschauspiel waren, freilich abgerechnet, — die Schuld lediglich an mir. Ich lasse nun der Dame Lann das Wort.

„Ich bin an der Südküste von Irland zu Haus, in der Nähe des Ausflusses des Inny — der schönsten Gegend unsers armen schönen Vaterlands, aber auch der wildesten, eine von dem verwirrtesten, zerrissensten Geklipp umfangenen Küste, die von ewigen Stürmen gepeitscht wird und wo das Meer täglich in wunderlichen Launen bald da, bald dort die schroffen Felsenzähne wegreißt und in die Thalwindungen einbricht, in der Nähe steiler Berge, an deren nackten Rippen die Winde ihr lautes Spiel treiben — die schönste Gegend in der Welt und zugleich die bequemste, wenn Jemand gern ertrinkt oder auf den Bergen, an den Klippen den Hals bricht, sofern er dies dem Ertrinken vorzieht. In dieser Gegend lebte vor vielen Jahren ein junger Mann, Mick Munster, den man nur den bleichen Mick nannte, weil stets eine ungewöhnliche Bläße auf seinem sonst holdseligen Antlitz lag. Jesus! wie lief Alles herbei, wenn er den Dudelsack hören ließ, wie hüpften die Füße, wenn er das Planxty aufspielte, oder eins der tausend Lieder sang, die er wußte, und weshalb man ihn den Bolg an Dana (Liedertasche) nannte. Wenn ein Mädchen seinem Dudelsack lauschte, oder seine süßen Lieder hörte, die schöner waren, als die von Florence Conry, war sie für immer verloren; sie hörte nichts mehr, sie sah nichts mehr als den bleichen Mick —, wachend und im Traum war er bei ihr; auf dem Feld, am Meere, auf den Bergen bei der Ziegenheerde, im Thal bei den Kühen glitt und schwebte er vor ihr, und neben ihr, und die Arme wurde so bleich, wie der bleiche Mick selbst, und zehrte ab und ging in das Grab. Mick Munster aber bekümmerte sich nicht um die Unglücklichen, und wenn eine von ihnen zu Grab getragen war, spielte er den Olistrum's-Marsch oder ein Jig und Planxty nur noch lustiger als früher und spielte und sang so lange, bis wieder eine der Töchter am Inny in seinem Netze war. Aber die schöne Edith rief auf ihrem Todesbett die Rache des Himmels und der Hölle auf den Bolg an Dana herab, und obwohl er darüber lachte und ein noch nie gehörtes wunderbares Lied anstimmte, so daß Alles an dem Todesbett des armen Mädchens zu tanzen begann, ward ihm doch zuweilen mächtig bange, als er erfuhr, daß sie des Nachts in der Fieberhitze aus dem Fenster gesprungen sei und sich in das Meer gestürzt habe. Wenn er fortan die Küste entlang ging, glaubte er die Stimme, den traurigen Ruf der armen Edith aus den Wellen heraufklingen zu hören, und wenn er sich in den Felsenklippen umher trieb, in welche die See sich hereindrängte, war ihm manchmal, als schwebe ihre Gestalt auf den grünen Wassern und winke ihm zu sich. Auch auf den Bergen, wo die Winde sangen und der Sturm durch das Gesträuch pfiff, hörte er ihre Stimme und die schrecklichen Worte, mit denen sie ihn in ihrer letzten Stunde bedroht hatte.

„Gut, so standen die Dinge, als Mick eines schönen Nachmittags an die Mündung des Inny herab kam. Er war sehr sauber angezogen und trug den Dudelsack unter dem Arm. Die Jugend der Umgegend war auf der Wiese versammelt, die ganz zum fröhlichen Tanze geschaffen schien; von ihr führt ein sanfter Abhang an das Ufer des Meers hinab, wo die Wellen mit dem gelben Sand ihr anmuthiges Spiel trieben. Sobald Mick's Dudelsack sich hören ließ, begann der Tanz und nie war ein prächtigeres Rinkafadda getanzt worden, als auf diesem grünen Anger und an diesem warmen Sommernachmittag. Alles Unglück, das der bleiche Unhold schon über die Mädchen des Strandes gebracht hatte, war vergessen, und manches sehnsüchtige blaue Auge hing an dem schönen Bolg an Dana und manche blühende Wange wurde blaß, wenn die Augen zu lange und zu innig auf dem bleichen Zauberer verweilten. Und auch Mick vergaß der Schuld, die auf seinem Herzen lag, je toller der Tanz sich drehte und je öfter er dem Whiskey zusprach, mit dem ihm jeder Tänzer freigebig entgegen kam. Sein Ellenbogen arbeitete mächtiger, sein Athem war kräftiger, der Ton des Dudelsacks lieblicher als je, und ein nahestehendes Dirnchen von vierzehn Jahren, die erste Schönheit des ganzes Strandes, wurde bleicher, wie Mick das Auge fester auf sie heftete.

Inmitten dieses Ullabulloo's rauschte das Wasser empor, und unter den Tanzenden bewegte sich plötzlich ein schönes junges Weib — schöner, als man je eines gesehen. Ihr langes grünes Haar, grade so grün wie das Meer, fiel frei herab, und wenn sie lächelte, sah man die zwei kleinen Perlenreihen ihrer Zähne glänzen und das Roth der Korallenlippen wie in Eifersucht hoher erglühen. Ihr Kleid war wunderschön, — weiß wie der Schaum der Wellen, und mit Streifen von purpurnem Meergras besetzt.

Die hübsche Seejungfer tanzte vor Mick hin, und während sein Dudelsack klang, fingen seine Füße an, sich unter ihm rascher und rascher zu bewegen; der Dudelsack fiel in das Gras, der bleiche Mick tanzte mit dem grünlockigen Meerfraulein und Alles sah dem wirbelnden Tanze zu und staunte. In stets weitern Kreisen bewegte sich das Paar, und immer höher herauf drängten sich die grünen Wogen, als wollten sie auch Zeugen des kunstreichen Tanzes des schönen Weibes und ihres Geliebten sein —, denn dafür galt Mick bereits allgemein auf dem Anger. Je dunkler sich der Abend auf das jetzt von einem dichten Nebel umhüllte Meer senkte, desto zärtlicher umschloß das Meerweib den verliebten Mick, und als der erste Mondstrahl über die Berge schaute, brausten die Wellen schäumend empor, öffne-

ten sich und verschlangen das zärtlich sich umwindende Paar. Ein Schrei des Entsetzens wurde rings gehört, aber das Grausen der Zuschauer war doch noch größer, als aus den wild aufbrausenden und dampfenden Wellen ein schallendes Gelächter heraufstönte und der Schatten der schönen Edith einen Augenblick in dem weißen Staub der Wogen sichtbar ward und dann im Nebel verschwand. — Die Leiche des treulosen Mick fanden die Küstenfischer nach einigen Tagen zerschellt an dem Strande.“

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

(Fortsetzung.)

„Nach Sonnenuntergang.“ Ein leichtes französisches Machwerk, voll Effekt, statt der Wahrheit. Herr Becker ist kein Repräsentant französischer Nonchalance. Es wird ihm sehr schwer, nicht schwerfällig zu sein. Er spielt mit Anstrengung und Fleiß, aber der leichte, übersprudelnde Champagner-Geist fehlt. Man kann nicht sagen, daß Hr. Becker ungraciös ist, aber man würde unrecht thun, zu behaupten, es sei natürliche Grazie in seiner Leistung, jene Ungezwungenheit des Franzosen, die uns Charakter und Gemüth vergessen läßt. Der feine, elegante Styl eines Jules Janin schien mir hier in ehrliche deutsche Konversation übersetzt zu sein. Der französische Humor hatte den Schlafrock angezogen, und über den Schlafrock die Kleidung der neuesten französischen Mode, und diese Gestalt war — Hr. Becker, der Baron von Abendstern. — „Gustav, oder der Maskenball“, große Oper von Scribe und Auber (zum Besten des Hrn. Wiegand). Singende Diplomaten und Kabinet-Conseils, ein König und eine Ballet-probe, Galgen, Zigeuner, Maskerade und Mord, Perrücken und Romantik. Scribe hat Alles aufgeboten und das Unmögliche möglich gemacht. Gustav kann sich bei ihm bedanken. Die Oper acht vortreflich, und Hr. Guhr ist weit größer als Kapellmeister, als dieser fürchterlich zugerichtete Gustav als König. Hr. Wiegand, Ankarström. Der schöne Bariton dieses Sängers verdiente auch an diesem Abend alle Anerkennung. Zudem trägt Hr. Wiegand mit dramatischem Ausdruck vor. Aber in seinem Spiel waltet zuweilen zuviel Aengstlichkeit. — „Der Nasenstüber,“ Posse von Raupach. Abgenutzte Motive und Situationen, und die beiden alten Bekannten, Schelle und Till. Man weiß es: Raupach liebt, statt das Komische mehr in Situationen und Handlungen zu suchen, den Wortwitz, und Till, der Repräsentant dieses Witzes, muß ihn oft bei den Haaren herbeiziehen. Bei dem Allen möchte sich dieser lebendige Kommentar der ganzen Dichtung schon als eine ergötzliche Person hinstellen, wenn nur die Dichtung selbst so werthvoll wäre, daß sie eines solchen Kommentars bedürfte, wenn der Schalk mit der feierlichen, ernsten Professor-Miene nur Dinge persiflirte, die für die Satyre geeignet wären. Aber ein Nasenstüber und allerhand Trivialitäten, und nun der Schalk mit der Logik und Weltweisheit daneben, bald hier, bald dorthin tappend und Hiebe austheilend, aber in der Hauptsache durch das Guiter beschränkt. In seinen „Schleichhändlern“ persiflirt Raupach die Scott-Manie. Das ist doch Etwas. In seinem „Zeitgeist“ hatte er ein weites Feld für die Persiflage gehabt. Indeß, wie hat er sich geholfen? Alles Komische, jeglicher Witz drehet sich hier um eine alte Harlekins-Jacke Schelle's, die den Zeitgeist repräsentiren soll. Ist das eine Satyre auf den Zeitgeist? Im „Doktor und Apotheker“ will Raupach die Homöopathie geißeln. Das ist nun offenbar ein arger Mißgriff. Angelegenheiten, die vor dem wissenschaftlichen Forum anhängig, und deren Entscheidung noch schwebt, sollte man nie mit der Satyre zu nahe kommen. Fürwahr! Raupach liebt die satyrische Kupfer-Münze, und, statt dramatischer Satyren, die er doch offenbar bieten will, reicht er uns mit satyrischen Fetzen behängte Possen. Da lobe ich mir Kotzebue als Lustspiel-Dichter. Dem lief wohl hier und da eine Plattheit, eine Frivolität, eine Equivoque mitunter, aber den Zweck des Lustspiel-Dichters, die Thorheiten und Schwächen der Welt zu geißeln, den erfüllte er, wie bis jetzt keiner nach ihm. Der „Nasenstüber“ ist offenbar eine der schlechtesten Tilliaden. Hr. Schneider, Till, genügte. Er gibt den Charakter in jenem pedantischen Tone, der ihm als Form dient, ließ seinen Ueberblick über das Ganze hervortreten, und versäumte nicht, die Pointe seiner Reden mit dem Nachdruck herauszustellen, der den Schalk bekundet. Hr. Schneider ist ein Mann, der sich so allenthalben hinstellen läßt, und im Lustspiele nie disharmonisch einwirkt. Unsere Bühne bedarf solcher Leute, die aus der Verlegenheit helfen. Schelle, Hr. Leißring. Hr. Leißring spielt sich meistentheils selbst; aber es liegt in seiner Persönlichkeit und seinem Benehmen ein komisches Etwas, das, wenn es gerade mit dem darzustellenden Charakter harmonirt, oft schlagenden Effekt hervorbringt. Den Schelle spielt er nicht übersprudelnd, nicht lebendig genug. Wenn wir hier lachen, so belachen wir mehr die Komik, die sich durch den Kontrast von Schelle's, oder vielmehr Leißrings Persönlichkeit der Liebenswürdigkeit gegenüber, die er affektirt, herausstellt, als die Komik der Charakteristik. Hr. Leißring spielt häufig alte Bonvivants, jene Gecken, die mit grauen Haaren die Jugend affektiren. Aber es ist hier wohl nicht so sehr die Kunst, die Einen lachen macht, als die Grimaße derselben. Hr. Leißring stellt in solchen Rollen Nichts dar, er gibt sich nur, wie er ist, und man — lacht. (Forts. folgt.)

Buntes.

*** Die edlen Herren, die mit dem Kaiser von Wien in's Böhmerland geritten, ließen sich gar wohl und behaglich sein an der stattlichen Tafel, die ihnen zu Czaslau vorgestellt ward; in Böhmens Forsten haust des Edel-Wildes genug, und die Ströme spenden den köstlichsten Fisch, und das üppige Saatfeld lockeres Brod, und kräftigen Gerstentrank. Aber der Kaiser, (das war Ferdinandus der I.) ein frommer Herr, dachte nicht an Tafelfreude und kühlen Labetrunk; das Herz war ihm schwer, wie Fürsten zuweilen. Er ließ sich in die Kirche führen, dort wollte er die Nacht im Gebete verharren. Vor einem Seitenaltare lag er knieend auf den steinernen Quadern; weit hinter ihm ehrerbietig der Küster. Kein Laut rings in der Kirche als manch ein Seufzer des Fürsten, der sich nach Ruhe und Frieden sehnte aus dem Gewirr der tausendfältigen Meinungen, die ihn umbrausten, umheulten; denn es tobte noch die Zeit, wie der Ocean, von Stürmen durchwühlt; der Mann von Wittenberg hatte geärntet, was Huß und die andern mit ihrer Asche, ihrem Blut gedüngt. — „Gib Frieden,“ betete der Kaiser, „Frieden deiner Welt, Frieden allen, endlich Frieden! Ach und auch mir, der ich danach mich sehne, wie der müde Wandrer nach seines Weibes Willkommeslust. Was ist Kronenfreude? Ewiges Ringen und Wähnen, und, schwerer als dieß, — stetes Bangen! davor laß mich genesen, — die Furcht, die wir den Tag über vor den Augen der Menge mit Prunk schminken müssen, um nicht zum Spott zu werden, — o nimm diese Sch[illegible] auf meiner Brust. Steh' ich, — sie steht hinter mir, sehn' ich das Haupt zurück, — sie neigt sich von rücklings über meine Stirne und Augen herab, und preßt und schattet, — dürst' ich nach Schlaf, — sie steigt als schäumende Hefe aus dem Becher des Traums. O wo ist die Freistatt, daß sie mich nicht fände? Hier allein, Herr Gott, in deinem Haus!“ — Horch! — regte sich nichts? Doch! — Was klirrt? — Ein Verräther im Heiligthum?! — Donnernd schmettert's hin, von der Höhe herab, dicht vor des zitternden Kaisers Haupt, auf die dröhnenden Quadern. — Der Bleiche stammelt, — ihm erstickt's fast die Rede in der Brust: — — „Hülfe! Hülfe! Wer hat mir das gethan?“ — Der Küster eilt herbei und steht bei'm Schimmer der Ampel, und spricht, das graue Haupt schüttelnd, langsam bedächtig: „Das that der Ziska, der hier begraben liegt, mein kaiserlicher Herr! Und das hier vor Euch auf den Quadern ist seine eiserne Keule, sonst aufgehangen über dem Altar. —“ Der Kaiser erwiedert lange kein Wort, und starrt die blutige Waffe an. Endlich murmelt er's leise vor sich hin: „Wenn die Todten nicht rasten in ihrem Haß, was hoff' ich auf Frieden von den Lebenden? — O pfui! darf die todte Bestie mich schrecken! — Küster, wähnst du, ich bebte? Unsinn, alter Mann! — Ein Fürst zittert nie!“ —

Aber eilenden Schrittes verließ er die Kirche und bei'm ersten Dämmer des Morgens die Stadt, wo des alten Kelchner's Keule ihr Opfer verlangt.

*** Bei der Versteigerung von Heber's Bibliothek (in London) kamen unter andern seltnen alten Werken auch die ersten Ausgaben von mehreren Stücken Shakespeares unter den Hammer. Der Sommernachtstraum führt in der ersten Ausgabe (von 1600) den langen Titel: A midsommer Night's Dreame. As it hath been sundry times publikly acted by the Right Honourable the Lord Chamberlaine his servants. Written by William Shakespeare, — der Kaufmann von Venedig folgenden: The most excellent History of the Merchant of Venice with the extreame crueltie of Shyloke, the Jew, towards the sayd merchant in cutting a just pound of his flesh etc., Lear: Mr. W. Shakespeare. His true Chronicle Historie of the Life and Death of King Lear and his three Daugthers.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 62. 1835.

245

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 13. März.

Der Ritter von Lorch.*)

Rheinische Sage von Adelheid von Stolterforth.

„Hinauf trotz Furcht und Grauen,
Hinauf mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen
Steht meiner Liebsten Schloß!
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit gold'nem Kamm,
Und ewig mit Brod der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.“

„Drum immer ohne Zagen,
Mein treues Roß hinauf!
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.
Ich soll mir mein Lieb' gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund, —
Und ich will mir mein Lieb' gewinnen
Oder stürzen hinab in den Schlund.“

So ruft der kühne Reiter,
Umstarrt von Tod und Grab; —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen,
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen,
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand. —

Da, seht! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldenes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlt's wie Himmelsglanz; —
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb' und hält den Kranz.
Ihr Vater rufet bezwungen:
„Willkommen mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen,
Dem Kühnen gehört die Welt!“

*) Die Sage vom kühnen Ritter, welcher die steile Bergwand bei Lorch am Rhein (Kedrich, auch Teufelsleiter genannt) hinauf geritten sein soll, haben Vogt, Schreiber, Geib u. a. verschieden erzählt. Ich bin der einfachen alten Volkssage gefolgt.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

Sein Anblick ließ Carracioli das Gefährliche jeder Übereilung in seiner Lage empfinden, und sein Schwert in die Scheide steckend, raunte er dem erschreckenen Gegner in's Ohr: „Zu gelegnerer Zeit, junger Herr!“ — dann ging er dem Bischof ehrerbietig entgegen und bat ihn leise, seinen Namen zu verschweigen. Der Bischof nickte ihm geheimnißvoll zu, und wandte sich dann mit Entschuldigungen an den Hausherrn, daß er Obdach und ein Nachtlager fordern müsse, da er sich auf dem Weg nach Reggio verirrt habe. Der alte Signor war über den unaufhörlichen Zudrang von Menschen, die sich alle verirrt haben wollten, ganz ängstlich und verwirrt: er stotterte etwas von Heil, das seinem Hause durch die Anwesenheit des Stellvertreters päpstlicher Heiligkeit widerfahre, aber die Stimme versagte ihm,

und ergab sich nur wie ein Opferthier in dies Unbemaß von Ehre. Der Bischof schien seine Verlegenheit nicht zu bemerken, sondern musterte unbefangen die Anwesenden, wobei er mit besonderer Aufmerksamkeit bei Fernando verweilte, der ihn zu vermeiden suchte. Unter vielen Complimenten führte der Hausherr den Bischof in die Halle; man trug Erfrischungen auf, und der Troubadour, der seine Heiterkeit wiedergefunden hatte, unterhielt die Gäste mit Saitenspiel und Erzählungen aus dem Roman von der Rose, *) wobei er seine Anspielungen auf die schöne Livia und schalkhafte Hiebe auf die Geistlichkeit, welche in dem Roman vorkommen, anzubringen suchte, was der schlaue Bischof zu überhören schien, und nur bemerkte, er wundere sich, hier im Gefolge keinen Affen zu finden. **)

Es kamen noch mehrere Herrn aus der Nachbarschaft, mit denen Fernando viel verkehrte, worauf der Bischof mit gespannter Theilnahme hinhorchte, während er sich gleich den Andern den Freuden des Bechers ergab, der die Tafel unter Lachen und Scherz umkreiste. Man erzählte viel kurzweilige Sagen, die damals in der Christenheit von den Verfällen auf dem Baseler Concilium, sich verbreiteten, von des alten Kaisers Siegmund schlechter Wirthschaft, seinen ewigen Geldverlegenheiten, und den lächerlichen Galanterien seiner theuern Barbara, die ihn so arg unter dem Pantoffel hatte, und neulich einem Bußprediger die unverschämteste Antwort, die wohl je ein Weib gegeben, ertheilt habe.

Carracioli saß neben Livien, mit der er leise sprach, wenig auf den Tumult um ihn her achtend, bis ein Diener hinter seinen Stuhl trat und ihm zuflüsterte: der fremde französische Herr warte bei dem alten Thurm auf ihn. Erstaunt, daß dem schwachen Kämpfer der Muth so plötzlich gewachsen, sprang Carracioli auf und eilte auf den grünen Rasenplatz, der sich an der Seite des Gebäudes hinzog, wo der alte Thurm stand, in welchen man den verwundeten Mönch gebracht hatte. Der Troubadour ging hier auf und nieder, und blieb dann in hoffärthiger Stellung vor ihm steh'n. „Es ist Zeit," — hob er mit Pathos an: „daß die Maske falle, die Täuschung ende, welche Euch unbewußt zum Majestätsbeleidiger macht. Eure Kühnheit würde Euch gereuen, wenn es zu spät wäre das Verbrechen zu sühnen." „Wirklich," — entgegnete Carracioli halb lachend sein Schwert ziehend: „Das wollen wir doch versuchen." — „Steckt Euer Schwert in die Scheide, guter Ritter," — gebot der Gegner mit strengem Ernst, und das Mondlicht zeichnete dabei so scharf die Umrisse seiner kleinen, schwachen Gestalt ab, daß Carracioli sich fast schämte, den ohnmächtigen Widersacher anzugreifen. „Wollt ihr mich äffen, oder seid Ihr vielleicht gar eine fahrende Schöne, eine Richterin irgend einer cour d'amour, die uns Unwissende in der Dichtkunst und zarten Minne Lehren ertheilen will?" — fragte endlich Carracioli, aber der Kleine blieb feierlich und stolz. — „Noch einmal, Herr Ritter," wiederholte er, — „steckt Euer Schwert in die Scheide; — es ziemt Euch nicht, mit mir in die Schranken zu treten, weder um den Besitz der schönen Livia, noch unseres Streites wegen, dessen ich großmüthig nicht mehr gedenken will. Ihr steht vor Euerm Herrn, vor dem König von Neapel." Carracioli maß ihn mit den Augen. „Ja," — fuhr der Franzose fort: „ich bin René von Anjou, der Stellvertreter meines sterbenden Bruders, der Abkömmling Ludwigs des Achten, der rechtmäßige Erbe dieses Landes durch das Testament der ersten Johanna, durch heilige Rechte der Verwandtschaft, auch von der jetzigen Königin früher anerkannt. Ich komme, um diese Rechte gegen jede Anmaßung zu vertheidigen. Der wackere Herr dieses Schlosses ist in mein Geheimniß eingeweiht, das in wenigen Tagen aller Welt offenbar sein soll. In der Stille haben wir die nächsten Vasallen unterrichtet, in wenigen Tagen trifft eine Schaar wackerer Kämpfer hier ein, und dann setzen wir uns in Marsch gegen Neapel, dieses schwache Frauenregiment zu beendigen. Ich habe Euern Muth erprobt; ich lasse mich herab, Euch selbst zu werben für meine gerechte Sache." Carracioli neigte sich befremdet. — „Euer Gnaden übersehen die großen Schwierigkeiten dieses Unternehmens; die Königin ist geliebt und seit zwanzig Jahren im Besitz des Thrones. Sie hat das Testament zu Gunsten Eures Stammes umgestoßen, und ihren damaligen Freund und Retter, den König von Arragonien zu ihrem Erben ernannt, und in jedem Fall würden Eure Ansprüche doch erst nach ihrem Tode gültig sein." (Forts. folgt.)

---

*) Wilhelm von Loris schrieb diese bewunderte Dichtung im 13ten Jahrhundert.

**) Die Troubadours waren in solche Verachtung gekommen, daß man sie nur noch als Possenreißer betrachtete, und in einer Verordnung des heiligen Ludwig wird ihnen das Weg- und Bruckengeld erlassen, unter der Bedingung, daß sie vorher ihren Affen an der Zollstätte hätten tanzen lassen.

Briefe aus Pisa.

Von

Ernst Förster.

Sechster Brief.

Den 16. März.

Geldgeschäfte führten mich auf zwei Tage nach Florenz. Ich machte den kurzen Weg in der angenehmen Gesellschaft des Hrn. L...., des Erziehers des Prinzen v.... Aus unsrer frohen Gegenwart sahen wir in eine nicht minder glückliche Vergangenheit, nach unserm Universitätsleben, und suchten uns einen der gemeinschaftlichen Freunde nach dem andern zu vergegenwärtigen. Hiebei drängte sich uns eine Bemerkung auf, um derenwillen ich überhaupt jenes Gespräches gedenke. Eine — fast der Völkerwanderung vergleichbare — Gährung beherrscht heutzutage die Gemüther, und treibt die Menschen aus ihrer Heimath. Von allen unsern Bekannten fanden wir kaum drei, die in dem gewohnten Gleise fortgegangen wären.

Florenz machte den Eindruck einer noch nie gesehenen Stadt auf mich; so groß ist der Abstand vom menschenleeren, verfallenen Pisa. Ich traf wieder mit dem Prinzen von… zusammen, wurde von ihm zur Tafel gezogen und fand mehre ausgezeichnete Männer in seiner Umgebung. Die Kunstschätze des Pallastes Pitti, die man eben in Augenschein genommen, machten den Hauptgegenstand der Unterhaltung aus und es schien, als wollte man keine andre Sammlung auf Erden daneben gleich werthschätzen. In allen diesen Dingen kommt man nur etwa in Novellen zum Ziele; doch nahm ich mich der Dresdener Gallerie an, und bestimmte ihren Werth nach ihrer kostbarsten Perle, der Madonna di S. Sisto, wovon hier nur ein Stück Perlenmutter vorhanden sei. Ich meinte das Studium Rafaels zu dem Kopf der Dresdener Madonna, das in der großherzoglichen Sammlung aufbewahrt wird, und das uns auf Betrachtungen über das Ideale in der Natur brachte, worüber wir uns bei sprudelndem Champagner so schwer vereinigen konnten, als die gelehrtesten und nüchternsten Theoretiker. Der Abend schloß sich noch sehr froh, indem ich bei Metzger, wo sich gewöhnlich alle Deutsche einfinden, unsern Freund Maßmann traf, der — wie ich, im Auftrag des Kronprinzen — seine Reise nach Italien um sprachlicher Zwecke willen unternommen, namentlich, um die Überreste gothischer Schriften für die Wissenschaft zu retten. Er begleitete mich hieher, und war mir bereits von großem Nutzen in Entzifferung alter Handschriften aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert, die mir ohne ihn unverständlich geblieben wären. Ja ich kann nicht umhin, dir einen wahren archäologischen Spaß zu erzählen. Die alten Bronzethüren des Doms fallen — dem äußersten Anschein nach — in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, dennoch las ich ganz deutlich an dem rechten Flügel, oben über einem Engelskopf, MCCLI, also: 1251. Ich gestehe, daß mir in Pisa kein größeres Räthsel vorgekommen, da unmöglich zu der Zeit, wo der große Nichola im Baptisterium beschäftigt war, die Bronzethüren des Doms einem Meister konnten übergeben worden seyn, der in seiner Kunst über hundert Jahre zurück war. Maßmann löste das Räthsel, indem er mit Hülfe einer Leiter hinter eine Locke des Engelkopfes sah und daselbst einen Strich fand, der das zweite C in ein E, also die ganze Jahrzahl in ein IN CELI verwandelte, den Anfang eines Lobgesangs der Engel.

Am 19.

Heut ist Festtag des heil. Joseph, wie ich schon am frühen Morgen erfahren. Es ist doch was lustiges um diese kirchlichen Einrichtungen, die nicht — wie es leicht den Anschein hat — nur um der Priester und der Bettler willen da sind. Der heutige zählt noch andre Beglückte. An allen Straßenecken und in vielen Hausthüren standen kleine Mädchen, ziemlich nett geputzt, wohl auch ein Myrtensträuschen an der Brust und ein Schüsselchen in der Hand, das sie den Vorübergehenden mit der Bitte um einen „Quadrinettig (weniger, als ein Heller) per il povero San Giuseppo“ hinhielten. Für das so gesammelte Geld bauen nun die kleinen Christen Duodezaltärchen, bestecken sie mit allerhand Bilderchen und Lichtern, so viel die Quadrinetti erlauben, und so waren denn gegen Abend viele Ecken und Winkel der Stadt anmuthig geschmückt und belebt. Solche kleine Erheiterungen erquickten ordentlich bei der übrigen Tonlosigkeit des Lebens hier. Welcher Reichthum von Flöten und Geigen, Pauken und Trompeten in unsern Schenken, Gärten, auf Markt und Straßen! Hier hab' ich noch nichts dergleichen gehört, als ein verstimmtes Posthorn, womit sich einmal bei nächtlicher Weile irgend ein lustiger Mensch einen herzzerreißenden Spaß machte, und das nicht weniger erquickliche Stimmen einer Orgel, womit ich in S. Caterina drei Tage lang gepeinigt wurde.

Bei so gänzlicher musikalischer Sperre machte vergangenen Sonntag ein großer Conzertzettel, an denen ich zu Hause meist vorüber gehe, an der Straßenecke von S. Michele einen bedeutenden Eindruck auf mich; du kannst denken, daß ich einer solchen Stimme in der Wüste fast mechanisch folgte. Der Saal, in dem das Stück spielte, heißt Casino dei Nobili, und ist in einem an der mittlern Brücke gelegnen Pallaste so hoch oben, daß der Conzertgeber wenigstens gegen die Musikfreunde geschützt ist, die von der Aufführung, ohne Entrée zu zahlen, auf der Straße gewinnen wollten. Ich kam nach dem Schluß der Symphonie, als eben ein Violinspieler sich die erdenklichste Mühe gab, ein Virtuos zu sein. Das Publikum zählte wenig Damen; man — auch wir Männer — behalt den Hut auf dem Kopf; das Ganze hatte etwas von einer anständigen — Dorfschenkengesellschaft. Das Spiel war schrecklich, aber wenn es am schrecklichsten zu werden drohte, so daß schon Zähne und Rückenmark bebten, unterbrach es glücklicher Weise allemal der rauschendste Applaus. Nach dem Violinhelden trat eine Dame nebst Mops ein. Unwillkührlich zog ich meinen Hut, als sie an mir vorüber ging; — daheim hätt' ich ihr die Hausthüre nicht geöffnet. Wenn man von einer Künstlerin Einfachheit verlangt, so erfüllte gegenwärtige jede, selbst unbillige Forderung; denn Schmuckloseres sah fast mein Auge nie. Sie sang; und in der Gesellschaft war wenigstens eine Person entzückt — sie selbst. Unglücklicherweise hatte ich ihr von Anfang an in's Gesicht gesehen, und ob ich demselben nun auch in's Nebenzimmer auswich, jeder neue Ton verzerrte mir nur die erste Verzerrung. Ich dachte an Tieck's musikalische Leiden und Freuden und rechnete meinen heutigen Beitrag zusammen. Inzwischen wuchs der Sängerin und des Orchesters Begeisterung, schon fing sie an, die Linie (zwischen Singen und Schreien) zu passiren, als der Mops, der mit steigender Ungeduld sich bisher gehalten, plötzlich losbrach und Sängerin und Orchester mit einem unüberwindlichen Geheul überschrie.

Solchergestalt vollkommen befriedigt, verließ ich den Saal, ohne die andern angekündigten Herrlichkeiten, wie eine Arie von „Meierberg“ u. s. w. abzuwarten.

(Schluß folgt.)

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Die drei Wahrzeichen, oder das Turnier zu Kronstein,“ Ritterlustspiel von F. v. Holbein. Dem. Lindner, Elsbeth. Die geniale Schauspielerin genügte mir in dieser Rolle nicht ganz. Sie war zu subjektiv. Ich weiß sehr wohl: man kann hier nicht outriren; aber es liegt Elsbeth Alles daran, den Freiern, die ihr nicht anstehen, sich von der gehässigsten Seite zu zeigen, und da muß sie denn nachdrücklicher auftreten; sie darf ihre Zartheit und Anmuth nicht durch den Schleier der Dummheit und Bosheit durchblicken lassen, den sie, dem Gutmüthigen und dem Weisen gegenüber, umhängt. Hier ist durchaus mehr Objektivität und ein aus-sich-herausgehen vonnöthen. Das ist ja eben das Hauptprincip der Lüge, daß sie die Wahrheit abbildet. Wer einen Weisen täuschen will, der muß mit Leib und Seele die Dummheit simuliren. Elsbeth, die liebenswürdige, anmuthige Elsbeth muß durchaus über den Charakteren stehen, die sie, den Freiern gegenüber, heuchelt. Solches war bei Dem. Lindner nicht der Fall. — „Die Jungfern Köchinnen,“ eine Frankfurter Lokalposse. (Neu.) Der Verfasser des „Bürgerkapitäns“ und der Hampelmanniaden hat uns manches Ergötzliche geboten; aber wenn auch die ganze Sphäre des Lebens, sowohl des Lebens der höheren, als der niederen Stände, dem Lustspiel-Dichter zur Benutzung freigege-

den ist, er thut doch wohl, die Trivialität nicht zum Hauptgegenstande der Dichtung, nicht die Küche und ihre Umgebung zum Motiv — wenn auch nur einer Lokalposse zu wählen. Einzelne Scenen mag der Lokal-Dichter aus dieser oder jener Rubrik des Alltagslebens entlehnen; ganze Stücke über einzelne Materien desselben schreiben, führt zu Einseitigkeit und am Ende zur Langweile. „Die Jungfern Köchinnen“ mögen immerhin ein treues Bild des Dienstboten-Treibens geben, aber ist dieses Treiben wichtig genug, daß die Poesie es zum Haupt- und ausschließlichen Gegenstand einer Posse wählt? Es könnte höchstens zu Zwischen-Scenen in einem Lokal-Stück dienen, welches das niedere Volksleben im Allgemeinen schildert. Dieses Einschachteln des Volkslebens in verschiedene Fächer ruft eine Gebundenheit hervor, die der Komik offenbar Eintrag thut. Ich glaube: die Posse würde gescheitert sein, wäre die Darstellung derselben weniger trefflich gewesen. Ob aber die darstellenden Künstler stolz darauf sein können, die rauhe Wirklichkeit so treffend zu veranschaulichen, wie solches geschah? das ist eine andere Frage. Ich heiße es nicht gut, eine Künstlerin, wie unsere Lindner, in die Verlegenheit zu bringen, die praktische und prosaische Seite des Lebens öffentlich an den Tag zu legen. Ich bin wirklich nicht genug Kritiker, um diese fertige Köchin am Holzblock, dem Klärchen (Egmont) gegenüber, vergessen zu können. — Hassel, ausgezeichnet. — „Helene,“ Charakter-Gemälde von Bauernfeld. (Neu.) Wieder ein Gemälde, und nun gar ein Charakter-Gemälde! Wirklichkeit, aber poetische Wirklichkeit verlangt die Bühne. Gewöhnlich nennen die dramatischen Dichter jede Dichtung, die so eigentlich unter keine Rubrik zu bringen ist, Gemälde. Wo sind hier Charaktere? Der Dialog ist schön, anmuthig; aber Iffland ist, als Charakteristiker, nicht leicht zu erreichen. Indem that Dem. Leclerc Alles, um, was an der Henriette charakteristisch war, zu verwischen. Diese steht mit dem feinen savoir faire und dem galanten Ton der Salons der einfachen Henriette gegenüber, aber Dem. Leclerc war so sentimental und süß und weich, daß es sich zur Genüge herausstellte, wie wenig sie über die Rolle im Reinen sei. — „Zampa.“ Ich erwähne dieser Darstellung, weil man während derselben viele Vorzüge und Mängel unserer Bühne eclatant beobachten konnte. Die Ouverture — mit einer Präcision, einer Sicherheit und Lebendigkeit ausgeführt, daß man sich ganz hineinstürzen möchte in das wild freudig brausende Meer jener Orgien, wie nur ein Franzose sie emporzaubern kann, da zuckt man vor bacchantischer übermüthiger Lebensvollkraft süß schauernd zusammen; man weiß nichts mehr von Instrumenten und Taktstock; es ist eine Psyche mit funkelnden Augen, mit flatternden schwarzen Locken, die dicht an unsre Stirne, an unsre Brust schwebt. „Bravo!“ rief das Publikum, dem diese Ouverture doch längst keine Neuigkeit mehr ist, und „bravo“ ruf' auch ich, der ich sie desgleichen auswendig weiß. Hr. Schmezer, Alfonso, Mad. Fischer-Achten, Camilla. Eine schöne Doppelleistung. Schmezer, die volle herrliche Männlichkeit seines durch und durch gesunden Organs ganz hinströmend; ich weiß keinen passenderen Ausdruck, als den: Sein Gesang war Wahrheit und Natur; man glaubte ihn. Die Fischer-Achten, hinreißend durch die Entfaltung aller so feinen Nüancen der Weiblichkeit, stets wahr und dabei im höchsten Affekt schicklich, kunstschön. Diese Frau bringt in ihren Tönen Dinge zum Vorschein, die da sein müssen, wenn man an einen dramatischen Gesang glauben will, und deren Nothwendigkeit man doch an andern so oft übersieht. — Ich komme jetzt an die Nachtseite der Darstellung. Für's Erste: Zampa, Hr. Marrder. Ich bekam förmlich Brustweh, als ich ihn hörte. Es wird mir ängstlich zu Muthe, wenn ich den Kampf dieses Mannes mit seinem obstinaten Organ hören und sehen muß. Mein Gott, gerade ein Zampa darf nicht suchen und hin- und herhaspeliren; da muß das Leben, das ganze übersprudelnde Leben heraus, nicht ruckweis, nicht nach einzelnen Waffenstillständen und Capitulationen, — nein, wie bei Cäsar oder Wild, als: veni, vidi, vici! — Dem. Kratky, Rita. Ueber diese Leistung will ich lieber schweigen. — Wieser (als Capuzzi) tritt sehr in den Hintergrund, er ist nicht genug national markirt. — Hassel, als Dandolo, sieht nur vom Kopf bis an den Gürtel köstlich aus. Wie ich schon bemerkte, so paßt er für ähnliche agitative Fächer nicht; wie ganz unübertrefflich war er hingegen als Hammel in „die Jungfern Köchinnen.“ So viel Wahrheit, Humor, Gemüthlichkeit damals, so ungenügend diesmal, wie in allen forcirten Rollen. — Die Chöre — — sehr schwach, nicht der Quantität, sondern der Qualität nach! Ueber die himmlischen Originalitäten der Choristen ꝛc. ließe sich übrigens ein eigenes Buch schreiben. — Der „Amerikaner“, Lustspiel von Vogel. Das Stück hat komische Situationen, eine muntere Liebhaberin nach altem Zuschnitt, einen alten Polterer, einen derben amerikanischen Diener u.s.w.; aber die Charaktere sind von der Oberfläche geschöpft, ohne inneren Gehalt, ohne geistigen Fond. Der „Amerikaner“ hat seine Zeit überlebt; aber wir sind nun einmal daran gewöhnt, die alten, guten Bekannten des Intendanten, mit denen er aufgewachsen und die ihm werth geworden, uns vorgeführt zu sehen, und wir müssen uns in das Unabwendbare fügen. Mad. Schneider gab die Sophie, als Gast. Wir loben ihre Routine und meinen: sie dürfte in den Parthieen der Kammermädchen u.s.w., die eine gewisse Derbheit vertragen können, gut zu verwenden sein. Hr. Schneider, Lips. Die Weichheit des Vortrags, die diesem Darsteller eigen, ließ ihn als Lips passiren. Die einfache Gemüthlichkeit trat dadurch hervor. Dabei hielt Hr. Schneider den Affekt verständig zurück. Hr. Hassel, Mathias. Wiederum ein Beweis, daß Hr. Hassel da, wo die Komik handelnd auftreten soll, nicht an seinem Platze ist. Gewöhnlich hilft dieser Darsteller sich in solchen Fällen durch Outriren, wie als Leporello, Papageno, Schneider (Lumpaci-Vagabundus), Bartolo (Barbier von Sevilla) u.s.w. Hier wirkt er dann widerlich. Oder er hält die Darstellung in Schranken, und wirkt oft gar nicht. Die kräftige Gemüthlichkeit, die trockene Laune — sie wurden nicht in diesem Mathias lebendig; man vergaß nicht einen Augenblick, bei der Anschauung dieser Leistung, das Theater und Hrn. Hassel. Nochmals sei es gesagt: Hassel ist vortrefflich, wo seine Komik durch Passivität wirken soll, wie z.B. als Hans Peter Hollunder (Je toller, je besser), als Hausknecht (Pagenstreiche), u.s.w.; wenn er aber als Hampelmann — wo er doch offenbar keinen Charakter, sondern höchstens ein Portrait dieses, oder jenes närrischen Originals liefert — selbst durch sein Outriren den Frankfurtern zusagt, so muß man dies auf Rechnung der komischen Situationen, und — wie gesagt — vorzüglich auf Rechnung des Umstandes schreiben, daß der Frankfurter zweifelsohne in diesem Hampelmann die Grundzüge eines alten Bekannten erblickt. Wer aber den Hampelmann für ein Abbild des Frankfurters im Allgemeinen, für einen Repräsentanten des Lokal-Charakters erklären wollte, der würde dem Frankfurter und dem alten „Burgerkapitain“ ein schönes Kompliment machen! — Wenn wir die Frankfurter „Künstler“ nicht so anerkennen, wie sie es bis jetzt gewohnt sind, so mögen sie bedenken, daß wir nicht lange genug mit ihnen gelebt haben, um uns an ihre „Kunst“ ganz und gar zu gewöhnen. Wir wissen es: sie sind hier eingebürgert, und haben Aussicht auf Pension. Außerhalb Frankfurt haben nur Dem. Lindner, Hr. Meck, und vor Jahren auch Hr. Weidner, die Feuerprobe bestanden. Die ersteren „[illegible]“ wie auf dem Hofburg-Theater in Wien, und man huldigte ihnen dort. Hr. Hassel aber ist zu bescheiden, um zu glauben, er könne sich mit seinen allerdings possirlichen Hampelmännern den Ruf eines deutschen Künstlers erwerben. — Wie wir hören, hat die Frankfurter National-Bühne einen neuen Ober-Direktor bekommen, einen intelligenten Mann, der allerdings der Meinung sein soll, dieselbe sei zu etwas Besserem nutz, als zu diesem ewigen — Hampelmannen der Kunst.

B u n t e s.

⁂ Ende April erscheint (bei Tascher in Kaiserslautern) der 1ste Band von Dr. Wirth's Fragmenten zur Culturgeschichte. Dieser Band soll ganz neue und sehr interessante naturwissenschaftliche Ansichten enthalten, und namentlich astronomische Gesetze über die Wiederkehr der großen tellurischen Revolutionen nachweisen.

⁂ In London spricht man jetzt viel von einem colossalen Ehrendenkmal Shakespeares, welches man mittelst Subscriptionen zu Stande zu bringen hofft. Man geht mit dem Plane um, eine ungeheuer hohe Säule mit einer Colossal-Statue des unsterblichen Dichters zu errichten, auf deren Piedestale man die Hauptpersonen seiner Dramen darstellen würde. Das ganze Monument würde an der Themse-Mündung errichtet werden, so daß es gleichsam für die Fremden aus allen Welttheilen wie ein Pharus dastünde.

— Schwanengesang. Der Gesang der Schwäne soll in den langen und dunklen Winternächten, doch nicht grade zur Mitternachtzeit, wenn sie haufenweise die Luft durchstreichen, das allerangenehmste sein, was man hören kann. Es gleicht fast den gezogenen Tönen einer Violine, ist jedoch etwas höher. Es pflegt nur einer auf einmal, wie in einem mittelmäßigen Athemzuge zu singen und es verstreicht eine kurze Zeit zwischen eines Jeden Lauten, gleich als wenn sie sich einander antworteten. Der Schwanengesang bedeutet meistens Thauwetter, welches einen oder zwei Tage hernach gemeiniglich einfällt; deswegen ist auch diese kleine nächtliche Unruhe den Isländern bei hartem Frost desto angenehmer.

(Olafsen und Povelsen Beschr. v. Island: I, 34.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 63. 1835.

244

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 14. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

— „Ei! wie bedenklich!“ — lachte René, — „die alte, abgelebte Dame wird wenig Vertheidiger finden, — es ist sogar für sie selbst besser, wenn sie die noch übrigen Tage ihres Lebens in behaglicher Ruhe, etwa in einem Kloster verbringt, und dabei ein wenig Buße thut, als daß sie ihren schwachen Kopf ferner mit Regierungssorgen peinigt.“ „Gnädiger Herr,“ — versetzte Carracioli: „Vertrauen gegen Vertrauen! Nehmt meinen ehrlichen Rath an, von einem Vorhaben abzustehen, das nur Verderben über Euch und dies friedliche, glückliche Land bringen kann. Geht lieber als Freund und Verwandter an den Hof von Neapel; versucht Eure Rechte auf gütlichem Wege, durch Eure Liebenswürdigkeit, Anmuth und Beredsamkeit geltend zu machen. Bemühet Euch um das Wohlwollen Eurer erhabenen Base; sie ist gütig und gerecht und weiß das Verdienst zu schätzen.“ René lächelte geschmeichelt. — „Das Schwert,“ — sagte er dann, „soll der Liebenswürdigkeit Glanz, das Gefolge mannhafter Basallen der Beredsamkeit Nachdruck verleihen, und Ihr werdet dem Panier Eures Königs folgen; da Ihr aber artig zu reden versteht, so wollen wir Euch, wenn wir vor Neapel gerückt sind, zu unserer Base senden, die Unterhandlung zu leiten und ihr begreiflich zu machen, daß jeder Widerstand unnütz sein werde. Bis dahin bleiben wir Euch in Gnaden gewogen; aber wir hielten diese Mittheilung für nöthig, damit ihr andere, lächerliche Ansprüche aufgebet, die uns zu Nebenbuhlern in Cytherens Reich machten, und womit Ihr die von uns erwählte Göttin nur quält und belästigt.“ Majestätisch reichte der Monarch in Hoffnung, seine Hand dem Gegner zum Kuß und wollte noch viel reden, aber Carracioli zögerte, das Pfand der Gnade anzunehmen, und zu seiner Befreiung nahte Fernando, der dem Troubadour äußerst zuwider war, so, daß er augenblicklich das Feld räumte.

Fernando neigte sich anmuthig und bat mit dem ihm eignen, sanften, schmeichelnden Wesen um Verzeihung wegen der Störung, wogegen Carracioli versicherte, daß er ihm vielmehr Dank schuldig sei. „Ich hoffte,“ — fuhr Fernando fort: „daß ich gerade jetzt, da geräuschvolle Fröhlichkeit jeden Zeugen entfernt, mit Euch über hochwichtige Angelegenheiten reden könnte. Signor Pangrazio ist zwar sehr geheimnißvoll, sehr verschwiegen, aber er hat mir doch angedeutet, daß wir einen vornehmen Herrn aus Neapel in Euch verehren, und es hätte seiner Äußerungen nicht bedurft, da Würde, Hoheit und seltene Geistesgaben mich ohnehin auf Euch aufmerksam machten. Es ist jetzt die Zeit gekommen, wo das Verdienst hoch zu erheben vermag, und es steht in meiner Macht, Euch eine würdige Stellung und die glänzendste Zukunft zu bieten. Die plötzliche Ankunft des Bischofs von Ostia, der wahrscheinlich den Spion seiner Heiligkeit spielt, und schon früher Kundschafter in diese Gegend sandte, zwingt mich, früher öffentlich aufzutreten, als mein Wille war. Ich bin, wenn auch noch nicht feierlich anerkannt, doch der geliebte Sohn des Königs von Arragonien, der sein heiliges, von Johannen selbst

bestätigtes Recht auf die Krone dieses Landes geltend machen will. Die Zahl unserer Verbündeten ist groß, es fehlt weder an Geld noch an Mannschaft, und in wenigen Tagen bin ich entschlossen, den Kampf zu beginnen. Aber nicht allein der Wunsch, die Zahl unserer Anhänger zu vermehren, sondern auch das Hinneigen meines Herzens, die Bewunderung Eurer trefflichen Eigenschaften führen mich zu Euch; ich biete Euch meine brüderliche Freundschaft, die Huld meines Vaters, Schätze, Ehrenstellen, was ihr fordert." „Fühlt Ihr denn nicht, Don Fernando," — entgegnete Carracioli, „wie wenig großmüthig und ritterlich es ist, sich gegen eine edle Dame, Eure Verwandte, die rechtmäßige Fürstin zu waffnen, um mit Gewalt zu erpressen, was ihre Güte vielleicht freiwillig gewähren dürfte? Bedenkt —" Er hielt inne, denn Signor Pangrazio, den seine bange Nichte beordert haben mochte, kam schnell herbei und schrie schon von ferne: „Edler Ritter! der kranke Mönch bittet dringend um einen Besuch von Euch; willfahret doch dem Verlangen des wunderlichen Heiligen, der nicht leben noch sterben kann, und meiner guten Livia Noth und Sorge genug verursacht." —

Zum erstenmal betrat Carracioli das abgelegene Thurmgemach, wo der Mönch auf seinem Schmerzenslager ruhte. Er richtete sich mühsam auf, und seine tiefliegenden großen Augen erschienen bei dem Lampenlichte noch schauderhafter, fast dämonenhaft, ob er gleich sichtlich strebte, die tiefgefurchte, drohende Stirne zu erheitern, auf welche das halbgraue Haar trübe Schatten warf. Wie ein Engel des Lichts stand Livia neben ihm, hielt seine Hand und bat mit süßer, flehender Stimme, nur ein Paar Tropfen von dem stärkenden Trank zu nippen, den sie ihm sorglich bereitet habe. Er weigerte sich mit fieberhafter Ungeduld Carracioli näher winkend, während Livia ihm noch immer die Schaale an die Lippen hielt. „Ihr bedürft der Stärkung," — flüsterte sie. „Wer sagt, daß ich schwach sei?" murmelte der Kranke dumpf, „ich darf mich keiner Schwäche hingeben, ich muß stark sein, und das große Werk vollbringen, mein einziges, mein letztes Geschäft auf dieser Erde. Graf Carracioli," — fuhr er dann ernst und gelassen fort, „liebt Ihr wirklich diese Dame, wie sie mir vertraut hat? Seid Ihr entschlossen, ihr die Hand zu bieten als Eurer Gemahlin?" Die erschrockene Livia drückte beide Hände vor das glühende Gesicht und selbst Carracioli stand betroffen, versteinert. „Ihr haltet wohl meine Frage für unziemlich," — begann der Mönch wieder, „oder soll ich glauben, daß Ihr nur im Scherz, ohne ernste Absichten die Minnewerbung um dies edle Fräulein wagtet?" „Ich liebe das Fräulein unaussprechlich," — antwortete endlich Carracioli: „und ihr Besitz wäre das höchste Glück meines Lebens." — „Wäre?" fuhr der Mönch zornig auf und ballte die schwachen, abgezehrten Hände, „so antwortet Ihr mir?! — Ja oder Nein verlange ich, nicht schlangengleiche Hofwendungen." — „Nie werde ich meine Liebe für die holdselige Livia verläugnen," — entgegnete Carracioli beleidigt, „selbst gegen jeden auch unberechtigten Forscher; aber wer erlaubt Euch, so roh in das stille Geheimniß unserer Herzen zu dringen?" „Meine Livia," — rief der Mönch, „ist das köstlichste Kleinod, das mit keinem Opfer zu theuer erkauft wird."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Pisa.

Sechster Brief. — (Schluß.)

Den 21. März.

Heut' war ich in der Kirche, nicht wie alle Tage, sondern ordentlich wie zu Hause um der Predigt willen. Denn alle Welt ist voll des Lobes von einem Prediger, der in S. Frediano das Publikum begeistert. Die Predigt gehört hier nicht zum Gottesdienst, auch steht sie mit keiner gottesdienstlichen Handlung, nicht einmal mit Gesang oder Orgelspiel in Verbindung, ja die Kirche erscheint ganz zufällig dabei, als Hörsaal. Der Prediger wird für eine gewisse Anzahl Predigten, die er die Quaresima (Fastenzeit) hindurch zu halten hat, gemiethet, und zwar ein nach Maßgabe des Reichthums und der Freigebigkeit einer Kirche mehr oder weniger berühmter, ähnlich dem Sänger oder der Sängerin, die von einer Operndirektion zum Behuf der Oper engagirt werden, die nur den Carneval hindurch dauert und die eben von jenen Predigten abgelöst wird.

Das Theater ist beim Italiener der Typus aller ästhetischen Anregung und von diesem Gesichtspunkt aus muß auch der Kanzelredner betrachtet werden, der, nicht ruhig, wie die unsern, stehend, mit wenigen gemessenen Handbewegungen seine Rede vorträgt, sondern bald sitzend, bald stehend, rechts und links gehend, bald zur Gemeinde, bald zu dem an der Kanzelbrüstung befestigten Crucifix gewendet, spricht, und nicht nur mit dem Munde, sondern mit allen beweglichen Gliedmaßen, — so daß oft die Kanzel unter ihm zittert, und mit so vielen Mimen und Gesten, daß man der Worte kaum bedarf, ihn zu verstehen. Er stemmt die Arme unter, er klatscht in die Hände, er zittert am ganzen Körper, wenn er Furcht, er bückt sich tief, wenn er Demuth bezeichnen will, Revolution und Erdbeben schreibt er mit rotirenden Armen in die Luft, die aufgehende Sonne malt er mit seiner eignen, vom Sitz aufstehenden Gestalt. Du kannst dir keine Grenze denken, die er nicht überschritt, wenn's ihm drauf ankommt, lebendig zu schildern und seine Zu-hörer und -schauer zu fesseln. Er springt aus dem Ton der gewöhnlichen Rede in den erhabensten um und wiederum scherzend und achselzuckend in jenen zurück, ja schließt oft kurz abbrechend in solcher Weise eine ganze Rede.

Was nun diese insonderheit betrifft, so ist's eine nicht unbedeutende Erscheinung, daß das Thema hier immer — (und täglich wird gepredigt) — und in den meisten Kirchen dasselbe ist, nämlich: die Vertheidigung der katholischen Kirche, was offenbar Feinde in der Nähe voraussetzt. Ich will versuchen, dir den Gang der heutigen Predigt kurz zu wiederholen, bemerke aber noch, daß Sprache und Aussprache des Mannes ganz rein waren, daß er sich körperlich ungeheuer anstrengte, daß aber das Wesen der Rede sich in einer herkömmlichen, vorzüglich durch Cicero ausgebildeten Form der Beredsamkeit, jedoch ohne dessen Schärfe der Beweis-

führung nur eben rhetorisch und declamatorisch bewegte, daß mit fast gänzlicher Umgehung der Bibel ein Nimbus weltlicher Gelehrsamkeit angenommen wurde, der sich aber in der That auf ein bloßes schnelles Aufhäufen bekannter und unbekannter Namen, gleichviel unter welcher Rubrik, zurückführen ließ, so daß unter den römischen Philosophen Cicero, Metellus, Regulus, Fabricius, Seneca und Coriolan genannt wurden. Indeß zur Sache:

„Zu der Zeit,“ begann der Redner, „als die große Finsterniß über Ägypten lag, zeigte Gott dem Erzvater das gelobte Land im Glanze der Sonne, die täglich aufsteigt zur Ehre Gottes und die Himmel erfüllt mit ihrem Glanze, und der Erde ihr Gedeihen gibt rc. rc. (solche Gelegenheiten werden immer zu rhetorischen Abschweifungen benutzt). Wo der Erzvater Abram hintrat, erwuchs Segen; Lilien erblühten, wo sonst nur Gras wuchs, und Trauben statt der Schleen rc. So ist das Wirken der katholischen Religion, zu deren Ruhm schon Moses gelehrt, die Propheten geschrieben, die Apostel gepredigt und Wunder gewirkt, Cyprian, Augustinus (etwa noch 16 Andre werden gleich dazu genannt) gelebt, Bossuet, Fenelon rc. siegreich gestritten und die auch ich Unwürdigster (gegen das Crucifix gewendet), der ich in Demuth vor dir, Herrlicher, Herrscher mich beuge, vor dir, für dessen Bewunderung mein Leben nicht hinreicht u. s. w., zu preisen nicht unterlassen werde.“ (Nun nimmt er die Mütze ab und entschuldigt sich bei der hochansehnlichen Gesellschaft, die ihm schon so viele Tage ihre Aufmerksamkeit geschenkt, daß er, von seinen Gefühlen hingerissen, sich auf einen Augenblick von ihr entfernt, und fährt dann fort:) „Welches war der Zustand der Welt in den vergangenen Jahrhunderten? Jupiter regierte im Himmel, Apoll auf der Erde, Neptun im Wasser, Pluto in der Hölle, Pomona war die Geberin der Früchte, Ceres des Getraides“ (und nun folgt eine kurze aber verworrene Darstellung der griechischen, darauf der römischen, dann der ägyptischen Mythologie, endlich Erzählung von allerhand barbarischen Gebräuchen bei den Phöniziern, Armeniern, Scythen, Sarmaten, Persern und Indianern (sic), ja von Zoroaster, Confucius u. A. wird allerhand Halbwahres eingeflochten, eine Reihe griechischer Philosophen (doch nicht Plato und nicht Aristoteles) mit verachtender Bemerkung hergenannt, und dann überhaupt gegen Philosophie perorirt.) „In diesem Zustand von Finsterniß und Aberglauben befand sich die Welt, als zwölf arme Fischer in Galiläa die neue Lehre predigten, und die heilige katholische Kirche gründeten.“ (Nun wird beschrieben, wo sie überall hingingen. — Du kannst denken, daß kein Land auf der Landkarte ungenannt blieb, und einer Menge Wunder Erwähnung geschah, z. B. daß Kranke, die der Schatten des heil. Petrus streifte, gesund wurden. Der Verfolg der Predigt erstreckte sich nun auf das Sekten- und Ketzerwesen der Gnostiker u. A.) „Nachdem auch diese glorreich überwunden, wird der Same des Teufels zum zweitenmale in die Gemeinde ausgestreut. Luther, Zwingli, Calvin, diese Erzketzer rütteln vergeblich an dem festen Bau; siegreich steht über ihnen die heilige katholische Kirche. Nun will die Philosophie die Menschen belehren und beglücken; aber was haben Kant, Fichte, Schelling bewirkt? Was kommt aus der Philosophie? die Revolution!“ Hier nahm der Prediger Gelegenheit, auf das Lob des Papstes Pius VII. überzugehen, den er mit großer Wahrscheinlichkeit unter den Heiligen erblickte, und schloß mit einer prunkvollen Darstellung von der Herrlichkeit der katholischen Kirche, worauf ein allgemeines, jedoch nur leises Bravo durch die Versammlung lief.

Ich sagte dir, daß des Plato und Aristoteles in der Predigt keine Erwähnung geschah. Ist dieß auffallend, so wird es dich noch mehr wundern, zu hören, daß diese beiden heidnischen Heiligen hier in S. Caterina eine alte Altartafel zieren. Das Bild gehört zu den merkwürdigsten Kunstschätzen Pisa's und ich habe bereits angefangen, es für den Kronprinzen zu zeichnen. Es mag ums Jahr 1340 gemalt sein (wenigstens kommt der Name des Malers, Francesco Traini, in den Büchern des Domarchivs um jene Zeit vor — er hat nämlich auch für den Dom ein großes Bild gemalt, das leider später verbrannt ist) und stellt den h. Thomas von Aquin vor, auf einem Regenbogen sitzend; über ihm Christus, Moses, Paulus und die Evangelisten, neben ihm Plato und Aristoteles; von allen diesen gehen Strahlen nach seinem Haupt und seinen Ohren. Aus dem Buche in seiner Hand (das auch eines von seiner Hand ist) gehen weithin Strahlen, die über seine Anhänger Licht verbreiten, und von denen ein einziger seinen Gegner Averroes trifft und zu Boden schlägt.

Doch es fängt an zu tagen. Ich gehe ins Baptisterium, um eine Kreuzigung Christi nach dem alten Nichola zu zeichnen.

Musik in Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Revue des Monats Februar.

Den 1ten. Erstes Liebhaber-Concert, unter Leitung des Herrn Alois Schmitt. Dieser „Instrumental-Musik-Verein,“ aus 50 und einigen Mitgliedern bestehend, hat sich ganz neu gebildet, und entwickelt sich mit raschem Erfolg. Man sieht, daß Liebe zur Sache der Anziehungspunkt dieser Gesellschaft ist. Das Herz, die Freude lachen hier in jedem Tone. Das Gelungene ist der entzündende Funke zum Weiterstreben, und das Schwache sogar erscheinet ehrwürdig und bedingt. Was gäbe mancher Künstler darum, wenn er sich einmal wieder so recht kindlich an seiner Tonkunst erfreuen könnte! Er gleicht aber dem Gourmand, der immer nur Appetit nach Pikanterieen hat. Das ist der überreizte Geschmack, der nimmersatte Anspruch an das kaum Mögliche. Das endet nicht: Wo aber noch Gemüth und unentweihter Sinn mit musiziren, da ist auch Hunger nach einfacher Speise, da schmeckt noch vaterländische Kost. Unter des erfahrenen Schmitts Leitung, der hier ganz an seinem Platze steht, kann die Sache nur gedeihen. Die Gesellschaft tendirt, Musikstücke aufzuführen, die man sonst nicht mehr, oder nur selten zu hören bekommt. Brav! Darunter gehören namentlich alle 22 Mozart'schen Clavier-Concerte. Heute gab man: Die Krommer'sche Symphonie aus D; Ouverturen aus Gluck's Iphigenie und Catel's Semiramis. Solo-Sachen: Eine Polonaise für Violine, von Kalliwoda; das Concert aller Clavier-Concerte, von Mozart (D moll), und — eine Rossini'sche Arie.

Das Orchester spielte mit Feuer und einer Präzision, die um so anerkennungswerther ist, da dasselbe, wie gesagt, blos aus Dilettanten besteht, und bisher kaum 4—5mal zusammen kam.

Solcher Verein, mit der nöthigen Vorsicht gegen Sucht nach Auszeichnung und gegen Ueberbietung seiner Kräfte gewappnet, kann nur entschiedenen Einfluß auf den allgemeinen Geschmack haben. Er möge das Sandkörnchen sein, das zu rechter Zeit, dem Einsturz drohenden Felsen untergeschoben wird. Die Ausstattung ist des Zweckes würdig; das Auditorium war glänzend und sehr zahlreich.

Den 6ten. Capuleti und Montecchi, von Bellini. Aus Bellini's Feder fließt beständig nur hoffnungslose Liebe. Jede Note schmachtet. Seine Fermate sind Schnupftücher, die lang verhaltenen Thränen zu trocknen; und seine Wonne scheint nur des Contrastes wegen da zu sein.*) Seit wann ist denn unsre Zeit so sentimental geworden, daß ihr das Schaukeln auf fremdem Thränenmeer ein so selig langweiliges Behagen gewährt?

Dem. Kratky ist die unsere. Sie gab als solche den Romeo. Wenn wir auch die übrigen werden sollen, so möge diese junge Sängerin, was den Adel ihrer Schule betrifft, ein gutes Vorbild nicht verschmähen; im Spiele als

---

*) Ein Münchner Blatt nennt diese Oper „einen kraftlosen Absud alten Rossinischen Thee's!“

Weib weniger Mann, und als Mann weniger brillant sein. — Mad. Fischer-Achten sang zum erstenmale die Julia. Herr Bellini schreibt für den Gesang. Dafür muß ihm der Gesang seinen Lorbeer eintragen. Er wird der Kränze noch mehr sammeln, wenn ihm überall solche Julien blühen. Diese Parthie gehört zu ihren besten.

Den 7ten. Armand. An demselben Abend fand die 1te Aufführung eines ebenfalls neugebildeten „Sing-Vereins" unter der Leitung des Herrn Rorz statt. Lobend wäre dieser Gesellschaft Streben in den Aufführungen zu erwähnen, wenn ihrer Tendenz keine schiefe Richtung drohte, und mit ihr der ästhetische Untergang. Die Hauptanforderungen an ein neugebildetes Institut sind: Einfachheit und Analogie in der Wahl der Tonstücke; Anspruchslosigkeit in ihren möglichst vollendeten Produktionen. Die Täuschung der eigenen Kraft, ist oft das Kind lobenswerther Begierde nach Höherem. Cavete!

Die Reihenfolge der Musikstücke war: Psalmodie für zwei Chöre von A. Romberg; Abendempfindung, Lied von Mozart; Tuba mirum, aus Mozarts Requiem; Cavatine aus Donizetti's „Anna Bolena;" Duett aus Spohrs „Jessonda;" Benedictus aus dem Requiem von Mozart; Aria aus Rossini's „Moses." — Ein Chor von Haydn. Ferner: „Gott im Ungewitter", Gedicht von Uz, Musik von Schubert (Cantate), und zum Schluß: Der erste Theil der Schöpfung! —

Einzelne Stimmen zeichneten sich unter den Solo-Parthien sehr vortheilhaft aus.

Den 8ten. Capuleti und Montecchi.

Den 9ten. Musikalischer Abend der Leisegesellschaft zur Ressource. Ein israelitischer Gelehrten-Verein, durch die Muse der Tonkunst an zwanglosen Abenden in einen heitern und ausgedehntern Cirkel verwandelt. Wo die Fröhlichkeit nicht in die Zwangsjacke der Convenienz eingeengt ist, fühlt sich der Künstler heimisch, und Vergnügen gewährt es ihm, den Geist der Geselligkeit durch sein Talent zu erhöhen. Die ersten Künstler der Oper, unter Leitung des Kapellmeister Guhr, gaben folgende Tonstücke: „Ouverture aus Don Juan" (Quintett), Aria aus Donna del Lago; Vierhändige Clav. Var.; Duett aus Cimarosa's Matrimonio Segreto; Deklamation; Vocal-Duett mit obligatem Horn und Clavier von Lachner; Duett aus Jessonda; Monolog aus Wallensteins Tod; Duett aus Montecchi und Capul.; Concertino für das Horn; Quintett aus Mont. und Cap.

Den 13ten. Der Maskenball. Benefice für Hrn. Wiegand. Herr W. hat sich vom Choristen bis zum Ankarström geschwungen. Mehr Sicherheit in Ton und Haltung würde dies Verdienst krönen. Seine schöne Metallstimme gleicht manchmal noch einem gefesselten Helden. Wir verweisen auf noch gründlicheres Studium der Musik. Glückliche Anlagen machen freilich bisweilen dies Studium entbehrlich, dies beweisen tägliche Erscheinungen; Mittel allein aber sind nicht selbstschöpferisch. Hier muß die Ueberzeugung Festigkeit gewähren, und diese Ueberzeugung ist: seine Kunst studiert haben. Es gibt bequeme, im Schlendrian verrostete Afterkünstler, die ihre Majestät durch vernünftige Winke entwürdigt glauben. Herr Wiegand gehört zu einer bessern und edlern Klasse.

Den 13ten. Museum. Zum erstenmal: Mendelsohn's Symphonie aus C. Es ist eine Freude, Herrn Guhr dirigiren zu sehen, namentlich ein neues Werk ohne Partitur, und aus dem Kopfe, wie dies heute der Fall war. Ich wollte niemanden im Orchester rathen, sich irgend eine Vernachlässigung darauf zu erlauben. Wenn G. seinen Stab schwingt, so dirigirt er nicht etwa Flöten und Geigen — er dirigirt die Herzen mit, und sprudelnder, belebender Quell entspringt dann auch dem dürren [illegible]. Aria von Rossini. Duett von Cimarosa (Matri. Segr.). Ein Contrabaß Concertino von Kalliwoda. Sonderbar! Die Höhe will hinunter, die Tiefe hinauf; die menschliche Stimme wird zur Geige, die Geige zum Flageolet; das Horn wird vermittelst einer Claviatur gespielt; das Clavier bläst Fagott. Der heutige Contrabaß gebahr Schalmeyen-Töne. Ich sah einen ehrwürdigen Patriarchen ziemlich mit seinen Enkeln Purzelbäumen schlagen. Mir wurde ganz unheimlich. Aber es war doch sehr schön. — Duett für 2 Violinen, von den Gebrüdern Moralt, Königl. Bair. Hofmusikern. Sehr brav. Ouverture aus der Oper „Fortunat" von Xaver Schnyder von Wartensee.

Den 14ten. Lumpaci-Vagabundus. Es ist nicht möglich, ein treueres Bild des in Bestialität versunkenen Knieriem zu geben, als Herr Fischer es gab.

Heute feierte unser Liederkranz, unter Leitung des Herrn Jost, sein siebentes Jubiläum.

Den 15ten. Abendunterhaltung des Herrn J. Lewy, ersten Waldhornisten aus Wien und Musikdirektors in Stockholm. Wir bewunderten auf dem neu konstruirten Horne des Künstlers große Fertigkeit in Passagen der chromatischen Gänge, ein geisterartiges Pianissimo, und einen Umfang von $3^1/_2$ Oktav. Herr Kapellmeister Guhr und unsere ersten Sänger wirkten mit. Concertante Lieder für Gesang, Horn und Piano, ein Vokal-Quartett von Lachner, und eine Phantasie für Gesang, von Mollmick, waren genug, um die kurze Concertzeit recht erquicklich zu füllen.

Das Auditorium war so klein als gewählt.

Den 19ten. Camilla.

Den 20sten. Abendunterhaltung der Gebrüder Moralt und E. Jaduck, Mitglieder der Münchner Hofkapelle. — Quartett von Beethoven (C moll). Erster Satz aus einem Flöten-Concert von B. Molique. Herr E. Jaduck leistet bedeutendes auf seiner von Böhm neu construirten Flöte. — Lied von Panseron mit obl. Flöte. Variat. für Contrebaß. Quartett von Haydn. (C dur) Arie von Kreuzer mit obl. Violoncell; Concertino für die Flöte von Sabigky; Phantasie für die Violine von B. Molique. Einheit, Kraft und Präzision sind die Vorzüge der vier Gebrüder Moralt. — Warum existirt hier kein stehendes Quartett, wie unter Spohr? — (Der Saal war leer.)

Den 22sten. Norma.

Den 23sten. Zweiter Instrumental-Musik-Verein. Symphonie von André (Es dur). Gesang für eine Altstimme. Clavier Concert von Mozart (D dur). Ouverture „Demophon" von Vogel. Trio für Guitarre, Violine und Violoncello von Giuliani. Männer-Quartett. Ouverture „Sophonisbe" von Paer.

Den 26sten. Zampa.

Den 27sten. Museum. Symphonie von Ries (D dur); Tenor-Aria aus Euryanthe; Oboe Concertino von Eichhorn; Duett aus Jessonda. — Große Fest-Ouverture von Ries (Es dur).

Besondere Anmerkung: Die Stimmung des Orchesters scheint seit Kurzem zu schwanken. f.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische und Theater-Notizen.

*** Vor Kurzem wurde die Oper Valeria, von Aloys Schmitt, auf dem Amsterdamer Nationaltheater aufgeführt, und 10mal bei gedrängt vollem Hause hinter einander wiederholt.

*** In Königsberg wird das große Musikfest für die Pfingstwoche vorbereitet. Es führt den Namen des „ersten ostpreußischen Musikfestes." Am ersten Tage (10. Juni) Händels Samson in der Domkirche; am zweiten Tage Instrumental-Concert im Schauspielhause, Symphonieen von Beethoven, Mozart u. s. w., und Solostücke; am dritten Tage Vocal-Musikstücke.

*** Dem. Gned, früher bei'm Frankfurter Theater, macht in Mailand Glück. Man lobt ihre Stimme als eine starke, umfangreiche, und besonders gefällt ihr Triller.

*** Wenn das Münchner Publikum einen Virtuosen besonders auszeichnen will, so ruft es ihn — nicht hervor. Dem. Pixis ist dort als Romeo im ersten Act bloß 3mal, Fräulein v. Hasselt als Julia an demselben Abend 4mal gerufen worden. Nun dürfen sich die Frankfurter Sänger nicht mehr beklagen!

*** Seydelmann wird in Berlin zehn Rollen darstellen, späterhin nach München und von München nach Brünn, gleichfalls zu einem Gastspiel, reisen. Wahrscheinlich wird er vor August nicht nach Stuttgart zurückkehren. Für den September ist er zu einem Gastspiel nach Dresden eingeladen. Es ist der Anerkennung werth, daß der König von Würtemberg den großen Mimen — so hoch im Werthe er auch bei ihm steht — doch nicht ausschließlich auf Stuttgart beschränkt, sondern ihm gestattet, Deutschland seine Kunstspenden darzubringen.

*** „Tasso's Tod," von Raupach, hat in Stuttgart gefallen. — Man gibt eben daselbst, zum Besten des Schiller'schen Denkmals, „Fiesko," von Schiller, mit ganz neuer Ausstattung. Gleich darauf begeben sich die königl. Würtembergischen Hofschauspieler nach Marbach, um dort, zu demselben Zwecke, unter Seydelmann's Leitung, eine deklamatorische Abend-Unterhaltung zu veranstalten. Es werden dabei lediglich Schiller'sche Gedichte und Fragmente aus seinen größeren Tragödien vorgetragen.

*** Dem. Lindner steht mit der Intendanz der königl. Schauspiele in Stuttgart wegen Gastspiels in Correspondenz. Indeß hat man sich bis jetzt noch nicht einigen können.

*** Der „Almanach der deutschen Bühne," von Dr. Beurmann herausgegeben, wird auch für das Jahr 1836 wieder im Verlage von J. D. Sauerländer erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 64. 1835.

253

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 16. März.

Ueber Pudel, Jokey's und Nachtigallen

oder

über die kleinen Freuden des Lebens.

Von Karl Gutzkow.

(Vorgetragen im Frankfurter Museum.)

Ach, unser Jahrhundert ist ein mühseliges und beladenes, ein Jahrhundert, das alle Hände voll zu thun hat, ein keuchendes Jahrhundert, das sich immer den Schweiß vom Antlitz wischen muß. Ideen? O gewiß, wir leben im Zeitalter der Ideen; aber diese Ideen tragen Sporen an den Stiefeln, und setzen sich auf unsere Nacken und reiten uns müde und matt. Die Ideen des 19. Jahrhunderts sitzen erschöpft an ihrem Arbeitstische, nehmen sich keine Zeit zum Essen, laufen, um nur dem Prinzip der Bewegung zu folgen, eine Stunde um die Stadt herum, stürzen ihren Kaffee hinein ohne Genuß, und kommen endlich ein Viertel nach 6 Uhr mit allgemeiner Störung in's Theater, wo sie, um nur aufgerüttelt zu werden aus ihrer Geschäftslethargie, aller der excentrischen Übertreibungen bedürfen, an welchen es denn auch die Schauspieler nicht fehlen lassen. Unsere Periode ist eine einsilbige, stillschweigende, zugeknöpfte Periode. Der Egoismus spaltet die Welt in lauter Einzelinteressen und Mauthlinien. Wir leben in der Periode der vertheidigten Ansteckungsfähigkeit. Jeder schließt sich mit dem Kamillenthee seiner Geschäfte und mit den Gesundheitssohlen seiner Einkünfte in die sorgfältig mit Chlor durchräucherte Atmosphäre seiner Firma und Procura ein, und spielt weniger den Alpenkönig, als den Menschenfeind.

Und dennoch denkt euch einmal, daß alle eure hölzernen oder massiven Häuser, eure Häuser von 2 oder 3 Stockwerken gläserne Mauern bekämen, oder sich wie einst in Salamanca die Dächer von ihnen wegschöben, und man könnte nun hineinsehen in eure Mansarden und eure Salons, wo ein Taftüberzug den Kronenleuchter sauber hält für die nächste Soirée, in eure wohnlichen Eckzimmer, erhellt vom Dämmerschein einer Sinumbralampe: wie würde man euch antreffen! Wahrhaftig, so gequält von eurem Jahrhundert? Ermattet hingestreckt und nachsinnend über doppelte Italiänische Buchhaltung? Nichts als Zahl, Maschine und willenloses Quecksilber im Barometer der Tagesereignisse? Nein, ich glaub' es nicht.

Soll ich vom Glück der Zeitgenossen reden; so glaub' ich an das Jahrhundert nicht; aber ich glaube an die Minute. Noch muß es Momente geben, wo die Liebe im Mondenschein, an der Mauer eines Kirchhofs, im abendlichen Lindengesäusel auf der Jacobsleiter des Traumes hinaufsteigt zum Himmel. Noch eine Minute, wo die Mutter ihren Söhnen, den überwachten Zöglingen der Schulweisheit, einige fromme Sprüche vom Herzen zum Herzen mitgeben kann auf die Dornenbahn des Lebens; oder auch nur einen Augenblick, wo Freund am Freunde vorübereilend, sie sich die Hand drücken und einen Kuß der Treue wechseln, oder auch nur einen Blick, um stumm den alten Schwur zu erneuern. Das ist Alles schön; aber schmerzlich schön; es sind nicht die kleinen Freuden, von denen ich reden will.

Ich will beweisen, daß die Welt nicht so aschgrau ist, als man es uns glauben machen will. Nein, es

ist nicht Alles Geschichte, nicht Alles große und tyrannische Abstraction der Idee, nicht Alles Frage des Jahrhunderts; sondern noch ist ein kleiner Rest von Drolligkeit übrig geblieben, den die Zeit vom Menschen nicht absorbiren konnte. Der ernste geschäftige Weltgeist duldet, daß zwischen seinen großen Adagios, und selbst zwischen den Prestos unruhiger Jahre der Spaß noch zuweilen sein kleines Intermezzo anstellt. Es gibt noch Augenblicke, wo uns der greise Genius des Jahrhunderts auf den Schoß nimmt, wie sein Kind, und freundlich zu uns spricht und es uns gnädig erlaubt, daß wir in seinem langen alten greisen Barte krauen dürfen. Es ist wahr, der Weltgeist hält viel Schule mit uns; aber er gibt uns auch zuweilen Ferien, — länger oder kürzer, Ostern- und Michaelisferien; ja, wenn es nach ihm ginge, im ganzen Jahre wenigstens — zwölf Monate.

Die größte kleine Freude des Lebens ist zuerst, daß ich mich gar nicht scheue, es zu sagen, ein Pudel. Darüber geht nichts. Es war einer der glücklichsten Gedanken des Schöpfers, auch Pudel zu erschaffen. Was kann muntrer, närrischer, spaßhafter sein? Das springt in lauter excentrischen Kreisen um Einen herum, ist immer guter Laune, läuft vorwärts, rückwärts, setzt über Gräben, springt ins Wasser, apportirt, geht auf zwei Beinen, stellt sich todt, spricht sogar, wenn man es ausdrücklich verlangt, kurz es ist ein Servilismus, welcher Spaß macht, ein Servilismus, welchen zu benutzen uns keinen Gewissensbiß kostet. Dazu kömmt eine Eigenschaft des Pudels, welche fast ebensoviel werth ist, wie seine Gutmüthigkeit, ja auch der Grund derselben ist, nämlich seine Dummheit. Es wäre augenscheinliche Verläumdung, wenn ich sagen wollte: ein Pudel begreife nichts, aber er läßt sich ungemein leicht dupiren. Er hat eine so gute Meinung von der Menschheit, daß er ihr alles verzeiht, was sie nur mit ihm anstellt. Ein Pudel ist versöhnlich, leicht besänftigt, immer zufrieden, kurz eine so ehrliche Haut, daß man sie ganz kahl scheeren kann, ohne daß er die Miene verzieht. Er hat ein empfindsames Herz, ein Herz voll Liebe und Freundschaft für seinen Herrn, er ist der Aufopferung fähig, wie Codrus, und bleibt, hundertmal beleidigt und zurückgesetzt, immer so ergeben wie der treue Eckart. Drum glaub' ich auch, der getreue Eckart, der sich von seinem Herrn Alles gefallen ließ, ist eigentlich ein Pudel gewesen, und blos die spätere Sage hat auf Menschen übertragen, was ursprünglich nur von Thieren galt. Trost im Unglück, Linderung in Leiden, Heiterkeit bei trübem Wetter wird dir immer dein Pudel gewähren: er wird dich erst mit nassem Auge ansehen, wenn du, die Hand an den Kopf gestützt, auf dem Sopha sitzest; dann zu dir hinaufspringen, dann wieder herunter, dann wird er sich todt stellen, dann eine Arie aus Fra Diavolo singen, dann einen Stock nehmen und Schildwache stehen, kurz: so viel possierliche Streiche machen, daß du zuletzt lachen mußt, und das monatliche Defizit, die untreue Geliebte, die Verläumdung deiner Feinde bald vergissest. Was der Pudel als Mann von Grundsätzen ist, das hat Hoffmann gezeigt im Kater Murr. Der Pudel Muzius, mit seiner Freundschaft für Murr, mit seiner Burschikosität, mit seiner praktischen Lebensphilosophie, steht mir weit höher, als der Bruder Medardus oder der Rath Krespel. Was sodann der Pudel unter dem Gesichtspunkte der Spaßhaftigkeit ist, hat Jules Janin gezeigt in seinem klassischen Aufsatze über die Pariser Hunde, welcher länger dauern wird, als der Barnave dieses Autors. Und endlich von der rein poetischen Seite, von Seiten der Treue und des geheimen Bandes, durch welches man an ein solches Thier gebunden sein kann, hat ihn uns Adelbert von Chamisso geschildert. Denn ich glaube, jener Hund, für den sich ein Invalide in Berlin, weil er die Hundesteuer nicht bezahlen konnte, in die Spree stürzte, kann kein Mops oder Spitz, sondern nur ein Pudel gewesen sein.

(Schluß folgt.)

Reminiscenzen vom Gestade der Ostsee.

Von

Eduard Beurmann.

I. Landstraßen in Meklenburg und Pommern; Stralsund; die Ostsee; Rügen's Anblick; Putbus.

Das langweiligste, was es für einen Reisenden geben kann, das Herz- und Rippen-Zermalmendste ist unstreitig der Weg von Lubeck nach Hamburg; eine fortwährende Gefahr des Halsbrechens, in Mitten einer übrigens so friedlichen Natur, ohne Felsen und Klippen, ohne irgend etwas Angsterregendes. Wie man sonst Straßen anlegte, um den Weg sicher zu machen, so hat man hier offenbar eine Straße zur Unsicherheit des Weges angelegt, und man muß Weggeld für den Unterhalt der Straße zahlen! Es ist wahrhaftig zum Erbarmen mit diesem fürchterlichen Knüppeldamm zwischen Hamburg und Lubeck. Einigermaßen konnte sich mit jener Straße — wenigstens im Jahre 1828 — die messen, welche von Lubeck über Grevismühlen, Wismar, Rostock und Doberan nach Pommern führte. Jetzt soll dieselbe — wie ich mir habe sagen lassen — menschlicher eingerichtet sein, und man soll sogar Eilwagen in dieser Gegend antreffen, die auf Federn ruhen. Wie gesagt, im Jahre 1828 war das Alles anders; nur hatte man die Ausbesserung und Einrichtung des Weges dem lieben Gott überlassen, und die Regierung hatte es verschmähet, ihn mit Klippen und Felsstücken pflastern zu lassen, nach Art der Hamburger Straße. Einförmig zog er sich durch Lehm- und Sand-Boden dahin. Forst und Wald und Heide wechselten hier rings ab, und vor Wismar wurde es sogar einigermaßen romantisch durch ein am Wege liegendes Hünengrab. Ich bereisete die Straße im Jahre 1828; ich wollte nach Pommern, oder vielmehr nach Rügen, welches, wie ein Stück Poesie, wie ein romantisches Epos, der Küste gegenüber liegt, die durch die Gänsebrüste so berühmt geworden, und deren Land-Adel in den Kotzebue'schen Lustspielen eine so bedeutende Rolle spielt. Es zog mich nach dem fabelhaften Eilande des baltischen Meeres, welches mit seinem Vorgebirge Arcona nach

Schweden strebt, nach dem Lande alter Nordlandssagen, andeutend, daß es mehr dem Norden angehöre, als dem pommer'schen Süden, mit welchem es früher verbunden, und dem es späterhin durch das Meer entrissen wurde, welches man jetzt da, wo es die Scheidewand zwischen der Insel und dem Festland bildet, die Meerenge „Gallen" heißt. Die Ostsee, mit ihrem kurzen kräftigen Wellenschlag, ist voll poetischen Anklanges. Die Fata Morgana spukt hier, wie im mittelländischen Meere, und die uralte Stadt Vineta ruhet auf dem Grunde ihrer Gewässer zwischen Usedom und Wollin, da, wo die Oder sich in's Meer drängt. Schiffer wollen bei ruhigem, klaren Wasser die weißen Mauern aus der Tiefe haben blinken sehen, und Nachts hat man sogar Glockengeläute aus dem Schooße des Oceans herauf vernehmen wollen. Ich weiß nicht, was an der Sache Wahres ist, und ob dort unten in dem feuchten Grabe noch Kirchgang gehalten und zur Messe und Hora geläutet wird; aber es nimmt sich recht romantisch aus, wenn die Schiffer die Sage erzählen, und ernsten Gesichtes einem die Stelle bezeichnen, wo das mächtige Vineta stand, und wo es fortan noch stehen soll, von Neptun und der Kirche beschützt. Es war gerade stürmisches Wetter, als ich über sein Haupt hinwegfuhr, über die stolzen Thürme; somit sah ich Nichts von dem Mauerwerk; und die Glocken tönten auch nicht zu meinem lauschenden Ohre; denn es war Mittag, und nicht Mitternacht, als ich die Stelle beschiffte.

Rügen — es ist ein freundlich lächelndes Eiland, voll historischer Denkwürdigkeiten; die Sage wohnt in seinen Hainen, und der Geist des alten Svantevit und Czernebog schwebt über ihm; Hertha schlug hier ihren Wohnsitz auf, und noch lange, nachdem das Panier des Kreuzes allenthalben befestigt war, lebte man auf Rügen der süßen Hoffnung auf die Freuden Walhalla's und sang von Asgard und den Kämpen und Mahlen der Helden. Man zog aus gen das Christenthum, das milde, welches nichts von Essen und Trinken wissen wollte und die Theorie von dem Backenstreich aufstellte, die den gewaltigen Nordlandsrecken nicht behagte. Die christliche Lehre fand auf dem kleinen Eilande einen mächtigen Feind; denn man war damals noch nicht zu der sophistischen Deutung gekommen, daß nicht Alles wörtlich zu verstehen sei, was die Apostel lehrten. Aber Lübeck mußte es büßen; es fiel von der Hand der Rupaner, um späterhin, unter Heinrich dem Löwen, kräftiger zu erstehen.

Den ersten Anblick Rügens hatte ich von Stralsund aus, demjenigen Küstenpunkt, der der nächste ist dem Eilande. Kaum eine gute Viertelstunde beträgt hier die Entfernung, und, wenn das Wetter nicht gar zu stürmisch ist, kann man in einem offenen Boote, — wie solches auch fast immer geschieht, die Überfahrt machen. Bis nach Stralsund hin ist der Weg der gewöhnliche, langweilige des nördlichen Deutschlands; indeß zur Rechten und Linken der Landstraße erblickt man bereits Hünengräber, dicht geschaart, und hochaufgethürmt. Sie liefern den Beweis, daß das Reich Odins hier länger Herrschaft ausgeübt, als irgendwo in Deutschland, und können als Vorläufer und Verkünder des Hauptsitzes der slawischen Stämme dienen, die auf dem nahen Rügen mit Gut und Blut für die Herrschaft ihrer mordgierigen Priester kämpften, treuen einfachen Sinnes, selig im Glauben. In Stralsund angekommen, der merkwürdigen Stadt, an deren Mauern sich Wallensteins Ehrgeiz brach, wie die Wellen des Meeres sich an ihren Ufern brechen, die der Hansa angehörte, die die blau-gelbe Binde trug und nun die Fahne mit dem Adler Borussias entfaltet, eilte ich bald darauf zum Strande, um das ersehnte Reiseziel zu erschauen. Festgeschmückt lag die Insel da, grünbekleidet, mit mächtigen Eichenhainen gekrönt, mit Felsen und Klippen, wie mit Perlen, umkränzt, von heiterem Sonnenlichte umstrahlt, eine holde Braut schwebte sie mir vor, von Neptun umschlungen in unauflöslicher Umarmung, unter dem lichtblauen Thronhimmel, der sich weit, weit hinweg, alle Herrlichkeit umfassend, in's Meer senkte. Es zog mich zu ihr, und bald befand ich mich auf dem nassen Elemente, das spiegelhellen Auges, blau angehaucht vom Azur über mir, beruhigt da lag. (Forts. folgt.)

Frühlingsfreiheit.

Ghasel.

Die Sonne dringt belebend jetzt mit warmem Scheine vor,
Es schallen neue Lieder schon aus grünem Haine vor.
Ein neues Freiheitslied erschallt aus allen Kehlen froh,
Verbot'ne Blumenfarben schau'n keck im Vereine vor.
Der jetzt des Eises Macht besiegt, er springt aus Felsenschoß,
Zu frisch begrünten Frühlingsau'n, der Quell, der reine, vor.
Was duldest du, Despotenschaar, des Demagogen That,
Was sperrst du nicht den Frühling ein, wirfst Schloß und
Steine vor?
Du weißt es wohl, nach kurzer Frist der Herbst, der Winter
kommt,
Nimmt uns des Frühlings sanftes Joch, und holt das
seine vor.

Heinrich Didier.

Aphoristisches.

Unsere geselligen Zirkel sind die Vorstudien zu dem Ennui auf einer Sternwarte, bei gänzlich bedecktem Himmel.

Theemaschinen, Kartenblätter und Liebhabertheater sind die Regenschirme unserer Soiréen, damit ihnen der heilige Geist nicht auf den Kopf falle.

Das Schlechte spürst du sorglich auf,
Das Gute bleibt am Wege liegen. —
Du folgst nur deiner Nase Lauf?
Die kann einmal noch krumm sich biegen!

Mein Sohn! erschrick vor keinem Gespenste und vor keinem Gedanken in einer deutschen Abendgesellschaft; beides ist Täuschung.

Schreien über Bestehendes
Lächert einen Weisen,
Weil es als Vergehendes
Die Zeit schon wird verspeisen!

Nehmt nicht, was Euch im Leben drückt,
Gleich als des Weltalls Sache,
Und denkt, daß, wenn der Schuh Euch zwickt,
Der Schuster nicht das Leder mache!

Was das Innere nur fühlen kann,
O, wollt es nicht erklären!
Ihr seid zwar ein gescheidter Mann,
Doch — könnt Ihr nicht gebären!

J. Funck.

Kunst.

Das Altarblatt für die neue evangelische Kirche in Meiderich, gemalt von Julius Hübner in Düsseldorf.

Die Administration des Städel'schen Kunst-Institutes in Frankfurt am Main hat bedeutende Kosten nicht gescheut, um dem Publikum die Betrachtung des oben benannten Kunstwerkes zu verschaffen, und es auf solche Weise mit einer eigenthümlichen Richtung der neueren deutschen Kunst in Rapport zu setzen, — ein Bestreben, welches volle Anerkennung verdient! Hübners Gemälde wurde am 1. März im Saale der altdeutschen Schule aufgestellt, und eine Unzahl von Beschauern strömte herbei, um dasselbe zu bewundern.

Ich sehe recht gut ein, welchen schwierigen Standpunkt ich haben werde, wenn ich, dem entschiedenen Beifall der Menge gegenüber, meine Meinung unbefangen äußere; ich bin fest überzeugt, daß man mich von vielen Seiten mißverstehen wird, wenn ich das erwähnte Gemälde mit Recht als Repräsentanten einer ganzen Kunst-Richtung annehmend, (unbeschadet der unläugbaren Vorzüge des Hübnerschen Altar-Bildes,) das, was an der ganzen Richtung nach meiner Ansicht verfehlt und irrig ist, tadle. Um aber über diese letztere mich aussprechen zu können, muß ich eben das, was mir an dem Hübnerschen Bilde verfehlt erscheint, berühren.

Fragt man sich, warum unter Hunderten, welche neugierig vor das benannte Gemälde hintraten, wenigstens neunzig voll Entzücken den Saal wieder verließen, so liegt, wie mich dünkt, der nächste Grund dieser Freude in der meisterhaften technischen Ausführung, an welcher ein kaum begreiflicher Fleiß, eine (fast zu ängstliche) Sorgfalt bis in die kleinsten Details herab verwendet ist, — ferner in der edlen Harmonie der Farben und Färbungen (an den Evangelisten), — endlich, — woran die Menge im Allgemeinen natürlich nicht denkt, noch gerade denken kann, — in dem Einfluß der Stylisirung. Liegt es schon überhaupt im innersten Wesen und in der nothwendigen Bedingung der Kunst, den darzustellenden Vorwurf für's erste ganz in Idealität zu consumiren, und, wenn durch einen solchen schaffenden Prozeß alle diesen Zufälligkeiten vom Vorwurf abgefallen sind, denselben als ganz neu und selbstständig aus der Seele herauszugebären, so gilt dieß vorzugsweise von religiösen Stoffen, deren künstlerische Bedeutung ja doch nur das Eine, Bleibende, im Menschen Göttliche ist, ausgesprochen durch die höchste Potenz des Schönen, dessen höchste Potenz eben das rein Menschliche ist. Es handelt sich somit gerade bei religiösen Stoffen ausschließlich um das rein Menschliche, dessen plastische Erscheinung geradezu nur durch bleibenden Ausdruck, durch Charaktere möglich ist und welches durch Beiwerke, — durch symbolische eben so wohl als durch zufällige — in der Wirkung weniger gehoben, als beengt wird. Das ist es, wodurch die alten Meister Italiens so groß und unerreichbar dastehen; mit den (dem Anscheine nach) einfachsten Mitteln erwirkten sie, daß uns das rein Ideale gleich bei'm ersten Anblick so natürlich und nothwendig erscheint, als wäre es eben gar nichts besonderes, — während uns oft die getreueste bloße Naturnachahmung kalt und fremd läßt. — Indem nun unser Künstler, einer entschieden ausgesprochenen Richtung folgend, bei der gestellten Aufgabe: „Christus, bei den Seinen bleibend bis an's Ende der Welt", es mit Recht für nöthig hielt, seinen Stoff zu stylisiren, repräsentirte er das junge Christenthum durch die vier Evangelisten, stellte diese außer allen äußerlichen Beziehungen typisch hin und versuchte, die Einheit der Idee durch die über den Evangelisten schwebende Person des Heilands zu versinnlichen. Es wird wohl kaum Jemand in Abrede stellen können, daß Christus als Hauptperson des ganzen Bildes gedacht werden muß; wäre dieß nicht der Fall, so ließe sich eine Zusammenstellung von vier Evangelisten, zwischen deren einzelnen Persönlichkeiten kein Zusammenhang ausgesprochen ist (wie hier), nur als Willkühr des Künstlers betrachten, und als solche selbst durch den Engel nicht rechtfertigen, welcher wie ein Gedankenstrich, wie eine Verbindungslinie, wie ein Schlußstein in der Mitte der symmetrisch geordneten Gestalten hervorguckt. Ist nun, wie kein Zweifel waltet, Christus die Hauptperson, geht von ihm die belebende concentrische Einheit des Bildes aus, — so durfte zweierlei nicht übersehen werden. Erstens kann in der bildenden Kunst nur dann eine Handlung und ein Zusammenhang angenommen werden, wenn die Handelnden neben einander, d. h. zu einander gehörend, sich darstellen. Der Heiland mußte im vorliegenden Falle allerdings über den Evangelisten dargestellt werden, das bringt die Aufgabe mit sich; aber er durfte durchaus nicht hinter denselben oder ihnen schweben, wie der Maler es sich zu Schulden kommen ließ. Durch dieses Versehen ist der Zusammenhang zerrissen, — dieser Fehler, welchen eine Perspektive bedingte, erzeugte einen anderen, der nicht minder wesentlich ist. Zweitens nämlich erscheint Christus, die Hauptperson der Handlung, da er in die Perspektive gerückt ist, natürlicherweise verhältnißmäßig kleiner, als die Personen, welche — auf dem Bilde — doch nur um seinetwillen da sind.

Was nun die einzelnen Gestalten betrifft, so wiederhole ich, daß ich der meisterhaften technischen Vollendung, dem ehrenwerthen ächt-deutschen Fleiß das wahrhaft Verdienstliche weder absprechen kann, noch will. Eine andere Sache ist es um das Verhältniß zwischen der Stylisirung des ganzen Stoffes und jener der einzelnen Gestalten. Untersucht man ohne Vorurtheil, ohne sich von dem Farbenzauber bestechen zu lassen, jede derselben, so wird man nicht umhin können, — mit Ausnahme des typisch gewordenen Johannes — mehr oder minder die Spuren eines — allerdings sehr redlichen — Modellstudiums herauszufinden, bei der Gestalt und Draperie des Christus an den Gliedermann zu denken und auf das seltsame Resultat zu stoßen, daß derselbe Künstler, welcher nach dem Vorbild der alten Meister seinen ganzen Stoff ideal auffaßte, sich bei der wirklichen Durcharbeitung desselben — und vielleicht allzugewissenhaft — an das Princip der Naturnachahmung hielt. Dieser seltsame Gegensatz ist es nun eben, welcher beinahe durchgängig in jener Kunst-Richtung vorwaltet, in welcher Hübner sich bewegt, und welcher im Verlauf der Zeit vielleicht völlig wieder zum Eklekticismus führen kann *).

Bei genauer Erwägung, wie Hübner als darstellender Künstler die Idee von einem übersinnlichen Wesen (Christus) zur Anschauung gebracht habe, drängt sich eine dritte Hauptfrage auf, nämlich, ob er bei Lösung dieser speziellen Aufgabe auch streng innerhalb der Gränzen der bildenden Kunst geblieben sei? Mich däucht, er sei hiebei (sit venia verbo!) zu musikalisch zu Werke gegangen, mit andern Worten: er habe sich von der Ansicht leiten lassen, die übersinnliche Natur müsse durch eine gewisse unbestimmte Transparenz, durch einen leiseren oder — vageren Farbenduft, Farbendämmer, — angedeutet werden, wenigstens spricht sich dieß in der Behandlung des Christus aus. Diese Ansicht scheint mir jedoch irrig. Schon a priori muß man doch eingestehen, daß — wie ich früher angedeutet — in der bildenden Kunst das Uebersinnliche gerade nur durch die äußerste Bestimmtheit des rein Menschlichen, (in höchster Potenz) sich kund geben kann, darf und soll. Die Musik hat ein größeres Reich, die Dichtkunst steht vermittelnd zwischen beiden. Die Farbe muß als Vehikel dem Maler stets bloß untergeordnet erscheinen, er darf keinen Luxus mit ihr treiben, er darf durch sie zwar auf das Gefühl wirken, aber nicht auf das bloß sinnliche Gefühl an und für sich, sondern in wie fern das Gefühl sich mit dem Gedanken amalgamiren muß. Die Komposition muß als solche schon auf dem Carton fertig sein, um einen bestimmten Eindruck hervorzubringen, sie darf sich nicht gleichsam auf die Farben erst verlassen, (wenn auch die Lasur allerdings den Zauber vollenden mag.) Da der Maler ein formender Künstler ist, so muß er, bei den Conceptionen mythischer Personen, sich selbst zuerst als Bildhauer denken; steht seine Conception plastisch fertig in ihm, dann erst treten die besonderen Bedingungen der Malerei in ihre Rechte. A posteriori erweist sich die Richtigkeit dieser Ansicht durch einen vergleichenden Rückblick auf die Werke der italienischen Meister, welche gleichfalls religiöse Gegenstände behandelten und bei aller Begeisterung, die uns als eine wahrhafte Stimmung aus ihren Werken anweht, bei der höchstmöglichsten Idealität, doch stets in allem Farbenzauber die höchste plastische Bestimmtheit vorwalten ließen. —

Da ich, (die günstige Gelegenheit benutzend, gerade ein in seiner Art bedeutendes Werk aus der Düsseldorfer Schule zu besprechen), mich hier mehr mit den Auspizien der ganzen Richtung andeutungsweise beschäftigte, so liegt es meinem Zwecke ferner, Einzelnheiten zu rügen, an welchen dieser oder jener Beschauer mit Recht oder Unrecht manches zu tadeln fand, und ich kann, meine widerstrebenden Ansichten bei Seite setzend, mich einerseits über den hohen Ernst, welcher dem ganzen Streben zu Grunde liegt, nur freuen, andererseits der Kirche, welcher dieß Gemälde durch eine seltene Liberalität zu Theil wird, zu dessen Besitz nur Glück wünschen. D.

*) Ich nehme Lessing aus, welchen sein Genius sicher leitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 65. 1835.

257

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 17. März.

Lieder vom Meere.

Von

Heinrich Didier.

1.

Meer, du einziger Vertrauter,
Der verstanden meine Schmerzen,
Wogtest laut und immer lauter,
Sprach ich von zerriß'nem Herzen!
Warfest lachend deine kühlen
Wellen an den heißen Strand,
Ihren Namen wegzuspülen,
Den ich schrieb auf weißen Sand.

Meer, ich glaube, daß der Gatte
Du der Liebe, ruhig lebtest,
Daß sie dich gebändigt hatte,
Wild, wie jetzt, du nimmer strebtest.
Da ermanntest du dich plötzlich,
Warfst der Liebe Göttin aus,
Und verlachst uns, die entsetzlich
Mit ihr kämpfen manchen Strauß.

2.

Als am dritten Tag die Sonne
Sich in's feuchte Meer getaucht,
Hat auch sie ihr schönes Leben
Mit dem Tage ausgehaucht.

In ein Segeltuch verhüllet,
Das mit Thränen war getränkt,
Haben sie die blasse Leiche
In das weite Grab gesenkt.

Und die Wogen schwiegen sinnend,
Ehrend unser großes Weh!
Und es fiel ein Stern hernieder
Aus der dunkelblauen Höh'!

Meer, so rausche stolzer weiter;
Eine größ're Liebe noch,
Als aus dir hervorgestiegen,
Meer, empfingst du heute doch!

3.

Die Sonne hat zornig ihr Antlitz verhangen
Mit Wolken, roth und dunkelblau,
Der Sturm kommt auf den Gipfeln gegangen,
Und färbt das Meer mit eignem Grau.

Die Möwen sammeln sich in Schaaren,
Weit gegen die Haide fliegt der Sand;
Schon ist's, als hätt' aus den schwarzen Haaren
Die Nacht gelöst ihr dunkles Band.

4.

Ich les' einen Namen,
Der läßt mir nicht Ruh;
Mein Schiff heißt Maria,
Maria heißt du!

Vergessen dich wollt' ich,
Vergaßest ja mich,
Und Alles erinnert
Mich doch nur an dich!

Du gleichest dem Schiff,
Bist eben so stolz,
Und dein Herz ist von Stein,
Und das Schiff ist von Holz.

Du warst mir nicht treu!
Ist treu wohl das Schiff?
Du warst's in der Liebe,
Das scheitert am Riff!

Doch hab' ich noch Hoffnung:
Zwar falsch ist das Meer;
Doch, Mädchen, die Liebe
Ist falscher viel mehr.

Und das Meer ist von mir nicht,
Wie du warst, geliebt;
Drum bin ich wohl sicher,
Daß mich's nicht betrübt!

5.

Dein Herz gleicht einem Meere,
Darin manch' Kleinod liegt;
Und, wie die Perle, die Liebe
Auf Felsenspitzen sich wiegt.

Doch eh' man zu der Perle
Gelangt in die tiefe See,
Verwundet man sich am Felsen,
Verblutet am eig'nen Weh'.

Ueber Pudel, Jokey's und Nachtigallen

oder

über die kleinen Freuden des Lebens.

(Schluß.)

Die zweite der vorzüglichsten kleinen Freuden des Daseins ist, eben so kurz gesagt, ein Jokey, nämlich ein junger, gesitteter Bursche von ehrlichen Eltern, der sich im Intelligenz-Blatt als Auslaufer und zu andern willigen Diensten empfiehlt, den man dann zu sich kommen läßt, in eine grüne Uniform mit rothem Vorstoß und Aufschlägen und weißen Metallknöpfen kleidet, dem man eine runde Mütze mit langem Schirm und goldner Troddel oben drauf setzt, und der nun steif vor dir dasteht, verlegen lächelnd, nicht wagend, sich zu rücken und zu rühren, dann aber munter wird und sich zuletzt zu all der Spaßhaftigkeit entwickelt, welche ihm freilich angeboren sein muß. Wenig kommt dem Vergnügen gleich, welches die Einfälle und die Behandlung eines Jokeys dieser Art verursachen. Jack heißt eigentlich Fritz; aber seitdem man ihm den neuen Namen gegeben hat, ist er ein ganz andrer Mensch geworden. Er wirft sich in seine kleine, schmale Brust, vermeidet seine Schulkamaraden, und mischt sich in ernste Gespräche, denen er noch gar nicht gewachsen ist. Wie schön ist es, wenn man des Morgens aufsteht, und soll sich nun wieder amalgamiren mit der Tagesordnung und sich allmählig so geben, wie man am gestrigen Abende war, und sieht nun gleich um halb acht Uhr einen kleinen Menschen, der fix und fertig, völlig abgerundet, unveränderlich, heute so wie er gestern war, dasteht! Dann überreicht er die Zeitung, und da er selbst schon einen Blick hineingeworfen hat, so fängt er an, während man seinen Kaffee trinkt, Weltgeschichte zu exponiren. Der Sultan ist in den Hellespont gefallen, erzählt er, und wenn man nachsieht, ist nur von seinem Säbel die Rede; für die Giraffe, für Caspar Hauser, für den Cometen und ähnliche politische Fragen wird er sich immer am meisten interessiren und wenn ihm einer sagt: die Herzogin von Berry sei in Frankfurt, so wird er es immer am ersten glauben, und aus gewissenhafter Quelle hinzufügen, sie habe sich schon in Rödelheim angekauft. Die Spanischen Carlisten und namentlich Zumalacarreguy wird er nicht leiden können, und zwar blos deshalb, weil ihre Namen so schwer auszusprechen sind. Auch wird er nie begreifen können, wie es in England Häuser gibt, welche unten abbrennen können, und oben doch unversehrt stehen bleiben, nämlich das Unter- und Oberhaus, und frägt man ihn, warum er nun schon sechsmal das Wort freilich gebraucht hätte, so wird er antworten, das käme daher, weil er ja auch die Freiheit liebe. Dann schickt man ihn aus: um ihn nur zu beschäftigen, mit leeren Briefen, mit Visitenkarten, auf welchen nichts steht, als guten Morgen! oder trägt ihm auf, die Freunde seiner Herrschaft aufzusuchen, und sie zu fragen, ob sie nichts zu bestellen hätten. Sein Mittagessen bekömmt er nicht, bis er eine Charade, oder ein Räthsel gerathen hat; des Nachmittags läßt man ihm Schreibunterricht geben und des Abends servirt er den Thee. Ganz besonderes Vergnügen gewährt es, wenn man ihm zu dem Allem noch eine fixe Idee in den Kopf setzt; z. B. muß man in seiner Gegenwart, so daß er es hört, behaupten, man habe einen großen Maler in ihm entdeckt. Er zeichne Köpfe, welche ungemeine Ähnlichkeit hätten mit denen, welche sie nicht vorstellen sollten. Er wird darüber lächeln, kein Gemälde betrachten können, ohne zu lächeln, mit diesem Glauben und diesem Lächeln durch die Welt gehen, und noch einst auf dem Todtenbett zu seinen Kindern sagen: „Ach, Kinder, ich war auch zu etwas Anderm bestimmt!“ Das ist mein Jack! Es gibt Geheimnisse und Situationen in den Wirren der menschlichen Existenz, wo man vor Thränen nicht lachen und vor Gelächter nicht weinen kann.

Endlich ist die dritte der kleinen Freuden des Lebens eine Nachtigall; aber nicht jene Philomele, von welcher die Dichter singen, und so viel fabeln, was sie nur vom Hörensagen kennen, sondern jene Nachtigall, welche man selbst gefangen hat, und welche allerdings eine bezaubernde Sängerin ist, aber auch etwas schmutzig und unreinlich, jene Philomele, welche man in einem grünen Käfig selbst füttert mit geriebenen Wecken, rothen Wurzeln und Mehlwürmern: jene Sykyt, Bülbül und Aëdon, über welche man, wenn man davon ein Männlein und ein Fräulein sich paaren läßt, mit seiner Frau in so vielen Streit gerathen kann. O wie schön ist der Nachtigallenstrich! Wenn die süße Schlägerin in einer Hollunderhecke sitzt und sie klug zusieht, wie du die Sprenkeln aufstellst und eine Grube in die Erde machst, und wenn sie dann heranfliegt, um zu sehen, was denn da geschehen ist, und sich selbst fängt! Und wie sie dann zürnt Tage lang in ihrem Bauer, und nicht singen will, und man locken muß, und sie erst in der Nacht, daß die herzlosen, räuberischen Menschen sie nicht hören, einige süße Strophen ihrer Trauer zu girren anfängt. O wie schön, wenn

sie die endlich verzeiht und aus der Hand frißt, und des Morgens anfängt in aller Frühe, wo nur ein Brunnen plätschert, oder die Wachen sich anrufen, oder der Postillon bläst, und unsre engen und krummen Straßen zu einem Paradiese umschafft! Wer hat, wie ich, die Nachtigall belauscht? 21 Strophen singt sie wenigstens, die Coloraturen und Triller nicht zu rechnen. Zuerst eine militärische Introduction mit kleinen Sylben, kurz weggestoßen und staccato, dann plötzlicher Stillstand, sie holt Luft, noch einmal staccato, dann eine Schleife und nun jene aus i und o zusammengefügten, gehaltenen, schwärmerischen Töne, welche epigrammatisch plötzlich abbrechen und in tiefe Gurgellaute übergehen, welche die Sängerin aus der Kehle pumpt. Nun das gespitzte, in den Diphthong ü auslaufende Locken, das aber schon weniger Rufen, als Sichhingeben ist, sowie die Nachtigall ihre Brust an den Dornen der Rose verwundet; ein Blutstrom gleichsam kollert hervor, ein Schmerzlaut folgt, dann ein langes Verwundern aus dem O-Tone, das aber endet mit einem Gestus des Trostes, gleichsam als wenn Einer mit dem Finger schnalzt. Dann beginnt sie wieder das alte Thema, aber mit neuen Variationen, lullend, schmetternd, wachsend, sterbend, immer komplizirter, immer humoristischer aus Schmerz und Lachen zusammengesetzt, bis sie endlich schließt, halb aus Verzweiflung, halb aus Erschöpfung. Und diese Poesie wiederholt sich in jedem Jahre, und stirbt nicht aus in dem Lärm der Welt. Vergessen sind die Plagen der Menschheit, vergessen Prometheus, der an den Felsen geschmiedet ist, vergessen die Zoll- und Mauthfrage, vergessen die englische Sprecherwahl, — was geht das Alles uns an? Noch singt die Nachtigall.

Ich weiß nicht, ob ein Jeder damit einverstanden ist, daß dies die vorzüglichsten kleinen Freuden des Lebens sind. Eine Mutter z. B. wird freilich niemals zugeben, daß das Jahrhundert grämle und buße und keinen Augenblick mehr habe; aber worauf sie sich beruft, ihre Kinder, wie lange genießt sie denn deren? Wie lange bleiben sie so naiv, so drollig, so allerliebst, so voll hübscher Einfälle und Naturphilosophie? Der Staat und die Schule machen früh ihre Ansprüche geltend und fragen ernstlich, was aus all' den Scherzen einmal werden solle. Und dann kommt das kleine Mädchen aus dem Unterricht, und sagt altklug zur Mutter: „Mutter, jetzt weiß ich auch, wer Gottlieb ist." „Nun wer?" fragt die Mutter; und das Kind sagt, nachdem es gehört hat, daß Amor der Gott der Liebe sei: „Mutter, unser Gottlieb ist Amor." Der jüngste Bube kommt altklug aus der Schule und sagt zum Vater: „Jetzt, Vater, weiß ich auch, wer Sokrates gewesen ist." „Nun wer denn?" frägt der Vater. Der Bube hat gehört, daß Sokrates verurtheilt worden war, den Giftbecher zu trinken; und nun sagt er von dem edelsten Griechen, das wäre ein Mensch gewesen, der sich zu Tode getrunken hätte! Sind das noch Freuden? Nein, diese könnt' ich nicht meinen, wenn ich behauptete: mitten in der ängstlichen Periode, in der wir leben, gäb' es noch immer einige kleine Annehmlichkeiten, welche das bittre Dasein versüßen.

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Erster Artikel.

Wir fühlen, wenn wir zum Beurtheilen von Künstlern und ihren Werken übergehen, ein Bedürfniß uns von allem Weltgetümmel zu reinigen; wir suchen die einsame Stille unsers Zimmers, um alles abwechselnde Geräusch nicht zu hören, ein ernstliches Bestreben soll unsern Willen einnehmen: — Alles umsonst, wenn nicht ein selbstthätiges Leben die Ruhe gibt, welche mit Andern und in Andern fühlt, denkt und handelt. Was aber ein selbstthätiges Leben sei, das läßt sich denen nicht deutlich machen, welche sich dazu unfähig machten, ehe sie dazu reif wurden. Sie werden darunter bald eine Außerordentlichkeit sich denken, die tief unter der Ordentlichkeit steht, bald Trotz im Laster, der selbst dem Genie so übel ansteht. Viel besser thun sie, es ganz abzuläugnen, als hätten sie heimlich eine Scheu davor; denn wer dieses selbstthätige Leben nicht ergreifen kann, der muß fürchten: es vernichte ihn unerbittlich. Wie viele Beurtheiler von Kunstwerken dieses Weltsinns entbehren, ist leider eine der jetzt häufig vorkommenden Erfahrungen; aber noch fehlt dieser Sinn den Menschen nicht allgemein, sondern entzieht sich nur in der sündlichen Verkettung äußeren Zwiespalts und äußerer Partheiung. Wir fühlen uns frei von dieser Partheiung und unterwerfen daher gerne unser Urtheil über den diesjährigen Pariser Salon unsern überrheinischen Landsleuten, indem wir uns zunächst einige allgemeine Vorbemerkungen erlauben.

Erfreulich vor allen Dingen ist es zu gewahren, wie der Himmel auf Frankreich in dem unseligen, zerrissenen Dunkel, worin es durch Unglauben an seine Besseren gekommen ist, einen hellen Strahl der Kunst fallen ließ, der es fort und fort wiederum erwecken und beleben wird. Die Kunst in Frankreich ist nicht mehr Eigenthum weniger, unumschränkt gebietender Meister, sie kann nicht mehr aussterben oder dahin welken unter der Zuchtruthe einer ausschließlichen Schule, die verschiedensten und mannichfaltigsten Künstlernaturen schließen ihre Blüthen dem erwärmenden Sonnenstrahle auf. Wer hätte noch vor zwanzig Jahren, wo David und seine Schüler mit herrischer Strenge jedes neu aufkeimende Talent erstickten, indem sie den schöpferischen Genius in gewisse hergebrachte, unnatürliche Kunstformeln einzwängen wollten, wo Prud'hon selbst für einen verwegenen Neuerer galt, wer hätte es sich damals träumen lassen, wie Kunstausstellungen, gleich denen der drei letztverflossenen Jahre, nicht etwa durch berühmte Meister, sondern von unbekannten Händen (Gros und Ingres etwa ausgenommen) zu Tage gefördert werden könnten? Und eben darum ist uns der diesjährige Salon so erfreulich, weil er das Zeugniß in sich trägt, daß die Kunst in Frankreich fortschreitet und, der Verwirrung im Staatsleben ungeachtet, gedeihet und sich zu verjüngen strebt, ja sogar das Fremde, wie die englischen Anlagen in französischen Gärten, sich immer mehr akklimatisirt, und das Alles in einer Freiheit, welche die überraschendsten Ergebnisse verspricht. Für eine Zahl von Menschen, welche blos als Registratoren der Menschheit leben, die also nur das ganz Neue, den äußer-

ordentlichen Fortschritt in der Kunst achten, mag es ein Vorwurf scheinen, daß manche Künstler in ihren Werken sich wiederholen und nicht auffallend voranschreiten, zu welchen Hoffnungen ihre früheren Erzeugnisse berechtigt hatten; nicht uns, die wir jede Erweiterung der Kunst freudig begrüßen, aber auch das gewöhnliche Alltägliche des höheren Lebens hochachten, gleichwie kein Kinderfreund müde wird, in die Augen des Kindes, noch das Kind, in die Flamme zu sehen. Wir haben den Grundsatz: Im Höchsten ist kein Überdruß; wir fühlen mit Wohlgefallen, daß jedes unbefangene Gemüth sich an den dies Jahr ausgestellten Kunstwerken erbauen und erfreuen kann; wir finden im Allgemeinen genug Spuren eines redlichen Bestrebens und eines schaffenden Geistes und, was noch mehr ist, Vergessen der leeren Partheigängerei unserer Zeit, worüber die Hauptschlachten vernachlässigt werden und verloren gehen.

So viel im Allgemeinen; jetzt noch ein besonderes Wort über einige Künstler. Wenn wir die Werke mehrerer junger Maler und Bildhauer übersehen, die bei mancher Auffassungsgabe, Kunstfertigkeit und Eifer doch auf einer Stufe wie von einem bösen Zauber festgehalten scheinen, so scheint dies uns besonders in dem durch fremdartige Kunstschöpfungen geweckten und angeregten Bewußtsein des individuellen Künstlertalents zu liegen, welches, gleich einem lyrischen Dichter, von jedem kleinen Gefühle in sich mehr ergriffen wird, als von den größten Begebenheiten in der Mitwelt oder Vergangenheit; die ganze Geschichte dient ihnen nur als Rahmen, um ihre Individualität darin auszuspannen. Dieser Gemüthsfehler stört uns hin und wieder in diesem Salon und ohne strenge Buße wuchert und wurzelt er sehr schnell. Doch das Schlechtere jetzt schon in unserer Kritik auszustellen, scheint unpassend, weil des Guten hinlänglich vorhanden ist; auch haben wir es uns nicht zur Aufgabe gemacht, schmähsüchtigen Tadel auszustreuen, wo belohnende Aufmunterung noch Früchte tragen kann. Wir wollen uns frei zu halten suchen von jenem einseitigen, unbescheidnen Urtheil, welches die Kehrseiten des Talents herauswendet, wie die Kritiker hier zu Lande z. B. sagen, Dekamps verstehe nicht, zu zeichnen, Ingres habe kein Colorit rc. rc.; wir werden das Gute loben, da wo wir es finden. Die Künste haben in der Zeit, worin wir leben, eine hohe Bedeutung gewonnen, und von würdigen Dingen muß man auf eine würdige Weise sprechen, selbst wenn sie dem Vaterlande nicht angehören.

Zur diesmal begnügen wir uns, dem Leser eine einfache Übersicht über die in dem diesjährigen Salon ausgestellten Kunstwerke zu verschaffen. Die zahllosen Volksmassen, welche sich seit dem Eröffnungstage am 1. März unaufhörlich in den Salen und der langen Galerie des Louvre drängen, haben uns noch nicht vergönnt, ein gründliches Urtheil über einzelne Leistungen zu gewinnen; auch ist die Annäherung zu einigen Gemälden, welche niedrig hängen, platterdings unmöglich. Die Anzahl der ausgestellten Kunstgegenstände beläuft sich nach dem Katalog auf 2535, wovon 2175 Gemälde, 155 Sculpturwerke, 32 Architekturarbeiten, 96 Kupferstiche und 78 Lithographieen. 1227 Artisten haben für die Ausstellung eingesandt, worunter 223 Künstlerinnen. Die künstlerische Fruchtbarkeit ist dies Jahr größer, als im vergangenen Jahre; wir zählen 221 Kunstwerke mehr in diesem Salon, und außerdem muß man noch bedenken, daß die Kunstjury 7—800 Werke zurückgewiesen.

Mehrere große Namen in der Malerei finden wir dies Jahr nicht im Katalog verzeichnet; Ingres, Dekamps, Gerard haben nichts ausgestellt; Delaroche und Granet haben jeder nur ein Gemälde geringen Umfangs in den Salon geschickt, und das versprochene große Gemälde von Leopold Robert ist nicht zu rechter Zeit aus Venedig eingetroffen. Tüchtige Werke von alten bekannten Malern, wie Horace Vernet, Scheffer dem ältern, Gros, Court, von weniger bekannten, wie Gudin, Brune, Navez, und von unbekannten, wie Signol, Lehmann, Bodinier, sprechen dafür, daß die Kunst der Malerei mehr und mehr einen bessern Weg einschlage.

Obschon unsere Zeit weniger günstig ist für die Ausbildung und Förderung der Sculptur, so bietet der diesjährige Salon doch einige bemerkenswerthe Erzeugnisse dieser Gattung; wir meinen die Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen, von Feuchère, und die büßende Magdalena, von Gechter, zwei Werke, in denen tiefes Gefühl, schönes Talent und ernstliches Bestreben nach dem Bessern sich kundbar machen.

Wir unterlassen die Erwähnung der bedeutenderen Kupferstiche und Lithographieen und schließen für heute, indem wir uns vorbehalten, auf die einzelnen merkwürdigen, hervorstechenden Erscheinungen dieses Salons zurückzukommen und das einigende Band und den bedeutsamen Sinn dieser so zahlreichen Kunsterzeugnisse aufzusuchen und darzulegen.

Buntes.

Lithographie.

So eben hat Herr Dondorf, einer der ausgezeichnetsten Künstler seines Faches, ein lithographisches Blättchen vollendet und der Oeffentlichkeit übergeben, welches an Delikatesse der Ausführung mit jedem Stahlstich wetteifern kann. Es ist darauf die Musik in ihren verschiedenen Beziehungen dargestellt, in der Mitte die Kirchenmusik, über derselben rechts und links Orpheus und Arion, neben dem Mittelstück, einerseits die dramatische M. (in 5 Scenen aus Don Juan) anderseits die Musik in ihren Einflüssen auf's Leben, (Sängers Fluch, Saul und David, Schlachtmusik, Grabesmusik, Sirenengesang) unten (als Schlußstein) Tanzmusik. In äußerst liebl. erfundenen und meisterhaft ausgeführten Arabesken zeigen sich die Namen Palästrina's, Mozarts, Rossinis, Boieldieus, J. S. Bachs, Cherubinis, Händels und Beethovens. Schillersche Verse, welche sich durch die ganze Composition ranken, sind meisterhaft-kalligraphisch behandelt. Das ganze kleine Blatt enthält einen Reichthum von sinnigen Verzierungen, der sich blos auf den ersten Anblick und mit blos freiem Auge nicht erschöpfen läßt. Der Künstler hat sich abwechselnd (bei den feinsten Strichen) der Brillantspitzen, bei den Arabesken der Stahlnadel bedient, und in Bezug auf geschmackvolle Vollendung des Vordrucks in Gold und Silber, so wie bei einem marmorartigen Felde (durch Scheidewasser und Gummi herausgeätzt) das Höchste, was sich von Hand und Augen erwarten ließ, erreicht. Er beabsichtigt in derselben Weise (allegorisch) auch die übrigen Künste aufzufassen, und vorläufig noch drei ähnliche Blätter herauszugeben, auf welcher Zeichnung und Kalligraphie verschwistert sind. (Der Subscriptionspreis 4 Gulden Rhein. für 4 Blätter ist, im Verhältniß zu der hohen technischen Vollendung, äußerst billig.)

*** Der Landsknechte Lebensweise. Die Kriegsbücher von Winzerberger ([illegible]), Lavater ([illegible]), Wallhauser schildern der Landsknechte Leben also: „Ein Landsknecht muß drey Züge thun, ehe er ein ansehnlicher Mann ist und anfängt reich zu werden. Aus dem ersten soll er heimkehren mit zerrissenem Gewand, aus dem zweiten mit der Schramme im Gesicht, und aus dem dritten auf stattlichem Roß, in feinem Wamms und mit vollem Seckel. Einmal müssen die Brüder Hunger leiden, das andermal vollauf haben, daß man das Geld in Huten austheilt, Sammet, Seide, Zeug und Tuch an langen Spießen mißt, den Schuh in Bier und Wein setzt, daß die Hunde Gebratenes fressen und die Landsknechte sich ein Feuer anzünden, daß 30 Dörfer und Flecken in der Runde brennen; ein solches Leben macht Kriegsleute lustig, daß ihrer viel dazu begehren. Beute bringen müssen ein Paar tapfere Fäuste, die besser sind denn 1000 Zentner Sapperment und 5 Wunden, seien sie von Freund oder Feind; zugreifen müssen sie, daß Galgen und Räder beben und sollten sie auf jeden Räder geflegt werden. Ein frommer und barmherziger Mann ist Gottes Marterer, der Krieg ist Gottes Gericht. — die Landsknechte sind seine Ruthe für das sündige Volk, mit der er dessen Leib und Gut verderben will."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 66. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 11.

Mittwoch, 18. März.

Menzel's Geist der Geschichte.

Zwischen der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und der unsrigen, wie sie seit der classischen Periode bis auf heute sich entwickelte, läßt sich eine zutreffende Parallele ziehen. Auch wir haben unser Siecle gehabt, einen ideellen Louis XIV., eine Periode der poetischen Offenbarung, Alexandriner, Sentenzen, und eine Unsterblichkeit, welche von den Zeitumständen begünstigt wurde. Darauf kam, wie einst in Frankreich, die geflügelte Schaar kleiner Novellen, die Toilettenliteratur der Boudoirs, theils sehr keusch, sehr empfindsam und von alten Mütterchen, der Scudéry, der Agnes Franz, der Sévigné und Friederike Lohmann geschrieben; theils frivol, elegant und satyrisch. Dann kam das Zeitalter der Encyklopädie, das große realistische ABC des Conversationslexikons. Die gebundene Rede wurde aufgelöst, die Kritik tastete den alten Ruhm an, Universalgenies bemächtigten sich zu gleicher Zeit der Poesie, Geschichte, Politik und Theologie. Es kam die Periode des Esprit. Man schrieb jenen leichten, classischen Styl, in welchem so viel Wahrheiten gelehrt und so viel Geheimnisse profanirt wurden; denn man spottete wie Luzian. Dieselbe Erscheinung in Deutschland. Wir machen keine Verse mehr, weil es am Glauben fehlt; aber wir schreiben eine Prosa, wie sie unsre gute Großmuttersprache früher nicht kannte. Wir dehnen uns auf ziemlich viel Fächer aus, die Mathematik ausgenommen, von welcher die junge Literatur nichts versteht; wir nehmen dem Räsonnement über Politik seine Gefährlichkeit, indem wir es als Interesse der lieben, herzigen, noch nicht confiscirten deutschen Literatur, welche in unsern Glasschränken steht, zu bezeichnen wagen. Wir werden höchst wahrscheinlich noch viel Bücher über Gegenstände der Geschichte und Cultur erhalten, welche man kurzweg mit dem Namen: geistreich charakterisiren wird, und wem wir diese Erscheinung verdanken, das ist Menzel und die kritische Schule.

Wer den Geist dieser Blätter versteht, wird begreifen, wie wir in dieser Parallele nur eine Merkwürdigkeit, keinesweges aber ein Gesetz unsrer Literatur erblicken können; denn wir behaupten die Nothwendigkeit, daß sich das Genie isoliren und nicht an den großen Elias-Mantel der Weltgeschichte hängen soll; allein gleichviel, wie schön hat sich Menzel durch seine Metamorphosen hindurchgearbeitet! Zuerst nichts, als ein Turner, ein Bonnenser Bursch, mit Eichenlaub um das altdeutsche Barett, relegirt aus Jena, weil er zum Hohn der Fakultät eine Fledermaus an das schwarze Brett genagelt hatte, dann in der Schweiz bei Görres, Benzel-Sternau, Troxler, immer kämpfend mit dem Geschick, schwebend zwischen einer angebornen Scheu vor der Partheiung und den Ansprüchen, welche die Genossen an seinen energischen Charakter machten.

Dabei ein Mann von feinem Nervengeflechte, fatalistisch im Umgange, eine Erscheinung, die man weniger Person, als Atmosphäre nennen möchte; denn ein unsichtbares Netz ist um ihn gesponnen, seine elektromagnetische Seidenhärchen, so daß man in den Gliedern geschlagen ist, noch ehe man ihn anrührt. So kam Menzel zu dem, was er brauchte, nämlich Ruhe um sich her und Sicherheit vor Zumuthungen, welche ihn immer kalt fanden. Er warf sich mit seiner ganzen verdächtigen und polizeilich beobachteten Gesinnung auf die schöne Literatur und die Geschichte, und machte, schon geraume Zeit vor seiner spätern Opposition, sein Urtheil über Göthe in den Europäischen Blättern bekannt, das ohne seinen Namen in die deutschen Journale überging. Wir erwähnen diese biographischen Züge nur, um zu beweisen, daß sich wenig Genies in ihren Metamorphosen doch so treu geblieben sind, als Menzel. Er wußte jede neue Hülle, welche ihm die fortschreitende Entwickelung seiner Ideen gab, sauber über die alte zu legen. Er brachte alle Erinnerungen seiner Jugend, das ganze theure Vermächtniß seiner ersten Ideale mit Gewissenhaftigkeit unter, ehe er in einem neuen Gebiete sich arrendirte. Es kam die kritische Stellung des Literatur-Blatts, es kam die Julirevolution, der Sieg des Liberalismus in der öffentlichen Meinung, es kamen die Würtembergischen Parlamenter, es kam die Reaktion und der Überdruß des deutschen Volkes an der Polemik, es kam die Liebe zu räsonnirender Politik und populärer Geschichtsdarstellung, und alle diese Momente hat Menzel, als ein gelehriger Schüler seiner Zeit, in sich aufgenommen, aber ohne Tumult, mit den leisesten Übergängen, ohne Ungerechtigkeit gegen die alten Gräber in seiner Brust, es ist eine abgerundete, plastische Vollkommenheit in Menzel, welche immer ihre wunderbaren Melodien in sich fortspielen wird, wenn man nur nicht allzuneugierig und naseweis in ihre Claviatur hineinblickt. Menzel hat mit seiner Vergangenheit einen heiligen Cultus. Er bewegt sich langsam, aber gediegen: es sind Wurzelbewegungen, welche er macht, organische, welche ihn nicht behender forttreiben, sondern fester und sichrer fundiren. Menzel sehnt sich schon darnach, das Resultat seines Lebens zu ziehen; er beruft sich schon auf seine Erfahrung und auf ein Publikum, das er doch jetzt erst kennen lernt; nachdem er seit etwa drei Jahren angefangen hat, es zum größeren Theile wirklich zu besitzen. Er ist umschwärmt von jungen Panduren, welche nicht daran denken, das Publikum erobern, sondern nur daran, es beschäftigen zu wollen: von jungen Köpfen, welche an seiner Opposition literarisch schlußfolgern und kombiniren lernten, und sie als eine Styl- und Verstandesübung eine Zeitlang mittrieben, von Leuten, die gar keinen Cultus kennen, den ausgenommen, der sich von selbst versteht, die Ehre. Menzel ist betrübt von dieser seit zwei Jahren aufschießenden Literatur, deren Mängel er meisterlich durchschaut, sie aber bis jetzt öffentlich zu rügen unterlassen hat, weil es ihn verdrießt. Drum läßt er sein Literaturblatt untergehen in Realismus und Auszügen, und wendet sich der Geschichte, der Astronomie und der Völkerkunde zu, worin er Ausgezeichnetes zu leisten gewohnt ist.

Der vorliegende Genius der Geschichte ist ein Musterstück für diejenige Thätigkeit unserer Literatur, welche Menzel am liebsten eingeschlagen wünscht. Hier ist kein Jean-Paulismus der Streckverse mehr anzutreffen, keine poetische Dialektik mehr, wie in den sinnigen, die suchende und die fliehende Liebe verherrlichenden Mährchen Rübezahl und Narzissus: hier ist nichts, als Thatsache, Sympathie, Grille, ein bescheidener Styl, ein Styl im Negligee, und am Schlusse des Buches eine Rührung, welche hinreißend auf den Leser wirkt, und bei einer Aussicht auf die Geschichte so schön an ihrer Stelle ist. Menzel gibt die theologischen, mythologischen, genealogischen Probleme der Geschichte an, und belauscht das geheime Geäder der Begebenheiten, das innere Hämmern des Naturgeistes mit seinem Ohr, und ist reich an Combinationen, Ahnungen und Parallelen, an mancherlei schönem illusorischem Detail, worin Menzel bekanntlich Meister ist, und wo er sein Auge fromm senkt, wenn er davon zu reden kömmt. Menzel vertraut auf die Geschichte: nicht, weil er sie wie Hegel konstruiren kann und ihre Perioden zusammenzurechnen wagt, wie die beiden Sätze einer logischen Assertion; sondern weil sie ihm eine Offenbarung des Lebens ist; eine Zusammensetzung von Materie und Geist, ein naturphilosophischer Prozeß, bei welchem der Zufall und die Leidenschaft ein eben so großes Spiel hat, überhaupt der Mensch, und der Mensch in seiner Schwäche, wie die Laune oder das Gesetz einer Gottheit.

Nur dann wird Menzel von der Constructionssucht befallen, wenn er von der Zukunft spricht. Hier will er immer schon Alles vorhergesehen haben, er wirft sich einen Priestermantel um, reckt seine Hand und spricht, dreist in die blaue Luft sehend, kecke, interessirte und apokalyptische Worte aus. Alles, was Menzel gern zur Hand hat, Somnambulismus, Magnetismus, Mystik, alte Prophezeiungen aus dem vierzehnten Jahrhundert, Dinge, an die er gar nicht glaubt, die ihn aber interessiren, müssen dann ihre Rolle spielen. Das Fatalistisch-Dämonische in Menzel's Natur kehrt sich dann heraus, er sitzt im Faustischen Schlafrock, umflattert von den darin hausenden Grillen und Libellen, er erschrickt vor der kleinsten Regung in der Luft und träumt sich sogar in eine Furcht hinein, welche rein fatalistisch erfunden und improvisirt ist, und an welche dieser dreiste Titan niemals im Ernste denkt. Wenn Menzel von der Zukunft hört, so zittert er; wahrhaftig nicht aus Furcht, sondern weil er ein origineller Mensch ist, und so zart empfindet, daß man wirklich glauben

möchte, er sei ein spätgeborner Bruder der Kassandra. Menzel sieht nichts, als Blut in der Zukunft, Menschen, welche wie losgelassene Bestien sich zerfleischen, Krieg, und immer Krieg, und er lächelt darüber, wenn unser humaner Glaube eine friedliche Beilegung der großen Weltfrage ahnt. Nur im Streite sieht er Leben, nur eine Welt, welche vulkanisch sich in sich selbst aufreibt und dann als Asche im großen Nichts verweht. Das mag wahr sein, aber man sollte nicht davon reden. Man sollte keinen Geist der Geschichte schreiben, ohne nicht auch statt immer von Racen, Völkerunterschieden, von Geologie und Reisebeschreibungen zu reden, einmal auf die Frage der Ideen zu kommen und zu untersuchen, ob die Geschichte denn in der That kein neues Problem, das die alte nicht hatte, entdeckt hat, nämlich das Problem der Humanität. Liegt in der Idee nichts, was zähmt, und Tiger zu Menschen macht? Ist Alles Frage der Existenz, der Farbe und der Erdrevolution? Ist, wenn die Herrschaft der Ideen eine Täuschung ist, dennoch ihre Proklamation nicht ebenso gerechtfertigt, als die apokalyptischen Combinationen, in welchen sich Menzel gefällt? Nein, man zeige den Zeitgenossen die Zukunft lachend und voller Ersatz für die Mühe des Augenblicks! Wer wird noch die Tyrannei hassen und die Freiheit lieben, wenn unsre Enkel nichts von uns erben sollten, als eine Zeit, die ewig blutet? Die Wahrheit hat hier gar keine Rechte; denn ob du so glaubst, oder ich so, der Weltgeist ist originell und erfinderisch, und muß die Mittel besitzen, Einen so gut wie den Andern Lügen zu strafen.

---

26) Auswahl von Gedichten der neuern französischen Poesie. Nach Viktor Hugo, Beranger u. s. w. Uebersetzt von W. Wagner. Frankfurt am Main, Schmerber. 1835.

Der französische Roman, das Drama reagiren mannichfach auf die deutsche Literatur, weniger das lyrische Gedicht. Die Ursache liegt darin, weil Roman und Drama in Frankreich viel deutsche Elemente in sich aufgenommen und verwandte Dinge immer die nächste Anziehungskraft haben. Der französische Gesang ist niemals bei uns einheimisch geworden, und kann es auch nicht, da in der Lyrik die innerste Natur der Völker sich ausspricht und die Empfindungen überall durch Sprache und Weltansicht gemodelt werden. Die Deutschen werden immer behaupten, daß die französische Lyrik nicht wie aus dem Borne des Gemüthes quillt, sondern mit viel Rhetorik, Malerei und Deklamation versetzt ist, und der Franzose wird gerade diese beiden Ingredienzien an der deutschen Poesie vermissen, sie haltungslos schelten und ihr keine Kraft der Repräsentation einräumen, und beide werden Recht haben. Niemand kann schon bis an seinen Himmel greifen; aber noch weniger über seinen Himmel hinaus.

Das politische Element der neuern französischen Lyrik möchte geeignet sein, sie unserer Theilnahme näher zu bringen. Denn durchweht ist sie von einer wahrhaft erhabenen Ansicht der Geschichte, die nur deshalb zu gleicher Zeit partikulär patriotisch ist, weil die neue Zeit einmal aus Frankreichs Ereignissen den Kern der Weltgeschichte gemacht hat. Die deutsche Lyrik kennt diese historische Freudigkeit nicht, wie die französische. Wir singen auf der politischen Lyra immer, als hätte sie nur e i n e Saite: und noch dazu eine sehr tiefe, brummische; die Politik wird in unsern Liedern immer in Wehmuth aushallen. Deshalb überrascht uns das pompöse Colorit der französischen Lyrik, welche sich ganze Länder als Endreime zuwirft, und das Blut von tausend Schlachten nehmen darf, um ihre stelzen Alexandriner zu färben.

Das beste Merkmal dieser vorliegenden Übertragung vieler ausgezeichneter Stücke aus dem neuen französischen Parnaß ist der Enthusiasmus an der Sache. Herr Wagner folgte keinem Aufrufe der Industrie, sondern einem magnetischen Zuge des Herzens. So schön und präzis, wie er in der Vorrede seine Dichter charakterisirt, kann nur eine Liebe zum Gegenstande urtheilen, welche durch lange Beschäftigung damit entstanden ist. Herr Wagner wählte, was ihm zusagte: und niemals etwas, das er nicht völlig abgerundet und plastisch vollkommen vor sich im Deutschen verkörpert sahe, ehe er's noch übertragen hatte. So kam auf alle diese Gedichte der Stempel einer künstlerischen Reife, der Anhauch deutscher Einbürgerung, welche vollkommen sein würde, wenn Herr Wagner sich entschließen könnte, mehr Werth auf die metrische Form zu legen und namentlich die ungereimten weiblichen Reimsylben zu vermeiden. Dies ist nicht Bequemlichkeit des Übersetzers, sondern unläugbar ein Bestreben, dem Genius seines Originals den freiesten Spielraum zu lassen; allein sind alle diese Gedichte nicht werth, lebendig auch im deutschen Gedächtnisse erhalten zu werden? Schmeicheln sie sich dem Ohre nicht besser ein, wenn des Klanges mehr darin ist? Und ist es zuletzt bei den rhetorischen Gedichten der französischen Poesie nicht sogar nothwendig, diese Genauigkeit für etwas mehr anzusehen, als Pedanterei? Vielleicht finden wir bei einer zweiten Sammlung, welche dieser folgen soll, diese Erinnerung beobachtet, und freuen uns, dieselbe schon jetzt als einen neuen Triumph unserer kostbaren, golden-gediegenen Sprache begrüßen zu dürfen. Denn die schon gelieferten Gedichte garantieren uns Geschm[a]ck der Auswahl, künstlerische Auffassung, und was mehr ist, als alles, eine poetische Verwandschaft mit dem Original, ohne welche keine Weihe des Übersetzers gedacht werden kann.

---

27) Novellen und Phantasieblüthen. Von **Ludwig Bechstein.** Zwei Bände. Leipzig, Leo. 1835.

Liebe Erfindungen, einfache Motive, natürliche Behandlung, zuweilen etwas gezirkelte und gezierte Sprache, aber immer gemüthliche Anschauung, keine Ausschweifung ohne Versöhnung, kurz ein Autor, der die Ermattung auffrischen und ein verwundetes Herz heilen kann — das ist Bechstein. Wenig deutsche Novellisten haben ein so bestimmtes Gepräge. Die Kreise, in denen wir uns bei Bechstein bewegen, sind klein, aber reinlich und wohnhaft. Auch seine Charaktere mögen zuweilen outriren, aber sie haben eine Folie der Wirklichkeit, auf welcher der Leser sie mit Muße betrachten und ihrem Treiben mit Besonnenheit folgen kann. Es ist hier nichts so versteckt und unheimlich, nichts so mittelalterlich und unwahr, daß nicht ein wenig Blau des Himmels übrig bliebe, dem Auge zur Erquickung, nicht ein leiser Zug von Bergesluft, welche bei Bechstein immer aus dem Thüringer Walde kömmt. Die violettblauen Centuren der deutschen Binnengebürge winken und grüßen in allen Erfindungen Bechsteins: Fuhrleute im blauen Hemde fahren ihre knackenden Frachtwägen durch die großen im Herzen Deutschlands sich durchkreuzenden Straßen: Vogelfänger ziehen mit ihren großen Papageiekästen aus in alle Welt, die an einem Kanarienvogel noch Freude hat: Sagen und Mährchen flattern von einer Ruine zur andern und zeigen oft bedeutungsvoll in die blauen Gebirgsströme, welche im tiefsten Bette Goldsand führen sollen: und wenn man sein Auge anstrengt, erblickt man durch diese ganze Herrlichkeit einen mäßig gebauten Wanderer, mit einer grünen Kapsel auf der Schulter, und einem Stabe, womit er die Kräuter sondirt, welche er für sein Herbarium sammelt — dieser Wanderer selbst ist Bechstein. Die Botanik ist sein Realismus, seine Göthische Objektivität, der Hintergrund für viele seiner Erzählungen, auch in der vorliegenden Sammlung, von der wir bezeugen, daß sie reich an Unterhaltung ist.

28) Memoiren von Napoleon Bonaparte. Aus dem Französischen von Karl **Seib.** Erster Band. Mannheim, Hoff. 1835.

Der Herausgeber und Übersetzer geben sich zwar die Miene, als wären diese Memoiren ächt; allein dies ist eine Maxime, mit welcher man nur noch einen alten Invaliden von der Legion der Braven, der sich um seinen Kaiser kümmert, hintergeht. Doch haben die Franzosen Takt und verderben nicht leicht eine Rolle, die sie einmal zu spielen übernommen haben. Wer die eben so prekären Memoiren Ludwigs XVIII. kennt, wird gewiß sein, auch in diesen vorliegenden Pseudogeständnissen Napoleon's eine Menge seiner Charakteristiken, richtige historische Urtheile und ein ganz unterrichtetes und glaubhaftes Gedächtniß anzutreffen, denn sie sind von demselben Herausgeber jener bekannten Memoiren geschrieben.

29) Poetische Zwischenspiele in der Prosa des Lebens. Von Friedrich von **Sydow.** Leipzig, Fischer u. Fuchs. 1835.

Dante ist hier fast, Petrarka beinahe und Ariost kaum erreicht. Man kann nicht sagen, daß Friedrich von Sydow Ossian übertroffen habe; doch dürfte Shakespeare schwerlich eine so gute Polterabendscene gedichtet haben, als dieser neue Sänger. Göthe kann besorgt sein um den Ruf, welchen sich Sydow erwerben wird, und Schiller wird wenigstens Ursache haben, ihn deshalb zu beneiden. Gott, ich glaube, man kann in Sondershausen ein recht angenehmer Mensch sein, und seine Tabackskollegfreunde, oder wer es ist, durch Gelegenheitsgedichte erfreuen; man kann recht viel Poesie um sich verbreiten, wenn man keine Hochzeit eines Freundes vorübergehen läßt, ohne der Braut ein Carmen zu dichten auf Rosabändern; aber wie man das Alles nach Leipzig senden, und nicht nur einen, sondern sogar zwei Verleger zwingen kann, solche Dinge in einer eignen Sammlung drucken zu lassen, das begreif' ich nicht.

Erwiederung.

Herr **Gustav Pfizer** aus Stuttgart hat der Redaktion dieses Literaturblatts durch Mittelspersonen eine Erklärung zugesandt, worin er sich gegen die Annahme verwahrt, als hätte er, wie er sich ausdrückt, **Herrn von Göthe** eine Sammlung seiner Gedichte eingeschickt.

Ich erwiedere darauf, daß nun darum das Urtheil über sein hübsches und fleißiges Talent sich nicht höher aufschwingen wird, als in Lit. Blatt No. 5 geschehen ist. Daß man zweitens einen schönen Zug hiedurch an Göthe entdeckt, nämlich den, sich in ungefährer, wenn auch an der Seite unaufgeschnittener Bekanntschaft mit der Literatur zu erhalten, und endlich drittens, daß es auch gar kein Unglück gewesen wäre, wenn Herr Pfizer als junger und bescheidener Autor an den alten Heros in Weimar seine ersten Versuche, einer Ermunterung oder eines belehrenden Urtheils wegen, eingesandt hätte. Das würde ihm schöner gestanden haben, als jetzt die Erklärung, er hätte es nicht gethan.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 67. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 19. März.

Der Kilmacrenans-Felsen.

Irländische Sage

von

Franz Freiherrn Gaudy.

'ne wilde kreischende Stimme
Im Lennon-Thal erschallt.
Man hört das Schrei'n und Blöcken
Bis hoch auf dem Lough-Salt.

Und zieht der pfeifende Fischer
Bei Kilmacrenan vorbei,
So schlägt er ein Kreuz, verstummend
Vor diesem wüsten Geschrei.

In Manus Mac-Swines Hütte
Liegt hinter'm Ofen faul
Der Wechselbalg, und brüllet
Hell auf aus breitem Maul;

Er schreit nach Milch und Weißbrod
Nach Fisch und Kartoffelbrei,
Und wird er nicht immer gefüttert,
Gleich gellet sein Geschrei.

Den schönsten Knaben hatte
Mac-Swine weit und breit.
Es war der blonde Pausback
Der Lennon-Frauen Neid.

Nur einmal vergaß die Mutter
Die kräftigen Knoblauch-Zeh'n,
Den Säugling zu bekreuzen —
Gleich war das Unheil gescheh'n.

Kaum fielen dem schläfrigen Weibe
Die Augenlieder zu,
Gleich hatten den blonden Knaben
Die Fee'n entführet im Nu.

Gleich schoben sie in die Wiege
Dafur den Kielkropf ein,
Mit angelweitem Munde
Und Katzenäugelein.

Die „guten Leute“ hausen *)
In den Schluchten des Lough-Salt.
Der Elfenkönig führet
Den Schlüssel zum Felsenspalt.

Ephen und Farrenkräuter
Umkränzen den Felsenblock.
Als Wächter steht auf der Spitze
Ein zottiger Ziegenbock.

Und nahen kletternde Schafe,
So meckert er dreimal hell,
Und unsichtbare Pfeile
Durchbohren ihr wolliges Fell.

Und naht der suchende Hirte,
So meckert er dreimal hell,
Und Steinenhagel scheuchet
Den frechen Buben schnell.

Die Weiber buttern emsig
Von Früh bis in die Nacht,
Doch nie gerinnen die Molken,
Wenn hämisch der Elfe lacht.

Und wenn die schönste Färse
Das böse Auge trifft —
Sie welkt von Tage zu Tage,
Verzehrt von schleichendem Gift.

In Manus Mac-Swines Hütte
Trat Con Mac-Gilligan.
Es sprach dort alle Jahre
Einmal der Schneider an.

*) Gute Leute (good people) Engl. Mailigma für Feen.

Es war der lustige Schneider
Bekannt bei Jung und Alt;
Er flickte alle Kleider,
Am ganzen Berg Lough-Salt.

Der Mann weilt auf dem Felde,
Die Hausfrau melkt die Kuh;
Con Gilligan naht und summt sich
Ein muntres Lied dazu.

Da blöckt der arge Kielkropf
Aus seinem Winkel vor:
„O Herzens Con, o leihe
Der Bitt' ein gütig Ohr.“

„Dort in der blechernen Büchse,
Da liegen der Eier vier.
Geh' an den Herd und röste
Sie in der Asche mir.“

„Und wirst du nicht gleich gehorchen,
So schrei' ich wild und toll,
Daß man auf sieben Meilen
Mein Schreien hören soll.“

„„Ei, murmelt drauf der Schneider,
Ei sprichst du so mit mir?
Wohl weiß ich, die guten Leute,
Die ließen dich Schreihals hier.““

„„Erst sage, wie lange du bleibest,
Sonst geh' ich nicht so weit, —
Das schwör' ich bei Sankt Patrik, —
Wie meine Nadel breit.““

„Schon gut, ich will dir's sagen,
Nur röste die Eier fein,
Eh' noch die Frau zurückkehrt,
Dein Schade soll's nicht sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

„Wer zweifelt daran?“ sagte Carracioli: „Aber meine theure Gebieterin, unsere Monarchin, der ich alles, was ich bin und habe, verdanke, sie kann mit Recht erwarten, daß ich erst ihre Einwilligung erbitte.“ „Eure Gebieterin, Eure Monarchin,“ — wiederholte der Mönch höhnisch: Darüber ließe sich viel sagen; aber erst beantwortet meine feierliche Frage: verschmähet Ihr Livias Hand, weil sie, in der Dunkelheit geboren, Euch keine andere Morgengabe bringt, als sich selbst?“ „O mein Vater!“ — bat Livia weinend, und sank neben dem Lager auf die Knie, — „endet diese Seelenqual. Wollt Ihr Euer Kind feilbieten?“ Carracioli vergaß bei dem Anblick der gepeinigten Geliebten, deren zauberische Schönheit Schmerz und Scham noch erhöhten, jeden Vorsatz, jede Überlegung, und betheuerte mit den heiligsten Schwüren, daß er ihr auf ewig angehöre. Seine Arme umschlängen das holdselige Geschöpf, das an seiner Brust in Angst und Wonne zitterte, und die Liebestrunkenheit verhüllte mit dichtem Schleier die drohende Zukunft.

„Umarme auch mich,“ sagte jetzt der Mönch, „und segne dein Geschick, denn mein Kind ist nicht so arm wie du glaubst; deine Braut bringt dir die herrlichste Krone der Welt, denn Livia ist meine Tochter, und ich — bin der rechte König von Neapel!“ Carracioli glaubte zu träumen, oder unter Wahnsinnigen zu sein, doch äußerte er keinen Zweifel; er hielt die Geliebte zum erstenmal fest an das pochende Herz gedrückt, und die Welt außer ihr hatte in diesem Augenblick Werth und Bedeutung für ihn verloren. Aber der Mönch, erfreut das lange Schweigen endlich brechen zu dürfen, achtete nicht auf seines Zuhörers Rausch. „Ich bin Euch Erklärungen schuldig,“ — hob er an, — „und ich hoffe: der Himmel ist versöhnt durch meine lange Buße.“ Carracioli spielte mit Livias reichen Locken, küßte ihre zarten Hände, flüsterte ihr Liebesworte zu, und hörte kaum des Mönchs seltsame Rede. „Ich bin Jakob von Bourbon, Graf von la Marche,“ — fuhr der Mönch fort: „aus dem Stamm entsprossen, der Frankreich beherrscht; aber der Glanz meines Namens ist erloschen, und die Freuden der Erde wurden mir sparsam zugemessen. Nach kurzer Ehe mit der holden Beatrix von Navarra führte mich Reiselust und Wißbegierde in dieses Land, und Ihr werdet mir gern die Qual erlassen, weitläuftig zu berichten, wie ich auf dieser Burg die Mutter meiner Livia fand, liebte, ihre Gunst gewann, und sie, da Signor Panzazio abwesend war, zu heimlicher Vermählung bewog. Der Wunsch, durch Vermittelung des Papstes die Einwilligung meiner Verwandten zu erhalten, bewog mich, nach Rom zu gehen. Dort sprach alle Welt damals von Johannen, die kurzlich den Thron bestiegen hatte, alle Stimmen vereinigten sich das Glück desjenigen zu preisen, mit dem sie ihre Macht theilen werde. Der Teufel des Ehrgeizes verblendete mich, ich stellte mich unter die Zahl der Bewerber, — und zur Strafe meiner Sünden wurde mir mein Wunsch gewähret. In unseliger Trunkenheit vergaß ich meine Schwüre und die fromme Mutter meines Kindes, die Schmach und Verlassenheit ertrug, ohne mich zu verrathen. Aber der Wurm starb nicht in meiner Brust, und der Fluch des Himmels belud mich mit Schande und Verdammniß. Nur Johannens erster Knecht sollte ich sein, der Deckmantel ihrer Buhlerei, aber einmal habe ich mich doch gerächt, einmal sie verzweifeln sehen, und mich geweidet an dem blutigen Haupt ihres Lieblings.“ Der Mönch knirschte mit den Zähnen, und die furchtbare Wuth, welche in seinen Augen aufflammte, mußte gerechte Zweifel an der Wahrheit seiner bußfertigen Gesinnungen einflößen. „Sie übte die gewohnten Schlangenkünste“ — setzte er dann hinzu — „sie wußte mich durch scheinbare Reue, durch Ergebung in meinen Willen zu entwaffnen, indessen sie die Großen und das Volk gegen mich aufreizte, bis es ihr gelang, mich schimpflich aus dem Reich zu jagen. Ich floh in eine Klausnerhütte, bereute meine Sünden und fluchte der Verbrecherin auf dem Thron, bis mir der heilige Jannar im Traum

erschien und mich aufforderte, hierher zu ziehen, mein Kind aufzusuchen, und sein reines Haupt mit der Krone zu schmücken, die ich der gottlosen Jesabel vom Haupt reißen soll.“ Der unglückliche Jakob richtete sich hier hoch empor, dunkeles Roth belebte seine todtenbleichen Wangen, die Gluth des Wahnsinns und des Fiebers blitzte aus seinen Augen.

Ängstlich barg Livia ihr holdes Antlitz an dem Busen des Geliebten. „Ach! folge ihm nicht,“ — bat sie leise — „bleibe hier in stiller Ruhe und Sicherheit. Des Oheims Erbe genüge uns, laß uns nicht nach jener unseligen Hoheit streben, zu der wir kein Recht haben, nach der ich nicht verlange, die nur Verderben bringt.“ „Mein süßes Lieb“ — flüsterte Carracioli — „wie können dich diese Traumbilder stören? Laß ihm seine Hoffnungen, seine Rachepläne, das Glück winkt uns in seligem Frieden, in der Huld unserer guten, verläumdeten, verkannten Königin.“ Dann wandte er sich zu dem Kranken, tröstete ihn mit sanften Worten, und ermahnte ihn, erst seine vollkommene Genesung abzuwarten, ehe man kühne, entscheidende Maßregeln ergreife.

Es war spät geworden; durch die hohen schmalen Fenster drang das Mondlicht, die matte Lampe überstrahlend, herein, und der Sturmwind jagte die Äste der nahen Bäume hin und her, daß sie zuweilen wunderliche Schatten auf die Gruppe warfen, bald wechselnden Schimmer, gleich Blitzen, in das Gemach ..gen ließen. Eine seltsame Bangigkeit, wie das Ahnen unvermeidlichen Jammers, erfaßte Livias Herz, und indem sie den Liebsten entlassen wollte, schien ihr der Blühende im Wechselschein des Mondes bleich und entstellt. Verstört starrte sie ihn an, während er mit immer neuem Entzücken die Huldgestalt der Braut in seine Arme schloß.

Carracioli mußte beim Rückweg durch den Speisesaal gehen und fand hier nur noch den Bischof von Ostia, der behaglich mit glänzendem Gesicht dem Becher zusprach und, von dem Weingott zutraulich und lustig gemacht, den Eilenden nicht vorbei lassen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen vom Gestade der Ostsee.

(Fortsetzung.)

Ein Boot, von kräftigen Armen getrieben, geleitete mich in kurzem aus dem Bereich des Festlandes; Stralsund zog sich zurück mit seinen Thürmen, als fürchte es den Vergleich mit dem bräutlichen Rügen; Dänholm, ein lieblicher Spaziergang in der Umgebung der Ostsee-Stadt, lächelte mir den Scheide-Gruß zu, die lange, gespenstige Hiddensoe trat mir entgegen, als eine Walkyre, die die Hünengräber und Opfersteine, die geheiligten Haine und den Herthasee auf Rügen hütet, aber sich scheut, das Eiland zu betreten; denn das Christenthum waltet an der Stätte, wo Rugievit verehrt wurde. Eine schmale Meerenge in der Meerenge trennt den öden Fleck von dem frühlingslächelnden Rügen.

Das Dorf Alte-Fähre ist das Thor des Eilandes für den, welcher von Stralsund herüber fährt. Ich begab mich von dort alsbald zu dem Vereinigungspunkte der Ausländer, die Rügen in den Sommermonaten besuchen, zu dem Bade-Orte Putbus, dem Concentrations-Punkte des gesellschaftlichen Verkehrs und der Vergnügungen der Küsten-Bewohner, die hieher von Stralsund, Greifswalde und der ganzen Umgegend herüberschiffen. Von Putbus aus unternahm ich die Wanderungen zu den interessantesten Punkten der Insel.

Malte, Fürst Putbus, aus dem Geschlechte der Ratze, General-Gouverneur von Pommern, Kanzler der Universität Greifswalde, Befehlshaber eines Landwehr-Regiments, Ritter mehrer hoher Orden, und — ein lieber, anspruchsloser Edelmann, der mehr gastfreundlich, als fürstlich auftritt, hat das Seebad Putbus auf Rügen gegründet. Es ist das schönste unter allen deutschen Seebädern, mit prachtvoller Ausrüstung durch Badehäuser, Salons, Theater, mit einem Worte, durch alle Eleganz, die man eben nur von einem Bade verlangen kann. Durch seine Kunst- und naturgeschmückte Lage auf dem anmuthigen, sage- und poesieumtönten Rügen wird es zu dem romantischsten Seebad Deutschlands erhoben; durch seine offene, freie Lage in der Ostsee, die hier, ohne Land-Geschmack, salzig und kräftig ist, und stärkender, als in Doberan, mag es auch als Heilbad den Vorzug vor anderen Bädern erhalten. Putbus liegt zwei Meilen von dem Dorfe Alte-Fähre, und bewirkt durch die moderne Eleganz seiner Privat-Gebäude, durch die großartige Pracht der fürstlichen Schlösser und Bade-Salons einen überraschenden Eindruck inmitten jener Umgebung der Vorzeit, die dem Fremden auf Rügen bei jedem Schritt entgegentritt, und ihn an Walhalla und Odin mahnt, an die Opfer der Hertha, an alle blutigen Gräuel einer zu Grabe getragenen Heldenzeit. Eine lange, zur linken Seite mit freundlich-modernen Gebäuden, die nach einem Maßstab und in schnurgerader Linie gebauet sind, bepflanzte, zur rechten Seite von dem fürstlichen Park begrenzte Straße nimmt den Fremden auf, der, von Alte-Fähre kommend, in den Bade-Ort einfährt. Sie wird durch das fürstliche Bade-Haus geschlossen, an dessen Seite sich der sogenannte Markt-Platz öffnet, dessen entgegengesetzte Fronte durch das Schauspiel-Haus begrenzt wird, das in einfach-modernem Styl, das Portal von Säulen getragen und von den Musen, in Bas-Relief-Arbeit, beschirmt, dasteht. Graf C. v. H***, Erb-Land-Marschall von Meklenburg-Strelitz, einst der reichste meklenburgische Kavalier, jetzt durch die Theatersucht bis zu seinem Fideikommis-Gut Neuhaus in Holstein heruntergebracht, hat es bauen lassen.

Ich habe nie einen Menschen gekannt, bei welchem die Vorliebe für die Bühne sich zu solcher Manie steigerte. Er brachte dem Theater nicht nur Gut und Familie, er brachte ihm Würde und Ansehen, ja sein ganzes Leben zum Opfer. In den glänzendsten Glücks-Verhältnissen lebend, ein persönlicher Freund des Großherzogs von Meklenburg-Schwerin, fand er in jeder Hinsicht den Weg vor sich erschlossen, die dramatische Kunst zu hegen und zu pflegen. Aber es war nicht die Kunst, die ihn anzog; es war das Teater-Leben mit seinen Leiden und Freuden, dem er anhing, das bunte, bewegte Treiben zwischen den Coulissen und in der Garderobe, unter Schauspielern und Lampenputzern. Hab' ich ihn doch selbst in späterer Zeit mit kleinlichem Pedantismus die Statisten des Lübecker Theaters

schmücken, und die Stelle des Souffleurs übernehmen sehen, wenn dieser abgehalten wurde, seine Funktionen zu verrichten. In Lübeck saß er, ohne Gehalt, von Wechselschulden gedrängt, an seiner persönlichen Freiheit gefährdet, und — stutzte die Statisten zurecht, schrieb von früh Morgens bis spät Abends Noten und Rollen aus, sich jeder Demüthigung ohne Murren unterwerfend, welche Rohheit und Eitelkeit jener Halbmenschen, die so oft das Künstler-Personal der kleineren Bühnen bilden, über ihn verhängte. Man glaube nicht, daß es die Noth war, die ihn in dieser Stellung verharren hieß. Durchaus nicht; er konnte jeden Augenblick seinen Wohnsitz auf dem Fideikommiß-Gute Neuhaus aufschlagen, welches im Durchschnitte nicht mehr, als eine jährliche Revenue von 20000 schweren Thalern abwarf, von welcher Summe beinahe 5000 Thaler ihm als Sustentations-Geld zugewiesen waren, aber er konnte die Herrlichkeit nicht mit hinübernehmen, die nun einmal sein Leben festgebannt hielt, und — er blieb in der drückendsten Lage in Lübeck. Als er kaum seine Güter angetreten, errichtete er sofort in **Remplin** ein Liebhaber-Theater, und **Iffland** mußte von Berlin herbeieilen, um unter dem meklenburgischen Adel Komödie zu spielen. Wie er belohnt wurde, weiß die Geschichte. Ein Becher, bis an den Rand mit Dukaten gefüllt, und eine schwere Silber-Rüstung bewiesen ihm die Anerkennung und den Dank des enthusiastischen Grafen v. H***, der wahrlich durch Geschenke solcher Art sich nicht in seinen Vermögens-Verhältnissen beeinträchtigen mochte; denn sein Vater nannte beinahe hundert Ritter-Güter sein; sie waren ihm, und seinem Bruder-Sohn unverschuldet und in dem trefflichsten Zustande hinterlassen worden. Indeß, die Theater-Wuth hat dennoch endlich den Fortunatus-Säckel des Grafen erschöpft, und als ich das schöne, mit unendlichen Kosten erbaute Theater in Putbus sah, vermochte ich es nicht, den Wunsch zu unterdrücken, daß der Himmel wohlgethan hätte, einem Manne mit so vielem Gelde etwas mehr Kunstsinn und Kunst-Besonnenheit zu verleihen; denn es ist der dramatischen Kunst auch nicht ein Tropfe Lebensthau aus seinem Geldbeutel erquollen. In wüstem Chaos hat er, ohne liederlich zu sein, Alles dem Theater geopfert; planlos, in den Tag hinein hat er, was sein war, über die Bretter ausgeschüttet.

Vom Schauspielhause aufwärts erstreckt sich die oben erwähnte Straße weiter, und ihr vis à vis der fürstliche Park, in dessen Mitte die Konditoreien und die verschiedenen Salons für Spiel, Konversation, Mittagstafel und Ball liegen, dessen schönste Zierde jedoch die beiden fürstlichen Schlösser sind. Ungefähr eine Viertelstunde von dem Flecken entfernt liegt das Badehaus, für warme Seebäder bestimmt, und zu seinem Fuße schlägt die Ostsee ihre Wellen und die Bade-Kutschen harren hier derer, die es vorziehen, sich unter ihrem Schutze zu der Umarmung mit dem Meergott vorzubereiten. — Eine gute Strecke davon ist auf sandigem Meeres-Grunde ein zweiter sicherer Platz für diejenigen, die im Freien sich zu dem Spiele mit den Wellen anschicken wollen. — Einrichtung, Lage und Umgebung, Alles vereint sich, das Seebad Putbus zu dem angenehmsten Bade-Ort, selbst für denjenigen zu gestalten, der sich nur auf Putbus beschränkt und keine Nah- und Fern-Blicke auf die jungfräuliche Rugia richtet. Mit **Swinemünde**, einem anderen Ostsee-Bade, an dem Ausfluß der Swine in die Ostsee, wird die Verbindung durch wöchentlich zweimal fahrende Dampfböte unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Punkte.

*** **Eine Anekdote von Hogarth.** Hogarth hatte keine gelehrte Studien gehabt; er würde, wie Shakespeare, Böhmen an's Meer haben gränzen lassen. Hogarth war sogar ein Feind der Gelehrsamkeit; er verachtete die Bücher, bis er selbst ein's geschrieben hatte. Dr. Warton hatte in seinem Versuche über Pope's Genie und Schriften unsern Künstler hart mitgenommen, und ihm vorgeworfen, daß er den Scherz und den Leichtsinn nicht zurückhalten konne, selbst bei den ernstesten Gegenständen. Bei der dritten Auflage seines Buches besann sich der gelehrte Herr, nahm seinen Tadel zurück und sagte vielmehr: „Gerechtigkeit verbindet mich, die hohe Meinung an den Tag zu legen, die ich von der Geschicklichkeit dieses unnachahmlichen Künstlers hege, der sich von so mannichfachen Sitten und in so verschiedenen Gegenständen mit Ruhm zeigt und dessen Werke reicher an dem sind, was die Alten das Ethos (ΗΘΟΣ) nannten, als irgend eines andern neuen Künstlers.“ Hogarth war außer sich vor Freude; denn er liebte doch den Buchstaben, zumal wenn er von ihm sprach. Aber das hieroglyphische ΗΘΟΣ peinigte ihn. Er wollte wissen, was für ein Lob hinter diesem Worte noch stake, und erschrak nicht wenig, da dies vielleicht das ganze Lob umkehren und daraus Spott hätte machen können. „Heda! Magister Townley,“ rief er zum Fenster hinaus, „kommt doch einmal herauf; hier gibt es etwas für Eure Gelehrsamkeit!“ Townley las den Artikel, sah Hogarth's Verlegenheit und machte sich den Scherz, ihm das unverständliche ΗΘΟΣ mit „Baumwolle“ zu übersetzen. „Wie?“ rief Hogarth; „in meinen Gemälden Baumwolle? Wie soll ich das verstehen?“ Magister Townley zuckte die Achseln, empfahl sich und ließ den verzweifelnden Künstler zurück, der nicht begreifen konnte, was unter einem baumwollenen Style in der Malerei eigentlich gemeint sein sollte. In seiner Verlegenheit lief er zu einem zweiten Freunde, Dr. Isaak Schomberg. „Wie befindet Ihr Euch, Schomberg? O, was für ein großer Gelehrter seid Ihr doch, Schomberg; erklärt mir einmal den Sinn dieser Stelle!“ Hogarth pflegte gegen seine Freunde oft so zügellos scherzhaft zu sein, daß sie sich gern einmal an ihm rächten. „Ei,“ sagte Dr. Schomberg, „ich verstehe das nicht: ΗΘΟΣ ist ein bei den Alten sehr beliebt gewesenes Gemüse, das mit unserm Salat die größte Aehnlichkeit hat.“ Hogarth sah den Doctor verwundert an, riß ihm das Buch aus der Hand, und lief verzweifelnd nach Hause. Er sah, daß er gefoppt wurde; nur wußte er nicht, ob von seinen Freunden, oder vom Dr. Warton. Er war in diesem Augenblick der unglücklichste Mann in England; denn bald verbreitete sich seine Verlegenheit unter seinen Bekannten, die ihn sogleich besuchten, und ihn über das verhängnißvolle ΗΘΟΣ nur noch mehr in Verwirrung setzten. Fluchend über diese Scherze setzte er sich in einen Wagen, fuhr nach Chelsea zu seinem treuen Verehrer, dem ehrwürdigen Arzte Dr. Benjamin Hoadly, welcher sehr ernst die Stelle ansah und ihm zu seiner großen Freude sagte, daß die Alten alles Sittlich-erhabene unter dem Worte ΗΘΟΣ zusammengefaßt hätten. Hogarth war glücklich und verzieh es seinen spottenden Freunden, wenn er seinen Tisch und seinen Wein lobte, daß sie ihn sogleich frugen, wie viel er wohl glaube, daß vom ΗΘΟΣ darunter sei.

(**Gutzkow** in d. Vorrede z. 14. Lief. d. Hogarth'schen Kpfrst.)

*** Eine Monomanie ganz eigener Art grassirt jetzt in Lyon. Bereits wurden mehrere Personen, welche in der Morgen- und Abenddämmerung auf den Straßen gingen (worunter das Dienstmädchen eines Seidenhändlers aus der rue Lanterne) durch eine Art von dreieckigen Wurfpfeilen (die an den Spazierstöcken der „**Piqueurs**“ angebracht sind) verwundet, — glücklicherweise nicht gefährlich, obgleich erst wieder am 5. März ein Mädchen auf der place des carmes einen Stich erhielt, der über einen Zoll tief in's Fleisch ging. Ein ziemlich schauderhafter Spaß oder Wahnsinn! — und doch nichts neues unter der Sonne! nicht einmal originell! Wir entsinnen uns, daß vor etwa 10—12 Jahren in einer der größten deutschen Residenzen eine ähnliche Compagnie von verrückten Vampyren ihr Wesen trieb.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 68. 1835.

269

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 20. März.

Der Kilmacrenans-Felsen

(Fortsetzung.)

„Du kannst gut Eier rosten,
Mein wackres Schneiderlein!"
So spricht der gierige Knabe,
Und schlingt sie hastig 'nein.

„Nie schmeckten mir so herrlich
In Vaters Felspallast
Die Straußenei'r, wie diese,
Die du bereitet hast."

„„Nun wohl, du süßer Knabe,
Sag' an, wo kommst du her?
Daß du der Elfen einer,
Zu rathen ist's nicht schwer.""

„O Herzens-Sohn, du sprachest
Wohl nie ein wahrer Wort.
Mich brachten die guten Leute,
Zur Strafe an diesen Ort."

„Doch wird's nicht lange wahren,
So ist meine Buße vorbei,
Dann tanz' ich auf der Haide
Und dem Lough-Salt auf's Neu."

„Wir waren lichte Engel
Und schwelgten in Himmels Glanz,
Und feierten den Herren
Mit Saitenspiel und Tanz."

„Da brüllten wild die Teufel
Im Aufruhr wider Gott.
Des Himmels Fugen bebten
Beim Sturm der höllischen Rott'."

„Die frechen Teufel stürzten
Besiegt häuptlings herab,
Und fanden im Schwefelpfuhle
Ein ew'ges Flammengrab."

„Wir standen mit bangem Zagen
Unschlüssig in der Fern',
Und kämpften nicht für die Hölle,
Und kämpften nicht für den Herren."

„Der hat im strengen Zorne
Den feigen Geistern geflucht,
Und bannte uns auf die Erde,
In finstrer Berge Schlucht."

„Dort flattern wir auf und nieder,
Bald fröhlich, bald betrübt,
Und segnen oder necken,
Wie's tolle Laun' eingibt."

„Und tanzen auf Haideblumen
Beim Schein des Mondenlichts,
Und harren der Gnade Gottes
Am Tage des Gerichts."

„Dir will ich Gutes erzeigen,
Du bist ein braver Mann.
Kannst lecker Eier rösten,
Wie es kein Elfe kann."

„Komm zu dem Felsen von Doune
Am Aller-Seelen-Tag,
Nicht früher und nicht später,
Als zum zehnten Glockenschlag."

„Nicht früher und nicht später
Stell' du dich pünktlich ein,
Am Aller-Seelen-Tage! —
Dein Schade soll's nicht sein."

Das Kind ward still und stiller,
Schrie weder nach Speis' noch Trank,
Und lag am nächsten Morgen
Kalt auf der Ofenbank.

Doch weder Vater noch Mutter
  Sie bärmten sich darum.
  Des Mannes Aug' blieb trocken,
  Der Mund des Weibes stumm.

Und Manus Mac-Swine brummte:
  „Gottlob, den wären wir los!
  Die Noth um Kartoffeln und Whisky
  War ohnehin schon groß.“

Er nahm den starren Knaben
  Und trug ihn in die Abtei;
  Er grub ein Loch in den Boden,
  Zwei Ellen tief oder drei.

Wo an der Kirchhofmauer
  Nie leuchtet der Sonne Schein,
  Dort senkte er den Kielkropf,
  Drei Kreuze schlagend, ein.

(Schluß folgt.)

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

„Ein Wörtchen im Vertrauen“ — rief er und wollte sich grüßend vom Sessel erheben, sank aber etwas taumelnd wieder in die weichen Polster, die man für ihn aus den Frauengemächern zusammengeschleppt hatte. — „Ich merke wohl, daß Ihr hier den Herkules an Omphalens Rocken, den Achilles unter den Königstöchtern spielt und darum unerkannt bleiben wollt; fürchtet von mir weder Verrath bei einer gewissen Dame in Neapel, noch Störung in Euern Minnegeschichten, ob ich gleich in tempi passati den Schönen nicht übel gefiel, aber jetzt habe ich andere Gedanken, und das Kinderspiel muß den Staatsstreichen nachstehen. Ja, mein lieber junger Freund, sonderbare Constellationen sind am politischen Himmel zu gewahren, und wir wollen uns verbinden, das heidnische Fatum vorzustellen und Alles nach unserem Willen zu lenken. Setzt Euch, mein Sohn, trinkt einen Becher auf das Wohl der Majestät von Neapel mit mir, sie ist nicht so schlimm, wie die Leute sagen. Seht, es ziehen Raubvögel von allen Seiten herbei und haschen nach der Krone, die dem wackelnden Haupt der alten Dame —“ hier lachte der Bischof wohlgefällig über seine eigne Schalkheit — „nun bald entfallen muß, doch Niemand hat gegründete Rechte, als seine päpstliche Heiligkeit; ich meine solche Rechte, wie sie besiegelte Pergamente und Urkunden verleihen; denn andere, die das Herz verschenkt, mögen Euch, mein geliebter Sohn, wohl gebühren, aber damit möchtet Ihr nach dem Tod der Königin nicht weit kommen. Lasset uns einen Bund schließen gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde. Ihr wisset: der fährt nicht übel auf den stürmischen Wogen des Lebens, der sich in Petrus Schifflein einquartiert.“

„Ich bin päpstlicher Heiligkeit ergeben“ — versetzte Carracioli — „es schmerzt mich nur, wenn sich der heilige Vater auch zu denen gesellen wollte, die schon jetzt ihre Ansprüche kund machen. Alles vereint sich, die letzten Tage unserer gütigen Gebieterin zu trüben, sie mit Vorschlägen zu quälen, mit Forderungen zu bestürmen, die sie an ein baldiges Ende erinnern und den Muth eines Mannes beugen würden, wie doppelt erschütternd ist diese Seelenqual für eine weiche, zartfühlende Frau.“ „Brav, mein Sohn“ — sagte der Bischof — „so müßt Ihr bei der Königin sprechen, ich sehe: Ihr seid schlau, und versteht Eure Worte abzuwiegen. Das ist nun einmal der Lauf der Welt, dem die Königin nicht entrinnen kann. Der Mensch arbeitet sich ab, bis er etwas zusammenbringt, gleichviel ob es Kronen, oder ein Paar Acker Landes, Millionen oder ein Paar Scudi sind, und nun können Verwandte und Freunde kaum erwarten, bis er die müden Augen schließt, ja sie möchten es ihm gern noch bei lebendigem Leibe entreißen. Darum muß man den Augenblick genießen, das ist mein Wahlspruch, und so viel ich weiß, auch der unserer verehrten Gebieterin. Sie hat ihre guten Tage genossen in Herrlichkeit und Macht. Sie hat Euch wohl nie von ihren Jugendfreunden erzählt? Ich habe den armen Schelm, den zierlichen Pandolfello wohl gekannt, und ihm Rath ertheilt, wie ich Euch jetzt gern rathen möchte; er wollte aber nicht folgen, und der Spaß nahm ein klägliches Ende. Ich war auch damals nach Neapel gesendet, um der Königin den Glückwunsch zu ihrer Vermählung mit dem Grafen von la Marche zu überbringen, und ich kam gerade am Trauungstage an. Das war eine jämmerliche Hochzeit, [illegible] Bräutigam hatte allerhand Historien von der galanten Monarchin vernommen, und diese fand den Grafen häßlich, widerwärtig und gar nicht unterwürfig, wie man ihr ihn geschildert. Die Feste wollten nicht gelingen, die Braut sah verdrießlich, der Bräutigam grimmig, die Hofleute ängstlich aus. Die Königin wollte ihr gewöhnliches Lächeln erzwingen, aber sie brachte nur eine Verzerrung hervor, als ob sie auf die Folter gespannt sei, und der arme Pandolfello zitterte und bebte, wenn ihn der wüthende Franzose anblickte. Auch wollte der mürrische Narr: König Jakob den artigen Galan nicht dulden, und ließ ihn am folgenden Morgen ohne Prozeß, ohne Sang und Klang auf dem Merkato enthaupten, durch die Stadt schleifen, und dann am rechten Fuß an den Galgen hängen. Der arme Tropf hatte noch einen Liebesbrief Johannens in der Tasche, der ihm aber schwerlich als Freibrief in das Paradies gedient hat. (Forts. folgt.)

Reminiscenzen vom Gestade der Ostsee.

(Fortsetzung.)

II. Das Städtchen Bergen und der Rugard auf Rügen.

In der Nähe des freundlichen Bergen liegt der Rugard, jener Hügel, welchen vordem eine feste Burg, die Fürstenburg der slavischen Stämme krönte. Sie ist mit Allem, was an ihr war, dahin geschwunden; nicht einmal die Trümmer der mächtigen Veste gewahrt das Auge mehr. Versunkene Erdwälle bezeichnen den Platz, wo die gewal-

tige stand; es ist von Neuem Frühling worden auf dem Grabe ihrer Helden, und man vergißt, in Anschauung der Natur-Schöne verloren, die sich, wohin das Auge auch schweifen mag, dem erstaunten Blicke darbietet, gar leicht des blutigen Priesterthum's, welches hier den alten Ruganern von den hehren Hallen in Asgard sang, von den süßen Madien, von den ewigen Kämpen, die ihrer dort harrten; aber des kräftigen, biederen Geistes der Helden gedenkt man wohl, und aus den Eichenhainen ringsum tönt es, wie Ossian sang, und die alte hehre Zeit, die Zeit der Thaten, die Zeit der freien Mannen, entfaltet ihre Schwingen und rauscht empor zu dem Auge der Seele. Was die Priester, die Kämpen Odin's lehrten, das lehrte Petrus von Amiens später die Christen, und es war kein großer Unterschied zwischen ihren Kreuzzügen und denen der alten Ruganer. Die Christen sind endlich nach langen Jahren zu Verstand gekommen, und statt des blinden Glaubens, spricht, besonders in jetziger Zeit, die Liebe. Sie führt uns immer weiter, sie wird uns am Ende auch noch zu blutiger Schlacht rufen; denn die Zeit des Schwertes ist noch nicht vorüber. Möge uns dann nicht die Walkyre des Fanatismus zum Kampfe führen, die so gern das Banner ergreift, wo sie Blut riecht, sondern das, was in diesem Augendlick gerade so klar in uns geworden ist: die Wahrheit.

Ich spreche hier halb und halb, wie ein moderner Barde, und muß schnell abbrechen; denn die Prediger-Zeit ist auch vorüber.

Der Rugard. Welche Aussicht! das weite Meer im Hintergrunde, silbern, vom Sonnen-Glanz vergoldet; im Norden Arcona, die äußerste Spitze des nördlichen Deutschlands; ihm sich anschließend die Halbinsel Wittow; Stralsund mit seinen Thürmen; Greifswalde mit seiner Universität; Usedom und Wollin; Dasmund's heilige Haine; der Hertha-Wald; Gagard im weißen, lichten Kleide; Mönkguth, im Eichenkranze, dem uralten, nie welkenden, Garz, Bergen, Gingst liegen versteckt im goldenen Ährenfelde. Das ganze, reizende Rundgemälde ist von dem klaren Spiegel des Meeres eingerahmt, und die Sonne im Abendroth schwimmend, schwebt wie eine große, demantflimmernde Kaiserkrone am Azur des Himmels und beleuchtet das Gemälde. Ringsum herrscht tiefe Stille, dann und wann von dem leisen Hauch des Abendwindes, der durch die Wälder rauscht, und die See zum leichten Wellenschlage anregt, unterbrochen. Die Natur schwelgt, wie eine Braut in geliebten Armen. Alles ist Harmonie. Das Abendroth wird immer brennender; die Sonne sinkt tiefer und tiefer; sie vermählt sich, nach glühendem Kusse, dem Meere, und die Nacht, von der blaufarbenen Dämmerung der Welt verkündet, entsteigt in dem schwarzen, sterngestickten Schleier dem Schoße des Oceans.

Am Abhange des Rugard, da wo er sich plötzlich in einen Hohlweg senkt, findet man zwei zierliche Mädchen-Füße dem Granit eingeprägt. Sie konnten immer der Tänzerin Taglioni angehören; sie sind weit balletartiger, als sich für eine Ruganerin ziemt. Ein alter Ruganischer Fürst soll hier, in Liebes-Wuth, ein Mädchen verfolgt haben, das, von aller Hülfe verlassen, am Abhange des Rugard die Hertha anflehete, ihr zu helfen. Hertha nahm sich der bedrängten Tugend an, und das Mädchen wagte den Sprung über den weitgähnenden Abgrund. Ihr Verfolger büßte sein sträfliches Gelüst mit dem Tode in der Tiefe; und die Fußstapfen des holden Flüchtlings gewahrt man von dem Augenblicke an im rauhen Stein des Rugard.

III. Der Herthasee.

Eine kleine halbe Stunde von Stubbenkammen, in Mitten der Gegend, welche den Namen Stubnitz führt, liegt jener See, welchen Kosegarten für den Herthasee erkennen wollte, dessen Tacitus gedenkt. Todtenstille herrscht rings umher; Opfersteine, an den Blut-Rinnen kennbar, liegen an seinem Gestade, das hoch empor steigt, und nach einer Seite hin einen Wall bildet, der selbst über die uralten Eichen emporragt, die aus finsterer, grauer Zeit in die lichte Gegenwart herüber schritten, die Odins Reich schaueten und die Kämpfe für das Kreuz und die heilige Kirche, und die nun, obwohl das Haupt mit dem frischen Grün des Lebens umkränzt, dastehen, wie alte Helden, deren Zeit vorüber. Die deutschen Eichen sind, nach der französischen Zeit, noch einmal von Ahrend und allen denen, die sich so gern an die Vergangenheit wenden, in Ansehen gebracht worden; im übrigen werden sie nur zu Bauholz und Gedichten benutzt. Auch die Eichel-Mast gedeihet vortrefflich in Deutschland.

Der Wall von der Ost-Seite des See's, den die jetzigen Ruganer Bergsee heißen, scheint einen Tempel umschlossen zu haben, vielleicht den Tempel der Hertha, die aus dem stillen Gewässer emporstieg mit ihrem Wagen und Dienern, um den Umzug zu halten im Lande, mit dem weißen Stiergespann. Der Schooß des dunklen, geheimnißvollen Sees nahm späterhin die Göttin mit Dienern und Wagen wieder auf, wenn ihre Zeit vorüber. Alljährlich einmal wurde ihr von der jungfräulichen Priesterin das Blut-Opfer dargebracht, damit sie sich nicht von den Sterblichen wenden möge, damit sie ihren Pfad durch die Gauen fortsetze, und die Streitart ruhe.

Hertha, die milde Göttin, ist nun schon seit Jahren nicht mehr aus der Tiefe des alten See's emporgestiegen. Ihre Priester machten den Priestern der christlichen Lehre Platz, und ließen diese über Krieg und Frieden entscheiden. Am Ende wurde dem Priesterthum die Entscheidung über Krieg und Frieden ganz und gar genommen, und man erhielt andere Leute zu Richtern über Leben und Tod der Völker. Die Kabinette entstanden und die stehenden Heere; Alles wurde aufgeboten, den Frieden zu erhalten. Man bedarf jetzt keiner Hertha mehr. Will man einmal Krieg, muß man Schlachten schlagen, so spricht man offen und frei: „es gilt der National-Ehre." Früherhin betrog man die Völker, und sprach: „Hertha hat ihr Antlitz abgewendet, sie haßt euch, sie nimmt den Frieden von euch; ihr müßt kriegen."

Die Antiquitätenkundigen sind freilich nicht einig, ob Rügen die Insel, auf welchem vor Zeiten der Hertha-Dienst geübt wurde, oder Fühnen, oder endlich Helgoland (Hoseta's Eiland)? So viel scheint mir indeß gewiß, daß am Bergsee irgend ein Heiligthum des stürmischen Götzendienstes stand. Die Opfersteine sind nicht durch Zufall hieher gekommen. Sie beweisen, daß hier ein Tempel war; und das wallförmige Gestade, welches den todten See umschließt, ist offenbar von Menschenhänden zu seinem Schutze errichtet. Man wollte das Gewässer von der umliegenden Außenwelt scheiden, und die Jahrhunderte, die über den See hinweg zogen, haben diese Scheidewand nicht zerstört. Er liegt in schauriger Abgeschlossenheit, und selbst der Orkan, wenn er über Meer und Land zieht und die alten Eichen-Haine aufrüttelt mit wilder Kraft, saus't spurlos über den Wall des Sees dahin, und bewegt höchstens die Gipfel der Eichen und Buchen, die an seinem Gestade stehen. Selten mag die hier herrschende Grabes-Stille unterbrochen werden, wenn nicht neugierige Reisende ihre Schritte hieher lenken, oder Seevögel daselbst einen Zufluchts-Ort suchen gegen den aufziehenden Sturm. (Forts. folgt.)

Buntes.

Ein indischer Wallfahrtsort. Ich habe eine besondere Leidenschaft, alle berühmten Wallfahrtsorte zu besuchen; man lernt an solchen, wo Tausende von Helmans (freilich nicht äußerlich blind, — zwar nicht pfahlblind, aber doch so ziemlich stockblind, wie Lanzelot Gobbo meint —) zusammenströmen, um zu antichambriren, bis sie selbst hoffähig werden. Ich habe dem San Jago in Compostella meine Aufwartung gemacht und Madonnen von allen Couleurs, der schwarzen zu Alt-Oetting, der braunen zu Maria-Zell. Es stach mich der Kitzel, auch eine indische Wallfahrt mitzumachen. Der fromme Wahn hat am Ganges nicht um Haaresbreite geringeres Verdienst, als zu Loretto oder Einsiedeln; die Leidenschaft, sich zu Jaggernaut von den Rädern des Götterwagens zermalmen zu lassen, ist ebensowenig burlesk als der Willibrordstanz in Echternach. Deshalb wandte ich mich auch einmal nach Ostindien. Am Fuße von Vorbergen, die wie Terrekmauern und Widerhalte gegen die Firnen Thibets liegen, zeigt sich der Wallfahrtsort Hurdwar, wunderfreundlich durch die Reihen schmucker Häuser, die sich den Ganges entlang erheben, durch duftige Haine und deren gründämmernde Schatten, die sich brüderlich neben abentheuerlichen Säulenreihen, über die Fluthen breiten, in ihnen spiegeln. Zur Fernsicht zeichnen sich in scharfen weißen Conturen die Hochalpen. Die Saison der Pilgerfahrten hat begonnen, alle Straßen wimmeln von Gläubigen, die sich hoffen, von der Sühnkraft der Gangeswellen zu gewinnen, die sich alle zwölf erneuert. Rings verworrnes Tosen von Freudegeschrei, daß man die heilige Stadt, den heiligen Fluß erreicht hat. Rings auf der abgedachten Fläche Zelt an Zelt für alle, die in den Häusern keine Herberge mehr finden, und wer kein Zelt erschwingt, macht den Baum des Haines zum Hause, und streckt sich in die würzigen Schatten hin; so viele Mundarten schwirren hier bunt durcheinander, daß du an Babels alte Fabelzeit zurückdenkst. — Mittlerweile ist der Zeitpunkt gekommen, den die Sternkundigen als günstig bezeichnen, wann die Waschung im Ganges volle Sühnkraft übt. Allenthalben auf Verandahen, Galerien und flachen Dächern siehst du jetzt Braminen, die von den Pilgern den Ablaßtribut erheben, mitten im Flusse selbst, auf eigens erbauten Gerüsten fungiren sie weihend während der heiligen Bäder, und auf sechzig Stufen, die in den breiten Wasserspiegel führen, wimmelt es von frühem Morgen bis zum späten Abend von auf- und niedersteigenden Pilgern, und tausendfach schallt der Freudenruf: „Wah! Wah!“ — der Entsündigten. — Es konnte nicht fehlen, daß auf einem solchen Zusammenfluß von Menschen auch der Handel seinen Vortheil zog. Die Messe von Hurdwar ist im ganzen Morgenland berühmt und zieht ebensoviele Spekulanten herbei, als die Heiligkeit des Ortes Gläubige. Da werden kostbare Edelsteine ausgelegt, in allen Regionen Asiens gewonnen; dort prangen — neben Stoffen aus englischen Fabriken, Gewebe aus Cachemir, selbst die feinsten Artikel, die der pariser Luxus ausraffinirte, haben nach diesem Winkel Asiens ihren Weg gefunden. Dort wieder scharren windflüchtige, schlankhalsige edle Renner von den Küsten des rothen Meeres, neben der bescheideneren kleineren Race von Cachemir und Cabul, — hier der gigantische Elephant, hier das Kircarrah, jenes dauerhaltigste seiner Kameelbrüder, das 100 Meilen ohne Raststunde durchmißt; und neben diesen Aristocraten der Thierwelt gewahrst du jene Proletarier, die Ochsen, Kühe, Hämmel, persische Hunde und Katzen sogar. Und von weit dahinter gemahnt dich dumpfes Gebrüll an die Demagogen der Wildniß, Löwen und Leoparden, — die aus ihren Käfigen um Freiheit schrei'n.

Die Dichter Amerika's. Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika eignen sich in ihrer so gänzlich materiellen Organisation bekanntlich wenig für die Poesie. Die Interessen der Humanität werden daselbst durch die klingenden Interessen begrenzt, und was sich nicht auf soliden Werth reduciren läßt, was nicht nach Dollars aussieht, was nicht Dampfschiff oder Eisenbahn ist, was nicht auf Aktien gegründet werden kann, dies gedeihet spärlich in dem freien Amerika. Es ist nun einmal im Laufe der Zeit dahin gekommen; denn in Washingtons Fußstapfen, der sich allerdings die innere Organisation des Freistaats angelegen sein ließ, kommt Niemand. Die Freiheit war äußerlich festgestellt, und die dem Menschen angeborene Schlauheit benutzte dieselbe lediglich zur Sicherung materieller Vortheile. Amerika ist so ganz und gar praktisch geworden, daß, wer den Geist nicht unmittelbar zur Sicherung körperlicher Interessen anwenden kann, eine klägliche Rolle spielt in dem Lande verwahrloseter Humanität. Die amerikanische Freiheit trägt, statt des Bundeis Pfeile, einen Geldsack in den Händen, als Symbol, daß das Geld hier die Einigkeit erhalte, so lange — bis der Sack einen Riß bekommt, wie denn solches bereits vor einigen Jahren geschah, als die südlichen Staaten mit dem Norden, wegen des Tarifs, in Mißhelligkeiten geriethen. Das Loch wurde nur mit Mühe zugestopft. Amerika aber, das freie Amerika wird dereinst noch von dem Gifte, welches der Egoismus jetzt der Humanität eintröpfelt, den Tod haben; die Eisenbahnen und Dampfboote, der äußere Kultur, welche die Dollarherzen, des Verdienstes wegen, in's Leben rufen, der Welthandel endlich, den Amerika noch an sich ziehen wird, — Alles dieses wird kein Gegengift gegen den starren, kalten Eigennutz sein, der das Gepräge der amerikanischen Nationalität ist.

Die Eingeborenen der Urwälder, die im rohen Naturstande Aufgewachsenen hatten bei Weitem mehr Poesie aufzuweisen, als das ganze civilisirte neuere Amerika. Die große Lyrik der Natur sprach sie an, sie schöpften aus ihr einen unendlichen dichterischen Vorrath, und umhüllten die Barbarei mit jener poetischen Weihe, die sie geeignet machte für Cooper. Ihnen verdanken wir den „letzten der Mohikaner“, die „Prairie,“ den „Ansiedler“; ihnen verdanken wir die Romane Cooper's, die ihn als den Dichter Amerika's bezeichnen. Ueber das neuere Amerika, über das Amerika mit dem Congreß in Washington läßt sich schwerlich viel Poesie verbreiten. Philadelphia, New-York, Baltimore, Boston, es sind schöne Städte; in ihren Häfen liegen Schiffe aus allen Welttheilen; in ihren Mauern wohnen reiche Leute; die Handwerker stehen dort hoch im Preise; der Spekulation ist dort ein weites Feld eröffnet; aber die Humanität bettelt in ihren Straßen von Haus zu Haus, und die Poesie der Urwälder, die früher an ihrer Stelle standen, ist mit den Urwäldern ausgerottet. Amerika bietet keinen Stoff für Dichtung und Dichter; es ist — wie es dasteht — von dem Egoismus systematisch aufgebauet, ein großes Handlungshaus, mit Kaufherren und Factoren und Dienern, mit der Firma: „Verdienst;“ aber Menschen sucht man dort mit der Laterne vergebens. Alles ist in Amerika Maschine, und selbst die Freiheit und Gleichheit ist eine Maschine. Jedem muß gleiches Recht werden — dafür sorgt der Kongreß — aber man achtet nur den Mann mit der Million in seiner Geldkiste: die Menschheit wird nicht höher angeschlagen, als wozu sie im materiellen Streben zu gebrauchen ist. Alles wird nach Geld taxirt, Alles wird auf Geld reducirt. Geld ist der Nerv des amerikanischen Lebens.

Und doch hat Amerika seine Dichter; Dichter, die unter dem vernichtenden Einflusse des Handels emporreiften, Dichter, die auf dem Boden des Materialismus, auf dem steinigten Acker des rohen, praktischen Verkehrs gediehen. Ich will hier nicht von Cooper und Washington Irving reden; ich nenne hier nur die Namen: Dana, Percival und Bryant; Fitz-Green-Halleck, Drake, Lydia Henriette Sigourney, früher unter dem Namen Miß Huntley bekannt, Pierpont, Willis, der in diesem Augenblick Attaché der amerikanischen Gesandtschaft in Paris ist, W. Longfellow, Edward Pinckney, Marine-Offizier, Wetmore, Kaufmann in New-York, Samuel Woodworth, John Neal, und endlich James Nack.

Dana, Percival und Bryant gehören an die Spitze des amerikanischen Dichter-Reigens. Man muß an dem Ersten Geschmack, Grazie und die Geschicklichkeit in der Behandlung heiterer, oder melancholischer Gegenstände loben. Ein Vierziger an Jahren, war er früher Advokat, später Journalist. In beiden Wirkungskreisen, so trocken und langweilig sie in Amerika sind, ist ihm seine Phantasie erhalten; er lebt in diesem Augenblick in Italien, dem Eldorado der Dichter, seinen Geist labend an den Quellen des klassischen Alterthums. — Percival hat ein ärmliches, trauriges Leben gelebt. Man bestimmte ihn Anfangs für die Medicin, aber seine Neigung zur Poesie gab ihm eine andere Richtung. Er wendete sich den Musen ganz und gar zu, nachdem er bereits Militär-Arzt und Professor der Chemie gewesen war. Den dürftigsten Lebensverhältnissen verfallen, ist er unter allen amerikanischen Schriftstellern derjenige, dessen Poesie am natürlichsten und feurigsten auftritt. Er feilt wenig, und sein Talent ist mehr improvisatorisch. Unkorrektheiten und Längen entstellen beinahe alle Dichtungen Percivals; aber es sprüht Energie und Beredsamkeit aus ihnen, und sie überströmen von Saft und mächtiger Fülle. Hätten die Verhältnisse diesen Dichter begünstigt, wirkte die Kälte rings um ihn nicht so nachtheilig auf seine Gedanken ein, er würde sich zu den höchsten Inspirationen erhoben haben. — Fitz-Green-Halleck ist ein aus Connecticut gebürtiger Banquier. Bei aller seiner Spekularität im Materiellen, wodurch er sich ein bedeutendes Vermögen erworben, ist er dennoch in die Dichtung mit Geist und Geschick eingedrungen. „Fanny“, ein komischer Roman in Versen, mehre Satyren und das „Schloß von Alnwick“ sind von ihm. Man stößt in seinen Arbeiten auf eine humoristische Ader, einen kaustischen Scharfsinn, der sich jedoch mit den Farben der Poesie schmückt. — Der Doktor Drake (Rodman) entwickelt Grazie und Leichtigkeit in den Fragmenten, welche mehre Journale aus seiner zur Zeit noch nur im Manuscript existirenden Dichtung: „die strafbare Fee“ mitgetheilt haben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 69. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 21. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

Der Bischof lachte herzlich, während Carraccioli mit Schauder an den Unglücklichen dachte, der so plötzlich aus Glanz und Üppigkeit in den schmählichsten Tod gegangen war. „Lassen wir die Vergangenheit“ — hob der Bischof wieder an — „von Glück und Freude und Eurer künftigen Größe wollen wir reden, wenn Ihr Eure Gewalt über die Monarchin anwenden wollt, sie zu einem Testament zu bereden, welches das Lehnsrecht des heiligen Stuhles anerkennt und bestätigt. Das Fürstenthum Salerno, die Hand der schönen Nipotessa des heiligen Vaters, der Schutz der Kirche gegen alle Eure Feinde, und dabei vollständiger Ablaß Eurer Sünden, — das sind Anerbietungen, die Ihr hoffentlich nicht verschmähen werdet. Aber es ist Zeit zu handeln, ehe uns der Arragonier einen Strich durch die Rechnung macht. Der junge Herr hier hält sich für ausnehmend weise und politisch, aber wir haben ihn gleich erkannt und sind doch wohl noch etwas klüger.“

Da stieß der Wächter in sein Horn, Trompeten schmetterten und der Hufschlag zahlreicher Pferde ließ sich vor der Burg vernehmen. In seltsamer Mischung von Entzücken und Angst stürzte Signor Pangrazio in den Saal. „Die Königin, die Königin selbst!“ rief er athemlos — „unsere Gebieterin hält vor den Thoren! sollte ihre hohe Gnade für mein Haus, oder unverdienter Argwohn gegen meine felsenfeste Treue sie hierher führen?“ — „Gewiß nicht“ — erwiederte Carraccioli mit sicherer Heiterkeit: — „o dem Himmel sei Dank! Die Ankunft unserer gütigen Monarchin wird leicht auflösen, was uns schwer verwickelt dünkt.“ — Und mit freudiger Hast eilte er zu den Pforten der Burg, die eben dem Zuge geöffnet wurden, und kam noch gerade zur rechten Zeit, der Monarchin vom Zelter herabzuhelfen. Sie schien ermüdet bis zur Erschöpfung, und vermochte kaum, mit ihrer gewohnten Höflichkeit und Herablassung die Umstehenden zu grüßen, während sie sich schwankend auf Carraccioli's Arm lehnte und den knieenden Burgherrn aufzustehen bat. „Werde ich hier Ruhe finden?“ fragte sie sonderbar betonend ihren Führer, als er sie die hohe, steile Treppe mehr herauf trug, als führte. — „Sicher, meine edle, theure Gebieterin“ — antwortete Carraccioli — „aber ich durfte so großes Glück nicht hoffen, so überraschendes Heil, daß ich im Entzücken fast vergesse, wie nachtheilig die Anstrengung der Reise Eurer zarten Gesundheit sein dürfte.“ — „Das wäre Eure einzige Besorgniß?“ fragte Johanna wieder. Er sah sie befremdet an, und die Herzogin von Sessa, welche die letzten Worte vernommen hatte, — denn kräftiger als die Monarchin, und von sanften Gefühlen nie belästigt, war sie rüstig gefolgt, — betrachtete mit durchbohrenden Blicken den Gehaßten, während Johanna in einen Sessel sank, die Augen halb schließend. „Schickt die Frauen des Hauses zur Bedienung der Königin“ — sagte die Herzogin — „und Ihr, Signor Conte, verlaßt uns; Ihr seht, daß unsere Herrin Eurer nicht bedarf.“ Johanna richtete sich ein wenig empor und flüsterte ängstlich: „Morgen früh will ich Euch Gehör geben, recht früh.“ Carraccioli beugte ein Knie vor ihr

und sagte mit dem Ton der innigsten Besorgniß: „Meine huldreiche Gebieterin ist so tief bewegt, ihre Ankunft so plötzlich, so unerwartet, — und Ihr wolltet mich in dieser Ungewißheit, in dieser Angst um Euch wegschicken?“ „Geht, mein Freund,“ — erwiederte Johanna noch leiser und nach der Herzogin schauend, beinah wie ein Kind, das sich vor seinem Zuchtmeister fürchtet, — „glaubt an mein Vertrauen. Ich bin nicht krank, nur müde und traurig.“ „Euerm Befehl gehorche ich willig,“ — versetzte Carracioli, indem er sich erhob — „aber wer mir sonst gebieten will, den muß ich bitten, mich nicht für seinen Diener zu halten.“

„Habt Ihr gehört“ — fragte die Herzogin, als Carracioli das Gemach verlassen hatte — „was der unverschämte Emporkömmling, der Verräther seiner Wohlthäterin, zu äußern wagte?“ Johanna brach in Thränen aus. — „Nein, er ist kein Verräther“ — sagte sie schluchzend — „nur in seiner Abwesenheit kann ich Böses von ihm glauben; Aufrichtigkeit und Treue sprechen aus seinen edlen Zügen, niedrige Laster sind seiner hohen Seele fremd.“ „O ja!“ — erwiederte die Herzogin — „er ist sehr schön, sein Lächeln ist sehr verführerisch, selbst sein Trotz anmuthig; wer zweifelt daran, daß er Euch auf die zierlichste Weise die Krone vom Haupt nehmen werde, daß er sich so artig gebehrden kann, als Karl von Durazzo gegen Eure unglückliche Muhme. — Es ist schon ein böses Vorzeichen, daß Ihr denselben Namen tragt.“ Johanna fuhr krampfhaft erregt zusammen. — „O weg mit diesen abscheulichen Erinnerungen,“ — bat sie — „ich habe mit Fasten und Beten die Gräuelthat meines Vaters gesühnt und keine Seelenmesse für die geopferte Johanna versäumt.“

Jetzt traten die Damen des Hauses, Erfrischungen für die Monarchin bringend, herein, und Johanna vermochte es über sich zu gewinnen, Heiterkeit und Ruhe zu zeigen, was ein langes Leben unter wechselnden Verhältnissen und zwanzig Jahre auf einem oft wankenden Thron sie gelehrt hatten, fast nicht mehr als Zwang, sondern wie eine zweite Natur zu betrachten, deren äußere Erscheinung mit dem im Innern empörten Gemüth nichts gemein hatte. Doch konnte sie sich nicht enthalten, mit ahnender Aufmerksamkeit die wundervolle Schönheitsblüthe Livias zu betrachten, so daß die grausame Herzogin, schnell ihren Argwohn errathend, besondere, etwas unfreundliche Aufmerksamkeit auf das holde Kind richtete, und es mit scharfen, gebieterischen Fragen in Verwirrung zu bringen strebte.

Die Königin befahl, die Kisten mit ihren kostbaren Gewändern, deren sie eine unzählbare Menge besaß, herauf zu bringen; denn auch bei ihren eiligsten Reisen, selbst damals, als sie vor ihrem Gemahl und vor Ludwig dem Zweiten zu fliehen sich genöthigt sah, mußte diese Armatur zum Sieg der Schönheit ihr um jeden Preis folgen, so wie die hundert Eselinnen, deren Milch ihr zum Bade diente, um, wie die gelehrte Fürstin vielleicht in lateinischen Schriftstellern von der Gemahlin des Kaisers Augustus gelernt hatte, wo möglich die verhaßten Runzeln bis in das späteste Lebensalter zu verbannen. Die Königin entließ hernach die Damen, die Wachen nahmen ihren Platz auf den Gängen, die dienenden Frauen im Vorgemach, und die tiefste Stille herrschte bald in der Burg, damit nichts den Schlaf der Königin störe, der aber ihr leidenschaftlich bewegter Sinn wenig Ruhe vergönnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kilmacrenans-Felsen.

(Schluß.)

Wohl hundertmal des Tages
 Denkt Con Mac-Gilligan:
 „Des Kobolds Wort zu trauen,
 Ziemt's wohl 'nem klugen Mann?“

Von tück'schen Elfenstreichen
 Die ganze Litanei,
 Die Abends er vernommen
 Am Torfherd, fällt ihm bei.

Die Sage von Kieselsteinen,
 Wie Hühnereier groß,
 Die an die Ohren geflogen,
 Bricht Kobolds Ingrimm los. —

Die Sage vom Eichenprügel,
 Durch unsichtbare Hand
 Recht nachdrücklich regieret,
 Die ist ihm wohl bekannt.

Doch von gezeigten Schätzen,
 Hört' er kein Sterbenswort.
 Und doch klingt Elfens Lockung
 Stets in den Ohren fort.

„Freund Con, wie soll das werden,
 Mit Ablaß und mit Beicht?
 Mit Geistern zu handthieren,
 Der Priester nimmt's nicht leicht.“

„Ei was, ich geh' zum Elfen;
 Wenn der Moidoren zeigt,
 So weis' ich die dem Pfaffen,
 Und, gilt's die Wett', er schweigt.“

„Und auf 'ne Tracht von Prügeln
 Kommt's auch nicht weiter an.
 Und vor 'ner Beul' am Kopfe
 Zagt auch kein braver Mann.“

„Wenn's Stein und Prügel regnet,
 Fort bin ich wie der Wind.
 Der Kobold soll gewahren,
 Wie flink wir Schneider sind.“

Er ging nach dem Felsen von Doune
 Am Aller-Seelen-Tag,
 Genau, wie der Elf geboten,
 Zum zehnten Glockenschlag.

Daß heimlich er gebetet
 Credo und Ave Märie,
 Die Nachbarn sagen's alle —
 Gestanden hat er's nie.

Als bei der Felsenecke
Er an der Eiche stand,
Da schlug ihn eine Eichel
Recht tüchtig auf die Hand.

Der Schneider schrak zusammen,
Schlug wild die Augen empor.
Da saß der Gnom im Laube,
Just über'm Elfenthor.

Ein Bübchen, gehüllt in Seide
Und in gerissnen Sammt,
Trug, wie ein Junker, 'ne Schärpe
Mit Zindeln und geflammt.

Der tanzte auf den Zweigen,
Und warf ihm Kußhand zu:
„Willkommen, Herzens-Schneider,
Ich bei dir im Nu!“

„Das freut mich, lieber Junge,
Daß du Vertrauen hast;
Ich will dich auch besser bewirthen,
Wie der König seinen Gast.“

„Den Erdschwamm, den ich reiche,
Nimm in die lin?.“Hand.
Solch langer Kerl, wie du bist,
Paßt nicht in's Gnomenland.“

„Halt' fest ihn in der Linken,
Dann schrumpfst du plötzlich ein.
Bist du von meiner Größe,
Dann schlüpfe hinterdrein.“

„Doch hüte dich vor Allem,
Sprich Gottes Namen nie,
Bet' auch kein Vater-Unser,
Kein Credo, kein Ave-Marie.“

Zu Hause magst du's plappern,
Von Früh bis Abends spät.
Hier bist du mäuschenstille,
Sieh zu sonst, wie dir's geht.“

Der Führer nahm den Schlüssel,
Und eh' ein Frauenmund:
„Jak Robinson“ sprechen konnte,
Weit auf die Thüre stund.

Con Mac mit off'nem Maule
Trat ein in den Pallast.
Das Glitzern und das Funkeln
Stockblind macht es ihn fast.

Das war 'ne Pracht! Nicht David,
Nicht König Salomon,
Nicht König Georg — Gott segn' ihn
Noch lang auf Englands Thron! —

Nein, alle dreie haben
Nie halb so schön gewohnt,
Wie hier, wo Wand und Diele
Mit Bergkristall gebohnt,

Wo Säulen von Topasen,
Und Simse von Rubin,
Kronleuchter von Demanten
In tausend Strahlen glüh'n.

„Nun,“ sprach der Gnom, „Freund Schneider,
Was sperrst du Maul und Nas'?
Sack' ein die Diamanten,
Die sind kein böhmisch Glas.“

„Nun,“ sprach der Gnom, „Freund Schneider,
Was sperrst du Nas' und Maul?
Sack' ein die Randdukaten,
Bist sonst ja nicht so faul.“

Con wacht wie aus dem Traume
Bei diesen Worten auf,
Und schiebt in seinen Ranzen
'nen ganzen Guineen-Hauf'.

Das war ein rechtes Wunder:
Ward auch das Kerlchen klein,
Der Schubsack blieb der alte —
Es ging genug hinein.

Dem Schneider schliefen vor Nassen
Zuletzt fast ein die Händ'.
„„Gott sei gedankt! jetzt hab' ich
Genug bis an mein End.““

Und kaum hat Plappermäulchen
Den Namen Gottes genannt,
Da prasselt es wie Donner,
In Trümmer stürzt die Wand.

Die Lichter all verlöschen,
Der Gnom ist blitzschnell weg.
Und auf die Nase plumpet
Con Mac halb todt vor Schreck.

Die ersten Sonnenstrahlen
Zieh'n übern Donne herauf,
Da schlägt erwachend der Schneider
Langsam die Augen auf.

Es dreht sich ihm im Kopfe
Wie'n Töpferrad herum.
Er reibt sich oft die Augen,
Und guckt sich zweifelnd um.

„„Hier ist die alte Eiche,
Und hier das Elfenthor.
Wo hab' ich denn gestern getrunken,
Daß ich den Kopf verlor?““

„„Was hab' ich für tolle Dinge
Vom Gnomenschloß geträumt!
Wie ich Guinee'n und Perlen,
In meinen Sack geräumt.““

Auf richtet er sich allmählig,
So schwer — „„Juchheissasa!
Solch Träumen will ich loben —
Noch sind die Guineen da!““

„„Ei du verständ'ger Kobold,
Das hast du gut gemacht!
Nun rasch zur Frau nach Hause —
Und Irland, gute Nacht!““

„„Denn, was bei Tag der Teufel
Hat auf dem Rücken gebracht,
Das schleppt er unter'm Bauche
Ganz heimlich weg bei Nacht.““

„„Drum, marsch Freund Con, nach Derry,
Dann nach New-York geschwind.
Kein Elf kann über's Wasser,
Das weiß ein jedes Kind.““

Mit vollem, steifem Winde
Ging's nach New-York jetzt fort,
Und ist er nicht gestorben,
Lebt Con noch heute dort.

Literatur-Notizen.

*** So eben hat ein neues Werk Washington Irving's die Presse verlassen (bei Galignani in Paris.) Es führt den Titel: „A tour on the prairies." Den deutschen Freunden W. Irving's, welche schon lange einem neuen Werke dieses geistreichen Genremalers entgegensahen, wird es angenehm sein, zu erfahren, daß die oben genannten amerikanischen Reiseskizzen Irving's baldigst in deutscher Uebersetzung bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinen, und sich (mit Irving's Portrait geschmückt) der bekannten wohlfeilen Gesammtausgabe der Irving'schen Werke anschließen werden.

*** Ein Verein israelitischer Gelehrter wirkt bei der Herausgabe einer wissenschaftlichen jüdisch-theologischen Zeitschrift, deren erstes Heft nächstens aus der Sauerländer'schen Offizin erwartet wird. Möge es den Mitarbeitern (Dr. Creizenach in Frankfurt a. M., Dr. Jos. Dernburg in Mainz, Dr. Formstecher in Offenbach, Dr. Abr. Geiger in Wiesbaden, Dr. Herxheimer in Bernburg, Dr. Jost in Berlin, Dr. Klev in Hamburg, Dr. Levi in Gießen, Munk in Paris, S. J. Rapoport in Lemberg, Dr. Salomon in Hamburg und Dr. Zunz in Berlin, — bekannte, ehrenwerthe Namen —!) durch treues und einmüthiges Zusammenwirken gelingen, die Sache der Wahrheit, vielen Nebeln und Vorurtheilen gegenüber, in ihr heiliges Recht einzusetzen, und das zersplitterte, zerrissene Volk wenigstens vorerst im Geist wieder zu einigen! Mögen solche Bestrebungen, die aus reinem und edlem wissenschaftlichem Ernst emporwurzeln, bald zu reichen, gesegneten Fruchtbäumen werden!

Buntes.

*** Die Dichter Amerika's. (Schluß.) — Uebrigens erscheint die Leidenschaft bei allen amerikanischen Dichtern, und selbst bei Percival, weniger intensiv und lebendig, als bei den englischen Schriftstellern. Edgar Dana — den mehre Kritiker als den Ersten unter den amerikanischen Poeten bezeichnen, bekundet mehr eine träumerische Imagination, einen meditativen Philosophen, als eine leidenschaftbewegte Seele. Seine vorzüglichste Dichtung ist der „Buckanier." Allein die Art und Weise, mit welcher er hier das Piratenwesen und die Räuberei schildert, genügt dem Leser schwerlich. Zurückgezogen, friedlich und bescheiden, wie er lebt und ist, vermag er es nicht, sich in das blutige Chaos, in das wilde, aufgeregte Leben, welches seine Dichtung schildern soll, zu versetzen, oder gar mit demselben zu sympathisiren. Natürlicher und wahrer enthüllt sich sein Talent, wenn sein Aufschwung melancholisch und sanft ist, nach Art der Taube, die zu den Wolken emporsteigt. Der „alte sterbende Rabe" ist ein Meisterwerk in seiner Art. Mistriß Sigourney ist das einzige Frauenzimmer, welches sich in Amerika mit der Poesie befaßt hat. Eine reiche Heirath war die Belohnung ihrer dichterischen Bemühungen; übrigens verdankt sie dieses Resultat weniger der Kraft ihres Genius, als der in ihren Kompositionen herrschenden strengen Sittlichkeit. — Pierpont ist ein geschickter Prosaist, und hängt als Dichter, der alten Schule von Pope und Rogers an. Seine Versifikation ist rein, und seine Erfindungskraft sehr fruchtbar. — Sprague, ein geborener Bostoner, übertrifft Viele seiner Landsleute an Erhabenheit des Genies. Er ist Kassirer in einem Banquier-Hause zu Boston. Die sonderbare Vollkommenheit seiner Dichtungen stellt ihn unter die Nachahmer, vielleicht unter die Rivalen seines Landsmanns, Campbell. — Willis verfaßte zuerst religiöse Dichtungen, die in großem Ansehen standen. Späterhin wurde er erster Redakteur einer „Revue", welche reussirte. Sein Gedicht: „der sterbende Alchymist" ist ein Meisterwerk. — W. Longfellow ist der Verfasser einer kleinen interessanten Schrift: „der Geist der Poesie." — Georges Washington Doane hat „die Gesänge im Freien" gedichtet, die eine kindliche und beinahe rührende Einfachheit athmen. — Brainard, welcher eine lebhafte Sensibilität und eine glückliche Leichtigkeit in der Versifikation beweist, hat nur für die Spalten seines Journals gedichtet. Die rauhe Nothwendigkeit verhinderte ihn, sich zu höherem Fluge zu erheben. — Samuel Woodworth schrieb populäre Lieder, die in ganz Amerika verbreitet sind. — John Neal ist der Verfasser „der Geburt des Dichters." — James Nack endlich, der taubstumm geboren ist, dichtete, kaum zum Jüngling herangereift, die „Legende von den Felsen."

Diese namentlich Angeführten sind bei Weitem nicht alle Dichter Amerika's; man gibt ihre Zahl bis auf zwei Hundert an. Im Allgemeinen ist die Moralität ihrer Dichtungen bewunderungswerth; aber die beiden Wörter: Poesie und Moralität sind nicht so synonym. So viel ist gewiß, daß die amerikanische Prosa, die so schwer auf allem Leben lastet, den gewaltsamen Ausbruch der Leidenschaften, der das Genie zu einem erhabenen Standpunkt emporführt, beeinträchtigt. Ein amerikanischer Byron ist unmöglich; und es wird lange dauern, bis die vereinigten Staaten, die nun einmal die Humanität — im eigentlichen Sinne des Worts — welche einzig und allein im Stande war, Poesie und Literatur, selbst bei der einfachen republikanischen Weise festzustellen, ausgeschlossen haben, bis diese vereinigten Staaten von dem einförmigen materiellen Standpunkte zu der Entartung der Sitten herabsteigen, die gleichfalls, indem sie den Leidenschaften einen Spielraum einräumt, die Poesie begünstigt. Amerika ist kein Griechenland und Rom; aber die Republik Amerika wird dereinst, wegen fehlender innerer Organisation, wie so viele frühere Freistaaten, dem Zahn der Zeit erliegen. Dann vielleicht, wann die Freiheit geopfert ist, mag die Poesie jenseits des atlantischen Oceans, erblühen. Sie wird sich aus dem Grabe jener erheben; statt daß man sie mit ihr in das Leben hätte einführen können.

*** Oeffentliche Gerichtsbarkeit bei den Pavianen. Ich hatte (erzählt ein neuerer Reisender) von einem Bekannten am Cap so manchen interessanten Zug aus dem bürgerlichen Leben der Paviane gehört, daß ich, um den letzten Rest meines Unglaubens zu vertilgen, beschloß, diesem Volk meinen Besuch zu machen. Ich erstaunte nicht gering, als ich (von zwei meiner Diener zu Roß begleitet), an der Grenze zwar keinen Schlagbaum aber doch (mit Vergunst) einen wahren Pavian von Douanier oder Vorposten gewahrte, der mir, obgleich die ganze Nation stumm ist, doch sehr deutlich zu verstehen gab: ich hätte als ein Ausländer in dem heiligen Reiche nichts zu schaffen und möchte mich meines Weges wieder scheeren, widrigenfalls man mir einen Laufzettel auf den Rücken schreiben würde. Ich machte denn also linksum, konnte aber doch nicht umhin, in einer geringen Entfernung wieder zu halten, weil ein verworrenes Getöse, (etwa wie in einem französischen Parterre) meine Aufmerksamkeit fesselte. Als ich umblickte, sah ich, daß das freie Volk der Paviane in Masse angerückt kam, um (wie ich gleich drauf bemerkte) seine Comitien zu halten. Rings im weiten Kreise standen die Paviane, ohne Unterschied des Ranges, Standes und Geschlechts, Herren und Damen ohne Prüderie neben einander, beide in einem Costüme, welches ich für Leserinnen nicht näher bezeichnen will, doch kann ich betheuern, daß die Idee von Schneidern bei jenen ehrlichen Leuten noch völlig unbekannt ist. Wie sehr wuchs mein Erstaunen, als auf den Wink eines Pavianes, in dem ich seiner Größe halber den Präsidenten vermuthete, einige Pavianische Jünglinge herbeigeschleppt wurden, bei welchen mich weniger ein gewisser Ausdruck von Verschmitztheit oder Kläglichkeit, als von Dummheit augenblicklich überzeugte, daß sie sich irgend eines Haupt-Verbrechens schuldig gemacht hatten. Und es war auch so. Sie mußten nämlich in der Mitte auf den Sand knieen, während zwei bedeutende Paviane, Männer von großer Gelehrsamkeit, — wie es schien, ihre Vertheidigung übernahmen; die Advokaten sprachen zwar kein Wort, plaidirten aber doch äußerst verständlich, indem sie die Verbrechen ihrer Klienten nachbildlich durch Mimik darstellten und in derselben zugleich die entschuldigenden Motive entwickelten. Wie es mir schien, so handelte es sich um einen Diebstahl und ein andres sehr delikates Verbrechen, welches ich nicht näher bezeichnen will, und ich glaubte zu bemerken, daß der Präsident während der Verhandlung sich — dieselben Dinge erlaubte, wogegen jedoch in der ganzen Versammlung niemand etwas einwendete. Als die Vertheidigung nach Pavianischer Sitte mit einem Ballet beschlossen war, erging der Urtheilsspruch, der Präsident verdammte die beiden armen Sünder zum Strange und übergab die Bassschlinge dem Executor. Hier lernte ich die Gerechtigkeitsliebe dieser edlen Nation erkennen, denn in demselben Augenblick erhob sich ein tausendstimmiges, furchtbares Gebrüll und jeder aus der Versammlung wollte der erste sein, um die Verurtheilten zu zerreißen. Die letzteren ergriffen jedoch die Flucht und ihre Weisheit führte sie in meine Nähe. Natürlich erklärte ich sie im Augenblick als unverletzlich und sanctionirte dies durch einige gegen die Nation gerichtete Flintenschüsse, worauf die Gerechtigkeitsliebhaber (unbeschadet ihres angebornen Muths) mit Verachtung von ihren sündigen Brüdern und von mir zurückwichen. Meine beiden Schützlinge folgten mir nach der Capstadt und von da nach Europa, und vielleicht gelingt mir's, bei Muße von ihnen nähere Details über die Sitten und Bräuche dieser merkwürdigen Nation zu erhalten, die ich seiner Zeit mitzutheilen nicht verabsäumen werde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer

№ 70. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 23. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Fortsetzung.)

Das Morgenroth glühte über den Bergen, die saftigen Blätter der Orangenbäume wiegten sich üppig in der erfrischten Luft, als Carracioli, den Ruf zu der Königin erwartend, in den Laubgängen um die Burg auf und nieder schritt. Ein seltsames Gefühl, das allen Hoffnungen widersprach, denen er sich doch fast mit Gewißheit überlassen durfte, beengte seine Brust; zu allem Glanz, der seine Bahn umstrahlte, war ihm nun noch der Liebe beseligendes, hellschimmerndes Gestirn aufgegangen, und doch bedeckte ein trüber Nebelschleier die rosigen Träume, welche ihn noch gestern überall umgaukelten. Da trat der Hausherr bleich und verstört zu ihm. „Sagt mir um der heiligen Jungfrau willen,“ — hob er leise an — „was soll es mit den Menschen geben, die ich in der Burg verberge? Die Späheraugen des königlichen Gefolges werden bald auf der Spur sein.“ — „Schlimmer als hundert Aufpasser zusammen ist die Herzogin von Sessa,“ — bemerkte Carracioli nachdenkend; — „die Andern kennen wenigstens den unglücklichen König Jakob nicht mehr.“ „Meint Ihr die dürre Dame, welche gestern neben der Königin sich brüstete?“ fragte Signor Pangrazio, — „die ist schon jetzt wie ein Gespenst überall umhergestrichen, und die Augen funkeln ihr, wie Kohlen; sie fragt Jeden, befiehlt Jedem, und scheint sich gar nicht um Würde und Anstand zu bekümmern.“ — „Vor ihr ist kein Verbergen möglich,“ — versetzte Carracioli, — „schafft nur eilig den arragonischen Ritter, und den jungen René hinweg.“ — „Der Ritter ist gleich heute Nacht entflohen,“ — antwortete der Burgherr — „aber der Starrkopf René will nicht weichen; er glaubt, schon allein durch seine Lieder könne er, wie Orpheus, die Dämonen der Unterwelt bezwingen und den Haß der Todfeinde mildern.“ — „Was König Jakob betrifft,“ — fuhr Carracioli fort — „so halte ich für das Sicherste und Ehrenvollste, der Königin kein Geheimniß aus seiner Anwesenheit zu machen, da man den kranken, bejammernswerthen Mann auf keine Weise ohne Unmenschlichkeit fortbringen kann.“ „Wollt Ihr mich in's Verderben stürzen,“ — wehklagte Signor Pangrazio — „wollt Ihr mein Todesurtheil sprechen? Ihr müßt ja wissen, daß sie ihn grimmig haßt, daß er sie einst gefangen hielt, daß er ihren Liebling, den schönen Mundschenk Pandolfello, enthaupten ließ, und daß sie selbst vielleicht nur durch ihre Schlauheit einem ähnlichen Schicksal entging; und habt Ihr denn vergessen, welche Plane Euch gestern entwickelt wurden, sollen die feinsten Berechnungen meiner Staatsklugheit zerstört werden?“ Unmuthig wandte sich Carracioli ab, da Signor Pangrazio in solcher bedenklichen Lage doch wieder sein Steckenpferd bestieg, und gewahrte die Herzogin von Sessa, die, unermüdlich umher suchend, auch auf diese Stelle gerathen war, indessen mußte sie nichts von der vorhergehenden Unterredung vernommen haben, denn sie kämpfte noch sichtlich mit allen Qualen der Neugierde.

„Signor Pangrazio“ — begann sie sogleich hastig und äußerst verstimmt — „die Frauen der Königin beklagen sich über die Geringschätzung, welche man ihnen bewiesen; sie haben die Nacht in einem elenden,

engen Zwinger zubringen müssen; auch für die Edelknaben ist schlecht gesorgt worden, und nun gar die Eselinnen der Monarchin, das nothwendigste Stück unserer Hofhaltung, wie erbärmlich sind sie in einem niederträchtigen Schafstall zusammengepreßt und mit etlichen Disteln bewirthet worden! Meint Ihr, es sei kein Unterschied zwischen dem Lastthier Eurer groben, kalabresischen Bauern, und den köstlichen, zarten Geschöpfen, die einen Saft, herrlicher als die kastalische Quelle, zu dem Bad der Königin liefern? Wenn sie heute in Folge der Vernachlässigung nicht genug Milch geben, so kann Euch das die Strafe des Hochverraths zuziehen. Seid Ihr Euch wirklich keines Unrechts gegen die königliche Majestät bewußt?" Die grauen, stechenden Augen der Herzogin durchbohrten dabei den zitternden Signor, und diese Mischung von bösartigem Spaß und argwöhnischem Ernst ließ ihn das Schlimmste befürchten. „Das ist ein schlechter Dank, Madonna," — sagte Carracioli — „den Ihr unserm wohlgesinnten Wirth bietet, der die unerwartete Gnade des Besuchs der Königin mit Rührung aufgenommen, und den Gästen die Thüren seines Hauses gern geöffnet hat." — „Alle Thüren?" — fragte die Herzogin — „daran möchte ich zweifeln; denn da ich diese Nacht nicht schlafen konnte, stand ich am Fenster und bemerkte, daß Ihr noch geheime Gäste beherbergt; ich sah einen jungen Ritter aus dem andern Flügel kommen und rasch sich zu Roß schwingen. Das Mondlicht schien ihm hell in's Antlitz, und bei meiner armen Seele! nie ist mir eine größere Ähnlichkeit vorgekommen, als der Ritter mit dem Arragonier Alphons hatte, nämlich wie dieser in seiner Jugend aussah, damals als er die Königin rettete, die goldne Kette aus Johannas eignen Händen empfing, die Frauen Neapels ihm Blumen streuten, das berühmte erste Testament gemacht wurde, und Alles am Ende doch nur Gaukelspiel und Blendwerk war. Was meint Ihr, Carracioli, ich habe immer gedacht, wir hätten dem Arragonier ehrlich Wort halten sollen, oder habt Ihr andere Gedanken? Möchtet Ihr lieber den Anjous huldigen, oder wollt Ihr einem andern Götzen den Thron bauen?" „Ich erwarte die Verfügungen der Königin, ohne mir voreilige Urtheile zu erlauben," — versetzte Carracioli. — „Freilich," — entgegnete die Herzogin, — „Ihr seid ungemein weise, fromm und demüthig, — für Euch selbst habt Ihr keine Wünsche; Ihr verlangt nichts, nicht einmal das Fürstenthum Salerno, weil Ihr zu bescheiden seid, um nach einem Besitzthum zu haschen, worauf meine Familie gegründete Ansprüche macht, und doch wollen Eure Feinde, obgleich gewiß lügenhafter Weise, behaupten, daß Ihr die Königin ermuntert, zu Euern Gunsten solche Ungerechtigkeit geschehen zu lassen." Sie würde noch länger mit Sticheleien fortgefahren haben, da Carracioli's Schweigen, Verachtung bezeichnend, sie immer heftiger reizte; aber eine der dienenden Frauen eilte athemlos herbei, den Grafen zu der Königin zu rufen. „Das war ja eigentlich mein Auftrag" — bemerkte die Herzogin — „aber ich glaubte, die Ankleidestunde der Gebieterin werde sich in die Länge dehnen; auch hätte der Herr Graf ehrerbietig im Vorzimmer harren sollen, statt umher zu schweifen. Doch noch eins, Carracioli, was treibt der Bischof hier? Verirrt? — das soll mir Niemand weiß machen, die geistlichen Herrn wissen überall den Weg zu finden; — hier sind Complotte geschmiedet worden." Sie hob drohend den Finger auf, aber Carracioli rieth ihr mit spöttischer Höflichkeit, diese Fragstücke dem Bischof selbst vorzulegen, und eilte mit scheinbarer Heiterkeit hinweg, obgleich der sichtliche Argwohn der boshaften, schonungslosen Frau, die so viel über Johannen vermochte, ihn dennoch drückte, um so mehr, da Signor Pangrazio in seiner Bestürzung und Hülflosigkeit bei der Herzogin allein blieb. —

Selbst die ernsten Geschichtschreiber jener Zeit haben nicht zu bemerken verschmäht, daß Johanna die Zweite in den Künsten des Putzes die seltenste Geschicklichkeit besessen, und heute hatte sie vollends alle ihre Zauberkünste aufgeboten, um theils die Spuren der angreifenden Reise zu verwischen, theils wie Racine so treffend in der Athalie sagt:

Pour réparer des ans l'irréparable outrage.

Doch gaben ihr Schmuck, falsche Locken, Schminke, Edelsteine in den zierlichsten Formen und wallende Spitzenschleier über dem purpurfarbenen Sammetgewand nur ein seltsames, zweideutiges Ansehn, ein Scheinleben, einen täuschenden Anflug von Jugend, dem doch wieder Gang, Haltung und Starrheit der Züge widersprachen. Sie empfing den Grafen so befangen, wie sie sich ihm noch nie gezeigt; denn sie wollte ihn ihre Ungnade fürchten lassen, und ihn doch zugleich weder betrüben noch entmuthigen. Ihm erschien dieses Benehmen fast der Schüchternheit eines jungen Mädchens nachgemalt, und es gehörte die ganze dankbare Verehrung, welche er der Königin geweiht, dazu, um ihn diese Erscheinung nicht lächerlich finden zu lassen.

Sie reichte ihm nicht wie gewöhnlich die Hand, sie grüßte ihn mit steifem Neigen des Hauptes, sie wollte seine theilnehmenden Erkundigungen nach ihrem Wohlsein überhören, und doch leuchtete ein inniges, wehmüthiges Gefühl aus ihren halbabgewandten Augen. „Es ist mein Geschick," — sagte sie endlich, — „oder vielmehr das Geschick aller Großen, daß wir nur Undankbare verbinden; seit dem Antritt meiner Regierung habe ich mich an diesen Gedanken gewöhnt und dadurch seine Bitterkeit abgestumpft, — aber ich glaubte an Ausnahmen, — und Ihr — doch wovon wollte ich reden? Ich wollte Euch fragen, warum Ihr meine Befehle nicht befolgtet? Was dieser lange Aufenthalt hier bezwecken soll, hier in dem öden Gebirge, wo Euch nichts fesseln kann?" „Ich wollte heute Morgen nach Reggio aufbrechen," — versetzte Carracioli etwas verlegen und zögernd. — „Es sind mir schriftliche

Warnungen zugekommen", — fuhr Johanna fort, — „aber ich kenne zu sehr den Neid und die Verläumdungen, mit welchen man die Begünstigten verfolgt, als daß ich solchen Anklagen leicht Glauben schenken möchte; auch sind manche Angaben albern und widersprechend; so droht man mir mit verborgenen Todfeinden, und das sind weder die Anjous, noch die Arragonier, sie wollen mich nur je eher je lieber beerben. Tödtlich hat mich nur ein Mensch auf Erden gehaßt, jener verruchte Jakob von la Marche; aber ich habe es ihm auch mit tödtlicher Feindschaft vergolten; ich hasse ihn, wie einen giftigen Basilisk, vor dem ich in die Hölle fliehen würde, sollte ich den Himmel mit ihm theilen. Aber Dank den gebenedeiten Heiligen! der Unmensch ist längst todt."

(Schluß folgt.)

Reminiscenzen vom Gestade der Ostsee.

(Fortsetzung.)

IV. Stubbenkammen und der Königsstuhl.

Eine lange Reihe von Felsen führt den Namen Stubbenkammen. Man trifft daselbst ein wohleingerichtetes Gasthaus, um die Reisenden zu beherbergen, die den Königsstuhl besuchen wollen, um sich der Aussicht auf den unabsehbaren Ocean zu erfreuen. Unweit jenes Gasthofes befindet sich jener in das Meer hinausspringende Felsen, der von Karl XII., dem starrköpfigen kühnen Schweden-König, den Namen Königsstuhl erhalten. Er pflegte daselbst der Ruhe, als er von Allen verlassen, aus der türkischen Gastfreundschaft, oder vielmehr Gefangenschaft in Bender zurückkehrte.

Den Fuß des hochaufsteigenden Felsen benetzt das baltische Meer, das in unendlicher Weite sich den Blicken enthüllt, von Fischer-Kähnen und Kauffahrern belebt, sonst einförmig und ohne Abwechselung für das Auge; es sei denn, daß die steigenden und fallenden Wellen, die im ewigen Spiele sich zu fliehen und zu haschen scheinen, für eine solche genommen würden. Es gibt bei dem Allen nichts auf Erden, was auffallendere Kontraste bieten könnte, als der Ocean. Sich selbst überlassen, nicht vom Sturm beherrscht, liegt er ruhig und harmlos da; ein großes, mächtiges Ungeheuer, das sich in phlegmatischer Behaglichkeit gefällt und mit den Wellen Kurzweil treibt, streckt er die Glieder auf weicher Ottomane des sandigen Grundes, unbekümmert um die Welt, und die schweren Lasten, welche das Pygmäen-Geschlecht auf seinen Rücken thürmt. Ein Bild der größten Apathie tritt er Einem entgegen. — Wie ganz anders aber ist der Ocean, wenn der Sturm ihn von dem Faul-Bette auftreibt, und er die Glieder streckt und dehnt, daß die Schiffe erbeben und ihnen die Rippen im Leibe krachen. Wie ganz anders ist er, wenn er immer mehr und mehr angeregt wird, wenn er sich gänzlich erhebt und das wellenumflossene Haupt schüttelt, wenn er immer gigantischer wird und himmelstürmender, und nun endlich dahinbraust mit allen Schrecknissen seiner Tiefe. Es ist der wilde Hochzeitsfeier des Orkans mit der See, die alsdann das Auge schaut, eine Hochzeitsfeier der glühendsten Leidenschaft, eine weltzerstörende. Die alte Stadt Vineta, die auf tiefem Meeres-Grunde ruht, soll das Opfer einer solchen Braut-Nacht geworden sein, und wenn ihre Feier von Neuem beginnt, so fliegt ein gespenstiges Schiff über den Ocean, und die Schiffer schlagen gläubig ein Kreuz und beten zu Gott: er wolle sie vor Unheil bewahren. Naturkundige heißen das Phantom die Fata Morgana.

Ich stand auf dem Königsstuhl, zu meinen Füßen den mächtigen Ocean, über mir den blauen Himmel mit der aufgehenden Sonne, um mich herum die tiefe Stille der Morgen-Feier. Karl XII. ruhete an dieser Stelle, dem Sturm und dem Meere Preis gegeben, doch gehalten von der Hand eines Höheren. Menschen-Hand hat ihn später in den Tranchéen von Fredrickshall vernichtet; er fiel durch die Kugel eines Meuchelmörders, die Brust an den Wall gelehnt; das Auge dem Feinde entgegen. Er war ein kühner König, ein Mann im ganzen Sinne des Wort's, ein Held im sturmgepeitschten Meere, wie der Königsstuhl, auf welchem er der Ruhe pflegte. Wie hätt' ich seiner nicht gedenken sollen an der Stelle, die ein Bild seiner Mannheit war? Ich läugne es nicht, eine Thräne des Schmerzes schlich über meine Wangen, daß der Mann seiner Zeit ein so klägliches Ende gefunden, von Meuchelmörder-Hand. Wie schön und würdig seines Lebens hätte er hier enden können, hier von dem brausenden Ocean umschlungen und in die Tiefe hinabgezogen, wie einst sicherlich der Königs-Felsen von Stubbenkammen dem Meere verfallen wird. Helden und Männer sollten eigentlich nur unmittelbar von der Hand des Höheren fallen, der sie hingestellt, den Menschen ein Zeichen, eine Oriflamme in der Finsterniß des Alltags-Lebens.

Ich sah die Sonne auf dem Inselberg in Thüringen dem tiefen Thale entsteigen, sich über die Berge emporringend, zum Zenith ihrer Höhe; doch schöner fast entsteigt sie dem Schaum des Meeres, Aphroditen ähnelnd, mit rosiger Wange, das Haar mit Demanten durchflochten. Das dunkle, nächtige Kleid des Oceans lichtet sich in der dem Tage vorschreitenden Dämmerung anfänglich zum Grau; die Morgenröthe bestreuet es späterhin mit den Rosen des Tages; und wenn die Sonne strahlend funkelt am Horizonte, erglänzt es anfänglich zwischen Silber und Gold, um bald darauf das blaue Kleid anzuziehen, welches ihm der Himmel herniederreicht. Der Wechsel geschieht allmählich, so daß die verschiedenen Tinten, nach und nach, in die eine letzte Farbe verschwimmen, die nur dann mit dem braungelben Negligé vertauscht wird, wenn ein Unwetter im Anzuge ist und der Grund des Meeres vom Sturme aufgewühlt wird.

Mit dem Emporschweben des Tages wurde die See, in der Nähe des Felsens, belebt. Fischer zogen auf ihren Kähnen hinaus, und die Netze wurden entfaltet. Schiffe, die bis dahin das Dunkel umhüllt, zeigten sich dem Auge, und der Ocean gewährte das mehr praktische Bild einer belebten Straße für den Welthandel.

V. Arcona und die Jaromars-Burg.

Das Vorgebirge Arcona, die nördlichste Spitze Deutschlands, erhebt sich zwei hundert Fuß über den Ocean, der, als ich diese Parthie Rügens besuchte, ziemlich bewegt an der Felswand vorüberrauschte, schäumend und gährend, als empfände er schon die Wehen des seinem Schooße sich entwindenden Sturm's, der, in der Nacht darauf, mit entsetzlicher Gewalt losbrach.

Unweit Arcona, ungefähr zwanzig Minuten von der Jaromarsburg, deren ehemaliger Standpunkt jetzt nur noch durch die Wälle angedeutet wird, die sie einschlossen, liegt eine Kapelle, in welcher während der Erntezeit Gottesdienst gehalten wird, und zu ihren Füßen, am Strande

des Meeres, das Fischerdorf Wot, welches gar demüthig und bescheiden neben dem gewaltigen Ocean erscheint, aber vertrauungsvoll auf das mächtige Ungeheuer schaut, das den Bewohnern von Wot den Unterhalt spendet. Man überläßt sich der Großmuth des Meer's wie der Wärter dem Löwen vertraut im Käfig. Auf dem wilden Elemente sind jene Fischer von Wot mehr zu Hause, als auf dem sicheren, festen Boden, und, ob die See auch häufig ein Opfer von ihnen heischt, es ist ihr Lebensglück, sich auf ihr zu versuchen, sie zu überlisten.

Die Jaromarsburg auf Arcona war die Residenz des slawischen Fürsten Jaromar, der Stralsund erbaute. In ihrer Nähe stand früher der Tempel des Götzen Rugievit, oder Swantevit, (Heiliges Licht) den die Ruganer als Haupt-Gottheit verehrten. Vermuthlich war der Gott, ein vierköpfiges Ungeheuer von riesiger Größe, mit Bogen und Füllhorn versehen, ein Symbol der Sonne, eine Art von Phöbus-Apollo, freilich in slawischer Grazie gehalten, der das Ungeheuere für schön galt. Waldemar I. von Dänemark, zerstörte den Tempel, und mit ihm sank die Priester-Herrschaft, die bis dahin mit ungebändigtem Fanatismus über Rügen gewaltet hatte, die hier ihren Hauptsitz aufgeschlagen und dem Christenthume so lange Trotz bot. Die Stelle der Jaromarsburg ist eine blutgedüngte Stelle, und sie steht darin dem heiligen Grabe nicht nach. Es wurde hier, zu Ehren des alten Swantevit, geopfert und geschlachtet, wie dort in der heiligen Stadt zu Ehren des Erlösers, als Gottfried von Bouillon sich den Titel eines Königs von Jerusalem holte. Der Glaube hat von jeher das meiste Blut gekostet. Nur war die Hierarchie des Heidenthums nicht so heuchlerisch, wie die der christlichen Lehre. Sie verlangte Blut und Opfer geradezu, und verwies auf Odin und Walhalla, auf Asgard und den süßen Meth. Aber die Priester des Christenthums sprachen von Glaube, Liebe und Hoffnung, und die Opfer wurden für greuelhafte Dinge erklärt, doch einen röthlichen, blutigen Krieg könne man, zur Ehre der Kirche, und zum Nutzen und Frommen der Pfaffen und Klöster, sehr wohl führen. Nun, auch das ist anders geworden.

Ich stand auf Arcona, und das Meer schlug gelbe Wellen, trübe, sandgefärbte Wellen, mit weißem Schaum belegt. Der Sturm war im Anzuge. Der Himmel hatte seinen düsterfarbenen Mantel umgelegt, den blaugrauen Regen-Mantel. Die Sonne hatte ihr Strahlen-Auge geschlossen, ein anziehendes Unwetter verkündete sich durch das ferne, in regelmäßigen Zwischenräumen sich wiederholende Gestöhne des Sturm's, der über das Meer einherschritt, es immermehr aufwühlend und brausen machend, als koche und siede es in seiner Tiefe. In die große Disharmonie, die über die Natur einbrach, mischte sich das Geschrei der Seevögel, die, eilenden Fluges, dem Strande zueilten und ein wirthliches Obdach suchten in den Felsen von Arkona, oder sich in dichten Schaaren am Strande reiheten. Fischerböte schifften dem Dorfe Wot zu, die weiß-gelbe Fluth durchschneidend in gewaltiger Hast, fast so schnell, wie die Vögel über ihnen. Es war das Vorspiel einer orkanbewegten Nacht, welche das Auge erschauete. Der Gesichtskreis wurde durch die sich senkenden Wolken bewegt, die weißen Kreidefelsen der Insel Mön schimmerten undeutlich durch den wolkigten Schleier, der sie umhüllte; Jasmunds waldgekrönte Hügel gewannen das Ansehen schwarzer Hünengräber und ihr leichtes Grün schwand vor dem Schwarzblau des Himmels, der sich immer tiefer und tiefer herabließ und das Meer zu beengen schien. Ich lenkte meine Schritte zu dem, eine halbe Stunde entfernten Dorfe Glutgarten, und fand hier freundlichen Schutz gegen die unwirthliche Natur, die in der folgenden Nacht mit allen Schrecknissen, die in ihrem geheimnißvollen Schooße ruhen, hervortrat.

(Schluß folgt.)

Artistisches Bülletin aus Frankfurt.

Die interessanteste Novität, welche sich im Laufe des März auf dem Frankfurter Kunstverein vorfand, — das große Altarblatt Julius Hübners, habe ich in diesen Blättern bereits ausführlich besprochen; mein Monatsbericht über die andern neuen Werke bildender Kunst wird daher um so kürzer. — Architektonische Veduten; a) der Friedhof von Basel. b) Das Portal der Kirche von Dijon. c) Das Innere der Gereonskirche in Cöln, von Mathieu (aus Paris.) Sie machen von vorneherein gerade keinen Anspruch auf den Rang erster Kunstleistungen, sind aber mit großer französischer Leichtigkeit hingemalt. Das Portal der Kirche von Dijon tritt nicht genugsam plastisch hervor, sonst wäre dies Blatt das beste.

Oppenheim (in Frankfurt). *Dolce far niente.* Eine italienische Familie, ihre Siesta haltend. Die Idee, welche dem Künstler vorschwebte, mag ihm allerdings ganz klar und in voller Einheit innegewohnt haben; der aufmerksamere Beschauer entdeckt jedoch in dem schlafenden Alten etwas gar zu deutlich das Modell (einen hiesigen Kärrner) und findet in der ganzen Composition eine etwas zu angenirte zufällige Zusammenstellung von Einzelnheiten. Das Colorit ist blendend, aber nicht gründlich und noch weniger harmonisch. Möge der talentvolle Künstler sich doch in der einer gewissen Richtung bewahren, die gar zu leicht zu Abwegen führt. Bei Genrebildern kommt es überdieß ja ganz besonders darauf an, eine bestimmte, concentrirte Idee als Eine hinzustellen, da die Radien derselben die Aufmerksamkeit so leicht zersplittern können.

Zwei Landschaften von L. C. Wagner. Ein sehr achtbares Wollen und Streben offenbart sich in diesen Bildern, denen jedoch der Nerv, die innere Poesie fehlt. Auch die äußere Behandlung weht mich frostig an; es ist keine Wärme, keine Vegetation, es ist zuviel Metallgeschmack in diesen Farben; die Bilder sehen aus, als wären sie nicht lasirt.

Portrait des Herrn Dr. Eduard Rüppell, von Joseph Binder. Ein meisterhaftes Bild: Die entschiedenste Wahrheit und Lebendigkeit in der Auffassung des ganzen Charakters, die höchste Kunst-treue in der Darstellung desselben. Binder versteht es, seine Portraits, abgesehen von allem individuellen Werth, zu absoluten Kunstwerken zu erheben, so wie er bei der Behandlung zwischen allzugroßer Aengstlichkeit und allzugroßer Leichtigkeit den glücklichen Mittelweg einschlägt. Was für ein geheimer Talisman mag ihn wohl dabei als Compaß leiten? Ein sehr einfacher, — nämlich: klarer Verstand, ein durch tüchtige Studien, sowie durch die belebende jahrelange Anschau von Meisterwerken geläuterter und gesunder Geschmack, und ein Respekt vor der Würde der Kunst, die man leider so oft blos als Spekulation betreibt und somit zum Handwerk macht. Dem Frankfurter wird das genannte Werk Binder's zweifelsohne doppelte Freude gewähren, da es das Antlitz eines Mannes dauernd verklärt, auf den Frankfurt mit Recht stolz sein darf.

Perugino's Kreuzabnahme, lithographirt von M. Hof (Lithograph. Anstalt von Stern in Frkft. a. M.) Eine mittelmäßige Leistung. —

Noch kann ich endlich nicht mehr versäumen, an diesem Orte auf den bei Jügel erschienenen rheinischen Sagenkreis aufmerksam zu machen, welcher 21 Umrisse enthält, nach Zeichnungen von Rethel in Düsseldorf, lithographirt von Dielmann. Ich halte es für eine glückliche Idee, auf die vielen landschaftlichen Rhein-Reminiscenzen endlich auch ein Album historischer Compositionen, die sich auf die Sagen des deutschen Stromkönigs beziehen, folgen zu lassen und bezweifle nicht, daß diese Idee allgemein ansprechen werd. Die Mehrzahl der Zeichnungen empfiehlt sich durch Phantasie, Geschmack und Gewandtheit des Künstlers, bei einzelnen wünschte ich gewisse modern-alte Bizarrerien weg, die an Theaterfiguren, Heideloff und Comp. u. s. w. erinnern. Die Gedichte, welche den Cyclus begleiten, sind im leichten Volkston entsprechend behandelt. Die typographische Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 71. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 24. März.

Das letzte Jahr einer Herrscherin.

(Schluß.)

Die Königin holte tief Athem, und Schauder und Abscheu sprachen so furchtbar aus ihren Zügen, daß Carracioli es jetzt nicht wagte, mit der vorgehabten Entdeckung hervorzutreten; er suchte nur durch Versicherungen seiner Treue, durch Betheurungen seiner ewigen Dankbarkeit die heftige Wallung der Königin zu besänftigen, und er gewahrte bald, daß sie ihm ruhiger zuhörte, dann bewegt ihn ansah, und zuletzt die hervorquellenden Thränen zu verbergen strebte. Nun warf sich Carracioli zu ihren Füßen und wollte sein Verhältniß mit Livia der großmüthigen Monarchin bekennen; doch ehe das Geständniß seinen Lippen entschlüpfte, gedachte er der unseligen Herkunft der Geliebten, fürchtete, zu viel zu verrathen und schwieg verwirrt. Johanna betrachtete ihn mit Rührung, ihre erzwungene Kälte schmolz vor seinen feurigen Blicken; sie seufzte, suchte sich zu fassen, und sagte dann: — „Ja, ich will es Euch bekennen, daß nicht der Verrath mich erzürnte — ach, mein Leben ist so oft dadurch getrübt worden; nicht die Gefahr mich erschreckte; ich fühle etwas in mir von dem Heldenmuth meines Bruders Ladislaus, und mein Thron steht fest, trotz der Bemühungen meiner Feinde; — aber tief betrübte mich der Gedanke, daß der Mann, dem ich vorzüglich wohl wollte, dessen Treue und Ergebenheit ich arglos vertraute, dessen Freundin ich mehr war, als seine Gebieterin, daß dieser Auserkorene meinen Feinden Gehör geben konnte, das schmerzte mich, wie der Dolch des Brutus den unerschrockenen Cäsar schmerzte, nur darum, weil er ihn geliebt hatte.“ „O meine Königin, meine huldreiche Herrin!“ — rief Carracioli mit leuchtenden Augen — „und Ihr könntet nach solchem Vertrauen mich verstoßen? Stellt mich meinen Anklägern gegenüber, und wenn das geringste Vergehen gegen Euch auf mir haftet, so will ich mich jeglicher Schmach unterwerfen; wie ein Elender will ich mich von der Sonne meines Lebens, von Euerm Angesicht, verbannen lassen.“ „Damit würde ich mich selbst strafen,“ — erwiederte Johanna leise; — Carracioli sah zu ihr auf, sein Auge glühte, hochherzige Begeisterung flammte aus seinen edlen Zügen. — „Nein, nimmer will ich Euch verbannen“ — fuhr Johanna fort, hingerissen von ihrem langbekämpftem Gefühl — „ich kann nicht ohne Euch leben; aber so hoch will ich meinen Freund stellen, daß der Haß ihn nicht mehr stürzen, der Neid nicht mehr erreichen kann; keine Anklage darf sich mehr gegen den Mann meiner Wahl erheben. Bin ich nicht frei, und die unumschränkte Herrin dieses Landes?“ Sie streckte den welken Arm unter dem weitgefalteten, dunkelrothen Gewand hervor — „hier reiche ich Euch meine Hand als — meinem Gemahl und Neapels König.“ —

Wie von einem Blitzstrahl getroffen, starrte Carracioli die Königin an; alle Hoffnungen, alle Plane und Erwartungen sanken in den Staub vor dieser furchtbaren Gunst, die er nicht annehmen konnte, nicht abweisen durfte. Johanna schwieg ebenfalls, die feurigste, entzückteste Antwort erwartend; aber Carracioli blieb stumm, erbleichend und regungslos; es war nicht allein seine und Livia's Gefahr, die ihn ängstigte, er fühlte

euch für die geliebte, gerbete Fürstin die furchtbare Schmach, die entsetzliche Demüthigung, sich verschmäht zu sehen in dem Augenblick, wo sie sich selbst und ihre Krone dem Niedriggebornen angeboten hatte.

Die huldvolle Miene der Königin fing an, sich zu verdüstern, ihr gewöhnliches Mißtrauen erwachte, ihr Stolz empörte sich bei diesem peinlichen Schweigen, und die Verlegenheit, in welche sie Carracioli's seltsames Benehmen versetzte, glich mehr dem Unmuth, als der Scham. Sie stand plötzlich auf. — „Ich habe zu viel gesagt,“ begann sie endlich mit ungewisser Stimme — „wenn Euch die Antwort zu schwer dünkt.“ — Carracioli drückte seine heißen Lippen auf ihre Hand und, zum erstenmal in seinem Leben zitternd und schwankend, sagte er: — „Ich kam hierher, von Hoffnungen belebt, — ich wagte, — ach ich traute auf Eure mütterliche Güte, — ich wollte Euch meine Wünsche vortragen, wie Euer Sohn, Euer unterwürfigster Vasall.“ Heftig riß die Königin ihre Hand aus der seinigen, und Zornesfunken schleuderten ihre Augen auf den Flehenden. „Hinweg, Unverschämter!“ — rief sie aus, — „hinweg auf immer, Verräther! niemals, niemals will ich Euch wiedersehen!“ — Das laute Rufen Johanna's rief die Herzogin aus dem Vorgemach herbei, und die Königin stürzte ihr entgegen, warf sich in ihre Arme, und brach in konvulsivisches Weinen aus. Die Herzogin betrachtete forschend bald den noch immer knieenden Günstling, bald die verzweifelnde Monarchin; dann zog sie gravitätisch ihr Balsambüchschen aus dem Busen, benetzte Johanna's Stirne mit stärkenden Tropfen, und befahl den Frauen der Königin, näher zu kommen, weil die Gebieterin krank geworden sei, und half selbst mit vieler Sorgfalt sie auf ein Ruhebett tragen. „Entfernt Euch, Herr Graf,“ — sagte sie dann mit ungewöhnlicher Milde, — „Ihr seht: die Königin bedarf jetzt der Schonung; sobald sie sich erholt hat, will ich Euch rufen lassen. — Gewiß, ich werde es nicht vergessen.“

Sobald sie mit der Königin allein war, überließ sie sich wieder dem Ungestüm ihres Charakters. „Wir sind verloren!“ — rief sie aus — „nicht vergebens habe ich Euch vor dieser thörichten Reise gewarnt, und meine Begleitung lange verweigert. Schlimm habe ich es mir gedacht, aber doch noch nicht so, wie ich es finde. Warum habt Ihr ihm nicht strengen Befehl geschickt, nach Neapel zurück zu kommen? Er mußte gehorchen, oder die Larve ablegen, und dort in der Hauptstadt, in dem Mittelpunkt Eurer Gewalt, drohte Euch wenigstens keine persönliche Gefahr.“ „Gefahr — welche Gefahr?“ fragte Johanna noch zerstreut, und in Träumereien der vergangenen Scene gedenkend. „Ich habe den alten Thoren, den Hausherrn, eingeschüchtert, und ihm Bekenntnisse abgepreßt,“ — antwortete die Herzogin, — „und dann ist hier ein junger Abentheurer, der mich augenblicklich zu seiner Vertrauten und Fürsprecherin bei Euch erkoren hat; zum erstenmal in meinem Leben widerfährt mir diese Ehre, denn man behauptet, meine Art und Weise sei nicht geeignet, Zutrauen zu erwecken. Aus diesen doppelten Nachrichten habe ich nun zusammengesetzt, daß wir in den Banden schändlicher Arglist gefangen sind, und daß der treulose Carracioli dieses Gewebe gesponnen hat.“ — Johanna barg ihr Haupt in den Kissen und wiederholte mit dumpfer Stimme: — „Niemals will ich ihn wiedersehen, niemals. — Ich bin jetzt entschlossen, gute Base, es ist nicht vorübergehende Laune, wie Ihr vielleicht glaubt, — ich will mein drittes Testament wieder in Kraft setzen, und treu dabei halten; die Anjous sollen mein Reich erben; — alle meine andern Plane sind zerrüttet.“ „Sonderbar,“ — sagte die Herzogin, — „wie unsere Gedanken zusammentreffen; gewiß, die Prinzen aus dem Hause Anjou sind nicht die schlimmsten unter Euern Erbschleichern; aber jetzt ist nicht von Geschenken und Testamenten die Rede, sondern vom Erhalten Eurer Besitzthümer, ja sogar vielleicht Eures Lebens. Welchen Widerstand können die Paar treuen Krieger, die wir mitgebracht, leisten, gegen eine Rotte Bösewichter, die in den Gebirgen lauern, gegen die Knechte der Burg, an deren Spitze der gottlose Carracioli sich stellen wird? O, daß wir uns hierher gewagt haben!“ „Jetzt trifft mich die Rache für die Sünden meiner Jugend!“ — wehklagte Johanna. — „Beruhigt Euch,“ — versetzte die Herzogin, — „habt Ihr nicht mit guten Werken Alles aufgewogen? Habt Ihr nicht die Kirchen in Neapel reich beschenkt, und das Stift des heiligen Nikolaus vergrößert? Habt Ihr nicht das Kloster Santa-Croce hergestellt und mit großen Renten begabt, und beten nicht die Nonnen im Kloster des heiligen Antonius von Padua Tag und Nacht für Euer Seelenheil, zum Dank für die reichen Meierhöfe, mit denen Eure Frömmigkeit sie beschenkte? Überfluß an guten Werken habt Ihr, nicht Mangel.“ Johanna schüttelte den Kopf. „Bedenkt doch, daß Ihr den frommen Johann von Capistrano mit Geld und Mannschaft unterstützet, als er den Kreuzzug gegen die Ketzer predigte, und die gottlosen Juden in Kalabrien züchtigte, so daß jetzt keiner ohne sein Schandzeichen sich darf blicken lassen. Was kann man mehr von einer gottesfürchtigen, christlichen Königin fordern? Darum beruhigt Euer Gewissen, und lasset uns eine kleine Sünde nicht scheuen, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Wollt Ihr mir Vollmacht geben, darf ich den Soldaten in Euerm Namen befehlen?“ „Nur keine Übereilung, gute Herzogin,“ — antwortete Johanna — „ich wünsche freilich, daß es Euch gelingen könnte, ihn gefangen zu nehmen, den Unwürdigen, der mir so viel Kummer bereitet — dann will ich Richter ernennen, die Alles streng, aber unpartheiisch untersuchen sollen; es würde meiner Ehre nachtheilig sein, wenn die Welt glauben könnte, daß Haß oder Liebe mein Urtheil bestimmten.“ „Diese Weitläufigkeiten wären in Neapel an ihrer Stelle,“ — mur-

meinte die Herzogin, — „wir können wie sie nicht brauchen.“ — „Was meint Ihr, theure Base?“ fragte Johanna. — „Ich bewundre Eure Güte,“ — versetzte die Herzogin, — „und werde Euch redlich dienen.“ Sie ging hinaus und rief den Offizier im Vorgemach herein. „Die Königin ist krank,“ — sagte sie, — „und ertheilt Euch den Befehl, mir wie ihr selbst zu gehorchen.“ „Ja, so ist mein Wille,“ — erklärte Johanna, und wollte noch Warnungen hinzufügen, aber ein herrischer Wink der Herzogin entfernte den Krieger. „Behandelt ihn nur mit Schonung, mit Achtung,“ — fuhr Johanna fort, — „ich will keine Sünde auf mich laden, meine Tage sind gezählt, alle Lebensfreuden sind verschwunden, und — vorhin habe ich vernommen, wie alt und verblüht ich aussehen muß.“ Mit unsäglichem Erstaunen hörte die Herzogin zum erstenmal eine solche Äußerung, die der eitelsten Frau ihrer Zeit nur die tiefste Zerknirschung abgewinnen konnte; aber schnell begreifend, wie nützlich die Erbitterung der Königin ihrem Vorhaben sein konnte, warf sie noch einige stechende Worte von der Anmaßung und dem Übermuth junger Thoren hin, und ging dann zu ihrem besondern Zweck über; denn eine kurze Unterredung mit René hatte sie belehrt, daß ein solcher Gebieter sich leicht beherrschen lasse, und da man doch einem der Prätendenten die Nachfolge gönnen müsse, dieser der Unschädlichste scheine. Sie hatte ihn im Garten warten lassen und führte ihn jetzt zu Johanna's Füßen. Der Prinz ergoß sich in hochklingenden, blumenreichen Reden von ewiger Dankbarkeit und Verehrung, und deklamirte:

Dagli occhi suoi gittava una lumiera
La qual pareva un spirito infiammato,
Che io guardando vidi un angel figurato.

Johanna hörte ihm trübsinnig zu, die Schmeichelei konnte sie nicht mehr erheitern, obgleich sonst eitele Menschen sich nach einer großen Demüthigung um so lieber an den übertriebensten Lobeserhebungen wieder aus der momentanen Erniedrigung empor zu richten suchen. Doch zerstreut wurde Johanna dadurch, und achtete nicht auf das Treiben der Herzogin, die den Grafen unter dem Vorwand, daß die Monarchin tödtlich erkrankt sei, hierher beschieden hatte. —

Plötzlich vernahm man im Vorgemach lautes Rufen, Schwerterklingen, — dann Todesröcheln, und die Herzogin trat frohlockend und frech zu der erschrockenen Johanna. „Wir sind in Sicherheit“ — sagte sie — „das Urtheil meiner Königin ist vollstreckt und der Emporkömmling, der seine Wohlthäterin verrathen hat, ist nicht mehr unter den Lebendigen.“ „Barmherziger Gott!“ — rief Johanna, — „das habe ich nicht gewollt; diese Sünde komme über Euch!“ — Sie überwand ihre Schwäche, eilte in das Vorgemach, warf sich über den blutigen Leichnam, küßte seine Hände und weinte bitterlich.

König Jakob stand von seinem Krankenlager nicht wieder auf, und die unglückliche Livia suchte eine Freistätte in dem Kloster, worin sie erzogen war.

Johanna sah nun wachend und träumend nur das blutige Haupt des heißgeliebten Mannes, und folgte ihm nach wenig Monden in die Gruft, ein Gegenbild der Katastrophe, die im folgenden Jahrhundert das Bündniß zerriß, welches gleiche Empfindungen zwischen Elisabeth von England und Essex schlossen, obgleich die erstere Johannen an Geisteskraft, und, wahrscheinlich auch an sittlichem Werth überlegen war, so bleibt doch ihr Ende auffallend ähnlich.

P. von Mettingh.

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Zweiter Artikel.

Historienmaler: Bouchot, Vinchon, P. Delaroche, Ary Scheffer; der Baron Gros, der Baron Gérard, Schnetz, Schopin.

Es wäre ungerecht, zu verkennen, wie besonders seit den letzten fünf Jahren die Geister in Frankreich unablässig bemüht sind, Künste und Wissenschaften neu zu beleben. Die Literatur, insonderheit die schöne, hat jedoch bei diesem Bestreben den rechten Lebensmittelpunkt verloren, ist zu peripherisch geworden und bietet im gegenwärtigen Augenblicke ein unergötzliches Bild anarchischer Verwirrung dar. Die bildenden Künste dagegen, besonders die Malerei, haben bald eine geregeltere Bahn eingeschlagen, um ihrer wahren und eigentlichen Bestimmung nachzukommen. Das tausendstimmige Lärmen und Schreien der Klassiker und Romantiker gegen einander ist so ziemlich verhallt; man sieht ein, daß schnurstraks entgegengesetzte Doktrinen nur eine allgemeine Erschlaffung, Erschöpfung und Lähmung im Gebiete der Produktion zur Folge haben können; daß, um einen Fortschritt in der Wissenschaft und Kunst zu bewirken, man von den Gegensätzen zur Vermittelung übergehen müsse. Die wahren Romantiker begreifen gar wohl, daß es mit dem Genialen doch noch eine eigne Bewandtniß habe und daß es nicht in einer Art Scharlach oder ansteckenden Krankheit bestehe, die Jeder gleich dem Andern abfernt, so wie Einer darauf verfällt. Bei der Sektion der romantischen Genies in der Malerei, welche alle Regeln des Kolorits und der Zeichnung umkehrten, ergab sich wie bei jenem berühmten Springer, daß eine — Verwachsung diese außerordentliche Erhebung möglich machte, daß sie aber dafür in tausend andern Sprüngen hinter den gewöhnlichen Menschen zurückbleiben mußten. Die Klassiker stehen nach und nach von den veralteten Überlieferungen einer ausschließlichen, hierarchischen Malerschule ab, und räumen entweder gezwungen oder freiwillig das Feld.

Nachdem sich also gezeigt hat, daß die Anarchie in der Kunst, wie in der Gesellschaft, nichts Großartiges, Dauerndes hervorzubringen im Stande ist, hat sich in unsern Tagen eine Erweiterung des Kunstgebiets bewerkstelligt und wir begegnen in diesem Salon den verschiedensten Nüancen der französischen neuern Malerschule; die einzelnen Manieren haben jede ihren Vertreter gefunden, unter denen sich einige glückliche Individualitäten kund geben, deren Werke friedlich neben einander bestehen und nach Form und Gehalt gewürdigt werden.

Die umfangreichsten Gemälde der Ausstellung sind zwei Scenen aus der Geschichte der ersten französischen Revolu-

tion. Die eine stellt das Leichenbegängniß des französischen General Marceau vor, und ist auf die Bestellung des Ministers des Innern für das historische Museum in Versailles von Bouchot gemalt. Im Mittelgrunde sehen wir die Leiche des Generals von französischen und östreichischen Soldaten getragen; östreichische Offiziere höhern Rang's haben sich angeschlossen, 2 begleiten den verblichenen Helden mit zu Grabe. Im rechten Vordergrunde hat der Maler eine Gruppe von Tambours angebracht, die überaus gelungen ist; den linken Vordergrund nimmt eine Abtheilung östreichischer Truppen ein, und der übrige Theil des Gemäldes ist mit französischen Linientruppen zu Fuß und zu Pferd ausgefüllt. Im Hintergrunde links sehen wir den Leichenwagen, über dem eine mit schwarzem Flor umhangene dreifarbige Fahne flattert; im Hintergrunde zur Rechten befindet sich eine Redoute, die Ferne liegt in schweren Wolkenschatten. Der Farbenton des Bildes hat etwas Trübes; jedoch wenn auch nicht als Colorist, verdient der Künstler in jeder andern Hinsicht Lob und Auszeichnung. Die einzelnen Gruppen sind vortrefflich angeordnet; der Ausdruck auf den einzelnen Gesichtern ist völlig übereinstimmend und im Einklang mit dem Vorgang; die Zeichnung ist edel und der ganze Raum des Bildes, welches gegen 22 Fuß in die Länge mißt, ist durchaus nicht mit Figuren überladen. Auch herrscht nirgends in der Composition Verwirrung und indem der Maler kein gewöhnliches Trauergefolge in Reihe und Glied darstellte, hat er die Monotonie vermieden und den feierlichen Ausdruck seines Bildes noch mehr gehoben. Bouchot berechtigt somit zu den schönsten Erwartungen.

Vinchon hat eine der Schreckensscenen des großen republikanischen Drama's, welches die Franzosen gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts aufführten, zu seiner Darstellung gewählt, nämlich den Aufruhr des Volks am 1. Prairial des Jahres III. (20. Mai 1795). Das Gemälde ist 25 F. lang und 10 F. hoch, und nach Einigen für das Hotel de Ville, nach Andern für den Konferenzsaal der Deputirtenkammer bestimmt. Wir sehen den Saal der Deputirten vom Nationalkonvent vor uns, welcher damals in den Tuilerien seine Sitzungen hielt. Eine bewaffnete Schaar von Männern und Weibern ist in den Saal gedrungen; der Sieg der Anarchie ist entschieden. Boissy d'Anglas sitzt auf dem Präsidentenstuhl mit entblößtem Haupte; auf seinem Gesichte lesen wir den Ausdruck einer unerschütterlichen Geistesgegenwart. Während ihm ein wüthender Kerl aus dem niedrigsten Pöbel das blutige Haupt des Deputirten Feraud vorhält, während ihn hier einer mit dem Dolche, dort einer mit der Pike bedroht, kennt er keine andere Gegenwehr, als seine kaltblütige Ruhe und Todesverachtung, welche selbst noch der empörten Menge Achtung gebieten. Im Vordergrunde zur Rechten stürzt eine zerlumpte Schaar herbei, ihr voran ein junges Weib mit flammenden Blicken und leidenschaftlicher Bewegung. Das ist die Aspasia Migelli, welche triumphirend das Messer in der Hand schwingt, womit sie so eben dem Deputirten Feraud das Haupt vom Rumpfe getrennt hat; sie hat das Gesicht nach ihrem unsauberen Gefolge hingewendet und ist im Begriff, die Stufen der Rednerbühne hinanzusteigen, an deren Fuß der junge Offizier Mailly tödtlich verwundet liegt. Zur Linken sitzt ein royalistischer Agent, welcher einem Sanskülotten Geld gibt, um ihn zum Blutbade anzureizen. Die öffentlichen Tribünen sind mit drohenden Guillotine-Weibern angefüllt und die Schaaren Ferauds mögen dort einen höllischen Lärm vollführen. Die Konventsmitglieder haben sich auf die oberen Bänke zurückgezogen, treten indessen nicht genug kenntlich hervor.

Die Ausführung des Ganzen ist im Allgemeinen lobenswerth und einzelne widrige Scenen (namentlich die, wo ein trunkenes, massives Weib mit hervorschwellenden Brüsten einen alten Kerl pöbelhaft umarmt hält) abgerechnet, hat der Maler ein schönes Talent beurkundet.

(Schluß folgt.)

Malicen.

Von

O. L. B. Wolff.

7.

Man will nun Alles besser lenken,
Die Universitäten modeln,
Es soll Studiosus nicht mehr jodeln,
Und der Professor nicht mehr denken.

Das wäre wirklich auch recht fein,
Wenn ernstlich nöthig es gewesen!
Allein die Studiosen schrei'n
Und ihre Professoren — lesen.

Drum laßt mir nur das Völkchen munter!
Wozu durch neuen Zwang sie kränken?
Glaubt mir, es sind gar wenig drunter,
Die singen können oder denken.

Und wer es kann der wird dabei
Sich just nicht auf dem Markte zeigen,
Er weiß, daß es das klugste sei,
Wo man nicht handeln kann, — zu schweigen.

Buntes.

*** Vorschlag zur Emancipation der Neger auf St. Thomas. Herr von Scholten, Gouverneur auf St. Thomas, hat dem Regierungs-Rath einen Vorschlag zur Emancipation der Neger übergeben, dergestalt, daß man denselben im ersten Jahre, außer dem Sonntag, einen freien Tag einräumen, und sodann in jedem folgenden Jahre die Anzahl der freien Tage um einen vermehren solle, so daß, nach Ablauf von sechs Jahren, die Neger-Bevölkerung mit der christlichen auf einem Fuß stände. Das Geld, welches sie an den freien Tagen verdienen würden, solle in's Depositum des Staats kommen, um ihnen, nach ihrer gänzlichen Freilassung zugestellt zu werden. Dieser humane und umsichtige Vorschlag hat einen lebhaften Widerspruch von Seiten der Kolonisten erfahren.

*** Humanität im nördlichen Karolina. Fünfzig Stimmen gegen acht und dreißig riefen daselbst das Gesetz hervor, daß ein farbiger freier Mann weder selbst seine Kinder erziehen, noch ihnen eine Erziehung geben lassen dürfe.

*** Die berühmte französische Harfenistin, Pauline Bertrand, ist in einem Alter von 31 Jahren in Paris gestorben.

*** Theater und Bankett in Konstantinopel. Ein Brief von dort meldet, der Sultan werde einer theatralischen Vorstellung beiwohnen, zu welcher ihn sein Schwiegersohn Halil-Pascha eingeladen habe. Nach dem Schauspiele sollen cirkassische Tänzerinnen, im Dienste der Sultanin, ein Ballet auf europäische Weise ausführen. Der kaiserliche Harem, die Schwestern des Sultans werden dieser Ergötzlichkeit beiwohnen. Das Theater, die Scenerie, das Orchester, die Kostüme, mit einem Worte, Alles soll dabei auf europäischen Fuß gestellt werden. Bei dem, nach der Vorstellung, stattfindenden Bankett soll Niemand, wer er auch sei, mit den Fingern essen. — Kunst und Decenz machen somit die besten Fortschritte in Konstantinopel!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 72. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt №. 12.

Mittwoch, 25. März.

Der deutsche Roman.

Entweder ist der Roman in Deutschland mit seinen eigenthümlichen Motiven immer zu früh oder immer zu spät gekommen. Am seltensten war er die Initiative, am häufigsten der Absud unsrer Culturgährungen. In dem ersten Falle sind jene philosophischen Romane, welche aus speziellen Interessen hervorgingen, wo sich zwei Herzen verliebten, um eine Kategorie der Kantischen Philosophie zu beweisen, oder jene humanistischen, eklektischen Romane, wie Haller's Usong oder Meyern's Dya-Na-Sore zu ganz verschiedenen Zeiten, oder endlich eine Gattung, welche tiefer griff, jene Romane Göthe's mit ihrer didaktischen Tendenz, ihren bildungsuchenden Kaufmannssöhnen (Wilhelm Meister war ein Frankfurter Weinreisender, der sich kultiviren wollte), mit ihren Tagebuchschriftstellerinnen und einseitiges Kopfweh habenden Ottilien, und um diese Gattung herum die phrygisch-wollüstigen und künstlerisch-raffinirten Romane Heinse's und Friedrich Schlegels. Hier ist Tonangabe, primäre Absicht, hier ist der Roman die Blendlaterne des Ideenschmuggels. Die zweite Gattung ist der Roman, welcher die Kulturkeime von fremdher empfängt und sie nun zeitigt ins Ungeheure hinaus, in üppig-wuchernde, das Saatkorn fast verläugnende Erfindungen durch Kalkül und Raffinement; der vorzugsweis epische Roman, der die guten fremden Ideen breitschlägt, aus der Manie eines Genies sogleich Manier macht, der Vermittelungsroman, der in der Leihbibliothek am schnellsten schmutzig wird, der aus Götzen von Berlichingen einen Haspar a Spada für die Masse, aus Werther einen Siegwart für die Nähterin, aus dem Geisterseher einen Hechelkrämer für die Spinnstube machte. Dieser triviale Roman hat in Deutschland immer das meiste Glück gemacht; denn er schuf das Neue ins Bequeme und das Geniale ins Genießbare um. So war es im goldnen Zeitalter, so im silbernen, so im kupfernen und eisernen; wird es auch in unserm so sein, im quecksilbernen Zeitalter?

Wir müssen einige Worte sagen von Hoffmann, Clauren, Vandervelde und Spindler. Hoffmann stand schon auf der Stufe von der Initiative zum Absud. Er vermittelte sich selbst an die Masse. Er übersetzte das selbst in die Sprache der Menschen, was er in der Sprache der Götter gefunden hatte. Hoffmann fing an, sich selbst breit zu treten, als er anfing, sich selbst nachzuahmen. Er nahm keine Commissionäre an, welche mit seinem Genie einen Detailhandel hätten treiben können, sondern er verkaufte selbst en gros und nach der Elle. Hoffmann hatte deshalb ein großes Publikum; aber er verlor es auch desto früher; denn dem Ungebildeten war Einiges an ihm doch zu gebildet, und dem Gebildeten zuletzt doch das Meiste zu ungebildet. Clauren war auch eine Initiative; nur war zufällig das, was er erfand, eben der Absud selbst. Clauren war ein Genie der Gemeinheit: man kann

sagen, daß er in seiner Sphäre klassisch war. Clauren konnte, was Klopstock von seiner Idee, von der Unsterblichkeit, sprach, eben so gut von der seinigen sagen: „Gemeinheit ist ein großer Gedanke, und des Schweißes der Edlen werth!“ Er hatte doch etwas erfunden, er war ganz neu darin, und es ist nur Schicksalsbeschluß gewesen, daß Eines und das Andre, Ziel und Mittel, das Originelle und das Triviale, das Schöpferische und das Nichtswürdige bei ihm zusammenfiel. Bei Clauren hörte der Roman auf, aus dem Bereiche der Ideen zu schöpfen. Die Spätern sind nur formell, die Hülle ist das Wesentliche, sie vermitteln nichts mehr, als eine Intrigue, welche spannend durch drei Bände hindurchzuführen den Künstler verrathen soll: wenn sie nur interessant sind! Der historische Roman hat Alles erlaubt; denn es kommt nur darauf an, ein Stück harter Geschichte zu zermalmen, und gleichgültig bleibt es, ob dies durch Thränen à la Lafontaine oder durch Scheidewasser aus den Ritterromanen (was ist ein Ritterroman ohne Scheidewasser! und doch wurde dies ätzende Gift erst im vorigen Jahrhundert entdeckt!) oder durch Phantasterei à la Hoffmann oder endlich durch Jean-Paul'sche Formlosigkeit geschieht. Es ist in dieser Hinsicht eine höchst vollkommne Unvollkommenheit, ein Eklekticismus eingerissen, der Alles erlaubt. Kann man Walter Scott eine geniale Initiative nennen, so haben ihn Vandervelde und Spindler hinreichend verpflanzt, um nicht zu sagen breitgetreten. Spindler ist übrigens nahe daran, schon wieder vergessen zu werden. Er füllt nur eben das Bedürfniß aus. Undankbare Zeit!

Die Aspekte für den deutschen Roman konstelliren sich jetzt anders. Seit einigen Jahren haben sich einige mehr oder minder vorzügliche Romane herausgegeben, welche von den Herren König, Rehfues, Steffens, Tieck, Rellstab und W. Alexis herrühren. Ich weiß, daß mehr oder minder poetische Kraft, innere und äußere Kraft, Kraft im Einzelnen, in diesen Schöpfungen hervorgehoben zu werden verdient; doch kann ich nicht umhin, dies Eigenthümliche derselben vorzugsweise in dem Ausdruck: Bildung und Reife zu finden. Himmel, darauf kommt sehr viel an! Wir sehen fertige, vollkommene Menschen, welche ihres Gegenstandes Meister sind, ihn mit plastischer Ruhe beherrschen und so viel Phantasie besitzen, daß sie auf die Wirkung ihrer Arbeiten spekuliren können. Hier ist zwar keine Idee mehr, auch keine Poesie, was man eigentlich Poesie nennt, Poesie mit dem Anlaufe eines Titanen, claßische Poesie; aber Interesse und Unterhaltung und gute Gesellschaft. Die Werke dieser Herren kann die Keuschheit in die Hand nehmen, und der Gelehrte und Gebildete, der Überdruß empfindet an der bisherigen nur auf Kinder und Pöbel berechneten Romanenliteratur, läßt sich wieder mit einer Gattung versöhnen, welche die verrufenste in der Literatur war. Dieses hier muß vornehmlich geschätzt werden, und ich werde immer erst den Hut abnehmen, wenn ich jenen Herren in diesen Blättern etwas im Vertrauen zu sagen habe.

Das Ächte und wahrhaft Claßische bleibt freilich immer die Idee. Die Idee muß den Roman regieren; aber man frage mich nicht, welche? Nur dies eine Merkmal kann ich angeben, daß sie etwas Ähnlichkeit mit einer Leidenschaft haben muß; auch hab' ich nichts dagegen, wenn man deutlicher sagen will: die Leidenschaft muß den Roman regieren. Das dritte Wort, das hieher gehört, ist die Kunst; und nun will ich sagen, daß in dieser Gattung, welche die allein literarhistorische ist, erst drei Autoren geschrieben haben unter den Neueren; 1) ich, 2) Heinrich Laube und 3) Emerentius Scävola. Alle drei haben bis jetzt noch Fehler gemacht: der Erste, weil er einen Roman schrieb (Maha Guru), der aus Idee und Kunst zusammengesetzt war, dem aber die Leidenschaft fehlte: der Zweite, weil er eine Novelle schrieb (das junge Europa), die aus Idee und Leidenschaft zusammengesetzt war, der aber die Kunst fehlte: der Dritte, der alle drei Erfordernisse in sich verbindet, und doch nicht für klassisch gelten kann, weil er ohne Weihe ist und die Klippe des Ordinären nicht immer vermeidet, welche die beiden ersten niemals zu fürchten haben.

Emerentius Scävola hat Idee, Leidenschaft und Kunst; aber jedes leider in einem depotenzirten Grade. Die Idee geht nur bis zu der Linie des Sonderbaren und Auffallenden, die Leidenschaft ist ohne das Feuer der Subjektivität und Jugend, die Kunst beschränkt sich auf eine Fertigkeit, die lange nicht an Rehfues' Meisterschaft reicht. Die Idee ist hier eine kalte Conception von Außen im Interesse der Neuheit, die Leidenschaft ergreift den Autor nicht selbst, sie bleibt immer nur bald die Wirkung, bald die Ursach seiner Combinationen, und endlich ist die Kunst etwas profan, ja sogar mehr Brodstudium, als Entzücken, sie dehnt, um vier Bände zu machen.

Emerentius Scävola wählt immer glühende, stark mit Leidenschaft versetzter Süjets, psychologische Phänomene, welche finstre Schlagschatten werfen, ja sogar Situationen, die, wenn man sie ganz unabhängig von der Fabel betrachtet, der Ehrbarkeit das Blut in die Wangen treibt. Die Heldin seines neuesten Romans Leonide, ist zu gleicher Zeit die Gattin zweier Männer. Wie sich das anhört! Jedes Eheweib wird die Augen senken, und doch ist Alles sehr interessant, sehr rein und tugendhaft ausgeführt. Wir erleben nur eine Verirrung der Verhältnisse, weniger der Leidenschaft, wenigstens wird diese durch jene immer gemildert. Dazu kömmt eine vollendete Reife der Auffassung, ja sogar poetisches Detail, wie im ersten Theile des Romans, in welchem sich die überraschenden Parthien drängen. Die Armuth Auverrieres, die Mutter Leonidens, — das ist Alles hinreißend schön. Wären nur die drei folgenden Bände unter einem bessern Gestirn geboren! Diese sind merkantilisch, dann und

wann sogar ordinär, der Autor fällt in den Schlendrian der gewöhnlichen Erzählungsweise und nimmt die Aufmerksamkeit seines Lesers mit Rettungsscenen in alter verspotteter Manier ein. Dies ist das Gemeine, was Emerentius Scävola vom Tische der Götter ausschließt.

Eine Bemerkung möge hier noch Raum finden. Ich glaube nämlich, daß sich eine besondre Meinungsunvollkommenheit an Emerentius Scävola gerächt hat. Sein Roman fängt in demselben Augenblicke, wo er auf loyal-royalistische Gesinnungen basirt ist, auch an, gewöhnlich zu werden. Sowie der Verfasser seinen Abscheu vor einer großen Thatsache der Geschichte, die man statt zu verdammen, immer, wenn nicht entschuldigen, doch erklären sollte, vor der französischen Revolution ausspricht, sowie seine Helden die weiße Kokarde des Servilismus aufstecken, sind auch die Schwingen seines Fluges gelähmt und er klatscht nur noch unten auf dem gemeinen Boden der Wirklichkeit. Man sieht dann keinen Genius mehr in ihm, sondern einen ganz gewöhnlichen Regierungsrath, der plötzlich die Marotte bekömmt, Bücher schreiben zu wollen. Man riecht den Aktenstaub seines Büreaus und hört die klingenden Zehnthalerdüten seines vierteljährlichen Gehaltes. Illusion und Poesie sind verschwunden. Nicht aus der Phantasie des Lesers; denn das könnte eine Ungerechtigkeit sein; sondern aus dem Autor selbst, aus seiner Intrigue, aus seiner Darstellungsweise, aus allem, was den ersten Theil seines Romans, der im rein Menschlichen, von der Parthei unabhängigen Lebenskreisen sich bewegt, so besonders auszeichnet. Wir wissen es schon, welches der Fluch des Servilismus in der Poesie ist. Es ist die Langeweile. —

---

30) Panorama von München. Von August Lewald. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1835.

Könnten sich die Deutschen zu einer Weltanschauung erheben, wie sie in diesem vortrefflichen Buche herrscht, so würden wir vor unsrer Metamorphose selbst erschrecken. Wie kämet ihr euch wohl vor, wenn plötzlich eure Nachtmütze gefiedert in die Luft flöge und in den Wolken verschwände, wenn ihr als Männer von Welt und Ton nicht mehr das Stichblatt fremder Nationen wäret, wenn ihr Austern mit Burgunder zu einem Nationalessen erhöbet und es endlich einmal lerntet, mit Anstand und Würde zu repräsentiren? Die Literatur soll der Revolution der Sitten immer vorangehen. Aber welche Sitten konnten folgen, so lange die Literatur au quatrième wohnte, Schuhe mit eisernen Absätzen trug, und Priesterleibröcke, worin Tinte die mit weißem Zwirn genähten Schäden schwarz färbte? Unsre Literatur von gestern, das liebe Augustäische Zeitalter, konnte ohne Mäcene nicht sein, das heißt nicht ohne Tafelabhub, Entwürdigung und Gelegenheitsgedichte. Des Gönners Blick war der Muse Sonnenschein. Die Poesie konnte wie Salmasius wohl eine phrygische Sarabande tanzen, aber nicht anständig auf dem Stuhl sitzen. Sie wußte nicht, wie man Pasteten essen soll, ob mit der Gabel oder mit dem Finger, und konnte trotz einem Schulzen, den die Gutsherrschaft an ihre Tafel zieht, sich nicht entwöhnen, mit Brot die übrig gebliebene Sauce eines Bratens von dem Teller zu wischen. Das wird alles anders. Wir haben keine Fürsten mehr, welche die Literatur in Schutz nehmen, wenig Mäcene, welche eine Ehre darin suchen, ihre Salons durch literarische Renommeen zu zieren, die Literatur antichambrirt nicht mehr, sie kann sich einen Gig und zwei Fuchsblessen halten, eine Loge in der großen Oper auf das ganze Jahr bezahlen und ein Albano vor dem Thore miethen, um welches die Mäcene von ehemals sie beneiden. Unsre Literatur ist endlich aus den Schulden heraus, und au comptant gekommen. Der arme Poet Kindlein und die Dachstube ist jetzt eine Chimäre.

Ich darf nicht sagen, daß ich in August Lewald nichts sehe, als den vollendetsten Repräsentanten dieser bürgerlichen Noblesse unsrer Literatur. Wie schön, wenn zu dem Weltmanne noch der Werth einer wirklichen poetischen Zulänglichkeit kömmt, Scharfblick, witzige Combination, schöpferisches Vermögen! In der That ist die ruhige und englische Haltung Lewald's, sein Plie und die kleine Koketterie etwa mit einem neuen au duc d'Orleans dessinirten Gilet nur die äußre Hülle, ich möchte sagen, die stylistische Hülle eines tiefen Geistes, der die menschlichen Zustände mit klarstem Auge durchschaut, die Hülle einer genialen Neuerung in der Literatur, welche wir wahrlich nur diesem Namen verdanken. Denn kann man Webers Anekdotenjagd, des Fürsten Pückler Einseitigkeit nach dem Plebejischen und Ordinären hin die rechten Belege zur Reise- und Memoiren-Literatur nennen? Wahrlich nicht: hier überwog noch immer ein spezielles subjektives Interesse, das in Lewald gänzlich verschwindet; denn er ist thatsächlich, hingebend, plastisch schön.

Es war auch nur eine halbe Wahrheit, wenn ich in Lewald das Noble so ausdrücklich hervorhob; denn seht, ihr werdet ihn öfter noch finden in einem grauen Malerkittel, mit Farben bekleckst, Kalkstaub in dem Haar, die Finger kolorirt von dem Abfall der Palette — so zuweilen — und ein Andermal im Reisehemd, ein Portefeuille unterm Arm, als Fußwandrer, der die Gebirgsrücken ersteigt, und dann mitten unter Kirchweihfesten, jubelnd wenn der Kopf eines Adlers auf der Stange von dem besten Schützen des Dorfes getroffen ist, populär, zufrieden mit einem harten aber reinlichen Bette, kurz er ist in diesem Sinne ein Mann des Augenblicks, einer der Geschöpfe, welche Gott am liebsten sind, weil sie selten murren und höchstens nur

dann, wann sie für theures Geld schlechte Bedienung bekommen, sonst aber sauber und demüthig alles Glück der Zeitgenossen einregistriren und über die Momente des Lebens, über die bunte Existenz der Menschheit originelle und lesenswerthe Bücher führen. Hier ist es am Platz, das zu wiederholen, was über A. Lewald schon so oft gesagt worden ist, daß er als der beste Genremaler unsrer Literatur gelten muß.

Das gegenwärtige Panorama einer im Augenblick immer wichtiger werdenden deutschen Hauptstadt bietet uns den Verfasser in allen einzelnen Nuancen seiner Meisterschaft. Bald sehen wir den Weltmann, der gereist ist und vergleichen kann, der auch oft recht spöttisch lacht, wo es am Orte ist; bald den Dilettanten, der sich zu den Bestrebungen der Kunst gesellt, sich belehren läßt und belehrt, hört, prüft und zuletzt an etwas appellirt, was über Manier, Schule und Ideologie erhaben ist, an das gesunde Urtheil; bald den Volksfreund, welcher an die Thür der niedern Stände bescheiden pocht, und auf eine kurze Weile Freude und Glück auch bei der Armuth um sich verbreitet, da er die Armuth belauscht, und sich theilnehmend erkundigt, was sie hofft, glaubt, wie viel Kinder sie hat und was sie wöchentlich verdiene? Und in allen diesen Thätigkeiten kehrt immer Eines wieder, was das Schönste ist, die Monotonie derselben künstlerischen Auffassung, ein Styl, welcher nichts verdirbt, Worte, die veredelnde Kraft haben. Unser Literaturblatt will das Publikum der Theilnahme an der Literatur nicht überheben, indem es den Inhalt werthvoller Bücher spezifizirt: deshalb unterlaß ich, hier ein Register von Lewald's Panorama herzusetzen, und verweise kurz das Übrige an die genußreichste Autopsie.

Für die schönste Pièce des Ganzen halt' ich den Abschnitt: Bei den Franziskanern; denn hier erhebt sich nicht nur das Genre zur Novelle, sondern man wird sogar zurückgewiesen auf die alte Lessing'sche Frage, wie weit die Gränzen zwischen Poesie und Malerei gezogen sein dürfen? Die weißgetünchte Halle des Klosters, der gedeckte Tisch, die hölzernen Löffel, die Märtyrergemälde, die Vogelbauer an den Fenstern, draußen der Garten mit dem herbstlichen Laube und den Astern, und zuletzt der Bruder Küchenmeister, der mit hochaufgehobner Kutte etwas Sellerì für die Abendsuppe sammelt — hier bleibt keiner Kunst mehr etwas hinzuzufügen übrig. Man legt erstaunt einen Moment das Buch zur Seite, bedeckt das Auge und setzt sich aus unsichtbaren und geheimnißvollen Farben das reizendste Gemälde zusammen, ohne sonst die kleinste Contur mit der Kohle zeichnen zu können. Das ist ein Sieg über alle darstellenden Künste, der der ächten Poesie niemals genommen werden kann.

---

31) **Harfentöne aus dem Ungarlande.** In einzelnen Klängen von G. **Treumund**. Leipzig, Einhorn. 1835.

Als der liebe Anastasius Grün in Wien spazieren ging,
Machten viel langweil'ge Menschen flugs ihm nach das leichte Ding.
Hielten fest sich an den Versmaaßbarrieren der Nibelungen,
Daß sie in der besten Meinung viel Prosaisches gesungen.

O wann werden denn in Östreich diese Gänsedärme bleiben!
Wann in ihnen Erbsen statt Ideen kein klappernd Spiel mehr treiben?
Wird kein kritischer Wurmsame sich denn endlich kaum geniren,
Die Bandwürmer der Rhetorik ohne Zagen abzuführen?

Allerdings, man liebt die Freiheit, möcht' auch niemand, der sie minnt,
Sagen: Lieber, dein Geschmack ist nüchtern, bist ein lallend Kind!
Deshalb freu' ich mich, daß ich der Freiheit auch nicht thue weh,
Wenn ich tadle, denn Herr Treumund ist ein Mann vom Jüste-Milieu.

In der Weltgeschichte Fugen klingt sein Harfentempo ein,
Daß doch die Regierung möcht' auf die Chausseen bedachter sein,
Daß die Ungrischen Magnaten mit den schwarzgewichsten Barten
Doch im Lande bleiben möchten, und dasselbe redlich nährten!

Wie? fragt ihr: wie? um Chausseen, um den Pesther Frau'nverein,
Um ein Dampfschiff auf der Donau muß man so geschmacklos sein?
Um so zahme Dinge muß man so viel schlechte Verse spenden?
Und dem Jüste-Milieu ein strohern Kissen stopfen mit den Händen?

Auch besitzt Herr Gustav Treumund in der Verse langem Reigen
Ganz den Stolz und die Grimasse, die den schlechten Dichtern eigen,
Nennt sich immer einen Harfner, dessen Lied weithin erschalle,
Der obscur und pseudonym und weinend durch die Länder walle.

Doch hat er am Eig'nen, was er bietet, nicht einmal genug,
Parodirt sogar noch Uhland's sehr bekannten Sängerfluch
Und spricht höchst naiv: „ich saß als Gast bei manchem Adelsmahl,
Aber — nach der zwölften Schüssel stahl ich stumm mich aus dem Saal!"

Nach der zwölften Schüssel! O du schnöder ungebetner Gast!
Also erst nachdem du satt dich an dem Tisch gegessen hast,
Fluchtest du dem, der dich ehrte, im Gedichte fürchterlich?
Gehe hin, du Undankbarer, gehe hin und bessre dich!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 73. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 26. März.

Danton's Tod.

Von

Georg Büchner.

Erster Act. Erste Scene.

Hérault-Séchelles, einige Damen (am Spieltisch), Danton, Julie, seine Gattin (etwas weiter weg Danton auf einem Schemel zu den Füßen Julie's.)

Danton. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! Ja, wahrhaftig, sie versteht's; man sagt, sie halte ihrem Manne immer das Coeur und andern Leuten das Carreau hin. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubst du an mich?

Danton. Was weiß ich? Wir wissen wenig von einander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nach einander aus; aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir sind sehr einsam.

Julie. Du kennst mich, Danton.

Danton. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Hérault.) Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Hérault. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Hérault. Sehen Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Physiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend.) O!

Danton. Die Leute sagen, im Grab sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooß schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren!

Hérault. Das war ein verliebtes Abentheuer, es kostet Geld, wie alle andere.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

Hérault. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade die würden am leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen. Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick erwischte sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so seltsam durcheinander und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault. Philippeau, welche trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rothe Mütze gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz dabei bekommen und nichts sehen können?

Camille. Du parodirst den Socrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finster und niedergeschlagen fand? Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfeld verloren, bist du im Wettlauf oder im Schwertkampf besiegt worden? Hat ein Andrer besser gesungen oder besser die Cither geschlagen? Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinenromantik dagegen!

Philippeau. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthum, man hat die Hebertisten nur auf's Schaffot geschickt, weil sie nicht systematisch genug

verfahren, vielleicht auch weil die Decemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Hérault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just säh' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren krochen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein wie neugeborne Kinder, die Guillotine zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßenen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Hérault. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. — Die Revolution muß aufhören und die Republik muß anfangen. — In unsern Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seinen Naturtrieb durchsetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzudringen und ihm ein Gesetz daraus zu machen. — Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin ausdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht, zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympische Spiele, und melodische Lippen, ach, die gliederlösende, böse Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, sich in die Ecke zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorspiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und Venus müssen statt der Heiligen, Marat und Chalier die Thürsteher der Republik werden. — Danton! du wirst den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verflossen sein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was soll das hier? das versteht sich von selbst.

Danton. O, es versteht sich Alles von selbst. Wer soll denn aber alle die schönen Dinge in's Werk setzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und" dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zusammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter stehn und seine Töchter an sie verheirathen, aber das ist Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Katone nie ansehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. - Mein Naturell ist einmal so (er erhebt sich).

Julie. Du gehst?

Danton (zu Julie). Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehn:) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen (ab).

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr: er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kommt?

Hérault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

(Versetzt euch jetzt aus den Präludien unsrer Katastrophe unter das revolutionäre Volk von Paris. Es ist im Aufruhr begriffen gegen seine eignen Fürsten. Es will zu dem Blute der Aristokraten auch Weißbrod; denn der Hunger ist die Ordnung des Tages. Da erscheint Robespierre mit den zitternden Fingern, der weißen Wäsche und den Holzschuhen, Robespierre, der in der Demokratie selbst eine aristokratische Fraktion entdeckt hat; er zieht das Volk in den Jakobinerklubb und spricht gegen die Aristokratie der Sitten, des guten Geschmacks und der Genialität. Der Schlag auf Danton ist vorbereitet, das Volk jauchzt. Aber Danton wälzt sich mit offner Brust in seinen Orgien. Seine Freunde warnen ihn — er lacht. Sie nennen die Jakobiner — er lacht. Sie nennen Robespierre — da erhebt er sich und sagt mit ernstem Blick: Sie werden's nicht wagen.

Werden sie es wagen? — Der erste Akt ist beendet.)

(Fortsetzung folgt)

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Zweiter Artikel. — (Schluß.)

P. Delaroche ist der Sieger im diesjährigen Salon, da sein gefährlichster Nebenbuhler Ingres diesmal nicht auf dem Kampfplatz erschienen ist und ihm also den Preis nicht streitig gemacht hat. Nur mit der größten Mühe und Anstrengung ist es mir gelungen, mir eine Kenntniß von den einzelnen Theilen des Gemäldes zu verschaffen, daß ich wenigstens im Stande bin, mit Ortskenntniß darüber zu sprechen; unaufhörlich ist der Raum vor dem Bilde, welches sehr niedrig hängt, belagert; für Damen ist die Annäherung mit der Gefahr von Ohnmachten und Erstickung verknüpft.

Das Gemälde stellt die Ermordung Heinrichs von Lothringen, des Herzogs von Guise im Schlosse zu Blois vor. Wir sehen das reichverzierte Schlafzimmer des Königs Heinrich III.; der Leichnam des Herzogs liegt der Länge nach ausgestreckt auf dem Fußboden; er ist mit dem Kopf gegen die Bettstelle gefallen, so daß dieser ein wenig höher liegt, als der übrige Theil des Körpers, und sich nach vornehin übersenkt. In der Mitte des Zimmers liegt ein durchlöcherter Mantel, welcher wahrscheinlich dem Herzoge angehört; daneben ein umgeworfener Armstuhl, — sprechende Zeugen, daß der Guise nur nach heftigem Widerstand unterlegen. Auf dem Plane zur Linken steht die Gruppe der Hofleute beisammen, welche, ihrer acht, den Streich ausgeführt haben. Zwei davon, welche dem Leichnam zunächst stehen, stecken gerade ihre Degen wieder ein, und nach der lächelnden Miene des einen zu urtheilen, freuen sie sich des glücklichen Ausgangs, in Erwartung eines reichen Lohnes; der zweite hat dem Beschauer den

Rücken zugewendet; sein verschobener Halskragen zeugt dafür, daß er Theil am Kampfe genommen. Die Gesichter der übrigen Mörder verrathen noch mehr oder weniger Spuren einer heimlichen Angst, daß der Herzog nicht wirklich todt sein möchte; doch haben sie nicht lange Zeit, darüber nachzudenken; König Heinrich öfnet so eben eine Seitenthür und kommt, um sich nach dem Erfolg ihrer Ergebenheit zu erkundigen. Seine Knie wanken; er hat nur einen Fuß über die Thürschwelle seines blutbefleckten Schlafzimmers gesetzt, und scheint zu zaudern, einen Schritt weiter vorwärts zu thun; sein scheu umherirrender Blick frägt die Umstehenden, ob er ohne Zagen sich nähern dürfe. Der ihm zunächst stehende Hofmann scheint ihn über diese Frage zu beruhigen, indem er eine einladende Bewegung mit der Hand macht. Mehrere andere drängen sich hinzu, um dem Könige zu versichern, daß der Herzog Heinrich nicht wieder ans Aufstehen denken werde. Der Farbenton des Gemäldes ist äußerst harmonisch und angenehm. Das Nebenwerk, die seidnen Bettvorhänge die schwarze Sammetdecke mit schönen Goldstickereien auf dem Bette, die ledernen Tapeten, die sorgfältige Kleidung der Hofleute, alles ist mit dem rühmlichsten Fleiße und meisterhaft behandelt. Das Gemälde kommt in die Privatgalerie des Herzogs von Orleans im Palaisroyal, wo es einen Pendant zu dem Richelieu und Saint-Mars und dem Kardinal Mazarin, zwei früheren Bildern von Paul Delaroche, abgeben wird.

Ary Scheffer, der bekannte Maler des Gretchens und Eberhard's des Greiners, hat in diesem Jahre ein Gemälde ausgestellt, welches auf's neue das große Talent dieses Malers und sein eifriges Streben nach Vervollkommnung beurkundet. Sein Dante und Virgil, die in der Unterwelt den Schatten der Franzeska und des Paolo von Rimini begegnen, spricht mit Recht den zweiten Preis der diesjährigen Ausstellung an.

Den Hauptplan des Bildes nehmen die beiden schwebenden Schatten Franzeska's und Paolo's ein, welche sich liebevoll umschlungen halten. Die Formen ihrer Leiber sind edel und vollendet; der Ausdruck ihrer Züge ist mit vieler Kraft und Poesie angedeutet; Paolo wendet vor Schmerz das Gesicht ab, während Franzeska dem Dante ihre Leidensgeschichte erzählt; aus Franzeska's Zügen, welche wir im Profil sehen, spricht liebende Wehmuth; perlende Thränen des Schmerzes rinnen über ihre Wangen. Das Schweben dieser beiden Figuren leicht auszudrücken, ist dem Maler wohl gelungen und die Karnation ihrer Leiber nähert sich einer natürlichen todtenähnlichen Bläße, welche solchen Wesen eigenthümlich ist, und ermangelt nicht der Kraft und des Reliefs, welche das Auge verlangt. Zur Rechten von dieser Schattengruppe treten etwas über die Hälfte die lebensgroßen Figuren von Dante und Virgil heraus, welche mit theilnehmendem Blick den hinwegschwebenden Liebenden nachsehen. Virgil hat ein einnehmendes Äußere, während dagegen Dante's rauhe, eckige Züge den im Lebenssturm erprobten Florentiner verkünden, welcher eine hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne und ein tiefes Mitgefühl für Leidende in der Brust trägt.

Zeichnung und Colorit des Ganzen entsprechen dem schönen, tiefen, poetischen Geiste, womit der Künstler jene rührende Episode der göttlichen Komödie aufgefaßt hat. In unseren Tagen, wo der Historienmaler oft in Verlegenheit ist, was er zum Gegenstand seiner Darstellung wählen soll, da die Religion, aus der früher Stoff und Begeisterung in Fülle für die Maler entquoll, Sache der Konvenienz und Reflexion geworden und die Mythologie der Griechen und Römer unserer ganzen sittlichen, religiösen und ästhetischen Bildung zu fremd steht, — hat Scheffer vor andern das beste Theil erwählt, indem er sich dem Genius eines Dichters unterordnet, dessen Dichtungen im Einklang mit dem Geiste der Zeit und allgemein bekannt sind. Schiller, Göthe, Byron, Dante sind seither seine Leitsterne gewesen, um sich aus dem prosaischen Nebel antikischer Nachahmerei und ungesunden Kunstgeschwätzes in das alte romantische Land zu retten und sich mehr und mehr in jener schönen Zeit einheimisch zu machen, welche der Romantik des Mittelalters ihr duftiges Dasein gegeben. Wir wünschen von Herzen, daß er in diesem Gebiete sich noch lange gefallen möge, und sind versichert, daß er seinen wohlverdienten Ruf als Historienmaler dadurch nur erhöhen wird.

Der Baron Gros, der berühmte Maler des Napoleonischen Kaiserreichs, welches er durch die Schlachten bei Abukir und Austerlitz, vorzüglich aber durch den Besuch Bonaparte's im Pestkrankenhospital zu Jaffa verherrlichte, ist in diesem Salon mit zwei mythologischen Gemälden als Vertheidiger der alten klassischen Malerschule aufgetreten. Unpartheiische Warheitsliebe zwingt uns zu sagen, daß seine Werke diesmal nicht von seiner Meisterschaft zeugen und daher schwerlich den gewünschten Erfolg haben werden. In dem einen Gemälde: Herkules — wie er auf Befehl des Eurystheus den König Diomedes seinen eignen Pferden aufzuzehren gibt, hat der Künstler unzweifelhaft ein gewissenhaftes, anatomisches Studium gezeigt. Herkules ist ein schöner Mann von kolossaler, gedrungener Leibesstatur, aber ein Körper ohne Leben, ohne Seele, ohne Ausdruck. Nachdem er den Wagen des Diomedes zerschmettert, hat er den Unmenschen mit seinen großen Fäusten gepackt und hält ihn den Pferden vor, aber nach seiner nichtssagenden Miene zu urtheilen, denkt er gar nicht an die Handlung, welche er vornimmt. Die Pferdegruppe ist unnatürlich; Diomedes selbst macht eine erschreckliche Grimaße; das Colorit ist schwerfällig und affectirt. Dieselben Fehler finden wir in dem zweiten Bilde dieses Meisters, Acis und Galathea, wieder, und wir beschränken uns daher auf eine bloße Erwähnung desselben; denn wir sind zu große Verehrer von dem Talent des besten Schülers von David, als daß wir es nach den diesjährigen Proben beurtheilen, oder gar schmälern wollten.

Der rühmlichst bekannte Bildhauer, der Baron Bosio, hat dieses Jahr auch mehrere Gemälde ausgestellt, in denen er offenbar die akademische Reinheit zu bewahren strebt. Als Maler wird er minder glücklich sein, wie als Bildhauer; seine ausgestellten Bilder sind nicht von der Art, daß sie ihm einen Ruf in der Malerkunst sichern könnten. Seine Nymphe Jo, obschon sie auf leichten weissen Wolken schwebt, ist eine gewöhnliche Göttin des 19ten Jahrhunderts, deren Glieder so eben sich aus ihrem modernen Flitterstaat enthüllt haben, und seine Venus ist ein Menschenkind, wie andere auch, mit Katarrh und Schnupfen behaftet. Das Colorit der Bilder hat etwas ganz fremdartig-Ei-gelbes.

Im J. 1527 wurde Rom durch die Truppen des Konnetable von Bourbon mit Sturm eingenommen und die Kaiserlichen, welche bei der Erstürmung ihren Anführer verloren hatten, erlaubten sich mehrere Tage hinter einander alle nur erdenklichen Ausschweifungen. Der Maler Schnetz hat eine Scene dieser Begebenheit zu seiner Darstellung gewählt. Eine junge verwittwete Römerin wacht bei ihrer.

kranken Tochter; ein betrunkener Soldat tritt in's Zimmer, nähert sich mit schlotternden Knieen dem Bette, worin die Kranke liegt, während die erschreckte Mutter ihre Tochter zudeckt und sich anschickt, sie gegen die Rohheit des frechen Kriegers zu vertheidigen. Die Haltung der Mutter hat etwas Gezwungenes; das grinsende Gesicht des betrunkenen Soldaten ist glücklich gegeben; am gelungensten jedoch ist der Kopf des zugleich von Fieber und Todesangst ergriffenen Mädchens. Die Zeichnung ist solid; dem Kolorit haftet eine gewisse Schwere an.

Ich erwähne heute noch Schopin's Bild, die letzten Augenblicke der Familie Cenci darstellend. Die Geschichte dieser Familie ist bekannt. Beatrix, von der verbrecherischen Liebe ihres Vaters verfolgt, wird Vatermörderin aus Tugend; sie begeht den Mord mit Hülfe ihrer Stiefmutter und ihres Bruders Giacomo. Alle Drei werden zum Tode verurtheilt. Das Gemälde Schopin's stellt die letzten Augenblicke, oder, richtiger: die letzten Gebete dieser Familie in dem Augenblicke vor, als sie aus der Kirche zu gehen im Begriff sind, um auf's Schafot zu steigen. Die Malerei ist in einzelnen Theilen ganz vortrefflich; das Kolorit ist kräftig und der Ausdruck der Hauptfiguren wohlgetroffen. Die knieende Beatrice ist eine überaus wohl gelungene Figur; ihre Arme sinken ermattet nieder, ihr Blick, fest auf das Kreuz an dem vor ihr befindlichen Hochaltar gerichtet, fleht den Allmächtigen um Gnade für ihr Vergehen an. Nicht mit Unrecht könnte man dem Maler vorwerfen, daß der Anzug der Beatrice, welcher in einem prächtigen Atlaskleide besteht, unpassend sei; wenn man zum Tode geht, legt man kein Brautkleid an, — außer in Paris, wenn man sich freiwillig den Tod gibt. Der übrige Theil des Bildes ist ein wenig verworren und wir unterscheiden nur gute Einzelheiten. Ein zweites Gemälde von Schopin, Karl IX., wie er den Befehl zu dem Gemetzel der Bartholomäusnacht unterzeichnet, ist weniger gelungen; die Farben sind etwas zu stark aufgetragen. Beide Bilder geben jedoch einen unwidersprechlichen Beleg von dem Talente des Künstlers.

Grabesklang.

Schwester, wenn dein kleines Grab
Abendhauch umweht,
Wenn der blaue Fliederbusch
Fast in Duft zergeht,
Wenn dein Geist mir wundersam
Trost und Thränen giebt:
Weiß ich, daß ich irgendwo
Werde noch geliebt.

Heinrich Didier.

Buntes.

*** Ein Gottesgericht auf Madagascar. Eine plötzliche Unpäßlichkeit, welche eine von König Radama's Schwestern befiel, gab dem Hofe von Ovah (auf Madagascar), welcher an dem alten Aberglauben mit unverbrüchlicher Treue hängt, zu dem Wahne Veranlassung: die Krankheit sei der Prinzessin angezaubert worden, und der Verdacht dieses Verbrechens fiel auf ihre vier Mädchen, welche denn augenblicklich gefänglich festgesetzt wurden, und in abgesonderten Hütten so lange eingesperrt blieben, bis die Anstalten zu dem Ordal getroffen waren, welches die Schuld oder Unschuld der Unglücklichen entscheiden sollte. Die Ceremonie bestand darin, daß sie drei rohe Stücke vom Fleisch eines schwarzen Vogels verschlucken und hierauf eine gute Portion warmen Reiß-wassers trinken mußten, wodurch ein ziemlich arges Uebelbefinden hervorgebracht wird; kann nun die vermeintliche Hexe während desselben die abscheuliche Kost nicht bei sich behalten oder sinkt sie, von der Gewalt der Krankheit übermeistert, zufällig mit dem Haupt gegen Süden zu Boden, so nimmt man es nach altem Brauch und Herkommen als unläugbaren Ausspruch des Himmels an, daß sie — schuldig ist. — Der grausame Zufall verdammte drei jener unglücklichen Mädchen in diese Meinung des Himmels und dem Ausspruch des Gottesurtheils zufolge, zum Tode. Eine der Verurtheilten war zwar ein Liebling der Königin Mutter, welche für das Leben der Armen die rührendste Fürsprache einlegte; doch umsonst! Der Wahn mußte seine Opfer haben. Die vermeintlichen Hexen wurden auf der Südseite des Hügels auf einen Fels geführt, dort an Fingern, Zehen, Nase, Beinen und Ohren entsetzlich verstümmelt, und nachdem die lange Marter beendigt war, den steilen Abhang herabgestürzt. Nach dieser Vollstreckung des Urtheils war der Jugend noch gestattet, auf die schauderhaft verstümmelten Reste der Schlachtopfer mit Steinen zu werfen, so lang ihnen das grausame Spiel Spaß machte. Die junge Prinzessin, deren Unwohlsein diese Schreckensscene veranlaßt hatte, wohnte der Vollstreckung des Urtheils bei; und unter der ganzen zahlreichen Masse von Zuschauern war nicht ein einziger, der über das Schicksal der jungen Schlachtopfer, unter denen der Liebling der Königin Mutter noch überdies sehr hübsch war, — eine Spur von menschlichem Gefühl bewiesen hätte. So gräßlich ist die Verblendung des Aberglaubens. Wir begreifen dies in Europa jetzt im Allgemeinen kaum mehr; und — wie lang ist's denn her, daß in einem katholischen Lande (Belgien) die Bauern gleichfalls ein Gottesurtheil wegen Zauberei halten wollten? Noch nicht ein halbes Jahr! Wer aber trägt bei Heiden wie bei Christen die erste Schuld solcher durch Aberglauben natürlich gewordner Schandthaten? — Die Pfaffen!

*** Die Unzertrennlichen. Zwei Schwestern, gebürtig aus der Nähe von Saint-Pol (Pas de Calais), hatten vor dem Ausbruch der Revolution an Einem Tage den Schleier genommen. Nachdem sie das Kloster hatten verlassen müssen, lebten sie doch stets in innigster Gemeinschaft verbunden, still und friedlich, durch nichts beunruhigt als zuweilen durch die Furcht, daß eine von ihnen vor der andern sterben würde. Nach achtzigjähriger Unzertrennlichkeit, werden sie jüngsthin beide an demselben Tage krank, empfangen an Einem und demselben Tage die Sterbesakramente, und schlummern in Einer und derselben Stunde in ein schöneres Leben hinüber. Ein Grab umschließt die Gebeine der Unzertrennlichen.

*** Der neuliche Verkauf von 16 Gemälden aus dem Nachlaß David's trug 24,000 Franks ein; Mars, von Venus und den Grazien entwaffnet, kam auf 6000 Franks, Marat's Tod auf 4,500, der Schwur im Ballhause, (an welchem Bilde blos 4 Köpfe fertig gemalt sind) auf 2,400.

*** Das Städel'sche Institut in Frankfurt am Main hat ein herrliches Gemälde aus der venezianischen Schule, ohne Zweifel von Pordenone, für den Preis von 600 Louisd'or (wie wir hören) angeschafft. Das Bild, darstellend: Madonna mit dem Christkinde auf dem Throne, zu dessen Füßen ein Engelsknabe, die Laute spielend, — umgeben von St. Anton dem Einsiedler und St. Sebastian, ist eine Zierde der auserlesenen hiesigen Sammlung.

*** *Four aérotherme.* In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris ertheilten die Herrn Jametel und Lemare, von petit Montrouge, Bericht über einen neuen Ofen (*Four aérotherme*), den sie erfunden und erprobt haben, und erregten durch ihre Darstellung ein allgemeines Interesse. Weder Flamme noch Feuer kommt in den Ofen selbst, sondern abgesperrte, eingeschlossene Luft strömt um den Herd, stürzt in den Ofen, dann wieder hinaus, schlängelt sich, niederströmend, um den erhitzten Ofen, steigt auf's Neue mit anhaltender Circulation, so daß man die Hitze von 0 Grad auf 300 Grad erheben kann (nach dem 100theiligen Thermometer). In einem solchen Ofen können täglich 11mal 150 Brodlaibe zu 3 Pfund auf das Beste ausgebacken werden; natürlich ist er ebenfalls zum Trocknen, zum Kochen, zum Verdampfen brauchbar. Besonders merkwürdig ist, daß man ohne Zutritt der äußern Luft eine vollkommene Einäscherung der Brennstoffe erlangt und Metalle bis zur Weißglühhitze bringen kann. Der Ofen selbst hat auf 4 Metres Länge 3 in die Breite; und ist zugleich ein Sparofen, der die größten Vortheile nicht nur verspricht, sondern schon leistet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 74. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 27. März.

Die Aelteren an die Jüngeren.

Freilich muß es weiter geh'n,
Über uns hinuber;
Daß wir kühn-voraus euch seh'n,
Machet uns nicht trüber.

Aber stürmt ihr vorwärts schon,
Wie der Geist euch leitet,
Tretet nicht auf die mit Hohn,
Über die ihr schreitet!

Sondern sprecht: Mit Ehren sind
Sie im Kampf gefallen! —
Und ein frischer Hoffnungswind
Lass' euer Panner wallen.

Friedrich Rückert.

Danton's Tod.

(Fortsetzung.)

Zweiter Act.

Ein Zimmer. — Robespierre, Danton, Paris.

Robespierre. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind, — seine Absicht thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre. Die sociale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht todt, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

Danton. Ich verstehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, 30 Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden, als mich. — Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lügst, du lügst?!

Robespierre. Mein Gewissen ist rein.

Danton. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder putzt sich, wie er kann und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe werth, sich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag sich wehren, wenn ein anderer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir d'rauf spucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, so lange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht geniren, so herum zu gehen, hast du deßwegen das Recht, sie in's Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? und — kannst du es nicht eben so gut mit ansehn, als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du läugnest die Tugend? —

Danton. Und das Laster. Es gibt nur Epicuräer und zwar grobe und feine; Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, d. h. er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfst es nicht proscribiren, um's Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du bist ihm zu viel schuldig, durch den Contrast nämlich. — Übrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris:) Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen! (Danton und Paris ab.)

Robespierre (allein.)

Geh' nur! Er will die Rosse der Revolution am Zügel halten, wie ein Kutscher seine dressirten Gäule; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen. — Mir die Absätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Ist's das eigentlich? — Sie werden sagen, seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deswegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn sie Recht hätten? — Ist's denn so nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen. Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand als trät' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichten Berechnungen und den Schlammbänken dieser Leute stranden lassen, wir müssen die Hand abhauen, die es zu halten wagt und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Gesellschaft, die der todten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Aussatz geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Absatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag so viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut schlägt immer durch. — (Nach einer Pause:) Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. (Tritt an's Fenster.) Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche, kaum geahnt, wirr und gestaltlos, die scheu sich vor des Tages Licht verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand, und stehlen sich in das stille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, sind wir nicht Nachtwandler, ist nicht unser Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, bestimmter, durchgeführter? Wer will uns darum schelten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unseres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall. (St. Just tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finstern? He, Licht, Licht!

St. Just. Kennst du meine Stimme?

Robespierre. Ach, du St. Just!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Just. Warst du allein?

Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Just. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte seine revolutionaire Stirn und sprach in Epigrammen, er duzte sich mit den Ohnehosen, die Grisetten liefen hinter seinen Waden drein und die Leute blieben stehen und zischelten sich in die Ohren, was er gesagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffs verlieren. Willst du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.

Robespierre. Was wollt Ihr thun?

St. Just. Wir berufen den Gesetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrtsausschuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umstände.

St. Just. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht verstümmeln, all ihre Glieder müssen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Just. Wir müssen ihn in seiner vollen Waffenrüstung beisetzen und seine Pferde und Sclaven auf seinem Grabhügel schlachten. — Lacroix.

Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, gewesener Advocatenschreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Just. Hérault-Séchelles. —

Robespierre. Ein schöner Kopf!

St. Just. Er war der schöngemalte Anfangsbuchstabe der Constitutionsacte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewischt. — Philippeau. Camille! — —

Robespierre. Auch den?

St. Just. (Ueberreicht ihm ein Papier.) Das dacht ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über Euch gelacht.

St. Just. Hier, hier! (er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (liest). „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betschwestern stehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just liegt ihm wie Johannes am Herzen, und macht den Convent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz."

St. Just. Ich will ihn den seinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (liest weiter). „Sollte man glauben, daß der saubre Frack des Messias das Leichenhemd Frankreichs ist, und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinmesser sind? — Und du, Barrère, der du gesagt hast, auf dem Revolutionsplatz werde Münze geschlagen. Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er ist eine Wittwe, die schon ein halbes Dutzend Männer hatte und sie alle begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Gabe, er sieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?" — Also auch du, Camille? — Weg mit ihnen! Rasch! nur die Todten kommen nicht wieder. Hast du die Anklage bereit?

St. Just. Es macht sich leicht. Du hast die Andeutungen bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte sie schrecken.

St. Just. Ich brauche nur durchzuführen, die Fälscher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie sterben an der Mahlzeit, ich gebe dir mein Wort.

Robespierre. Dann rasch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch! (St. Just ab.)

Robespierre (allein.)

Ja wohl, Blutmessias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat sie mit seinem Blut erlöst und ich erlöse sie mit ihrem eignen. Er hat sie sündigen gemacht und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat sich mehr verläugnet? Ich oder er? — Und doch ist was von Narrheit in dem Gedanken. — Was sehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menschen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethsemanegarten im blutigen Schweiß, aber es erlöst Keiner den Andern mit seinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es ist Alles wüst und leer — ich bin allein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefährliche.

In deiner Locken dunkelm Netz
Hast du mein Herz gefangen.
Tödtlich verwundet fühlt es sich
Vom Biß der braunen Schlangen,
Die schlauverlockend, schlaugelockt,
Still zwischen Blumen ruhn,
Zwischen den Lilien deiner Stirn,
Den Rosen deiner Wangen.
Verderblich wie Sciroccowind
Scheint deines Mundes Hauch;
Oft ist in seiner Nähe mir
Der Athem schier vergangen.
[illegible] Auge blendet meinen Blick;
[illegible] alles Andre taub
Haben die Töne mich gemacht,
Die deiner Lipp' entklangen.
O warum bin ich der Gefahr
Nicht gleich zuerst entflohn?
Oft warnte doch in deiner Näh'
Mich ein verständlich Bangen!

W. Schal.

Reminiscenzen vom Gestade der Ostsee.

(Schluß.)

Wohrcke und die vierzehn Hünengräber.

Auf dem Wege vom Städtchen Bergen nach Altenkirchen, der sich durch Ährenfelder, Haidestriche und Wiesengrün hinzieht, liegt das Dörfchen Wohrcke. In seiner Nähe befinden sich, ringsum von duftendem Ährenkranze eingeschlossen, vierzehn Hünengräber; Eins wie das Andere gestaltet, Hügel, von Strauchwerk umwachsen, jedes von einer uralten Eiche beschattet, ragen sie aus dem goldenen Ähren-Walde empor. Vierzehn edle Ruganer haben hier ihre irdische Helden-Laufbahn geschlossen, um dort in Asgard im verjüngten Heldenschmucke zu ewigen Kämpen und Mahlen einzuziehen. Als das heilige Licht auf der Jaromarsburg erlosch, und Waldemar von Dänemark das blutgeröthete Panier des Kreuzes, in dem Tempel des alten Swantevit aufpflanzte; als Odin sein Antlitz verhüllte und Hertha's frühlingsblühendes Reich zu Grabe ging, fielen hier vierzehn Fürstensöhne von eigener Hand. Sie vermochten es nicht, den Fall ihrer Götter zu überleben, und weiheten sich dem Tode, unter dem Gesange ihrer Priester und Barden, und die Walkyren entführten die Seelen der vierzehn Edlen zu ungetrübten Freuden seliger Helden nach Walhalla. Das Volk ringsum wohnte der großen Tragödie bei, und Viele folgten ihrem Beispiel. Die Übriggebliebenen aber ermannten sich zum letzten, gewaltigen Kampfe gegen den Christen-Gott, der ihnen so blutig gepredigt wurde. Der Trauergesang der Priester wurde das Racheliед des unterdrückten Rugens; es regte sich im wilden, entsetzlichen Todes-Krampfe, um —, mit dem Heldenthum und seiner ganzen poetischen Hierarchie, der Vergessenheit anheim zu fallen. Nein! nicht der Vergessenheit. Ein Hirtenknabe führte mich an die Grabstätte der Helden, und ob auch Jahrhunderte über sie hinweggezogen waren, die Sage pflanzte ihr Gedächtniß von Munde zu Munde, und mein kleiner Führer sprach mit hoher Begeisterung von den mächtigen Hünen-Gestalten, die von keiner Menschenhand, sondern unmittelbar von Odin waren gefällt worden. Ehrfurchtsvoll stand er da, den abgetragenen Filz-Hut in der Hand, in frommer Einfalt erklärend, daß der Katechismus wohl besser sei, als das ruchlose Heidenthum; doch solche Leute, die groß und kräftig, wie die alten Eichen gewesen seien, gäbe es nirgend mehr in der Welt; er müsse jetzt die Schafe hüten, und die Männer auf Rügen stricken Strümpfe. Ich antwortete ihm, die Pommer'sche Landwehr habe Wunder vollbracht im Befreiungskrieg. Er wisse davon nichts, erwiederte er mir; er sei erst 12 Jahr alt, und jetzt stricken die Männer an der Küste so gut, wie die auf der Insel. Ja die Zeit der Mannen ist vorüber. Das Volk dankt dem Himmel, wenn es das tägliche Brod hat, und die Nachkommen der alten Ruganer — stricken Strümpfe.

„Werden hier Streitäxte im Boden gefunden?“ fragte ich weiter. „„O ja; die trägt man zum Herrn, der hat einen ganzen Saal voll, und bezahlt sie gut. Er läßt sie putzen, daß sie wie neu aussehen, und hängt sie an der Wand auf.““ — Später habe ich solcher Alterthümer genug im modernen Salon des Fürsten von Putbus gesehen. Der Sprößling der alten Race war im Schlafrock, und ließ mich die antiquarischen Seltenheiten seiner Vorfahren sehen, mit vieler Güte und Gefälligkeit führte er mich umher. Ich hatte nämlich ein Festspiel zu seiner Geburtstags-Feier geschrieben, welches, auf dem dortigen Theater gegeben, seinen hohen Beifall erhielt. Großer Gott! ich hatte Walhalla und Asgard, die Eichen-Haine und die Hertha-Tempel, die Hünen-Gräber und die ganze Ostsee geplündert, um Stoff zu dem Festspiele zu erhalten, und die Ruganer waren außer sich vor Freuden über die alten Helden, und gingen nach Hause, und — strickten Strümpfe. Fürst Malte von Putbus sprach späterhin herablassend über Swantevit und seine Vorfahren mit mir, und wie ihm Alles daran liege, das Bad Putbus zu heben; aber so ehrfurchtsvoll, wie der Schäferjunge an den Hünengräbern, der gar nicht einmal meinem Festspiele zugesehen, stand er nicht vor den Streitäxten und Schwertern seiner Ahnen. Ich aber, ein eitler Mensch, war außer mir über die beifällige Weise, mit welcher der Fürst sich über meine Dichtung erklärte, und vergaß die ganze ruganische Herrlichkeit, sammt dem schlichten Verehrer der alten Kämpen an den Hünen-Gräbern, über das Lächeln des liebenswürdigen Fürsten. Ich verzieh' es den Ruganern, daß sie Strümpfe strickten und die Streitäxte in's Schloß trugen. Waren ihre Hände doch breit und kräftig genug, mein Festspiel zu ehren. Doch jetzt treibt es mich, Buße zu thun, und dem Schäferjungen auf Rü-

gen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welchem so ehrfürchtige Gedanken an dem Grabe seiner Väter die Brust durchkreuzten.

Altenkirchen.

Hier lebte Kosegarten, als Prediger, er, dem Rügen die Aufmerksamkeit Deutschlands verdankt, und der es mit jenem poetischen Glanz versah, welcher auch späterhin W. Müller vorschwebte, als er seine „Muscheln am Strande der Ostsee" sammelte.

In der Vorhalle des Gotteshauses zu Altenkirchen befindet sich ein Bild des im Tempel auf Arcona gefeierten Swantevit. Ich habe den alten unförmlichen Gott schon früher beschrieben. Fürwahr, die göttlichen Repräsentanten des slawischen und germanischen Himmels sind gar so sonderbare Gestalten, daß man sie kaum in Verbindung mit Asgard und Walhalla bringen kann, und mit der poesiefunkelnden Mythe jener Völker. Die Letztere erhob sich zwar nie zu der griechischen Idealität, aber sie tritt doch im schönsten romantischen Gewande vor unsere Augen. Diese unförmlichen Ungeheuer aber gehören nicht zu ihr, und sind von ihr getrennt entstanden. Die Dichtung war vorhanden, die Religion der slawischen und germanischen Stämme war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens, wie die der Griechen, aber nun trat die Phantasie des Barbarismus hinzu, und klecksete auf diese Dichtung die scheußlichen Farben thierischer Grausamkeit, den poetischen Nimbus verdüsternd durch menschliche Zerrbilder, die man Götter nannte. Diese Verdüsterung ging von der Hierarchie aus, die Poesie der Religion war dagegen dem Volke entsprossen. Wie sich der Dienst der Religion auf dem antiken Boden Griechenlands groß, würdig und milde gestaltete, wie der Aberglaube dort die Kunst hegte, die ihn schmückte und aus Götzen Ideale schuf, so gestaltete sich hier der Dienst der Religion, unter dem Einfluß der Priester, zu jener Zerrissenheit, die die Tyrannei des Aberglaubens hervorrief. Die Verzerrung des inneren Menschen wurde auf die Gottheit übertragen, und es entstanden jene Monstra, die so wenig mit der Poesie von Walhalla und Asgard harmoniren. Rohheit und Dichtung umarmen sich in der nordischen Mythe mehr, denn in irgend einer andern; man sieht es, der Olymp, den jene Mythe geschaffen, ist von Wesen bevölkert worden, die der thierischen Grundlage des Menschen ihre Entstehung verdanken.

Buntes.

*** Wahrzeichen. Sie rühren von den Baukorporationen des Mittelalters her, die von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zogen und größtentheils jene ungeheuern himmelragenden Bauten vollbrachten, die in die fernsten Zeiten hinüberschreiten werden. Ueber ihre Zeit erhaben und hellen Geistes benutzten sie die sogenannten Wahrzeichen, um bildlich die Verkehrtheit des Pfaffenthums anzudeuten, die sie mit Worten nicht angreifen durften. Auffallend ist es, daß sie diese Wahrzeichen hauptsächlich in den Kirchen anbrachten und dadurch eine schlagende Ironie inmitten des gemißbrauchten Heiligthums hervorriefen. An einem Chorstuhle des Magdeburger Doms gewahrt man solchergestalt die Abbildung eines Klosters, wohin ein Mönch eine Nonne auf den Armen trägt, und der Teufel, als Pförtner, öffnet ihm den Eintritt; im Berner Münster befindet sich ein großes Steinbild mit unzähligen Figuren, welche das jüngste Gericht vorstellen; unter den Verdammten wird ein Pabst von oben herab in die Hölle gestürzt, und seine dreifache Krone fällt ihm voran. Unter diesem Bilde sieht man auch die fünf klugen Jungfrauen im einfachen Haarschmuck, und die fünf thörichten mit hohenpriesterlichen Kopfbedeckungen und Kardinalshüten und Bischofsmützen. An einem Chorstuhl scheint ein Mönch andächtig in einem halb offenen Buche zu lesen, doch hat er, statt des Breviers ein Bretspiel in der Hand. An einem Glasfenster ist eine Mühle dargestellt, in deren Trichter ein Priester einigen Teig schaufelt, der unten, zu Hostien gebildet, wieder sichtbar und von Mönchen dem Volke dargereicht wird; — was sich auf den Ablaßhandel bezieht, dessen Ertrag meistens nach Rom einlief. — Das Portal des Münsters zu Freiburg stellt ebenfalls das jüngste Gericht dar, und in dem Zuge der Verdammten zwei Figuren mit der dreifachen Krone und der goldnen Infel auf dem Haupte. Den Zug der Seligen eröffnet der heilige Petrus, welcher eine verschleierte Dame an der Linken führt und mit der Rechten die Paradiesespforten aufschließt; — eine Anspielung auf das Verhältniß Gregor VII. und der Burggräfin von Canossa. Vorzüglich nahmen die Bauleute ein Aergerniß an der Entartung der Mönche, und ließen es dieselben durch sinnbildlichen Spott auf alle mögliche Weise entgelten. Da es sich jene allein gestatteten, bedeckten Hauptes in der Kirche zu erscheinen, so fand man sich veranlaßt, in dem sehr alten Chor der Peterskirche zu Basel, an der unteren Seite des Sitzbrettes (man sieht, wie vorsichtig und versteckt der Spott angebracht wurde) eines Chorstuhles den Teufel abzubilden, der einem eben eintretenden Mönche die Kappe vom Kopfe reißt. Weiter wird an einem uralten Chorstuhle im dortigen Münster durch eine wohlbeleibte in Holz geschnitzte Mönchsgestalt mit vollwangigem Angesichte sehr treffend die Trunkenheit der Mönche gerügt. — Aber auch die Justiz mit ihren Gebrechen wurde von jenen Baukorporationen durch spöttische Sinnbilder gegeißelt. An der sogenannten Kanzlei in Lübeck gewahrt man zwei Männer, die, einen Strick um den Hals, Einer den Anderen umzureißen streben. Eine augenscheinliche Verhöhnung der verderblichen Prozeßsucht. Desgleichen erblickt man eben daselbst zwei Hunde, die sich fest in einen Knochen gebissen haben. — Es geschah das Alles zu einer Zeit, wo man noch nicht an die Reformation dachte; aber man kann aus dem Vorstehenden sehr wohl ersehen, wie sehr dieselbe bereits in den aufgeklärten Köpfen des Volks vorbereitet war, die freilich noch, der Hierarchie und dem Aberglauben entgegen, nicht im offenen Kampfe aufzutreten wagten. Deshalb wandte sich denn auch später der ganze Haß der päbstlichen Parthei gegen die Baukorporationen, und man verfolgte sie auf alle mögliche Weise und in eben demselben Grade, in welchem [illegible] ihnen früher günstig gewesen war. Dann beschuldigte man sie insonderheit der Abstammung von den Tempelherren und des Aufruhrs gegen geistliche und weltliche Gewalt, und nur die Freibriefe, durch welche einsichtsvolle Fürsten sie schützten, konnten sie blutigen Verfolgungen entziehen.

*** Herr Grebecker, ein pensionirter Kapitän, soll eine Maschine erfunden haben, mittelst welcher man die Flüsse, ohne irgend ein anderes Transport-Mittel zu bedürfen, passiren kann.

*** Der „Bon Sens" hat eine Seite an Herrn von Talleyrand aufgefunden, die diesen mit Pitt vergleichen läßt. Der Letztere sei an seinem 31. Geburtstag gestorben, und Herr von Talleyrand habe seinen 81. Geburtstag benutzt, um mit ihm seine politische Laufbahn zu schließen.

*** Wunderbare Rettung. Ein gewisser Moineau, der früher in der französischen Armee gedient hatte, desertirte aus dem 15. leichten Infanterie-Regiment, um bei den spanischen Karlisten Dienste zu nehmen. Als kürzlich jedoch mehre Karlisten zu der königlichen Armee übergingen, gerieth Moineau mit mehren seiner Kameraden in den Verdacht, gleichfalls desertiren zu wollen, und der sie kommandirende karlistische General befahl auf diesen Verdacht hin, jene zu füsiliren. Die Exekution wurde in der Ebene von Elissondo vorgenommen. Moineau erhielt drei Kugeln in den Kopf (?) und man ließ ihn, der dadurch nicht getödtet wurde, blutbedeckt unter seinen todten Kameraden. Indeß einige Stunden nachdem das karlistische Corps sich zurückgezogen, öffnete er die Augen wieder, raffte alle seine Kräfte zusammen, und nahm, um sich die Kopfwunden zu verbinden, etwas Leinen aus dem Nachlaß seiner neben ihm liegenden Unglücksgefährten. Mit diesem Verband schleppte er sich bis nach Elissondo, woselbst ihn die Anhänger der Königin gut aufnahmen und ihn dergestalt pflegten, daß er nunmehr vollständig geheilt ist. Die französischen Blätter behaupten alles Ernstes, diese Geschichte sei wahr. Wir unsererseits sind der Meinung, daß, wenn hier nicht mit Münchhausenschen Farben aufgetragen ist, der junge Mensch den härtesten Kopf von der Welt haben muß. Mit einem Regimente solcher Kugelfesten ließe sich die Welt erobern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 75.

297

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 28. März.

Danton's Tod.

(Fortsetzung.)

Ein Zimmer. — Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (er kleidet sich um). Aber die Zeit verliert uns. — Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen drüber zu ziehen, und des Abends in's Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, — da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und, daß Millionen es schon so gemacht haben, und, daß Millionen es wieder so machen werden, und, daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das Nämliche thun, so daß Alles doppelt geschieht, — das ist sehr traurig.

Camille. Du sprichst in einem ganz kindischen Ton.

Danton. Sterbende werden oft kindisch.

Lacroix. Du stürzest dich durch dein Zögern in's Verderben, du reißest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich zu versammeln, fordere sowohl die vom Thale als die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribüne erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt wie der schändliche Hebert sterben.

Danton. Du hast ein schlechtes Gedächtniß, du nanntest mich einen todten Heiligen. Du hattest mehr Recht, als du glaubtest. Ich war bei den Sectionen, sie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie und Reliquien wirft man auf die Gasse; du hattest Recht.

Lacroix. Warum hast du es dazu kommen lassen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zulet langweilig, immer im nämlichen Rock herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das ist erbärmlich, so ein armseliges Instrument zu spielen, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das ist nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte. — Übrigens auf was sich stützen? — Unsere Metzen konnten es noch mit den Guillotinen-Betschwestern aufnehmen; sonst weiß ich nichts. Es läßt sich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung sei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mai, sie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre ist das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgestrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, sondern die Revolution hat uns gemacht. — Und wenn es ginge! — ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren lassen. Ich habe es satt, wozu sollen wir Menschen mit einander kämpfen? Wir sollten uns nebeneinander setzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geschaffen wurden; es fehlt uns freilich etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir sind elende Alchymisten.

Camille. Pathetischer gesagt, würde es heißen: wie lange soll die Menschheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder fressen? Oder, wie lange sollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöschbarem Durst einander das Blut aus den Adern saugen? Oder, wie lange sollen wir Algebraisten im Fleisch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten X unsere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern schreiben?

Danton. Du bist ein starkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Pistolenschuß schallt gleich wie ein Donnerschlag. Desto besser für dich, du solltest mich immer bei dir haben.

Philippeau. Und Frankreich bleibt seinen Henkern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? — Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben! Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenken Gliedern hinter die Coulissen und können im Abgehen noch hübsch gestikuliren und die Zuschauer klatschen hören. Das ist ganz artig und paßt für uns, wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden. Es ist recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unsere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 's ist Zeit, daß man das bischen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Liqueurgläschen trinkt, so bekömmt man doch das Maul voll, sonst konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zusammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte schreien, das ist mir der Mühe zu viel, das Leben ist nicht die Arbeit werth, die man sich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh', Danton!

Danton. Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit? — Und endlich — und das ist die Hauptsache: sie werden's nicht wagen. (Zu Camille) Komm, mein Junge, ich sage dir: sie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(Danton und Camille ab.)

Philippeau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotiniren lassen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Lucretia auf einen anständigen Fall studiren.

(Fortsetzung folgt.)

Freiheit.

Das Müssen und das Wollen
Sind ewig hier im Streit;
Dem Geist, dem sehnsuchtsvollen,
Wird Schranke selbst die Zeit.

Denn frei sein und gebunden
Ist — aller Geister Loos;
Noch keiner hat gefunden,
Urfreiheit, deinen Schooß!

Wer sich im Grund verständigt,
Im Tiefsten sich bedenkt,
Gesteht: er sei gebändigt
Von einer Macht, die lenkt,

Vor der mit heil'ger Scheue
Die Gegenrede schweigt,
Vor der der frei'ste Freie
In Ehrfurcht tief sich beugt.

J. C. Nänny.

Weimar.

Ilm-Athen! Athen? Ja, Athen ohne Athenienser, ohne Peräus, Akropolis und Akademie, ohne hölzerne Mauern, ohne Athen's Tempel und öffentliches Leben! Athen ohne eine Minerva, wenn gleich mit vielen Eulen, die kreischend umherschwirren. Athen, nach der Eroberung durch die Römer, Athen voll von Faselhänsen, Schönschwätzern, Projektmachern, kritischen Schönheitsverkümmerern und philosophischen Sittenverderbern und sylbenstreitenden Grammatikern, und von Bürgern, die vor lauter Freiheit nicht wußten, woher sie die Sesterzien für die Herren nehmen sollten. Talente wurden nicht mehr gefordert.

Athen! Schöner Traum des herrlichen Carl August und der unvergeßlichen Amalie! Süßer, erhabener, hoffnungsreicher Frühlingsschein! Herder, Wieland, Göthe, Schiller!

Weimar! stiller blühender Friedhof der Geistesheroen, prunkloses Grabmal so vieler großer deutscher Männer, welche Frieden und Freuden in deinen Mauern zu suchen, eingewandert waren! Kleine, gedankenweckende, lustlüsterne, mondscheinreiche, laternenlichtarme, zunftgeregelte, Schloß- und Magistrats-Bier brauende, jägerwimmelnde, hofkavalierblühende, lakaienbunte, engländerstrotzende, — dennoch freundliche, anmuthige, wahrhaft liebenswürdige Stadt!

Die Gänsekiele, welche den Namen: Athen dir verliehen, haben dir groß Unrecht angethan, denn du hast gewiß eben so viel Ähnlichkeit mit Paris und London und Konstantinopel, als mit jener Stadt der Unsterblichen.

Weimar! war dein Name nicht schön und erlaucht genug, um deinen Ursprung und dein Leben nicht edel und herrlich genug, daß sie dich mit jenem Beiwort erst adeln zu müssen glaubten? Was soll, was kann es bedeuten?

Weimar! bist du nicht stolz genug, um solchen läppischen Titelprunks kleinlicher Eitelkeit dich zu entschlagen? Laß die Eitelkeit und sei dafür etwas stolz; du hast manch ein schönes Recht, etwas stolz zu sein! Stolz soll der Mann, eitel darf nur das Weib sich zeigen. Weimar! bist du nicht schlau genug, um einzusehen, daß jene Gänsekiele dir damit eine schwefelgelbe und mattgrüne Sottise sagten? Weimar! ehrst du die großen deutschen Geister, welche deine Mauern belebten und unsterblich machten, nicht — weil dein wohlklingender deutscher Name zu matt dir erschien, und du so kindisch wohlgefällig jenen griechischen Namen nachsingst und nachbetest? Weimar klingt wahrlich so schön wie Athen!

Wäre ich ein Weimarer, ich schlüge Dem hinter die Ohren, der meine Vaterstadt anders nennte als: Weimar; denn der raffinirteste Gänsekieltölpel kann einen holdern Namen ihr nicht geben. Elbflorenz, Pleiße-, Spree- und Ilm-Athen! Lächerliche Ausgeburten gelehrter Spießbürgerlichkeit, Krähwinkler Philisterthums und unwürdiger Undeutschheit. Barroke Ausrufungszeichen philologischer Reimnoth und hochmüthig eiteln Kleinmuths, armseliger Versebombast, tölpische Kinderklappern, Brechsalz in einem ungesalzenen Carmen!

Weimar! Wiege früher Gesittung, Wiege kraftvoller deutscher Fürsten, Asyl des Lichtes, Schwert des Glaubens, liebende Geliebte der größten deutschen Dichter, flurumgrünte, gartenumblühte, hügelumgürtete, sonnenwarme, musenfreundliche, geistathmende Stadt! — — Wie wohlig klingen die stolzen Laute deines Namens jedem deutschen Ohr; wie hochgeachtet tönt der Name in allen Landen, wo Menschen wohnen; wie lockend und heimwehsüchtig spricht er zum Herzen jedes Gebildeten! Und du bist läppisch genug, den

goldenen Namen mit Rauschgold überziehen, mit Katzengold kindisch schmucken zu wollen? Pfui, Weimar! —

Unter Weimar stellen sich auswärts Viele eine erstaunlich hübsche, großartig gebaute, äußerlich kunstgeschmückte Stadt vor. Einige Tage lebt man in Weimar, ohne zu glauben, daß man wirklich hier sei, weil Einem nirgends etwas anderes aufstößt, als kleine, unregelmäßige, geschmacklos gebaute Häuser und regellos und launenhaft sich durchkreuzende und durchwirrende Gassen und Gäßchen; nur sehr selten ein Gebäude, welches Wohlhabenheit, Geschmack oder irgend einen wahrhaft städtischen Charakter an der Stirne trüge. Nichts von jenen alten grillenhaften Bauten, deren Kühnheit, Dauer, Grundidee und Eleganz oft gleiche Bewunderung erregt; wenn nicht irgend ein Lokpsalmist dies Alles in dem fast häßlichen Rathhaus vereint finden will. Die Jahrhunderte haben hier unbarmherzig gewirthschaftet, eines das andre übertüncht und bekleckst. Die neuen Straßen sind freundliche Versuche, anmuthige Einladungen zur Besserung. Was die Häuser betrifft, so herrscht hier vollkommene Gleichheit aller Stände.

Das großherzogliche Schloß wird in seinem neuen Ensemble schön, großartig, majestätisch erscheinen, sobald einmal irgend ein wohlthätiger Zauberer den alten kümmerlichen Winkelbau an seinem südwestlichen Flügel weggeblasen haben und damit die Selbstständigkeit und allseitige Ansicht ihm eröffnet haben wird.

Ein angenehmes Vorurtheil gewinnt man für die Stadt, indem man, das hübscheste ihrer neuen Gebäude betrachtend, die goldene Inschrift: „Bürgerschule" daran findet. Glücklicher Gedanke, der ersten Erziehung der Bürger und Bürgerinnen ein so heiteres, ja schönes Gebäude zu widmen. Nirgends in ihrer Stadt finden Knaben und Mädchen Alles so hübsch als in ihrer Schule, herrlich muß es sich lernen in solchen Sälen. Kleinliches, Dumpfes, Erdrückendes, ich möchte fast sagen: Niederträchtiges, hat in solchen Hallen keinen Raum. Alles Schauerliche und Burleske des Schulmeisterthums schwindet aus so luftigen Räumen; kein Gedanke an Stall und Pferch kann bei solchem Anblick in den Herzen der Jugend aufkommen. Mit behaglichem Selbstgefühl und wohlthuendem Stolz schreitet sie die Stufen hinauf und blickt im Eingang noch einmal um, ob der vorübergehende Fremde auch sehe, daß dieses schöne Gebäude eigentlich ihr gehöre. Solche Bürgerschulen sind die schönen Grenzsteine zwischen der holdseligen Philisterei und dem frei und froh erwachenden und sich erstärkenden Bürgerthum. Sie bilden das schöne Wappen und Wahrzeichen einer Stadt.

Keine einzige hübsche Kirche, kein imposantes öffentliches Gebäude, keine eigentlich schöne Straße. Aber, welche Weihe geistiger Größen, welche Penaten! Hier entströmte die Herzensfreude des G. Neumark, — als er seine liebe Viola di Gamba dem Pfandhaus wieder entrissen hatte, — die unsterbliche Melodie: „wer nur den lieben Gott läßt walten!" Hier schläft von einigen seiner schönsten Bilder in ewigem Frühling umblüht Lucas Cranach. Hier bauten Cellarius, Köhler, Schurzfleisch mit Bienenemsigkeit an dem Tempel deutschen Gelehrtenruhms. Hier weilte Luther, hierher kehrte er oft zurück, hier schleuderte er dem Tetzel kräftige Blitze des neuen Lichts entgegen! hier empfing Bernhard das Schwert, womit er Religionsfreiheit so kuhn erkämpfen half.

Jede Straße, jedes Gäßchen, beinahe jedes einzelnstehende Häuschen mahnt dich an irgend eine deutsche Größe der Vergangenheit und der Gegenwart. Diese Stadt ist eine versteinerte Cultur- und Literatur-Geschichte Deutschlands. Herder, Wieland, Musäus, Göthe, Bertuch mit seinem Ehrmann, Schiller, Böttiger, Falk, Danz, Einsiedel, Knebel, Lenz, Kotzebue, Loder, die beiden Meyer, Vulpius, die Imhof und die Schopenhauer, Voß und Alex. Müller, Hufeland und St. Schütze, Froriep und Peucer, Fr. Tieck und Schwertgeburt, Wolf, Schweizer, Hummel, Röhr, Schneider, Fleischhauer, Gerstenbergk ꝛc. Erlauchte Namen genug, um, statt der jetzigen barbarischen Straßenbenennungen, den Gassen und Gäßchen ewigen Ruhm zu verleihen, und den Inschriften an den Straßenecken eine Weihe zu ertheilen, Geschichte zu schreiben, dem öden Philister und Theekesselthum ein kräftiges: odi profanum vulgus! entgegen zu rufen.

Weimar verdiente statt der gewöhnlichen handwerksmäßigen Städtebeschreiber, mit ihrer hündischen Kriecherei und Schmeichelei gegen alle lebenden Größen und Scheingrößen, mit dem hohlen Bombast von Geschichtströdel und dem Servilismus der unterthänigen Handküsse, — einen wahren Biographen, einen geistreichen Maler, einen Gelehrten mit Phantasie und Herz. Keine deutsche Stadt böte interessantere Stoffe, bedeutendere Constellationen, mannigfaltigere Reflexe und Combinationen.

Weimar ist ein lebendiges Pantheon, ein lebenblühendes Walhalla, das ohne Marmor und Granit, ohne Erz und Kuppeln Deutschlands Größe und Herrlichkeit verkündet. Eine Westminsterabtei, worin die Leichen der Fürsten dieser Erde geehrt werden durch die Särge der königlichen Geister, die an ihrer Seite stehen. Weimar ist das verkörperte, aufrichtige und brünstige Gebet: Veni sancte spiritus!

Weimar ist eine kleine Stadt (der jüngste Beschreiber nennt sie huldigend und salbungsreich eine große Stadt mit 10,000 Seelen!) und trägt in allem ihrem Leben und Treiben das unverkennbare Gepräge ihrer Größe, die liebenswürdige Naivetät, die freundliche Bekümmerniß um Andere, die stachelnde Neugierde und behagliche Geschwätzigkeit, — den genügsamen Stolz auf die Residenzschaft, das wohlthuende Bewußtsein, einen Göthe und Schiller gebildet zu haben, — offen und unbefangen an der Stirne.

Wehe jedem, der an der vollkommensten Vollkommenheit, an dem reinsten Sonnenglanz alles Bestehenden zu zweifeln wagt! Das deutsche Kleinstädterthum blüht in der Masse noch üppig fort, nährt sich am Zunftwesen und Krämergetreibe, an geschlossenen Gesellschaften und an den Brosamen, die von der goldenen Tafel des Herrn fallen. Das Philisterthum bildet noch einen schönen Phalanx gegen den Andrang des Zeitgeistes, und Muhme Morgenroth und Staar ziehen durch alle Straßen und in alle Gesellschaften. Es gibt noch gar viele gnädige Herrn hier, und der unterthänigsten Diener noch mehr. Vor dem bessern Rocke fliegt die Mütze vom Kopf. Der Titel ist ein Ding, welches nie vergessen werden darf, und stets dem Inhaber seinen eigentlichen Werth verleiht; nichts ist und nichts gilt, wer keinen Titel hat. (Forts. folgt.)

Varietes.

*** Skizze der geologischen Formation Abyssiniens. (Bericht des Herrn Dr. Eduard Rüppell im Museum Senckenbergianum.) Fast alle Inseln der abyssinischen Küste entlang, und der Küstensaum selbst, bestehen aus horizontalen Lagern von Korallenkalk voll fossiler Schalthiere und anderer Meerbewohner. Diese Korallenbänke, wenn sie nicht von vulkanischen Kräften bearbeitet wurden, erheben sich im

Durchschnitt gleichförmig 15 franz. Fuß über den jetzigen Spiegel des Meeres.

Der Küstensaum besteht außer jenen Korallenbänken aus Alluvium und einzelnen niedern Kegeln von Dolerit, Basalt und Obsidian-Laven. Auch einige Inseln des Amphila-Busens sind aus ächt vulkanischen Felsmassen gebildet. In geringer Entfernung von der Meeresküste, meist nicht einmal eine halbe Stunde betragend, läuft bei Massaua mit der Küste ziemlich parallel ein Gebirgszug von Glimmer-, Thon- und Wetzschiefer-Formation, der sich bis auf 9000 franz. Fuß erhebt. Das Hauptstreichen dieser Schieferformation ist von N. nach S.; das Einsenken derselben sehr verschieden. Serpentinfels kömmt auch in dieser Schieferformation vor, namentlich am Fuße des Taranta-Gebirgs. Einer der Gebirgspässe beim Dorfe Halei, welches in gerader Linie kaum 15 Stunden südlich von Massaua entfernt liegt, ist nach meinen barometrischen Messungen 8100 franz. Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Westlich von diesem Glimmerschiefer-Gebirge, das der abyssinischen Küste entlang zieht, besteht das ganze Gebilde aus wild zerrissenen und verschobenen terrassenförmigen Bergparthien von Quadersandstein, identisch mit dem Grès monumentaire Egyptens. Wo vulkanische Kräfte diese Sandsteinmassen nicht verruckt haben, bilden solche plateauförmige Terrassen, die vollkommen wagrecht geschichtet sind, und in dem tief eingewühlten Bette der Ströme findet sich immer, als Basis der Sandsteinlager, Glimmer und Thonschiefer in ziemlich verticalen Schichtungen von ganz unregelmäßigem Streichen. Nur an zwei Stellen fand ich in diesem Theil Abyssiniens Hügelgruppen von Kalkgestein, welche Gebirgsart in allen andern von mir besuchten Gegenden des Landes ganz fehlt. Es war zu Sanafé in der Provinz Agamé, wo ungeheure Felsmassen von splitrigem Kalkmergel mit einigen Feuerstein-Nieren ohne irgend eine regelmäßige Schichtung auf dem Glimmerschiefer unmittelbar aufliegen, und beim Dorfe Sandukrufé, 9 Stunden S.S.W. von Halei, wo abermals Kalkmergel und tertiärer Dolomit auf der Schieferformation in großen unregelmäßigen Massen aufliegt.

Bei weiterem Vordringen nach S.S.W. zu erscheinen, in der Provinz Agamé beim Flecken Artegerat, hohe Kegel von blasigem Dolerit-Basalt, mit Mandeln von Mesotyp und Calcedonnieren; diese vulkanischen Massen haben immer den Sandstein durchbrochen, überdecken ihn, und wo sie mit ihm in Berührung kamen, haben sie denselben nach der bekannten Weise in Opal und jaspisartiges Gestein umgewandelt. Der Vulkan Alequa, ganz nahe bei Artegerat, ist nach meinen barometrischen Messungen beiläufig 8800 franz. Fuß hoch. In der Provinz Adua, bei Axum, bestehen die Hügel aus einem vulkanischen Gestein, zur Trachyt-Bildung gehörig, das durch viele beigemischte kleine Hornblende-Krystalle ein syenitartiges Ansehen hat, um so mehr, da nur ganz kleine Poren in dem Gestein sichtbar sind. Hier hat die vulkanische Masse den Glimmerschiefer durchbrochen, der aber auch in der Regel von terrassenförmigen Lagern von Quadersandstein überdeckt ist. Das Plateau von Axum ist beiläufig 7000 franz. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Die Obelisken von Axum sind aus diesem vulkanischen Gestein und nicht aus Granit geferriget. (Schluß folgt.)

*** Die Cholera in Marseille. Ein Schreiben aus dieser Stadt vom 15. März meldet Folgendes: „Eine Prozession hat Marseille gerettet.“ Seitdem die Marseiller erfahren haben, daß die Statue der schützenden Jungfrau in der alten Kathedrale wieder aufgestellt worden ist, haben sie ruhig die Arbeiten wiederum begonnen, und man hat es sogar verschmäht, sich um die Zahl der Cholerakranken zu bekümmern. Die Behörden haben Marseille begriffen. Man weiß es, daß diese Stadt, seit 1792, eine schreckliche Furcht vor Seuchen hat; sie erträgt mit muthiger Resignation alle Epigramme, welche die Nicht-Kontagionisten gegen ihr Lazareth und den heiligen Rochus schleudern, den Schutzpatron der Pestkranken. In einer Stadt, die so sehr nach Italien aussieht, konnten lediglich die Priester und die Prozessionen den Behörden zu Hülfe kommen und den Grimm des Pöbels bekämpfen, ja selbst die engen Straßen beschwichtigen und mit Heiterkeit erfüllen, in welchen die Cholera vorzugsweise ihre Besuche abstattet. Man gestattete die Prozessionen, indem man wohl einsah, daß hier kein politischer Mißbrauch derselben zu fürchten sei. Donnerstag, den 12. März erwachte Marseille unter dem Geläute einer tausend Glocken. Man hatte die Stadt auf das Festlichste geschmückt; die Straßen waren mit Teppichen versehen, prachtvolle Altäre waren errichtet worden, die Stadt hatte ein festliches, jubelndes Ansehen angenommen, die Wirkung war allgemein, sie überstieg alle Hoffnungen. Es ist bekannt, wie imposant sich diese Ceremonien im Freien im südlichen Frankreich darstellen; die religiöse Aufregung hatte sich der Gemüther aller bemächtigt. Als die Prozession auf dem „Cours“ angekommen war, erblickte man alle Fenster mit Zuschauern besetzt, alle Façaden der Häuser erstrahlten in reichen Ausschmückungen. Kinder, Weiber, Priester in ihren glänzenden Meßgewändern, die angezündeten Kerzen in der Hand, standen zu beiden Seiten aufgestellt; der ehrwürdige alte Bischof betete, mit zum Himmel erhobenen Händen, innig und rührend, und Tausende in Trauerkleidern gaben dem Ganzen jenes feierlich-melancholische Ansehen, welches der Trauer-Prozession das eigentliche Gepräge ertheilte. Sie lieferten den Beweis, daß beinahe kein Haus von dem Würgengel verschont geblieben sei. Diese Prozession, welcher alle Blätter Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, verdient es, unter den Mitteln zu glänzen, welche die Behörden ergriffen haben, um die zweifache Epidemie der Krankheit und Furcht zu bekämpfen. — Wenn übrigens die Cholera ein Trauer-Blatt in der Chronik von Marseille anfüllt, so fügt sie zugleich demselben ein Blatt des Ruhmes hinzu. Mehr als 100,000 Fr. an freiwilligen Geschenken sind dargebracht worden; die Stadt hat 260,000 Fr. hergegeben; die Handelskammer 100,000; der König hat beigesteuert; und die Subsidien jeder Art, zur Bekämpfung des Feindes, sind staunenerregend. Krankenwagen sind in allen Quartieren der Stadt errichtet worden; und die getroffene Fürsorge von Seiten der Behörden, die sich ohne Ostentation bekundet, hat in den ärmlichsten Stadttheilen die nothwendige Reinlichkeit hervorgerufen. Sobald als die Seuche zu wüthen begann, meldeten sich viele junge Leute der angesehensten Familien zu Krankenpflegern und versahen ihr Amt mit der größten Sorgfalt und rücksichtsloser Ausdauer.

*** Erfindung. (Ein neuer Bienenkorb.) In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris wurde von Herrn Gillet de Grandmont ein aus England gekommener Bienenkorb vorgezeigt, der der Bienenzucht einen neuen Aufschwung geben wird. Der Erfinder desselben ist Herr Nutt, in der Grafschaft Lincoln; zehn Jahre stellte er die mannichfaltigsten Versuche mit ihm an, ehe er die Ergebnisse derselben öffentlich mittheilte; nach der Versicherung des Herrn Gillet hat sich nun der Bienenkorb innerhalb der zwei Jahre, in welchen sein Gebrauch über ganz England sich erstreckte, als so vorzüglich erwiesen, daß er überall eingeführt zu werden verdient. — Durch eine einfache, auf genaue Beobachtung gegründete Methode der Ventilation mit Beihülfe eines Thermometers, der den Bienen eine für sie ersprießliche Wärme sichert, ist Herr Nutt auf den Punkt gelangt, nicht nur die Arbeiten der Bienen zu regeln, sondern selbst die Einsammlung des Honigs fruchtbarer und einträglicher zu machen. Dieses geschieht durch eine zweckmäßigere Einrichtung ihrer Wohnung und durch Vermehrung ihrer Population. So hat Hr. Nutt im Jahr 1836 aus einem einzigen Bienenkorb 196 Pfund Honig gewonnen (engl. Gewicht) und dennoch den Bienen noch reichliche Winternahrung zurückgelassen. Als Thatsache ist ferner öffentlich erwiesen, daß ein in der Nähe von London wohnender Bienenzüchter von 9 Körben 1150 Pfund Honig gezogen hat, und alle, welche diese Methode sich angeeignet hatten, erreichten eben so erfreuliche Resultate.

Der Bienenkorb ist zusammengesetzt aus 4 Theilen:

a) Ein Central-Pavillon mit einem über ihm befindlichen Pavillon, der eine große Glasglocke einschließt.

b) Zwei benachbarte Pavillons, die sich rechts und links an den Hauptpavillon anschließen, so daß die vier Räume alle durch beigebrachte Oeffnungen mit einander communiciren. Nun ist es sehr merkwürdig, daß die Bienen von selbst den innersten oder Centralpavillon ausschließlich nur für die Brutzellen benutzen, also zur Bevölkerung des Stockes; nie hat man Eier oder Nymphen in den andern Theilen des Korbes gefunden, so daß also die Honigzellen abgesondert auch den reinsten Honig liefern. Die Sammlung des Honigs durch die Eigenthümer kann ohne Gefahr in derselben Zeit, wo die Bienen ihn bereiten, vorgenommen werden, z. B. vom 15. Mai bis 15. Juli; er kann Statt finden, ohne daß ein einziges Thierchen dabei zu Grunde geht. Eine so gegründete Kolonie schwärmt nie, oder nur wenn der Eigenthümer es will. Der Erfinder besitzt seit eilf Jahren einen Stock, der eine anhaltend reiche Erndte liefert und noch nie geschwärmt hat. Den schönsten reinsten Honig gibt die Glasglocke.

Herr Gillet de Grandmont machte in seiner Auseinandersetzung dieser wichtigen Erfindung (die freilich ohne Anschauung des Korbes selbst, dem Leser nicht so vollkommen klar wird, als er es wohl wünschen möchte) auch noch bemerklich, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, für die Einführung dieses Korbes von der Regierung ein Patent zu erhalten, daß er es aber vorgezogen habe, ohne ein solches die Erfindung so bald als möglich allgemein bekannt zu machen, damit auch Frankreich den Gewinn aus ihr ziehen möge, der aus ihr zu ziehen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 76. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 30. März.

Danton's Tod

(Fortsetzung.)

(Sollte nicht auch die Liebe ihre Rosen noch zwischen die blutigen Schrecken dieser Zeit flechten können? O des Weibes Herz liebt am Manne nicht die Gesetze seines Charakters oder Geistes, die er vertheidigen möge dort oder hier, sondern es liebt an ihm, daß er Mann ist, Mann im Glück, im Unglück, Mann in der Tugend, Mann im Laster. Lucile ist ein solcher Frühlingsgedanke, der Camille Desmoulin's von weltstürmenden Gedanken gerunzelte Stirn umfächelt: Lucile, eine Ophelia der Revolution, welche Geldveigelin und Rosmarin auf die Gräber ihrer Zeit, die sie nicht versteht, streuen muß aus Liebe und rechter Liebe, aus Wahnsinn. Und auch Danton liebt! Er liebt sogar die, die seine Gattin ist, er liebt Julien. Aber Julie ist sein gutes Gewissen — o welch ein kalter Ausdruck! — Julie ist seine Vergangenheit, sein alter guter frommer Regime, ja ist selbst die Erinnerung noch, welche bis zum September reicht, zu dem fürchterlichen September, in welchem sich Danton zum Helden der Revolution schuf. Danton zittert deshalb vor Julien und liebt sie doch, er ist wahnsinnig, wo er sie erblickt, doch sie spricht so lind und mild, ihr Athem umweht ihn hold und Friede kommt in die zerrissene Brust. Er rekapitulirt die Zeit, die alten Umstände, wie Alles war, und was der Augenblick gebot, und erschrickt nicht mehr vor dem September. Wer rein ist vor seiner Vergangenheit, fürchtet auch die Zukunft nicht. Hätt' er sie gefürchtet, so wär' er gerettet gewesen.)

Dritter Act.

Das Luxemburg. — Ein Saal mit Gefangenen. — Chaumette, Payne, Mercier, Herault de Séchelles und andere Gefangene.

Chaumette (zupft Payne am Ärmel). Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein. Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisiren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen haben. Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden sein, muß also einmal eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes streitet. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder daß unser Ich wenigstens vorhanden ist und daß sie dem Vorhergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, danke.

Mercier. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig ist?!

Payne. Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie Eins mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt, dann ist Gott in Allem, in Ihnen, Werthester, im Philosophen Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber Sie müssen mir zugestehen, daß es gerade nicht viel um die himmlische Majestät ist, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, lebendig begraben werden, oder wenigstens die sehr unangenehmen Vorstellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Ursache muß doch da sein.

Payne. Wer läugnet das? Aber wer sagt Ihnen

denn, daß diese Ursache das sei, was wir uns als Gott, d. h. als das Vollkommenste denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier. Nein.

Payne. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommnen Wirkung auf eine vollkommene Ursache schließen? — Voltaire wagte es eben so wenig, mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deswegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verstand, und ihn nicht einmal konsequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

Mercier. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Ursache eine vollkommene Wirkung haben, d. h. kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört.

Chaumette. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne. Beruhige dich, Philosoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheidter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brodmännchen kneten, — aus überschwänglichem Liebesbedürfniß, wie wir uns ganz geheimnißvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das Alles, bloß um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringern Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweinställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonstriren, Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse läugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier. Und die Moral?

Payne. Erst beweist Ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Was wollt Ihr denn mit Eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böses oder was Gutes gibt, und habe deswegen doch nicht nöthig, meine Handlungsweise zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemessen, ist für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, ist für mich bös und ich thue es nicht und vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenannte Laster wehren, ohne deswegen ihren Gegner verachten zu müssen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

Chaumette. Wahr, sehr wahr!

Hérault. O Philosoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen, damit Gott Alles sei, müsse er auch sein eignes Gegentheil sein, d. h. vollkommen und unvollkommen, bös und gut, selig und leidend; das Resultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommst glücklich durch, du kannst ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten.

Chaumette. Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren. (ab.)

Payne. Er traut noch nicht, er wird sich zu guter Letzt noch die Ölung geben, die Füße nach Mecca zu legen, und sich beschneiden lassen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.)

Hérault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn). Guten Morgen! Gute Nacht! — sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen? Wie wirst du schlafen?

Danton. Nun gut, man muß lachend zu Bett gehn.

Mercier (zu Payne). Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution, er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

Payne. Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton). Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen würden.

Danton. Ich wußt' es, man hatte mich gewarnt.

Lacroix. Und du hast nichts gesagt?

Danton. Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und — ich dachte nicht, daß sie es wagen würden. (Zu Hérault) Es ist besser, sich in die Erde legen, als sich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Kissen, als zum Schemel.

Hérault. Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwesung die Wangen streicheln.

Camille (zu Danton). Gib dir nur keine Mühe, du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der Stirne lecken. O Lucile! das ist ein großer Jammer. (Die Gefangenen drängen sich um die neu Angekommenen).

Danton (zu Payne). Was Sie für das Wohl Ihres Landes gethan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich auf's Schaffot; meinetwegen, ich werde nicht stolpern.

Mercier (zu Danton.) Das Blut der Zweiundzwanzig ersäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault). Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft sind eins.

Ein anderer (zu Camille). Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein anderer. Laßt ihn! das sind die Lippen, welche das Wort Erbarmen gesprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen seinem Beispiel).

Philippeau. Wir sind Priester, die mit Sterbenden gebetet haben, wir sind angesteckt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsere Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe auf's Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden. (Forts. folgt.)

Die schwarzen Husaren.

Es blasen die schwarzen Husaren
Zum rothen Thore herein.
Nun gilt es, die Herzen verwahren,
Ihr Mädchen, behütet sie fein!

Schon lauft ihr gar eilig an's Fenster,
Wie Mutter auch predigen mag,
Und seht uns schwarze Gespenster
Mit Freuden am lichthellen Tag.

Husaren sind lustige Gäste,
Und, wo sie schwärmen in's Haus, .
Da muß das Schönste und Beste
Aus Kammer und Keller heraus.

Husaren sind schalkige Diebe
In List und in Lust und in Scherz,
Und haben für flatternde Liebe
Stets übrig ein flatterndes Herz.

Und kommen sie an's Marodiren,
So bleibt auch nicht übrig ein Stück,
Und lassen euch, heißt es: Marschiren!
Auch nicht 'mal ein Herze zurück.

Doch nehmen sie Herzen von dannen,
Und Schwüre, so ernst und so zart,
Und Abschiedsthränen, die rannen
So heiß und so hell in den Bart.

Marsch! ruft es — da blitzen die Säbel,
Standarte schwankt bunt in die Höh';
Euch schwimmt's in den Augen wie Nebel —
Ade, schöne Kinder! Ade!

Ihr könnt sie nicht halten noch wahren;
Sie fesselt kein Herz und kein Haus!
Und da blasen die schwarzen Husaren
Schon wieder zum Thore hinaus.

Starklof.

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Dritter Artikel.

Religiöse Maler: Signol, Navez, Bourdet, Bralle, Ducornet, Perlet, Colson, Fräulein Ellenrieder, Fräulein Constance Blanchard, Madame Deherain, Eugène Delacroix, Champmartin, Court, Dupuyt, Goyet, Lehmann, Louis Boulanger, Legendre, Horace Vernet.

Unter die Zahl der religiösen Maler rechnen wir alle diejenigen, welche Gegenstände des alten Testaments und dieses Ideenkreises behandelt, oder sich dem eigentlich christlichen Cyklus der ältern italiänischen und deutschen Maler angeschlossen und ihrer Sinnesart nach Vorstellungen heiligen Inhalts überhaupt gewählt haben. Das Bestreben der neuern Maler, den Styl der altitaliänischen oder altdeutschen Schule wieder in's Leben führen, und die gebahnten Wege dieser alten Meister wieder betreten zu wollen, ist, unserer Ansicht nach, ein Versuch, der mißlingen muß, weil er, für sich isolirt und von den Tendenzen des Zeitgeistes losgetrennt, keinen Anklang findet. Der christliche Cyklus ist von den ältern Malern wohl in allen seinen Auffassungsweisen und Modifikationen so ziemlich erschöpft und das Christenthum, welches die vollendetesten Werke der Malerei ausgebar, kann heutiges Tages kein Hebel mehr für die Kunst überhaupt, und die Malerei insbesondre werden. Wir wollen nicht läugnen, daß einzelnes Vortreffliches noch hervorgebracht werden könne, denn wenn auch der christliche fromme Glaube erloschen, bleibt doch noch stets der poetische Reiz desselben für die Gemüther. Einige Werke dieses Salons können als Belege dazu dienen; aber diese neuern christlichen Kunstwerke entbehren doch, und werden stets entbehren jener geistigen Einfalt, jenes göttlichen Lebens, jener tiefen Empfindung, jener Harmonie und Vollendung, mit einem Worte: jener lautern himmlischen Wahrheit und Schönheit, welche aus den christlichen Gemälden der alten Italiäner sprechen. Das ist natürlich; der kindliche Glaube, die innige Liebe und Andacht, die innere Anschauung und Erleuchtung sind in den neueren Priestern der Kunst ausgestorben und es gibt keinen Zauberspruch, das Todte wieder zu erwecken. Wohl aber gibt es ein Gesetz der Welt, und Ordnung der Natur ist es, daß aus Tod und Verwesung neues Leben hervorgehe. Deßhalb erwarten wir, daß aus einer allmälig, auf irgend eine Weise vermittelten Auflösung der gegenwärtigen Zustände eine neue schöpferische Zeit in Leben, Kunst und Wissenschaft erblühen werde.

Doch stille mit Kunstdiskursen! Eilen wir von unserer fast zu langen Digression zu den religiösen Bildern dieses Salons und nehmen wir von ihnen das, was sie uns allgemein Ansprechendes, Erfreuliches bieten und was den Stempel einer besseren, glücklicheren Zeit der Malerei ausdrucksvoll an sich trägt.

Das in dieser Art bemerkenswertheste Gemälde der Ausstellung ist der Christus im Grabe, von Signol, einem Zögling der französischen Akademie zu Rom. Der Maler hat die Einheit des Gegenstandes nicht beobachtet; man könnte sein Bild in zwei Theile trennen, welche unter sich aber doch wieder in einem gewissen Zusammenhange stehen. In der offenen Grabstätte von Golgotha sehen wir den Erlöser liegen; die Formen seines Körpers sind schön und vollendet, und nichts erinnert an die nahe Verwesung beim Anblick dieses Todten, welcher nur in einen sanften Schlummer gesunken scheint, um bald mit erneuter Glorie wieder aufzustehen. Die Strahlenkrone, welche sein Haupt umgibt, verbreitet in der Grabeshöhle eine wunderbare Helle. Über dem Grabsteine kniet die christliche Religion, welche dem Heiland anzukündigen kömmt, daß die Stunde seiner Auferstehung geschlagen; ein Costüm, wie es die Maler des 13. Jahrhunderts ihren Engeln und Madonnen geben, wallt in weiten Falten von ihren Schultern nieder, und verhüllt die schönen Formen ihres Nackens und Busens, welche den sterblichen Blicken unheilige Gedanken einflößen. Diese Figur ist überaus gelungen; sie ist schön, keusch und heilig zugleich; sie neigt den Kopf vornüber, faltet die Hände und hält in den Armen ein Kreuz. Rund um sie her ist der Himmel geöffnet und die Wölbung des Firmaments ist ausgefüllt mit Engelsköpfen, welche gleichsam von einem duftigen Wolkenschleier umflossen erscheinen. Die Wolken und das Licht dieser oberen Regionen heben sich gegen die Wand im Hintergrunde der dunkeln Grabeshöhle vortrefflich ab und bilden einen sehr wirksamen Gegensatz. Wenn die Tinten des Bildes im Allgemeinen nicht ein wenig matt wären, wenn das Colorit mehr Festigkeit und Kraft hätte, könnte man dies Gemälde mit gutem Gewissen den Werken guter alter Meister an die Seite stellen; nichtsdestoweniger bleibt es immer ein schönes, ehrenwerthes Erzeugniß eines talentvollen Künstlers. Während andere Werke dieser Art mehr oder weniger etwas Zerstreuendes und Unwahres haben, ist Signol's Bild in sich geschlossen und gesammelt, religiös wahr und überzeugend; es ist nicht wirksam durch materiellen Effekt, aber es ist wirksam für das Gemüth, und endlich ist es sowohl durch seinen malerischen Styl, als durch die ganze Empfindungsweise ein wirklich christliches Bild, und das will in unsern Tagen etwas bedeuten. Nach Art der ältesten Maler schließt das Gemälde in einem Spitz-

bogen, und ist überhaupt sehr anspruchslos in einen gewöhnlichen hölzernen Rahmen eingefaßt. Die Gräfin Potoska hat es für ihre Hauskapelle angekauft.

Navez von Brüssel hat zwei religiöse Gemälde auf die Pariser Ausstellung gesandt. Das eine stellt die Muttergottes mit dem Jesuskinde dar; die Jungfrau Maria sitzt in einem großen, altgothischen Armsessel und hält den schlafenden Jesusknaben auf ihrem Schooße, welcher in Windeln von gesticktem Musseline eingewickelt ist. Zur Rechten der Maria sind drei knieende Engel mit Rosen und Lilien in den Haaren, und zur Linken sehen wir die Mutter von Johannes dem Täufer, welche den neugebornen Heiland ihrem Sohne zeigt; hinter ihr steht der heilige Joseph, den Ellenbogen auf die obere Stuhllehne stützend und gen Himmel blickend, von dem er Aufklärung über das um ihn her vorgehende zu erbitten scheint; — sein Kopf ist nicht ohne edle Ruhe und ausdrucksvolle Schönheit; die Jungfrau Maria dagegen ziert sich gleich einer Coquette und die Engel haben eine sehr menschliche Gestalt, ohngefähr wie die Pagen am Hofe Franz I.; die Mutter des Johannes scheint uns, aufrichtig gesagt, von einem zu ehrwürdigen Alter, als daß sie einen so jungen Sohn haben könnte und die Legende erwähnt nicht, daß Gott an ihr das Wunder wiederholt habe, welches er an Sarah, der Gattin Abraham's, in ihrem 80sten Lebensjahre gethan. Der Farbenton des Ganzen ist geschmückt und geziert, die Draperie höchst unmodisch. Das Gemälde ist für die Privatkapelle der Königin der Belgier in ihrem Palais zu Lacken bestimmt. Ein zweites Bild von Navez, gleichfalls eine Muttergottes mit dem Jesuskinde, ist besser als das ebenerwähnte. Die Zeichnung erscheint freier, sicherer; das Colorit ist weniger gesucht. Außerdem hat derselbe Maler noch zwei artige Genrebilder ausgestellt, auf die wir später zurückkommen werden.

Wir erwähnen im Vorbeigehen eine Anbetung der Hirten von Bourdet, eine andere von Bralle, eine büßende Magdalene zu den Füßen Christi von Ducornet, einen Ecce homo von Perlet, einen Jesus, der die Blinden heilt, von Colson, — Gemälde, welche manche lobenswerthe Einzelnheiten enthalten.

(Schluß folgt.)

Siciliane.

Ich saß vor ihrem Haus' auf grünem Moose,
Hinspähend nach der Liebsten Angesicht.
Doch konnt' ich nichts entdecken, weil die Rose
Mit grünem Netz' ihr Fensterlein umflicht.
„Sie ist wohl fern!“ Da kicherte die Lose,
Die ungesehen lehnt' am Fenster dicht.
Vor lauter Rosen sah ich nicht die Rose.
Ich sah den Wald vor lauter Bäumen nicht.

W. Schat.

Buntes.

*** Skizze der geologischen Formation Abyssiniens. (Bericht des Herrn Dr. Eduard Rüppell im Museum Senckenbergianum. (Schluß.) — Immer mehr nach S. S. W. zu in der Provinz Temben, deren aus Sandsteinfels-Terrassen bestehendes Plateau beim Flecken Tackeragiro nach meinen Messungen eine absolute Höhe von circa 6600 Fuß hat, finden sich bei genanntem Orte ein Durchbruch vulkanischer Hügel von compacter Hornblende-Lava mit eingemengten großen tafelförmigen Krystallen von Hornblende. Wenn man sich endlich dem tiefeingewühlten Thale nähert, in welchem der Tackazé-Strom hinrauscht, so findet man, daß die unteren Felsmassen, aus denen dieses Thal gebildet ist, Gneis und Glimmerschiefer in beinahe senkrecht aufgerichteten Schichtungen sind, auf welchen die horizontal-geschichteten Sandsteinbänke aufliegen. Die absolute Höhe des Tackazé-Strombettes bei der Furt in der Provinz Avergalla ($13^1/_4$ Grad Nordbreite) ist nur 2800 franz. Fuß, und bei der Furt in der Provinz Shiré ($13^3/_4$°) 2700 franz. Fuß circa. Es folgt nun wieder auf dem Westufer des Tackazé-Stromes ein Sandstein-Plateau, ungefähr in gleicher Höhe mit dem benachbarten in der Provinz Temben. Dann erheben sich in schroffen Auszackungen die durchaus vulkanische Gebirgsgruppen der Provinz Simen, deren Höhen bis in die Regionen des ewigen Schnees sich erheben. Viele Mannigfaltigkeit findet sich in den dortigen Laven; theils sind sie spröder compacter Basalt, dessen prismatische Säulen nach allen Richtungen zusammengruppirt sind, theils eine blasige Doleritlava, sehr der Verwitterung ausgesetzt, durchzogen mit Nieren und Adern von Chabasit; theils Trachytlava mit vielen großen Tafeln von glasigem Feldspath. Diese Lavamassen erheben sich zu isolirten steilen pyramidalischen Piken, und zu ganzen Gebirgszügen, von furchtbaren Abgründen durchschnitten. Die eine dieser vulkanischen Kuppen, den Schneeberg Bua-hat, in der Provinz Simen bei Angetkat bestieg ich und nach meinen barometrischen Messungen ist er 13,300 franz. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Einige andere benachbarte Pike schätzte ich noch höher sich erhebend. Die ganze Bergkette, welche den großen Zana-See, in der Provinz Dembea liegend, einschließt, ist wohl rein vulkanisch; in derselben scheinen die Gebirge der Provinz Simen die höchsten zu sein. Dieses Amphitheater vulkanischer Berge gehet nicht bis an das Ufer der Seen, sondern das Terrain fällt allmählich ab, und den See umgibt nach Nord und Osten zu eine mehrere Stunden breite wagrechte Fläche von angeschwemmter trefflicher Dammerde. Der Zana-See hat eine absolute Höhe von 5,800 franz. Fuß. Die Basalthügel, worauf Gondar erbauet ist, beiläufig 7000 franz. Fuß. Bei dieser Stadt finden sich in den Basalt-Laven starke Adern von Arragonit, und in den vulkanischen Niederungen der Kulla, nördlich von Gondar, liegen häufig große Massen von strahligem Stilbit zu Tage, ausgeschieden aus verwitterten Dolerit-Laven. Mehr nach N. W. von Gondar aus, in der Provinz Janfangara, erscheint wieder geschichteter Quadersandstein, häufig durch die Berührung mit vulkanischem Feuer in Porcellanjaspis und Aehnliches umgewandelt. Die verschiedenen Inseln im Zana-See sind alle vulkanisch, und der ganze See scheint eine Art kraterähnliche Bildung, entstanden durch die zu den Gebirgen von Simen benöthigten vulkanischen Massen.

*** Die Industrie im Departement du Nord in Frankreich machte große Fortschritte. Im Jahre 1832 sind — nach einem Liller Journal — 110 neue industrielle Etablissements daselbst in's Leben getreten; im Jahre 1833 belief sich ihre Zahl bereits auf 167; im Jahre 1834 stieg dieselbe auf 197; seit dem 1. Januar 1835 sind zu den Letzteren 51 neue industrielle Etablissements hinzugekommen.

*** Der Cache-Malet Voltaire's. Voltaire hatte zu Ferney einen boshaften und streitsüchtigen Nachbar, Namens Malet. Er wurde von diesem in mehre Prozesse gezogen, die sich auf Grenzstreitigkeiten und Territorialrechte bezogen. Bald wurde dem Philosophen von Ferney der Nachbar so verhaßt, daß er auf alle mögliche Weise dahin strebte, seines Anblicks überhoben zu werden, wenn er an's Fenster trat und jener, wie eine Vogelscheuche in der reizenden Landschaft, ihm alle Lust der Anschauung verleidete. Voltaire ließ zu dem Ende Bäume vor seinem Hause pflanzen, allein dieselben wuchsen zu langsam auf, um ihn die baldige Erreichung des mit der Anpflanzung verbundenen Zwecks hoffen zu lassen. Eines Tages in einem alten Philosophen blätternd, fand er die Stelle: „Setzet Berge zwischen Euch und die Schlechten.“ Was geschah nun? Voltaire benutzte den Rath, und ließ zwischen den beiden Grundstücken einen Hügel aufwerfen, der selbst über die Schornsteine des nachbarlichen Hauses emporragte. Den Hügel nannte er „Cache-Malet“, (Malet-Versteck.) Graf Budé, der jetzige Eigenthümer beider Proprietäten läßt den Hügel wieder ebnen.

*** In Amorin (Departement Liege) hat man sechszig Gräber entdeckt, in welchen sich menschliche Gerippe, Ringe, Colliers und kleine Münzen vorfanden, die aus ferner Vorzeit herrühren.

*** Die freie Presse in Frankreich muß dem Fiskus gehörig beisteuern. Die „Quotidienne“ soll, in Folge der ihr zu Theil gewordenen Verurtheilungen, demselben bereits 15,000 Fr. zugewendet haben.

Hierbei das Intelligenzblatt № 2.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 77. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 31. März.

Danton's Tod.

(Fortsetzung.)

Ein Zimmer. — Fouquier Tinville, Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird schwer halten, wäre Danton nicht darunter, so ginge es leicht.

Fouquier. Er muß vortanzen.

Hermann. Er wird die Geschwornen erschrecken, er ist die Vogelscheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geschwornen müssen wollen.

Hermann. Ein Mittel wüßt' ich, aber es wird die gesetzliche Form verletzen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir losen nicht, sondern suchen die Handfesten aus.

Fouquier. Das muß gehen. Das wird ein gutes Heckenfeuer geben. Es sind ihrer neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewürfelt. Die vier Fälscher, dann einige Banquiers und Fremde. Das ist ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Also zuverläßige Leute. Wer zum Beispiel?

Hermann. Leroi, er ist taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag sich den Hals bei ihm rauh schreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Vilatte und Lamiere, der eine sitzt immer in der Trinkstube und der andere schläft immer. Beide offnen den Mund nur, um das Wort: schuldig zu sagen. — Girard hat den Grundsatz, es dürfe Keiner entwischen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin —

Fouquier. Auch der dritte. Er half einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man solle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Ader lassen, um sie ein wenig matt zu machen; ihre trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ach sehr gut. Also ich verlasse mich.

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Luxemburg. — Ein Corridor. — Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen). Wie, so viel Unglückliche, und in einem so elenden Zustande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie gesagt, daß Paris eine Schlachtbank ist?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit schwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikanisirt! Da klatschen die Galerien und die Römer reiben sich die Hände; aber sie hören das Röcheln der Opfer nicht. Geht einmal Euern Phrasen nach, bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr gesprochen, es ist eine mimische Übersetzung Eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bautet Euer System, wie Bajazet seine Pyramiden, aus Menschenköpfen.

Danton. Du hast Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es ist gerade ein Jahr, daß ich das Revolutionstribunal schuf. Ich bitte Gott und Menschen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unschuldige zu retten, aber dieser langsame Mord mit seinen Formalitäten ist gräßlicher und eben so unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte Sie Alle diesen Ort verlassen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen, der Himmel weiß, wie das enden soll.

Das Revolutionstribunal.

Hermann (zu Danton). Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen.

Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

Hermann. Danton, der Convent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondisten, mit den Fremden und der Faction Ludwigs XVII. konspirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweisen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die Ausschüsse mögen sich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nöthig. Sie mögen sich zeigen. — Übrigens, was liegt mir an Euch und Euerm Urtheil? Ich habe es Euch schon gesagt, das Nichts wird bald mein Asyl sein — das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich danach, es abzuschütteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit ist dem Verbrecher, die Ruhe der Unschuld eigen.

Danton. Privatkühnheit ist ohne Zweifel zu tadeln, aber jene Nationalkühnheit, die ich so oft gezeigt, mit welcher ich so oft für die Freiheit gekämpft habe, ist die verdienstvollste aller Tugenden. — Sie ist meine Kühnheit, sie ist es, der ich mich hier zum Besten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich fassen, wenn ich mich auf eine so niedrige Weise verläumdet sehe? — Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Vertheidigung erwarten. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar, auf ihrer Stirne schwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konspirirt, zu den Füßen elender Despoten gesessen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugsamen Gerechtigkeit zu antworten. — Du elender St. Just wirst der Nachwelt für diese Lästerung verantwortlich sein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor seine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und ihnen entgegentreten, unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben. — Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. August geschlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet, und den Königen einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklageacte). — Wenn ich einen Blick auf diese Schandschrift werfe, fühle ich mein ganzes Wesen leben. Wer sind denn die, welche Danton nöthigen mußten, sich an jenem denkwürdigen Tage (d. 10. August) zu zeigen? Wer sind denn die privilegirten Wesen, von denen er seine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erscheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und sie in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervorkriechen sollen.

Hermann (schellt). Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menschen, welcher seine Ehre und sein Leben vertheidigt, muß deine Schelle überschreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geätzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volke Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme ist erschöpft. Sie sind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächstemal Ihre Vertheidigung beschließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung ist aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern.

(Fortsetzung folgt.)

Waldleben.

Die Eule.
Ihr, Lichter, was jagt ihr durch den Wald?

Irrlicht.
Wir eilen nach dem Brocken.

Die Eule.
Was ist es denn, was also schallt?

Irrlicht.
Das sind die Todesglocken.

Die Eule.
Gibt man denn dorten einen Schmauß?

Irrlicht.
Wie, ihr fragt im Ernste nach dem Feste? —
Fast scheint's, ihr kommt nicht mehr heraus
Aus euerm grünen Neste.

Der Frosch.
Die Eule hat gemunkelt,
Das Irrlicht hat gefunkelt, —
Was mag das wohl bedeuten?

Die Fledermaus.
Wollen nach dem Brocken reiten.

Die Nachtigall.
Rose, Rose, laß' das Träumen
Mädchenhaft in grünem Schleier,
Wenn aus reichbelaubten Bäumen
Liebeslieder singt der Freier.
In den dufterfüllten Räumen
Feiert Alles deine Feier;
Rose, Rose, laß' das Träumen
Mädchenhaft in grünem Schleier.

Der Dichter.
Es ist so lieb im grünen Hain,
Ich möchte immer drinnen sein!
Die Bäume scheinen lebendig zu werden,
Sie reden mit mir durch ihre Gebärden.
Die Vögel plaudern mir allerlei aus,
Von dem ich nichts erfahr' im Haus.
Die Andern nennen es Mährchen und Träume,
Nicht kennend die Sprache der Vögel und Bäume;
Drum brechen sie aus in ein gellendes Lachen,
So oft ich erzähle die Wundersachen,
Und meinen, mich hätt' ein Fieber bethört,
Doch derlei Gerede mich niemals stört.
Sie brauchen den Wald, ihn auszulichten,
Ich lerne von ihm das Singen und Dichten.

Ludwig Wihl.

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Dritter Artikel. — (Schluß.)

Unter den zahlreichen von französischen Künstlerinnen in diesem Jahre ausgestellten religiösen Bildern führen wir die Gemälde von Fräulein Ellenrieder als die beachtenswerthesten an; ihre Werke tragen in mancher Hinsicht ein wahrhaft köstliches Gepräge. Die Mutter Gottes, welche das Christuskind an der Hand führt, ist voll religiösen Gefühls, welches sich namentlich in den zärtlichen Blikken der Mutter kund gibt. Aber das Gefühl dieser Künstlerin vermag doch nicht die Unsicherheit des Pinsels zu ersetzen; der Farbenton ist weich und einförmig. Von den übrigen religiösen Gemälden, welche von artistischen Damen herrühren, erwähnen wir bloß, dem Namen nach, noch eine Himmelfahrt von Fräulein Constance Blanchard und eine reuige Magdalene von Madame Deherain.

Ein Gemälde, welches eine lebhafte Kontroverse unter den französischen ästhetischen Kritikern erregt hat, ist der Christus am Kreuz von Eugene Delacroix. Christus ist schon an's Kreuz geschlagen und ringt mit dem Tode; einer von den beiden Schächern ist gleichfalls schon gekreuzigt worden und windet und krümmt sich, wie eine Schlange, der andere wird so eben in die Mitte der Scene geschleppt und im Hintergrunde hält ein stämmiger Sklave eine an das Kreuz gelehnte Leiter. Im Vordergrunde erblicken wir die Maria in Thränen zerfließend, welche der vielgeliebte Jünger des Meisters, Johannes, zu trösten versucht. Zu den Füßen Christi am Kreuz liegt die Magdalene, bleich und abgehärmt mit aufgelösetem Haar und ungeordnetem Anzug; zahlreiche Volksgruppen schließen den Hintergrund. Die Composition des Ganzen macht einen höchst dramatischen Effekt; aber in der Ausführung begegnen wir allen den guten und bizarren Eigenschaften, welche den Künstler charakterisiren. Das Colorit ist blendend, originell und äußerst energisch; die Zeichnung dagegen ermangelt der Sicherheit, Bestimmtheit und Reinheit. Die heilige Ruhe und christliche Ergebenheit des Erlösers, die schmerzliche Rührung der Maria sind dem Maler weniger gelungen, als der melodramatische Schmerz der Magdalene und die Figuren jener beiden Missethäter, welche, von schmähenden Soldaten umgeben, eine Gruppe voll sprechender Wahrheit bilden. Trotz mannigfaltiger Mängel erregt das Bild dennoch in hohem Gerade unsere Aufmerksamkeit und fesselt den Blick, so wahr ist es, daß ein glänzendes Colorit unsere Augen und unser Urtheil besticht.

Champmartin, bekannt als Maler der Flucht aus Ägypten und der Niedermetzelung der Janitscharen, beide im Museum des Luxembourg befindlich, hat dies Jahr außer mehreren Portraits auch ein großes Gemälde im Salon, welches Johannes den Täufer, in der Wüste predigend, vorstellt und mancherlei Verdienste aufzuweisen hat. Johannes sitzt auf einem Felsstücke; er hat den rechten Arm in die Höhe gehoben und spricht ziemlich angelegentlich zu dem um ihn versammelten Volke. Sein Körper ist nackt, dürr und abgemagert, seine Züge, welche wir im Profil erblicken, haben ein wildes Aussehen; — seine ganze Figur zeigt höchst anschaulich den Mann, welcher, wie die heilige Schrift meldet, sich nur von Heuschrecken und wildem Honig ernährte und unter einer rauhen Hülle eine mächtige Geistesgabe barg. Jedoch entbehrt der heilige Johannes, wie ihn Champmartin uns dargestellt, der Begeisterung und seine Umgebung bestärkt uns noch in dieser Meinung. Auf dem vordern Plane zur Rechten liegt ganz nachlässig und wohlgemuth ein junger, nackter Hirtenknabe, der Länge nach ausgestreckt auf dem Boden, und die übrige Zuhörerschaft des Predigers in der Wüste besteht etwa noch aus 8 oder 10 Personen, weiblichen und männlichen Geschlechts, welche gerade nicht sehr eifrig auf die Worte ihres Bekehrers hören, sondern nur dazusitzen schienen, weil sie vielleicht nichts Besseres gerade zu thun haben. Insbesondere mögen sich die jungen Mädchen langweilen, welche deshalb auch nicht auf den heiligen Johannes, sondern auf die Pariser Dandy's sehen, welche sich in dem Salon carré mit ihren Lorgnetten herumtreiben. Einzelne Theile des Bildes sind allerdings gelungen zu nennen. Der Farbenton ist im Allgemeinen harmonisch und effectvoll. Der Himmel ist sehr schön und heiter, einzelne Gruppen sind trefflich angeordnet und die Draperien wohl gewählt. Die meisten Köpfe sind rein gezeichnet und einzelne darunter haben eine charakteristische, ausdrucksvolle Wahrheit. Besonders bemerkt man auf dem zweiten Plane das Profil eines bärtigen Israeliten, dessen Haupt mit einem blauen Turban geschmückt ist. Im linken Vordergrunde weiden einige Thiere, unter denen besonders eine kleine, auf der Erde liegende Ziege ungemein gefällt.

Court, welcher sich durch den im Salon vom J. 1827 ausgestellten Tod Cäsars, gegenwärtig im Museum des Luxembourg, einen bedeutenden Ruf als Künstler begründete, hat diesmal den Erwartungen wenig entsprochen. Sein Apostel Paulus, der, in der Gewalt der Römer, sich nach Jerusalem einzuschiffen, im Begriff ist, verräth nicht die höhere Hand eines geübten Meisters. Der Apostel Paulus, an den Händen mit Ketten belastet, steht am Meeresufer; römische Soldaten, welche ihn geleiten sollen, bedeuten ihm, er solle jetzt das Schiff besteigen, während andere das Volk abwehren, welches sich herbeidrängt, um die letzten Worte seines Lehrers zu hören. Das azurblaue Meer und ein hoher Felsen, auf dem sich ein Tempel korinthischer Säulenordnung erhebt, bilden den Hintergrund der Scene. Die Behandlung des Ganzen ist durchaus mißrathen; der Apostel Paulus ist ohne Würde und hat kein sehr apostelhaftes Ansehen. Die ihn umgebenden Griechen und Römer sind mit wenigen Ausnahmen lauter nichtssagende Figuranten und dazu kommt noch, daß alle diese Leute mit ihren Kürassen, Tuniken und Kriegsmänteln schwerfällig gezeichnet sind. Der durchgehende röthliche Ton des Gemäldes beleidigt das Auge; Meer und Himmel sind unnatürlich und ein feiner Staub scheint in der Luft herumzufliegen. Zum Ersatz für dieses in jeder Hinsicht mangelhafte Gemälde hat Court mehrere Studienköpfe ausgestellt, in denen wir den alten erprobten Meister wieder erkennen und die später rühmliche Erwähnung finden werden.

Der heilige Petrus in Samaria und der heilige Paulus in Corinth von Durupt sind zwei gewissenhafte Studienfiguren; der Tod des heiligen Paulus, von Goyet, ist nicht ohne Talent gemalt.

Unter den Malern, welche aus dem alten Testamente entlehnte Gegenstände behandelt haben, verdient unser Landsmann Lehmann, aus Hamburg, die erste und ehrenvollste Erwähnung. Sein Gemälde stellt die Abreise des jungen Tobias aus dem elterlichen Hause vor, und vereinigt mit einer einfachen Anordnung des Gegenstandes einen sehr wirksamen, dramatischen Ausdruck. Der junge Tobias ist im Begriff, sich mit dem Engel Gabriel auf die Reise zu begeben; nur noch einen Fuß hat er auf der Schwelle des väterlichen Hauses; seine linke Hand ruhet in der des En-

gels, seines Reisebegleiters; die rechte hält sein blinder Vater, welcher ihm den väterlichen Segen mit auf den Weg gibt mit den Worten: „Euer Weg sei gesegnet! Gott der Herr sei mit euch auf eurer Reise und sein Engel begleite euch hin und her!“ Hinter dem Vater steht des Tobias treue Gattin, eine ehrwürdige Matrone, tiefbetrübt, doch hoffnungsvoll; sie ist weniger gefaßt in ihrem Schmerze, als Tobias, eben weil sie Mutter ist. Der Sohn hat die Augen weder auf seinen Führer, noch auf seine Eltern gerichtet; er blickt gen Himmel, wo Gott ist, der ihm seinen himmlischen Boten gesandt hat. Der Kopf des Engels trägt einen höchst poetischen Ausdruck; aus den Zügen des jungen Tobias sprechen treue Kindesliebe, Reinheit des Herzens und kindliche Gottesfurcht. Die Figuren des Bildes sind in mittelgroßen Verhältnissen gemalt, aber der historische Styl in Ausführung und Auffassung ist treulich beobachtet. Man erkennt sogleich auf den ersten Anblick des Bildes den Schüler des berühmten Ingres; aber zum Glück für den Jünger sind die wesentlichen Mängel des Meisters vermieden, — eine seltene Ausnahme! Wir wollen keineswegs behaupten, daß das Bild Lehmann's in allen seinen Theilen vollendet und abgeschlossen sei; hie und da blicken noch Spuren eines neuerwachten Talents sichtbar durch, dem erst Erfahrung, Übung und Fleiß noch mehr Sicherheit und Fertigkeit geben werden; aber diese leichten Flecken verschwinden vor den vielen hervorstechenden guten Eigenschaften, wovon der Künstler eine so vielversprechende Probe abgelegt hat. Das Bild hat die jetzt häufig angewandte Rundbogenform und an den obern Ecken desselben steht der Bibelvers geschrieben: Sit Deus in itinere vestro et angelus ejus vos comitetur.

Ein zweites aufmerksamkeitswerthes Gemälde ist die Judith, von L. Boulanger. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo die heldenmüthige Wittwe Bethuliens, nachdem sie von ihrem Ausflug in's Lager der Feinde zurückgekehrt und das Haupt des Holofernes auf den Mauern Jerusalems öffentlich zur Schau aufgesteckt, Gott dem Herrn für ihren Sieg über Holofernes Dank- und Lobgesänge singt. Sie ist außerhalb der Stadtmauern; staunende Hebräer hören ihrem Gesange zu, und Frauen und Kinder haben sich in verschiedenen Gruppen um sie herum gelagert. Im Ganzen herrscht der historische Styl sowohl in Zeichnung, wie in Farbe, obschon die vielen gelben Tinten der letzteren eine gewisse Mattigkeit verleihen. Die Draperien sind äußerst geschmackvoll angeordnet. Eine treffliche Figur ist die Frau, welche im Vordergrunde zur Rechten sitzt und den Kopf nach der Judith hingewandt hat. Diese auf einem Erdhügel stehend mit der Harfe in der Hand, hat in ihrer ganzen Haltung viel Herrisches, und Begeisterung ist in ihrem Gesichte aufgedrückt, doch hat der Künstler dadurch den Charakter der Judith verkannt; sie war nach der heiligen Schrift eine junge, furchtund sittsame Wittwe, welche in großer Gottesfurcht vor dem Herrn lebte, den besten Leumund hatte, und nur auf höheren Befehl den Ehebruch und Mord beging. Der Maler hätte sie daher als ein schwaches, weibliches Wesen darstellen sollen, um die Macht Gottes, der sich ihrer als Werkzeug seines Willens bediente, deutlicher hervorzuheben. Boulanger hat aber seiner Judith fast kolossale Körperformen gegeben und man sieht dieser Befreierin von Israel wohl an, daß sie nur vor kurzem das Schwert aus der Hand gelegt, um die Harfe zu nehmen.

Horace Vernet hat auch eine Episode aus der biblischen Geschichte behandelt, nämlich die Rebecca am Brunnen, wie sie dem Diener Abrahams zu trinken gibt. Die Haltung Rebecca's ist sehr graziös; sie schlägt sittsam die Augen nieder und ist überhaupt ein ganz artiges, unschuldiges Kind. Das Ganze trägt den Stempel des leichten, schildernden Talents des bekannten, französischen Malers. Die Kostüme sind Erinnerungen aus seiner afrikanischen Reise, deren Studien er überhaupt in den letzten Jahren mit derselben Leichtigkeit bearbeitet, als er es früher mit seinen italienischen Studien bei Darstellungen von Scenen aus dem italienischen Volksleben gethan hat. — Der Prophet Jesaias, den Untergang Babylons weissagend, von Legendre, hat eine ungewöhnliche Körpergröße; seine Geisteskraft erscheint dagegen höchst gewöhnlich; denn wir begegnen täglich solchen bärtigen, breitschultrigen Kerlen in den Straßen von Paris.

Buntes.

*** Komisches Grabgeläute. Es war am 9. März des laufenden Jahres, als plötzlich die Einwohner von Serches, im Canton Braisne, durch das anhaltende Geläute der Kirchenglocke aus tiefem Schlafe geweckt wurden. Die Kühnsten unter ihnen begaben sich sofort zur Kirche, und waren nicht wenig erstaunt, als sie dieselbe im Innern erleuchtet fanden. Man schickte sich an, die Thür zu öffnen, indeß sie war von innen verschlossen. Die Nationalgarde griff nunmehr zu den Waffen und rüstete sich zum Kampfe — mit wem, das wußte man nicht, aber man glaubte die Kirche in Gefahr. Der Maire dagegen, für das Leben der muthigen Nationalgardisten besorgt, requirirte die Gendarmerie von Braisne. Sobald dieselbe angekommen, begann man die Belagerungsarbeiten; man lief Sturm gegen die Kirchthüren und rannte Bresche. Was fand man nun in der Kirche? Ein erleuchtete im Kerzenscheine, und ein Betrunkener aus Cerchel, den der Wein in eine phantastische Stimmung versetzt hatte, zog die Kirchenglocke. Befragt um die Ursache seines Treibens, antwortete er: „Ich läute zu meinem Begräbniß.“ Fürwahr! eine würdige Feier der Trunkenheit, ein schönes Todtenamt für den verstorbenen gesunden Menschenverstand.

*** Ein bischöflicher Braten. Vor Kurzem wurden einige Eingeborne der wilden Stämme des nördlichen Amerikas nach London gebracht. Einer von ihnen, bereits im Greisenalter befindlich, erzählte in gebrochenem Französisch, daß er den Bischof von Quebec in Canada sehr wohl gekannt habe. Es ist nicht möglich — antwortete man ihm — dieser Geistliche ist unglücklich um's Leben gekommen, von euch Wilden gemordet worden. Ich versichere es, ich habe ihn gekannt — entgegnete der Wilde — weil ich selbst von seinem Fleisch gegessen habe.

*** Der Minister Herzog von Broglie, ein moderner Cincinnatus. Die französ. Blätter erzählen folgende Anekdote. Während man sich in Frankreich nach einem neuen Conseil-Präsidenten umsah, suchte der Herzog von Broglie seinen Gärtner, mit welchem er unzufrieden war, loszuwerden. Eines Tages weigerte sich der letztere, einen etwas dicken Baum zu fällen. Hr. v. Broglie eilte mit seiner ganzen Familie, die, wie er selbst, mit Schaufeln, Spaten und Hacken bewaffnet war, in den Garten, um das Werk, statt des widerspenstigen Gärtners, zu vollbringen. Inmitten dieser Arbeit erhielt der Herzog die Nachricht von seiner Ernennung zum Conseil-Präsidenten.

*** Die Londoner Polizei und die Londoner Gauner dürfen keinen Vertrag mehr mit einander schließen. Englische Blätter melden, daß der Ober-Sheriff der City sei seines Amtes entsetzt worden, weil er mit Gaunern in Unterhandlung getreten sei, um gestohlene Effekten wieder zu erhalten.

*** Der Municipal-Rath von Paris hat die Einführung der Methode des Wilhelm'schen Gesang-Unterrichtes in alle Gemeinde-Schulen von Paris verordnet.

*** In einer der jüngsten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Paris hat Herr Leuret eine Schrift gegen das Gall'sche System verlesen. Er suchte zu beweisen, daß zwischen der äußeren Gestaltung der Hirnschaale und der Bildung des Gehirns keine Verbindung stattfände. Zur Prüfung dieser Arbeit ist eine aus den H. H. Duméril, Dupuy, Breschet, Serres und Isidore Bourdon bestehende Kommission niedergesetzt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 78. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt No 13.

Mittwoch, 1. April.

Theodor Mundt, Willibald Alexis und die Pommersche Dichterschule, oder über einige literar-historische Symptome.

Die große politische St. Georgszeit und kritische Drachenkampfsperiode ist vorüber. Ein märchenhafter Sagenkreis hat sich schon gebildet von den Rittern mit flammenden Schwertern, von Börne, dem schwarzen Paladine auf dem Verzweiflung wiehernden Rosse Witz, von Heine, dem tapfern und galanten Chevalier, dem Paris, Perzival und Mürat unsres Kreises, von Menzel, dem wahrhaften Landsknechte und Condottiere des Feldzuges, der den Kern der Schlachtordnung bildete. Und das Alles war eine Fabel, verklungen in die Luft, die der Osten regte. Man spricht nicht mehr von großen Kämpfen in Reih und Glied, von einer Entscheidung auf Leben und Tod. Die großen Schwerterflammen sind höchstens Flämmchen geworden, welche über Deutschlands Sümpfen und Nordpolnächten irrlichternd auf- und niederflackern, wie bei Heine; oder wie bei den Andern, wo sie gänzlich erloschen sind. Nun wollen wir sehen, was jetzt geschieht. Wir wollen einige Erscheinungen signalisiren, welche auf dem deutschen literarischen Ozeane fern in den Nebeln des Horizontes klein und punktirt auftauchen.

Zuerst ist es auffallend, daß jetzt, nachdem die Sache vorüber ist, erst der Name dafür soll erfunden sein. Man hört überall von Bewegungsliteratur, von Bewegungspartheien reden und erstaunt, die Leute im offnen Visier zu sehen, welche jene Devisen führen. Sind es nicht dieselben, gegen welche die alte Bewegung gerichtet war? Sind es nicht die Berlinischen Doktrinäre, welche sich einst für den Ruhm der klassischen Periode, für die alten Marmorbüsten, zu Tode opfern wollten? Überall hört man von Vermittelung und Aussöhnung, die Champagnerkorke knallen, und schnell, ehe der Schnee der Gährung zerschmelzen ist, eilen sie zusammen, die alten Gegner, messen sich mit bittenden Augen, umschränken die Arme und nennen sich Brüder à la façon von Paffendorf und vom Fuchsberg, bei Jena. Die Doktrine und der Tiers-parti liegen sich in den Armen — schweigt einen Augenblick! Stört diese Scene nicht!

Ich muß gestehen, daß dies plötzliche Johlen, Beinausschlagen und Überschnappen zuerst einen wehmüthigen Eindruck macht, da es Gräber sind, auf welchen diese Art Bewegungsjünglinge tanzen. Immerhin! die Tarantel hat sie gestochen, sie können nichts dafür. Sie wissen auch nicht, wie lächerlich es ist, daß sie ihre alten Zöpfe zu sich herum gedreht haben nach vorn, und mit ihnen liebäugeln. Und was soll diese neue Berserkerwuth sagen, was wollen sie mit ihren ausgelassenen Geberden, was meint Theodor Mundt damit, wenn er im zweiten Hefte des Zodiakus die geheimnißvollen Worte ausstößt: Trarara! Trara! Trara!

Bei Gott, uns wird ganz närrisch zu Muthe, wenn man den Spektakel mit anhört. Wir haben doch ehemals auch recht lustige Dinge in Gottes freie Natur hinausgeblasen, aber bis zu „Trarara!" haben wir es nicht gebracht. Soll dieses unartikulirte Wort die Devise der neuen Berlinischen Bewegungsliteratur werden? Trarara! Trara! Trara! Ich bekomme Angst, die Hunde heulen und fressen Gras, die Pferde schnuppern, die Vögel ducken sich, die Katze prunzt, was wird kommen? Trara! Leute, betet einen Abendsegen!

Ein zweites interessantes Symptom unsrer gegenwärtigen Literaturperiode gibt sich sehr oft in einem Räsonnement bloß, welches Willibald Alexis angehört. Welch eine Melancholie lastet auf allem, was dieser Autor in seiner eigenthümlichen Manier herausflockt und herauströpfelt! Es ist ihm Alles recht, und eigentlich doch nicht recht, und wenn man es so haben will, so hat er dagegen nichts, und will man es so, dann hat er auch nichts. Eine merkwürdige Toleranz! Dieser Mann ist von der Zeit und den Schlägen, die sie an ihn austheilte, so weich und mürbe geworden, daß er nichts übrig behalten hat, als nur noch ein resignirtes Lächeln, etwas Spott, etwas Ernst, etwas Zorn, aber Alles weit überwogen von Gleichgültigkeit und furchtsamer Toleranz. Und so Viele. Was ist Euch nur in die Glieder gefahren? Was habt Ihr? Wo sitzt es Euch? Liegt Euer Unglück da, wo Ihr angegriffen seid? Oder da, wo Ihr glaubtet, Rückhalt zu finden? Ich glaube, auf beiden Seiten.

Die Melancholie W. Alexis' geht so weit, daß er von einem schlechten Buche manchmal ausrufen möchte: Gott, es ist doch geschrieben! Der Verfasser hat doch seine fünf Sinne zusammennehmen müssen! Es ist doch ein Buch! W. Alexis hat aus diesem Grunde die Liefländische Muse Raupach's in Schutz genommen. Er räsonnirt so: Raupach schreibt doch: es ist doch „Was;" und „um deshalb" nehmt ihn in Schutz! Er dichtet im Thiergarten, beim Spazierengehen: er ist kein Shakespeare, kein Schiller und Göthe, aber er ist Raupach — kurz — o wie schwer ist das Schriftstellern! Wie schwer! Wie schwer! Gedanken zu haben kostet Schweiß, und nun gar Poesie zu haben kostet ein Russisches Dampfbad! Erfindet! Erfindet! Ach, es ist gar zu schwer! Wer hat das Erfinden erfunden! Das schwere Erfinden!— Dies ist W. Alexis' ewiger Refrain. Eine Tragedie über die Schwierigkeit der Poesie!

Eine dritte Entdeckung endlich kann einem scharfen Auge nicht entgangen sein, die Lyrik betreffend. Ja, in der That, die deutsche Lyrik soll es sein, welche Deutschland rettet. Wäre hier noch von den schwäbischen Dichtern die Rede, von Geistern, welche nicht ohne Ausnahme ein wahrer poetischer Funke durchglüht; allein diese Lyrik meint die junge Bewegungsliteratur an der Spree und Oder nicht, sondern jene Märkisch-Pommersche Dichterschule, welche die stolzen Namen Ferrand, Kossarsky, Rebenstein, Brunold u. s. w. zu den Ihrigen zählt, und sich anheischig macht, die Welt in neuen Jubel zu versetzen, die Runzeln aus der Stirne Saturn's herauszusingen, und Veilchenduft und Lerchensang zur Tagesordnung zu machen. Ich wollte das nur erwähnen; denn ich habe die Verpflichtung, in meinen Literaturberichten keine Thorheit, kein Kinder-Ei und keine Kinderei zu übersehen.

Darf ich den Schmerz und die Wunden läugnen, an welchen alle diese Männer leiden? Warlich nicht! Die Zeit ist ein schwerer Alp, der sie drückt. Die Zeit spinnt die widerstrebenden Geister in ihr Gewebe hinein. Sie ist Nemesis mit Harpyenkrallen, welche nicht loslassen. Die Zeit und die Geschichte reagiren gegen Alles, was sich ihnen früher abwandte und nun werden Kunst und Wissenschaft, ja selbst die Geheimnisse versteckter Situationen, Liebe und Freundschaft hineingerissen in den Strudel und mit dem Alltagsleben der Öffentlichkeit verspritzt und verflüchtigt. Es soll ein Gesetz sein, daß namentlich die Literatur sich um die Sonnenaxe der Zeit zu drehen habe. Aber ich frage, ob dieses Gesetz denn so neu ist? Ich frage, ob es mit so vielem Geräusch darf proklamirt werden? Gewiß man hat dieses Heureka! schon vor einem Dezennium gerufen und ihm ganze kritische Hekatomben geopfert, und ich glaube, man muß nachgerade anfangen, sich bestimmter über das Zeitgemäße in der Literatur auszusprechen; denn jenes nebelhafte Halloh! ist auch eine Tyrannei und die Tyrannei hat keinen Raum im Reiche der Wahrheit und Schönheit.

Ich will nicht näseln, wie ein Professor der Ästhetik; aber wo habt ihr die Kunst hingethan? Ehrbare Männer ziehen sich splitternackt aus, und baden sich — o, wär' es in dem Blut des erlegten Drachen Zeit! Nein, sie tauchen unter in die Wellen, welche die leichte Zugluft des Tages aufkräuselt, sie rufen Trara! und treten Wasser, sie wollen nichts, als der Spielball der Zeit sein, sie wollen die Zeit nicht überwinden, sie stürmen nicht der Zeit voran. Immer mit im Zuge — das ist ein Marketenderschritt. Vorn im ersten Gliede sollt ihr stehen! Dort, wo die Entscheidung am nächsten ist und wo die meisten Opfer fallen! Theodor Mundt will unaufhörliche Emanzipation, fortwährendes Losringen von sich selbst, alle Tage ein neues Kleid, so wie es die Mode mit sich bringt, er will nur in Athem bleiben, um Trara! zu rufen. Das ist kein tiefsinniges Gesetz mehr, welches er der Analogie und Induktion verdankt, das ist eben so wenig das Entzücken, wenn man von einem bösen Traum erwacht und die aufgehende Frühlingssonne ihre glitzernden Lichter in's Zimmer wirft, das ist Reue, und die Verzweiflung der Reue. Das ist das Übermaß eines Schuldbewußten, der für die Vergangenheit und Zukunft zugleich arbeiten will, und darüber die Gegenwart verliert. Das ist Gespensterfurcht, die vor der Stille des Waldes er-

schrickt und dem Vogel nicht traut, der mit einem Liede ruft, das ist Wahnwitz, Hohnlachen, Ohnmacht.

Und wenn diese Grimasse nur ein Opfer wäre! Wenn aus dem verströmenden Herzblute dieser Raserei nur Blumen sprössen, Lenzeshyazinthen, an welchen man Wohlgefallen habe! Aber weder Lust noch Nutzen wird der Zeit aus dieser Huldigung. Es ist ein neuer Egoismus, der, alsbald der Hahn der Frühe kräht und ihr eure alte Zeit verläugnet und die alten Meister, aus eurem Busen schlägt, und wenn ihr euch noch so tief in die Woge der Zeit stürztet, in jene blinde Allgemeinheit, in das Chaos, das so unwahr und so unschön ist! Wollt ihr schaffen? Nein, ich schwöre, ihr wollt nur leben: und das ist egoistisch. Die Zeit ist nicht allgemein und ist kein Atom; aber die Zeit zu fassen, muß man sich an ein Stück klammern Nicht an die Meridiane ist es angeschrieben, was die Zeit gebietet, nicht am Äquator ist es zu lesen, sondern an der Landstraße, an einem Vicinalwege, welcher zwei Pfarreien verbindet. Auf den kleinen Geßlerhut, der an deinem Dorfe auf der Stange prangt, drücke deine Bolzen ab, dann wird man bald in den Alpen freier wohnen! Aber Schmach dem, der wie der Geyer von dem Schmerze des Prometheus mitzehrt, der aus der großen Verwirrung dieser Tage seinen speziellen Nutzen zieht, und Veranlassung nimmt, über sein Jahrhundert zusammenhanglose und unkünstlerische Bücher zu schreiben!

Es ist grundfalsch, daß unsere Zeit negativ sei. Sie ist so positiv, wie irgend eine. Von dem ersten Brausen, als die Ventile der Schöpfung losgelassen wurden, bis auf den heutigen Tag ist nie Stillstand gewesen; und die Kunst war immer positiv. Sie warf niemals ihr Winkelmaaß von sich, und spannte den Cirkel nie so weit aus, als sollt' er die unendliche Luft umkreisen. War die ächte Poesie je etwas anders, als die Kraft, sein Zeitalter zu übersehen, wie es wacht, und an die Nachwelt zu verrathen, was es träumt? die Poesie darf nie von der Zeit überwältigt werden; denn noch der letzte Mensch wird höher stehen als die Schöpfung, der er nur zur Hälfte angehört. Wer hat ein klares Auge? Seht, seht, das Jahrhundert zittert ja vor euch, das Jahrhundert hat seine Haltung verloren und blickt euch wehmüthig in die Augen: es will lind und freundlich von euch angesprochen sein. Es wartet nur, daß ihr kommt; so fromm, so poetisch, so fröhlich kommt, wie ein Fußwanderer im Gebirge! Mephisto neckte nur: jetzt spricht er lachend: Wozu der Lärm?

Mein Glaubensbekenntniß!

Ich glaube an die Zeit, die allmächtige Schöpferin Himmels und der Erden, und ihren eingebornen Sohn, die Kunst, welche viel gelitten hat unter Pontius und Pilatus, von Crethi und Plethi, und doch die Welt erlösen helfen wird, und bis dahin glaub' ich an den heiligen Geist der Kritik, welchen die Zeit gesandt hat, zu richten die Lebendigen und die Todten.

---

32) Tafeln der Geschichte. Von E. Vehse. 1—8. Lieferung. Dresden, Grimmer. 1834—1835.

Heute sagt man nicht mehr, die Geschichte ist die Zusammenstellung von Begebenheiten, sondern sie ist das Spiegelbild des Lebens. Das Leben chemisch zu zergliedern, ist schwer; aber es sondert sich in verschiedenartig colorirte Momente, welche von der Existenz und der Materie sich stufenweis' erheben bis zum Geiste und seinen höchsten und freisten Thätigkeiten. Leben ist der Complex vom Leiden und Thun des Alls, Leben ist der Athem der Menschheit, das Wort selbst, es ist Alles, was man nur denken, empfinden, glauben, Alles, was man selbst nur sein kann. Und so gehört jetzt Alles, was nur Leben athmet, zur Geschichte: die Emanzipationsfrage der Humanität, die Religion, die Cultur, die erleichterte oder erschwerte Existenz, Alles wird zur politischen Debatte erhoben. Wer würde jetzt noch zu behaupten wagen, daß die Genealogie der Fürsten, die Römischen Zahlen, welche an ihren Namen hängen, für den Historiker mehr seien, als bloße Erleichterungen der Übersicht? Wollte man blos Regierungsgeschichte schreiben, so würde man nicht nur in die Kategorie des Chronisten fallen, sondern auch unvollständig sein; denn was läuft nicht alles neben den politischen Ereignissen nebenher, das mit zum Leben gehört! Wie hängen die politischen Ereignisse selbst zusammen mit Erscheinungen, die nicht zu verschweigen sind! Daraus sieht man, wie hoch sich jetzt des Geschichtsschreibers Aufgabe stellt. Es war Zeit, daß die Blüthe der rhetorischen Darstellung wieder zu Ehren kömmt: denn man hatte es sich gar zu leicht gemacht: und am leichtesten oft die, welche die stolzesten sind, nämlich die sogenannten Quellenforscher.

Das Gerüst zu einer neuen Geschichtsschreibung liefert dies ausgezeichnete Werk, eine Frucht des gründlichsten Fleißes. Es belauscht das ganze Treiben der Völker, nicht blos ihre bürgerlichen Umwälzungen, sondern das ganze Athmen des Lebens, wie es sich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunst der Nachwelt hinterlassen haben. Zweiundzwanzig verschiedene Lebensrichtungen laufen tabellarisch neben den politischen Ereignissen her, und fordern durch Farbe und Druck die Vergleichung der gleichzeitigen Momente heraus. Nun erst wird manche dunkle Thatsache von einem Lichte erhellt, welches Grund und Ursache in ganz fremden Lebensgebieten zeigt. Die Geschichte hat keine Postulate, keine Randverweisungen mehr; sondern eins ist neben dem andern unerläßlich und das Ganze baut sich wunderbar archi-

tektonisch zu einem gefugten und vollkommnen Systeme zusammen. Kein chinesischer Bau ist es, der sich monoton aus Zahlen und Daten in's Unendliche fortsetzt, sondern jedes Stockwerk hat seinen eignen Charakter und Styl, welcher immer eine besondere politische oder Culturtendenz ist. In diesem Herausstellen des Überwiegenden, der Tendenzströmungen, der historischen Penchants ist Vehse besonders glücklich gewesen. Dies ist der besonderste Vorzug eines Werkes, auf welches wir zurückkommen werden, wenn der Schlußstein des Ganzen erschienen ist.

---

33) **Die Kunst reich zu werden. Ein gar nützliches Noth- und Hülfsbüchlein für arme Schlucker u. s. w. Von P. M. Goldmann.** Weimar, Voigt. 1834.

Der als Popularphilosoph bekannte August von Blumröder ist Verfasser dieses mit guter Laune geschriebenen Buches. Die Ironie möchte vielleicht zu weit ausgesponnen sein; auch ist auf die Länge der hausbackne, zuletzt natürlich in Moral übergehende Ton nicht mehr recht genießbar. Über die Kunst reich zu werden, ist nun schon viel philosophirt worden, lehrt uns nun auch einmal dies, wie man den Reichthum ertragen kann! Denn merkwürdig ist es, der Reichthum ist gewiß die leichteste Last, und doch wird Niemand ruhen, bis er sie von den Schultern geworfen hat. Ist dies nicht auch ein Problem der Lebensphilosophie?

---

34) **Die Wasserwelt oder das Meer und die Schiffahrt. Von T. F. Richter.** Drei Lieferungen. Dresden, Arnold. 1834.

Ich glaube, daß man ein Buch dieses Gegenstandes viel anziehender einrichten kann. Das Meer, der Erde dunkles Auge, ist voll tiefer Poesie, in Allem, was in und auf ihm lebt. Warum die Farben verschmähen, welche die Natur selbst an die Hand gibt! Der trockne Dozententon ist bei einem Buche, das doch nur aus gründlicheren Werken dieser Art excerpirt ist, und in seinem Thema die Phantasie so lebhaft herausfordert, ganz am unrechten Orte. Vielleicht erhebt sich in den folgenden Lieferungen der Handwerkston zu einer angemessenеren Darstellung.

---

35) **Die Herrlichkeit Gottes.** Besungen in Hymnen von **C. G. E. Weber.** Bunzlau, Appun. 1835.

Unermeßlich ist das ewige Firmament, in Worten kaum auszudrücken die Herrlichkeit Gottes; aber wenn man einmal den Versuch macht, so thut man immer besser, sich so kurz als möglich zu fassen. Das hat die Andacht des begeisterten Sängers dieser Hymnen nicht bedacht, und setzt nun mich armen verdammten Kritiker in die Verlegenheit, sagen zu müssen, er habe den lieben Gott (Gott verzeih mir die Sünde!) übertrieben gelobt! Wahrlich, diese Verse sind ganz charmant, lecker, und himmlischer Weihe voll; aber doch zu viel ausgelassene Butter! Zu viel Worte, viel zu viel!

---

36) **Geschichte des Preußischen Staates und Volkes.** Für alle Stände bearbeitet von **Ed. Heinel.** Erste und zweite Lieferung. Danzig, Gerhard. 1835.

Der Abfassung einer preußischen Geschichte stellen sich mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Preußen ist aus so heterogenen Landestheilen zusammengesetzt, daß für sie schwerlich eine historische Einheit sich finden läßt. Im Grunde kann man erst seit Friedrich dem Großen von einem Staatsleben der preußischen Monarchie sprechen, da alles Vorangegangnes sich historisch nur in die Anfänge und Schicksale der einzelnen Provinzen und in das Hausinteresse der regierenden Dynastie zerspaltet. Befangener und serviler Geschichtsdarstellung stehen hier manche Blößen offen, welche sie auch in der That sehr oft gegeben hat. Der Eine beginnt seine Entwickelung mit den nürnbergischen Burggrafen, der Andre mit der Bernsteinfischerei an der Ostsee. Herr Heinel gehört zu der letztern Schule. Er beginnt von der Provinz, welche dem ganzen Ländercongloemerat den Namen gegeben hat. Die Senonen in der Mark, die Slaven in Schlesien und die preußischen Belgier jenseits des Rheins dürfen dagegen Protest einlegen.

Zu einem festeren Urtheile über diese, [illegible] es [illegible] von einem Dichter versehen ließ, gut geschriebene Darstellung warten wir die folgenden Lieferungen ab. Nur eine Ansicht möge hier schon berichtigt werden: Der Verf. behauptet, Östreichs gegenwärtige historische Stellung schreibe sich mehr von einer Übertragung der alten Reichsautorität auf die Erblande, als von einer innern Entwickelung her. Dies ist nicht nur politisch falsch, sondern auch historisch. Wenn irgend ein Staat aus dem Vorurtheil, das von einer früher behaupteten Autorität geschützt werden konnte, herausgerissen und auf eine Herauskehrung einzig und allein seines innern Fonds angewiesen wurde durch die Stürme, welche Napoleons Gestirn über Europa brachte, so ist es Östreich. Kein Staat hat heute eine höhere Stellung, als die ist, welche er nach dem Maße seiner innern Kräfte behaupten kann. Sodann ist aber auch die Österreichische Dynastie immer darauf bedacht gewesen, vorzugsweise die Hausmacht zu consolidiren und sie als Ersatz für eine Würde zu nehmen, welche die damit verknüpften Mißhelligkeiten nicht aufwog. Die deutsche Geschichte wird immer dem Hause Habsburg den Vorwurf machen müssen, daß es die deutsche Reichsverfassung abnutzte, der Maschine ihren Lauf ließ, und sich dagegen auf seine Erblande beschränkte, die es fest und monarchisch consolidiren wollte. Glücklicherweise wurde dadurch den deutschen wie den östreichischen Interessen am Besten genügt, so daß die Zukunft der Vergangenheit gleichsam zu danken hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 79. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 2. April.

Danton's Tod

(Fortsetzung.)

Das Luxemburg. — Ein Kerker. — Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Nase nicht so in's Gesicht. Ha, ha, ha!

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondsichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein lesen könntet? (zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält)

Dillon. Gib her!

Wärter. Herr, mein Mondschein hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hosen sehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter. Nein, sie ziehen Wasser. (Zu Dillon) Sie hat sich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir was geben, das sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab.)

Dillon (liest). Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Justizpallast und stand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich, hm! hm! (er geht auf und ab, und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.) — Hätt' ich nur den Fuß auf der Gasse. Ich werde mich nicht so schlachten lassen. Ja, nur den Fuß auf der Gasse!

Laflotte. Und auf dem Karren, das ist eins.

Dillon. Meinst du? Da liegen noch ein Paar Schritte dazwischen, lang genug, um sie mit den Leichen der Decemvirn zu messen. — — Es ist endlich Zeit, daß die rechtschaffnen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für sich). Desto besser, um so leichter ist es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläser und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, sie werden sich zuletzt noch selbst guillotiniren (er geht auf und ab).

Laflotte (bei Seite). Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben, wie sein Kind, wenn man sich's selbst gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man so mit dem Zufall Blutschande treiben und sein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Ödipus!

Dillon. Danton und Camille's Weiber mögen Assignaten unter das Volk werfen, das ist besser als Köpfe.

Laflotte. Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte sie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danton! — Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

Laflotte. Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grab zu klettern.

Dillon. Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondisten, Exadelige; wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangenen verständigen.

Laflotte. Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurkerei. Was thuts? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechslung; es ist nicht so unangenehm, seinen eigenen Gestank zu riechen. — Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden, so lange auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geist schon zwanzigmal durchprobirt. Es ist auch gar nichts Pikantes mehr dran, es ist ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen lassen.

Laflotte. Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer steht mir

dafür? Man sagt zwar, es sei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz ist die einzige Sünde, und das Leiden ist das einzige Laster; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo ist der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß gehen; wir müßen das Eisen schmieden, mein Plan ist fertig.

Laflotte. Gleich, gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm sprechen, du kannst auf mich zählen, General, wir werden aus dem Loch kommen (für sich im Hinausgehen), um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteste, die Welt, er in das engste, das Grab.

Der Wohlfahrtsausschuß. — St. Just, Barrère, Callot d'Herbois, Billaud, Varennes.

Barrère. Was schreibt Fouquier?

St. Just. Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrtsausschußes, sie appelliren an das Volk, wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther soll unbeschreiblich sein. — Danton parodirte den Jupiter und schüttelte die Locken.

Callot. Um so leichter wird ihn Samson daran packen.

Barrère. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud. Das Volk hat einen Instinkt, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken, dergleichen insolente Physiognomien gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adliches Wappen; der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrère. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembriseurs hat ihn unverwundbar gemacht. — Was sagt Robespierre?

St. Just. Er thut als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschwornen müßen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrère. Unmöglich, das geht nicht.

St. Just. Sie müßen weg, um jeden Preis, und sollten wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! — Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern, aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. (St. Just wird herausgerufen.)

Der Schließer tritt ein.

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, sie verlangen einen Arzt.

Billaud. Das ist unnöthig, so viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer. Es sind schwangere Weiber dabei.

Billaud. Desto besser, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrère. Die Schwindsucht eines Aristokraten spart dem Revolutionstribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Callot (nimmt ein Papier). Eine Bittschrift! ein Weibername!

Barrère. Wohl eine von denen, die gezwungen sein möchten, zwischen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jakobiners zu wählen. Die wie Lukretien nach dem Verlust ihrer Ehre sterben, aber etwas später als die Römerin im Kindbett, oder aus Altersschwäche. — Es mag nicht so unangenehm sein, einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Callot. Sie ist zu alt. Madame verlangt den Tod, sie weiß sich auszudrücken, das Gefängniß liegt auf ihr wie ein Sargdeckel. Sie sitzt erst seit vier Wochen. Die Antwort ist leicht. (Er schreibt und liest.) Bürgerin, es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest.

Barrère. Gut gesagt. Aber Callot, es ist nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfangt; die Leute haben sonst keine Furcht mehr davor, man muß sich nicht so familiär machen.

(St. Just kommt zurück.)

St. Just. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man konspirirt in den Gefängnißen; ein junger Mensch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er saß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrère. Er schneidet sich mit seiner Bouteille den Hals ab; das ist schon mehr vorgekommen.

St. Just. Danton's und Camille's Weiber sollen Geld unter das Volk werfen, Dillon soll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent soll gesprengt werden.

Barrère. Das sind Mährchen.

St. Just. Wir werden sie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volks, die Bestürzung der Geschwornen; ich werde einen Bericht machen.

Barrère. Ja, geh, St. Just, und spinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf ist.

St. Just. Der Convent muß dekretiren, das Tribunal solle ohne Unterbrechung den Prozeß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte schuldige Achtung verletzte oder störende Auftritte veranlaßte, von den Debatten ausschließen.

Barrère. Du hast einen revolutionären Instinkt, das lautet ganz gemäßigt und wird doch seine Wirkung thun. Sie können nicht schweigen, Danton muß schreien.

St. Just. Ich zähle auf Eure Unterstützung. Es gibt Leute im Convent, die eben so krank sind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, sie werden über Verletzung der Formen schreien.

Barrère (ihn unterbrechend). Ich werde ihnen sagen: Zu Rom wurde der Consul, welcher die Verschwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tod bestrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren seine Ankläger?

Callot (mit Pathos). Geh, St. Just, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten, in ihren Umarmungen ersticken, die Majestät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erscheinen und sie zu Asche glühen. Geh, St. Just, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerschleudern. (St. Just ab.)

Barrère. Hast du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specificum machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, sie kämpfen mit dem Laster.

Billaud. Bis jetzt geht unser Weg zusammen.

Barrère. Robespierre will aus der Revolution einen Hörsaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Betschemel.

Callot. Auf dem er aber alsdann nicht stehen, sondern liegen soll.

Barrère. Das wird leicht gehen. Die Welt müßte auf dem Kopf stehen, wenn die sogenannten Spitzbuben von den sogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden sollten.

Callot (zu Barrère). Wann kommst du wieder nach Clichy?

Barrère. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

(Billaud und Callot ab).

Barrère (allein). Die Ungeheuer! — Es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest! Diese Worte hätten die Zunge müssen verdorren machen, die sie gesprochen. — Und ich? — Als die Septembriseurs in die Gefängnisse drangen, faßt ein Gefangener sein Messer, er drängt sich unter die Mörder, er stößt es in die Brust eines Priesters, er ist gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich mich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrtsausschuß setze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taschenmesser nehme? Es ist der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umständen, die Grundverhältnisse sind sich gleich. — Und dürft er Einen morden, dürft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerstenkörner, machen zwei einen Haufen, dann vier, wie viel dann? Komm, mein Gewissen, komm, mein Hühnchen, komm, da ist Futter. — Doch — war ich auch ein Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. (ab.) (Forts. f.)

Weimar.

(Fortsetzung.)

Aber — jener Phalanx wird sichtbar dünner und dünner und zeigt schon hie und wieder sehr lichte Lücken. Alle jene modernen Vereine für Verbesserung des moralischen, materiellen und technischen Zustandes des Landes haben auch hier Wurzeln geschlagen, einen Bildungskeim dem Boden vertraut, den Saamen des Denkens und Forschens auf die Höhen und in die Thäler gestreut, ein schönes Fühlen und Streben in den Herzen geweckt, den Funken des Gemeinsinns angeweht, und, den Philisterdünkel erstickend, einen edlen Stolz lebendig und thatkräftig rege gemacht. Manche Erscheinungen eines wahrhaft edlen Bürgerthums treten einem höchst erfreulich hier entgegen, wie der erfrischende Athem des Ostens, der den nahen Sonnenaufgang verkündet.

In gleichem Verhältniß solchen Steigens, mindert sich die Demagogie, — und wächst das Interesse für alles gesetzlich Constitutionelle, für jede Besserung, die solchem Denken und Streben allmählich erblühen kann und wird; für ächtes Bürgerthum; für die wahre Bedeutung des Monarchismus; für allmäliges Tilgen des aristokratischen und feudalen Princips, welches ausgedient hat und eine Ruthe Gottes ist, die nun verbrannt werden muß; für das allmächtige, segenreiche Vorwärts des Jahrhunderts! — — Blendet auch noch viele der Schimmer der reich vergoldeten Adelskette; — halten gleich viele eine Constitution, welcher nicht unverzüglich Milch und Honig im Gefäß der völligen Abgabenfreiheit entspringt, für unnützen Wortkram und fatale Quälerei; sehen andere in allem nur Spiegelfechterei und Kindertand, so beginnt doch eine große Zahl diese Wohlthat der Zeit zu erkennen und fühlt die Pflicht durch Studium und Nachdenken und reines lebendiges Streben sich ihrer würdig zu machen, ihre Segen weiter und weiter zu verbreiten. Darüber hört man hier nicht selten unter Bürgern und Landleuten wahrhaft erfreuliche und erbauliche Gespräche. Weimar wird im constitutionellen Leben und Wesen bald sehr schöne Fortschritte machen, weil stürmische Flatterhaftigkeit und apathisches Flegma dem Volkscharakter gleich fern liegen; und — weil die Philister- und Theekessel-Generation von ihrer Fahne desertirt oder allmählig abstirbt.

Dem Rathhaus gegenüber hat man eine Buchhandlung angelegt, welche einzig und allein den Sortimentshandel hier exerciren darf.

Ein Monopol in einem constitutionellen Land? das klingt schauerlich, und ist schauerlich! Hier weniger, wo der Zunft- und Gildenzwang noch in voller Blüthe steht und aller Gewerbefreiheit mannhaft widerstrebt. Zunft- und Gildenzwang gleicht dem herbsten Absolutismus und wird von Zeit und Sitte abhorrescirt. Völlig zügellose Gewerbefreiheit gleicht der Anarchie republikanischen Schwindels und wirren Theorieenkrams, welche beide zum Heil nicht führen. Liegt nicht zwischen beiden die Mittelstraße des Rechts und der Vernunft — die constitutionelle Form? Ist diese Form einmal in einem Staat zur Norm und Lebensregel geworden, so muß auch alles, selbst das geringste in Geist und Leben ihr sich fügen und anpassen, wenn nicht das Ganze bald wieder mehr nicht sein soll, als ein leerer Name, eine schimmernde Förmlichkeit, ein theures Hemmniß.

Ein **öffentliches** Leben gibt es eigentlich in Weimar nicht, man müßte denn die Jahr- und Wochenmärkte, den Wollmarkt und das Vogelschießen und die Eisbahn auf dem Schwanenteich dahin rechnen. Aber dafür gibt es auch in Weimar kein **geheimes** Leben, alles Thun und Treiben, vom Großherzog bis zum Nachtwächter, wird veröffentlicht. Zu diesem Zweck gibt es eigene Poststationen in allen Straßen, Fuß- und Zungengewandte Boten die Menge, Ausrufer, Barbiere, Pensionärs, Wittwen und männliche und weibliche alte Weiber. Sie alle haben alle Nachrichten aus erster Hand und verkaufen ihr Backwerk gern Ofenwarm. Von all diesem öffentlichen Leben ist mir der gefrorne Schwanenteich bei weitem das Liebste. Die Weimaranerinnen sind passionirt für die Schlittschuhbahn und so vernünftig geworden, dieses Vergnügen, gleich den Männern, vollständig genießen zu wollen. Sie selbst schnallen die Schlittschuhe um die netten Füßchen und wiegen und schaukeln sich so gewandt und schnell, so leicht und graciös, wie der grobteste Däne und Holländer. Ich kenne keinen lieblicheren Anblick, als eine Schaar hübscher Mädchen und junger Frauen in den farbenreichen malerischen Mänteln, mit den weichen Contouren, blitzenden Augen, warmen Wangen und lächelnden Lippen über die Fläche dahin rauschen, in Gruppen sich durchkreuzen, Quadrillen bilden und dann wieder, Sternschnuppen gleich, geräuschlos auseinander schnellen zu sehen. Kein Tanz im Saal bei Lichtglanz und im Melodienrausch ist reizender, erwärmender, blühender, anzüglicher, bedeutsamer und erquicklicher für den Zuschauer, als dies Schlittschuhlaufen der Damen. Für den Fremden wird es um so interessanter, weil er hier gewiß ist, die Schönheiten vereint zu finden, ohne lang der Wahl wegen im Zweifel zu sein. Die Hübschen laufen Schlittschuh, die

übrigen lassen sich von galanten Herren, oder gewandten Kindern in Stuhlschlitten herum fahren. Ich weiß nicht, warum die Damen in anderen deutschen Städten nicht längst auf den Gedanken gekommen sind, dieses reizende Vergnügen zu genießen und genießen zu lassen. Die schlank und edel gestalteten Berlinerinnen würden dabei eben so wenig einbüßen, als die wohlig geformten Wienerinnen und die netten Dresdnerinnen. Diese könnten ja mit aller Bequemlichkeit ihre Gebetbücher mit auf's Eis nehmen und Lammleinlieder und Gnadenseufzer während des Fahrens anstimmen. Solche Frömmigkeit ist überall am Platz und nimmt sich wohl auf dem blanken Eisspiegel oft besser aus, als in den dichten Schatten der Brühlschen Terrasse, in den abendlichen Laubgängen der Promenaden, oder im Gesäusel einer Geisblattlaube.

Indessen soll das Schlittschuhlaufen der Damen eine bedeutende Änderung in der Hausordnung und im Hausregiment zu Weimar hervorgebracht haben. Genau von dem Anfang jener Mode her datirt sich der Gebrauch, daß die Männer zierlich gestickte Pantoffeln tragen müssen, und die holden Frauen stets Hosen anhaben. Deshalb soll auch die Landesdirektion nicht selten Bedenken gegen das Überschwemmen dieser Wiese äußern und nur ungern dieselbe zulassen müssen, weil die Hofkonditorei Eis in ihre Gruben braucht. Das Bedürfniß von gefrornen Süßigkeiten sichert den Frauen die Oberherrschaft. Zur Circe, Calypso, Alcine, Armide wird jede auf dem Schwanenteich dahingleitende Schöne. Jenseits des Damms, ach! wird manche zur Ariadne auf Naxos!

Der gänzliche Mangel an öffentlichem Leben wird reichlich ersetzt durch die mannichfaltigsten Familiengenüsse und die blühendste, anmuthigste Geselligkeit in mehreren geschlossenen Gesellschaften.

In den Familienzirkeln herrscht ein edler sinniger Epikurismus. Nichts von den Schnurrpfeifereien und Gaukeleien der Pracht und Verschwendung, aber einladender Überfluß, lachende Eleganz. Doch ist nicht zu läugnen, daß in diesem Gebiet noch der Hochmuths- und Separationsteufel offen Hörner und Hufe zeigt, das Titelwesen, Kraut- und Hofjunkerthum mitunter die komische Hauptrolle spielt, und die gute alte Zeit recht breit und dick an Lhomber- und Whisttische sich pflanzt. Hier schlürft Mancher und Manche noch recht behaglich die wollüstigen Düfte entschwundener Zeiten und verrauchter Sitten; hier stöhnt manch Gebet um deren selige Wiederkehr zum Himmel, hier wird Wellington im Bild geküßt, hier werden die Nordischen als die hoffentlich baldigen Befreier und Erlöser von allen Übeln der neuen Zeit mit Hekatomben von Lächeln und Blicken und Händedrücken und Seufzern angebetet. Aber alles im Stillen und hinter dem Rücken der Profanen. So mächtig tönte die Stimme der Zeit, daß selbst solche Gefühle öffentlich verstummen, solcher Glaube laut zu werden nicht mehr wagt — beiden täglich Einige mehr von der heranblühenden Jugend entfliehen, um der aufgehenden Sonne zu huldigen.

Die neue Zeit hat sich hier eine Erholung construirt. So heißt der bedeutendste gesellige Verein hier, der seine eigenen Gebäude hat. Eines für den Sommer, außerhalb der Stadt, ein zweites für den Winter, in der Stadt. Der jüngste Stadtbeschreiber nennt dieses in seinem Buch ein schönes Haus. Der Himmel verzeihe ihm solche Albernheit, die Gesellschaft ballotire ihn hinaus für solche Schmeichelei.

(Fortsetzung folgt.)

Puntes.

*** Die „Opera-comique" ist mit einer neuen Oper Auber's, zu welcher Scribe den Text verfaßt, hervorgetreten. In der That kann man sich nicht genug über das theatralische Erfindungs-Vermögen Scribe's wundern. Es gibt keine Ungereimtheit, die er nicht für die Bühne zu benutzen verstehe, keine Absurdität, die er nicht in den Mantel der Poesie zu hüllen weiß. In Robert le diable machte er den Teufel zu einem guten Familien-Vater; in der fraglichen Oper gibt er einem bronzenen Pferde Bucephalus-Eigenschaft. Wir wollen den Inhalt der Novität, die „das Pferd von Bronze," Feen-Oper in drei Akten, betitelt ist, mittheilen. Der Schauplatz ist in China, in der Nähe von Peking, und das bronzene Pferd hat unlängst einen jungen Landmann, Namens Yanko, weiß Gott aus welchem Grunde, mit in die Luft genommen und wieder zurückgeführt. Yanko hat eine junge Bäuerin, Peki, zur Geliebten, der von einem alten Mandarin, Tsing-Sing nachgestellt wird. Der Letztere hat bereits drei Frauen, und, als Kronbeamter, das Recht, eine Vierte zu nehmen. Peki ist die Auserwählte. Plötzlich kömmt der Thron-Erbe zu Tsing-Sing. Er sucht eine Schönheit, die ihm im Traume vorgeführt worden ist, und der Mandarin erbebt bei dem Gedanken, daß diese Schönheit vielleicht die liebenswürdige Peki sein könne. Glücklicherweise weiß seine chinesische Hoheit sich keinen deutlichen Begriff mehr von dem Traumbilde zu machen. (?) Indeß er hört den Gesang einer Ballade, in welcher die wunderbare Eigenschaft des bronzenen Pferdes geschildert wird. Sofort erwacht in ihm die Lust, auf demselben eine Luftreise zu versuchen, und Tsing-Sing hinter sich auf's Roß nehmend, enteilt er zu höheren Regionen. Jetzt glaubt sich Peki gegen die Nachstellungen des alten Mandarinen gesichert, und ist bereit, ihrem Geliebten die Hand zu reichen. Als Lohn dafür verlangt sie von Yanko die Mittheilung des Geheimnisses, welches ihm auf seiner Luftfahrt enthüllt worden sei. Dieser erklärt, er werde in einem solchen Falle ohnfehlbar in einen Affen verwandelt werden; jedoch wenn Peki auf ihrem Begehren bestehe, wolle er, ihr zu Liebe, das Geheimniß offenbaren. Peki will keinen Affen zum Manne, und verschließt dem Geliebten den Mund. Während dieser Vorfälle kömmt der Mandarin, ohne den Prinzen, zur Erde zurück. Er plaudert und wird ein Affe. Jetzt aber reitet auch der Teufel Peki's Geliebten; auch er hält nicht reinen Mund und wird gleichfalls ein Affe. Peki verzweifelt, und nimmt zu dem Bucephal von Bronze ihre Zuflucht, den beiden Affen entfliehend, um in den Lüften Entschädigung zu finden. Der Renner trägt sie zu einem Feen-Palast. Sie erfährt daselbst, daß dieser Ort von Wesen von unvergleichbarer Schönheit bewohnt sei. Würde ein Sterblicher einen Tag in ihrer Mitte zubringen, ohne der Versuchung, sie zu lieben, zu unterliegen, so müßten diese Wesen sofort ihren himmlischen Ruhm und ihr Glück einbüßen. Der junge chinesische Prinz, welcher gleichfalls im Feen-Palaste verweilt, hat nur noch zwei Stunden Widerstand zu leisten. Allein er strauchelt, fällt und wird gleichfalls Affe. Peki dagegen besiegt das Schicksal. Nachdem der Tag vorüber, schwebt sie zur Erde hernieder, und bannt, mittelst eines Zaubers, die Affen-Natur aus den Leibern des Prinzen und Yanko's. Auch der Mandarin wird von ihr, unter der Bedingung, daß er auf ihre Hand verzichte, wieder in einen Menschen umgewandelt. — Nun sage Einer noch, Scribe habe mit seinem „Robert" die Abgeschmacktheit erschöpft. Er hat eine wahre dichterische Quecksilber-Natur, kann übrigens als der beste Barometer des Geschmacks des französischen und leider! auch des deutschen Publikums gelten. Hölle und Himmel, das Thierreich und China, Alles liefert ihm Stoff, und er greift, ohne Plan, ohne irgend eine Logik, bald hier-, bald dorthin und schmiedet, was er erfaßt, auf dem Amboß: Dichtung zu einem Ganzen. Aber erschöpfen kann er sich auf diese Weise nie an Opernstoffen.

Die Oper wurde — was Dekorationen und Kostüms betrifft — mit großer Pracht gegeben. Die Musik soll nicht weit her sein und sich nicht über das Ballet versteigen. Contretänze, Walzer, Galopaden, Alles ist vorhanden, ganz Paris tanzen zu lassen.

*** In Charlestown (nordamerikanische Freistaaten) hat eine bedeutende Feuersbrunst den Glockenthurm der St. Philipps-Kirche, der den schönsten architektonischen Denkmälern der Freistaaten angehört, vernichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 80. 1835.

317

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 3. April.

Danton's Tod.

(Fortsetzung.)

Die Conciergerie. — Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du hast gut geschrieen, Danton, hättest du dich etwas früher so um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod Einem so unverschämt nahe kommt und so aus dem Hals stinkt und immer zudringlicher wird?

Camille. Wenn er noch seinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber so in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langsam hereinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die versetzt werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über den Versuch ein wenig stinken. Ist das so arg?

Danton. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassentheorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gesäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen.

Philippeau. Was willst du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die ist in Gott.

Danton. Im Nichts: Versenke dich in was Ruhigers, als in das Nichts und wenn die höchste Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres dran.

Camille. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. O! nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Lied heißt.

Danton. Wir sind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unsern Häusern, in unsern Röcken und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da ist keine Hoffnung im Tod, er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisirtere Fäulniß, das ist der ganze Unterschied! — Aber ich bin gerad' einmal an diese Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn sie mich einsam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöste — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir müßen schreien, sie müßen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Ein Zimmer. — Fouquier, Amar, Vouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll; sie fordern eine Commission.

Amar. Wir haben die Schurken, da hast du, was du verlangst. (Er überreicht Fouquier ein Papier.)

Bouland. Das wird sie zufrieden stellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun rasch, daß wir und sie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutionstribunal.

Danton. Die Republik ist in Gefahr und er hat keine Instruktion! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme ist noch stark genug, um den Decemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commission, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurück ziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (Zeichen des Beifalls.)

(Fouquier, Amar, Bouland treten ein.)

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Gesetz! Der Convent beschließt: — In Betracht, daß in den Gefängnissen sich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und sich an die Spitze der Empörer stellen soll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß diese selbst unruhige Auftritte herbei zu führen sich bemüht und das Tribunal zu beleidigen versucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Untersuchung ohne Unterbrechung fortzusetzen, und jeden Angeklagten, der die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen sollte, von den Debatten auszuschliessen.

Danton. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volke, oder dem Nationalconvent Hohn gesprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

(Fortsetzung folgt.)

H. Heine's Selbstbiographie.

Chasles, der Übersetzer des Jean Paul, der französische Mode-Kritiker, wandte sich an den Verfasser der „Reisebilder," denselben um biographische Mittheilungen rücksichtlich seiner Person ersuchend. Heine ertheilte ihm dieselben in nachstehendem Schreiben.

Paris, 15. Januar 1835.

„Ich habe den Brief, mit welchem Sie mich beehrten, erhalten und beeile mich, Ihnen die verlangten Notizen mitzutheilen.

Ich bin im Jahre 1800 in Düsseldorf am Rhein geboren, welche Stadt seit 1806 — 1814 von den Franzosen besetzt war. Solchergestalt habe ich während meiner Jugend französische Luft geathmet. Meine erste Erziehung habe ich im Franziskaner-Kloster in Düsseldorf erhalten. Später trat ich in das Gymnasium dieser Stadt, welches damals Lyceum genannt wurde. Ich machte alle Klassen durch, in welchen man die Humaniora lehrte, und zeichnete mich in der ersten Klasse aus, wo der Rektor Schallmayer die Philosophie lehrte, Professor Kramer die klassischen Dichter interpretirte, Professor Brewer in der Mathematik und Abbé Daulnoin in der Rhetorik und französischen Poesie unterrichtete. Diese Männer sind noch am Leben, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Geistlichen, der sich — ich glaube aus Rücksichten für meinen Mutter-Bruder, den Hofrath von Geldern, vielleicht auch aus Rücksichten für meinen Großvater, den Doktor Geldern, einen berühmten Arzt, der ihm das Leben gerettet hatte, sehr für mich interessirte. Mein Vater war Kaufmann und ziemlich reich: er ist todt. Meine Mutter, eine ausgezeichnete Frau, lebt noch, von der großen Welt zurückgezogen. Ich habe eine Schwester, Charlotte von Embden, und zwei Brüder, deren einer, Gustav von Geldern (er hat den Namen meiner Mutter angenommen) Dragoner-Offizier in Diensten Sr. Majestät des Kaisers von Österreich ist; der Andere aber, Maximilian Heine, Arzt in der russischen Armee. Er hat mit derselben den Balkan überschritten. Meine Studien, die durch romaneske Launen, Versorgungs-Pläne, Liebesverhältnisse und andere Krankheiten unterbrochen wurden, setzte ich im Jahre 1819 in Bonn, Göttingen und Berlin fort. Drei und ein halbes Jahr habe ich mich in Berlin aufgehalten, daselbst mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt und zugleich alle Arten von Krankheiten überstanden, unter andern eine Verwundung durch einen Degenstich in die Lenden, den ich von einem gewissen Scheller, aus Danzig, erhielt, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der mich am empfindlichsten verwundet hat. Sieben Jahre lang habe ich auf den genannten Universitäten studirt, und kehrte endlich nach Göttingen zurück, um daselbst, nach einem Privat-Examen und öffentlicher Disputation, den Titel eines Doktors der Rechte zu erlangen, bei welcher Gelegenheit der berühmte Hugo mich nicht im Geringsten der scholastischen Formalitäten überhob. Obgleich dieses letztere Faktum Ihnen höchst überflüssig scheinen wird, so muß ich mich dennoch darauf beziehen, weil man in einer gegen mich gerichteten Schrift mir den Vorwurf gemacht hat, ich habe mein akademisches Diplom erkauft. Von allen Lügen, die man in Betreff meines Privatlebens gedruckt hat, möchte ich dieser allein widersprochen wünschen. Da sehen Sie den Stolz des Gelehrten! Ob man von mir sagt, ich sei ein Bastard, der Sohn eines Scharfrichters, ein Atheist, schlechter Dichter, Straßenräuber — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde bestreiten zu hören (obwohl, unter uns gesagt, die Jurisprudenz gerade diejenige unter allen Wissenschaften ist, von welcher ich am wenigsten weiß). In meinem 16ten Jahre habe ich Verse gemacht; meine ersten Dichtungen wurden im Jahre 1822 in Berlin veröffentlicht. Zwei Jahre später erschienen neue Dichtungen von mir, nebst zwei Tragödien. Eine der letzteren wurde in Braunschweig gegeben und ausgepfiffen. Im Jahre 1825 erschien der erste Theil der Reisebilder; die drei anderen Bände erschienen einige Jahre hernach bei Hoffmann und Campe, meinen steten Verlegern. Während der Jahre 1826—1831 habe ich mich wechselsweise in Lüneburg, Hamburg und München aufgehalten, in welcher letzteren Stadt ich mit meinem Freunde Lindner die politischen Annalen herausgab. In der Zwischenzeit habe ich Reisen in fremde Länder unternommen. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbstmonate stets am Meere zugebracht, besonders auf einer der kleinen Inseln der Nordsee. Ich huldige dem Meere, wie einer Geliebten, und ich habe seine Schönheit und seine Launen besungen. Diese Dichtungen sind in der deutschen Ausgabe der Reisebilder enthalten; ich habe sie in der französ. weggelassen und zugleich in derselben den polemischen Theil gestrichen, der sich auf den Geburtsadel, die Teutomanie und die katholische Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, so habe ich darüber noch in der Vorrede zu den Briefen von Kahldorf gesprochen, die ich übrigens nicht selbst geschrieben

habe, wie solches das deutsche Publikum glaubt. Was die Teutomanen, diese alten Allemannen betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Franzosenhaß besteht, so habe ich sie in allen meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es ist dieses eine Animosität, die noch von der Burschenschaft herrührt, an welcher ich Theil genommen habe. Zu gleicher Zeit bin ich gegen die katholische Propaganda und die deutschen Jesuiten zu Felde gezogen, nicht sowohl um die Verläumder, die mich zuerst angegriffen haben, zu züchtigen, als vielmehr um meiner protestantischen Vorliebe zu willfahren. Es ist wahr, diese Vorliebe hat mich oftmals zu weit geführt; denn der Protestantismus war für mich nicht nur eine liberale Religion, sondern auch der Anfangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehöre der lutherischen Konfession an, nicht allein durch die Taufe, sondern auch als enthusiastischer Kämpe, als welcher ich an den Gefechten dieser streitenden Kirche Theil nahm. Indeß bei aller Vertheidigung der socialen Interessen des Protestantismus habe ich nie meine pantheistischen Sympathieen verläugnet. Übelunterrichtete Landsleute haben seit längerer Zeit die Nachricht verbreitet, daß ich dem St. Simonismus beigetreten sei; andere zeihen mich des Judäismus. Ich bedauere, nicht im Stande zu sein, solche Dienste belohnen zu können. Ich habe nie geraucht; ich trinke kein Bier, und erst in Frankreich habe ich das erste Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich Alles versucht: ich habe lyrische Gedichte verfaßt, epische und dramatische; ich habe über die Künste, die Philosophie, die Theologie und die Politik geschrieben.... Gott möge es mir verzeihen! Seit zwölf Jahren spricht man über mich in Deutschland; man lobt und tadelt mich, aber stets mit Leidenschaft und ohne Aufhören. Seit dem Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit beinahe vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört.

Es ist genug. Ich werde traurig. Bedürfen Sie noch anderer Notizen, so werde ich solche Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich sehe es gern, wenn Sie dieselben von mir selbst verlangen. Reden Sie Gutes von mir, reden Sie Gutes von Ihrem Nächsten, wie es das Evangelium befiehlt, und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung u. s. w.

Heinrich Heine."

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

(Neu einstudirt.) „Der Galatag in Krähwinkel", Posse von Kotzebue. (Fortsetzung der deutschen Kleinstädter.) Wieder ein alter Bekannter, indeß ein Bekannter, voll Humor und Laune, der in den ehemaligen freien Reichsstädten gelebt, und uns Dinge über dieselben erzählt, deren Wahrheit, trotzdem, daß sie mit etwas starken Farben entworfen sind, sehr Viele der Zuschauer, die das vorige Jahrhundert, vor 1792, in der Wirklichkeit kannten, werden bezeugen müssen. Wir jungen Leute aus diesem Saeculum kennen die Krähwinkel-Natur, diese ächte, in ursprünglicher Reinheit erhaltene nur von Hörensagen; aber wir sehen es dem „Galatag" an, er erzählt uns keine Lügen, die Satyre kommt hier so ganz und gar aus dem Herzen des Dichters, daß man es wohl fühlt, wie ihr keine Fiktion zum Grunde liege. Nenne mir einen unserer jetzigen Lustspieldichter, der ein so reichhaltiges komisches Leben bietet, wie Kotzebue. Und wie natürlich sind die Situationen herbeigeführt! Hier ist auch Effekt, aber er ist, selbst karrikirt, ein Resultat des Lebens, und tritt nicht, wie ein deus ex machina, der mühsam von dem Dichter zusammengeflickt ist, vor unsere Augen. Es ist bekannt, Kotzebue hat häufig französische Originale zu seinen Lustspielen benutzt, aber eines Theils war die ältere französische Komödie bei Weitem reichhaltiger an Charakteristik, als die jetzige von Scribe, Melesville u. s. w.; andern Theils aber verstand es Kotzebue trefflich, das französische Original zu verdeutschen, d. h. ganz und gar deutsch zu machen. Unsere heutigen Lustspieldichter dagegen bieten häufig Originale; aber sie werfen dabei stets Seitenblicke nach Frankreich, und, statt die Wahrheit sich angelegen sein zu lassen, stellen sie den Effekt voran, unmotivirt, unwahrscheinlich, aber glänzend. Kotzebue war ein vorzüglicher Lustspiel-Dichter, weil er nie die Tendenz des Lustspiels über das Amusement des Publikums vergaß; unsere heutigen Autoren denken dagegen zunächst an das Publikum, und lassen den moralischen Zweck der Poesie außer Acht. Somit erhalten wir denn manche Dichtung, die uns lachen macht, aber selten eine, die uns zum Nachdenken auffordert. — „Der Doppelgänger", Raupach's Lustspiele, Bauernfeld's „Abentheuer", ja sogar seine „Bekenntnisse" — sie sind alle mehr auf den Effekt, als auf Charakteristik und Leben zugeschnitten; sie sind in die neueste Mode gekleidet, aber ohne geistigen Anklang, obwohl Bauernfeld insonderheit die deutsche Gefühlsweise und bürgerliche Sentimentalität in den Effekt zu verweben weiß. Kotzebue's Lustspiele können veralten, weil sich Sitten, Unsitten und Mode im Volke ändern; aber der Nachwuchs der Lustspieldichter bietet uns, bis jetzt wenigstens, keinen Ersatz für ihn: sie Alle denken zunächst an die Bühne, statt an die Welt. — Herr Meck, Nikolaus Staar. Die Karrikatur, als Wahrheit hinzustellen, ein dramatischer Hogarth zu sein, das war Meck's Bestreben, und daß es ihm gelang, wer möchte das bestreiten? Meck versteht es, seinem Mienenspiel die höchste komische Charakteristik zu geben; ein Zeichner faßt einmal die einzelnen Nuancen der Darstellung auf, er wird in jeder einen Abdruck der Seele erhalten, freilich in karrikirtem Tone, der aber die Leistung nur um so poetischer hinstellt. Wir loben Herrn Lußberger, als Vice-Kirchenvorsteher; wir erkennen in ihm ein junges Talent an, das nach Wahrheit strebt, das Leben bietet. Höchst ergötzlich war die Scene gehalten, als Herr Lußberger das Raths-Diplom verlas, und die ehrerbietige Einfalt, mit welcher er seinem Bruder, dem Oberältesten Gehör lieh, als ihn dieser aufforderte, sein Spezerei-Geschäft aufzugeben, war meisterhaft komisch. Herr Leißring gab den Sperling mit der ergötzlichen Ruhe, die das Gepräge seiner Individualität ist. Man ist gewohnt, den Sperling lebhafter, geckenartiger zu sehen. Indeß Leißrings Komik liegt nun einmal ganz in Leißrings Persönlichkeit, und er ordnet die Charakteristik der letzteren unter. Er machte mich herzlich lachen, obwohl die Motive dazu mehr in ihm, als in Sperling lagen. Madame Weidner, Mume Morgenroth. Sie war etwas derb, aber höchst charakteristisch und komisch. — „Romeo und Julie", Trauerspiel von Shakespeare. Der Dichtung liegt eine Novelle des Bandello zum Grunde, die, ihrem ganzen Inhalte nach, von Shakespeare benutzt worden ist. Nur hat der Britte, um Romeo's Liebe reiner und jugendlicher hinzustellen, die Einleitung jener Novelle, die uns Romeo's Verhältniß zu Julien nicht als von der sogenannten ersten Liebe hervorgerufen schildert, außer Acht gelassen. Bandello läßt nämlich Romeo den Maskenball besuchen, damit er dort Zerstreuung und vielleicht Heilung gegen unglückliche, hoffnungslose Liebe, die er für eine unbekannte Schöne hegt, finde; und er findet sie in Julien. Die Liebe Julien's ist, wie Blumenhauch, wie Blüthenduft, und personificirt kann man sie sich kaum anders vorstellen, denn in jenem ätherischen Gewande, in welchem die Elfen auf dem von Mondlicht silbern gestickten Rasen-Teppich umhergaukeln. Wir sehen diese Liebe keimen, wachsen; wir fühlen ihren Frühling in allen Adern, und der Nachreif des Schicksals, der sie vernichtet, berührt unsere Gefühle mit jener schmerzlichen Sehnsucht, die wir empfinden, wenn Aeolsharfenklänge immer leiser und leiser erbeben, und endlich in die Weite verhallen und sterben. Aber wir sind nicht erschüttert, wenn der Vorhang fällt, wir meinen, diese Liebe werde forttönen im Jenseits in unendlicher Harmonie, sie dünkt uns ewig, wie der Odem Gottes. Dem. Lindner ist keine Sylphide, wenn man sie mit dem physischen Auge betrachtet, sie hat einen festen Körperbau, und es sind kaum einige Wochen verflossen, daß sie die Köchin spielte und Holz spaltete und „kriegst du die Krenk Offenbach!" in derber Frankfurter Mundart wetterte. Und heute sollte sie Liebe hauchen und lispeln, und nicht wettern und fluchen und schimpfen; und an der Stelle der Bühne, wo vor einigen Wochen der Feuerheerd stand, erhob sich der Balkon, auf welchem Julia ihre Liebe und Sehnsucht in den Abendwind ausströmen sollte, in Verona's blüthengeschwängerte Nachtluft. Es war eine schwere Aufgabe, deren Lösung man Dem. Lindner anheim gegeben; denn die Darstellung auf der Bühne hat auch ihren plastischen Theil. Aber die Lindner versteht es nun einmal, den Wiegenglanz der Liebe zu enthüllen, und ob sie längst über die Jahre der Liebe hinweggeschritten, in ihrem Geiste ist es Frühling geblieben, und ihr großes blaues Auge ist ein magischer Spiegel, der die wunderbarsten Ausdrücke jugendlicher Phantasie an das Licht stellt.

Schon eine geraume Zeit hat Dem. Lindner durch dieselbe ihren Rang als jugendliche Liebhaberin der höheren Tragödie behauptet, die ja mehr die Blüthe der Phantasie, als die körperliche Blutheit erfordert, und auch ihre heutige Leistung, als Julia, machte die Lindner vergessen. Die Scene mit ihrer Amme, nachdem sie Romeo's Unglück erfahren, hätte tragisch kräftiger gegeben werden können; dieser plötzliche Sturz der Liebe von dem Gipfel der Seligkeit in den Abgrund der Verzweiflung hätte in seinen Folgen drastisch wirksamer ausgemalt werden können, nuancirter durch Licht und Schatten. Die Scene, nachdem Julia den Schlaftrunk genommen, wurde meisterhaft dargestellt. Was die schreckhafte Einbildungskraft heraufbeschwor, es erhielt Leben durch die Darstellerin, und der Zuschauer durchzog an ihrer Hand den grausen Traum, als sei er Wirklichkeit. Romeo, Hr. Hendrichs. Fleiß und Streben nach dem Höheren war aus Allem ersichtlich, aber die Poesie läßt sich nicht erkünsteln, sie ist eine Weihe des Himmels. Die Leistung ermangelte, bei verständiger Auseinandersetzung, des dichterischen Geistes, wie in geistiger Hinsicht, so in der Form. Zudem sind Hrn. Hendrichs die organischen Mittel versagt, die die tragischen Kraftmomente unterstützen sollen. Hr. Weidner, Montague. Ich lobe die Auffassung und Ausführung, die uns diesen Charakter als schwachen, zerbrechlichen Alten, der über die Prosa des Lebens nicht hinaus kann, hinstellte. Hr. Fischer, Tybalt, war so wenig, wie Hr. Marrder, Graf Paris, an seinem Orte. Shakespeare läßt keine Mittelkräfte zu. Hr. Meck gab den Bruder Lorenzo einfach und treuherzig, aber in allzu prosaischer Haltung. Mercutio, Hr. Grahn. Großer Gott! dieser tragische Humor, der selbst im Tode noch Stich hält, darf nicht harlekinisirt werden. Shakespeare hat den Mercutio nicht zu einem Bonvivant gemacht; er stirbt lustig, und dieser humoristische Tod bedarf einer anderen Auseinandersetzung, als die war, welche Hr. Grahn uns sehen ließ. Mad. Weidner, Juliens Wärterin. Es war so etwas aus dem „Gallatag“ in Shakespeare Uebertragenes, das sich nicht zum Besten auf dem poetischen Grund und Boden ausnahm.

Das Schauspiel-Repertoire der hiesigen Bühne bietet nach, wie vor, wenig Veränderung. Kotzebue's „Kreuzfahrer“ erinnern an jene sentimentale Epoche der dramatischen Literatur, die uns das Mittelalter mit Werther'schen Farben schilderte und den Raub-Adel und die Dynastien am Rhein und in der Wetterau sich am Mondschein laben ließ. Balduin von Eichenhorst ist gerade so aufgeklärt, wie Kotzebue, und weshalb der edle Ritter die Feinde des Grabes Christi bekriegt, das wird uns eben so wenig klar, als der Umstand, wie es möglich ist, daß Emma von Falkenstein, die Geliebte, ihre Keuschheit auf dem Wege von Nicäa nach Würtemberg bewahrt und auf der ganzen Reise dem guten, hitzigen Balduin nur eine Schwester sein kann. Diese kindische, einfältige Moralität ekelt Einen an. Ich hätte dieser Balduin von Eichenhorst im Leben nicht sein dürfen, nicht bis zur ersten Station hätte ich neben der sentimentalen, sittigen, unmenschlich-theatralischen Emma ausgehalten. Wo erst Dispens nöthig ist zur Umarmung, da fröstelt mich. Kotzebue war ein großer Lustspieldichter, aber wo er ernst wird, da wird er unnatürlich, heuchlerisch, frömmelnd. Und nun die Schauspieler, was können sie aus solchen Rollen machen, die aus einem Centner krankhaften Gefühles und einem Grane Menschlichkeit zusammengesetzt sind? Mad. Meck (Emma), war nicht ohne verführerischen Reiz und schwärmte mit Innigkeit. Hr. Grahn (Balduin), patheticirte und spielte mit dem ganzen Körper, ein Perpetuum mobile. Hr. Keller (Bohemund) strebte, Hrn. Kunst zu erreichen, der allerdings der beste Repräsentant dieser Theaterfiguren ist. Dem. Leclerc (Fatime) gab sich alle Mühe, sich leidenschaftlich zu machen. Die „Kreuzfahrer“ haben ihre Zeit überlebt. Wir glauben heut zu Tage mehr an den Menschen, als an das heilige Grab, mehr an die Natur, als an die Kulissen. Frivolität können wir verzeihen, aber die Prüderie macht uns übel. — „Die Soldaten,“ von Arresto, sind nicht ohne Charakteristik, bis auf die gemachte Munterkeit und Naivetät der Emilie von Schrankenau, die nur an den Applaus denkt. Das Stück mit seiner Soldatenfarbe hat gleichfalls seine Zeit überlebt: indeß was es schildern will, die Subordination und militärische Tugend, das schildert es mit treuen Farben. In das Ganze sind Liebes-Intriguen verwebt, wozu ein polternder Major, ein ehrenfester Sergeant, eine tugendhafte Feldwebel-Wittwe, die nach acht Tagen der Trauer sich wieder zur Heirath entschließt, eine muntere liebeslustige Generalstochter ihre Hand bieten. Dieser Theil ist der schwächste des Stücks, welches in seinem Moses ein vollendetes Charakterbild eines ehrlichen Trödeljuden bietet. Die Darstellung gewährte ein gutes Ensemble. Hr. Grahn (Sergeant Braun) war bei weitem natürlicher, als wir es sonst von ihm gewohnt sind. Hr. Hendrichs (Fähndrich von Schrankenau) hätte kecker und frivoler auftreten können. Hr. Weidner (General) ermangelte des militärischen Anstandes. Er erinnerte an einen pensionirten Offizier. Hier muß der Wachtparaden-Charakter mehr hervortreten. Hr. Meck (Moses) erschöpfte den Juden bis in die kleinsten Details, und paarte den Schachergeist trefflich mit der Gutmüthigkeit seines Wesens. Madame Meck, (Wm. Feldern) erschien ängstlich, und, wenn auch die Rolle verständig auseinandersetzend, lebte sie dennoch nicht genug in ihr und war — wie es uns schien — zu sehr mit der Außenwelt beschäftigt. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Darstellerin in der letzteren Zeit mit Unrecht — gar wenig beschäftigt wurde. Die künstlerischen Kräfte einer Bühne müssen in steter Thätigkeit erhalten werden, sollen sie nicht erlahmen, oder das Publikum ihnen und sie dem Publikum entfremdet werden. Eine Darstellerin, die nicht das komödiantische Selbstvertrauen besitzt, muß, unter dieser Entfremdung, in so fern leiden, als sie mit Zagen auf das ihr neue Publikum blickt und dadurch das Leben der Darstellung beeinträchtigt. Madame Beneich (Emilie) ließ ihre Rolle fallen. Dieselbe bietet in seiner Ausführung effektvoller Nuancen Gelegenheit, auf welche die Schauspielerin um so mehr Gewicht legen muß, als dem Charakter innere Wahrheit fehlt. Anmuth ist das Gepräge dieser Schauspielerin; aber sie hat sie als Wiegen-Mitgift erhalten, und es liegt an ihr, sie verständig anzuwenden. Mad. Beneich läßt sich zu sehr gehen, ihre Leistungen sind ohne Studium vorbereitet und folglich auch ohne Objektivität. — „Die junge Pathe“, ein ergötzliches Stückchen der neueren französischen Komödie, voll Effekt und Zartheit eines kindlich-kindischen Treibens, welches in den Personen des Herrn Hendrichs (Eduard) und der Mad. Meck (Frau v. Lucy) sehr gute Repräsentanten findet. Oft gegeben, wird es fortwährend beifällig aufgenommen. Würde Herr Hendrichs sich ausschließlich dem Lustspiel widmen, es müßte ihm gelingen, hier lebendig zu werden. Ein sehr gefälliges Aeußere und eine gewandte Tournure kommen ihm zu Statten, und daß sich die Bühnen-Routine zum Leben gestalten würde, das möchten wir in so fern behaupten, als es nicht zu bestreiten ist, daß Herr Hendrichs mit Fleiß und Vorliebe sich den dramatischen Studien überläßt. Die Tragödie erfordert nun freilich dichterische Weihe der Darstellung; und da kann man denn, bei aller poetischen Empfänglichkeit, nicht zu poetischer Reproduktion geeignet sein. Herr Hendrichs sucht sich hier — wie z. B. als Romeo — durch Gefühlsweichheit zu helfen, aber man vermißt, wie bei seiner Liebe, die zarte freudige Lyrik, so bei seiner Trauer die elegische Haltung, und endlich bei seiner Verzweiflung die tragische Kraft. Es sind das Alles Dinge, die sich von selbst machen müssen, die nicht auseinander zu setzen sind, sondern sich nur fühlen lassen. Indeß Herr Hendrichs entbehrt ihrer. Einen Romeo zu verkörpern, dazu gehört jener unendliche Zauber poetischen Lebens in allen Adern, der aus Shakespeare's Dichtung wie Harfenklang zu dem Herzen tönt, wie Blüthenduft die Sinne berührt, wie Mondeslicht dem Auge erstrahlt. Romeo und Julia spielen und tändeln mit der Liebe, wie mit Blumen, die sie sich zu gegenseitigen Kränzen winden. Das starre Schicksal zerreißt die Kränze, und die Liebenden trauern und verzweifeln, aber sie lesen die zerstreuten Rosen und Vergißmeinnicht zusammen und nehmen sie mit in's Grab, um sie, jenseits desselben, zu unzertrennbaren Kränzen zu winden. Es muß hier eine innige Harmonie in der Darstellung zwischen Julia und Romeo stattfinden, und wo die nicht stattfinden kann, da sollte man Shakespeare in Ruhe lassen. Wir kommen deshalb noch einmal auf den Romeo zurück, weil wir es uns angelegen sein lassen wollen — freilich nur nach unserer individuellen Ueberzeugung — die Mitglieder der hiesigen Bühne auf das Ziel hinzuweisen, nach welchem sie zu streben haben. Wo wir tadeln, da bedürfen wir, unter solchen Verhältnissen, freilich der Entschuldigung nicht, die Kritik hat keines: „mit Erlaubniß“ nöthig. Aber wir wissen es, die Schauspieler werden — der Lage der Sache nach — durch jene, ist sie tadelnd, am empfindlichsten unter allen Künstlern berührt; denn die Circensen bedingen hier das panem. Sie treten täglich mit ihrem Ich in die Oeffentlichkeit und ihr Werk ist nicht von ihrer Persönlichkeit getrennt. Deshalb, nur deshalb sprechen wir hier ein für alle Mal die Erklärung gegen sie aus, daß uns nur ihre Leistung bei unserer Beurtheilung vorschwebt, und daß wir — wir mögen loben, oder tadeln — nie den Herrn A. oder L. dabei vor Augen haben. Vielleicht wird diese Erklärung unsere Kritik mit den Schauspielern vermitteln.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 81. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 4. April.

Danton's Tod.

(Fortsetzung.)

Danton. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Diktatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen. (Auf Amar und Vouland deutend) Seht da die feigen Mörder, seht da die Raben des Wohlfahrtsausschusses! Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverraths an. Sie wollen die Republik im Blut ersticken. Die Gleisen der Guillotinenkarren sind die Heerstraßen, auf welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen sollen. — Wie lange sollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber sein? — Ihr wollt Brod und sie werfen Euch Köpfe hin. Ihr dürstet und sie machen Euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Justizpalaste. — Ein Volkshaufe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

1. Bürger. Ja, das ist wahr, Köpfe statt Brod, Blut statt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine ist eine schlechte Mühle und Samson ein schlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

2. Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefressen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

1. Bürger. Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

2. Bürger. Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräther.

1. Bürger. Wer sagt, daß Danton ein Verräther sei?

2. Bürger. Robespierre.

1. Bürger. Und Robespierre ist ein Verräther.

2. Bürger. Wer sagt das?

1. Bürger. Danton.

2. Bürger. Danton hat schöne Kleider, Danton hat ein schönes Haus, Danton hat eine schöne Frau, er badet sich in Burgunder, ißt das Wildpret von silbernen Tellern. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er das Alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geschenkt, damit er ihm die Krone stehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther!

Eine Straße. — Dumas, ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige zum Tod verurtheilen?

Dumas. Das ist in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der andern Menschen fehlt, und dieser Sinn trügt sie nie.

Bürger. Das ist der Sinn des Tigers. — Du hast ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So ist es denn wahr!

Dumas. Das Revolutionstribunal wird unsere Ehescheidung aussprechen; die Guillotine wird uns von Tisch und Bette trennen.

Bürger. Du bist ein Ungeheuer!

Dumas. Schafskopf! du bewunderst Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade römischer Consul sein und sein Haupt mit der Toga verhüllen können, um sein Liebstes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir

die Augen mit dem Ärmel meines rothen Fracks abwischen, das ist der ganze Unterschied.

Dumas. Geh, du begreifst mich nicht. (Sie gehen ab.)

Julie, ein Knabe.

Julie. Es ist aus. Sie zitterten vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh! ich habe ihn zum Letztenmal gesehen; sag' ihm, ich könne ihn nicht so sehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das — und sag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er versteht mich schon, und dann schnell zurück, ich will seine Blicke aus deinen Augen lesen.

Die Conciergerie. — Lacroix, Hérault (auf einem Bett), Danton, Camille (auf einem andern).

Lacroix. Die Haare wachsen Einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

Hérault. Nehmen Sie sich ein wenig in Acht, Sie niesen mir das ganze Gesicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen.

Hérault. Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Hérault. Nun, schlafen Sie wohl, wir müssen sehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln. Schlaf, so! Zerren Sie nicht so am Leichtuch, es ist kalt da unten.

Danton. Ja, Camille, morgen sind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille. Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel sich Pantoffeln geschnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch danach. — Meine Lucile!

Danton. Sei ruhig, mein Junge.

Camille. Kann ich's? Glaubst du, Danton. Kann ich's? Sie können die Hände nicht an sie legen, das Licht der Schönheit, das von ihrem süßen Leibe sich ausgießt, ist unlöschbar. Sieh, die Erde würde nicht wagen, sie zu verschütten, sie würde sich um sie wölben, der Grabdunst würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Krystalle würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen und helle Quellen in Schlaf sie murmeln.

Danton. Schlafe, mein Junge, schlaf.

Camille. Höre, Danton, unter uns gesagt, es ist so elend, sterben müssen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus seinen hübschen Augen stehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton. Du wirst sie ohnehin offen behalten. Samson drückt Einem die Augen nicht zu. Der Schlaf ist barmherziger. Schlafe, mein Junge, schlafe.

Camille. Lucile, deine Küsse phantasiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen sinken und schließen ihn fest ein.

Danton. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng sind wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind so eine Geschichte, die Haare standen mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe werth, mich so groß zu füttern und mich warm zu halten. Bloß Arbeit für den Todtengräber! — Es ist mir, als röch ich schon. Mein lieber Leib, ich will mir die Nase zuhalten und mir einbilden, du seist ein Frauenzimmer, was vom Tanzen schwitzt, und dir Artigkeiten sagen. Wir haben uns sonst schon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen bist du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf ist ausgespielt. Morgen bist du eine leere Flasche, der Wein ist ausgetrunken, aber ich habe keinen Rausch davon und gehe nüchtern zu Bett. Das sind glückliche Leute, die sich noch betrinken können. Morgen bist du eine durchgerutschte Hose, du wirst in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich fressen. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es ist so elend, sterben müssen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben sind wir so hülflos und nackt, wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grab so gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! Er schläft (indem er sich über ihn bückt), ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern. Ich will den goldnen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen. (Er erhebt sich und tritt an's Fenster.) Ich werde nicht allein gehn, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen todt küßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluthen sich begräbt. — Wie schimmernde Thränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge sein, von dem sie abträufelten.

Camille. O! (er hat sich aufgerichtet und tastet nach der Decke).

Danton. Was hast du, Camille?

Camille. O, o!

Danton (schüttelt ihn). Willst du die Decke herunterkratzen.

Camille. Ach du, du, o halt mich, sprich, du!

Danton. Du bebst an allen Gliedern, der Schweiß steht dir auf der Stirne.

Camille. Das bist du, das ich, so, das ist meine Hand! ja, jetzt besinn ich mich. O Danton, das war entsetzlich.

Danton. Was denn?

Camille. Ich lag so zwischen Traum und Wachen. Da schwand die Decke und der Mond sank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte sich gesenkt, ich stieß daran, ich betastete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entsetzlich, Danton.

Danton. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das sahst du.

Camille. Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verstand verlieren zu machen. Der Wahnsinn faßte mich bei den Haaren. (Er erhebt sich.) Ich mag nicht mehr schlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton. Was nimmst du?

Camille. Die Nachtgedanken.

Danton. Willst du zum voraus sterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betstuhl, sondern wie aus der Kammer einer Mädchens wegschleichen. (Forts. folgt.)

Aus Washington Irving's Steppenreise.

In den oft gepriesenen Regionen des fernen Westen, mehrere hundert Meilen jenseits des Mississippi, dehnt sich ein großer Strich unbewohnten Landes aus, wo man weder das Blockhaus des weißen Mannes, noch das Wigwam des Indianers erblickt. Es besteht aus weiten, grasigen Ebenen, mit Wäldern, Buschwerk und Baumgruppen untermischt und von dem Arkansas, dem Grand Canadian, dem Red River und allen ihren tributaren Flüssen bewässert. Über

diese fruchtbaren und grünenden Landstriche streifen noch das Elenthier, der Büffel und das wilde Pferd in ihrer ganzen angebornen Freiheit. Hier ist das wahre Jagdgebiet der verschiedenen Stämme des fernen Westen. Hierher gehen der Osage, der Creek, der Delaware, und andere Stämme, welche sich dem geselligen Leben angeschlossen haben und in der Nähe weißer Niederlassungen wohnen. Hierher ziehen auch die Pawnees, die Comanches, und andere wilde, und bis jetzt unabhängige Stämme, die Nomaden der Prairien, oder die Grenzbewohner der Rocky Mountains. Die Region, deren ich eben gedacht habe, ist ein streitiges Gebiet dieser kriegerischen und rachsüchtigen Stämme. Keiner derselben mag eine dauernde Wohnung innerhalb ihrer Grenzen aufschlagen. Während der Jagdzeit begeben sich ihre Jäger und „Tapfern“ in zahlreichen Schaaren dahin, schlagen ihre vorübergehenden Lager, aus leichtem Gezweig und Buschwerk oder Häute bestehend, auf; erlegen eilig einen Theil der zahllosen Heerden, welche auf den Prairien weiden und ziehen sich, wenn sie sich mit Wildpret und Büffelfleisch beladen haben, schleunig aus dem gefährlichen Bezirke zurück. Diese Züge haben stets etwas von einem kriegerischen Charakter, die Jäger sind immer zum Angriff oder zur Vertheidigung, gewaffnet, und müssen ohne Unterlaß auf ihrer Hut sein. Wenn sie bei ihren Ausflügen auf die Jäger eines feindlichen Stammes stoßen, findet ein heißer Kampf statt. Auch ihre Lager sind plötzlichen Angriffen solcher wandernden Krieger stets bloßgestellt und ihre Züge müssen, wenn sie sich bei dem Verfolgen des Wildes zerstreuen, gewärtig sein, von auflauernden Feinden gefangen, oder niedergemetzelt zu werden. Modernde Schädel oder Gerippe, die in irgend einer dunkeln Schlucht oder in der Nähe der Spuren eines Jagdlagers bleichen, bezeichnen hier und dort den Schauplatz einer verübten blutigen That und lehren den Reisenden den gefährlichen Charakter der Gegend kennen, die er durchschneidet. Die nachstehenden Blätter setzen es sich zur Aufgabe, einen vierwöchentlichen Ausflug in jene berüchtigten Jagdgebiete, welche theilweis bis jetzt noch nicht von weißen Männern untersucht worden sind, zu erzählen.

Früh im October des Jahres 1832 kam ich nach Fort Gibson, einen Grenzposten des fernen Westen, an dem Neosho oder großen Fluß, nicht fern von dessen Ausmündung in den Arkansas, gelegen. Ich war mit einer kleinen Gesellschaft den Monat vorher von St. Louis die Ufer des Missouri herauf und die Grenzlinie der Agentschaften und Missionen, welche sich von dem Missouri bis zum Arkansas hinziehen, entlang gereiset. An der Spitze unserer Reisegesellschaft stand einer der Commissäre, welche von der Regierung der Vereinigten Staaten angestellt waren, die Niederlassungen der indianischen Stämme zu überwachen, die von Osten nach dem Westen des Mississippi wanderten. Im Gefolge seines Auftrages besuchte er jetzt die verschiedenen Außenposten der Civilisation. Man erlaube mir hier, der Verdienste dieses würdigen Anführers unserer kleinen Gesellschaft zu gedenken. Er war in einer der Städte von Connecticut geboren, und ein Mann, der seine natürliche Einfachheit und Herzensgüte in einer ausgedehnten juristischen Praxis und in dem politischen Treiben unversehrt bewahrt hatte. Er hatte den größern Theil seines Lebens im Schooß seiner Familie und in der Gesellschaft von Zunftvorstehern, Ältern und städtischen Bediensteten, an den friedlichen Ufern des Connecticut, hingebracht, als er plötzlich aufgefordert wurde, sein Roß zu besteigen, seine Flinte auf die Schulter zu nehmen und sich in den unwegsamen Wildnissen des fernen Westen mit rauhen Jägern, Hinterwäldlern und nackten Wilden einzulassen.

Ein anderer meiner Reisegefährten war Hr. L., von Geburt ein Engländer, aber einem fremden Geschlechte entstammt; er hatte die ganze Elastizität und den fügsamen Geist eines Eingebornen des Festlandes. Da er viele Länder bereist hatte, war er bis zu einem gewissen Grade ein Weltbürger geworden, und fand sich leicht in jeden Wechsel. Er beschäftigte sich mit tausend Dingen: er war Botaniker, Geologe, Käfern- und Schmetterlings-Jäger, Dilettant in der Musik, Skizzist von nicht geringen Ansprüchen, kurz, ein vollkommener Tausendkünstler; dazu kam noch, daß er ein unermüdlicher, wenn nicht immer glücklicher Jagdfreund war. Nie hatte jemand „mehr Eisen im Feuer,“ und niemand war sonach geschäftiger und munterer. Mein dritter Reisegenosse hatte jenen aus Europa begleitet und reiste als sein Telemach mit ihm; er mochte wohl, wie sein Vorbild, seinen Mentor gelegentlich in Verlegenheit und Unruhe versetzen. Er war ein junger Graf aus der Schweiz, kaum einundzwanzig Jahre alt, voller Geist und Talent, aber lebhaft bis zum Übermaaß und jeder Art wilden Abentheuers zugethan. Nach dieser Schilderung meiner Reisegefährten darf ich eine Person niedrigen Ranges, aber alldurchdringender und allvermögender Wichtigkeit nicht unerwahnt lassen — ich meine den Knappen, den Reitknecht, den Koch, den Zeltbauer, mit einem Worte, das Factotum, und ich muß hinzufügen, den allgemeinen Einmischer und Unheilstifter unserer Gesellschaft. Er war ein kleiner, schwarzbrauner, dürrer, drähterner, französischer Kreole, der Antonie hieß, aber vertraulich Tonisch benamst wurde: eine Art Grenz-Gil Blas, der ein bewegtes Leben geführt und zuweilen unter weißen Männern, zuweilen unter indianischen Agenten, zuweilen unter den Osage-Jägern sich herumgetrieben hatte. Wir fanden ihn zu St. Louis, in dessen Nähe er eine kleine Besitzung, eine indianische Frau und ein Nest voll halbbürtiger Kinder hatte. Seiner eigenen Aussage nach hatte er eben bei jedem Stamm eine Frau; in der That darf man allem, was dieser kleine Landstreicher von sich aussagte, Glauben beimessen, so war er ohne Moral, ohne Laster, ohne Glauben, ohne Heimath, und selbst ohne Sprache, denn er sprach ein babylonisches Gewälsch von gemischtem Englisch, Französisch und Osage. Dabei war er ein ruchloser Aufschneider und ein Lügner von der ersten Art. Es war ergötzlich ihm zuzuhören, wenn er von seinen gräßlichen Thaten und den mit Noth überstandenen Todesgefahren in Jagd und Krieg windbeutelte und aufschnitt. Inmitten seiner Zungengeläufigkeit befiel ihn zuweilen ein krampfhaftes Schnarpen nach Athem, als wenn sein Schlund plötzlich gelahmt wäre; ich bin aber fast versucht zu glauben, daß es durch eine in der Kehle stecken gebliebene Unwahrheit veranlaßt wurde, denn ich habe allgemein bemerkt, daß unmittelbar darauf eine Lüge von der ersten Größe heraus platzte.

Unsere Reise war angenehm gewesen; wir hatten zuweilen unsere Wohnung in den weit getrennten Anstalten der indianischen Missionäre genommen, aber im Allgemeinen unter dem schönen Laubwerk, das die Bäche begrenzt, gelagert und im Schutz eines Zeltes geschlafen. Während des letzten Theils unserer Reise hatten wir uns beeilt, in der Hoffnung, noch zeitig genug zu Fort Gibson einzutreffen, um die Osage-Jäger bei ihrem Herbst-Besuche auf den Büffel-Prairien zu begleiten. Die Phantasie des jungen Grafen war in der That von diesem Gegenstande ganz hingerissen. Die großartige Szenerie und die wilden Sitten

der Prairien hatten seinen Sinn vollkommen bethört und die Geschichten, welche ihm der kleine Tonisch von indianischen Tapfern und indianischen Schönheiten, von dem Jagen der Büffel und dem Einfangen wilder Pferde erzählte, hatten ihn ganz lüstern gemacht, sich einmal in das wilde Leben zu stürzen. Er war ein kecker und abgehärteter Reiter und sehnte sich, die Jagdgebiete zu durchstreifen. Es war ergötzlicher, was er in seinem jugendlichen Eifer alles zu sehen und zu thun und zu genießen hoffte, wenn er sich unter die Indianer mischte und ihre kühnen Abentheuer theilte; und es war noch weit ergötzlicher, den Aufschneidereien des kleinen Tonisch zuzuhören, der sich freiwillig erbot, seinen treuen Knappen bei diesen gefährlichen Unternehmungen abzugeben, ihn zu lehren, wie man die wilden Pferde einfange, die Büffel bewältige und die Huld indianischer Prinzessinnen erwerbe. — „Und wenn wir nur eine brennende Prairie sehen können!“ sagte der junge Graf. — „Sapperment, ich stecke selbst eine an!“ rief der kleine Franzose. (Forts. folgt.)

Abschied.

O weinet nicht! mein Herz ja bleibt
Euch immer warm ergeben;
Wohin mich auch das Schicksal treibt
Im räthselvollen Leben!

Und zweifelt nicht! Ihr kennt mich ja.
Treu bleib' ich, ohne Wanken;
Die Seele bleibt der Seele nah
Mit liebenden Gedanken.

So lebet wohl! der Hoffnung Licht
Fällt tröstend auf uns nieder;
Die Hoffnung täuscht die Liebe nicht.
Lebt wohl! wir sehn uns wieder!

J. E. Nanny.

Die neuen Bauten in München.

(† Aus dem Briefe eines Fremden.)

Nicht wahr, es ist ein wunderlieblicher Anblick, diese Neu-Stadt München mit ihren freundlichen Häusern voll glänzender Augen und umgeben von Gärten, in denen geschwätzige Springbrunnen uns allerlei Geheimvolles zu erzählen scheinen? Sollte man nicht glauben, man befände sich in einem prächtigen Landsitze, den sich eine Fee durch Zauberei, zu ihrem Erholungsplätzchen, erbaut? Gewiß, meine Freundin, es gibt keine Stadt in Deutschland, vielleicht nicht einmal in Italien, die diesem Theil von München an Anmuth und Lieblichkeit gleich käme. Und wirklich, ein wenig Zauberei scheint mit im Spiele zu sein; wenn Sie vor zehn Jahren an der Stelle standen, wo Sie jetzt stehen, so sahen Sie von all dieser Pracht und Herrlichkeit nichts, sahen nichts als hinfällige Baracken und wüstes Land.

Vom Carolinen-Platz biegen wir rechts in die Brienner-Straße. Schon von Weitem fällt Ihnen ein Gebäude in die Augen, das, groß und gewaltig in seinen Massen aber edel und einfach in seinen Verhältnissen dasteht, wie ein steinernes Gebirge, voll romantischer Größe und Schönheit. Es ist die Pinakothek, vor der Sie bewundernd Ihre Schritte anhalten. Dies Gebäude ist eins der schönsten vom Baurath v. Klenze, vielleicht das Schönste. Ueber das Ganze ist ein unbeschreiblicher Geist von Ruhe, Ernst und Heiterkeit verbreitet, der eine zauberhafte Wirkung auf das Gemüth des Beschauers hervorbringt. Dabei findet sich eine so unendliche Fülle kunstreich vollendeter Formen, in so imposanten Massen, zu einer wahrhaft großartigen Einheit der Bedeutung und Größe des Eindrucks zusammengefügt. Das Schöne ist hier durch den Genius des Künstlers wunderbar auf das Nothwendige motivirt und so ist der Eindruck stets ein sehr befriedigender. Nirgends ist der Künstler so beschränkt und so gebunden, als in der Architektur, durch den Stoff sowohl, als durch die Mechanik, aber auch nirgends kann er daher so glänzend die Herrschaft des Geistes über die Mittel der Darstellung bekunden; und indem er das Widerstrebende selbst wieder zu künstlerischen Zwecken begründet, das Nothwendige in das Schöne herüberleitend, sich als originell und geistvoll beweisen. Diesen Anforderungen hat der Meister bei diesem Werke ganz entsprochen. Das Innere der Pinakothek entspricht dem Aeußeren vollkommen. Eine Reihe (9) der großartigsten und in der Ausschmükkung prächtigsten Zimmer oder besser Säle, ist bestimmt, die Gemäldegallerie des Königs aufzunehmen. Was Prachtliebe irgend ersinnen konnte, ist in diesen Sälen angewendet. Boden und Sockel sind Marmor; die Wände — so weit die Gemälde kommen — mit Seidentapeten bekleidet; aber die gewölbte Decke, mit zum Theil prächtig vergoldeten Stucke verziert, zu prächtig, denn man muß sich gestehen, daß es mit Reichthum überladen, alles Ueberladene aber bekanntlich der wahren Schönheit Einbruch thut. Dies ist die schwache, und eine sehr schwache Seite unseres berühmten Architekten. Man sollte es kaum glauben, aber doch ist es so, dem Geheimrath Klenze fehlt feiner geläuterter Geschmack in den architektonischen Verzierungen der Zimmer und Säle. Dieser Fehler wiederholt sich in allen seinen Bauten, wie Sie bei unserer Wanderung noch oft Gelegenheit haben werden, zu bemerken. — Das nächste bedeutende Gebäude, welches sich Ihrem Auge darstellt, ist die Glyptothek. Schweigend, in ernster, tiefer Ruhe liegt sie da, gleich einer Sphinx, und so ähnlich einem Tempel der Weisheit und der Geheimnisse der Natur. Die Säulenreihe an der Façade gibt dem Ganzen ein ehrfurchtgebietendes, majestätisches Ansehen. Ruhe und Frieden ist ihr Charakter. Dieser Eindruck wird durch den Eintritt in das Innere nicht gestört und mit ihm harmoniren die meisten schweigenden Gestalten, denen diese Räume zum Aufenthalte angewiesen. Die innere Ausschmückung ist prächtig, oft zu prächtig; die Verzierung des Römersaales wollen Viele geschmacklos nennen, welcher Ausdruck vielleicht zu stark ist, obgleich ihn die Engel mit vergoldeten Flügeln wohl rechtfertigen könnten. Der Baumeister (Klenze) hatte sich bestrebt, etwas zu liefern, was an Pracht und Glanz alles Aehnliche überträfe, hat aber den weisen Gesetzen der Mäßigung nicht Gehör gegeben und so etwas geschaffen, was wohl dem ungebildeten Auge Staunen erregen, dem gebildeten stets aber nur ein unbehagliches Gefühl bereiten kann, ähnlich dem Gefühle, wenn eine drückende Zimmerluft die Brust belastet und wir uns hinaussehnen in Gottes freie Luft. Es ist damit, wie mit der romantischen Poesie, gar leicht wird der Höhepunkt überschritten, über welchen hinaus das Schauererregende nur lächerlich erscheint. —

Weiter schlendern wir noch durch ein Paar Straßen dieser lieblichen Neu-Stadt, beschauen die lustigen Häuser mit ihren lachenden Gesichtern, trinken den Duft der sie umgebenden Blumen und Bäumen, wandern durch die mit einer Pappel-Allee besetzte Ottostraße, über den langen und etwas langweiligen Maximilian-Platz, und gelangen so auf den Karls-Platz, wo sich Ihnen die neue protestantische Kirche zur gefälligen Betrachtung darstellt, oder vielmehr nicht zur gefälligen, denn sie stellt sich Ihnen mitten in den Weg und zwingt Sie so gewissermaßen, wie eine reizlose Kokette durch Aufdringlichkeit, zur Aufmerksamkeit. Vor sich sehen Sie ein Gebäude, rund in der Ferne, mit einem ungeheuer dünnen und noch längeren Thurm, der, wie ein Ausrufungszeichen hinter einer gehaltlosen Phrase nichts bedeutend in die blaue Luft hineinragt. Es sieht aus, als ob der obere Theil des Thurmes ein Nachwuchs oder Nachschuß sei, den der Baumeister auf Verlangen hatte nachschießen lassen, wie etwa ein Taschenspieler eine durch Kunst erzeugte Pflanze auf Verlangen einer schönen Dame noch um einen Zoll höher wachsen läßt. Auffallende Aehnlichkeit hat diese Kirche in der Form mit den Spucckästchen, die hier zu Lande gebräuchlich sind, weshalb auch einige Boshafte sie die protestantische Schatzmdose nennen, welchen Ausdruck ich hier nicht analysiren will. So viel indeß ist gewiß, daß diese Kirche das lächerlichste Gebäude ist, welches Sie in Ihrem Leben sahen und sehen konnten. Sicher ist der Baumeister ein Katholik und glaubte ein Gottgefälliges Werk zu thun, wenn er durch die lächerliche Form der Kirche gewissermaßen andeute, was ein Frommgläubiger von der Religion selbst zu halten. — Das Innere der Kirche ist einfach, wie die Satzungen der protestantischen Religion; es herrscht in ihr dieselbe Klarheit und Ruhe, aber auch dieselbe Trockenheit, die diese auszeichnet. —

Wenn Sie die protestantische Kirche verlassen, so führt Ihr Weg Sie durch die Sonnenstraße, deren Mitte mit einer doppelten Baum-Allee bepflanzt ist, und aus deren Häusern Ihnen eine Menge schöner Mädchenköpfe, mit Augen, wie die Sterne des Himmels, entgegenlachen. Dies ist eine Auszeichnung, die keine Straße so sehr besitzt, als die Sonnenstraße; — vielleicht heißt sie deswegen so. Am Ende derselben zeigt sich Ihnen das allgemeine Krankenhaus, ein schönes Gebäude und in seiner innern Einrichtung höchst trefflich. Es wurde von König Maximilian erbaut. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 82. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 6. April.

Die Harfe.

Wo gegen scharfe Klippen
Die graue Welle treibt,
Aufbäumt, und an den Rippen
In Perlenschaum zerstäubt.
Dort steht auf schroffem Rande
Ein altersgrauer Thurm.
Und trotzt am öden Strande
Den Fluthen, wie dem Sturm.

Auf silberlock'gen Wogen
Tanzt leicht ein Fischerkahn,
Bald tief hinabgezogen,
Bald schwebend himmelan.
Willst du am Schloß die Landung
Ertrotzen, du keckes Schiff,
Als gäb' es keine Brandung,
Als gäb' es keinen Riff?

Und der im Boote stehet
Lenkt nicht besorgt den Lauf;
Treib's wie es woll' — er spähet
Starr nach dem Thurm hinauf.
Mag's auf-, mag's abwärts gleiten,
Was kümmert ihn das Schiff,
Auf seiner Harfe Saiten
Wagt er manch' vollen Griff.

Das Lied, vom Knaben gesungen,
Wohl hat es auf zum Thurm
Sich Nacht für Nacht geschwungen
Durch Wogenschwall und Sturm.
Wohl zitterten die Klänge
Empor in's Steingemach,
Wohl hielten die Gesänge
Die Königstochter wach.

Und schmeichelten die Lieder,
Erklang die Harfe lind,
Dann neigte sich hernieder
Holdselig des Königs Kind,
Vernahm mit stiller Wonne
Den Schwur, ihr zugehaucht,
Bis daß die junge Sonne
Dem Purpurbett enttaucht.

Die Saiten schwirren, rauschen —
Noch lauter rauscht das Meer;
Nur weiße Möwen lauschen
Von nackten Klippen her.
Der Sang tönt lauter, greller,
Die Saiten schrillen wild —
Doch von des Thurmes Söller
Neigt sich kein holdes Bild.

Noch einmal greift, wie fragend,
Der Sänger den Akkord,
Noch einmal flüstert er klagend
Das bittre Scheidewort,
Dann nimmt er die Harfe, senket
Sie in die Wogen stumm,
Ergreift das Steuer und lenket
Zur Heimfahrt wieder um.

Den Jüngling sah man nimmer,
Kein Auge die Jungfrau mehr.
Der Thurm zerfällt in Trümmer,
Bald sinkt er hinab in's Meer.
Doch wenn aus glatten Wellen
Das Fischlein Abends springt,
Dann hört man Töne schwellen,
Hört, wie die Harfe klingt.

Die Meerjungfrauen singen
Die sinkende Harfe auf,
Und ihre Lieder dringen
Aus feuchter Grott' herauf.
Die Meerjungfrauen haben
Belauscht des Jünglings Sang:
Sie singen das Lied des Knaben,
Und wie sein Spiel versank.

Franz Freiherr Gaudy.

Danton's Tod.

(Fortsetzung.)

Platz vor der Conciergerie. — Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

Schließer. Wer hat Euch herfahren geheißen.

1. Fuhrmann. Ich heiße nicht Herfahren, das ist ein curioser Name.

Schließer. Dummkopf, wer hat dir die Bestallung dazu gegeben?

1. Fuhrmann. Ich habe keine Stallung dazu kriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

2. Fuhrmann. Der Schuft will mich um's Brod bringen.

1. Fuhrmann. Was nennst du dein Brod — (auf die Fenster der Gefangenen deutend) das ist Wurmfraß.

2. Fuhrmann. Kleine Kinder sind auch Würmer und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht schlecht mit unserm Metier und doch sind wir die besten Fuhrleute.

1. Fuhrmann. Wie das?

2. Fuhrmann. Wer ist der beste Fuhrmann?

1. Fuhrmann. Der am weitesten und am schnellsten fährt.

2. Fuhrmann. Nun Esel, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt schneller, als der's in einer Viertelstunde thut? — Genau gemessen ist's eine Viertelstunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer. Rasch, ihr Schlingel! Näher an's Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor.)

2. Fuhrmann (zu den Weibern). Was gafft ihr?

Ein Weib. Wir warten auf alte Kunden.

2. Fuhrmann. Meint ihr, mein Karren wäre Eure Winkelkneipe? Er ist ein anständiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herrn aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie setzt sich auf einen Stein unter die Fenster der Gefangenen). Camille, Camille! (Camille erscheint am Fenster.) — Höre, Camille, du machst mich lachen mit dem langen Steinrock und der eisernen Maske vor dem Gesicht, kannst du dich nicht bücken? Wo sind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel (singt:)

Es stehen zwei Sternlein an dem Himmel
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' scheint vor Feinsliebchens Fenster,
Der andere vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leise die Treppe hinauf, sie schlafen Alle. Der Mond hilft mir schon lange warten. Aber du kannst nicht zum Thor herein, das ist eine unleidliche Tracht. Das ist zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührst dich auch gar nicht, warum sprichst du nicht? Du machst mir Angst. — Höre! die Leute sagen, du müßtest sterben, und machen dazu so ernsthafte Gesichter. — Sterben! ich muß lachen über die Gesichter. Sterben! Was ist das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken, da, da ist's. Ich will ihm nachlaufen, komm, süßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm! (Sie läuft weg.)

Camille (ruft). Lucile! Lucile!

Die Conciergerie. — Danton (an einem Fenster, welches in das nächste Zimmer geht), Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

Danton. Du bist jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht hast — des vers.

Camille (für sich). Der Wahnsinn saß hinter ihren Augen. Es sind schon mehr Leute wahnsinnig geworden, das ist der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waschen unsre Hände. Es ist auch besser so.

Danton. Ich lasse Alles in einer schrecklichen Verwirrung. Keiner versteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Waden hinterließe.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit prostituirt!

Danton. Ich lasse ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn mit mir.

Camille (für sich). Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die gesunde Vernunft tauft, sind unerträglich langweilig. Der glücklichste Mensch war der, welcher sich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sei.

Lacroix. Die Esel werden schreien, es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will, mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.

Hérault. Ja, wenn sich gerade ein Simson für unsern Kinnbacken findet.

Danton. Sie sind Cains Brüder.

Lacroix. Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es nicht so, Camille?

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — Was sie aus dem Wahnsinn ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unserer Leichen ersticken.

Hérault. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Gesicht, als solle es versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt sich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu sprechen; wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahnlosen, unverwüstlichen Schaafskopf, nichts mehr, nichts weniger! Die Unterschiede sind so groß nicht, wir Alle sind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genies, und zwar das Alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet. Schlafen, Verdauen, das

treiben Alle; die übrigen Dinge sind nur Variationen aus verschiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man sich auf die Zehen zu stellen und Gesichter zu schneiden, da braucht man sich vor einander zu geniren. Wir haben uns Alle am nämlichen Tische krank gegessen und haben Leibgrimmen, was haltet Ihr Euch die Servietten vor das Gesicht, schreit nur und greint, wie es Euch ankommt. Schneidet nur keine so tugendhafte und so witzige und so heroische und so geniale Grimassen, wir kennen uns ja einander, spart Euch die Mühe.

Hérault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander setzen und schreien; nichts dummer, als die Lippen zusammenzupressen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter schrieen, Römer und Stoiker machten die heroische Fratze.

Danton. Die einen waren so gut Epikuräer wie die andern. Sie machten sich ein ganz behagliches Selbstgefuhl zurecht. Es ist nicht so übel, seine Toga zu drapieren und sich umzusehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was sollen wir uns zerren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu stehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu sehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderschreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton. Aber wir sind die armen Musikanten und unsere Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Hérault. Sind wir die Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruthen todt peitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille. Ist denn der Äther mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tisch der seligen Götter steht und die seligen Götter lachen ewig und die Fische sterben ewig und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todtenkampfes?

Danton. Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

Der Schließer tritt ein.

Schließer. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippeau. Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zufallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camille's Arm). Freue dich, Camille, wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (Sie gehen ab.)

(Schluß folgt.)

Aus Washington Irving's Steppenreise.

(Fortsetzung.)

Die Erwartungen der Jugend werden gar leicht getäuscht. Zum Unglück für des Grafen Plane zu einem wilden Ausflug erfuhren wir, ehe wir das nächste Ziel unserer Reise erreichten, daß die Osage-Jäger bereits ihren Zug zu dem Jagdgebiet angetreten hatten. Der junge Mann beschloß dennoch, ihrer Spur, wenn möglich, zu folgen und sie einzuholen; zu diesem Zweck hielt er bei der Osage-Agentschaft, einige Meilen von Fort Gibson an, um Nachrichten einzuziehen und seine Vorbereitungen zu treffen. Sein Reisegefährte, Hr. L., blieb bei ihm, während der Commissär und ich, von dem treuen und wahrheitliebenden Tonisch gefolgt, nach Fort Gibson reiseten. Ich spielte bei dem letzteren auf sein Versprechen an, den Grafen auf seine Züge zu begleiten, fand aber, daß der kleine Taugenichts seine Interessen scharf in das Auge zu fassen wußte. Er übersah nicht, daß der Commissär in Folge seiner Aufträge eine lange Zeit in dem Lande bleiben und ihm wahrscheinlich eine dauernde Beschäftigung geben würde, während der Aufenthalt des Grafen nur vorübergehend war. Mit den Aufschneidereien des kleinen Prahlers hatte es daher plötzlich ein Ende. Er sprach mit dem jungen Grafen kein Wort mehr von Indianern, Büffeln und wilden Pferden, sondern schloß sich schweigend dem Gefolge des Commissärs an und schlenderte still hinter uns drein zu dem Fort. Als wir hier anlangten, bot sich die Möglichkeit zu einem Kreuzzug auf die Prairien von neuem dar. Wir erfuhren, daß eine Compagnie berittener Grenzjäger, oder Schützen, erst drei Tage vorher abgegangen war, um das ausgedehnte Gebiet zwischen dem Arkansas und Red River, einschließlich eines Theils des Pawnee-Jagdgebiets, wohin bis jetzt noch keine Gesellschaft weißer Männer vorgedrungen war, zu durchstreifen. So bot sich also eine Gelegenheit, diese gefährlichen und anziehenden Gegenden, unter dem Schutze eines starken Geleites, zu bereisen und diesen Schutz auch ansprechen zu dürfen, denn der Commissär konnte kraft seines Amtes die Dienste dieses neu errichteten Schützenkorps in Anspruch nehmen und eben das Gebiet, welches sie durchstreifen sollten, war zu Niederlassungen für einige der wandernden Stämme bestimmt.

Unser Entschluß war schnell gefaßt und in Ausführung gebracht. Der Kommandant des Fort Gibson schickte ein paar Creek Indianer als Boten fort, die Schützen einzuholen und ihnen aufzutragen, zu warten, bis der Commissär und seine Gesellschaft zu ihnen stoßen könnten. Da unser Weg drei oder vier Tage lang durch eine wilde Gegend führte, ehe wir uns mit der Schützenkompagnie vereinigen konnten, wurde uns ein Geleite von fünfzehn berittenen Jägern, unter dem Befehle eines Lieutenants, beigegeben.

Wir meldeten dem jungen Grafen und Hrn. L. in der Osage-Agentschaft unsern neuen Plan und unsere Aussichten und luden sie ein, uns zu begleiten. Der Graf wollte jedoch nicht auf die Freuden verzichten, die er sich von dem Eintreten in ein durchaus wildes Leben versprochen hatte. Er erwiederte uns, er wolle sich zu uns halten, bis wir den Osage-Jägern auf die Spur gekommen, dann aber sei es sein fester Entschluß, sich in die Wildniß zu begeben und jenen zu folgen; sein treuer Mentor war ein zu ergebener Freund, um ihn zu verlassen, obgleich er über die Tollheit des Planes seufzte. Der nächste Morgen war zu einem allgemeinen Zusammentreffen unserer Gesellschaft und des Geleites in der Agentschaft bestimmt. Wir richteten nun alles zu einer schnellen Abreise her. Unser Gepäck war bisher auf einem leichten Wagen fortgebracht worden; jetzt sollten wir aber unsern Weg durch ein unbesuchtes Land uns bahnen, das von Flüssen, Schluchten und

Buschwerk durchschnitten war, und wo ein Fuhrwerk dieser Art in jeder Hinsicht nur hinderlich sein konnte. Wir mußten zu Pferd, in der Jägerweise, und mit so wenig Belästigung, als nur immer möglich, reisen. Unser Gepäck erfuhr daher eine sehr strenge Musterung und Reduction. Jeder brachte seine knappe Garderobe in ein paar Sattelsäcke, die keineswegs überfüllt wurden; diese und ein Überrock wurden auf das Pferd geschnallt, das er ritt. Das übrige Gepäck kam auf Packpferde. Jeder hatte ein Bärenfell und einige Tücher für das Bett; auch fehlte es nicht an einem Zelte, um uns zu schützen, wenn einer krank, oder das Wetter schlecht würde. Dann sorgten wir für einen ziemlichen Vorrath von feinem Mehl, von Kaffee und Zucker und für gesalzenes Schweinenfleisch für den Fall der Noth, da wir in Hinsicht des Lebensunterhaltes hauptsächlich auf die Jagd verwiesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Bauten in München.

(Fortsetzung.)

Jetzt, meine Freunden, verlassen wir die freundliche Neustadt und durch das Sendlinger Thor treten wir in das eigentliche alte München. Wie groß ist der Kontrast: In der Vorstadt sahen Sie griechische Tempel, die sich aus dem Grün duftender Akazien erhoben (Glyptothek), Paläste im byzantinischen Geschmacke, Villen in jedem möglichen Style der alten und neuen Zeit — mit einem Worte, ohne Uebergang sind Sie ins Mittelalter versetzt. Schmutzige Straßen, kleine Häuser, schmal wie die Brust eines Schwindsüchtigen, mit kleinen Fenstern, durch die das Tageslicht kaum zu dringen scheint, empfangen Sie hier. Wie schon oben gesagt, es ist das Mittelalter, welches sich Ihnen hier zur Schau stellt, aber ohne seine Größe und ohne seinen Reichthum. Sie sehen keine alten Burgen und Klöster, wie sie andere alte Städte uns noch zeigen, alles ist nach dem Bedürfniß modernisirt, und alle Spuren der rauhen, aber großen Zeit sind verschwunden. Die Häuser der alten Stadt stehen alle wie durch Zufall neben einander gestellt und haben ein so geschwätziges Ansehen, daß man glauben möchte, es seien lauter Frau Basen, die durch irgend einen Vorfall aus ihrem Häuslichen gelockt, in Schlafhauben und Nachtkamisol in Gruppen bei einander stehen, um neugierig zu fragen und zu erzählen. — Durch die Sendlingerstraße und einige andere führe ich Sie vor die Michaelskirche. Die Façade ist ohne Schönheit, Erzengel Michael behütet den Eingang und oben das bekannte Zeichen sagt Ihnen, daß die Kirche dem Jesuitenorden gehörte. Je weniger das Aeußere versprach, je mehr sind Sie durch den Anblick des Innern überrascht. Groß, erhaben und in den edelsten Verhältnissen erhebt sich das Schiff der Kirche; — billig erstaunt man über die ungeheure Kühnheit, die den Baumeister verleitete, die Kuppel aus einem einzigen Gewölbe zu bilden, ein Gewölbe von grandiöser Schönheit, wie keine Kirche in Deutschland ein ähnliches besitzt. Man erzählt und verlangt es als wahr, daß der Baumeister, erschrocken über die gewaltige Kühnheit seiner eigenen Idee und nicht die Möglichkeit der Erhaltung dieser Kuppel glaubend, sich selbst das Leben genommen, (darin sind die Angaben verschieden, so viel ist aber gewiß, daß er spurlos verschwand), um nicht Zeuge des Einsturzes derselben zu sein. In dieser Kirche sehen Sie auch das Grabmal unter dem die sterblichen Reste Prinz Eugen Napoleon's ruhen. Es ist von Thorwaldsen gearbeitet, gehört jedoch nicht zu dem Vorzüglichsten, was dieser große Meister erschaffen.

Ueber der Michaelskirche steht das Universitätsgebäude, in dem Schelling über Sein und Nichtsein, über Wissen und Nichtwissen spricht, und Görre's kindisch-mystische Vorträge über die Symbolik des Kreuzes hält. Das Gebäude ist unbedeutend im Innern und Aeußern.

Weiter führe ich Sie zur Frauenkirche, deren dicke Zwillingsthürme sich Ihnen schon in weiter Ferne von München präsentirten. Das Innere der Kirche ist schön, im gothischen, wiewohl nicht ganz reinen Style erbaut. Das Schiff von Säulen getragen, ist großartig, und schön sind die hohen Spitzbogen der Seitengänge. Wenn Sie unter dem Thore an einer bestimmten Stelle stehen, so übersehen Sie das ganze Innere der Kirche, ohne daß Sie ein Fenster erblicken können — diese sind durch Pfeiler verdeckt — welches einen sehr schönen Effekt macht. Es ist, als ob das Licht aus dem Innern selbst herausströme, ohne daß man den Gegenstand selbst wahrnimmt, von dem aus es sich verbreitet, wie der reine, kindlich-fromme Glaube eine Glückseligkeit gibt, die, ohne daß der Verstand darüber zum Bewußtsein käme, sich über alle Kräfte und Empfindungen der Seele verbreitet.

(Schluß folgt.)

Buntes.

*** Die Drachenhöhle am Pilatus. Wenn man von der Stadt Luzern aus dem wilden Krienbach *) folgt bis zum freundlichen Dorfe Kriens, so gelangt man an des Pilatus majestätischen Vorberg, der von unzugänglichen Schluchten und sonderbaren Hochthalern zerschnitten ist; über diese breitet der geheimnißvolle Hochwald seit Jahrhunderten seine undurchdringlichen Schatten aus und läßt die vielen Moorgründe nie austrocknen, während die wilden Runsen des hoch oben thronenden Pilatus ihre Wasser unaufhörlich herabgießen. — Auf diesen Berg stieg vor vielen hundert Jahren — die Zahl weiß Niemand! — ein armer Küfer aus der Stadt Luzern, um junges Holz zu schneiden zu Reifen. Er sah ein schön Gesträuch und freute sich schon seines Fundes, dessen er sich jetzt sichern wollte — da hatte er keinen Boden mehr unter seinen Füßen, und fiel hinunter in eine schauerliche Bergschlucht. In dieser hauseten zwei alte Drachen mit ihren Jungen. Der Küfer war auf Moorgrund gefallen, und wie er nach dem ersten Schrecken sich unversehrt, aber in also böser Gesellschaft sah, gedachte er an lieb Weib und Kinderchen daheim, und betete weinend zur Mutter Gottes. Da schauten ihn die Drachen freundlich an, und er ward kundsam mit den Jungen, und wenn ihn hungerte, so leckte er mit ihnen den Schweiß, der aus dem Felsen quoll, und nährte sich also wunderbar lange Zeit, bis die Jungen herangewachsen waren, so daß sie bald ausfliegen sollten. Denn die Alten begannen jetzt, sie zu lehren, und wie der gefangene Küfer sie so schön erheben sah in die Luft und Welt hinauf, so wandelte ihn die Sehnsucht an mehr, denn je vorher. Also betete er wieder, und die Mutter Gottes gab es ihm ein, daß er sich ein Herz faßte und einem der jungen Drachen, der eben mit den Alten auffliegen wollte, an den Schwanz hing. Das ließ der Drache willig geschehen, und brachte den armen Mann wieder hinauf in den schönen grünen Wald. Der Küfer aber dankte Gott und seiner lieben Mutter, die ihn so wunderbar gerettet, und freute sich, als er bei'm Gebüsch sein Reifenholz noch fand, an dem seither Moos gewachsen war. — Zum Andenken an dieß sein unterirdisch Leben und an die wundervolle Rettung ließ er ein schön neu Meßgewand machen mit vielen scheußlichen Drachenbildern; das schenkte er in's St. Leodegari-Münster im Hof zu Luzern, wo es jetzt noch zu sehen ist.

(Schweiz. Merk.)

*** Musik in München. († Aus einem Briefe.) Ich wollte, Sie hätten wie ich, ein Jahr lang Görres Vorlesungen besucht, besonders die, wo er über die Symbolik des Kreuzes sprach, und haarklein und ganz genau bewies, daß jeder Theil des menschlichen Körpers, vom Kopf bis zum kleinen Zehen, aus einem Kreuz gebildet sei, woraus man deutlich ersehen könne, daß Gott, als er die Welt erschaffen, schon die Idee des Christenthums, dessen Symbol das Kreuz sei, gehabt haben müsse. Der Gedanke an sich ist wohl poetisch, und poetisch vorgetragen möchte er einige Wirkung machen, aber in der nüchternen Art, wie Herr Görres uns diese Idee mittheilte, erhielt sie den höchsten Grad von Lächerlichkeit, wenigstens für uns, die wir nicht des Lichtes des heiligen Geistes theilhaftig. Wie Herr Görres seine mystischen Vorlesungen bald zu medizinischen macht, so machen die Mediziner die ihren zu mystischen. Sie können eine Woche auf den Bänken im Hörsale des Professor R . . . sitzen, ohne etwas anders, als vom Glauben lesen oder vortragen zu hören. Der Glaube allein hat Kraft, ist seine erste und letzte Lehre, ohne Glauben und Gebet soll kein Arzt eine Heilung unternehmen, denn Glaube und Gebet wirken mehr, als alle Kunst; — was ohne Glauben und Gebet unternommen, werden nie gesegnet werden, denn Christus habe blos geheilt durch Glauben und Gebet. Doch, da Christus schon etwas alt ist, die ungläubige Jugend aber Beweise aus der Gegenwart will, so führt er wohl diesen oder jenen Schäfer an, der durch Gebet und bloßes Berühren die ärgsten Krankheiten geheilt. Sie können sich denken, wie oft er ausgelacht wird und ausgetrommelt, denn seine Zuhörer sind nicht, wie bei Görres, aus dem theologischen Seminar, die schon von Amtswegen eine fromme Miene machen müssen, doch kümmert ihn das sehr wenig, höchstens klagt er über entartete Jünglinge, ohne Christenthum und Gottesfurcht, und liest darauf von Glauben und Gebet nach wie vor.

---

*) Nicht Kriensbach; denn der Bach gab dem Dorf Namen und Dasein, da er mit seinem Brien (Krien) den Sumpfboden ausgetrocknet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 83. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 7. April.

Des Kaisers Tod.

Mitternacht hat ausgeschlagen, Angst und Schmerz liegt über Wien,
Schwer, wie eine Wetterwolke, fühlt es die Minuten ziehn;
Kein Geräusch, kein Laut der Freude in der Hauptstadt voll von Leben —
Nach der Burg den Blick gerichtet, Viermalhunderttausend beben.

Ach darinnen liegt der Herrscher auf dem Siechbett ausgestreckt,
Und sein Aug' ist todtumdüstert, seine Stirn mit Schatten bedeckt.
Ob Gebete aus den Kirchen, aus den Herzen zum Himmel steigen,
Um das Bett des sterbenden Kaisers herrscht ein ahnungsvolles Schweigen.

„Meine Liebe bleibt dem Volke, seine Liebe dir, mein Sohn,
„Herrsche glücklich auf des Vaters edlem, Schicksalskund'gem Thron;
„Mancher Sturm hat ihn umdonnert, manches droh'ndes Schicksals Walten,
„Aber seine Säulen haben fest in jedem Sturm gehalten.

„Und ihr Alle, meine Söhne, Töchter, Brüder kommt herbei,
„Daß mein letztes Athemholen noch ein Segen für euch sei;
„Segen — Segen —“ und die leise, segnende Stimme wird immer leiser,
Und in seiner Burg zu Wien verscheidet der letzte deutsche Kaiser.

Auf die Thüren! Höfling, Priester, fremde Boten dringt herein,
Wie der Kaiser Östreichs endet, müßt ihr ja die Zeugen sein!
Habt im Leben viel belästigt, viel belauscht den Habsburgs Erben,
Ach, nun darf er nicht einmal unbelästigt von euch sterben!

Und die Todtenklage tönet in dem weiten Mauerring; —
Nacht wird's in den tiefen Thälern, wenn die Sonne unterging;
Aber noch von ihren Strahlen glüht die hochgeleg'ne Firne,
Und ein selig Lächeln spielet auf des todten Kaisers Stirne.

Diese Stirn — wie viele Kronen haben sie nicht einst geschmückt!
Auch Germaniens alte Krone hat auf dieser Stirn gedrückt.
Ist sie längst auch abgefallen — sank sie hier in Staub und Trümmer,
Immer glänzt noch um die Stirne römischer Cäsarenschimmer.

Der sie brach, den er als Feind zweimal in seinen Gränzen sah,
Seinem großen Freund und Eidam — jetzt ist Franz ihm wieder nah;
Und dem Jüngling von Europa, den er seinen Enkel nannte,
Frankreichs Hoffnung, Frankreichs Liebe — welchen Frankreich doch verbannte.

Ruhn sie jetzt vom Lebenstraume wohl in Einem Vaterhaus
Unter einer Palme Schatten liebend und versöhnet aus?
Wohl dem Herrscher, wohl dem Menschen, der mit Gott und sich in Frieden,
Und beweint von allen Guten, so wie du dahin geschieden!

Gustav v. Heeringen.

Danton's Tod.

(Schluß.)

Ein Zimmer. — Julie.

Das Volk lief in den Gassen, jetzt ist Alles still. — Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten lassen. (Sie zieht eine Phiole hervor.) Komm, liebster Priester, dessen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt an's Fenster.) Es ist so hübsch, Abschied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt.) — Man möchte immer so stehn. — Die Sonne ist hinunter, der Erde Züge waren so scharf in ihrem Licht, doch jetzt ist ihr Gesicht so still und ernst, wie einer Sterbenden. — Wie schön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen spielt. — Stets bleicher und bleicher wird sie, wie eine Leiche treibt sie abwärts in der Fluth des Äthers; will denn kein Arm sie bei den goldnen Locken fassen und aus dem Strom sie ziehen und begraben? — Ich gehe leise. Ich küsse sie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer sie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, schlafe. (Sie stirbt.)

Der Revolutionsplatz. — (Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber singen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen stimmen die Marseillaise an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Platz! Die Kinder schreien, sie haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz!

Ein Weib. Höre Danton, du kannst jetzt die Würmer heirathen.

Eine andere. Hérault, aus deinen hübschen Haaren laß ich mir eine Perücke machen.

Camille. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch schreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib. Der Berg ist auf Euch oder Ihr seid ihn vielmehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille). Ruhig, mein Junge, du hast dich heiser geschrien.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld). Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerst serviren. Das ist ein klassisches Gastmahl, wir liegen auf unsern Plätzen und verschütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er besteigt das Blutgerüst, die Gefangenen folgen ihm einer nach dem andern. Danton steigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war schon einmal da, wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unsere Gräber den Hals brechen.

Hérault (zu Danton). Er hält seine Leiche für ein Mistbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schafot). Ich vergebe Euch; ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer als die meinige.

Hérault. Dacht' ich's doch, er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

Fabre. Lebe wohl, Danton. Ich sterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine ist der beste Arzt.

Hérault (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ist's Zeit. (Ein Henker stößt ihn zurück.)

Danton (zum Henker). Willst du grausamer sein als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

Eine Straße. — Lucile.

Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben —. — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich Alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so Alles weiter bis da, dahin — nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken Alles stehn bleibt, Alles stockt, sich nichts mehr regt. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.) Das hilft nichts, das ist noch Alles wie sonst, die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssen's wohl leiden.

(Einige Weiber kommen die Gasse herunter).

1. Weib. Ein hübscher Mann, der Hérault.

2. Weib. Wie er beim Constitutionsfest so im Triumphbogen stand, da dacht' ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war so eine Ahnung.

3. Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältnissen sehen; es ist recht gut, daß das Sterben so öffentlich wird. (Sie gehen vorbei.)

Lucile. Mein Camille! Wo soll ich dich jetzt suchen?

Der Revolutionsplatz. — Zwei Henker an der Guillotine beschäftigt.

1. Henker (steht auf der Guillotine und singt:)

Und wann ich hame geh'
Scheint der Mond so scheeh.

2. Henker. He, holla! Bist bald fertig?

1. Henker. Gleich, gleich! (singt:)

Scheint in meines Ellervaters Fenster.

Kerl, wo bleibst so lang? — So, die Jacke her! (Sie gehen singend ab:)

Und wann ich hame geh'
Scheint der Mond so scheeh.

Lucile (tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine.) Ich setze mich auf deinen Schooß, du stiller Todesengel. (Sie singt:)

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen erstickt hast. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. (Sie singt:)

Viel hunderttausend sind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

Eine Patrouille tritt auf.

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile (sinnend und wie einen Entschluß fassend plötzlich:) Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)

Aus Washington Irving's Steppenreise.

(Fortsetzung.)

Der Theil unserer Pferde, die durch die letzte Reise nicht zu abgemüdet waren, nahmen wir als Packpferde und als Aushülfe mit uns; da wir aber eine lange und

beschwerliche Reise antraten, wo dann und wann gejagt werden sollte, und wo, im Falle eines Zusammentreffens mit feindlich gesinnten Wilden die Sicherheit des Reiters von der Güte seines Pferdes abhängen konnte, sorgten wir, daß wir gut beritten waren. Ich verschaffte mir ein starkes, silbergraues Thier, das etwas rauher Natur, aber tüchtig und kräftig war; ein gutes Pferdchen, das ich bisher geritten, und das jetzt etwas abgetrieben war, behielt ich und ließ es mit den Packpferden gehen, um es nur im Fall der Noth zu brauchen.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, verließen wir am 10. October 1832 das Fort Gibson, überschritten den Fluß, der vor demselben fließt, und zogen unserm Zusammenkunftsort, der Agentschaft entgegen. Ein Ritt von wenigen Meilen brachte uns an die Furth des Verdigris, eine wilde, felsige Gegend, von Waldbäumen düster überspannt. Wir stiegen an das Ufer des Flusses hinab und ritten, einer hinter dem andern, hinüber, wobei unsere Pferde sorgfältig von Fels zu Fels schritten und in dem rauschenden und schäumenden Wasser gewissermaßen nach einem Halt für die Hufe tappten.

Tonisch, unser kleiner Franzose, machte mit den Packpferden den Nachtrab aus. Er war sehr vergnügt, da ihm eine Art Beförderung zu Theil geworden war. Auf unsrer bisherigen Reise hatte er den Wagen geführt, was er für eine seiner nicht sehr würdigen Beschäftigung anzusehen schien; jetzt war er Stallmeister. Er hockte wie ein Affe hinter einem Pack auf einem der Pferde, sang, jubelte, heulte wie ein Indianer und schmähte jeden Augenblick die zaudernden Packpferde.

Als wir zur Furth kamen, sahen wir an dem andern Ufer einen Creek-Indianer zu Roß. Er hielt auf dem Vorsprung eines Felsen, um uns und unser Beginnen zu beachten und bildete einen malerischen Vorwurf dar, der im Einklang mit der wilden Scenerie um ihn war. Er trug ein hellblaues Jagdhemd mit Scharlachfranzen besetzt; ein buntfarbiges Tuch war, fast in der Art eines Turbans, um seinen Kopf geschlagen und ein Ende hing an der Seite nieder; er hatte eine Flinte in der Hand und sah einem wilden Araber, der auf Raub ausging, ähnlich. Unser geschwätziger und in alles sich mischender Franzose rief ihm in seinem babylonischen Kauderwelsch zu; der Wilde aber, der seine Neugierde befriedigt hatte, schwenkte seine Hand in der Luft, wandte den Kopf seines Pferdes, gallopirte das Ufer entlang und verschwand bald unter den Bäumen.

Als wir über der Furth waren, erreichten wir bald die Osage-Agentschaft, wo Obrist Choteau sein Büreau und Magazin zur Förderung der indianischen Angelegenheiten und zur Vertheilung von Geschenken und Vorräthen hatte. Sie bestand aus wenigen Blockhäusern an dem Ufer des Flusses und gab eine bunte Grenzscene ab. Unser Geleite harrte hier unserer Ankunft: einige waren zu Pferd, andere zu Fuß; einige saßen auf den Stämmen gefällter Bäume, andere schossen nach der Scheibe; es war ein bunt zusammengesetzter Haufe; einige trugen Fräcke, die aus grüner Leinwand gemacht waren; andere hatten lederne Jagdhemden an; die Mehrzahl war aber in wunderbar schlecht zugeschnittene Kleider gesteckt, die, viel zu schlecht zum Tragen, offenbar zu rauhem Dienste angelegt worden waren.

In der Nähe dieser war eine Gruppe Osagen, stattliche Bursche, ernst und einfach in Kleidung und Charakter. Sie trugen keinen Schmuck; ihre Kleidung bestand aus Umwürfen, lederner Beinbedeckung und Mokassins. Ihr Kopf war unbedeckt und ihr Haar knapp abgeschnitten, einen emporstehenden Streifen oben, einem Helmbusch ähnlich, und die lange hinten hinabhängende Scalplocke ausgenommen. Sie hatten hübsche römische Gesichter und eine starke, gewölbte Brust; da sie fast durchgehends ihre Umwürfe um die Lenden geschlagen hatten, so daß Arme und Oberleib blos blieben, glichen sie eben so vielen edeln Bronzfiguren. Die Osagen sind die schönsten Indianer, welche ich im Westen gesehen habe. Sie haben sich bis jetzt dem Einflusse der Sittigung noch nicht ganz fugen mögen, so daß sie ihre einfache indianische Bekleidung abgelegt und der Sitten des Jägers und Kriegers sich entschlagen hätten; ihre Armuth hindert sie, einem großen Luxus der äußern Erscheinung nachzuhängen.

Mit ihnen kontrastirte eine buntgeputzte Schaar von Creeks. Es ist nach dem ersten Eindruck etwas ganz Orientalisches in dem Äußern dieses Stammes. Sie kleiden sich in zitzene Jagdhemden von mannigfachen glänzenden Farben, mit bunten Franzen geziert; breite, mit Knöpfen besetzte Gürtel umschließen sie. Ihre Beinbekleidung besteht aus gegärbter Bockshaut oder aus grünem oder rothem Wollentuch, mit gestickten Kniebändern und Troddeln. Ihre Mocassins sind prachtvoll gearbeitet und verziert; um den Kopf werden bunte Tücher geschmackvoll gewunden.

Außer diesen sah man hier eine Menge Trappers *), Jäger, Mestizen, Creolen, Neger von jeder Farbenabstufung, und die ganze, hergelaufene Schaar nicht zu beschreibender Wesen, die, zwischen dem gesittigten und wilden Leben liegend, die Grenze umschwärmen, wie jenes zweideutige Geschlecht, die Fledermäuse, sich in den Grenzen des Lichts und der Dunkelheit bewegen.

Das kleine Dorf der Agentschaft war in einem vollkommenen Aufruhr; besonders bot der Schoppen des Schmiedes eine bewegte Scene dar: ein riesiger Neger beschlug ein Pferd; zwei Mestizen machten sich eiserne Löffel, um darin Blei zu Kugeln zu gießen. Ein alter Trapper, in einem ledernen Jagdfrack und Mocassins, hatte seine Büchse an eine Arbeitsbank gelehnt, während er den Mestizen zusah und von seinen Jagdthaten plauderte; mehrere große Hunde streiften in und außerhalb der Werkstätte umher, oder schliefen in der Sonne, während ein kleines Thier, die eine Seite des Kopfes emporhebend und das eine Ohr spitzend, mit der, kleinen Hunden gewöhnlichen Neugierde auf das Geschäft des Beschlagens des Pferdes acht gab, als wollte er die Kunst auch erlernen, oder warten, bis die Reihe, beschlagen zu werden, an ihn käme. (Forts. folgt.)

Die neuen Bauten in München.

(Schluß.)

Das Theater gehört zu den schönsten Gebäuden Münchens und das Schauspielhaus zu den schönsten in Deutschland. Eine heitere, lachende Ruhe schwebt über dem Ganzen, und man glaubt einen griechischen Tempel zu sehen, in dem eine Göttin ihren Wohnsitz aufgeschlagen, der man huldigt mit Musik und Tanz. Wie die griechische Religion, so waren auch ihre Tempel heiter und fröhlich, allen finstern Ernst verbannend, der erst mit dem Christenthum über die Menschen gekommen. Was bei diesem Gebäude störend wirkt, ist das zweite Dach. Es lastet zu schwer, drückt nur, statt zu erheben. Anders wäre es, wenn der erste Plan des Baumeisters zu Ausführung gekommen, auf welchem man noch zwei große Seitenflügel sieht. Da ist die obere Last leicht gerechtfertigt, denn sie trägt sich selbst, ohne das Hauptgebäude zu beschweren, doch der Meister starb und seine Nachfolger änderten den Plan ab, gewiß zum großen Nachtheil des Gebäudes. Am schönsten nimmt sich das

*) Biberjäger; wir behalten den amerikanischen Ausdruck bei, da er jetzt auf alle ausgedehnt wird, die von der Jagd in den Urwäldern und Steppen leben.

Schauspielhaus am Abende eines Maskenballs aus. Wer sich an einem solchen Abende ihm naht, darf einen Feenpalast zu schauen wähnen. Vier Kandelaber schlagen mit ihrem flackernden Schein die hohen, schlanken, korinthischen Säulen, und der Schein strebt hoch und höher sich an ihnen hinauf zu winden, und doch umhüllt das Kapital jeglicher Säule schon ein magisches Halbdunkel, und die Umrisse der höheren Theile des Gebäudes verschwinden mehr und mehr in Finsterniß. Das störende zweite Dach entzieht sich dem Auge, der schaffenden Phantasie tritt nichts hindernd in den Weg.

Gleich neben dem Theater sehen Sie den neuen Anbau der königlichen Residenz, von dessen Innern und Aeußern jeder Reisende so entzückt wird, daß er es in jeder Beziehung für das Erste, nicht allein in ganz Deutschland, sondern in ganz Europa hält. Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich in diesen Enthusiasmus nicht einzustimmen vermag. Wohl ist alles groß gedacht und empfunden, wohl gewahrt man die Spuren schöpferischen Genies des Baumeisters, der, obgleich an die äußere Form gebunden — sie ist eine Nachahmung des Palazzo Pitti in Florenz, — doch das Ganze als ein Werk der freisten Anschauung empfangen und diese durch die Zauberkräfte der Phantasie zur Gestaltung gebracht; — wohl gewahrt man dieß Alles, aber doch fehlt dem Werke die höhere künstlerische Vollendung, die Einheit, die Ruhe, die Sicherheit, und vor Allem das wahrhafte Gepräge der Größe, die aus dem Geiste des Meisters entspringen muß, die sonst nie erreicht wird, selbst mit dem höchsten Aufwand von Kunstmitteln nicht. Es ist mir stets der größte Genuß, der Konsequenz zu folgen, welche der Architekt in jenem entschiedenen Ineinandergreifen des Bedingenden und Bedingten, in jener folgerechten Entfaltung der einzelnen Theile aus den Grundlagen, in dem ruhigen Abwägen von Kräften und Lasten dem Kenner bewährt; zumal, wenn dabei sowohl Vertrautheit mit Regel und Gesetz, als Leichtigkeit und Sicherheit ihres Gebrauches zu bestimmten Wirkungen hervortritt. Diesen Genuß habe ich mir bei dem neuen Residenzbau nicht verschaffen können. Schon, wenn Sie in einiger Entfernung das Gebäude betrachten, fällt es Ihnen unangenehm auf, daß es zu tief steht, sich nicht genug erhebt, so zu sagen in den Boden hinein gebaut ist. Diese ungeheuren Massen ruhen auf einer so winzigen Basis, daß man versucht wird, zu glauben, es werde einmal, durch seine eigene Schwere niedergedrückt, versinken. Baurath von Klenze ist diesem Fehler (zu tief zu bauen) öfter unterlegen. Die Glyptothek z. B. hat mit Pompeii das gemein, daß man auch sie erst ausgraben müßte, um sie dem menschlichen Auge sichtbar zu machen. Eine weite Strecke rund um die Glyptothek ist über zehn Fuß abgegraben worden. Jetzt freilich präsentirt sie sich gut und hat nur den Fehler, in Folge der Ausgrabung, erhalten, daß man zu ihr auf einer Hühnerstiege hinaufklimmen muß, die so schmal ist, daß kaum ein Fuß darauf Platz hat. Doch zur Residenz zurück. Auch das Innere derselben kann nicht befriedigen. Alles ist überladen; die architektonischen Verzierungen der Zimmer und Säle sind so übermäßig prachtvoll und so wenig klar, daß das Auge sich ermüdet von ihnen wendet. Und dabei haben Sie nicht einmal den Genuß, auch nur einen Saal zu sehen, der durch seine wahrhafte Größe einen großartigen Eindruck machen könnte. Dieser Effekt soll durch die ungeheure reiche Verzierung, durch die wahrhafte Verschwendung von Gold und Marmor hervorgebracht werden, aber weit gefehlt, nie wird er erreicht, wenn nicht die Verhältnisse in sich rein und groß sind. Nirgends als in der Baukunst ist das Hervorheben des Charakteristischen so wesentlich, wenn das Werk Bedeutung gewinnen soll. Die Mittel zu diesem Zwecke sind fast einzig die Vertheilung der Massen und die Verhältnisse derselben unter sich, weniger tragen die Verzierungen dazubei, obgleich sie wohl wesentlich nothwendig sind. Man konnte wohl nicht unmöglich sagen: was dem bildenden Künstler die Attitude der Figur ist, wodurch er die Nuance des Seelen-Affekts andeutet, das ist dem Architekt die Austheilung und das Verhältniß der Massen, durch welche er den Charakter der Idee, von der er ausgegangen, bezeichnet. So also sollte das Innere auch dem Aeußeren eines Gebäudes entsprechen. Dieß ist bei dem Residenzbau nicht der Fall. Gleich die Säulenhalle, die Sie empfängt, entzieht, obgleich sie sehr schön ist, doch nicht der Idee, die Sie durch das Beschauen der Façade sich von dem Innern gebildet. So ist dies Werk, so reich an großen Schönheiten, wie sie nur ein so bedeutendes Talent wie Klenze hervorbringen konnte, doch auch reich an Mängeln. Doch vollkommen soll ja nichts sein unter dem Monde. Noch einmal komme ich auf das Aeußere zurück. Sie können sich die grandiosen Verhältnisse des Gebäudes denken, wenn ich Ihnen sage, daß die Fenster von 20 Fuß Höhe, mit Scheiben 6 Fuß hoch kaum größer erscheinen, als gewöhnlich in Privathäusern. Ueber das Innere, besonders was die Malerei betrifft, spreche ich später noch, wenn ich über Kunst, überhaupt Ihnen meine Ansicht mittheile. — Noch als zur Residenz gehörig muß ich Ihnen die Allerheiligen-Kapelle zeigen, ein reizendes Gebäude im byzantinischem Style; klein, aber geschmackvoll von innen und außen. In den schönsten und reinsten Verhältnissen erbaut, zeugt sie für das große Talent des Meisters (Klenze), aus dessen Geist sie hervorgegangen.

Bevor ich Sie aus der Stadt geleite, führe ich Sie noch in den großen Saal des Odeon, der vorzugsweise zu großen Conzerten bestimmt ist. Der Saal ist außerordentlich schön, obgleich nicht ganz akustisch gebaut. Er bildet ein längliches Viereck, welches, zu beiden Seiten mit einer Reihe Säulen verziert, auf welcher die Galerie ruht, sich am obern Ende in einen Halbzirkel endet. In diesem befindet sich das Orchester, und in Nischen sieht man die Büsten der berühmtesten Componisten über die Köpfe der Musiker hervorragen. An der Decke befinden sich einige schöne Frescogemälde. Dieser Saal gehört unbedingt zu den schönsten, die man kennt, und hätte er nicht den akustischen Fehler, er wäre gewiß der erste. Menschenstimmen und Blasinstrumente klingen ausnehmend gut darin, aber Saiteninstrumente verlieren allen Ton und Klang, kaum daß man sie hört. Gewiß ein großer Uebelstand. Uebrigens scheint das ganze Haus bloß des einen Saales wegen erbaut zu sein; denn weiter finden Sie in dem großen Raume nichts von Bedeutung, nicht einmal *einen kleinen Saal für kleine Conzerte*; denn was man mit diesem Namen beehrt, verdient kaum den eines Zimmers. Etwas Sonderbares ist beim Bauen dieses Hauses vorgefallen, nämlich: als es fertig war, fand sich, daß der Baumeister die Thüre für die Fußgänger vergessen hatte. Was that er? Er schlug schnell ein paar Fenster ein und machte Thüren daraus, die nun natürlich höchst lächerlich aussehen, denn sind wie der Seufzer eines Schneiderleins und so schmal, daß kaum ein solcher hindurch kann. Sehen Sie, so steht es mit unsern Bauten und so steht es überhaupt mit der innern Bequemlichkeit der Häuser hier aus; von außen ist alles glatt und sauber, aber innen? Ich kann Ihnen nur mit Schiller zurufen:

Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und wage nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen!

Noch ein Wort über die Au. Wenn Sie durch das Isarthor München verlassen, um zur Au zu gehen, so werden Sie unwillkührlich an Hamburg und den Hamburger Berg erinnert, nicht als ob die Physiognomie dieser beiden Wege Aehnlichkeit hätte, aber ihr Charakter ist derselbe. Wie dort wandern Sie in einer theils geschäftig drängenden, theils nachlässig pflastertretenden Menschenmenge; wie dort werden Sie durch nachlaufende Schacherjuden attakirt, die zudringlich fragen, ob Sie nicht haben Lust, ihren Shawl und Hut, womit Sie bekleidet, zu verhandeln; wie dort finden Sie Garküchen, Obsthändler und Krambuden; wie dort werden Sie versucht, vor tragbaren Puppentheatern Ihre Schritte anzuhalten und in Erinnerungen der Kinderjahre versunken sich Taschentuch oder Sonstiges stehlen zu lassen; kurz wie dort finden Sie hier ein charakteristisches Bild des niedern Volkstreibens, wiewohl weniger mannichfaltig. So gelangen Sie, nachdem Sie die neue Isarbrücke passirt, die fest und schön mit ihren kolossalen Pfeilern und Gewölben dem Andrang eines Meers zu trotzen scheint, zur Au, einem unregelmäßig gebauten, eckigen und winkelvollen Städtchen, das, wenn auch manche Häuser darin schön zu nennen sind, doch keinen erfreulichen Eindruck macht. Au! ist ein Ausdruck des Schmerzes, und als solcher ein charakterisirender Name für die Vorstadt, denn sie ist der Aufenthalt der Münchner Beutelschneider und des Diebsgesindels aller Art. Ist in München etwas geschehen, was die heilige Hermandad, oder prosaisch „Polizei" genannt, nicht für gut findet, gleich schickt sie die Diener der Gerechtigkeit in die Au oder nach Haidhausen (einem stadtähnlichen Dorfe dicht daneben) und ist sicher — vorausgesetzt, daß deren Nasen etwas von der Hunde Spürkraft besitzen — sie dort zu finden.

In dieser Vorstadt nun wird die neue gothische Kirche erbaut, wahrscheinlich um die Einwohner durch den Anblick solcher Hoheit und Größe zu rühren und zu erheben, und so durch den erwachten religiösen Sinn zu bessern. Zwar ist sie lange nicht so groß, wie die alten Dome und Münster des Mittelalters, aber es herrscht ein eben so reiner und erhabener Sinn darin. Der Baumeister (Ohlmüller) hat sich durch dies Gebäude ein unvergängliches Denkmal seiner Meisterschaft gesetzt. Unbedingt wird dies die schönste Kirche in München. In zwei Jahren erst wird sie vollendet, daher kann ich Ihnen keine genauere Beschreibung des Innern geben, außer daß ein von Ruben (einem jungen Künstler hier) herrlich gemaltes Glasfenster über dem Altar angebracht werden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 84. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 14.

Mittwoch, 8. April.

Görres über Göthe.

Das neueste Morgenblatt enthält von Görres einen bis heute unvollendeten Artikel über Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Wir wissen noch nicht, was er über Bettina von Arnim sagen wird, über ihre Liebe zu Göthe, und ihre Verheirathung mit der romantischen Schule, vorzüglich aber über die leiden Achims von Arnim, ihres Gemahles, dieses unglücklichen Elfensohnes, der sich den Rest seines Lebens über mit rationeller Landwirthschaft plagte. Wir wissen noch nicht, wie wir Bettinen sehen werden, ob als geflügelte Sibelle der Poesie, oder als gelehrte Dame mit dem nachlässigen Air einer Schriftstellerin, eine kleine runde Person, gehüllt in einen Shwal, der, wie immer von geistreichen, die Toilette nicht achtenden Frauen geschieht, über die Schultern und die beiden Arme fest angezogen wird, so daß die ganze Breite des Korpers zum Vorschein kömmt; endlich ob euch die grüne Brille nicht überraschen wird, mit welcher diese poetische Sylphide ihr Auge zu bewaffnen pflegt. Bis jetzt sprach Görres nur von Göthe: und wie sich erwarten ließ, mit demselben Arabeskengeschnörkel, das Görres' Styl charakterisirt, mit seiner ganzen prophetischen Salbung, mit seinem massiven und doch pointirten Witze. Architektonisch bauen sich die Perioden auf, wie Rundbögen ziehen sich die Phrasen hin- und herüber, kleine gothische Spitzsäulen auf ihnen, und allerhand ciselirtes Blätterwerk drum herum, mystische Knaufe, geheimnißvolle Steinrosen. Und doch scheint die ganze Weise mehr Erinnerung zu sein. Görres setzt einen Trumpf darauf, zu zeigen, daß er noch immer in seiner alten Maurischen Manier befangen ist und in der Kutte des Priesters, die er im Grunde doch auf dem Leibe trägt, doch immer noch nicht vergessen hat, wie er sprach, als Jakobiner von Coblenz, als Heidelberger Mithrasdiener und als der geflügelte Rheinische Merkurius. Görres macht es, wie Heine. Beide fangen an, jeder sich selbst nachzuahmen.

Es war gerade Pater Cochem's Legende der Heiligen, in der Görres gelesen haben mußte, als er auf den Gedanken kam, über Göthe zu schreiben. Denn viel Theologie, viel Salbung und biblische Parabolik ist ihm im Munde haften geblieben, und läuft nun in die etwas redseligen und unaufhörlichen Expositionen über Göthe unter. Die Idee ist schön. Görres theilt die Menschen ein in zwei große Feldlager, hier die Genialen, drüben die Philister. Und siehe, da geschah es, daß ein Fürst von den Genialen, ein im Himmel appanagirter Prinz, sich herabließ zu einer Tochter der Erde, ein Gott zu einer Bajadere, zu einem bürgerlichen Aschenbrödel, und aus dieser Ehe entsproß Wolfgang Göthe. Das wäre gewiß eine sehr schöne Genealogie und würde uns die Natur des großen Mannes hübsch erklären, wenn man das Ganze umkehrte. Göthe's Poesie ist nicht genial, wie ein illegitimer Sohn,

ein Bastard, der von einem Gottvater mit einer schüchtern-dummen, aber sinnlichen Grisette gezeugt wurde, nicht genial und weltstürmend, wie Edmund im Lear, der sich rühmt, nicht des warmen Ehebettes Frucht zu sein. Sondern diese Poesie entstand durch den Fehltritt einer Fee, durch eine sinnliche Verirrung mit einem jungen servilen Pagen. Daß sich Göthe an die höhern Stände acclimatisiren wollte, das ist an ihm das Prosaische und kann hier gar nicht in Betracht kommen, wo es einzig seiner poetischen Physiognomie gilt, diese aber ist sentimental, sie ist das Menschlich-Schwache, das Weiblich-Schöne. Einen Prinzen als Vater erkennt man nicht, wohl aber eine mondsüchtige Prinzessin, die die offizielle Vermählung mit einem auswärtigen Hofe ohne Liebe nicht abwarten wollte, und ihr Bestes einem hübschen Philister opferte, einem prosaischen Schafskopfe, der sich dabei genirt und zuletzt noch für die Ehre bedankt. Und so gleicht Göthes Poesie einem verschämten, mädchenhaften Gärtnerburschen, voll häuslichen Philisterismus, aber mit naivem Mutterwitz, einem oft recht ordinären, ängstlichen, rücksichtsvollen Diener, der aber poetische Schwingen bekömmt, wenn seine Prinzessin Mutter an ihm vorüberrauscht, und mit einer lächelnden Thräne im Aug', ihn um eine Blume bittet. Und das ist Göthes eigenthümliche Unsittlichkeit, daß sich der Bube wohl gar in seine Mutter, in die Fee, verliebt. Ich glaube, Göthe richtiger charakterisirt zu haben, als Görres. Göthe war allem Genialen verwandt, aber selbst kein Weltstürmer, **Göthe war ein grosses Talent mit dem Takte des Genies**, hingezogen zu allem Großartigen nicht schöpferisch, sondern empfangend, nicht männlich, sondern weiblich, und doch im Rückzuge wieder ein sehr prosaischer, bedenklicher und untergeordneter Patriziersohn.

Noch einmal berichtig' ich Görres, was aber auf einem andern Brett liegt. Görres theilt die Personen, die Göthe geschaffen hat, in zwei Rangordnungen ein, in irdische und himmlische, in philisterhafte und geniale; zu diesen soll Werther, Faust u. s. w. gehören, zu jenen Albert, Lotte, Jarno u. s. w. Und dies ist ganz richtig, wenn Görres damit nicht eine persönliche Unzulänglichkeit des Dichters, ein Erbübel seiner Natur hätte bezeichnen wollen. Warum soll Göthe die Verantwortlichkeit für seine Schöpfungen übernehmen? Warum mit jeder Figur selbst identifizirt werden? War er nicht Künstler und sonderte die Masse seiner Idee in Licht und Schatten, in Satz und Gegensatz, in Charaktere, welche sich wechselsweise bedingten? Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. s. w., diese gleichsam tellurischen Gestalten sind ja nichts, als die Schatten, welche Werther, Meister und Faust werfen: sie sind einer tiefen Anschauung des Lebens, einem besondern Verständniß menschlicher Zustände entnommen, und können das, was wir in Göthe als das Philisterhafte zu bezeichnen haben, gerad' am wenigsten ausdrücken, weil der Dichter sie nur aus künstlerischen Rücksichten, zur Drapperie schuf und weil er selbst über ihnen steht. Göthe für alle Charaktere seiner Gedichte verantwortlich machen, und jede seiner Reflexionen aus dem Spiegel **seines** Wesens herleiten, ist eine Ungerechtigkeit, gegen die er Schutz verdient.

Überhaupt, da Göthe gern als Devise und Partheiparole genommen wird, so erklär' ich für dies Literaturblatt, daß in seinem Pantheon Göthe's Büste den Ehrenplatz behauptet, daß sie aber mit einem schwarzen Flor umhüllt ist, wie das Brustbild Mirabeau's im Convente verhangen wurde, als man den eisernen Schrank und des großen Redners Verrath entdeckte.

---

37) **Seemanns-Sagen und Schiffer-Märchen.** Von Heinrich **Smidt.** Erstes Bändchen. Berlin, Zesch. 1835.

Eine durch Bescheidenheit des Verfassers und innern Werth doppelt anziehende Arbeit. Wir segeln mit dem seekundigen Dichter auf offnem Meere, und haschen aus Sturm und Sonnenschein alle die Erzählungen auf, welche die Tradition auf den Schiffen über versunkene Inseln und Schätze, über verzauberte Fische und Schiffe, über Meerriesen, fliegende Holländer und Klabauterleute jung und wach erhält. Die Darstellung ist dem Stoffe angemessen, deshalb einfach und zurückhaltend, und wo die Erfindungen eigens sind oder doch ausgeschmückt wurden, da verharren sie immer im Geiste der Sage. Gegen die eigenthümliche Ökonomie des Wunderbaren glaub' ich nur einen Verstoß entdeckt zu haben. In der Erzählung: „die Insel Neuwerk“ soll ein Riese auch zugleich die Kraft der Zauberei besitzen. Durch sich selbst? Das wäre eine selten vorkommende Inkonsequenz des Volksglaubens, der im Riesen nur das Ungeschlachte, die Excrescenz des Elementarischen, das Wuchernd-Üppige des Naturtriebes sieht, aber nie die in allen Sagen einzig an die menschliche Person geknüpfte Kraft, Wunder zu thun.

Im 2ten und 3ten Bändchen macht der Vf. vielleicht darauf aufmerksam, ob sich nicht einige Unterschiede angeben lassen zwischen Seemannssagen nordischer und südlicher Herkunft, ob die Sagen an die Schiffe, d. h. an die Nationen oder an die Gegenden gebunden sind und welche Merkmale diese Verschiedenheiten charakterisiren. Zuletzt wär' es interessant, die recht Hamburgisch-norddeutschen Traditionen in plattdeutscher Sprache vorgetragen zu hören. Es käme dadurch ein ganz eigenes Colorit darüber; denn das Plattdeutsche scheint mir ganz das Furchtsam-Naive dieser Sagen auszudrücken: z. B. klingt es weit heimlicher und schauerlicher, wenn der Klabautermann statt, Martin Koch, Martin Koch, ich verlasse dich! ruft: Merten Koch, Merten Koch, ik verlate di!

---

37) **Bulwer's Pilger am Rhein.** Aus dem Englischen von le Petit. Mit Stahlstichen. Quedlinburg, Hanewald. 1834.

Obgleich es schon zu spät ist, von diesem Bulwerschen Romane zu sagen, daß er, im strengsten Sinne des Worts, auf schwindsüchtige Motive gebaut ist und außerdem viele Erwartungen getäuscht hat, so kann ich doch davon diese vortreffliche Übersetzung und Ausstattung, welche mir erst jetzt zu Augen kömmt, nicht unerwähnt lassen. Die Zeichnung zu der Mehrzahl der neun beigefügten Stahlstiche ist genial erfunden, die Rheinansichten sind in der reizendsten Perspektive aufgenommen. Wir machen dringend auf die Äußerlichkeit dieses Buches aufmerksam, und wünschen, daß sich die Zahl solcher Erscheinungen vermehren möchte, um den alten Schlendrian packleinerner Bücherausstattung in Deutschland zu beschämen.

---

38) **Julius Schneller's Lebensumriß und vertraute Briefe an seine Gattin und seine Freunde.** Herausgegeben von Ernst Münch. Stuttgart, Scheible. 1834.

Wie viel kleines Detail gehört doch dazu, daß man einmal ausrufen kann: Ich habe gelebt! Aus dieser Biographie und den ihr angehängten Briefen sieht man, wie viel fremde und eigne Existenz, wie viel Schicksal und Kleinigkeiten man konsumirt, um zu leben. Wie zerspaltet sich hier Alles in Besuche, Gehen und Kommen, in Audienzen, Briefe und Brieschen, Ärger, Spaß und Spaziergänge! Es ist eine Mosaik von zahllosen bunten Steinbröckeln, die sich da zu einem Gemälde zusammensetzen muß: es ist so wenig Großes, Erschütterndes, Schöpferisches, und doch so viel Hast, so großer Mangel an Athem, so viel Verwirrung, Thürzuschlagen und Lärm, daß man erstaunt, wo zu all der Lebendigkeit nur die Zeit hergekommen ist. Ist das bei uns Allen so? Eine Thatsache, die wir nur selbst nicht bemerken, die aber dem Beobachter nicht entgehen kann? O nein, man muß Österreich kennen, um ein Leben, wie das hier von Münch beschriebene zu verstehen.

Ein Prager, Gratzer oder Brünner Professor ist ein Mann, der in einem schwülstig-populären Style Bücher geschrieben hat, die draußen im Reich, was den Inhalt betrifft, immer um ein Menschenalter zu spät kommen. Das hindert aber gar Nichts, daß diese Leute nicht im Umgange die erquickendsten Menschen wären. Sie besitzen eine unverwüstliche Liebenswürdigkeit. Wo du sie haben willst, da sind sie: jede Stunde ist ihnen recht. Zu dem Thor hinaus? Gut. Nein, da hinaus? Herrlich. Oder vielleicht hier? Charmant. So etwas gibt es in ganz Europa nicht, am wenigsten in Deutschland. Diese Herren kleiden sich nie modisch, aber immer sauber; sie verbreiten um sich her Kultur und Vergnügen, sie sind überall gern gesehen, und wälzen sich in Bekanntschaften. Kein Ball ohne sie. Sie selbst sind Mode. Man erwartet sie in den adlichen Häusern jeden Morgen zur Visite und ist immer gewiß, etwas Neues, Schnakisches zu hören und aus der weiten Rocktasche ein saubres Buch für die Comteß zur Unterhaltung ziehen zu sehen. Wenn irgend etwas noch an die Zeit der französischen Abbés erinnern kann, so sind es diese Österreichischen Professoren, welche von der Regierung eigens dafür bezahlt werden, daß sie ganze Städte gescheut und glücklich machen.

Julius Schneller gehörte zu diesen Allerweltsmenschen. Obgleich vom Rheine gebürtig, hatte er doch ganz das stereotype Wesen eines k. k. Gelehrten angenommen. Er lachte mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden, machte Witze, rezensirte die gestrige Oper, räsonnirte über neueste Literatur und Zeitungsgeschichte, war galant, geschmackvoll, überraschte die Schönheit mit Blumen und Gedichten, kurz er war in Gratz der Mann des Tages, und lief dreimal um den großen Berg, der in der Mitte der Stadt liegt, herum, wenn er wußte, Jemanden damit einen Gefallen zu thun. Die Empfindsamkeit besuchte er des Nachts, wenn Alles schlief, und schwärmte mit ihr; dem Unterrichteten schenkte er den Beifall, den er verdiente, dem Eiteln gab er einige Lobsprüche, die ihn nichts kosteten; und das Unzulängliche, namentlich auf den Brettern der Bühne tadelte er mit Schonung, wie sehr sich auch Seydelmann S. 346 beklagt. Und das alles war ohne Servilismus und Schweifwedelei; reiner Instinkt der Natur, angebornes Umgangstalent.

Zu all der Humanität, zu all den Späßen und wienerisch-komischen Complimenten kam aber leider ein Übelstand, Schneller's Freimüthigkeit, sein Josephinismus. Er haßte die Pfaffen, liebte Kant, die reine und die praktische Vernunft, schrieb gegen den Mysticismus, hielt Napoleon für einen großen, den Herrn von Hormayr aber für einen sehr kleinen Mann, und Gentz war sein Feind. Ich glaube, Schneller's ganze Manier war Gentz dem Norddeutschen zuwider. Er hintertrieb die literarische Thätigkeit des Gratzer Professors: es kam zu sehr interessanten Debatten, welche im Buche nachzulesen sind. Schneller behauptete lächerlicher Weise, Gentz sei auf seinen Ruhm eifersüchtig, und übernahm eine Badische Professur in Freiburg. Seine Theilnahme an den Vorkämpfen des Liberalismus und besonders an der Berichtigung der deutschen Urtheile über die Julirevolution sind bekannt, und nur dies erlauben wir uns noch hinzuzufügen, was in dem vorliegenden Buche allerdings nur halb zu finden ist: Schneller war als Mensch der Liebenswürdigste im Umgang, und eine wahre Freude des Daseins für seine Bekannte. Als Schriftsteller schrieb er einen lebhaften, oft rhetorischen und schwülstigen Styl und gab überhaupt Bücher heraus, welche sich weder durch Neuheit der Gedanken, noch eine besondere Tiefe der Auffassung, sondern einzig und allein durch ihre lobenswerthe Tendenz auszeichneten.

39) **Breslau, wie es ißt und trinkt. Heller-Beiträge zur Europäischen Staatenkunde von Gustav Roland.** Zweite Auflage. Breslau, Verlagscomptoir. 1834.

Mit dem Verfasser hab' ich zusammenstudiert, und herrlich nahm er sich aus in einer rothgefütterten schwarzen Jacke, die man vor Schnüren nicht sehen konnte, herrlich auf der Mensur. Schon damals war er ein Genie, verkehrte wie Wilhelm Meister viel mit Schauspielern, und wurde deshalb consiliirt. Er raffte sich aber wieder auf und gab unter uns Verschwornen ein belletristisches Journal heraus, das jeden Sonnabend in kalligraphischer Reinschrift erschien. Es war damals noch sehr jung mit unsern Jahren und Begriffen, wir liebten die Erde und freuten uns, ein Mensch zu sein. Damals genoß ich noch die Belletristik und lachte herzlich über schlechte Späße. Weißt du noch, Gustav Roland, unter dem blühenden Lindenbaum, wo die Nachtigall sang und wir für jeden schlechten Witz einen Silbergroschen in die gemeinschaftliche Kasse zahlen mußten? Deinem Breslau, wie es ißt und trinkt, nach, müßtest du jetzt viel Silbergroschen zahlen!

Der historische Roman.

Nachdem die letzten Stanzen des großen Heldengedichtes Napoleon in den Trauerweiden auf St. Helena verklungen waren und sich die Weltgeschichte so dicht vor Jedermanns Augen entwickelt hatte, daß man das Schnurren der Räder und das elektrische Spinnen des Weltgeistes mit sahe und vernahm; da hatte sich die ganze europäische Phantasie in den Spinneweben historischer Combinationen verfangen; man machte aus Spaziergängen Begebenheiten, aus Erholungen Thatsachen; man wollte nichts mehr anerkennen, als was auf historischen Fundamenten beruhte. Die Politik, welche Napoleon's Bienenmantel an die siegreichen Kriegesknechte in einzelne Fetzen zerschnitt, blätterte in alten Pergamenten; die Philosophie, ermüdet von den vorangegangenen Luftspiegelungen und Fantasmagorien, begann aus der Geschichte nachzuweisen, daß man auch früher um die Breite eines Haares sich gestritten hatte; auch die Poesie, diese schüchterne kleine Mondscheinnymphe, die sich früher nur mit der Historie abgegeben, höchstens, wenn es den Ahnungen der Zukunft galt, wandte sich jetzt auch rückwärts und schlüpfte in alte Zeiten und Erinnerungen, drängte sich graziös durch Jahreszahlen, Friedensschlüsse, Landtagsabschiede, sah Feldschlachten und Belagerungen zu und tupfte oft recht naiv in Blutströme, von denen sie kaum wußte, warum sie vergossen waren. So entstand die historische Romantik, deren großer Apostel Walter Scott war.

Walter Scott ist einer der größten Detaildichter, welche nach Homer gelebt haben. Die Brautkränze der Liebe, welche er zwischen die Lücken der Geschichte hing, mögen von fabelhaften Bäumen gebrochen, all das romantische Moos, womit er die kleinen Löcher der Thatsachen verstopfte, mag von trügerischen Wassern genommen sein; an die Wahrheit streifte er nahe heran, so nahe und so entfernt, als er mußte, um Dichter zu bleiben. Er hat der Geschichte ein bezauberndes Relief gegeben; ja noch mehr, er löste der stummen Vergangenheit das Zungenband, und, siehe, sie sprach in Lauten, welche wir noch alle verstanden. Was Schade für seinen Torysmus! Es ist wahr, er gehörte zu jener abscheulichen Partei, welche servil und näselnd die legitimen Lilien küßte, er ist ein ganz feudaler Mensch gewesen, ein Chouan, ein Vendeer; aber seine Dichtungen sind meisterhaft, und der originelle Professor meiner Schuljahre hatte ganz Recht, wenn er uns sagte: Leute, während ich hier Geschichte vortrage, und ihr da unter dem Tisch heimlich Bücher lesen wollt, duld' ich absolut nur zwei Schriftsteller zu diesem Zweck, den Tazitus oder den Walter Scott! Denn beide haben für die Geschichte gleichen Werth. Dieser treffliche Professor hieß Brunnemann.

Erst die Nachahmung der historischen Romane Scotts war es, welche diese Gattung der Poesie etwas verdächtig machte. Die Stereotypie wurde erfunden nicht nur im Druck von Tauchnitz, sondern auch im Roman von andern Taugenichtsen. Bestimmte Figuren wurden stehend in den historischen Romanen, namentlich die Meg Merilies, und allmälig war der historische Roman heruntergekommen auf ein Amalgam von Sentimentalität, Unglück und Weltgeschichte, auf eine unverantwortliche Zuschneiderei von Thatsachen. Unsre Vandervelde und Tromlitz verarbeiteten einen Band der Becker'schen Weltgeschichte nach dem andern. Sie zersetzten mit ihren hergebrachten Erfindungen jedes beliebige Stück Geschichte. Es sind dieselben Zärtlichkeiten, dieselben Nebenbuhler, dieselben Hindernisse der Verheirathungen, welche in allen ihren Romanen wiederkehren, und sich nur durch das Colorit und die Situation unterscheiden, die sie verschiedenen Zeiten und Völkern entlehnen. Das nannte man die Geschichte romantisiren, obgleich es nichts war, als eine Verstümmlung der Begebenheiten, ein Herabziehen wichtiger und ernster Zeitabschnitte in das Interesse oft sehr matter Erfindungen und unzulänglicher Charaktere.

(Forts. folgt.)

In No. 10 dieser Blätter ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß der Verfaß des in Hamburg erschienenen **Sanges eines fremden Sängers** von einem Naturdichter herrühren möchte. Die halbe Bestätigung dieser Conjektur macht uns Freude; nur daß von keinem Handwerksburschen, sondern von einer jungen Dame, englischer Herkunft (Elise Sloman), die Rede ist, welche dem deutschen Publikum bald eine neue Probe ihrer Muse vorlegen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 85. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 9. April.

Die Andalusierin.

Aus dem Tagebuch eines Freundes.

1. Der Treffer.

Messieurs, faites votre jeu! — Le jeu est fait, rien ne va plus! Kein Laut rings umher, verhängnißreiche Stille, nur von dem Rollen der Kugel unterbrochen, die auf der Roulettescheibe umherflog. Welche Blicke folgten ihrem neckenden Gang. Hoffnung, Freude, Sehnsucht, Angst und Ärger und jene Eiseskälte, die alle Züge versteinert, das Herz entmenscht, die Seele über die gewöhnlichen Lebensfälle, Zufälle und Unfälle, zu erheben scheint, spiegelten sich auf zwanzig Physiognomien, welche die grüne Tafel umgaben. — Vingt-deux, pair, passe et rouge! schnarrte die ausgetrocknete Stimme des Franzosen, während die gierige Schaufel rings umher Gold und Silber auf den Haufen des Bankiers zusammenscharrte. Zum Drittenmal hatte ich die Nummer errathen, man schob mir mit saurem Lächeln abermals 35 Karoline hin und das: Messieurs, faites votre jeu! krächzte von Neuem.

Zum Erstenmal in meinem Leben hatte ich an ein Hazardspiel mich gewagt, ohne solches zu kennen. Das tollste Spiel, das Spiel auf eine Nummer, hatte ich begonnen und 15, 31, 22 siegreich nach einander besetzt, 105 Karoline erobert, Aller Blicke auf mein jugendlich heitres, gesundheitstrotzendes, unbefangen lächelndes Gesicht hingezogen, mit unbeschreiblicher und warlich nicht erheuchelter Ruhe das Gold eingestrichen. Noch war ich zweifelhaft, ob ich nicht die Nummer 18 wieder besetzen sollte, da bemerkte ich, daß Aller Augen einem Gegenstand in meinem Rücken folgten, und fühlte mich zugleich ziemlich heftig am Ohr gekneipt. Erschrocken fuhr ich herum. Ein Mann war es in grauem Frack, mit grauer Weste und grauen Pantalons, über welchen graue Kamaschen auf den Schuhen sich zuspitzten. Silberne Ohrreife vollendeten das einfach bürgerliche Bild. Das Auge voll Adel und Milde, der frohsinnlächelnde Mund, die wohlthuende Güte, welche aus allen Zügen sprach, zeigten mir den König, den menschenfreundlichsten, jovialsten, lebenslustigsten und lebengönnendsten aller Könige.

„Nicht zuviel fordere vom Glück," sprach er, „dreimal haßt du gewonnen; laß es gut sein für heute. Gönne Andern auch etwas. Da, setze mit deiner glücklichen Hand diesen Karolin für mich, wohin du willst."

Ich schwieg unterthänigst erröthend, nahm mechanisch den Karolin, legte ihn auf die mir magisch entgegenstrahlende 18, trat zurück, dem König meinen Platz überlassend, und schritt gedankenvoll oder vielmehr gedankenlos durch den Saal hin. Dix-huit, pair, manque et noir! krächzte die Stimme des Croupiers, Bravo! schallte durch den Saal, der König lachte laut über alle Rufe hinweg. Wie ein Nachhall des lustigen Gewirres klang von wundersüßer Stimme ein „oh poverino Fortunato!" zu mir herüber. Mir war, als müßte ich in die Erde sinken vor Scham und Scheue. Ich war ein blöder Ritter, seltsam betroffen von den italienischen Worten. Unbeschreiblich dumm muß ich ausgesehen haben in jener verhängnißreichen Minute.

Der König strich lachend seine 36 Karoline ein, winkte dem Polizeikommissär, reichte ihm die ganze

Stimme „für Ihre Armen, von dem da!“ indem er auf mich deutete, „hören Sie, von ihm, nicht von mir!“ Rasch schritt er um die ovale Tafel und setzte sich mit galanter Verbeugung neben die süße italienische Stimme, welche, unwillkührlich ihm folgend, mein Auge jetzt zum Erstenmal erblickte. Sie plauderten und lächelten durcheinander, ich blickte starr nach der belebten Gruppe, zerknitterte meinen Hut und träumte wunderbare, nie gesehene und nie geahnete Träume. Durch glänzend schwarze Locken eingelte sich ein himmelblaues Band, in dessen Mitte auf der hohen Stirne ein Brillantstern funkelte. Der stark gefärbte Teint verrieth die Ausländerin eben so sicher, als die Lebendigkeit der Bewegung, die feurig sprudelnde Rede, die rasch wechselnde, scharf ausdrucksvolle Mimik, der Blick der schwarzen Karfunkelaugen. Nichts war eigentlich schön, nichts ähnlich den ewigen Formen der Antike, aber Alles reizend, lockend, bezaubernd. Keine Anadyomene stand vor dir, aber der Grazien anmuthigste sahst du vermenschlicht, verwirklicht, eine Gestalt deiner Zeit — doch ideal. Ein niedlich, lieblich, wohliches Weibchen, dennoch jeder Zoll eine Göttin, jeder Blick ein Sonnenstrahl, jede Bewegung ein Modell, jedes Wort Poesie, jeder Hauch Liebe.

Überall sah ich schönere Frauen und Mädchen, schöne Frauen und Mädchen. Nirgends fand ich ein so anmuthig reizendes Wesen.

2. Pech.

Der König und sie plauderten und lachten fort. Der Minister und der Feldherr hatten, hinter ihre Stühle postirt, die Gruppe interessanter Menschen vergrößert. Ein Kampfgenosse Wellington's, ein hagrer bleicher Engländer mit einem Büschel aschblonder Härchen hinter den Schläfen, sprudelte in jugendlichem Feuer alle Manövers der Talaveraschlacht einem Napoleonskämpen vor, einem jener männlich kräftigen Soldatenbilder, welche bei Arcole erblüht, auf den Feldern von Marengo, Austerlitz, Jena, Wagram gereift, von der Spanischen Sonne gebräunt, von Rußlands Winter gehärtet, der Jugend noch immer als die Heroen der Zeit, dem Alter wie Zaubergestalten eines Jugendtraumes vorschweben, Allen ein Gegenstand gerechter Bewunderung, Vielen der Sehnsucht, Manchen des Neides und jenen lichten Geistern des hoch geschnürten Paradeschmucks als Bilder des lächelnden Hohnes und vornehmen Mitleidens erscheinen.

Fern im Winkel des Saals saß ich, unberührt vom ewigen Gesumse des Rouge et noir und der klappernden Roulette, unbekümmert um all das bunte lebensvolle Getreibe, unbewußt meiner selbst. Mein Auge haftete starr auf jener Gruppe. Die Weltgeschichte meiner Tage wandelte majestätisch an meiner Seele vorüber. Jene Neufranken sah ich wieder, welche ohne Zöpfe und Borden um die Hüte, ohne Kamaschen, in den vielfarbigen Pantalons und mit der vielgestaltigen Bewaffnung auch nicht jungen Knaben ein Gegenstand des Spotts gewesen. Glühend durchschauerten mich die Zauber der Marseillaise und türkischen Musik, welche ich zuerst von den Halbbrigaden Lecourbe und Lefèbre gehört hatte. Damals war sie den fast styllischen sechs Hoboisten unsers Regiments gegenüber, wie der Ton einer neuen Zeit durch Mark und Bein erklungen. Ich sah die dichten Kolonnen der mächtigen ungarischen Grenadiere mit trübseligem Ernst und Zornesunmuth auf den martialischen Gesichtern als zweimal geschlagene Unbesiegte durch die Straßen der Vaterstadt zurückeilen, fliehen vor jenen breitschultrigen Chasseurs und den überall gegenwärtigen Voltigeuren. Moreau, Dessaix, Kellermann, Jourdan zogen vorüber und Bonaparte's Donner bebten auf den Zinnen der Alpen. Marengo, Hohenlinden! Meine Seele folgte den Zügen der Kaiserheere, und sah die Völker alle vom Tajo und Ebro, vom Vesuv und Po, von der Weichsel und Maas dem Allmächtigen und seinen Adlern folgen, und — seinem Untergang jauchzen. Vor mir stand der kühne Feldherr, der den letzten Strauß auf deutscher Erde mit ihm gekämpft hatte in schlichter bürgerlicher Tracht. Alles, Alles war vorüber, Deutsche waren wir geworden, einem Bourbon huldigten wieder die Helden des kleinen Mannes, und dort saß das kleine himmlische Wesen mit den schwarzen Augen und Locken!

Ein Wink des freundlichen Königs weckte mich auf und rief mich zu der Gruppe an der Bank. „Unsre schöne Gräfin verliert den ganzen Nachmittag, du bist ein Glückskind, nimm von ihrem Gold und finde wieder die treffende Zahl!“ Sie sah mich an mit unbeschreiblich süßem Lächeln, fest und lange. Als hätte ich des Königs Worte nicht gehört, sah ich ihr in's Auge und fühlte zitternde Glut durch alle Adern und Nerven. „Eh bien, mon ami!“ sagte sie endlich schalkhaft, „voilà de l'or et voilà le tapis vert, allez donc réparer mon malheur!“ „Frisch, Junge!“ drehte spaßhaft der König. „Messieurs, faites votre jeu!“ schnarrte der Croupier; ich griff hastig in den Goldhaufen und besetzte ungezählt die Nummer 7. — „Numéro trente-six, pair, passe et rouge.“ Der König lachte, der Feldherr lachte, der Minister lachte, sogar der aschblonde Engländer lachte und die Grazie unterdrückte ihr Lachen offenbar nur, weil sie sah, daß es mich schmerzen würde. Ich war vernichtet von dem Umschlagen des treulosen Glücks, sah mich als einen Gegenstand des Spottes. Noch zweimal mußte ich den Satz wiederholen, noch zweimal meinen Fehlgriff belachen lassen. Da riß meine Geduld, der Anwesenden vergaß ich und des Anstandes, fuhr hastig in die Tasche und mit einer Handvoll Karoline auf die erste beste Nummer. „Numéro quinze, impair, manque et noir!“ ächzte der Croupier. Meine Nummer 15 war es, 525 Karoline wurden mir ausbezahlt, ein Bravo von allen Spielern zum Zweitenmal gebracht. Schon wollte ich, meiner Sinne kaum

mehr mächtig, alles Geld der Grazie zur Entschädigung hinschieben, da hielten des Königs Worte von so arger Betise mich ab. „Geh', Nimmersatt,“ sprach er lachend, „solch' barbarisches Glück im Spiel muß mit barbarischem Unglück in der Liebe bestraft werden!“

„Ne le croyez pas!“ lispelte die Grazie und ich eilte aus dem Saal, ohne mich zu beurlauben oder nur zu verbeugen, stürzte auf die Bank unter einem Kastanienbaum, versank in unendlichen Schmerz und glaube heute noch, daß ich damals geweint habe wie ein Kind. Für welch einen ungezogenen Jungen mußte sie mich halten. An König und Feldherr und Minister dachte ich nicht mehr. (Forts. folgt.)

Aus Washington Irving's Steppenreise.

(Fortsetzung.)

Wir fanden den Grafen und seinen Begleiter, den Tausendkünstler, marschfertig. Da sie sich zu den Osagen begeben und einige Zeit damit hinbringen wollten, den Büffel und das wilde Pferd zu jagen, hatten sie die nöthigen Vorkehrungen getroffen, indem sie den Pferden, mit welchen sie die Reise gemacht, andere von der ersten Qualität zugefügt hatten, welche auf der Reise geführt, und nur auf der Jagd geritten werden sollten.

Sie hatten ferner einen jungen Mann, Namens Antoine, einen Mestizen, Französischen und Osage Ursprungs, angenommen, der auch ein Tausendkünstler in seiner Art sein, d. h. Kochen, Jagen und für die Pferde sorgen sollte; er hatte aber eine heftige Vorliebe, nichts zu thun, da er der nichtswerthen Brut angehörte, die in den Missionen gezeugt und erzogen wird. Er war überdies ein wenig verhätschelt, da er wirklich ein schöner, junger Bursche, ein Grenz-Adonis war und was noch schlimmer ist, sich auf seine vornehme Verwandtschaft etwas zu gut that, denn seine Schwester war das Kebsweib eines reichen weißen Handelsmannes!

Der Commissär und ich verlangten sehr, vor dem Aufbruch eines andern Dieners habhaft zu werden, der mit dem Waidwerk bekannt wäre und uns als Jäger dienen könnte; denn wir sahen, daß unser kleiner Franzose in dem Lager mit Kochen und auf dem Wege mit der Sorge für die Packpferde die Hände voll zu thun haben würde. Ein solcher bot sich uns dar, oder vielmehr, wurde uns empfohlen in der Person des Pierre Beatte, eines Mestizen von Französischem und Osage Blut. Man versicherte uns, er sei mit allen Theilen des Landes bekannt, da er es in allen Richtungen bei Jagd- und Kriegszugen durchwandert hätte; er würde uns als Führer und Dolmetscher gleich nützlich sein und gelte mit Recht, für einen der besten Jäger.

Ich gestehe, er gefiel mir nicht, als man mir ihn zum ersten mal zeigte. Er strich in einem alten Jagdrock und Metussen oder Beinkleidern von Bocksleder umher, die schmierig und fettig und durch langen Gebrauch wie überfirnißt waren. Er war, wie es schien, gegen 36 Jahre alt, und stark und kräftig gebaut. Seine Züge waren nicht übel, denn sie hatten einige Ähnlichkeit mit denen Napoleons, aber hohe, indianische Backenknochen, gaben ihnen zu viel Eckiges. Vielleicht vermehrte die dunkelgrüne Farbe seines Gesichts seine Ähnlichkeit mit einer alten Bronzebüste, die ich vom Kaiser gesehen hatte. Seine Züge hatten jedoch einen wirschen, mürrischen Ausdruck, der durch einen breitrandigen wolligen Hut und durch die wirren, um seine Ohre hängenden Haare noch erhöht wurde.

Der Art war die äußere Erscheinung des Menschen und seine Sitten waren eben nicht annehmender. Er war kalt und lakonisch; er gab keine Versprechungen und keine Versicherungen; er nannte die Bedingungen, unter denen er und sein Pferd uns zu Diensten stünde; wir fanden sie ziemlich hoch, aber er zeigte keine Neigung, sie zu ermäßigen und keinen Drang, sich die Stelle zu sichern. Er zeigte überhaupt mehr von dem rothen, als dem weißen Mann in seinem Charakter und da ich gelehrt worden war, auf alle Mestizen als auf ein unzuverläßiges und treuloses Geschlecht mit Mißtrauen zu blicken, so hätte ich den Dienst des Pierre Beatte gern entbehrt. Wir hatten aber keine Zeit, uns nach jemand, der mehr nach unserm Geschmack gewesen wäre, umzuthun und mußten uns auf der Stelle mit ihm abfinden. Er ging sonach weg, um seine Vorbereitungen zu treffen, und versprach, in unserm Abendlager zu uns zu stoßen.

Nur Eines fehlte mir noch zur Ausrüstung für die Prairie-Reise — ein durchaus zuverläßiges Pferd. Ich war nicht nach meinem Sinne beritten. Der Silbergraue, den ich gekauft hatte, war zwar stark und willig, aber ungestüm. In dem letzten Augenblick gelang es mir, ein vortreffliches Thier zu erkaufen; es war ein dunkelbraunes, kräftiges, munteres, edles und herrlich gehaltenes Roß. Freudig schwang ich mich in den Sattel, und überließ den Silbergrauen dem kleinen Tonisch, der so entzückt war, sich nun ganz und gar en cavalier zu sehen, daß ich fürchtete, er möchte das alte und wohlbekannte Sprichwort von dem Bettler zu Pferd verwirklichen.

Die langgezogenen Töne eines Hornes gaben endlich das Zeichen zur Abreise. Die Schützen traten, einer hinter dem andern reitend, in die Wälder ein; wir setzten uns zu Pferd und folgten ihnen, wurden aber durch die Unregelmäßigkeit der Packpferde aufgehalten. Diese waren nicht gewöhnt, in der Reihe zu bleiben, und streiften von einer Seite zur andern im Dickicht herum, ungeachtet alles Fluchens und Verwünschens von Seiten unseres Tonisch, der auf seinem wackern Grauen sitzend, mit einer langen Büchse auf der Schulter ihnen nachjagte und sie mit derben Flüchen und Schlägen in reichem Maas beschenkte.

Wir verloren daher unser Geleite bald aus den Augen, suchten aber ihre Spur zu behalten, indem wir durch stolze Wälder und verwachsenes Gebüsch ritten und an indianischen Wigwams und Negerhütten vorbeieilten, bis wir gegen Abend an eine Grenzbesitzung kamen, die einem Ansiedler Namens Berryhill angehörte. Das Haus lag auf einem Hügel, an dessen Fuß die Schützen sich in einem Laubgang, an dem Saum eines Flusses, gelagert hatten. Der Besitzer des Hauses empfing uns freundlich, konnte uns aber wegen einer Krankheit, die in seiner Familie herrschte, keine Bequemlichkeit bieten. Er schien selbst nicht in den besten Umständen zu sein, denn, obgleich von kräftiger Gestalt, hatte er eine bleiche, ungesunde Gesichtsfarbe und eine pfeifende, überschlagende Stimme, die abgebrochen vom Discant in den tiefsten Baß überging.

Da sein Blockhaus ein wahres Hospital war, das von Kranken wimmelte, ließen wir unser Zelt in dem Hofe aufschlagen.

Wir waren nicht lange gelagert, als unser neu geworbener Diener Beatte, der Osage-Mestize, eintraf. Er

ritt auf dem einen Pferde und führte das andere, das mit Vorräthen für den Zug ganz gut bepackt schien. Beatte war augenscheinlich ein „alter Soldat," was die Kunst betrifft, für seine Bedürfnisse zu sorgen und sich auf unvorgesehene Fälle gefaßt zu machen. Da er wußte, daß er in dem Dienste der Regierung war, indem er zum Gefolge des Commissärs gehörte, hatte er sich Rationen Mehl und Speck zu verschaffen gewußt und sie gegen die Launen des Wetters trefflich verwahrt. Neben dem Pferd, das für die Reise und den gewöhnlichen Dienst bestimmt war, einem lebhaften, starken Thiere, hatte er ein zweites für die Jagd mitgenommen. Dies war ein Halbblut, wie er, indem es von einem zahmen und einem wilden Prairie-Pferd abstammte, und es war ein edles Thier, stolz, schön in seinen Bewegungen und trefflich auf den Beinen. Er hatte Sorge getragen, daß seine Pferde auf der Agentschaft gut beschlagen wurden. Er stellte sich ein, in allen Beziehungen auf Kampf und Jagd vollständig gerüstet — seine Büchse auf der Schulter, sein Pulverhorn und die Tasche mit Kugeln an der Seite, das Jagdmesser im Gürtel und an den Sattelbogen Knäul von Strickwerk, Lariats oder verschlungene Stricke, wie man sie nannte, zum Einfangen der wilden Pferde.

So ausgerüstet und ausgestattet gleicht der indianische Jäger auf der Prairie dem Kreuzer auf der See, vollkommen unabhängig von der Welt und im Stande sich selbst zu schützen und selbst zu erhalten. Er kann sich von einem jeglichen lossagen, seinen eigenen Weg verfolgen und sein Schicksal nach Willkühr bereiten. Ich glaubte, Beatte dürfte seine Unabhängigkeit fühlen und sich jetzt, da wir uns in die Wildniß zu wagen im Begriff standen, uns allen überlegen glauben. Er behielt einen halbstolzen, mürrischen Blick und eine große Schweigsamkeit bei; seine erste Sorge war, seine Perde abzupacken und sie für die Nacht unter sicheres Obdach zu bringen. Sein ganzes Benehmen stand in vollkommenem Contrast mit unserm prahlerischen, strotzenden, lärmenden kleinen Franzosen. Auch schien der letztere auf den neuen Ankömmling eifersüchtig. Er flüsterte uns zu, diese Mestizen seien eine empfindliche, launische Menschensorte, auf die man sich wenig verlassen könne; Beatte habe sich augenscheinlich darauf eingerichtet, auf seinen eigenen Füßen zu stehen und er wäre jeden Augenblick während unserer Reise im Stande, uns plötzlich seine üble Laune, oder Trotz zu zeigen und uns augenblicklich zu verlassen, da er die Mittel habe, sich selbst zu helfen und auf den Prairien vollkommen zu Haus sei.

(Fortsetzung folgt.)

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

(Schluß.)

„Die Macht der Verhältnisse", Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Robert. Ein treffliches Stück, sowohl in seinen Motiven, wie in der Ausführung der Charaktere und Situationen. Meisterhaft ist der Staatsminister Graf von der Falkenau gezeichnet, der kalt und besonnen, rechtschaffen und praktisch dahin sorgt: ne quid res publica detrimenti capiat, der mit eiserner Strenge den Menschen dem Staatsbürger unterordnet, um am Ende selbst dem Schicksal, das über Staat und Menschheit schwebt, zu erliegen und die poetische Gerechtigkeit zu sühnen. Die unerbittliche Theorie des alten Ministers wird vor der Praxis zu Schanden: er muß den Menschen anerkennen, — er muß erkennen, daß das Gesetz des Staats unter dem Menschenrecht stehe, daß es edle Charaktere gäbe, denen man eher mit der Humanität im umfassendsten Sinne des Worts, als mit dem positiven Rechte beikommen könne. Der Stoff ist ächt-tragisch, er enthüllt uns den Kampf des Staatsmannes gegen den Menschen, und jener erliegt. Furcht und Mitleid werden in uns angeregt. Furcht vor jener Starrheit, die nur das Gesetz und den Staat anerkennt, nicht die Menschheit, Mitleid mit dem fallenden Helden; denn ein solcher ist Falkenau; er kämpft kräftig, aus innerster Ueberzeugung, die Erfüllung des Staatszwecks ist seine Leidenschaft, der er als Opfer fällt. Herr Weidner spielte mit Würde, mit jener tragischen Kraft, die die Situationen bedingen. Der Charakter wurde von ihm erschöpft; die praktische Ueberzeugung wurde auseinandergesetzt, die Realisirung dieser Ueberzeugung wurde mit leidenschaftlicher Gluth betrieben, das Resultat seines Strebens, die Verzweiflung wurde poetisch veranschaulicht, seine Niederlage trug das Gepräge jenes Heroismus, der endlich zu der Einsicht gelangt, daß er für die unrechte Sache gekämpft, der aber das Schicksal mit der Resignation erträgt, die ihn eben als solchen charakterisirt. Graf von der Falkenau ist eine treffliche Leistung Weidner's. August Weiß; (Herr Becker.) Ein edler, stolzer Charakter, ein unbändiger Charakter, wie jeder rein ehrgeizige. Er will Nichts vom Staate wissen, der ihm nicht helfen kann, seine Ehre in integrum zu restituiren. Er hilft sich selbst durch die Tödtung seines Feindes. Er mißdeutet die Ehre, er hält sie für der öffentlichen Meinung unterthan, nicht der Moral. Die öffentliche Meinung setze das Duell für die Reparation der persönlichen, von einem anderen gekränkten Ehre fest, er könne sich demnach nur durch das Duell die ihm geraubte Ehre wieder verschaffen. Er fällt, ein Opfer des Ehrgeizes, der selbst die Verkehrtheit der öffentlichen Meinung über die Vernunft und die Menschheit stellt. Sein Kampf ist ein Kampf jenes gegen die Humanität. Auch er ist ein tragischer Charakter. Die Motive sind tragisch: Ehrgeiz ist die Basis seiner Handlungsweise; das Resultat ist tragisch: Furcht vor den Folgen des Ehrgeizes, Mitleid mit dem ihm als Opfer anheim gegebenen, sonst so edlen Charakter drängen sich uns auf. Herr Becker spielte brav. Weiß ist ganz Leidenschaft, erst zurückgedrängte, dann jäh auflodernde. Wir schaudern zusammen, und es treibt uns die Thränen in die Augen; denn wir finden hier unendlichen Seelen-Adel bei großer Charakter-Verzerrtheit. Herr Becker setzte auseinander und verschmolz die verschiedenen Seelen-Zustände zu jenem Charakter-Bilde, wie es die Dichtung vorschreibt. Dem. Lindner, Gräfin Eleonore, schien uns nicht mit ihrer Rolle im Reinen. Sie blickte häufig nach dem unterirdischen Gott der Darstellung, der Dialog wurde dadurch zerrissen, der Charakteristik kein Spielraum gegeben, die Leistung erhielt das ängstliche Gepräge, welches dieselbe zwischen Wahrheit und dem Souffleurkasten schweben läßt. Madame Meck, (Gräfin Sophie.) Die Rolle leidet an Sentimentalität. Madame Meck spielte sie mit Anmuth, aber die etwas zudringliche Liebe gegen August Weiß hätte von ihr durch eine mehr konversationelle, als gefühlweiche Sprache, gleich bei'm ersten Auftreten, herabgestimmt werden können. Madame Benesch, (Emilie Weiß) war heute an ihrem Orte. Das kindliche Wesen, die Einfachheit des Gefühls sagen ihrer Individualität zu, und ihre Persönlichkeit bietet jenen eine schöne Folie. Herr Hendrichs, (Graf Gustav), verdient Lob. Er ist ein Indifferentist, nicht heiß, nicht kalt, keine Tugend, kein Laster. Also gab ihn Herr Hendrichs, ein juste milieu zwischen Feuer und Eis, ein Mensch mit so viel warmem Blute, als zum Leben erforderlich ist.

Buntes.

*** Ohnweit Croton (Somme-Departement) hat man ein menschliches Skelett gefunden, mit einem eisernen Ring um den Hals. Dasselbe scheint aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert herzurühren. Der, obschon oxydirte Ring, ist dennoch von beträchtlichem Gewicht. Herr Boucher de Perthes, Präsident der société d'émulation von Abbeville hat das Skelett erstanden.

*** Neues Modell eines Dampfwagens. Dasselbe ist von einem Belgier, Namens Aida erfunden, der damit in Paris angekommen ist. Die solchergestalt eingerichteten Dampfwägen sollen auf gewöhnlichen Wegen zu gebrauchen sein. Herr Aida wird sich, in Betreff der Erfindung, ein Patent lösen, und dann eine Probefahrt zwischen Versailles und Paris unternehmen.

*** Ein Giftmischer, statt einer Giftmischerin. Die Giftmorde drängen sich. Gesina Gottfried in Bremen eröffnete den fürchterlichen Reigen; die Mainzer Assisen verurtheilten kurz hinter einander drei Giftmischerinnen; jetzt endlich ist auch ein Giftmischer vor den Lyoner Assisen erschienen, ein gewisser H . . . , der einer Reihe Vergiftungen beschuldigt wurde. Außer der Ermordung seiner Frau und einer Madame de Chaponnais scheinen jedoch nur Mord-Versuche vorzuliegen. Der Angeklagte, welcher den Ausgang des Prozesses fürchten mochte, hat sich in seinem Gefängnisse erhängt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 86. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 10. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

3. Der König.

Die Theaterstunde rückte näher. Immer zahlreicher entströmten die Gruppen dem Spielsaal, in der frischen Kühle der Baumgänge sich zu ergehen, bevor sie in die dumpfen Räume des Schauspielhauses sich einpferchten. Ich saß noch und starrte in die Welt hinein. Manche Spieler, die mein Glück gesehen hatten, mochten mich wohl für einen Wahnwitzigen halten.

Auch der König trat heraus mit seinem ruhmstrahlenden Gefolge. Bei meinem Anblick lachte er laut auf; ich machte Miene zu entfliehen, sein „Halt!“ gebot mir zu bleiben. „Höre ein vernünftiges Wort,“ sprach er, „traue dem blinden Glück, das heute dir so toll schmeichelte, nicht zu viel! Spiele nicht wieder, dein rasches Blut würde dich in's Unglück stürzen. Mit dem gewonnenen Geld mache deiner lieben Schwester eine Freude; thust du's nicht, so sage ich es meinem Schwager, daß er dafür dich mitnehme. Sei vernünftig, auf Wiedersehen!“ Er kneipte mir freundlich die Wange und schied. Nie sah ich ihn nach diesem Tage wieder, nie mehr leuchteten mir die milden Sterne der menschenfreundlichen heitern Königsaugen, nie mehr erfreuten mich die gutmüthig scherzhaften Worte des Liebenswürdigsten aller Herrscher.

Ohne zu wissen wie und warum, war ich wieder im Spielsaal. Schmerzlich haftete mein Auge auf der leeren Stelle, wo sie gesessen. Mit einer Art stillen, innigen Schauers betrachtete ich die öden grünen Tische, diese Arenen menschlicher Nichtswürdigkeit und Thorheit, diese glänzenden Quellen so vielen Unheils, diese Mordhöhlen der schönsten geistigen Anlagen, der edelsten Charaktere, diese Schandmale der Bildung. Das Geld brannte in meiner Tasche, ich hätte es von mir werfen mögen.

Sie saß in traulichem Gespräch mit dem aschblonden Engländer in der tiefsten Ecke des Saals. Der Ton ihrer Stimme durchzuckte mich wie ein elektrischer Strahl, ich grüßte sie linkisch, freundlich stand sie auf. „Waren Sie unwohl? Was ist aus Ihnen geworden, hat das Glück Sie betäubt, konnten des guten Königs Worte Sie verletzen? Wer so leicht zu erregen und zu erschüttern ist, mein Freund, der muß solchen Sälen ferne bleiben. Spielen Sie nicht wieder, dieses Glück ist nicht das Ihrige, die Natur hat es besser mit Ihnen gemeint. Gehen Sie heute in das Theater?“

Ja, meine Gnädige!

„Auch ich; Ihren herzigen, idealen Schiller liebe ich über Alles. Jedem Ausländer, der ihn kennen und verstehen lernt, muß alles Deutsche schön, liebenswürdig, edel, selbst der deutsche Irrthum und Fehler großartig erscheinen.“

Wie! Sie kennen unsern Schiller, Sie lieben und verehren ihn so hoch? Sie eine — Ausländerin!

„Ja, und ich wette, daß von allen Nationen Europas gerade die Deutschen zuerst Barbaren genug sein werden — an diesem Schiller herumzukritteln, zu flicken, zu tadeln, einem ganzen Geschlecht ihn zu verleiden, wie sie es mit dem deutschen Luther und Mozart so erfolgreich versuchten. Immer machte die universelle Gelehrsamkeit Ihre Landsleute einseitig, ihr partheilos

grübelnder Geist sie partheiisch, die Tiefe ihres spekulativen Vermögens und kritischen Skeptizismus, erlauben Sie mir die Worte — flach, unverständig, antirationel und trieb sie zu momentaner Anbetung irgend einer wirklichen Gottheit, oft eines goldenen Kalbes. Von Theorie zu Theorie, von Lehrgebäude zu Lehrgebäude springen sie glänzend umher, immer das Ideale und Unendliche zur Basis wählend, darum so oft in die Luft bauend. Alle Welt lernt von ihnen, sie kultiviren alle Welt und bleiben während dessen selbst stets ungezogene Kinder, nimmersatte Giganten, unermeßliche Gelehrte, undeutsche Dämonen, welche aus purer Deutschheit alles Deutsche in den Staub traten —"

Aber —

„Aber? Widerlegen Sie mich, nur jetzt nicht, denn Don Carlos ruft. Indessen, ja, ja — auch der Engländer ist diesem Saal entflohen, — seien Sie galant, reichen Sie mir den Arm hinüber in's Theater."

Was wollte ich machen? Zitternd wandelte ich mit ihr dahin, glaubte an der Kasse Plätze besorgen zu müssen und mich dann mit Ehre entfernen zu können; allein lächelnd zog sie mich rechts ab „in meine Loge!" Die Treppe wurde unter meinen bangen Tritten zu glühenden Kohlen.

„Eh bien, setzen Sie sich zu mir, so bequem als möglich; Nektar und Ambrosia winken, sehen wir nicht auf die Hand, welche sie reicht, genießen wir die göttlichen!"

4. Don Carlos.

Während des ersten Akts ging Alles vortrefflich. Wir waren allein, wir wurden warm und wärmer im Genuß des herrlichen Gedichts. Sie reizte mich mehr und mehr durch feine und scharfe Bemerkungen über Darstellung im Allgemeinen und die heutigen Repräsentanten der deutschen Kunst. Sie glühte für Schiller und konnte seine Briefe über Don Carlos beinahe auswendig. Sie betrauerte den Mangel an eigentlich feiner Gewandtheit und edler Tournure bei der Mehrzahl der deutschen Schauspieler beider Geschlechter um so mehr, als sie unverhehlen in manchem Andern vor den übrigen europäischen Schauspielern schöne Vorzüge ihnen einräumte. Vor Allem beklagte sie den überall gefundenen Mangel an intensiver Einheit der deutschen Darstellungen, über die seltsame Verschiedenheit in Schule, Styl und Sprache, welche in der Tragödie so störend hervortreten, über die gänzliche Unbekanntschaft mit dem eigentlich theatralischen bon ton, welcher unsre Lustspiele entweder zu schläfrigen Übungen oder zu Possen verstimme, über die allgemein verbreitete Hinneigung zum Sentimentalen in der Darstellung, welche dem Drama und Lustspiel etwas Krankhaftes und Schmachtendes verleihe, alle frische Lebensfarbe, alles Humoristische von ihnen abstreife, der Natur Gewalt anthue, alle Natürlichkeit verbanne, ohne eigentlich Kunstschönes dafür geben zu können. Ich staunte sie an, ohne ein Wort tüchtiger Widerlegung hervorzubringen.

Der Akt war aus, wir stritten uns noch lebhaft und bemerkten nicht, daß wir Besuch bekommen hatten. Der Vorhang fiel rasselnd vor meinem Elysium, das Lachen des Königs schreckte mich auf, ich war wieder der blöde einsilbige Ritter wie zuvor. „Kinder, Kinder, jetzt schon zankt ihr euch so heftig, daß ihr nicht einmal hört, wenn man an der Thüre pocht und die knarrenden Bretter aufreißt? Was soll daraus werden? Den jungen deutschen Minnesänger wollen Sie zu Ihren Ansichten bekehren? Vergebliche Mühe! Du willst die Donna zu einer deutschen Frau Professerin machen? Spare deine gelehrten Brocken!"

Sire, wir verkehren ohne uns bekehren zu wollen!

„Wer mit Ihnen verkehrt, der ist auch schon bekehrt."

Spricht Eure Majestät im Ernst, so ist es mir heilige Pflicht, künftig nur an Höfen zu leben, weil dort wohl stets die Mehrzahl der Bekehrungsbedürftigen verweilt.

„Bekehrungslustige werden Sie wenigstens überall finden! Wollen Sie den Anfang an meinem Hof machen? Va! bessern Sie mich zuerst!"

Darüber würde Eurer Majestät Reich mit Recht sich beklagen, denn überall sagt man jetzt schon: unser König ist zu gut!

„Lassen Sie das meinen Minister nicht hören, er würde eifersüchtig; denn er glaubt immer, daß mein ganzes Volk ihn nicht für gut genug halte. Aber ich bin warlich nicht gekommen, um aus der Schule zu schwatzen, sondern lediglich um mich freundlichst zu erkundigen, ob uns morgen das Glück zu Theil wird, bei unserer Parthie nach H... Sie zu sehen?"

Weiß der Mensch, was ihm morgen Vergnügen machen wird?

„Ich weiß, daß es mir morgen und immer Vergnügen machen wird, Ihnen angenehm sein zu können."

Für Gottes Gnade und eines Königs Huld dankbar zu sein, ist der Beruf von uns armen Sterblichen. Indessen —

„Nun, meine Gnädige, indessen?"

Posa wird vor seinem Ende mir sagen, ob ich morgen von der Parthie sein soll oder nicht.

„So? Nun ich hoffe, Herr Chevalier Posa wird vernünftig sein. Apropos, wenn du noch nicht dazu geladen bist, so lade ich dich hiermit feierlichst ein, du kannst mit dem Kammerherrn fahren und — wenn du mir einen Gefallen thun willst, recht warm von unserer schönen Dame hier phantasiren und dazu rauchen, daß ihm der Athem ausgeht. Holla, wir müssen wieder nach Spanien, der Vorhang rollt auf. A revoir!"

Der König war hinaus. Sie nickte mir freundlich, meinen vorigen traulichen Platz wieder einzunehmen; ich setzte mich mit stummer Verbeugung. Wunderbar klangen des Königs Worte: „Was soll daraus werden?" in meiner Seele wieder. (Forts. f.)

Die feindlichen Grafen.

Ballade von J. B. v. Zahlhas.

Zwei Grafen haus'ten einst im Gau,
hoch auf der Schlösser Felsenbau,
an Thaten reich, vor Alter grau.

Und jeder tief den andern haßt,
so daß ihm Krampf die Glieder faßt,
wenn ihr den Namen hören laßt.

Ein Weib war Schuld an solchem Groll.
Als Jugendblut in beiden quoll,
da kämpften sie um Minnezoll.

Sie schlugen sich vor Rach' und Lieb'
wohl dreimal zwier auf Stich und Hieb.
Sie bluteten, doch keiner blieb.

Die Wunden hat die Zeit geheilt,
der alte Haß noch immer weilt,
ob auch der Tod ihn bald ereilt.

Dem Einen blüht ein Töchterlein,
so hold, so hehr, so fromm, so fein,
als sollt's ein Engel lieber sein.

Dem Andern grünt ein Sohn empor,
sein Bild und seines Hauses Flor,
die Blum' und Zier im Ritterchor.

Der schaut, im Abendsonnengold,
am Fenster hoch, das Fräulein hold.
Ihm wird's, wie wenn er zu ihr sollt'.

Er kommt verkappt — er thut sich kund —
o Blick, o Wort, o Hand, o Mund —
geknüpft auf ewig ist der Bund.

Der Jüngling sich dem Abt vertraut:
„Herr Abt, wird die nicht meine Braut,
ist beiden uns das Grab gebaut."

Der Abt besiehlt: „mein Rößlein vor!"
trabt hin, trabt her, von Thor zu Thor,
und stellt's den Grafen herzlich vor.

Die Alten endlich stimmen ein.
„Ist's Gottes Will', so mag's drum sein,
ich gebe meinen Segen drein."

Und in der Kirch' am Traualtar,
zu beiden Seiten, Paar und Paar,
versammelt sich die Hochzeitschaar.

Jetzt tritt das Liebespaar herbei —
und gegenüber in der Reih',
stehn Stirn zu Stirn die Grafen zwei.

Wie jeder schaut des andern Bild,
da funkelt's ihm vom Auge wild,
und kochend ihm das Herz erquillt.

Und wie der Abt das Ja begehrt,
der Zorn die Alten überfährt,
und jeder greift zugleich an's Schwert —

und jeder stößt, als ob er mußt',
und hätt's beredet und gewußt,
den Stahl dem andern in die Brust.

Weimar.

(Fortsetzung.)

Der gesellige Verein, Erholung, kennt nicht Namen, nicht Rang noch Stand, er vereinigt die Männer aller Partheien und Meinungen und Gesinnungen, er bildet eine wohlgeordnete, freie, lebenslustige Republik, in welcher alle Religionen gleich geduldet und gleich herrschend sind. Hier ist Weimar, hier bluhen fröhliche Spuren von Athen, hier schwebt der Geist frei und kräftig, wenn gleich oft über gewaltigen Rauchwolken; hier erscheint die deutsche markige Bildung, der edle Durst nach Wissen, der energische Sinn für edleres und höheres in hundert Gestalten.

Diese Gesellschaft ist trotz der wenigen und seltsam gewählten Zeitschriften, eine Zierde der Stadt und von unberechenbarem Vortheil für jeden Fremden, der in ihr die eigentliche Crème der Notabilitäten aller Stände vereint findet, den Mikrokosmus Weimars. Ich kenne in Deutschland keine freiere und heiterere Geselligkeit. Hier wäre Atheniensisches, wenn das Lokal nur etwas mehr Heiterkeit und Eleganz besäße und nicht durch den Rauch ewig an lappländische Hütten erinnerte. Wohlthuend ist es bei allen Klassen von Weimars Bürgern die ungeheuchelte Liebe für ihr Fürstenhaus lebendig zu finden, und die unverkennbaren Fortschritte in der Besserung aufmerksam und theilnehmend verfolgen zu sehen. Aber die früher in der kleinen Stadt so oft bewunderte Fröhlichkeit, jene wahrhaft kindliche Verehrung sucht man jetzt vergebens. Beide liegen mit dem unvergeßlichen Carl August begraben. Seine eigenthümliche Liebenswürdigkeit fühlte sich stets am behaglichsten mitten unter seinen Bürgern; Allen zugänglich, alles selbst beobachtend und ordnend, täglich in der Stadt umherwandelnd, manche Etikettenfessel abschüttelnd, das Jagdvergnügen mit seinen Bürgern theilend, hatte er einen wunderbaren patriarchalischen Nimbus für sein Haupt gewonnen, den Namen des allgeliebten Bürgerkönigs sich errungen. Mitten unter seinen Bürgern wollte er auch begraben sein.

Spätere, ernster einherschreitende Zeiten scheinen wieder ernstere Hofsitte, strengere Etikette und eine Absonderung bedungen zu haben, welche beiden Theilen manche Entbehrung auferlegte, manchen Genuß verkümmerte und einen Theil des früheren Stadtglanzes in Schatten stellte. Jetzt theilt der Hof auch die Freuden in Wald und Feld nur mit Seinesgleichen. Er bewegt sich in der glänzenden Form spanischer und russischer Grandezza. Das ist Geschmacksache, worüber man vernünftigerweise nicht streiten kann. Übrigens ist jeder Herr in seinem Hause und kann darin nach Belieben leben, wie und mit wem er will. Warum sollte ein Fürst weniger Recht in seinem Haus und für sein Leben haben, als jedem Privatmann zugestanden wird?

Weimar ist constitutionell und evangelischen Bekenntnisses. Ob die leidende kirchliche Oberbehörde rationellen, supernaturalistischen oder mystischen Geistes ist, habe ich nicht erkundet. Die Rede des trefflichen Röhr bei der Confirmation des Erbgroßherzogs athmet lebendigen Rationalismus und einen Geist modern kirchlicher Wärme und Weisheit, welche ihr eine allgemeine Verbreitung in Deutschland erwarben. Nirgends zeigt sich im Volk die Krankheit der Bigotterie, die Cholera Morbus der Pietisterie, die Schwindsucht der Irreligiosität und des Indifferentismus. Um so mehr muß man sich als Fremder wundern, hier noch auf Erscheinungen zu stoßen, welche theils der alten Zeit angehören, theils der protestantisch evangelischen Lehre, in den Grundbegriffen und Sprüchen alles Christenthumes geradezu widerstreiten, den jüngsten Wünschen und Maßregeln zu Verbreitung der Religiosität hindernd und störend im Wege stehen. Ich sah die Beerdigung eines Unteroffiziers, eines allgemein geachteten Veteranen, der

in allen Feldzügen dieses Jahrhunderts tapfer mitgestritten und Ehre sich erkämpft hatte. Das zahlreichste Gefolge von Militär und Bürgerstand ehrte sein Andenken. Zu meinem Erstaunen und zum Unwillen vieler Anwesenden war kein Geistlicher auf dem Kirchhof zur Weihe und Einsegnung.

„Habt ihr keinen Garnisonsprediger?“ frug ich einen Unteroffizier.

„Einen Solchen allerdings und einen Cooperator. Ich weiß auch weßhalb Sie fragen. Wir selbst tragen zu deren Bezahlung bei, aber die Großherzogliche Leichenordnung entzieht unseren Kameraden den öffentlichen Grabessegen, weil den Geistlichen nur Rthlr. 5 für diese Beerdigung bezahlt werden, mithin dieser Herr nur zu stiller, vorhergehender Einsegnung in der Kirche verpflichtet ist! Stirbt wieder einer unserer Alten, so werden wir wohl nach Erfurt an einen preußischen Feldprediger schreiben und ein solcher wird gewiß mit Freude herüberkommen und unentgeldlich das Grab eines Kriegers segnen!“

Die Sache klingt fast komisch und Krähwinkelhaft, aber bei Gott, sie ist es nicht, sie ist von tiefer wesentlicher Bedeutung. Das Consistorium, welches diese sogenannte Leichenordnung entworfen hat und sanctioniren ließ, hat damit meines Erachtens etwas absolut unchristliches decretirt und der priesterlichen Würde und Weihe unwiderbringlich vergeben. Die Sache klingt nur wenig löblicher als Tetzels Ablaßkram.

Das Christenthum proclamirt unbestreitbar vollkommene Gleichheit aller Christen; die Religion Christi kennt nur Schwestern und Brüder, sie weiß nicht von Namen, Rang, Stand und Würde und Armuth und Reichthum, sie bietet allen gleiche Weihe, gleichen Trost, gleiche Hoffnung, gleiche Ehre vor dem Herrn der Welten. Die Welt dagegen, die äußere Welt hat durch alle Zeiten und Bildungsstufen stets äußerliche Unterscheidungen, sichtbare Verschiedenheiten, bürgerliche Abstufungen des Menschen für nöthig erachtet und wird solche wohl auch beibehalten bis der Himmel einst allen gleich zusammenfaßt. (Forts. folgt.)

Theatralisches Büllelin aus Frankfurt.

„Die Braut von Messina, oder: die feindlichen Brüder“, Trauerspiel in vier Abtheilungen von Schiller. (Zum Vortheil der Dem. Lindner.) Wenn in dieser Tragödie klassische und romantische Momente enthalten sind, so zog es Dem. Lindner, Donna Isabella, vor, die Romantik in der Darstellung herauszuheben und die Letztere mit jenem zarten, schwärmerischen Glanze zu umhüllen, der sich nicht aus der antiken Tragödie ergibt, die einmal an die Unbeugsamkeit des Fatums glaubt und deßhalb von ihren Helden eine ruhigere Haltung, diesem gegenüber, verlangt, eine ehernere Sprache ohne jene christliche Weichheit, die, selbst in der größten Verzweiflung, noch an der Hoffnung hält und in Demuth anbetet. Der Grundton der Leistung unserer Lindner war romantisch, und ich möchte das nicht tadeln; denn Isabella glaubt treuen Sinnes an Christum; es ist nicht der Glaube, der sie dem Fatum in die Hände liefert, sondern nur der Aberglaube; nicht die Religion, sondern nur die Irreligion, der sie — ein schwaches, von Mutterliebe beseeltes Weib — erliegt. Am trefflichsten gelangen der Darstellerin übrigens die Momente, wo sich ihr Mutterherz zu den höchsten Gefühlen erhebt, deren die Mutterliebe fähig ist. Hier war sie eine Madonna, und befand sich auf dem Zenith romantisch-poetischer Darstellungsweise. In den tragischen Momenten, wo sie gegen die Götter eifert und das Orakel höhnt, entbehrte die Leistung häufig jene gewaltige Kraft der Leidenschaft, die keiner Gottheit und Religion achtet, sondern nur den Menschen, ohne Glauben, Liebe und Hoffnung, sehen läßt. Dem. Lindner war hier zu elegisch, statt sich mit den Eumeniden zu verbünden. Mad. Benesch, (Beatrice.) Keine Spur poetischer Auffassung, geschweigt denn Begeisterung, war hier anzutreffen; nicht einmal poetische Gemachtheit haben wir zu tadeln. Das Unvermögen lag klar vor; es war die leibhaftige theatralische Apathie, was uns in Mad. Benesch entgegentrat. — Herr Becker, Don Manuel, war: trocken und leblos, monoton und predigend, gemacht. Herr Hendrichs, Don Cäsar. Herr Hendrichs scheint es sich angelegen sein zu lassen, uns Lügen zu strafen, wenn wir gegen seine poetische Reproduktion Zweifel hegten. Es war heute wirklich Poesie in seiner Leistung, es war mehr, als bloßes Studium, das ihn, im letzten Akte insonderheit, zu regem, kräftigen Leben trieb. Auch seine organischen Mittel waren begabter, als sonst. Möge Herr Hendrichs einsehen lernen, daß es nicht jene weinerlich-bebende Sprache ist, die die Gefühle und Leidenschaften veranschaulicht, daß die Poesie in dem Darsteller lebendig werden müsse, damit er sie lebendig auf die Bühne einführe. Die Chöre waren nicht nur außer der Handlung, sondern auch außer der Dichtung. Der Mechanismus darf sie nicht regieren. In meisterhafter Rhetorik hielt Herr Weidner den ersten Chorführer.

P u n k t e.

*** Ein weiblicher Werther. In Paris hat sich eine junge Deutsche, Wilhelmine Schmitz, das Leben genommen, weil ihr Geliebter, ein Architekt, durch eine Reise verhindert wurde, sie auf einen Ball zu begleiten. Sie verschloß sich in eifersüchtiger Aufregung in ihrem Zimmer, und bediente sich des Ofens, um sich durch den Rauch zu ersticken. Als der Eigenthümer des Hauses am anderen Morgen die Wohnung der Schmitz mit Gewalt öffnen ließ, fand man sie leblos am Boden. Auf dem Tische, neben einem Bande des „Werther“ in deutscher Sprache, lag ein Brief der Getödteten an ihre Familie.

*** Das Theater Gaité entsteigt, ein Phönix, seiner Asche. In neun Wochen wird es, Dank dem Herrn Ladnier! wieder hergestellt sein.

*** Im Theatre Français ist ein neues Stück „la journée des dupes“ gänzlich durchgefallen. Es hat kein längeres Leben gelebt, als sein Titel anzeigt, und die Kritik nennt es „la soirée des dupes.“

*** Charles Nodier, der Schriftsteller, sucht eine Anstellung als Comparse bei der Oper. Seltsames qui pro quo! Wir wollen es nicht auf die Rechnung des Direktors, Herrn Véron setzen; aber es ist so närrisch und ein so passendes Pendant zu der literarischen Kenntniß so mancher unserer deutschen Theater-Principale, daß wir die Thatsache erzählen müssen. Nodier, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Schriftsteller, Dichter, ein Mann, der in Frankreich einigen Ruf genießt, schreibt an die Direktion der Oper in Paris, einen jungen Menschen als Comparsen empfehlend. Das Schreiben mochte von der Direktion nur flüchtig gelesen worden sein; denn Herr Nodier erhielt die Antwort: man könne ihn nicht als Comparsen gebrauchen. Also die französischen Bühnen-Direktoren geben den deutschen in dieser Hinsicht Nichts nach, sie scheinen sie sogar an literarischer Unkenntniß noch zu übertreffen; denn Herr Nodier lebt in Paris und Herr Véron lebt auch in Paris; aber Herr Véron hat Geld, Herr Nodier hat Geist, und es heißt nur: les beaux esprits se rencontrent. Wie können Geld und Geist sich begegnen. Herr Nodier kann nicht als Comparse angestellt werden, so wenig wie Herr Immermann von einem königlichen Kammerherrn und Intendanten eines deutschen Hof-Theaters zum Gastspiel gelassen werden konnte. Da wir indeß immer noch mehr an Herrn Véron, als an die deutschen Theater-Intendanten glauben, so wollen wir die Antwort der französischen Oper-Direktion auf Rechnung des Comparsen-Inspektors setzen.

*** Alphonse von Lamartine und der Brüsseler Nachdruck. Lamartine erklärt in einem Schreiben vom 30. März, so die französischen Blätter enthalten, daß bereits vor dem Erscheinen seiner Reise nach dem Orient, die beiden ersten Bände, nicht eigentlich nach-, sondern vorgedruckt worden seien. Melinck, Buchhändler in Brüssel, hat sich die Korrektur-Bogen des Pariser Verlegers, Herrn Goselin, zu verschaffen gewußt und dieselben mit jener Frechheit in seiner Officin abdrucken lassen, die kein geistiges Eigenthum respektirt. Von diesem Brüßler Nachdruck oder Vordruck, sind nun bereits in Deutschland andere Nachdrucke erschienen. Lamartine bemerkt, daß er für Nichts hafte, welches die Brüßler Ausgabe enthalte, die wahrscheinlich von Fehlern wimmele.

*** Emancipation der Juden in der Türkei. Deutschland staune und bessere sich! Die Emancipation der Juden ist in der Türkei erfolgt. Der Sultan hat den Ober-Rabbiner mit dem Caftan bekleidet. Die Juden sollen in Zukunft mit den Türken gleiche Rechte genießen. Der „Moniteur Ottoman“ sagt in dieser Hinsicht: „die Gleichheit der Pflichten zieht nothwendigerweise die Gleichheit der Rechte nach sich.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 87. 1835.

345

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 11. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

5. Heimweh.

Der zweite Akt ging fast ganz stumm vorüber. Mehr und mehr erfaßte mich der mächtige Geist des Drama, daß ich bald Alles um mich her vergaß und selig war in den Regionen des ewig Schönen. Auch sie war ganz vertieft. Lange entfloh kein Laut ihren Lippen, ihr Auge haftete auf der Bühne, ihre Züge bewegten sich so lebhaft und ausdrucksvoll, daß sie alle Scenen mitzuspielen schien.

Endlich entrang sich ein Seufzer ihrer Brust. Sie wendete sich zu mir, eine Thräne perlte in dem schönen Auge, bebend erfaßte sie meine Hand, daß auch ich erzitterte und, sprach leise: „Und solcher wenniger Hoheit entziehen sich die Thoren, um mit Lappalien sich zu vergnügen, mit bürgerlichem Hausjammer flennend zu wimmern, im Kreis des Gemeinen vertraut sich zu tummeln. Daß den Franzosen allmählich seine klassische Tragödie anwidert, ist natürlich. Sie erscheint ihm als die Apotheose einer Zeit und eines Zustandes, welche er hassen, verachten gelernt hat; sie widerspricht in Form und Wesen allen seinen heutigen Begriffen und Gefühlen; sie erinnert ihn mit ihren glänzenden Tiraden an alles, was er zu vergessen sich täglich bemüht; längst unerträglich wäre sie ihm geworden, wenn er nicht zuweilen in ihren Helden und wunderlichen Idealen die Ideale und Helden seiner Zeit und Anbetung sprechen hörte, handeln zu sehen sich einbildete, wenn nicht der Nationalstolz mitunter etwas derb gekitzelt würde."

Dies bewegt Sie so heftig? Darüber wundern Sie sich heute noch?

„Nebenbei ja, heute und immer. Aber, aufrichtig gestanden, etwas Anderes ist es, was mein Innerstes aufregte und mit dem herbsten Schmerz mich überschüttete. Diese schönen Bilder Spaniens mahnen mich plötzlich wieder an meine Heimath und umwinden mein Herz mit allen Dornen des Heimwehs. Wäre ich dort, müßte ich, so wie ich jetzt denke und fühle, dort leben, so wäre ich wahrscheinlich unglücklich, fremd, angeekelt von all der garstigen Unnatur und teuflischen Verlästerung des Willens der Gottheit. Nun ich hier bin, erblicke ich jenes Land plötzlich wieder in allen zauberischen Reizen, mit allen Wonnen und Wundern, wie meine harmlos glückliche Kindheit es einst gesehen. Ich sehne mich darnach, wie ein Kind nach der lange nicht gesehenen Mutter! O, möge der Himmel solchen Schmerz Sie nie empfinden lassen''

Sie schwieg erschöpft, ich betroffen von einem je ne sais quoi. Eine Spanierin also? Noch reizender, liebenswürdiger, holder erschien sie mir jetzt. Calderon's Blüthendüfte wehten mich an, Lope's Zauber umgaukelten meine Seele, Moreto's sinnige Bilder zogen strahlend an mir vorüber, Cervante's Gestalten blickten mich an mit den Augen voll Wahrheit in wonniger Schalkheit, mit den Zügen voll Tiefsinn um den lächelnden Mund, voll hoher Weisheit im drolligsten Scherz.

Was soll daraus werden? fragte abermals ahnend meine Seele; mein Herz pochte laut, mein Blut stürmte flammend in's Antlitz.

Was soll daraus werden? Ich fühlte es zum Ersten-

mal, bebte vor Wonne, vor Entzücken, vor Bangen und Schmerz.

Jedes in sein Schicksal versunken, saßen wir lautlos, bis der Beifallssturm das Fallen des Vorhangs verkündete, und ein allgemeines Athemholen verrieth, wie sehr der Genius des Mächtigen alle Seelen und Herzen gefesselt und auf die prächtig strömenden Wogen seiner Phantasie an den glückseligen Ufern des Idealen umhergeschifft, mit der Magie der Farben und dem Zauberduft der Blüthen gefesselt, berauscht, entzückt hatte.

Sie erhob sich stürmisch: „Ihren Arm, in's Freie, hier wird mir's unerträglich!“ Wir flogen die Treppen hinab, bemerkten kaum die Grüße und Knixe auf den Korridors, drängten uns durch die tosende Vorhalle und standen im Eingang.

„Charles! den Wagen nach Hause, ich fahre nicht, um halb zehn Uhr wird servirt, en famille!“ Der reich gallonirte Charles flog dahin, wo die prachtvolle Equipage mit zwei stolzen Siebenbürgern hielt. Schnaubend setzten die edlen Thiere an und verschwanden bald mit dem Wagen unsern Blicken.

„Welch herrlicher Abend! balsamische Luft strömt von den Bergen herab; haben Sie wohl Güte genug, bei einem kleinen Spaziergang mich zu begleiten?“

Durch die Welt, über alle Alpen und Meere!

„Das — mein Freund — könnte doch zu langwierig und zu langweilig für uns beide werden! Nur über die sanfte Höhe hinweg nach der andern Seite der Stadt, wo ich wohne.“

Sie haben zu befehlen! — Verstimmt war ich plötzlich, ohne zu wissen warum, wahrhaft trübselig.

6. Die Nachtpromenade.

„Wir haben einen dummen Streich gemacht,“ waren ihre ersten Worte, „unmittelbar aus dem Getümmel des Theaters in diese Einsamkeit zu eilen. Gewiß hat man uns bemerkt, und noch gewisser wird man unsre Promenade bekritteln und bespötteln. Indessen ist man von Ihnen als einem jungen Kavalier zweifelsohne dumme Streiche gewöhnt, und ich — ha, ha, ha —! getrost vorwärts, mein Freund!“

Das Seltsame und Mystische dieser Anrede schrillte wie eine unvorbereitete Dissonanz in die göttliche Harmonie der mit tausend Zungen zum Herzen sprechenden feierlich stillen Natur um uns her. Das Lachen schnitt mir durch die Seele, wurde mir unheimlich, störte, verwundete all mein Gefühl. Tausend Meilen hätte ich mich von ihr hinweggewünscht und doch konnte mein Auge von ihr sich nicht losreißen.

Unmerklich hatte sie sich meinem Arm entwunden, den Schleier vorgeworfen, wandelte stumm an meiner Seite, blickte hinauf in die tiefdämmernde Öde der Wolken, und wieder hinab in die lichtfunkelnde, lebenschwirrende Stadt, um deren östlichen Hochrand wir uns bogen.

Zwei Hörner erklangen aus dem Eichwald über uns wie Töne einer andern Welt. Wir standen wie bezaubert und ihr Arm umfaßte den meinen wieder. Bald öffnete sich zu unsern Füssen ein Fenster, eine lauschende Gestalt wurde sichtbar im Schimmer des Lichts. Leise schloß sich das Fenster, die Flügel der Balkonthüre gingen auf; heraustrat ein weibliches Wesen, horchte der Horntöne, bis sie verstummten, griff dann einige Akkorde auf der Guitarre und begann ein Lied, so innig und herzig, so tief und so warm, wie nur deutsche Herzen sie ausströmen. Das Rascheln durch die Gebüsche über uns verrieth das eilige Nahen der Hornbläser. Wir machten ihnen Platz und stellten uns einige Schritte davon in das Dunkel unter dem Laubdach einer Eiche. Die Guitarre schwieg, die Hörner begannen auf der Stelle, wo wir früher gestanden, ihren Zweigesang von Neuem in andrer fröhlicherer Weise; das Licht im Balkonzimmer erlosch, die Hörner hallten leiser und leiser, schwiegen bald ganz und die Bläser verschwanden hinter dem Zaun, der den Abhang begränzte.

„Auch hier?“ sprach sie mit bitterm Lächeln, „und uns Südländern rechnet man es so gewaltig arg an — daß die Männer Serenaden bringen, und Frauen und Mädchen solche von ihren Balkonen herab gern anhören und nur ungern dem Sänger seinen Lohn vorenthalten. Überall ist die allmächtige Leidenschaft dieselbe. Aber“ — spöttelte sie — „sie äussert sich sehr verschieden, dort mit der Mandoline, hier mit dem Horn. Dort endet ein Dolchstoß das selige Spiel, hier vielleicht — eine Tracht Prügel! Ja, ach ja, die Liebe ist eine Religion und jede Religion kann bei uns schwachen Sterblichen nur durch Priester und Kirche dem Chaotischen sich entwinden, zum Edleren sich gestalten —“

Oder an beiden untergehen, an der Form erkalten, ersticken, zur ekeln Fessel werden.

„Meinen Sie? Wohl Ihnen, wenn Sie nach zwanzig Jahren noch desselben Glaubens sind. Wohl Ihnen, wenn die Welt so wenig Macht über Sie gewinnt, daß Sie solche Religion nicht selbst als Irrthum und Wahn bestreiten, als eine Art von Frevel verdammen, nicht als Laster verachten. Wehe dem Ganzen, wenn je Alle zu solcher Anschauung sich erheben können! Hinab, Freund, hinab in die Welt der Lebenden, hier oben wird's kühl und schauerlich.“

Kühl und schauerlich! Mir ist so warm und wohl —

„Daß Sie bald Schnupfen und Husten sich hier holen werden. Hinab, hinab —“

Sie befehlen —

„Nie, nicht einmal meinem Bedienten! Aber — oft schon hat die Galanterie Ihres Geschlechts meine Wünsche und Bitten als Befehle geachtet.“

Sie wünschen?

„Daß wir hinabgehen in die Stadt; wenn Sie mich also nicht wollen allein gehen lassen —“

Für unartig können Sie mich halten?

„Nein, aber für ein verwöhntes, etwas verzogenes und seinen Phantasieen allzurasch nachgebendes Kind. Mit Widerwillen traten Sie den Weg an, und nun wir ihn beschließen wollen, erfaßt Sie die Laune, zu verweilen.“

Wie Sie befehlen!

Meine Lippen drückte ich auf ihre Hand, und schlenderte mit ihr hinab über die letzte Höhe, als die Glocke zehn Uhr schlug. Am Arm eines weiblichen Wesens um diese Zeit allein auf der Straße zu wandeln, konnte der immer scharfsichtigen Bosheit der Sünder und der Pharisäer nicht entgehen. Stets sorgfältig den Schein zu vermeiden gewöhnt, erwachte jetzt meine ganze Scheu vor jedem Ärgerniß wieder. In die Erde hätte ich mich bergen mögen vor jedem Menschenauge. Die Unbefangenheit meiner Begleiterin setzte mich in Erstaunen, und begann von Neuem eine Scheidewand zwischen ihr und meiner Phantasie zu thürmen. Wehe mir, wir kamen in die Straße, worin gewöhnlich alle meine Bekannte und Freunde wohnten, an das Hotel, wo ich selbst abstieg; — erblickte mich hier ein Krähwinkler Auge, so war es um meinen guten Ruf geschehen.

Unmittelbar neben dem Gasthof hielt meine schweigsam gewordene Donna und lispelte: „Hier wohne ich. Herr Nachbar, läuten Sie gefälligst.“ Ich riß an der Glocke, daß das ganze Haus erschallte und ich vor Schrecken zurückfuhr. Charles öffnete, auf der Treppe sah ich noch einen reichen Diener mit silbernem Armleuchter und oben am Geländer ein bleiches Mädchengesicht, ebenfalls eine funkelnde Leuchte auf die Treppe herabhaltend.

„Bon soir!“ sprach sie holdselig zu ihren Leuten. Ich stammelte mein Abschiedskompliment, um mich zu entfernen. Sie lachte laut auf, reichte mir den Arm. „Nicht so, Herr Nachbar, wir soupiren zusammen. Sie geben mir keinen Korb, wir haben uns ja noch wegen der morgigen Parthie zu bereden, wozu der gnädige König Sie symbolisch zu meinem Ritter geschlagen hat.“

Sollte ich unartig sein? Nein! Auf meine Verbeugung schloß sich die Thüre hinter uns, ich war geschieden von aller Welt, bei ihr. (Forts. f.)

W e i m a r.

(Fortsetzung.)

Diese äußerlichen Unterschiede von Namen, Stand, Würde, Armuth und Reichthum rc. führen überall nothwendig äußere Unterscheidungen für alle Lebensverhältnisse und Ereignisse herbei, und äußerten immer und überall selbst am Grabe noch ihren wandelbaren, vielgestaltigen Einfluß durch Formalitäten, Gebräuche, Aufwand, Glanz, lärmendes Gepräge oder tiefergreifende oft fast schauerliche Einfalt und Stille. Daher seht ihr den Einen mit sechs Sammtbehangenen Rappen voll Quasten und wallender Straußfedern, über sich einen Baldachin von Brokaten und Silber, den prächtigen Sarg mit kostbaren Metallen beschlecht, hinter sich ein unabsehbares Gefolge prunkender Kutschen und eine Armee von Trauerheuchelnden Fußgängern, Chören von Sängern und Instrumentalisten — stolz und prächtig zu Grabe fahren, während der Andre auf einfacher Bahre von wenigen Stillweinenden begleitet, sich hinaustragen läßt. Die Welt beneidet jenen nicht mehr und bedauert diesen nicht, denn beide birgt bald dieselbe Erde und benagen dieselben Würmer. Gott und Natur sprechen hier das unabänderliche Gesetz der Gleichheit beruhigend und wohlthuend zu aller Verständniß und Herzen aus.

Mögen immerhin die Geistlichen und die Gemeindekassen all diesen äußeren Weltprunk als ihr natürliches Regal betrachten und für ihre Bedürfnisse und Annehmlichkeiten besteuern! Mögen sie immerhin nur nach dem Maaß des dargebotenen Goldes den äußern weltlichen Glanz abwägen und ermessen lassen, die Größe des Grabhügels nach Summen bestimmen; diesem Sarg seine Ruhestätte im schön gemauerten Gewölbe, und jenem in dem feuchten, engen Grabloch anweisen und damit für ewige Zeit die Unabänderlichkeit aller Zufälligkeiten, Mannigfaltigkeiten und Unterschiede der Außenwelt amtlich beglaubigen.

Aber alles Weltliche, Bürgerliche, Zufällige, alles Glück und aller Jammer des irdischen Daseins endigen mit dem Augenblick, in welchem die Seile sich lösen, der Sarg hinabgleitet in sein kühles Bett und die erste Scholle dumpf auf ihn hinabrollt. Hiermit empfängt die treue Mutter Erde eines ihrer Kinder wieder, deren Alle sie mit gleicher Liebe gebar und liebte. Hier beginnt die Vermittlerin zwischen dem Diesseits und Jenseits ihr hehres Amt, die Religion nimmt den Christen in ihre weichen Arme und trägt ihn sanft hinüber in die Regionen, wo nur ein einziger Unterschied herrscht zwischen Allem — der Unterschied der Guten und der Schlechten. Auch für die Überlebenden, für die Umstehenden muß die Religion hier als hehre Vermittlerin, als himmlische Wahrheit, als göttliche Ausgleicherin, Versöhnerin, als die höchste Wohlthat erscheinen, als die Repräsentantin der Macht und Liebe des Gottes und Vaters Aller.

Heißt es nicht dem Christen den schönsten und höchsten Trost der Gleichheit vor Gott rauben, heißt es nicht das schönste und höchste Gebot der Brüderlichkeit und Bruderliebe ihm verdächtigen, die unglückseligste Gleichgültigkeit für Religiosität geradezu predigen, den erhabenen Priesterberuf zu bürgerlicher Gemeinheit in den Augen Aller herabziehen, — wenn der Christuspriester am Grab seines christlichen Bruders die heiligen Gebräuche der Kirche, Form und Zahl von Gebeten und Weihen nach der Summe des ihm gespendeten Geldes berechnet und abmißt, sie zu einem Steuer- oder gar Handelsartikel macht? — Alle Christen sind gleich, daher muß alles rein Kirchliche auch für Alle vollkommen gleich geübt und gespendet werden!

Ein alter Beamter, der mit Rthlr. 400 Einkommen äußerlich anständig leben, eine Frau und sechs Kinder ernähren mußte, wurde in einer Gesellschaft gar trübseligen Humors, als von Kirchengebräuchen rc. die Rede kam. Bald schlich er sich hinaus und weinte bitterlich.

„Freund, was fehlt Ihnen? Wer kümmert Sie so schwer?“

„Ach, warum soll ich Ihnen es verheimlichen?! Mein Herz erliegt einer Felsenlast. Seit Jahren habe ich mit meiner ganzen Familie nicht mehr communicirt.“

„Wie so? Sie — der religiöse, anständige, würdige Mann?“

„Ach, ich kann die Kosten dafür nicht erschwingen. Sehen Sie, wir sind gewöhnt, daß die ganze Familie stets gemeinsam zum Tisch des Herrn gehe. Meinem Stand gemäß, müßte ich für die Person doch immer 16 Sgr. bezahlen, also für mich, meine Frau und sechs Kinder zusammen Rthlr. 5. 8. Sgr. Woher soll ich diese Summe erschwingen?“

„Wie? das heilige Abendmahl wird hier zu Lande verkauft?“

„Das nicht; von Gesetzeswegen hat man nur seinen Beichtgroschen zu erlegen. Aber Zeit, Gewohnheit, Eitelkeit und seltsame Frömmigkeit im Bunde haben allmählig den Beichtgroschen des Gesetzes in recht hübsche Conventional-Sümmchen nach Stand und Rang stufenweise verwandelt, ein Decorum, eine Art von Ehrensache daraus gemacht. Ein honnetter Mann müßte sich schämen, weniger zu geben, als seines Standes für würdig und herkömmlich erachtet ist. Thut's Einer dennoch, so kommt es sonderbarer Weise unter die Leute, er wird als Knauser und Filz, wo nicht gar als ein gottloser Lump verschrieen. Dies zwingt denn manchen, der einmal das anständige Sümmchen nicht erschwingen kann, dem Trost der Kirche ganz zu entsagen. Glauben Sie mir, Hunderte würden mehr communiciren, wenn diese Mode nicht überhand genommen hätte. Sie schadet der Kirche, der Religiosität, dem unentbehrlichen Ansehen der Geistlichen und der Moralität gleich empfindlich!“

„Es ist nicht möglich!“

„Es ist wirklich so! Es ist so in dieser aufgeklärten, rein evangelischen Stadt. Fragen Sie umher von Haus zu Haus, und die Wahrheit wird Ihnen offenbar werden.“

„Wehe! welche Mißbräuche, welche Übelstände, welche Fehlgriffe, welche unversöhnlichen Feinde gegen Religiosität, welche Schlangen am Busen der evangelischen Kirche!“ —

Es braust und tobt in den finstern Lüften, der Wind heult durch die Gassen, Schlossen, Schnee und Regen stöbern durcheinander herab, erstarrend weht der Athem des Winters dich an, die Sonne birgt sich vor seinem Grimm und alles Lebende sucht scheu eine warme, sichere Stätte hinter Mauern und unterm Dach. Selbst der Hund sucht einen stillen Winkel.

Wessen Tritte patschen durch den eisigen Schlamm der Straßen? Das sind die Tritte der armen Singeknaben welche von Thüre zu Thüre eilen, um einige Pfennige sich zu erbetteln!

Kein kühlendes Lüftchen weht, athemlos scheint die ganze Natur, ein Meer von rothglühendem Metall erscheint die ganze Atmosphäre, blendend prallen die Strahlen der Sonne von brennenden Mauern und glutstarrendem Boden zurück. Ermattet, lechzend, erschöpft flieht alles aus dem Freien, um an irgend einem schattigen Plätzchen sich zu erholen, zu stärken. Ausgestorben scheint die Welt.

Weßen Tritte schleppen sich unter Keuchen und Schweiß über das glühende Pflaster hin?

Das sind die Tritte der armen Singeknaben, welche von Thüre zu Thüre eilen, um einige Pfennige zu erbetteln! Schweigt wirklich der Verstand vor der alten Gewohnheit und eingewurzeltem Mißbrauch? Ist ein hergebrachtes, unterm Vater schon erduldetes Übel wirklich kein Übel mehr? Verstummt alles Gefühl der Humanität und des Erbarmens beim Anblick Unglücklicher, welche man täglich sieht? Muß das Almosen nur durch Schmerz abgedrungen, durch Jammer und Verderbniß erkauft werden? Sind wir wirklich Christen? Sind wir Menschen?

Sehe ich die geld- und grauen Unglücklichen mit den stummen Eisenreifen und den klirrenden Fesseln an den Beinen, die Straßen reinigen und allerlei schweres Geschäft verrichten, so erbebt mein Herz, und Thränen steigen auf in meinen Augen. Aber der Verstand beschwichtigt die Wehmuth des Gefühls, indem er mir sagt: „Die Armen haben ihr Loos selbst verschuldet, des Gesetzes Heiligkeit mußte sie verdammen, die Menschlichkeit lehrt, in allen übrigen ihr Schicksal zu erleichtern, ihre Befreiungsstunde wird schlagen und hier bildete sich ein Verein von wackern Männern, um ihnen den Rückweg zur Menschheit dann zu bahnen, die Mittel zu neuem Bürgerthum ihnen zu reichen.“

Aber sehe ich die Armen-Knaben, Gespenstern gleich, durch die Straßen irren, in spärlicher Kleidung allen herben Wechseln der Witterung preisgegeben, mit strengem Blick und ernstem Wort von ihrem Treiber zum Gesang gezwungen, um ein karges Almosen zu erjammern —, da blutet mein Herz, und mein Gefühl empört sich zu Abscheu und Verdammung.

Das ist eine der fürchterlichen Anstalten, welche im Gewande der Harmlosigkeit, der Unschuld, des Cultus und der Disciplin — Leib und Seele muthwillig verderben.

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

*** **Neue Ausgabe von Molière.** Sie ist bei Furne in einem Bande erschienen, ganz in der Art, in welcher wir Deutschen Schiller's und Anderer Schriften besitzen. Sechszehn Vignetten, von Horace Vernet, zieren den neuen Molière.

*** **Uebersetzung der Aeneide in die französische Sprache.** Sie ist bereits erschienen und hat Barthelemy zum Verfasser. Man lobt die strenge Treue und Gedrängtheit, die poetische Ausführung und die Harmonie des Reims an dieser Uebersetzung.

*** **Der unerfüllte Traum.** Einer armen Frau von Laufenburg träumte es in drei Freitagsnächten vor dem Charfreitage, daß sie an diesem Tage Mittags 12 Uhr an einem bestimmten Platze auf der alten Burg daselbst einen bedeutenden Schatz erheben könne; der dreimalige ganz gleich wiederkehrende Traum vermochte, daß sie sich entschloß, zur bestimmten Stunde an den bezeichneten Ort hinzugehen, um das unerwartete Glück in Empfang zu nehmen. Auf dem Wege dahin hegte sie allerlei Bedenklichkeiten und Zweifel über den Erfolg ihrer Wanderung, so daß sie schon wieder umkehren wollte; allein Neugier und die Reize des Reichthums erhielten bald wieder die Oberhand, und mit falschem Muthe schritt sie weiter. An dem bestimmten einsamen Platze der alten Burgruine angekommen, harrte sie zwischen Hoffnung und Furcht der zwölften Stunde. Es schlug im nahen Thorthurme und mit dem ersten Glockenschlage durchbebte ein leises Schüttern den Boden unter ihren Füßen; unweit von ihr erblickte sie neben einem großen Topfe eine schwarze Katze mit feurigen Augen, die aber plötzlich zur Seite verschwand. Voll Freude, ihre Träume in Erfüllung gegangen zu sehen, nahte die Frau sich dem Topfe, den sie aber statt mit Gold nur von Glasscherben angefüllt fand. Verdrießlich ob solcher Täuschung ging sie nach Hause und erzählte das Vorgefallene einem Kapuziner, der ihr nicht wenig Vorwürfe machte, indem nur sie allein ihres leeren Zweifelns wegen die Schuld trage, daß eine solch' höhnende Verwandlung vorgefallen sei.

So erzählen noch manche alte Leute, die jene Frau gekannt und es von ihr selbst gehört haben.

(Schweiz. Merk.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 88. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 13. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

7. Die drei Toasts.

Die Treppe des alten mir wohlbekannten Hauses war mit herrlichen Tapeten belegt, zu beiden Seiten mit Blumen geschmückt; der obere sonst so finstere Flur bildete nur eine freundliche Halle mit Bildern und Gypsstatuen, aus der Mitte von einer Lampe beleuchtet. Das bleiche Mädchen öffnete eine Thüre, ich sah in ein mit lichtblauem Taffet und Silber prachtvoll drappirtes Gemach. Mein Staunen wuchs mit jedem Schritt. „Verzeihen Sie, in zehn Minuten bin ich wieder hier, dort im Schränkchen steht meine mächtige Bibliothek, unterhalten Sie sich, bis ich wieder erscheine!" Meine Holde machte einen leichten Knix und fort war sie. Mechanisch folgte ich ihrem Befehl, öffnete das Schränkchen, griff auf gut Glück hinein, erwischte das Gerusalemme deliberata von Tasso, setzte mich auf das mit mattgelbem Sammet bekleidete Sofa, blätterte und blieb haften an dem Zauber des sechsten Gesanges.

Bald war ich meiner Heimath und der ganzen Gegenwart entrückt, in den blutigen Ebenen des heiligen Landes. Der Kämpfe und der Liebe Wunder umzauberten mich. Ich glühte mit Tancred, ich schwärmte mit Chlorinde, ich zürnte gegen Tasso und folgte wieder mit ganzer Seele seiner Schöpferlaune voll ewigen Frühlings und kraftsprudelnder Jugendfülle und sehnsuchtathmender Liebe.

„So schnell vertieft?" flötete eine Stimme in mein Ohr. Betroffen sprang ich auf. Sie war es, schöner, reizender wie zuvor, mit seligem Lächeln auf allen Zügen. Ein weißer spitzengarnirter Überrock floß in leichten Wellen um den lieblichen Bau. Gelöst waren alle Bande um das Haupt, frei schaukelten sich die schwarzen Locken auf Nacken und Brust.

„Wie schön sind Sie!" waren die einzigen Worte, welche meine Überraschung hervorstammelte. Ihr Auge erglänzte noch heiterer, noch freundlicher erblühte mildes Lächeln auf allen Zügen, mit dem Ton unbeschreiblicher Gutmüthigkeit erwiederte sie: „Das ist mir angenehm zu hören! Was sind wir arme Wesen, wenn wir nicht gefallen? Ihren Arm, wir wollen speisen!"

Ein weißdrappirter Salon nahm uns auf. Weinreben rankten an den Wänden empor, prachtvoll blühende Cactus erfüllten die Ecken, ein Rosengebüsch umspann die Wände bis zu den Fensterbrüstungen, milde Wohlgerüche dufteten, man glaubte unter lebendigen Blumen zu wandeln. In der Mitte stand eine kleine, von Gold, Silber und Kristallen funkelnde Tafel für zwei Personen, von oben beleuchtet. Keine Lampe, kein Kerzenschein störte das Auge. Ottomane und Stühle waren mattgrün überzogen, von weißem Ahorn. In prachtvoller silberner Kufe neben dem Tisch standen sechs Weinflaschen in Eiswasser, eine Art zierlicher Servante daneben enthielt die köstlichsten Früchte, den Boden deckte ein einfacher dunkelgrüner Teppich. Kein Fenster war sichtbar in diesem einsamen, abgeschlossenen, wohligen Himmelszelt Mahomed's.

Wir saßen. Oben, woher das Licht strömte, ersäuselte wie aus weiter Ferne eine Flötenuhr in mystischen Akkorden, aus welchen sich die Ouverture der Schweizerfamilie gleich dem Schmetterling aus seiner

Puppe loswand. Unwiderstehlich ergreift dieser Hauch,
aus Heimweh und Liebe so zart und innig verschmel-
zen, in allen stillen Augenblicken jedes Herz. Nach
Jahrhunderten noch wird diese Komposition bezaubern;
Alles in ihr ist naive Wahrheit, rührende Einfalt,
warme treue Natur, süße schmerzliche Sehnsucht. Selbst
das Oertliche und Individuelle ist allgemein verständlich,
allgemein ergreifend, allgemein allen Menschenherzen
angehörend. Eins, ganz eins sind darin Melodie und
Harmonie, so daß eine ohne die andre kaum denkbar
erscheinen. Schöner sind nicht Göthe's Elegien, nicht
Heine's und Beranger's Lieder. Weigl hat diese Musik
nicht gemacht; Liebe und Heimweh jubelten und wein-
ten, seufzten und lachten sie in sein Ohr, und seine
Hand schrieb nieder, was er von ihnen empfand. Kein
öder Raum im ganzen Garten, Alles blüht und lebt
ohne Warmbeeten und Treibhaus, getränkt aus der
reinen Luft des Himmels.

„Wie seltsam die Kritik auch an diesem Werk sich
oft versündigte!“

Verzeihen Sie, die Kritik kann sich nie versündigen.
Entweder ist sie der höchste menschliche philosophische
Genuß eines Kunstwerks, poetisch schaffend und bil-
dend, wie die Kunst selbst, oder sie ist Taglöhnerarbeit
am Secirtisch, ein mikroskopisches Vergnügen von We-
sen, welchen die Natur Augen und Kopf, aber kein
Herz und keine Phantasie verliehen hat, — oder sie
ist die Sünde selbst, die dämonische Lust des Läugnens
und Verneinens, das ekelhafte Fliegennaturell, steriles
Anbetungs- und Abstraktionsgewimmer für Zeitungs-
papier zu mancherlei Hausgebrauch.

„Ei ei, kalter Deutscher, noch keinen Tropfen Wein
und schon so warm? — Was trinken Sie?“

Wasser, meine Gnädige!

„Charmant! Aber heute nippen Sie doch an einem
Gläschen Wein?“

Wenn es möglich ist, nein! Selten komme ich un-
beschadet davon. Entweder Kopfweh oder ein dummer
Streich ist gewöhnlich die Folge.

„Sie wollen mir wohl weiß machen, daß die dum-
men Streiche bei Ihnen lediglich vom Wein herrühren?
Soit! Aber heute müssen Sie es auf einen dummen
Streich hin wagen.“

Wenn aber Kopfweh sich einstellte —

„Pah! Einen Kelch Champagner, aus Galanterie,
morgen ist mein Geburtstag; hören Sie nicht? — ja,
ja, das zwanzigste Jahr rauscht mir auf schweren Fit-
tigen heran. Eine Serenade. Allons! diesen Kelch den
sanft und lange spinnenden Parzen!“

Die türkische Musik brauste dazu mit dem Vestalin-
marsch, daß die Draperien in Bewegung geriethen.
Charles meldete: „Madame, de part du Roi!“

„Eh bien, Charles, dix Louis aux artistes!“

Charles ging, sie sprang auf, die Ausgabe in ihre
Brieftasche einzuschreiben. „Sie machen große Augen?
Ich gebe gern, ich zahle fürstlich; aber betrügen lasse
ich mich nicht gern um einen Pfennig, deßhalb wird
Alles notirt. Jetzt, Freund, den zweiten Kelch den
Grazien und Musen, den einzigen treuen Freundinnen
des ganzen Lebens!“

Die Kelche klangen, die perlenschäumende Glut
strömte hinab, mit ihr Muth, Lust, unnennbare Wonne.
Gern hätte ich mehr getrunken, wenn nicht Konsequenz
geboten hätte, einzuhalten. Die fatale Konsequenz und
die noch weit fatalere Scham spielten mir manchen
fatalen Streich im Leben. Das Finale von Don Juan
hieß uns schweigen. In gierigen Zügen tranken wir
aus diesem Wunderkelch unerschöpflichen Zaubers. Stür-
misch jauchzte ein zahlreiches Volk sein Bravo, den
schönsten, herrlichsten Dank dem unsterblichen Meister.

„Wohlan, den dritten Kelch dem wonnigsten Rausch,
dem gebenedeiten Frühling, dem seligen Himmel des
Lebens, der Liebe!“

Leer waren die Kelche. Sie saß in Sinnen ver-
sunken, ihre Rechte hielt noch den Kelch auf dem Tisch
fest, die Linke ruhte auf der sanft sich neigenden Stirne.
Es riß mich hin zu ihren Füßen. Ich faßte die Linke,
drückte sie heftig an meine bebenden Lippen und stam-
melte: „Darf auch ich Glück wünschen zu dem schönen
Tag?“ —

„So feierlich, mein Freund, auf den Knieen, er-
röthend? Ist man hier zu Lande so förmlich zwischen
Freund und Freund? Ein Spanier sähe mir herzlich
in die Augen, seine Lippen suchten die meinigen —“

Ich hatte sie schon, ich fühlte sie schon durch alle
Adern und Nerven. Ihr Herz schlug an dem meinigen,
ihre Arme umschlangen mich zitternd, ihre Thränen
rollten über meine Wangen, ihre weichen Locken ringel-
ten sich an meinem Hals, ihr Athem wehte mich an
mit dem Hauch der Seligen. Sanft wehrte sie mich
ab und lispelte: „Genug, brechen wir auf. Hat der
Champagner Ihnen Kopfweh gemacht? Getrost, das
verliert sich in andrer Luft! Kommen Sie.“

Nicht meinen Arm ergriff sie, wie früher, zu cere-
moniösem Gang, meine Hand faßte sie zu traulichem
Wandel, und führte mich hinüber in das blaue Zimmer.
Meinem Himmel entrissen, niedergeschlagen folgte ich
ihr. Denn dort lag mein Hut, an's Scheiden und
Fortgehen dachte ich — ein Dolch fuhr durch mein
Herz. Die türkische Musik spielte dazu die Variationen
über: nel cor piu non mi sento. (Forts. f.)

W e i m a r.

(Fortsetzung.)

Sprecht, ihr Cultministerien, ihr Seelsorger, ihr
Schulvorstände und ihr Väter der Stadt, sprecht: Warum
sind diese Knaben zu so heillosem Wandel verdammt?
Was haben sie, was haben ihre Eltern verschuldet? Was
soll diese Straßenplärrerei ihnen selbst, der Kirche, der
Schule oder dem Publikum fruchten oder erzielen? Sollen
damit vielleicht Künstler für den Cultus oder für die Freude
der Welt herangezogen werden? Soll damit die alte ehr-
würdige Kunst des edlen, reinen Satzes vergegenwärtigt

und der Frivolität der Weltkinder gegenüber erhalten werden? Wozu sind diese Knaben eigentlich bestimmt? Kennt die Pädagogik keine nützlichere, edlere und weisere Beschäftigung für solche arme Kinder, als diese Lungerei in Wind und Wetter, diese Straßenbettelei, diese jammervolle Ostentation mit dem menschlichen Elend, diese greuliche Satyre auf Kirche, Schulen und Publikum und menschliches Gefühl zugleich?

Ich verstehe, — ihr antwortet: Diese Straßensingerei ist ein alter Gebrauch, sein Ertrag ist nöthig zu Erhaltung und Ausbildung der Knaben, fällt das Straßensingen hinweg, so werden manche auch ihre Beiträge entziehen und damit die Mittel zur Erziehung der Knaben sehr bedenklich schmälern. Also muß man von zwei Übeln das Kleinste wählen und in Gottes Namen die Kinder fort singen lassen!

Schämt euch allesammt eurer Einfalt, eurer Geistesflachheit, eurer Herzensträgheit! Wenn ihr vernünftig mit den Bürgern sprecht, so wird kein einziger in Weimar so unvernünftig und gemein sein, daß er nicht seinen bisherigen Beitrag auch ohne jene Straßenplärrerei und unanständige Bettelei gern fortbezahlen sollte. Fände sich dennoch ein solcher crudeler Philister, so wäre er der Verhöhnung aller andern gewiß, und zwanzig neue Geber würden an seine Stelle treten, um solche Schmach von der Stadt zu wälzen, und ein Institut zu beseitigen, welches unsre Zeit schändet, und höchstens ein paar alten Weibern beider Geschlechter ein fatales Vergnügen gewährt.

Thun die Behörden nichts dagegen, so glaube ich Weimars Bürger sattsam zu kennen, um von ihrem Verstand und schönem Gemeinsinn allein die Abschaffung so großen Übels mir versprechen zu dürfen.

Durch die neue Kunststraße, welche Hamburg mit Nürnberg über Magdeburg, Weimar etc. in neue und nähere Berührung bringt, scheint es für Weimar von Bedeutung [illegible], daß alle dahin führenden Communications- und Nebenwege in humanen Zustand versetzt werden. Größtentheils sind sie wahre Parodien von Wegen, und weit eher ein Abschreckungsmittel als eine Einladung.

Sollte die Verwendung der Züchtlinge zu solchem Bau nicht weit gemeinnütziger und für die Zuchthäuser einträglicher sein, als der doch immer ziemlich odiose Holzhandelsverkehr dieser Unglücklichen in allen Straßen der Residenz?

Hätten nicht die Fürsten durch Anlegung des unvergleichlichen Parks, dieses Juwels von Weimar, einen der anmuthigsten Spaziergänge Deutschlands gegeben, so wäre man hier nach eintägigem Regen zur Stadtgefangenschaft verurtheilt, da selbst die Chausseen ringsum für den Fußgänger in solcher Zeit unwegsam werden. Dieser Gegenstand scheint mir viel wichtiger und dankbarer zu sein, als die Opferung eines nicht kleinen Kapitals für Versuche auf artesische Brunnen in dem ohnehin so wasserreichen Ilmthal. —

Über 100 Zeitschriften in allen Sprachen und ein Tisch mit allen Neuigkeiten des deutschen Buchhandels bilden das Museum unter der äußerst gewandten, pünktlichen und gefälligen Aufsicht eines großherz. Custos. Schwerlich existirt irgendwo ein wohlfeileres, bequemeres und besser ausgestattetes Leseinstitut. Sämmtliche Journale und literarischen Werke werden ein Eigenthum der Großherzoglichen Bibliothek. Diese steht jedem zur Benutzung zu Gebot und wird unglaublich vielfältig benutzt, obgleich die beiden merkwürdigen Oberaufseher Vulpius und Göthe nicht ohne Liebhaberei sorgten, und Lücken einreißen ließen. Jetzt soll Neues nur sehr spärlich angeschafft werden; von manchem Werk sind die ersten Bände vorhanden, die übrigen fehlen.

Diese Bibliothek ist eine der schönsten und wesentlichsten Zierden Weimars, so wie der Bibliothekar Kreuter der Hauptschmuck der Bibliothek ist, das schönste Muster eines Bibliothekars, ein Mann, der den Dank von Tausenden sich verdient hat, mit rastloser Liebe seinem schwierigen Beruf vorsteht und für alles Fehlende Ersatz zu geben fast immer versteht. — —

Spräche jemand: „Die Ilmenauer Papiermühle hat bedeutenden Einfluß auf Deutschlands Literatur geübt, denn Göthe schrieb viel auf Ilmenauer Papier!“ — so würde man ihn für einen Windbeutel, wo nicht für weit Schlimmeres halten.

Vornehm und behaglich aber spricht gleichwohl Einer dem Andern nach: „Weimars Theater übte bedeutenden Einfluß auf deutsches Bühnenwesen!“ Wann, meine Herren, womit und wodurch und in wiefern? bekennen Sie endlich, daß Sie viele Worte hin und wieder sprachen, nur um diesem, oder jenem angenehm damit zu räuchern. Das alte Theater von Mannheim und Gotha und Hamburg, die Berliner Bühne, namentlich unter Iffland, und Wiens Volkstheater und Opernhaus übten vielfachen und wesentlichen Einfluß auf Deutschlands Bühnenwesen, dessen Spuren heute noch mehr oder minder deutlich allerwärts sich nachweisen lassen. Schiller und Kotzebue wirkten beinahe mit Allgewalt, Göthe kraftvoll auf Deutschlands Bühnenwesen durch ihre dramatischen Gedichte. Womit und wodurch wirkte Weimars Theater auf Deutschland? Sagt mir es doch, ihr lieben gelehrten Herren, denn ich weiß es noch immer nicht und kann es nicht begreifen.

Hat die Weimarer Bühne für Decorationen, Costüme, Maschinen etc. für alles Äußere und Materielle der Darstellungen neue Lehren und Verbesserungen eingeführt, welche in Deutschland Anklang und Nachahmung hervorbrachten?

Erschien die Weimarer Bühne allen übrigen Bühnen als ein nachahmungswürdiges Muster in der Dramatik, Scenik, im Geist und innern Leben der Darstellung? Hat dieses musterhafte Wirken die andern Bühnen belehrt und gebessert und erleuchtet?

War die Weimarer Bühne eine Musterschule für Bildung dramatischer Künstler und Künstlerinnen? Haben die hier gebildeten Schüler ihre Lehren auf die übrigen deutschen Bühnen verpflanzt, und damit die deutschen Bühnen nach hiesigem Muster umgeformt?

Nein! Nein! Nein! Von diesem allem geschah nichts! Also gehört jener sogenannte Einfluß in die Kategorie der Spaßmacherei mit Ilm-Athen! (Forts. f.)

Musik in Frankfurt.

Revue des Monats März.

Den 1sten. Die schöne Müllerin von Paisello. „Warum“ dürfte hier die Gelegenheit zur Frage sein, „Warum italiänisirt man uns nicht lieber durch und durch? da deutsche Musik bei uns doch immer seltner wird“; 41 Opern von Paisello allein, — und wir kennen davon kaum ½ Dutzend. Es fehlt doch nicht an rhetorischen Zerfetzern! (Uebersetzern.) Weshalb noch diesen Rest klassischen Unfugs auf deutschem Boden? — Die Pariser thauen jetzt auf und finden Geschmack an deutscher Musik. Dort werden deutsche Partituren ihre Heimath finden. Die Herren ini, etti, ante und etti sollen nur kommen und ihre Citronen-Reiser auf unsre Kartoffel-Stauden pfropfen. Wir empfangen sie unter Triumphbögen, aus ihren eigenen Werken gebaut. Parthenope's warmer Himmel wird schon so gefällig sein, mit ihnen zu ziehen! Die Leichtigkeit der italiänischen Dunstsphäre wird dann ihren Einfluß auch auf Deutschlands phlegmatische Kehlen und Seelen ausüben. Die Geschicklichkeit des Vortrags wird den leichten Conturen ital. Composition in der Originalsprache den nationellen Charakter geben. Wir werden gleich dem ital. Sänger aus der einfachen Note den Sinn der Composition errathen, und einen Ausdruck hineinlegen, der uns bisher fremd

war! Die Elastizität des Spiels wird damit im Pinkianer stehen! Wir werden nicht mehr nöthig haben, über die Analyse der Partitur den Genuß verwandter Anklänge einzubüßen. Bis dahin müssen wir uns eben noch die ital. Oper auf deutschen Bühnen als Zwittergeburt toleriren.

Unter diesen Umständen ist meiner Kritik der Rücksicht Hemmschuh angelegt. Sie wird sich, ins alte Gewohnheits-Joch schmiegend, die Darstellung der heutigen Molinara von der Nordseite, d. h. von der Deutschen betrachten müssen. Dem. Kratky-Röschen. — Es wäre undankbar, der Vorzüge über die Mängel dieser Sängerin zu vergessen. Schöne Mittel mußten durch das Band seelenvoller Grazie vereinigt werden. Herr Hassel wäre ohne seinen Vorgänger kur ein origineller Knoll. Herr Marrder ist ein ausgezeichneter Notar. Herr Schmezer sang den Baron. Die Ouvertüre dieser Oper ist von Winter dazu componirt; die Einlage der Dem. Kratky von Carafa. Das chromatische Allentamento darin paßt zu dieser Parthie, wie Ringe und Bracelets zum Anzuge. Chromatisch herabperlende Läufe habe ich nur zweimal vollendet gehört, von Mad. Campi und Dem. Sontag. Dem Einstudieren dieser Oper alle Ehre. Dem Orchester Dank für die seltene Discretion der Begleitung.

Den 4ten. Titus. Mozart schrieb diese Oper für Prag zur Krönungsfeier Leopolds, kurz vor seinem Requiem. Der Text von Metastasio war von den Böhmischen Ständen erwählt. Der antike Geist, der in dieser Oper vorherrscht, ist also das Resultat ernster Anschauung und Willenskraft. Es ist nicht die gewisse antike Steifheit des Styls, die sich bei Mozart mit seinem Idomeneo gebrochen. Diese Oper bildet gleichsam die Brücke ins neuere romantische Land. Mit ihr eröffnete sich seine eigentliche dramatische Laufbahn, die ihn populär machte. Allen Künstlern sei diese Anschauung heilig. Kann man aber auch antik singen? Das liegt im Geschmack. Das lehrt die Schule nicht. Weniger aber, als moderne Einflechtungen vermeiden, kann man doch nicht thun. Dies gilt hauptsächlich bei der Cadenz. Pedanten verbieten diesen Tonfällen alle Ornamente. Mozart wie seine Zeitgenossen, behaupte ich, haben vielmehr darauf hingewiesen. Allein dem Schönheitsgefühl des Sängers bleibe es überlassen, diese Ornamente im Geist des Werks zu schaffen. Wie das zu machen, ist Sache des Dirigenten. Einfachheit dürfte wohl die erste Bedingung sein. Abgesehen davon, daß alle Mozart'schen Opern im eigentlichen Sinne deutsche Opern sind, so darf am wenigsten sein Titus mit Bellinisch-Rossinischen Cadenzen mesalliirt werden. Die Vorstellung war im Ganzen gut und gerundet. Chöre und Ensembles vorzüglich. Was jedoch am meisten vermißt wurde, war die Theilnahme des Publikums. Bekanntlich beginnt die Oper mit dem Duett zwischen Sextus und Vitellia. Damals schon begann man das Bedürfniß eines eclatanten Anfangs zu fühlen, und der vielseitige Winter half diesem Uebelstande durch die Composition der ersten Introduction ab. Die darin verflochtene Arie des Titus (es dur) mit Chor ist von Weigl.

Nach langen Jahren erschien dieses große, nicht allgemein genug verstandene Werk auf unserer Bühne, und zwar zum Abschiedsbenefice der Dem. Hill (Sextus). Mit dieser Parthie ist der in früherer Zeit in Frankfurt so gefeierte Name Hill für unsere Bühne ausgestorben. Dem Selbstvertrauen der jungen Künstlerin gesellte sich auf ihrer Reise das beste Glück!

(Fortsetzung folgt.)

Bunte s.

*** Talleyrand in seinen häuslichen Gewohnheiten. Talleyrand verläßt 10 Uhr Morgens das Bett; nur die Hälfte der Zeit, welche er in demselben zubringt, ist dem Schlafe gewidmet. Die schlaflosen Stunden wendet der Fürst zu Entwürfen von Briefen, oder Protokollen, Friedens- oder Kriegs-Machinationen, Verschwörungen gegen oder Plänen zu Revolutionen an. Häufig geschieht es, daß Se. Excell. einen Sekretair zu sich ruft, um ihm, hinter den Bettvorhängen heraus, einen Manifest-Plan zu diktiren, oder einen Allianz-Traktat zwischen zwei Nationen. Eine halbe Stunde nach dem Lever frühstückt der Fürst. Das Dejeuner ist einfach, es besteht aus Eiern, Früchten, Törtchen und einem Glas Wasser mit Madera. Weder Kaffee noch Chokolade, nicht einmal Thee wird dabei servirt. Nachdem Se. Excell. sich selbst angekleidet hat, zweifelsohne um dem Körper einige Bewegung zu verschaffen, legt er sich gleichfalls eigenhändig die Cravatte um; indeß die Finger des Fürsten sind so ungehorsam, daß jene ein über das andere Mal die Hülfe der Frau Herzogin von Dino in Anspruch nehmen muß. Nach dem Frühstück, wenn der Fürst einen Augenblick der Erholung gewidmet hat, wird Audienz ertheilt, gearbeitet und Zeitung gelesen, oder vielmehr durchgesehen; denn ein Mann, wie Talleyrand, liest niemals eine ganze Seite. Hierauf werden Befehle ertheilt, Briefe eröffnet, diplomatische Visiten abgestattet und dann und wann kurze Spaziergänge gemacht. Sodann wird die Toilette zum Mittagsessen verändert. Obgleich Kenner, und nicht ohne Gourmandise, speiset der Fürst dennoch compakt und trinkt nur reinen Madera. In Paris sich befindend, dinirt Talleyrand um acht Uhr, auf dem Lande um fünf Uhr. Nach dem Mittagsessen, wenn der Kaffee getrunken und das Wetter es erlaubt, wird promenirt. Hierauf spielt man, der Fürst insonderheit gern Whist. Der Humor Talleyrand's bleibt derselbe, er mag gewinnen oder verlieren. Nur dann wird er unwillig, wenn die Mitspielenden schlecht spielen, oder zerstreut sind. Whist wird von der Rechten zur Linken gespielt, eine Gewohnheit, die Herrn Talleyrand zur anderen Natur geworden ist. Stets wird ein hohes Spiel gemacht. Wenn die Karten bei Seite gelegt sind, begibt sich der Fürst in sein Kabinet. Hier werden Correspondenzen besorgt, Suppliken beantwortet und Rendezvous für den nächsten Tag festgesetzt. Zwar hält Se. Excellenz kurze Zeit Mittagsruhe, indeß, nach Verlauf derselben, bleibt er bis vier Uhr rüstig und wach. Häufig hat man ihn dagegen im öffentlichen Leben einschlafen sehen, wie z. B. in der Pairs-Kammer; ja sogar an dem Tage, als Herr von Lamartine von dem berühmten Cuvier in der Akademie mit so viel Lob überhäuft wurde. Freilich täuscht man sich oft in dieser Hinsicht, Talleyrand wacht nicht selten bei geschlossenen Augen, und zwar lediglich aus dem Grunde, um besser zu hören. Seine Arbeiten besorgt der Fürst Abends; indeß er arbeitet selten. Demungeachtet behauptet man, er habe seit [illegible] an seinen Memoiren geschrieben, und einige Seiten derselben neun oder zehn mal geändert, also zwei mal mehr, als Buffon. Obwohl die zahlreichen Veränderungen eben keine große Aufrichtigkeit des alten Geschichtschreibers verbürgen, so sichern sie wenigstens die Korrektheit des Styls. Der Puls des Herrn von Talleyrand schlägt, mit Ausnahme des Abends, langsam, oft weniger, als sechzig mal in der Minute. Solches rührt offenbar daher, weil der Fürst nie bewegt wird; seine Züge sind stets ohne alle Leidenschaft. Jedoch wenn es sich um Rache handelt, ist der sonst so schläfrige Kreislauf des Blutes bei weitem rascher, als gewöhnlich, wie solches bei vielen Greisen der Fall ist. Die ungestalteten [illegible] ausgenommen, welche Jedermann bekannt ist, hat der Fürst weiter keine Gebrechen aufzuweisen. Es ist wahr, seine Arme sind seit dem Blutschlagfluß geschwächt, aber nicht gelähmt. Aber es ist noch nicht lange her, daß einem seiner Füße der Brand drohete. Se. Excellenz empfand damals brennende Schmerzen, ein quälendes Jucken in der Gegend der Zehen und der den Mittelfuß bedeckenden Haut, die von einer Besorgniß erregenden Röthe überzogen war. Aber gegen diesen Gefahr drohenden Unfall wurden sofort geeignete Heilmittel angewendet und dadurch dem Uebel abgeholfen. — Hr. von Talleyrand ist [illegible] Jahre alt. Er wurde am Tage des Lissaboner Erdbebens geboren. Wer hundert Jahr alt werden will, befolge seine Gesundheitslehre. Es ist die von Fontenelle, zu welchem Mad. Geoffrin, ihm die Finger auf's Herz legend, sprach: Ihr Kopf ist da!

*** Religiöser Wahn. Wer dies nachgeschriebene Gebet, (heißt es im Rosenkränzlein von St. Ursula, gedruckt zu Straßburg 16[illegible]) mit 5 Pater noster und 5 Ave Maria mit Andacht spricht, der hat [illegible] Jahre und 36 Tage Ablaß. — Im kleinen Jalkut Ruben heißt es: „Einst wird das Sündengeschöpf, der Teufel, in einen heiligen Engel umgestaltet und die Hölle dem Paradies einverleibt, und daselbst wird dann das Volk der Gerechten unaufhörlich tanzen, und der gebenedeite Gott den Tanz anführen. — Die Jesuiten behaupten: daß Ignatius Loyola in der Höhle von Manresa, Gott sah, wie er ist, und ihre Constitutionen seien aus Offenbarung hergeflossenes, reines Gotteswerk. Sehr keck war es also von Pabst Paul III., daß er die Jesuiten bevollmächtigte, Aenderungen nach ihrer Einsicht und ihrem Gutdünken vorzunehmen. Die Constitutionen verlangen ausdrücklich, daß sich der Jesuit wie einen Stock betrachte, den der Vorgesetzte, wozu er will, gebrauchen darf — wie einen Leichnam der sich hinlegen läßt, wohin man will. Mariana lobt den Mörder Heinrich's III. und fügt hinzu: wenn ein Regent zum Tyrannen geworden sei, müsse sich das Volk versammeln, ihn abzusetzen, um aber Weitläufigkeiten zu vermeiden, wäre der bessere Rath, ihn durch List und Betrug anzulocken und zu tödten. Siebenzig jesuitische Schriftsteller vertheidigen den Königsmord. Eadmeds lehrt: eine Lüge, welche die Creatur für sittlich erlaubt hält, ist erlaubt, und Christus kann am Tage des Gerichts wohl zu einem Verläumder sagen: „komm Gesegneter, weil du gelogen hast!" — Ein unverzagtes Gewissen, hinsichtlich des Unerlaubten entschuldigt die Sünde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 89. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 14. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

8. Schlaf und Leben.

Alle Regung und Rührung schien meinem schönen Kamäleon wieder entflohen zu sein, sobald wir im blauen Zimmer angelangt waren. Sie trällerte eine Variation zu der türkischen Musik, ging in eine Melodie von Cosa rara über, erfaßte eine Ferma, um zu einem Gluck'schen Thema zu gelangen, und endigte ihre Skizzen lachend mit der Frage: „Lieben Sie auch nach Tisch ein Stündchen zu verplaudern? Ich kann nicht sogleich schlafen gehen, wenngleich das Souper nach Mitternacht erst sich endet. Ich liebe den Schlaf außerordentlich und noch mehr die Seligkeit holder Träume. Damit lebt man zweimal, eigentlich ein doppeltes Leben. Wahrlich, sehr in Verlegenheit wäre ich, wenn ich sagen müßte, welchem von diesen beiden Leben ich den Vorzug gäbe!"

Ich — unbestreitbar dem wirklichen Leben des Tages, weil ich doch immer mehr oder weniger dessen Herr und nie ganz blinder Sklave des Zufalls bin, weil ich mit Überzeugung weiß, daß ich bin, daß ich lebe, wirke oder leide.

„Lassen wir alle Überzeugung aus dem Spiele. Definiren können Sie mir die Überzeugung haarscharf, aber, mit Ausnahme alles Mathematischen, kaum irgend Etwas zur wahren Evidenz herstellen. Eigentlich überzeugt ist der Mensch beinahe von gar nichts, oft am wenigsten von dem, was er für eine uralte Überzeugung hält. Damit ist es eben so wie mit Ihrer gerühmten Herrschaft, Selbstherrschung und Lebensbeherrschung im wachenden Zustande. Wären etwa die Träume, welchen jeder Sterbliche mehr oder minder lebhaft wachend und denkend nachhängt, weniger Träume, als jene wunderbaren, fast unerklärbaren Gebilde und Erscheinungen und Regungen des schlafenden Menschen? Wirken nicht Phantasie, Wahn, Aberglaube und Albernheit weit bedenklicher und einflußreicher durch jene wachenden Träume, jene gleichsam individuellen Träume, als durch die Träume des Schlafs, diese Träume par hazard, diese Stegreifträume und Magenoperationen und Nervenzuckungen — auf das Geschick der Menschen? — Wovon träumen Sie gewöhnlich im Schlaf?"

Ich fliege, und fliege mit unendlichem Behagen, glaube die Höhe zu erreichen und erwache dann in der Regel sehr mal à propos. Oder ich schwimme, tauche, bade mich wohlig in kristallhellem Strom. Am jenseitigen Ufer erblicke ich eine schöne Blume, höre einen niegehörten zauberischen Gesang, sehe eine wunderliebliche Gestalt, welche mir hinüber winkt. Ich rudre hinüber, schon bin ich nahe, schon athme ich den Duft der Blüthe, der Gesang wird heller und heller, ich beginne, Auge in Auge das holde Wesen zu betrachten, ihr Athem weht mich an — da erwache ich und fort ist Alles. Zuweilen wird mir an unübersehbarem Abgrund schwindlicht, Höllenangst erfaßt mich — ich stürze, falle tiefer und tiefer, um plötzlich mitten in der Luft zu erwachen. Sehr oft verfolgt mich ein Stier, ich fühle schon sein Schnauben, seine Hörner berühren meine Brust — und ich erwache.

„Und welchen Einfluß üben diese Träume auf Ihr Leben und Treiben?"

Welchen Einfluß? Ich glaube wahrhaftig gar keinen!

„Nun! Jetzt die Hand auf das Herz! Was träumen Sie wachend? Oder deutlicher: Was wünschen, was hoffen, was ersehnen Sie am lebhaftesten und am häufigsten?“

Hm! Zuweilen träume ich mich wohl recht lebhaft in den Zustand eines sein Land regierenden und beglückenden Ministers hinein. Häufiger schwärme ich mit Cook und allen großen Reisenden in fernen unbekannten Landen umher, kultivire mit Penn ein ödes wildes Land und gebe ihm eine ideal schöne Verfassung. Aber am häufigsten genieße ich das Entzücken, meine Gedichte auf jedem Tisch zu finden, meine Lieder aus jedem Mund zu hören, als Schriftsteller meinen Namen gepriesen zu wissen!

„Und der Einfluß dieser Träume auf Ihr Leben und Treiben?“

Daß ich mit unendlicher Liebe an allen Wissenschaften hänge und mich fortbilde, welche zu jenen Zielen führen können, daß ich das Lernen als den Zweck meines Lebens betrachte, von Einem zum Andern übergehend nur höchst selten ermatte, und in neuen Studien Erholung und neue Kraft gewinne, um —

„nie ein tüchtiger Minister, nie ein Cook oder Penn, kein bedeutender Dichter und kein großer Tonsetzer zu werden, weil zu Allem der Traum Einheit des Willens, Concentricität der Kraft, Energie der Entwickelung Ihnen raubt, Ihre Elemente zersplittert. Ja, mein lieber Freund, gar Viele werden Alles nur halb, weil sie in der Jugend solche Träume mit Beruf verwechseln, und diesem Zaubergewebe sich erst entwinden, wenn die schöne Frühlingszeit vorüber und die schwülen Tage des Mannes herangekommen sind.“

Wie? Ach!

„Doch wir werden zu ernst. Laß sehn, was haben Sie d a vorhin zu lesen angefangen? Den Tasso! Also auch Italiener? Scharmant, ein neues Band, das uns anmuthg fesseln soll. Ich liebe diese Sprache und sie liebt mich wieder, denn sie versüßt mir manche Stunde.“

Wehmüthig war ich auf das Sopha hingesunken und drückte meinen Schmerz mit dem Gesicht in die schwellenden Polster. Ihre Stimme tönte mir lange wie eine unendlich süße, wehmüthig weiche Melodie, welche immer naher und näher erklingt. Endlich rangen Silben und Worte und Sätze aus dem zaubervollen Gesang sich los, italienische Worte, Tasso's Verse, Tancred's und Chlorindens Geschichte entfaltete sich. Sie las. Nein, sie las nicht, sie dichtete laut, sie schuf in Worten und Tönen einen Gesang des befreiten Jerusalem's. Tasso war sie selbst, der von Liebe und Religion und Ritterlichkeit begeisterte Tasso, der zum Erstenmal die Worte sich selbst sprach, welche ihn unsterblich machen sollten, der seine ganze Seele in Versen aushauchte.

So hat nur dreimal im Leben Musik mein Innerstes ergriffen, mein ganzes Nervensystem durchschüttert, fast alles irdische Bewußtsein mir geraubt, — als ich, noch ein Knabe, zum Erstenmal von vier Halbbrigaden die Marseillaise hörte. Ich wurde krank mehrere Tage lang, wie von einem schweren Nervenübel behaftet, als ich den Don Juan zum Erstenmal hörte, nachdem ich das Buch der Oper verschlungen hatte, — als ich Rossini's Zelmira, oder vielmehr den Verein der besten Sänger der Erde jene Oper singen, d. h. also — zum Erstenmal den eigentlichen Zauber lebendigen Gesangs hörte, die Sprache des Gemüths in den herrlichsten Tönen, in der ganzen Glut des Südens! —

Lange schon hatte sie das Buch bei Seite gelegt und lächelnd mich betrachtet, als ich noch bebend in der Ecke des Sofa's saß, starr vor mich hinblickte, ohne etwas zu sehen, mit Thränen im Auge, namenlose schmerzliche Wonne im Herzen, ohne Besinnung, ohne Gedanken.

„Nun! gefällt Ihnen Tasso aus meinem Mund? Keine Antwort? Habe ich denn so gar schlecht gelesen, daß nicht einmal die Galanterie eines Kavaliers ein Wörtchen findet, sein Mißfallen zu bemänteln?“

Sie — Sie haben schon geendet? Vorüber wäre schon dieser himmlische Traum?

„Ha, ha, ha! ein Traum! Bald glaube ich, daß es ein Traum in wirklichem Schlaf gewesen! Indessen ist's wohl Zeit, an Ruhe zu denken, so eben schlu es drei Uhr!“

Ruhe? Ja, fort! hinaus! Die Glut droht mich zu ersticken!

Damit ergriff ich hastig meinen Hut und stürmte wie bewußtlos nach der Thüre.

„Fort wollen Sie? Jetzt fort? Seien Sie doch klug, was soll ganz Krähwinkel sagen, wenn Sie um diese Stunde allein aus meinem Hause gehen?“

Verwünscht!

„Verwünscht oder Erwünscht? — Nein, lieber Freund, Sie bleiben, schlafen hier —“

Hier?

„Nun, erschrecken Sie nur nicht so gewaltig vor diesem erschrecklichen Schicksal. Komischer Mensch, jedes seiner Worte ist eine Sottise; — dennoch, gute Nacht! damit sie sanft schlafen und süß träumen, einen Kuß — auf Wiedersehen im schönen Morgenlicht!“

Fort war sie, meine Lippe brannte, Glut war ich über und über, durch und durch. Charles trat stumm ein mit einem silbernen Armleuchter, öffnete eine andere Thüre, stellte sich vorleuchtend dahinter, mein Kommen erwartend.

„In Gottes Namen!“ stöhnte ich und folgte ihm rasch. Durch drei Zimmer schreitend, gelangten wir in das vierte, ein prachtvolles Gemach mit vielen Gemälden. Charles stellte den Armleuchter auf ein Marmortischchen, schob die seidene Bettdecke zurück und machte Anstalt, mich zu entkleiden. Unwirsch herrschte

ich ihn an: „Ich entkleide mich selbst, allein!“ Er machte eine Verbeugung, zündete die Lampe hinter der prachtvollen Nachtuhr an und ging des Wegs, welchen wir gekommen waren.

Mechanisch entkleidete ich mich, betrachtete voll dummen Staunens einen schönen Schlafrock von Seidendamast und persische Morgenstiefel, welche wie für mich bereit lagen, blies unmuthig die Wachskerzen aus, als hätte ich in meinem Leben kein Licht ordentlich ausgelöscht, bestieg mein Bett und träumte viel, bevor ich noch einschlief. (Forts. folgt.)

W e i m a r.

(Fortsetzung.)

Übrigens waren auch Göthe's und Schiller's Ansichten über das Theater zu verschiedener Natur, um Einheit des Plans und der Durchführung nur vermuthen zu können. Göthe vergaß nicht selten sich selbst über dem Hofkavalier, und der Hof gab nicht selten Einflüssen von Außen gefällig nach. Darüber spricht das Repertoir sehr vernehmliche Worte. Später bellte der Hund des Aubry hier so laut und wohlgezogen, wie auf andern Bühnen, und keiner der zahllosen Jagdjunker hatte Amtdeifer genug diese auf dem Leibrevier wildernde Bestie zu erschießen. Papa Göthe fürchtete sich vor dem Hund und dem Gebelle der Zeit, er zog sich vom Theater zurück. Von jenem Moment an datiren die pfiffigen Leute dessen Verfall.

Schmeichelei, Windbeutelei, Lüge!

Die Weimarer Bühne ist eben so weit entfernt, eine verfallene zu sein, als sie davon entfernt war und ist, eine auf Deutschlands dramatisches und theatralisches Wesen Einfluß habende Bühne zu sein.

Bedeutende, wenigstens als solche gerühmte Schauspieler hat sie in Menge verloren, ja, sie hatte früher nur bedeutende Schauspieler (wie wenigstens die Treuherzigkeit und Eitelkeit der Weimarer es glaubte und gern hörte) und jetzt hat sie ziemlich wenig bedeutende und manches schwache Individuum aufzuweisen.

Die alte Große, der frühere Glanz, die leuchtende Eminenz der Kunst der Darstellungen voriger Zeiten wird täglich problematischer, wenn man den völlig unkritischen Geist, den fast gänzlichen Mangel an Urtheilslust des Weimarer Publikums in Masse betrachtet. Sonderbar, daß hier alle jene riesige und erlauchte Größe fruchtlos verrauscht sein soll! Sonderbar, daß nur einzelne wenige jener Großen im übrigen Deutschland mehr als einen Succès d'estime erringen konnten, keine von Allen anderwärts im Siegesflug eines Genies zu jauchzender Bewunderung und lebendiger Freude hinriß, Viele mit ihrer Kunst — Kälte und Verwunderung erzeugten!

Jedoch, alles Vergangene wollen wir ruhen lassen, die ruhige, auf Vernunft basirende Wahrheit war damals ein so seltener und theurer Artikel, als sie es jetzt immer sein kann. Für und dagegen stritten Viele, und alle gehässigen, kindischen und verächtlichen Leidenschaften kamen dabei in's Spiel, wie es heute noch zu gehen pflegt.

Die Weimarer sind in Masse im Theater, ein kindlich frohes harmloses Völkchen, genußlustig, hungrig und durstend, — darum leicht zu befriedigen. Ein liebenswürdiges Völkchen, welches Gebrechen und Fehler nicht sieht, oder nicht zu sehen scheint, und fast traurig wird, wenn es beim Abgang oder nach der langen Rede irgend einer Person nicht zum Applaudiren kommt. Darin macht es beinahe keinen Unterschied zwischen allen seinen Darstellern. Stillschweigend hat sich bon ton eingeschlichen und es gewissermaßen zur patriotischen Ehrensache gemacht, — alles während der Darstellung charmant zu finden.

Das ist charmant, und in der That für Kunst und Vergnügen besser, als der jetzt an so vielen Orten grassirende jämmerliche bon ton des Gegentheils, wie sehr auch solche Publikümer mit ihrer Klugheit und Gelehrsamkeit sich brüsten mogen!

Dieses „an allem Gefallen und Freude finden“ wird aber auch durch die musterhafte Direction des geistvollen Obermarschall Spiegel erleichtert und durch einen Zusammenhang von Kleinigkeiten erhalten. Vor allem durch eine gewisse Einheit, welche an manchem großen Theater zu den Chimären gehört.

Decorationen, Costüme, Requisiten, Maschinerie, Beleuchtung gehören zu dem hübschesten und effectvollsten, was in Deutschland zu sehen ist. Eine stets reichliche, gut dressirte und ausnehmend pünktliche Comparserie macht die Ensemble-Scenen lebendig, frisch und pittoresk. Kein Darsteller erscheint je im Proscenium, an den Lampen, alles bleibt in gehöriger Perspective, im Einklang mit Beleuchtung und Färbung. Kein Souffleur wird jemals gehört. Die Zwischenacte werden, mit verständig gewählten Compositionen von dem ganzen Orchester unter Leitung eines Musikdirektors ausgeführt, so reizend ausgefüllt, daß sie oft das Anmuthige eines Concerts gewähren. Und — was in Deutschland das Seltenste ist, und hin und wieder allerwärts Scandal und Scandälchen erzeugt — hier wird nie die Wahl und das Benehmen jener gewissen fatalen Neben- und Glückrollchen Störung, Gelächter, Blamage hervorbringen. Schauspieler und Schauspielerinnen, welche heute die ersten und glänzendsten Rollen spielen, erscheinen morgen in der kleinsten und unbedeutendsten Scene mit gleicher Aufmerksamkeit und gleichem Eifer. Keine Spur jener so verrufenen Eitelkeit, Dickthuerei und Scheelsüchtigkeit der Schauspieler.

Darin kann die hiesige Bühne allen übrigen zum Muster dienen. Diese schöne, unberechenbar wichtige Eigenheit verdankt man lediglich dem Zartgefühl, Geschmack und Manneswillen des Obermarschalls von Spiegel, dessen loyale, freundliche und galante Weise gegen alle Mitglieder nur von seiner Energie übertroffen wird.

Das Ensemble aller Darstellungen in Schauspiel und Oper ist größtentheils sehr lobenswerth und wirksam. Dies Ensemble verdeckt nicht selten manches individuelle Gebrechen, manche einzelne Schwäche. Es versöhnt die Kundigen der Zuschauer und macht den Gewöhnlichen einen recht hübschen Nebel vor, welchen zu durchschauen weder Kraft noch Lust vorhanden ist. Es beurkundet jene Achtung für Poesie, Theater und Publikum, welche, an so vielen Orten mehr und mehr verwischt und vermißt, ein wahres Kaffeehausleben auf der Bühne und baar bezahlte Schenkengenüsse im Parterre erzeugt.

Die Direction des hiesigen Theaters ist eine musterhafte. Schade, daß nicht alle jungen Künstler und Künstlerinnen Deutschlands unter dieser Zucht beginnen können, wir würden des Lächerlichen, Obscönen und des Dummen weniger auf mancher Bühne sehen.

Das recitirende Drama, der nothwendige Kern jeder deutschen Bühne, bewegt sich dem Allerhöchsten Geschmack gemäß am häufigsten im Gebiet des Lustspiels; dafür ist das Personal vortrefflich. Selbst auf dem Wiener Burg-

theater habe ich bessere Lustspieldarstellungen nicht gesehen; denn hierin ist gewöhnlich das Personal so wenig zahlreich, daß weder das allen Hofbühnen übel anklebende Invalidenthum zur Schau gestellt werden, noch die Schwäche der Jugend unbemäntelt paradiren muß.

Die Herren Genast, Durand, Engelken, Krieger, Winterberger, Streit, Seidel, Stromeier, Lorzing, Franke, Schönmüller *) 2c., die Damen Genast, Seidel, Lorzing, Müller, Durand, Zischka 2c. sind jedem Lustspiel gewachsen. Das ernste Drama gewährt nur wenig Reiz und muß möglichst vermieden werden, weil kein fähiger Jugendheld und kein erster Liebhaber gegenwärtig hier sich befindet, und damit jedem ernsten Drama einer der Haupthebel fehlt. Herr Winterberger, in heitern Gestalten voll äußern Reizes, schönen Lebens, mitunter sogar blitzenden Feuers, wird in allen ernsten Rollen abgemessen, kalt, unbehaglich. Herrn Streit's ganze Natur streitet gegen allen Ernst, und Herr Engst kann mit diesem unglückseligen Organ, mit dieser seltsamen Monotonie von Mimik und Action wie ein Liebhaber werden und Helden nur parodiren. Der treffliche Durand scheint für höheren Pathos Brust und Schwung verloren zu haben. Wie betrübend mir diese Wahrheit sei, aussprechen mußte ich sie, damit mein Bild vollständig und mindestens relativ wahr sich zeige. Wahrscheinlich kann diesem Mangel nicht abgeholfen werden, bevor einige der ganzen und halben Pensionen eingehen, oder Überflüssiges entfernt wird. (Schluß folgt.)

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

Am 12. April (zum Erstenmale): „das Adlers Horst." Romantisch-komische Oper in drei Abtheilungen; von Carl von Holtei. Musik von Kapellmeister Franz Gläser. — Holtei hat den Inhalt seines Buches einer Sage entlehnt, welche Johanna Schopenhauer schon früher zu einer ihrer besten kleineren Novellen benutzte, die man sich ursprünglich in der Schweiz von einem Lämmergeier erzählt, der vor den Augen der Eltern ein Kind wegholte, welches auf einer Alpenmatte spielte, und es auf einen unzugänglichen Felsen trug, — (in der Felsenkette über Quinten bis nach den Kuhfirsten wohnt dieser Raubvogel —) wo er es verzehrte. Dies einfache Thema hat der Dichter ins Riesengebirge verlegt, und mit allen Ingredienzien eines Opernbuches ausstaffirt. Rosa, ein Landmädchen, wird nicht lange nach ihrer Verbindung mit dem herrschaftlichen Förster Richard von demselben verlassen. Sie folgt, sie umschwebt ihn, tritt in Dienste bei einem auf den Höhen des Riesengebirgs wohnenden Baudenwirth Renner — vernimmt von Richards Werbung um Renner's Pflegetochter Marie, ist aber zu stolz ihn zu verrathen. Ihr Kind verbirgt sie unter Felsen an einsamem Orte. Cassian, ein Schmuggler, und Anton, der Sohn des alten Werthel, verlieben sich unterdessen in sie. Der Vater begünstigt die Liebe des eigentlich Marieen bestimmten Sohnes; die Mutter Veronica — die Werbung des Försters um Marieen. Das ist der dramatische Knäul. Bei einem ländlichen Feste wird Rosa erkannt, von welcher der Leumund behauptet, sie habe ihr Kind ermordet. Das treibt sie fort, hinab in's Thal, vom Vater Renner einem Bekannten rekommandirt; sie segnet aber vorher noch die schnell geschlossene Verlobung Antons mit Marieen, welche Richard den gehörigen Korb gegeben. Während sie packt, entführet der Adler ihr Kind — dem Publikum sichtbar — durch die Lüfte! Sie entdeckt dem entsetzten Chor, daß sie die Mutter sei, und eilt dem Adler nach, ihm das Kind zu entreißen. Nachdem der Chor gebetet, thut er (des Actus halber) dasselbe. Der ganze dritte Act spielt auf den Felsenspitzen des Gebirges, und der Adler brütet auf seinem Horst die Jungen aus, das geraubte Kind vor sich im Neste. Richard, der reuevolle, macht indessen einen Spaziergang und erscheint auf einer der Spitzen; Rosa kommt ebenfalls ermattet und schwindelnd auf der andern Seite an; die Gatten erkennen sich, und singen lange mit einander. Es wird ausgemacht, daß, wenn er den Adler mit seiner Büchse trifft, Rosa wieder ihm angehören soll. Gleich darauf schlägt ein gefälliger Blitz in einen Baumstamm neben dem Horst, dieser fällt, und bildet so eine vollkommene Brücke nebst Geländer, bis zu der Klippe der Mutter; und da das den unerschrockenen Adler keineswegs genirt, trifft ihn das Geschoß des Vaters; er fliegt auf und stürzt in den Abgrund. Zum Ueberfluß langt der männliche Chorus mit Renner und Cassian ebenfalls auf den Klippen an. Sie haben unter andern ein Brett mitgebracht, auf welchem Richard zu den seinen eilt, und eine malerische Gruppe beschließt das Ganze. Der Componist hat seine Aufgabe gelöst; denn er verstehe Effekte hervorzubringen, die ihn als Operncomponisten stets beliebt erhalten werden. Holtei nennt diese Oper eine romantisch-komische. Die Definition davon dürfte schwer zu geben sein. Die Hauptmotive sind tragisch, die Verbindungspunkte aber trivial lustig. So hat sie wenigstens der Componist bezeichnet. Der deutsche Componist ist überhaupt nur lustig, nie komisch in seinen Melodieen. (Siehe Wenzel Müller, Bauer, Dittersdorf, u. a.)

Den tragischen Theil hat Gläser im epischen Styl gehalten. Zu großartig für die Tragik der niedern Klasse?!! Wie meisterhaft hat dieses Weigl in seiner Schweizerfamilie gegeben, Weigl, der nie aus der Sphäre eines Totalgeistes getreten, der in jeder Oper herrschen soll. Diese Consequenz des Styls fehlt eben der heutigen. Den Ensembles und Finales gebricht rhetorischer Zusammenhang und Fluß. Was nicht Tanzmelodie ist, wovon es hier wimmelt, bleibt nicht haften in der Erinnerung. Man kann nichts davon mit nach Hause nehmen. Seine Melodieen sind nicht Reden, die einen Sinn bilden, es sind meistens Rhapsodieen, durch häufig abwechselnde Tempi, Takt- und Tonarten verbunden. An Weber'sch-Marschner'schen Anklängen fehlt es auch nicht. So weit meine Beurtheilung des Totalen. — Die Oper ging vortrefflich. So sorgfältig einstudirt, muß auch das zweideutigste Geistesprodukt gewinnen. Sie gefiel allgemein. Dem. Krasky (Rosa) wurde gerufen. F.

B u n t e s.

*** Theaterrevolution in Wien. († Aus einem Briefe von daher.) Kaiser Ferdinand wird die Künste nicht weniger schützen, als sein seliger Vater. Doch soll sich seine Vorliebe mehr der Oper und Duport zuwenden. Graf Czernin hat seine Stelle als Intendant des Hofburg-Theaters aufgegeben. Dem. Peche geht nach Berlin. Deinhardstein wünscht zur Bibliothek versetzt zu werden. An seine Stelle tritt Treitschke, dessen hohes Alter hoffentlich seiner Energie keinen Eintrag thun wird! Daß an die Stelle des Grafen Czernin wieder ein Cavalier tritt, versteht sich; denn die Intendantschaft des Theaters ist eine Hofcharge. Sie können sich denken, welches Aufsehen diese Veränderungen machen! —

*** Der Kindesmörder. Zwischen dem Thale, welches das Flüßchen Seif durchströmt, und dem Hartwalde, der sich unterhalb Laufenburg eine halbe Stunde lang längs dem linken Rheinufer hinzieht, erhebt sich eine Hügelkette, Kindshalde genannt, die ganz mit Wald bewachsen ist, und auf deren Rücken sich eine tiefe enge Schlucht befindet.

Dieser Berg und der nahe Hartwald stehen bei den Bewohnern der Gegend in keinem guten Rufe, indem es hierum öfters nicht ganz geheuer sei. So soll z. B. bei gänzlicher Windstille der Hartwald oft so heftig erschüttert werden, als wenn ihn der stärkste Sturm durchbrauste, und Leute, die Nachts noch spät über Feld mußten, wollen schon oft eine hagere, schwarz gekleidete Mannsgestalt gesehen haben, die ein wie vom Hunger abgezehrtes Kind auf den Armen trug, dann dasselbe niederlegte und unter fürchterlichem Geheul und Wehklagen sich die Brust zerschlug und die Haare ausraufte.

Ueber die Erscheinungen und Vorfälle, die noch jetzt von vielen Bewohnern der Umgegend als wahr behauptet werden, geht folgende Sage:

Vor Zeiten herrschte in der ganzen Gegend eine solche Theurung, daß mehrere Leute Hungers starben. Ein Vater hatte ein einziges Kind; auch ihn drückte schwer die allgemeine Noth, und als er endlich sah, daß er zwei Leben nicht mehr länger erhalten könne, faßte er den verzweifelten Entschluß, sein Kind heimlich wegzuschaffen. Unter dem Vorwande, auf dem Felde etwas Eßbares zu holen, führte er dasselbe in der Nacht zu der bewußten Schlucht und warf es hinab. Was geschehen, blieb unentdeckt; allein auf seinem Todbette beichtete der Unglückselige einem Geistlichen seine Frevelthat, worauf er dann in Verzweiflung starb. Von diesem Vorfalle erhielt der Berg den Namen Kindshalde. (Schweiz. Merk.)

*) Ich müßte eigentlich Hrn. Graf hier anführen; aber dieser einst wackere Hr. Graf sollte die Bühne wahrlich nicht mehr betreten, um einen wahrhaft betrübenden Anblick zu ersparen. Keine Stellung, keine Miene, kein Ton hält mehr einen Augenblick fest, manches wird förmliche Parodie bei dem besten Willen und reinsten Eifer. Der Mann hat verdient, daß man seine Pension ihn ruhig verzehren lasse. A. v. B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 90. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 15.

Mittwoch, 15. April.

Der Ostermeßkatalog.

Die löblichen Herren Buchhändler haben im verflossenen Geschäftsjahre mancherlei Aufregung erlebt. Zuerst erschienen plötzlich einige im Geheimen punktirte Artikel über eine neue Verfassung des deutschen Buchhandels, welche etwaigen Entschließungen des Bundestages zum Grunde gelegt werden sollten. Auf einem weißgelassenen Rande sollten die Collegen notiren, wo sie etwas dagegen oder etwas bestimmter zu sagen hätten. Vielfacher Widerspruch erhob sich. Die Buchhändler je einer Stadt hielten Berathungskollegien — es war im heißen Sommer — und vereinigten sich über die Mangelhaftigkeiten der circulirenden Paragraphen. Auch die Autoren, die das Urrecht ihrer Bücher nicht aufgeben wollten, und den Buchhandel immer nur für eine erleichternde Gefälligkeit, nie aber für ein zünftiges Muß ansehen können, hatten Einwendungen zu machen. Das größte Hinderniß des Entwurfes aber lag in seiner sonderbaren Verknüpfung der Censur mit dem Nachdruck; denn kämen jene Statuten in rechtliche Praxis, so würden nur diejenigen Bücher vor dem Nachdruck sicher sein, welche sich anständig in zwei Exemplaren der Landesregierung empfohlen haben und von obenher mit einem sichtbaren gerichtlichen Siegel, mit einem Censurstempel versehen wären. Diese Kuppelheirath des Ewigen mit dem Temporären, des Rechtes mit der Polizei war einer aristischen, erschöpfenden Gesetzgebung gänzlich unwürdig, und seither hat nichts wieder von dem Entwurfe verlautet.

Weit tiefer in den Buchhandel griff die Errichtung der Börse in Leipzig ein, die Herausgabe des Börsenblattes und die daraus folgende lobenswerthe Öffentlichkeit im Geschäftsverkehr. Es ist eine große Kette von Männern, welche sich gegenseitige Verbindlichkeiten schuldig sind, und sich alle in ihren Reprozitäten wach erhalten. Wenn sich im Börsenblatt schon einige Redselige vorgedrängt haben und sich gern sprechen hören, so pflegen zwar die entfernten Collegen schikanös darüber zu lachen; aber es ist doch immer etwas, was verdient, zur Sprache gebracht zu werden. Sogar Salbung und Weihe ist über die Herren gekommen. Man erinnere sich nur, wie sie den großen Grundsteinlegungszug in Leipzig arrangirt haben und wie sie mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel und Marschallstäben hinzogen, um den ersten Schlag zu thun! Ja in ihrem Enthusiasmus, in der Freude, daß nun Alles prompt zahlen wolle und keine so übertriebene Acconditionnahmen mehr vorkämen, beschlossen sie sogar, sich lithographiren zu lassen, auf daß sie einen ewigen Augenspiegel an einander nehmen könnten. Von der Gallerie der deutschen Buchhändler (Leipzig bei Pönicke) sind schon mehre Hefte erschienen und bringen uns nun zu einer sprechenden Anschauung der zerstreuten Firmen, den Beobachter aber zu einer Vervollständigung der Lavater-

schen Physiognomik. Auf der jetzigen Messe kommt vielleicht der hochherzige Entschluß zur Reife, daß die Herren nun auch ihre Gemahlinnen lithographiren lassen.

Die Pressen schwitzen, die Papiermühlen haben nicht Wasser und Lumpen genug, um den Bedarf herbeizuschaffen. Wir werden viel Geld brauchen, um die Bücher alle zu kaufen, welche im Katalog stehen; und nicht weniger Zeit, um sie alle zu lesen. Wer in den Umständen ist, jährlich zehntausend Thaler auf Bücher verwenden zu können, dem will ich wenigstens folgende empfehlen:

Unter den Bereicherungen der Länder- und Völkerkunde findet sich das meiste Bemerkenswerthe. Burne's Reise nach Bokhara, eine Reise von Carus durch Deutschland und Italien, Koppe's Briefe aus Europäischen Gegenden und Mexiko, Lamartine's Reise in den Orient, das große Magazin der Reisebeschreibungen, welches Cotta herausgibt, Miltitz Algier, Zander's Ireland, Norder's Erinnerungen einer Reise durch Frankreich und Italien, Otte's Reise durch Norwegen, Pöpping's Reise im Spanischen Amerika, Rengger's Paraguay, die Entdeckungsreise des Capitän Roß, Thiersch's Reisen in Griechenland, Stieglitz's oft angekündigte Reise nach Petersburg, Eichwald's Reise auf dem Caspischen Meere. An diese Werke mögen sich als mehr genreartig anschließen des Fürsten Pückler Semilassos vorletzter Weltgang, Menschen und Gegenden von Karoline von Woltmann, Lewald's Tyrol und Beurmann's Frankfurter Bilder.

An geschichtlichen Forschungen ist kein Mangel. Drumann gibt die Fortsetzung seiner Römischen Geschichte, Flathe eine Geschichte der Vorläufer der Reformation, Förster seinen Friedr. Wilhelm I. und eine interessante Schrift: die Höfe und Cabinette des achtzehnten Jahrhunderts, Gejer eine Fortsetzung seiner Schwedischen Geschichte, Helwing die von seiner Preußischen, Henne die schweizerische Revolution von 1798 bis 1834, Hesse gibt Beiträge zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Hüllmann entwickelt die Römische Verfassung, von Leo ist ein Lehrbuch der Universalgeschichte angekündigt, von W. Zimmermann eine Geschichte von Würtemberg, Schlosser setzt seine Beurtheilung Napoleon's fort, aber Luden hat seine deutsche Geschichte aufgegeben. Man sagt, sie soll ihn langweilen. Von Lorbell wird eine Darstellung Gregor's von Tours erscheinen.

Die Philosophie ist nicht kärglich bedacht. Außer Hegel's und Fichte's fortgesetzten Werken sind Streitschriften von Bachmann und Krug erschienen. Biese und Michelet erklären den Aristoteles, Brandis erzählt die Griechisch-römische Philosophie. Jordanus Bruno erscheint in Stuttgart, Fortlage philosophirt über Platon's Gastmahl, Göschel über die Unsterblichkeit der Seele, Ohlert gibt eine Religionsphilosophie und Rosenkranz würdigt die Verdienste, welche sich die Deutschen um die Philosophie der Geschichte erworben haben.

Zur Culturgeschichte gehören: Karl Arnd die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der Europäischen Cultur, Bosse's Familienwesen, mehre Schriften von Carové, eine neue Auflage von Gagern's Resultaten der Sittengeschichte und Menzel's Geist der Geschichte.

Staatsrecht und politische Wissenschaften sind leer ausgegangen; nur ist Dahlmann's Politik zu bemerken, Pfizer's Entwickelung des öff. Rechts in Deutschland, Elsner's Politik der Ökonomie, und Schön's Untersuchung der National-Ökonomie. Einige bezahlte Streitschriften der Fakultäten über die Englische Thronfolge des Obersten von Este sind ohne Interesse.

Zur Kunstgeschichte, Kritik und Literatur gehören Bobriks freie Vorträge über Ästhetik, Hothe's Vorstudien, Schorn's Umriß einer Theorie der bildenden Künste, E. Försters Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. In dramaturgischer Hinsicht ist die bei Cotta erscheinende allgemeine Theaterrevüe bemerkenswerth. Briefe an Merk, Pestalozzis ungedruckte Briefe, Schnellers Briefwechsel mit Prokesch, Schütze's Selbstbiographie, Göthes Theaterbriefe. Hippels Nachlaß werden manch Material zur Literaturgeschichte brauchen. In Heinrich Dörings Duodezpantheon wird jetzt Johannes von Müller aufgenommen. Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur erscheint im 2ten Theile. Wolff belehrt die Damen über Literatur in seinen Briefen an Henriette. Gries Übersetzung des Bojardo verdient Erwähnung; besonderes Interesse aber erregen Schlesiers Deutschland und die Weltliteratur und Wienbargs ästhetische Plänkeleien, desgleichen seine schon länger angekündigten Wanderungen durch den Thierkreis. Heine's Salon zweiter Band ist bekannt.

Von sämmtlichen Werken schöner Literatur figuriren wieder die Werke Michael Beers. Börne wird neu ausgegeben, Bürger kömmt in einem Bande, Castelli in sechs Bändchen, Langbein in sechszig, W. Neumann in drei, Chamisso in vier und Baggesen in sechs.

Von frischer, wenigstens neuer poetischer Literatur ist ein auffallendes Defizit vorhanden. Wenig Jünglinge haben es diesmal für nöthig gehalten, ihre ersten Nestausflüge herauszugeben. Erwähnung verdienen: Karl Büchners Staps, Gaudy's Kaiserlieder, Gruppes Gedichte, Gedichte einer Gräfin Hahn-Hahn, Schefer's Laienbrevier, Simrocks Wieland und Platens schon aus der Vesta bekannten Abassiden. Romane sind genug da, obschon wenig von den bekannten Lieferanten. Immermanns Epigonen und Traxels Memoiren eines Flüchtlings mögen hieher gehören. Dann sind da: W. Alexis Hans Düsterweg, sechs Erzählungen von A. v. Arnim, Belani's Premierminister, der Excentrische von dem in Nr. 10 dieses Literaturblatts erwähnten Naturdichter Clemens, Dullers Kronen und Ketten, Heeringens fränkische Bilder, Franz Horn Wein und Öl in Commission bei Arnold, Lax Chevalier Raynaud und die Pietisten, Lewald's Schattirungen, von Theod. Mügge der Chevalier, Öttingers Jeu de mille

fleurs, Rellstab der Wildschütz, Storch der Stern des Morgenlandes, Forsch Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen, Heinrich Walch das Gelübde, Wienbarg's Dithmarsen, Steffens die Revolution, Richard Wood von der Schopenhauer, Learosa von E. Scävola, eine Quarantäne im Irrenhause von Kühne, Pesgaru Vater und Sohn, Wilhelm von Chezy der fahrende Schüler, der Flüchtling von Bührlen und Bechsteins thüringischer Sagenschatz.

Die Theaterausbeute ist karg. Faust von B. v. B. (Braunthal), von Grabbe Aschenbrödel und Hanibal, einiges Neue von Öhlenschläger, viel von Raupach und drei Trauerspiele von S. Wiese.

Man sieht, dies alles zusammengenommen, ist gerade genug, daß ich darüber mich den Sommer mit meinen Lesern angenehm und nützlich unterhalten kann.

---

40) William Hazlitts Geschichte Napoleons. Aus dem Engl. von J. Sporschil. Fünf Lieferungen. Leipzig, O. Wigand. 1835.

Nun diese Zierde der englischen Literatur in deutsche Sprache übersetzt wird, so muß sie Walter Scott und Abel Hugo unter uns verdrängen. Denn William Hazlitt steht auf einem ganz objektiven und historischen Standpunkte, in der rechten Sehweite, wie Napoleon betrachtet werden muß. Hugo's nur anekdotisch-biographisches Interesse ist nicht geeignet, die Größe eines solchen Meteors, wie Napoleon war, zur Anschauung zu bringen; es ist im guten Sinne bei ihm dieselbe Einseitigkeit, wie im schlechten Sinne, im Sinne Sir Hudson Lowes bei Walter Scott. Hazlitt entwickelt seinen Helden meisterhaft aus den Verhältnissen; er überhäuft ihn nicht mit Apostrophen und Bewunderungszeichen, noch ehe er etwas geleistet hat; sondern die Darstellung steigt empor in der ganzen Allmähligkeit, welche der Ausdruck der geschichtlichen Wahrheit ist; denn Niemand verfinsterte die Sonne, als er noch keinen Schatten warf. Mit Behendigkeit wußte W. Hazlitt das Gewölk für Thatsachen, welche Napoleons Erscheinung vorangingen, zu ordnen in für seinen Helden vortheilhafte, ihn immer sicher hinter der Decke durchschimmern machende Gruppen. Die biographische Kunst feierte hier einen schönen Triumph.

Aber eben so großartig ist auch die Auffassung von Napoleons Persönlichkeit. Das Großartige liegt nur in der Gerechtigkeit. Hazlitt ist eine Seltenheit, ein Engländer ohne Vorurtheile. Eine Art Schaam über Walter Scott scheint auf seiner Behandlung fortwährend aufzuglühen. Er läßt Napoleon Gerechtigkeit widerfahren, man möchte sagen, nicht des Helden wegen, sondern um seinem eignen Vaterlande Ehre zu machen.

Ein besondres Colorit hat die polemische Tendenz des Verfassers über sein Buch ausgegossen. Diese Geschichte Napoleons erschien vor der Julirevolution, zu einer Zeit also, wo noch so vieles beanstandet wurde, was heute überall freien Paß hat. Hazlitt hat seine unverbesserlichen Torys, seine Vergötterer Burkes und Pitt'schen Politiker vor Augen gehabt und fühlte sich von ihren Widersprüchen retardirt, er hält sich oft lange damit auf, diese Widersprüche zu berichtigen. Man würde dadurch gestört werden, wenn die Gegenstände dieser Discussionen nicht von so tiefem Interesse wären und sich in Gedanken wie im Style eine gleich große Meisterschaft des Autors zu erkennen gäbe. Auf alle diese einzelnen Vorzüge eines klassischen Buches, und die Verdienste des deutschen Herausgebers um Berichtigung einiger mißlichen Grundsätze und verfehlter Angaben kommen wir zurück, wenn uns weitre Fortsetzungen dieses Unternehmens vorliegen werden.

---

41) Richard Darlington. Schauspiel in drei Aufzügen. Vorher: Das Haus des Doktors. Nach dem Französischen von Dr. K. W. Kirsch. Mainz, Kupferberg. 1835.

Ein Effektstück, das vor drei Jahren in Paris an der Tagesordnung war. Frédéric Lemaitre, der Talma des Melodrams, spielte Richard Darlington, einen politischen Charakter, der sich, von der Volksgunst getragen, zum Choryphäen der Opposition aufschwingt, von dem Ministerium bestochen wird und zuletzt an der Verwickelung seiner in jenen Verrath hineingezogenen häuslichen Verhältnisse untergeht. Daß Richard Darlington auch zuletzt der Sohn des Henkers sein muß, ist blos die Tyrannei des Melodrams, welche damals auf dem Throne saß, jetzt aber aufgehört hat zu herrschen; denn man sagt mir, daß die Franzosen lachen, wenn jetzt noch in der letzten Scene des Stücks eine Maske genommen wird, und die blutigen Schlagworte kommen: le bourreau! Bei uns könnte das allenfalls noch von Wirkung sein; denn wir haben mit Coupe-Tête nicht an einer Tafel zusammen gesessen und mit Samson angestoßen, wie in Frankreich, wo es einst den Verdacht des Aristokratismus erregte, eine Umarmung zu verschmähen, deren dich der Henker würdigte.

Obschon der Schauplatz des Stückes England ist, so ist doch der Geist des Ganzen ächt französisch. Wir leben in jenem Paris, wo Industrie, Politik, Käuflichkeit und Phrase sich durchkreuzen. Thompson, mit seinen Anerbietungen, seiner Unterhändlerschaft in dem Prozentabzug von Vortheilen, die er Richard einräumt, ist eine ganz französische Figur, wie man sie in den Spielhäusern des Palais Royal ohne Zahl findet. Ich wüßte nichts, was diese Misère, welche sich jetzt in Paris um sechswöchentliche Portefeuilles balgt, und auf Systeme beruft, die sie gar nicht hat, besser erklärte, als dies politische Schauspiel, dessen Mitverfasser Jules Janin sein soll. Man sieht, daß es einen Coincidenzpunkt aller Debatten gibt, nämlich den, wo das Geld ge-

schrotet wird; dort wollen sie alle eine Weile stehen, so lange, als sie für die Zukunft genug zusammengerafft haben, dann opfern sie Alles auf, und nichts leichter, als die eigne Ehre. Mir scheint es, als sei die Moral dieses Stückes selbst schon von jener Maxime infizirt. Ich glaube, es herrscht wenig Tugend und verborgene Größe in Frankreich. Bei uns ist es nicht besser. Nur unsre demüthigen Augenwimpern bedecken noch ein wenig den Eigennutz, den sie Alle theilen.

42) **Die Erwartungen der Deutschen von dem Bunde ihrer Fürsten.** Von A. W. Rehberg. Jena, Bran. 1835.

Herr Cabinetsrath Rehberg ist einestheils zu alt, um nicht einzusehen, daß Alles in der Welt vergänglich und transitorisch ist; anderntheils zu hoch gestellt, um nicht zu wissen, daß sich unsre politischen Verhältnisse aus ganz menschlichen Berechnungen zusammengesetzt haben, und das Werk oft ganz unzulänglicher Köpfe, und noch öfter das Werk einer augenblicklichen Verlegenheit sind. Beides aber sind Befähigungen, über die politische Lage Deutschlands mit all der weisen Berechnung und leidenschaftslosen Enthaltsamkeit zu sprechen, welche diese Schrift auszeichnet. Wer auf dem Standpunkte des menschlichen und möglichen Irrthums steht und viel officielle Unantaßbarkeit besitzt, wie Herr Rehberg, der kann allerdings für die Publizistik noch erlaubte Wendungen finden und dem Nationalwohle manche ersprießliche Wahrheit und Behauptung zuweisen. Hier ist noch eine Art von politischer Dialektik möglich; denn die Kreise des Zugestandnen und des Verbesserungsnöthigen liegen nahe aneinander, so daß man sich aus dem einen leicht in den andern flüchtet, und durch diesen entschuldigt, was man durch jenen bei der Autorität hätte versehen können.

Das System des Hrn. Rehberg ist aber nichts desto weniger nur Approximation an die Wahrheit und Nationalwohlfahrt. Lächerlich-tragisch klingt es, wenn er an einer Stelle sagt: „Die Auflösung des Problems, wie jetzt eine Einheit des Willens in der deutschen Nation geschaffen werden könne, ohne die Souveränität der einzelnen Bundesglieder zu verletzen, ist vielleicht für alle menschliche Weisheit zu schwer. Sie scheint der Macht des Schicksals anheim zu fallen, welches die Gewaltigen, wie die Schwachen mit sich im Strome der Begebenheiten fortreißt und ihnen zuruft: unterwerfet euch, eure Weisheit und euren Willen!“ Hier sieht man, daß weder das Bestehende, noch die Reform ausreicht, und bleibt uns nichts übrig, als nachzudenken, was da wohl mit der Macht des Schicksals und dem Strome der Begebenheiten gemeint sein möchte! Es ist schön, wenn es noch Staatsmänner giebt, welche einräumen, daß das wahrhaft Historische im Völkerleben aus Anomalien besteht.

43) **Die Allgemeine Geschichte.** Ein Lehrbuch für Jeden u. s. w. Von J. H. G. **Heusinger.** Erste Abtheilung. Dresden, Arnold. 1835.

Sollte sich in der That auf der Göttinger Bibliothek noch kein Buch dieser Art finden? Ist die Zahl unserer historischen Schulbücher noch nicht groß genug, und fehlte blos dieser Titel noch? Die Buchhändler klagen aller Orten, über die Theure und die Seltenheit des Papiers: wo soll das auch hinaus, wenn jeder sächsische Professor sein Bücherquantum jährlich zu liefern hat, und die Dinte nicht lassen kann! Falls das Buch in der That von Jedem, der, wie der Titel sagt, „die Geschichte in ihrer Allgemeinheit und in ihren Haupttheilen kennen lernen will, vorzüglich aber von Lehrern und Lehrerinnen“ gekauft wird, falls es wahrhaftig dazu beiträgt, daß irgend ein Schulbube lernt, Guttenberg habe die Buchdruckerkunst erfunden, und heiße eigentlich Gänsefleisch, werde auch genannt Sorgenloch; falls das Buch in der That Segen verbreitet, dann verzeihe mir der ewige Geist dort oben, daß es mir bis dato recht unnützlich scheint!

44) **Die Astrologen oder Gänge um Mitternacht. Romantisches Zeitbild von E. Weißflog.** Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 1835.

Jedenfalls die Arbeit eines talentvollen Studenten, dem es an einem schönen Frühlingsmorgen plötzlich an Geld fehlte und der nicht wußte, woher Credit nehmen. Da schrieb er diesen Roman, der originelle Parthien besitzt, sich aber fast absichtlich auf der Stufe eines ordinären Räuberromans zu erhalten sucht. Die Sprache ist so voll Numerus, daß man da, wo sie nicht bombastisch ist, an Klingers kurzen, kernichten und oft geschraubten Styl erinnert wird.

45) **Erotische Lieder und Epigramme.** Von Robert **Bürkner.** Breslau, Verlagscomptoir. 1834.

Es ist recht hübsch, wenn man in der Liebe keine Vorurtheile hat, und bei Susannen sich über Mariannen trösten kann; nur sollten die dichterischen Resultate dieser Frivolität besser ausfallen, als hier geschehen ist. Nicht drei dieser Gedichte erheben sich über die Mittelmäßigkeit: der Rest wird widerlich-lüderlich. So herum zu faseln, und es Heinen nachzuthun, das kann ein Jeder. Wenn sich der Vf. bessern will, so will ich ihm die erträglichen Gedichte sagen: Sie stehen S. 24, S. 41. Das dritte, seh' ich eben, such' ich vergebens. Nur zwei Eselsohren waren eingeknickt: also nur zwei passiren die Linie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 91. 1835.

361

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 16. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

9. Ambrosia.

Die Ambrosia der alten Götter war wohl nichts anderes, als Vanille. Göttlich gestimmt werde ich immer, wenn ich Vanille rieche oder schmecke. Den Himmel der Seligen kann ich ohne Vanille mir kaum denken, und nie begreifen, warum Mahomed seinen Getreuesten nicht auch Vanille im siebenten Himmel verheißen hat.

In dem Dreiviertelsdunkel der Lampenuhr traten von allen Wandbildern seltsam reizende, wunderbar anregende Gestalten mir entgegen. Hier nichts als zwei schwarze Augen, liebestrahlend und lustblitzend; ihre Augen waren es. Dort ein voller runder schneeblanker Arm, der sanft auf dunklem Hintergrund ruhte. Da der Zauberbau und alle Wellenlinien eines ganzen Beins wie von Alabaster in den Rosenhauch des Lebens getaucht. Neben mir nichts als die lieblichste Form einer kleinen weichen Frauenhand, zum Kuß freundlich geboten, als würde die himmlische aus dunkeln Wolken hervorgestreckt. Vor mir der Purpur eines lächelnden Mundes, gehoben durch den Schimmer der schönsten Zähne, alles Übrige in tiefem Schatten verborgen. Ihre schöne Hand war es, ihr zauberreicher Mund. Über mir an der Decke schwebten schöne, reizende Gruppen wie tanzend und ringend durcheinander; zu leben, sich zu bewegen schienen sie im zitternden Licht. Sie schwebte dahin, im Kreis umher, die Reizendste von Allen. Wonniger Vanilleduft umfloß meine Sinne. Alles wurde an mir und in mir Leben, Freude, Entzücken, Seligkeit. Ich schlief ein.

Was ich wachend gesehen, geahnet, empfunden, führte der Traum noch lebendiger, reizender, süßer, wonnevoller vor meine Seele. All das Göttliche, was ich ersehnet und geahnet, sah und fühlte ich träumend als selige Wirklichkeit. Ich sah mich am Ende der Bahn aller Zweifel, aller dunkeln, mystischen Ahnungen, auf Edens Schwelle, in jenem Paradies, aus welchem ein Flammenschwert einst unsre Ahnen vertrieben, in dem ewig heitern Frühling voll schwebender, jubelnder Engel und Sphärensänge, — Alles Freude, Entzücken, Liebe, selige und beseligende Liebe. Wonne reihte sich an Wonne, dem Entzücken folgte schöneres Entzücken, so glühend und blühend, so mächtig ergreifend und erschütternd, daß meine Brust zu zerspringen drohte unter der Last der Seligkeit, daß ich seufzte, fast athemlos aufschrie und erwachte. —

Offen war die Wand neben meinem Lager. Mir schien, als schwebte eine weiße Gestalt fort von mir durch das anstoßende Gemach. Ich richtete mich auf, sah starr ihr nach, sprang noch halb im Traum empor, heraus, ihr nach. Rauschend verschwand sie hinter seidenen Gardinen. Auseinander riß ich die Gardinen, und freundlich glühend wie der Morgenstern leuchtete ihr Antlitz mir entgegen, ihr Auge funkelte in Thränen, ihr Mund lächelte Liebe und Entzücken.

Sie, Sie waren bei mir, umschwebten mich?

„Du weißt es nicht mehr?“

Ihre Lippen glühten auf meinem Mund, ihre Arme umschlangen meinen Nacken, ihre süßen Worte klangen

wie Himmelslaute in mein Herz. Schlaflos träumten wir lange alle schönen Träume der Seligen. Weicher Schlummer senkte sich auf uns herab. Wir schliefen ein, und erwachten erst, Herz an Herz und Mund an Mund, als die Parademusik unter unsern Fenstern vorüberzog.

„Auf, auf, mein liebes Herz! wir sind hoch am Tage!“

Wunderbare Rührung ergriff mich beim Anblick des liebevollen Auges, der blassen Züge, der küssewunden Lippen. Niedersinken hätte ich mögen und anbeten das Wesen, welches als milde, wohlthuende Gottheit mir erschienen war. „Laß uns hier weilen, Aurelia, träumen, ewig träumen!“

„Nein, lieber Freund, ewig träumen wäre eben so langweilig als ewig leben ohne Träume. Erfrischen, erquicken, stärken sollen die Träume für das Leben, den Himmel herabzaubern für Augenblicke in die Misère unsers Daseins, uns verjüngen und neu beleben für alles Geistige und Überirdische. Träume sind die Poesie des Lebens. Dich ruft jetzt die Wirklichkeit. Also rasch und muthig hinüber in dein Schlafgemach, dich angekleidet! Dann klingle. Charles wird das Frühstück dir bringen, auch Cigarren sind dabei — und Akten vom Minister, welche heute um zwei Uhr bearbeitet sein sollen. Auf Wiedersehen!“

Die Akten waren das Zauberwort, welches mich zu raschem Sprung emportrieb. Um keinen Preis der Erde hätte ich meinen lieben Minister auch nur eine Minute warten lassen. Wir beide arbeiteten während des kurzen Urlaubs beinahe mehr, als zu Hause geschah. Noch einen Kuß, und ich war drüben, mit einem Sprung über mein Bett hinweg, die Thüre schloß sich sachte hinter mir. In zehn Minuten war ich angezogen. Blaß sah ich mich im Spiegel. Der Anblick erschütterte mich so sehr, daß flammende Röthe über mein Gesicht sich ergoß. Unmöglich konnte ich dem Charles in die Augen sehen, athmete leichter, als die Thüre hinter ihm sich wieder schloß, zündete meine Cigarre an, schlürfte den köstlichen Mokka und lebte wieder neu auf in der Lektüre der Akten, welche meine ganze Seele fortan beschäftigten. Es schlug Ein Uhr, als ich mit der Arbeit fertig war. Freudig sprang ich auf, Luft wollte ich schöpfen am Fenster, fuhr aber erschrocken zurück, als ich bedachte, wo ich war. Ich schauderte zusammen, sank auf den Sessel, hüllte mein Gesicht ins Taschentuch, und träumte, aber nicht selige, sondern verworrene trübe Träume. (Forts. f.)

W e i m a r.

(Schluß.)

Eine sonderbare Eigenschaft der hiesigen Schauspieler ist es, daß alle, mit Ausnahme des Herrn Genast, beständig die Elbogen à la Göthe tragen. Bei'm ersten Anblick konnte ich mir diese seltsame spitzwinkliche Monotonie so vieler verschiedener Gestaltungen und Haltungen nicht entziffern. Ein Engländer gab mir lächelnd den Schlüssel dazu.

Die Komik hat hier einen närrischen Rock angezogen. Sieht man ihn durch die Loupe an, so zeigt sich der alte Hanswurstkittel — aber ohne Glanz und Poesie. Wenig zum erfreuen und lachen, sehr viel lächerliches, keine Komik des Herzens und aus dem Herzen, sondern eine Komik, dem Verstand und Nachdenken entrungen, auf Nachsicht, Güte und Lachlust der Zuschauer basirt. Nicht eine Charakteristik sondern Witzreißerei und Spaßmacherei, ein gänzliches Heraustreten aus dem Drama, ein Überspringen der Podiumslampen und des Orchesters, eine burleske Unterhaltung mit dem Publikum, welche stets ein fratzenhaftes Ansehen gewinnt und um Lappalien sich dreht. Eine ungeheuer wohlfeile Komik! Ein tüchtiger, gesunder Komiker thut sehr noth. Herr Seidel ist kränklich, und scheint dem eingefleischten Publikum zu liebe allzuviel à la Laroche zu treiben. Das Extemporiren ist verboten, die Charakteristik mit einem völlig ruinirten tonlosen Organ, schwacher Brust und zerbrechlicher Figur nicht oft und vielfach durchzuführen. Daher das von einem so gebildeten Mann oft gar wunderliche Streben, durch andere Dinge zu gefallen, eine Art von Stereotype der Burlesken geltend zu machen. Hr. Engelken hat sehr glückliche Anlagen für Komik, und charmante Proben scharfer Charakteristik gegeben. Hr. Stromeyer scheint wenig komische Anlage und allzuviel Phlegma zu besitzen. Es ist oft ein Unglück, der Sohn eines berühmten Vaters zu sein. Weimar hat dafür mehr als einen Beweis geliefert.

In einer Stadt, welche nur Ein Theater hat, sind die Komiker weit wichtigere Personen, als man gewöhnlich denkt. Von der Art und Weise, wie der Komiker seine Kunst übt und sein edles Amt verwaltet, hängt beinahe überall der Geschmack des Publikums ab. Der Komiker hat es in seiner Macht, die Zuschauer an das Schauspiel ruhiger, besonnener, intelligenter und consequenter Erfassung und Durchführung von Charakteren zu gewöhnen, einen gewissen kritischen Blick und Takt ihm eigen zu machen, oder — ihm alles Nachdenken zu verleiden, alles Tiefere und Förmliche ihm zum Eckel zu machen, an den Bierhausgenuß abgerissener, isolirter, bedeutungsleerer Späße es zu gewöhnen, allem eigentlich Dramatischen die Masse zu entfremden, die unerschütterlichen Freunde des Wahren und Schönen allmählich aus dem Theater ganz zu verbannen.

Durchlauft mit aufmerksamem Blick die Geschichte vieler Bühnen, und die einfache Wahrheit mit allen Folgerungen wird euch einleuchten. In der Regel sind die Directionen zu leichtsinnig und oberflächlich in allem ihrem Treiben, um die Folgen ihrer Handlungs- und Duldungsweise zu erkennen und zu beachten. Bei jedem Hoftheater intercedirt ein anderes — mais!

Die Oper! Nun ja, die Oper hat ein tüchtig geschultes Orchester, mit einem Hummel, Eberwein und Götze an der Spitze; ein sorgfältig geübtes, mitunter sehr lebendiges Chorpersonale und solide, ernste Proben! Sängerinnen? Für alle jugendlichen Parthieen eigentlich nur Dem. Schmidt, aber daran als Erscheinung, Darstellerin und Sängerin auch etwas sehr erfreuliches. Die meisten deutschen Bühnen können Weimar darum wirklich beneiden. Mad. Eberwein soll eine tüchtige Sängerin gewesen sein, Mad. Streit eine herrliche Stimme gehabt haben. Ich finde leider nur noch schöne Töne, die einzeln wie die Schafe einer ausgestorbenen Heerde auf der dürren Wiese umherweiden. Elysische Töne! Aber keine Gesangskunst, kein dramatisches Leben, kein Vortrag. Ich bin nicht so sehr Modehottentotte, um unter Vortrag lediglich die Kunstfertigkeit: „so viel

und bunt als möglich zu colorieren und zu schnörkeln, und Melodieen zu variiren" zu verstehen. Im Gegentheil erlaube ich sehr gern, daß man alle Zierrathen der modernen Cantilene nach dem Maaß einer individuellen Stimmbildung ermesse und reducire. Es gibt wahrhaft große Sängerinnen, welche sogar Rossinische Melodieen sehr einfach singen, ohne dadurch zu verlieren, oder zu verderben. Aber unentbehrlich sind Farbe, Charakter, Ausdruck, Leidenschaft, Individualisirung. Dieselbe Intervallen-Folge in demselben Rythmus könnten möglicherweise einer Rezia, Emmeline, Norma und einem Romeo einzeln unterlegt sein, ohne daß darum irgend eine wirkliche Sängerin auf den Gedanken kommen würde, dieselben auf gleiche Weise in diesen verschiedenen Charakteren und Situationen herunter zu orgeln. Die schönste Stimme wird monoton und frostig, wenn sie von Wahrheit und Gefühl nicht belebt ist. Daran stirbt die Wirkung ganzer Opern.

Sänger? der Tenor — Hr. Knauß! Vortrefflich! Ein junger Wild oder Cornet. Weniger glänzende Stimme, aber besseres Spiel als jener. Warm, innig, zart und feurig wie beide, trotz des zierlichen mezza voce an Schule keinem gewachsen. In jedem Fall ein Tenor, wie jetzt wenige Bühnen ihn haben. Der Bariton? Herr Genast! Er hat zu viel dem Schauspiel sich hingegeben, spielt zu warm und eifrig, um heute noch Herr einer ganzen Stimme zu sein. Wo diese ausreicht — vortrefflich! Baß? Herr Schormüller! Ein junger, hübscher, lebenswarmer Mann, mit sonorer, reicher, biegsamer Stimme, und feurigem Willen. Allzuwenig in Bedeutendem beschäftigt, hat er weder so viel Credit, als er verdiente, noch so sehr sich ausgebildet, als es unter andern Verhältnissen der Fall sein würde. Hier ist sein Stand ein schwieriger. Vater Stromeier ist noch lange nicht vergessen und bezaubert noch jetzt mit der Götterstimme Jung und Alt. Es ist ein Festtag, die Glocke tönen zu hören! Die übrigen sind unbedeutend, aber stets darauf bedacht — die Ehre des Theaters zu erhalten. Auch damit läßt sich etwas zu Stande bringen. Wie unglücklich ein Oberon hier erscheint, so charmant zeigt sich ein Barbier von Sevilla, ein Joseph in Egypten, eine Schweizerfamilie! Mit kleiner Aufmerksamkeit auf Besetzung der Parthieen könnte manches noch besser und vortheilhafter sich zeigen.

Das Ballet? Wer tanzt nicht heutzutage alles, und was wird nicht alles „tanzen" genannt!

Ein Ballet ist entweder reizend, vortrefflich, oder es ist schlecht: kein Juste milieu kann ich dabei gestatten. Ein reizendes und vortreffliches Ballet können die Weimarer nicht verlangen, dazu fehlt es dem Theater am Silber-Klang. So ist denn ein Balletchen für alte Herren entstanden, deren Einbildungskraft noch stark genug ist, ein Taglioni, Heberle und Elsler sich zu denken, wenn der Lieblingspas von Elevinnen aufgeführt, d. h. mit einem hochgestreckten Bein ein Winkelmaaß formirt wird. Das Ballet ist nichts, als eine physische Erscheinung alles Vertrockneten und Verwelkten. Scherz bei Seite, das Ballet soll und kann hier nichts sein, als ein gutes Mittel, den Chor und die Comparserie gelenk und gewandt, die Gruppen malerisch zu machen, die großen Ensembles in Opern und Schauspielen zu beleben, irgend ein obligates Charaktertänzchen im Drama leidlich aufzuführen. Diesen Zweck erfüllt die Anstalt sehr gut. Was sie mit Balleten eigentlich will, sagt sie selbst immer ganz deutlich auf dem Theaterzettel, denn immer steht auf demselben geschrieben: Divertissement für die Eleven. An das Publikum hat dabei kein Mensch gedacht; man ist gütig genug, ihm zu erlauben, zuzusehen, wenn und wie die Eleven und Elevinnen sich divertiren. Übrigens schöne Costüme im glänzendsten Glanz!

Für weit unglücklicher würde ich eine sehr wenig kostspielige Anstalt halten, welche junge männliche und weibliche Stimmen und Talente auf dem einzig sichern Weg der italienischen Schule zu Sängern und Sängerinnen bildete, statt, wie es gewöhnlich geschieht, zu sehr ariden Musikanten sie zu machen, welche alles vortrefflich lernen, nur das Singen nicht, wofür sie bestimmt sind.

Das hiesige Theater bietet noch eine merkwürdige Seite. Es zählt fünf Operncompositeure unter seinen Mitgliedern, wovon einige sehr glücklich gewesen sind. Hummel schoß mit seiner Mathilde von Guise sehr weit in's Blaue, und wird schwerlich seine Büchse zu einem zweiten Opernschuß laden. Eberwein schrieb für das sehr mittelmäßige Buch: die beiden Gleichen, eine so charmante, mitunter brillante Musik, daß die Oper verdient, auch anderwärts gegeben zu werden, und gewiß wohlgebornen Ohren überall gefallen wird. Genast's Verräther in den Alpen ist voll wonniger Melodieen, scharf gezeichneter, überraschender, siegreicher Situationen, eine Effectmusik ohne Gesuchtes und Verschrobenes. Keine Direction, die Opern zu besetzen und einzustudieren weiß, wird schlecht damit fahren. Der wackre Götze hat in seinem Gallego neben vielem Schulwerk viel Wahres und Schönes geliefert. Kann er sich überwinden, der undramatischen Künstelei Meister zu werden, seine hübschen Melodieen weniger zu maskiren, freier der Phantasie sich hinzugeben, so wird er auch eine gute Oper schreiben und Freude daran erleben. Der talentvolle, mitunter wahrhaft begeisterte Lobe hat in seiner etwas kuriosen Prinzessin von Granada allzuängstlich gefragt und umhergesehen, wie Andre es machten und machen, nicht selten die Singstimmen überrumpelt, überstürzt, begraben, Melodieen aus der Harmonie zu schöpfen gesucht. Dies vereinzelt die trefflichen Nummern seiner Composition, ermüdet, lähmt. Gewiß schadet es Herrn Lobe nichts, wenn er aufmerksam neben seinen deutschen Studien — die Partituren eines Cimarosa, Paisiello, Grecco, Guglielmi, Rossini ꝛc. durchblättert, um in die Geheimnisse der Singstimmenbewegung und Haltung sich einzuweihen, ihre schönsten Wirkungen kennen zu lernen.

Die Liedertafel scheint hier einen sehr frischen, lebenslustigen und lebenfördernden Charakter angenommen zu haben. Nicht Todtenopfer und Grabeshuldigungen allein bringt sie, sondern sie bewegt sich emsig im Frühlingsgeläut der Lebenden. Sie singt deutsche Lieder vortrefflich, sie thut noch mehr: sie hat bereits eine Menge deutscher Lieder hervorgerufen. Wo nicht stupide Pedanten an der Spitze stehen, sind diese Liedertafeln gar erfreuliche und erquickliche Anstalten; ein mächtiges „audiatur et altera pars!" gegen manche Ausartung und Übertreibung des modern-italiänischen Franzosenthums; eine treffliche Compositionsschule zur Vervollkommnung und Verfeinerung junger Tonsetzer. Die vielen Liedertafeln Deutschlands sollten weit mehr, als es wirklich der Fall ist, in innerm geistigem Verkehr unter einander stehen, eine Art von ächter Verbrüderung bilden, in unaufhörlichem Umtausch der Ideen und neuen Tonwerke sich bewegen, auf dem Wege der Pfennigliteratur ihre besten Lieder allmählich veröffentlichen, zu einem Gemeingut machen.

Sämmtliche Schulmeister und Cantoren der Umgegend in weiten Kreisen haben sich in einzelne Gesellschaften zu-

sammenseparirt, um die Mußestunden mit Musik und Gesang zu feiern. Liedertafeln im Kleinen, vernünftige, ermunterungswürdige Anstalten, nicht ohne Einfluß auf Geist und Wandel dieser Armen selbst und gewiß von wesentlichem Vortheil für die Veredlung des Kirchengesangs. Überall schöner Trieb! Haben wir in Deutschland nicht den großen Gesammtwillen, die concentrische Kraft, das energische Streben nach Einem Punkt, so erscheint dagegen das Ameisengetriebe, der Bienenfleiß der Einzelnen, auf tausend verschiedenen Wegen zu Lichtung, Verbesserung und Veredlung der Zustände zu gelangen, wahrhaft bewunderungswürdig und zum Erstaunen segensreich.

Wandle in Deutschland von Stamm zu Stamm, überall wird dieselbe tröstende, ermuthigende, hoffnungsreiche Erscheinung dir aufstoßen, daß unter der äußern so oft bespöttelten und geschmähten Hülle eines gewissen National-Phlegma der Spiritus der trefflichsten Individualitäten und eines unverwüstlichen Grundcharakters Alles, in stiller, aber lebendiger Kraft thätig ist und vorwärts treibt, und rastlos nach Besserung ringt, daß wir in Manchem hinter andern Nationen weit zurück zu sein scheinen, während wir doch in der That unmerklich ihnen vorangeschritten sind, — daß wir nachzuahmen scheinen, was andre laut und schreiend als ihr Werk verkünden, — während das öffentlich Nachgeahmte irgend einem deutschen Krähwinkel still entsprungen und unbemerkt entrissen worden.

Besucht die kleinen Städte Englands, Frankreichs, Italiens, bewundert dort den Geistesschlaf, die Starrsucht, das ganz miserable Getriebe der ärmlichsten ABC-Schützerei in allen Gebieten wahrer Bildung, und ihr werdet aufhören, der Mode huldigend und irgend einem vornehmen giftigen Schwätzer nachlallend — irgend eine deutsche Stadt spottweise ein Krähwinkel zu nennen!

Egoismus.

Nicht die bösen allein, auch gute Thaten gereuen,
Bleibt die Belohnung aus, die man davon sich versprach.
Geht die gestreute Saat nicht auf, so denken die Bauern:
Was die Erde verschlang, hätten wir selbst es verzehrt!

W. Schat.

Musik in Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Den 9ten. Die Oper aller Opern: Don Juan. Zum Benefice des Herrn Intendanten Grüner. Wo mit so schönem Sinn ein heilig Werk geboren wird, da verstummt die Kritik, wenigstens die anatomirende; sie machte sich am liebsten durch eine alles zusammenfassende Exclamation Luft, wenn es möglich wäre. Mit wenig Mitteln vieles leisten, ist das gegebene Argument eines hiesigen Theater-Intendanten. Das hat Herr Grüner in der heutigen Oper vollkommen gelöst. Unverkennbarer Eifer belebte dabei alle Mitglieder. Im ersten Finale schwebte ein Geist über die Bühne. Es war Mozarts Geist. Alle schienen seine Nähe zu fühlen. Aber als Beitrag zur ästhetischen Geschichte sei es gesagt, das Unglaubliche: — Das Haus war leer. Ganz leer. Keine Seele war darin von den 50,000, die Frankfurt zählt, keine einzige. Denn, welche Seele hätte unempfindlich bleiben können bei den Klängen dieses Meisterwerks? Ein Publikum ohne Seele ist kein Publikum. Mozart entzündete 100 Künstler-Herzen, und die Zuhörer-Masse fror. Die herrlichsten Glanzpunkte: das erste Final, das Sextett, das letzte Finale mit der Schlußscene (hier noch neu) gingen spurlos vorüber. Musik in Frankfurt! — Der unschuldigste Meßfremde hätte heute deinen Zustand weggehabt! Ich vermag in meiner innern Aufregung nicht zu recensiren, denn ich möchte mit Carl Moor nicht sowohl ein Bär, ich möchte nur ein Meyer-Beer sein, um alle Componisten des Südpols gegen dieß eitle Geschlecht anzuhetzen. O Strauß! Du Amme der Musikhändler, du Wolkensäule Mosis, du lebendiges Finale des Zeitgeschmacks — wärst du so plötzlich mit deiner Geige aus dem Theater-Himmel herabgefallen, und hättest eine Tuba mirum oder Agnus-Dei-Galoppade aufgespielt! Die Mythensage vom Orpheus wäre vielleicht verwirklicht worden. Warum aber war die heutige Vorstellung des Don Juan eine so vorzügliche? Warum heute dieß sorgfältige Studium und Ineinandergreifen aller Mittel und Kräfte? Bedarf es eines besondern Impulses, um ein Meisterwerk meisterhaft darzustellen? Jede klassische Oper ist ein Freudenfest, ein Geburtstag, ein Benefice für die Nation. Die Kunst ist zu edel für den Egoismus. Das Institut hat sich einen schweren Stand mit dieser Aufführung geschaffen. Es hat in der Entwickelung seiner besten Kräfte gezeigt, was es zu leisten im Stande ist. Wir mögen nun keine Malefice-Vorstellung mehr hören.

Aber der Grund dieser Unempfänglichkeit, dieser Apathie im Publikum? Er liegt tiefer, als man glaubt. Er liegt in der Elementarwiege des ersten Unterrichts. Der Schüler wächst ohne richtige Begriffe, ohne Urtheil über Musik heran — daher die tausend begrifflosen Urtheile — und ein ungeregelter Mechanismus an nichtssagenden Notenzusammenstellungen (Compositionen) verschwendet, ist das Höchste, was er erlangt. Der Geschmack wird mit dem Talente in der Geburt erstickt. Von der Ahnung des Geistes, der in einem Tonstücke herrscht, ist gar keine Rede *). Ist's da ein Wunder, wenn sich die herangewachsenen Hände bei Bellini rühren, und bei Mozart die klein gebliebenen Herzen ungerührt bleiben? —

Den 14ten. Armand (componirt 1800.) Verdient ebenfalls aufgefrischt zu werden. Uebrigens Anerkennung den Chören, und Herrn Wiegand, der als Micheli ganz in seiner Sphäre ist und seinen Vorgänger (besonders im Spiele) überflügelt. Auch Dem. Halbreiter verdient lobender Erwähnung. Das erste Finale, voll der erhabensten Wirkung, ist seit kurzem der Stern der Concert-Abende geworden. Das Terzett im 1. Akt (O mein Erretter du) möchte ich einmal so recht im Gefühle der Sicherheit, ohne Zuckäußerungen von unten hinauf und Winken von oben herab, hören, so, daß Eintheilung und Takt nicht ferner die Freiheit des Vortrags wie eine Gliederpuppe beängstigen. Eine Aufgabe, unserer Sänger würdig. Ueber die Cherubinischen Opern ein mehreres bei Gelegenheit des Ali Baba! Nur so viel, daß die Exposition dieser Oper nach heutigen Begriffen Hauptmängel hat und doch als Hauptoper ihr Jahrhundert durchdringen wird. Sie ist nicht eingerahmt in pomphaften Introductionen und Finale's. Sie beginnt vielmehr mit Prosa, der eine einfache Romanze folgt, und schließt mit einem einfachen Chor-Satze. Ja, es fehlt dieser ganzen Oper eine Arie, — so eine Arie du dernier goût, eine Herberge aller Contraste, eine große Oper en miniature, die nicht enden kann vor lauter Schlüssen, und doch keinen logischen Schluß aufweisen kann. Ich möchte um Alles nicht wagen, einem unserer jetzigen Componisten ein ähnliches Buch zu präsentiren. Aber diese Dinge fehlen hier, und werden doch nicht vermißt. Sonderbar!

(Schluß folgt.)

*) Von dem Unwesen des heutigen Musikunterrichts in einem besondern Abschnitte.

Kunstnotizen.

*** Die eherne Reiterstatue des unsterblichen Miguel Cervantes, ein Werk des ausgezeichneten Bildhauers Don Antonio Sola (Direktors der spanischen Akademie in Rom), wird nächstens auf dem Catharinenplatz in Madrid, gegenüber der Kammer der Procuradores, aufgestellt werden.

*** Am 20. März endete (öffentlichen Blättern zufolge) der tüchtige Maler Leopold Robert, (dessen „Adriatische Fischer“ und „Erntefahrer“ die allgemeine Theilnahme in so hohem Grad in Anspruch nahmen), nach zurückgelegtem 30. Jahre in Venedig freiwillig sein Leben; die Motive des Selbstmords sind bis jetzt unbekannt. Er war von La Chaux-de-Fonds, einem Dorf im Jura gebürtig, hatte sich in Davids Schule gebildet und hinterläßt einen Bruder Aurelius Robert, dessen Talent bei der Menge wie bei Kennern gleichfalls bereits Anerkennung findet; ein älterer Bruder Robert's starb vor einigen Jahren. Leopold Robert liebte seine Kunst leidenschaftlich und war tief-religiös. Die Künstler begleiteten seine Leiche bis Lido, wo er (— er gehörte der reformirten Kirche an —) auf dem Friedhof der Protestanten seine letzte Ruhe fand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 92. 1835.

365

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 17. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Auf ein leises Pochen an der Thüre rief ich, ohne aufzublicken: „herein!" Aurelia stand vor mir im reizenden, wonnigen, weißen Oberrock des gestrigen Abends. Ich fuhr empor, sie sprach mit tiefem Erröthen, das sie noch schöner machte: „Fertig mit der Arbeit?"

— Ganz fertig, lieber Engel; so leicht glaube ich nie gearbeitet zu haben.

„Auch tüchtig und klar?"

Gewiß; denn ich war mit ganzer Seele dabei, wie ich jetzt wieder mit ganzer Seele bei dir bin. O liebe, süße Aurelie, schöner erscheinst du mir, so oft ich dich wiedersehe.

„So trifft mein Vortheil mit deiner Pflicht allerliebst überein. Du mußt jetzt fort, mein Herz, die Akten selbst zum Minister bringen. Um drei Uhr bist du wieder hier; wir speisen doch zusammen?"

Ich hing an ihren Lippen. Sie drängte nach langem Kuß mich fort. Wie trunken taumelte ich die Treppe hinab. An der Hausthüre kam mir die Besinnung wieder. Scheu sah ich links und rechts mich um, ob Niemand mich erblickte, war mit einem Satz mitten auf der Straße und rannte wie besessen fort, immer den Blick am Boden, damit Niemand mich sähe, Niemand auf meiner Stirne lese.

Excellenz stand am Fenster und rief mir ein Bravo entgegen. In drei Sätzen war ich oben.

„Fertig, wirklich fertig? Es schmerzte mich, Sie plagen zu müssen; allein die Sache sollte hübsch gearbeitet sein und da mußte ich wohl bei meinem jungen Poeten anklopfen. In der That! — sehr gelungen, — rund, kräftig, blühend, klar bis zur Evidenz. Aber — ich verliere allen Kanzleistyl, seitdem ich so viel durch Ihre Feder arbeite."

Excellenz —

„Ruhig, das soll kein Vorwurf sein; ich danke dem Himmel, so wohlfeilen Kaufs den Manchetten und Perücken entrinnen zu können. Aber — wo waren Sie denn seit gestern Abend?" —

Ich glaubte, ein Blitz führe mir durch alle Glieder.

„Ha, ha, ha! Sie werden roth und blaß? Ein Aventürchen also! Na, nur Alles mit Verstand und Anstand! Die Zukunft nie aus dem Auge verloren! Indessen eine gute Nachricht. In zwei Stunden fahre ich in die Residenz zurück; Sie können bleiben, und gefällt's Ihnen einige Tage länger, so schreiben Sie direkt an mich. Wer Jahr aus Jahr ein für Zwei arbeitet, der darf auch wohl für Zwei Urlaub genießen. Adieu!" —

In den Gasthof eilte ich, um nachzusehen, ob keine Briefe angekommen, eigentlich aber, um meine Toilette zu verändern, reizender vor der Reizenden zu erscheinen. Der Oberkellner meldete mir, daß der Kammerherr schon um sechs Uhr Morgens selbst vorgefahren sei, um mich zur Landparthie zu nöthigen, weil er die Ausrede dringender Arbeiten nicht habe wollen gelten lassen. Auf die Nachricht, daß ich die ganze Nacht nicht zu Hause gewesen, wahrscheinlich im Bureau zugebracht habe, sei er zornig davongefahren und habe alle Minister und Schulfuchsereien in die Hölle ge-

wünscht. Der Arme ahnete nicht, welchen Qualen er durch mein Wegbleiben entgangen war.

Übrigens wurde mir die Geschichte sehr peinlich, da ich mir gar nicht zusammenreimen konnte, wie gestern Abend schon ohne mein Wissen eine Entschuldigung an den Kammerherrn gelangt sein sollte. Auch Aurelia war nicht von der Parthie. Gott schütze meine Ohrläppchen bei dem ersten Zusammentreffen mit dem König, dem mein Wegbleiben den Spaß mit dem Kammerherrn verdorben, und Aureliens Nichterscheinen vielleicht die ganze Freude der heutigen Parthie vernichtet hatte.

Pah! Ich fühlte selbst etwas Königliches in mir, bespritzte mich mit Eau de Cologne, sah recht behaglich im Spiegel, wie blühend wieder mein Angesicht sei, und wandelte stolzen Schrittes hinüber zu der schönen Nachbarin. Kühn sah ich Allen ins Antlitz, und ärgerte mich beinahe, weil nicht Alle mich wieder ansahen.

10. Der Entschluß.

„Ferdinand! lieber Ferdinand! du mußt doch nicht auch fort? So geputzt? — und dein Minister hat mir eine Abschiedskarte geschickt, — sprich —“

Meine gute Seele, von meinem Fortmüssen ist gar nicht die Rede. Soll ich denn an deinem Geburtstag nicht meinen besten Rock anziehen, und, — hier, — wirst du mir wohl die Freude machen, diese niedliche Brillantrose zum Andenken an deinen zwanzigsten Geburtstag zu tragen?

„Du gutes Herz, wie dankbar bin ich dir! Aber — ha, ha, ha! So wahr ich lebe, die Rose, welche vorige Woche mir im Salon gestohlen wurde. Wo hast du sie gekauft?“

Beim Hofjuwelier —

„Da könnte man ja erfahren — doch nein, nein! Dieser Stunde wegen sei dem Schändlichen verziehen, ich will nicht wissen, wer der Freche gewesen. Liebes Herz, wir nennen uns mit so traulichen Namen, daß es schmählich wäre, wenn wir nicht auch Vertrauen und Freundschaft uns gegenseitig bewiesen. Willst du mir eine Freude machen?“

Welche Frage! Was wünschest du!

„Daß du heute deinen Schwestern die bewußte Freude machest; der Minister kann das Geld ja mitnehmen. Willst du?“

Von Herzen gern, ich eile es zu holen.

„Wozu? Wieviel gedenkst du zu senden?“

Ihrer fünf sind es — jeder einhundert Louis und dem guten Mütterchen auch ein halbes Hundert, mit dem Rest will ich mir selbst ein Bene erweisen.

„Wohlan, so schreibe gleich der lieben Mutter zwei Worte, ich lege eine Anweisung an den Hofbanquier bei und du bringst mir denn das Geld heute Abend. Damit gewinne ich auch Etwas an den Spesen. Du lachst? Hast du dich nicht schon gestern Abend überzeugt, daß ich auf das Finanzwesen mich verstehe? Aber schreibe, schreibe — ich gehe indessen!“

Wenige herzliche Worte schrieb ich an meine Mutter und bat sie, die anliegende Anweisung zu vergolden und nach Belieben damit zu schalten, für ihr und der Schwestern Vergnügen. Der guten Mutter eine Theilung vorzuschreiben, schien mir unschicklich. Kaum war ich fertig, so hüpfte Aurelie schon herein, nahm den Brief, gab mir ein Küßchen für mein darin bewiesenes Zartgefühl, faltete sorgfältig die Anweisung hinein und mit Allem rasch in einen eleganten Umschlag. Charles mußte den Brief sogleich an den Minister besorgen, mit der Bitte an Se. Excellenz, solchen zu behändigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Vierter Artikel.

Historische Genremaler: Horace Vernet, Steuben, Monvoisin, Beaume, Jollivet, Henri Scheffer, Alfred Johannot, Lestang, Pigal, Clement Boulanger, Cibot, Gallait, Boissard, Gigoux, Bosse, Ziegler, Alaux, Picot, Mauzaisse, Rouget, Couder, Larivière, Feron.

Gleichwie es in der Natur Arten von Wesen gibt, welche den Übergang zwischen dem Pflanzen- und Thier-Reich bilden, und von denen man nicht recht weiß, wohin man sie rechnen soll, weil sie von beiden Naturreichen, deren Übergang sie vermitteln, charakteristische Merkmale an sich tragen, so gibt es auch in der neueren Malerei Erzeugnisse, von denen man nicht sogleich mit Bestimmtheit angeben kann, zu welcher Ordnung und in welche Abtheilung der ästhetischen Kritik sie gehören, weil sie theils dem Genre, theils der Historie verwandt sind? Es fragt sich, wo hört die Historienmalerei auf und wo fängt das Genrebild an? Muß man, um den Namen eines Historienmalers zu verdienen, seinen Gemälden einen großen Umfang geben? Die Werke berühmter Meister älterer Schulen gestatten nicht wohl diese Annahme. Oder reicht es vielleicht hin, geschichtliche Ereignisse darzustellen und geschichtlich bekannte Personnagen auf der Leinwand figuriren zu lassen? Das thun oft die schlechtesten Landschaftsmaler. Es möchte daher zum bessern Verständniß und zur Vermeidung der Irrthümer wesentlich erscheinen, zwischen den historischen Gemälden und Genrebildern noch eine Mittelgattung anzunehmen, welche man „historisches Genre“ nennen könnte. Diese Benennung ist übrigens rein konventionell, und soll uns nur dazu dienen, eine leichtere Überschau über die Mannigfaltigkeit der historischen Gemälde des Salons zu verschaffen.

Ein ächter Typus dieses historischen Genre ist Horace Vernet, eines jener Talente, welche nur auf französischem Boden gedeihen, und sich entfalten. Unter der Restauration leistete Hr. Vernet in der Malerei das, was Béranger in der Poesie geleistet; er war der Maler jener alten Schnurrbärte von der kaiserlichen Garde, und verherrlichte durch seinen Pinsel die glorreichen Thaten des Kaisers. In jener Zeit hatte das Talent Hrn. Vernet's eine Oppositionstendenz angenommen; Jacques Laffitte und der Herzog von Orleans waren seine Gönner, und im Volke zählte Hr. Vernet seine zahlreichsten Verehrer. Heutzutage ist der liberale Maler zum Jüste-Milieu übergegangen, oder richtiger: er ist seinen ehemaligen Beschützern treu geblieben und sucht nach ihrem Beispiel eine gewisse Neutralität in

seinen neueren Kunstproducten festzuhalten. Seine Einnahme von Bone in Afrika, welche er im diesjährigen Salon ausgestellt, erinnert lebhaft an seine früheren Lieblingsbilder und entspricht als Kunstwerk seinem schon seit lange begründeten Rufe. Auf dem ersten Plan, in einem Winkel der Citadelle, sehen wir eine äusserst lebendige Scene; einige französische Soldaten sind friedlich mit den Einwohnern der Stadt beisammen und theilen gerade unter sich den Mundvorrath, welcher in nichts anderm, als grobem Kommißbrod besteht. Einzelne Figuren darunter sind höchst originell. Ein wenig rechts von dieser Gruppe, am Fuß der Wälle, steht ein Trupp französischer Marinesoldaten, von denen einer sich mit Seilen die Mauer hinaufziehen läßt; ganz im Hintergrunde sehen wir arabische Reiter dem Meeresufer zufliehen. Die Zeichnung ist fein und solid, und die Farben sind mit saftigem Pinsel aufgetragen. Der einzige Vorwurf, den dies ansprechende Bild verdienen möchte, wäre etwa, daß wir bei den dargestellten Scenen weder an die Belagerung, noch an die Bestürmung einer Stadt, sondern an eine ganz gewöhnliche Scene aus dem Festungsleben der Soldaten zur Friedenszeit denken.

Ein zweites Muster des historischen Genre ist die Schlacht bei Waterloo von Stauben, demselben Künstler, welcher auch die Landung Napoleons am Ufer bei Frejus und den Tod des Kaisers auf St. Helena gemalt hat. Auf einer Leinwand von etwa fünf Quadratschuh hat diesmal Stauben die Schlacht bei Waterloo, oder vielmehr eine dramatische Episode jenes für den großen Kaiser so verhängnißvollen Tages dargestellt. Wir sehen Napoleon in einem jener Augenblicke, wo die Vorsehung alle Berechnungen seines mächtigen Genies zu nichte macht und er im Begriff ist, sich mit seinem Pferde in das dichteste Getümmel der Schlacht zu stürzen, fest entschlossen, mitten unter den letzten Überbleibseln seiner Braven zu sterben oder zu siegen. Düstre Wolken umlagern seine kaiserliche Stirn; Unmuth und Feuer sprühet aus seinen Blicken, fieberhaft zucken seine Gesichtsmuskeln; alles verkündet deutlich, daß die Schlacht unwiderbringlich verloren. Mehrere Generäle und Offiziere werfen sich ihm entgegen und suchen ihn von seinem Vorhaben abzubringen; der Marschall Soult und die Generäle Gourgaud und Drouot bitten flehentlich den Kaiser, sich zu schonen. Eine solide und edle Zeichnung bei einem richtigen Gefühl für schöne Gruppirung, für Würde und Styl zeichnen den Maler dieses Bildes aus. Die Grenadiere der alten kaiserlichen Garde, im Pulverdampf ergraute und zum Sterben entschlossene, bärtige Gestalten sind mit vieler Energie behandelt. Einer davon im rechten Vordergrunde wird so eben von einer Kugel tödtlich getroffen, und stürzt mit Blut und Wunden bedeckt, zu Boden, aber bevor er den Geist aufgibt, beschäftigt er sich noch mit seinem Kaiser und, nach seinen angstvollen Mienen und Blicken zu urtheilen, denkt er weniger an sein nahes Ende, als an die Gefahr, worin sein Kaiser schwebt. Die englischen Gefangenen im linken Vordergrunde bilden eine schöne Gruppe. Ein benarbter Schotte stützt sein Kinn in der Rechten und betrachtet mit Bewunderung das um ihn her vorgehende Schauspiel und den Mann im grauen Oberrocke, welcher einen ruhmvollen Untergang unter den Trümmern der Granitkolonne von Marengo sucht. Ein kräftiges und harmonisches Colorit machen das Bild noch ansprechender und ich habe davor stets eine bewegte Menge eifriger Beschauer versammelt gefunden, — ein Umstand, der nicht minder der Wahl des Gegenstandes an und für sich, als der talentvollen Darstellung und Ausführung von Seiten des Künstlers anzurechnen ist.

Fast über diesem Gemälde von Stauben hängt der Karl IX. von Monvoisin. Der Maler hat diesen Monarchen in dem Augenblicke dargestellt, wo er, von Gewissensbissen gefoltert und schon seinem Tode nahe, noch zögert, seiner Mutter, der Maria von Medicis, den Regentschaftsakt zu übergeben. Der König sitzt in einem grünsammetnen Armstuhl; mit der Linken zerknittert er krampfhaft ein Papier, während er stieren, erstorbenen Blicks mit der Rechten auf das verhängnißvolle Louvrefenster deutet. Die Königin steht in der Nähe; ihre Figur ist weniger ausdrucksvoll, als die des Königs. Das Nebenwerk des Bildes ist sorgfältig behandelt. Mehr Adel und Ausdruck hat die Maria von Medicis auf dem Gemälde von Beaume. Während nämlich diese Königin mit einigen ihrer auserwählten Ehrendamen im Kloster Val-de-Grace still und zurückgezogen lebte, wurde sie vom Cardinal Minister Richelieu angeklagt, daß sie im geheimen Einverständnisse mit den Feinden des Staats unterhandle. Der Kanzler Seguier begab sich daher eines Tages in Begleitung des Erzbischofs von Paris in das Kloster, und nachdem er der Königin den Befehl des Königs vorgelesen, untersuchte und durchstöberte er alle Kisten und Kasten, verhörte die Nonnen des Klosters und zwang endlich sogar die Königin, ihm einen Brief einzuhändigen, den sie in ihrem Busen verbergen wollte. Den letzteren Augenblick hat der Künstler zu seiner Darstellung gewählt, welche ihm sehr glücklich gelungen ist. Der Farbeneindruck des Bildes ist angenehm; die Gruppirung durchaus gemessen und würdig.

Nicht weit von diesem Bilde war der Prozeß der Jungfrau von Orleans, von Jollivet. Trotz mancher namhafter Mängel, z. B., daß Johanna ein ganz gewöhnliches Mädchengesicht und ein schönes, weißes Kleid mit Ärmeln à la folle hat, daß die Köpfe der Mönche zu grotesk gestempelt sind u. s. f., finden wir doch in dem Bilde vortreffliche Einzelnheiten. Dahin rechnen wir besonders jenen Priester, welcher, da ihm sein letzter Bekehrungsversuch an Johannen mißlungen ist, ihr gerade die Worte sagt: „Du mußt auf der Stelle abschwören, oder als Hexe den Flammentod sterben!“ wobei er mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf einen kleinen, rothgekleideten Mann deutet, der mit gekreuzten Armen sich wider den Pfeiler einer Säule gelehnt hat und auf dessen Gesicht der Fluch seines Handwerks geschrieben steht. Ein anderes Gemälde von demselben Künstler, die Lara nach Lord Byron hat einen angenehmen Farbenton und ist fleißig gezeichnet und gemalt. (Schluß folgt.)

Musik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 18ten. Euryanthe (Benefice für Herrn Schmezer). Dieses Riesenwerk Weber's erhält unter der sinnvollen Leitung Guhr's seine Weihe. Abgesehen von dem absurden Gedichte der Wilhelmine von Chezy, kann diese Musik nur Ausfluß eines ächt poetischen Talentes seyn. Sie ist durchdacht, durchfühlt; jede Note wiegt eine Leidenschaft, die sich leider mit Polypenarmen an die Lebenskraft des genialen Schöpfers anklammerte. Lysiart's, Eglantinen's Fiebergluth, Euryanthen's kindliche Verklärung, Adolar's Ritterlichkeit, des Königs Würde sind gleichtreffend gezeichnet. Die Chor-Ströme zeugen von erhabner Phantasie. Ich sehe in selbstverzehrender Steigerung glühender Inspiration des Componisten Feder auf dem Linienmeere hinfliegen, ich sehe ihn in dem berauschenden Gefühle des Geschaffenen zurücksinken — der Tod verlöre in solchem Augenblicke seine Schrecken, denn er hat gelebt. Das sind die göttlichen Vorrechte des schaffenden Geistes, die, aufzuwiegen, Fürsten zu arm sind. Dies Werk ist in seinem kolossalen Genre ein rundes vollkommenes Ganzes. Die heutige Aufführung war eine gelungene, und schwerlich dürfte sie auf den anspruchsvollen Bühnen mancher Königstädte erreicht werden. — Der Herr Benefiziant sang den Adolar. Herr Schmezer ist seit Jahren ein geschätztes Mitglied unserer Oper. Unermüd-

licher Eifer, musikalische Kenntnisse, angenehmes Aeußere, und seine unvergleichliche Tenorstimme machen ihn zum Liebling des Publikums. Diese Vorzüge durch den Hauch der Poesie belebt, würden ihn auch zum Liebling des Künstlers machen. Die bloßen Töne einer ital. Geige, eines Waldhorns, eines wohltemperirten Claviers, besitzen schon in der Materie Opiate für das Ohr. Um wie viel mehr die menschliche Stimme! Allein sowie Töne dem Instrument entlockt, noch keine Musik bilden, eben so wenig ersetzt der Wohllaut der Stimme die Grazie des Vortrags. Vortrag aber kann nicht durch die Anwendung der Schule bestimmt werden. Ihn erzeugt etwas Höheres, nämlich die in dem Geiste der Composition, die er reproduciren soll, eingedrungene tief gefühlte Ueberzeugung. Das eben, dies Ausströmen des mit ihm verwandten Genius ist's, was Herrn Schmetzer mangelt. Er singt mit seiner seelenvollen Stimme immer nur sich selbst. Er erkennt nur seine eigne individuelle Anmuth. In seinem Adolar, Diavolo, Blondel, Pamino, Robert, Othello, Baron Felsenheim, Gustav ꝛc., zeigt sich keine Ahnung von der poetischen Verschiedenheit der Parthieen. Ob Herr Schmetzer im Turban, im Harnisch, im Frack oder in der römischen Tunika singt, man schließe die Augen, abstrahire den Text und man wird immer den ehrlichen Jakob Friburg in seiner Natur und Einfalt heraus hören. Dies Eindringen in das poetische Element jeder Parthie, dies Wiederfühlen- und -Geben desselben ist's eben, was Wild zum ersten dramatischen Tenor erhebt. Wild würde auch ohne Stimme noch ein großer Sänger bleiben. Herr Schmetzer wird nur Sänger heißen, so lange ihm sein Organ treu bleibt — wenn er nämlich nicht noch umsattelt, und statt des zierlich aufgezäumten Handpferdes den edeln Pegasus reiten lernt. Dem. Halbreiter (Eglantine) ist noch Anfängerin. Als solche betrat sie wenigstens unsere Bretter. Ob sie überhaupt ihre musikalisch-dramatischen Studien auf denselben begonnen, soll dahin gestellt bleiben. Aber daß Dem. Halbreiter viele, recht viele Fortschritte auf denselben macht, und unter solchen Auspicien das nur immer Mögliche leistet, beweist neuerdings diese enorm schwierige Parthie. Es gibt zwei Klassen von dramatischen Künstlern, solche, die aus Liebe zur Kunst die Bretter suchen, und solche, die aus Liebe zu den Brettern, die Kunst — nicht finden. Ich glaube Dem. Halbreiter gehört der ersteren Klasse an. Herr Fischer (Lysiart) hat der allgemeinen Erwartung nicht entsprochen, da er dieselbe übertraf. Er hat die Winke einer wohlwollenden Kritik zu seinem Vortheil benutzt, und auf diese Parthie angewendet. Mad. Fischer-Achten gab die Titelrolle. Die öffentliche Meinung hat sich über die reichen Gaben dieser Künstlerin bereits ausgesprochen. Sie schmückt jede Parthie mit neuen Reizen, und jede letzte scheint auch ihre vorzüglichste. So auch die heutige. Ist nun wohl Mad. Fischer-Achten eine erste Sängerin, oder ist sie's nicht? Wer in den Rollen einer Euryanthe, Desdemona, Julia, Pamina, Vitellia, eines Sarginos, einer Camilla, Norma, Rosa, Agathe u. a. Publikum und Künstler hinreißt, wer darin einen dauerhaften Ruf zu gründen fortschreitet, gehört doch wohl in das Fach der ersten Sängerinnen? Oder wo ist die Linie der Kunst oder der organischen Fähigkeit, die eine erste von einer zweiten Sängerin scheidet? Und gäbe es eine solche, wem fiele es wohl ein, eine jener Parthieen zum letzteren Fache zu zählen? Die Benennung: „Erste Sängerin" ist eine durchaus relative. Es gibt keine, außer die, welche der Vollendung dieser oder ähnlicher Parthieen am nächsten steht. Oder soll diese Benennung die Prima Donna bezeichnen, worunter man ausschließlich die ital. Bravour-Sängerin verstehen will; so suche man sie auch ausschließlich nur in Italien, und keine Deutsche trifft demnach der Vorwurf, daß sie keine Prima Donna ist. Das Chimärische liegt in der Uebersetzung. Lassen wir den Italiänern ihre Prima Donna, ihre Seconda Donna, ihre Prima Donna assoluta, ihre altera Prima Donna und wie sie immer klassificirt sein mögen. Jede deutsche Sängerin ist eine erste, die den Anforderungen des Herzens und des gebildeten Verstandes entspricht. — Den Einsender des Artikels in einem der neuern Blätter des Leipziger Kometen, worin er sich bemühet, Mad. Fischer-Achten in dieser Beziehung anzugreifen, würde ich einen losen Vogel heißen, wenn nicht allen handgreiflich die kleinmüthige Absicht darin hervorleuchtete, und Schmähsucht auf ihn selbst zurückgewirkt hätte. Auf jeden Fall ist er ein intriguanter Vogel!

Den 20sten fand die [illegible] Abendunterhaltung des Herrn Köck-Katt. Der Veranstalter, ein wackerer Clavierspieler, in der Schmitt'schen Schule gebildet, soll schlecht unterstützt worden sein, aber brav gespielt, und eben so brav auf die Kosten gelegt haben. Außer 2 Quartetten und einem Gesangstück, von einem hiesigen Dilettanten vorgetragen, spielte der Concertgeber ein Concert von Herz und eine Phantasie mit Var. von Moscheles mit Beifall.

Den 23sten. Concert der Fräulein Emilie Leibnitz. Die Concertgeberin verdient Lob. Sie spielte fertig, rein, und errang Beifall. Symphonie von Haydn (G. dur.) Aber nach und nach hörte das Auditorium auf, zu hören, folglich das Orchester zu spielen. Die Zuhörer sollten in solchen Fällen eigentlicher: Aufhörer heißen. Der letzte Satz kehrte mit stolzem Selbstgefühl den Undankbaren den Rücken. Erstes Allegro des Hummel'schen himmlischen Concerts (a moll.) Statt der beiden folgenden Sätze zwei Lieder von Schubert; eines war nur angekündigt. Schubert hat manch schönes Lied geschrieben; aber eben so wenig ist ihm eine gewisse Monotonie nicht abzusprechen, welche jedem Beifall Sordinen aufsetzt. — Potpourri und Var. für Piano und Flöte von Bucher. Ouvertüre aus Cosi fan tutte. Concert für Oboe von Thurner. Ein Lied für Alt von Ant. Hackel(?), Phantasie und Var. von Herz. — Herz, was verlangst du?

Den 27sten. Letztes Museum. Die 3 ersten Sätze der großen Beethoven'schen Symphonie (D) Hut ab! Ouvertüre von Schnyder von Wartensee, (zum Erstenmale). Sie geht der Componisten Oper „[illegible]" vor, und ist voll ergreifender Wirkung; Nummern aus Cosi fan tutte; und 2 Arien von Mozart (dies Bildniß und die Hallen), die letzte sang ein Schüler. In stiller verschlossener Kammer etwa? um sich vor Lauschern zu bewahren? um mit liebenswürdiger Scheu das Heiligthum nur zu berühren, das der Meister sein Eigenthum nennt? — Nein, auf das Forum trat er hinaus, und zerriß keck den Schleier, den der Künstler nur mit Ehrfurcht hebt. Keine Rücksicht verbindet zu Mißgriffen, welche das Würdige profaniren. Das verdient strenge Rüge. Aber nicht den jungen Mann treffe sie, sondern seine Verblender!

Den 29sten. Faust von Spohr. Herr Marrder ist als Faust, Don Juan, Figaro beliebt. Gesang, Spiel, seine ganze Persönlichkeit machen ihn zum angenehmen Repräsentanten dieser einander sich ganz entgegengesetzten Charaktere. Herr Marrder wird darin auf mancher Bühne sein Glück machen. — Die hohe Lage der Kunigunde paßt nicht für Dem. Halbreiter. Dem. Bamberger ist ein gar liebliches Röschen. Sie wäre es in jeder Beziehung, wenn sie nicht zuweilen detonirte. Herr Fischer wird als Mephisto in dieser Maske nun einmal nicht goutirt, obgleich sie die richtige ist. Mit Dobler trat dieser Mephisto zum Erstenmale vor die Phantasie des Publikums. Es sah bis dato noch nie einen außer dem Hause. Dobler war ein schöner Teufel. Er hätte nicht allein bei den Herren der Unterwelt Fortune machen können. Er glich einem Salamander auf Freiersfüßen. Nicht so Herr Fischer. In seiner Maske liegt ruhiger infernalischer Hohn. Der blinde Zuhörer hätte in Dobler's Wort und Ton eben so gut einen Sarastro wieder erkannt. Bei Herrn Fischer hört man den Abadonna eben so gut, als man ihn sieht.

Den 30sten. Concert des Herrn J. Rosenhain. Großes Publikum, kleines Orchester. Herr Rosenhain ist anerkannt als tüchtiger Pianist, als Componist und Lehrer. Als ersterer wird er jedem Meister unserer Zeit zur Seite gestellt werden können. Herr Rosenhain hat das Vertrauen des ganzen hiesigen Publikums und die Achtung unserer Künstler. Beide haben sein Concert besucht. Warum muß der Künstler büßen, wenn dem Adel die unadelige Zusammenstellung gilt? Der Concertgeber zog heute leider an einem der Millionen Stränge, die den guten Geschmack herunter ziehen. — Den ersten Satz des Hummel'schen Clavier-Concertes, vom 25sten dieses noch erinnerlich, und abermals den ersten Satz eines Rode'schen Violin-Concerts spielte des Concertgebers jüngerer Bruder. Der Knabe hat Talent und Mittel. Er ist zum Musiker bestimmt. Er leistet jetzt schon, was in seinem zarten Alter kaum zu leisten ist. Alles gut. Aber warum mit diesen noch unentwickelten Kräften auf den Kampfplatz treten? Mit welchem Sinn soll der Knabe ferner studieren?! — Eine Cavatine von Donizetti, ein Duett von Rossini und ein Lied (das öde Haus) für eine Tenorstimme vom Concertgeber componirt, waren die Gesangstücke. Eine Polonaise von Herz, drei Sätze in Form einer „Etude", eines „Danse de Sylphes", einer „Caprice" und am Schluß eine freie Phantasie über ein zum Phantasiren ungünstig aufgegebenes Thema aus dem Oberon, trug der Concertgeber vor. Kalkbrenner war der erste, der hier vor dem versammelten Auditorium Uebungen exercirte. Warum nicht auch die Scala, die, wie von den Eumeniden durch die Rennbahn aller Tonarten gepeitscht, nirgends eine Ruhestätte findet? Mit demselben Rechte darf uns nun auch der Sänger in's Innere seiner Werkstatt führen, und Solfeggien zum Besten geben. Es müßte recht unterhaltend sein, wenn irgend eine Prima Donna jede Ingredienz uns einzeln zu versuchen gäbe, woraus sie ihren Ohren-Nektar braute. — Herr Rosenhain ist Componist. Wir hätten die Progression seines Genius in eigenen größeren Compositionen erwartet, aber eine Zusammenstellung fremder, seines Rufes würdiger.

7.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 93. 1835.

369

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 18. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Wir spielten und kos'ten und herzten uns wie die Kinder. Sie war die gute Stunde selbst und alle frohen Geister meines Herzens waren rege. Bald trällerten wir ein Duettchen am Klavier, bald saß sie mir auf dem Schooß, ringelte meine seidenweichen Haare an den Schläfen, versuchte ihre Kunst in hundert verschiedenen Knoten und Schleifen meiner Halsbinde, schrieb heitere Albernheiten in fünf Sprachen in meine Brieftasche, zwang mich, eine Cigarre zu rauchen, versuchte desgleichen zu thun mit drolligster Geberde, rief ihre Zofe herein, drehte mein Gesicht nach ihr hin. „Nun, wie gefällt er dir? Schweige nur, hübsch ist er nicht, aber voll Seele und Herz. Geh doch, treibe, daß wir essen können, ich habe Hunger!“

Und ich dürste, dürste zum Verschmachten!

„Was willst du denn trinken?“

Einen Becher Seligkeit von deinen Lippen!

Wir küßten wieder, daß uns die Sinne schwanden. Charles kam dazu; rasch besonnen rief sie die andre Dienerschaft herbei und sprach plötzlich mit wahrer Majestät: „Hier steht euer aller und auch mein Gebieter!“ Sogleich war sie wieder neckisch und drollig wie ein Kind. Kein kluges Wort war mit ihr zu sprechen, keine vernünftige Antwort von ihr zu erhalten. Sie hüpfte und tanzte und sang und lachte und küßte und schien an meiner wachsenden Ungeduld sich zu weiden.

Aber — liebe Aurelia —

„Aber — lieber Ferdinand —“

So kindisch —

„Kindisch? Ja, ich bin ein Kind heute, ein frohes, seliges Kind. O wehre mir es nicht, schilt mich nicht, tadle nicht die Freude, die alle meine Nerven und Pulse tanzen macht, die Freude, dein zu sein, dich zu haben!“ Und mit heißen Thränen im Auge, lächelte sie mir ganz nahe in's Antlitz, umschlang mich zitternd, küßte mich wieder und wieder, und barg weinend ihr Gesicht an meiner Brust.

Endlich aus meiner Umarmung sich loswindend, sprach sie ernst, beinahe feierlich: „Wie lange hast du Urlaub?“ Lachend erwiederte ich: Vierzehn Tage, wenn es sein muß — auch drei bis vier Wochen.

„Eine kleine Spanne Zeit. Indessen, — hier können wir nicht bleiben, wir müssen fort von hier, fort, wo möglich heute noch, bevor die königliche Landparthie zurückkommt.“

Fort? Warum denn?

„Sollen wir hier uns beneiden, begaffen, bespötteln lassen? Sollen wir ängstlich die Minuten abmessen, welche beisammenzubleiben die Etikette uns gestattet, oder — sollen wir uns plötzlich wieder ganz fremd werden? Kannst du es? sprich! Kannst du es? Ich kann es nicht! Vor Königen und Kaisern würde ich dir um den Hals fallen, wenn grade das Herz ein Bedürfniß fühlte, dich zu küssen. Ich kann nicht heucheln, nicht kalt scheinen, wo ich glühe, nichts halb sein; — ganz, ganz bin ich stets, was ich bin!“

Aber — wohin denn? Der Gedanke macht mich ganz verwirrt.

„Über den Rhein! Dahin, dahin will ich mit dir,

o mein Geliebter, zieh'n! Wir machen eine kleine, interessante, belehrende Reise in ein fremdes Land, gehören dort uns nur selbst an, bis, — nun, bis der Himmel uns eine andere Straße anweist; laß den Himmel walten."

Der Plan gefällt mir, das leuchtet mir ein, welcher Gott begeisterte dich?

„Der kleine Gott in meinem Herzen. Kannst du auf deinen Diener bauen?

Wie auf mich selbst!

„So laß ihn sogleich nach Tisch rufen, damit er dir die Post bestelle für die nächste Station rheinabwärts. Du fährst um sechs Uhr, verweilst auf der Station bis der hiesige Postillon zurückfährt, wendest dich dann links auf die nächste Station rheinaufwärts. Dahin fahre ich um acht Uhr von hier ab, wir finden uns dort, fahren in meinem Wagen weiter die Nacht durch, und sind morgen sehr früh in Straßburg."

Göttlicher Gedanke! Laß dich küssen dafür tausendmal!

„Aller guten Dinge sind drei; genug! Jetzt komm zu Tisch!"

11. Mein Konrad.

Die frohe Aussicht auf eine so hübsche Reise hatte meinem Appetit bedeutenden Eintrag gethan; ich stand bald auf. Liebe, holde, süße Gourmande, laß mich mein Hausrecht üben. Du iß und trinke und nasche behaglich fort; ich will hinüber in meinen Gasthof und Alles selbst ordnen. Wozu unser flottes Schiffchen unnöthig mit Ballast bepacken? Mein alter Konrad mag nach Hause gehen und sich gütlich thun während meiner Abwesenheit; wir sind uns allein genug. In einer halben Stunde bin ich zurück und marschfertig. Auf Wiedersehen!

„Ohne Kuß?"

Verzeihe, die freudige Aussicht, die Hast —

„Am ersten Tag schon muß ich solches zu verzeihen haben? Betrübte Aussichten! — Verziehen von ganzer Seele! aber gehe, mein Herz, du hast wirklich keine Zeit zu verlieren!"

Mein alter Konrad stand unterm Thorweg des Gasthofs und dampfte Zorneswolken um sich her. Er fuhr zwar wie gewöhnlich, wenn ich in seine Nähe kam, mit der Pfeife in die Brusttasche, aber heute schmunzelte er nicht freundlich wie gewöhnlich, strich sich nicht den grauen Schnurrbart, sondern sah mich mit strafendem Blick ernst an, und schritt trotzigen Schrittes hinter mir die Treppe hinauf. Oben dehnte er mißmuthig: „Befehlen?"

Was hast du denn, Konrad? Schlechte Nachrichten von Haus? Ist deine Katharina dir untreu geworden?

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr, von meiner Katharina ist hier gar nicht die Rede, die bleibt mir und der Ehre wohl treu. Aber, halten zu Gnaden — Euer Gnaden sind mir untreu geworden, und sich selbst dazu, und Excellenz dem gnädigen Papa dazu —" (Forts. f.)

Mondschein.

Von Victor Hugo, übersetzt von Wilh. Wagner.

Per amica silentia lunae.
VIRGIL.

Hell scheint der Mond und ruht auf kaum bewegten Wogen;
Das Fenster öffnet sich, — der Nachtwind kommt gezogen
Und küßt die Sultanin, indeß der Silberschaum
Gleich wie ein Perlenkranz umzieht den Inselsaum.

Aus ihren Händen fällt die Laute und verklinget,
Da plötzlich an ihr Ohr ein dumpf Geräusche dringet.
Ist es ein Türkisch Schiff, das schwere Bürde trägt,
Und dessen Ruderer die laue Welle schlägt?

Sind es Seeraben, die ein nächtlich Spiel beginnen,
Indeß vom Flügelpaar die weißen Perlen rinnen?
Ist es ein Vogel, der sich an dem Thurme hält
Und an dem Steine pickt, bis dieser niederfällt?

Wer stört die Ruhe im Serail der Sultaninnen?
Der Vogel ist es nicht dort auf den Mauerzinnen;
Auch sieht man rings umher kein schwerbelad'nes Schiff
Und keinen Raben, der umkreis't das Felsenriff.

Woher nun dies Geräusch, — dies Stöhnen? — Schwere Säcke
Wirft man in's Meer hinab, dort an der Mauerecke,
Und in den Säcken zuckt's, wie menschliches Gebein. — —
Auf stiller Meerfluth liegt der helle Mondesschein.

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Vierter Artikel. — (Schluß.)

Das Leben und die Thaten der Jungfrau von Orleans haben noch eine Menge anderer Künstler zu Gemälden begeistert, aber den wenigsten davon ist es gelungen, sich auf eine ehrenvolle Weise aus dem Handel zu ziehen. Mehrere darunter haben aus der Jeanne d'Arc eine elende Karikatur gemacht. Lobende Erwähnung in gewisser Hinsicht verdient die Jungfrau von Orleans, von einem deutschen Maler, Schnorr von Karolsfeld. Das Bild ist äußerst sorgfältig gemalt; doch ist der Ausdruck auch hier, wie bei vielen andern Gemälden, zu sehr zurückgeblieben, um etwas Befriedigendes aus dem Bilde zu machen. Der Blick der Johanna hat etwas Stieres, worin sich weder Seele noch anmuthige Schönheit zeigt, und die Austheilung der Farben hat Theil an unserer deutschen Nüchternheit und Trockenheit, welche namentlich bei unseren heiligen Compositionen überhand genommen hat und gegen die Saftigkeit des französischen Colorits, womit hier die meisten Bilder gemalt werden, bedeutend absticht. Wir wollen jedoch unserm Landsmann Talent und gewissenhaften, redlichen Fleiß in der Ausführung seiner Composition durchaus nicht absprechen. Einen Faust desselben Künstlers hat die hiesige Kunstjury zurückgewiesen.

Ich führe noch an die Jeanne d'Arc, wie sie auf einem Karren auf den Marktplatz von Rouen zum Flammentode abgeführt wird, von Henry Scheffer, dem Bruder des berühmten Malers gleiches Namens. Johanna ist hier wie ein junger Page gekleidet, und eine Masse neugierigen Pöbels folgt der armen nach. Der Priester, welcher sie verrathen hatte, wirft sich ihr unterwegs zu Füßen und erfleht ihre Verzeihung. Das Ganze ist nicht ohne Talent ausgeführt; doch fesselt die Hauptscene weniger den Blick, als die Umgebung und das theilt unsere Aufmerksamkeit. Der Farbenton ist ansprechend. Alfred Johannot hat (im Auftrag des Königs) Heinrich II. und die Katharina von Medicis mit ihren Kindern gemalt. Das Bild ist ein ganz

artiges Familienportrait, wo die Kleider und die übrigen Nebendinge fleißig behandelt sind und wo der Maler wahrscheinlich sich nur hat darauf beschränken wollen, die Zahl der königl. Kinder und ihre Kostüme treulich wiederzugeben, welches ihm ganz gut gelungen ist. Der Tod des Camoëns von Lestang ist ein wohlausgeführtes Bild. Der große Dichter stirbt im Armenhospitale zu Lissabon, und zu seinen Füßen sitzt Niemand als der getreue Sclave, welcher für ihn in den Straßen von Lissabon bettelte und seine gute Freundin, die Negerin, eine Fischfrau, mit welcher Camoëns oft das Brod getheilt hatte. Vigal hat einen Don Quichotte und Sancho Pansa gegeben; der erstere ist ein langes, mageres, von der Sonne gebräuntes Gerippe, welches eine ernsthafte Miene annehmen will und in einem alten abgenutzten Panzer steckt; letzterer dagegen ist ein untersetzter, kurzer, dicker Kerl, welcher ein ledernes Wamms mit braunen Ärmeln trägt. Beide aber scheinen auf den lebendigmachenden Odem eines schöpferischen Genius zu warten.

Im Katalog finden wir ein allegorisches Bild von Clement Boulanger unter folgendem Titel verzeichnet: „der Genius der Künste zieht das Elend dem Reichthum vor, um seine Unabhängigkeit zu bewahren.“ Der Genius der Künste ist dargestellt als eine junge, hübsche Frau, mit etwas freimüthigen Zügen und Manieren; gleichwie der Gefängnißwärter im Melodram ein Bund Schlüssel, so trägt sie ein Bund Pinsel im Gürtel. Der Reichthum erscheint ihr unter der Gestalt eines vornehmen Herrn, der ihr allerdings etwas offenkundig seine Geschenke anbietet, welche sie von der Hand weiset; das Elend, welches sie mit der Linken streichelt, ist ein garstiges zweifüßiges Thier, welches sich mit allen Vieren um ihre Kniee klammert. Fürwahr, wenn das Elend so garstig wäre, als es der Künstler hier dargestellt, ich würde keinen Augenblick anstehen, den guten Geschmack des Genius der Künste unausstehlich zu nennen. Ich begreife wohl, wie der Genius der Kunst Kummer und Armuth den eitlen Freuden der vornehmen und reichen Welt vorziehen mag, weil jene den Geist frei machen, diese ihn aber verknechten; jedoch darf das Unglück selbst als Elend nie seine Würde und seinen Stolz aufgeben; es soll nicht kriechen auf allen Vieren, wie ein Hund, dem man schmeichelt; sondern es soll frei mit aufgehobener Stirn einhergehen. Wenn die Composition in der Anlage schon falsch und übel angeordnet ist, so verdient doch die Ausführung, Zeichnung und besonders das lebhafte, saftige Colorit rühmliche Erwähnung.

Die Liebe der Engel zur Zeit der Sündfluth, von Cibot, ist nicht mit der begeisterten Auffassung ausgeführt, wie das erfindungsreiche Gemälde des englischen Dichters, dem der Künstler seinen Gegenstand entlehnt hat. Cibot ist zu viel am Irdischen kleben geblieben; seine Engel sind nicht schön genug, um Himmelsbewohner zu heißen, und seine Frauen nicht reizend genug, um die Liebe der Engel in dem Grade zu verdienen, daß sie vom gemeinsamen Menschengeschlecht als die auserlesensten gerettet und aufbewahrt wurden. Daß dem Bilde dieser poetische Hauch der Geisterwelt und der Byron'schen Dichtung fehlt, ist um so mehr zu bedauern, da die materielle Darstellung so viele lobenswerthe Eigenschaften aufzuweisen hat.

Gallait hat ein gutes Bild, den Herzog von Alba in den Niederlanden, ausgestellt; doch offenbart darin der Maler eine Neigung zum Schrecklichen. Eine wahre Freude am Häßlichen und Graußigen hat Boissard in einer Episode aus dem Rückzuge der französischen Armee von Moskau gezeigt. Wir sehen eine schneebedeckte Gegend, zerbrochene Wagen, todte Pferde rings umher, und krächzende Raubvögel erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei. Im Mittelgrunde des Bildes sitzen zwei Reiter, welche vor Kälte und Hunger nicht mehr weiter können und sich auf den Kadaver eines eben umgefallenen Pferdes gesetzt haben, um dort noch einige Wärme für ihre erstorbenen und erfrorenen Glieder zu suchen. Viele Theile des Gemäldes sind mit großer Energie behandelt; doch thäte der Künstler besser, sein Talent auf andere Gegenstände zu verwenden.

Gigoux, der bekannte Vignettenmaler, hat diesmal ein großes Bild in der Ausstellung, doch ist es für den dargestellten Gegenstand zu umfangreich; es stellt die Communion Leonardo da Vince's kurz vor seinem Tode vor und hat einzelne auffallende Mängel. Der König Franz I., welcher dem Kranken unter die Arme greift, um ihn aufrecht zu halten, hat weder Würde noch Anstand in seiner Figur, Leonardo's nackte, in die Kniee zusammengesunkene Gestalt, erregt einen unangenehmen Eindruck. Das Licht ist jedoch gut auf dem Bilde vertheilt und mehrere von den umstehenden Personen sind wohlgelungen. Wenn der sich bückende Priester auch ein schwerfälliges Ansehen hat, so sind die beiden ihm zur Seite stehenden Chorknaben, welche Wachskerzen in den Händen halten, vortrefflich; wenn Leonardo selbst und Franz I. schwache Figuren sind, so bilden der Arzt und die hinter dem Kranken knieenden Frauen eine schöne Gruppe, welche nur durch ein impertinent hellblaues Kleid verunstaltet wird. Die Nebendinge, Vorhänge, Teppiche, Fußböden u. s. f. sind vollkommen gut ausgeführt. Aber dieses Talent üben zu viele von den neuern französischen Malern und es erweckt in ihnen die Meinung, daß sie sich mit Glück an historischen Compositionen wagen könnten. Doch über der Sorgfalt, womit sie das Costüme und die Gruppirung behandeln, vergessen sie den Ausdruck und die Beredsamkeit der Mienen. Das zeigt recht deutlich das Bild von Gosse, der Bischof von Lisieux, wie er in der Bartholomäusnacht den Protestanten seiner Diözese das Leben rettet. Alles, was todte Natur auf dem Gemälde ist, Zierrath, Begleitung, Waffenrüstung — ist trefflich dargestellt. Die Straße, in die wir sehen, bietet uns eine weite, und richtige Perspektive dar; aber was sagen uns alle jene Köpfe? Hat etwa jener Mönch, welcher das Volk aufzuwiegeln sucht gegen den edlen Bischof, ein fanatisches Ansehen? Und jener Bischof, hat er auf diesem Bilde wirklich ein so mildthätiges Herz, als es die Geschichte berichtet? Und jene Frauen, welche die Wuth des Pöbels bedrohet, haben sie wirklich Furcht, sowie sie da auf dem Bilde stehen, wollen sie etwa unmuthig auf's Leben verzichten oder dem Tode trotzen? Von dem allem kann man nichts errathen.

Als zum historischen Genre gehörig, führen wir noch an mehrere lebensgroße Figuren, welche der Minister des Innern für das neu errichtete historische Museum in Versailles bei zahlreichen Künstlern bestellt hat und welche dort eine Gallerie berühmter Capitäns bilden werden. Unter diesen historischen Portraits führe ich zuerst an, Ziegler's Connetable von Sancerre, in voller Rüstung und zu Pferde und den General Kellermann, von demselben. Man muß in der aufgestützten Stellung dieses Letzteren, eine sehr erfreuliche Keckheit und in den Mienen ein ächt soldatisches Selbstvertrauen rühmen. Ein kräftiges und harmonisches Kolorit macht beide Porträts noch ansprechender. Alaux hat ein großes Porträt vom Marschall Ranzau zu Pferde gemacht, welcher in französischen Diensten einen Arm, ein Bein, und ein Auge verloren. Die Marschälle von Boucicault und de la Meylleraie sind von Picot und Mauzaisse nicht ohne Talent ausgeführt worden. Rouget hat außer

einigen andern Porträts auch das des General Beauharnois, des Vaters vom Prinzen Eugen, gemalt. Der Marschall Loukner von Couder gleicht dem alten Friedrich auf ein Haar. Alter, Taille, Haltung, Costüm, nichts fehlt, selbst nicht einmal der Zopf und Spazierstock. Ich weiß nicht, ob der Maler der Natur treu geblieben. Larivière hat den Grafen von Rochambeau, dem Lafayette nach Amerika folgte, und den Marschall Mortier in einem wohlgetroffenen Bildniß wiedergegeben. Den Connetable Duguesclin und den Marschall de Lapalisse zu Pferde hat Feron gemalt.

Wissenschaftliches.

*** Die historischen Taschenbücher des Freiherrn von Hormayr. Welchem politischen Glaubensbekenntniß man auch zugethan sein möge, — ob man den Namen: Hormayr mit günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen in Verbindung setze, — wenn man auch von der Masse historischer Resultate en gros wie en detail gänzlich abstrahirt, aus welchen Baron Hormayr theils große selbstständige Geschichtsbauten construirte, theils neue wissenschaftliche Kapitale anlegte, — man wird, wenn man eine Richtung dieses Mannes mit aufmerksamen Blicken verfolgt, nicht umhin können, seine unerwandelte unter allen äußeren Verhältnissen und Modifikationen gleichgebliebene Ausdauer anzuerkennen. Die seit drei Dezennien jährlich erscheinenden Taschenbücher Hormayr's für vaterländische Geschichte sind zu einem Thesaurus herangewachsen, wofür man (wenn man überdies noch die von Hormayr redigirten Jahrgänge des Archivs für Geschichte, Geographie ꝛc., als integrirenden Theil betrachtet), wohl kein Seitenstück finden dürfte. — Es ist — namentlich in der neuesten Zeit nicht blos manch ein Zweifel, sondern sogar theilweise eine scharfe gewappnete Opposition gegen die Tendenz jener Institute rege geworden; man hat die Meinung aufgestellt, sie sei bereits außer der Zeit hinausgewuchert und das Bedürfniß einer Popularisirung, besser: einer Artistrung der Historie sei jetzt überflüßig geworden. Es wäre weniger undankbar gegen das Geleistete, als vielmehr kurzsichtig in Bezug auf das, was noch geleistet werden muß, sich jener Ansicht anzuschließen. Vielleicht ist es wahr, daß die Mode der historischen Balladen vorbei ist; aber dafür ist der historische Roman in sein Recht getreten und das historische Drama liegt trotz der keuschen Muse Grillparzers und der geilen Raupach's noch brach; aber das Forum hat noch nicht allenthalben seine vaterländischen Fresken und Basreliefs im Porticus, seine Helden in Erz und Marmor, statt der Marien- und Dreifaltigkeitssäulen und barokken Springbrunnen. Oder wird, wenn auch die Gegenwart praponderirt, deshalb die Vergangenheit je aufhören? Nicht Ahnen und Jahlenregister wollen wir, sondern Rechte, die einmal schon da waren, laut Kräften, die sich geäußert haben, nicht Erneuerung von alten Zuständen, sondern durch die Erinnerung einen allgemein gültigen Maßstab für das Werdende; Rechte aus Pflichten, statt Pflichten aus Gewohnheit. Das ist jetzt das Postulat an die Geschichte, was aus ihr gewonnen werden muß. — Verfolgt man mit aufmerksamen Blicken die Reihe der Hormayr'schen Taschenbücher, so weisen sie sich wie ein großes ganzes Einzel-leben aus, das mit einer ritterlichen, brausenden, schwertklirrenden Jugend begann, als Condottiere stritt, warb, schlug, und jetzt endlich sich zurückzieht aus dem Gewühl der Partheien, — wenn auch noch zuweilen von der einen oder andern galvanisch berührt, — doch mit poetischer Besonnenheit und in Shakespear'scher Ironie, in's Asyl des Volksthums, innerhalb der Schanzen einer großen Gesammtheit, die, wenn auch scheinbar noch unterdrückt, doch bereits zur furchtbaren Nemesis herangewachsen ist, die in ihrer ächt deutschen Fabius-Cunctator-Natur den Hannibal getrost bis dicht vor die Thore kommen läßt, durch die Schießlucken alle seine unbewanzerten Stellen erspäht und ihre Artillerie so lange am Gliedermann exerzirt, bis es Zeit ist. — Seit Baron Hormayr den österreichischen Staatsdienst verlassen hat, sind bis 1835 von der neuen Folge seiner historischen Taschenbücher 6 Jahrgänge erschienen, (1830 — 34 bei Franckh und Franz, 1835 bei Vieweg in Braunschweig). Es ist höchst interessant, in denselben die allmälig erweiterte Tendenz zu verfolgen, welche die Nationalität als Gesammtheit auffaßt und bis in ihre kleinsten Aederchen hinab erforscht und den inneren Seelenhaushalt mit der Treue eines Genremalers wieder gibt, während Hormayr früher die Geschichte im Styl eines Historienmalers behandelte, als lebendige Fresken, eingerahmt in ein Arabeskenlaberinth von Thatsachen, deren eine üppig sich mit der andern befruchtete, bis man in schattige Urwälder hineingezaubert war. Diese Richtung ist an der neueren historischen Kunst charakteristisch, sie sprang aus dem innersten Wesen der neueren Zeit hervor, deren positiver und negativer Pol die größtmöglichste Geltendmachung der Individualität einerseits und die weitmöglichste Concentration in ein großes Ganze und Allgemeine andrerseits eben das Mysterium bilden, mit welchem die Pfaffen, die Feudomanen und die Radikalen andrer Farbe nicht fertig werden können, weil sie jeder — die jetzigen Zustände schon als *fertige* zu betrachten gewohnt sind und sich an das Verhältniß des Werdenden aus und zu Bestehendem noch nicht gewöhnen können.

*** Museum Senkenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. 1 Band (3 Hefte. Tafeln 1—18) 1833 — 1834. J. D. Sauerländer. Der 1. Band dieses für die Wissenschaft hochwichtigen Werkes ist jetzt complet und enthält einen Schatz von Beobachtungen und Mittheilungen, wie ihn nur ein Verein von Männern aufspeichern konnte, deren uneigennütziger reiner Eifer für die Wissenschaft kein Opfer scheut, deren durch patriotischen Bürgersinn gegründete Sammlung sich mit jedem fürstlichen Cabinet messen kann. Die drei Hefte des 1. Bandes enthalten Beiträge zur Petrefactenkunde von dem eifrigen und gelehrten Hermann von Meyer, Beiträge zur Flora Aegyptens und Arabiens von Dr. G. Fresenius, eine Beschreibung des im rothen Meere vorkommenden Dugong (Halicore) von unserm berühmten patriotisch uneigennützigen Reisenden Dr. Eduard Rüppell, Nachrichten von den Brüteplätzen einiger tropischer Seevögel im stillen Ocean, von F. H. v. Kittlitz, die Beschreibung mehrerer neuer Arten des Geschlechts Acanthurus, von demselben, zoologische Miscellen v. Dr. K. Reuß ꝛc. Es ist zu wünschen und anzunehmen, daß dies verdienstvolle und gehaltreiche Unternehmen recht bald in's Interesse aller übergehe, denen es um die Wissenschaft Ernst ist.

*** So eben verläßt ein ausgezeichnetes naturhistorisches Detailwerk: Untersuchungen über die Bildungsgeschichte der wirbellosen Thiere im Eie, von Prof. Dr. Moritz Herold zu Marburg, die J. D. Sauerländer'sche Offizin. Verfolgt man die mit größtmöglichster Sorgfalt in typographischer Pracht ausgestatteten Blätter dieses Werkes, so ist man genöthigt, dem menschlichen Geist, der es so weit gebracht, die geheime Werkstätte des organischen Lebens zu belauschen und dessen Gesetze nachzurechnen, einen Tribut der Bewunderung zu zollen, demselben Geist, der Weltsysteme und Sternenbahnen nachweisen, aus Knochensplittern die Geschichte einer untergegangenen Schöpfung construiren und was der äußere Sinn ohne Nachhülfe zu beobachten unfähig ist, anschaulich, man möchte sagen: plastisch darlegen kann. Die illuminirten Kupfertafeln sind mit der größten Gewissenhaftigkeit behandelt, der Text deutsch und lateinisch beigegeben, und der Druck (Royal Folio) ein würdiger Beweis, daß die deutsche Presse an Pracht und Eleganz mit der englischen wetteifern kann.

Buntes.

*** Anomalieen. Ein reicher Bürger in der Normandie hatte die fixe Idee sich für eine junge, artige Dame zu halten. Ueber alle andere Gegenstände sprach er vernünftig und schicklich, aber niemand vermochte ihn zu überreden, die zierliche Frauenkleidung abzulegen, in welcher er alle Gesellschaften, sogar die Kirche besuchte. Rief man ihm bei seinem Namen „Herr Dumouret“, so gerieth er in Wuth, zeigte auf seinen gestickten Rock, und seine bunte Haube. Seine Schmeichler und Tischfreunde nannten ihn „Mademoiselle Roiette“ und hatten guten Vortheil von ihrer Nachgiebigkeit; auch bewog man ihn auf diese Weise zu einem Testament, das sein Vermögen den rechtmäßigen Erben entzog, welche aber vor Gericht klagbar wurden.

*** In Whitstein starb ein gewisser Herr Underwood, der seiner Schwester 6000 Pfund Sterling vermachte mit der Bedingung, ihn auf folgende Art begraben zu lassen. Der Sarg war grün angestrichen, der Leichnam glänzend geschmückt; zu seinen Füßen lag ein Exemplar Miltons, das Haupt ruhte auf Sanadons Ausgabe des Horaz, in der rechten Hand hielt er ein kleines griechisches Testament und in der Linken eine Taschenausgabe des Horaz. Die sechs leibtragenden Edelleute bekamen jeder zehn Guineen, mußten aber in bunten Kleidern erscheinen und die 31te Ode aus dem 1sten Buch des Horaz nach beliebiger Melodie absingen.

*** Auf einige amerikanische Zeitungen kann man sich in Pittsburg mit Viktualien, sogar mit Lumpen abonniren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 94. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 20. April.

Die Wahrheit.

„Ich steh' vor dir, zu zeugen von der Wahrheit,"
[illegible] einst der Menschensohn;
De[illegible]er sagte zweifelnd und voll Hohn:
„Sag' mir, ich bitte dich, was ist die Wahrheit?"

Man fragt so oft seitdem: „was ist die Wahrheit?"
Und wie verschieden war die Antwort schon!
Doch blieb sich immer gleich der Forscher Lohn;
Ein spottend Echo fragte nach: die Wahrheit?

Ihr dünkt euch weiser, als die vor euch waren;
Habt ihr auf Eins wohl Achtung schon gegeben,
Geschaut aus euren Himmeln erdenwärts?

Dann möchtet ihr vielleicht, was ich, erfahren.
Ich weiß es wohl, die Wahrheit ist das Leben,
Ich weiß es wohl, die Wahrheit ist der Schmerz!

Heinrich Didier.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Bist du bei Troste?

„Je, da möchte Einer noch bei Troste sein! Halten zu Gnaden, — ist das eine Aufführung für einen solchen Kavalier? Die ganze Nacht fort, hui! — niemand weiß, wo und wohin; den ganzen Morgen fort; hier das sündentheure Schlaf- und Speisegeld bezahlen und anderwärts schlafen und essen! Mir den Affront anzuthun, daß ich nicht einmal den hohen Herrschaften, die nachfragen kommen, sagen kann, wo Euer Gnaden sich befinden."

Na, sei ruhig, es soll nicht wieder geschehen!

„Halten zu Gnaden, das ist geschwind gesagt; aber wer einmal sich verplempert in solchen Affairen, dem geschieht's leicht wieder. Kommt da gestern der goldbeblechte und silberlackirte französische Herr Charles und befiehlt mir, dem Herrn Kammerherrn zu sagen, Euer Gnaden könnten nicht mitfahren, hätten zu arbeiten. Ja, mag mir auch eine saubere Arbeit gewesen sein; — und ich — ich muß dem Herrn Kammerherrn dergleichen frech ins Gesicht lügen. Hat mich am Ende noch gar für besoffen gehalten, weil ich kirschroth im Gesicht war vor Scham und Ärger."

Hast du jetzt vielleicht aus Unvorsichtigkeit in den Zorn hinein getrunken?

„Halten zu Gnaden, Euer Gnaden: ich heiße Konrad Lebrecht und bin nie besoffen."

Gut, mache mir meine Pfeifen zurecht.

„Halten zu Gnaden, dazu wartet Konrad nie auf Befehl! Da stehen sie alle geladen!"

Gib mir eine und Feuer! So —! Der Minister ist fort, ich bin frei. Den Mantelsack gepackt, ich mache eine kleine Reise; nur das Nöthigste!

„Halten zu Gnaden, wird das Jagdzeug mitgenommen?"

Nein! das Jagdzeug und den Caro nimmst du mit zu Hause, heute noch oder morgen früh, wie es dir recht ist.

„Halten zu Gnaden, Euer Gnaden reisen und ich soll mit dem Caro nach Hause marschiren? Das wäre mir doch eine neue Geschichte."

Freilich! Aber du weißt ja, Konrad, daß heutzutage nichts als neue Geschichten passiren. Unter uns —

ich darf dich nicht mitnehmen' — muß inkognito reisen — Staatsaffairen, der Minister hierhin, ich dorthin.

„So? Sagte ich doch immer, Euer Gnaden seien zu wichtigen Dingen geboren. Aber — darf man denn wissen, wohin es geht?"

Du darfst es wissen, mein Konrad darf Alles wissen; aber — pst! verstanden? nach Frankreich!

„Über'n Rhein? verstehe!"

Kommt dir einer von den Windhunden in den Wurf und schneppert dich an, wohin ich wohl sei, so sage ihm nur: eine Vergnügensreise, ins Oberland, vielleicht in die Schweiz. Hier hast du Geld, zahle die Rechnung, thue dir gütlich, — was übrig ist, verrechne mir. Weißt du noch, wornach der guten Frau Katharina so sehr gelüstete?

„Ja — bei mir langte es nicht zu —"

Bei mir damals auch nicht, aber heute langt's. Wir trugen ja immer Freude und Leid zusammen. Nimm die zwei Louisd'or, überrasche die gute Frau Katharina. Deine Hand! Ich muß selbst die Post bestellen, um sechs Uhr geht's ab. Lebe wohl, mein Konrad, im andern Monat sehen wir uns wieder.

Der ehrlichen Haut standen die Thränen in den Augen. Er war stets ein gewaltiger Politiker, und verrichtete kein Geschäft lieber, als hinter mir her die Akten auf die Kanzlei zu tragen. Je dickleibiger die Fascikel, um so größer sein Stolz. Dann sprach er: meinem jungen gnädigen Herrn wird schon gewaltig viel anvertraut, aus dem wird bald was Großes! Wehe dem, der dagegen einen Zweifel erhoben hätte.

Mein kleines Hauswesen führte er mit musterhafter Ordnung. Er zankte und schalt mich aus, als wenn ich sein eigener ungezogener Sohn wäre; aber Peru's Schätze und Inquisitionsfoltern hätten ihm kein Wort abgelockt, was eines meiner Geheimnisse hätte verrathen können. Mit meiner guten Mutter hatte er früher deßhalb manchen harten Strauß zu bestehen gehabt, ohne je zu wanken. Er sah überhaupt die Frauen als etwas Geringeres und Subordinirtes an, ohne dem Pantoffel seiner Dame Katharina sich entziehen zu können. Für Napoleon hätte er sich schinden lassen. Die Kalendermacher waren ihm ein Greuel, weil sie diesen nicht unter den Heiligen angeführt hatten. Die vielen Franzosen am Badeort haßte er auf den Tod und bewies ihnen überall Verachtung, „weil sie ihren Herrn und Meister verleugneten." Da möchte man auf einer wilden Sau davon reiten! sprach er, wenn man so nichtswürdiges Gesindel umherstolziren sieht, das mit Jurament und Eid sein Spiel treibt, und sich den Bauch pflegt, während sein Herr und Meister fast von den Englischen Ratzen auf St. Helena gefressen wird.

Seine originellste Seite war die außerordentliche Liebe für den Wein, eine wirklich leidenschaftlich, phantastische Liebe und dazu die musterhafteste Nüchternheit. In Verzweiflung brachte ich ihn, wenn ich ihm eine ganze Flasche schenkte. Er nippte davon ein Gläschen und Dame Katharina beduselte sich von dem Rest. Aber für ein Gläschen edlen Weins ging er durch die Hölle. Ich trank selten Wein, beinahe immer nur, um dem alten Gesellen mit Ehre ein Gläschen offeriren zu können. Darum ging er auch nie in ein Weinhaus. „Mit meinem gnädigen Herrn trinke ich zuweilen ein Gläschen; soll ich mich und ihn so schimpfiren, daß ich nun mit allem Volk aus einem Faß zapfte?" — Hundert Sermone mußte ich von ihm anhören, für den ersten und einzigen Rausch meines Lebens. „Wenn ein gemeiner Mensch ein Vieh wird, so ist's halt eine gemeine Seele; aber wenn ein Kavalier salva venia ein Vieh wird, so drehen sich die hochgeborenen Ahnen im Grabe um und die Welt deutet mit Fingern auf ihn, und auf wen die Welt mit Fingern deutet, der bedeutet nicht viel. Aber ein Kavalier soll viel bedeuten, darum eben ist er Kavalier und nicht Bürstenbinder! Eine wilde Sau wälzt sich im Schlamm, der Edelhirsch badet sich nur in reinen Quellen. Der Bauer frißt sich den Bauch voll mit Mehlklösen, daß er — muß; der Edelmann speist ein Stückchen englischen Pudding, womit er sich anständig nähre." Abraham a Santa Clara hätte viel von ihm lernen können. (Forts. folgt.)

Aus Berlin.

Im März.

Das Carneval ist vorüber, mein verehrter Herr, und ich hoffe, Sie lachen nicht, wenn ich dies sage. — Ja, mein Bester, auch wir in unserm steifen, kalten, protestantischen Norden haben eine Faschingszeit und Faschingslust, und es gibt Leute genug in der Welt, die uns darum beneiden. Was wissen z. B. Sibirien und Kamtschatka, China und Japan vom Carneval, und wir können daher stolz und sicher, wie echte Brennen, den gehaltlosen Spott unserer südlichen Landsleute zurückwerfen, wenn diese unsern Fasching als eine Lächerlichkeit betrachten und bekritteln. Es ist wahr: wir haben keine so tolle Lust und Narrheit, daß wir auf den Straßen am hellen Mittag als Popanze und Schalksnarren umherliefen, wie es an andern Orten wohl geschieht, und die polizeiliche Sittlichkeit erlaubt dies selbst nicht am Abenden; aber ist es denn nicht auch ziemlich albern im neunzehnten Jahrhundert, solche mittelalterige Streiche zu treiben, und in einer Zeit, welche die finstersten Gesichter tagtäglich schneidet, die Momus- und Jokusmasken anzustecken? — Allerdings hat man behaupten wollen, daß darin grade die tiefe Ironie zu finden sei; allein seit die Gebrüder Schlegel von ihren Thronen verstoßen sind, will Niemand mehr im aufgeklärten Deutschland was Großes in der Ironie finden. Ach, es wäre wohl schön, wenn das übrige Deutschland uns nachzuahmen trachtete, und das stillsittliche Carneval so feierte, wie wir und wie eine christliche Polizei es jederzeit erlauben kann. — Wenn man ferner tadeln will, daß wir keine Redouten haben, so ist dies ebenfalls völlig unbegründet. Es mögen fünf oder sechs Jahre her sein, daß sie in die Rumpelkammer geworfen wurde und eigentlich — was soll der ganze Fasching in einem protestantischen Lande? — Damals war sein letzter

Glanz erblichen und ein heilloses Gesindel — junge, übermüthige Gesellen und Damen mit zarten liebenden Herzen — bildeten den Maskensaal, der die Maskenfreiheiten in wahrhaft klassischer Größe gebrauchte. Kaum fanden sich in den Logen einzelne Zuschauer, welche, wie man zu sagen pflegt, den gebildeten Ständen gehörten; aber die Maskenfreiheiten, die heillosen Maskenfreiheiten, vertrieben auch diese gewöhnlich sehr schnell. — Sie sehen auch an diesem Beispiele, wie schnell und gefährlich jede Freiheit ausartet, wie es nöthig ist, sie immer unter polizeiliche Aufsicht zu bringen, und der damalige Polizeipräsident, Herr von Esebeck, ein sehr verständiger, scharfsinniger Mann, der ganz für den Platz geschaffen war, welchen er so rühmlich einnahm, erreichte endlich den höchsten Befehl, diese Tummelplatze der Bachanalien und Orgien gänzlich zu schließen, welche einst, vor zehn oder zwolf Jahren, den prächtigsten Aufzügen aus Lalla Rookh zum Schauplatz gedient, und die ganze königl. Familie, den höchsten Adel, die reichste Bürger- und Beamtenwelt in ihrer Mitte gesehen hatte. Manche aus dem Haufen der altklugen Leute wollen allerdings mit ihrer gewöhnlichen Bescheidenheit behaupten: wenn diese höheren Stände fortgefahren hätten, einige Redouten zu beehren, würde man niemals deren Verfall zu beklagen haben. Allein kann man es diesen irdischen Gottheiten mit Recht zumuthen, sich mit dem Pöbel zu profaniren und sich von demselben umdrängen und umlärmen zu lassen, oder wohl gar Herz und Sinn beleidigende Ausdrücke und mehr dergleichen zu ertragen? — Glücklicher Weise aber ist unser gesellschaftlicher Zustand ein so inniges Familienleben, daß es nur eines Wegbleibens jener höheren Stände bedarf, um die andern ihnen nachzuschicken. Es ist nicht anständig! sagen dann- bald auch die liebenswürdigen Grisetten; und der Ruf, von Mund zu Mund wiederholt, ist ein schauerliches Anathema, das seine verheerende Kraft eben so machtvoll äußert, als einst die Bannflüche der Kirche oder die Acht des heiligen römischen Reichs. — Drei Dinge sind daher noch den Berlinern geblieben, und diese bilden das Carneval: die Brühl'schen Bälle, auch Subscriptionsbälle genannt, die Masken- und andere Bälle in den Privatvergnügensorten und — die Pfannkuchen.

Was die ersten betrifft, so werden diese in dem königlichen Schauspielhause abgehalten, und ich kenne keine entzückenderen Feste, als diese. Sie beginnen um 8, und enden um 11, drei kurze Stunden also nur, aber welche Stunden! Sie dehnen sich zu Tagen, zu Jahren, zu Ewigkeiten; nie möchte ein Sterblicher das Ende erleben, er möchte Lethe trinken, um ihn ganz zu würdigen. Getanzt wird allerdings hier wenig oder gar nicht, aber Tanzen ist auch nur Sache der gewöhnlichen gemeinen Bälle, hier führt der Hof stets einige Quadrillen auf. Als eine besondere Auszeichnung des Bürgerstandes, sind hier keine Uniformen zu sehen, Generale und hohe Staatswürdenträger, ja auch die Prinzen und Se. Majestät selbst erscheinen in Bürgertracht, was sonst bei keiner Gelegenheit Jahr aus, Jahr ein geschieht. — Sie sehen ein, mein Bester, wie interessant diese Bälle sind, und wie völlig sie die abgeschmackten Redouten ersetzen. Hier findet sich die vornehme Welt zusammen, deren Triumph es ist, die subjektive Lustigkeit des Volkes zurückzuschleudern, und für die, welche es wagen, sich einzufinden, kostet jede Karte 1½ Rthlr. — Die meisten dieser Kinder des Volkes gehen hin, um die höchsten Herrschaften, sammt deren Schmuck und Putz zu betrachten, und nebenbei wohl auch, um sich selbst zu zeigen.

Was die Privatbälle und Maskenbälle an öffentlichen Orten betrifft, so klingt freilich das Lied ganz anders. — Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum. — Mit weisem Bedacht läßt Se. Excellenz der Minister von Göthe diese diabolische Verführungsrede aus dem Munde des Teufels hervorgehn, aber die Welt schwatzt dies nach, sie bedenkt nicht, daß der Böse selbst es ist, der dies sagt, und springt und hascht nun, als nach etwas Rechtem, nach den sogenannten goldnen Lebensfrüchten, und jagt und läuft danach; und wie auch ein Geschlecht nach dem andern die Halse bricht, es helfen weder Fußangeln, noch Warnungstafeln, sie haschen und haschen und knacken doch nur faule Nüsse. —

Die meisten dieser Privatbälle werden an drei Orten gegeben, sie merken schon an der Dreiheit, wie es mit uns steht, im Colosseum, in der Elisiumshalle und im Hotel de Russie. — Die beiden ersten vorzüglich sind berühmt durch ihre Maskenbälle; in dem letztern floriren Privatgesellschaften. Ein vierter Ort war das englische Haus, dessen Saal jedoch gleichzeitig mit dem Londner in Schutt und Asche verfiel, und jetzt erst wieder erbaut wird.

Das Colosseum ist unstreitig die schönste Lokalität Berlins. Große, reichverzierte Säle, gewaltige Räume über und unter der Erde, wo mehre tausend Personen Platz haben; kurz ein Ort, ganz gemacht für Bälle und Maskenbälle, die hier auch besonders zahlreichen Besuch haben. Zwar erscheint, trotz allem Anstrengen, aller Versuche, Programme und Manifeste des Besitzers, die feine Welt hier nicht; und ganz besonders verziehen sich die Mienen der Damen bei der Nennung dieses Namens, aber es ist ein Tummelplatz der allerniedlichsten Grisetten, lieblicher Haus- und Dienstmädchen und dergleichen, und so absonderlich in deren Geschmack, daß manche es als Beding bei ihren Vermiethungen machen, jeden Donnerstag ausgehen, d. h. ins Colosseum wandern zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Eheliche Reue.

Mein böser Mann quält mich zu Tod,
Es ist nicht länger zu ertragen,
O hätt', als er die Hand mir bot,
Der Blitz statt meiner eingeschlagen!

W. Schat.

Musik in Frankfurt. *)

Revue des Monats April.

Den 1sten. Tell. Oper von Rossini. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt.) Tell wird immer eine merkwürdige Erscheinung in der musikalischen Geschichte bleiben. Nachdem man glauben sollte, Rossini habe sich ausgeschrieben, tritt er gänzlich aus seiner Bahn, und schreibt diesen Tell, welcher eben so gut die Erstgeburt eines noch in der Blüthe stehenden Genius sein könnte. Wir hören hier eine kernhaft deutsche und charakteristische Musik, aus einem Guß. Aber sie führet uns doch nicht in das Land der goldnen Träume und der Freiheit. Dichter und Uebersetzer haben sich aber einmal wieder an den Pranger gestellt. Unter den musikalischen Schönheiten dieser Oper zähle ich besonders die effektvolle Scene des 3ten Akts nach dem Pfeilschuß, wie Geßler den Tell zurückruft mit den Worten: „Tell höre" — bis wieder zu den Worten: „Ergreifet, bindet ihn!" — Dieser ganze Satz findet sich nicht im Originale. Die Musik ist von Guhr ganz im Geiste der Composition auf den Schiller'schen Text dazugesetzt worden. Er bildet die Pointe der Oper, und ist voll dramatischer Wirkung.

Durch die neue Besetzung des Tell und Geßler, durch die Herren Marder und Fischer, hat die Oper gewonnen. Herr

*) Dem Wunsche der Leser uns fügend, werden wir von nun an die musikalische Revue in kürzeren Zeiträumen, fast unmittelbar am Tage nach je einer bedeutenden musikalischen Leistung, mittheilen. D. Red.

Marrder nähert sich weit mehr dem Ideale des Dichters, als Dobler. Er bewies, daß es weniger der Schönheit, als der Farbe des Tones bedarf, um die poetischen Elemente wiedergeben zu können. Herr Marrder versucht seit einiger Zeit besser, seiner Stimme jene Einheit des Registers zu geben, wodurch der Ton gewinnen muß, und sein Falset mit der Bruststimme geschickt zu verbinden. Die kleine Parthie des Leuthold, durch Herrn Linker besetzt, gibt Gelegenheit, die Art anzuerkennen, womit derselbe sein Recitativ behandelt; er versteht die Mitte zwischen Gesang und Sprache, der ital. Schule gemäß, zu behaupten. Ich bemerke überhaupt mit Vergnügen, daß unsere ersten Sänger, namentlich: Herr und Mad. Fischer, Marrder und Schmezer, beginnen, ihre Texte dem musikalischen Ausdrucke nicht allein anzupassen, sondern auch zu verbessern. Ehre dem weiter strebenden Künstler! Der Text der Zauberflöte ist originell-deutsch. Aber, wie es scheint, betrachtet man ihn wie eine heilige Reliquie, an die man nicht Hand anzulegen wagt. Und doch ist er nur ein alter Rost, der sich in das Gold Mozart'scher Composition tief eingefressen hat, — der Schmutz auf einem Gemälde Raphaels!

Den 3ten gab der Instrumental-Musik-Verein seine 3te Aufführung. Haydn, Abbé Stadler, Mozart, Winter, Iwan Müller und Mehul waren die Götter des Abends. Als verbindende Zwischen-Musik zu Schiller's Braut von Messina, oder vielmehr als Accompagnement zu den Zwischen-Akts-Discoursen wurden Bruchstücke Beethoven'scher Symphonien gespielt. Concert gab Herr Pietro Vimercati aus Mailand auf der Lombardischen Mandoline. Er trug unter andern ein Mayseder'sches Violin-Concert auf derselben vor. Es ging diesem Künstler ein großer Ruf voran. Ich wohnte dem Concert nicht bei, aber er soll Erstaunen erregt, und auf die Kosten gelegt haben. Titus, Barbier von Sevilla, Maurer und Schlosser wurden wiederholt; Adlers Horst neu gegeben (siehe Nro. 89 des Phönix.)

(Schluß folgt.)

Buntes.

*** Hartes Urtheil eines Nordamerikaners über die deutschen Einwanderer. Ich war in Philadelphia, wo eine ganze Schiffsladung deutscher Einwanderer vom Capitän losgeschlagen wurde; unter andern eine Familie, die aus zwei erwachsenen Knaben, einem Mädchen und den zwei Alten bestand. Ich kaufte den Alten; Mister Howeh, mein Nachbar, der sechs Meilen von mir wohnt, ein recht braver Mann, das Weib und die Tochter; die Söhne wurden gleichfalls im County ersteigert. War übrigens eine nüchterne, arbeitsame Familie; man sah es ihr an den Augen an.

Wie gesagt, ich nahm den alten Simon Martin, der mir für die an seinen Capitän bezahlte Ueberfahrt fünf Jahre dienen sollte. Als ich meinen Wagen bestieg, um nach Hause zu fahren, kam der Mann mit einem gewaltigen Bündel Lumpen auf dem Rücken, der einen so unerträglichen Gestank von sich gab, daß ich ihm sofort befahl, es entweder seinem Weibe zu überlassen, oder es, noch besser, in den Delavare zu werfen. Er bat aber so dringend, demüthig, seine Habe, wie er es nannte, behalten zu dürfen, daß ich endlich nachgab, und ihm erlaubte, den Bündel mitzunehmen, vorausgesetzt, daß er mit dem Sitze neben einem meiner Neger sich begnügen wollte. Er war hoch erfreut.

Als ich zu Haus angekommen, wies ich ihm eine meiner verlassenen Negerhütten an; denn der Act für die Emanzipirung unserer Schwarzen war bereits mehrere Jahre in Wirksamkeit, und ein halbes Dutzend derselben hatte mein Haus verlassen, um ihrer neuen Freiheit so schnell als möglich zu genießen. Kamen aber nach einigen Wochen wieder alle zurück, aber in einem Zustande, dem man es wohl ansah, daß er nur durch die zügellosesten Ausschweifungen herbeigeführt worden sein konnte. Ich nahm sie nicht mehr; war froh, daß sie fort waren. Die etwas werth waren, sind geblieben und sind noch im Hause. In dieser verlassenen Hütte nun, die ich dem alten Simon Martin angewiesen hatte, deponirte er seinen schmutzigen Bündel und, die Wahrheit zu gestehen, so diente ihm dieses wirklich statt eines Vorhangschlosses; denn alle meine Leute wichen der Thüre auf zwanzig Schritte aus; zum Hineintreten war keiner zu bewegen.

Alle schmutzige alte Wäsche, die das Ansehen nicht mehr werth war, alle alte Lumpen, Kleider und Strümpfe, abgetragene Hosen, kurz Alles, dessen er habhaft werden konnte, sammelte er wie toll zusammen, um sie in seinem Lumpendepot niederzulegen.

Ich war übrigens mit dem alten Simon Martin wohl zufrieden; er arbeitete fleißig und umsichtig, verstand die Landwirthschaft aus dem Grunde, und zeigte sich langsam, aber bekonnen, so daß ich ihn wohl brauchen konnte. Seine Begriffe von häuslicher Oekonomie erlaubten ihm nie, sich vom Hause zu entfernen, obgleich ich ihn öfters dazu aufmunterte, sein Weib zu besuchen. „Wozu die Schuhe zerreißen?“ war immer seine Antwort; und einmal, als seine Alte nach Verlauf von mehreren Jahren mit ihrer zwanzigjährigen Tochter gekommen war, um ihn zu sehen, fuhr er sie so hart an, weil sie, wie er sagte, unnöthiger Weise die Schuhe zerrissen.

Diesen Uebelstand ausgenommen, hatten wir uns an den alten Simon Martin allmählich so sehr gewöhnt, daß Mistriß Isling und ich beschlossen, ihn nach Verlauf seiner Dienstzeit bei uns zu behalten, und ihm ein Fünfzig Ackers zu verleihen, und ein Häuschen, das zu derselben Zeit leer werden sollte.

Als die Zeit bis auf acht Tage herum war — es war grade Abends vor Martini 1820 — kam der Alte zu mir auf mein Office und fragte mich: „Squire, wollen Sie mir wohl erlauben, morgen hinüber auf die Auction nach Herrisburg zu gehen?“

„Auf die Auction nach Herrisburg?“ gab ich zur Antwort. „Auf die Auction? Simon Martin? Was wollt Ihr denn auf der Auction?“ „Es werden, wie ich aus der Zeitung ersehe, zwei Sheriffsales über zwei Farms morgen abgehalten, deren jede dreihundert Acker Landes, und Wohn- und Wirthschaftsgebäude hat, die wenigstens auf fünftausend Dollars zu stehen kommen.“ „Ihr werdet sie doch nicht ersteigern wollen?“

„Just um einmal eine Auction zu sehen, Zeitvertreibs wegen,“ erwiederte Simon Martin.

„Wohl, so geht in Gottes Namen!“ sagte ich. — „Nehmt den alten Rappen, und hier ist ein Dollar als Zehrungsgeld für Euch und das Thier; aber daß Ihr Nachts wieder zu Hause seid.“

(Schluß folgt.)

*** Bier in München. (Aus einem Briefe.) Im ganzen Sommer hört man nichts Anders sprechen in München, als die Frage: welcher Keller ist heut offen? sie wird mit einer Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit vorgebracht, als ob davon das Wohl des Staates abhinge. Auf diese Keller-Gebäude ist viel Luxus verwendet, sie sind gewissermaßen das sichtbare Zeichen des Reichthums ihres Herrn. Je reicher der Brauer, je prächtiger ist sein Keller, und man findet wirklich einige höchst vortreffliche Gebäude darunter. Besonders zeichnet sich der Keller des ersten Brauers von München, also von Deutschland, vortheilhaft aus. Die innere Einrichtung der Zimmer ist außerordentlich geschmackvoll, sowohl hinsichtlich der Bauart, als der Dekorirung. Was aber besonders dies Gebäude auszeichnet, ist die Bauart des wirklichen Kellers. Pschorr (so heißt der Brauer) braut zu gleicher Zeit eine ungeheure Menge Bier (Sie können sich ungefähr eine Vorstellung von seinem Geschäfte machen, wenn ich Ihnen sage, daß er jährlich 100,000 fl. Malzaufschlag dem Staate bezahlt), und um diese unterzubringen, bedarf er natürlich eines großen Kellers. Dieser nun ist so groß, daß man sich darin verirren kann, wenn man ohne Führer sich in das Labyrinth von Fässern wagt, und so eingerichtet, daß der Brauherr, wenn er dazu sonst Lust hat, mit einem mit vier Pferden bespannten Wagen nach allen Richtungen hindurch fahren kann. Nicht wahr, ein großartiger Keller? Jährlich einmal, im Sommer, öffnet Pschorr seinen Freunden und Gästen den Keller, und dann ist ihnen vergönnt, den Nektar an der Quelle zu versuchen; — an dem Tage hat der Keller einen Zauberreiz, denn die tiefen Räume sind durch Lampenlicht so glänzend erhellt, daß man glaubt, im Sonnenlicht zu wandeln. Es trinkt der Bürger, der Offizier, der Gelehrte sein Bier, — äußerlich mit etwas mehr Luxus, als der gemeine Mann, übrigens aber auf dieselbe Weise. Doch gibt es auch Zeiten, wo Sie alle Stände vereinigt finden, um in brüderlicher Eintracht den Gerstensaft zu schlürfen. Dies geschieht zweimal des Jahres, einmal in den ersten Tagen des April bei'm Salvator-Bier, das Zweitemal im Mai, wenn das berühmte Bockbier ausgeschenkt wird. Beide haben ihren Ursprung schon in grauen alten Zeiten und sind bis heute noch immer Privilegien. Das Salvator-Bier, welches nur in den ersten vier Tagen des April ausgeschenkt werden darf und zwar nur an Ort und Stelle, soll seinen Ursprung bis zum heiligen Salvator hinaufleiten und war lange das ausschließliche Eigenthum eines Klosters, dessen bedeutendste Einnahme darin bestand, bis es endlich nach Aufhebung des Klosters in den Besitz des jetzigen Herrn, Brauer Zacherl, kam. Dieser braut jährlich über 4000 Eimer von diesem außerordentlich starken Doppel-Bier, und diese ungeheure Masse wird in vier, längstens sechs Tagen ausgetrunken. — Das Privilegium, Bock-Bier zu brauen, gehört dem König, der es für 10,000 fl. jährlich verpachtet. Das Bock-Bier wird nur ungefähr drei Wochen lang im sogenannten Bockkeller, einem alten, verfallenen Gebäude, ausgeschenkt, und eben so wie das Salvator-Bier nur an Ort und Stelle getrunken, oder bei'm Bock-Schaffler, der allein das Recht hat eine Niederlage in seinem Hause zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 95. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 22. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Postabentheuer.

Die heftige Anregung der letzten vier-und-zwanzig Stunden ergriff mich in der Einsamkeit des Wagens bei der Fahrt nach der zweiten Station so unwiderstehlich, daß ich bald einschlummerte bei der Hexenmusik der tief im Sand singenden, pfeifenden, sumsenden und girrenden Räder. Ich wußte nichts mehr von der Welt. Was selbst der schmetternde Marsch des Posthorns nicht zu Stande gebracht, vollführte eine unvorsichtige oder tollkühne Mücke, die mir in den Schlund gekommen. Sie drohte mich im heftigsten Husten zu ersticken. Schlaf und Fahrt hatten miteinander ein Ende. Noch hustend hielten wir vor dem Posthaus, als das Dorfglöcklein zehn Uhr meckerte.

Kein Wagen war noch angekommen. Fünf Minuten hielt meine stachelnde Ungeduld das Warten aus. Noch heute ist es die fürchterlichste meiner Qualen, irgend Etwas erwarten zu müssen, die Minuten verstreichen zu sehen. Meine Pfeife zündete ich mir an und trabte hinaus auf die Straße, woher sie kommen mußte. Kaum hundert Schritte vor dem Dorf ereilte ich einen Gensdarmes, der desselben Weges dahinritt. Nach wenigen Worten kannte er mich. Stockfinster war die Nacht. Er stopfte seine Pfeife aus meinem Beutel und versprach, meinen Wunsch zu erfüllen.

Eine Viertelstunde ging vorüber und noch eine, noch immer nichts. Der angenehme Zustand, worin man gern aus der Haut fahren möchte, näherte sich im Sturmschritt und mein Gang wurde immer hastiger. Plötzlich sagte der Gensdarmes: „Ist es nicht Täuschung, so erblicke ich zwei fliegende Laternen.“ Das Posthorn klang — ich war außer mir, und rannte fast athemlos dem Wagen entgegen. Ihr Wagen war es, sie war es. Die vier Schimmel schnaubten an mir vorüber, der Gensdarmes rief sein „Halt“ und erbat sich mit erstaunlicher Höflichkeit den Paß. „Charles, mais mon Dieu, Charles, les papiers!“

Charles mußte von seinem hintern bequemen Sitz herab und geziemendst seine Papiere präsentiren, trotz aller französischen Flüche. Unten faßte ich ihn, flüsterte ihm zu: „Silence! c'est moi, le gensd'arme n'agit qu'à mon ordre!“ Glücklich war ich eben. Sie trippelte im Wagen vor Ungeduld, mein Landsmann beäugelte gemächlich die Papiere an der Laterne, gab sie endlich zurück „Alles in Ordnung; verzeihen Sie die kleine Störung, reisen Sie glücklich!“ Er sprengte davon, „à tous les diables!“ kreischte die Erbos'te ihm nach, Charles verkleinerte sich aus Galanterie und hurrah! gings weiter.

„Enfin! o mon Dieu, quelles mauvaises postes, quels diables de gensd'armes!“

Charles sprang schon wieder aus dem Posthaus und meldete, wie befohlen, daß ich noch nicht angekommen!

„Pas encore? Ah, mon ami, vous me faites attendre? Descendons! Mais il faut pourtant qu'il soit arrivé, les dix heures sont passées —“

Sie war aus dem Wagen, das bleiche Mädchen mit ihr, ich während dessen von der andern Seite eingestiegen. Jämmerlich stöhnte ich aus dem Wagen: „Mais, Madame, dois-je donc rester tout seul dans votre voiture?“

Charles konnte sich des lauten Lachens nicht enthalten, das bleiche Mädchen erbebte wie vor der Stimme meines Geistes, Aurelia war mit einem Schrei der Freude auf dem Tritt, in meinem Arm, an meinem Mund, schalt, zankte, weinte, lachte, kos'te, küßte — plötzlich wieder ganz Kind. Sie konnte nicht satt werden, die ganze Geschichte sich erzählen zu lassen, bat den gefälligen Herrn Gensdarmen zehnmal mit komischem Pathos um Verzeihung, bedauerte meine Anstrengung, schob alle Schuld auf die Langsamkeit der Badepolizei, lachte dann wieder über meine Attrappe.

Mir schien der Augenblick günstig, um das Übernachten in diesem Posthaus sie zu bitten. Sie lächelte anfänglich so schalkhaft, drückte so zärtlich meine Hand, war so schmiegsam, daß ich schon gewonnen Spiel zu haben glaubte. Aber als sie mich ganz kirre hatte, lachte sie mich geradezu aus, verbat sich während der Fahrt alles T r ä u m e n und bestand mit allem Ernst darauf, sogleich auf der Straße nach Straßburg weiter zu fahren, und zwar mit Kurierpferden, um das Versäumte nachzuholen. Kurierpferde mußten her, fort mußte es gehen. Wir saßen im Wagen, sie schmiegte sich dicht an meine Seite, drückte ihr Köpfchen an meine Brust, ließ sich einigemal die Hand küssen, zog sie dann sachte zurück und schlief bald ein.

Ich mußte wachen mit meiner süßen Last im Arm. Auch das bleiche Mädchen schlief ein. Husch hatte ich Pfeife und Tabaksbeutel zum Rückfenster hinaus in Charles Hände gestellt. Trotz seines Widerwillens mußte er die Pfeife stopfen und brennend sie mir wieder hereinreichen. Ich dampfte durch die Nacht hin, und träumte, aber keine Vanilleträume. Ihr Athem wehte mich so wohlig an, ihre Brust wogte so warm an meinem Herzen. Sanft hob ich sie empor, küßte sie auf die Stirne. Sie zuckte nicht. Auf die Wange, auf die Augen, sie zuckte nicht. Auf den Mund, und noch einmal, und wieder — husch hatte ich eine Ohrfeige weg und mit einem „Traitre!“ rückte sie weit von mir fort in die Ecke.

Leise schob ich meine Pfeife in die Seitentasche, schlang die Linke um ihren Rücken, hob sie mit einem Zug quer über meinen Schoos, ließ sie sanft mit dem Haupt auf meinen Arm nieder, legte ihre Beine auf den Sitz, daß sie bequem liegend schlafen könne, und trug sie so geduldig bis an's Ende der Station, da sie bald ganz fest schlief.

Wie herzlich sie auch für so viel Sorgfalt und Güte dankte, so bat sie doch ziemlich ernst, dergleichen nicht zu wiederholen. „Denn,“ sprach sie, „meine Leidenschaft, die ganze Glut meiner Liebe vor der ganzen Welt zu verrathen, werde ich mich nie scheuen, aber solche an sich selbst unschuldige Manieren würden bald die Untergebenen alles Respekts entledigen. Die Liebe des Kavaliers und der Dame müssen im Äußern anders erscheinen, als die Glut eines Valet de chambre und der Zofe. Solche Arten von Zärtlichkeit erschienen ihr eben so unschicklich, wie das erklärte Zusammenwohnen in einem Gemach ohne priesterliche Genehmigung.

Sie hatte Philosopheme, von welchen sie nicht abzubringen war, welche oft höchst sonderbar gegen ihre übrige Weise abstachen. Aber stets verriethen sie Verstand und Zartgefühl und Weltkenntniß.

Gegen sechs Uhr Morgens fuhren wir in Straßburg ein. Der herrliche Gasthof zum Geiß nahm uns auf. Ich war durch zwei Zimmer von ihren Gemächern geschieden. (Forts. folgt.)

A u s B e r l i n.

(Fortsetzung.)

Die Elysiumshalle ist eine Nachahmung in verjüngtem Maßstabe, und es gibt noch einige weniger genannte Orte, wo ebenfalls die Damen aus den liberalen Ständen sich einzufinden pflegen, während die Herrn oft gewaltig aristokratische Namen führen. — Trotz des Verbotes winden sich hier verkappte Offiziere, Grafen und Barone und zuweilen wohl gar ein Prinz, freilich nur im strengsten Inkognito und verzeihlicher Neugier halber; junge Söhne des Mars, des Apoll und aller Musen hopsen hier den Galopp, und mit Ablegung aller Standesvorurtheile sieht man hier das Bild der wahren Gleichheit und Freiheit. —

Das Hauptvergnügen der echten Berliner bleibt aber doch immer der nervus rerum alles Seins — das Essen und Trinken, und ganz vorzüglich das Pfannkuchen-Essen. Der Fastenabend hat die große erhabene Pfannkuchen-Bedeutung und kein Armer, kein Reicher, kein [illegible] kein Gesunder, der nicht auf seinem Altare diesen Tribut zollte. Vom frühen Morgen an sind die Häuser der Bäcker dieser köstlichen Feierspeise umlagert; manche verkaufen dann 30 bis 40 Tausend Stück, und Polizei und Wachen müssen die Andringenden abhalten, die in ihrem entzückenden Verlangen zuweilen, wie man hier zu sagen pflegt, sehr unangenehm werden, und die Mutter alles Rechts, das Faustrecht, mit unwiderstehlicher Überredung plaidoyren. Beim Himmel! wäre Adam ein Berliner gewesen, und der Apfelbaum, der uns Allen das biblische dolce far niente so bitter verdorben hat, hätte Schaudie'sche oder Maier'sche Pfannenkuchen getragen, Satan, Schlange und Eva hätten sich die Mühe der Überredung sparen können, denn Adam hätte am Fastenabend zugebissen und wäre der Herr selbst dabei gewesen.

Wer kann gegen die Lieblingsneigungen der Menschen, gegen die wunderbare Stärke der Traditionen, die von Enkel zu Enkel erben? — Jeder Erdtheil und jedes Volk, jedes Land und jede Stadt haben ihre besondere Physiognomie und wäre sie auch nur Pfannenkuchenliebe und der Stralauer Fischzug für Berlin, sie wären doch charakteristisch genug. —

Allein der Berliner Charakter ist mehr als dies. Es liegt so manches Gute und Tüchtige darin, daß man neben dem Lustigen sich auch noch freuen kann. — Es ist in diesen leichten, großsprecherischen Gesellen, die mit ihrem Geschrei, ihren Aufschneidereien, ihrem Ungestüm, ihrer prahlsüchtigen Anmaßung und leichtsinnigem Geschwätz einen Ruf durch das ganze Vaterland erlangt haben, so viel Witz, Scharfsinn, Spottlust, neben so viel lebendigem Rechtsgefühl und Versöhnlichkeit, daß das Schlimme dadurch mehr als gut gemacht wird; und man kann selbst bei großer Partheilich-

keit den Berlinern nicht absprechen, daß bis in die niedrigsten Klassen eine Regsamkeit des Geistes und Schärfe der Empfindungen sichtbar wird, die man vergebens in irgend einer andern Stadt suchen möchte. — Freilich arten diese Eigenschaften oft aus. Haschen nach Witz und ein scharfer Spott, der nichts Heiliges und Hohes achtet, geben sich häufig kund und die Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, welche man sonstwo treffen mag, treten dabei in den Hintergrund; allein darum sind noch lange nicht Herzlosigkeit und Gemüthlosigkeit allgemein, und wer daran zweifeln möchte, dem könnten wir nicht allein tausend Beispiele vom Gegentheil erzählen, sondern wir dürften ihn auch darauf aufmerksam machen, daß Berlin bekanntlich von Gemüthlichen wimmelt, daß wir gemüthliche Mittwochs- und andere zwanglose Gesellschaften besitzen, daß sogar ein Gesellschafter für Geist und Herz fünfmal jede Woche zum Vorschein kömmt und Franz Horn hier lebt, der seinen Freunden jeden Winter Gemüthlichkeit aus dem Shakespeare vorträgt und Novellen von namenloser Gemüthlichkeit schreibt. — Doch soviel ist gewiß, um ganz und gar wie Franz Horn zu sein, fehlt den Berlinern die idyllische Natur, von der sie in ihrer Excentricität verzweifelt wenig empfangen haben; und ich glaube daher, daß an ihrer Bekehrung so recht eigentlich Hopfen und Malz verloren sei, ein Sprichwort, das in Baiern, um der Nationalität nicht zu schaden und das Volk empfindsam zu machen, verboten sein soll. — Das Neue reizt hier, aber ewig nur das Neue, in acht Tagen ist das Beste alt geworden, und wie gut es auch immer sein mag, Berlin ist die ewig dürstende Savanne, die lechzend nach dem Tornado auf frische Quellen hofft. Diese unglaublich gesteigerte Neugierde, von den Berlinern edle Wißbegier genannt, macht es auch [illegible] selten ein Unternehmen, das auf Vergnügen berechnet ist, halten kann, und die besten Versuche dieser Art sind immer verunglückt. — So haben spekulative Köpfe einen wüsten Sandhügel, Templowerberg genannt, zu einem Tivoli mit großen Glashäusern, Rutschbahn u. s. w. mit Aufopferung ihres ganzen Vermögens umgeschaffen. Kaum ein Jahr zog die Rutsche die schöne Welt Berlins hinaus, die mit einer Begeisterung berutscht wurde, welche ein schöneres Schicksal verdiente. Es war üblich geworden, Damen zum Rutschen wie zum Tanz aufzufordern; die jungen Schönen hielten die Notizbücher in den Händen und die Silberstifte kritzelten die langen Reihen der Rutschpartien an, für welche sie versagt waren; es war die höchste Ehre der jungen Herrn, mit den reizendsten Damen, eng an einander geschmiegt, und von zarten Armen umfangen, die donnernde Bahn hinabzufliegen, und zahllos haben Amor und Cupido auf der Rutschbahn in Tivoli im Scherz und Ernst gewaltet. — Doch so veränderlich ist der Mensch, daß selbst nicht die Dankbarkeit jene Glücklichen fesseln konnte; jetzt stehen Berg und Bahn verödet und die herabgerutschten Besitzer sind gezwungen, es zu verkaufen, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Gleichergestalt steht es mit einem andern berühmten Vergnügungsorte, Elysium genannt, das nach einem kurzen Taumel des Glücks dasselbe Schicksal der veränderlichen Launen und der Neuerungssucht der Berliner erfuhr, und so könnte ich Ihnen noch mancherlei Beispiele aufzählen, wenn es sich der Mühe lohnte.

Gegenwärtig, wo der Frühling an unserer Thüre pocht, haben wir daher wenig Neues zu melden. Berlin ist arm an Vergnügungsorten, wie an Reizen der Umgebung, und außer ein paar Dörfern, nach welchen das Volk an seinen Sonntagen wallfahrtet, außer Charlottenburg und Pankow haben wir nur den Thiergarten, diesen heiligen Hain unserer Götter und Göttinnen, der gegenwärtig in einen englischen Park umgewandelt wird. — Es ist in der That ein großartiger und zu gleicher Zeit ein kostspieliger Gedanke, einen zum Theil versumpften, wilden Busch, der eine Stunde lang, und fast eben so breit ist, in einen Park zu verwandeln, und als man vor zwei Jahren damit begann, lachten nicht Wenige über die Thorheit, Andere berechneten die Kosten und wieder Andre meinten, daß die wilde natürliche Schönheit dieses Thiergartens offenbar schöner wäre als die zahme der englischen Künstelei; allein wie durch Zauberei schuf der Gartendirektor Linné in einem Sommer Dinge, daß den Zuschauern die Möglichkeit fast verging.

(Fortsetzung folgt.)

Musik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 15ten. Don Juan. Nicht alle bis jetzt hier unbekannt gebliebenen Nummern wurden ergänzt. Die Aria des Masetto Nro. 6. (F dur), „Ho capito signor“; die Aria der Elvira Nro. 8 (D dur), „Ah fuggi il traditor“ — die Mozart dem Andenken Händels zu Ehren geschrieben — und ein Duett zwischen Leporello und Zerline Nro. 23 (C dur) „Per queste tue manine,“ befanden sich in der Original-Partitur *). Die heutige Aufführung blieb hinter der letzten zurück; aber die vielen Fremden, welche das Haus füllten, zollten ihr dennoch den schuldigen Tribut. — Die Hinzufügung des Schlußsatzes ist in so fern lobenswerth, als sie die Ehrfurcht für des Meisters geweihte Feder beurkundet. Aber als einzelnes Musikstück mag er geeigneter für das Concert sein. Die Steigerung hat mit dem Coro di spettri ihren Gipfel erreicht. Jeder Nachsatz muß nothwendigerweise wieder abkühlen; und die Beruhigung liegt in der Vertilgung des bösen Prinzips selbst.

Den 17ten. Haydn's Oratorium, die Schöpfung. (Zum Benefice des Herrn Huhr im Schauspielhause). „Die Wahl ist des geheiligten Tages würdig“ — sagt das Frankfurter Conversations-Blatt, „und die Aufführung der Wahl“ — setzt der Phönix hinzu. Es ist schwer, weit schwerer einen Abend hindurch mit derselben Frische der Sinne auszuhalten, und die letzte Nummer wie die erste zu fassen und zu genießen, als die Geister einer Urwelt im Kleiderschnitt des 19. Jahrhunderts vor sich zu sehen. Das letzte läßt sich vermeiden, wenn man die Augen schließt, und so einigermaßen die Illusion erhält. Für das erste hat Herr Huhr in der Erscheinung der italiänischen prima donna assoluta: Madame Dalberti gesorgt, die eine Rossinische Arie zwischen der 1ten und 2ten Abtheilung vortrug. Es wurde gleichsam dadurch ein Abschnitt in der Geschichte unseres Gemüths gebildet. Das Publikum glich dem Falken, den die Sonne nicht blenden soll; die Rossinische Arie war die übergeworfene Kappe. Wir waren nachher nur noch empfänglicher für das Licht, das uns von neuem umfloß!

F.

*) A. André in Offenbach besitzt nicht allein diese, sondern die meisten Original-Partituren Mozart'scher Opern, Oratorien und Concerte eigenthümlich. Der Kunstsinnige walle fahre hin, und weide sich an diesen goldnen Schätzen musikalischer Literatur!

Buntes.

*** Hartes Urtheil eines Nordamerikaners über die deutschen Einwanderer. (Schluß.) — Der alte Simon Martin kam richtig Abends zurück, hatte aber, außer einigen Pfunden Brodes, die er von Hause für den alten Rappen mitgenommen, diesem auch nicht einen Halmen Heu zu fressen gegeben, was ich aus dem Heißhunger des Thieres sehr wohl entnahm; denn ich bin selbst, wenn mich nicht sehr wichtige Geschäfte abhalten, bei der Fütterung des Viehes zugegen. Er erhielt einen scharfen Verweis deßhalb. „Das Thier kann nicht reden und es wegen einem viertel Dollar Hunger leiden lassen, ist unmenschlich und nicht wirthschaftlich,“ sagte ich.

Der alte Simon hörte mich an wie ein Bock, und ging ohne ein Wort zu sagen.

Am folgenden Morgen kam Mister Gordon, der damalige Sheriff, zu mir und gratulirte mir, von wegen des guten Kaufes, den ich mit der Hawkes Farm gethan, wobei er sich nicht wenig wunderte, wie ich in meinen alten Tagen noch

mehr Land ankaufe, da ich doch mein eignes nicht übersehen kann.

„Ich die Hawkes Farm gekauft?" versetzte ich voll Verwunderung. „Mister Gordon, Ihr träumt."

Er schaute mich zweifelhaft an, wie, als ob er fragen wollte, ob es in meinem Kopf auch richtig sei, und zeigte mir dann das Versteigerungsprotocoll; und wen sahen meine Augen als Käufer? wen anders, als den alten Simon Martin. Ich traute meinen Sinnen kaum und wußte nicht, was dazu sagen. Noch habe ich zu bemerken, daß der Alte den Tag nach seiner Ankunft in meinem Hause sich um die Einbürgerung bei'm Protonotary bewarb, wozu er von mir die zwei Dollars Gebühr geliehen, so daß er den Tag nach seiner Emanzipation auch als Bürger naturalisirt wurde. Natürlich glaubte der Sherif und die anwesenden Bürger, er ersteigere die Farm für mich, da ich ihn bereits öfter in nicht ganz unwichtigen Geschäften wegen seiner Treue und Umsichtigkeit gebraucht; — ein Umstand, versicherte mir Mister Gordon, auf den gewiß von den Bürgern Rücksicht genommen worden war, denn mehrere Kauflustige waren abgetreten.

Ich ließ den Alten rufen, und fuhr ihn hart an wegen des Scherzes, den er sich mit einer Behörde erlaubt; denn dafür hielt ich das Ganze.

Als Simon Martin in die Stube trat, und den Sherif erblickte, lächelte er auf seine eigene Weise und antwortete mir auf meinen barschen Verweis, daß die Sache eigentlich ihn anginge, er jedoch um Vergebung bitte, daß er sich die Freiheit genommen, die Farm gleichsam tacite auf meinen Namen zu kaufen; was jedoch unumgänglich nöthig gewesen wäre, da er als Redemptionist nicht sui juris und ihm die Farm besonders gefalle. — „Aber, Ihr verdammter Narr," sagte ich, „wer wird denn die Farm bezahlen?"

Und wieder lächelte der alte Kauz, und statt aber zu antworten, stolperte er in seine Hütte, wo er den Sack mit den stinkenden Lumpen und Abfälle auf den Fußboden auszuschütteln begann.

Ich war ihm gefolgt, und sah seinem Treiben mit verhaltener Nase durch die halbgeöffnete Thüre zu.

Es war ein Sack, der wohl hundert Pfund wiegen mochte, wie gesagt. Abfälle und Fragmente von allen möglichen Stoffen und Zeugen, durchgeschwitzte Hemden und Strümpfe, und Fetzen von Flanellleibchen, und Westen und Wolldecken untereinander, dazwischen Stücke von altem Eisen, gebrochene Hufeisen, Nägel, Stücke Zinn, Blei und Kupfer; alles dieß fiel aus dem Sacke. Nachdem er ihn geleert, kehrte er ihn um und nahm sein Taschenmesser, worauf er den Sack über einen hölzernen Trog hielt, und die Nähte öffnete. Und es fiel ein Louisd'or heraus, dann ein zweiter, dann drei, vier, fünf, zehn, hundert; kurz, es kamen tausend und einhundert Louisd'or, Friedrichsd'or und Carolins aus diesem schmutzigen Verstecke hervor.

Ich stand sprachlos.

„Sehen Sie meine Schatzkammer," sprach der Alte — „eine so schöne Schatzkammer, als die Bank der vereinigten Staaten nur sein kann. Ach, sehen Sie, hätte ich gleich bei meiner Ankunft im Lande etwas gekauft, sicherlich hätte ich mich betrogen oder wäre betrogen worden. Sind verdammt pfiffig, die Amerikaner, aber ein Deutscher kann es auch sein. Habe die Ueberfahrt und Erfahrung umsonst, und mein Haus und Hof, wo ich mich mit meinen Kindern ruhig auf meine alten Tage niedersetzen kann." Und dabei blinzelte der alte Schurke so niederträchtig, verschlagen!

Ein Mann und Familien-Vater, der sich auf eine solche Weise in ein Land einschleicht, sich und die Seinigen wegen hundert Dollars zur Sklaverei erniedrigt, ist der Freiheit gar nicht werth, nicht würdig, Bürger eines freien Landes zu werden. Auch mochte ich ihn von dieser Stunde nicht mehr leiden, und er ist mir seit dieser Zeit zuwider, obwohl er nicht weit von mir wohnt. So sind aber die heutigen Ankömmlinge aus diesem Lande, ein seltsames Gemisch von Ehrlichkeit und Niederträchtigkeit, gesundem Menschenverstand und absoluter Verworfenheit.

(Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Zürich, Orell und Co. Thl. 1.)

∴ **Anomalieen.** Jeanne Duvaid, Baronin von Roamont, war in Paris durch ihre ausschweifende Katzenliebhaberei und ihren bedeutenden Reichthum bekannt, wurde aber wahrhaft berühmt durch folgendes Testament, welches bei der feierlichen Verlesung große Heiterkeit erregte, aber natürlich durch einen Rechtsschluß für ungiltig erklärt wurde. „Ich bitte meine Schwester, Mademoiselle Blutau und meine Nichte, Madame de Calonge, für meine Katzen zu sorgen. Für 2 Katzen sollen immer 30 Livres monatlich Kostgeld bezahlt werden, damit sie gute Nahrung erhalten; sie sind täglich zweimal starke Fleischbrühe gewohnt, und jede muß ihren besondern Teller haben; das Weißbrod in der Suppe darf nicht in lange Stücke geschnitten werden, sondern es muß in Form kleiner Nüsse gerollt sein, sonst wollen sie es durchaus nicht genießen; nachher schneidet man Fleisch hinein, deckt es zu, und läßt es noch eine Weile ziehen. Nikolaus Pigeon wird meine Katzen gern in die Kost nehmen und Madame Calonge sie hoffentlich oft besuchen. Ich vermache meiner Nichte Calonge mein sämmtliches Porzellan und das Bildniß meiner verstorbenen Tochter, welche das hübscheste Gesicht und den schönsten Wuchs von der Welt hatte. Herr von Seve hat mich oft versichert, daß er bloß ihretwegen in die Augustinerkirche gehe, um sie zu sehen, besonders ihren Gang, der sehr graziös war. Dieser Herr von Seve wird von Jedermann geachtet, weil er sehr tugendhaft ist, und schöne Portraits verfertigt. Ich vermache der Madame Mignio meinen großen weißen Saphir, der in Gold gefaßt und in Tafelform geschnitten ist; ich habe noch einen mit Facetten, sie kann wählen, ich würde aber den in Tafelform vorziehen. Mein Testaments-Executor wird Ihnen beide zeigen. Gleich nach meinem Tode soll man diejenigen Klöster und Kirchen in Paris, denen ich große Summen vermache, von meinem Hinscheiden benachrichtigen, damit sie alsobald anfangen zu läuten und dieses vier Stunden ohne Unterbrechung fortsetzen, wofür man ihnen hundert Kreuzer, einmal für allemal, geben soll. — Ich bitte Sie, gnädiger Herr Bischof von Meaux, sehr demüthig: daß Sie Ihren Stiftsherrn befehlen, auf meine Güter in ihrer Nähe sorgfältig acht zu geben, damit sie bis an das Ende der Welt erhalten werden. Man soll sechs arme Frauen, sechs arme Männer, sechs arme Mädchen und sechs arme Jünglinge aussuchen, die nicht blind, nicht schielend, nicht hinkend, nicht krätzig und wo möglich von derselben Größe sind — man hat ja die Wahl in Paris — und diese soll man in schwarzes Wollenzeuch kleiden; sie müssen aber gesund sein, damit sie meine Kleider mit Vergnügen vernutzen, und Herr von Ferrieres und Frau von Calonge sollen acht geben, daß sie die Kleider auch im Regen tragen, und wer sonst meiner Leiche folgen will, wird mir viel Ehre erzeigen. Ich vermache meiner Gevatterin Jeanne, ihrem Mann und ihrer Esilia jeden Monat zehn Kreuzer, die ihnen Herr von Ferriere auszahlen wird; es sind brave Leute, und der Meister Jakob ist recht gut gewachsen, aber nackend wie meine Hand. Nach ihrem Tod werden sich schon andere [illegible], die zehn Kreuzer des Monats mit Vergnügen [illegible]. Ich vermache dem Herrn von Vignay meine Laute, damit er Gott für mich bitte. Die Herren vom Hotel de ville in Rheims haben mich ganz ruinirt. Sie haben meinen Mann verlockt, ihnen sein Vermögen zu vermachen, und mir wollten sie mein Witthum entziehen, es gibt Mägde, die mehr Witthum, als ich, bekommen. Ich habe sie bei dem Chatelet verklagt, aber der Richter war aus Rheims gebürtig. Du nichtswürdiger Richter! Du Spitzbube! Du Elender! sammt deinem Sekretär, dem Heuchler, der mich Geld genug gekostet hat. Ist es nicht himmelschreiend, eine arme Frau wie mich, zu ruiniren und sie in die Unkosten zu verurtheilen? Ich habe 36 Louisd'or bezahlen müssen, du wirst aber darüber an jenem Tage Rechenschaft geben! — Meiner Gevatterin Jeanneton soll man 15 Livres auszahlen, damit sie Gott für mich bitte, und ein Jahr um mich traure, denn ich habe immer gute Milch von ihr bekommen. — Nun folgen die Denkwürdigkeiten meines Lebens, die ich vielen Herren und Damen vorzulesen bitte, aber es dürfen keine Priester und Mönche in der Versammlung sein. Meine Mutter war eine Cousine des ersten Herrn Präsidenten, eines Mannes, der bei Heinrich dem Großen in gutem Ansehn stand. Mein Vater spielte gern auf der Laute und andern Instrumenten; ich spielte auch ganz vortrefflich. Meine Tochter war sehr hübsch, sehr weiß, und von zierlichem Wuchs; sie spielte alle Instrumente und die Harfe meisterhaft. Herr Dupuis hat geschrieben, man müßt mich einsperren — du Elender! Du gehörst selbst unter Schloß und Riegel! Ich habe Ihnen verboten, Mademoiselle R., mein Haus zu betreten. — Ich hatte Ihnen folgende Geschenke gemacht: einen doppelgefütterten Mantel, einen Rock von Brokad nebst gelben und feuerfarbenen Bändern. Sie waren schlecht gekleidet, wie eine Bettlerin, wie eine Landläuferin, wie ein Küchenlumpen. Diejenigen, welche Ihnen um Ihrer großen Augen und Ihres kleinen Mundes willen etwas schenkten, müssen blind gewesen sein. Herr Abbé, ich bitte Sie, den Brief zu lesen, den ich der Mademoiselle R. geschrieben. Sie ist eine Höllenfurie; ich will nicht leiden, daß sie künftig vor meinem Hause vorbei geht; sie ist eine freche Person, und hat die Dreistigkeit sich auf meinen Stuhl zu setzen, obgleich nur Herzoginnen, Prinzessinnen und höchstens Gräfinnen sich darauf niederlassen dürfen. — Ende meiner Denkwürdigkeiten!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 96. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt No 16.

Donnerstag, 23. April.

Statistik des deutschen Zeitungswesens.

Nationalliteratur ist Nationalleben; denn für jeden Pulsschlag, der den Raum einer halben Tertie füllt, kann es begeisterte und glänzende Worte geben. Das Lesen war sonst das Geschäft einer Weihestunde, Lesen hieß Sicherholen, heute ist Lesen Leben; denn der Buchstabe wurde durch die Zeit ein Bedürfniß. Die Literatur zerblätterte sich an die Minute, sie flattert mit dem Winde, die Literatur ist nahe daran gewesen, in Journalistik unterzugehen. Wenn es auch gegen diese drohende Thatsache nicht an einer Reaktion fehlen wird, so werden doch die politischen Blätter nicht umgangen werden dürfen, da sie die Protokolle der Geschichte geworden sind, und das Leben der Nationen, dies Schnellleben, diese Unruhe, diese frühe Alterung, mit hastiger Gewissenhaftigkeit einregistrirten. Die politischen Zeitungen sind der Maaßstab eines Volks; nicht nur ihre Farbe und taktische Kunst, sondern selbst ihre statistische Ökonomie. So wird man immer finden, daß trotz der grossen Anzahl von Zeitungen, die es in Deutschland gibt, sie doch, wenn auch eine Macht, doch kein System sind. Das deutsche Zeitungswesen ist zum überwiegenden Theile Privatdilletantismus, der nur zufällig hier oder da auf einem offiziellen Rohre pfeift. Seine allgemeine Charakteristik wird sich leicht aus einzelnen Notizen ergeben, die ich über die vorzüglichsten Organe der politischen Öffentlichkeit in Deutschland hierher setzen will. Englische und französische Mittheilungen dieser Art schwebten mir bei dem Folgenden vor.

Das Ausland beachtet vorzugsweise nur die Allgemeine Zeitung, die Preußische Staatszeitung und den Hamburger Correspondenten. Das Ausland hat einen guten Takt in diesen Dingen: es wählte in der That auch diejenigen Institute, welche die kompetentesten sind. Die **Allgemeine Zeitung** macht dem deutschen Namen Ehre. Sie übertrifft alle Blätter der Erde an Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit. Sie hat in den entferntesten und nächsten Gegenden ihre Correspondenten, sie läßt in ihrem Interesse reisen, und kann ihren Kostenaufwand um so leichter bestreiten, als die großartige Industrie der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Benutzung ihrer Quellen für drei, vier andere journalistische Institute, welche allgemeine Achtung geniessen, zuläßig macht. Der selige Cotta hatte erst kurz vor seinem Tode die Freude, die Allgemeine Zeitung in die finanzielle Stellung treten zu sehen, welche den auf sie gewandten enormen Aufwand deckte. Seit der Polnischen Revolution zählt sie mehr als 7000 Abnehmer. Stegmann, ihr Redakteur, hat außerordentliche Verdienste um dies Institut, obschon sie von altem Datum sind, und in jene kriegsbewegten Zeiten gehören, wo es so schwer hielt, das rechte und sichere Fahrwasser zu halten. Jetzt ist Stegmann alt, und die Hauptlast der Verantwortung liegt auf den Doktoren

Kolb, Lebret und Widenmann, welche seit der Julirevolution bei ihren Berichten die Consequenz der Unpartheilichkeit mit vielem Glücke durchführen. Man würde sehr irren, wollte man irgend einem dieser Männer absolutistische Grundsätze zuschreiben. Es ist nur, daß sie die Mandatare eines Interesses von 3000 Exemplaren sind, die Östreich allein von der Allgemeinen Zeitung bezieht. Die besten Correspondenzen sind die aus Konstantinopel und Alexandria, durch welche die Angaben der Times schon oft berichtigt worden sind; darauf die Pariser von den HH. Eckstein, Schnitzler, Donndorf u. s. w., die Spanische, vorzüglich vom Professor Lembke aus Göttingen. Besondern Werth haben die Urtheile des Herrn von Aichen in Paris über Spanische Verhältnisse. Herr Varnhagen von Ense ist jedenfalls der ehemals so vielfach angefeindete, jetzt schweigende Briefsteller aus Berlin mit dem Zeichen des Kreuzes. Die industriellen Berichte kommen aus der Feder des berühmten Ökonomen Elsner, die Übersichten der Messen von den Herren Bülau in Leipzig und Böttiger in Dresden, statistische Berichte rühren von den Herren Bosse und Bickes her. Resumés gibt unverkennbar Herr Weitzel, unter der Chiffre eines Kreuzes vom Rhein. Der jetzige Besitzer der Cotta'schen Buchhandlung bietet Alles auf, die Gediegenheit der Allg. Zeit. zu steigern. Man kann nicht genug rühmen, daß es hier ein Journal gibt, das um so interessanter und reicher wird, je kahler und ärmer die Politik des Tages. Der reine Gewinn desselben soll eine jährliche Rente von 20,000 Gulden sein, der den Besitzern, den Cotta'schen Erben, zu Gute kömmt.

Die *Preußische Staatszeitung* war ehemals Privateigenthum, Clauren redigirte sie. Jetzt gehört sie zum Ressort des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, und wird mehr nominell als faktisch vom Hofrath Gottel geleitet. Das Faktotum derselben ist Herr F. Lehmann, dem mehre untergeordnete Übersetzer, der Novellist Smidt, Herr Crelinger, der Gemahl der Schauspielerin, zur Seite stehen. Jedenfalls bietet die Staatszeitung gutes, wenn auch mitunter zu weitläuftiges Material. Sie hat täglich zwölf Foliospalten zu füllen, und besitzt doch die Mittel nicht, etwas anderes dazu zu benutzen, als die schwatzhaften Journale des Auslandes. Ihre vortreffliche Lissaboner und Londoner Correspondenz, die einzige, die sie besitzt, die aber jetzt sehr sparsam ist, scheint aus den Preußischen Gesandtschaftshotels zu kommen. Aufsätze über Literatur kommen von der Universität oder einigen jüngern Berliner Literaten, die jetzt die dortige Crême sind. Die Herren von Raumer und Crelinger beurtheilen die Leistungen der drei Berliner Bühnen. Auch hier hat die Polnische Revolution der Abonnentenzahl einen guten Zuwachs gegeben. Die Staatszeitung zählt ungefähr 5000 Abnehmer. — Mögen auch hier die Vossische und Spicker'sche Zeitung genannt werden, welche jede fast das Doppelte der vorigen Anzahl kommandiren. Die erste redigirt Herr Lessing, die zweite Hr. Spicker, ein Anglomane, den man in Berlin Lord Speiker zu nennen pflegt. Dort arbeiten die Herren Ungewitter, Albrecht, Jost, Curtius; hier die Herren Rellstab und Friedenberg. Von einem eigenthümlichen Werthe kann nicht die Rede sein: lokal sind beide von mannichfachem Interesse. Das Prunken der Spicker'schen Zeitung mit sogenannten Privatmittheilungen aus Paris, London und Madrid ist eine leere Ostentation. Es sind das nichts als lithographirte Briefe, welche in Paris eine Gesellschaft Engländer an alle Zeitungen der Welt posttäglich übersendet.

Der *Hamburger Correspondent* ist auf dem Wege des Desabonnement, wie der Constitutionel. Einst zählte er 30,000 Abnehmer, jetzt 3000, und mißlich ist dabei nur, daß die Grund'schen Erben, die den Correspondenten erbeigenthümlich besitzen, auf dem Fuß von 30,000 erzogen worden sind. Nichts ist so chimärisch, wie das Glück einer Zeitung, die von ihrem alten Rufe lebt und nichts thut, um sich zu verbessern. Noch immer bleibt der Corresp. des Sonntags aus, und überschreitet seinen Bogen nie. Seine einzige Stütze sind die gutcomponirten Artikel über London, und die Berliner Correspondenz des Herrn von Zedlitz-Neukirch, der seit längerer Zeit sehr schlecht unterrichtet ist. Die beiden Redakteure sind die Herren Runkel und Koopmann, dieser bekannt durch das Hamburger politische Journal, jener ein Sprachgenie, eine Polyglotte, die, wenn sie in ihrem Büreau von den Fremden Hamburgs besucht wird, sich mit Jedem in Jedes Zunge unterhalten kann. — Die *Börsenhalle* des Herrn von Hoßtrup ist das deutsche Journal de Commerce. Sie ist in ihren Handelsberichten ausgezeichnet redigirt; doch deckt sie kaum die Kosten ihres Aufwands. Der treffliche Gabriel Riesser von Altona arbeitet täglich einige Stunden auf ihrem Büreau.

Der *Nürnberger Correspondent* hat die gleiche Abonnentenzahl, wie der Hamburger. Er ist Eigenthum einer adligen Familie in Nürnberg, und hob sich besonders durch sein Feuilleton. Die ehemaligen Berliner Correspondenzen des Dr. Friedenberg, der seit der spanischen Papierkrisis ganz verstummt ist, machten das Beste seines politischen Theiles aus. Im Feuilleton sind die Berichte von A. Lewald immer neu und pikant.

Von ganz besonders populären Blättern sind die verbreitetsten: der *Schwäbische Merkur* und das *Frankfurter Journal*. Jener zählt über, dieses nicht unter 7000 Abnehmern. Jener ist brav redigirt: seine innere Maschinerie ist mir nicht bekannt geworden; dieses besorgt Herr Heller mit einigen Mitgliedern seiner Familie. Auch das Frankfurter Journal besitzt die Dreistigkeit, die lithographischen Briefe aus Paris mit dem Namen einer Privatcorrespondenz zu ehren. Die Rivalität mit der Frankfurter O. P. A.

Zeitung hat seit dem neuen Jahre eine Art leading articles veranlaßt, welche die Vorgängerin aber nicht erreichen. Aufsätze von Murhard in Kassel und W. Pietsch in Mainz sind nicht ohne Werth; doch ist im Allgemeinen das politische Interesse des Frankfurter Journals in seiner guten Lage, die die Nachrichten schnell befördert. Es wird von den ostdeutschen Blättern mannichfach nachgedruckt. Nichts destoweniger ist ein Beiblatt des Journals: Didaskalia, die Hauptstütze desselben. Die Didaskalia ist das tägliche Zubrot von tausenden Bewohnern des Rheins und Mains, sie macht den Himmel der Mittelklassen aus: es gibt für zahllose Menschen keine Wahrheit, wenn sie die Didaskalia nicht bestätigt hat. Tadelhaft bleibt es immer, daß sie sich zur Hälfte mit unerlaubtem Nachdruck füllt: ihr originaler Theil wird von dem umsichtigen Literaten, W. Wagner, redigirt und ist vortrefflich auf die Fassungskraft der Mittelklassen berechnet. Es ist erfreulich, daß nichts destoweniger hier zuweilen einige Hebel angesetzt werden, um das indolente Publikum höher zu heben und mit Dingen vertraut zu machen, um welche sich zu kümmern es nicht gewohnt ist. Die Klippe eines Blattes dieser Art ist die Schmeichelei der Masse. Sie zu umschiffen, bedarf es eines Geistes, wie er seit einiger Zeit in der Didaskalia sichtbar wird.

Die Frankfurter Oberpostamtszeitung war nahe daran, das Schicksal des Constitutionel und des Hamburger Correspondenten zu theilen. Die heillose Opposition des Hofraths Rousseau gegen den Zeitgeist, eine Opposition aus mehr poetischen, als politischen Motiven, hatte das Journal um allen Credit gebracht: einige mittelmäßige Pariser Correspondenzen konnten den Dégout nicht aufhalten, den man allgemein an jenem Institute faßte. Seit Herr Berly, einer der gründlichsten Kenner der ältern und neuern exotischen Literatur, laufende Artikel für die O. P. A. Zeitung mit unermüdlichem Fleiße schreibt, mehren sich wieder die bis auf eine Zahl, die auszusprechen wir Anstand nehmen, gesunkenen Abnehmer. Man zweifle noch an der Macht der Ideen! Der übrige Theil der Zeitung hinkt ärmlich nach. Es scheint Herrn Thomas an Mitteln zu fehlen, hier mehr als das Echo anderer Blätter zu geben. Die zweite Stütze dieser Zeitung ist das Conversationsblatt, dessen Idee von Herrn Rousseau ausging. Obschon auch hier das ganz unrechtmäßige System des Nachdrucks herrscht, so ist es doch mehr die Folge einer Verlegenheit, als unredlicher Absicht. Das Conv. Blatt ist begierig nach Originalen: nur ist es zu wenig bekannt, und durch einige Debatten des Herrn Schuster so mißverstanden, daß die Autoren Bedenken tragen, seinen Auffoderungen zur Theilnahme Glauben zu schenken.

Den Rest dieses Gegenstandes nächstens!

---

46) **Schelling und Hegel, oder die neueste Philosophie im Vernichtungskriege mit sich selbst begriffen.** Vom Professor **Krug.** Leipzig, Kollmann. 1835.

Nachdem des Professors Krug Popularität in Leipzig bis zum untersten Portechaisenträger vernichtet war, blieb ihm nur ein Freund mit alter Liebe ergeben, ein Prinz, welcher wegen einer Mesallianz seinen besternten Rock abgeworfen hat und in Leipzig bürgerlich mit Bürgern verkehrt. Das ist gewiß doppelt hübsch, nur rath' ich Euch, nicht in den Nachmittagsstunden das literarische Museum auf der Grimmalschen Gasse zu besuchen, wo Ihr sie beide treffen könnt, den langen hagern Krug-Pylades, und seinen fürstlichen Freund Orest, eine umfangreiche Figur. — Beide haben sie die Zeitungen vor Augen und blinzeln sich zu; wo sie aber etwas ihnen Angenehmes, z. B. einen literarischen Scandal, einen Schlag auf die Republikaner, die Erstürmung Warschaus entdecken, da stürzen sie aufeinander ein, und lesen sich jubelnd dergleichen vor; denn es herrscht vollkommne Seelensympathie zwischen beiden: der Prinz ist das Echo des Professors. Im literarischen Museum regieren beide die Welt, sie machen Krieg und Frieden, sie belohnen und strafen, Krug ist Minister eines unsichtbaren Throns, und kein Wölkchen einer Meinungsverschiedenheit legt sich zwischen sie. Sie sind beide sehr geistreich; denn sie sagen es sich untereinander; nur ist des Prinzen Neugier drollig. Wenn die Thür aufgeht, und eine ihm unbekannte Person tritt ein und nimmt ein Blatt zum Lesen, so ist Weltgeschichte, Philosophie, Tageblatt, Alles hin, und nur Eines bleibt übrig, die Neugierde. Wer ist das? Was liest er? Warum lacht er? Der Prinz rückt auf dem Sessel, die gutmüthige Miene wird ernst, die glänzenden Augen stechen, die Perücke langt hinunter bis zu den Augenbrauen und diese Verlegenheit dauert so lange, bis irgend ein submisser Literat dem durchlauchtigen Ohre einen Namen zuraunt; dann sieht der Prinz den Fremden noch einmal durchbohrend an, nickt wohlgefällig vor sich hin, und beginnt auf's Neue mit Krug-Pylades die Republikaner und den Idealismus zu bekriegen. Dies Genrebild war sehr nothwendig, um die vorliegende Schrift zu charakterisiren; denn der Prinz ist für seine fleißige Journallektüre von der Leipziger Universität zum Doktor der Philosophie ernannt worden, worauf Krug Veranlassung nahm, diese Schrift gleichsam als Programm der Promotion zu schreiben, und sie dem prinzlichen, appanagirten Freunde zu dediciren.

Bekanntlich hat neulich Schelling in eigner Person der Hegel'schen Schule gegenüber eine feindselige Stellung eingenommen. Einer der bornirtesten Hegelianer, Professor Hinrich's in Halle, hat darauf in den Berliner Jahrbüchern eine sentimentale Klage erhoben, daß der Freund vor'm Freunde, der Bruder vor dem

Bruder nicht mehr sicher sei, und über seinem Schmerz hat er dabei vergessen, die Behauptungen Schelling's zu widerlegen. Leichtlich möchten wenige Hegelianer, möchte weder der seichte Michelet noch der süße Hotho, weder der schwatzhafte Henning, noch der phlegmatische Gans, weder Rosenkranz noch Gyldenstern geeignet sein, sich in eine dem Münchner Akademiker gewachsene Debatte einzulassen. Nicht, als ob ihnen nichts zu entgegnen wäre! Nicht, als ob Schelling nicht übersehen hätte, daß Hegel's Philosophie Philosophiren ist und die einzelnen Fundamentalsätze bei ihm Stationen auf dem Wege des logischen, ganz subjektiven Prozesses sind! Schelling kann das Hegel'sche Vor- und Rückschlagen der Ideen nicht begreifen; aber Hegel findet ja in seiner Negation nur eine Elastizität, die gar nicht in den Dingen, sondern in der größern oder geringern, in der unendlichen Energie des beliebigen Denksubjektes liegt. Man nenne diese ewige Persönlichkeit des real-idealistischen Prozesses Abstraktion, oder Absorption, oder Annihilirung, oder Reduktion des unbestimmten, prädikatlosen, wie die Alten sagten, oder, wie Hegel sagte, reinen Seins, so ist die Formel, daß alles Sein gleich Nichts sei, entweder eine große Thorheit oder nichts als der belauschte Zustand des Denkenden, die einfache Beschreibung einer reflektirenden Thätigkeit im Menschen, die fast psychologische Erklärung einer rein historischen Thatsache. Das ist das Malheur der Hegelianer. Weil sie nicht gewohnt sind, selbst zu denken, und von der Phrase über die Objektivität des Gedankens verführt sind, so nehmen sie auch die Gedanken gleichsam als etwas, das am Wege, fix und fertig liegt, und vergessen es, die Wahrheit, wie ihr Meister es that, aus sich herauszuspinnen und an die innere Energie ihrer Gedanken-Entwickelung zu appelliren.

Was versteht aber Krug von diesen Dingen? Einem schadenfrohen Kinde gleich, das Rübchen schabt, wenn seinem Gegner ein Unglück passirt, steht jetzt diese alte Vettel da, und pfeift und, wie man bei mir sagt, putscht, gleich als bissen sich zwei Hunde herum. Darum, daß Hegel und Schelling sich im Vertrauen etwas zu sagen haben, wird Krug doch nicht tiefer, als er seicht ist. In dieser Sache, zu deren Entscheidung mehr gehört, als das Einmaleins und Kiesewetters Elementarlogik, weiß Krug auch gar nichts zu thun, als üble Nachrede und schlechte Anekdoten von den sich Streitenden zu verbreiten; höchstens, daß er in seinem alten trivialen Ingrimm sich aufrafft, einige Theme aus seiner Fundamentalphilosophie losbricht und sie den beiden Gegnern zwischen die Beine wirft. Es sind nur Stichwörter, an die er sich hält und das Schema seiner ganzen schlechtgeschriebenen Gratulationsschrift das: Aha, wir kennen uns, von Anno 6! Seid ja noch immer die Alten u. s. w. Es ist Jammerschade, daß all die Unabhängigkeitslust, diese Regsamkeit und protestantische Unverbesserlichkeit, die den Krug zugestandenermaßen auszeichnet, an einen gar so trivialen und oberflächlichen Denker verschwendet ist.

---

47) Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. Zum Gebrauch aller Stände. Von J. Lendroy. Zwei Theile. Frankfurt a. M. Sauerländer. 1835.

Erstaunen erregt die Vollendung eines Werkes, das, Jahrelang vorbereitet, die Frucht eines Fleißes, zu dem mir, wie ein Alexandrinischer Gelehrte sie hatte, eherne Eingeweide zu gehören scheinen, zuletzt dem Verfasser keine andere Freude gewähren kann, als die, vollständig, logisch und präzis gewesen zu sein. Hier hat der Autor während der Mühe des Schaffens nicht die Genugthuung, daß er seine Arbeit zuweilen gegen die Sonne halten und sie wohlgefällig betrachten kann; sondern die sich heranwälzende Masse des Stoffes ist so groß, und ihr Charakter doch wieder so einförmig, daß der sie bewältigen will, erst aufathmet und zufrieden lächelt, wenn das ganze bezwungen ist und nun aus allen Buchstabenregistern die Harmonie der Vollendung rauscht. Wie bequem, wie nachlässig nimmst du ein Buch zur Hand, das wie das vorliegende in gewissenhafter Vollständigkeit und bei den einzelnen Artikeln in logischer Folgerichtigkeit alle artikulirten Vernunftzeichen zweier großer Völker enthält! Wie gemacht, fertig, und sich von selbst verstehend ist dir ein Werk dieser Art, dessen Bogen du herumschleuderst wie die Utensilien einer großen Polterkammer, um endlich auf einen Laut zu kommen, der deinem Ohre bisher fremd war, und für den du, wenn er dir jetzt verständlich ist, dem Buche keinen Dank weißt? Es ist keine Tradition, die vor dir liegt, nicht die Überlieferung eines Gutes, das freilich der Autor nicht geschaffen hat; wohl aber eine saubre und systematische Anordnung, die dem Verstande des Lesers einiges zutraut, eine Kennerschaft der französischen Sprache, die national ist, ein Reichthum, der gerade die Mitte hält zwischen Mozins Geschwätzigkeit und den Lakonismen Thibauts, die noch dazu mit so kleiner Schrift gedruckt sind, daß sie dein Auge verderben. Wer den Versuch macht, dies neue Wörterbuch von Lendroy einige Zeit hindurch prüfend zu benutzen, wird bald die Freude haben, jede seiner Erwartungen befriedigt zu finden. Denn man mag nun Gay Lüssacs chemisch-physikalische Untersuchen, Azais scholastisch-materialistische Spitzfündigkeiten oder Victor Hugos Notre Dame de Paris lesen, so wird man bei Lendroy genügenden Aufschluß finden, und dem Verleger für die bequeme Handhabung dieser Belehrungsquelle, für die comfortable Ausstattung des Buches Dank wissen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 97. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 24. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

13. Straßburg und eine Geschichte aus Spanien.

Für Jeden, welchen mehr an der Welt interessirt als die Beschaffenheit der Gasthöfe, des Theaters und anderer Genußorte — bleibt Straßburg selbst dann ein höchst interessanter Punkt, wenn er London, Paris, Wien und Neapel gesehen hat. Die Menschen bilden eine höchst merkwürdige Klasse. Nicht Deutsche und nicht Franzosen, sind sie doch Beides zugleich, in verschiedenen Situationen, bei verschiedenem Anlaß, oft rasch wechselnd, in demselben Moment ganz Deutsche, dann wieder ganz Franzosen, gewöhnlich in Sprache, Sitte und Geselligkeit ein fast wunderliches Gemische von Beiden, Allemannen und Neufranken zugleich.

Das vielseitig bunte Treiben im öffentlichen Leben und in den Familien bietet reichen Stoff für Genuß und Betrachtung. Nirgends vielleicht berühren und durchkreuzen sich verschiedene National-Elemente so vielfältig und so seltsam, gewiß nirgends mit so wenig Nachtheil für den Charakter und die äußere Liebenswürdigkeit durch alle Klassen. Man befindet sich wohl, behaglich unter dem gemüthlichen Volke und ist bald unter ihm zu Hause, ohne gerade seinen Empfindungen und Ansichten großen Zwang anthun zu müssen.

Wir empfanden das charakteristisch Angenehme des dortigen Lebens um so auffallender, da wir durch die zufällige Abwesenheit aller unserer Bekannten und Freunde dort in der That als ganz Fremde erscheinen und auftreten mußten. Die Kunstsammlungen und reichen Bibliotheken, Monumente, Alterthümer, Kirchen, Theater, Gesellschaften, die reizende Natur und das Leben an den vielen und anmuthigen öffentlichen Vergnügensorten boten mir manche Gelegenheit, Aureliens Geist und Kenntnisse täglich mehr zu bewundern, ihre Gewandtheit und Vielseitigkeit anzustaunen, ihre Liebenswürdigkeit täglich wärmer zu lieben. Wir lebten ein Paradiesesleben ohne Schlangen und Flammenschwertengel. Ihre Equipage kam schon am dritten Tage nach. Zahlreiche Ausflüge nach den interessantesten Orten des Elsaßes erhöhten das Vergnügen und erhoben jenen Aufenthalt zu einer der merkwürdigsten Perioden meines Lebens.

Der Juni blühte in schönster Fülle und Herrlichkeit. Heute noch duften mir wohlig manche jener Blüthen, und alle ihre Stacheln und Dornen sind verwelkt und abgestumpft.

Woher stammst du Engel eigentlich, wie bist du geworden, was du bist? fragte ich beim traulichen Alleinsein eines Abends, wahrlich nicht von Neugierde geplagt oder in irgend einer irdischen Absicht. Aurelie lächelte: „Willst du, lieber Deutscher, noch stolzer werden, vielleicht ganz so hochmüthig, wie Erziehung und Schulmeisterei deine Landsleute gewöhnlich macht? Wohlan, so höre und werde es!

„Mein Vater war ein Arzt, ein glücklicher, durch alle Königreiche der Monarchie berühmter Arzt. Er hatte Frankreich, England, Deutschland und Italien forschend durchwandert, mit wahrhaft religiösem Eifer seine Wissenschaft überall verfolgt und binnen sieben Wanderjahren die Sprachen jener Völker vollkommen

erlernt, ihre Literatur durchflogen. Noch einmal trieb es ihn von Pavia zurück über die Alpen. Er liebte und wurde geliebt.

„Aurelia von R..d...n, ein armes Reichsfräulein, wohnte einsam bei ihrer alten Tante an den Ufern des Bodensees. Bei einem seiner botanischen Ausflüge war mein Vater in die Nähe gekommen, im Augenblick als ein plötzliches Unwohlwerden der Alten die schnelle Hülfe eines Arztes erheischte. Er eilte hinzu, erschien als rettender Engel — und sah in Aurelien den Engel seines Lebens. Die Herzen fanden sich auf jenem wundervollen Wege, dessen Anfang noch keines Sterblichen Auge zu erblicken vermochte. Sie lernte den gebildeten, berufsfeurigen, unaufhaltsam einem schönen Ziel entgegenarbeitenden Mann schätzen. Er entdeckte täglich mit Staunen mehr neue Kenntnisse, höhere Bildung und reineren Geist, als bei irgend einem weiblichen Wesen je zuvor ihm erschienen war. In allen Sprachen konnte sie mit ihm sich unterhalten, ihr Spanisch rundete sich im Gespräch mit ihm wunderbar ab und gewann bald jenen unnachahmlichen Wohllaut seines Kastilischen Mundes. Für ihre geläuterten botanischen Kenntnisse zeugte ihr sinnig geordnetes Herbarium. Der feurig phantastische Bolero entströmte eben so gewandt ihrer Kehle, wie das tief innige Lied ihrer Heimath, und Italiens reiche wonnige Cantilenen. Die Zeichnungen und Gemälde von ihrer Hand, die Bücher ihrer Wahl beurkundeten eine klassische Bildung, die edelste Richtung des Geistes. Dabei keine Spur von Gelehrtthun, kein Hauch jenes widerlichen Dilettantenthums. Harmlos, heiter wie ein Kind, erfahren in allen weiblichen Verrichtungen, hing sie mit wahrer Liebe an den einfach süßen Pflichten des Hauses. Erholung nur war ihr alles Übrige. Schöne Würde umfloß ihr ganzes Wesen. Bald wandelte ihre kindliche Heiterkeit sich in jenen unbeschreiblich reizenden, allen übrigen Frauen unnachahmlichen, sentimentalen Ernst der deutschen Weiblichkeit, in jenen zauberischen Nimbus deutsch idealer Schwärmerei und deutscher Herzinnigkeit. Sie waren für einander geschaffen. Mit Thränen der innigsten Liebe hatte sie ihn dennoch nach Italien getrieben, seine Studien dort zu vollenden, seinem Berufe zu leben. Die Tante war plötzlich gestorben. Er verließ Pavia, flog über die Alpen, zu ihr. Dem Spanischen Hidalgo zweideutigen Adels sollte das Fräulein von ächtem Schrot und Korn nicht gegeben werden. Diese Erklärung überwand in ihrer klaren Seele alle übrigen Bedenklichkeiten. In einer Stunde war die Gränze überschritten, die Trauung desselben Tags vollzogen, die Flucht nach Frankreich begonnen. (Forts. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Große Bassins wurden ausgegraben und mit deren Erde die niederen Stellen erhöht, ein Spreearm lieferte das Wasser, Inseln und Wiesenflächen erhöhten die Reize, schattige Gänge, wohlriechende und fremde Gewächse waren zu finden. Moos- und Rindenbänke lockten zur Ruhe; eiserne Brücken führten von einer Insel zur andern, und selbst kleine Wasserfälle und Felsenstücke ließen sich sehen. Ich sage: ließen sich sehen; denn wenn man auch dabei an den Garten des alten Nikolai in Schönberg erinnert wird, wo auch dergleichen Naturwunder erschienen und Tieck so spöttisch war, am Eingange einen Zettel festzukleben, worin ein Jeder höflich gebeten wurde, die Berge und Hügel nicht platt zu treten, nicht so unbescheiden zu sein und wohl gar ein Paar Felsen einzustecken oder einige Wasserfälle in Gedanken aufzutrinken, so ist es schon viel in unserer Gegend, überhaupt einen Wasserfall nur sehen zu können und mehr davon zu besitzen, als die Hegel'sche reine Idee übrig läßt. — Genug, mein theurer Herr, wir haben nichts, als diesen Thiergarten ohne Thiere, wir lieben daran mit tausend süßen Erinnerungen; nehmt den Thiergarten von unserm Leben und es bleibt nichts übrig, als Sand. — Wenn Sie gegenwärtig sich das rege Getümmel versinnlichen könnten, welches — mag es regnen oder die Sonne scheinen, der Sturm sausen oder die Stille so groß sein, wie auf dem Sächsischen Landtage, wenn der Professor B. spricht — durch das Brandenburger Thor quillt, so würden Sie in große Verwunderung gerathen, im Fall sie nämlich nicht wüßten, daß rechts der Cirkus steht, und dort seit drei Wochen die Kunstreitergesellschaft des Herrn Loisset die Berliner in gelinden Schweiß setzt. — Dies jedoch erklärt Ihnen Alles. — Sechzig Pferde, und was für Pferde! dreißig Herrn, und welche Herrn! und zwölf Damen, und o, welche Damen! — Herr Loisset hat die rechte Zeit getroffen; denn man hat hier lange nicht bedeutende Leistungen der höhern Reitkunst gesehen. Der Ruf begleitet diese große Gesellschaft durch mehr als ein fremdes Land, und ein Paar allerliebste Reitkünstlerinnen haben die Köpfe der jungen Herrn so eingenommen, daß man jetzt erst bei manchen behaupten kann, er habe etwas drinnen. — Eine dieser reizenden Kinder im knappen Trikot, eine Mlle. Kenebel, hat ganz vorzüglich auf die Geister gewirkt; die Meisten strömen hinaus, die Wunder ihrer Schönheit und Anmuth zu schauen. Die ganze Garnison ist in Bewegung, die Kavallerie wie immer an der Spitze, die Holdselige wird mit Beifall begrüßt, sie lächelt, sie grüßt, sie dankt bezaubernd, aber sie soll spröde sein, so verzweifelt spröde und ein eifersüchtiger Kunstfreund bewacht sie so grausam, so tyrannisch grausam, daß einige junge Leute von guter Familie den Verstand verloren haben sollen, was jedoch zum Glück doch nicht gut möglich sein kann. Dicht neben dem Cirkus hat Herr Polito seine große Menagerie aufgestellt, und zwischen die Entzückungen für Mlle. Kenebel brüllt der Tiger oder der neidische Bär, die Bravos für Herrn Felix begleitet der Baß des Herrn Felis Leo, und zwischen die Kunststücke des ausgezeichneten Bajazzo bricht das Geschrei des simia longimanus, des Beelzebub und anderer Kunstverwandte. — Übrigens bin ich weit entfernt, unziemliche Vergleiche zu machen und muß bekennen, fast noch nie einen Menschen gesehen zu haben, der alle Glieder so verdrehen konnte, und sich so knochen- und gelenklos zu machen, als dieser ausgezeichnete Künstler. —

Noch mancherlei Neues könnte ich Ihnen erzählen, von Wilden aus drei Erdtheilen, von Kunsthunden und geschickten Mädchen ohne Arme könnte ich sprechen, allein ich habe mich besonnen, daß ich Ihnen wichtigere Dinge zu sagen habe, und Raum gebrauche, um doch einiges über das literarische und künstlerische Treiben bei uns — Ihnen mitzutheilen. —

Sie wissen gewiß, daß wir seit einigen Jahren ein königl. Museum besitzen, ein großartiges Gebäude, ein säulengetragenes Dach; Kastor und Pollux, die schützenden Dioskuren bändigen oben ein paar colossale Pferde, und auf jeder Säule sitzt ein sechs Fuß hoher Adler. Alberne, unverständige Tadler haben sich zu fragen erlaubt, was denn eigentlich die Dioskuren auf einem Museum sollten, darauf haben Andere entgegnet, weil Preußen ein Militairstaat sei, habe man ein paar Kavalleriepferde oben hingesetzt und ähnliches Zeug mehr, wie überhaupt denn das arme Museum, schon so lange es steht, mit schwerem Spott und Hader überzogen worden ist, bald waren die Eckgruppen zu unbedeutend, bald waren die Adler, die allerdings von unten ein wenig klein aussahen, Krähen, und man verrief diese sowohl, als die Goldgitter an der Krone des Gebäudes, als schwere Versündigungen gegen den einfach edlen Geschmack des Ganzen; noch ärger aber erging es der lateinischen Inschrift des Gebäudes, denn nicht allein tadelte man es als veraltete Schulmeistersitte bocksteifer Jahrhunderte, lateinische Inschriften zu machen, sondern man griff die Latinität derselben selbst an und las ganz andere Dinge heraus, als sie wohl eigentlich ausdrücken sollte. Sie sehen, daß es bei uns, wie überall unruhige müßige Köpfe gibt, die in ihrem Müßiggange selbst Dinge zu lästern und anzugreifen wagen, welche nach jahrelanger Überlegung durch eine Commission gelehrter Professoren mit vielem Aufwand von Geist und Scharfsinn hervorgebracht sind; allein so ist die stets zum Bösen bereite Welt, die gar zu gern die Werke anderer herabsetzt, während die ärgsten Tadler immer diejenigen sind, welche es am wenigsten besser machen können. — Hatte nun schon die äußere Erscheinung des Museums Ursache zu Zerwürfnissen und Angriffen gegeben, um wie viel mehr mußte es nicht das Innere thun. — Eine sehr gelehrte Commission der ersten Kunstkenner, die Herrn Hirt, Rumohr, Waagen u. s. w. prüften jedes Bild auf's Sorgsamste, und gaben ihnen dann die rechten Namen, indem sie mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Genauigkeit die Meister der alten Bilder herausfanden und in die Kataloge eintrugen. Unglücklicher Weise wurden die Herrn unter sich uneinig; der Streit erhitzte sich, der Hofrath Hirt trat aus der Commission, und nun begann der ärgerliche Broschürenkampf zwischen Hirt einerseits und Rumohr nebst Waagen anderseits, in welchem sie sich gegenseitig die ärgste Unkenntniß und Charlatanerie vorwarfen. Dieser Streit trug böse Früchte, denn es gab Leute genug, denen dies Öl in's Feuer gegossen war, und die Übereilungen der gelehrten Herrn gaben ihren Gegnern den Muth, rund heraus zu erklären, daß die meisten Gemälde der Gallerie nichts weniger, als von den Meistern wären, denen man sie so leichtsinnig aufgebürdet habe; ja diese Vorriligen gingen so weit, Untersuchungen anzustellen und Beweise führen zu wollen, daß oft nicht einmal die richtige Schule herausgestellt sei, vielweniger noch der richtige Meister. Die Direktion that natürlich das beste, was sie thun konnte, sie verachtete dergleichen Geschwätz und behauptete ihre Würde, indem sie die Namen so ließ, wie sie durch die gelehrte Kommission im Katalog angesetzt waren. — Der Streit über den Werth, das Alter und die Benennung der einzelnen Gemälde nahm nun gar kein Ende und bald kam es dahin, daß manche der heftigsten Gegner behaupteten, das Gebäude sei bei weitem besser, als der Inhalt, denn die werthvollen und guten Gemälde seien leicht zu zählen, den größten Theil aber, obgleich er mit ungemeinen Kosten und Anstrengungen zusammengebracht sei, möchten sie nicht geschenkt haben. — Sie wissen natürlich, was von solchen Reclamationen zu halten sei; denn nicht allein ist die Justinianische Sammlung, von der allerdings die Feinde behaupten, daß die besten Sachen in Paris geblieben sind, darin verschmolzen, sondern es sind auch andere Ankäufe wichtiger Sammlungen gemacht worden, und so berühmte Männer, wie Herr von Rumohr und Bunsen, haben in Italien lange und kostbare Reisen gemacht, um die großen Schätze zu sammeln, welche das Museum enthält. Eben so sind die kgl. Gallerien in Potsdam u. a. m. mancher ihrer Zierden beraubt worden, obgleich wiederum die Neider behaupten, daß gerade die besten Sachen nicht gegeben worden sind. — Diese Leute begreifen nicht, oder wollen nicht die Anordnung begreifen, welche bei der Einrichtung des Museums und bei Aufstellung der Bilder statt findet. — Es sind nämlich die vier großen Schulen: die Italiänische, Deutsche, Französische, und Niederländische, ganz nach chronologischer Ordnung ihrer Meister, und deren Fortschreiten und stufenweise größerer Ausbildung aufgestellt worden. Dasselbe ist bei den einzelnen Unterabtheilungen wie z. B. bei den Italiänern, in den Venetianern, den Florentinern, den Schulen von Perugia und Bologna, die Caraccis und deren Nachfolgern gethan worden, und es kam daher weit mehr darauf an, daß man von vielen Meistern etwas, als von einzelnen, ausgezeichneten viel, und von andern gar nichts habe. Deshalb sind auch manche Anordnungen in den Verzeichnissen und manche oft theure Ankäufe erklärlich, welche so lebhaft angegriffen und getadelt worden sind. Noch neulich ist dies mit einer Raphaelischen Skizze der Fall gewesen, für die man einige tausend Scudi bezahlt hatte; hier, wie früher schon bei einem Bilde von Titian, lachten die Unverständigen und schrieen laut über unerhörte Verschwendung, während die echten Kenner den ausgelassensten Jubel über diese Wachsperlen losließen, welche die Kunstperioden so vervollständigten. So ist es aber! audiatur et altera pars, es kommt alles darauf an, von welchen Grundsätzen der Beurtheilung man ausgeht, und nichts ist leichter, als von unrechtem Standpunkt aus mindestens völlig einseitig zu verfahren. — Die Dresdner Gallerie hat unbezweifelt weit größere Werke der Kunst, eben als Kunst, aufzuweisen, und ihr Streben ist stets dahin gerichtet gewesen, nur durch ausgezeichnete Sachen sich zu vermehren. Die Berliner haben von Anfang an den Grundsatz der möglichsten Ausdehnung angenommen und die Schulen von ihrem Ursprung an zu verfolgen gesucht, unbekümmert, ob bei diesem antiquarischen Bemühen, die vollendete Kunst zum Vorschein komme, was auch allerdings nicht der Fall sein kann, wenn man sie in den Ursprüngen aufsucht. — Daß ein solches gründliches Verfahren mehr für den Maler und Forscher, als für den Liebhaber Interesse hat, versteht sich, und daß ein an Schönheit gewöhntes und Schönheit suchendes Auge lieber die Dresdner, oder Wiener und Münchner, als die Berliner Gallerie besehen wird, versteht sich noch mehr, daß man aber für das Geld, welches diese große und größte Sammlung in Deutschland gekostet hat, lieber eine etwas kleinere, aber hinsichtlich der künstlerischen Vollendung ausgezeichnetere hätte anlegen sollen, das ist eine Frage, die jeder nach seinem Standpunkte fassen und beurtheilen mag. Ich behaupte nur, Gallerieen mit vielen ausgezeichneten Kunstwerken haben wir in Deutschland viele, solche aber, die, wie die Berliner, die Entwickelungen verfolgte, keine, und daher scheint mir der Ruhm nicht gering, so lehrreich verfahren zu sein; ob das Auge des Laien oder Liebhabers oder sogenannten Kunstkenners beleidigt wird,

daran liegt wenig; der wahre Kenner wird mit Vergnügen die fortschreitende Kunst verfolgen, und das viele Geld u. s. w. nicht bedauern. —

Manches Ähnliche könnte ich Ihnen von den Abtheilungen der Antiken und Vasen sagen. Unverständige, und besonders die gefährliche Klasse der Halbgebildeten, haben auch hier nicht verfehlt, spöttische Bemerkungen über die oft sehr rohen, nichtssagenden und unvollkommnen Anfänge der Kunst zu machen, welche hier aufgestellt sind. Diese sind jedoch aus den schon angeführten Gründen leicht zurückzuwerfen, und verdienen nicht, daß wir ihrer ausführlicher gedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Frage und Antwort.

Frage.

Welch Wesen ist's, das wohl in Jedem waltet,
Deß Name hehr durch alle Welten klingt,
Das seit Äonen lebt, und nie veraltet,
Dasselbe stets, doch ewig umgestaltet,
Im Leben einmal jedes Herz durchdringt?

Das nicht nur seit der Schöpfung All vorhanden,
Nein! selbst zuvor allmächtig schon regiert;
Und wie es aufgefaßt, und wie verstanden,
Verlust der Freiheit in erwünschten Banden
Doch dadurch Segen bald, bald Fluch gebiert?

Das, unbegreiflich so die Herzen leitend
Ihr Teufel bald und bald ihr Heiland ist,
Und proteusartig durch die Welten schreitend,
Hier tiefstes Weh, dort höchste Lust bereitend,
Dem Einen Weh, dem Andern Samum küßt?

Antwort.

Wonach in luftgewob'nen Silbernetzen
Der Dichtung gaukelnd uns dein Trugschluß frägt, —
Das Wort ist's, das, doch nicht in Gegensätzen,
Jedweder Mensch nach ewigen Gesetzen
In sich als Urton der Vollendung trägt.

Es ist nur Keim; — du sollst ihn frei entfalten,
Und bist nicht Sclave der Nothwendigkeit;
Nur, wo er darf, da mag der Teufel walten,
Drum birgt ein Quentchen Gott in seinen Falten
Das Herz und tausend von Gebrechlichkeit.

Von ihr bist du, indem du frugst, betrogen,
Sie hat Begriff und Bilder dir vertauscht,
Zur Sonne Nebelsonnen dir gelogen,
Mit trügerischem Flor dein Aug' umzogen,
Am falschen Schein dein irres Sein berauscht.

Wo Körper nicht, nur Geist und Herz sich binden,
Wo Achtung wechselnd sich die Krone flicht,
Wo Ich und Du, und Du und Ich verschwinden,
Getrennt sich Zwillingshälften wiederfinden,
Da herrscht dein heilig Wort, sein Mißbrauch nicht.

Denn wo die Herzen nach Vollendung streben,
Und eins im andern neue Wurzel treibt,
Und wo sie lauter, faltenlos und eben
Nur vor der Sünde als Verlust erbeben,
Ist's, wo ein Engel Evangelien schreibt.

Und wo dies Wort, den schwersten Kampf bereitend,
Aus eigner Kraft sich auch den Sieg erkauft,
Zur Neugeburt durch Selbstverläugnung leitend,
Da ist's recht eigentlich Gott selbst bedeutend,
Der, wen er auserwählt, durch Feuer tauft.

Albert Quednow.

Literatur-Notizen.

*** „Natur und Kunst in Heilung der Krankheiten, ein Leitfaden für angehende Aerzte," von Dr. Joh. Jac. Günther (von welchem so eben ein neues populäres Werk über „die Atmosphäre und ihre vorzüglichsten Erscheinungen" veröffentlicht wurde — Frankf. a. M., J. D. Sauerländer), erscheint in einer holländischen Uebersetzung bei van der Heuvell in Amsterdam.

*** Kunstfreunde, welche nach München reisen und den neuen von 30 Künstlern ausgeführten Wand- und Deckenbildern des neuen Königsbaues ihre Aufmerksamkeit schenken, können wir E. Förster's Leitfaden zur Betrachtung derselben (München, literarisch-artistische Anstalt 1834) empfehlen.

Buntes.

*** Statistik der Vergiftungen. Da auch in Deutschland mehrere schnell auf einanderfolgende Vergiftungen das Interesse eines jeden durch Schauder und Abscheu fesseln, so dürfte es nicht uninteressant sein, die aus der Gazette des Tribunaux geschöpften numerischen Angaben der Herrn Chevallier und Boys de Loury über die in Frankreich während 7 Jahren vorgefallenen Vergiftungen zu hören. In dem so eben angegebenen Zeitraum wurden in Frankreich 273 Personen des Verbrechens der Vergiftung angeklagt, und davon 102 verurtheilt. Das in den meisten Fällen (54) angewandte Gift war Arsenik-Säure. Nicht blos für den Psychologen, sondern für jeden, dem das menschliche Herz selbst in dessen Verirrungen und eben in diesen kein gleichgültiges Ding ist, ist die numerische Zusammenstellung der Motive interessant, welche bei diesem scheußlichsten aller Verbrechen den Zunder warfen; bei 23 Fällen nämlich verleitete Eigennutz und Habsucht dazu, bei 34 Liberrinage, bei 15 Rache, bei 10 Eifersucht; 6 solcher Unthaten wurden im Wahnsinn begangen. — Also die hündischeste aller Triebfedern zum Verbrechen, dieser schmutzige, infame Eigennutz verführte die Meisten! — Traurige Resultate! traurige Aussichten, — wenn man bedenkt, daß man solche Angaben nicht in einer alten vergilbten Chronik liest, sondern in Journalen des Jahres 1835, — wenn man an die Timm, die Markgraf und die der Guillotine bis jetzt noch nicht verfallenen Verbrecherinnen in Mainz denkt. — Das brennt — statt Thränen im Auge und Schädel, — wie glühendes Eisen im Herzen. Wenn man sich solche Verbrechen als wahr denkt, könnte man abergläubisch werden, denn gegen sie ist das Hexenwesen eine ganz vernünftige Sache. Und warum, fragt man sich, konnte der Schrecken des Gesetzes dawider noch kein Damm sein? — Mit eurem Popanz! Ja, laßt das Gesetz Donner und Blitze schleudern, aber hütet euch zuvor, daß bei der Oeffentlichkeit der Todesstrafe nicht statt des Schreckens — der Ekel im Volke wach werde, der führt zur gänzlichen Apathie alles moralischen Gefühls, und wird zum gräßlichsten Gift, zum allgemeinen, womit der Arzt — das Gesetz — seine Patienten langsam hinrichtet. Freilich soll damit dem Unwesen heimlicher Strafe kein günstig Wort gesprochen sein! Aber umsonst sind doch eure Käfige und eure Spießruthenlaufen, eure Haftstöcke und eure Schandpfähle, umsonst eure hundertäugigen Polizeien, so lange ihr nicht von oben herab das ganze Erdreich umpflügt und alles Faule, Wurzeln und Auswüchse, in's Feuer werft. Rottet das Scheinwesen an den Wurzeln aus, laßt die Kinder von der Wiege an sich gewöhnen, Licht zu vertragen, daß sie vor den moralischen dunkeln Winkeln sich fürchten lernen. Sie sollten nicht Märchens und Theaterchens wissen, sondern lieber Geldwerthes und Ehre, und bei dem ersten Betrug, auf dem man ein Kind ertappt, streiche die Eltern mit Ruthen und macht ihren Fluch unschädlich.

*** Zwischen Athen und dem Piräus soll jetzt eine Eisenbahn angelegt werden, wozu König Otto bereits seine Autorisation gegeben, und über deren Construction die Regierung mit Herrn Feraldi einen Contrakt abgeschlossen hat. Einst waren in Hellas Wettrennen und der Schnellste erhielt seinen Kranz, aber es kostete ihm Schweiß! Geist des Sokrates! nimm dich in Acht, wenn du etwa eine nächtliche Philosophen-Promenade machst, daß dich jetzt kein Bierbrauer aus der Sendlingerstraße über den Haufen fährt!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 98. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 25. April.

Der deutsche König.

Es steht ein großer Brunnen
Auf dem Markte in der Mitt',
Daran der graue König
In Glanz vorüberritt.

Wo die freien Mannen gestritten,
Zog er her mit Schall und Sieg.
Auf dem Markte in der Mitten
Vom klirrenden Roß' er stieg.

Und haucht' in sein ehern Hörnlein.
Das klang zu Roß und Mann,
Es standen das Heer und die Mannen
Und die Fürsten ringsheran.

„Ein Zeichen unsres Sieges,
Ein Mahl mit Lust und Prunk
Lab' meine heiße Lippe,
Aus kühlem Quell ein Trunk.

So scharf, wie dieses Wasser,
Bleib' unser gutes Schwert,
Und fortan sei's, wie heute,
Für's Vaterland bewährt.

Und jeder kommende König
Trink' so aus diesem Born,
Am Ende freud'gen Tages
Und stoße in dies Horn.

Am gold'nen Schilde häng' es,
Eu'r Muth bewahr's vor Rost;
Hinein in die spät'sten Zeiten
Verkünd' es Ruhm und Trost.“

Vorüber zog der König
Mit seinem lust'gen Chor,
Sie zogen in sein Schlößlein
Zu Lust und Spiel empor.

Und weitum die Trommete
Erschallte über's Land,
Lustglockenklang von Bergen
Und über's blaue Land.

Jetzt ist der Born vertrocknet,
Verkratzt das Wappenschild,
Das rost'ge Horn an die Steine
Die Winde schlagen wild.

Ferdinand Beer.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

„Zu Xeres de la Frontera kam ich zur Welt, meines Vaters Ebenbild. Vater und Mutter erzogen mich allein. Keinen andern Lehrer sah ich je. Auch von Welt und Menschen sollte ich nur wenig erblicken. Ein schönes Landgut bezog mein Vater für immer und lebte dort ein Stillleben, den Studien, der Liebe, dem häuslichen Glück und meiner Erziehung gewidmet, selten von ärztlichen Reisen unterbrochen. Kein zweites Kind wurde meinen Eltern geboren. Die Hütten der um das Gut her zerstreuten Bauern waren meine ganze Welt, eine blühende, poesiereiche Welt, eine Welt voll Geister und Wunder für das Kind, das eine andere nie gesehen hatte, und mit allen seinen Gefühlen, Ideen und Träumen sie täglich neu bevölkerte. Die Sprachen erlernte ich gleichsam spielend, da täglich zu bestimmten Zeiten meine Eltern in einer andern Sprache redeten und lasen, und mit eigentlicher Grammatik dann erst allmählich mich bekannt machten, wenn ich, meiner unbewußt, des Geistes der Sprache schon ziemlich mächtig war. Dadurch begriff ich dann sehr anschaulich den verschiede-

nen Charakter und seine Hauptmerkmale, die Ähnlichkeit und Abweichung in den romanischen Sprachen. Bevor ich mit einigen englischen Schriftstellern bekannt gemacht wurde, wollte diese Sprache mich immer anwidern und heute noch halte ich sie zum Sprechen für die wenigst schöne, ja für die einzig unschöne aller europäischen Sprachen, der ich selbst in mancher Hinsicht die breite, träge, geschrobene holländische vorziehe. Deutsch liebte ich sehr, weil meine Engelsmutter stets in solchen Stunden besonders herzlich, beinahe feierlich gerührt — oft mit Thränen der Freude an ihr Herz mich drückte. Wie süß klangen dann die deutschen Liebeslaute aus ihrem Mund. Geographie, Geschichte und Poesie wandelten als seltsame, mystische Gestalten und Erscheinungen an meiner Seele vorüber und bevölkerten meine Phantasie mit wunderlichen Vorstellungen und Träumen. Dafür fand ich in meiner Außenwelt keinen Vergleich, keinen Anhaltspunkt. Große Städte, Reiche, Tyrannen, Freiheit — wo fand ich sie in meinem schönen Thal? Wohlthuend zum Herzen sprach die Poesie, meinem Verstand sagte sie noch kein Wort. Nur als Musik wirkte sie damals auf mein Gemüth, oder als Magie und fesselte mich deßhalb um so mehr. Mit den Fortschritten im Zeichnen entwickelten und erweiterten sich allmählich meine Begriffe über Geschichte und Geographie. Die Bilder zeigten mir Abstufung und Unterschiede, welche mir früher unbegreiflich gewesen. Namenlose Sehnsucht, jene Städte, Landschaften und Menschen zu sehen, ergriff mich oft. Jedes neue Bild spornte mich lebendiger, darüber mich zu unterrichten. An die mannigfaltigen und sonderbaren Priestertrachten knüpfte mein Vater die Geschichte der Religion, ihres natürlichen Ursprungs überall, ihrer fortschrittlichen Ausbildung, ihrer wunderähnlichen, wohlthuenden Concentration und Verklärung im Christenthum. Bald betete ich mit meiner Mutter aus warmem Herzen und liebte Gott wie Vater und Mutter.

„Musik war meine liebste Unterhaltung. Alles um mich her wurde zu Musik. Ohne meine Mandoline ging ich selten aus dem Hause. Wie es die Laune mir eingab, sang ich dann am Bach, am Rand des Cypressenhains, am Abhang bei den Feldarbeitern ein deutsches Liedchen, eine Chanson der Franzosen, eine italienische Cavatine, eine spanische Romanze oder einen Bolero durcheinander. Das Landvolk nannte mich nur die Nachtigall und horchte gern mir zu, wo ich nur erschien. Sang ich aber ein spanisches Romanzchen, so stimmten sie wohl mit ein, leise anfangs und unwillkührlich, dann lauter und feuriger, bis sie mich übertäubten. Unmerklich schwirrten meine Rythmen in die Melodie eines Bolero oder Fandango hinüber. In den rauschenden Akkorden verstummten plötzlich alle Stimmen, sie lauschten, lächelten, trällerten, schnellten und schnalzten mit den Fingern, lachten, jauchzten, und der Zauber der heimathlichen Weise riß unwiderstehlich zu Gesang und Lust und Tanz alle mit sich fort. Bei allen Völkern der Erde wirkt dieser Zauber des ächt Vaterländischen, — bei den Deutschen am leisesten, aber doch unverkennbar. Werdet ihr wieder Eins mit Geist und Herz, so wird auch bei euch diese Götterstimme der Natur wieder wach und laut werden und eure Kunstwerke mit neuem Glanz umstrahlen, mit neuer Hoheit beleben, eine schönere Epoche heraufrufen.

„Napoleon überzog Spanien mit seinen Legionen. Auch in meinem Vater erwachte der Spanier mit unwiderstehlicher Kraft. Nur die Liebe zu meiner Mutter und die Besorgniß, mit ihren Landsleuten in blutigem Kampf handgemein zu werden, vermochten, von thätiger Theilnahme ihn zurück zu halten. Aber reich versorgt, von seinem Segen begleitet, von der Glut seines Patriotismus entflammt, zog die ganze Schaar seiner Jugend hinaus in die Berge zu den Guerillas. Hin und her, von den Pyrenäen zum Tajo, wogte der schreckliche Kampf mit wechselndem Glück. Härte erzeugte Wuth, Schonungslosigkeit stachelte zu Grausamkeit, Hochmuth rief den kühnsten Trotz hervor, Siegen und Besiegtsein entflammten zu neuem Blutdurst und zu der Barbarei der Verzweiflung auf beiden Seiten.

„Zeiten unendlichen Schreckens, namenlose Angst und Qualen zogen an uns vorüber. Ich erreichte mein dreizehntes Jahr. Eine französische Streifschaar ritt in unser Dorf ein; ich sah zum Erstenmal die gehaßten und gefürchteten Feinde. Abscheu war mein ganzes Gefühl. Mein Vater knirschte im spanischen Zorn, die Mutter bebte und preßte mich an ihr Herz. (Forts. f.)

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Fünfter Artikel.

Eigentliche Genremaler: Biard, Leopold Robert, Gallait, Eugène Delacroix, Navez aus Brüssel, Lessore, Péron, Morin, Colin von Nimes, Badinier, Madame Brune-Pagés, Gros-Claude, Düval le Camus, de Jordin, Granet, Perrot, Aurèle Robert, Dauzats, Gille, Justin-Ouvrié, Renoux, John Martin.

Die Gattungsmalerei können wir Nordländer mit Zug und Recht als eine unserer eigensten Produktionen ansprechen. Während der Südländer in seinen leichten, äußerlichen Sitten, in seiner unbefangenen Sinnlichkeit sich mehr nach allgemeinen Naturgesetzen, daher gleichmäßiger ausbildet und eben deßhalb auch allgemeiner erscheint, hat der Nordländer mehr den Charakter seiner einzelnen, mühsamen Ausbildung. In Gemüth und Individualität unterscheidet sich hauptsächlich das Gefühl des Letzteren von dem des Ersteren. Was jener am tiefsten empfand, konnte er daher in der Gestalt der italiänischen Kunst nicht aussprechen; allgemeiner, heiterer, aber auch eben deßhalb den Ausdruck des Gemüths nicht erschöpfend, mochte die italiänische Kunst, auf nordischen Boden verpflanzt, durch ihre vollendete Erscheinung die Seele des Beschauers wohl fesseln, aber jenes nordische Gefühl blieb dann schlummernd im Hintergrunde. Es war daher nicht die ganze Seele des Künstlers, welche er in jener allgemeinen Schönheit aussprach. Störend mischten sich ihr die Züge der besonderen Individualität, der härteren Kraft oder des sehnsüchtigen Gefühls bei, oder das Werk zeigte die künstlerische Wärme im Studium erkaltet.

Als man daher im Norden, jene Schönheit der italiänischen Vorbilder zu erreichen sich vergebens abmühte und nur todte, kalte Werke, selbst bei höchster Vollendung alles Technischen schuf, da brach sich endlich jenes mühsam unterdrückte heimische Gefühl die Bahn. Müde des Zwangs und des fruchtlosen, stets getäuschten Strebens gab die Kunst die Darstellung der schönen Gestalt im italiänischen Sinne auf und wandte sich ganz an das Individuelle, ohne Heucheln oder Verschönern. Freilich konnte dies nicht mehr den Namen des Göttlichen, des Religiösen tragen; es war der Mensch in seinem beschränkten, untergeordneten Treiben, unter dem Hausrath des Bedürfnisses, in seiner plumpen, gutmüthigen Freude. Aber nicht bloß der Mensch, sondern alles Irdische, die Landschaft, das Thier, ja selbst das Leblose schien, weil es ein Einzelnes war, der Darstellung würdig. Der Blick haftete nicht mehr auf der Einen Schönheit, deren Kenner Raphaels Werke gezeigt und dem gleichzukommen man vergeblich gestrebt hatte, sondern er schweifte unter allen Gattungen der Dinge umher; nicht bloß das Ausgezeichnete, Hohe, sondern auch das Gemeine, das Ding der Menge, der Gattung stellte man dar. So entstand die Gattungs- oder Genremalerei. Freilich schien diese Richtung die gemeinste Wirklichkeit zu suchen, alles Höhere und Allgemeine zu fliehen; aber sie gab dabei die geheime Befriedigung, daß die geistige Macht der Kunst auch das Niedrigste zu adeln vermöge.

In unseren Tagen wäre es zu wünschen, daß die Genremaler die Wahl der Gegenstände mit etwas mehr Aufmerksamkeit treffen und dabei nie den hohen edlen Zweck der Kunst, welche nicht blos zu den Sinnen, sondern auch zu dem Geiste und Herzen der Massen sprechen soll, aus den Augen verlieren möchten. Viele Genrebilder leisten in der letztern Beziehung wenig oder gar nichts; wenn eine Composition ein blos malerisches Interesse hat, wenn sie uns die unbedeutendsten Alltagsscenen darstellt oder gar die langweilige Wirklichkeit kopirt, bleiben wir beim Anschauen kalt und gleichgültig; denn die Bilder, denen der Ausdruck, die Seele, kurz der ethische Gedanke mangelt, gehen spurlos an unserem Geiste vorüber. Dieses gilt nicht allein von unseren vaterländischen, sondern auch im Allgemeinen von den französischen Genremalern.

Doch sehen wir uns nun, nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen darnach um, was die eigentliche Genremalerei in dem diesjährigen Salon an geistreichen und bemerkenswerthen Stücken geliefert hat.

Vor allen Dingen rechne ich hieher den Sclavenhandel von Biard, ein Gemälde, dem der Künstler durch starke, lebendige, ergreifende und ethische Gedanken eine Seele eingehaucht hat. Im rechten Vordergrunde hat sich ein fashionabler Menschenkäufer auf einen reichen Teppich hingestreckt und stützt sich mit der Rechten auf den Griff seines Degens, indem er mit der gleichgültigsten Miene des schmutzigsten Egoismus das herzzerreißende Schauspiel um ihn her betrachtet. Zu seinen Füßen liegt ein Negersclave auf dem Rücken, welcher von zwei Mäklern untersucht wird; einer davon reißt dem Unglücklichen den Mund auf und besieht seine Zähne; der andere befühlt und betastet ihn überall, ob er starke Knochen und Schultern hat. Vor dieser Gruppe sitzt der Negerfürst, und bläset ganz wohlgefällig den Dampf aus seiner Pfeife in die Luft; er ist mit dem Schiffskapitän in einem Gespräch begriffen, und lobt diesem wahrscheinlich die gute Beschaffenheit seiner Waare, welche er vielleicht für einige Ohm Branntwein losschlagen wird. Im linken Vordergrunde sind zwei Matrosen damit beschäftigt, einem Schwarzen den Namen ihres Herrn mit einem glühenden Eisen auf den Rücken einzubrennen; in einiger Entfernung davon sehen wir, wie mehrere weibliche Negersclaven mit Peitschenhieben in das Schiff getrieben werden und überall am Meeresufer zerstreut, liegen die armen Geschöpfe unter, neben und aufeinander, indem sie fast vor Durst verschmachten müssen, denn eine brennende Sonne bescheint alle diese Gräuel. Kräftige Auffassung des Moments, eine abgewogene Gruppirung der einzelnen Scenen, ausdrucksvolle Wahrheit der einzelnen Figuren zeichnen das Gemälde aus. Die Zeichnung ist korrekt, das Colorit weniger ansprechend, jedoch rein gehalten. — Außerdem sind noch zwei artige Genrebilder von diesem Maler auf der Ausstellung: der Baderlehrling und der gutmüthige Gendarme. Man kann nicht leicht etwas drolligeres sehen, als jene kleine, nackte Truppe von 5 oder 6 Pariser Gamins, welche aus der Seite hervorkommen und auf einen Gendarmen zurennen, welcher ihnen ihre Kleider vom Ufer weggenommen hat und eben damit fortgehen will, weil sie die öffentliche Moral und die Polizeiverordnung des Herrn Gisquet verletzt haben. Die kleinen Tagediebe zerren und zupfen von allen Seiten an den Kleidern und mögen dabei ein schönes Zetergeschrei vollführen; aber sie dürfen ruhig sein, denn der Wächter des öffentlichen Anstands macht kein so moralisches oder philosophisches Gesicht; er hat vielmehr große Mühe, sich des Lachens zu erwehren und seinen Ernst zu behaupten. Wir stehen dafür, daß er die Kleider den armen Schelmen wiedergeben wird; und er scheint überdies zu wissen, daß sie vielleicht des Nachts mit ihren Vätern auf der Straße schlafen müssen. — Den Baderlehrling, welcher einen armen Bauer, der wahrscheinlich Sonntags in die Stadt gekommen ist, um sich seinen 3 Zoll langen Bart abnehmen zu lassen, jämmerlich zugerichtet, hat der Künstler mit derselben komischen Laune behandelt.

Höchst nachsprechende Genrebilder sind die von Leopold Robert, dem Maler der „Schnitter,“ welche in dem Salon 1831 aufgestellt waren und gegenwärtig im Museum des Luxembourg befindlich sind. Eins derselben stellt zwei italiänische Landmädchen aus der Gegend von Neapel dar, welche sich zum Tanze schmücken. Dieser Vorgang ist doch gewiß so einfach als möglich, und doch, wie ansprechend das Bild! In unserer Zeit ist das Einfache und Ungesuchte soviel schwerer, als das Erstrebte und Gezierte, und gerade hier finden wir, was die meisten der heutigen Genrebilder vermissen lassen, das natürlich Anmuthige. Auf einem zweiten Bilde desselben Künstlers sehen wir zwei Sennerinnen auf einer Schweizeralpe, welche eine Ziege liebkosen, — ein eben so einfacher Vorgang, wie der erste, und beide hat der Maler mit derselben Lieblichkeit und mit der ganzen Innigkeit seines Talents ausgestattet. Die italiänischen Bäuerinnen sind so zierlich und sittig, die Schweizerinnen so natürlich und unbefangen, daß man beide Bilder mit immer neuem Vergnügen anschaut. Die milde Freundlichkeit des Ganzen gereicht ihnen zur besten Empfehlung; die Zeichnung bei beiden ist schön, sorgsam und graziös, die Malerei durchweg rühmlich; und sehen wir über dem einen Bilde die Heiterkeit des hellen Südhimmels ausgebreitet, so erinnert uns die duftige Gebirgsferne auf dem zweiten lebhaft an die poetische Natur einer hohen Alpengegend.

Lobende Erwähnung als Genremaler verdient Gallait. Seine herumziehenden Musikanten verrathen in Ton und Zeichnung Gewandtheit und Kraft. Die Gruppe, welche der Maler dargestellt, besteht aus einem alten, greisen Violinspieler, welcher vor Mattigkeit und Erschöpfung einen

Augenblick ausruht, und dem sein kleiner Führer, welcher vor Hunger weint, in den Schooß gesunken ist; beide Figuren sind in Lumpen gehüllt, welche kaum hinreichen, ihre Blöße zu bedecken. Der Ausdruck des Hungers, der Kälte, des Kummers und Leidens dieser Unglücklichen tritt in nur zu schrecklicher Wahrheit vor die Seele des Beschauers, und wenn wir dem Künstler einen Vorwurf machen möchten, so wäre es der, daß er die Leiden unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zu treu und ergreifend dargestellt. — (Schluß folgt.)

P u n k t e s.

⁂ Das Bad der Braut. Meine Frau und Julia (erzählt A. v. Lamartine in seiner so eben veröffentlichten und von G. Schwab und Demmler übersetzten Reise durch den Orient) wurden heute von der Frau und der Tochter eines arabischen Häuptlings aus der Nähe eingeladen, den Tag im Bade zuzubringen; dies ist die gesellschaftliche Vergnügung der Frauen im Orient. Ein Bad wird vierzehn Tage vorher angesagt, wie in Europa ein Ball. Hier eine Beschreibung des Bades, wie sie uns Abends von meiner Frau gegeben wurde.

Die Badesäle sind ein öffentlicher Ort, zu welchem, damit die Frauen ihn allein für sich haben, der Zugang den Männern jeden Tag bis zu einer bestimmten Stunde, wenn es sich aber von einem Bad für eine Braut handelt, wie heute, den ganzen Tag verboten ist. Die Säle sind von einem schwachen Licht erhellt, das durch gemalte Scheiben in den kleinen Kuppeln einfällt. Die Fußböden bestehen aus Marmor in Feldern von verschiedener Farbe, sehr kunstreich ausgearbeitet. Die Mauern sind ebenfalls mit Marmor überkleidet, der in Mosaik gearbeitet oder in Gesimsen und kleinen maurischen Säulen ausgehauen ist. Die Wärme in diesen Sälen steigt nach Graden auf: die ersten haben die Temperatur der äußern Luft, die zweiten sind lau, die andern werden immer heißer, bis auf die letzte, wo der Dampf des beinahe kochenden Wassers aus den Bassin's aufsteigt, und die Luft mit einer erstickenden Hitze erfüllt. Es gibt durchaus kein Bassin in der Mitte des Saales; es sind blos immerlaufende Hahnen, welche ungefähr einen halben Zoll breit Wassers auf den marmornen Boden gießen, wo es in Rinnen abläuft, aber stets wieder erneut wird. Was man im Orient ein Bad nennt, ist keine vollkommene Eintauchung, sondern eine stufenweis warme Bespritzung, und die Wirkung des Dampfes auf die Haut.

Zweihundert Frauen von der Stadt und der Umgegend waren diesen Tag zum Bade eingeladen, unter ihnen mehrere junge europäische Frauen; jede kam, in das weite Tuch von weißer Leinwand eingehüllt, welches die reiche Kleidung der Frauen bedeckt, wenn sie ausgehen. Sie waren alle von ihren schwarzen Sklavinnen oder ihren freien Dienerinnen begleitet; wie sie kamen, setzten sie sich in Gruppen zusammen auf die hingebreiteten Matten und Polster in dem ersten Gemache nieder; ihre Dienerinnen nahmen ihnen das Tuch ab, das sie verhüllte, und sie erschienen in der reichen malerischen Pracht ihrer Kleider und ihres Schmucks. Diese Trachten sind sehr mannichfaltig durch die Farbe der Stoffe und die Anzahl und den Glanz der Kleinodien, aber der Schnitt der Kleider ist unförmlich.

Die Bekleidung besteht aus Beinkleidern mit weiten Falten aus gestreiftem Atlas, an dem Gürtel mit einem Gewebe von rother Seide geschnürt, und unter dem Knöchel mit einer goldenen oder silbernen Spange zusammengehalten: das Ueberkleid ist von Goldbrokat, vorn offen und unter der Brust geschlossen, indem es diese bloß läßt. Die Aermel sind unter der Achselhöhle zusammengezogen und dann von dem Ellenbogen bis zur Handwurzel offen, sie lassen ein Hemd von leichtem Seidenzeug sehen, welches auch den Busen bedeckt. Noch über diesem Kleide tragen sie eine sammtene Weste von brennenden Farben, mit Hermelin oder Zobel gefüttert, und auf allen Nähten mit Gold gestickt; die Aermel sind gleichfalls offen.

Die Haare sind oben auf dem Kopfe abgetheilt; ein Theil fällt auf den Hals herab, das übrige ist in Zöpfen geflochten, welche bis auf die Füße hinunterwallen, indem sie eine Verlängerung von seidenen Tressen haben, welche die Haare nachahmen. Kleine Zwickel von Gold oder Silber hängen an der Spitze dieser Tressen und ziehen sie durch ihr Gewicht über die ganze Länge des Körpers hinab; der Kopf der Frauen ist außerdem mit kleinen Perlen, Ketten von eingefädelten Goldzechinen und natürlichen Blumen besäet, was alles mit unglaublicher Verschwendung angebracht und untereinander gemischt ist. Es ist, wie wenn man geradezu ein Schmuckkästchen auf diese mit Blumen und Kleinodien übergossenen Haare ausgeschüttet hätte. Dieser barbarische Luxus ist von der malerischsten Wirkung an jungen Gesichtern von fünfzehn bis zwanzig Jahren; auf dem Scheitel tragen einige Frauen noch dazu eine kleine Mütze von getriebenem Gold in der Form eines umgestürzten Bechers, aus der Mitte dieser Mütze erhebt sich eine goldene Eichel, welche eine Perlenquaste trägt, die über das Hinterhaupt hinabwallt.

Die Füße sind nackt und ihre Beschuhung besteht aus Pantoffeln von rothem Saffian, welche die Frauen im Gehen schleppen.

Die Arme sind mit Spangen von Gold, Silber, Perlen bedeckt; die Brust mit mehreren Halsbändern, welche ein goldenes Geflechte bilden, oder auch sind Perlenschnüre um den bloßen Hals geschlungen.

Als alle Frauen beisammen waren, ließ sich eine wilde Musik vernehmen; Frauen, deren Oberleib ganz einfach nur mit rother Gaze verhüllt war, stießen ein schrilles, herzbrechendes Geschrei aus, und spielten auf der Pfeife und dem Tambourin; diese Musik hörte den ganzen Tag nicht auf, und gab dieser Scene des Vergnügens und der Festlichkeit einen Charakter von durchaus barbarischem Gelärme und Wahnsinn.

Als die Braut erschien, begleitet von ihrer Mutter und ihren jungen Freundinnen, in einer so prächtigen Kleidung, daß ihre Haare, ihr Hals, ihre Arme und ihre Brust gänzlich verschwanden, mit einem Schleier bedeckt, an welchem Guirlanden von Goldstücken und Perlen flatterten, — ergriffen sie die Badegäste und zogen ihr alle ihre Kleider Stück für Stück aus; während dieser Zeit wurden die andern Frauen von ihren Sklavinnen entkleidet und die verschiedenen Ceremonien des Bads begannen. Man ging, fortwährend unter dem Geräusche der nämlichen Musik, und immer unter den wunderlichsten Ceremonieen und Worten von einem Saal in den andern; man nahm Dampfbäder, dann Abwaschungsbäder, dann ließ man auf die Frauen die wohlriechenden mit Seife getränkten Wasser laufen, darauf fingen endlich die Spiele an, und die Frauen thaten, verschiedentlich sich geberdend und schreiend, was junge Schulknaben thun, wenn man sie zum Flußbade führt, sich bespritzend, sich den Kopf unter das Wasser tauchend oder sich Wasser in's Gesicht werfend; dabei ertönte die Musik lauter und schrillender, so oft einer dieser kindischen Streiche das schallende Gelächter der jungen arabischen Mädchen erregte.

Endlich verließ man das Bad; die Sklavinnen und Dienerinnen flochten die feuchten Haare ihrer Gebieterinnen auf's Neue, knüpften ihnen die Halsbänder und Spangen wieder um, ließen sie in die seidenen Ueberkleider und die sammtenen Westen schlüpfen, legten die Kissen auf den Matten zurecht in den Sälen, deren Fußboden man getrocknet hatte, und brachten aus Körben und seidenen Taschen die zur Erfrischung mitgebrachten Vorräthe hervor; diese bestanden aus Backwerk und Konfekt aller Art, in welchem die Türken und Araber ausgezeichnet sind, aus Sorbet, Orangenblüthwasser und allen den kühlenden Getränken, deren sich die Orientalen zu jeder Stunde des Tags bedienen. Die Wasserpfeife wurde auch für die ältesten Frauen herbeigebracht, und wohlduftende Rauchwolken erfüllten und verdunkelten bald die Atmosphäre; der Kaffee, in kleinen Tassen servirt, welche in durchbrochenen Gefäßen von Gold- und Silberdraht eingeschlossen waren, ging unaufhörlich herum und die Gespräche belebten sich; darauf kamen Tänzerinnen, welche nach derselben Musik Aegyptische Tänze und die einförmigen Verschlingungen Arabiens ausführten. So ging der ganze Tag hin und erst bei sinkender Nacht führten die Frauen die junge Braut zu ihrer Mutter zurück. Diese Ceremonie des Bads findet gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit Statt.

⁂ Ein Brief an Blücher. (Authentisch.) Allerunüberwindlichster Feldmarschall! Genannt Herr General Vorwärts, liebwerthester Herr Blücher! — Verzeihen Sie, Excellenz! Liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als eine unzeitige Geburt es wagt, an Sie zu schreiben, Excellenz, liebwerthester Herr Blücher, aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um Alles in der Welt, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, was ist das für eine verfluchte Confusion mit dem Feld-Postamt? Ich habe meinem Traugott bei der Garde Jägern — er kennt Ew. Excellenz recht gut, — schon zweimal Zulage geschickt, aber er hat nichts erhalten. Ich bitte Ew. Excellenz demüthigst, encouragiren Sie doch einmal die Kerls, aber nach alter preußischer Manier, Sie verstehen mich schon, wie ich es meine; das wird gewiß helfen, denn es ist ja um die Schwerenoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die für's Vaterland fechten, etwas schickt und sie nichts erhalten. Na, ich denke, Ew. Excellenz werden den Kerls wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken, deshalb habe ich es Ihnen geschrieben, denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht zu spaßen ist. Ew. Excellenz, unüberwindlichster Generalfeldmarschall, Herr General, genannt Vorwärts, liebwerthester Herr Blücher

Ich verbleibe Ihr unterthänigster Schornsteinfeger,

Mathias Keller.

P. S. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm um meinetwillen nichts, doch ich habe ihn wohl immer zur Ordnung angehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 99. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 27. April.

Ballade.

Aus dem Französischen des Chateaubriand.

Der Derwisch rufet zu der heil'gen Stelle
Vom Minaret, das abendröthlich glüht;
Jetzt sucht der Leu die flüchtige Gazelle,
Ich eine Rose, die im Garten blüht.
Ungläub'ge mit den langen Augen, sage,
O holde Tochter meines Herren, sprich!
Gibt's wohl ein süß'res Loos, als ich ertrage?
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Wenn sonst mein Arm das Boot mit kräft'gen Sehnen
Auf stillem, blauen Meeresspiegel trieb,
So netzten oft mein Ruder trübe Thränen;
Jetzt ist mir wohl, ich lieb', ich bin dir lieb.
Der schwarze Fels, der Thurm, vom Meer befeuchtet,
Sie schauen froh vom sand'gen Strand auf mich,
Seitdem von dort dein Flammenzeichen leuchtet:
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Ich seh' dich in dem schönsten Schmucke glänzen,
Schleich' ich des Nachts dem Harem leise zu;
Mit deinen Teppichen und Blumenkränzen
Beschenkest den Gefang'nen reichlich du.
Ich trotze den Gefahren, um dich winden
Darf ich den Arm, mit Fesseln schmücken dich,
Dein Halsband mit dem Sklavenring verbinden, —
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Ich kenn' dein weiß Kameel im Sand der Wüste
Am sichern, leichten Schritte schon von fern;
Du nahest mir: kein Schiffer noch begrüßte
Auf weitem Meer so freudig einen Stern.
So freuet in der Wüste Palmenrauschen
Mich nimmer, so kein duft'ger Morgen mich,
Mit keinem Sultan möcht' ich Armer tauschen,
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Mein Vaterland, das ich so sehr geliebet, —
Nicht ihm ist mehr des Liedes Klang geweiht,
Nicht um die Mutter bin ich mehr betrübet,
Ich fürchte, daß ein Priester mich befreit.
Befrei' mich nie! laß Fesseln mich umschließen,
Sei du die Freiheit, Gott und Welt für mich!
Tritt mich mit deinen schönen, nackten Füßen.
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Heinrich Didier.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

„Lärm entstand am andern Morgen. Ein Offizier war ermordet worden. Streit entspann sich, einige Schüsse fielen aus den Häusern. Die Greuel brachen unaufhaltsam los. Bald stand ringsumher Alles in Flammen, geschlachtet sah ich meine Landsleute. Viele retteten sich zu dem Vater in das feste Gebäude. Der Sturm begann. Meine Mutter wollte mit mir in die Kellergewölbe fliehen, — eine Kugel zerschmetterte das theure Haupt, ich stürzte leblos an der Todten nieder. Längst hatten wir den Vater in der wilden, blutigen Verwirrung verloren. Er lag zerfleischt von französischen Klingen in dem Vorsaal, die abgeschossenen Pistolen noch krampfhaft festhaltend, Leichen rings um ihn her.

„Auf dem breiten Sattel eines Maulesels waren wollene Decken künstlich befestigt, in diese gleich einer Mumie gehüllt, mit dem Kopf auf dem Hals des Thieres ruhend, erwachte ich aus langem schwerem Todesschlaf. Über mir funkelten die Sterne. Starr und regungslos betrachtete ich sie lange. Der Takt eines polternden Getöses weckte mich aus der Bewußt-

losigkeit. Unter mir brauste ein Waldstrom über die Felsen hin, neben mir schwebte auf weißem Roß eine hohe fremde Gestalt in blinkendem Helm. So sahen die Mörder von Vater und Mutter aus. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr meinem Mund, neue Ohnmacht fesselte meine Sinne.

„Soll ich dich quälen mit Erzählung aller der kleinen Zufälle, welche der Entscheidung meines Schicksals vorangingen? Der Reitergeneral L. hatte mit Gefahr des eigenen Lebens aus den Flammen meines Vaterhauses mich gerettet. Sein schönes Herz beschloß, mich nach Frankreich zu senden, seiner Mutter zum Geschenk, zur Pflege, zum Trost für den Verlust der einzigen Schwester. Achill hieß er, Achill war er, Achill der jedem Feind unnahbare. Mir war er der sorgsamste, zärtlichste Freund, der treueste Bruder. Alles Kindische war meiner Seele entflohen. Alle Vergangenheit lag hinter mir, wie ein halbverwischter Traum, die Gegenwart riß mich allgewaltig in ihren Zauberkreis, das neue Leben umschwirrte mich mit tausend Reizen, umtaumelte mich mit süßer Berauschung.

„Ich liebte ihn mit der ganzen Glut des Wahnsinns einer Spanierin, mit aller Innigkeit meiner Mutter. Ihn machte meine Liebe zum glücklichsten der Menschen. Wir träumten des Lebens seligsten Traum, Götter waren wir, göttlich alle Dinge um uns her.

„Am Tage seiner glänzendsten Waffenthat traf ihn nach schwer errungenem Sieg eine britische Kugel. Nach dem ersten tobenden Schmerz schon fand ich neuen Trost und neues Glück in diesem gefährlichen Unfall. Nun durfte ja nichts auch nur einen Augenblick von ihm mich trennen! — Die nur oberflächliche Kur konnte völlige Heilung nicht erzielen. Achilles mußte von seinen Reitern sich trennen und beschloß, in Frankreich bei der theuern Mutter die gänzliche Wiederherstellung seiner Gesundheit abzuwarten. Wie jubelte ich! Wie jauchzte die gute Mutter in Thränen! Schöne, ruhige Tage des süßesten Glücks senkten sich auf uns herab, wolkenlose Tage. Priestersegen verband uns, die gute Mutter weinte Freudenthränen, sie liebte mich inniglich.

„Kaum ganz genesen, trieb Achill zur Trennung, dem Ruf der Pflicht zu gehorchen. Jener Abschied von der Mutter ist eine der traurigsten Stunden meines Lebens. Mir schaudert seitdem vor allem Abschiednehmen. Nie sahen wir die Herrliche wieder.

„Paris und der ruhmstrahlende Kaiserhof entfalteten ein neues Leben vor meinen trunkenen Blicken. In hellstem Lichte sah ich die Glanzseite der interessantesten Menschen, ohne Maske und Hülle ihre Kehrseite. Zum Erstenmal lernte und studirte ich mit vollem Bewußtsein meiner selbst, und alle Verhältnisse des menschlichen Lebens und Treibens wurden mir offenbar. Alles, Alles wurde anders in mir, nur das Herz nicht mit seiner Glut und Liebe. Selbst die Größesten erschienen neben meinem Achill mir klein, die Gepriesensten kaum beachtenswerth. Nirgends Liebe, überall Selbstsucht, Berechnung, Eitelkeit.

„Nach Rußland! erscholl des Kaisers Ruf, und Hunderttausende jubelten ihm in Frankreich, und ganz Europa setzte sich in Bewegung, als ging es zu einem Völkerfeste. Nichts sollte von Achill mich trennen. Die Donner von Borodino erdröhnten, der Tod von Beresine riß im schönsten Siegesflug ihn nieder. Beinahe in gleicher Stunde mit der Nachricht von seinem Tode kam mir die Kunde von dem Tode seiner Mutter.

„Ich genas nach langen schweren Leiden. Die Erbin eines ungeheuern Vermögens, das jugendblühende Weib fühlte sich so arm, verlassen und elend, daß sie an allem Glück der Erde verzweifeln wollte. Die freundlichen Musen entrissen mich dem Anachoretenthum des Landgutes. Ich stürzte mich in die Welt, welche keine Liebe mehr für mich hatte, ich drängte mich unter die Menschen, welche ich so wenig achten konnte. Glück konnte mir nicht mehr werden, all mein Glück hatte der Tod mit sich hinüber genommen. Ist Glück möglich, denkbar ohne Liebe? Blumen wollte ich pflücken, um sie zu zerreißen, wie das Schicksal alle Blüthen zerreißt. Am Quell der Freude wollte ich fortan mich berauschen, um den Mitberauschten eine kurze Wonne als eine Gabe des Mitleids hinzuwerfen und mich selbst wieder Nüchterngewordene stets von Neuem zu berauschen. Täuschend mich selbst, spielend mit den Menschen, tändelnd mit der Welt, erkenne und ehre ich keinen Zweck des Lebens, als das Leben selbst, kein Gericht und Gesetz, als meinen Willen, keinen Himmel, als Freude und Lust.

„So bin ich, so lebe ich, Europa durchwandernd, nirgends heimisch und doch überall zu Hause, wo Freude und Genuß mir winken. Gefesselt nirgends, weil nur Rosenbande mich fesseln, und Rosen bekanntlich bald verwelken. Traurig nie, weil alle Trauer hinter mir entflieht, täglich weiter und weiter um den ungeheuern Bogen, bis sie, im Kreislauf mir einst wieder begegnend, als Freude mir erscheint, als Wiedersehen und Seligkeit der ewigen Liebe!“

(Fortsetzung folgt.)

Der trauernde Rabbi.

„Weinest schon so lange, Rabbi,
Auf dem alten Leichenstein!
Nimmer weckst du auf die Todten; —
Alter, laß das Weinen sein!“

„„Nicht die Todten will ich wecken,
Ach, sie schlummern sanft und leicht!
Um die Brüder, die noch leben,
Ist mein Auge trüb' und feucht.

„„Jeder Tag wälzt neue Qualen,
Ach! auf meines Volkes Haupt,
Weil es treulich, sonder Wanken,
Gott, den Einen, einzig glaubt!““

Ludwig Wihl.

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Fünfter Artikel. — (Schluß.)

Eugène Delacroix hat gleichfalls mehrere Genrebilder ausgestellt, worunter wir die Natchez und den Gefangenen in Chillon anführen. Der Gegenstand des ersten Bildes ist aus Chateaubriand's Atala entlehnt; der Künstler hat den Augenblick zu seiner Darstellung gewählt, wo die junge Frau des dem Untergange seines Stammes entfliehenden Wilden so eben niedergekommen ist, und der Vater das neugeborene Kind in seinen Armen hält, welches beide Eltern mit inniger Rührung betrachten. Diese dargestellte Scene trägt den Ausdruck eines eben so tiefen, als wahren Gefühls. Das Süjet des zweiten Bildes ist aus Lord Byron's Werken genommen, und stellt den Gefangenen in Chillon dar, welcher mit seinem jüngeren Bruder in einem und demselben Gefängniß eingeschlossen; diesen langsam vor seinen Augen dahinsterben sah, ohne ihn erreichen und ihm hülfreiche Hand leisten zu können. Die Bewegung des Einen, welcher um die Mitte des Leibes mit einer Kette an die Wand gefesselt, eine krampfhafte Bewegung macht und sich gewaltsam vorüberbeugt, um seinen schon halb todten Bruder mit den Händen zu erreichen, scheint mir übertrieben und gezwungen; doch erweckt die Darstellung des Ganzen, worin sich ein energisches Colorit ausspricht, eine lebhafte Theilnahme und ergreift die Seele. Die Zeichnung ist in beiden Gemälden nachlässig.

Außerdem hat die Genremalerei noch eine ziemliche Anzahl historischer und beachtenswerther Stücke geliefert, deren ausführliche Besprechung uns weiter führen würde, als es der Raum dieser Blätter gestattet. Hierher sind zu rechnen: die Gänse des Bruders Philipp, nach einer Erzählung Lafontaine's und die Ankunft des Vert-Vert in Nantes von Navez aus Brüssel, eine Episode aus dem Leben Mahomets von Lessore, eine Scene nach den Julitagen von Péron, das Leichenbegängniß eines alten Soldaten von Morin, die Rast der Zigeuner von Colin aus Nimes, sowie mehrere andere Stücke desselben Künstlers trifft der Vorwurf, daß sie nicht sorgfältig und fleißig genug ausgeführt sind und daß in dem Colorit sich eine gewisse Vorliebe für die dunkeln und räucherigen Töne zeigt. Besonders zu nennen sind noch: die römischen Lautenspieler von Badinier; unter der Zuhörerschaft sind einige ächt römische, weibliche Köpfe von hinreißender Schönheit. Lobenswerthe Gemälde haben außerdem noch geliefert: Madame Brüne-Pagès, Silvio Pelliko, wie er in seinem Gefängniß zu Venedig von der Tochter des Gefangenwärters besucht wird, ferner Gros-Claude, Toast auf die Weinlese von 1834, Dünal le Camus, Heimkehr aus der Stadt, und Andere.

Unter den Ansichten zeichnet sich das Innere einer Kapelle im Colliséum zu Rom, von de Forbien, durch bedeutsame und ziemlich große Figuren aus, welche der Freund dieses Künstlers, Granet gemalt hat. Letzterer hat nur ein kleines Gemälde aufgestellt, Hieronymus Savanarola vom Dominikanerorden, der, nachdem er zuerst gehangen und dann verbrannt zu werden, verurtheilt ist, knieend die letzte Salbung von einem Kardinal empfängt, bevor er den Tod erleidet. Das Gemälde ist geistreich behandelt und es läßt sich von demselben, wie von den früheren Werken dieses Künstlers rühmen, daß die Figuren in Absicht auf die Vertheilung des Lichts und die Wirkung ungemein talentvoll dargestellt sind. — Die innere Ansicht der Taufkapelle in der Markuskirche von Venedig, von Aurèle Robert, dem Bruder des unglücklichen und berühmten Künstlers gleiches Namens, verdient wegen der großen Umsicht und Einsicht, womit die Ausführung des Ganzen geleitet und angeordnet ist, alles Lob. — Das Innere des Campo Santo zu Pisa, von Perrot, ist in seinen Einzelnheiten gut durchgeführt und mit genauer Beobachtung der Fernen und Tiefen, welches hier um so schwerer war, da der Künstler eine sehr lange Gallerie voll antiker Basreliefs, halbverwischter Fresken und anderer Denkwürdigkeiten zu malen hatte.

Die alten gothischen Cathedralen des Mittelalters mit ihren himmelansteigenden Gewölben, ihren kühnen, schlanken Pfeilern, ihren düstern Kapellen, ihren bemalten Fensterscheiben, ihren ehrwürdigen Grabsteinen und Denkmählern, haben auch diesmal eine hinreichende Anzahl von Architekturmalern beschäftigt. Die Ansicht der Cathedrale von Bruges, von Dauzats, die des Mailänder Doms von Gilio, die der St. Lorenz-Kirche in Nürnberg von Justin-Ouvrier sind mit rühmlichem Fleiße und ungemeiner Sorgfalt behandelt. — Renoux's Kater Murr bei Meister Abraham, sowie mehrere andere äußere und innere Ansichten von Kirchen dieses Künstlers sprachen allgemein an.

Bei Gelegenheit der Historie und des historischen Genre haben wir mit Fleiß nicht von dem englischen Maler John Martin gesprochen, da wir das von diesem Künstler für den pariser Salon eingesandte Gemälde, die Sündfluth, als eine Versündigung gegen den guten Geschmack betrachten und es daher nicht zu den historischen Studien zählen wollen. John Martin ist eine von den artistischen Celebritäten Englands, seine Werke werden von seinen Landsleuten in Himmel erhoben, und der eigene Grabstichel des Malers hat auch den Continent mit seinen Compositionen beglückt. Die Gegenstände seiner Gemälde sind meist biblischer Natur, sein Festgelag des Belsazar, der Auszug der Juden aus Ägypten, der Durchgang durch's rothe Meer, Josua, der Sonne Stillstand gebietend, sind die bekanntesten darunter. Den biblischen Charakter sucht man in diesen Kunstwerken vergebens; bizarre Dekoration, Architektur und Polirung sind für den Künstler der Hauptzweck. Was ist sein Josua anders, als eine weite, von hohen Gebirgen umschlossene Gegend, in welcher Myriaden von Pygmäen sich herumtreiben; was sein Durchgang durch's rothe Meer anders, als brausende Wogen, die eine Legion von Ameisen in ihrem Schooße begraben? In seiner Sündfluth sehen wir dasselbe Schauspiel. Vergebens hat der Maler Sonne und Mond in einem Firmamente friedlich nebeneinandergestellt, vergebens Blitz, Donner und Platzregen heraufbeschworen, — das Ganze läßt uns höchst gleichgültig und wir erblicken nichts, als ein Gewimmel von 6 Zoll großen menschlichen Wesen, ungeheure Felsmassen, schäumende Wellen und das alles noch überdies höchst unnatürlich gemalt und überfirnißt. Ein französischer Kritiker vergleicht das Gemälde mit einer Platte moirirten Eisenblechs, und wir können ihm in der That nur beistimmen, denn das Colorit ist so blendend-bizarr, daß wir kein ähnliches gesehen zu haben uns erinnern. Die Anordnung der Gruppen ist verworren, unnatürlich, manierirt und burlesk. —

Träume.

Mein' Lieb' hat mich verlassen heut',
Will nichts mehr von mir wissen;
Wie Wolken ziehen, — überweit,
Will's nichts mehr von mir wissen!

Im leeren Zimmer steh' ich oft,
Schau' an die todten Wände,
Wozwischen ich so viel gehofft,
In der Hand ihre warmen Hände.

Und brennt mein Kopf, so lauf' ich hinan,
Hinan zwischen hohe Bäume,
Dort heht's mich an, dort wegt's mich an,
Soll' springen in die blauen Räume.

Ferdinand Beer.

Musik in Frankfurt.

Den 19ten April. Großes Vocal- und Instrumental-Concert der Madame D'alberti, prima donna assoluta mehrerer Königlichen Theater Italiens, im hiesigen Schauspielhause. Eine prima donna assoluta in Italien ist eine unumschränkte erste Sängerin; d. h. sie genießt ausschließlicher Vorrechte, und ist im Besitz aller ersten Parthieen in der opera seria sowohl, wie in der opera buffa. Wird sie unpäßlich, so tritt die altera prima Donna (die andere — Ite — erste Sängerin) an ihre Stelle. Gefällt es nun der Assoluta dennoch zu singen, so darf sie noch am Spielabend ihr Vorrecht behaupten und die Bühne betreten. Dagegen verfällt sie einer verhältnißmäßigen Geldbuße, sobald durch ihre Schuld eine angekündigte Oper unterbrochen oder nicht gegeben wird. Diese Vor- und Nachtheile genießt eine Assoluta an allen Theatern, wo sie für die Carnevals-Stagione engagirt ist; und in dieser Beziehung kann man eine Assoluta mehrerer Königl. Bühnen zugleich sein. So weit das Historische. — Madame D'alberti ist, was Reinheit, Umfang (an 4 volle Octaven grenzend), Biegsamkeit und Schule betrifft, eine ausgezeichnete Sängerin. Sie mag mit Recht einer Pasta, Malibran, Lalande und Griß zur Seite gesetzt werden. Besäße sie mehr Metall und Fülle, und verbände sie mit der Manier auch das Gefühl, sie hätte nichts zu wünschen übrig gelassen, als den Triller; sie würde uns nicht allein in Erstaunen gesetzt, sondern auch hingerissen haben. — Sie sang eine Arie von Niccolini und zwei von Rossini. Die aus dem Barbier von Sevilla „una voce" kündete sie auf dem Zettel als: „mit neuen Verzierungen" an. Es gibt keine neuen Verzierungen mehr. Wir sind zufrieden, wenn wir durch eine vielleicht etwas rapidere Zusammenstellung die 100mal wiedergekäuten in, für uns erträglichen, Verhältnissen zu hören bekommen. Die neuesten gleichen immer den Glanzbildern eines Kaleidoskop. Während dieser Arie zerriß die Stimme der Sängerin. Dadurch keineswegs gestört, memorirte sie die Arie, als sie da Capo verlangt wurde, und deutete gleichsam dadurch an, daß man allenfalls auch ohne Stimme eine kunstgewandte Sängerin sein könne. Durch die Herren Mehner und Sacha (auf Clarinette und Contrebaß) und den Gesang des immer gefälligen Herrn Schmezer unterstützt, zeichnete sich das heutige Concert, in Ouvertüren von Weber und Beethoven eingerahmt, vor allen bisher gegebenen aus. — — Bernhard Romberg ist hier. Mehr Andeutung braucht es nicht, um den gewiß allgemeinen Wunsch zu erregen, daß dieser große Veteran hier öffentlich spielen möge! 7.

Buntes.

*** Algier, wie es ist. Wenn ein deutscher Buchhändler etwa noch heute die großartige Idee G. Franckh's hätte, eine deutsche Buchhandlung für die Maureske in Algier zu etabliren, und den Walter Scott oder Bulwer in's Beduinische übersetzen zu lassen, um dann — blos der Ottomanen halber — selber ein Osmane zu werden, und ging' er dann hin und hoffte jenseits des Mittelmeers auf ein noch unschuldiges Publikum, welches in Pfennigsausgaben Selbstaufopferungen der Verleger erblickt und in diesem oder jenem Literaturblatt die Stimme Mahom's oder irgend eines andern Propheten (bis auf Bileam's) — — wenn (nehm' ich wie ein Leipziger Kritiker den Faden der Periode wieder auf) man über Algier noch solche Ideen hegte, — so thut es uns leid, gestehen zu müssen, daß man sich verrechnet hätte, wollte man auf die Barbarei der Berbern spekuliren. Es ist wirklich erstaunlich, wie tief seit der glorreichen französischen Expedition die Civilisation in Algier sich schon eingewurzelt hat. Von Tag zu Tag werden diese weißen Küsten europäischer. Du siehst dich nach dem Ideal der Saint-Simonistinnen, dem Turban, um, und man zieht vor dir — den Hut; du kamst über die Fluthen des Mittelmeers, um deine poetische Seele zu ergötzen am Anblicke jener Riesenbetäubungsmaschinen, genannt: Tabakspfeifen, aus deren breiten goldschimmernden rothen Thonherden, aus deren blinkenden Bernsteinkugeln des haarfeinen Tabaks ätherblauer Rauch in phantastischen Ringeln emporrankt; und was siehst du, armer getäuschter Romantiker? Du siehst weniger, als du riechst, aber du riechst dafür auch den unausstehlichsten Gestank, der je aus Monopol-Tabak sich entwickelte, daß du dich in einer Schmiede wünschest, wann Pferde beschlagen werden; und das ist französischer Regie-Cigarren-Weihrauch. Dein Auge sucht den prachtvollen Bazar des Orients, wo die schimmernden Stoffe und des Juwelenhändlers funkelnde Waare ausgelegt wären und aller Zauber des Morgenlandes deine Sinne blenden solle; du träumst von duftdurchwirkten Perlen lustiger Springbrunnen, von ernsten braunen Mährchenerzählern und der Beduinenfamilie im Kreise ringsum, die, von Neugier wie versteinert, schweigend auf die kleinen runden Tassen voll Kaffeebrei niederstarrt; — — und was sieht dein Auge statt solcher Wunderherrlichkeit und erotischer Pikantheit? — Hier einen politischen Friseur, der in Paris Bankerott machte und in der Provinz nicht glücklicher war; sein drittes Stadium ist die Kolonie, und wenn er nicht einmal dem Beduinen den Kopf zurechtsetzen kann, statt der Kammer und der Rechten, so geh' hin, ehrlicher John, und stirb. Dort der Café des Lions, der Café à la Giraffe, der Café au Serpent, 11 Cafés mit den grünen Oasen des Billards, und dort ein Hotel und wieder eins und wieder eins und noch eins, 4 Stück im Ganzen, freilich eins — detestabler als das andre, — dort 3 Restaurants, und 100 Speisehäuser, und was das Afrikanisch-Nationellste in Algier ist, — 2 Lesekabinette. Ja, Lesekabinette in Algier, Franckh's Idee ist verkörpert! Ach, ich sehe ihn fast vor mir, den dicken schwäbischen Demagogen, der Janins l'âne mort durch: „todtes Jahr" übersetzte, wie er, am Boudoir sitzend, den literarischen Heißhunger stillt. — Und, armer Romantiker, welchen Effekt machen erst auf deine Seele die Omnibus und Pariser Kabriolets in den Straßen deines phantastisch geträumten Algier? — Geh' heim, Getäuschter; doch wirf noch einen flüchtigen Blick auf jene Stadt in der Stadt, auf jenes Dschinnistan mitten in der französischen Prosaübersetzung der afrikanischen Poesie, auf die zierlichen Marmorpfeiler, die kühlen Gallerien, die offnen und doch heimlichen Höfe des weiland Deiporenpallastes, den die Sycomoren trauernd umstehen, den jetzt die rothen Hosen umlungern, während nur noch ein Paar verwaiste maurische Costüme deine Aufmerksamkeit fesseln! — Ja, hier hast du geschwind noch etwas nationelles; rasch noch das Skizzenbuch heraus, du stiehlst die Reliquie in Copie für den nächsten Salon zu einem Genrebildchen oder zu Costümen und Dekorationen für eine neue Oper von Scribe und Auber. Das ist das Schicksal des Poetischen. Da kommt diese geschminkte Dame, genannt: Humanität, als madame la baronne, oder — was noch schlimmer ist, wie eine rechte deutsche Schneidersfrau mit dem Bügeleisen und glättet die Unebenheiten der Poesie aus, und es bleibt nichts, gar nichts über von der Gloire zweier Nationen, von der Poesie der Chevalerie und der Barbarei, als das Elend und die Verworfenheit der Fremdenlegion und — die Langweile, eine ärgere Sklaverei als je eine! —

*** Wer reist am schnellsten? Weder ein Courier noch ein Dampfpassagier, sondern der Sturm. Eigentlich ist dies ein alter Witz und wir riskiren es blos Curiositätshalber, ihn aufzuwärmen. Ein amerikanisches Journal hat nämlich die Schnelligkeit eines solchen luftigen Passagiers nachgerechnet und gefunden, daß ein amerikanischer Orkan ungefähr zwischen 12 bis 30 Meilen in einer Stunde zurücklegt; ein Sturm im August 1836 brauchte zu einer Reise von den Karaiben-Inseln bis zu den Küsten Newfoundlands (einen Raum von 3000 Meilen), nur so lange als Gott, bis er die Welt fertig hatte, 6 Tage. Es verlohnte sich wohl gelegentlich der wichtigen Preisfrage, wie lange eine Lüge aus dem Munde der alten Salon-Dame oder die zweideutige Doktrin eines deutschen Professors brauchte, um die Reise durch die deutschen Bundesstaaten zu machen und als Orakel zu gelten?!

*** Eine Gesellschaft französischer Schriftsteller (mehr als 40) haben sich zur Herausgabe eines theatre européen vereinigt, welches die Meisterstücke der deutschen, englischen, spanischen, dänischen, italiänischen, holländischen, russischen, polnischen, rc. Bühne in treuen Uebersetzungen enthalten soll. Die drei ersten Stücke (jeden Samstag erscheint ein Schauspiel) sind Calderons Arzt seiner Ehre, übersetzt von Dumas-Hinard, Sheridans Kritiker, übersetzt von Amédée Pichot und eingeleitet durch Villemain, — und Körner's Nachtwächter, übersetzt und mit Anmerkungen von X. Marmier.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 100. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 28. April.

Der Dalles. *)

(Rabbinisch.)

Einstens fand auf seinem Speicher
Ein verarmter, jüd'scher Greis
Einen Menschen, nackt und hager,
Der ihn bat um Trank und Speis'.

„Warum," sprach der Greis erschrocken,
„Suchst du Schutz im leeren Haus?
Geh' zu meinem reichen Nachbar,
Der da lebt in Saus und Braus.

„Ohne Kleider," seufzte jener,
„Will der Reiche mich nicht seh'n;
Laß mir einen Mantel machen,
Paßt er mir, so will ich geh'n."

Besser ist es, zu verschenken
Einen Mantel, der ihm paßt,
Als zu hegen und zu pflegen
Solchen nackten, dürren Gast; —

Dachte er bei sich und kaufte
Ihm ein nagelneues Kleid.
Doch wie ward der Dürre, Hag're
Plötzlich riesengroß und breit!

Vor Entsetzen sank der Alte,
Aber jener brummte kalt:
„Narr, o Narr! ich bin der Dalles,
Mich vertreibst du nicht so bald!"

Ludwig Wihl.

*) Die Armuth.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

14. Des Pastors Weintrauben.

Dies deine Geschichte? Ist es möglich!

„Einfach, wahr, Wort für Wort!"

Mir schaudert! Also — bin auch ich einer deiner — Mitberauschten, deiner Narren!!

„Warum denn nicht? Hat dieser Rausch dich unglücklich gemacht, diese Narrheit deinem Verstand, deiner Bildung Eintrag gethan? Nennst du die schönsten Lebensfreuden eine Narrheit?"

Aurelia! du scherzest in deinem Übermuth, ende damit, zerstöre nicht gewaltsam die Wonne meines Herzens!

„Scherzen! Soll ich lügen, um deiner hohen Weisheit als ehrwürdige Wahrheit zu erscheinen? O Arroganz der Schwachheit, die ewig nur ihre vermoderten Theorieen als einzige Norm aufrecht erhalten wissen will; die keine Philosophie kennt, als jene nach griechischen Namen eingetheilte! Wovor schauderst du zurück?"

Vor dir, vor deinen Grundsätzen, vor meinem Unglück, vor mir selbst!

„Vor mir? Ha, ha, ha! Schauderst du noch, wenn mein von dem herzlichsten Wohlwollen beseeltes Auge dein Auge sucht, freudig an deinem Blick haftet? Wenn mein Arm, dich umschlingend, alle deine Pulse zu raschenem Gange treibt? Wenn mein Athem dich anweht, wie Balsam eines süßen Traumes, wenn meine Lippen an deinem Munde beben, glühen, in seligem Kuß zu sterben meinen?"

Aurelia!

„Vor meinen Grundsätzen? Was ist Schauderhaftes daran? Etwa, daß ich nicht in ein Kloster mich begrabe, daß ich nicht mein junges Leben in steriler Trauer, mit der Heuchelei ewigen Jammers vergeude? Daß ich mich selbst und Andere nicht betrüge? —

Lieben, — lieben kann man nur einmal im Leben. Aber, weil das Schicksal nur höchst selten Liebe mit Liebe bis zum Grab vereint läßt, gab die gütige Mutter Natur die schöne Macht, das Bild der Liebe lebendigst sich zu vergegenwärtigen, die Träume der Liebe fort und fort zu träumen, einer Täuschung sich hinzugeben, welche beglückt, beseligt und das Leben mit ewig jungen Reizen schmückt."

O hättest du mich nie enttäuscht!

„Laß dir etwas erzählen, lieber Freund, was mir ein ehrwürdiger Pastor deines Vaterlandes erzählte. Ein Stadtherr kam beinahe verschmachtet von der Jagd an dem Pfarrhaus vorüber, erblickte durch das offene Fenster einen Teller der schönsten Weintrauben, konnte dem Gelüste nicht widerstehen, trat ein und bat den Hochwürdigen um einige Beeren zur Erquickung. Freundlich schob der Alte den ganzen Teller ihm hin, mit der Bitte, ohne Scheu, nach Appetit sich zu vergnügen. Der Fremde schien unersättlich; bald war der Teller leer. Er pries das köstliche Gewächs, versicherte, in seinem Leben so herrliche Trauben nicht genossen zu haben, war neugierig zu wissen, wo diese unbezahlbare Gattung gewachsen sei. Der Pastor öffnete das Fenster an der Rückseite des Zimmers mit den Worten: hier am Hause selbst, an den Mauern und Spalieren des Kirchhofs meiner Gemeinde. Des Kirchhofs? stammelte erbleichend der Fremde, — den Gräbern entsprossen? Das sagen Sie mir jetzt erst? — Ihm ekelte vor den köstlichen Trauben so heftig, daß er fast ohnmächtig alles Genossene wieder von sich gab und fortan diese seine frühere Lieblingsspeise nie mehr ohne Schauder erblicken, geschweige genießen konnte. — War der Mann nicht ein Narr, mindestens ein schwacher, geistloser Thor? Ist nicht die ganze Erde ein ewig neu sich bevölkernder Kirchhof? Nur Gräbern entsproßt, was grünt und blüht auf Erden, der Verwesung entsteigt jede Frucht!"

Ein seltsames Bild für solch ein Verhältniß; sehr räthselhaft.

„Nicht so sehr, als du im Unmuth glaubst. Dies Bild lehrt deutlich, daß der genießende Mensch bei den Gegenständen seiner Genüsse nicht fragen soll, woher sie stammen und wie sie also geworden, — sondern nur: was sie sind und ob sie des Genusses werth."

Rein cynischer Materialismus!

„Ha, ha, ha! Naturalismus, oder vielmehr ein verständiger Epikurismus, keineswegs aller sittlichen Würde entkleidet, und keinem christlichen Moralprinzip feindlich. Im Gegentheil an sich mit der zartfühlendsten Moral verträglich, in sich selbst moralisch und nur dann anstößig, wenn menschlich gesellige Einrichtungen dadurch verletzt und gefährdet werden."

Worte, nichts als Worte!

„Aber Worte voll Bedeutung! Antworte mir frei: Ist dir dies Zusammenleben mit mir Wonne?"

Wie kannst du so kindisch fragen?

„Kannst du mit dem klarsten Bewußtsein etwas Widernatürliches, Unmoralisches, Entwürdigendes in dieser Wonne selbst erkennen, oder verletzest du damit irgend eine Pflicht gegen andre Menschen, gegen die Menschheit, oder nur gegen den unveräußerlichen Nothbehelf des geselligen Lebens?"

Ich glaube — nein!

„Frei bin ich, frei bist du! Ganz frei für die Zeit deines Urlaubs. Was kann vernünftiger Weise dich abhalten, das während deiner Freiheit zu genießen, was du für die höchste momentane Seligkeit achtest?"

Gilt das Konventionelle dir gar nichts?

„Viel, sehr viel! darum flog ich hieher! Was kann hier das Konventionelle verletzen, was ein Ärgerniß geben, wo keine Seele uns kennt, wo niemand weiß, wer wir sind, was wir wollen und sollen, — höchstens kluge Leute Einiges vermuthen, und im Stillen dich oder mich vorübergehend beneiden?"

O Bequemlichkeit, dein Name ist Philosophie!

(Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Sechster und siebenter Artikel.

Landschafts- und Marine-Maler: Bertin, Bidault, Watelet, Brascassat, Lapito, Gué, Marilhat, Cabat, Rémond, Géroux, Delaye rc. Aligny, Bodinier, Deligny, Aloux, Guiaud, Paul Huet. Gudin, Lepoittevin, Tuite, Garneray, A. Delacroix rc.

Die dießjährige Ausstellung ist reich an Landschaften, denen es leider häufig am Erhabenen fehlt, weil die Landschaftsmaler oft nur das kopiren, was ihnen der Zufall vor die Augen bringt; doch möchte es schwer halten, die erfundenen Landschaften von den unmittelbar der Natur entnommenen Ansichten unter ihnen zu sondern und von vielen der ausgestellten Bilder zu sagen, ob man das eine, oder das andere habe. Indeß nöthigt uns die kritische und moralische Gerechtigkeit das Geständniß ab, daß dieser Zweig der Malerei, rücksichtlich der materiellen Ausführung dies Jahr erfreuliche Resultate geliefert hat. Bertin und Bidault haben, jener in einer Ansicht aus dem Meerbusen von Neapel, dieser in einer Mondscheinlandschaft, von neuem ihr ausgezeichnetes Talent beurkundet. Watelet hat ein überaus gelungenes Werk, ein normännisches Dorf während eines Platzregens, ausgestellt. Wir müssen gestehen, daß wir in dieser Art nie etwas vollendeteres gesehen haben. Schlagende Wahrheit herrscht in dem Ganzen, von den umherliegenden, triefenden Eichenbalken auf der Straße, bis zu den hoch in der Luft flatternden Tauben, welche ängstlich im nahen Kirchthurme einen Zufluchtsort suchen. Die schwarzen, noch im Aufruhr begriffenen Wolken, werden vom Sturmwind dahingetrieben und wir sind beim Anblick derselben geneigt, uns selbst dagegen ein schützendes Obdach zu suchen. Was auf diesem Bilde wirkt, ist nicht die frappante Charakteristik, sondern es kommt wirklich zu einer Art von optischer Täuschung, und der Eindruck, den die Kunst in diesem Bilde macht, ist der des Staunens. Dies wird noch vermehrt, wenn man dem Bilde ganz nahe tritt, um es auf die angewandten Mittel und auf seine Behandlung anzusehen. Alles scheint

in leichten, spielenden Pinselstrichen hingeworfen und oft ist es schwer, sie für etwas anders, als für ein Werk des Zufalls zu halten; aber nur 2 Schritte rückwärts, und man wird alles darstellungsvoll finden und sich zugleich überzeugen, wie sehr es berechnet ist, um Eindruck hervor zu bringen. Brascassat hat in seinen Bildern gezeigt, daß er die Natur gründlich studirt und sich die Kunst erworben habe, sie treu wiederzugeben. Sein „Stier" ist eine der verdienstlichsten Landschaften des Salons. Lapito, Gué, Marilhat, Cabat, Rémond, Giroux, Delaye und mehrere andere wissen eine gediegene Auffassung mit schöner Ausführung zu verbinden.

Aligny und Bodinier offenbaren in ihren Werken eine gewisse Beziehung landschaftlicher Physiognomieen zur physischen Stimmung, eine gewisse Sympathie zwischen der der Natur und dem menschlichen Gemüthe, wobei Witterung, Beleuchtung und Belebung der Landschaften durch entsprechende Staffage wesentlich zum Ganzen mitwirken. Dadurch wird es begreiflich, wie es den Landschaftsmalern gelingen kann, auch dem scheinbar Einfacheren und Gewöhnlicheren noch Reiz und Bedeutung abzugewinnen; ja es ist dadurch der Weg gegeben, die Vedute noch in eine höhere Sphäre zu versetzen und zu erheben, ohne daß man doch in den Formen irgend zu rücken und zu modeln brauchte, bloß dadurch, daß man einer landschaftlichen Physiognomie eigentlich gleichsam ihren Geist und ihre Seele ablauscht und diese für das Gemüth des Beschauers verständlicher hervorhebt, wie es Poussin und Claude Lorrain so meisterhaft verstanden; ganz ebenso, wie sich das Porträt durch Charakter und Ausdruck schon in's Historische steigern läßt, was Titian und Van Dyk zur Genüge bewiesen. Diese dichterische Richtung der französischen Landschaftsmalerei wird von Aligny repräsentirt in zwei Landschaften, von denen die eine eine Ansicht aus dem Golf von Salerno, die andre eine Ansicht aus der römischen Campagna darstellt. Das erste Bild versetzt uns ganz in den Schooß des elysischen Südens; wir bewundern die Schönheit italiänischer Formen sowohl in den Bäumen, als in den Bergen, denen der Maler die Wärme, die Farben, das Licht und den Zauber dieser überreichen Natur verliehen. In dem zweiten Bilde sehen wir so recht den Charakter der Campagna. Alles ist öde und unbebaut, Sumpf rings umher, nur eine große schöne Pinie verbreitet ihr Immergrün, wie ein natürliches Dach, sonst gewahren wir nur armes Strauchwerk und Gehege, innerhalb deren die ungeheuren Büffel weiden. Wir bemerken ein paar Campagnenbauern, welche wahrscheinlich nach Rom reiten. Eine kleine Schaar Ziegen sucht die spärliche Nahrung unter der Pinie, das einzige, womit der Künstler diese Wildniß staffiren konnte, und doch wer siehet dem Bilde nicht an, daß die landschaftliche Poesie des großen Lothringers in dem Maler wach geworden? Dieselbe dichterische Natur verkündet sich in der Landschaft von Bodinier, einer Gegend an den Ufern des Tiber, nahe bei Acqua-Acetosa.

Von Deligny sahen wir in einem großen und großartigen Bilde den Golf von Neapel, von der aufgehenden Sonne beleuchtet. Das ganze ist mit Phantasie aufgefaßt und mit einem tüchtigen Pinsel vorgetragen; die ganze Schönheit und hesperische Üppigkeit jener südlichen Paradiese tritt uns vor die Seele; hier sehen wir jene Farben, mit denen unsere Einbildungskraft sich so oft das Traumbild eines irdischen Elysiums ausgemalt, in Reinheit und Schöne hingegossen über Land und Meer, Nähe und Ferne. Das Meer in diesem Golf ist so klar und rein, daß wir sicher bis auf den Grund sehen können, und wenn wir jenen Reflex des lautern Himmels in der spiegelebenen See, jenen Morgenduft, der die Berge so wollüstig verklärt, jenes zarte Violett, worin die Fernen schimmern, — wenn wir das alles schon an diesem Bilde bewundern, mit welchen wunderbaren Empfindungen würden wir diese paradiesische Natur erst an Ort und Stelle anschauen.

Alaux gab auch mehrere Ansichten aus Italien; es spricht sich zwar in denselben ein schöner Farbensinn aus, allein es fehlt noch gar sehr an Vortrag und oft auch an Zeichnung, ein Mangel, der sich besonders in den Baumen und noch empfindlicher in den Gebirgslinien ausspricht. Dagegen ist das Architektonische wohl gerathen.

Guiaud und Gué lieferten eine Reihe von Darstellungen aus den Tyroler-Alpen, welche geist- und talentvoll gemalt waren.

Wir haben noch vorzüglich gelungene Landschaften von Paul Huet übrig; die eine stellt einen „Frühlingsmorgen," die andre einen „Herbstabend" vor. In dem ersteren Bilde bewundern wir die schönen, wohlthuenden Formen der Baumgipfel, die schönen, geneigten, kühn aufstrebenden Stämme, die wollüstigen Ranken einer heimlichen Laube, die wie für schwärmerische Liebende geschaffen scheint. Alles das gibt uns die zweite Landschaft noch stärker und volltöniger. Welch ein Schwung der Phantasie in den harmonischen Formen dieses üppigen Baumes; welch ein süßer Schlummer in den Schatten dieser Kronen und Lauben. Jenes trauliche Paar, zur Laute singend, gerade da, wo die Schatten sich am traulichsten schließen und die Aussicht in den milden Abend am köstlichsten ist, gehört hieher, um die Abend-Entzückung mitzufühlen, die in der ganzen Gegend waltet. Nicht minder schön und anmuthig sind auch die Formen und Baumgruppen eines Hügels, und die offene, friedliche Ferne. Der Ausdruck alles dessen ist nicht jene Sympathie der wirklichen Natur, sondern es ist eher eine Sehnsucht in paradiesische Gefilde.

Der bekannte Marinemaler Th. Gudin hat den diesjährigen Salon, außer mit einer interessanten Ansicht der römischen Campagna, noch mit zwei herrlichen Seestücken geschmückt. Das eine zeigt uns die Einfahrt des Hafens von Havre mit dem Dreimaster Casimir Delavigne; das andere stellt einen Sturm auf der Rhede von Algier vor, welchen die französische Fregatte Syrene daselbst am 7. Januar 1831 zu bestehen hatte; — ein Schauspiel, welches von dem Maler an Ort und Stelle aufgenommen worden. Wir haben wenig so treffliche Marinen gesehen, als die von Gudin, der Wellenschlag ist hier auf's Genaueste studirt und der chaotische Aufruhr des Meeres mit der äußersten Energie behandelt.

Außerdem sehen wir auf der Ausstellung gute Seestücke von Lepoittevin, unter denen besonders eine Fischerscene an den Küsten der Bretagne zur Ebbezeit und die innere Ansicht eines kleinen Fischerhafens in der untern Normandie hervorgehoben zu werden verdienen. Die Marinemaler Tuite, Garneray, A. Delacroix und einige andere hatten verschiedene Ansichten von Seestädten und Fischfangsscenen ausgestellt, welche in ihren Einzelnheiten manche Schönheiten enthielten. (Schluß folgt.)

Theatralisches und artistisches Bülletin aus Frankfurt.

Das Schauspiel ist für jeden, der nicht Lust hat, Herrn Becker oder Madame Beneich, Herrn Beahn oder Demoiselle Leclere zu bewundern, eine imaginäre Größe geworden; doch

„die Messe tobt und will ihre Oper haben," heißt es jetzt, und die ehrlichen Fremden bringen wirklich vielen treuherzigen Glauben an das Ideal einer Kunstanstalt mit, welches in Frankfurt verwirklicht zu finden sie sich berechtigt wähnen, und martern sich, um den Genuß einer Oper zu verdienen, durch die Bewunderung des Schauspiels genug ab. — Auf Ehre, ich sah ihrer neulich ein Dutzend im Parterre sitzen und andächtig, unschuldig zuhören und zuschauen, und sie klatschten aufrichtig, die guten Seelen, als Becker den Garrik spielte und sie glaubten ihm wahrhaftig, daß er, als er stärker zu näseln anfing, den Johnson täuschend nachahmte. Das ist so christlich, als daß man das Publikum um einer solchen Tugend willen verdammen sollte, den Freiknecht zu sehen; nichts billiger deshalb, als daß man ihnen die zweite neue Meßoper, — für die Direktion ein wahres Meßopfer — darbringt, den Kerker von Edinburg.

Sonntag den 26sten. Der Kerker von Edinburg. Romantische Oper in 3 Aufzügen. Für die deutsche Bühne nach dem Französischen des Scribe und Planard bearbeitet von J. D. Anton. Musik von Carafa. Ob Michael Carafa (oder Caraffa), 1787 in Neapel geboren, aus der Linie der römischen Cardinäle stamme, welche großentheils diesen Namen führten, ist aus dem Geiste seiner Compositionen nicht wahrzunehmen. Wie Carafa's frühere Opern „Gabriele, Masaniello, il Paria, l'illusion, la Solitaire, la Violetta," tragen auch seine beiden letzten „die Braut zu Lammermoore" und sein „Kerker" das Gepräge der herrschenden Trivialität; obgleich er seine Gemeinplätze durch etwas mehr Plan des Ganzen und Ordnung der Perioden zu maskiren versteht. Der italienischen Schule nur der Form nach angehörend, nähert er sich ganz dem Wesen der neuern französischen. Dadurch aber verliert er den Vorzug der Originalität, die einen Rossini und Auber, denen er allzu hörbar nachstrebt, auszeichnen. Er wird deshalb auch immer hinter ihnen zurückbleiben. Von einem Totalgedanken, der ein Werk beherrschen, durchdringen soll, von einem logischen Zusammenhange der einzelnen Ideen darin, von Charakteristik des Tons zum Wort, von Consequenz des Styls und der Stimmführungen ist nicht die Rede. Carafa's Affecte sind gedacht, nicht empfunden. Seine Musik erreicht nur das Ohr, nicht das Herz. Wo die Absicht, nicht die Inspiration zu schreiben die Feder führt, da ist nicht Freiheit. Da ist die Kunst ein öder weiter Kerker, und der Geist sitzt in Banden geschlossen. An Tändelei und reicher Figuration, an frappanten Ausweichungen und Eintritten, an gemeiner Lust und lust'gem Schmerz, an Kürze der Gedanken und Länge der Perioden, an unnöthigen Reprisen, an berechneten Effecten fehlt es auch dieser Oper nicht. Deswegen ist sie auch ein Product der heutigen Universal-Opernfabrik, auf die Masse berechnet; deshalb hat sie in Frankreich ihre Anbeter und wird in Deutschland ihre Nachbeter finden. Uebrigens war es eine Aufgabe, allenfalls eines Cimarosa oder Mozart würdig, diesem Gallimathias-Gedicht, diesem babilonischen Text-Bau eine herrschende Tonfarbe zu geben. Klug zu werden im Leben ist schwer; aber aus diesem Opernbuch klug zu werden ist noch weit schwerer. Saphir hat der Mühe werth gefunden, es durch und durch lächerlich zu machen. Ich finde es nicht. Es persiflirt sich selbst bei jeder Anschauung; denn die Abgeschmacktheit überflügelt alles in der Art bisher Erlebte, und — das will viel sagen. Die sogenannte Handlung dreht sich um zwei betrogene Mädchen, wovon das eine, wahnsinnig, der andern ihr Kind stiehlt,*) weil sie wähnt, es gehöre ihr eigen, es auf einem unzugänglichen Glockenthurm verbirgt, dann aus den Flammen rettet und, so vernünftig geworden, selbst in denselben umkommt, — ferner: um einen liebenswürdigen Betrüger, der, des Herzogs von Argile Sohn, als geächteter Anhänger des Prätendenten, sich bei den Schleichhändlern engagiren läßt, in der Uebereilung und pseudonym zwei Mädchen verführt, zurück schleicht, gefangen, zu Ehren gebracht wird, zusieht, wie man die Mutter des geraubten Kindes des Mordes beschuldigt, und wie sie von seinem Vater verurtheilt, zum Richtplatz geschleppt wird; um einen zärtlichen Vater, der die Amoria seines Söhnleins, zum Triumph der Pädagogik, gnädig übersieht, dessen größtes Verdienst es ist, daß er eine Arie von Donizetti einlegt, und am Ende aus Vorsicht den Anführer der Schleichhändler zum Kerkermeister macht, der seine Gefangenen vernachläßigt, weshalb die denn auch, sich selbst befreiend, den Kerker sprengen, und so im letzten Knall-Effect dem Kindlein Oper den Titel-Namen geben. Doch wer detaillirte an den sublimen Unsinn weiter? Von Schürzung und Lösung eines Knotens ist nichts zu spüren. Eine Hauptperson hat die Oper eigentlich nicht, d. i. eine solche, um die sich alle, eine Handlung bildenden Ereignisse drehen sollen. Die Manen Scotts werden es Herrn Anton nicht Dank wissen, der dessen schönen Roman „The Hearth of Midlothian", nach Scribe und Planard frei bearbeitete, d. h. in holperig geradbrechten Reimen entstellte. In wie fern es schön oder unschön, Geistes- oder Körperverkrüppelung auf die Bühne zu bringen, mag jeder selbst beurtheilen, der Schönheitsgefühl hat. Genug, das Thema ist gegeben, der Wahnsinn losgelassen. Er mußte componirt und dargestellt werden. Die Musik des Herrn Carafa drückt aber in den Nummern der Sara nicht mehr Wahnsinn aus, wie in allen übrigen. Der Contrast ist nicht hervorgehoben. Die Musik ist also entweder durchgehends vernünftig oder verrückt. Ich will zu Ehren aller Opern, welchen diese gleicht, das erstere annehmen. — Es ist betrübend, daß der Künstler seine besten Kräfte an solche Stoffe verschwenden muß, denn diese Oper ist eine von den vielen, die nur durch das sorgfältigste Einstudiren goutirt werden können. Das versteht nun Herr Guhr meisterlich. Er schont seine Kräfte. Er forcirt sie, wenn es gilt, sie für ein Interesse zu vereinigen. Er ist darin ein zweiter Napoleon. Daß die Oper gefiel, hat sie dem thätigen Eifer sämmtlicher Mitglieder zu danken, vorzüglich der überraschend getreuen Darstellung der Madame Fischer-Achten (Sara), welche zweimal gerufen wurde. Ueber das einzelne werthvollere nächstens. (Schluß folgt.)

*) Deshalb wohl auch die Anklänge aus der diebischen Elster in der Ouverture?!

Buntes.

*** Acht Freunde des als Kupferstecher ehrenvoll bekannten Fr. Fleischmann in Nürnberg haben zum Besten von dessen hinterlassener Familie ein Aktien-Unternehmen veranstaltet, demzufolge 1500 Aktien geschaffen werden sollen, jede zu dem Preise von 1 fl. 12 kr. Jedem Aktionare wird sogleich bei der Bezahlung für jeden Aktienschein ein Blatt in Folio zugestellt, welches das von Fleischmann selbst kurz vor seinem Tode vollendete Porträt des Verblichenen darstellt. Außerdem werden noch Prämien, — Blätter von Fleischmanns Hand selbst gearbeitet und im Werth von 980 fl. 32 kr. — vertheilt, worunter 5 schöne Gemälde, die bekannten schönen Stiche nach Dürer's Aposteln, Guttenberg's, Hans Sachs's Porträts u. s. f.

*** H. Heine's nächstes neues Werk wird eine Tragödie werden. Jeder aufrichtige Freund seines Genius erfreut sich an dieser erquicklichen Perspektive. Auch beschäftigt den „deutschen Dichter in Paris", der seine Zeit, wie wenige, gelebt, ja, der sie recht eigentlich mitgeschaffen, der Plan, seine Zeit in einem ausschließlich ihr gewidmeten größeren Werke zu schreiben.

*** Von der Fortsetzung des von Dr. Eduard Rüppell herausgegebenen zoologischen Atlas zu dessen Reise im nördlichen Afrika, welche vom 1. Jänner d. J. in regelmäßigen Zeiträumen von 3 Monaten in Commission bei S. Schmerber in Frankfurt am Main erscheint, sind uns bereits die zwei ersten Lieferungen zugekommen, deren erste eine neue Serie von Säugethieren (Colobus Guereza, Macacus Gelada Antilope Defassa, Antilope Decula, Antilope Beisa, Capra Walie), die zweite eine neue Serie von Vögeln (Buceros cristatus, B. limbatus und flavirostris, Corythaix Leucotis, Chizaerhis Zonurus, Perdix melanocephala, P. Erkelii) enthält. Sowohl die Abbildungen (lithogr. von Vogel, gedr. bei Stern in Frankfurt am Main und trefflich colorirt) getreu nach den im Senkenbergischen Museum befindlichen Originalgegenständen, als auch der prachtvolle Druck des Textes sind des inneren Gehaltes würdig. Es läge außer den Gränzen unseres Blattes, uns hier in genauere Details über letzteren einzulassen, doch halten wir, der Aufgabe des Phönix eingedenk, es für Pflicht, auf dies Werk deutschen Fleißes aufmerksam zu machen. Daß es nicht mit so manchen überflüssigen neuen Werken in eine Klasse geworfen werden dürfe, sondern in's Interesse der Wissenschaft lebendig eingreife, dafür möge bloß die Bemerkung bürgen, daß es nur Abbildungen und Beschreibungen von solchen Thieren mittheile, welche den Naturforschern bisher unbekannt waren und von Rüppell auf seinen Abyssinischen Reisen entdeckt wurden. — Der Verfasser hat es dem hohen Senate seiner Vaterstadt gewidmet, wie dieser letzterm sein ganzes Leben mit allen Früchten desselben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 101. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 29. April.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Sie wollte von Neuem zu dialektisiren beginnen; ich ließ sie nicht zu Worte kommen, ich küßte jeden Laut von ihren Lippen. Ich mochte, ich wollte an nichts mehr denken, als an ihren Liebreiz und die brausende Sehnsucht all meiner Gefühle. Sie war nicht gewöhnt, etwas halb zu thun. Ganz wollte sie mich enttäuschen. Im Sturm der immer höher lodernden Flamme, beim zärtlichsten Gekose, wand sie sich los, stellte mit komischem Pathos ihre kleine Figur dreist vor mich hin und seufzte: „Liebst du mich?"

Wie mein Leben, mehr als mein Leben!

„Das lügst du, oder, — ich will nicht hart sein, — das bildest du dir jetzt ein!"

Aurelie! mit Allem und über Alles scherze, nur darüber nicht!

„Scherzen? Mit nichten! Voller, barer Ernst, mein lieber Freund! Du liebst mich nicht!"

Fühlst du es nicht? Soll ich —

„Schwören? Um des Himmels willen keinen Meineid! Du liebst mich nicht; du bist nur ein klein wenig verliebt, oder wie man zu sagen pflegt — vernarrt in das allerliebste weibliche Wesen!"

Fatales Spiel mit Worten!

„Du sollst nicht mit Worten spielen, nicht mit heiligen Worten, mit den heiligsten — der Liebe! Frevle nicht! Lerne deine eigenen Gefühle prüfen, kennen. Liebtest du mich, du ständest jetzt nicht so mir gegenüber. Liebe ist es, wenn der ganze Himmel mit allen seinen Seligkeiten dein Herz erfüllt, deine Seele vergöttert, alle deine Sinne verfeinert, vergeistigt bis zum Körperlosen. Verliebtsein ist es, wenn du dich für Augenblicke in jenen Himmel träumst, das Göttliche versinnlicht dir erscheint, die Seligkeit sich verkörpert. Jene gewährt die unnennbar mystischen Wonnen des Zagens, Bangens, Zweifelns, Fürchtens, des Sehens und Hörens von tausend Dingen, die nicht sind, um am Ziel in Glauben und Vertrauen für die Ewigkeit sich beseligend zu verwandeln. Dieses berauscht mit Glühen, Sehnen, Hoffen, Begehren, blendet, betäubt, um am Ziel angelangt der Qual der Zweifel und der Furcht zu verfallen, den erträumten Himmel als eine gewöhnliche Welt zu erblicken, Überdruß und Katzenjammer zu empfinden, und bald nach einem neuen Gegenstand der Berauschung sich wieder zu sehnen! Liebe ist das Göttlichste im Menschen, Verliebtsein das Irdische, das Thierische gewöhnlich in der Maske eines Engels! Liebe ist ein Sonnenstrahl, der eine Welt erleuchtet, erwärmt, befruchtet. Verliebtsein ist der Strahl aus einem Brennglas, der ein Stückchen leichtfangenden Schwamms rasch entzündet, verkohlt!"

Gute Nacht, — Brennglas!

„Liebster Schwamm — du willst von hinnen? du grollst?"

Ich eilte hinaus, hinüber in mein Zimmer, stürzte mich, einem Rasenden gleich, auf die Ottomane, preßte das glühende Gesicht tief in die Polster, wollte sie hassen, verwünschen, verachten und — ich konnte nur weinen, heiße Thränen des bittersten Schmerzes.

15. **Der Regimentsmusik-Direktor und Frauen-Philosophie.**

Exquisit war die Tafel bestellt, nur mit Leckerbissen edlerer Natur, für Gaumenlust und stets neuen Appetit, ohne den Magen zu beschweren, zum Naschen, Plaudern, Scherzen. Wie damals beim ersten Mahl im blauen Zimmer erklang die Schweizerfamilie-Ouverture in lieblichstem Zauber. Aurelie hatte die treffliche Musik der Artillerie bestellen lassen, alle meine Lieblingsweisen ihr vorgezeichnet, den Musikern Champagner verordnet, so viel sie dessen geniessen wollten. Sie war in der seligsten Laune, kindlich, kindisch, schmachtend zärtlich und wieder glühend, neckend und versöhnend. Daß sie zuweilen stumm und fast traurig mich betrachtend da saß, krampfhaft die Hand mir drückte, mit einer Thräne um den Hals mir fiel und dann die Thränen sich wieder wegzutollen strebte, bemerkte ich kaum als etwas Besonderes. Sie war ja so oft Kamäleon in ihrem ganzen Wesen, und schien stets in zwei Welten zugleich zu leben.

Der prachtvolle Parademarsch der kaiserlichen Garde-Artillerie schloß die Reihe der glänzenden Musikstücke, zu allgemeinem Jubel des zahlreich versammelten Volks.

Der Musikdirektor ließ sich anmelden und wurde angenommen. Mit der Grazie eines Hofmarschalls erschien der stattliche Schwarzbart: „Veuillez bien permettre, madame l'ancienne, que je vous présente les hommages du plus haut estime de la part de tous les artistes desquels j'ai l'honneur d'être le chef." Mit ihren süßesten Lauten dankte die Holde für so große Aufmerksamkeit, bezauberte den stolzen Chef mit dem ausgesuchtesten Lob seiner Kunstleistungen und bat ihn, uns noch ein Stündchen die Ehre seiner Gegenwart zu gönnen. Wir saßen bald wieder um die Champagnerflasche. Er war selig. Öfters schon hatte er mich aufmerksam betrachtet und wieder zu Boden gesehen, als wenn er mich zu erkennen glaubte und nur des Namens sich nicht zu erinnern wüßte. Sie hatte vergessen, mich ihm vorzustellen und that es jetzt. Alle französische Grazie vergessend, sprang er auf, jauchzte: „Bruderherz!" und hing an meinem Hals. Er war es, Karl H......, mein Schul- und Studienkamerad, der gute stürmische Karl, der 1809 von der Universität konsilirt, verschwunden war, und längst für todt gehalten wurde. Alles, Alles vergaß ich um mich her. Wir schwelgten selig am Busen der Erinnerung, im Zauberkreis der heißen Jugendfreundschaft, der Jugendpläne und Jünglingsträume. Nicht lange, ohne daß uns Beiden die Thränen im Auge perlten! Was war uns geblieben von den leben- und hoffnungblühenden drei Farben unsrer akademischen Republik und seines glorreichen Kaiserthums? Ihm das Weiß der Bourbonenkokarde, mir ein Paar dreifarbige Pfeifenquasten! Er, der einst so brausende Franzosenfeind, war jetzt ein Franzose; ich, einst ihr glühendster Bewunderer und Anhänger, hatte vor Kurzem noch mit allem Enthusiasmus eines Deutschen im Kampf gegen sie geblutet. Er, der Gottesgelahrtheit eifrig Beflissener, stand jetzt an der Spitze einer Regimentsmusik. Ich, der Rechte glühender Jünger, — summirte jetzt die Zahlen der Mundportionen und Pferderationen, welche die Alliirten auf dem Zug nach Frankreich im Land verzehrt hatten, und mußte zehn Relationen schreiben über ein Pfund Rindfleisch oder eine Metze Haber, — in den schönsten, fruchtbarsten Jahren meinen Studien, meiner Neigung und Ausbildung mich entrissen sehen, weil ich zufällig als guter Rechner und unermüdlicher Arbeiter mich bewiesen hatte. Getäuscht in allen unsern schönsten Erwartungen und Wünschen, unsern Hoffnungen und Träumen herb entrissen, hatten wir dennoch nichts eifriger zu thun, als neuen Hoffnungen und Träumen schwelgerisch uns hinzugeben, und alle Saaten des vergangenen Frühlings unserer Zukunft freudig erblühen zu sehen. Wehe dem, dessen Dasein etwas anderes geworden, als ein ewiges Aufblühen neuer Hoffnungen und Träume aus dem Moder und Grab der verwelkten und verstorbenen.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Ziethen.

(Ein Soldatenlied.)

Mel. Frisch auf, Kameraden! auf's Pferd ꝛc.

Der große König wollte gern' seh'n,
Was seine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergeh'n,
Daß sie gleich schreiben ihm müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

Der Vater Ziethen, der alte Husar,
Besah sich verwundert den Zettel:
„Der König hält mich zum Narren wohl gar?!"
So flucht er, „was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, — potz Element! —
Kein Schreiber oder verpfuschter Student."

Da macht er auf 'nen Bogen Papier
'Nen großen Klex in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten, dann Linien vier,
Die all' in dem Klexe sich schnitten,
Und jede endete auch in 'nem Klex,
So schickt er den Bogen zum alten Rex.

Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revüe dann den Alten:
„Zum Teufel auch, — Ziethen, ist er toll,
Was soll ich vom Wische da halten?" —
Den Bart streicht sich Ziethen: „das ist bald erklärt,
Wenn Ihro Majestät mir Gehör gewährt."

„Der große Klex in der Mitte bin ich,
Der Feind — einer dort von den vieren,
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschiren,
Dann rück' ich ihm schnurgrad' auf'n Pelz und vor! —
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, auf's Ohr." —

Da hat der König laut aufgelacht,
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Ziethen ist klüger, als wie ich's gedacht,
Sein Gekritzel sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann, —
Schlägt den Feind, rückt er vorn oder hinten an."

Friedrich v. Sallet.

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Sechster und siebenter Artikel. — (Schluß.)

Aquarellmaler: Watelet, Gallait, Düpon, Champin, Hubert, L. Hué, E. Isabey, Th. Jung ꝛc.
Miniaturmaler: Madame Mirbel, Madame Augustin, Carrier, Faija, Collow, Vidal, J. B. Sabatier ꝛc.
Blumenmaler: Redouté, Archambault, Mde. Chanterame, Clement ꝛc.
Porzellan- und Emaille-Maler: Mde. Laurent, Mlle. Perlet, Düval, Renaud ꝛc., Konz, Düchesne de Gisors, Banz.
Pastellmaler: Fechner, Maréchal, Dauphin, Vallet ꝛc.
Monogrammatische Zeichnungen von Lebrün, Dürand, Germain, Pernot, Vogt ꝛc.
Monochromatische Zeichnungen: 1) Federzeichnungen von Antoine Bérand, Pingray, Ferand. 2) Stiftzeichnungen von Viery, Pernot ꝛc.
Architektonische Zeichnungen von Lassus, Brünette, Gros und Perret ꝛc.

Die Aquarellmalerei ist in Frankreich zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gediehen; ihre Leistungen wetteifern rücksichtlich der Wirkung und Kraft des Kolorits mit der Ölmalerei. Watelet, Gallait, Düpon, Champin, Hübert, L. Hue, L. Isabey, Th. Jung und eine Menge anderer Künstler arbeiten in diesem Fache mit ungemeinem Talent.

Rücksichtlich der Miniaturmalerei glauben wir Madame Mirbel und Madame Augustin und die Herrn Carrier, Faija, Collow, Vidal, J. B. Sabatier ꝛc. erwähnen zu müssen.

Der berühmte französische Blumenmaler Redouté hatte dies Jahr zwei herrliche Bilder für die Ausstellung eingesandt, und Archambault, Mad. Chanterame, Clement und Andere sind in ihren für diese Ausstellung gelieferten Stücken keineswegs hinter ihren früher in diesem Zweige erworbenen Ruhme zurückgeblieben.

Es befanden sich mehrere ungemein schöne Gemälde auf Porzellan in der Ausstellung. Madame Laurent, Mademoiselle Perlet und die Herrn Düval, Renaud ꝛc. verdienen in dieser Beziehung eine rühmliche Erwähnung. Treffliche Emails waren von Konz, Düchesne des Gisors und Banz ausgestellt.

Unter den Pastellgemälden machten sich die von Fechner, Maréchal, Dauphin, Vallet und Andere bemerklich.

Von den zahlreichen stiographischen Zeichnungen der Ausstellung schienen uns die von Lebrün, Dürand, Germain, Pernot, Vogt ꝛc. am bemerkenswerthesten.

Die Federzeichnungen von Antoine Berand, Pingray und Feraud waren äußerst gelungen, und unter den Stiftzeichnungen sind uns die von Viery, Pernot und einigen Andern aufgefallen.

Wir erwähnen zuletzt noch der architektonischen Zeichnungen, worunter sich die von Lassus, Brünette, Gras und Perret, sowohl rücksichtlich ihrer sorgsamen Ausführung, als ihrer Bedeutung und ihres Umfangs wegen angeführt zu werden verdienen. Ein Umstand scheint dabei bemerklich, daß nämlich die jetzigen französischen Architekten, gleich denen der Restauration, vorzugsweise die Bauten des Mittelalters und der Renaissance studieren; denn zwei Drittheile der ausgestellten Zeichnungen beziehen sich auf die Baudenkmäler des 14. 15. und 16. Jahrhunderts. So lobenswerth dieses Studium auch an und für sich erscheint, so kann es doch, wenn es ausschließlich wird, keine erheblichen Resultate zu Tage fördern.

Das Kind und der Kranich.

Ein Mährchen von Ludwig Wihl.

Ein kleines Kind, das noch nicht recht ordentlich sprechen konnte, ging tagtäglich in einen Wald, dicht an der Behausung seiner Eltern. Hier setzte es sich in's grüne Gras, suchte allerlei Blümchen und wand sie zu einem Strauß. Seine Freude an den Blumen und Vögeln wurde aber immer größer und größer, so daß es fast mehr im Walde, als zu Hause lebte. Und die Eltern sahen es gern, da sie mit Freuden wahrnahmen, wie der Duft und die Luft des Waldes dem Kinde so wohl bekomme, wie es sich gleich einer Blume entfaltete und alle Kinder der Umgegend an Schönheit übertreffe; sie sahen es gern, so sehr sich auch ihre Nachbarin Trude darüber ärgerte und allen Frau-Basen wie im Vertrauen erzählte, daß es bei dem Kinde nicht mit rechten Dingen zugehe und, daß es nicht umsonst den ganzen Tag im Walde liege, und daß sie es selbst mit eignen Augen gesehen habe, wie sich ein schwatzhafter Kranich zu dem Kleinen halte und mit ihm — der liebe Gott wisse worüber — den ganzen lieben Tag verplaudre. Und der Kranich war wirklich ein treuer Freund dem Kinde; denn er lehrte es reden, so viel er selber nur konnte, und wenn Heuschrecken und Motten sich demselben naheten, so tödete er sie, daß sie seiner Gesundheit nicht schadeten. Da nun das Kind größer und verständiger wurde und schon anfing, an Wohlredenheit seinen Lehrmeister zu übertreffen, da wollte es sich ihm, wie alle guten Kinder zu thun pflegen, gar zu gern dankbar erweisen. Eine schöne Gelegenheit bot sich gerade dazu dar. Der Herbst war eben vorüber; die Blätter raschelten von den Bäumen; wie ausgestorben war der nackte Wald. Das Kind bat daher seine Eltern, daß sie seinem Wohlthäter ein schönes Haus bauen möchten, auf daß er nicht vor Kälte und Hunger stürbe. Die Eltern, welche die gute Gesinnung des Kindes kannten, erfüllten seinen Wunsch und ließen dem Waldbewohner ein kostbares Bauer mit goldnen Stäben verfertigen, daß es eine Freude war, dasselbe anzusehen. Und anfangs gefiel sich Meister Kranich in der neuen Pracht und Herrlichkeit und freute sich wie ein Kind mit seinem Spielwerk; doch nach einigen Tagen, da er sich einmal umsehen wollte und sich von allen Seiten eingeschlossen sah, da wurde es ihm zu enge und er ward mißmuthig und sehnte sich wiederum nach freier Luft im freien Walde und weinte so lange, bis das Kind mit blutendem Herzen das Bauer öffnete. Der Kranich nahm dann zärtlichen Abschied und flog hinweg, indem er ihm noch die bedeutungsvollen Worte, wie zu guter Letzt zurief: „Freiheit, o goldne Freiheit!" — Draußen aber war es kalt und schauerlich; der Schnee lag hoch auf allen Dächern und es war, als ob alles Leben und alle Lust aus der Welt verschwunden wäre. „Wo zieht ihr hin?" fragte das Kind die Kraniche und Schwäne, die in langen Reihen vorüberzogen: „Wo zieht ihr hin?" — „Nach dem Lande der Freiheit, wo die Sonne scheint, wo die Blüthen treiben," und klapperten alle und schlugen mit

ihren Flügeln, wie wenn sie das Kind hätten mitnehmen wollen; „hier herrschet der Winter, und der Winter ist ein Tyrann und haßt, wie alle Tyrannen, die Blumen und die Freiheit und alle, die wir dafür leben und sterben!“ —

Und ach, es dauerte nicht lange, da kam die alte Trude und brachte den Kranich — todt; — er hatte sich wahrscheinlich zu spät dem Zuge angeschlossen, — und zeigte ihn voller Freude dem Kinde, und wünschte, daß es so Allen ergehe, welche so verderbliche Lehren wie er verbreiteten. Das Kind jedoch ließ sich durch das Gerede der alten Trude nicht irre machen und weinte und erbat sich den Leichnam und begrub ihn in allen Ehren und pflanzte einen Rosenstrauch auf dem Grabe. Die alte Trude aber sollte sich nicht zu lange freuen; denn sie starb bald darauf, wie man sagt: vor Schrecken, über die neuerwachte Freiheit.

Dem Spötter des Heiligen.

Wie frech bist du, Spötter!
Du läugnest die Götter,
Verhöhnest die edelsten, schönsten Gefühle,
Das Heiligste wird dir zum schnödesten Spiele!?

Erbebe! Wenn einst dir im thörichten Herzen,
Ein Blitz in der finsteren Nacht,
Die Nemesis zürnend erwacht,
Nicht wirst du dann lachen und spotten und scherzen,
Um Thränen dann wirst du die Himmlischen flehen,
Doch lassen sie nimmer den Trost dir geschehen;
Es brennt dir das Auge, doch kannst du nicht weinen,
Und müßte das Herz dir im Busen versteinen.

J. C. Nanny.

Theatralisches und artistisches Bülletin aus Frankfurt.

(Schluß.)

Als Gast trat ein Herr Meyer vom Cölner Stadttheater auf, und zwar in einem classischen Stück: Hinko von Ch. Birch-Pfeiffer. Die hiesige Darstellung ist des inneren Gehaltes dieses erhabenen Schauerstückes würdig und der Gast gab sich alle mögliche Mühe, den trefflichen Frankfurter Darstellern gleichzukommen, in deren Mitte er stand. Einen besondern Grad von Unübertrefflichkeit erreichten neben ihm die Herren Stock und Becker. (Siehe Sommernachtstraum, dritter Act, erste Scene: „Es gibt kein grausamers Wildpret, als so'n Löwe ꝛc. ꝛc.). —

Auf den Kunstverein scheint die Frankfurter Messe keinen solchen Einfluß zu üben, wie auf die Bühne; und das ist (auch ohne Ironie) löblich! Man kann die Novitäten des Kunstvereins in alte und neue eintheilen, und diesmal in jedem Genre doch wenigstens ein Stück aufweisen. Eine Märtyrerscene von Tintoretto (mehr als Genrebild, denn als historische Composition zu betrachten, wie fast alle Gemälde Tintoretto's, den man denn doch schon eher zu den Manieristen als zu den Stylisten zählen muß), ist keines seiner vorzüglichsten Werke, und mehr als Complex aller Bizarrerien, welche an T. haften, als durch Adel der Idee oder durch Harmonie in der Ausführung bemerkenswerth. — Ein neues Bild von Bouderwek: „Orestes, von den Eumeniden verfolgt, klammert sich, entsetzt vor dem Schatten der Mutter, an die Spitze eines Felsens,“ — ist wirklich sehr groß, — was den Leinwandverbrauch betrifft. Wäre ich an der Stelle dieses armen Schelms, eigentlich genannt: Monsieur, ich könnte mich vor den Furien weniger fürchten, als mir vor ihrem grünen Teint ekeln würde, und in der Verzweiflung über ihre, so wie über der Mutter verzeichnete Gesichter und verrenkte Glieder, würde ich mich lieber vom Felsen hinabstürzen, als meinen armen Leichnam auf gut französische Manier theatralisch hinstrecken und mit dem Weißen meiner Augen convertiren; denn sagt mir, um Gotteswillen, hat dieser Orest, wenn er anders kein Seiltänzer ist, Terrain genug, um, wie man es doch erwarten muß (weil er in einer so fatalen Stellung nicht lange aushalten kann), zu einer Pirouette wieder aufzuspringen?

Buntes.

*** Eine Madonna Raphaels in der Turiner Gallerie. Als ich im Herbste 1828 mich in Turin befand, erschollte auf einmal das Gerücht, es sei ein bisher unbekanntes Madonnenbild von Raphael aus seiner Verborgenheit hervorgezogen worden, und solle, nachdem es einige Tage der Schaulust dargeboten worden, nach England zum Verkauf wandern. Flugs machte ich mich auf zu dem großen Genuße, und fand eine Madonna mit zwei Kindern, welche letztere wohl von Raphael selbst hätten gemalt sein können, während jene in der Manier dieses Meisters, aber zu steif und unbedeutend ausgeführt war, als daß sie von ihm hätte können entworfen sein, denn sie mußte, wäre sie von ihm, in die letzte Epoche seiner Malerei fallen. Dafür war der spekulirende Besitzer um so geschmeidiger in erkünsteltem Enthusiasmus, perorirte von dem Glück des Funds, rühmte, da das Gemälde neu aussah, die treffliche Restauration desselben, und betheuerte, damit nach England fliegen und es nicht unter 1000 Guineen losschlagen zu wollen. Als ich später in Rom mit Allem, was mich beschäftigte, zu Ende gekommen war und im Begriff stand, abzureisen, fiel es mir ein, den wenig besuchten Pallast Albani im Innern zu sehen, wo einige farbbefleckte Raphaelische Cartons sich vorfinden. Bei diesem Besuche gelangte ich in ein Zimmer, das hinterste für die Kunstgegenstände, wo einige gute Gemälde aufbewahrt werden, und siehe da, an der Wand hing auch die Turiner Madonna, nur mit dem Unterschiede, daß dies Gemälde ein höheres Alterthum verrieth, als das restaurirte oder vielmehr frisch copirte in Turin. Hier erfuhr ich denn, daß dieses Original von einem Schüler Raphaels herstamme, Namens Lorenzo della ... das letzte zweisilbige Wort, welches mit B anfängt, habe ich vergessen und die gewöhnlichen Künstlerlexica enthalten den Namen nicht. Vor nicht langer Zeit sah ich einen Kupferstich jener Copie am Prestel'schen Laden in Frankfurt ausgehängt, mit einer eigenen Benennung dieser Madonna und der Bemerkung, daß das Gemälde der Turiner Gallerie gehöre. Demnach hat sich die Turiner Gallerie prellen lassen und wahrscheinlich das, was einige Louisd'or werth war, mit vielem Gelde bezahlt. Wäre der Pallast Albani mehr besucht, so würde dieser Betrug vielleicht nicht möglich gewesen sein, aber selbst Nibby hat so wenig gemeint, daß derselbe irgend Aufmerksamkeit verdiene, daß er ihn blos flüchtig erwähnt, ohne auch nur ein Wort der Beschreibung hinzuzufügen. Dennoch ist es zu verwundern, daß bei dem feineren Sinne der Italiäner für Schönheit und Kunst dies geschehen konnte, was in Deutschland oder England, wo dieser Sinn vielleicht weniger rege ist, eher vorkommen kann, wie denn in letzterem Lande eine Copie der Johanna des Leonardo da Vinci, welche eine der Zierden des Pallastes Doria in Rom ist, als eine Johanna des Raphael existirt, obgleich der Unterschied in der Art beider Meister so markirt ist, daß man meinen sollte, nur ein zünftiger deutscher Kunstkenner sei im Stande, ihn nicht zu fassen.

K. G.

*** Von Victor Hugo's sämmtlichen Werken bereitet J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. eine wohlfeile und elegante deutsche Taschenausgabe vor, welche, von Gutzkow eingeleitet und von durchaus anerkannten deutschen Schriftstellern im Geist des Originals wiedergegeben, in 4 Lieferungen (12 – 14 Bändchen) noch vor der Herbstmesse erscheinen dürfte. Mit Victor Hugo sind persönliche Verbindungen angeknüpft, daß auch alle künftigen Schriften dieses geistreichen Vorkämpfers der romantischen Schule in Frankreich beinahe unmittelbar zu gleicher Zeit mit dem Erscheinen des französischen Originals bereits in deutschen Uebertragungen geliefert werden können.

*** Die philanthropische Gesellschaft in Paris hat zwei Preise (einen von 2000 und einen von 1000 Francs) für Schriften ausgesetzt, in welchen die Haupt- und Grundbedingungen für Reglements von Vorschuß- und wechselseitigen Unterstützungsgesellschaften festgestellt werden sollen. Die Concurrenten müssen ihre Leistungen in französischer Sprache liefern und vor dem 1. Februar 1836 (die Namen der Verfasser unter besondern Converten) an den Sekretär der Gesellschaft einsenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 102. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 17.

Donnerstag, 30. April.

Wolfgang Menzel und der deutsche Tieroparti.

Die siebente Lieferung von Menzel's Geschichte der Deutschen ist erschienen, und damit ein Werk beendigt, das sich durch wesentliche Vorzüge auszeichnet. Abgesehen von Menzel's klarer und populärer Darstellung, von der eigenthümlichen Rapidität des Vortrags, welche den Leser hinreißt, haben auch die Fonds des Ganzen und die Thatsachen ein charakteristisches Gepräge. Menzel hat zu seiner Arbeit seit Jahren die gründlichsten Forschungen gemacht; seine Vertrautheit mit der Literatur im kleinsten Detail machte, daß ihm nichts Erwiesenes entging: ja er schöpfte selbst an den unmittelbaren Quellen, für welche seine Phantasie ganz bibliothekarisch und reell schwärmte. Es ist wahr, daß die Rapidität einige Monotonie in die Behandlung brachte, aber mehre Punkte erheben sich mit ganz festen Schlagschatten, solche, wo Menzel irgend eine historische Antipathie, z. B. gegen Rudolph von Habsburg, aussprechen durfte. In der neuern Geschichte, namentlich in der des vorigen Jahrhunderts, hat Menzel alle seine Vorgänger übertroffen; denn noch immer scheuten sich die Historiker, die Anekdote in ihren Darstellungen zu benutzen; und doch ist sie nicht nur das chemische Zersetzungsmaterial, welches oft eine recht flüssige, silberne Wahrheit markscheidet; sondern sie dient auch dazu, dunkeln und thatenlosen Perioden den richtigen Ausdruck zu geben, da man Existenz und Staatsleben dennoch *als vorhanden gewesen niemals läugnen kann.* Auf diesem Wege hat Menzel eine Geschichte der Deutschen im achtzehnten Jahrhundert im Grunde ganz neu geschaffen; d. h. er hat nichts über jene Zeit verschwiegen, was die andern Historiker entweder aus Vornehmheit oder aus Furcht bei Seite liegen ließen.

Den Geist aber, der das Ganze beseelt, kann man kurzweg patriotisch nennen. Alle Gemüthszustände, welche nur die Phasen des Patriotismus in uns sein können, werden aufgeregt: wir schwanken von Freude zur Besorgniß, von Stolz zum Ärger, am häufigsten aber zur Wehmuth und Rührung; denn ein Tubaton ist es, der mit allen seinen bald schmetternden, bald klagenden Modulationen in unsre Seele dringt. Im Übrigen ist die Auffassung ganz praktisch, oft didaktisch und immer darauf abgesehen, edle Entschlüsse hervorzurufen. Daß das Ganze zugleich ein Kampf gegen Illusionen ist, kann Niemanden befremden, der Menzel's eigenthümliche Weise, sein Schreckenssystem gegen gemüthliche Grillen kennt. Es ist ein Mensch, der sich in dem Buche abspiegelt.

Wer hätt' es aber glauben sollen, daß Menzel in seiner schroffen Persönlichkeit, in der ganzen Unnahbarkeit seines Wesens und in immer ausströmender Impopularität dennoch einst der Repräsentant einer eignen Partheirichtung in Deutschland werden konnte? Daß dieser aus unbehaglichen Antipathien und einigen

vergötterten Kategorien zusammengesetzte Terrorismus noch einmal das Feldgeschrei der Masse würde? Die Thatsache ist da: Menzel hat einen mehr bürgerlichen als literarischen Schweif. Berauscht von dem Ehrenweine einer plötzlichen Popularität, stieg er von seiner kritischen Seitenkapelle des Parnaß herab, perhorrescirte Dichtkunst und die Verzweiflung der strebenden Geister in der Nation, derer, welche nicht zur Masse gehören, und baute sich unten an in den Thalgegenden zwischen bürgerlichen Meiereien. Einige Tendenzen sind es, in die er sich blind gestürzt hat, gleichsam, als hätte er früher geschwankt in seinem Glauben, als müßte die zukünftige Excentrizität hier hinaus eine vorangegangene Einseitigkeit wieder gut machen. Man wird an Marat und Robespierre erinnert, an Männer, welche vor ihrer Herrschaft an Furcht und mangelnder Energie litten, und sich später, als sie zu jener gelangten, von dieser reinigen wollten durch ein Extrem, in dem sie sich selbst betäubten. Nirgends hat Menzel so populär und ausschweifend gesprochen, als in der siebenten Lieferung seiner Geschichte: hier ist es eine Parthei, der er seine hinreißenden Worte leihe, hier ist es ein Kranz von Bürgern, der ihn gaffend umstehe, dem er schmeichelt und ihm das Schwere leicht macht. Wir haben, um durch Bekanntes besser zu charakterisiren, den Tiersparti, und in Menzel seinen Propheten, seine Krone, seinen Düpin.

Die Partheilage in Deutschland ist folgende: Rechts die Doktrinärs mit ihren theils servilen, theils liberalen, mit ihren professorischen, genialen, leichten, schwerfälligen, besoldeten und uneigennützigen Bestandtheilen. Zur Linken der Tiersparti mit seiner konstitutionellen Einseitigkeit, seinen Protestationen, seiner parlamentarischen Förmlichkeit, der Tiersparti mit seinen Advokaten- und Nationalvorurtheilen, der Tiersparti mit seiner Verachtung Göthe's, seinen ungerechten Maaßstäben und bürgerlicher Selbstgenügsamkeit. Die dritte Parthei ist die, welche noch immer nicht Sitz und Stimme hat, die von beiden desavouirt wird, die das Freiste in der Verfassung, und das Genialste in der Kunst will, die ihre Zeitgenossen aus der fürchterlichen Zufriedenheit mit sich selbst aufrütteln und die Sitten, wenn nicht revolutioniren, doch emanzipiren möchte, die Parthei, welche aus der Zukunft einen Cultus macht, die Parthei der tabula rasa, die blasse, finstere Parthei des National, das sogenannte junge Deutschland. Bei den Ersten stehen, um die besten zu nennen, Steffens, Görres, Jarcke, Varnhagen von Ense u. s. w.; bei den Zweiten Rotteck und Menzel; die Dritten stehen nicht, — sie sitzen, was übrigens ganz in der Ordnung ist; denn wer die bestehenden Gesetze übertritt, soll nicht murren, wenn er auch nach ihnen bestraft wird.

Um die Kennzeichen des deutschen Tiersparti anzugeben, bedarf es nichts, als den Geist zu charakterisiren, welcher namentlich in den beiden letzten Lieferungen von Menzel's deutscher Geschichte herrscht. Ich gestand schon zu, daß er der vorzugsweise patriotische ist. O Vaterland, welch' ein süßer Klang! Muttersprache, du heilige Musik, welche jedem Ohre harmonisch klingt, und Jedes Zunge zum Instrumente zaubert! Unersetzlich sind die Gefühle, welche uns an die heimathliche Scholle binden, und erhaben ist jeder Schwur, den man am Heerde seines Vaterhauses ablegt. Unser Herz schwillt an, wenn wir wo des Vaterlandes Namen preisen hören, und die Anerkennung der Völker irgend einen Namen trifft, der in den lieben deutschen Wurzellauten und unsern geschmeidigen Ableitungswörtern spricht. Werden wir das Vaterland verrathen? Fluch dem Elenden, der das Thor der Thermopylen öffnete, und zwei hundert neun und neunzig Edle dem Tode opferte! Aber beleidigend ist jener Patriotismus, der, nachdem er am deutschen Charakter kein gutes Haar mehr gelassen hat, nachdem er aus jeder Lebensäußerung der Heimath den Michel aufstörte und noch immer neue Invektiven über seine Landsleute bereit hat, plötzlich wie aus Reue umkehrt und, wie von eigner Thorheit geschlagen, in ein patriotisches Wüthen ausartet, für das man keinen Feind hat, da ihn früher der Spott schon ganz vernichtete. Menzel's plötzlicher Patriotismus flößt Schrecken ein, und klingt fast wie eine Rechtfertigung, wie die Excentrizität eines Menschen, der alte Vergehen mit Schaam, Pönitenz und Selbstgeißelung gut zu machen sucht. Dieser Patriotismus macht uns schaudern; denn wo stehen wir denn? Wo sind wir denn hingerathen mit den Hoffnungen auf Verbesserung unserer Verhältnisse? Wo ist denn so schnell die Aufforderung hergekommen, Frankreich mit dem Fuße von uns zu stoßen und uns anzuklammern an unsre alten Erinnerungen und Buchenwälder? Macht Frankreich eine Zumuthung? Sehen wir die Cüstine mit klirrenden Säbeln, im revolutionären Dreimaster und den fremden Kokarden durch unsre Städte trotzen, und von Reunionen sprechen und transrhenanischen Republiken? O Ihr seid ganz unerträglich mit Eurer Praxis und Schlauheit, mit Eurer gesunden Vernunft, die zum Wahlspruche führt: „Nichts Neues unter der Sonne!“ Kehrt Frankreich seine rauhe, seine Fuchsseite heraus; dann wird die Zukunft nicht ohne helle Augen sein, und das Herz des Deutschen nie ohne Liebe zur Heimath; aber einer Umwandlung der Meinung, einer welthistorischen Urtheilsberichtigung, an der man früher selbst mitarbeitete, gegenüber, sind diese Beispielangaben aus alten Jahrhunderten herüber, diese Augenspiegelungen bestrafter Verräthereien von ehemals, ein Attentat auf die Hauptsache. Rechnet man dies hinzu zu der eigenthümlichen Zukunftsansicht Menzel's, welche wir neulich schon mit so schwerem Herzen mißbilligen mußten, zu seiner Vernichtungstheorie einer kannibalischen Menschheit, so erschrickt man, diesen hohen Geist auf einer ganz unwürdigen, materiellen und leidenschaftlichen Weltansicht zu finden. Keine Illusionen haben

zu wollen, das ist der glühende Moloch, dem Menzel morgen opfert, was ihm heute lieb und theuer war.

Die moralischen Prinzipien der Menzel'schen Geschichte betreffend, so braucht man, um sie schnell bei der Hand zu haben, nichts zu thun, als das Urtheil zu vergleichen, das in ihr über Göthe niedergelegt ist. Es ist jenes alte, unveränderte, vielfach angegriffene Urtheil, das keineswegs zugesteht, es habe sich nur im Interesse der Restaurationstaktik bis zu jener Ausschweifung verirrt, sondern hier recht mit einem Trumpfe wiederholt und dem Bürgersmann in's Maul geschmiert wird. Wie er sich brüstet, der steuerzahlende Krämer! Wie vornehm und selbstgenügsam er lächelt, der hochedelgeborne Wahlherr, der den Census aushält! Streiche nur wacker deinen Bauch, du tugendhafter Hausvater, du brauchst über das, was jenseits deines Horizontes liegt, ohne Sorge zu sein, denn sie ziehen dir das Hohe schon herunter, und machen dir das Geniale recht bequem, daß du dich in deinem moralischen Sorgenstuhle strecken kannst und ausrufen: Ich bin ein ganzer Kerl! Es sind die Giganten selbst, welche dir die Pfeife stopfen, und dich unterhalten mit Mährchen von Häuslichkeit, Patriotismus und hochherzigen Grundsätzen. Siehe, der Riese Menzel naht sich deinem Hofe, kratzt sich sauber den Koth von den Stiefeln draußen an der Thür ab, und tritt hinein, dich demüthig grüßend und findet die großen Metallknöpfe deiner Weste schön, Werthers Leiden aber nennt er ein niederträchtiges Buch. Das ist ein arger Ausdruck! Das ist ein Wort, was die Discussion aufhebt, und nur durch Pistolen rektifizirt werden kann. Warum ist Werther ein niederträchtiger Mensch? Weil er liebt? Weil er da liebt, wo keine Hoffnung ist? Weil er in Kleidern geht, wie sie 1770 Mode waren? Weil er die Residenz wegen ihres Übermuthes und aus Verzweiflung, daß man in ihm den bürgerlich Gebornen verachtet, floh? Weil er sich nicht auf der Stelle todtschießt? Oder weil er es überhaupt thut? Warum ist Werther ein niederträchtiger Mensch? Ich will es gleich sagen, weil er eine sanfte, weiche Seele ist, und im Jahre 1770 nicht hinging und beim Bundestag eine Petition wegen des 13ten Artikels einreichte. O Gott! Das wird von Menschen gefordert, welche über die von ihnen bereis'ten Länder blöde, maskirte und heraldische Berichte schreiben!

Ehre sei die Richtschnur männlicher Handlungsweise! Ehre sei der Demantschild, mit welchem sich der Jüngling wappne gegen die Divergenzen und Verlegenheiten seiner Entschlüsse! Der Stolze, der Hochherzige wird nicht immer glücklich seyn, aber immer unsere Achtung verdienen. Aber dies wackere Prinzip ist es, welches bei Menzel und dem Tierspartei in einen Terrorismus der Tugend ausartet! Der Tugend! Eines kalten, schroffen Stoicismus, der sich zwar keine Ausschweifung versagt hat, aber daran nur ging, als an das Thierisch-Gedankenlose. Dies bürgerliche Prinzip artet in jenes Wohlbehagen aus, das man empfinden kann, wenn man eine gesunde Frau, hübsche Kinder und sein jährliches Auskommen hat. Da ist dann nicht mehr die Rede von den geheimnißvollen Saiten, die in der menschlichen Seele aufgezogen sind, und die freilich alle verstummen, wenn sie eine bäurische Hand angreift. Das Poetische der Schwäche, die moralische Unentschlossenheit, die ganze weibliche Seite des menschlichen Geistes, die Göthe in so herrlichen Gedichten zur Anschauung gebracht hat, wird mit dem kurzen Ausdrucke Niederträchtig! angespien. Das eigenthümlich Tragische unserer Zeit und unserer Charaktere, das in seinem Schmerze zu suchen ist, wenn man für die Größe irgend einer Lage und Handlung nicht ausreicht, wenn man wie der Prinz von Homburg bei Kleist um sein Leben bittet, kurz das ganze dialektische Prinzip der Moral, das wenigstens der Künstler psychologisch tief zu zergliedern hat, findet bei'm Tierspartei kein Ohr. Er ist verheirathet, er zeigt auf seine runden, gesunden Kinder. O nehmt nur das, was Menzel in seiner deutschen Geschichte über Heinse's Romane und die Schlegel'sche Luzinde sagt! Wie rauh fährt der Nordwind seiner Rede über ganz südliche und zarte Situationen! Hier, wo weder etwas entschuldigt, noch angegriffen, sondern nur erklärt werden sollte, ist mit Ausdrücken, wie Schranken der Sitte, Göthe'sche Trivialität und dergleichen, gar nichts ausgerichtet. Ich verweise in dieser Rücksicht, die Meinung der jüngern G[illegible] auf meine so eben erschienene Vorrede zu Schleiermachers vertrauten Briefen, und wiederhole hier nur, daß es verrätherisch ist, über zweifelhafte Dinge von Leuten ein entschiedenes Urtheil abzugeben, die gar nicht in den Fall kommen, die mögliche Richtigkeit des Gegentheils auch nur zu prüfen. Von Haus zu Haus zu gehen, in weißen Kleidern, und den Philistern die Hand zu drücken, muß wohl zur Wahl ihres Herzens führen. Es ist wehmüthig, einen stolzen Geist so weit sinken zu sehen, daß er dem Pöbel schmeichelt.

Sonderbar durchkreuzen sich die Interessen der poetisch-politischen Jugend mit denen des Tierspartei, wenn von Nordamerika die Rede kömmt. Begeisterung für republikanische Regierungsform theilt der letztere nicht, auch Menzel ist ein aufrichtiger Monarchist. Und doch ist es nicht die Verfassung, die er Nordamerika zum Vorwurfe macht, sondern die fehlenden Musen und Grazien! Also da, wo Alles auf die Existenz und die bürgerliche Freiheit ankömmt, da soll plötzlich die Poesie eine Rolle spielen? Wahrlich, hier ist von Dupin der Sprung zur Frau von Stael nicht weit: hier fehlt wenig, daß die Phantasten nicht beginnen und Amerika schmähen, weil es ein neues, frischgetünchtes Land ist ohne „historische Anfänglichkeit", ohne Klostermauern und feudale Erinnerungen. Menzel scheut sich einzugestehen, daß er Amerika als Republik haßt, und verhüllt dies Geständniß unter die Blumen der Poesie.

Wir wollen frische Luft; Menzel sagt, Amerika hat keine Dome. Wir wollen natürliche, mit dem Schweiß der Arbeit gedüngte und von Gott gesegnete Landschaften; Menzel sagt, Amerika hat keine Gemälde. Wir wollen eine freie Discussion; Menzel sagt, die Nordamerikanische Poesie taugt nichts. Sein Literaturblatt wird charakteristisch durch die Schmähungen der transatlantischen Welt: aus Büchern über Amerika, die sich ihm zur Beurtheilung anbieten, zieht er nur die Stellen aus, welche Amerika in ein ungünstiges Licht stellen. Menzel behauptet, Nordamerika drücke die Sklaven; drücken wir nicht die Juden? Menzel sagt, Amerika sei egoistisch. Ich frage, wer gibt uns in Europa etwas? Das sind alles so vage Anklagen, die den rechten Zögling des Jahrhunderts kränken. Hier wird Menzel ganz so flach, wie eine Amerikanische Steppe, oder was eben so viel sagen will, wie Herr von Rotteck, der auch die Liebe zur Freiheit für ein Comödienspiel ansieht, und den Auswanderern Verwünschungen und vornehmes Achselzucken nachschickt.

Den Menzel'schen Widerspruch aber will ich lösen. Bei ihm ist die Poesie nur Geschmackssache, sie ist nicht Leben. Er interessirt sich nur für Gedichte oder Dichter, für das Vereinzelte und Individuelle. Er ist hingegeben dem poetischen Genusse und badet sich in etwas, was er von Außen her an sich herannimmt. Die Poesie ist ihm ein Sonntagskleid, ein Bratenrock, Zukost zum Schwarzbrod des Lebens. Bei uns aber läuft sie nicht so nebenbei. Sie ist unser Leben, was man auch nennen kann, unser Tod. Wir emanzipiren uns von der Sitte und Tradition und schaffen uns [illegible] heraus. Wir haben keine Schule und kein Vorbild; aber wir wissen, daß das, was wir ausathmen, Poesie ist. Hier noch Zerrissenheit, dort schon keimende Objektivität. Nach dieser Theorie, der Theorie der Natur, braucht Amerika keine Gedichte zu haben und kann doch poetisch sein. Und so ist es zuletzt gekommen, daß wir Göthe und die Freiheit mit einem und demselben Herzen lieben.

---

48) Damen-Conversationslexikon. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Zehn Lieferungen. Leipzig, Volckmar. 1834—5.

Wenn mir Einer sagt, wozu dies Buch dienen soll, so will ich ihm Dank wissen. Eine Dame, die sich unterrichten will, wird auch im Brockhaus'schen Wörterbuch das finden, was sie sucht; denn soviel ich gehört habe, soll das Brockhaus'sche Conversationslexicon in einem anständigen und keuschen Tone geschrieben sein. Was hab' ich davon, wenn ich in einer Gesellschaft von Damen über fürstliche Maitressen rede, und nun fußt eine Jungfrau darauf, die Kebse Christians II. von Dänemark zu kennen, und nennt sie immer Dyweke, da sie doch Dyveke hieß, und die Nachlässigkeit nur auf Rechnung der neuen Leipziger Sittlichkeitsbeförderer kommt. Das sind nun sogar noch Unrichtigkeiten, welche eine junge Dame in Verlegenheit bringen können!

Es schrillte ein Hohngelächter durch die Luft, als Carl Herloßsohn sich plötzlich Culotten anzog, und nicht nur den Anständigen, sondern sogar den Weiblich-Empfindsamen spielte. Er gab das Signal zu einer großen encyklopädischen Nothzucht seiner eignen laxen Grundsätze, und trat süß lächelnd, einen Blumenstrauß in der Hand, vor die schüchterne Jungfrau und züchtige Gattin. Er lächelte mit jenem faunenhaften, in nobler Gesellschaft ganz unzulässigen Lächeln, und spitzte den Mund, um einige schmachtende Phrasen von Weiblichkeit und zarter Minne zusammenzusüßen, und eine ganze Schaar von Kahlköpfen und ausgebrannten Vesuven that es ihm nach, indem sie zephyrleicht sich in die Lüfte heben. Diese geile Büchermacherei, diese üppige Industrie des Tages verdient die herbste Züchtigung, und mag es Freund oder Feind sein, so soll man sich dagegen erklären und diejenigen öffentlich schamroth machen, welche die Papierfluthen vermehren, und das Geld des Publikums, das besser auf die liegenden Gründe der Literatur, auf geniale Schriften verwandt würde, zu so fabrizirten Gemeinzwecken und ausgedachten Bedürfnissen heranlocken.

Ich kann nicht anders, als jeder gebildeten Dame von dem Ankauf dieser Encyklopädie abrathen. Ächte Bildung ist weder weiblich noch männlich. Im Reiche des Geistes herrscht kein Geschlecht. Eine Frau, die sich unterrichten will und welche geistreich genug ist, um den Ruf einer vorzüglichen Bildung aushalten zu können, wird nach den Büchern greifen, die sie eben den Mann aus den Händen legen sieht. Sie will die Wissenschaft und die Kunst nicht eigens für sie zubereitet, sondern will aus denselben Quellen schöpfen, die auch dem Manne offen stehen. Braucht sie eine Encyklopädie, so ist die Brockhaus'sche vorzüglich, und all die löblichen Buchhändler, welche mit diesem in die Schranken getreten sind, haben nur dazu beigetragen, die Achtung des Publikums vor der Würde der Literatur zu vermindern. —

---

49) Humoristisch-poetischer Rechenknecht. Vom Doktorandus D...c. Zerbst, Kummer. 1835.

Früher lehrte man Kindern das Buchstabiren an Lettern aus Pfefferkuchen: hier werden zum Kopfrechnen versifizirte Anekdoten benützt. Wir kommen noch soweit, daß Bücher über Englisches Maschinenwesen in fünffüßigen Jamben und die Grundsätze der doppelten Italiänischen Buchhaltung in Stanzen gelehrt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 103. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 1. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Er mußte sich losreißen, um Ordre zu pariren. Wir beschieden uns für den kommenden Morgen und bemerkten jetzt erst, daß Aurelie davongeschlichen war, um uns ungestört dem Genuß des Wiedersehens zu überlassen. Ich begleitete den Freund bis zu seiner Wohnung, ohne von Aurelien mich beurlaubt, — aufrichtig gestanden, — ohne im Augenblick an sie gedacht zu haben. Die ganze Vergangenheit erfüllte meine Seele mit tausend Bildern und Gestalten. Ich sann und sann, wie ich den Freund seiner jetzigen Lage entreißen, dem Vaterland in einem würdigeren Treiben wiedergeben könnte. Damals leuchtete mir noch nicht ein, daß das würdigste Treiben jedes Menschen das ist, welchem er sich am vollkommensten gewachsen und mit ganzer Seele geneigt fühlt. Brütend und trällernd eilte ich in mein Zimmer, zog mich aus, legte mich zu Bett und begann zu lesen, um bald einzuschlafen. Der Teufel selbst kann mit Göthe's Faust in der Hand nicht einschlafen. Bald war auch der Freund vergessen und ich selbst fühlte mich ein Faust, dem Mephisto gegenüber.

„Lebst du noch?“ säuselte eine Stimme in mein Ohr.

Aurelie! — Der Faust flog in den Winkel, ich aus den Federn an ihren Hals.

„Unanständiger, unartiger Mensch!“

Engel, göttliches Weib!

Sie war dicht in den dunkeln Reisemantel gehüllt, ihre Locken flogen in freien Ringeln umher, ihr Auge schwamm auf schmerz- und lustbewegter Woge schaukelnd auf und nieder. Rasch und gewandt brach ich die Schaale, warf sie bei Seite und preßte den süßen glutbebenden Kern an mein liebeklopfendes Herz.

„So schnell konntest du mich ganz vergessen? Weißt du, daß es mir Thränen gekostet?“

Kindisches Wesen! Der Taumel der Freude des Wiedersehens, die Überraschung; — es war der liebste Freund meiner schönsten Jahre.

„Ei, ich entschuldige dich vollkommen, ich hätte dich weniger lieb, wenn dein Herz kälter für die Freundschaft schlüge; dennoch grämt und schmerzt es mich, daß irgend etwas in der Welt sei, was mich auch nur für Augenblicke aus deinem Herzen verdrängen kann.“

Verdrängen? Nimmermehr! Nur für Momente dich meinem Auge verbergen, eine Sonnenfinsterniß hervorbringen, welche nur Thorheit und Aberglaube für eine böse Vorbedeutung halten können!

„Frevle nicht! Nenne nicht alles Thorheit, was unter oder über deinem Verstand liegt; schilt nicht alles einen Aberglauben, was dein Gefühl nicht berührt, dein Herz nicht erschüttert, bildlos an deiner Phantasie vorübergeht, deinem Unglauben gegenüber alle Form und Gestalt verliert, als unförmlich erscheint. Solcher Verstandesdünkel macht kalt und schroff und herzlos und irreligiös. Es ist der Fluch unserer Zeit, daß sie ohne Unterschied Alles der Gerichtsbarkeit des anatomirenden und mathematisch sondernden Verstandes unterwerfen will, selbst das Erhabenste in den Wirkungskreis des gemeinen Verstandes herabzieht.“

Also soll wohl der Verstand ewigen Feiertag hal-

ten, die Hände in den Schooß legen und den Frau-Basen Gefühl und Empfindung, die Haushaltungssorgen der Welt überlassen? Die Intelligenz wäre verliehen und gebildet, damit sie die Augen zudrücke und blind durch die Jahrhunderte fortschreite, um der Dummheit und Schlechtigkeit nie hindernd in den Weg zu treten?

„Wer solches im Ernst fragen kann, beleidigt sich selbst und erklärt zugleich den, welchen er fragt, für einen Dummkopf. Heißt es, dem Menschen den Gebrauch der Sinne untersagen, wenn ich ihm zurufe: Freund, gebrauche nicht die Nase, um die Wonne der Musik zu genießen, nicht das Ohr, um den Balsamduft der Blüthe zu athmen, nicht dein Auge, um die Süßigkeit einer Ananas zu schmecken, nicht deinen Gaumen, um die Schönheit einer Landschaft zu bewundern? Heißt es dem Menschen den Gebrauch des Verstandes verwehren, die Kultur des Verstandes verpönen, wenn ich den Verstand mit seinen Forschungen, Übungen und Operationen auf den ihm von Natur angewiesenen Wirkungskreis, auf das ewig unübersehbare, gränzenlose und unergründliche Gebiet anweise; wenn ich darauf zu ewigem Fortschreiten und Streben und Höhersteigen ihn ermuthige?“

Also — ha, ha, ha! für den Verstand ein „bis hieher und nicht weiter!“ Marksteine und Gränzpfähle, Censur! Ist dies dein Liberalismus und Protestantismus, so wäre dir besser, du wärst politisch und religiös eine alte Erzspanierin geblieben. Voilà donc madame l'ancienne, die Napoleonistin, welche wie ihr Abgott gegen politische Gesinnung und Handel einen Kordon von Gensd'armes und Douanen zog, — und gegen den Verstand einen Pferch aufrichten will, innerhalb dessen das arme Schäfchen Verstand sich bewegen darf, aber springt es darüber hinweg, so wird es vom allezeit lauernden Wolf gefressen! Religion ohne Verstand, also starren Papismus, hirnkranken Mysticismus, oder die lahme Achselträgerei des Supernaturalismus? Glück auf! aber ich nehme keine Kuxe.

„So bitter, mein Verstandesjünger, so absprechend und despotisch, mein Freiheitsheld, so herb und beißend, mein edler Philanthrop, so unfehlbar, mein kühner Gegner papistischer Unfehlbarkeit? Trink Zuckerwasser, mein Freund, ein Ansatz von Hochmuthsrausch benebelt euch alle. Möchte dieß immer unangefochten bleiben, wenn nur euer kühler, nüchterner, hohler Rationalismus nicht so verderblich und schauerlich auf die Menschheit wirkte.“

Weib, Seherin von Prevorst — bist du bei Jesuiten in die Schule gegangen, selbst ein Jesuit geworden? Oder — drücken dich deine Sünden jetzt schon darnieder; ist es wahr, daß ihr in Spanien so früh altert? — neigt sich die lebenglühende Andalusierin schon zur — Betschwester hin?

„Pfui, Verstand! — Bei der Sache geblieben. Blicke in mein Auge, drücke mir die Hand, umschlinge mich, laß deinen Mund ruhen auf meinen Lippen. — Nun, Freund Verstand?“

Göttin der Liebe! (Forts. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Eine andere Abtheilung der Museen ist das Ägyptische, welches aus den Ergebnissen der Reise des General Minutoli und dem Ankauf der Sammlung des Herrn Passalaqua entstanden ist, mit welchen man schon vorhandene Einzelnheiten verband. Auch an dieser schönen Sammlung haben Neid und Mißgunst vielfach genagt: man warf ihr vor, daß die besten Sachen der Passalaquaischen Sammlung in Paris schon verkauft waren, daß man den Rest sehr theuer erstanden und den Verkäufer Passalaqua, der ein jüdischer Handelsmann aus Triest sein sollte, der damit spekulirte, obenein zum Direktor mit 1000 Rthlr. Gehalt gemacht habe und dergleichen mehr. — In der That bietet diese Sammlung wenig grade Auffallendes, was auch andere Museen hätten, allein sie ist sehr reich an Mumien, Grabsteinen und andern Dingen, die doch auch von Werth sind. —

Außer den großen kgl. Sammlungen haben hier viele kunstsinnige Privatmänner oft sehr ausgezeichnete Sammlungen. So sind, für ältere Gemälde, die Sammlungen des Bankiers Wolf und der Grafen Redern bekannt; für neuere, die des Bankier Wagner, auch Se. kgl. Hoheit der Kronprinz und Se. Majestät selbst besitzen durch Ankauf viele gute Sachen, namentlich aus der Düsseldorfer Schule, die besonders in Gunst steht, und diese auch verdient.

Es ist sehr erfreulich, daß der lebendige Antheil, welchen die Gebildeten stets in größerem Maaße zeigen, so vortreffliche Früchte trägt, und der neue Kunstimpuls, welcher von Düßeldorf aus über Preußen gegangen ist, hat wahrhaft Wunder gethan. — Die Stiftung der Kunstvereine fast in allen Provinzen hat auf leichte Weise Mittel gegeben, junge, talentvolle Künstler, nicht wie früher nach Brod gehen, oder vielmehr nach Brod betteln zu lassen, sondern deren Arbeit würdig zu schätzen und zu lohnen. In Berlin zählt der Kunstverein 20,000 Theilnehmer, was, da der Beitrag einen Friedrichsd'or beträgt, hundert tausend Thaler Geld beträgt, eine Summe, die, recht angewendet, sich verzehnfachen kann. — Wie wohlthätig die Rivalität der Düsseldorfer mit der Berliner, namentlich mit der Wach'schen Schule eingewirkt hat, wie überhaupt eine neue, junge Lebendigkeit und Kraft in die Maler dadurch gekommen, bewies am besten die Kunstausstellung des vorigen Jahres; die Wach'sche Schule hatte lange einen Ruhm und eine Schätzung genossen, die an die preußische Monarchie des Jahres 1806 erinnert. Sie saß auf ihren alten Lorbeern und der goldne Kranz blendete die Zeitgenossen, kaum aber traten die Düsseldorfer auf, so war es um sie geschehen. Schadow ward ein Napoleon der Kunst, und in zauberischer Unwiderstehlichkeit stürzten die alten, steifen, hochverehrten Götter nieder. Eine glühende Partheihitze bemächtigte sich Aller, man verdammte eben so blind, als man gelobt hatte, und nur ein kleines Häuflein alter weißgepuderter Herren, hielt, wie einst die Reste der ergrauten Stock- und Kammaschenhelden, zu den alten Fahnen. — Wach und seine Anhänger und Schüler, sammt den übrigen Berliner Meistern, repräsentirten die alte Zeit; ihre Bilder waren sauber, fleißig gemalt mit ängstlicher Genauigkeit, bis auf die gestickten Handschuhe der Damen, sie waren

richtig gezeichnet, es war Ausdruck darin und sichere, gute Farbentöne, allein es fehlte dennoch ein unbeschreibliches Etwas, es fehlte die Poesie, das innere, geistige Leben und die Düsseldorfer gaben dies in überschwenglicher Fülle und brachten dazu den glühenden Zauber des Colorits höher noch, wie ihn einst die Lombarden besessen, und wie ihn die stürmische Beweglichkeit unserer Zeit wieder hervorgerufen hatte. — Die Berliner waren jedoch durch ihre Niederlagen nicht muthlos geworden, der sinnende Geist des Norddeutschen schon verzagt nicht so leicht; sie bemühten sich, ihren Gegnern die Künste abzulernen, durch welche jene gesiegt hatten und gerade wie nach den Niederlagen gegen den großen Kaiser der Franzosen, Preußen sich in neuer Kraft erhob, indem es den Grundsätzen der neuen Zeit und seines berühmten Feindes huldigte, so geschah es in diesen Kunstkriegen. Die vorige Kunstausstellung gab schon Beweise eines eifrigen Fortschreitens, und die letzte stellte Bilder auf, die den Kampf mit den Düsseldorfern eröffnen konnten. So ist vorauszusehen, daß bei dem regen Verlangen und dem glühenden Eifer, die alte Herrschaft wieder zu gewinnen, sich für das nächstemal noch entscheidendere Schlachten bereiten, und — wenn auch der Sieg noch lange unentschieden bliebe, ja, wenn er niemals sich zu den Berlinern wendet, die Kunst kann nur dabei gewinnen. — Unfehlbar wird dieser Kampf ein heftiger und langer werden. Die Düsseldorfer, Schadow an der Spitze, und mit solchen Künstlern, wie Lessing, Sohn, Hübner, Bendemann u. s. w. versehen, die alle in der frischesten Jugendkraft blühen, werden stets den alten Meistern Berlins überlegen bleiben und haben nur die junge Generation zu fürchten, welche jetzt sich erst ausbildet. — Allein schon diesmal war das beste Genrebild aus Berlin, und mehre historische Gemälde stellten sich neben die Düsseldorfer, die sich vor den neuen Gegnern wohl in Acht nehmen mögen, um so mehr, als jetzt auch viele Unfähige und Mittelmäßige nach Düsseldorf strömen, als nach dem gelobten Lande, wo es Manna regnet und wo gebratene Tauben fliegen, und man ein großer Künstler werden kann, man weiß selbst nicht, wie? — Schwärmerische Köpfe wollen behaupten, daß wenn die veralteten Einrichtungen der hiesigen Akademie geändert würden, wenn darin die alte Pedanterie aufhörte, nach welcher jeder Schüler, er habe Talent oder nicht, sechs oder sieben Jahre auf die allermechanischste Weise zu Tode gehetzt und die Geniefunken möglichst erstickt werden, ganz andere Resultate kommen würden. Zur Erklärung solcher unverständlichen Reden muß ich Ihnen sagen, daß die Akademie drei Zeichnenklassen, eine Prüfungsklasse und eine Gypsklasse hat. Um von einer in die andere zu kommen, muß man sämmtliche Vorlegeblätter zur Zufriedenheit der Lehrer durchgearbeitet haben und dies währt regelmäßig sieben bis acht Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Das äussere Zeichen.

Die Landschaft ruht in stiller Feier,
Es deckt ein letzter Sonnenstrahl
Mit zartem, goldgewebten Schleier
Das kühle, abendliche Thal.
Die Sonne sinkt in's Reich der Schatten,
Und spendet so den Scheidekuß
An Berg und Thal, an Flur und Matten,
Die sie für heut verlassen muß.
Sie hüllen sich in Nacht und Düfte,
Erwarten froh den jungen Tag,
Und senden kosend durch die Lüfte
Ihm als Dank und Grüße nach. —

Beglückte Erde! Hochbeglückte,
Die du des Wissens sicher bist,
Daß, wie dir's auch die Nacht entrückte,
Doch stets dich neu und liebend küßt;
Wie hoch bist du vor dem Vermeinen,
Der stolz dein Herr sich dünkt, beschenkt!
Wer leuchtet ihm, dem bald Vergehnen,
Wenn ihn die Nacht der Gruft umfängt? —
Der Tod, was ist er? — Das Gerippe,
Das schaudernd uns der Schrecken zeigt;
Das Geist und Leib mit ehrner Hippe
Für ewig aus dem Dasein streicht? —
Ist er der Gott, der uns die Bahre
Zur Wiege der Vollendung macht? —
Erneut er nur das unlösbare
Geheimniß, das aus Schlaf und Nacht,
Durch Mutterschmerz uns einst geboren?
Ist Selbstfortzeugung unser Loos —
Ist jener Leib, zum Schmerz erkoren,
Im Tod ein neuer Mutterschooß?
Ist er der Schutz nur und die Hülle
Des Kerns, der, wenn die Reife drängt,
Als edle Frucht aus eigner Fülle,
Raumsuchend selbst den Kerker sprengt? —
Ist's so? — ist's so? — hier schweigt das Wissen,
Wo Wissensdurst am höchsten steigt,
Wo in des Glaubens Finsternissen
Die Zweifels Hyder giftig schleicht.
Wie glücklich bist du drum, o Erde,
Die du gewiß und sicher bist,
Daß dir, damit es Frühling werde,
Der Wintertod Bedingung ist. —
Die Sonne zwar kann auch erbleichen,
Und mit ihr kannst du untergehn;
Doch lehrt sie dich als äußres Zeichen,
Des Schöpfers innern Zweck verstehn.
Wo aber wird für jenes Leben,
Auf das der Mensch für Jenseits sich
Der innern Ahnung hingegeben,
Ein solches Zeichen sichtbarlich? — —
Was Ahnung, — Glaube! — Morsche Stütze,
An die sich nur die Schwachheit hält,
Und die schon bei dem Schein der Blitze
Des kühnern Geists in Trümmer fällt! —
In Trümmer, ja! und doch in Trümmer,
Worin, sobald sein Luftschloß schwand,
Der überkühne Geist noch immer,
Der Rettung letzte Zuflucht fand.
Und alles Heil, was da sich kündet —
Ein Ton ist's! — Liegt's im Tone nicht,
Seitdem man sich das Wort ergründet,
Das Zweifel weckt, und Zweifel bricht?
Du Wort: Vielleicht! — so vielverheißend,
Als Glaubensgrund und Zuversicht,
Wie kalt, wie qualvoll herzzerreißend
Bist du, wenn der Verstand dich spricht.
O! sieh, du Geist der ew'gen Wahrheit!
Es ringt ein Mensch, der glaubt und denkt;
O! einen Strahl nur deiner Klarheit,
Der dies „Vielleicht" des Schwankens sprengt,
O! send' ihm — — —
— Und mit mildem Lichte
Schwebt aus dem Strom der Mond empor,
Verklärt die Gegend zum Gedichte,
Das Nebelmeer zum Silberflor;
Und wie die frohe Heimath glänzen
Die Fernen durch den Schleier; mild
Und freundlich, wie aus Lilienkränzen
Der liebenden Geliebten Bild.
Da rauscht die Luft; die Wolken wogen,
Es blendet mich ein Strahlenschein,
Des Himmels Thor ist aufgeflogen,
Begeistert schau' ich tief hinein:
Der Seele Elemente gähren,
Die Nebel flieh'n, die ihn umgraut,
Und bei der Harmonie der Sphären,
Wird so der Gott im Busen laut:
Verblendeter! so kannst du fragen —
Wo sucht die Offenbarung nur, —
Liegt es nicht vor dir aufgeschlagen,
Das heilig wahre Buch: Natur?!
Ist denn die Stimme, die im Rollen
Des Donners und im Nacht-Orcan,
Die aus der Nacht, der ruhevollen
Und aus dem Sternen-Ocean,
Die aus der Berge Schacht verborgen,

Und aus des Waldes Stille spricht,
Und auf der Flur am Sabbathmorgen. —
Ist sie die ew'ge Stimme nicht,
Sie, die weit mehr dir das Gepräge
Der wahren Gottabkunft verleiht,
Als der Verstand, der fruchtlos rege,
Dem Raum nur gilt, Gestalt und Zeit?!
Er schweigt, wird er nach allem Erlauben
Zuletzt der Ohnmacht sich bewußt;
Doch sie, — läßt sie sich wohl betäuben,
Wenn stockt ihr Quell in deiner Brust? —
Und gilt dir als Gesetz hienieden
Ihr einfach: Ja! ihr einfach: Nein! —
So darfst du sicher und zufrieden
Mit Nein und Ja für Jenseits sein.
Bejaht sie: — wenn der Vorhang fällt,
Der mit dem Bahrtuch sich verflicht,
So sei's der Schluß vom Schattenspiele,
Und Zukunft, Dauer — sei Gedicht? —
Bejaht sie: — Preis gebrochner Herzen,
Wo Tugendwille nur gethront,
Und Preis für unverdiente Schmerzen,
Für Opfer, die Verkennung lohnt,
Und aller Preis für alles Mühen,
Das darum nur des Menschen harrt,
Weil er, ihn Allem vorzuziehen,
Durch Herz und Geist geadelt ward, —
Der Preis, der alle Prüfung krönet, —
Beginne, wenn von fremder Hand
Am Sarg die erste Scholle dröhnet,
Und ende — als ein Hügel Sand?? —
O! baue fest auf ihr Verneinen;
Denn wie dem Kind die Mutter wehrt,
Will Etwas ihm erreichbar scheinen,
Was reifern Kräften erst gehört:
So wehrt, sobald dein geistig Schaffen
Begehrlich seine Schranken bricht,
Mit mütterlichen Gegenwaffen
Die Stimme, die im Innern spricht.
Vernunft-Gefühl, dir angeboren,
Verbriefung aus der Ew'gen Hand,
Wodurch mit dir sein Bund beschworen,
Gebiert sie selbst erst den Verstand;
Und thut, wird er durch sie gehoben,
Spricht sie allein durch seinen Mund,
Als reinste sich der Ahnenproben
In Menschenwerth und Würde kund.
Als bei dem Sonnenniedergange
Der Zweifel in dir überfloß,
Als da zuerst am Bergeshange
Ein Streiflicht durch die Ferne schoß,
Und plötzlich dann mit einemmale,
So trostverkündend, ruhevoll,
Im Wiederschein vom Sonnenstrahle
Das Mondlicht durch die Gegend quoll:
Entquoll nicht dem Bewundrungsschauer,
Der da dein ganzes Ich durchflog, —
Entquoll ihm Wehmuth nicht und Trauer,
Daß er mit dir nicht die durchzog,
Die dir das Theuerste im Leben,
Und mehr dir, als du selbst, der gilt,
Und malte diese Trauer eben
Auf Mondes-Goldgrund nicht ihr Bild? —
Ließ dies dich das Symbol nicht sehen,
Daß, als nach ihm dein Denken rang,
Im Wechselwirken der Ideen,
Die im Gefühl von selbst entsprang?!
Nein! von Verstandessucht geblendet,
Verkanntest dein getheilt Gemüth,
Den Mond, der ihm zum Trost gesendet,
In gold'ger Welt als Sonne glüht.
Verkennt der Liebe Wunder-Walten,
Daß, so wie Tag aus Nacht entspringt,
Um schön'res Leben zu entfalten,
Den Tod für Ich und Du bedingt:
Verkennt es selbst trotz alles Segens,
Verkennt es trotz der Aehnlichkeit,
Die jede Spur ihm seines Regens,
Mit dem Gestirn des Tages leiht.
Denn, wem in Herzens tiefsten Räumen,
Ein süßes Bild die Minne bot,
Dem glüht in lenzbeschwingten Träumen,
Der Liebessonne Morgenroth;
Wem dann in wonnesamen Ringen
Des Daseins Adel kund sich thut,
Sei's im Genuß, im Selbstbezwingen,
Dem reift ihr Strahl als Mittagsgluth;
Und wenn der Geist, der so erhöhte,
Zuletzt der Erde Ketten bricht,
So zeigt sie ihm als Abendröthe
Das dunkle Thor zum ew'gen Licht,
Und führt ihn ein in's Reich der Geister;
Und drinnen schaut er tief gerühret,
Als Ursach nun und Herrn und Meister,
Sie, die als Wirkung ihn geführet,
Und ruft, daß uns ein Zeichen bliebe:
„Sie ist Er selbst: Gott ist die Liebe!" —

Albert Ludnow.

Buntes.

⁂ Ein arabisches Turnier. Sir Grenville Temple, welcher kürzlich Tunis und Algier bereiste, gibt uns folgende Schilderung eines maurischen Turniers, welches uns lebhaft an die Ritterspiele unserer europäischen Ritterschaft im Mittelalter erinnern: Der längliche Kampfplatz zeigt sich mit dichten Reihen von Zuschauern umgeben, welche mit übereinandergeschlagenen Beinen um den offnen Raum sitzen. Die besten Reiter des Stammes, hoch ragend auf den muthigsten Rossen, werden in die Arena geführt, und zwar mit größerer Pracht prunkend, als ihre Umstände zu gestatten scheinen, während die Rosse mit großen seidenen Satteldecken von verschiedener Farbe prangen, die bis auf die Erde reichen, und denen alter Ritter gleichen, wie man sie im Froissard dargestellt findet. Das Ritterspiel beginnt damit, daß einige Mauren ihre Pferde nach dem Schall der Trompeten und Pauken tanzen lassen, während andere ihre Flinten dicht vor den Ohren der stolzen muthigen Rosse abschießen. Andere stürzen in größter Eile längs der Reihe der Zuschauer vorbei, so nahe an deren Füßen, als sie nur immer können, ohne sie wirklich zu treten; tummeln dann und wann ihre Rosse, werfen sie auf den Hinterfüßen zurück und setzen in der entgegengesetzten Richtung ihre wilde Laufbahn fort. Es ist ein markerschütternder Anblick, denn jeden Augenblick fürchtet man, einen der Zuschauer oder gar ein Kind unter den Hufen der Rosse zerschmettert zu sehen, aber selten, fast nie ereignet sich solch ein Unglück, und Männer, Frauen und Kinder bleiben mit der größten Ruhe auf ihren Sitzen, einige gut ausgeführte Reiterkunststücke mit lautem Beifalls-Gejauchze begrüßend, während die Frauen dies mit dem gewöhnlichen aber unbeschreiblichen Schrei des immer wiederholten: lu — lu — lu — lu begleiten, das aus jenen Sand- und Staub-Wolken herausschallt, welche die ungestümen Renner hinter sich aufjagen. Drei oder vier andere, die scharfen Steigbügel in die Weichen ihrer unbändig-ungeduldigen Rosse stoßend, jagen jetzt längs der Arena hin, indem sie ihr Tebbier (Kriegsgeschrei) ausstoßen und ihre langen mit Silber verzierten Flinten um den Kopf schwingen, welche sie am äußersten Ende des Zaumes vor den Zuschauern losschießen. Andere fechten mit dem Schwert gegen Fußsoldaten, indem sie in engen Kreisen um ihren Gegner galoppiren, ihre Pferde plötzlich umwenden und dann nach der andern Seite im Kreise herumrollen. Ich weiß nicht, was am meisten zu bewundern ist, — die Thätigkeit und Geschwindigkeit des Rosses oder die des Reiters. Andere hängen sich im schnellsten Lauf über und heben, ohne im mindesten langsamer zu reiten, von der Erde einen Piaster oder irgend einen ähnlichen kleinen Gegenstand auf, welcher zu diesem Zweck hingelegt wird. Diese Spiele bilden unter Allen, die ich je gesehen habe, die fröhlichsten und angenehmsten Scenen, vermehrt durch das Flattern von vielen seidenen Sandjaks von den prächtigsten Farben, durch die lärmende Musik, das Geknall der Feuergewehre, das Kriegsgeschrei der Spieler und den Jubel der Zuschauer.

⁂ Der Fürst Pückler-Muskau, welcher sich seit einiger Zeit in Algier befindet, beschäftigt sich damit, daselbst Materialien zu einem Werk über diese neue französische Colonie zu sammeln. Er hatte auch eine Excursion nach dem Atlas gemacht, begleitet von Herrn Sabatly, Ordonnanzoffizier des Grafen von Erlon, (Sohn eines Mamelukenoffiziers der alten Kaisergarde), Herrn Haukman, (Major in Belgischen Diensten) und einer Eskorte von 4 Arabern. Die Expedition begann am 27. Februar und dauerte 7 Tage.

⁂ Die Statue des Phidias von Pradier ist in den Tuilerien aufgestellt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 104. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 2. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

„Was ist es, das aus meinem Auge in deine Seele blitzt? — hast du nicht schönere Augen schon oft gesehen? Was ist es, das aus dem Druck meiner Hand, aus der Berührung meines Leichnams mit einem Glutstrom dich durchbebt? — hast du nicht schon weißere, niedlichere Händchen gesehen, einen schöneren, edleren Bau bewundert? Was fesselt dich an meine Lippen, — was beseligt dich in meiner Nähe, was zieht dich unwiderstehlich zu mir hin? Das ist die Liebe, sprichst du. Wohlan denn, mein erlauchter Verstand, so erkläre, definire mir: was ist die Liebe, woher stammt sie, wodurch entsteht sie? Sinne nicht, grüble nicht; — es wäre umsonst. Die Äußerungen, die Folgen, die Erscheinungen der Liebe kannst du mit Worten erklären, niemals die Liebe selbst. Sie ist ein Geheimniß der Natur, das, in uns und mit uns geboren, durch alle Jahrtausende und überall sich gleichbleibend, die ganze Welt der Schöpfung umfassend, — auch unenträthselt mit uns stirbt. Was hilft es dir, wenn dein Verstand hundertmal dir sagt: es gibt schönere, bessere, klügere, liebenswürdigere Frauen als diese Aurelie? Du liebst sie doch vor allen. Was war es, was diese Aurelie gerade zu dir, dem wenigst schönen und glänzenden der jungen Männer, unwiderstehlich hinzog? Arme Stümper! An dem Alltäglichen schon scheitert die ganze Macht eures gepriesenen Verstandes, und ihr vermeßt euch, ihm unterordnen und von ihm abhängig machen zu wollen, was kaum dem Wortsinn nach und mit leeren Worten ihm erklärbar ist? Was ist Ewigkeit, Unsterblichkeit der Seele, Gott? Hat eine aller Erdensprachen eine genügende Erklärung dafür, und ihr wollt die Religion zur Sache des Verstandes machen? Ein kaltes philosophisches System, ein trockenes Moralschema, ein unfruchtbares Pflichtenlexikon wollt ihr der Menschheit als Religion aufklügen? Die Religion selbst erfrecht ihr euch zu einer Wissenschaft machen, als Theologie lehren, als Ketzerei verdammen, als etwas Positives berichtigen und debattiren zu wollen? Ihr verwechselt Kirche, Kultus, Disciplin, Religionslehren — mit Religion, mit jenem stillen, heiligen, unerklärlichen Zauber, der nur dem Gemüth sich selbst und alles Göttliche in süßen Räthseln offenbart, als ein nur dem Herzen hörbarer Klang des Unendlichen durch alles Endliche fortbebt, als unsichtbare Jakobsleiter in feierlich stillen Stunden Erde und Himmel verbindet. Evangelische Christen, Luther's Jünger, wollt ihr Rationalisten sein, indem ihr pompös in die Welt hinausschreit: Nur Gott ist Gott, und die Vernunft ist sein einziger Prophet! Evangelische Christen? Ihr läugnet das Evangelium! Lutheraner? Ihr verhöhnet euern Meister und die Grundveste all seines Wesens — den Glauben! Und was gebt ihr dafür? Eine stolze Doktrine, ein Modesystem, welchem die nächste Mode ein Ende machen wird.“

O Spanierin, Spanierin! Also wollte Luther eigentlich Alles beim Alten lassen, mit dem einzigen Unterschied, daß die Geistlichen fortan andere Kleider trügen und andere Titel führten?

„Ja und nein! Luther wollte läutern, das faule

Fleisch der Unvernunft, das Schmarotzerwesen ultramontanischen Pfaffenthums von dem gesunden Körper lösen, daß er gesünder und blühender gedeihen könne. Vernunft und Glauben stellte er als Zienswächter an das Allerheiligste und gab als kräftige Schutzwaffe die Bibel in die Hand. Aber jetzt glaubt die Vernunft, des mächtigen Glaubens entbehren zu können, höhnend stieß sie ihn über die hohen Stufen hinab, prahlend gründet sie ein neues pomphaftes, stürmevolles Usurpationsreich, ein neues Pfaffenthum, eine kalte herzlose Despotie. Ihr Herz, den Glauben, hat sie von sich gestoßen; ihr Kopf muß schwindeln und Anfällen von baarem Wahnsinn verfallen, — endlich, völlig toll werdend, fragen: Wer ist der Herr? — Eure Vernunft hat den warmen, poetischen Bigottismus verdrängt, um den läppischen, kalten, öden Pietismus der Welt zu schenken. Gewonnen hat damit nur der Teufel!“

Umsonst waren alle meine Versuche, gegen die süße Lästerzunge nochmals zu Wort zu kommen, die plötzlich kindisch und kindlich Lustiggewordene wieder auf die Bahn der Vernunft zu bringen. Ihr Auge sprühte Funken, elektrische Glut entströmte ihrem Körper, Betäubung athmete ihr Kuß, sie lispelte und girrte im wonnigsten Rausch aller Sinne, der Traum der Seligen senkte sich auf uns herab; Blüthen, Melodien, Sonnenschein war Alles ringsumher. Wir schliefen ein.

16. Frauen und Engel.

Karl ließ am andern Morgen nicht lang auf sich warten. Er fand uns noch im süßesten Schlummer befangen und tobte uns mit bacchantischen Melodien auf dem Flügel des gestrigen Speisesaals auf. Aurelie war zärtlich, als hätten wir uns nie geküßt. Die Musik zuckte durch alle ihre Nerven mit neuem himmlischem Feuer. Wie süß träumt es sich in halbwachem Schlummer auf den Wogen säuselnder, seufzender, schmachtend anschwellender Melodieen, im Rausch schwirrender, sich selbst belebender und wonnig tödtender Akkorde!

Endlich mußte ich mich losreißen, ankleiden, den musikalischen Stürmer an seinem Flügel besuchen, und ihn bereden, zum Frühstück hinabzugehen, damit sie indessen in ihre Gemächer hinüberhuschen und ihr bleiches Mädchen zu anständigem Morgendienst berufen konnte.

Karl bekrittelte und bespöttelte die Bleichheit meines Angesichts und endete mit den Worten: „Wohl dir, wenn diese Bleichheit das einzige Übel bleibt, welches solchem Bündniß entspringt. Du staunst, daß ich, den dein Stoicismus früher stets vor Ausschweifungen warnte, dir jetzt als Sittenprediger entgegentrete? Ich habe dir den Vorsprung abgewonnen, ich bin ernst und tugendhaft geworden, ich habe geheirathet.“

Laut auflachend schrie ich: O die glückselige Frau!

„Das ist sie auch in der That. Liebe führte uns zusammen, Liebe hieß mir, der Vernünftigeren gehorchen, ihren Wünschen mich fügen, Glück und Freude im Glück meines Hauses suchen, im Lächeln der Mutter und unserer Kinder finden und stets schöneres Glück von der Zukunft erwarten. So leben wir noch glücklich, weil wir noch lieben und am Altar der Penaten freudig knieen. Du mußt heute mit uns zu Mittag speisen; meine Louise harret mit Sehnsucht, dich kennen zu lernen.“

Verheirathet? Du hast Recht, Karl, ja — ich will auch heirathen. Ja, ja, ich werde an Aureliens Seite ein ganz vernünftiger, ein wahrhaft glücklicher Mensch werden!

„Ob du solches gerade an ihrer Seite werden wirst und kannst, weiß ich nicht, da ich die Holde zu wenig kenne —“

Sie ist ein Engel!

„Frauen, ächte und rechte Frauen machen glücklich, selten vermögen dies die sogenannten Engel für die Dauer. Der Himmel bewahre mich, gegen das Glück deiner Zukunft prognostiziren zu wollen, aber die Erfahrung lehrt, daß Ehen, aus solchen stürmisch und unregelmäßig begonnenen Verbindungen entstanden, selten glückliche Ehen werden.“

Du bist ein Narr!

„Freilich; denn Kinder und Narren reden die Wahrheit. Geduld, Ferdinand, übereile dich nicht, du scheinst mir noch nicht reif zum Heirathen. Wie ich auf der Universität austobte, so tobst du wohl jetzt erst aus. Früh oder spät kommt diese Krankheit Jedem, gleich den Pocken. Übrigens glaube mir: Aurelie paßt nicht für dich zur Frau, selbst wenn sie, für den Augenblick sich selbst täuschend, solches glauben sollte. Wahrscheinlich würde sie niemals Pflicht und Ehre wirklich verletzen; aber gewiß deiner rasch aufflammenden Eifersucht, deinen mitunter despotischen Begriffen von Frauenpflicht und Herrenrecht täglich Veranlassung und Nahrung geben. Gewiß würde sie, wenn wahre Liebe zu dir zu anderm Leben und Gebahren sie vermöchte, unendlich verlieren von dem Nimbus, der jetzt ihr ganzes Wesen umstrahlt und dich bezaubert. Anders würde sie dir alsdann erscheinen und ihr schifftet unrettbar und peinvoll zwischen Charybdis und Scylla umher, während die Fata Morgana traurige und täglich traurigere Bilder euch vorgaukelten, bis — laß mich schweigen. Die Ehe ist kein Spiel und die Zukunft keine Bagatelle, die man im Rausch auf einen Würfel setzen soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

In neuer Zeit hat man die Prüfungs-Klasse errichtet, in welcher fähige Schüler aus allen Klassen nach Bestimmung der Lehrer oder auch auf eigenen Antrag geschickt werden, dort Prüfungsarbeiten erhalten, und, wenn sie bestehen, den weitern Unterricht überspringen, in die Gypsklasse versetzt werden, wo sie nach Gypsabdrücken zeichnen. — Dies je-

doch geschieht sehr selten, und gewöhnlich endet sich das Ganze, daß es in der alten, guten Ordnung bleibt. — Auf diese Weise, sagen die Gegner, werden dem jungen Künstler sechs Jahre und oft mehr von seinem Leben auf die unverantwortlichste Weise entwendet, und durch die Pedanterie alle seine Geisteskräfte gelähmt. Er nimmt die schlimmen Eindrücke seiner Jugendlehren mit sich, und wird es selten vermögen, sich zu einem eigenen feurigen Geistesschwung zu erheben, zu jener alle pedantischen Schranken verspottenden Kraft, ohne welche kein großer Maler sein kann. — Solche Reden führen diese Neuerer und bemerken dabei, daß es Zeichnenlehrer hier gebe, welche in eben so vielen Monaten, als der Schlendergang der Akademie Jahre gebrauche, ihre Zöglinge für die Gypsklassen reif machen; allein diese Unbesonnenen bedenken nicht, daß solche encyklopädische Bildung auch Früchte danach trage, daß nur in jahrelanger Geduld ein wahrer Meister erwachsen könne; daß ihr sogenanntes Talent, Genie u. s. w., gewöhnlich Leichtsinnigen angehört, die um so mehr zu der guten Ordnung gewöhnt werden müssen, welche seit Stiftung der Akademie besteht, und die Professoren, welche größtentheils in die schöne Kunstzeit Friedrich's des Großen hineinreichen, können sich mit vollem Recht nicht entschließen, Bestimmungen zu ändern, welche so herrliche Früchte getragen haben. Alles ist Effekt, sagen diese würdigen Herrn; es ist nichts Wahres und Tiefes mehr da, nichts Gründliches und Echtes. Ein blendendes Colorit versteckt alle Mängel der ungenauen Zeichnung, und oberflächlich, wie die ganze Zeit, ist ein solches Bild. — Kann man ihnen Unrecht geben, daß sie mit solchen Ansichten behalten, was sie haben? Ach, die gute alte Zeit des vorigen Jahrhunderts! Angelika Kaufmann, die unsterbliche Künstlerin, der Phönix deines Jahrhunderts, wo bist du, wo sind deine Nachahmer? Wo sind die zierlichen Miniaturgemälde, die holdseligen Reifröcke, die Allongenperücken, die vielen Bruststücke, die zarten Landschaften mit Daphnen und Urnen und holdseligen Schäfchen? Alles ist hinab, und das neue Geschlecht hat nur Lust zum Lachen über seine albernen Witzbilder, Donquixottiaden und Hundekomödien, oder es huldigt dem verkehrten historischen Genregeschmack der Franzosen, die ihre Manierirtheit so lächerlich darin zur Schau tragen. —

Mir wird sehr wehmüthig, mein theurer Herr, bei diesen Gedanken; erlauben Sie mir daher, mich für jetzt davon zu trennen und Ihnen einiges über unsere neuste Literatur zu sagen, doch werde ich kurz sein, eben weil wenig darüber zu reden ist. — Der ganze Buchhandel liegt hier in einer Lethargie, wie wohl seit lange nicht, und hieran ist ganz besonders die neue Richtung der Zeit schuld, die einen Funken in die Gemüther geworfen hat, der sie immer weiter von der Sitte der Väter in fremdartige Elemente führt, welche den socialen Verhältnissen, wie sie sind, den Untergang drohen. — Um den beklagungswürdigen Verirrungen vorzubeugen, welche daraus erwachsen würden, besteht nicht allein auch bei uns die Censur, sondern es ist auch das wachsame Auge eines besondern Committees vorhanden, das sogleich ein Interdict gegen die Bücher schleudert, welche einen schädlichen Einfluß erzeugen könnten. — Mit ausnehmendem Eifer hat dies Committe seine Thätigkeit durch lange Reihen von Büchern kund gethan, welche das Volk nicht lesen soll, und hierdurch hat sich zu gleicher Zeit festgestellt, wie zahlreich leider die Schriften sind, welche ein solches Verbot nöthig machen, und wie oft in Büchern, die man für ganz unschuldig hielt, Giftstoff ruhte, der nur den untäuschbaren Augen, man erlaube mir den homerischen Ausdruck, sich offenbarte. — Leider Gottes finden sich nicht immer Dankbare, welche diese so schätzenswerthe Wohlthat in ihrem vollsten Werthe anerkennen. — Wie wohlthätig ist aber eine Censur, wie die unsere, welche Jedem erlaubt zu sagen, was er Lust hat, nur nicht gerade manches, was verboten ist! Wenn man nicht von Politik reden will, wenn man sich nicht um Regierungssachen, Unruhen, die hier und dort vorfallen, oder was sonst im Lande vorkömmt und mit der Staatsverwaltung zusammenhängt, vorschnell bekümmert, so kann man schreiben was man will, kein Censor streicht einen Buchstaben. Man kann Witze machen, unangenehm werden, Schauspieler herunterreißen, anfallen und beißen, auf wen man es grade gemünzt hat, die Tagesliteratur Berlins liefert hierzu die schönsten Belege, wer sonst daran zweifeln sollte. — Manche der sogenannten Liberalen verwünschen diese Freiheit und stellen sich dadurch so recht eigentlich in ihrer wahren Blöße dar; denn nur das wollen diese Herrn, was mit ihren Ideen von Freiheit übereinstimmt, jene erlaubte Freiheit aber scheint ihnen fast eine unangenehme zu sein. — Die Behörde natürlich kehrt sich daran nicht, sondern geht von dem Grundsatze aus, in bürgerlichen Verhältnissen den Partheien keinen Zwang anzulegen, und so lange der Eine den Andern schimpfen will, ihn ganz ruhig schimpfen zu lassen, denn dafür ist das Stadtgericht und nicht der Censor, sollte jedoch es einem Patron einfallen, von Dingen zu sprechen, die außer seinen Kreisen liegen, und ihn nichts angehen, so wird man den vorlauten Menschen sehr schnell zur Ordnung bringen und das von Rechts wegen. — (Schluß folgt.)

Blücher.

Schlaget auf die alten Bücher,
Forschet in der Heldenschaar,
Ob wohl Einer je wie Blücher,
Wie der deutsche Blücher war!

Er ein Greis in Silberhaaren,
Spornte noch sein Schlachtenroß,
Bot, umwettert von Gefahren,
Trotz dem schmetternden Geschoß.

Fest die Faust am Rolands-Degen,
Tief im Auge Himmelsblitz,
Furchtbar, wie mit Donnerschlägen,
Brach er in der Feinde Sitz.

Hier ein Gott gerechter Rache,
Uns ein Schutz im Heiligthum,
Kämpft er für die große Sache,
Wie für Preußens Glück und Ruhm.

Drum auch schirmten Himmelsmächte
Ihn im Kampf, im Schlachtgewühl,
Als im blutigsten Gefechte
Unter ihm sein Kampfroß fiel.

Über ihn der Reiter Menge
Prasselnd fuhr wie Hagelschlag,
Er im Schwarm, im Pferdgedränge
Matt im Staub der Erde lag.

Roß und Mann ihn wild umhetzten, —
Barg ihn nicht ein Engel da,
Daß nicht Hufe ihn verletzten
Und kein Feind ihn liegen sah? —

Ja, ihm rufen Heldengeister,
Fingal ihm und Ossian:
Komm', du sturmerprobter Meister,
Wandle mit die Wolkenbahn!

Und so lang' noch wird geschwungen
Lanz' und Schwert in deutscher Hand,
Hallt's im Chor von deutschen Zungen:
Blücher! Gott! und Vaterland!

J. C. Nänny.

Musik in Frankfurt.

An Opern wurden wiederholt: Don Juan, Maskenball, Montechi und Capuletti, der alte Feldherr, des Adlers Horst. Neu war: Der Kerker in Edinburg (s. Phönix Nr. 100.) Den 8ten gab Herr Vimercati ein zweites Concert auf der Mandoline, statt des Orchesters von dem Pianisten Rosenhain unterstützt. — Die Mandoline gehört in das Geschlecht der Laute oder Cither, die Anfangs, wie die ursprüngliche Lyra (Tetrachord), nur mit 4, und nach und nach mit immer mehr Saiten bezogen ward. Die Laute reicht bis in die graueste Ritterzeit hinauf, wurde aber erst zur Zeit der Kreuzzüge allgemein. Die Minnesänger, die schwäbischen Dichter, die Troubadours bedienten sich ihrer. In Spanien und Italien nennt man sie Mandoline (eigentlich Mandora oder Testudo minor.) Laute, Cither oder Mandoline werden vermittelst eines Federkiels, Hölzchens oder eines Fingers der rechten Hand gespielt. Die heutige Guitarre ist eine neuere Construction davon. Herr Vimercati leistet das Unglaubliche auf diesem an und für sich ganz tonarmen Dinge, daß er zum Solo-Instrument erhebt, mit bewunderungswürdiger Fertigkeit, und, was noch weit mehr sagen will, mit Geschmack behandelt. Und dennoch ist das Alterthümliche, das in Ton- und Spielart dieses kleinen Instruments liegt, nicht ganz zu verwischen, so daß man sich unwillkührlich hinauf phantasiert in jene Kinderzeit der Musik, da noch Enthusiasmus für das Ritterwesen und religiöse Schwärmerei Dichtung und Gesang zur Darstellung der Gefühle machten. — Den 9ten. Barbier von Sevilla. Herr Kugler vom Königstädter Theater in Berlin sang den Almaviva als Gast. Herr K. besitzt eine ächte Tenorstimme, ein volles Falset, und die Art, mit welcher er diese Mittel gebraucht, zeigt von musikalischen Kenntnissen. Der systematische Gebrauch solcher Kenntnisse muß dieser Stimme noch mehr Fülle und Biegsamkeit, dem Falset mehr Verbindung mit den Brusttönen, den Passagen mehr Rundung und dem Worte mehr Deutlichkeit geben. Wie ich höre, ist Herr K. noch Neuling auf den Brettern. Dann war es gefährlich, in Frankfurt die Erstlinge eines solchen Flugels zu probiren. An unserer kritischen Sonne (!) hat schon mancher Veteran sich die Flügel versengt. Jedenfalls sind aus diesem Versuche glückliche, der Aufmunterung würdige Anlagen zu erkennen. Bei dem gefälligen Aeußern dieses Sängers wird die dramatische Fortbildung leichtes Spiel haben. Kapellmeister Gläser hat die Parthie des Knaben in Adlers Horst für ihn geschrieben. Diese Rolle wäre in jeder Beziehung das für Herrn K. gewesen, was man im terminus dramaticus „dankbar" nennt. 7.

Buntes.

*** Seit der zwei letzten Jahre, ist, veröffentlichten statistischen Angaben zufolge, im ganzen Umfang des vereinigten großbritanischen Inselreiches die Zahl der Verbrecher im Abnehmen, dagegen schätzte man im vorigen Jahre die Zahl der im Zustand der Trunkenheit ergriffenen Individuen auf 19,779, worunter 7,100 Liebhaberinnen berauschender Getränke! Unter 64,269 Personen, welche vor der Polizei standen, waren 22,505 weiblichen Geschlechts. Im Ganzen war die Zahl der Angeklagten um 13,274 geringer als im Jahre 1832. — Ach, könnte man doch hoffen, daß eine solche Verminderung von Jahr zu Jahr in geometrischen Progressionen vorschritte! Leider bleibt dieser Wunsch wohl stets nur ein humanistischer Traum! Eins aber läßt sich — statt daß man solchen goldnen Träumen im unthätigen Dämel nachhängt, denn doch erzielen, und man soll's; nämlich: streben, daß den Quellen des Verbrechens entgegengearbeitet werde, — auf allen Wegen. — England bringt meine Gedanken nach Deutschland. Hier zu schaffen (nicht um Bürgerkronen zu erhaschen, nein, um sich am Ende des Lebens sagen zu können, daß man nicht umsonst gelebt habe), ist nicht blos Sache der Justiz und der Polizei, nicht blos Sache der Kirche und der Schule; es ist auch Sache der Schrift und des Schriftstellers!

Ihr braucht dem Volk die Moral nicht als langweilige Reflexion, als Butter auf sein Schwarzbrot zu streichen; nein, aus dem ächten Korn frisch backt ihm gesunde Kost; verbannt nicht blos die gemeine Gemeinheit, nein, auch die noble, und die besonders, von der Bühne, aus dem Roman, aus der Broschüre; stäupt den Drehorg'ler mit Ruthen aus, der einen Haufen von Jungen und Mädchen durch ein Zotenlied versammelt, schickt das Ballet in's Spinnhaus. Ich bin wahrlich weder ein Quäker, noch ein Kapuziner; aber dürft' ich schaffen, ich wüßte, was ich thäte. Daß die besten und heiligsten Ideen verrosten müssen, ist die kleine Tragödie, die wir leben müssen. Ob ein Egoist uns darüber verlacht, und als moralische Träumer von seinem Lotterbett aus über die Achsel ansieht, — das ließe sich, da man noch sein eignes Herz hat, allenfalls noch tragen!

*** Die Herzogin von Escars läßt zu Rom eine Statue der Jungfrau von Orleans aus Carrarischem Marmor verfertigen, 5 Fuß, 2 Zoll hoch, welche sie als Preis für jene Stadt Frankreichs bestimmen will, die sich in einer (bis jetzt noch nicht näher bezeichneten) Haupt- und Cardinal-Tugend als Muster auszeichnen wird.

*** Ein Haifisch als Kläger. An dem Admiralitätshof von Jamaica erzählt man folgende Geschichte eines Haifisches, durch den ein feindliches, für neutral gehaltenes und mit falschen Papieren versehenes Schiff verrathen und eine gute Beute ward. —

Im Jahr 1799 ward Lieutenant Whylie von dem Befehlshaber der Station Jamaica beordert, in Gesellschaft eines kleinen Begleitungsschiffes, Abergavenny unter Lieutenant Fitton, in der Monna-Passage zu kreuzen. In kurzer Zeit reisten sie zusammen ab und den andern Tag, bei Windstille, bemerkte Lieut. Fitton an der Südseite St. Domingo's einige Haifische. Er warf ihnen ein Viertelpfund Schweinefleisch zu und als er die Angel wieder heraufzog, hatte sich der größte Hai gefangen. Nachdem man ihn auf das Verdeck gebracht, befahl Fitton, ihn zu öffnen, um das Schweinefleisch, das wahrscheinlich noch unverletzt war, ihm wieder abzunehmen. Bei Verfolgung dieser Operation ward ein Pack Papiere, mit einem Bindfaden umwunden, gefunden. Ihr Inhalt bezog sich auf die Schiffsladung; sie waren von einem feindlichen Hafenplatz aus gezeichnet. Einer jener Briefe fing mit den Worten an: Der Ueberbringer dieß, mein lieber Freund Mr. C. Schultz, Supercargo der amerikanischen Brig Nancy, wird Euch dieses einhändigen. — Eine Stunde darauf näherte sich der Sparrow und sein Lieutenant Whylie kam an Bord des Abergavenny, um mit Fitton zu frühstücken. — Da kam es nun heraus, daß Whylie während ihrer Trennung ohne Argwohn eine amerikanische Brig angehalten habe. „Hieß sie nicht Nancy," fragte Fitton; — Whylie war wie vom Donner gerührt, — „und hatte sie nicht einen Supercargo Schultz von Baltimore?" „Der Teufel," schrie Whylie, „wer hat euch dieß verrathen?" „Niemand," erwiederte Fitton, „aber dieser bedauernswerthe Freund (auf den Hai deutend) brachte, nachdem er durch Schweinefleisch des Todes verblichen, die vollständigste Kundschaft von Eurer Brigg."

Es zeigte sich hernach, daß die Feinde durch diese falschen Papiere vor Whylie ihre Neutralität behauptet hatten, daß die wahren Dokumente, über Bord geworfen, von jenem Hai verschlungen wurden, und durch ihre Autorität ward das der Nancy zur Beute bestimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 105. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 4. Mai.

Einige Bemerkungen über den Verlauf des Nilstromes, dessen periodische Ueberschwemmung und die dabei Statt habende Schlamm-ablagerung.

Vorgetragen in der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, am 3ten Mai.

Von
Dr. Eduard Rüppell.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche uns das Studium der afrikanischen Länderkunde lehrt, ist das dem Nilstrome eigenthümliche langsame und progressive Steigen seiner Wassermasse während des Verlaufs mehrerer Monate, das eine geraume Zeit lang anhaltende Erhalten derselben auf einer gleichförmigen Höhe, und der dabei Statt habende Schlammniederschlag, so heilbringend zur Befruchtung des überschwemmten Landes; sämmtlich Begebenheiten, die sich alljährlich mit der nämlichen Regelmäßigkeit wiederholen. Um die riesenhafte Anschwellung des Stromes zu erklären, gebar die Phantasie der alten Philosophen die ungereimtesten Hypothesen, bis endlich die genaue Kenntniß der periodischen Regengüsse in einem Theil der Aequator-Zone während einer gewissen Jahreszeit den natürlichen Schlüssel zu dem Anschwellen der aus jenen Regionen abfließenden Gewässer gegeben hat. Die Bestandtheile des durch den Nil abgelagerten schwarzen Schlammes lehrten chemische Analysen genau kennen; auch das Quantum desselben, welches im Zeitlauf der Jahrhunderte in den verschiedenen Gegenden des Ufers seit einer bekannten Geschichtsperiode angehäuft wurde, haben uns die Gelehrten, welche Napoleons ägyptischer Invasion beigesellt waren, mit der wünschenswerthesten Genauigkeit mitgetheilt. Aber woher entstehet dieser Schlamm, der unerschöpflich mit jeder neuen Überschwemmung die Nilufer gemeinschaftlich mit dem Flußbette erhöhet, und durch welchen nach und nach die mitunter sehr beträchtlichen Distrikte fruchtbaren Erdreichs längs des ganzen Flußufers, ja selbst die weite Fläche des ägyptischen Delta gebildet wurden? Woher kömmt die große Regelmäßigkeit in dem progressiven Steigen der Wassermasse zur Überschwemmungszeit, welche den andern afrikanischen Strömen zu mangeln scheint? Dieses waren bis jetzt unbeantwortete Fragen, über welche einige Aufklärung zu erhalten, mir mein verlängerter Aufenthalt in Abyssinien Gelegenheit verschaffte. Ihre Mittheilung ist der Zweck gegenwärtigen Vortrags, den ich mit einer allgemeinen Beschreibung des Nilstromes beginne.

Der ägyptische Nil entstehet bekannter Maßen aus der Vereinigung von drei Hauptströmen. Die zwei beträchtlichsten fließen bei Kardum unter'm 15½ Breitegrad zusammen, und von ihnen kömmt der westliche, Bahher el Abiad oder der weiße Fluß genannt, von Süd und Südwest her, aus zur Stunde den Europäern noch unbekannten Ländern und Quellen; er wird bei Ptolomäus schlechtweg Nil benannt, ein Wort, womit jetzt, und vermuthlich auch in älterer Zeit, die Uferbewohner den Überschwemmungszustand des ganzen Stromes bezeichnen. Der östliche Hauptstrom, Bahher el Azrak oder der blaue Fluß benannt, ist der Astapus der alten Schriftsteller. Er entspringt in der Provinz Agow, an der Westgränze von Abyssinien, aus welchem Lande er in spiralähnlicher Krümmung abfließt, um dann in nordwestlicher Richtung seinem Rivalen zuzueilen. Der dritte Hauptcontribuent des Nils ist der Atbara-Strom, der Astaboras der Alten; er kömmt theilweise von den abyssinischen Schneegebirgen der Provinz Simen, wo noch eine seiner Verzweigungen Ataba heißt, während eine andere, etwas beträchtlichere, den Namen Tackazé führt, welcher als der vorherrschende in Abyssinien für diesen Strom gebraucht wird. Seine vorzügliche Abflußrichtung geht nach Nord und Nordwest, bis er sich unter'm 17½ Breitegrad bei Damer mit dem Nil vereinigt.

Vor der Excursion, welche meine Jäger im Jahr 1824 in einem Boote, während einer Strecke von 60 Wegstun-

den, den Bahher Abbiad oder weißen Strom aufwärts machten, besaß man in Europa gar keine auf directe Beobachtung gefußte Kunde über diesen Strom, den Cailliaud nur bei seiner Vereinigung mit dem Bahher Asrak oder blauen Strom gesehen hatte, obgleich er als Haupttitel auf seine Reise in Afrika „Voyage au Fleuve bl[illegible]“ setzte. Meine Jäger machten mir damals über den Bahher Abbiad die wichtige Mittheilung, daß die in seinem Flußbette enthaltene Wassermaße mit derjenigen des Bahher Asrak in gar keinem Gleichheitsverhältniß stehe, indem erstere die letztere in dieser Beziehung wohl 6- und mehrfach übertreffe; *) daß außerhalb der Regenperiode das Wasser des Bahher Abbiad in der Provinz Sennaar so zu sagen gar keine Stromung zeige**), und vielmehr einem großen stagnirenden See gleiche, dessen Niveau theilweise eben wegen seiner Ausdehnung zu Anfang der Regenzeit weit geringer steige, als sein Verbundeter, der Asrak-Strom, bis endlich plötzlich gegen das Ende des Monats Juli seine ganze Wassermaße oft in wenig Stunden sich ungewöhnlich erhebe und auf dem erhöheten Niveau sich mehrere Monate erhalte. Dieses verspätete und plötzliche Anschwellen des Bahher Abbiad, das seinen unverkennbaren Einfluß durch ein rasches Steigen des Nilstromes, selbst bis nach Cairo zu außern pflegt, ist den Bewohnern längs des Nils sehr wohl bekannt, aber, wie es scheint, von den europäischen Reisenden nie beachtet worden.

Ich selbst theilte in meinem Reiseberichte nach Kordofan, indem ich dieser Thatsache erwähnte, die Muthmaßung mit, ob diese Anschwellung nicht eine Folge sei einer nur periodisch während der Fulle der Regenzeit Statt habenden Verbindung eines großen Binnensee's mit dem Bahher Abbiad, worüber ich freilich nicht die geringste directe bestätigende Auskunft besitze, worauf aber die von einigen Reisenden, wie Hornemann, Jackson und Barrow, eingezogenen Notizen, namentlich die Auskunft, die Sultan Bello an Clapperton ertheilte, anwendbar sind, so wie auch die von Strabo citirte Stelle des Eratosthenes, worin es heißt: daß der von Suden kommende Strom, indem er vom Bahher Abbiad spricht, aus großen See'n komme.

Die Beobachtung meiner Jäger über die gleichsam stagnirende Wassermaße des Bahher Abbiad außerhalb der Regenzeit, wurde sechs Jahre später durch Herrn Linant bestätigt, als er für Rechnung der englischen Regierung eine Entdeckungsfahrt auf diesem Strom versuchte, die ihn aber nicht viel weiter führte, als bis wohin meine Leute vorgedrungen waren. Eine der wichtigsten geographischen Fragen, die relative Höhe des Bahher Abbiad vergleichlich zur Meeresfläche durch Barometermessungen auszumitteln, hat weder Cailliaud, noch Linant, noch sonst jemand meines Wissens berücksichtigt; ich selbst aber war daran verhindert worden, indem ich im Jahr 1823 durch Plünderung zu Esne in Oberägypten meine beiden Barometer verlor, kurz, ehe ich die Reise nach Kordofan unternahm. Es bleiben in jenen Gegenden noch sehr viele interessante Beobachtungen der Ausdauer späterer Reisender vorbehalten.

Die Notizen über den östlichen Hauptarm des Nils, dem in Abyssinien entspringenden Bahher Asrak, sind ziemlich bestimmt durch die Berichte mehrerer europäischen Reisenden, und ich kann solche in mancher Beziehung vervollständigen und entwickeln. In der abyssinischen Provinz Agow unter'm 11. Breitegrad, in einem sumpfigen grasreichen Thale, von mittelmäßigen Hügeln umgeben *), entspringt nach den ältern Berichten von Paez und Lobo, die Bruce viele Jahre später bestätigte, der Hauptstrom Abyssiniens, von den Eingebornen Abai genannt. Nach einem wegen der verschiedenen Windungen beiläufig 25 Stunden langen Laufe ergießt sich der Strom in den großen Zana-See; da er in dieser Strecke nach Bruce nur zwei Wasserfälle bildet, und an mehreren Orten, wie z. B. bei der Vereinigung mit dem Dima-Strome **), viele Krümmungen in einem langen Thale macht, so kann der Abai in dieser Gegend seines Laufes nicht besonders starken Fall haben. Wenn nun nach meinen mehrfachen barometrischen Messungen die mittlere Höhe des Zana-See's 5800 französische Fuß über der Meeresfläche beträgt, so scheint es mir rein unmöglich, daß Bruce's Angabe von 9000 franz. Fuß für die absolute Höhe der Nilquelle in der Provinz Agow richtig sei. Da nun aber nach eben dieses Reisenden Barometermessungen die Höhe des Zana-See's auf 8000 Fuß angenommen wird, also um 2200 Fuß höher, als ich durch meine Beobachtungen ausmittelte, so bin ich geneigt, auch die Höhenangabe der Nilquellen um diese Summe zu verringern, und ihnen mithin nur eine absolute Höhe von beiläufig 7100 franz. Fuß einzuräumen.

Das weite Becken des Zana-See's, rundum kesselförmig von beträchtlichen Höhen umgeben, nimmt während der Regenzeit viele kleine Ströme auf; aber die Wassermaße, welche zu gewöhnlicher Zeit aus dem See mittelst des Bahher Asrak oder Abai abfließt, ist nicht sehr bedeutend. Bei der Brücke Deltei — die einzige, welche über den Nilstrom gesprengt ist, ungefähr 10 Stunden nach seinem Austritt aus dem Zana-See — schäumt die ganze Wassermaße unter einem einzigen, kaum 20 Fuß weiten Bogen in tiefem Felsspalt durch; letzterer ist beiläufig 70 Fuß tief; während der Regenzeit füllt ihn das Wasser nicht allein ganz aus, sondern es verbreitet sich auch auf dem Südufer während einer Strecke von 100 Fuß, und rauscht hier unter sieben andern Brückenbogen durch. Bei dieser Brücke und während des größeren Theils des Flußlaufs in der Provinz Godjam und Damot, bis nach Fazuglo hin, soll der Strom fortwährend in engem Bette über eine Verkettung von Felsmassen abstürzen, welches theilweise der Reisebericht von Fernandez bestätigt. Da der Flußlauf in dieser Strecke durch seine Krümmungen einen Weg von beiläufig 150 Stunden durchfließt, so glaube ich für den Fall des Stromes während dieses Laufs wenigstens 3300 Fuß annehmen zu müssen, d. h. 22 Fuß pr Stunde. Zu Fazuglo endet die Möglichkeit, den Nil zu beschiffen. Von dort bis Sennaar beträgt die Länge des Nilufers beiläufig 70 Stunden; der Fluß hat in dieser Gegend keine Katarakten, aber ziemlich viel Strömung, die ich zu 4 Fuß Gefälle pr. Stunde anschlage, oder 280 Fuß für die ganze Entfernung, eine Schätzung, deren wahrscheinliche Richtigkeit ich durch eine andere Berechnung zu belegen versuchen will. —

Der dritte Hauptzufluß des Nils, der in Abyssinien Takazé, in Nubien aber Atbara benannte Strom, entsteht durch die Vereinigung von drei Strömen. Zwei davon entspringen in der Provinz Simen, ziemlich nahe bei einander, zu beiden Seiten des hohen Berges Buahat, unter'm 13⅓ Breitegrad. Dieser Bergkamm ist, nach meiner barometrischen Messung, 12800 franz. Fuß hoch; die beinahe perenne Schneemaße seines Gipfels bildet die Hauptquelle des nach

*) Schon Bruce in dem Appendix der 2ten Ausgabe, Vol. 7, p. 105, sagt: der Bahher Abbiad sei mehr als doppelt so breit, als der Bahher Asrak; und ferner p. 106: „The Abiad is three times as big as the Nile.“

**) Eine bereits von Bruce bekannt gemachte Notiz (Vol. 7, p. 106): „The river scarcely can be seen to run.“

*) Bruce Vol. 3, p. 605: „Les montagnes que l'on voit de l'est à l'ouest en entrant dans la vallée, ont peu d'élévation.

**) Bruce, Vol. 3, p. 643.

Ost zu abströmenden Ataba, während das Wasser des westlichen Abfalles dieses Gebirgs sich in dem Bellegasfluß vereinigt, der erst nach Süden zu und dann gleichfalls nach Osten verläuft; beide vereinigen sich mit dem eigentlichen Tackazé, dessen Name die ihrigen verdrängt, obgleich sowohl die Wassermaße, als die Uferlänge des Bellegas vollkommen mit dem Tackazé rivalisiren dürfte; die Quellen des letzteren versetzt man, nach der Angabe des Pearce, nicht fern vom 12. Breitegrad.

Bei meinem zweifachen Übergang über den Tackazéfluß in den abyssinischen Provinzen Avergalé und Shiré, in einer geographischen Breite von $13\frac{1}{4}$ und $13\frac{3}{4}$ Grad, mittelte ich durch barometrische Messungen die absolute Höhe der dortigen Stromfläche aus, und erhielt für solche am ersten Orte 2900, an letzterem 2750 franz. Fuß. Der Tackazé, von Shiré aus bis zu seiner Vereinigung mit dem Nilstrome bei Damer, durchfließt eine Strecke von beiläufig 200 Wegstunden, während welcher er wenigstens in der zu Abyssinien gehörenden Landstrecke noch einen sehr bedeutenden Fall hat, so daß man wohl den Fluß-Niveau-Unterschied zwischen beiden Landschaften auf wenigstens 800 Fuß annehmen darf, welches beinahe gänzlich dem obern Laufe des Stromes zukömmt. Von der Stadt Damer stromaufwärts, bis nach Sennaar, durchfließt der Nil eine Uferstrecke, die man wegen der Windungen auf 125 Stunden Länge anschlagen muß; nur an zwei Orten ist das Flußbett in dieser Gegend mit Stromschnellen besetzt, aber sie sind so unbedeutend, daß keine von beiden die Schiffahrt zu irgend einer Jahreszeit unterbricht; ich sehe daher nicht ein, warum man für das Flußgefälle des Nils zwischen Damer und Sennaar mehr, als 250 Fuß anschlagen kann, so daß also der gewöhnliche Wasserspiegel des Flusses unter'm $13\frac{1}{4}$ Breitegrad bei Sennaar sich auf 2200 franz. Fuß über der Meeresfläche gleichstellen wird, wie ich solches in Folge meiner am Dembea-See gemachten barometrischen Messungen vorstehend abstrahirt hatte. (Schluß f.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

In unserm Buchhandel ist es allerdings sehr still, und ich könnte Ihnen auch nicht ein einziges Werk nennen, das in neuster Zeit das geringste Aufsehen gemacht hätte. Schlechtes und mittelmäßiges Zeug wie z. B. Berliner Nächte von einem gewissen Schauspieler L. Schneider, der auch eine Soldatenzeitung herausgibt, oder Seemanssagen von H. Schmidt, die nicht ganz ohne Talentspuren sind, findet sich dagegen häufiger. Von unsrer Tagesliteratur und den gelehrten und andern Gesellschaften spreche ich nächstens, nur jetzt noch einiges über Theater und ein paar andre Tagesneuigkeiten. —

In der Königsstadt ist, außer einer unbedeutenden Posse und einer Travestie der Vestalin: Julerl, die Putzmacherin genannt, das neuste große Lust-, Schau- und Trauerspiel der Madame Birch-Pfeifer, der Glöckner von Notre Dame, über die Bühne gegangen. Die Julerl ist eine Posse ganz im Wiener Geschmack, mit derben Späßen gewürzt und mit einigen artigen Liedern ausgestattet, durch deren Vortrag besonders Mlle. Beckaer sich Lob und Beifall erworben hat. — Das Ganze jedoch ist ziemlich schaal und gewaltig albern, wenn es nicht durch das gute Spiel so ausgezeichneter Komiker, wie die Königstädter Bühne besitzt, gehalten wird. — Das große Kunstwerk der Madame Birch-Pfeifer dagegen ist vortrefflich, ja es übertrifft noch den Hinko, es reißt hin und bezaubert durch seine erhabenen Theatereffecte und die Berliner gehen hin um zu staunen. — Wie immer, so hat man auch diesmal den würdigen Direktor des Theaters zu verläumden gesucht, und ihm aufgebürdet, daß er den Glöckner von Notre Dame durchaus nicht habe behalten konnen, sondern jetzt Jeden frage, ob er schon das Glöcklein von Rotterdamm gesehen habe, das sei ein Prachtstück u. s. w. Die Kritik hat sich freilich nicht gleich günstig darüber ausgesprochen, und Manche haben sogar behauptet, es sei ohne allen innern Zusammenhang zusammengewürfeltes Zeug, welchem sogar das Theatergeschick fehle, welches sonst wohl die Stücke der Madame Birch-Pfeifer hatten, sogar, daß er nicht wie der Roman Viktor Hugos mit dem Galgen, sondern mit einer Hochzeit endet, hat man der Künstlerin zum Vorwurf gemacht, und geradeaus erklärt, daß sie einer Aufgabe wie diese, durchaus nicht gewachsen sei. — Ich denke jedoch, daß dies letzte ein großes Lob enthalte, denn sich an Großes zu wagen, zeugt schon von Seelenstärke, und einen Stoff benutzen, der nach Aller Urtheil, schwerlich in die Formen eines Dramas geprägt werden kann, ist ein Beispiel großartiger Kuhnheit. Die beiden Opern, welche die Königstadt im März brachte, Donizettis Fausta und die Falschmünzer von Auber, haben beide dagegen wenig gefallen. — Die Musik ist matt und Aubers Ruhm wird dadurch gewiß nicht vergrößert, nur ein eingelegtes Lied: „Kapitain Johann," von Stegmeier componirt, gefiel vom Ganzen. —

Ein lustige Geschichte ist das Abentheuer des Herrn Cerf mit Mlle. Heinefetter. Er hatte die beruhmte Sängerin zu Gastrollen à 30 Louisd'or engagirt, mit dem Beding, daß der Kontrakt nur dann Gültigkeit haben solle, wenn sie bis zum 15ten Februar hier eingetroffen wäre, während dieser Zeit wurden der Sängerin jedoch vom kgl. Theater Gastrollen à 40 Louisd'or angeboten. Mlle. Heinefetter traf daher erst am 18ten hier ein, und erklärte nun Herrn Cerf, daß ihr Kontrakt nicht gültig sei, ja, als er diesen Verstoß großmüthig verzeihen wollte, bestand sie darauf, er könne und dürfe nicht gültig sein, und der getäuschte, wüthende Mann schrieb nun sogleich an die Lalande nach Mailand und an Mlle. Wiel nach Turin, die letzte ist nun auch richtig eingetroffen, und läßt sich in Gastrollen hören, in welchen sie jedoch nur mittelmäßigen Beifall hat.

Das kgl. Theater hat außer den Gastrollen der Dem. Heinefetter, die unter den hiesigen Kritikern lebhaften Streit erregt haben, ein neues Trauerspiel von Raupach; Kaiser Friedrich I. von Mailand, und die Oper Ali Baba von Cherubini dargestellt. —

Friedrich I. ist, wie alle Raupach'schen Stücke, viel Reflexion und Sentenzenkram, schöne Redensarten, gehäufte Bilder, tausend Anlagen, aus welchen der Dichter leuchtet und nirgend eine Vollendung. Mad. Krelinger muß wie gewöhnlich wahnsinnig werden, nur diesmal zur Abwechselung vor Hunger, und Herr Rott kann seine ganze mimische Größe darlegen. — Es ist schön von Raupach, daß er den Shakespeare und Don Calderon studirt hat und diese größten Dichter zu seinen Vorbildern wählt, und es ist schade, daß er immer dicht an ihnen vorbeischießt, daß er nur ihr äußeres Wesen begreift, und sich mit den flatternden Fetzen begnügt, ohne in das Heiligste des Tempels hinabzusteigen. Entweder kann er nicht, oder will er nicht; ich glaube fast das erste, seine Vielschreiberei unterdrückt seinen Dichtergenius, und hält ihn zu sehr auf der Oberfläche, um jemals ihm zu erlauben in die Tiefe zu steigen, daher sind auch alle seine Stücke vorübergehende Meteore, und die schönste und größte Seite unserer Geschichte muß den Sänger noch erwarten, der sie unsterblich

macht. Ali Baba dagegen hat um so mehr gefallen, die Musik entschuldigt ganz für das Süjet und Cherubinis leztes Werk zeigt sich des großen Meisters würdig. —

Ein neues Lustspiel „die Schwestern," haben wir vor einigen Tagen gesehen. Eine, wie es heißt, sehr vornehme Dame eines benachbarten Hofes macht sich das Vergnügen, Lustspiele im Ifflandischen Geschmack zu schreiben, und man muß bekennen, daß dies nicht ohne Talent geschieht. Man sage nicht, daß unsere Zeit nicht die Vorurtheile von sich schleudre. Ein König ist unter den Dichtern seines Vaterlandes, ein Fürst schreibt für seine Nation, und eine Prinzessin macht Lustspiele, eine Andere componirt für das Theater, und Grafen und Freiherrn folgen diesen ruhmvollen Beispielen. —

Concerte haben wir in diesem Winter verhältnißmäßig sehr wenige gehabt; ein Umstand, der wahrscheinlich aus der Überfulle in vorigen Jahren und aus dem Bewußtsein der Künstler herzuleiten ist, daß eine Lauheit dafür eingetreten sei, die alle ihre Bemühungen zu Schanden machen müsse. Selbst Lafond, der große Virtuose, hat leere Säle gehabt und sich bequemen müssen, im Theater zu spielen, und ich glaube fast, es ginge Paganini nicht besser, wenn er jezt käme. — Die Möser'schen Quartette und Concerte allein machen davon eine Ausnahme; hier herrschen Beethoven, Mozart, Bach und die alten tüchtigen Meister, und ein Kreis von Verehrern sammelt sich, der groß genug ist, den Saal zu füllen. Neider und Feinde haben auch diese schönen Bestrebungen zu verdächtigen gesucht und ihren Hohn hineingeträufelt. „Es ist wahr," sagen sie, „Herr Möser gibt bei jeder Gelegenheit ein Concert oder ein Quartett, kein Geburtstag, kein Sterbe- oder Hochzeitstag eines berühmten Meisters kann vorüber gehen, ohne eine solche Ankündigung; aber Herr Möser braucht Geld, viel Geld, er liebt den Champagner, er liebt ihn außerordentlich, und der wächst nicht in Grüneberg für fünf Silbergroschen. Gibt er denn etwa seine Concerte aus Begeisterung unentgeltlich, oder für die Armen, für die Wittwen von Musikern oder sonst für wohlthätige Zwecke? Der Himmel bewahrt ihn vor dergleichen Schwachheiten, er läßt sich bezahlen, und seine ganze Schwärmerei für die Heiligkeit Beethovens u. s. w. ist eine ganz richtige Spekulation." So sprechen diese einseitigen Menschen, und es ist nicht werth, daß man darüber ein Wort verliere. — Bald hätte ich es vergessen: aus dem Süden gastirt hier jezt Herr Versing, ein sehr braver Bassist, mit vielem Beifall. Mad. Krelinger und ihre Tochter setzen ihre Gastspiele noch fort, werden aber in diesen Tagen nach Wien gehen; auch Mlle. Heinefetter verläßt uns mit ziemlich mittelmäßigem Beifall, dagegen ist Seidelmann vorgestern angekommen und — spanische Tänzer. Von diesen Allen schreibe ich nächstens. — Vor einer Woche hatten wir hier den medizinisch-wichtigen Vorfall, daß ein Mädchen, das schon im Sarge lag, wieder herausgenommen wurde, weil man noch Lebenszeichen entdeckte. Die Arme starb jedoch nach zehn Tagen, indeß wird vielleicht dies ein neuer Sporn sein, daß man bald Leichenhäuser erbaue. — Eine andere Tagesneuigkeit ist die, daß ein Kaufmann ein Faß Syrup öffnet, weil sein Inhalt gar nicht herauslaufen will, und nun den Leichnam eines Juden darin zu seinem großen Schrecken erblickt, der wahrscheinlich eine weite Reise hierher gemacht hat. Die Polizei sucht den Zusammenhang zu erforschen, ich aber sage Ihnen bis dahin mein Lebewohl! —

Kunst-Literatur.

Hannover'sche Kunstblätter 1835. Nro. 1 — 12. Redaktion: G. Osterwald. Expedition: Gebrüder Jänecke. Die diesjährige hannöver'sche Kunstausstellung, welche die früheren 2 sowohl „in quantitativer als in qualitativer Hinsicht sehr bedeutend übertraf", hat in diesen Osterwald'schen Kunstblättern ein Organ gefunden, wie wenig andere in Deutschland. Es wäre dringlichst zu wünschen, daß der bildenden Kunst allenthalb eine solche mit tüchtiger Sachkenntniß und Unpartheilichkeit gerüstete und von reinem Willen beseelte Kunstkritik zur Seite stände und mit ihr Hand in Hand ginge! Dann würde vielleicht der bildenden Kunst am ersten gelingen können, was der Poesie und der Tribüne noch nicht gelang, ein Band zwischen Nord und Süd zu knüpfen, die Einheit des Wollens ohne Aufopferung der Eigenthümlichkeiten einzuleiten. Unpartheilichkeit der Kunstkritik, die auf keine Provinz und keine Schule Rücksicht nehmen darf, ist dabei die erste Bedingung. Sachkenntniß der Beurtheiler muß das ganze Streben in der öffentlichen Meinung sanctioniren. Ach, daß bis jezt noch so viele die moralischen Pflichten des Schriftstellers gegen sein Volk und in Bezug auf Humanität —, über ihren schmuzigen Egoismus vergessen, der sie den Buchhandel, den sie dominiren sollten, blos als Pumpe benüzen lehrt und das Volk als Sündenbock, — als ob jene nicht am kleinsten und verachtungswürdigsten dastünden, die das Volk als Maschine der Mode betrachtend, sich selbst an die Speichen der Mode anklammern und dran fortschleifen lassen! Man soll zwar allerdings vor der öffentlichen Meinung Respekt haben, doch nur wie ein Singular vor'm Plural, nicht wie ein Lehrjunge vor dem Meister, eher wie ein Prophet vor der Zukunft, die er machen helfen muß!

Von der Sachkenntniß und den geläuterten Urtheilen der Verfasser einige Proben zu erhalten, hört man, was über Koch gesagt wird:

„Kochs Landschaften schildern niemals die Natur in ihrer realen Erscheinung, welche meist durch Zufälliges und, für die durch das Bild zu versinnlichende Idee, Unwesentliches constituirt ist; — oder mit andern Worten: Koch schreibt die Natur nicht mechanisch ab, sondern er sieht sie im Großen und Ganzen, und entlehnet aus ihr das Material, dessen er bedarf, um einen eigenen Gedanken damit zu bekleiden und unserem Auge darzustellen. Diesen bringt er auf dem kürzesten Wege und mit den einfachsten Mitteln zur klarsten Anschauung, und weiß mit vernünftiger Nüchternheit alles Widersprechende auszuschließen, das Gleichgültige und Unwesentliche gehörig unterzuordnen, — dagegen das Bedeutende hervorzuheben und darauf alle einzelnen Elemente so zu beziehen, daß sich keines für sich selbst geltend macht und die poetische Einheit stört, welche das Kunstwerk vor den Werken der Natur voraus hat.

In solcher Organisation eines Kunstwerks aber besteht der Styl. Styl ist demnach nicht vereinbar mit sklavischer Copirung der Natur, sondern nur möglich bei idealer Auffassung derselben, — ja identisch damit. Er sezt vollkommene Herrschaft über den Stoff und die Mittel voraus, und kann wohl ausgebildet, aber nicht angebildet werden; denn er ist alleiniges Eigenthum und das sicherste Kennzeichen des Genies. — Angeeigneter Styl ist Manier.

Styl ist also den Koch'schen Landschaften in hohem Grade eigen, und ist dasjenige, was sie vor den meisten anderen neueren Landschaften auszeichnet. Wer ihnen daraus einen Vorwurf macht, thut eben so unrecht, als wenn er an einem Drama den idealen Schwung, und daß die Personen in Versen sprechen, tadelte.

Kochs ideale Auffassungsweise ist auch der Grund, weshalb wir nicht von ihm, wie ebenfalls von keinem klassischen Landschafter vor ihm, sogenannte Veduten, d. h. ganz getreue Copien bestimmter Gegenden, zu sehen gewohnt sind, an denen namentlich die neuere Zeit so großes Wohlgefallen findet. Weil diese Vorliebe sowohl von Seiten des Malers, als des Beschauers nur einen geringen geistigen Aufwand in Anspruch nimmt, so ist sie für beide freilich sehr bequem, aber für die Kunst von den verderblichsten Folgen, indem dadurch die Menge der prosaischen Naturabschriften noch mehr überhand nimmt, während die ungemein geringe Zahl der eigentlichen Landschaftsgedichte von jenen um so leichter erstickt wird, als in denselben kein Mittel, ihre Wirkung frappant und pikant zu machen, unversucht bleibt. Daher rühren die mannigfachen Effektstücke, die beliebten Feuerchen, die minutiöse Ausführung der Pflanzen und anderer Nebendinge; — daher die häufige Wahl solcher Gegenstände, die schon an sich selbst in der Wirklichkeit gewisse Empfindungen, z. B. des Grausens, des Gewaltigen und Wilden u. s. w. erregen, und welche deshalb die dem Künstler fehlende Poesie einigermaßen zu ersetzen im Stande sind. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 106. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 5. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Du schelst in den Tag hinein, du kennst dies herrliche Wesen nicht.

„Freilich nicht. Dennoch wette ich Zehn gegen Eins, daß sie selbst an eine dauernde Verbindung mit dir nicht denkt und darein nicht willigt, daß sie dein und ihr Glück viel richtiger würdigt und den jetzigen schönen Traum nicht für eine dauernde Wirklichkeit hält."

Thomas, Thomas! das muß sich heute noch entscheiden. Aber — Karl, mein Karl, es wäre doch schrecklich, wenn du Recht hättest! Doch vogue la galère! du hast nicht Recht!

Aurelie ließ uns bitten, zu ihr heraufzukommen. Wir fanden sie im elegantesten Morgenputz. Mit flammender Röthe empfing sie Karls schalkhaftes Kompliment und galanten Handkuß, mit unglaublicher Geduld ertrug sie meine lange stürmische Umarmung und bebte unter meinem Kuß. Die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Alle ihre Versuche, zu gewohnter Heiterkeit sich aufzuschwingen, ihre selige Unbefangenheit im Flug wieder zu erhaschen, scheiterte im Anblick meines sinnenden, trüben Wesens. Karls Ruhe schlug alle Saiten an, um ihr Herz und ihre Seele zu erforschen. Frostig und gespannt und freudelos dehnten sich einige Stunden zur lästigen Ewigkeit. Sie erhob sich plötzlich, umarmte mich zuckend. „Nicht wahr, liebes Herz, du hast nichts dagegen, wenn ich jetzt in die Kirche fahre? Nie besuche ich den Tempel Gottes, als wenn ich ein Bedürfniß dazu fühle, und heute, jetzt — wird dies Bedürfniß wach in meinem Herzen bis zu schmerzlichster Sehnsucht!" —

Bete, bete, Aurelie — auch für mich!

„Von ganzer Seele, mit ganzem Herzen! — Speisen wir miteinander?"

Karl hat mich an seinen Familientisch gebeten.

„So? Ist das artig? Da muß ich wohl als ungebetener Gast erscheinen! Ja, laßt mein Herz sich sonnen im wohligen, süßen Glück des Hauses!"

Thränen erstickten ihre Worte, krampfhaft umarmte sie mich, preßte mich an Mund und Herz und stürzte hinaus, ihr Antlitz im Taschentuch bergend.

Habe ich Recht, Karl? Habe ich meine Wette gewonnen? Sie liebt mich, Bruder, sie liebt mich! Komm, komm nach Hause, an deinem Tisch feiern wir die Verlobung — den schönsten Tag meines Lebens.

17. Sehnsucht und à la guerre.

Karl hatte mich zu den schon oft gesehenen Grabmalen des Marschalls von Sachsen und des Helden von Marengo geführt. Sie sind die Repräsentanten zweier merkwürdigen Perioden in der Geschichte der Menschheit. Jenes prangt in einer Kirche, dieses steht sinnig und einfach auf freiem Feld, von einigen Bäumen umgrünt, an der Markscheide von Deutschland und Frankreich, von einem deutschen Künstler, dem genialen Weinbrenner, entworfen. Jenes erinnert an einen Helden, der für frivolen Despotismus und bourbonisch hartnäckige Arroganz kämpfte. Dieses an einen Helden, der für Republikanismus kämpfte, für die Freiheit zu bluten glaubte und für die Erringung der

Übermacht eines usurpirenden, riesigen Despoten starb. Dort der Kampf für die galanten, schmeichelnden, weichen, buhlerischen, bigotten, schimmernden Ludwige, deren Kunst und Glanz und Größe den Samen des Fluchs ausstreute. Hier der Sieg für den glühenden, kalten, herrschsüchtigen, eisernen Diktator, für das großartigste Genie vieler Jahrhunderte, das durch Gewaltthaten, Anmaßung und eisige Härte ganz Europa in ein Leichenfeld verwandelte, mit dem edelsten Blut alle Lande düngte, — aber Segen ausstreute bei allen Völkern, wenn gleich an manchem Ort erst kommenden Geschlechtern zur Ernte.

Ernst, beinahe feierlich gestimmt kamen wir in Karls Wohnung an. Seine Louise überraschte mich mit einer Zutraulichkeit und Herzlichkeit, welche ich an keiner Kernfranzösin je bemerkt hatte, mit jenem Zauber kandider, hausmütterlicher Jungfräulichkeit, welchen man mit französischer Erziehung und Sitte für ganz unverträglich halten sollte. Ihre kleine Verlegenheit bei der Nachricht von der Ankunft einer ihr ganz fremden und fremdartigen Dame machte sie noch liebenswürdiger, als selbst die freundliche Bemerkung: „Sie kommt mit Ihnen; mag sie sein, wer sie will und was sie will, sie ist mir als Schwester willkommen!" Ein Wort in der Küche, eine kleine Umdeckerei an der runden Tafel; — und jede Verlegenheit war beseitigt.

Wie entzückten mich die Kinder, welche, in größter Freiheit erzogen, nichts Süßeres kannten, als dem Vater und der Mutter — ihrer einzigen Gottheit auf Erden — voll Liebe und Ergebenheit zu gehorchen, und voll heiligen Eifers an alles sich klammerten, was ihre Bildung befördern konnte. Welche Lust, den kleinen Karl und der Mutter zartes Ebenbild die mit wahrer Begeisterung von dem Vater geschriebenen Klavierduette lebendig und mit ganzer Seele spielen zu hören. Wie sinnig entwickelten die Kleinen die Rudimente von Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, wie einfach und rührend ihre ersten Blicke in den Geist der Religion.

Bezaubert war ich von dem seligen Frieden eines solchen Hauswesens. Unendliche Sehnsucht nach ähnlichem Glück ergriff mich mehr und mehr mit jedem Augenblick. Befähigt und berufen fühlte ich mich, ein solches Glück zu genießen, zu gewähren. Reizender als je stand Aureliens Bild vor meiner Seele, als mein Weib, als Hausfrau, als Mutter meiner Kinder, als Erzieherin der Kleinen und guter Engel des Vaters.

Ungeduld und Sehnsucht nach ihr verzehrten mich bald. Sie kam noch immer nicht. Schon zwei Uhr schlug die Glocke; ich wollte eilen, sie zu holen. Die Unart gegen Louise ärgerte mich eben so heftig, wie die Kälte gegen mich, den sie mehrere Stunden nicht gesehen hatte. Da trat die Köchin ein mit zwei Briefen, einem von der Post und einem von ihr; ein Lohnbediente hatte sie abgegeben. Mit dem Brief von der Post fuhr ich hastig in die Tasche und riß das Siegel von ihrem Billet in unbeschreiblicher Unruhe. „Iß, trinke, erfreue dich, lieber Freund, so gut es ohne mich gehen mag. Mein fatales Kopfweh nöthigt mich, dem Vergnügen im Hause deines Freundes zu entsagen, und in einem Bade Linderung zu suchen. Vor fünf Uhr komme ich nicht zu Hause; ist mir dann wohler, so eilt zu dir deine Aurelie."

In die Hölle mit Weiberlaunen und Weiberkopfweh! Verzeihen Sie, beste Louise, Ihnen kann der unartige Ausbruch nicht gelten. Aber ist es nicht zum Verzweifeln? Kopfweh, ein Bad, — wenn ich an Verlobung denke!

„Sie denkt vielleicht nicht daran!"

Um so mehr hätte es ihr Freude gemacht. Ich begreife nicht, wie man zugleich lieben und Kopfweh haben kann!

„Wenn es nur dir kein Kopfweh macht!"

Schweige, du linke Krähe! Zu Tisch, zu Tisch! Bei euch soll es mir wohl sein und auch ohne sie schmecken!

„Fort mit der Liebe! Freundschaft und Burgunder!"

Wir setzten uns zu Tisch, die Kinder beteten. Ich betete mit voll Inbrunst, ohne es zu wissen. Wir aßen, wir tranken. Aber die besten Lieblingsbissen schmeckten mir wie Stroh, der göttliche Chambertin ekelte mich fast an, alle Bemühungen Karl's und Louisen's, mich zu erheitern, ein Gespräch flott zu machen, scheiterten. Alles war spröde und störrisch in mir. Ich sah und hörte und empfand nichts, als sie, sie! Wie ein ungeheurer Schmerz drückte der Gedanke: „sie ist nicht da!" mich nieder und die Welt war mir eine Einöde.

Louise war tief betrübt ob meines Grams. Karl, überdrüssig der vergeblichen Versuche, mich zu erheitern, blies zum Aufbruch und schlug mir eine Parthie Billard im Spiegel vor. Zu einer Parthie Ersäufens im Rhein hätte ich auch ja gesagt. Ich ras'te durch die Straßen hin, daß er kaum mit mir Schritt halten konnte. „A la guerre!" rief der Marqueur. Willkommen, das ist mein Spiel! Ich verschlang den Kaffee, stürzte einige Gläschen Liqueurs voll hastiger Ungeduld hinab, blickte immer wieder nach der Uhr, ob es noch nicht an der fünften Stunde sei, spielte fast völlig bewußtlos und gewann die Parthie.

Die Geister von Anisette, Vanille, Curaçao, Mokka stiegen lodernd in meinem Hirn auf zu immer höheren Flammen. Die zweite Parthie war gewonnen. Die Gesellschaft entfernte sich. Der beste Spieler schien es übel genommen zu haben, daß ich ihm den Sieg stets entrissen hatte. Zu einer Carambole von ihm aufgefordert, vergaß ich Zeit und Uhr und Aurelie. Ich verlor und verlor und lebte nur dem einfältigen Spielehrgeiz und dem patriotischen Mißbehagen, von einem Franzosen mich überwinden zu lassen. Nach zwei Stunden unaufhörlicher Niederlagen, als ich schon tief in die Tasche greifen mußte, um die Fünffrankenstücke herauszufischen, wendete sich plötzlich das Glück.

Ich siegte fort und fort. Da schlug es neun Uhr. Ewig tönen jene Glockenschläge in mein Ohr. Neun Uhr? rief ich, schleuderte das Queue fort, den Hut auf den Kopf und flog die Treppen hinab. Karl ereilte mich erst weit in der Straße. Ich war außer mir, auf der Folter. Dennoch gelang es ihm, mich zu langsamerem Gehen zu bewegen. Aber als ich den Gasthof erblickte, entriß ich mich seinem Arm und stürmte dahin, daß ich athemlos auf der Treppe mich anhalten mußte, bis der Kellner meinen Schlüssel mir nachbrachte. (Forts. folgt.)

Einige Bemerkungen über den Verlauf des Nilstromes, dessen periodische Ueberschwemmung und die dabei Statt habende Schlammablagerung.

(Schluß.)

Bisher nahm man allgemein an, theils sich wie Renell auf hydrostatische Berechnung fußend, theils wie Alexander von Humboldt in Berücksichtigung der durch Bruce zu Sennaar gemachten barometrischen Beobachtungen, daß die absolute Höhe des Nils bei dieser Stadt 4000 franz. Fuß betrage; da aber Bruce's Niveau-Angaben des Zana-See's, mit meinen Messungen verglichen, eine Reduction seiner Höhen von 2000 Fuß benöthigen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß das Gleiche auch bei seiner Höhenangabe von Sennaar der Fall sein muß, und diese Irrungen bei den Bruce'schen Barometermessungen lassen sich vielleicht natürlich erklären, wenn man sich erinnert, daß der Schottische Reisende selbst anzeigt *), er habe den Merkur seines Barometers, nachdem er zufällig verloren ging, in Djetta wieder durch Ankauf ersetzt, daß er ihn ferner bei jedesmaligem Gebrauche des Instruments frisch einfüllte, wodurch leicht ihm Luft beigemischt sein konnte. Schon Brucens Bemerkung, daß der Barometerstand am Meeresufer zu Massaua 13 Linien weniger betrage, als an der arabischen Küste **), flößen gerechtes Mißtrauen gegen die Genauigkeit seiner Barometermessungen ein. Was immer die Veranlassung des Fehlers seines Instruments sein mochte, sie muß eben so gut auf die Beobachtungen von Sennaar influirt haben, gleich wie sie sich am Zana-See ausgewiesen hat. Daß übrigens das Nilniveau bei Sennaar nicht wohl mehr, als jene 2200 Fuß betragen kann, ist sonderbarlich von Niemanden bisher aufgefaßt worden, denn nur indem der Abfall dieses Stromes bei seinem Verlauf nach Ägypten so äußerst gering ist, nämlich im Durchschnitt kaum 3 Fuß während einer Wegstunde, weßhalb die anschwellende Wassermasse in der Regenzeit gewissermaßen einzig und allein durch ihren eigenen mechanischen Druck sich fortbewegt, ist es möglich, daß der ganze Fluß regelmäßig und progressiv steige, und nach Übertritt über die Ufer sich lange Zeit auf dem erhöheten Niveau erhalten kann. Ich hoffe, diese meine Ansicht auffaßlich dargestellt zu haben, und gehe nun zur Erklärung der Entstehung des Nilschlammes über.

Nach meiner Beobachtung besteht die Gebirgsmasse, welche den Zana-See amphitheatralisch umgibt, aus nichts, als erloschenen Vulkanen und zwar vermuthlich alle der älteren geologischen Periode angehörig, welche man mit dem Namen Trachyt Lava zu bezeichnen pflegt; nur wenige derselben bilden homogene basaltische Massen; meist sind es nicht sehr consistente Laven, deren einzelne Blasenräume vorzugsweise mit Chabasit Krystallen bekleidet sind, auch in einzelnen Distrikten mit Mesotyp und Stilbit Massen ausgefüllt. Die meisten dieser Lavaablagerungen sind ganz besonders zum Verwittern geneigt, und viele derselben schließen in ihrer Masse sehr große vulkanische Gerölle ein, von größerer Härte und theilweise andern Bestandtheilen, welche Gerölle sich durch Verwitterung der Haupt-Lavastrommasse vollkommen ausscheiden. Die durch die Atmosphäre nach und nach zersetzten Laven werden leicht von dem heftigen Sommerregen weggespült, welches denn immer neue Lagen dem Zerstörungsprocesse aussetzt; die weggeschwemmten erdigen Theile werden durch die wiederholten Wasserfälle auf das innigste mit der Wassermasse zu einem Schlamm gemischt; ihn führt die Fluth mit sich fort, tausende von Wegstunden, und nur wo in vollkommener Ruhe das dunkelfarbige Wasser, auf einem Brachfeld, oder in einem Kanalbett stehen bleibt, setzen sich die beigemischten Erdtheile durch ihre mechanische Schwere ab; daher, wo diese Ruhe mangelt, entgehet auch die Schlammablagerung, oder ist vielmehr nahmbar geringer. Man könnte demnach voraussetzen, daß in die, von dem Strombette am entferntesten liegende Überschwemmungsfläche verhältnißmäßig wegen der dortigen größeren Ruhe der Wassermasse, die Schlammablagerung stärker sein müsse, als unmittelbar an der Ufer-Böschung des Hauptstromes, und doch lehrt die Erfahrung, daß letztere immer höher ist, als jene, ja, an manchen Stellen eine Höhe erreicht hat, die nur äußerst selten bei ungewöhnlich starken Überschwemmungen überfluthet wird. Dieses scheinbare Paradox ist aber sehr leicht zu erklären, durch die von eben jenen ungewöhnlichen Überschwemmungen mit fortgespülten Sandbänke, die selbst durch den von der Wüste in das Flußbette eingetriebenen Sand an vielen Stellen hervorgebracht werden, und die durch das Aufwirbeln des anschwellenden Wassers, zwar während einer gewissen Strecke verführt werden können, dann aber durch ihre eigene Schwere sich niederschlagen, und zwar möglichst nahe an dem Bette der Hauptströmung selbst, weil deren Kraft allein die mechanische Schwere des Sandes überwog; daher die starken Ablagerungen von Sand untermischt mit Schlamm oder mit ihm wechselnd an der Böschung des Ufers des Hauptstromes.

Ich bemerkte oben, daß beinahe alles Gefälle des Tackazé-Flusses in den abyssinischen Provinzen statt finde; denn die weiten Strecken von Tacka und Gos Regiab, nördlich von Abyssinien, sind beinahe wagrechte Flächen. Wir wissen wirklich durch Burckhardt, daß der untere Lauf dieses Stromes außer der Überschwemmungs-Periode häufig ganz unterbrochen ist. Am 10. April 1814 fand dieser Reisende (p. 356) auf seinem Wege von Berber nach Damer in dem Bette des Atbara oder Tackazé nur stagnirende unterbrochene Lacken, und in den meisten ging das Wasser den Menschen nur bis an die Knöchel. Als der nämliche Reisende den Fluß 40 Tage später und mehr nach Süden in der Gegend des Dorfes Atbara passirte, ging dessen Wasser kaum bis an die Knie, oder vielmehr Fußbeuge der Kameele (B. p. 367). Ob das Wasser damals dort einen Abfluß zeigte, führt Burckhardt nicht an; doch wenn dieses auch der Fall war, so konnte er bereits Folge der neuen Sommerregen sein, denn es war Ende Mai. Das Wasser in diesen stagnirenden Lacken versiegt nie; denn was die Monate lang einwirkende brennende Sonne in der Tageszeit verdunstet, ersetzt in der Nacht die Filtration aus dem sandigen Boden; das Wasser in diesen Pfuhlen verdickt durch das Vegetiren grüner faden-

*) Appendix zur 3ten Edinburger Edition, Vol. 7, p. 898.
**) Bruce Vol. 5, p. 57.

artiger Conferven; und den gleichzeitig mit auflebenden zahllosen Infusorien ist wahrscheinlich der verderbliche Einfluß des Genusses solchen Wassers zuzuschreiben. Hat nun endlich die zunehmende Wassermasse durch die Rückkehr der Regenzeit eine permanente Strömung hergestellt, so werden alle diese grünlichen Stoffe mit fortgespült, und diese sumpfartigen Producte des untern Tacazé-Bettes sind es, welche bis nach Ägypten beim Beginnen der Nilanschwellung seinem Wasser eine grünliche Farbe geben, wie solches Ritter in seiner statistischen Bearbeitung von Afrika (p. 849) bemerkt, aber es als ein Product gemuthmaßter Sümpfe in dem Lande der Schangalla betrachtet.

Mag nun immerhin während der Regenzeit die bei weitem größere Wassermasse des Nilstromes ihm durch den westlichen Arm — den Bahher Abbiad — zugeführt werden, das Vorrecht als eigentlicher Nil zu gelten, gebühret dem aus Abyssinien kommenden Flusse, dessen Quellen zu Sakala Bruce besuchte und beschrieb. Aber dort bildet er ein für die Landescultur nur nutzlosen, längs seinen Ufern Verwüstung erzeugenden Felsstrom, und auch bei seinem ferneren Verlauf durch Abyssinien erwächst durch denselben für das Land nicht der geringste Nutzen; ich finde daher die religiöse Ehrfurcht und gewissermaßen göttliche Verehrung, welche Bruce bei den Bewohnern in der Umgegend jener Quellen gegen diesen Strom zu entdecken glaubte, so unnatürlich, auch jene Erzählung so wenig durch meine in Abyssinien eingezogene Erkundigungen bestätiget, daß mir die desfallsige Beobachtung des berühmten schottischen Reisenden als ein ganz individuelles, zufälliges Ereigniß erscheint, wenn anders diese Erzählung nicht eine Folge der begeisterten Einbildungskraft ist, welche, wie Murray bemerkte, die Rückerinnerungen des alternden Reisenden ihm gleichsam im Traumbild vorspiegelte, als er 15 Jahre nach seiner Heimkehr aus Abyssinien in seinem sechzigsten Lebensjahre die abentheuerlichen Begebenheiten seiner Jugend zum Drucke niederschrieb. Und diese Berücksichtigung muß man nie vergessen, wenn man den reichen Schatz von Beobachtungen benutzt und beurtheilt, welchen die Wissenschaft Brucen's Unternehmungsgeist verdankt. Nach meiner Erfahrung ist alles Wesentliche seines Reiseberichts sämmtlich auf Thatsachen gegründet; nur ist dessen Erzählung, wie schon bemerkt, zuweilen idealisirend ausgeschmückt. Man halte dieses nachsichtig jenem kühnen Forscher zu gut, dessen Masse von wichtigen Beobachtungen wohl Niemand besser zu prüfen Gelegenheit hatte, als ich. Sie sind ein bleibendes Denkmal zu seinem Ruhm, den man so partheiisch ungerecht zu schmälern suchte; und ich lebe in der Hoffnung, in meinem zu publizirenden Reisebericht über Abyssinien das Meinige beitragen zu können, die Prophezeihung in Erfüllung zu bringen, welche der ehrengekränkte Bruce seiner Tochter zu sagen pflegte: „I shall not live to see justice done to me, but you probably will, and you will then see the truth of all I have written thoroughly confirmed." (Head Life of Bruce, p. 520.)

Kunst-Literatur.

(Schluß.)

Es ist nicht zu läugnen, hat eine Landschaft keinen poetischen Gehalt, vermag sie nicht in uns ein bestimmtes Gemüthsleben anzuregen, so ist es für diese Einbuße des Wesentlichen immer noch eine Art Entschädigung, wenn die der Phantasie vorgeführten Gegenstände an und für sich interessiren, und wenn wir im Vorgrunde botanisiren und Bäume und Felsen klassificiren können. Damit soll indessen weder die Wahl pikanter Vorwürfe, noch eine detaillirte Ausführung und vollendete Charakterisirung des Einzelnen, im Allgemeinen getadelt werden, sondern nur in der Voraussetzung, daß darin alles Verdienst besteht. Denn dann wäre ja offenbar ein Herbarium vivum viel interessanter, und ein Blick in die ärmste Natur, auf einen Sandhügel oder eine Wiese, ohne Vergleich lehrreicher und erhebender als alle Werke Poussins und Claude Lorrains zusammengenommen. Aber die ächte Landschaftsmalerei beabsichtigt nicht eine solche Art der Naturanschauung; — ihr ist die äußere Natur nicht Zweck, sondern lediglich Mittel zur Darstellung eigenthümlicher poetischer Gebilde, welche nur aus einem vernünftigen Geiste hervorgehen, in der Wirklichkeit aber nicht sich fertig finden können, oder doch nur in einzelnen zufällig verbundenen Bestandtheilen vorhanden scheinen, so daß dadurch in dem Beschauer eine bestimmte Idee lebendig wird, welche specifisch verschieden ist von der materiellen Wirkung der Dinge selbst als Natur. Und dann ist es im Grunde doch der Beschauer, welcher die Idee hergibt, und der in einer andern Stimmung vielleicht eine ganz andere hineingelegt haben würde.

Ganz anders ist es bei einem Landschaftsgemälde. Die Idee liegt in ihm selber, — war das Frühere, um dessentwillen alles Andere da ist, — der Punkt, um den alle Krystalle anschossen, — und ist unabhängig von der Willkühr und Stimmung des Beschauers. Was in der Natur Zufall ist, macht sich hier in der Kunst als Absicht und Nothwendigkeit geltend. Mit einem Worte: die Malerei verhält sich ebenso zur realen Wirklichkeit wie die Poesie. In der Malerei ist es der Maler, in der Poesie der Dichter, aus welchem die Idee des Kunstwerks entspringt. Um diese mit Fleisch und Bein zu bekleiden, holen beide das zweckmäßige Material aus der Wirklichkeit. Das Resultat beider ist dann endlich ein Kunstwerk, welches nie den Anforderungen, welche an die wirkliche Natur gemacht werden mögen, genügen will und kann, aber wohl anderen idealen, denen wiederum die reale Wirklichkeit nicht entspricht.

Wenn der Künstler seinen Stoff beherrscht und nicht sich von diesem beherrschen läßt, ist es ziemlich gleichgültig, ob er ihn irgendwo in der Wirklichkeit zusammensucht oder dieser gemäß in seiner Phantasie nachbildet. Das Werk selbst wird es nicht verrathen, sofern die poetische Idee desselben alle Theile harmonisch verbindet und wie die Seele das Ganze belebend durchdringt.

Wählt der Künstler seine Vorwürfe in der Wirklichkeit, so wird er, falls er nicht eine gewöhnliche Vedute beabsichtigt, mit mehr oder weniger Freiheit in der Anordnung, den Verhältnissen der Größen und Entfernungen, und der Beleuchtung verfahren müssen. (Außerdem bleibt er Herr des allgemeinen Tons seines Bildes, welcher allein, abgesehen von allem Anderen, eine unbeschreibliche Wirkung ausüben kann, wie viele Landschaften Tizian's und Claude Lorrain's bezeugen.) Auf solche Weise verfuhr namentlich der größte aller Landschaftsmaler, C. Poussin. Die Idee, d. h. den poetischen Gehalt möglichst klar zur Anschauung zu bringen, war sein erster Zweck. Dazu mußten alle Mittel gelten, und darüber vernachläßigte er Alles, was dazu außer Beziehung stand. Daher findet man nicht selten Bäume und Pflanzen auf seinen Bildern, die kein Naturkundiger kennt, die aber dennoch das allgemeine Gepräge der organischen Naturbildung an sich tragen, und sehr wohl wirklich existiren könnten. „Schön sind sie freilich," — sagt Mancher, der das Wesen der Landschaftsmalerei im großen Styl nicht begreift, — „aber sie existiren nirgends." Wie nun, wenn Jemand versicherte, in diesem oder jenem unbekannten Winkel der Erde seien diese Bäume und Pflanzen einheimisch? — Würde dadurch das Bild gewinnen? — Gewiß nicht das Mindeste. Ja, hätte es Poussin's Zweck erheischt, einen Baum näher zu charakterisiren, sicher wäre er dessen fähig gewesen. Da sein Zweck aber ein höherer, idealer — die Darstellung eines Landschaftsgedichts — war, so durfte er dabei verfahren, wie der Dichter, der seinen Personen die dem Gedicht entsprechenden Charaktere und beliebige Namen gibt, unbekümmert, ob solche je gelebt haben. Genug, wenn sie so konsequent durchgeführt sind, daß sie leben könnten.

Schließlich sei es nochmals wiederholt: Koch's Landschaften sind vollendete Meisterwerke: Man gebe sich ihnen nur einmal ungetheilt hin und folge den Gedanken des Urhebers. Ueberall wird man überraschende poetische Blumen entdecken, welche freilich gleich dem Veilchen gesucht sein wollen und nicht wie Klatschrosen in die Augen brennen. Bei tieferem Eindringen wird man bald der gehaltlosen Dutzendlandschaften, deren Farbenprunk das in einer Ausstellung ohnehin wirre Auge despotisch auf sich zieht, überdrüssig sein; weil sie bei längerem Anschauen immer ärmer zu werden scheinen, während die Koch'schen Bilder dabei stets neue Schönheiten enthüllen." —

Die Idee der Herausgeber, die Kritiken mit skizzenhaften Copien der bedeutendsten Gemälde begleitet in die Welt zu senden, ist glücklicher, als die Ausführung der meisten von jenen Abbildungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 107. 1835.

425

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 6. Mai.

Auf einer Ruine.

Den Fels, von dem viel Blut abrann,
Wie leicht erstieg ich den!
Wo hingestürzt einst Roß und Mann,
Wie fahrlos da zu gehn!

Das Thor ist auf, kein Wärter laut
Nach Wappen fragt und Nam',
Der Mond durch's luft'ge Thürmlein schaut,
Fragt nicht nach Stand und Nam'.

Kein Banner höhnt ins Land hinein,
Wallt fürder, wallt zurück,
Der stärksten Zinne stärkster Stein,
Stürzt wehrlos Stück um Stück.

Den Berg hinan drang wilder Sinn,
Und Todesarm hinein, —
Zur Mauer rankt die Rebe hin,
Blickt schon zum Thor hinein.

Wo Männermuth mit Blindheit schlug
Die finstere Gewalt,
Da waltet emsiglich der Pflug,
Ein friedlich Liedlein schallt.

Und wo die Nacht ins Fenster brach,
Da ist nun lichter Tag;
Mein Aug sieht frei, mein Geist ist wach,
Wo seine Fessel brach.

Ferdinand Beer.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

18. Flucht.

Offen stand das Zimmer von Charles; wüste und leer war alles darin. Mir fiel es nicht auf. Ihre Thüre war verschlossen. Sie sitzt in deinem Zimmer, dachte ich, oder sie schmollt wegen deines langen Ausbleibens; du mußt durch die innere Verbindungsthüre zu ihr kommen. Ich schauderte über und über. So leise als möglich schloß ich meine Thüre auf, sah hinein, — — keine Aurelie! Der Hut flog in eine Ecke. Durch den gestrigen Speisesaal flog ich hinüber an ihre Thüre, Karl stets hinter mir. Verschlossen. „Öffne, Aurelie, lieber Engel, öffne!“ — Keine Antwort. — Bitten, Flehen, alles umsonst, kein Schlüssel rührte sich im Schloß, keine Aurelie im andern Zimmer!

„Laß sie,“ hob Karl an, „geh' zu Bett, morgen früh feiert sich dann die Versöhnung um so süßer!“

Heute will ich, — heute, jetzt! Grollen ist Albernheit! Aurelie, ich beschwöre dich, öffne! — Kein Zeichen des Lebens, keine Antwort! Flammen schossen in mir auf, Flammen wilden Unmuths. Krachend wich die Thüre meinem grimmigen Druck; — ich stand in ihrem Zimmer. Alles war leer und öde. Weit aufgerissen gähnten alle Schubladen und Schränke mit hohlem Rachen mich an, Papierschnitzel, verbrauchte Schreibfedern, einzelne Stückchen Bindfaden lagen zerstreut am Boden.

„Ausgezogen also,“ rief ich, „ausgezogen? So heftig, so boshaft? Pfui, Aurelie!“

Ich fühlte es, ich zitterte am ganzen Körper. Meiner selbst kaum mehr bewußt, ergriff ich Karl's Hand, zog ihn hinüber in mein Zimmer und mir nach auf das Sopha, worauf ich völlig erschöpft niedersank.

Mein schweifender, rollender Blick fiel auf die Reisechatoulle, welche auf dem Nachttischchen vor dem Bette stand. Ich hatte sie dorthin nicht gesetzt. Auf sprang ich, dahin. Ein Brief lag auf der Chatoulle

von ihr, an mich. In wildem Krampf riß ich ihn auf, ich zitterte, wankte, unsägliche Angst preßte meine Brust, farbige Bogen schwirrten vor meinen Augen, die Kniee brachen, ich sank auf einen Stuhl: „Lies, Karl, lies nur den Brief!“

Sein Auge flog über die Zeilen hin, Bangigkeit, Unmuth, Zorn, Freude und Schmerz wechselten lebhaft in allen seinen Zügen. „Lies, Karl, laut, lies nur den Brief!“

Wozu, armer Freund? Das ganze Räthsel löſ't sich mit wenigen Worten: Überdrüssig der Liebelei, ist sie davon gefahren, Gott weiß, wohin, — entsagt aller ferneren Gemeinschaft, schreibt die Lebewohl. Sie ist klüger und besser, als ich glaubte!

„Karl!“ rief'te ich auf und wollte ihn wüthend an der Brust fassen. Aber ohnmächtig stürzte ich zu seinen Füßen. —

19. Der Brief.

„Halten zu Gnaden, Euer Gnaden, das war ein bischen ein starkes Stück, zweimal darf's nicht so kommen, sonst gebe ich für Euer Gnaden keine hohle Nuß mehr!“

Dies waren die ersten Worte, welche ich am dreizehnten Tag nach jenem gräßlichen „Neun Uhr!“ wieder vernahm. Ich lag im Bett, mein treuer Konrad saß bei mir und blickte mich an mit Augen voll Liebe und Freude und Schmerz. Matt bot ich ihm die Hand, er drückte sie an sein Herz, an seine Lippen, schluchzte laut und sprang dann freudig auf und schnalzte mit Fingern und Zunge.

Eine Pfeife, Konrad!

„Juchhe! Guckst du mir da heraus? Ha, ha, ha! Ich habe die verfluchten Grünröcke doch barbiert, brauchen von dem französischen Lauswenzel nicht zu rauchen; da, Euer Gnaden! — Nun, schmeckt's? Ach, halten zu Gnaden, — der Dampf macht mich um 20 Jahre jünger, — habe 10 geschlagener Tage lang keinen Taback gerochen.“

Nimm dir die andre Pfeife, Konrad!

„Halten zu Gnaden, wird sich nicht schicken.“

Mir zu Liebe, Konrad.

„Da schickt sich alles!“

Er dampfte behaglich, selig an meinem Bett. Ich blickte, wie aus einem Traum erwachend, starr und halb bewußtlos um mich her, alles erschien mir fremd, kein Gedanke, keine Erinnerung knüpfte sich an irgend einen Gegenstand, — keine Ahnung an irgend etwas von dem, was mir begegnet, beunruhigte mein Herz. Matt fühlte ich mich, völlig abgespannt. Wie ein Kind sah ich den Wolken nach, die aus der Pfeife aufwirbelten, und freute mich der schönen Ringe und Kugeln und Kegel, welche sie in der Luft in ewigem Wechselspiel formten, und wunderte mich, warum sie denn endlich verschwänden und wohin sie kämen.

Leise öffnete sich die Thüre. Karl schlich durch das Vorzimmer, stutzte plötzlich, vom Tabacksgeruch freudig angeregt, und sprang mit einem Satz herein, mit ihm mein Caro, der vor Freude heulend zu meinen Füßen sich wand. Karl küßte mich stürmisch, nahm eine Pfeife, setzte sich auch an's Bett und sah mir glückselig in's Auge. Noch hatte ich ihn eigentlich nicht recht erkannt. Starr betrachtete ich die freundlichen schönen Züge. Bild an Bild reihte sich in meinem Innern, Erinnerung knüpfte sich an Erinnerung, meine Augen füllten sich mit Thränen, und mit dem Seufzer: „Aurelie!“ sank ich laut weinend in die Kissen.

„Halten zu Gnaden, Herr Regimentsmusik-Direktor; — was ist das: Aurelie? Habe das Wort Zeit meines Lebens nicht gehört, und mein gnäd'ger Herr hat's gewiß tausendmal ausgerufen, seitdem er krank ist. Das muß seinen eigenen Hacken haben.“

Allerdings, Konrad, einen verfluchten Hacken! Ein Mädchen ist's.

„Ein Mädchen! Kommst du mir so?“

Ein engelschönes Mädchen, zum Anbeissen.

„Na, und da hat er wohl angebissen?“

Er hat und tüchtig —

„Hat sich wohl gar verbissen, wie unser Sultan selig, wenn er eine wilde Sau loskriegte, daß man ihm's Gebiß mit Gewalt brechen mußte?“

Verrathen war, was er eigentlich hier zu thun hatte, man stellte ihm die Aurelie in den Weg. Der diplomatische Pfiff gelang; aber ich fürchte nur, — unter uns gesagt, — daß sie ihn für lange Zeit vergiftet hat!

„Vergiftet? O malefikante Franzosenbrut! Darum schnitt auch der dicke Doktor so grämliche Gesichter, als er ihm zum erstenmal den Puls fühlte? Gift! Solche Praktiken macht die Politik noch in unsrer Zeit? — Wenn das Excellenz die gnädige Frau Mama wüßte! Was ist denn aus der saubern Giftmischerin geworden? Ist sie nicht noch hier, daß man ihr ein Bischen Hals und Beine brechen kann?“

Hui, fort ist sie, abgefahren, Gott weiß, wohin.

„Der Teufel wird's wohl besser wissen, sie gehört zu seiner Leibgarde!“ (Forts. folgt.)

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Achter Artikel.

Porträtmaler: Lehmann, Court, A. Hesse, Champmartin, Decaisne, Jouy, Steuben, Vauchot, H. Scheffer, Schopin ꝛc. Dubufe, Lepaulle, Belloc ꝛc.

Wir kommen nun auf die in dieser Ausstellung ungemein zahlreichen Porträts zu reden. Es ist lange und viel darüber gestritten worden, in wiefern die Porträtmalerei sich im eigentlichen Gebiete der Kunst halten und bewegen könne. Gewiß ist, daß sie von zwei verschiedenen, oft ganz entgegengesetzten Standpunkten aus beurtheilt werden muß: von dem der oberflächlichen Ähnlichkeit, welche gewöhnlich mit der Eigenliebe und dem Privatinteresse dessen, der sich

malen läßt, zusammenhängt, und von dem der Kunst, d. h. des innern Lebens, das Geist und Herz anspricht und die geistige und physische Individualität des Menschen im Bilde wiedergibt. Dies als richtig vorausgesetzt, müssen wir gestehen, daß die Mehrzahl der neuern französ. Porträtmaler zur ersteren Richtung sich hinzuneigen scheint und daß die Porträtmalerei mehr dem Umfange als dem innern Gehalte nach im Steigen ist. Verhehlen wollen wir jedoch nicht, wie ungemein schwierig es heutzutage ist, das Porträt eines Zeitgenossen zu machen. Dank sei es jener Gleichheit, welche gegenwärtig, wenn auch nicht in unsern Gesetzen, doch in unsern Sitten herrscht; alle Welt hat jetzt so ziemlich ein und dasselbe Aussehen und Einer gleicht dem Andern mehr oder weniger. Unsere Augen begegnen nirgends mehr jenem Pomp äußerer Auszeichnungen; verschwunden sind die malerischen Costume der Vorzeit, Sammet, Stickereien, schimmernde Harnische, wehende Federbüsche, prachtvolle Orden, amtliche Togen; kurz nirgends mehr eine Spur von jenen wunderbaren Insignien der Größe und Macht, welche selbst die gewöhnlichsten Figuren hervorheben und den früheren Malern, wie Raphael, Holbein, Velasquez, Van Dyk, sowie der ganzen niederländischen Malerschule, das wunderbare Nebenwerk lieferten, worin oft die Hauptfigur unterging, ohne daß weder der Künstler, noch der Abgebildete dessen inne ward. Die pittoresken Kostüme unserer Vorfahren, der scharlachene Mantel, das große Ritterschwert, die spanische Halskrause, das knappanliegende Kriegskleid, der reichbesetzte Hermelin — alle diese Hülfsmittel fehlen den Porträtmalern unserer Tage. Jedermann trägt heute denselben kurzen Rock, denselben ausgeschnittenen Frack, dieselben bequemen, aber prosaischen Beinkleider, denselben kleinen, engen Hut, dieselbe Kravatte, welche uns die Gurgel zuschnürt und uns zu ersticken drohet; der Pair von Frankreich, der englische Lord und der deutsche Baron sind gekleidet wie ein Frankfurter oder Pariser Kaufmann und Bürger; der Militärstand hat fast dieselbe Tracht mit dem Beamtenstande ꝛc. So kommt und geht heutzutage Alles in buntem Gemisch und eiliger Hast an einander vorüber, man wünscht sich guten Tag, man stößt und rennt an einander, man entschuldigt sich, man kennt sich, man sieht sich überall und der unglückliche Künstler, vor dessen Augen unaufhörlich so viele nichts- — oder wenigstens dasselbe — sagende Physiognomien vorüberziehen, wird betroffen und betäubt ob der Ähnlichkeit dieser Masse von Alltagsgesichtern und gibt allen diesen Menschen auch nur einen und denselben Kopf, weil er sie alle durch dasselbe Prisma erblickt und bei Allen, selbst in der nächsten Nähe betrachtet, keine Merkmale auffindet, wie und woran er die Einzelnen unterscheiden könne.

Man muß daher ein guter Beobachter sein, um unter allen diesen Ähnlichkeiten eine würdige Auswahl zu treffen, und aus allen diesen gewöhnlichen Köpfen einen wahrhaft künstlerischen Vorwurf herauszufinden. Zugleich muß man aber auch ein tüchtiger Künstler sein, um jene leicht vorüberschwindenden Nüancen einer menschlichen Physiognomie auf der Leinwand zu fixiren und in dem Beschauer sogleich auf den ersten Blick die Überzeugung zu erwecken, daß er in dem dargestellten Bildniß das Portrait eines nicht minder durch sein Verdienst, als durch seine Stellung ausgezeichneten Mannes vor sich habe; zu welchem Resultate jedoch der Maler durch keinen andern, als den gewöhnlichen Aufwand seiner Hülfsmittel gelangen muß.

Lehmann hat gezeigt, daß er dies Problem zu lösen verstanden; sein Portrait des Grafen P. ist das bemerkenswertheste der ganzen Ausstellung. Im ersten Augenblicke sehen wir weiter nichts, als einen schönen Mann, noch in der Blüthe des Alters und von einem feingebildeten, schlanken Wuchse. Er steht aufrecht und stützt sich mit der linken Hand auf einen Stock, mit der rechten auf einen Tisch. Seine Kleidung besteht ganz einfach in einem grünen Oberrock und grauen Beinkleidern; kaum bemerkt man das rothe Ordensband, welches er im Knopfloche trägt. Außerdem sehen wir nichts von fremdartigem Nebenwerk, welches auf eine hohe Geburt, auf einen hohen Rang oder auf hohe Würden schließen ließe. Man siehet in dem Porträt nur das Porträt selbst. Der Hintergrund des Bildes ist dunkel; Draperien sind keine angebracht, der Graf steht in einem ganz einfachen Zimmer. Das Porträt ist das, was es ist, auf den ersten Blick ganz; doch treten wir keck näher und betrachten mit prüfendem Blick jene reine, schön modellirte Stirn, jene proportionirt geformte Nase zwischen zwei lebhaften Augen, jenen festgeschlossenen Mund, um den ein wohlwollendes Lächeln spielt, jenen starken, schwarzen Backenbart, jenes gesunde, dunkelbraune Haar; — bildet das alles nicht eine Physiognomie voll Leben und Natur? Es ist allerdings nur eine Physiognomie, wie andere auch, aber es ist die Physiognomie eines gewissen Jemand. — Wir wollen indessen dem Künstler nicht vorwerfen, daß er das Nebenwerk auf seinem Gemälde vernachlässigt habe; vielmehr können wir ihm nicht genug nachrühmen, daß er sein Bild nicht mit störenden Details überladen und nichts von schwerfälligem Kostüm und kostbarem Hausrath angebracht, dafür aber keine Einzelheit des Porträts selbst verabsäumt hat. Wie schön und geschmackvoll hat der Künstler das einfache, moderne Kostüm behandelt; wie schön die Formen des Körpers unter jenem feinen Tuche sich abdrücken, wie Alles lebt und sich bewegt, wie schön und festgezeichnet jene feinen Hände, wie nobel die Haltung des Mannes! Wahrlich, das Porträt ist seinem Urbilde ähnlich, oder sonst keines auf der Ausstellung. — Das Porträt des Herrn Mercier von demselben Künstler ist mit derselben Virtuosität gemalt; das der Gräfin P. ist am wenigsten gelungen. (Schluß f.)

Der Maculaturfreund.

Maculatur! — es schneidet mir in die Seele, wenn ich das Wort nennen höre, und erblicke ich die Sache selbst, so ergreift mich die schmerzliche Wehmuth, Ich glaube, die Ruinen eines stolzen Tempels vor mir zu sehen.

Mit welcher Lust, mit welcher Ausdauer hat sein Meister daran gebaut! Er entsagte mit Freuden der süßen Erquickung des Schlafs, den mannichfaltigen Genüssen des Wachens, — er vergaß Essen und Trinken über dem, was ihm beides erst verschaffen sollte, — den ganzen Tag und die halbe Nacht trug er aus fremden Brüchen Bausteine zusammen und jubelte, so oft eine Säule — Columne — fertig geworden war. Wollte ihn manchmal bei dem Gedanken: wie lange währt es, bis der Tempel vollendet ist! der Muth verlassen, so rief ihn doch gleich wieder die feste Hoffnung zurück, daß der Tempel, wann er erst fertig sei, auch desto länger dauern werde. „Monumentum aere perennius!“

Und wer weiß, was geschehen wäre, gäb' es keine Unmenschen auf Erden! Unter den Unmenschen aber verstehe ich die Gewürzkrämer, Käsehändler und andere Maculaturfabricanten, welche mit rohen Händen bald Alles wieder einreißen, was so mühevoll langsam aufgebaut wurde. Sie sind die Bilderstürmer des neunzehnten Jahrhunderts, moderne Vandalen, die ich hasse von ganzem Herzen, und wenn ich sie gleichwohl oft in Nahrung setze, so geschieht es bloß, um das bedruckte Stück Papier, das ihren Waaren zur Hülle dient, vor'm Untergange zu schützen.

Der Dichter Camoens suchte in einem Schiffbruch nur seine Lusiade zu retten und glaubte, da es ihm gelungen war, er habe nichts verloren. Nun gibt es freilich wenig Poeten, besonders unter den an mercantilischen Herzensfehlern Krankenden, welche eine Lusiade retten könnten, — doch was die Neigung zu ihren literarischen Kindern betrifft, da ist Jeder ein Camoens. Es scheint mir aber Christenpflicht, eine so löbliche Tugend, wie die Elternliebe ist, in unserer liebelosen Welt möglichst aufzumuntern, und aus keiner andern Ursache, als weil ich

mich recht christlich benehmen möchte, esse ich auch so ungemein viel Käse. Man hat die Holländer, um ihren prosaischen Sinn und ihre Gleichgültigkeit gegen Poesie zu bezeichnen, mit Unrecht Käsfresser genannt. Man sollte sie aus demselben Grunde lieber Mäcene nennen. Denn Niemand hat wohl bessere Gelegenheit, der Dichtkunst einen Dienst zu erweisen, Niemand kann ihr größere Opfer bringen, als ein Käsesser — meiner Gattung! Der Schale wegen genieße ich vom Kern oft mehr, als mir zuträglich ist. Die Unsterblichkeit manches Dichters hat mich eine Indigestion gekostet, — unzählige Lorbeerkränze liegen mir schwer im Magen. Aber dort oben wird gewiß meinem guten Herzen vergolten werden, was mein schlechter Magen hienieden erdulden muß, und meine moralische Gesundheit gewinnt, was die physische verliert.

Ja, ich fühle mich moralisch gesund, — ich habe ein normales Gewissen. Denn ich stahl nie einem Autor seine Existenz, — ich schlug nie einen für die Nachwelt todt. Denn ich habe nie ein bedrucktes Blatt, das mir in die Hände fiel, zu trivialen Zwecken benutzt, — ich habe es vielmehr heilig gehalten und aufgehoben, wenn auch kein Aufhebens davon zu machen war. Wollte ich mir die Pfeife anzünden und es lag die Vesperzeitung auf dem Tische und rief mit freundlichem Gesichte: „nimm mich!" so sagt' ich: „Gott behüte!" und ergriff statt des Velinpapiers den daneben liegenden Bogen Velinpapier. Es war nicht der Respect, den ich der Vesperzeitung, es war die Achtung, welche ich der Maculatur schuldig zu sein glaube. Es geht mir, wie nervenschwachen Damen, ich kann kein Papier zerreißen hören.

Schriftsteller betteln um Nachruhm und unterscheiden sich von ihren Collegen auf der Straße nur dadurch, daß sie die Hand nicht ausstrecken, sondern von der Linken zur Rechten bewegen. Jedes Stück Maculatur wirft der Nachwelt ihre Hartherzigkeit vor; denn jedes ist ein versagtes Almosen. Mir ist kein Wisch so schlecht, der nicht bei mir sein Asyl fände, und obgleich ich leider nicht wie Midas Alles, was ich berühre, in Gold verwandeln kann, so bewahre ich es doch so sorgfältig, als wär' es Gold und ich der dazu gehörende Geizhals.

Es ist ordentlich, als ahnten die deutschen Autoren diese heilige Scheu. Sie schicken mir, weil ich recensirender Mitarbeiter einiger Journale bin, beständig ihre neuesten Schriften über den Hals. Dadurch ist denn meine Wohnung schon ganz voll geworden, und wenn meine Brüder in Apollo so fleißig fortfahren, wie bisher, werde ich der Maculatur ebenfalls das Feld räumen und unter freiem Himmel wohnen müssen.

Es wäre aber sehr unbrüderlich gehandelt, und ich hoffe: sie mäßigen sich: — —

W. Achat.

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

Den 1ten Mai. Euryanthe. Herr Batsch aus Amsterdam gastirte als Lysiart. Diese Rolle erfordert einen so gewandten Sänger als Schauspieler, und ich war recht gespannt, wie der Gast diese Grundeigenschaften hier vereinigen werde. Der erste Eindruck einer vortheilhaften Gestalt, eines gewählten Costüms ist immer bestechend. Beide sind ein Empfehlungsbrief, auf den der Gast lange sündigen kann, bis sich dieser Eindruck in die Erkenntniß des innern Werthes auflöst. Herr B. entsprach den Anforderungen keineswegs, die man an einen Gast zu machen berechtigt ist, der weit her verschrieben worden ist. H. B. ist nichts weniger als Bassist; denn der Tiefe fehlt das charakterisirende Register, sonore Würde des ächten Basses. Er ist vielmehr Bariton, mit einer ganz angenehmen Stimme von mäßigem Umfange. Aber dieser Stimme fehlt Einheit, und jene Kraft, die nie durch Schroffheit des Accents ersetzt wird; die Biegsamkeit, die elegante, den gebildeten Sänger bezeichnende Verbindung. Die Aussprache wäre deutlich, wenn sie nicht durch grelle, dem Tone schadende Vocalisirung karikirt würde. Die Manieren sind veraltet, und ohne alle Analogie zur Composition. Auch als plastischer Darsteller scheint H. B. noch Anfänger, indem er hinter Extremitäten den Mangel an innerem Werth zu verbergen sucht. In eckigen, herausfordernden Bewegungen liegt seine Berechnung auf die Wirkung der Masse. Solche Absicht jedoch ist die Verrätherin des Gefühls eigner Schwäche. In der Zeichnung seines Kopfes, einem Altarblatte allenfalls ein würdiges Modell, war die Grimasse ein derber Anachronismus. H. B. konnte nicht gefallen. Er soll noch den Faust und den Caraffa singen. Nadir und Zenith! Ich bin begierig.

Den 3ten. Der Kerker in Edinburg (wiederholt). Ich versprach in No. 100 dieser Blätter das Werthvollere dieser Oper nächstens zu berichten, und muß mich jetzt bei dem zweiten Anhören derselben doch wieder auf meine erste Beurtheilung beziehen. Früher gehörten die kleinern Nummern einer Oper mehr dem Gefühl und der Reflexion an, und nur im Finale schritt die Handlung fort. Heute aber, wo es der Dichter darauf anlegt, die Ereignisse eines Jahrhunderts in seine Operntext-Plane zu werfen, um daraus seinen Handlungsteig zu kneten, — heute wird das Feld, das der Componist anbaut, zum Labyrinthe. Wie ist es möglich, bei den vielen, sich gleichsam einander jagenden Gegensätzen dem Gemüthe auch nur Minuten lang Ruhe, dem Verstande eine eben so kurze ununterbrochene Beschauung zu gönnen? Daher das öftere Zerreißen des Gedankenfadens; daher die vielen Knoten in demselben. Einem solchen Faden gleicht auch unser Kerker, dessen kleinere Nummern, namentlich die Romanzen und Lieder, deßwegen die werthvollern sind, weil gedrängtere Stoffe der Gedankenfolge weniger Gelegenheit zur Unterbrechung bieten. Es gehört schon ein musikalisches Genie dazu, den Ecken eines solchen Operngedichts durch den Fluß der Musik eine gewisse rhetorische Rundung zu geben. Das gewöhnliche, jedes neuere Erzeugniß begleitende Urtheil: „Es sind schöne Sachen drin" ist blos eine Metabasis der Verlegenheit. Es gibt unter der Sonne nun einmal nichts Vollkommenes, nicht einmal eine vollkommen schlechte Oper. Ein grundschlechter Mensch kann recht liebenswürdige Seiten haben. Diese Anerkennung aber bessert nichts.

Da die in dem Gedichte zwischen Wahnsinn und — Unsinn herrschenden Contraste in der Musik gar nicht hervorgehoben sind, so ist die Klippe „Uebertreibung" für die Künstlerin, welche die Sara geben soll, desto gefährlicher. Ehre aber auch der verständigen Seglerin, die sie umschifft. Hat Mad. Fischer-Achten wirklich nicht einige Zeit unter Geistesblöden gelebt, so ist ihre Einbildungskraft desto frappanter. Die ewige Unruhe der Bewegungen und des Mienenspiels, der geistlose unsichere Blick, die Unthätigkeit der Ideenverbindung abspiegelnd, Haltung, Gang und Sprache sind gleich treffend gezeichnet. Was aber mehr noch als dies in das Schattenreich der Geistesohnmacht versetzt, ist der Charakter der Stimme. Die Künstlerin versteht auch dem Gesange ein Etwas beizumischen, das sich nicht beschreiben läßt, aber bei geschlossenen Augen den Zustand der Dargestellten außer Zweifel setzt. Daß diese Rolle auch als Gesangsparthie so aufgefaßt werden könne, hat der gute Carafa wohl nicht geahnet. Das ist selbstschöpferisches Vermögen, inneres Kunstleben, Originalität.

T.

Buntes.

⁂ In Compiègne hat ein Kind von dreizehn Jahren der jetzt allgemeinen Mode des Selbstmordes gehuldigt. Es hatte die gewöhnliche Stunde des Musikunterrichts versäumt, fürchtete ausgezankt und bestraft zu werden und erstach sich mit einem Kneif.

⁂ Die Unruhen in Lyon lieferten dem Advokaten Jules Favre Stoff zu einem Roman oder vielmehr zu einer Reihe von Bildern aus dem Leben und Treiben der Proletarier in größern Städten, die unter dem Titel: La Revolte de Lyon en 1834 ou: la fille du Prolétaire (in 2 Bänden bei Montardier in Paris) erschienen.

⁂ Interessante Beiträge zur Geschichte Frankreichs, welche so eben erschienen, sind: die Geschichte des Convents, von Leonard Gallois; die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs, von Thibaudeau (welche sich an erstere gewissermaßen als Fortsetzung anschließt); die Geschichte der Normandie, von Licquet, mit einer trefflichen gelehrten Einleitung unsres in Frankreich lebenden Landsmannes Depping, und die 1ste Lieferung der *Archives curieuses de l'histoire de France* von Louis XI. bis Louis XVIII., herausgegeben durch L. Cimber und F. Danjou (beide an der königl. Bibliothek), — ein Werk, das in drei Serien erscheinen wird, und eine Masse interessanter Thatsachen mittheilt und verspricht.

⁂ Die philharmonische Gesellschaft von Calvados hat den Preis einer goldnen Medaille (von 300 Francs im Werth) für die beste Schrift ausgesetzt: über die Geschichte der Musik in der Normandie, vom Beginn des 9ten Jahrhunderts bis auf unsre Tage, und eine kurze biographische Darstellung aller berühmten Musiker, welche während des benannten Zeitraums in jener Provinz geboren wurden. — Der Termin ist der Cäcilientag 1835.

⁂ Der Gegenstand aller Conversation ist gegenwärtig zu Rennes ein dort angekommener Fremder, welcher ein natürlicher Sohn Napoleons und einer berühmten Schauspielerin zu sein behauptet, und durch seine ungeheure Freigebigkeit, die Verschwendung genannt werden kann, großes Aufsehen erregt. Er soll die Revenüen von ungefähr 300,000 Francs beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 108. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 18.

Donnerstag, 7. Mai.

50) **Madonna.** Unterhaltungen mit einer Heiligen. Von Th. **Mundt.** Leipzig, Reichenbach. 1835.

Man weiß nicht recht, ob in diesem Buche der Roman zum Vehikel einer Reisebeschreibung, oder die Reisebeschreibung als Teppich eines Romans dienen soll. Aber dieser ist so wenig wie jene vollendet, wofür der Vf. Rath weiß; denn er nennt sein Buch ein Buch der Bewegung. Über diese Mundt'sche Bewegung war schon vor mehren Wochen in diesem Blatte ein Urtheil zu lesen, auf das ich nur verweisen will. Madonna zeichnet dem, was werden und kommen soll, Riesenkonturen vor, statt daß sie Einzelnes prägnant ausdrücken konnte und Einiges ihrer Ahnungen wenigstens ästhetisch verwirklichen, indem das Neue und Geahnte die Energie und der Stamm der Erfindung geworden wäre. Nur üppiges Laubwerk sind des Verf. Träume, Laub, das unwesentlich um sein Gebild herumraschelt. Konnte die Heldin selbst nicht überwiegender und lebendiger in die Scene des Buches gesetzt werden?

Der Vf. reist aus der Schönhäuserstraße in Berlin nach Böhmen, und lernt bei Teplitz ein Mädchen kennen, die er selbst Madonna tauft, da sie eigentlich nur Maria heißt. Maria wurde in Dresden erzogen und erhielt zum Behuf künftiger Mätressenschaft bei einem Grafen eine ausgezeichnete Bildung. Sie sprengte aber früh diese Fesseln, noch ehe sie niedergeworfen war, und kehrt in das Dorf ihres Vaters zurück. Ihr Geist und ihre Kenntnisse, noch mehr aber die Zweifel am Katholicismus machen sie fähig, all' die transcendentalen Phantasien Mundt's zu verstehen, die er ihr nacheinander aus Teplitz, Prag und Wien über Cultur, Legitimät, Hegel'sche Philosophie u. s. w. mittheilt. Endlich erfahren wir, daß Madonna inzwischen nach München gereist und dort in der vom Vf. ganz mit Unrecht erhobenen protestantischen Kirche (die die prosaischste Bauart von der Welt hat) zur Augsburgischen Confession übergetreten ist. Wie das kam und gerade im katholischen München kommen mußte, bleibt ungesagt; denn der Vf. beicht sein Buch ab.

Alles, was Mundt in Beziehung auf seine Heldin erfindet, ist genial und hinreißend schön dargestellt, und läßt uns aller Wege wünschen, daß er mehr von seinem heillosen Räsonnement hätte Fleisch und Blut werden lassen. Der Spiritualismus Madonna's bezaubert, ihre Bekenntnisse wird man mit Entzücken lesen. Hier wird selbst das Detail, die Scene mit ihrem Genre meisterhaft. Wie launig wird der alte Schulmeister mit Casanova düpirt, den er für einen Heiligen hält! Welche satte Pinselstriche sind in dem schönen Gemälde von Madonna's Versuchung, wo des Mädchens Ergriffenwerden von einer ihr selbst verhaßten Wollust, ihr halber Kampf, die Stummheit des Ringens mit bewußter Kunst wiedergegeben wird! Das Gespräch mit Madonna, wie unwirklich es ist und wie unmöglich, so ist es doch durch und durch wahrhaftig, nach jenem

höhern Maaßstabe, der an den erfindenden, nicht kopirenden Dichter gelegt werden muß.

Die Räsonnements des Buches betreffend, so wollen wir nicht von allen sagen, daß sie ermüdend sind. Mehre Charakteristiken zeichnen sich aus; die Parallele zwischen den beiden Jean Jacques, zwischen Don Juan und Faust ist klassisch. Aber das Meiste daran thut weh: der Verfasser ringt sich gewaltsam etwas ab, was im Grunde Niemand von ihm verlangt. Nicht nur, daß Allgemeinheiten wenig nützen, daß Mundt's im vorigen Jahr erschienener „moderner Lebenszwirn“ kein faktisches Loch zugenäht hat, so kränkt uns die sonderbare Art, von der sich der Vf. fast willenlos rütteln und schütteln läßt. Wer sonstige Ressourcen seines Talents hat, soll die Genialität nicht forciren. Mundt wird als Denker und Stylist niemals genial, er mag sich kopfübern wie er will. Es paßt die Überschwänglichkeit nicht für seinen durchaus kritischen Geist. Es ist eine ganz unnatürliche Grimasse, mit der sich Mundt seinen Bewegungsjubel a b t r o t z t. Mundt ist ein durchaus reflektiver, vermittelnder Kopf, der niemals an das glauben sollte, was ihm gerade einfällt. Aber es scheint, als legt' er es darauf an, das Unmittelbare, das, was seinem Geschmacke selbst widerstrebt, für das Nöthige zu halten: es scheint, als begleite ihn, indem er schreibt, der parallele Gedanke: du läßt es eben laufen! Wie glücklich sind die Menschen und Dinge, die einer solchen Desperation in den Weg kommen. Ich möchte von Mundt nicht gelobt sein; denn morgen müßt' ich gewärtigen, daß er es wiederriefe. Er rennt Alles um, je nachdem ihm die Laune steht oder je nachdem ihm seine innere literarische Unruhe, eine Art von Gewissen, wieder aufschreckt und ihm zuflüstert, es gucke ihm schon wieder das Muttersöhnchen und das Genie der Dachstube aus dem Ärmel. Die Mundt'sche Bewegung ist die Zeit im Retirade: während die rechte Bewegung gesetzt vorwärtsschreitet, mit bestimmten Zwecken im Auge, und sicher, fest in jeder ihrer Tendenzen ist. Mundt ist ein weit besserer Poet, als Philosoph; kein Offenbarungspoet, aber eine gesättigte, kritische, durch Literaturgeschichte reife Phantasie, die über ihrem Gegenstande steht, und sich einen gewissen bescheidenen Instinkt als wirkliche Mitgabe der Natur, trotz aller gelehrten Verhältnisse, erhalten hat. Ich glaube, daß er in dieser Art ganz positive Gebilde schaffen kann.

---

51) U m r i ß p ä d a g o g i s c h e r V o r l e s u n g e n. Von H e r b a r t. Göttingen, Dieterich. 1835.

Das Erziehungsprinzip der Alten war formell, das unsre ist reell. Jene bezweckten die Kunst des Lebens, wir bezwecken nur Thatsachen. Bei den Alten fing die Erziehung mit dem Staate an, und hörte mit den häuslichen Tugenden auf; wir erziehen aus dem Hause in den Staat hinaus. Sonst lag in den Sitten die Erziehung; jetzt hängt das Sittliche ganz von der Erziehung ab, ja sogar das Moralischsittliche; denn ich glaube, wenn man einmal auf den Grund des menschlichen Gemüthes steigt (und das thut alle heutige Pädagogik), so rüttelt man die schlummernde Erbsünde auf, die sich bei den Alten in großen Beschäftigungen und Entschlüssen von selbst verflüchtigen mochte. Seit die geniale Erziehung der Alten verschwunden ist, kann man auch erst recht fühlen, daß der Mensch, dies reine, von Natur und Sitte losgerissene Abstraktum, von Natur schlecht ist. Ohne Prügel, ohne die Combination (ich sage nicht, den Instinkt!) der Ehre, ohne ein ferneres eigennütziges Calcül wären aus der Mehrzahl unter uns nur Diebe geworden. Ist dies nicht wahr, so muß man es wenigstens fürchten. Die Alten fürchteten, daß ihren Kindern das Gemeine könnte angeboren sein. Wir haben alle Ursach, dasselbe vom Verbrechen bei den unsern zu glauben.

Herbart mißbilligt vielleicht diese Parallele und die Hypothese von des Menschen ursprünglicher Erbärmlichkeit; doch kommt sein psychologischer, gewiß richtiger Grundsatz ganz darauf hinaus. Es ist erfreulich, in diesem zwar rhapsodischen, aber an Erfahrung nicht armen Büchlein das Prinzip der Strenge vorwalten zu sehen. Auch sind die Vorschriften Herbart's alle praktisch, und halten sich fern von jener illusorischen Schwärmerei, die nirgends mehr verderben kann, als in der Erziehung. Das, was sich im Kinde am frühsten entwickelt, ist der Widerstand, dies herrliche Unterpfand, daß der Knabe einmal künftig die Selbstständigkeit seines Willens oder das Mädchen die Selbstständigkeit ihrer Unschuld bewahren kann. Aber niemals wird zu befehlen verstehen, wer nicht gehorchen lernte. So glaub' ich, daß die Erziehung überaus restriktiv sein muß, und das ganz nach jener biblischen Maxime: Züchtige, was du lieb hast, da es noch jung ist!

Wie das Vielregieren taugt auch das Vielerziehen nichts. Dem Zöglinge Alles zurecht machen, ihm jedes Hinderniß aus dem Weg räumen, immer nachdenken, was die beste Methode ist; das ist das beste Mittel, untergeordnete und verzärtelte Charaktere zu schaffen. Man sollte die Eigenschaft als Erzieher niemals trennen von dem, was man sonst im Leben vorstellt, nie den Ton höher oder tiefer schrauben, wenn man zu dem Kinde redet. Das Saatkorn des Talents und des Charakters liegen in der jungen Seele vergraben, und beide schießen von selbst auf, wenn nur eins dem Kinde gelassen wird, Raum, sich selbst zu bewegen. Laß deinen Zögling sich acclimatisiren an deine Natur mit allen ihren unverdeckten Eigenheiten! Das beste Erziehungsmittel ist nicht der pädagogische Grundsatz, sondern der Besitz einer pädagogischen Natur. Die rauhe und spröde Natur ist hier oft die beste, wenigstens ist die die schlechteste, die Jedem vorschweben wird, wenn er an gewisse glattgescheitelte Lehrer, namentlich der weiblichen Jugend denkt, die immer naiv, immer kindlich, immer im Sinne der Österreier sprechen, und nur damit enden, daß sich ihre Zöglinge früh über sie lustig machen.

Um eine pädagogische Ausdünstung, möcht' ich fast sagen, eine pädagogische Phosphorescenz zu haben, sind gerade oft die schroffsten Manieren, und besonders das Eine nöthig, daß man in seiner erwachsenen Sphäre bleibt, und es dem Kinde überläßt, an uns hinaufzuklettern. Wenigstens werden auf diesem Wege geistreiche und charakterfeste Kinder erzogen, eine Aufgabe, die die Herren Erzieher immer der Natur überlassen, wenn sie sagen, da könne einmal nichts geändert werden: aber das ist ein verderblicher Irrthum. Kinder sollten in einer Familie gar nicht beachtet, sondern immer als ein etwas lästiges Möbel hier- und dahin gedrängt werden; man soll sie nach dem ungerechten Maaßstabe, den man an Erwachsene legt, beurtheilen, kurz so verfahren, wie ungebildete und arme Leute von selbst thun; dann kann man gewiß sein, daß man an Buben und Mädchen Freude erlebt; denn sie werden genial sein, wie es bei den Armen immer der Fall ist, wenn man deren Kinder nur in einer gewissen Periode abfinge und einer weitern Ausbildung anheim gäbe.

Meine rigoristische Theorie führ' ich auch in der Schule durch. Das Geschwätz von Veredlung der Sitten durch das klassische Alterthum! Die unnütze Polemik des Realismus gegen die humanistischen Studien! Ich denke mit Lessing, daß alle Bildung der Jugend formell sein soll. Was dem Zögling eingeprägt wird, ist doch etwas, was er später entweder von selbst verlernt oder verlernen muß, weil es falsch ist. Das aber, was bleibt, ist die gespannte Muskelkraft des Geistes, logisch-formelle Enterhaken, die alles, was ihnen unterkömmt, scharf anpacken, Assiduität und Gedächtniß. Deshalb scheint mir das kritisch-grammatisch-philologische Studium der Alten in der ganzen Pedanterei, welche die Jugend ja nicht merkt, besonders wichtig, weil es dem Geiste mehr nützt, als der realistische Brei von Länder- und Völkerkunde, mehr, als Pestalozzische Verstandesübungen, mehr, als die Eleganz neuerer Schulmänner, die gern A. W. v. Schlegel und „die tiefe Bedeutung des Alterthums" im Munde haben. An der knöchernen lateinischen Grammatik beißt man sich die ersten Zähne des scharfsinnigen Urtheils aus. Der Brei des Gehirns rinnt zu Gedankenflocken zusammen, die Philosophie baut sich schon einige unsichtbare Stufen, das kann selbst die Mathematik so nicht erreichen, wie das Traktiren der alten Autoren. Die Mathematik ist leerer Formalismus, es ist das Übereinanderklappen dummer Telegraphenlettern. Mathematik hat nichts, als die Form selbst zu ihrem Inhalt, es ist ein künstliches Gebäude, das für sich besteht, und gar keine freie Anwendung leidet. Findet man nicht immer, daß die scharfsinnigen Mathematiker im Leben vor lauter Zerstreuung und unlogischen Combinationen sich lächerlich machen? Mathematiker, die in einem Conzert die Musik überhören, während sie oben an der Decke des Saales die Kreise des Simses ausmessen? Den wahrhaft energischen Formalismus, das Bett künftiger Gedanken, verdankt die Jugend den Alten und unsern alten Orbilen, die uns einst so vielen Kummer und Spaß verursacht haben. In diesem Sinne hatte Heinrich Laube Recht, wenn er irgendwo von mir drucken ließ, daß ich für die griechischen Partikeln schwärme.

Aber wenn man von Erziehung spricht, kann man das Aufhören nicht finden!

---

38) Frankfurter Bilder. Von Ed. Beurmann. Mainz, Kupferberg. 1835.

Seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, war von jeher eine hohe Aufgabe der Literatur; aber erst der neuesten Zeit scheint es vorbehalten zu sein, die Wirklichkeit statt der Vorschrift, die Erscheinung statt der Regel, die Thatsache statt philosophischer Lehren und ausgesponnener Betrachtungen in diesem Falle zu geben. Die Wahrheit ist kein Privilegium mehr, die Literatur hat keine Stelle mehr über den Menschen und Dingen, sie mischt sich theilnehmend, genießend, frei von Pedanterei unter die Menge selbst, und spricht eine einfache, natürliche Sprache, eine Sprache, die ausgepocht würde, wenn sie orakeln wollte. Dies ist ein Symptom unsrer Zeit, die den Begriff: Publikum, zerstört hat für die Literatur, die den Autor übersieht, welcher sich herausnimmt, die Masse bevormunden zu wollen, die dem Autor nichts zugesteht, als eine ganz einzelne, individuelle Stimme, und nur dem Beifall klatscht, welcher das ausspricht, was Alle schon zu wissen glauben. Jeder will sich nur wiedergegeben sehen in den Büchern, sich mit allen seinen Untugenden und üblen Gewohnheiten, sich mit seiner Frau und seinen Kindern und den Redensarten, welche er gern im Munde führt. Das ist ein Genre, welches seinen guten Grund hat, dessen Ausartung ich aber hasse.

Denn wie viel höher steht eine Behandlung, wie im vorliegenden Buche! Hier ist auch Copie der alltäglichen Erscheinung, der Triumph des Momentes, einer Existenz, wie sie gerade ist; doch nirgends die Schmeichelei der Masse, nirgends eine Spur von Servilität, die sich vor dem großen Götzen: Volk in den Staub wirft. Sondern aus allen diesen mehr capriciös skizzirten, als niederländisch ausgeführten Bildern zieht sich eine eigne Straße, welche nicht die breite und bequeme derer ist, die über viele ihrer Abspiegelungen im Buche jubeln werden, sondern die die Fernsicht eröffnet in edlere, höhere Regionen, in das lichte Reich der Wahrheit und das göttliche Tempe der Schönheit. Der Philister, der sich mit seinem Bürgerthum brüstet und im Sauerkraut alles vereinigt finden möchte, was die Brust des Menschen nur erheben kann, wird unwillkürlich fortgerissen in Gebiete, auf die er in seinem wohlconditionirten, mit Kundschaft beehrten Selbstbewußtsein sonst zu achten gar keine gnädige Bereitwilligkeit hatte. Alles, was er liebt, nämlich alles,

was er selbst ist, das trifft er in diesem Buche an, er herzt es, er küßt sein eignes, kurioses, spaßhaftes Dasein und lacht mit wackelndem Bauche; da tritt aber plötzlich die dichterische Metamorphose ein, und zaubert aus der ordinären Küchen- und Kesselwirthschaft ein Boudoir des Mephistopheles, mit humoristischen Meer-Katzen, witzigen Sprühtöpfen und phantastischen Emblemen, die Hampelmann erstaunen machen. Hier ist von Literatur, von Zeitgeist, von den Interessen der Kunst, von Humanitätsfragen eine körnige Zuthat, die den Stoff auffrischt, und unendlich viel Gutes wirkt, da es nebenbenbei, ohne Ankündigung, wie eine in Kuchen gebackne Arznei, in den Stolz und die arge Selbstgenügsamkeit des Frankfurter Charakters sich einschleicht, und in diesen Lastern Wirkungen machen muß, die sie selbst nicht ahnten. Ja, so muß es sein! Man soll lachen und spotten können über eure Selbstzufriedenheit und euch zeigen, daß über eure Geldsäcke, ja selbst über eure angetünchte Bildung und das Stückchen Liberalismus, womit ihr Parade macht, noch etwas hinaus liegt, nämlich die Mäßigung, die Bescheidenheit, die Poesie und das Jahrhundert!

Eduard Beurmann ist durch und durch ein Mann des Tages, aber in der schönen Ausdehnung, welche sich nichts entgehen läßt, die für Alles empfänglich ist. Sanguinisch auflodernd sind diese rapiden Darstellungen; feurig und keck springen die Gegenstände von einander über. Der Verfasser hat nur immer wie mit der Hand abzunehmen, so fluthen ihm die Eindrücke zu, so ungeregelt ist diese Phantasie, diese Spottlust, diese Weltkenntniß, diese Liebe und dieser Haß. Wird er immer die Kraft besitzen, den Erguß seiner überströmenden Anschauungen zu dämmen? Wird er noch lernen, zuweilen seinem Ungestüm in die Zügel zu fallen, und jene Ruhe sich anzueignen, welche der Autor besitzen muß, wenn er das Publikum nicht nur beschäftigen, sondern auch zwingen will, daß es sich ihm hingibt? Dies ist eine Tugend, welche ihm nur die Kritik geben kann; denn sie wird die Folge des Selbstvertrauens sein. Beurmann besitzt bei seiner hingebenden Empfänglichkeit die Keime zu den schönsten schriftstellerischen Leistungen. Diese Bilder beweisen, daß ihm Witz, Styl, Phantasie reich zu Gebote stehen. Auch außerhalb Frankfurt werden sie mit Vergnügen gelesen werden.

---

53) **Lebensbilder aus beiden Hemisphären.** Vom Verfasser des Legitimen, u. s. w. Zwei Bände. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1835.

Farbenreiche Gemälde im Genrefach: als Roman mehr Skizze und Entwurf; aber mit sauber ausgeführten Situationen und glänzender Scenerie. Der rothe Faden einer anziehenden Anekdote, in welcher mehr die Menschen, als die Ereignisse hervorspringend sind, zieht sich durch die gründlichste Auffassung des nordamerikanischen Lebens, durch eine Treue der Schilderung, welche erlebt sein muß, um so wiedergegeben zu werden. Im Anfang etwas Cooper'scher Theergeruch; doch bald selbstständige Entwickelung und eigenthümliche Charaktere. Die beiden alten Geldmänner und mephistophelischen Humanitätsheroen sind Chargen, aber sie sollen im Complex das ausdrücken, was an Tendenzen im Raum und in der Zeit umher zerstreut liegt; das macht sie wahr und natürlich. Wir sind mit diesen beiden ersten Bänden erst im vollen Anlauf des Romans und sehen der Fortsetzung neugierig entgegen. Ohne Zweifel rühren diese Lebensbilder und mehrere vorangegangene ausgezeichnete Romane desselben Verfassers von einem Schweizer her, der, nach Amerika ausgewandert, sich in Sitte und Ton seines neuen Vaterlandes früher oder später einbürgerte.

---

54) **Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen in den Jahren 1830 bis 1833.** Von H. Forsch. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835.

Gut spekulirt! Wahrheit und Dichtung! Die Burschenschaft (la Bourschenshaft, wie die Franzosen sagen) ist hier in allen ihren Richtungen repräsentirt. Der Prospekt öffnet sich auf die wunderlichen Partheiungen dieser Verbindung. Hier streiten sie über die hohe Bedeutung des bairischen Biers und des damit verknüpften Nationalzwecks; dort weiß man nicht, ob Burschenschaft Veredlung der Literatur, Rebellion oder wissenschaftliche Ausbildung ist. Andre schlagen auf den Tisch und behaupten, der Tod sei die Devise des Vereins, während die Schüchternen sich ducken, die blöden Haare aus den Augen scheiteln und nichts verlangen, als daß, wie sich diese Couleur ausdrückte, Jeder in seinem Kreise wirkte. Fern aber am äußersten Ende des Tisches sind die Männer vom Ausschusse zusammengerückt, die sogenannte innere Verbindung, welche die Kasse hat und verbotene Zeitungen lies't. Die Parthei der Unbedingten, die Göttinger Unruhen, die Frankfurter Attentate, alles tritt vor die Augen des Lesers und ergötzt ihn durch eine frische, lebhafte Auffassung. Die Liebesidyllen, welche dem Ganzen eingeflochten sind, entsprechen den Zärtlichkeiten, wie sie in Wahrheit von der studierenden Jugend unterhalten werden; nur möchten Willmann und die Seinige etwas zu sentimental, die Liebhaberin Ruppert's etwas zu gemein gehalten sein. Sollen denn jene Weibsbilder, die sich den Männern selbst an den Hals werfen, niemals aus unsern Romanen verbannt werden? Frauenberg endlich ist eine Figur, welche den Vaterlandsfreund beleidigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 109. 1835.

433

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 8. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Mais mon dieu, welch satanischer Rauch! rief plötzlich der dicke Doktor dazwischen, — sind die Herren ein Bischen verrückt geworden? Das afficirt den Kranken zu sehr!

„Verzeihen Sie, ich fand ihn schon selbst rauchend mit seinem treuen Konrad."

Selbst rauchend? le bon dieu en soit loué; — so wird die Krise wohl überstanden sein. Hm, hm! der Puls geht vernünftig, beinahe ein Bischen zu vernünftig. Nun, Herr Baron, wie thut's? Wie ist's? Na! Wo wären wir ohne Eis und Blutigel? Das Auge ziemlich hell, ein Bischen verweint? — bon! Thränen sind Balsam in solchen Fällen. Monsieur Konrad, heute wird noch kein Fleisch statuirt, nichts Hitzendes, — verstanden? Limonade und höchstens noch eine Pfeife. Alle Medicin vor der Hand bei Seite! — das Gift ist fort, nun wird wohl Mama Natur das Beste thun; aber, Konrad, nicht über die Schnur hauen lassen! Heute Abend sehen wir uns wieder; habe die Ehre, mich zu empfehlen.

„Diese Rede kostet nun sechs Franken," brummte Konrad, „aber er soll sie haben, der dicke Herr, und noch viele dazu, wenn nur das Gift fort ist. Jetzt, halten zu Gnaden, jetzt stolpert der alte Konrad hinab zu dem schmucken Oberkellner und trinkt ein Gläschen Extra-Elfer, — habe in 10 Tagen keinen Tropfen über meine Lippen gebracht."

Die Thränen hatten mich in der That wesentlich erleichtert, der Schmerz mich wieder vollkommen in die Geschichte und in den Zusammenhang der Wirklichkeit eingeführt. Aureliens Brief wollte ich haben, unsägliche Sehnsucht stachelte mich nach dem Anblick jenes verhängnißreichen Blättchens. Allen Vernunftgründen Karl's setzte ich stets dringendere Bitten entgegen. Seufzend öffnete er endlich die Kommode und reichte mir das Schreiben. Es durchzuckte mich mit Wonne und Schmerz, ich drückte es lange an das Herz und an den Mund, eine glühende Thräne fiel darauf. Endlich las ich:

„Mein theurer Ferdinand!

Wir haben gelebt und geliebet! Der Himmel war uns gnädig, er hat mit seinen schönsten Freuden uns reich gesegnet, mit seinen höchsten Wonnen uns gnädig beglückt. Mein Herz bebt, meine Hand zittert, mein Auge weint, indem ich dir dieses schreibe. Wie gern flöge ich an dein Herz, wie gern haftete ich an deinen Lippen! Aber die Vernunft gebietet mir, all mein Gefühl zu unterdrücken, mich loszureißen, dich freizugeben.

Stärken, erheben, beschwingen für deine Pflichten soll dich solch ein Traum der Liebeseligkeit! — Aber bei längerem Verein würden wir beide unserer äußern Bestimmung entrückt, ohne meiner Überzeugung nach dauernd glücklich werden zu können. Der Schmerz der Trennung verbietet mir, darüber vernünftig und deutlich mit dir zu sprechen. Glaube einstweilen dem einfachen Wort, wie du so oft und gern meinem Auge, dem Ton meiner Stimme glaubtest: Beide würden wir unglücklich, wenn wir für das Leben uns zusammenketteten!

Folge muthig und kraftvoll deinem Beruf, werde ein tüchtiger Mann der Menschheit. Freue dich stets des Bewußtseins, daß du mich glücklich gemacht hast, so glücklich, wie ich seit jenem Todestag nie gewesen bin, wahrscheinlich nie mehr werden kann. Mein Herz umschwebt dich stets, alle meine Gebete steigen für dein Wohl zum Himmel.

Glaube mir, lieber, süßer, theurer Freund! daß ich mich losriß, daß ich mein Herz bezwang, ist der größte, ja — ich darf es sagen — der heiligste Beweis meiner innigen und wahrhaftigen Liebe. Scheiden, wie thust du so weh! — Bald hörst du mehr von mir; — woher? das weiß ich selbst noch nicht. Wirst du bald mit einer Antwort mich erfreuen? Bankier W....h in Paris weiß stets alles an mich zu befördern. Lebe wohl, auf Wiedersehen! Aurelie."

„Ein göttliches Weib! Viel habe ich ihr abzubitten; denn ich traute ihr wenig Gutes zu. Du mußt ihr ewig dankbar sein."

Dafür, Karl, daß sie mein Herz zerrissen, vielleicht für ewig zerrissen hat?

„Dafür, — sieh die Thränenspuren auf dem Papier, — daß sie, trotz aller Leidenschaft eines glühenden Weibes, mehr Mann gewesen, als du selbst, daß sie der Vernunft Gehör gegeben —"

Ach! Was alles nennt ihr nicht Vernunft?! Hundert verschiedene Philosophieen zählt ihr, und jede Philosophie hat ihre eigene Art von Vernunft. Welche hat Recht?

„Nur eine von allen, aber diese auch immer, die einfache, klare Philosophie von Jesus Christus."

(Fortsetzung folgt.)

An ein Kind.

Von Victor Hugo, übersetzt von Wilh. Wagner.

Mein Kind! Du weißt es nicht, wie schön der Lebensmorgen,
Und d'rum beneide ja das ernste Alter nicht!
Ach! es ist eine Zeit von ewig neuen Sorgen,
Von unbeständ'ger Lieb, von wandelbarem Licht,
Wo oft das Lächeln ist viel bitt'rer, als die Thränen,
Und wo wir Sclaven sind, wenn wir uns Herrscher wähnen.

Die Kindheit ist so reich an wonnevollen Stunden,
Daß man am heut'gen Tag den gestrigen vergißt,
Sie gleichet einem Kranz, wo Blüth' um Blüth' gewunden,
Und wo ein schöner Traum das Kind des andern ist:
Sie schwindet, wie ein Hauch, wie eine Silberwelle
Und wie ein Sonnenstrahl auf grüner Rosenstelle.

Darum beschleun'ge nicht die knospenden Gedanken!
Des Morgens werde froh, des Lenzes freue dich!
Wie lebst du so beglückt in deinen engen Schranken,
Und, wenn ein Wölkchen naht, wie bald verliert es sich!
Es hält der Augenblick dich liebevoll umfangen,
Und, weil du ihn nur liebst, d'rum quält dich kein Verlangen.

Beschleun'ge nicht die Zeit! — Es wird der Lenz verschwinden
Eh' du es glaubst, mein Kind! — und kommen wird der Schmerz
Getäuschter Hoffnung; — Freuden wirst du finden,
Die nimmer sättigen das ungestüme Herz;
Es werden Ehrgeiz dich und Neid und Habgier quälen;
Du gehst der Wahrheit nach und wirst den Irrthum wählen.

So lächle denn, mein Kind! so lang' die Maienrosen
Auf deinen Wangen noch in zarter Röthe glüh'n,
So lang' die Lüfte noch des Morgens dich umkosen,
So lang' die Lilien noch auf deiner Stirne blüh'n,
Ein Spiegel ist dein Aug' von Unschuld und von Frieden;
Der Kindheit Paradies blüht einmal nur hienieden! —

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Achter Artikel. — (Schluß.)

Den Porträts von Court ist reichliches Lob gezollt worden, und allerdings verdienen dieselben, rücksichtlich des Hervortretens der Formen, des Charakters und der Zeichnung, alle Anerkennung; das Colorit erscheint etwas affektirt. Das Porträt einer Spanierin und das des Marquis von B. sind dem Künstler am besten gerathen. — Bemerkenswerth waren auch die lebensgroßen Porträts von A. Hesse, Champmartin, Decaisne, Jouy und Anderen; obschon man diesen Porträts ansiehet, daß die abgebildeten Personen mit Fleiß und oft über die Gebühr geschmeichelt worden, so wissen doch diese Maler eine edle Haltung und Noblesse ihren Figuren zu geben. Steuben, Bouchot, H. Scheffer, Schopin fassen in ihren Porträts dagegen den Menschen mehr von der geistigen Seite auf, und suchen diese Interessen mit denen eines kräftigen Colorits und reiner Zeichnung zu vereinigen. In dem Anstande, in der Haltung, in den Bewegungen und Blicken der Porträts dieser Künstler liegt etwas bestimmt Ausgeprägtes; in welcher Hinsicht wir das Porträt Jules Janin's, jenes berühmten Typus der Pariser fashionablen Literatur, von Schopin, als das eigenthümlichste anführen. Dubufe, Lepaulle, Belloc &c., hatten auch dies Jahr den Salon wieder mit ihren Fabrikaten überschwemmt; es verlohnt nicht der Mühe, von diesen und ähnlichen Erzeugnissen zu reden.

Bevor wir zur Beurtheilung der Werke der Skulptur und zeichnenden Künste schreiten, wollen wir als Nachtrag und Schluß unserer Berichte über die Werke der Pittur eine Mittheilung über das letzte Gemälde von Leopold Robert, „die Fischer am adriatischen Meere," folgen lassen. Da dasselbe nicht zu der ein für allemale anberaumten Zeit, nach deren Verlauf keine Werke mehr für die Kunstausstellung im Louvre zugelassen werden, in Paris eintraf, so machte der gegenwärtige Besitzer des Robert'schen Bildes, der Deputirte Patürle, der Stadt Paris den Vorschlag, es in einer der hiesigen Mairien zum Besten der Armen öffentlich ausstellen zu lassen, welches denn seit dem Anfang des Monats April wirklich ausgeführt worden ist. Wir erwähnen zuvor kurz das, was uns über die Lebensumstände des Künstlers und seine früheren Leistungen bekannt ist.

Leopold Robert war ein Schweizer von Geburt; er hatte zu Chaux-le-Fonds, im Canton Neufchâtel, das Licht der Welt erblickt, und in seiner Jugend den Stand eines Kupferstechers erwählt. Seine glücklichen Anlagen zur Malerei entwickelten sich jedoch bald, und er legte den Grabstichel bei Seite, um den Pinsel dafür in die Hand zu nehmen. Seine Studien als Maler begann er unter David und setzte sie in Italien fort, von wo er nach und nach die Früchte seines Fleißes auf die Pariser Kunstausstellungen sandte. Der neapolitanische Improvisator und die Madonna dell'arco zogen ihm bald die öffentliche Aufmerksamkeit zu, welche sich bald in lobenden Jubel verwandelte, als „die Schnitter" Leopold Robert's in dem Salon 1831 erschienen. Kein neuerer Maler hat vielleicht in so kurzer Zeit

und mit so wenigen künstlerischen Produktionen sich bis zu einer solchen Höhe des Ruhm's emporgeschwungen, als L. Robert. Seine Fischer konnten diesen Ruf nur noch vermehren, da verkünden uns plötzlich die Pariser Tagblätter: Leopold Robert ist gestorben zu Venedig, am 20. März 1835; er selbst hat Hand an seinen Lebensfaden gelegt, und seine künstlerische Laufbahn in seinem 39sten Lebensjahre freiwillig beschlossen.

Der einfache, von dem Künstler in seinem letzten Gemälde dargestellte Vorgang ist folgender: Fischer, die im Begriff sind, auf den Fischfang zur See abzureisen. Der Ort der Scene ist Chioggia, in der Nähe von Venedig und wir sehen die Fischer am Ufer des adriatischen Meeres versammelt bei ihren Fahrzeugen, welche bereit sind, die Segel zu lichten. Im Mittelgrunde steht der Schiffspatron und Eigenthümer der Barke, in der einen Hand Werkzeuge für den Fischfang haltend, und mit der andern Befehle zum Aufbruch ertheilend, wie es scheint. Zwei junge Knaben begleiten ihn, von denen namentlich der eine, welcher in eine weiße Fischerkapotte gehüllt ist, und ein Madonnenbild und eine Laterne trägt, dem Patron Schritt vor Schritt folgt und kein Auge von den Bewegungen desselben verwendet, wahrscheinlich aus Besorgniß, er möchte um die Mitfahrt gepreßt werden. Auf dem ersten Plane ist ein junger Fischer damit beschäftigt, die Netze aufzurollen und zu ordnen. Im rechten Vordergrunde bemerken wir zwei Männer etwa in den Dreißigern, von denen der eine stehend und mit dem Rücken sich gegen einen Pfosten am Strande lehnend, einen Compaß vor sich hat und das Wetter und den Himmel zu befragen scheint, der andere sinnend und in sich gekehrt dasitzt. — An dem entgegengesetzten Ende des Gemäldes, zur Linken, sitzt traurig und tiefbetrübt ein altersschwaches Mütterchen, und in ihrer Nähe steht eine schöne, blasse, junge Frau, welche ihr Kind auf dem Arme hat. Ihr zur Seite sehen wir noch ein junges Mädchen, von etwa 10 Jahren, wahrscheinlich die älteste Tochter jener schönen, blassen Mutter. Der linke Vordergrund zeigt uns außerdem noch die Mauer einer Kapelle, an der sich ein fast entblätterter Weinstock entlang windet; die röthliche, und schon etwas gelbe Farbe der Blätter und die nebelige Luft deuten darauf, daß die Abfahrt im Spätherbste statt findet. Der Tageszeit nach, mag es Morgen sein; der Himmel mit einigen leichten Wolken überzogen, verkündet indeß keinen schlechten Tag. Im Hintergrunde sehen wir noch einige Matrosen ihre Zurüstungen zur Abfahrt beschleunigen, und ganz in der Entfernung durch den Morgennebel hindurch, gewahren wir ein zweites Schiff, welches schon die Segel gelichtet hat, und die Lagunen durchschneidet.

Das ist die Beschreibung des einfachen Vorgangs, aber von der ängstlichen Spannung, welche der Maler in den einzelnen Figuren jedesmal verschieden, aber jedesmal wahr ausgedrückt, von der wehmüthigen Stimmung und der rührenden Melancholie, welche der Künstler über das Ganze ausgebreitet, läßt sich wenig oder gar nichts in dieselbe übertragen. Die ganze Seele Leopold Roberts scheint über das Gemälde hergegossen. Wie tief hat der Künstler das traurige Loos des niederen Volk's mitgefühlt, welches im Schweiße seines Angesichtes sich abmühet und sich tausend Entbehrungen auferlegt, ohne auf eine heitere, sorgenfreie Zukunft zu hoffen. Seht jene schönen, männlichen Fischer, die abreisen, um den mannigfachen Gefahren des Meeres zu trotzen, und einem trügerischen Elemente ihren Lebensunterhalt abzugewinnen; betrachtet jene Gattin und Mutter, jene gramerfüllte Alte, welche mit stummem, still in die Brust verschlossenem Schmerze, die Abreisenden an den Bord des Schiffes begleiten, welches vielleicht ihre Stützen und Hoffnungen für immer mit sich fortnimmt, und sagt an, welcher andere neuere Maler hat den Schmerz mit so lebhaften Farben, mit so edler Ruhe, mit so ergreifender Wahrheit auf der Leinwand dargestellt! Ein edler Schmerz ist ein würdiger Vorwurf für einen Maler, aber wie wenige besitzen die Kunst, sich zu der wahren Höhe eines solchen Gegenstandes zu erheben. Leopold Robert hat ihn zu erfassen, und wiederzugeben verstanden, in jener ruhigen Kraft und melancholischen Größe, welche fast schon eine Vorahnung von der Annäherung des Todes zu haben scheint. Seine Gestalten haben nichts Triviales, Alltägliches und gehören doch keineswegs einer imaginären Traumwelt an; wir erkennen darin das Volk, aber das Volk, sowie wir es gerne sehen, das Volk in seinem Schmerze und in seinem Stolze, den das Ungemach und die Leiden dieses Lebens allein verleihen.

Die originellen Trachten, die würdevollen Stellungen und die ausdrucksvollen Physiognomien dieser Fischer sind ebenso neu, als überraschend, und obschon im Äußern von den Bewohnern der pontinischen Sümpfe verschieden, haben sie doch denselben, tiefausgeprägten Charakter von Größe, Kraft und männlicher Schönheit, welcher deutlich dafür spricht, daß die in beiden Gemälden dargestellten Gestalten, einem und demselben Volke angehören, welches einst der Welt Gesetze vorschrieb.

In den Einzelnheiten des letzten Gemäldes von Leopold Robert könnte man vielleicht einige Mängel entdecken; so könnte man dem jungen Fischer, der im Vordergrunde die Netze aufrollt, eine etwas zu akademische Stellung vorwerfen. Einige französ. Kritiker haben auch denselben Tadel über den Schiffspatron ausgesprochen, und gefunden, daß er seine Befehle zu theatralisch ertheile; doch finden wir den letztern Vorwurf unergründet; diese stolze Haltung eines unter Gefahren ergrauten Mannes aus den untern Volksklassen hat selbst bei uns nichts Ideales, geschweige denn bei den Völkern des Südens, welche eine angeborne Würde in ihrer Haltung und Bildung verrathen. Was kann man Schöneres sehen, als jene beiden Männer, mit den brennend schwarzen Augen, mit dem von der Sonne gebräunten Teint, welche so bedeutungsvoll ihre Blicke gen Himmel gerichtet haben, und von ihm Aufschluß über die Zukunft zu erfragen scheinen? was Ergreifenderes, als jenes alte Mütterchen, welches auf der Steinbank sitzt, wohin sie sich vielleicht mit Mühe und Anstrengung geschleppt hat, um noch so lange als möglich, alle die Ihrigen beisammen zu sehen, denn sie mag wohl schwerlich die Heimkehr der Abreisenden noch erleben? was Hinreißenderes endlich, als jene junge, schöne Frau, mit den abgehärmten blassen Wangen, welche in einiger Entfernung von der Alten steht und ihr Kind wider ihre Brust preßt? welch eine bezaubernd-wehmüthige Schönheit! welch ein tiefgefühlter und doch gefaßter Schmerz in der Haltung, in dem Ausdruck dieser durchaus tadellosen Gestalt! Wenn man lange aufmerksam und inbrünstig das Gemälde betrachtet hat, verweilt das Auge immer wieder auf dieser schönen, unvergleichlichen Gestalt, weil wir in ihren Mienen, in ihrer Stellung, in ihrem ganzen Wesen den Inbegriff aller Gefühle einer weiblichen Seele lesen, welche ein Unternehmen zur See, dessen Wechselfälle gefährlich und schwankend sind, in der Brust einer Gattin und Mutter erwecken mögen; weil wir von ihren Lippen den letzten Seufzer des sterbenden Künstlers zu vernehmen wähnen.

Die ganze Scene ist durch die herbstliche Sonne Italiens beleuchtet, und wir begegnen auf dem Bilde demselben kräftigen Colorit, derselben sorgfältigen Zeichnung, welche wir an den Schnittern *) Leopold Roberts mit Recht bewundern. In keinem seiner früheren Kunstwerke aber hat L. Robert mit solcher Kraft und Energie des Ausdrucks gemalt.

Der Leser wird uns verzeihen, daß wir ausführlich über die Fischer Leopold Roberts berichtet haben, wozu wir gewissermaßen verpflichtet zu sein glaubten, da sie das letzte Vermächtniß eines talentvollen Künstlers sind, der in der Erinnerung der Kunstwelt und Nachwelt noch lange leben wird, und dessen tragisches Ende ein so allgemeines und gerechtes Mitgefühl bei der Mitwelt erweckt hat. —

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf den schon im Jahre 1831 hier erschienenen Kupferstich dieses Gemäldes, von Mercuri, aufmerksam. Wir kennen kein Produkt der Radirnadel neuerer Zeit, worin Geist und Farbe eines Gemäldes mit so außerordentlicher Zartheit und Eleganz der Behandlung nachgebildet wäre. Es ist eine Kühnheit, und Sicherheit der Zeichnung, eine Sorgfalt in Andeutung der Schatten und dabei eine so außerordentliche Leichtigkeit in allen Theilen bemerklich, daß man eben so sehr die Treue gegen das Original, als den selbstständigen Geist des Kupferstechers bewundert. — Das Originalgemälde befindet sich übrigens gegenwärtig im Museum des Luxembourg, von wo es wohl sofort in das Louvre geschafft werden wird. D. B.

Musik in Frankfurt.

Mittwoch den 6ten gab Bernhard Romberg *) im hies. Schauspielhause ein Concert. Der Name: Bernhard Romberg hätte ein Signal sein sollen für Alle, die Ohren hatten zu hören, daß alle Pfosten hätten brechen, alle Theaterstützen hätten wanken müssen. Die Zurückgebliebenen straft das allgemeine Entzücken derer, die da kamen und hörten. B. R. ist schon seit 40 Jahren der erste Cellist der Welt. Seine Reisen durch England, Italien, Spanien und ganz Deutschland erwarben ihm diesen Ruf. Was Pleyl begann, hat er vollendet; denn erst durch ihn hat das Violoncell seinen ganzen Reichthum entfaltet. B. R. hat eine Schule gebildet, aus der ein Dotzauer, Bohrer, Knoop **) u. A. hervorgegangen. (Auch Ferdinand Ries, sein intimster Freund, war in früherer Zeit sein Schüler.) Aber an Anmuth und Eleganz des Vortrags, an Mark des Tones, und allem, was auf den Charakter dieser großen Tonorgeige Bezug hat, ist Bernhard, der Altvater aller Cellisten, noch unübertroffen. Er ist auf seinem Instrumente der hinreißendste Sänger. Wer sich ein Meteor der Zeit, einen Paganini, erwartete, der hat sich gewaltig betrogen. B. R. mißbraucht sein Instrument nicht zur Zerstörung der Kunst. Er hat gefühlt, daß Künstelei außer den Grenzen der Aesthetik liege. Er ist diesem Gefühle bis zur Stunde treu geblieben. Was er von seinen eignen Compositionen spielte, hab' ich vergessen. Das ist auch gleich. Ich sah nur den 64jährigen Mann, da er oben auf seinem bescheidenen Stühlchen saß, seinen Stradivari wie einen Enkel zwischen den Knieen kosend. Aber als er begann, seine Tonblitze zu versenden, da ward der Stuhl zum Thron, der alte Mann zum Könige, und zum Beherrscher der menschlichen Seele. Was außer Ries's vortrefflich executirter Ouverture des Don Carlos bei dem Concerte verging, und noch als Zwischen-Pièce angewandt wurde, wüßte ich nicht mehr, wenn mich nicht eine ital. Baß-Bravour-Arie — ein Satyr unter Liebesgöttern — aus meiner klassischen Begeisterung gewaltsam aufgerüttelt hätte. 7.

*) Man verwechsele Bernhard Romberg nicht mit seinem Vetter Andreas Romberg, dem bekannten Componisten der Glocke, der Macht des Gesanges, mehrerer Symphonieen und Violin-Quartette im Haydn'schen Geschmack.

**) Ersterer befindet sich gegenwärtig in Frankfurt auf seiner Reise nach London.

Puntes.

*** Charakterzüge berühmter Schauspieler aus älterer und neuerer Zeit. Das Leben des Schauspielers ist in der Regel mehr oder minder selbst ein Drama, eine Tragikomödie, wobei der den Helden, der dem Kupel als Hauptrolle spielt. Das Schicksal gefällt sich überhaupt in poetischer Ironie, wendet sie aber nirgends drastischer an als gerade am Künstler, der sie auf den Brettern darstellen soll, die ihm zur Welt werden. — Möchte man nicht lächeln und weinen zugleich, wenn man an die Kindheitsgeschichte der französischen Komödie denkt, an ihre Wiege, jenes Theater im Hotel de Bourgogne, wo jene drei Bäckeringen aus der Vorstadt Saint-Laurent: Henri Legrand, Hugues Guéru und Robert Guérin, welche plötzlich den Entschluß gefaßt hatten, Comödie zu spielen, die Jungen-Kameradschaft als unerschütterliche Freundschaft fest erhielten und als Turlupin, Gautier-Garguille und Gros-Guillaume durch ihre Farcen ganz Paris zum Lachen brachten? Turlupin, unübertrefflich im Niedrigkomischen, der Erfinder der Turlupinaden; Gautier-Garguille, unerschöpflich in seinen fröhlichen Liedern, und jenen Wortspiel-durchspickten Prologen, die das Zwerchfell der Pariser galvanisirten; Gros-Guillaume, der einzige von allen alten Komödianten, der ohne Maske spielte, weil sein Antlitz Maske genug war, originell durch seine burleske Unförmlichkeit, ein Falstaf von Außen und von Innen, doppelt burlesk durch die Thränen und melancholischen Seufzer und Redensarten, die ihm mitten in seinen Bacchanalen, oft auf der Bühne selbst entströmten, während er Possen riß, — sie finden ihres Gleichen nicht wieder. Fünfzig Jahre lang fabrizirten sie in so treuer Kameradschaft, als einst im Faubourg Saint-Laurent, für ganz Paris Schwänke, als Gros-Guillaume einst eine Grimasse schneidet, welche unglückseliger Weise einen ehrsamen Gerichtsherrn täuschend karrikirt. Der Karrikirte verwendet seinen ganzen Einfluß; auf die drei Komödianten wird gefahndet. Turlupin und Gautier retten sich durch die Flucht; der arme „Dick-Willm" aber muß die Last seines Fleischberges büßen, man steckt ihn in die Keuchen der Conciergerie; der dicke Vogel kann im Käfich nicht Athem schöpfen, und stirbt. Als Turlupin und Gautier die Nachricht von dem Tode des Kameraden erhalten, mögen die Reste des Trifoliums nicht länger leben, der Gram frißt den alten Possenreißern die Herzen ab. Man begrub sie alle drei in derselben Kirche (St. Salvator) und setzte ihnen die Verse auf den Stein:

> Gautier, Guillaume et Turlupin
> Qui mettoient tout le mond en liesse
> Ont tous trois rencontré leur fin
> Avant qu'avoir vu leur vieillesse.
> Gautier, Guillaume et Turlupin
> Ignorans en grec et en latin
> Brilloient tous trois sur la scène
> Sans recourir au sexe féminin,
> Mais la mort en une semaine
> Pour venger son sexe malin
> Fit à tous trois trouver leur fin. —

Auf den Brettern allein fanden diese Mimen der ersten Schule ihre Lebensluft. Bertrand Haudrin, z. B. der Nachfolger jener Drei, war Arzt, hing aber die Kunst an den Nagel und persiflirte sie unter dem Komödiennamen Guillot-Gorgu; seine Hauptforce waren Charlatans. Acht Jahre blieb er Schauspieler, dann zog er sich nach Melun zurück, wo er seine frühere Profession wieder trieb. Aber er konnte die Bühne nicht vergessen, eine tödtliche Schwermuth über den verlornen Lustsitten-Himmel trieb ihn nach Paris zurück, wo er 1648 starb. — Den Prologen Bruscambille's verdankt man die Erinnerung an die alten „Diablerieen" der confrères de la Passion, Teufelspossen voll Spektakel, welche der Pariser nicht vergessen wollte. — Ein eigenthümlicher Charakter, welcher in die Zeit des Beginns der Herrschaft Louis XIII. fällt, ist Scaramouche, von den Masken der italiänischen Komödie der allerburleskeste; sein Geburtsname war Tiberio Fiorilli. In seinem Vaterland Italien wegen seiner Gaunereien und anderer Verbrechen zur Galeere verdammt, entfloh er nach Frankreich, wo man ihn als Bouffon vergötterte. Man denke sich: ein Zuchthäusler, ein Forçat — auf der Bühne! es liegt etwas Grausenhaftes in der Erinnerung an diese Heimathen! — Um das Sittenbild jener Zeit vollständig zu haben, wende man einen Blick auf die cour de Palais, wo der Signor Hieronimo sein Theater aufgeschlagen hat, ein Quacksalber, der in seinem prachtvollen Scharlach, mit seiner schweren goldnen Kette um den Hals gespreizt wie ein Hahn herumgeht, von seinem Spaßmacher, dem Galinette la Galine umschwärmt, und sich, während vier Geiger das Orchester bilden, den Degen in den Leib rennt, die Hände mit Fackeln verbrennt, und dann mit seinem Wunderbalsam so gründlich kurirt, daß der Pöbel schon am andern Tage die Narben berühren kann; — man schaue am Plan du pont neuf Mondor's berühmten Spaßmacher, den nimmermüden, immerbrummigen Tabarin, den Vater stets neuer Zoten, den Ahnherrn aller Bajazzi, die noch heute der Nerv unsrer Messen sind! —

Doch wenden wir unsre Blicke aus Frankreich und der guten alten Zeit ab und auf einige Schauspieler Englands aus der neueren Zeit, deren Charaktere eine nicht ganz uninteressante Parallele bilden. (Schluß folgt.)

*** Victor Hugo's „Angelo, der Tyrann von Padua" macht auf dem Theâtre-français entschieden Glück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 110.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 9. Mai.

Beranger.

Von
O. L. B. Wolff.

„Mir ist doch Niemand so lieb von allen Eueren Dichtern, als Beranger," sagte ich bei einem heiteren Mahle zu einem eben so geistreichen, als in der Gesellschaft hochstehenden Franzosen, mit dem ich mich sehr lebhaft über die Gestaltung der Poesie bei den verschiedenen Völkern in unseren Tagen unterhalten hatte. „Warum gerade Beranger?" fragte er gespannt. — „Weil er, meinem Gefühle nach, allein mit dem Herzen dichtet," antwortete ich eben so lakonisch, als bestimmt. — „Ich glaube nur, es ist viel falsche Bonhommie in Beranger," bemerkte ein Dritter. — „Wahrlich, wenn Sie das behaupten können, so haben Sie ihn je weder gekannt, noch erkannt," rief ein junger Mann, auf dessen Antlitz sich tiefe Gedanken sicher gelagert hatten. „Wer ihn sprach, nur einmal sprach, muß ihn lieben," fuhr er begeistert fort, und schwieg dann plötzlich, fast, als sei er unwillig, schon so viel über einen Mann, der ihm theuer war, geäußert zu haben. — „Ich liebe ihn von ganzer Seele," sagte ich, mich zu dem jungen Manne wendend; „er hat ein Herz für sein Volk, für die unterdrückte und gequälte Menschheit, für alles, was im Menschen ist. Wenn ich mir nicht denken könnte, wie sehr dem anspruchslosen Manne alles überlaufenwerden, von neugierigen Fremden, die seine Berühmtheit angucken wollen, lästig und widerwärtig sein muß, so wäre ich schon längst zu ihm gegangen, ohne weitere Umstände; — aber ich habe auch mein Theil Eitelkeit, und mag just nicht behandelt werden, wie ein solcher Reisender, obwohl ich es Niemanden verdenke, wenn er mir es eben thut." —

„Sie müssen zu ihm gehn," sagte der junge Mann entschieden, „ich will Sie zu ihm führen, und werde Sie morgen früh um 9 Uhr abholen." Ich drückte ihm dankbar die Hand. —

Er stellte sich pünktlich ein. — Beranger wohnt in Passy, einem bekannten Dorfe am rechten Seineufer, dicht vor Paris. Um keine Zeit zu verlieren, bedienten wir uns also der wohlthätigen Omnibus, der menschenfreundlichsten Erfindung unserer Zeit für arme Kleinstädter, die sich nach Paris verirrt haben, wurden aus einem Institute dieser Art in das andere spedirt, und gelangten so auf die angenehmste Weise, den Weg, der uns längs des Quais am Pont de la Revolution (dem ehemaligen Pont Royal und dem Pont d'Jena) vorüberführte, mit lebhafter Unterhaltung würzend, nach dem Wohnorte des Dichters, der auf einer Anhöhe liegt. Wir gingen durch eine ziemlich lange Straße und kamen an ein freundliches, kleines Haus. Eine Frau, die im Erdgeschoße desselben mit häuslicher Arbeit beschäftigt war, sagte, ohne sich weiter durch uns stören zu lassen: „Monsieur Beranger est chez lui; montez Messieurs." — Mein Herz klopfte vor Erwartung, den Mann, dessen Lieder mich so oft erschüttert, gerührt und erfreut hatten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen; es that mir wohl, daß kein großmäuliger, französischer Bediente uns mit vornehmthuender Wichtigkeit empfing, und meinen ehrlichen deutschen Namen seinem Herrn verstümmelt in das Zimmer hineinrief. Wir stiegen die Treppe hinauf;

mein Gefährte klopfte ziemlich stark an eine porte battante, und nach kleiner Weile öffnete Beranger selbst. Er begrüßte meinen Begleiter herzlich, trat aber etwas scheu und wie verlegen zurück, als er ein fremdes Gesicht neben demselben erblickte. Mit wenig Worten war ich vorgestellt; seine Scheu wich nach den ersten Begrüßungen; wir traten in ein kleines, einfach, aber höchst behaglich meublirtes Zimmer, das im vollkommensten Einklange zu Berangers eigener prunkloser Bescheidenheit war. Er schob mir einen Lehnstuhl vor das Kamin, lud meinen Gefährten ein, sich zu setzen, nahm seinen eigenen Stuhl wieder ein, und im Nu plauderten wir so vertraulich mit einander, als hätten wir uns bereits seit langen Jahren gekannt. —

Ich hatte jetzt vollkommene Muße, ihn genau zu betrachten, ohne daß es ihm auffällig werden konnte, denn ich saß ihm gerade gegenüber, und er richtete in echt französischer Feinheit seine Rede fast ausschließlich an mich. — Er ist ein Mann von fünf und fünfzig Jahren, unter mittlerer Größe und ziemlich wohlbeleibt. Langes, blondes, schon in's Graue übergehendes Haar, hängt dünn und schlicht an seinem Haupte herunter; seine Stirn ist hoch und schön gewölbt; hellblaue ruhige Augen, eine wohlgebildete Nase und feine, ausgebildete Lippen, um welche Schalkhaftigkeit und Herzensgüte im freundlichsten Verein lagern, geben seinem ganzen Wesen etwas überaus Anziehendes und Einnehmendes. Alle seine Bewegungen sind ruhig, sicher und prunklos; kurz, man sieht aus seiner ganzen Persönlichkeit, daß man einen Mann vor sich hat, der seit seiner Jugend klar über sich selbst, wie über die Welt, von jeher gewußt hat, was er will.

Unser Gespräch berührte anfänglich seine Chansons, denn mein Begleiter, mit deutscher Literatur und Kritik bekannt, wie selbst ein Deutscher es nur immer sein kann, erzählte ihm kurz von meinen verschiedenen Versuchen und meiner Art und Weise, seine Leistungen zu entwickeln und darzustellen. Das schien ihm Freude zu machen, noch mehr aber, als ich ihm versicherte, wie er in Deutschland geliebt und geschätzt werde. „Es wundert mich," erwiederte er, „in Ihrem Vaterlande so gut verstanden zu werden, denn es ist so viel Lokales und Volksthümliches in meinen Liedern, daß mich selbst mancher Franzose nicht ganz richtig auffaßt und begreift." — Ich antwortete, — „auch uns wäre wohl manche feinere Nuance fremd geblieben, wie das nicht anders sein konnte, aber wir Deutschen hätten nun einmal das Talent, des Dichters Herz aus seinen Gedichten heraus zu fühlen, und das wäre es, was uns gerade so sehr zu ihm hin zöge; seine echte Humanität, sein Schmerz um die leidende Menschheit, seine unerschütterliche Treue gegen sein Volk, sein Eifer für das, was er als recht und gut erkannt, wären ja gerade die Eigenschaften, die ihm unsere Gemüther zu eigen gemacht hätten, abgesehen von der Eleganz der Formen, dem seltenen Wohllaut, dem glücklichen Spiele des Witzes, in die er als Dichter so überaus gewandt und erfolgreich seine Gefühle und Gedanken zu kleiden wisse." Er hörte mich ruhig und ohne alle Unterbrechung an, denn er sah wohl, daß ich redete, was mir in der Seele lag und weit entfernt war, nach Complimenten für ihn zu fischen, dann entgegnete er: „Sie thun Unrecht, wenn Sie mich einen Dichter nennen; ich bin kein Dichter, denn es wird mir schwer, und ich arbeite oft Monate lang an einer einzigen Chanson; mein ganzes Talent liegt nur darin, daß ich die Zeit verstehe, und ohne Scheu und Nebenabsicht (arrière pensée) gerade heraus sage, was ich von ihr halte."

Er lenkte darauf das Gespräch andern Gegenständen zu; ich folgte ihm willig, und sah mich mehr als einmal veranlaßt, über die Tiefe seines Geistes und die Sicherheit seines Blickes zu erstaunen. Von deutscher Poesie wandte sich die Rede auf deutsche Philosophie, und von dieser letzteren besonders zu dem Pantheismus, welcher jetzt, obwohl noch unausgebildet, in Frankreich beginnt, den Materialismus, welchem vorzüglich die Gebildeten huldigten, zu verdrängen und in entschiedene Opposition zum Katholicismus, dessen Parthei im Stillen sehr wirksam arbeitet und in neuester Zeit bedeutende Proselyten gemacht hat, zu treten. Beranger entwickelte eine solche Kenntniß der Lehre Spinoza's insbesondere, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine Verwunderung darüber auszudrücken. „Ich muß Ihnen bemerken," erwiederte er, „daß mir das Lateinische durchaus fremd ist, daß ich daher Spinoza's Schriften nie im Original gelesen habe, und das Bischen, was ich davon weiß, nur einer Analyse Jouffroy's verdanke, welche ich vor einiger Zeit in einem Journale vorfand, und die mich ungemein anzog. Was mir aber auffiel, ist der Conflict, in welchen die menschliche Eitelkeit überall da zum Pantheismus tritt, wo es gilt, in consequenter Fortdauer nach dem Tode aufzugeben, und nur die allgemeine Unsterblichkeit anzunehmen; das Ich-chen sträubt sich gar zu sehr dagegen und es scheint mir, als scheiterten die meisten Nachfolger Spinoza's gerade an dem Bemühen, die persönliche Unsterblichkeit in ihr System zu bringen, wenn sie nicht dieses in starrer Consequenz ausbilden und am Ende dann ihr System dociren, aber selbst nicht daran glauben."

Ich lachte über diese feine und witzige Bemerkung, und erzählte ihm zu seiner Ergötzung den Kampf, den in neuster Zeit der gute Weiße in Leipzig, der philosophische Prädestinationsmann, gegen einen Ausplauderer pantheistischer Mysterien eifrig geführt. — Bei dieser Gelegenheit schwebte viel feiner Spott um Beranger's Mund, aber er war gutmüthig und zart genug, ihn zu unterdrücken, weil er nicht vergaß, daß ihm ein Deutscher gegenübersaß; zumal, da ich ihm kurz vorher beiläufig gesagt hatte: Je suis Allemand, bien Allemand et rien qu'Allemand, eine Phrase, die ich den Pa-

eisern stets, wenn es Deutschland galt, starr, wie eine mit dem Medusenhaupte gewappnete Ägide entgegenhielt, aber wahrscheinlich bei ihm am Wenigsten brauchte. Mit diplomatischer Geschicklichkeit begann er jetzt vom Katholicismus in Frankreich zu reden, beklagte, daß der geistreiche und geniale Sainte-Beuve sich diesem in neuester Zeit so sehr zugewandt habe, und fuhr dann fort: „Was hätte Sainte-Beuve leisten können, wenn er das so glücklich Begonnene fortgesetzt und die französische Literatur des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts vollends entwickelt und geschildert hätte!“ — Nun waren wir plötzlich wieder im Gleise; denn hier, über Literatur sprechend, bewegten wir uns Beide sicher und behaglich. „Es ist noch so viel hier zu thun,“ bemerkte er; „nirgends ist das Urtheil fester und falscher zu gleicher Zeit, als über die berühmten Männer unter Ludwig XIV. Voltaire hat da viel Unheil gestiftet; er verdammte einseitig oder aus Privatrücksichten, und alle späteren Literarhistoriker schwatzten ihm nach und schrieben ihn aus.“ — „Tout comme chez nous,“ bemerkte ich, „nur mit dem Unterschiede, daß es nicht immer ein Voltaire war, der das erste Urtheil fällte, das alle Späteren nachgackerten.“ — Er lächelte über meinen Eifer und ergänzte dann: „So ist es z. B. Racine gegangen; er wird überall als ein feiler Höfling geschildert, der die Ungnade seines Herrn nicht ertragen konnte und daran starb; Niemand aber hebt hervor, daß er, um das Elend des Volkes zu lindern und wo möglich zu heben, der Maintenon ein von ihm ausgearbeitetes Finanzproject, das zugleich eine Reform bezweckte, vorzulegen wagte. Es gefiel der Maitresse und mißfiel dem Despoten; Racine konnte die Ungnade nicht ertragen und grämte sich darüber zu Tode. Alle Welt spottet über seine Schwäche; Niemand aber bedenkt, daß es immer eine edle Handlung war, der Favorite einen Plan vorzulegen, um die Leiden und den Jammer der Nation aus dem Wege zu räumen, und daß diese Handlung edel bleibt, wenn gleich ihr Urheber nicht so viel geistige Stärke hatte, um die bösen Folgen derselben zu ertragen. Ein Historiker muß gerecht sein, und das sind bisher die wenigsten gewesen, die sich mit der Geschichte der Literatur beschäftigten; sie geben sich nur selten die Mühe, bis auf den eigentlichen Grund der Erscheinungen zu dringen und die Motive der Handlungen aufzusuchen.“

Mit welcher Freude und mit welchem Genusse ich ihm zuhörte, brauche ich wohl nicht zu schildern; aber ein zufälliger Blick auf die Uhr über seinem Kamin belehrte mich, daß ich nun schon fünf volle Stunden bei ihm zugebracht, die mir wie eben so viel Minuten entschwunden waren, und daß es Zeit und Pflicht sei, uns zu entfernen. Als wir aufstanden, sagte er freundlich: „Sie wollen schon fort?“ — Ich erwiederte ihm: „Schon? Wir sind um 9½ Uhr gekommen und jetzt ist es bereits fast 3 Uhr.“ — „O,“ entgegnete er, „quant à cela, ma pendule avance“ (sie lief aber nicht vor, sondern ging so richtig, als sei sie nach dem Schuß im Palais royal gestellt.) — „Erlauben Sie mir wiederzukommen?“ versetzte ich. — „Wann Sie wollen!“ sagte er. — „Und nun noch eine große Bitte,“ fuhr ich fort: „ich bin kein Sammler von Autographis, im Gegentheil, ich pflege solche Dinge, wenn sie in meine Hände gerathen, willig und rasch wegzuschenken; aber von Ihrer Hand möchte ich gern etwas besitzen; das heißt: kein Albumsverschen oder dergleichen, adressée à monsieur Wolff, dazu bin ich zu eitel oder nicht eitel genug, sondern irgend etwas, das Sie gelegentlich geschrieben haben, und das Sie durchaus entbehren können. Wollen Sie mir das zu Liebe thun?“ — „Das will ich wohl,“ sagte er, „aber ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen geben soll.“ — Er suchte nun lange in seinen Cartons und in seinem Schreibtisch, und ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß alle seine Papiere und Schriften mit der größten Nettigkeit und Sauberkeit, obwohl ohne alle Eleganz, geordnet waren. Endlich sagte er, nachdem er in ein Nebenzimmer gegangen war, und mit einem Blatte in der Hand wieder kam: „Da habe ich etwas, das gewissermaßen als ein historisches Dokument zu betrachten ist, und Sie vielleicht interessirt. Es ist ein Brief, den ich an die Electeurs von Rouen geschrieben, welche mich eingeladen hatten, Herrn Lafitte auf einem Besuche in Rouen zu begleiten.“

Ich dankte ihm auf das Lebhafteste und verwahrte das Schreiben sorgfältig in meiner Brieftasche. Den ganzen Brief zu veröffentlichen, darf ich mir nicht gestatten, da ich ihn nicht um die Erlaubniß bat; aber, ohne indiscret zu erscheinen, kann ich mir wohl die Mittheilung folgender Stelle erlauben, die mit wenigen Worten Beranger's ganzes Streben schildert. Nachdem er dem Empfänger eine Bemerkung über die damaligen Verhältnisse mitgetheilt, fährt er fort: Pardonnez cette réflexion, si vous la trouvez inconvenante à un pauvre Ermite qui, de sa personne, n'a jamais joué ni voulu jouer le rôle d'homme politique qu'au tribunal et dans la prison, et qui tient à rester dans coin pour chercher s'il ne lui serait pas possible d'être encore utile à ses concitoyens par quelques unes de ces productions que le silence de la retraite peut inspirer au patriotisme. *)

Mit den lebhaftesten Äußerungen des Dankes und der Verehrung schied ich jetzt von ihm. Wir legten den Weg zu Fuß zurück, ihn durch einen Spaziergang

*) Verzeihen Sie diese Bemerkung, wenn Sie dieselbe unpassend finden, einem armen Einsiedler, der mit seiner Person nie die Rolle eines Politikers gespielt hat, noch hat spielen wollen, als vor dem Tribunal und im Gefängniß, und dem daran liegt, in seinem Winkel zu bleiben, um zu versuchen, ob es ihm nicht möglich wäre, noch seinen Mitbürgern durch einige jener Erzeugnisse, welche die Stille der Eingezogenheit dem Patriotismus einflößen kann, zu nützen.

in den elysäischen Feldern noch verlängernd, indem wir uns fast nur von ihm unterhielten. — Ich trennte mich endlich auf dem Boulevard des Italiens von meinem gefälligen und geistreichen Begleiter, mit der auf das Entschiedenste gegen denselben ausgesprochenen Überzeugung, Beranger sei der liebenswürdigste Franzose, im vollsten Sinne des Wortes, den ich je kennen lernte. Er gab mir völlig Recht. *)

*) Vorstehender Aufsatz kann als Probe aus Wolff's nächstens bei Koßmann in Leipzig erscheinender Vorfrühlingsreise durch Belgien nach Paris gelten.

B u n t e s.

*** Charakterzüge berühmter Schauspieler aus älterer und neuerer Zeit. (Schluß). — Georges Friedrich Cooke gehörte noch einer Zeit an, als die Schauspieler das Vorurtheil, daß sie nicht blos den Dienst der Musen, sondern auch den des Bacchus mit vieler Liebe zur Sache betrieben, durch ihre eigne Werkthätigkeit rechtfertigten. Leider machte dieser Fleiß den guten Mann zuweilen etwas ungenießbar für seine Freunde; in der Weinlaune war Cooke ein großer Renommist, der tyrannische Egoist, und hatte unter andern die Gewohnheit, sich selbst Fragen vorzulegen, die er mit großer Selbstgefälligkeit auch selbst beantwortete und zwar mit einem solchen Aufwand seines Organs, als hätt' er den „rauhen Pyrrhus" oder den „hyrcan'schen Leu'n" herabzubrüllen; z. B. „Wer bin ich, Sir? Ich?! — Georges Friedrich Cooke bin ich; ha, wer bin ich, Sir? Der große Mime bin ich, verstanden, Sir?? Und, zum Teufel, ich rath' Euch, haltet mich nicht für Black-Jack (Spottname Kemble's), Sir!" — Für diesen bizarren Komoden konnte in ganz Altengland nur ein einziger Kornak passen, und das war Beverley von Coventgarden, Cooke's Kindermärter, Hofrath oder Constable, wie man die Charge nun nennen mag. Beverley's Charakter war in Allem das Gegentheil von dem Cooke's, und hatte dabei das Eigenthümliche, daß er auf Cooke Acht hatte, wie die Henne auf ihr Küchlein; — manchmal freilich auf eine seltsame Weise. — So erhielt Cooke einst Urlaub, nach Brighton auf Gastspiel zu reisen, nachdem Beverley sich verbürgt hatte, seinen Freund unmittelbar nach der Vorstellung zurückzubringen. Im Anfang ging Alles trefflich, Cooke trank nicht über die Maaßen; denn Beverley behandelte ihn wie ein kleines Kind und ließ ihn nicht aus den Augen. Die Vorstellung war beendet, die Postchaise stand vor der Thüre, Beverley erwartete nur noch die Berechnung der Einnahme. Während dieser Augenblicke macht sich Cooke aus dem Staube. Die Postchaise soll abgehn, man ruft den großen Tragöden zum Einsteigen. Welche Bestürzung Beverley's, als der Collega fehlt! Er macht sich augenblicklich auf den Weg, entschlossen, den durstigen Freund lebendig oder todt dem Direktor Harris, dem Versprechen gemäß, wiederzubringen. Er macht in allen Schenken die Runde, sucht in allen Kneipen die Spur des großen Künstlers. Endlich findet er seinen Mann, das Glas in der Hand. „Mache fort, Cooke" ruft er ihm zu, „wir müssen nach London zurück!" — „Wer? Ich? Nach London? Ich! Ha, beim Jupiter, nimmermehr! — Nicht ein Regiment, nicht eine Legion bringt mich weiter nach Babylon! Ich, wer bin ich? George Friedrich Cooke bin ich, Sir, und keine Armee bringt mich von der Stelle!" — Was zu thun? Beverley muß das Äußerste wagen. — „lebendig oder todt!" ist sein Schlachtruf; er stürzt sich mitten in den Phalanx der treuen Myrmidonen, die sich um Cooke schaaren; es entsteht ein Gefecht, der Wein gibt Cooke'n Kräfte, er wehrt sich wie ein Löwe. Endlich macht sein Freund ihn zum Gefangenen, nicht ohne ihm als Denkzeichen ein blaues Auge verschafft zu haben, packt ihn ein und bringt ihn im Triumph nach London, wo Harris, der Direktor, ihn mit Ungeduld erwartete, weil Cooke noch am selben Abend den Jago spielen sollte. „Trösten Sie sich, Sir," begann Harris nach der ersten Begrüßung (mit Beziehung auf Cooke's blaues Auge), „man wird die fatale Kleinigkeit unter der Schminke nicht bemerken." — „Meiner Treu!" erwiederte Cooke, in der besten Laune von der Welt, — „wär's nicht besser, wenn ich gleich den Othello spielte? Beverley könnte mir den Rest des Gesichts vollends schwarz bläuen!" — Zuweilen hatte Cooke Einfälle, die an Verrücktheit gränzten. So hatte er eines Tages einen bösen Handel mit einem Soldaten, der sich weigerte, sich als ein armer Teufel mit dem vermögenden Cooke zu schlagen. „Goddamn!" rief Cooke, „seht, hier ist mein ganzes Vermögen, 350 Pfund Sterling!" Er nahm das Packet, welches die benannte Summe in Banknoten enthielt, warf es ins Feuer, und schürte, bis die letzte verbrannt war. „Nun" — sprach er dann ruhig, — „jetzt bin ich so arm, wie du; jetzt wirst du dich doch mit mir schlagen?" — Einer der zerstreutesten Theaterdirektoren war Thornton. Man sagte ihm nach, daß er sich häufig allen Ernstes die Augen rieb, um sich selbst zu überzeugen, ob er schlafe oder wache. Eine nette Fatalität begegnete ihm zu Dover, als er auf der Post fragte, ob keine Briefe an ihn gekommen wären. „Ihren Namen, Sir?" fragte der Postoffiziant. — „Was für ein Name?" erwiederte Thornton verwirrt, — „meiner Treu, ich habe so viel zu thun, daß ich ihn rein vergessen habe." Mit diesen Worten geht er fort, wenige Schritte von der Post begegnet ihm Fischer, der ihm zuruft: „Guten Tag, Herr Thornton!" — „Tausend Dank," erwiedert Thornton, wie ein geweckter Nachtwandler, — „Sie ziehen mich aus einer großen Verlegenheit; jetzt weiß ich doch endlich, wie ich heiße!" — Wenn von originellen Bühnen-Käuzen die Rede ist, darf man den alten Grimaldi, den Stammvater einer ganzen Dynastie von „Clowns", und Großvater des jetzt noch lebenden Grimaldi, nicht übergehn. Wie alle oder die meisten Spaßmacher von Profession, hatte er ein äußerst melancholisches Temperament; er hegte überdieß einen wahren Köhler- und Ammen-Glauben für alle Gattungen von Unsinn und Abgeschmacktheit. Sein Ryvendir war ein alter Bücherwurm von Buchhändler, mit welchem er das abgelegene Quartier von St. Georgesfields durchstrich, englische und deutsche Mährchen erzählend oder erläuternd. Alles Grausenhafte war für diesen Buffo ein wahrer Seelenschmaus. Sein Freund, der Bücherwurm, hatte ihm einst eine Scharteke „über die Trüglichkeit der Zeichen des Todes" geliehen, die einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er, aus Furcht, lebendig begraben zu werden, in seinem Testamente verordnete, seine Tochter sollte ihm nach seinem seligen Ende, bevor man ihn in den Sarg legte, den Kopf mit eigner Hand sectiren. In dieser Gemüthsstimmung besuchte er auch, wenn er sich ein rechtes Vergnügen machen wollte, die Kirchhöfe, um sich mit Kennerblicken das schönste und bequemste künftige Plätzchen auszusuchen. Man sollte kaum denken, daß eben ein so zu sagen privilegirter und halb vergötterter Lustigmacher so tolle Marotten im Kopfe tragen könne; doch äußerte diese Melancholie Grimaldi's ihren Einfluß auch zuweilen in seinen Pantomimen, in welchen er zuweilen ein eignes Behagen fand, die lachenden Zuschauer plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, ins Reich des Entsetzens zu bannen. —

*** Die Gebrüder Pourrat, Buchhändler in Paris (Rue des Petits Augustins) bereiten ein literarisches Unternehmen höchst eigenthümlicher Art. Sie veranstalten eine prachtvolle neue Ausgabe von Chateaubriand's sämmtlichen Werken (in 32 Bänden, mit einem 30 Blätter starken Atlas) und zwar auf dem Wege der Lotterie. Der erste Treffer gewinnt den Dritt-antheil an dem literarischen Eigenthumsrecht von Chateaubriand's sämmtlichen Werken, wofür 100,000 Francs als Ablösungssumme geboten werden. 69 andre Treffer gewinnen Bibliotheken im Werth von 15,000 bis 500 Francs abwärts. Die übrigen Theilnehmer an dieser Lotterie erhalten ein Exemplar Chateaubriand's. Zur Realisirung des ganzen Plans wären 6300 Subscribenten nöthig; doch wird man die Subscription als definitiv betrachten, sobald 3000 Theilnehmer sich bereit erklären; die Ziehung wird alsdann unmittelbar nach dem Erscheinen des letzten Bandes von Chateaubriand's sämmtlichen Werken vorgenommen werden. Der Band kostet 8 Francs. Berechnet man den Subscriptions-Ertrag von blos 6000 Theilnehmern (einer zu 256 Francs für die 32 Bände), so ergibt sich schon eine Summe von 1,536,000 Francs. Keine üble Spekulation! — Die Probe des Papiers und Drucks im Prospectus ist prächtig.

*** Das gegenwärtige englische Ministerium wird (der Londoner Literaturzeitung zufolge) die ursprünglichen Pensionen für ausgezeichnete Literaten durch die königliche Literatur-Gesellschaft, deren Auflösung nach dem Tode ihres Stifters Georg IV. schon so sehr bedauert wurde, wieder herstellen.

*** Unter den bizarren Romantikern, die jetzt in Frankreich wie in Deutschland Mode werden, ist einer der bizarrsten der von Eduard Corbière's neuestem Roman: „Deux lions pour une femme." (Paris, bei Hypolit Souverain.) Das Werk soll übrigens recht interessant sein.

*** Die Porte-Saint-Martin gab kürzlich ein vieraktiges neues Drama von Ancelot und Lockroy, betitelt: „Karl ou le Châtiment." Mag dies Drama, welches nicht eben Furore macht, für unsre transrheanischen Nachbarn allerdings etwas Neues sein, — wir begrüßten in ihm einen alten Bekannten; denn es ist nichts weiter, als eine hier und da variirte Uebersetzung von — Müllner's „Schuld", mit deren französischer „Originalautorschaft" zwei dramatische Ouvriers sich behangen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 111. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 11. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

20. Der Fund.

Mit dem Brief auf der Brust schlief ich bald ein, und sanft fort bis zum Abend. Panazeenhaftig wirkte das Blättchen Papier, ich erwachte so gestärkt, daß ich ohne Konrad's ernstlichstes Gegenreden aufzustehen gewagt hätte. Der Doktor war im dritten Himmel, erklärte mich für frei von allen Arztes- und Apothekerpeinen, empfahl Diät, kalte Bäder, anfängliche Abstinenz von jeder starken Erhitzung und empfahl sich zu Gnaden.

In meiner Freude schrieb ich das alles an Karl, mit der Bitte, seine Familie für heute zu mir zu verpflanzen. Toll, wie ein Junge von acht Jahren, schnurrte und schnalzte mein alter Konrad umher und machte im Nebenzimmer auf seine Faust die glänzendsten Vorbereitungen zum Empfang der lieben Gäste. Für Musikdirektors hatte er eine wahre Passion.

Bald erklangen im Nebenzimmer zwei Klarinetten mit zwei Fagotten. Der erste Akkord schon weckte neues Leben in mir, meine Vokalquartettchen bliesen die Leute mit bewundrungswürdiger Wärme und Zartheit. Karl hatte sie bestellt. Ich war im Himmel; nichts konnte mich mehr abhalten, aufzustehen und mich völlig gesellschaftsmäßig anzuziehen. Zahllose Blutigelmale auf Stirne und Schläfen hoben sich garstig auf der bleichen, welken Haut; von meinem prangenden Titus standen nur noch einzelne Büschelchen, aus dem sonst so schmucken Backenbart grinzten viele graue und schneeweiße Härchen mich an, selbst meine früher glänzend weißen Zähne hatten einen ziemlich andern Teint angenommen. Zwanzig Jahre älter war ich geworden; nicht ohne Schmerz sah ich die Gestalt im Spiegel.

Der alte Konrad erschrack gewaltig, als er mich geputzt vor dem Spiegel fand. „Halten zu Gnaden, das ist kein kluger Streich, — vor Ihrem Bett wollten wir serviren lassen.“

Ich bin gesund, Konrad. —

„Ja, gesund, wie ein überreifes Waizenkorn, das bei'm ersten Windhauch abfallen wird, Gott verzeihe mir den Vergleich. Na, dieser dritte Feldzug in Frankreich soll mir gedenken. Kommt mir aber wieder so eine Krakéle oder Aurele in den Wurf, so will ich ihr wohl das Bad gesegnen. Heutzutage noch vergiften, wie zu den Zeiten der blinden Heiden!“

Bitte die Herren Musiker zu mir herein und laß fünf Couverts mehr legen.

„Fünf Couverts?“

Fünf, lieber Konrad, und weil du das meinige wahrscheinlich vergessen hast, ihrer sechs.

„Macht im Ganzen zehn, dazu die Rechnung des Herrn Doktors, — na, die Zache wird gut werden.“

Ich ließ mir noch ein Quartettchen verblasen, was mich sehr stärkte. Die ganze Wirthschaft kam nach und nach, mir Besuch zu machen und zur Genesung Glück zu wünschen. Endlich erschien auch Karl geputzt mit seiner Familie. Louise war die Liebenswürdigkeit selbst. Wie sehr sie früher scheu und zurückhaltend sich gezeigt hatte, so lange sie das Verhältniß für eine Art wilder Libertinage halten mußte, so herzlich und mitleidig wurde sie jetzt für mich, dessen Gefühl ihr als etwas edleres erschienen war.

Unglück, aus Liebe entstanden, ist eine herrliche Empfehlung bei allen Frauenherzen. Als edel und freundlicher Theilnahme würdig erscheint ihnen jeder wahrhaft liebende Mann; Religionssache ist es ihnen, ihm beizustehen, wo sie nur können; eine Art frommer Leidenschaft, ihn zu trösten.

Alle Bitten halfen nichts, die Musiker waren genöthigt, sich zu beurlauben, um bei dem General zu blasen, wo sich Karl hatte krank melden lassen. Ich mußte mich damit begnügen, mir die Ehre ihres Besuchs für den andern Abend auszubitten. Verlegen, was ich ihnen eigentlich geben sollte, frug ich Karl. Das Gespräch führte auf meine Finanzen. Karl reichte mir den Schlüssel zur Kommode: dort findest du alles, was du an dem Unglückstag in der Tasche hattest, 27 Kronen, einige Goldstücke und einen Brief.

Der Brief fiel mir wie eine Centnerlast auf das Herz. Ich entsann mich plötzlich, ihn ungelesen in die Tasche gesteckt zu haben. Himmel! Er war von meinem guten Minister und lag 13 Tage ungelesen hier. Nur wenige Zeilen:

„Wie gern ich auch, mein junger Freund, das wahrscheinlich sehr poetische Vergnügen eines längern Urlaubs Ihnen gönnte, so muß ich doch um Ihrer selbst willen wünschen, daß Sie Angesichts dieses Schreibens hieher fliegen oder wenigstens mich wissen lassen, daß Sie spätestens am fünften Tag gewiß hier eintreffen. Ich hoffe, einen Ihrer schönsten Wünsche befriedigen zu können.

„Übrigens haben Sie hier viel gut zu machen, des Königs nicht bösgemeinter Scherz hat sehr unangenehme Sensation erregt. Doch darüber mündlich, ꝛc."

Was muß der Mann von mir denken? Ich war in Verzweiflung, wollte auf der Stelle abreisen. Des Doktors Dazwischenkunft verhinderte einen tollen Entschluß. Ich schrieb an den treuesten Freund, legte die Zeugnisse des Arztes bei und bedauerte, wahrscheinlich vor 8 Tagen nicht erscheinen zu können, um nicht einem nicht unwahrscheinlichen Rückfall mich auszusetzen. Meine Ruhe war dahin. Stets rasch in allen Entschlüssen, wollte ich denselben Abend noch mein Haus ordnen und frug nach meiner Chatoulle. Karl reichte mir den Schlüssel, ließ sie vom Wirth, dem sie versiegelt übergeben war, heraufholen und brach selbst die Siegel. Wir hatten alle die hundert sogenannten nöthigen Kleinigkeiten ausgepackt, da stießen wir auf ein ziemlich starkleibiges versiegeltes Päckchen mit meiner Adresse von ihrer Hand. (Forts. folgt.)

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in 4 Akten, von Victor Hugo.

Am 27. v. M. fand im Theater français die erste Vorstellung eines neuen Drama's von Victor Hugo statt. Schon um 5 Uhr Abends waren die Zugänge des Theaters von einer großen Schaar eifriger oder neugieriger Theaterfreunde belagert; aber der größte Theil dieses Eifers blieb leider unbelohnt und die Neugierde wurde in den wenigsten Ansprüchen befriedigt, weil die Plätze im voraus fast sämmtlich vergeben, oder zu erhöhten Preisen vermiethet waren. Gleichwie bei allen Victor-Hugo'schen Dramen hatte sich auch hier bei diesem neuen Stücke ein privilegirtes und ganz besonderes Publikum eingefunden, dessen Physiognomie man sonst bei ähnlichen literarischen Feierlichkeiten wohl nicht leicht antreffen möchte. Das Parterre und Orchester waren von den Freunden und Verehrern des Verfassers eingenommen, lauter junge Leute, die sich durch ihre unmodischen, mittelalterlichen Trachten bemerklich machten, oder angehende Schriftsteller und Künstler, welche von Faktionsgeist beseelt, eine blinde Bewunderung und einen Enthusiasmus quand même für ihren Meister und alle seine Schöpfungen mitbringen. Die Logen boten einen interessanten Anblick dar. Ein großer Theil von dem, was Paris Ausgezeichnetes und Schönes besitzt, war darin versammelt; die schönen Frauen, welche man sonst nur in den Soireen der Chaussée d'Antin und des Faubourg St. Germain antrifft, hatten sich auf diesen Abend ein Stelldichein im Theater français gegeben, und die Chorführer, der neuen wohlhabenden Krämerschaft, so wie die Repräsentanten der Bank hatten es nicht versäumt, diese erste Vorstellung zu besuchen. Außerdem hatte sich auch die literarisch-artistische Börse in den Logen eingefunden; jener Mann, dort in der zweiten Rangloge, welcher durch seine Augengläser das Publikum des Parterre's mit so zweideutigem Lächeln mustert, ist Jüles Janin, der Feuilletonist des Journal des Débats; doch er wird nächsten Montag seine Witze über Angelo nicht öffnen dürfen; jener aufrechtstehende Mann in derselben Rangloge, der die Hände verschlungen auf dem Rücken hält, verbietet es ihm; das ist Bertin de Vaux, Redacteur en chef des Journal des Débats, für dessen musikalische Tochter Victor Hugo einen Operntext geschrieben. Sonst bemerken wir noch manche finster umwölkte Stirn, deren Runzeln sich wahrscheinlich erst übermorgen glätten werden, wenn sie im Feuilleton des Constitutionel oder sonst irgendwo ihre ästhetischen Stocks aus der Kaiserzeit an den Mann bringen. So sehen wir die Zuschauer gleichsam in zwei feindliche Lager vertheilt, von denen ein Theil gekommen ist, um rauschenden Beifall zu klatschen, und ausschließlich zu bewundern, ein anderer, um lächelnd und flüsternd zu splitterrichtern und im Fall einer Niederlage dem besiegten Feinde ein vornehmes Mitleid zu bezeugen.

Indem wir uns nun als unbefangene Zuschauer zwischen die beiden streitenden Partheien stellen, wollen wir nicht etwa Aufzüge und einzelne Schönheiten oder Mängel ausrichten, welches bei organischen Geisteswerken, wie das vorliegende Victor-Hugo'sche Drama, ein peinliches Gliederausreißen wäre; sondern wir wollen unsere kritischen Bemerkungen als Bürgen der Unbestochenheit geben und sie an die Darlegung der einzelnen Akte anschließen. Der Sehende sieht Licht und Schatten und gefärbte Schatten zugleich; der Liebes- oder Zornes-Blinde spürt bloß den heißen Strahl.

Was zuvörderst den Titel des Drama's „Angelo, Tyrann von Padua" anlangt, so wird der Leser darnach vielleicht in dem neuen Werke von Victor Hugo eine historische Tendenz und Farbe vermuthen; auch ich war in der Überzeugung hingegangen, das Schauspiel der in der Geschichte der kleinen italiänischen Freistaaten so gewöhnlichen Bürgerkriege und inneren Zwistigkeiten zu sehen, und hatte mich keineswegs auf ein Drama, dessen Schwungrad Privatinteressen sind, gefaßt gemacht; für mich sowohl, wie für den Theil des Publikums, der noch mit sehnsüchtigem Blick die bunten

Anschlagzettel der Theater durchfliegt, ob nicht endlich ein neues Werk angekündigt, dessen Poesie unsere Herzwinkel mit neuen Bekannten bevölkert, gegen welche alle andern verehrten Personen der modernen Bühne uns ganz gemein vorkommen, — für mich, wie für solche, hat eine völlige Enttäuschung statt gefunden. Diese erste kritische Äußerung mag vielleicht überflüssig erscheinen, aber sie ist deßwegen nichts desto weniger gegründet. Der Titel kann alles sein, was man will; er kann den Gegenstand des Werk's in sich begreifen, oder denselben unbekannt lassen; aber er darf billig niemals eine Zerstreuung des Publikums verursachen und durch eine Reihe von Thatsachen, die dem Werke, als dessen Vorläufer er sich kund gibt, ganz fremd sind, die Aufmerksamkeit selbst befremden. Wenden wir uns jetzt zu dem Drama selbst.

Die Hauptpersonen desselben sind: Angelo (Beauvallet), Podesta der Stadt Padua, welche er im Namen der Republik von Venedig beherrscht; Catharina, seine Frau, Tochter eines venetianischen Nobile (Mde. Dorval); Thysbe, eine berühmte italiänische Schauspielerin (Mlle. Mars); Rodolpho, ein venetianischer Nobile (Geoffroy.)

Die Handlung beginnt inmitten eines nächtlichen Festes oder, richtiger: außerhalb dieser Festlichkeit. In den düstern Gärten eines Paduanischen Palastes, dessen Façade in prächtiger Beleuchtung strahlt, gehen Thysbe, die Festgeberin, und Angelo, ihr Gast, spazieren. Wir erfahren den Charakter und die politische Stellung Angelo's, des besoldeten Tyrannen der venetianischen Republik, der die furchtbarsten Erpressungen sich gegen das Volk erlaubt und den Stolz des Paduanischen Adels auf Rechnung des adriatischen Freistaates demüthigt. Angelo ist allmächtig, das Böse zu vollbringen, ohnmächtig, das Gute zu üben; Angelo, der durch das Geräusch seiner Schritte allein ein ganzes Volk erzittern macht, welches demüthig sich unter das Joch seiner tyrannischen Gewalt und das Beil seiner Henker beugt, Angelo zittert selbst bei dem geringsten Geräusch, bei dem geringsten zweideutigen Blick, bei dem leisesten Lächeln eines Unbekannten; Angelo, der nur mit zitternden Händen die Botschaften aus Venedig zu öffnen wagt und zusammenschrickt, wenn eine Thüre in ihren Angeln knarrt, ist wohl unumschränkter Gebieter über Padua, aber Sklave von Venedig; denn der Rath der Zehn folgt ihm wie sein Schatten, bewacht jeden seiner Tritte und Schritte, und kundschaftet bei Nacht und bei Tag jede seiner Handlungen aus. Être de Venise, c'est pendre à un fil.

Indeß inmitten jener lebhaften Bedrängnisse, jener unruhigen Tage und schlaflosen Nächte nährt Angelo noch andere, nicht minder schreckliche Leidenschaften in seinem Busen: er ist verliebt und eifersüchtig auf Thysbe, die Schauspielerin, und eifersüchtig ohne Liebe auf Catharina, seine Gattin.

Thysbe dagegen ist die sorglose Tochter des Volks. Eine liebevolle Natur, welche sie mit Schönheit und Talent ausgestattet, der Zufall, welcher sie in die Laufbahn des Ruhms und mitten unter die Großen der Welt geworfen hat, sind vielleicht nicht ohne Einfluß auf ihre ursprünglichen Neigungen geblieben, haben aber weder ihre Herzensgüte verändert, noch ihr Ehrgefühl unterdrückt. Mit Gleichgültigkeit empfängt sie die Huldigungen des Gebieters, weigert sich standhaft, seiner Leidenschaft Gehör zu geben und benutzt ihre Herrschaft über ihn nur, um von Zeit zu Zeit seinen Charakter zu besänftigen und die Aufwallungen seiner mißtrauischen Laune zu beschwichtigen; denn sie weiß aus eigner Erfahrung, was Noth und Kummer bedeutet; auch sie hat erfahren, wie schwer die eiserne Hand der Tyrannei auf dem Nacken des Volks lastet. Ihre Mutter war eine arme herumziehende Bänkelsängerin, eine Straßen-Primadonna, welche eines Tages in Venedig verhaftet wurde, als sie vor einem zahlreich versammelten Volkshaufen eine Barkarole oder sonst ein beliebtes italiänisches Volkslied sang. Der Text ihres Gesangs mißfiel nämlich einem venetianischen Nobile und er befahl seinen Häschern, die Frau zu ergreifen, und an den Galgen zu hängen. Die Häscher beeilten sich, dem Befehl ihres Herrn Folge zu leisten; schon hatten sie die Unglückliche ergriffen und die kleine jammernde Thysbe mit Gewalt aus den Armen ihrer Mutter gerissen, als die Tochter des venetianischen Senators, durch das unter ihren Augen vorgehende Schauspiel bewegt, sich zu den Füßen ihres Vaters wirft und durch ihre inständigen Bitten die Begnadigung der armen Bettlerin erhält. Diese wird freigelassen und bei ihrem Fortgehen bittet sie ihre Retterin, ein kleines kupfernes Kruzifix von ihr zum Andenken anzunehmen. C'est l'obole du pauvre, mais quelque chose me dit là, qu'il vous portera bonheur! Die schöne Venetianerin nahm das Geschenk an, und seit jenem Augenblick hat Thysbe sie niemals wieder ausfindig machen können, aber ein unauslöschliches Andenken an sie in ihrem Innern bewahrt, ein Andenken, ebenso heilig, wie die Erinnerung an ihre Mutter, welche seitdem gestorben.

Nachdem der Hörer diese Hauptthatsachen weiß, beginnt durchaus die Handlung. Zuerst ist es der Anblick eines auf den steinernen Stufen der Treppe liegenden Bettlers, welcher den Verdacht Angelos erregt; Thysbe beruhigt ihn darüber, indem sie ihm mittheilt, daß der Bettler ein Idiot ist, welcher im Lande unter dem Namen Homodei bekannt ist und von dem öffentlichen Mitleid lebt. Darüber beruhigt, unterhält sich Angelo noch mit Thysbe über verschiedene zum Feste geladene Gäste; alle die, welche vertraut und im Geheimen mit ihr sprechen, erwecken seine Eifersucht; er ist unruhig, so oft Rodolpho, ihr Bruder, bei ihr ist. Als ein mißtrauischer und eifersüchtiger Tyrann ist, (dünkt den Recensenten) Angelo sehr unvorsichtig; er glaubt gleich auf's Wort, daß Rodolpho der Bruder Thysbe's ist, und er ziehet sich ganz beruhigt zurück, wie ein besänftigter, spießbürgerlicher Ehemann. Rodolpho folgt dem Tyrannen bei Thysbe; Rodolpho ist der Abgott, das Traumbild Thysbe's; er ist der Gegenstand aller ihrer Sorgen, aller ihrer Neigungen; aber er scheint so viele liebevolle Hingebung nicht zu erwiedern; er scheint beunruhigt, zerstreut durch etwas Anderes, und das macht Thysbe trostlos. Doch sie muß fort, um wieder im Saale zu erscheinen, und sie verläßt ihn mit dem Versprechen, so bald als möglich wiederzukommen. (Forts. folgt.)

Die Insulanerin.

„Komm, fremder Mann, es wehet duft'ge Kühle
Hier unter'm schattendem Bananenbaum!
Entflieh' mit mir der dumpfen Tagesschwüle
Und lag're dich auf grünem Blätterpfühle
In süßem Schlaf und süßem Traum!

Komm' her, daß ich mit meinen langen Haaren
Den Schweiß dir von der Stirne trocknen kann!
Denn du bist zart und bist noch jung an Jahren,
Und unsre Sonnenglut bringt leicht Gefahren; —
Komm in den Schatten, fremder Mann!

Den Kokosbaum will ich geschwind erklettern,
Um an dem Ast die allerreifste Nuß
Mit scharfem Muschelbeile zu zerschmettern;
Dann reich' ich dir auf seinen breiten Blättern
Den Kern zum labenden Genuß.

Was stehst du dort am öden Uferstande
Und siehst die fernen, weißen Segel zieh'n,
Als sehntest du von unserm Inselstrande
Dich weit hinweg nach einem fremden Lande,
Als dächtest du von uns zu flieh'n?

Ach: bald vielleicht auf einem harr'gen Kiele
Enteilst du mir durch's weite, blaue Meer;
Und bist du dann an deinem Reiseziele,
So denkst du nie mehr unsrer süßen Spiele
Und nie der armen Fremden mehr.

Vielleicht wird dort mit warmen Herzensschlägen
Und off'nen Armen eine Maid dir nah'n;
Doch kann sie keine heiß're Liebe hegen
Und wird dich sicher nicht so sorgsam pflegen,
Wie deine Neuha es gethan.

Warum mich flieh'n? Zwar bin ich braun von Farben,
Doch wisse, oft schon ward ich schön genannt;
Schon manche wack're Jünglinge bewarben
Vergebens sich um mich, und manche starben
Im Streite, der um mich entbrannt.

Haßt du an diesen hellen Glaskorallen,
Die ich für Gold von Fremden [illegible]getauscht,
Den goldnen Spangen, die mir [illegible] umwallen,
An dieser Federkrone kein Ge[illegible],
Die mir das freie Haup[t] umrauscht?

Nicht an den bunten Zügen und den Kreisen,
Mit denen man bei uns die Haut verziert?
Sie sind sehr fein, — komm her! ich will dir's weisen;
Dem Kind' schon wurden sie mit scharfem Eisen
Tief in die Glieder tättowirt.

O bleibe bei uns! Weißt du denn nicht gerne
Auf unsrer Insel, wo die Freude wohnt?
O! sicher gibt es in der weiten Ferne,
In deiner Heimath, nicht so helle Sterne
Und keinen solchen goldnen Mond!

Schön sind auf unsrer Insel alle Dinge!
Im Tulpenkelche schläft der Kolibri;
Von Blüth' zu Blüthe flattern Schmetterlinge;
Im Sonnenschein erglänzt die blaue Schwinge,
Schön wie das Himmelsdach ist sie.

Von allen Zweigen träufelt Balsam nieder;
Ein lauer Wind entführt den süßen Duft,
Und taumelnd irrt mit wallendem Gefieder,
Berauscht vom Dufte und vom Klang der Lieder,
Von Baum zu Baum die müde Luft.

War es nicht süß, wenn wir die Felsenzunge
Erklommen bei des Morgens erstem Schein!
Wenn wir von Fels zu Fels im kühnem Sprunge
Uns schwangen, zu erhaschen dort die junge
Kaum flügge Brut des Papagei'n?

Wenn wir die Jungen dann dem Nest entnahmen? —
Im Käfig, den ich flocht aus grünem Bast,
Ernähr' ich sie mit Früchten und mit Samen —
Jetzt sind sie groß und schmettern unsre Namen
Von jedem Busch, von jedem Ast.

Ist es nicht süß, am Meeresstrand zu liegen,
Wenn der Flamingo seine Flügel schwingt;
Wenn alle Winde, alle Wellen schwiegen,
Nur ferneher, den Inselhöh'n entstiegen,
Der Trab der Lamaheerde dringt?

War es nicht schön, das Spiel der blauen Wogen,
Wenn wir — schon kühlte sich der heiße Tag —
Die Fluth im flücht'gen Canoe durchzogen,
Und Phosphorblitze aus den Wellen flogen
Bei jedem leisen Ruderschlag?

War es nicht süß, wenn wir alsdann zusammen
Hoch von dem alten, steilen Felsenthron
Herniedersprangen und die Fluth durchschwammen,
Uns neckend mit den wunderbaren Flammen,
Die zuckend durch das Wasser floh'n!

Wenn wir die weißen Reiher überraschten,
Die von der wimmelnden Polypenschaar
Mit ihrem langen, spitz'gen Schnabel naschten;
Und wenn die flücht'gen Fische wir erhaschten
An ihrem bunten Flügelpaar?

Wenn ich mit Wellen in die Wette lachte,
Mich tauchend in des Meeres Tiefe schwang,
Und aus dem Schlunde bunte Muscheln brachte,
Aus denen ich ein Halsgeschmeide machte,
Das ich um deinen Nacken schlang?

War es nicht süß, wenn wir in lauen Nächten
Uns unter'm Sternenhimmel hingestreckt?
Du lagst so weich, gewiegt von meiner Rechten,
Von meines Haares langen, schwarzen Flechten
Vor jedem kalten Hauch bedeckt.

Wenn von den mondumstrahlten Wolken linde
Der Thau des Schlummers auf uns niederfloß,
Und ihren Duft die schlanke Tamarinde,
Geschaukelt von dem Spiel der muntern Winde,
Auf unsre Träume niedergoß?

O Freund! laß uns noch oft in jener Laube
Beisammen ruhen, bis der Tag erwacht!
Es girrt so lieblich dort die Turteltaube,
Und — o! vielleicht daß bald aus grünem Laube
Ein Kindchen uns entgegen lacht!

Bequeme dich den Sitten unsres Landes;
Sei wie die Männer unsrer Insel, Freund!
Wirf ab die schwere Bürde des Gewandes!
Bald gleichst du uns; vom Strahl des Sonnenbrandes
Wird dir die zarte Haut gebräunt!"

Sie sprach's; der Fremdling sank, als sie noch flehte,
An ihren Busen; doch auf steilem Riff
In seiner Heimath, wo der Nordwind wehte,
Stand oft ein bleiches, banges Weib und spähte
Umsonst nach einem fernem Schiff. Felix Adolphi.

Buntes

*** Das Wasserfräulein bei Zug. Männiglich ist bekannt, daß im Jahr 1435 plötzlich zwei ganze Straßen der Stadt Zug in den See versanken; aber nur die Volkssage erzählt uns, wie dies zugegangen, warum, und was aus den Versunkenen geworden. Es heißt nämlich, ein See- oder Wasserfräulein sei in den Sohn des Rathsschreibers verliebt gewesen, und dieser habe ihre Minne erwiedert. Lange trieben sie heimlich ihr süßes Spiel; da erschien die Nixe ihrem Geliebten eines Abends mit weinenden Augen und sprach: „Es ist das letztemal, daß du mich siehst. Mein Vater, welcher in den Tiefen des Sees herrscht, hat meine öftere Abwesenheit entdeckt, mich zu Rede gestellt, und ich habe ihm — gestanden. Er gerieth in heftigen Zorn und verbot mir den Umgang mit dir für ewig; es sei denn, du folgest mir hinunter in die Tiefe und lebest mit mir als Gatte in einem ehelichen Verbande." — „Aber wie kann das geschehen?" entgegnete seufzend der Jüngling; „das Wasser ist ja nicht mein Element und du forderst meinen Tod." — „Mit Nichten!" war des Wasserfräuleins zärtliche Antwort; „Trinke von diesem Wasser und du wirst unten in der Fluth so gut leben können, wie ein Fisch." — Der Verliebte trank, tauchte gläubig mit der Nixe unter und lebte einige Zeit herrlich und in Freuden in den Krystallpalästen des Seekönigs an der Seite seiner schönen Gattin. — Allmählich aber schlich sich jene wehmüthige Sehnsucht in sein Herz, die der Schweizer Heimweh nennt; er gedachte seiner Eltern, Geschwister und Freunde auf der Oberwelt, gedachte der Freuden seiner alten Heimath bei Hochzeiten, Ringen und Alpfahrt und an die Freuden des Himmels, zu welchen Glocken- und Orgelklang ihn riefen. Innig besorgt für den immer trauriger Werdenden, entdeckte ihm die Nixe endlich das Geheimniß seiner Empfindung und beschloß, die Sehnsucht des Geliebten nach Möglichkeit zu befriedigen. Sie vertauschte in einer Nacht alles Wasser in den Küchen der beiden Straßen mit jener Flüssigkeit, welche die menschliche Natur fähig macht, auch unter den Fluthen leben zu können, und am Morgen darauf versanken, mitten in den Freuden eines Festtages, jene beiden Straßen plötzlich in den See. Keiner der Versunkenen ertrank; ihre Wohnungen kamen unversehrt auf den Grund des Sees zu stehen, und der Sohn des Rathschreibers fand seine Eltern, Verwandten, Bekannten und Freunde wieder. Bei besonders klarem Himmel können besonders scharfe Augen nicht nur die Giebel der Häuser, sondern auch das geschäftige Treiben auf den Straßen wahrnehmen. Oft dringen die Glockenklänge der versunkenen Kirche, vermischt mit wunderbarem Orgelton aus der Tiefe des Sees, und die Schiffer, die es hören, ziehen die Ruder aus dem Wasser, bekreuzen sich und beten ein andächtiges Paternoster.
(Schweiz. Merkur.)

*** Der Pariser Salon wurde am 1. Mai geschlossen. Die Ausstellung französischer Manufaktur-Produkte im Louvre wird nächstens eröffnet.

Es haben sich in den zu „Musik in Frankfurt" gehörenden Noten, No. 109 des Phönix, zwei sinnstörende Druckfehler eingeschlichen. Andr. Romb. war der Vetter, nicht der Vater Bernhards. — Ferner: Letzterer (der Cellist Kuoop), nicht ersterer (Dotzauer) befindet sich in Frankfurt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 112. 1835.

445

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 12. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Louise erbleichte, sie sah mich erbeben, Karl wollte das Packet mir entreißen, aber schon preßte ich ein Schreiben an Herz und Lippen, unbekümmert um den übrigen Inhalt, der zu Boden fiel. Mit aller Inbrunst neu erwachender Liebe las ich. Aber schon nach wenigen Zeilen flog der Brief zur Erde und ich empor, bis in's Innerste erschüttert, empört. „Nein, nein! das ist zu viel! Sie ist wahnsinnig, schändlich!“ Erschöpft, nahe daran, alle Besinnung zu verlieren, sank ich auf mein Bett.

Mit den sanftesten, zärtlichsten Worten suchte Louise mich zu beschwichtigen, aufzujagen aus meiner düstern, dumpfen Verzweiflung. Karl schalt mich einen Ungerechten, Thoren, Narren, einen eingebildeten Recensenten, der eines Buch's Vorrede nur gelesen habe und sich erfreche, über das Buch selbst eine Kritik zu schreiben. Die beiden Eheleute zankten sich so lange und herb über die Art, wie man mich in diesem Fall behandeln solle, bis ich aufsprang und auf das Heftigste Karl anschnauzte: Kann ein Vernünftiger, ein Mann von Ehre nur einen Augenblick zweifeln, was hier zu thun sei?

„Keinen Augenblick!“

Ich begreife dich nicht, Karl! Wie ist es möglich, daß der Verstand, das Gefühl eines Mannes auch nur schwanken kann?

„Schwanke ich denn? Bruder, ich bin überzeugt, entschlossen —“

Also, zum Teufel mit dem ganzen Plunder —

„Du bist ein toller Mensch, — handelst, ohne zu denken, — brausest auf über ein Wort, — schiltst und verdammst, ohne gehört zu haben. — Lies, dann urtheile.“

Ich habe zur Genüge gelesen; schäme dich, Karl!

„Höre, und dann schäme du dich!“

Ich will nichts mehr hören, — nichts mehr von ihr! Gott sei Dank, ich bin geheilt!

Von Scham und Schmerz überwältigt warf ich mich auf den Sessel, legte das Gesicht auf den Arm und kochte Zorn, Wuth, Haß gegen sie, die so tief mich verletzen konnte.

„So höre du, meine Louise, nimm all deinen klaren Verstand, all dein Zartgefühl zusammen und urtheile frei, unbestechlich zwischen mir und ihm.“ Er las mit möglichster Ruhe:

„Theurer Ferdinand!

Trennen muß ich mich von dir, ich muß! Verbrechen wäre es, Frevel, auch nur einen Tag länger das Glück deiner Liebe zu genießen, dem Glück meines Gefühls mich hinzugeben. Könntest du die Thränen sehen, welche dieser Überzeugung fließen; — ähnliche habe ich nur einmal im Leben geweint! Du beginnst allmählich, an den Gedanken eines dauernden Glücks dich zu gewöhnen, ihn zu pflegen, zu nähren. Meinem Herzen wird derselbe Gedanke stündlich theurer. Soll und darf ich, auch nur eine Stunde länger uns beide einer süßen Täuschung hingebend, unsre beiderseitige Ruhe, vielleicht das Glück des ganzen Lebens gefährden?

Nein, ewig nein! Ich konnte nie einen Augenblick an eine ernste Verbindung mit dir denken, un-

möglich ist eine solche nach meinem Gefühl und nach meiner Überzeugung. Gewiß würde sie dich unglücklich machen, wahrscheinlich auch mich. Wie sehr wir auch für Tage und Flitterwochen harmoniren mögen, so sind wir doch beide allzusehr verschieden in manchen Gefühlen und Ansichten, als daß eine dauernde Einigkeit denkbar wäre. Keiner einzigen Scene meines Lebens schäme ich mich, aber unendlich viel liegt in meiner Vergangenheit, was durch irgend einen Zufall wieder lebendig vor uns erscheinend einen Gemahl irritiren, einen nicht ganz eisernen Philosophen irren, betrüben, verletzen könnte.

Du, mein liebes Herz, bist von solch eiserner Philosophie noch allzuweit entfernt, wirst vielleicht nie dahin gelangen! Ich traue mir die Kraft nicht zu, stets zu bleiben, wie ich während dieser Wochen gewesen, und würde ich anders, so würde ich aufhören, dich glücklich zu machen, wie ich auch werden möchte.

Schmerzen wird dich die unvermuthete Trennung, bitter, unsäglich schmerzen, wie sie mich schmerzt. Aber wir müssen diesen Schmerz tragen, um einem größern zu entgehen. Zerreißen müssen wir das Band der Körper, damit unsre Herzen sich zeitlebens lieben können. Ja, wir werden uns lieben bis zum letzten Pulsschlag. Die Tage unserer Vereinigung werden in der Erinnerung stets schöner und blühender wieder vor uns treten, als eine wahrhaft selige Erscheinung stets von neuem beseligen, bei grauen Haaren noch mit ihrem süßen Zauber uns verjüngen!

Laß mich ausweinen, mein theurer Freund, und weine mit mir! Diese Thränen sind ein dem Himmel angenehmes Opfer, eine Saat der Vernunft, welche als Immergrün des Trostes und der Freude aufschießen und keinem Wintersturm erfallen wird!

Gewöhnliche, weltliche, an sich selbst erbärmliche, aber auch die besten und edelsten, oft gar bedeutsame Dinge haben wir noch abzumachen, mit sonderndem Verstand und ruhigem Bewußtsein zu ordnen.

Du nennst du mich — deine Aurelie, du nenne ich dich mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen. Ein schönes, heiliges Band umschlingt Herzen und Leiber, wir sind Eins geworden. Bruder sei mir fortan, und laß mich deine Schwester werden. Du gutes Bruderherz würdest jeden vernünftigen Wunsch deiner Schwester erfüllen, auch wenn es dir selbst schwere Opfer kostete. Soll ich als Schwester weniger zärtlich fühlen, weniger edel denken, weniger lieben? So hochmüthig ist mein stolzer Ferdinand nicht!

Das wunderliche Schicksal, welches gewöhnlich die Brüder auf Kosten der Schwestern bereichert, übte auch einmal die seltsame Laune — dich, mein lieber Bruder, nicht reich werden zu lassen, und mich, deine Schwester, mit Schätzen zu überschütten.

Dein liebster Wunsch war bis jetzt, noch einmal Italien besuchen zu können. Dein Einkommen wird in den ersten Jahren dazu schwerlich ausreichen, während deine Schwester nicht weiß, wie sie, vereinbar mit der Vernunft, ihr Einkommen unterbringen soll. Was ist also natürlicher, als, daß die Schwester einen kleinen Theil ihres Überschusses freudig bietet, um den liebsten Wunsch ihres liebsten Bruders zu erfüllen? Darf der Bruder so albern sein, ein Opfer der reinsten Liebe zu verschmähen? Darf er so herzlos und grausam sein, seiner Schwester eine solche Freude zu verderben? Darf er so bejammernswerth bornirt und von Vorurtheilen befangen sich zeigen, um — stolz zu erscheinen? —

Bedarf die Liebe der Gründe? Die Liebe bittet die Liebe, auf den Knieen bittet sie dich: gewähre ihr diese Freude, vielleicht die letzte! Beweise deine Liebe, indem du vernünftig betrachtest, was vernünftig Liebe wünscht.

Fälle sind denkbar, welche zum Glück des Lebens, oder, um Andere zu beglücken, Geld nöthig machen. Stößt ein solcher Fall dir auf, — so fülle eines der anliegenden Blankets aus, und mein Pariser Bankier wird ungesäumt die genannte Summe dir senden. Kannst du nur eine Stunde wahrer Freude damit erlangen, so zögre nicht, zweifle nicht. Thorheit, Narrheit, Schlechtigkeit, Lieblosigkeit wäre jeder Schimmer von Bedenklichkeit!

Alle Götter seien mit dir! Bald hörst du von mir. Empfange meinen zärtlichsten Kuß, lieber, lieber Bruder, und liebe stets deine treue Schwester

Aurelie."

Nun, Louise?

Erlaubt mir meine Philosophie, eine Frau mit den möglichst vertrauten Namen zu nennen, zu meinem zweiten Selbst sie zu machen, sie zu lieben mit Leidenschaft und zu verehren mit ruhiger Überzeugung, so kann ich durchaus nicht einsehen, wie dieselbe Philosophie mich abhalten könnte, von einem solchen Wesen irgend eine Liebesgabe anzunehmen. Könnte die Philosophie so spitzfindig sein, daß sie den Unterschied anordnete: kleine Gaben darfst du nehmen, große mußt du verschmähen; verarbeitetes Gold und Silber bildet eine erlaubte Gabe, gemünztes eine verbotene? Sind nicht die Begriffe von: groß und klein stets nur relative Begriffe? Haben Sie irgend einen Maaßstab der Vernunft, welcher Ihnen angäbe, wie groß oder wie klein ein solches Geschenk sein darf?

„Mit einem Wort, Herr Bruder, du hast noch nie einen Augenblick über solch ein Lebensverhältniß reiflich nachgedacht, und die fatalen Begriffe von Schürzenstipendien noch im Kopf. Apage, Herr Jurist, der Fall ist ein anderer. Oder — bist du vielleicht im Hofdienst so weit vorgerückt, daß dir jetzt wieder die Ehre eines Kavaliers, das Gefühl eines Edelmanns, als ein höheres und feineres erscheint, denn Ehre und Gefühl eines honnetten Mannes ohne Prädikat? Würdest du sie nicht eine Närrin schelten, wenn sie ganz dieselbe Gabe von dir verschmähte?"

Betäubt, beschwatzt habt ihr mich, nicht überzeugt.

„Sei nur erst wieder ganz ruhig, so wird die Überzeugung schon nachkommen.“

„Aber neugierig bin ich doch,“ lispelte Louise, „was sie eigentlich zu einer Reise nach dem gelobten Land bestimmt hat.“

Karl hatte hastig den letzten Deckel gehoben, zog ein prachtvolles Portefeuille hervor und zählte 1200 Dukaten in guten Staatspapieren. Darunter lag ein Päckchen, „für Herrn Konrad und Frau Catharina“ überschrieben, mit 12 blanken Karolin's, daneben die einfache silberne Uhr, welche Marschall Ney ihrem Mann am Tag von Smolensk geschenkt hatte, als seine Uhr ihm am Leib war zerschossen worden. Ich habe sie noch, sie wird mich wohl überleben.

(Fortsetzung folgt.)

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in 4 Akten, von Victor Hugo. — (Fortsetzung.)

Einsam und in seine Träumereien versenkt, wird er plötzlich durch die Erscheinung des Bettlers Homodei daraus aufgeschreckt. Der Idiot klopft ihm auf die Schulter und verkündet ihm: Rodolpho, Ihr verheimlicht Euern Namen, Ihr seid ein venetianischer Nobile von Geburt; der Liebe wegen verließet Ihr Euer Vaterland, und obschon dem äußern Anschein nach an den Triumphwagen der Thysbe gefesselt, liebt Ihr sie dennoch nicht; Euer Herz habt Ihr schon vor 6 Jahren bereits an eine junge Venetianerin vergeben, von der Euch eine konventionelle Heirath getrennt hat und die Ihr seither nicht mehr wiedergesehen; Ihr kennt selbst nicht einmal den Namen ihres Gatten; darum habt Ihr alle Hoffnung aufgegeben, sie je wiederzufinden; aber diese Leidenschaft wird Euch tödtlich sein.... Wollt Ihr sie wiedersehen? — Sie wiedersehen? Wo? — Zu Padua. — Wann? — Diesen Abend. — Wo soll ich warten? — An dieser Stelle. — Bei diesen Worten entfernt sich Rodolpho. Thysbe kommt zurück, sie sucht ihren Geliebten und sie findet — Homodei. — Thysbe, redet dieser sie an, Ihr kennt unsern Herrn und Gebieter Angelo? — Ja. — Ihr vermöget alles über ihn? — Ohne Zweifel. — Wohlan, benutzt diese Eure Allmacht, um ihm einen kleinen goldenen Schlüssel abzuverlangen, den er wie eine Reliquie an seinem Halsschmuck trägt. — Was kann ich damit anfangen? — Ich werde Euch von dem Gebrauch dieses Schlüssels in Kenntniß setzen, wenn Euch anders daran gelegen ist, zu erfahren, wie Euer angeblicher Bruder Rodolpho Eure Zuneigung und Liebe erwiedert? — Rodolpho sollte mich betrügen? Nimmermehr! — Setzt Euch in den Besitz des Schlüssels und Eure Zweifel sollen gehoben werden! — Diesen tückischen und hämischen Mittheilungen folgt eine Scene, in welcher Thysbe, von Eifersucht gestachelt, alle möglichen Mittel ihrer Reize, alle Koketterie einer geliebten Frau aufbietet, um den geheimnißvollen Schlüssel vom Tyrannen zu erhalten; Angelo gibt nach, Thysbe siegt; darüber fällt der Vorhang.

Dieser erste Akt ist ohne Widerrede der gelungenste des ganzen Stücks und mit lebhafter, immer steigender Farbengebung geschrieben, und besonders die letzte Scene ist so natürlich, so einfach und doch so kunstreich durchgeführt, daß man nach dem Anhören, denselben fast unwillkührlich ausrufen möchte: Hier brennt und leuchtet wahrhaft dichterisches Feuer. Leider sind die Vorbereitungen zu dieser Scene nicht ebenso gelungen ausgefallen; die beiden von einem reichen Venetianer an Thysbe übersandten Phiolen, von denen die eine tödtliches Gift, und die andere ein starkes, betäubendes Mittel enthält, und die vertrauten Mittheilungen des Homodei an Thysbe, lassen die Entwicklung der Handlung in den nachfolgenden Akten zu leicht errathen.

Im zweiten Akt folgen die Thatsachen rascher auf einander; Rodolpho wird von dem Homodei in das Schlafzimmer der Katharina eingeführt, denn die Gattin des Podesta ist der Gegenstand der treuen Liebe Rodolpho's; die Wiedererkennungsscene der beiden Geliebten ist trefflich geschildert; die natürliche und doch originelle Darstellung Victor Hugo's ist hier eine eines leuchtenden Edelsteins würdige Fassung, und seinen energischen Gedanken gleicht sein kräftiger Styl, der ein Shakspeare'sches Kolorit trägt. Plötzlich hören die beiden Liebenden das Geräusch von Schritten, die näher kommen. Katharina, in der Angst ihres Herzens, verbirgt Rodolpho, um ihn den Augen ihres Gatten zu entziehen, in ihrem Oratorium. Nun erscheint Thysbe mit dem geheimnißvollen Schlüssel; sie sucht überall, findet Katharina scheinbar schlafend, als sie jedoch die Thüre des Oratoriums entdeckt und dieselbe öffnen will, erhebt sich Katharina, und es beginnt zwischen den Beiden eine Scene, welche Eifersucht und Wuth einerseits, Bitten und Flehen andrerseits zu der ergreifendsten des ganzen Stücks machen. Thysbe bleibt unerbittlich; sie will durchaus Rodolpho ausgeliefert haben, als die Stimme des Podesta sich vernehmen läßt. Ich werde gerächt werden, ruft Thysbe beim Anblick Angelo's, und Katharina sinkt auf die Knie vor ihrem Betstuhl nieder, mit den Worten: Ich bin verloren. Aber durch einen plötzlichen Umschwung der Ideen, als Angelo, erstaunt darüber, Thysbe im Schlafzimmer seiner Frau zu finden, Verdacht zu äußern anfängt, entschuldigt diese Katharinen, nimmt die Ursache des Lärmens ganz auf sich, gibt sogar den zurückgelassenen Hut und Mantel Rodolphos für die ihrigen aus und geht fort, indem sie Katharinen heimlich den goldenen Schlüssel zusteckt, um ihren Geliebten zu befreien, — weil nämlich Thysbe auf dem Betaltar Katharinens das kupferne Kruzifix ihrer Mutter erkannt und in der Gattin des Podesta die junge Venetianerin, die Retterin ihrer armen bettelnden Mutter, wieder gefunden hat.

Bis zum Auftritt, wo Angelo erscheint, enthält dieser Akt nur außerordentliche Schönheiten der Diktion und Darstellung; aber die plötzliche Änderung Thysbe scheint uns nicht naturgemäß; eine von Eifersucht angespornte Frau ist nicht so leicht durch ein Andenken aus der Kindheit beschwichtigt. Was die Lage Angelo's anlangt, so ist sie beinahe lächerlich, und als Tyrann, als tiefer Politiker, als ein Eifersüchtiger, der seine Geliebte mitten in der Nacht im Schlafzimmer seiner Frau überrascht, läßt er sich durch höchst unhaltbare Entschuldigungsgründe abweisen und überzeugen. — Die in diesem Akte angewandten Bühnenmittel sind auch etwas gewöhnlich und verbraucht; die vielen Tapetenthüren, die geheimen Gemächer und der vergessene Hut und Mantel, erinnern etwas stark an den alltäglichen Hausgebrauch des Melodrams von der Porte St. Martin.

Der dritte Akt ist einfach. Der Homodei ist ermordet worden; man hat bei ihm einen von unbekannter Hand geschriebenen Brief an Katharina gefunden. Angelo hat also den Beweis in Händen, daß seine Frau die vergangene Nacht Jemand in ihrem Schlafzimmer empfangen hat; der Podesta läßt ihr die Wahl, entweder den Namen des Briefstellers zu nennen oder zu sterben. Thysbe fleht unterdeß den Tyrannen; er erzählt ihr, daß Katharina durch Hen-

[illegible] sterben müsse, Thysbe räth ihm, sie zu vergiften; sie selbst wolle das Gift dafür liefern. Angelo willigt ein, und läßt Katharina eine Stunde allein, um zwischen dem Tode zu wählen oder den Namen ihres Geliebten eigenhändig unter den Brief zu schreiben, welchen er ihr einhändigt. Katharina bleibt nun allein ihren Betrachtungen überlassen, als Rodolpho vor ihren Augen erscheint; als Bruder der Thysbe bekannt, hat er freien Zutritt in dem Palais des Podesta, und besorgt, wie er ist, um das Loos seiner Geliebten, kommt er um sie zu fragen, aber Katharina verhehlt ihm ihre eigentliche Lage, bittet ihn, sich zu entfernen, zeigt ihm keinen Brief, den sie empfangen, aber nimmt ihm zugleich das Versprechen ab, ihr in Zukunft nicht mehr zu schreiben, keine einzige Zeile mehr, denn er könne sich dadurch verrathen. Die Rückkehr Angelo's nöthigt ihn, sich hinweg zu begeben. Die Rückkehr Angelo's ist das Signal des Todes für Katharina; weder ihre Bitten, noch ihre Thränen erweichen den unbarmherzigen Tyrannen, und Katharina, wenn sie nicht ihr schönes Haupt durch das Beil des Henkers vom Rumpfe abgeschlagen haben will, sieht sich gezwungen, das Gift zu trinken, welches Thysbe ihr reicht. — Die Angstscene, wo Katharina ihren Geliebten bei sich siehet, und die Furcht, welche die schwache Frau bei Annäherung des sichern Todes zeigt, ausgenommen, scheint uns der ganze übrige Theil dieses Actes höchst unwahrscheinlich und erzwungen. Der Tyrann, welcher kaltblütig ein wehrloses Opfer schlachtet und zur Vollbringung des verruchten Mordes an seiner Frau noch sich Beistand leisten läßt von seiner Geliebten, und ähnliches — sind zwar Thatsachen, die das menschliche Herz empören, aber was noch schlechter ist, auf der Bühne durchaus keine dramatische Wirkung hervorbringen. Das statt des tödtlichen Gifts untergeschobene betäubende und einschläfernde Mittel ist eine unpassende dramatische Aushülfe. (Schluß folgt.)

Nachtigallenlied.

Stand einst unter einem Baume,
Noch als Knab' von Lust erglüht,
Denn hoch über mir im Wipfel
Sang die Nachtigall ihr Lied.

Und ich horchte auf die Klänge,
Die des süßen Wohllauts voll,
Bis vor seliger Entzückung
Mir's im Busen überquoll.

Viel' der Jahre sind entschwunden,
Seit ich so, von Lust berauscht,
Auf die Nachtigall im Wipfel
Als ein frohes Kind gelauscht.

Vieles, d'ran ich heiß gehangen,
Hat seitdem die Zeit geraubt,
Und so manches ist erstorben,
D'ran ich als ein Kind geglaubt.

Aber flötet in dem Wipfel,
Wieder jetzt die Nachtigall,
Muß ich stille steh'n und lauschen,
Auf den süßen Liederschall.

Und die Augen muß ich schließen,
Festzuhalten, meinen Traum,
Denn mich dünkt: ich stünd' als Knabe,
Wieder unter jenem Baum.

Joh. N. Vogl.

B u n t e s

⁂ Holländer und Belgier. (Parallelskizze von einem Britten.) Während die Belgier sich in tausenderlei politischen Richtungen von allen Nüancen spalten und zersplittern, — bleibt das holländische Volk Eins und ganz, wie ein granitner Ring, um seinen König zusammengedrängt, zu jedem Opfer bereit; das Gefühl der Nationalität ist in ihm auf's Höchste gespannt, bis zum klaren unerschütterlichen Bewußtsein erstarkt; — in Belgien äußert es sich mehr als bloße Widerhaarigkeit; der belgische Patriot sträubt sich gegen das Joch der bürgerlichen Verwaltung, sie ist ihm ein Zügel, der ihn mehr genirt, als aus angeborner Freiheitslust widerwärtig ist, der ihn wie ein scheues Roß noch mehr zum Bäumen reizt; der Holländer kommt seinem Gouvernement auf halbem Wege entgegen; er identificirt seine Individualität mit den Verlegenheiten seines Vaterlandes. Holland zahlt jetzt von allen Nationen Europa's die meisten Steuern und Zölle, ein Volk von Kaufleuten — seine Söhne willig in den Kriegsdienst, wahrlich kein geringes Opfer, und leider ein so nutzloses zugleich! Belgien und Holland finden und fügen sich übrigens trefflich in ihre Trennung, Rotterdam und Amsterdam sehen ihre Häfen wieder voll von Schiffen; Amsterdam, welches seinen Operationen eine neue Richtung gibt, behauptet sich im Wohlstand. Verloren hat von ihnen nur König Wilhelm. — Erst, wenn man das Hausleben der Holländer kennen gelernt, welches mit der gemüthlichen Genügsamkeit im Einklang steht, die aus dem Aeußern ihrer Städte und Häuser spricht, wenn man anderseits bedenkt, daß dies Volk auf einem Boden wohnt, dessen Miethe ihm der Ocean in jeder Sekunde von unten her aufkündigen kann, und daß es dabei, wenn auch auf keine Jahrhunderte, doch in einem Jahrhundert, immer auf's nächste hofft und speculirt und baut, so wird man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und eingestehen müssen, daß in einer solchen Existenz denn doch mehr Poesie ist, als man den Fröschen Europa's (wie man die Holländer sonst nannte) bisher einräumte. Es ist die Lyrik des Oceans, die noch etwas übrig läßt, was erst aufgelöst werden muß; es ist unbestreitbar, wenn man sich aus der Vollkommenheit dieser Stimmung herausreißt, das Behagliche des Augenblicks, was poetisch wirkt, wohlthuend, wenn man diese kleinen wohnlichen Häuser angafft, worin nicht ein Dutzend fremder Familien eingepökelt ist, um sich wechselseitig zu geniren, sondern die bloß von der einzelnen Familie wegen bestehn, diese Häuser, deren jedes mit dem frischen Grün der Gärten, mit dem belebenden Gewässer der Canäle seine allerliebste Genre-Landschaft bildet. Und diese Poesie des holländischen „chez soi" ist am Ende doch etwas mehr, als jene immerwährende Jagd des Belgiers, welche gar keine Poesie aufkommen läßt, als allenfalls die des Charivari.

⁂ Ein Engländer machte den ungefähren Ueberschlag, daß die Gesammtzahl von Britten, welche alljährlich die Kreidefelsen verläßt, um bloß allein den Mittelnorden des Continents zu überschwemmen, eine Stadt von der Größe Manchesters oder Liverpools bevölkern würde, wenn sie auf einen Ort zusammengedrängt würde. Daß übrigens nicht jeder auf dem Festland reisende Britte ein Gentleman, noch jede Dame eine feine Lady sei, wie die Schweizerwirthe sie taxiren, dafür zum Pröbchen ein Gespräch in Calais. „Ich ging in Calais" (erzählt unser brittischer Freund) „unmittelbar nach meiner Ankunft ins Theater und war sehr überrascht, daselbst fast bloß landsmännischen Physiognomieen zu begegnen. — Was ist das für ein langer Herr, — fragte ich neugierig meinen Führer, — der dort, der sich mit so einer aristokratischen Nonchalance auf den Pfeiler stützt?" — „„Der?"" war die Antwort; — „„hm, der Gentleman wäre jetzt vermuthlich in Botanybay, wenn er sich nicht noch zeitig genug hieher geflüchtet hätte; — er ist ein Fälscher und Contrebandier."" — „So? Aber jene Dame, auf deren Stirne und Hals Diamant an Diamant funkelt?" „„Pardonnez, Monsieur, es ist die Tochter eines Cartiers von Cheapside, welche es in ihrem väterlichen Hause nicht mehr comfortabel fand und in Begleitung eines jungen Adonis, so wie der väterlichen Casse, zu ihrem Vergnügen hieherreiste."" — „Aber jene ehrwürdige Matrone dort?" — „„Hm, hm!"" (Mein Führer zuckte bedenklich) „„Monsieur, das ist eigentlich noch was Schlimmeres."" Ich übersetzte mir sein Zucken in Worte, und verließ, da ich keinen Drang fühlte, die Bekanntschaft meiner Landsleute in Calais zu machen, das Theater, bevor sie etwa Lust bekämen, Bekanntschaft mit meinen Taschen zu machen."

⁂ Ein vielversprechendes großes neues Kupferwerk von mehr als 100 Gebäuden Deutschlands, Italiens, der Schweiz und Frankreichs sind die „Promenades d'un artiste en Allemagne, en Italie, en Suisse et en France" nach Zeichnungen von Stanfield und Turner, sechs Bände in groß 8vo., welche vom 1. April d. J. bei Jules Renouard in Paris erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 113. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 13. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

21. Die Heimath.

Erst am 22sten Tag erlaubte mir der Dokter, die Heimreise anzutreten. Schweigsam und düster nahm die mütterliche Erde mich auf. Schwere Wolken an dem sonnenlosen Himmel senkten sich tiefer und tiefer und preßten die glühende Atmosphäre zu unerträglicher Dicke zusammen. Einzelne Windstöße begrüßten mich unfreundlich mit Sand und Staub, fern über den Bergen zuckten hie und da Blitze. Im tiefen Wiesengrund kreischten [illegible] Krähen umher, Schirm und Obdach zu suchen; links rannte ein Hase scheu über den Weg, so nahe, daß die Rosse stutzten; links keuchte eine alte Frau vorüber, das erste menschliche Wesen; links donnerte es in weiter Ferne dumpf und grollend; links riß der Strang am Sattelpferd.

„Alles links," brummte Konrad, „wenn das gut abläuft, so will ich Hans heißen!"

Unfern des Platzes, wo einst die französischen Gesandten ermordet wurden, erfüllte sich Konrad's schlimme Prophezeihung, ein Rad flog von der Achse und wir mit dem Wagen in den Chausseegraben.

„Euer Gnaden halten zu Gnaden," schmunzelte Konrad lächelnd, als er im Graben aus dem Wagen gekrochen war und sich selbst, den Caro und mich ganzbeinig gefunden hatte, — „das war ein verdammt schlechter Einfall!"

Alle weiblichen Wesen des väterlichen Hauses waren schief gewickelt, und wußten den Unwillen nur sehr mühsam hinter Freundlichkeit zu verbergen, aber nichts bestimmte Antwort zu geben und jeder nähern Frage schlau auszuweichen. Der Vater hatte eine Dienstreise angetreten und die Mutter mitgenommen. Die militärischen Brüder schnitten Gesichter. Dies alles versetzte mich schon in jene Stimmung kochender Unruhe, worin ich jedes raschen und überschnellen Streichs fähig war.

Ganz rein war mein Gewissen nicht, dies Gefühl stachelte noch mehr. Mein Minister war nach Italien in Kirchenangelegenheiten. Mich mitzunehmen hatte er sich entschlossen — und nun auf sein gütiges Schreiben nicht einmal eine geziemende Antwort der Höflichkeit erhalten. Sein Stellvertreter im Bureau war mein entschiedenster Feind. Die Bosheit blitzte ihm aus den Augen, als ich durch die Straßburger Papiere meine Abwesenheit legitimirend, seiner wohlstudirten Strafpredigt mich entzog und zum Dienst mich meldete.

Poverino! Der windige Schranze, hatte ein zärtliches Auge auf Aurelie geworfen, durch den König den Anfang der Aventure erfahren, neue Nahrung zu glühenderem Haß eingesogen. Er bedauerte heuchelnd, daß durch den Schein von Insubordination und Pflichtverletzung so viel Schönes mir entgangen, die Reise nach Italien zu Wasser geworden, der allergnädigste Fürst sich bewegen gefunden habe, die mir früher huldreichst zugedachte Assessorstelle seinem Neffen zu ertheilen, mich der beschwerlichen Arbeiten bei'm Ministerium zu entheben und dem Inquisitoriat zuzuweisen.

Das war zu viel. Der Hohn im Antlitz des Excellenz-Laffen empörte mein Innerstes. Halb bittend, halb mit Gewalt entriß ich ihm die Zeugnisse, stürmte hinaus und ließ bei'm Fürsten mich anmelden.

Na, endlich sieht man dich auch einmal wieder!

„Leider, mein gnädigster Herr!“

Du siehst schlecht aus; ja, ja — die Strafe folgt der Debauche auf dem Fuße nach.

„Verzeihung, mein gnädigster Fürst, da hätte sich die Strafe schon längst wie Münchhausens Windspiel hier auf dem Schloßplatz die Beine ablaufen müssen.“

Oho! Witzig? Sage mir, wie konntest du es über's Herz bringen, den guten König so unanständig zu beleidigen, seiner Einladung Hohn zu sprechen und — mit ihr davonzufahren?

„Ich liebte, mein Fürst — und liebe noch.“

Um so schlimmer; diese Liebelei hat uns allen die Freude entzogen, die liebenswürdigste und geistreichste Frau für einige Zeit hier zu sehen. Gestehe mir's: hast du reussirt?

„Sie gesteht mir, daß ihr Herz sehr warm für mich schlägt.“

Unbegreiflich!

„Warum? Wenn ich unterthänigst fragen darf?

Weil, — nun deutsch heraus, weil du noch ein Bär bist. —

„Vielleicht erschien ihr unter der Menge von Füchsen gerade der Bär als ein respektables Thier.“

Sehr stolz! — In welche Verlegenheit brachtest du mich! Der Minister ist in dich vernarrt, er wollte dich mit in Rom haben; dein Assessorpatent lag schon ausgefertigt, — du kommst nicht, findest es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu antworten —

„Hier in diesen Papieren, mein gnädigster Herr, liegt meine Entschuldigung.“

Was kosten dir diese Atteste?

„Mein Fürst! — das Roth meiner Wangen, das Feuer meiner Augen, — vielleicht ein Paar Jahre meines Lebens.“

Nu, nu, nu! Es war ja nicht so böse gemeint. Im Ganzen wäre es ja nichts, als eine verzeihliche Fürsorge, den natürlichen Folgen einer Tollheit zu entgehen.

„Mein gnädigster Herr! Glücklich können Sie mich machen, wenn Ihre allerhöchste Hand jenes für mich ausgefertigte Patent mir huldreichst übergibt.“

Das ist unmöglich — es ist zerrissen. Der Minister selbst, der Staatsrath, dein jetziger Chef —

„— wollten wohl jedes Band zerreißen, welches an Fürst und Vaterland fesselt?“

Sei nicht so herb, das ist unausstehlich. Es ist geschehen, ich kann's nicht ändern, und halb Schuld bist du selbst. Der Posten ist besetzt; soll ich die Staatskasse unnöthig belasten, oder soll ich dich kränken mit dem Titel eines Amtes? Dazu bist du mir zu gut und zu lieb.

„Aber — Ihr fürstliches Wort?“

Geduld! Ich will es lösen. Einstweilen — eine höhere Hofcharge —

„Allzugnädig, — mein jetziges Hofamt ist für meinen geraden Rücken schon zu schwer.“

Sei nicht impertinent! Mit dem Assessorwerden ist's nichts, jetzt wenigstens. Aber, getrost, du weißt: ich bin dein Freund.

„Muß ich darum vielleicht — gleichsam degradirt — jetzt wieder zum Inquisitoriat?“

Degradirt? Ausgezeichnete junge Männer sind für den Augenblick dort nöthig. Dich nannte man vor allen; sei stolz darauf.

„Nun denn, wenn ich dem Schicksal verfallen und meines Namens Feinden preisgegeben sein soll, so muß ich mich wohl unterthänigst bescheiden. Aber — gnädigster Fürst — mein armer Konrad — der uns beiden auf Schule und Universität so treu gedient, der Ihr Wort hat, — soll auch er leiden, weil er mein Diener ist?“

Du bist wahrlich noch krank! Konrad ist bei mir versorgt, heute noch erhält er sein Dekret.

„Dafür danke ich unterthänigst! Nun ist mein Herz leicht, und gesund bin ich wieder, mein gnädigster Fürst. Jetzt halte ich es auch für meine Pflicht, für die Zukunft Sie jedes Zweifels hinsichtlich meiner zu überheben. Mögen Sie, gnädigster Herr, den Assessor behalten — Sie sind Ihres Fürstenwortes quitt — ich bitte unterthänigst um meine Entlassung!“

Wie? — Entlassen bist du für jetzt aus meinem Zimmer, damit du nicht Gelegenheit findest, dein stürmisches Wesen bis zu förmlicher Unart zu steigern, welche mein Rock nicht dulden dürfte. Alles Übrige bedenke wohl. Ich dachte mir es vortheilhaft und süß für uns beide, daß wir stets gemeinschaftlich zum Wohl des Vaterlandes arbeiten könnten —

„Sie haben diese meine schönste blühendste Hoffnung — mit eigner Hand zerrissen.“

Morgen besuche mich wieder. Halte mir, dem Jugendfreund, etwas zu gut, wie ich dir heute sehr viel zu gut gehalten habe. Adieu!

Ich verbeugte mich bis zur Erde, er wendete sich noch einmal in der Thüre und rief freundlich: „Auf Wiedersehen!“ (Forts. folgt.)

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in 4 Akten, von Victor Hugo. — (Schluß.)

Im vierten Akt läßt Thysbe die durch den Schlaftrunk betäubte Katharina in ihre Wohnung bringen; Rodolpho, der sie für todt hält, dringt in das Zimmer der Thysbe, um an ihr das Verbrechen zu rächen, zu dessen Helfershelferin sie sich gemacht hat; mit einem einzigen Wort vermöchte Thysbe ihn zu enttäuschen, aber da sie aus seinem eignen Munde vernimmt, daß sie nie von ihm geliebt worden, daß Katharina Rodolpho's einzige wahre Liebe gewesen sei, zieht sie vor, von seiner Hand zu sterben; Rodolpho ersticht Thysbe, welche zu Boden sinkt mit dem Ausrufe: merci! Bei diesem Ruf erwacht Katharina aus ihrer betäubenden Ohnmacht und eingewickelt, wie sie ist, in ihr Leichentuch, wirft sie sich in die Arme Rodolpho's. Par qui es-tu été assassinée! fragt dieser. Par moi! antwortete die sterbende Thysbe, und der Vorhang fällt.

Nach dieser Entwicklung, welche aber nur zur Hälfte dieselbe, wie in Romeo und Julie ist, schließt das Stück; denn man kann im Grunde nicht sagen, daß es endigt.

Die beiden Geliebten sind noch nicht verloren, aber auch noch nicht gerettet; Angelo ist ganz vergessen, und die beiden Geliebten sind doch noch seinem Einfluß, seiner Macht unterworfen; kurz man trennt sich von der Lektüre eines Roman's beim vorletzten Kapitel. Die französ. romantischen Kritiker verschreien es zwar als alten akademischen Schlendrian, wenn die Entwicklung einer dramatischen Handlung nach feststehenden, hergebrachten Regeln vor sich geht; doch scheint es uns nichts destoweniger erwiesen, daß der Zuschauer keineswegs über den Ausgang in Zweifel und Ungewißheit gelassen sein mag.

Wir haben jetzt den Leser mit den einzelnen Mängeln, oder richtiger mit den mangelhaften Einzelnheiten des Hugo'schen Dramas bekannt gemacht; es ist uns jetzt noch übrig, die Schattenseiten der Anlage im Ganzen anzudeuten. Ein erheblicher Übelstand scheint uns zuvörderst der völlige Mangel einer dramatischen Tendenz und Farbe; denn man wird doch heutzutage die Stellung eines Mannes zwischen zwei Frauen, die ihn lieben, nicht mehr mit dem Titel dramatische Richtung und Färbung belegen wollen, zumal in Frankreich, wo schon Bajazet, Pyrrhus, Hyppolyt, 60 Tragödien, 60 Comödien, eine zahllose Menge Vaudevilles und Cinq-Mars in Marion de Lorme in gleicher Lage und Stellung gelebt haben. Außerdem fesselt kein vorher- oder unvorhergesehener Ausgangs- und Endpunkt die Aufmerksamkeit des Zuschauers. Das Interesse, welches man sonst einer oder der andern Person des Drama's ohne eine bestimmte Tendenz in den Augen der Zuschauer rechtfertigt, — ein solches Interesse fehlt ganz, und kann für keine der Personen in dem Hugo'schen Drama aufkommen; Thysbe befindet sich in einer zweideutigen, oft unpassenden Stellung, welche jeden Zauber von ihrer Person verbannt; Katharina, eine leidenschaftliche und schwache Frau, hat zu wenig Vertrauen in die Zukunft und ihre Handlungen sind nicht kräftig genug, um die Rührungen des Publikums in ihrer Persönlichkeit zu concentriren. Rodolpho, welcher Thysbe zum Zeitvertreib und aus Zerstreuung liebt, hat dadurch das Verdienst einer beharrlichen Liebe verloren; überdieß ist sein Charakter von einer eisigen Kälte; stets ein Spielball der von außen her auf ihn einwirkenden Zufälle und Begebenheiten, handelt er niemals nach dem Machtgebot seines eignen Willens und da er aus seinem träumerischen Wesen sich herausreißt, geschieht es nur, um blind und leidenschaftlich seiner Wuth zu fröhnen und ein unnützes Verbrechen zu begehen. Angelo, seinem Charakter nach halb schlau, halb ausschweifend und stets brutal und wild, wenigstens in seinen Reden, konnte wenigstens doch noch Haß einflößen und Abscheu erregen; aber in dem Augenblick, wo man seine Bestrafung erwartet, verschwindet er plötzlich, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen. Einige Zeit hindurch hatte auch die Person des Homodei die Neugierde gefesselt, und obschon diese geheimnißvollen Wesen auf dem neuern französ. Theater, selbst in den Hugo'schen Dramen, nicht neu sind, so erwartete man doch etwas von ihm; aber schon im zweiten Akt schafft sich ihn der Verfasser durch einen Dolchstich vom Halse.

Welches ist nun der Schluß, den man aus diesem allen und dem unbestrittenen Erfolg des Stücks bei seiner ersten Aufführung ziehen muß?

Daß das neue Drama Victor Hugo's rücksichtlich seiner Auffassung und Anlage, rücksichtlich seiner Entwicklungs- und Bühnenkenntniß einer Menge andrer Dramen von Schriftstellern dritten Rangs nachsteht, daß es aber durch seltene Schönheiten, durch leuchtende Geistesblitze und jenes heilige Dichterfeuer, von dem die gewöhnlichen Schriftsteller auch nicht einen einzigen Funken in sich verspüren, sich hervorthut und geltend macht. — Der Styl, die Darstellung, ist in Angelo so wie in Lucrece Borgia. Es ist das Gemisch einer schönen, harmonischen, kräftigen und poetischen Sprache mit einer Sündfluth von fremdartigen, oft trivialen Redensarten. Wenn wir auch die moralische Ansicht des Verfassers und seines Drama's nicht annehmen, so müssen wir doch als unbefangene Beurtheiler in letzterwähnter Rücksicht dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Verfasser hat in seinem Charakter und seiner Art zu denken, ja in seinem Style viele Federn aus Shakspear's Flügeln, mit denen er, wenn auch nicht wie dieser, immer fliegt, doch schlägt. Selbst die Trivialitäten der Sprache erscheinen deßhalb weniger auffallend und ungewöhnlich, wenn man sich mit dem Verfasser auf einen und denselben Standpunkt stellt; der Dichter will nämlich ein getreues Bild, einen naturgetreuen Abdruck von den Worten und Gedanken der Generation geben, welche er auf die Bühne bringt, und er opfert mitunter die Wahrheit dem Wohllaut.

Was die Schauspieler selbst anlangt, so ist unsere Meinung darüber diese: Mademoiselle Mars hat überaus trefflich gespielt in allen Scenen ruhiger Unterhaltung und weiblicher Koketterie; ihre Darstellung war weniger gelungen, da wo ein großer dramatischer Kraftaufwand erforderlich; Madam Dorval hat gerade die entgegengesetzten Eigenschaften und Mängel gezeigt; Beauvalets Spiel war im Allgemeinen schwerfällig, jedoch stellte er die Anfälle der Eifersucht oder vielmehr seiner verletzten venetianischen Eitelkeit sehr wahr und kraftvoll dar; Geoffroy schien indeß während des ganzen Stücks durch seine zwei Liebesangelegenheiten sehr gelangweilt zu werden.

Eine Bienenjagd.

(W. Irving's Steppenreise. Fortsetzung, vergl. Nro. 25.)

In dem schönen Walde, in welchem wir uns gelagert hatten, gab es eine Menge Bienenbäume, d. h. Bäume, in deren hohlen Stämmen wilde Bienen ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Es ist erstaunlich, in welchen zahllosen Schwärmen die Bienen in einer nur mäßigen Anzahl von Jahren den fernen Westen heimgesucht haben. Die Indianer betrachten sie als Vorboten des weißen Mannes, wie der Büffel der des rothen Mannes ist, und sie sagen im Verhältniß, wie die Biene vorrücke, weiche der Indianer und der Büffel zurück. Wir sind immer gewohnt, das Gesumm der Bienen mit dem ländlichen Wohnhaus und dem Blumengarten in Gedanken zu verbinden und diese arbeitsamen kleinen Thiere als verbunden mit den geschäftigen Wohnstätten der Menschen anzusehen; auch hat man mir gesagt, man treffe die wilde Biene selten in einer größern Entfernung von der Grenze. Sie waren Herolde der Civilisation, ihr stets vorangehend, während sie von dem Atlantischen Gestade sich ausdehnte und einige alte Ansiedler in Westen behaupten, das Jahr noch nennen zu können, an welchem die ersten Honigbienen über den Mississippi flogen. Die Indianer fanden mit Staunen plötzlich die hohlen Bäume ihrer Wälder von ambrosischer Süßigkeit träufen und nichts kann, wie ich hörte, der heißhungrigen Wonne verglichen werden, mit welcher sie zum erstenmal dieses wohlfeile üppige Mahl der Wildniß verzehrten.

Die Honigbienen schwärmen jetzt in Myriaden in den edlen Gehegen und Wäldern, welche die Prairien begrenzen und durchschneiden und sich die angeschwemmten Flußthäler entlang ausdehnen. Mir ist, als entsprächen diese schönen

Gebiete wörtlich der Beschreibung des Landes der Verheißung — „ein Land, das von Milch und Honig fließt;“ denn die reiche Weide der Prairien kann Heerden von Vieh, so zahlreich wie der Sand am Ufer des Meeres, ernähren, während die Blumen, mit welchen sie geschmückt sind, sie zu einem wahren Paradies für die Süßigkeit suchende Biene machen.

Wir waren noch nicht lange im Lager, als eine Gesellschaft auszog, um einen Bienenbaum aufzusuchen; da ich neugierig war, Zeuge einer solchen Jagd zu sein, nahm ich die Einladung, sie zu begleiten, mit Freuden an. An der Spitze des Zuges stand ein alter Bienenjäger, ein großer, schmächtiger Bursche, in Kleidern von selbstgemachtem Zeuge, die lose an seinen Gliedern hingen, und mit einem Strohhut, der einem Bienenstock ähnlich war; ein Gesell in gleich rauhem Kleid und ohne Kopfbedeckung stolperte ihm nach, eine lange Büchse auf der Schulter. Diesem folgte ein halbes Dutzend anderer, einige mit Büchsen, andere mit Beilen bewaffnet; denn Niemand geht ohne Feuergewehr weit vom Lager, so daß er gleich bereit ist, wilde Thiere oder wilde Indianer zu empfangen. Nachdem wir eine Zeitlang gegangen waren, kamen wir an einen lichten Platz an dem Saume des Waldes. Hier blieb unser Führer stehen und näherte sich still einem niedrigen Busche, an dessen Spitze ich ein Stückchen Honigscheibe bemerkte. Dies war die Lockspeise für die wilden Bienen. Einige summten um sie herum und krochen in die Zellen. Als sie sich mit Honig beladen hatten, erhoben sie sich in die Luft und schossen fast mit der Schnelligkeit einer Kugel in einer geraden Linie dahin. Die Jäger gaben genau auf den Weg acht, welchen sie genommen hatten und setzten ihnen in derselben Richtung nach, über verschlungene Wurzeln und gefallene Bäume fortstolpernd und das Auge stets gegen den Himmel gewendet. Auf diese Weise verfolgten sie die honigbeladenen Bienen zu ihren Stöcken in dem hohlen Stamm einer morschen Eiche, wo sie einen Augenblick herumsummten und dann in ein Loch, ungefähr sechzig Fuß vom Boden, schlüpften.

Zwei der Bienenjäger arbeiteten jetzt frisch mit der Axt an dem Fuß des Baumes, um ihn zu fällen. Die bloßen Zuschauer und Dilettanten zogen sich mittlerweile in eine bescheidene Entfernung zurück, um weder dem Falle des Baumes, noch der Rache seiner Bewohner im Wege zu sein. Die schweren Schläge der Axt schienen die arbeitsamen Thierchen nicht zu beunruhigen oder scheu zu machen. Sie setzten ihre gewöhnlichen Beschäftigungen fort, indem manche reich befrachtet in den Hafen einliefen, andere auf neue Fahrten auszogen, Kaufleuten in einer reichen Hauptstadt nicht unähnlich, welche drohenden Bankerout und Verfall wenig argwohnen. Selbst ein lautes Krachen, welches die Ablösung des Stammes verkündigte, konnte ihre Aufmerksamkeit von dem sorgsamen Streben nach Gewinn nicht ablenken: endlich fiel der Baum mit einem furchtbaren Gekrach, von oben bis unten berstend und die angehäuften Schätze der kleinen Thiere enthüllend.

Einer der Jäger lief sogleich mit einem Bündel angezündeten Heu's als Schutz gegen die Bienen hin. Diese aber griffen weder an noch suchten sie Rache; sie schienen durch das plötzliche Ungemach erstarrt und ohne Argwohn wegen dessen Grund zu sein, und krochen und summten um den Stamm, ohne uns irgend zu belästigen. Jeder aus der Gesellschaft eilte nun, mit Löffel und Jagdmesser die Honigscheiben, welche in dem hohlen Baum waren, auszunehmen. Einige von diesen waren schon älter und von dunkelbrauner Farbe; andere waren schön weiß oder der Honig in ihren Zellen fast flüssig. Die Scheiben, welche ganz geblieben waren, wurden in Lagerkessel gethan, um sie in das Lager zu bringen; die, welche beim Falle des Baumes zerbrochen waren, wurden auf der Stelle gegessen. Jeder echte Bienenjäger hatte ein großes Stück in der Hand, von dem seine Finger träuften und das so schnell verschwand, wie ein Stück Rahmtorte aus der Hand eines Schulknaben.

Auch waren die Bienenjäger nicht die einzigen, welche durch den Sturz der fleißigen Bienen gewannen. Als wenn die Bienen die Vergleichung ihrer Sitten mit denen thätiger und gewinnsüchtiger Menschen durchführen wollten, sah ich eine Menge aus benachbarten Stöcken eifrig heranfliegen, um sich mit den Glückstrümmern ihrer Nachbarn zu bereichern. Diese beschäftigen sich eben so eifrig und munter, wie Wracker an einem Indianischen Schiffe, das an den Strand getrieben worden — sich in die Zellen der zerbrochenen Honigscheiben stürzend, gierig die Beute verschmausend und dann mit reicher Fracht nach Haus zurückfliegend. Die armen Eigenthümer des Wracks angehend, schienen diese den Muth nicht zu haben, irgend etwas zu thun, nicht einmal den Nektar zu kosten, der um sich träufte, sondern krochen in starrer Trostlosigkeit vorwärts und rückwärts, wie ich einst einen armen Burschen, die Hände in seinen Hosentaschen, gedankenlos und verzweiflungvoll pfeifend, um die Trümmer seines niedergebrannten Hauses gehen sah.

Es ist schwer, das Staunen und die Verwirrung der Bienen des bankrotten Stockes zu schildern, die während des Unfalls abwesend waren und von Zeit zu Zeit mit vollen Ladungen aus der Fremde zurückkamen. Erst kreis'ten sie in der Luft umher, wo der Baum früher sein Haupt erhoben hatte und wo sie erstaunt Alles leer sahen. Endlich setzten sie sich, als begriffen sie ihr Unglück, in Schwärmen auf den dürren Ast eines benachbarten Baumes, von wo aus sie auf den hingestreckten Stamm zu blicken und schmerzliche Klagen über den Sturz ihrer Republik zu summen schienen. Es war eine Scene, über welche der „melancholische Jaques“ stundenweise moralisirt haben würde.

Wir gingen von der Stelle weg und ließen vielen Honig in der Höhlung des Baumes. „Das Gewürm wird schon Alles wegschaffen,“ sagte einer der Jäger.

„Welches Gewürm?“ fragte ich.

„Oh, Bären, Iltisse und Waldratzen und Waschbären. Die Bären sind das listigste Gewürm, wenn es gilt, einen Bienenbaum irgend aufzufinden. Sie nagen Tagelang an dem Stamm, bis sie eine Höhlung gemacht haben, die dick genug ist, um ihre Krallen hineinzubringen und dann holen sie Honig, Bienen und Alles heraus!“

Punkte.

*** Die Lyoner Polizei liebt das Einfache. Ein Engländer amüsirte sich am 27. v. M. in Lyon, durch die Stadt zu fahren und Geld zum Wagen herauszuwerfen, was doch unstreitig keine Verschwendung, noch Verrücktheit sein kann, indem das Sprüchwort bis jetzt blos den als Bedlamscandidaten bezeichnet, der das Geld zum Fenster hinauswirft. Die Lyoner Polizei, welche der Großmuth des Briten Schranken setzte, gab ihm den Rath, auf eine einfachere und weniger originelle Weise seine Christenpflicht zu erfüllen.

*** Man hat den Engländern ihre musikalische Unfruchtbarkeit vorgeworfen, ja mehr als einmal sogar ihnen in's Gesicht gesagt, daß ihnen sogar die angeborne Fähigkeit für Erzeugung von Tonwerken gänzlich mangle. Sie suchen sich jetzt dawider zu rechtfertigen und behaupten, wenn auch ihre frühere Sterilität eingestehend, seit 1834 eine Englische National-Oper zu besitzen. Die bis dahin von Engländern componirten, und auch nur in — England bekannten Opern waren: Artaxerxes von Arnold, die Belagerung Belgrad's von Storace, das Schloß in Andalusien von Shield und die Teufelsbrücke von Braham. Im Jahre 1834 erschien Arnolds Nourjahad, wovon viel gerühmt wird, obwohl die englischen Apologeten selbst die mangelhafte Instrumentirung tadeln, Hermann, von Thomson aus Edinburg, und eine Oper von Barnet. „Drei neue Englische Opern in einem Jahre!“ meint ein patriotischer Sohn Albion's, „genug für ein Volk, welches seine Musik erst beginnt!“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 114. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt №. 19.

Donnerstag, 14. Mai.

Phantasien über Seydelmann.

II.

Der Sieg, welchen Seydelmann auf dem Gensd'armenplatze in Berlin errungen hat, ist ein Ereigniß, das der Literaturgeschichte angehört. Die beste Kritik war von jeher die, welche von zahlreichen Massen ausging, die Kritik des Theaterpublikums: Lachen, Pochen, Zischen, Klatschen, Thränen. Seydelmann hat den Enthusiasmus einer wunderlichen Stadt in Bewegung gesetzt. Ist der Künstler eitel, so kränze er sich vor dem Spiegel bei verschlossenen Thüren mit den Lorbeern seines Ruhmes! Gleichviel; wir dürfen allgemeinere Resultate aus seinen Erfolgen herleiten und eine Persönlichkeit bewundern, um welche sich so zahlreiche Objektivitäten herumgruppiren.

Den Werth des Zeitgenössischen wird die Vergangenheit immer verkürzen. Es werden immer Leute kommen, welche schon Alles einmal gesehen haben. Aber selbst die alten Roués des Berliner Theaters, die, welche Fleck und Iffland kannten, und die jüngeren, die mit Devrient bei Lutter und Wegener verkehrten, gestanden das Außerordentliche in Seydelmann's Erscheinung zu, und ließen sich herab, ein Lob zu spenden, das sie Jedem verweigert hätten. Wir sagten schon früher, daß Seydelmann mit jenen vorangegangenen Mimen nicht dürfe verglichen werden, und daß es lächerlich ist, sich ihn als einen Nachahmer derselben zu denken. Wo Seydelmann eine Copie Ifflands ist, da liegt die Nothwendigkeit davon in der Rolle, welche Iffland selbst vorgeschrieben hatte und so gezeichnet wissen wollte, wie es von ihm geschah. Sahet ihr nicht, daß Seydelmann auch über den Advokaten Wellenberger hinaus ging? Daß er Rollen spielte, wo Iffland immer nur gehinkt haben würde? Daß Seydelmann, wenn er Werners Luther hätte darstellen müssen, niemals ein allgemeines Gelächter bei der wahren Kritik würde erregt haben? Ebenso mit Devrient, dem so viele Charaktere versagt waren, in welchen Seydelmann glänzt. Diese Vielseitigkeit war schon die erste Stadie, in welcher sich die unter Citaten Keuchenden von dem Künstler hätten überholt fühlen müssen.

Denn an Gegnern konnte es nicht fehlen. Es waren nicht nur Schauspieler da, die ihre Duodezgröße gefährdet sahen und kein Mittel scheuten, um ihrer Mißgunst eine kritische Physiognomie zu geben, sondern selbst eigenmächtige Kritiker, welche schlechte Zeitschriften verlegen und es indirekt dem Künstler entgelten ließen, daß er von gewissen andern Leuten schon war gelobt worden. Worauf stützten sie sich? Auf Seydelmann's Vielseitigkeit, welche sie für eine Folge des Studiums ansahen. Es ist die alte dumme Frage vom Unterschiede des Talents und des Genies.

Die Aufgabe des Mimen ist copirende Plastik. Er ist eben so sehr Sklave wie Meister seiner Schöpfung. Jede seiner Leistungen wird sich in zwei Hälften, die sich wechselweise integriren, zerspalten müssen: in die

Auffassung des Allgemeinen und die Treue jeder vereinzelten Nüance. Iffland war nur Charakterspieler und zwar nach der Seite des Zerrbildes hin. Er mußte Naturen wiedergeben, welche sich nur durch Beobachtung erkennen ließen. Iffland war stark in Rollen, welche die Wirklichkeit niemals aufzuweisen hatte, in Rollen, die aus einzelnen psychologischen Beobachtungen zusammengesetzt waren. Iffland spielte musivisch. Seydelmann ist nicht weniger reich an kleinen Beobachtungen, wenn sie auch nicht bis auf die Rockknöpfe oder Schleifen der Haarbeutel gehen, in denen Iffland niemals etwas ohne Absicht gelassen hat. Aber kann Seydelmann ein Gemälde geben ohne Pinselstriche? Wie darf er die Beobachtung verschmähen und den Charakteren nicht ihre Äußerungen ablernen? Die Berliner, welche gern in der Luft schweben, sind immer gleich bereit, von Verstandesabstraktionen zu sprechen. Sie glauben, daß Phidias seinen Jupiter durch bloße Inspiration, durch einen phantastischen Wunsch erschaffen habe, und sehen über die Blöcke, Stricke, Modelle und den Staub eines Bildhauerateliers hinweg. Die Mimik ist *lebendige* Plastik. Ihre Zauberformen *entwickeln* sich. Die Meisterschaft ist nur, daß sich die Vereinzelung dem Ganzen unterordnet. Seydelmann's Spiel eine Zusammensetzung aus einzelnen Beobachtungen zu nennen, ist die böswillige Benutzung einer Formel, die leider fast überall bei den bessern Schauspielern, nur hier nicht am Platze ist. Denn von dem keuchenden Seufzen des Mephistopheles an bis zu der ganzen satanisch-blasirten, stolz-gemeinen Darstellung des Widersachers ist jeder Zug an Seydelmann wesentlich und harmonirt mit dem Bilde, das ihm vorschwebt.

Der Schauspieler kann nie mehr sein wollen, als Künstler. Nachahmung ist sein vornehmstes Prinzip. Wer auf den Brettern das Wenigste hat von Natur, und durch Kunst doch das Meiste gibt; das ist Meisterschaft. Der beste Schauspieler ist von Natur eine rasirte Tafel, auf welche die Dichtkunst schreiben mag, was ihr beliebt. Er ist wie ein Seiltänzer, der in jedem kleinsten Gliede schöpferisch, gestaltend ist, und doch im Zustande der Apathie daliegen kann, überall zerschlagen, zusammenknickend, ohne Haltung. Dies ist Anlage zur Mimik. Das Zweite ist universelle Prädestination, die Fähigkeit für Alles, Verständniß aller Dinge und Verwandtschaft mit allen Dingen. Man hat die rasirte Tafel bei Seydelmann zugestanden, aber diese Verwandtschaft in Abrede gestellt und sich nicht gescheut, eine Unwahrheit zu behaupten. Seydelmann soll nach dem Urtheile einiger unverbesserlicher Menschen, die nicht aufhören, an ihrem Ruin zu arbeiten, kein Gemüth besitzen, keine Seele, kein Herz, keine Empfindung. Was will nun Herr Gubitz noch, daß man nach solchen Dreistigkeiten von ihm halten soll? Er lächelt und sagt: — den Gesellschafter. Kleiner Mann!

Zur guten Stunde ist eine Monographie von A. Lewald erschienen, unter dem Titel: *Seydelmann und das deutsche Schauspiel.* Von einem so gründlichen Kenner des deutschen Theaters, wie Lewald, ist hier ein kompetentes und entscheidendes Urtheil abgegeben. Mit der eigenthümlichen Grazie seines Styls und der ganzen Rapidität seiner Darstellungsweise zeichnet Lewald den größten Mimen Deutschlands, so daß kein Zug daran verfehlt ist. Lewald hat den richtigsten Maaßstab: ich möchte ihn den technisch-literarischen nennen. Wenigstens heben sich in seiner Schrift besonders scharf seine Digressionen über Seydelmann's mimischen Apparat und sein Interesse für die Entwickelung der Literatur hervor. Könnte man in dem, was hier über Seydelmann's physische Gestaltung mitgetheilt wird, nicht noch einen Schritt weitergehen, und sogar behaupten, daß Seydelmann gegen Manches, was ihm die Natur gab, durch Kunst zu kämpfen hat? So charakteristisch des Künstlers Organ ist, so wird man sich doch daran gewöhnen müssen, obschon noch überall sein stockigter, von der Zunge in einem gehöhlten Munde eifrig unterstützter Ton der Illusion eine angenehme Beschäftigung gegeben und Seydelmann nur um so interessanter gemacht hat.

Zwei Dinge scheinen mir in Lewald's Schrift einer besondern Aufmerksamkeit werth. Einmal weist er auf die Theilnahme hin, welche die jüngere Literatur am Theater zu fassen scheint: sodann auf ein Mittel, die Bühne wieder zu nationalisiren. Der erste Punkt ist unsern Lesern bekannt. Wir berührten ihn schon in dem Artikel, welcher sich vor einiger Zeit über Seydelmann in diesen Blättern findet und wiederholen nur, daß Herr Birch-Pfeiffer und Madame Raupach nicht ewig das deutsche Theater beherrschen werden. Den zweiten ersuch' ich alle Freunde des Schönen und der Vaterlandsehre zu unterstützen.

Im Angesicht der Sonne, unter dem freien Himmel feierten die Griechen ihre dramatischen Spiele. Nur der Regen konnte zuweilen Einspruch gegen die unsterblichen Werke ihrer Muse thun. Der Apparat war der einfachste, so einfach, wie ihn Shakespeare noch hatte. Nur eine Art Flugmaschine, das Encyklema, diente dazu, die Götter auf die Erde zu bringen oder in der Comödie den Euripides oben aus seinem Studierzimmer sprechen zu machen. Das Meiste, was noch übrig blieb, hatte sich die Phantasie der Zuschauer selbst auszumalen. Man kann daraus schließen, wie schwer damals die Aufgabe des Künstlers war, da er außer seinem eignen Charakter auch noch die Umgebung desselben zu verwirklichen hatte. Damals war das Theater Sache der Religion und der Volksehre. Wir könnten Deutschland einen ähnlichen Cultus geben. Ein abgelegener Winkel des Vaterlandes, ein Thal im baierischen Hochgebirge hat ihn schon; denn die Passion in Mittenwalde soll eine ernste, würdige Feier sein, ein Schauspiel, das seinem heiligen Gegenstande ange-

messen in Scene gesetzt und von den gewandtesten Landleuten der Gegend nicht ohne künstlerische, angeborne Weihe ausgeführt wird. Tausende von Zuschauern prägen das Ganze tief in ihr Herz ein. Selbst eine solche Gewöhnung an dramatische Illusionen, wie sie A. Lewald hat, war von einem Vorgange ergriffen, wie er in seinem Panorama von München von ihm beschrieben worden ist. Diese Thatsache ist es, die etwas möglich zu machen scheint, was sich fast wie eine Grille anhören läßt. Ihr habt naturhistorische, pädagogische, historische, diplomatische Congresse! Ich empfehle mit Lewald dramatische! Mögen sich Grabbe, Immermann, Zedlitz, möge sich die junge Literatur entschliessen, für solche Feierlichkeiten Stücke zu schreiben! Die Plackereien der Intendanten fallen weg: Rücksichten auf eine pietistische Neigung des Hofes oder die Manie des Balletts gelten nicht. Mehre Monate vor der Aufführung der Stücke würden die Rollen ausgeschrieben und an die besten Schauspieler Deutschlands versandt, welche Theil nehmen wollen und zur Zeit den nöthigen Urlaub erhalten müssen. Die Scene wäre am lichten Tage, auf einer Riesenbühne ohne übertriebenen Coulissenschmuck: rings müßte Raum sein für Tausende, die aus allen Gegenden herbeiströmen. So erst würde Cäsar würdig sterben und für Konradin's Tod eine empfundene Thräne fallen. Die grossen Stoffe schlichen sich in das Herz der Völker ein; nationale Gefühle schwellten die Brust, grossartige Entschlüsse folgten auf der Ferse nach. Unser Leben erhielte einen genialen Impuls. Wer ahnte nicht die Folgen eines solchen Ereignisses! Nehmt drei, vier solcher Vereinigungen, im Frühling oder Herbste, nach allen Himmelsgegenden, nur immer fern von den räucherigen, von Lampenqualm russigen Theatern, wo Euch soviel Lüge und Thorheit gespendet wird. Der Anstoß könnte von Seydelmann ausgehen: irgend ein humaner Fürst würde ihn unterstützen. Es ist Mai. Die Völker jubeln. Pfingsten nahet. Überall hört man von Menschenmassen, die zusammenströmen, sie wissen nicht warum? Gebt ihnen ein Reisegeld nach Hause mit, schwellt ihre Herzen! Fangt mit dem Pfingstmontage in Schwetzingen an, und hört mit dem Strahlower Fischzug oder der Theresienwiese auf! Die Zeitgenossen würden besser werden.

---

55) Arabesken für Musikfreunde. Von Gustav Nicolai. Zwei Theile. Leipzig, Otto Wigand. 1835.

Und siehe, da begab sich eines Tages, daß eine Teltower Rübe auf den Gedanken kam, nach Italien zu reisen.

Hätt' ich nur nichts Besseres zu thun, so führt' ich dies Thema in Hoffmann'scher Weise durch und entwickelte Gustav Nicolai, wie er sich allmählig aus dem Sande emporarbeitet, erst zu einem kgl. Preuß. Divisionsauditeur, dann zu einem Champion, oder Champignon der Spontinischen Musik, endlich zum Verfasser des berühmten Buches: „Italien wie es wirklich ist." Es müßte eine ergötzliche Wirkung machen, die verzauberte Teltower Rübe zu verfolgen in allen diesen verschiedenen Zubereitungen, wo nur dies das Bleibende und Charakteristische ist, daß sie sich niemals recht auf den Beinen erhalten kann, sondern immer überstülpt auf das dicke Kopfende, und somit alles schon von Natur verkehrt ansehen muß. Wie merkwürdige Dinge sich doch noch ereignen können! Wer sollte glauben, daß das Anorganische, die nur vegetirende Pflanze, kurz eine gewöhnliche Rübe ordentlich lebendig werden kann, gleichsam menschliche Gestalt annehmen und sogar beitragen, die deutsche Literatur in allgemeine Verwirrung zu bringen! Man hat allerdings durch tiefsinnige Experimente das thierische Leben der Pflanzen zu entwickeln gesucht: Professor Schulz in Berlin hat nachgewiesen, daß die Pflanzensäfte in aderartigen Gefäßen cirkuliren: Sensitiven haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sie vor jeder unsanften Berührung grollend zurückschrecken: ja, es ist erwiesen, daß im Polypen die Natur ihren Übergang aus dem Anorganischen in's Organische, aus der Pflanze in das Thier feiert: allein eine solche Erscheinung, wie eine in Italien herumreisende Teltower Rübe gehört durchaus in das Reich des Wunderbaren und interessant ist jeder Beitrag, das genauere und eigenthümliche Wesen dieses Phänomens kennen zu lernen.

Hier liegt ein Beitrag vor, die sie selbst zu diesem Behufe gegeben hat. Sie ist so dreist, über Musik mitzusprechen. Sie schreibt musikalische Novellen, Satyren und macht sogar Gedichte, von denen sie mehre komponirt hat. Wenn schon Flöhe Kanonen ziehen, so können es freilich keine Vierundzwanzigpfünder sein: wenn sich Hunde auf Messen als gelehrte Professoren sehen lassen, so ist es aller Ehren werth, daß sie es schon zu einiger Fertigkeit im Lesen gebracht haben: dann erwarte man von einer über die Schranken ihrer natürlichen Bestimmung hinausschreitenden Teltower Rübe nicht zuviel: man begnüge sich, daß sie über Musik solche Urtheile niederlegt, wie sie es in diesem Buche thut. Unerklärlich ist es schon, wie diese paradoxe Zauberwurzel es nur je so weit bringen konnte, etwas Denkvermögen und deutsche Sprache in sich aufzunehmen. Kurz es handelt sich um ein ganz schlechtes, zusammengestoppeltes Buch, um einen Ton, den man in Norddeutschland den schwadronirenden nennt, um eine Ideenassociation, welche seit 1806 in Berlin gar nicht wieder zum Vorschein gekommen ist, und sich durch Poesie, Mystik, Pietismus, Hegel'sche Philosophie u. s. w. hindurch mit ihrer Weißbierlaune Luft macht: aber würdig einer Preisaufgabe bleibt es doch immer, wie sich das Anorganische, das Pflanzenartige, oder vielmehr wie sich wirkliche Pflanzen in solche Metamorphosen verwandeln können. Der Komet am Himmel; — die nassen Winter; — Weiber kommen mit Wölfen nieder; — Rüben werden Schriftsteller — Menschen sagt: wie soll das enden?

---

56) Sechs Erzählungen. Nachlaß v. L. Achim v. Arnim. Berlin, Vereinsbuchhandl. 1835.

Vielleicht mit Ausnahme einer einzigen sind alle diese Erzählungen dem Tone und der Anlage nach Novellen im Sinne der alten Italiäner. Dieselbe Reflexion, dieselbe Keuschheit und Zurückhaltung des Ausdrucks, dieselbe Monotonie, möchte man sogar sagen, die uns an Bänkelsänger erinnert, und alte Tragödien, so sich Anno Domini 1333 in Florenz zugetragen haben. Keiner unsrer neuen Dichter hat so wie Arnim verstanden, das Helldunkel der alten italiänischen Romantik wiederzugeben, jene Gestalten, welche wie im Mondlichte flimmern, obschon sie sich an hellem lichtem Tage hanthieren. Es ist, wie wenn seine Figuren eingetaucht wären in die Tiefe des Meeres, und würden nun umbraust von einem wunderbaren Rauschen, in dem sie zu vergehen wähnen. Oder vergleichet auch Arnim's Erfindungen mit jenen schönen Conchylien, welche man an's Ohr hält und dann ein leises Brausen, wie das Echo einer fernen Meeresbrandung, vernimmt. Frau von Saverne, die Geschichte einer Dame, welche die Bosheit für verrückt ausgibt, ist ein schönes Beispiel dieses mährchenhaften Clärobscürs der Arnim'schen Dichtungen. Wer fühlte hier nicht, daß ihm der Boden unter den Füßen schwindet, und geheime Fäden gesponnen und gezogen werden, welche die Illusion des Lesers selbst in das Gespinnst mithinein verweben, so daß man zuletzt selbst nicht mehr weiß, woran man ist? wen man närrisch nennen soll? Frau von Saverne? Ihre Feinde? Uns selbst? Man kann sagen, daß diese Wirkung aus Arnim's eigenthümlicher Reflexion entsteht. Er läßt sich nie zu dramatischer Gestaltung hinreißen, obgleich es immer Scenen und Situationen sind, die seiner Phantasie vorschweben. Wer vermöchte aber, durch bloßes Beschreiben solche Wirkungen zu zaubern!

Ein charakteristischer Zug in Arnim's neuen Poesieen, der auch in den vorliegenden Erzählungen wiederkehrt, ist sein Unmuth über realistische Tendenzen: nicht Spott, Ärger, sondern Lächeln der Wehmuth. Arnim, der in seinen spätern Lebensjahren von der Poesie zur Landwirthschaft überging und statt des Knaben Wunderhorn öfter das Horn des Kuhhirten blasen hörte, ist uns recht ein Bild von Pegasus im Joche. Wie er ausschlägt gegen den Pflug, der muthige Renner! Wie er die Mähne hebt, welche ein ledernes Kummet tragen soll! Nirgends ist Arnim komischer, als in der Persiflage des Rationalismus, der Kuhpockenpredigten, des Dungprinzips der Landwirthschaft, weit komischer, als Tieck; Tieck bespöttelt den Realismus nun schon seit vierzig Jahren: aber als fauler Hans Lüderlich, der sich auf dem poetischen Lotterbette räkelt und kleine Klingverse nebst literaturgeschichtlichen Grillen gegen Tendenzen eintauschen will, die er gar nicht kennt. Tieck's Romantik ist die Romantik der Faulheit. Tieck hat in seinem ganzen Leben nichts Ernstliches gewollt oder gethan; seine Poesie ist zweckloses Treiben gewesen, nichts, als Literaturgeschichte. Arnim dagegen erlebte das Widerspiel seines Genius. Er mußte sich den Schweiß der Arbeit von der Stirne wischen und trieb lustig den Realismus mit, weil er sich geschämt hätte, ein ganzes Leben aus Narrethei zusammenzusetzen, wie Tieck gethan hat. Deshalb ist aber auch sein Spott gegen den Mist und die Klugheit des Lebens so originell, poetisch und rührend. Die Rastaugenblicke nach vollbrachter Arbeit im Schatten der Dorflinde sind wirkliche Wonneschauer der Poesie. Tieck's Witz ist Medisance, Arnim's Witz Humor des Gemüths. Tieck's Poesie ist Literaturgeschichte, Arnim's Poesie Realismus. Tieck's Romantik ist Schwirren, Girren, Flirren, Klirren, Wirren und eine riechende Trägheit, Arnim's Romantik Übermaaß der Arbeit, die Sehnsucht und die Unruhe schöpferischer Bewegung. Tieck ist Caliban: Arnim Ariel.

---

57). Die Wunder meines Lebens. Selbstbiographie von G. E. Fischer. Neustadt a. O., Wagner. 1834.

Zum Theil ein Seitenstück zu der vor einiger Zeit von einem Professor Ruckstuhl erschienenen „Erinnerung an meine selige Frau." Wie Herr Ruckstuhl nicht unterlassen konnte, als seine Frau gestorben war, ihr öffentlich Dank zu sagen für alle Liebe, die sie ihm erwiesen, für jede Tasse Kamillenthee, die sie ihm gekocht, wenn ihm des Nachts ein Übel begegnete; wie Herr Ruckstuhl ein Tagebuch über die verunglückten Wochen seiner Frau drucken ließ, und über die Frage, wie oft sie Schmerzen hatte und wann und wie ihre Öffnung von Statten ging; so berichtet uns auch der Superintendent von Sangerhausen bei Erfurt, Magister Gottlob Eusebius Fischer, noch bei lebendigem Leibe, was die Natur mit ihm gewollt und wie er sie bezwungen habe. Für verfüttert habe man ihn gehalten und die englische Krankheit sei in der That die Ursache seiner krummen Beine gewesen. O des alten Schwätzers! Wie er sich in seiner ganzen kleinen Figur, in seinem häuslichen Jammer, in seiner unaussprechlichen Unbedeutendheit schildert! Die Naivität des Buches macht es anziehend. Herr Fischer verfolgt seine Laufbahn von den Windeln an bis zu seinem neuesten Verleger: er zeigt uns, wie er allmählich gelernt hat, sich die Hosen selbst zuzuknöpfen, wie er auf Erbsen knieen müssen, und in Leipzig als Magister sieben magre Jahre aushielt. Es ist ein ganz sächsisches, ganz magisterliches Buch. Fischer ist aus Sachsen: Fischer liebt Sachsen ohne Gränzen, Fischer bedauert, daß er zuletzt doch die Gränzen habe verlassen müssen und preußisch geworden sei. Man sieht es Fischern an, daß er ein schlechter Preuße ist, daß ihm die Leipziger Freitischsuppen unvergeßlich bleiben werden. Das aber war Fischer's Zusammenhang mit der Weltgeschichte, daß er nach Sangerhausen versetzt wurde. Alle übrigen Begebenheiten seines denkwürdigen Lebens, seine Krankheiten, seine Vaterschaften, seine kleinen Katechismen, die er schrieb, gruppiren sich um jenes Ereigniß herum. Fischer wollte, daß nichts von seinen Denkwürdigkeiten verloren ging, wenigstens für seine Kinder nicht. Gott, ich wüßte nicht, wohin ich als Sohn vor Scham blicken sollte, wenn mein Vater in seinem Alter kindisch würde und Bücher dieser Art öffentlich drucken ließe!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 115. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 15. Mai.

Heinrich Heine.

Von

O. L. B. Wolff.

> Thou art not alter'd;
> They said: thou wer't all Monsieur.
>
> *Beaumont and Fletcher, Monsieur Thomas, A. II. Sc. II.*

Vor vierzehn Jahren hatte ich Heine in Hamburg kennen lernen. Beide kaum von der Universität kommend, waren wir eben in das Leben getreten, mit gigantischen Hoffnungen und Plänen und einem gemeinschaftlichen großartigen Schmerz über Freunde wie Feinde, den jeder Eingeweihte leicht errathen wird; die Übrigen geht er nichts an. Heine's Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo waren so eben erschienen; die Leute starrten im Allgemeinen das Buch an, nur Wenige ahnten die Tiefe, die in demselben lag, den gepreßten Stolz, der sich großartig Luft machte, das beseligende Gefühl geistiger Herrschaft. Man wußte nur von dem Dichter, daß er sehr witzig und malitiös sei; was sollte man auch in dem guten Hamburg und vorzüglich in dem Kreise, in welchem Heine sich, durch Verhältnisse gebunden, bewegen mußte, und in dem ich mich, durch ähnliche Verhältnisse gefesselt, gleichsam befand, mehr von ihm wissen? In seinem Wesen lag etwas Zugvogelartiges, das die guten Hamburger, obwohl eine Nation, welche Welthandel treibt, nicht eben sehr lieben; sie können nicht begreifen, daß man in Hamburg ißt, trinkt und schläft und eigentlich am Ganges zu Hause ist, und die Sehnsucht nach der wirklichen Heimath nie zu beschwichtigen vermag. Hamburg ist ihr Paradies, denn sie können dort am leichtesten Geld verdienen und es am angenehmsten verzehren; sie können englisch und spanisch, französisch und holländisch sein, denken, reden und e s s e n und doch immer Hamburger bleiben; ja, sie brauchen nicht einmal Edle Venedigs zu s e i n, um Dogen zu w e r d e n, sie brauchen nur Geld, um schon gleich Alles zu s e i n; haben sie da nicht vollkommen Recht, wenn sie wie die Ungarn und die Neapolitaner meinen: Außerhalb Hamburg gibt's kein Leben, und wenn es ein Leben gibt, so ist's kein Leben?

Damals gefiel mir Hamburg natürlich nicht sehr, ich glaubte, wie jeder junge Mensch, der eben von der Universität kommt und die Hälfte seiner Zeit mit Nichtsthun und die andere Hälfte mit dem Studium von unnützen oder überflüssigen Dingen zugebracht, und nicht begriffen hat, daß man in den Hörsälen eigentlich weiter nichts könne und müsse, als lernen, wie man lernen solle, es sei die erste Pflicht der durch mich beglückten Hamburger, mit Ehrenpforten und Triumphbogen zu bauen, unablässig Weihrauch auf dem Altar meiner Gelehrsamkeit zu verbrennen und mich wenigstens anzubeten. Von allen diesen Dingen geschah nun freilich nichts; zu den Triumphbogen und Ehrenpforten hatten die Leute weder Zeit, noch Lust, denn meinen Eifer und meine Thätigkeit als Lehrer an einem bedeutenden Institute betrachteten sie als Schuldigkeit; von Weihrauch erfolgte nichts, als hin und wieder vortreffliche Cigarren, und das Anbeten überließ man mir, wobei ich denn so gescheidt war, andere Götter oder richtiger Göttinnen zum Gegenstande meines inbrünstigen Cultus zu wählen. — Das

Resultat von Allem war aber, daß ich mit Hamburg schmollte und mit der allzeit fertigen, bösen Zunge der Jugend in schlechten Witzen und Späßen über das Ganze, wie über Einzelne meinem Ärger freien Lauf ließ. Kurz ich zahlte der Zeit, wie der Thorheit meinen Zoll, so gut, wie jeder andere, und schäme mich dessen nicht; wie sollte denn der Mann zu Milde und Ruhe kommen, wenn Übermuth und Einseitigkeit der Jugend nicht den Gährungsproceß in ihm veranlaßten und beförderten, durch den allein er den klaren Wein der Erfahrung gewinnt?

Später, nachdem mich das Leben gehörig gezerrt, nachdem der Kampf mit jener Dummheit und Beschränktheit, welche in kleinlichen abgemessenen Kreisen die niedrigsten Mittel nicht verschmäht, um ein gewisses Principat zu erlangen, und die ekelhaften Fehden mit Dummheit und Egoismus mich trotzig und verzagt gemacht hatten, — denn wo irgend ein halbweg Kluger sich zeigt, da bilden gleich zwölf eingeborne Dummköpfe eine natürliche Verschwörung gegen ihn, — da sah ich wohl ein, daß ich ungerecht gewesen sei, und daß ich damals vier Haupttugenden an den Hamburgern überseh'n, um derentwillen ich sie jetzt desto stärker liebe, und nie zu lieben aufhören werde. Diese Tugenden sind: Redlichkeit, Treue, Emsigkeit und eine unerschöpfliche, aus dem Herzen kommende Gutmüthigkeit, die sich je nach den verschiedenen Veranlassungen, bald in warmer Mildthätigkeit, bald in zutraulicher, offener Gastfreundschaft äußert. — Was kümmert es mich jetzt, daß der Hamburger im Allgemeinen keinen Sinn haben soll für Kunst und Wissenschaft? — Er hat desto mehr Sinn für ein echtes Familienleben, für strenge Rechtlichkeit, für Religion und jene alte reichsstädtische Biederkeit, die leider immer mehr und mehr aus Deutschland verschwindet, und durch Berliner Feinheit und Münchener Bier verdrängt wird.

Aber ich wollte von Heine reden. Ich kann nicht sagen, daß er damals noch im Werden gewesen sei, im Gegentheil, er war zu jener Zeit eben so abgeschlossen wie jetzt: seine vorzüglichste Eigenthümlichkeit besteht darin, von Anfang an genau gewußt zu haben, was er will, und dies mit eiserner Consequenz zu verfolgen; denn, und das ist wahrlich viel gesagt, keiner seiner Freunde und Bekannten ist im Stande, ihn auch nur der mindesten Inconsequenz zu zeihn. Er ist ein geborner König der Welt, mit allen angenehmen und unangenehmen Eigenschaften eines solchen ausgerüstet; er denkt, er liebt königlich, aber er haßt und verfolgt auch königlich. Er verdammt seine Feinde nicht zu lebenslänglichem Kerker, wie ein königlicher Despot, sondern er schlägt sie gleich todt, mausetodt, wie ein königlicher Held. — Wie unwandelbar ist er dagegen auch wieder in der Treue gegen seine Freunde, das heißt: gegen die, deren Freund er ist. Niemand hat das so erfahren wie ich; unsere Lebenswege, unsere Ansichten über die höchsten Interessen des Menschen sind seitdem so verschieden geworden; ich habe bei mehreren Gelegenheiten bestimmt, ja selbst nicht ohne Härte, eben weil er mein Freund war, öffentlich ausgesprochen, was mir an und von ihm mißfiel; Jahre verflossen so, während welcher wir uns weder sahen, noch schrieben, und wenn ich dann einmal ganz unerwartet bei ihm eintrat; wie vor sechs Jahren in Berlin, oder jetzt in Paris, so kam er mir mit derselben Herzlichkeit, Wahrheit, Offenheit und Treue entgegen, wie vor vierzehn Jahre in Hamburg, nachdem ein einziger Spaziergang damals uns einander so nahe gebracht. Das macht, weil in Heine nichts, durchaus nichts Kleinliches ist.

Selbst körperlich habe ich Heine wenig verändert gefunden. Ihm, dem Dichter, gaben die Götter ewige Jugend und werden sie ihm erhalten. — Er ist von mittlerer Größe, wohl gebaut, rasch aber keineswegs unstät in seinen Bewegungen; halbbraunes Haar legt sich dicht, doch nicht in Locken um seinen Kopf: unter einer sehr schönen geraden Stirn, funkeln ein Paar hellbraune, auf den ersten Augenblick klein scheinende Augen, weil er kurzsichtig ist; sein Mund, auf dem beständig der Zug seiner Ironie ruht, selbst wenn er ernst oder mit Leidenschaft spricht, macht einen höchst angenehmen Eindruck. Die ganze äußere Erscheinung Heine's ist durchaus einfach; in seiner Kleidung, in seinem Auftreten auch nicht die mindeste Spur von Gesuchtheit, oder Affectation, dagegen desto mehr Sicherheit. Ihn wird nicht leicht etwas irre machen; mit seinem feinen Lächeln zerstört er ruhig und ironisch die geschliffenste französische Intrigue so wie die plumpste deutsche Grobheit, so bald sie sich ihm störend oder feindlich in den Weg stellen.

So erschien er mir damals, so blieb er in meiner Erinnerung, so fand ich ihn jetzt wieder; geistig durchaus unverändert, körperlich etwas stärker geworden. Unsere erste Begrüßung war herzlich und kurz; der nächste Augenblick vertiefte uns in ein Gespräch, in welchem wir über die Felder des Denkens sprangen, wie zwei Springer auf einem Schachfelde, um Könige, wie um Bauern herum, Alle von der Seite beguckend und uns wenig darum kümmernd, ob sie da stehen blieben oder nicht. Gleich mit einander eingeübten Ballspielern warfen wir uns Meinungen und Ideen zu, sicher, der Andere fange sie mit Blitzesschnelle auf. Deutschland tischte ich ihm auf, er mir Frankreich. — Die Urtheile, das Geschwätz, die Nachahmereien und so weiter, die von und über ihn im lieben Vaterlande sich wie das Echo der Juden herumtreiben, bis sie wie dieses endlich einen Stock oder Block finden, in dem sie sitzen bleiben und nun immerfort in den Tag hinaus stöhnen, belustigten ihn weidlich; heftig erklärte er sich aber dagegen, daß er immer mit Börne zusammen genannt werde. Ich tröstete ihn: das sei nun deutsche Sitte; wir könnten gar nicht geistig leben, wenn wir nicht Parallele zögen und so oft die heterogensten

Leute, die sich ähnlich sehen, wie ein Schimmel einem Rothfuchs, zusammen spannten; so Göthe und Schiller, Voß werde nie ohne Stolberg genannt, Matthisson habe seinen Salis, Iffland seinen Kotzebue oder Kotzebue seinen Iffland; er möge sich mit Göthe's Worten trösten:

Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.

Börne sei nun einmal die seinige u. s. w. Er wurde aber noch eifriger, und erwiederte: Ich habe nie mit diesem Menschen etwas gemein gehabt, ich will nie mit ihm etwas gemein haben. — Ja, meinte ich, du **kannst** nie mit ihm etwas gemein haben, er hat die Gemeinheit allein. — Es beleidigt mich, fuhr er fort, ohne auf meinen schlechten Spaß, der aber das Resultat einer ernsten Überzeugung war, zu achten, — es beleidigt mich, wenn man meinen Namen in Deutschland zugleich mit dem seinigen ausspricht; sprich das in Deutschland für mich aus. — Ich habe es hiemit gethan, ernst und nachdrücklich, denn ich gebe Heine'n aus ganzer Seele Recht; ich bin vollkommen der Meinung, daß es, bei dem Wege, den Börne in den letzten Jahren eingeschlagen hat, eine Ehre sei, von ihm angegriffen, ein Schimpf, mit ihm zusammen genannt zu werden.

Wir sprachen uns seitdem noch oft und noch von tausend Dingen, vom Pantheismus, der die Franzosen sehr interessirt, von Hegel und seinen Schülern, von der Berliner Belletristensippschaft und von Brockhaus literärischen Blättern; von seinen Jüngern und seinen Nachahmern; bei letzterer Gelegenheit fragte ich ihn, ob ich den Ton gut getroffen habe mit folgendem:

Wie Heine.

Ich sah im Cölner Dome
Den großen Christoph steh'n;
Im Dom zu Cöln am Rheine
Hab' ich den Christoph geseh'n.

Im Dom zu Cöln am Rheine
Sah ich noch manches Bild:
Maria, die Mutter reine,
Maria, die Jungfrau mild.

Die heiligen Reliquien,
So heilig, wie in Rom,
Sah ich zu Cöln am Rheine,
Im heiligen Cölner Dom.

Ich hab' im Cölner Dome
Gar vielerlei geseh'n.
Im Dom zu Cöln am Rheine
Blieb ich vor Vielem steh'n.

Er lächelte — und unser Gespräch wandte sich weiter auf — was? — ich will es mit Dante's Worten erzählen, denn wir gingen meistens mit einander spazieren, nämlich:

Così n'andammo infino alla lumiera
Parlando cose che il tacere è bello
Sì com' era il parlar colà dov'era;

denn — und das ist mein Grund — wer würde mich vor Mißverständnissen sichern?

Heine steht in Paris als Dichter wie als Mensch in bedeutendem Ansehn; ich hörte überall nur mit der größten Achtung von ihm sprechen, wenn gleich oft mit französischer Arroganz. So sagte mir unter andern eine französische journalistische Notabilität: „Connaissez vous monsieur Heine?“ — Oui, Monsieur! war meine Antwort, je le connais bien. — „Mr. Heine,“ fuhr Jener fort, „c'est un génie presque français.“ — Pardonnez-moi, erwiederte ich trocken, c'est un génie allemand, qui a le talent d'être aussi un Français, quand il le veut. —

Vom jungen Fritz.

I.

Ein Glöcklein scholl vom Thürmchen her,
Gar einsam es erklang,
Sein Ton war so zerrissen hell,
Durch Mark und Bein er drang.

Und unten eine Leiche kam,
Getragen von Vieren allein,
Zum Ruhefelde hingewandt,
Durch Flur und Korn hinein.

Und hintenher der Leiche ging
Ein Junge noch allein,
Und sonst kein Mensch, nur er allein,
Und wankt' sein Mark und Bein.

Jung Fritz am frischen Hügel stand,
Drüber das Abendroth;
„Gestorben ist meine lebend'ge Hand,
Meine Treu' ist nicht todt.

Gestorben ist mein schlagend Herz,
Die Flamm' brennt für und für,
Deine bleichen Glieder deckt die Erd',
Sie brennt hinab zu dir.

Ich komm' mit Schipp' und scharfer Hack,
Zu graben einen Schatz;
Der Schatz ist schwer und weichet nicht, —
Man verzehrt ihn just am Platz.

Er ist kein klingend eitel Ding,
Er ist die ew'ge Ruh!
Mein Gretchen zehret schon vom Schatz
Und legt seine Lieb' dazu.“

II.

„Ich komme, Gretchen, ich poche nicht,
Von selber komm' ich schon,
Ja, schmücke nur dein Brautgemach
Und flicht die Hochzeits-Kron'.

Den Reihentanz verschieben wir
Zum allerschönsten Tag,
Da, wann die Gräber brechen auf,
Am letzten ew'gen Tag.

Für jetzt leg' nur ein flatternd Kleid
Um deine Hüfte fein,
Ein Brettchen drück' vom Händchen los,
Bald schlüpf' ich zu dir ein.“

So sprach der Junge viel, und ging
Zum schwellenden, tiefen Bach,
Bald trugen Vier noch eine Leich', —
Und — Niemand wankte nach.

Ferdinand Beer.

Buntes.

*** Ein Gewitter auf den Prairien. Auf einer Prairie von mäßiger Ausdehnung, welche durch den Regen einem schlüpfrigen Moor ähnlich geworden war, wurden wir von einem heftigen Gewitter überrascht. Der Regen goß in Strömen auf uns nieder und spritzte wie Dampf den Boden entlang empor; die ganze Landschaft war plötzlich in Düster gehüllt, das die flammenden Blitzstreifen grell zurück warf, während der Donner über unsern Häuptern loszubrechen schien und von den Wäldern und Baumgruppen, welche die Prairie umgürteten und auf ihr zerstreut waren, zurückhallte. Menschen und Thiere wurden so durchnäßt, zusammengeschüttelt und verwirrt, daß die ganze Marschlinie in Verwirrung kam: manche Pferde waren so erschreckt, daß man sie kaum bändigen konnte, und unser zerstreuter Zug glich einer vom Sturm umtobten Flotte, die nach den Launen des Windes und der Wellen dahin und dorthin getrieben wird. — Um halb drei Uhr wurde endlich Halt gemacht; wir sammelten uns und lagerten uns in einem von hohen Bäumen umgebenen Waldraum, mit einer Prairie auf der einen und einem Bache auf der andern Seite. Sogleich hallte der Wald von dem Klang der Axt und dem Krachen fallender Bäume wieder. Ungeheure Feuer flammten bald empor; Tücher wurden zeltartig vor ihnen aufgespannt; Schuppen von Rinde und Häuten eilig gebaut; jedes Feuer umgab eine belebte Gruppe, wo man sich trocknete und wärmte oder ein stärkendes Mahl bereitete. Einige Jäger schoßen ihre Büchsen los und putzten sie, damit der Regen ihnen nicht schade, während die Pferde, ihrer Sättel und ihres Gepäckes baar, sich in dem nassen Grase wälzten. — Es regnete bis gegen Abend fast ohne Unterlaß. Ehe es dunkel ward, wurden die Pferde eingebracht und in dem Umkreis des Lagers innerhalb der Außenposten angebunden, da man vor Indianischen Umzüglern, welche stürmische Nächte zu ihren Räubereien und Angriffen zu benützen pflegen, bange war. Bei dem tiefen Dunkel der Nacht stiegen die großen Feuer heller und heller empor und beleuchteten grell die Massen überhängenden Laubs, während andere Theile des Gebüsches in düstere Schatten zurücktraten. Um jedes Feuer sah man eine koboldartige Gruppe gelagert, während die Pferde im Dickicht schwarz wie Gespenster erschienen und nur da und dort ein hellfarbiges Roß glänzend hervortrat. — Der von dem röthlichen Lichte der Feuer prächtig erleuchtete Wald glich einem großen Laubdom, von dichter Dunkelheit ummauert; aber jeden Augenblick enthüllten zwei oder drei grelle Blitze plötzlich eine ausgedehnte Fläche, wo Felder und Wälder und firnhelnde Bäche für einige kurze Augenblicke, sozusagen, ins Leben traten, und, ehe das Auge sich der Erscheinung vergewissern konnte, wieder in der Dunkelheit verschwanden. — Die Größe und Erhabenheit eines Gewitters auf einer Prairie wie auf dem Meere, rührt von der wilden und grenzenlosen Oede her, über welche es daher wüthet und brüllt. Man wundert sich nicht, daß diese furchtbaren Naturerscheinungen bei den armen Wilden Gegenstände abergläubischer Verehrung sind und daß sie den Donner für die Zornesstimme des großen Geistes halten. Da unsere Mestizen plaudernd um das Feuer saßen, fragte ich sie über einige bei ihren Indianischen Freunden geltenden Ansichten. Die Indianer behaupten, die Jäger fänden auf den Prairien zuweilen verlöschte Donnerkeile, welche sie als Spitzen ihrer Wurfspieße und Pfeile brauchten; und jeder so bewaffnete Krieger sei unüberwindlich. Käme aber ein Gewitter während der Schlacht, so pflege er von dem Donner weggeführt zu werden und man höre nie wieder von ihm. — Ein Krieger aus dem Konza-Stamm, der auf einer Prairie jagte, wurde von einem Gewitter überrascht und vom Donner bewußtlos niedergeschmettert. Als er wieder zu sich kam, sah er den Donnerkeil auf dem Boden liegen und ein Roß dabei stehen. Er ergriff den Donnerkeil und sprang auf das Pferd, sah aber zu spät, daß er den Blitz bestiegen hatte. In einem Nu wurde er über Prairien, Wälder, Ströme und Wildnisse dahin geführt, bis er bewußtlos am Fuße der Rocky Mountains abgeworfen wurde, und, als er sich wieder erholt hatte, mehrere Monate brauchte, um zu seinem Volke zurückzukehren. Die Geschichte erinnerte mich an eine, von einem Reisenden erzählte Indianische Sage, von dem Schicksal eines Kriegers, der den Donner auf der Erde liegen sah, mit einem wunderlich gearbeiteten Mocassin auf jeder Seite. Da er eine Beute gefunden zu haben glaubte, zog er die Mocassins an; sie entführten ihn aber in das Land der Geister, von wannen er nie mehr zurückkehrte. — Dieß sind einfache und kunstlose Erzählungen; aber sie hatten ein wildes und romantisches Interesse, wenn man sie von den Lippen halbwilder Erzähler, um ein Jägerfeuer in einer stürmischen Nacht, einen Wald auf der einen Seite und eine brüllende Steppenwüste auf der andern, wo vielleicht wilde Feinde in der Dunkelheit draußen lauerten, vorgetragen hörte. — Unsere Unterhaltung wurde durch einen lauten Donnerschlag unterbrochen, welchem unmittelbar der Klang der Hufe eines toll in die Steppen davon galoppirenden Pferdes folgte. Jeder lauschte in ängstlicher Stille. Die Hufe hallten eine Zeitlang stark zurück, wurden aber bald schwächer und schwächer, und verloren sich endlich in weiter Ferne. — Als man den Klang nicht mehr hören konnte, begannen die Lauscher ihre Vermuthungen laut werden zu lassen, was die Ursache dieser plötzlichen Flucht des Pferdes sein könnte. Einige meinten, das Thier sei durch den Donner erschreckt, Andere, es sei von umherlauernden Indianern bestiegen und entführt worden. Dagegen wendete man ein, das gewöhnliche Verfahren der Indianer sei, daß sie sich still zu dem Pferde schleichen, es losbinden, sachte besteigen und so leise wie möglich es wegführen, wobei sie andere mit zu locken suchen, ohne durch irgend ein ungewöhnliches Geräusch oder Lärmen das Lager zu beunruhigen. Auf der andern Seite war es als ein herkömmlicher Kunstgriff der Indianer bekannt, daß sie sich zu einem Haufen Pferde, welche in der Nacht auf der Weide sind, schleichen, eines derselben still besteigen, und plötzlich wie toll damit hinwegjagen. Nichts wirkt bei Pferden ansteckender, als der Schrecken: das plötzliche Durchbrechen eines Pferdes versetzt manchmal die ganze Schaar in Unruhe, und sie folgen in wilder Hast dem Anführer nach. — Nach einer düstern und stürmischen Nacht dämmerte der Morgen klar und glänzend, und der prachtvolle Sonnenschein wandelte wie durch Zauberkraft die ganze Landschaft um. Die gestrige öde Wildniß heiterte sich zu einer schönen offenen Gegend auf, mit stattlichen Wäldern und Eichengruppen von riesenhafter Größe besetzt; manche dieser Bäume standen einzeln, als wären sie zum Schmuck und des Schattens wegen inmitten reicher Wiesen gepflanzt worden; unsere Pferde, die zerstreut unter ihnen weideten, gaben dem Ganzen das Ansehen eines Parks. Es war schwer, sich zu überzeugen, daß wir so weit in der Wildniß, jenseits der Wohnungen der Menschen, weilten. Nur unser Lager hatte mit seinen rohen Zelten von Tüchern und Thierfellen, und den blauen Rauchsäulen, die unter den Bäumen emporstiegen, ein wildes Ansehen. — Die erste Sorge am Morgen war, nach unsern Pferden zu sehen. Einige von ihnen hatten sich eine Strecke entfernt, wurden aber glücklich alle gefunden, selbst das, dessen klappernde Hufe uns in der Nacht so viel Unbehaglichkeit verursacht hatten. Es hatte ungefähr eine halbe Stunde vom Lager Halt gemacht, und wurde ruhig an einem Bache weidend gefunden.

(Irving's Steppenreise.)

*** Eine theure Ersparniß. Ein Gewürzhändler zu Constantinopel trug ein Stück feines Tuch zu einem Schneider, sagte diesem, er möchte ihm davon einen Mantel und eine Tunika machen und fragte ihn, ob es genug sei. Der Künstler, welcher das Tuch unterdessen gemessen hatte, erklärte, es sei hinreichend und fragte, wie viel es wohl gekostet habe? „Fünf Zechinen,“ antwortete letzterer, „und in Betracht des Stoffes ist das nicht zu theuer.“ Der Schneider schwieg für einen Augenblick. — „Ich bin ein Anfänger in meinem Gewerbe,“ begann er dann wieder zu dem Spezereikrämer, „und sehe gern auf Geld-Erwerb; gebt mir zwei Zechinen und ich will Euch zeigen, wie Ihr bei diesem Handel drei sparen könnt.“ „Topp!“ erwiederte der Andere. Die zwei Zechinen wurden hervorgeholt und hingelegt. „Gut!“ rief der Nadelheld. „Ich bin ein Mann von Wort. Dieses Tuch hat fünf Zechinen gekostet und ich habe versprochen, Euch drei daran zu sparen. Nehmt jetzt Euer Tuch und tragt es zu einem andern Schneider und Abah lenkt Eure Schritte zu einem, der mehr Erfahrung hat, als ich; denn ich selbst habe, um die Wahrheit zu gestehen, noch niemals einen Anzug gemacht, wie Ihr ihn verlangt, und wenn ich es jetzt versuchte, so würde das arme Tuch bestimmt zu Schanden gehn und Ihr verlöret den Rest Eurer Auslage: — die drei Zechinen, die Ihr hiedurch offenbar — erspart!“

*** Der als Kupferstecher, Maler und Bildhauer ehrenvoll bekannte Pinelli ist in einem Alter von 54 Jahren in Rom gestorben. Seine Leiche wurde einbalsamirt, mehrere Tage öffentlich ausgestellt, und dann mit großem Pomp, von den Künstlern begleitet, zur Kirche getragen. Ein Band von Dante's Paradies, mit Pinelli's schönen Kupferstichen, lag auf dem Sarge. Seine Büste wird im Kapitol aufgestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 116. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 16. Mai.

Ein Traum.

Auf öder Heide lag zerschellt, zerbrochen
Ein gothischer Bau, wohl alt an tausend Jahr',
In seinen Trümmern blieb unausgesprochen,
Ob einst er Kirche oder Kerker war.

Ob einst das Wrack geweiht war, ob geschändet,
Ob Segen dort gewaltet oder Fluch:
Es galt nun gleich; nun war's der Zeit verpfändet,
Die d'rauf gesenkt ihr kaltes Leichentuch.

Es hatte Finsterniß die Luft verschlungen,
Am Boden kroch ein Lichtstreif träg und fahl,
Ein Nachhall längst versunk'ner Dämmerungen, —
Vielleicht ein ausgestoß'ner Sonnenstrahl!

Dort lagen, hingestreut nach allen Zonen,
Stammtafeln, von der Fäulniß Salz zerweicht,
Daneben Scherben wie von Narren-Kronen
Und bunte Lappen, modrig und verbleicht.

Bei einer abgenutzten Kutte lagen
Ein morscher Krummstab und ein rostig Schwert;
Fast schien's, als wollten sie sich gierig schlagen
Noch um den Staub, zu dem sie heimgekehrt.

Gestalten schwankten um des Todes Hallen,
Sie waren Körper, waren Schatten nicht:
Lettern, die aus dem Schicksalsbuch gefallen,
Gedanken, halberstickt im Drang nach Licht.

Ich selbst war dort, und fand der Freunde Viele,
Auch die Geliebte, — ach! wie war sie blaß!
Doch unser Treiben glich dem Puppenspiele,
Wir waren ohne Liebe, ohne Haß.

Wir waren hohle Träger uns'rer Namen,
Die Larven, d'raus der Schmetterling entfloh'n,
Vom Bild des Lebens blieb uns nur der Rahmen,
Von der Gestalt der ausgebrannte Thon.

Zwar tauchten noch empor Erinnerungen,
Doch ohne Sinn und Kraft, getrübt, verwirrt,
Dem Nachhall ähnlich, der, wenn ausgeklungen
Die Glocken, lang noch um die Ohren irrt.

So schwankten wir, umhüllt von Finsternissen,
Hinausgestoßen an der Welten Rand,
Und tappten blöde an der Mauern Rissen
Und wühlten sinnlos in der Gräber Sand. —

Auf Einmal sank ein Thau als warmer Regen,
Der ewigen Erbarmung Thränenthau,
Und rieselte, ein leiser Gottessegen,
Durch uns'rer Adern eingesunk'nen Bau.

Und die Gefühle rief der Hauch der Liebe
Aus langem Todesschlaf in Herzensgruft,
Wie Frühlingsluft der Hyacinthen Triebe
Aus schneeumhüllten Sarg in's Leben ruft.

Glühwarm durchzuckte uns der Sehnsucht Schauer,
Ein Drang, das Bild der Außenwelt zu schau'n,
Nach Freiheit schmachtend, eilten wir zur Mauer,
Die rings umzäunte der Verwesung Graun.

Doch draußen wandelten auf glüh'nden Steinen
Die Cherubim mit funkensprüh'ndem Schwert;
Da brach aus jedem Aug' ein stilles Weinen:
Der Ausgang blieb auf ewig uns verwehrt.

Und alle Sterne, alle Welten schliefen
Im Äthermeer, gehüllt in Dunkelheit,
Nur ging, sich wiegend auf des Abgrunds Tiefen,
Der Hauch des Herrn in schauriger Einsamkeit.

Doch sieh! es zuckt' ein Wetterleuchten, flammend,
Wie ein Gedanke, aus dem Schooß der Nacht,
Und lichtbeseelt, aus ewiger Kraft entflammend,
War aus dem Traum ein Morgenstern erwacht.

Und aus der Feuerrose glüh'ndem Kerne
Ein tausendfarbig Blätterfunkeln brach;
Wir schauten sehnsuchttrunken nach dem Sterne,
Es zog die Sehkraft uns're Seele nach.

Stets näher die Oase kam gezogen,
Wie sturmgepeitscht ein Schiff zum Hafen strebt,
Und unermeßlich wölbte sich ein Bogen:
Es war die Welt, auf der wir einst gelebt.

Jauchzend begrüßte ich mit den Genossen
Die neue Welt in junger Schöpfungspracht,
Die schöner, herrlicher nun stand erschlossen,
Als je des Dichters Seele sie gedacht.

Sehnsüchtig forscht' ich nach dem Vaterlande,
Wo man Entsagung stets so treu geübt,
Nach manchem Volk, geschlagen einst in Bande,
Das viel geduldet, weil es viel geliebt.

Das Land, wo drei gewaltige Ströme brausen,
Das sich im Norden spiegelt in der See,
Durch dessen Süden kühle Lüfte sausen,
Die los sich ringen aus der Alpen Schnee:

Ich sah's; den edlen Aar erkannt' ich wieder,
Stolz ziehend nun, aus niedrer Erden-Haft;
Der Friede sank in frohe Thäler nieder,
Auf freien Bergen wandelte die Kraft.

Ich sah verjüngt die Bilder uns'rer Lieben,
Ein starkes Volk mit Blicken frei und klar,
In eigner Brust stand sein Gesetz geschrieben,
Ihm wölbte sich die Stirn als Hochaltar.

Und eine gottgeborne Jungfrau schwebte
Ob jener Erde, himmlisch schön und mild,
Wohin sie lenkte ihren Flug, belebte
Mit goldnen Strahlen sie des Friedens Bild.

Und wo sie ließ den schneeigen Fittig wallen,
Begann die Freude ihren raschen Lauf,
Und jubelten entzückte Nachtigallen
Aus tiefer Brust in freien Lauten auf. — —

Warum ward uns're Hoffnung einst zertrümmert?
Hätt' uns auch einst beseelt der Jungfrau Licht!
Wir wären nicht in Seelenqual verkümmert,
Gestorben am gebroch'nen Herzen nicht!

Doch wir auch sollen nicht vergeh'n in Trauer,
Der Gnade Born ist Todten auch geweiht;
Herüber sank in uns're Grabesschauer
Ein Sabbath-Morgenroth der Ewigkeit.

Christian Wilhelm Huber.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

22. Jagd und Concert.

Noch war ich nicht eine Stunde wieder zu Hause und beschäftigt, zur Jagd mir a[illegible] zu rüsten, um im Freien die Stürme meines Innern auszutoben, als Konrad außer sich mit seiner [illegible] Catharina zu meinen Füßen stürzte, und vor Weinen und Schluchzen nur die Worte: „nein, das ist zu viel [illegible]

Konrad war zum Kastellan eines fürstlichen Schlosses ernannt, ausdrücklich, um die m[illegible] von ihm erwiesenen treuen Dienste zu belohnen, [illegible] seiner Treue und Sorgfalt während der Universitätsjahre.

Ich, nur auf Unangenehmes gefaßt, versäuert und verbittert im Herzen, verblendet für alle Erscheinungen, — fand selbst in den freundlichsten und angenehmsten nur Bitteres und Abstoßendes. „Sie sehen ihr scheußliches Unrecht ein," sprach ich zu mir selbst, „sind zu hochmüthig, um es einzugestehen, und geben sich alle Mühe, es zu maskiren."

„Ha, ha, ha!" lachte und weinte der alte Konrad durch einander, „das dumme Volk in der Stadt, halten zu Gnaden, Euer Gnaden, spricht: Euer Gnaden seien in Ungnade gefallen bei dem Allergnädigsten. Meine Installirung besagt es anders, was Gnädiges darin mir gesagt ist, das gilt Euer Gnaden; auf den Sack schlägt man und den Esel meint man."

Herein trat jetzt der Laufer mit einem Schreiben des Fürsten und bat um Antwort. Der Fürst schrieb:

„Überzeugt, mein lieber Ferdinand, daß es dir Freude machen wird, wieder einmal ein Paar Stündchen mit mir zu verbringen, wie wir deren so viele verlebten, — rein unter uns, in freier Natur, — lade ich dich ein, punkt zwölf Uhr zur Hühnerjagd mit mir zu fahren. Nimm zwei Gewehre mit, denn mit einem wirst du nicht weit kommen; wir gehen in die Hauptkammer.

Dein Konrad soll dann alles Nöthige in's Schloß bringen, damit du dort gleich nach der Rückkehr dich umkleiden kannst, um den Abend en famille und bei einem Concertchen mit uns zuzubringen. Darauf freut sich besonders meine Gemahlin, welche viel mit dir zu plaudern hat. Hüte dich, daß du nicht endlich auch mich eifersüchtig machst.

Erfreue mit einem freundlichen: Ja! deinen aufrichtigen Freund K. L."

Wohl regte sich's warm und innig in meinem Herzen bei Lesung der lieblichen Zeilen. Alle die schönen Jahre der Jugendfreundschaft zogen jauchzend an mir vorüber. Aber wie ein böser Dämon drängte sich die Fratze des Minister-Stellvertreters grinzend dazwischen. „Glatte Worte und schlechte Thaten, — er hat sein Wort dir gebrochen!" knirschte ich und antwortete kalt: „Ich stehe meinem gnädigsten Herrn zu Befehl!"

Konrad machte bei der Nachricht einen Scandal der Freude, der meinen Stolz auf's Neue beleidigte. „Glauben doch die Narren, daß all' mein Heil und Glück von einem fürstlichen Lächeln abhänge, daß ich [illegible] werden könne im Strahl der Hofsonne!" [illegible] Hochmuth waren so tief verletzt in mir, daß [illegible] in ewigem Gähren und Kochen alle Liebe in mir erst[illegible], den Verstand ewig übersprudelten, alles in schwarzem, gehässigem Licht mich sehen ließen, mich [illegible]söhnlich machten. Selbst einen schlechten Streich [illegible]e man in solcher Stimmung begehen.

Kälte und Stolz wollte ich der fast zudringlichen Güte entgegensetzen. Dennoch war es diese Güte des Fürsten, welche mich übermüthig machte und selbst gegen den Anstand handeln ließ. Während ich mich ankleidete, kam ein Billet des mir verhaßten Ministers, worin er sehr höflich bat, ihm wo möglich heute, spätestens jedoch morgen eine Stunde zu gönnen, um

über mir gewiß sehr angenehme Dienstgeschäfte persönlich Instruktion zu ertheilen. Statt höflich mittelst einiger Zeilen mit der Einladung des Fürsten mich zu entschuldigen, sprach ich kalt und barsch: „Herr Kammerdiener! sagen Sie Seiner Excellenz, daß ich heute nicht komme, weil ich auf die Jagd gehe, und morgen wahrscheinlich auch nicht kommen werde, weil — weil ich wahrscheinlich wieder auf die Jagd gehen werde!“

Der schlaue Kammerdiener sah noch den Fürsten mit seinen vier Litthauer Eisenschimmeln heranbrausen und vor meiner Wohnung halten; er sah, wie freundlich der Herr bei'm Einsteigen mir die Hand bot. Wahrscheinlich hielt Seine Excellenz solche Constellation für zu ungünstig, um wenigstens im ersten Augenblick neue Manöver zu beginnen. Sogar die Grobheit steckte er ein, ohne deßhalb mit einem Wort mich zu incommodiren.

Offenbar zu einiger Parade fuhr der gute Fürst mit mir allein in dem offenen Jagdwagen durch die Hauptstraßen der Residenz und freute sich über das Köpfezusammenstecken und Verwundern seiner holdseligen Krähwinkler. Was mag damals alles combinirt, gemeint, geahnet und prophezeiht worden sein! Morgens war ich in herbster Ungnade und Mittags tête à tête auf die traulichste Weise mit ihm.

In der freien Luft, im schönen heitern Sonnenlicht, im wohligen Bad erquicklicher Düfte schmelz allmählich die Rinde von meinem Herzen, entschwand mir die Gegenwart. Bald waren wir so traulich und unbefangen und heiter, wie wir es früher auf der Universität zusammen gewesen. Das Jagdglück stimmte uns zu völliger Lustigkeit. Ermüdet streckten wir uns in den Schatten eines Apfelbaums, schlürften Burgunder, schmauchten ein Pfeifchen und plauderten uns jünger mit Erzählung manches Abentheuer und Merkwürdigkeiten jener seligen Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Salon im Jahre 1839.

Von Ed. Kolloff.

Neunter Artikel.

Zeichnende Künstler. Kupferstecher: Richomme, Leroux, Jazet, Girard, Laugier, Martinet, Prevost, Garnier, Tavernier, Bundet ꝛc.
Lithographen: Aubry-Lecomte, Weber, Marin-Lavigne, Léon Noel, Champin, Van der Burch, Sabatier, Deron, Jolo, Villemin, Arnout, Chapuy ꝛc.

In der Kupferstecherkunst, die sich in Frankreich auf einen hohen Grad der Vollkommenheit emporgeschwungen, wird stets mit Eifer gearbeitet. Obschon die berühmtesten Meister dieses Fachs nichts für die Ausstellung eingesandt hatten, so sind doch einige bedeutende Blätter dies Jahr erschienen, z. B. Richomme's Heinrich IV., mit seinen Kindern spielend, nach dem schönen Gemälde von Ingres. Dies Produkt der Radirnadel ist wegen der tüchtigen Auffassung des Meisters und der selbst noch im tiefsten Schatten klaren und bestimmten Behandlung besonders werthvoll und kann dem Besten, was die neuere Chalkographie in Frankreich geleistet, an die Seite gestellt werden. Leroux hat einen schönen Stahlstich von der Leda des Leonardo da Vinci geliefert, welcher uns mit dem einzigen, von diesem italiänischen Maler herrührenden mythologischen Gemälde bekannt macht. Die Leda steht aufrecht an den Ufern des Eurotas in einer schönen Landschaft; der göttliche Schwan drängt sich an sie und zu ihren Füßen liegen Castor und Pollux, welche so eben ihre dünnen Eyerschaalen durchbrochen haben und in dem Schilfrohr des Flußes das Licht der Welt erblicken. Vermittelst seiner christlichen Anschauungsweise hat der Maler seiner Leda, troß der Nacktheit, dennoch eine keusche Schönheit verliehen; in ihrer Haltung ist zugleich kindliche Naivetät, und in ihrem Gesicht so viel Unschuld und Seelenreinheit ausgedrückt, daß das Auge des Beschauers selbst gleichsam dadurch geläutert wird, und man über dem Beschauen dieser herrlichen Liebesgestalt sich gewissermaßen unter den glücklichen, ewig heitern Himmel des alten Griechenlands versetzt fühlt, wo Schönheit und Wollust zu einem so verständigen Ganzen sich paarten, wo alles in Eintracht war, fröhliche und freie Sitten, lustige und leichte Götter, heitere Spiele und Feste, wo die energischen und leichten Hellenen in allen Höhen und Tiefen sich bewegten, so ziemlich, wie sie wollten, wo man nicht allenthalben mit Köpfen und Füßen an ein Gesetz stieß, das einem ein: Halt! zurief, nicht allenthalben auf lauernde Priester traf, welche die üppige Begierde und den kecken Übermuth mit Klöstern und Auto da Fe's bestraften, wo man nicht auf jedem Schritt vor dem ängstigenden Urtheile der Zierpuppe: der Meinung bebte und nicht allenthalben die düstere Moral fand, welche ihre lustbannenden Hexenzirkel zog. — Nach dem Bilde Leonardo da Vinci's ist Leda weniger die Geliebte Jupiters, als die Mutter von Castor und Pollux. Mit einer liebkosenden Hand hält sie den göttlichen Schwan zurück, der mit seinem Flügel liebend den himmlischen Leib umfängt. Leda hat ihre Blicke zärtlich den neugebornen Zwillingen zugewendet; und indem in ihrem Gesichte mehr der Ausdruck unschuldiger Mutterfreude, als des sinnlichen Liebesgenusses hervortritt, hat der keusche Pinsel Leonardo's gleichsam einen verschämten, züchtigen Schleier über das Ganze geworfen. Der Kupferstich hat sein Möglichstes geleistet, um die Eleganz und Reinheit der Formen, so wie die bezaubernde Haltung und Beugung des Körpers, wodurch das Original so ausgezeichnet ist, wiederzugeben. — Der Grabstichel Jazet's ist dies Jahr besonders fruchtbar gewesen. Er zeigte uns das Beduinenlager nach H. Vernet und den Herzog von Orleans, als Generalstatthalter des Königreichs, sich nach dem Pariser Stadthause begebend, am 31. Juli 1830, nach demselben Maler, in zwei großen, schönradirten Blättern. Diese Kupferstiche in geschabter Kunstmanier zeichneten sich dadurch aus, daß der Kupferstecher die Vollendung durch den Grabstichel und die Schneidenadel so bearbeitete, daß das Ganze einer sonst getuschten Zeichnung gleichend, den Beschauer oft in Zweifel setzt, wie die Arbeit gefertigt worden. Von demselben Kupferstecher waren außerdem noch 4 Blätter nach Garneray auf der Ausstellung, nämlich der Salmen-, Sardellen-, Härings- und Stockfischfang. Dazu rechne man noch das Porträt Napoleon's nach David von Laugier, das Portrait Rembrandt's nach ihm selbst gravirt, von Martinet, verschiedene Blätter nach Dekamps, Gigoux und Johannot von Prevost, so hat man so ziemlich die bemerkenswerthesten Erscheinungen der französischen Chalkographie von dem letzten Jahre. — Von Interesse war noch das Portrait Odillon-Barrot's nach Scheffer gestochen von Garnier. Die besten Vignetten in Stahl-

sich hatten Tavernier, Burdet und andere ausgestellt.

Die französische Lithographie zersplittert ihre Kräfte zu sehr in Darstellung von Alltagsscenen; sie liefert meistens nur Skizzen und schlüpfrige Gegenstände, welche sie als Kunst herabwürdigen. Indeß verdienen doch einige Blätter von diesem Jahre hervorgehoben zu werden; dahin gehören Franzeska und Paolo von Rimini nach Ingres, von Aubry-Lecomte, ein Steindruck, der sich durch feine und reine Zeichnung bemerklich macht; ferner der Herzog von Orleans, wieder Besitz nehmend vom Palaisroyal im J. 1814, nach Gosse von Weber; der Kurier Berner nach A. Johannot, von Marin-Lavigne, und endlich verschiedene Blätter, lithographirt von Léon Noel. Unter den lithographirten Veduten erwähne ich die von Chàmpin, van der Burch, Sabatier, Deroy, Joly, und unter den Interioren die von Villemin, Arnout, Chapuy &c.

Aus Berlin.

Im Mai 1835.

(*) Wohnten Sie, mein Theurer, wie ich, unter den Linden zu Berlin, so würden Sie nicht allein den Frühling an Bäumen, Staub und schönen Damen unter Strohhüten und schottischen Röcken entdecken, sondern Sie könnten auch täglich, so oft es Ihnen beliebte, bei der Akademie der schönen Künste vorüberwandeln und auf großen Zetteln das magische Wort: Ausstellung lesen; ja Sie könnten auch eben so oft, das heißt, so oft Sie vier Groschen Courant daran wagen wollten, die breite Treppe hinansteigen, bei einigen Meisterwerken bildender Kunst staunend vorüberschreiten und nach richtiger Entdeckung den Saal betreten, in welchem jetzt ein Appendix der vorherbstlichen Gemälde-Ausstellung, nämlich die Bilder, welche damals nicht fertig waren, zu schauen sind. Es gibt viele Berliner, denen es sehr hart dünkt, für sechszig oder siebenzig Bilder gerade so viel zu zahlen, als für anderthalb Tausend, und die nicht ohne lebhafte Opposition ihr Viergroschenstück aus der Tasche zogen und brummend in den Saal traten. Diese Ungenügsamen gehören zu der Sorte, die, wenn sie subsidiren soll, das Maul recht voll verlangt und laut über Mangel an Philanthropie schreit. Allein wer zwingt sie denn, hinzugehen? und überdieß kennen sie die Verhältnisse nicht. Die Akademie muß die Transportkosten der Bilder tragen und verwendet den Ueberschuß auf löbliche Weise zu Gehaltverbesserungen der Professoren und Unterstützung versprechender Talente, und dafür kann wohl Jeder vier Groschen geben. Das ist aber unsere Zeit. Alles soll umsonst sein; man verlangt die Freiheit, das heißt: das Umsonst, überall, wo es: zahle heißt, und möchte an solchen Orten gar zu gern die Freiheit proklamiren.

Von den Bildern selbst will ich Ihnen nur Weniges sagen, da ich erst neulich in Summa von der Kunst in Berlin und den Kämpfen der hiesigen und der Düsseldorfer Schule gesprochen habe; daß übrigens meine Bemerkungen richtig waren, wenn ich behauptete, daß in sehr kurzer Zeit die Berliner das Colorit der Düsseldorfer sich zu eigen machen, und bei ihrer fleißigeren Ausführung und richtigeren Zeichnung vielleicht gar den Nebenbuhlern den Rang wiederum abgewinnen können, geht deutlich aus manchem dieser Bilder hervor. So ist eine Copie des berühmten Bildes von Sohn: Hylas, von Nymphen geraubt, aufgestellt, die von Tretius, einem Schüler Wach's, mit der täuschendsten Aehnlichkeit der Düsseldorfer gemacht ist. Es sind dieselben köstlichen Fleischtöne, dieselbe Innigkeit des Waldgrüns, derselbe schmachtende, bittende und furchtsame Ausdruck in den Köpfen, das wundersame, fließende Haar der blonden Nymphe, kurz es ist bis auf den mehr männlichen Hylas ganz dasselbe Meisterbild. Wünschen wir nur, daß die Farben sich beständiger zeigen, als an dem Original, wie an den meisten Bildern der Düsseldorfer Schule. — Das Hauptbild der Ausstellung ist von Hübner, ein großes Altarbild, für die Kirche von Meseritz im Herzogthum Posen bestimmt: Jesus, der, auf Wolken schwebend, den Evangelisten dies Evangelium aufzuschreiben und zu lehren befiehlt. Es ist nicht Zeit und Ort, hier nähere Einzelheiten anzuführen oder kleine Mängel zu rügen; allein es ist ein köstliches Bild, und ein trauriger und lächerlicher Gedanke zugleich, daß dieser Schatz in einem kleinen, halbpolnischen Neste unter dreitausend Juden und einigen hundert christlichen Pfahlbürgern verkümmern soll. — Ein Paar Landschaften, besonders eine von Kalhorn, die dem Grafen Redern gehört, sind sehr hübsch; ein schönes Seitenstück von Krause hat denselben Besitzer; der unerschöpfliche Pistorius hat ein artiges Genrebild dabei, in welchem, wie gewöhnlich, die Stellungen und Köpfe meisterhaft sind. Jägerstücke in Fülle von dem in dieser Hinsicht ausgezeichneten Schulz, der, selbst eine Art Nimrod, sein Leben zwischen Malen und Jagen theilt, und praktisch Alles studirt, was sein Pinsel zum zweiten Male belebt. Auch das große Bild des Professors Krüger: der Kaiser Nikolaus zu Pferde, umgeben von seinem Gefolge, welches in der jüngsten Ausstellung so sehr bewundert wurde, hängt hier zum zweiten Male, und man ergötzt sich vielleicht weniger an den Menschen, als an den Pferden, welche mit aller der Kunst gemalt sind, die dem Maler den Namen des Pferde-Krügers erworben hat, und die in der That von bewunderungswürdiger Schönheit und Naturtreue sind. — Das Bild des Kaisers zu Fuß von demselben Künstler ist gleichfalls aufgestellt; man findet gute Portraits von Schmidt, von Schoppe und besonders von Begas, andere artige Bilder und Bildchen von Hopfgarten, Elsholz, Herdt und Andern, Büsten und Basreliefs in Marmor von Emil Wolf und Drake. Es ist, wie Sie sehen, viel Hübsches und Artiges hier, sehr Weniges, was nicht gefällig wäre; — allein außer den Paar Sachen, die ich besonders herausgehoben habe, nichts Ausgezeichnetes. Lustig ist es wieder, zu sehen, wie verschieden die Urtheile der sogenannten Kunstrichter ausfallen, und wie geschmacklos oft Leute urtheilen, von denen man mehr erwartete, als eine so gränzenlose Oberflächlichkeit und Albernheit. Allein die Klage, ob gerecht, ob ungerecht, ist ziemlich allgemein, daß nicht leicht an irgend einem Orte der Erde die Tagesliteratur in schlechtern oder ungeschicktern Händen sein könne, als in Berlin, und wenn man die verschiedenen Partheien hört, die sich anklagen und anfallen, und die abscheulichsten Dinge davon erzählen, sollte man wirklich meinen, daß Hopfen und Malz ein für alle Male daran verloren sei. — Es gibt, sagen diese Leute, in Berlin zwei Klassen von Journalisten; die feinen, welche sich auf's hohe Pferd setzen, in möglichster Vornehmheit ihr Publikum durch die Lorgnetten betrachten und mit ihm verschämt und spröde liebäugeln. Das sind dieselben lobesamen Herren, welche zur Sontag-Zeit so rührende Lieder machten, um die entflohene Nachtigall als weinende Schäfer girrten, in der Mittwochsgesellschaft in die Hände klatschen und jeden Augenblick ihr: göttlich, köstlich, himmlisch! jubelnd hervorlispeln, wenn einer ihrer verehrtesten Herrn Collegen sein jüngstes Gedicht abliest. Da gibt es Hofräthe und Kriegsräthe, Professoren und Doktoren, kurz es ist die literarische Aristokratie, als deren Ultraorgan der Freimüthige betrachtet wird, während der Gesellschafter sich mehr zu einem gewissen Juste-Milieu neigt. — Die zweite Klasse besteht aus jungen Menschen, die, von der Aristokratie zurückgestoßen und verächtlich behandelt, diese Feindschaft mit großem Hasse vergelten, und keine Mittel scheuen, um ihre Rache an den Tag zu legen. — Wer kann mit diesem literarischen Schmutz sich befassen, — sagen die Ersteren, wenn man ihnen zu Gemüth führen will, wie wenig Gemeinsinn unter den Literaten Berlins herrsche, — wer kann mit Menschen sich befreunden, die, unwissend, roh und gemein, die niedrigsten Streiche und Kunstgriffe anwenden, um zum täglichen Brote zu kommen, und deren Treiben und Leben nichts ist, als ein unausgesetztes Bestreben, bessere Leute hämisch anzufallen, diese in den Pfuhl ihrer Gemeinheiten zu zerren, und ihnen das anzuthun, was sie in ihrer Kunstsprache herunterreißen nennen?! — Dieß Alles sind, sagen diese Herren, noch immer die Folgen, welche Saphir's Erscheinen über uns gebracht hat, der die Berliner erkennen lehrte, was ein Journalist eigentlich sei und könne. Saphir aber war ein Heros gegen seine Jünger und Nachfolger, die mit noch ganz anderer Taktik verfahren, als ihr Meister. — Da gibt es keinen dramatischen Künstler, der nicht auf ihre Journale pränumeriren müßte, oder er wird heruntergerissen, kein Concertgeber, der dieß nicht thäte und Billete bewilligte, oder er wird — heruntergerissen, keine öffentliche Person überhaupt, die nicht auf dem Altare dieser Götter opferte, oder sie wird erbarmungslos — heruntergerissen, kein Mensch im Allgemeinen, der irgend das Unglück hat, einem dieser literarischen Koryphäen zu mißfallen, der nicht sicher ganz ungeheuer heruntergerissen würde. Und mit diesen Menschen, ruft die erzürnte bessere Classe von Journalisten, mit diesen Auswüchsen unserer Zeit, sollen wir uns freundschaftlich verbrüdern? Nimmermehr! Mögen sie immerhin den Schmutz ihrer Gemeinheit auf uns werfen; wir bleiben, wer wir sind, ob auch ein Gassenjunge uns Ehrentitel gibt; und so und mit andern ähnlichen Reden trösten und vertheidigen sich die Herrn, und das Uebel wird davon allerdings nicht besser. —

(Fortsetzung folgt.)

Hierbei das Intelligenzblatt N°. 8.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 117. 1835.

465

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 18. Mai.

Das Leprosenhaus.

Thüringische Sage, von Ludwig Bechstein.

I.

„Nun wohl, nun wohl mein Lieb, nun bist du mein!
Und rasch auf's Roß, und husch in meinen Arm!
Mein Reitermantel, Zarte, hüllt dich ein!

Und meine Liebe, Traute, hält dich warm! —
Fleug wie der Sturm mein Roß, greif aus, greif aus,
Daß uns nicht einholt der Verfolger Schwarm!"

Der Rappe sprüht und fliegt durch Sturmgebraus,
Gestachelt von des Reiters scharfem Sporn,
Weit von der Burg fort, in die Nacht hinaus.

Und auf der Burg erwachen Grimm und Zorn,
Des alten Grafen einz'ge Tochter floh;
Laut von der Warte schallt das Wächterhorn. —

„Auf Schläfer! Träumer auf! Halloh! Halloh!
Nach, nach dem Räuber, dem verruchten Aar,
Der meine Taube fing und beugt mich so!"

Der alte Graf rauft wüthend Bart und Haar;
„Euch treffe Gottes Racheschwert! Verrucht
Ist euer Thun, wie noch kein Frevel war!

Euch zu verfluchen fühl' ich mich versucht!
Ja, Gottes Zorn auf euch! Seid beide gleich
Vor Gott und mir verworfen und verflucht!" —

Der alte Graf steht steinern, kalt und bleich,
Dann wirft er sich auf's Roß, sein Horn erschallt;
Wie war der reiche Graf an Schmerz so reich!

„Nach! Nach, und immer nach! Treibt mit Gewalt
Die Rosse, daß die Flüchtlinge wir seh'n,
Eh' sie gefunden sichern Aufenthalt!" —

Das flieh'nde Paar, bethört von Lieb' und Wahn,
Voll Glück und Angst, voll Zärtlichkeit und Pein
War den Verfolgern weit, o weit voran.

„Wir werden bald in Erfurt sicher sein,
Mein gutes Roß hält aus mit treuem Muth,
Und trägt uns in die feste Stadt hinein.

Dort aber rasten wir in sichrer Hut,
Und Priestersegen heiligt unsern Bund,
Drum sei nicht bang, mein Liebchen zart und gut."

„„Was hebt sich dorten in des Thales Grund
Aus grauem Nebeldämmer groß und grau?
Ist das die Stadt? O Lieber, thu' mir's kund!""

„Still still, du wirst es gleich erschau'n genau,
Noch sind wir nicht in Erfurt, aber nah,
Und kommen dicht vorbei an jenem Bau."

Ein Schauer ging, wie sie das Haus ersah,
Der Maid durch's Herz, sie wußte nicht warum?
Kalt, kalt wie Todesgrauen, ward's ihr da.

Sie schmiegte sich an ihren Buhlen stumm,
Und weinte still, und zitterte, und fror,
Und sah nach jenem Haus sich immer um.

Und sieh, jetzt hielten sie vor Erfurts Thor,
Der Ritter stieg vom Roß, und pocht' und rief,
Doch lange blieb es still darin, davor.

Tiefdunkel war die Nacht, und alles schlief;
Jetzt endlich schimmert Licht, ein Thürlein knarrt,
Und eine Stimme fragte hohl und tief:

„Wer da?" — „Thut auf! Wir haben lang geharrt,
Einlaß begehren wir, scharf durch die Nacht
Sind wir geritten, und vom Frost erstarrt!"

Da rief das Schreckenswort des Thores Wacht:
„Nach hohen Raths Befehl wird nächt'ger Zeit
Das Thor für keinen Fremdling aufgemacht!"

„„O laßt uns ein! Übt doch Barmherzigkeit!
Wir sind verfolgt, wir fliehn!"" — „Ich kann nicht thun,
Was ich nicht darf! Gut' Nacht!" der Wächter schreit.

Das Thor bleibt zu. O Gott, was nun, was nun?!
„So nah dem Ziel, so nah dem sichern Port!
„Wir dachten wir so glücklich hier zu ruhn!"

„„Still — horch! Was war das? — Von den Bergen dort
Klingt es herüber! Horngeschmetter! Weh!
Das ist des Vaters Heerhorn! Fort nur, fort!""

Wohin? Wohin? Der Sturmwind wirbelt Schnee
Und Hagel in's Gesicht, das treue Roß
Keucht todtesmatt. — Noth, Noth wohin ich seh!"

„„O, daß ich floh von meines Vaters Schloß!
Er hat uns wohl gesucht? Und hier schon traf
Uns seines Fluches tödtliches Geschoß!""

Und auf den Bergen stößt in's Horn der Graf,
Von Burg zu Burg schallt weiter sein Gebot,
Und rüttelt alle Mannen aus dem Schlaf.

Von hohen Warten schlagen Flammen roth
Zum dunkeln Himmel, blutig glüht ihr Strahl,
Die Feuerzeichen künden bittre Noth.

„Wohin, wohin?" fragt noch die Lieb' im Thal.
„Nur eines bleibt noch, und das muß gescheh'n,
Wir — müssen's thun, wir haben keine Wahl."

„Du hast vorhin das alte Haus geseh'n,
Das beut uns wohl ein bergendes Gemach,
Und auch dieß Unheil wird vorübergeh'n.

So zu der bleichen Maid der Ritter sprach,
Die zitternd steht, und hat nicht einen Laut;
Sie hört' ihn [illegible] und folgt ihm weinend nach.

O armer Ritter, arme, arme Braut! — (Forts. f.)

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

„Aufrichtig, Ferdinand, ich erinnere mich keines vergnügteren Tags, als des heutigen. Wie wäre es, wenn wir uns solcher Stunden auf die natürlichste Weise mehrere bereiteten? Du liebst die Jagd vor allen Vergnügungen am meisten, du hängst an Kunst und Poesie, — zu diesem Allem fehlt es dir jetzt oft an Zeit. Die Hofjägermeisterstelle ist seit vielen Jahren unbesetzt, sie führt dich täglich in meine Nähe, wurde stets als eine sehr ehrenvolle Stelle geachtet, und läßt die Aussicht zu Allem offen. Werde mein Hofjägermeister!"

Wie, mein Fürst, ist unsre Zeit geeignet, für leere Prunkämter das Geld des Landes hinzugeben? Könnte Ihr schönes Herz, Ihr edles Gefühl für das Vaterland solch einen Gedanken ertragen?

„Sei klug, ich spare mir die Kleinigkeit wo anders ab, bezahle aus meiner Tasche deinen Gehalt. Erkaufe ich damit nicht wohlfeil genug die Freude, dich täglich um mich zu haben!"

Dennoch würde es Manchem Ihres Volks als ein Rückschritt erscheinen, Ihre Jagdliebe verdächtigen, den ersten Zweifel gegen Ihren reinen Willen erregen, während ich diese Stelle nur als einen Gnadengehalt, ein Almosen betrachten könnte.

„Recht hast du, was mich meinem Volk gegenüber betrifft, vollkommen Recht; — aber eben so Unrecht im Übrigen. Ich würde mich keinen Augenblick bedenken, dasselbe von dir anzunehmen. Das Theater hat dir stets Freude gemacht. Der alte Marschall taugt dafür jeden Tag weniger; nimm die Intendanz und regiere dort ganz nach deinem Willen."

Abermals nichts! Ich betrachte diesen Posten weder als eine Sinecure, noch als ein Gutgenug für den Ersten Besten. Der Direktor einer solchen Anstalt muß dem Hof, dem Publikum und den Herren und Damen Künstlern vollkommen gewachsen sein, wenn er Gutes stiften und die Anstalt mit Ehre erhalten will. Kann er solches nicht, so ist er um kein Haar besser, als der Erste Beste jener Hoffiguren, welche in allen Komödien lächerlich gemacht werden. Das Theaterwesen muß praktisch erkannt und studiert sein. Die Schmach so vieler Hoftheater ist ja gerade die Ignoranz ihrer Intendanten.

„Ganz Unrecht hast du nicht. Der Aufsichtsposten über Museen, Kunst- und Naturalienkabinette ist vakant —"

Lassen Sie ihn vakant, verwenden Sie den Gehalt für das Wesen der Anstalten selbst oder zur wahren Aufmunterung vaterländischer Kunst. Ist es nicht lächerlich, einen Kavalier, der oft nicht eine Germuschel von einem Zebra unterscheiden kann, kaum weiß, daß der Erzengel und der Maler Raphael zwei verschiedene Personen waren, und den Laokoon nicht schöner findet, als die steinernen französischen Amorchen und Göttinnen in Reifröcken, welche seinen Garten verunstalten, — zum Oberaufseher solcher Kunstanstalten zu machen? Was kann er dort beaufsichtigen und leiten? Das Obenhinwissen und Belesensein ist fast noch schlimmer, als blanke Unwissenheit.

„Ziehe den Soldatenrock wieder an, du trugst ihn so gern und führtest deine Kompagnie mit Lust und Ehre im Feld; werde mein Adjutant."

Abermals eine Sinecure, und — ich sollte so viele meiner früheren braven Kameraden kränken, Sie sollten es können? Nein, nein — mein gnädigster Herr, Gerechtigkeit vor Allem, und das — wäre geradezu eine Ungerechtigkeit gegen Viele. Friede wird wohl bleiben für geraume Zeit, welche Freude könnte es mir machen, jetzt ein Krieger wieder zu werden? Kommt die Landwehr wieder dran, so bitte ich wieder um meine Schützen.

„Freund, damit war mein Latein zu Ende, mein allerklügster Staatsrath wird schwerlich mehr etwas Passendes finden."

Ist auch gar nicht nöthig! Wozu soll dergleichen Latein? Deutsch, alles deutsch, mein Fürst. Zum Juristen und Staatsmann wollte ich mich bilden und strebe redlich dahin, und habe darin mich bewährt, sogar Verdienst mir erworben —

Fünf Uhr schlug die Glocke. Der Fürst sprang auf, winkte den Jägern herbei und sagte lächelnd:

„Jetzt schießen wir noch Hühner, unser Hundert muß voll werden, bei dem Abendpfeifchen über das übrige weiter."

Mein trefflicher Caro hatte Widerwillen gegen alle Jagd in Gesellschaft mit andern Hunden. Wollte ich ihm gefällig sein und ihn zugleich in seiner ganzen Herrlichkeit genießen, so mußte ich mich mit ihm beiseite machen. Unsre Neigungen trafen darin zusammen. Längst hatte ich den Fürsten und seine Jäger aus dem Auge verloren, als ich am Rand eines Hanfackers in weiter Ferne eine weiße Gestalt sich mühsam fortbewegen sah. Eine Dame, — wie kommt die hieher in das Pfadlose? D'rauf los! Wissen mußte ich, wer sie sei, und was ihr Begehren und Trachten mitten im Feld. Um sicherer sie belauschen zu können, drückte ich mich auf die andere Seite des Hanfs und hielt den Hund an mich.

Himmel, es war die Fürstin! Mit dem Tuch Kühlung sich wedelnd, schritt sie müde einher, stets in der Richtung, woher die Schüsse der Eifrigen ertönten. In ziemlicher Ferne hinter ihr her zog einer der großen ungarischen Wolfshunde, mit dem Kopf am Boden, als suchte er ihre Fährte, weiterhin sah ich Bauern im Feld zerstreut auf uns zukommen, ohne ihre heftigen Zeichen und Rufe verstehen zu können.

Die Fürstin hielt mir gegenüber einen Augenblick erschöpft, sah sich um und sprach: „Mein Gott, es war doch unvorsichtig, ganz allein so weit zu gehen." In demselben Moment vernahm ich auch deutlich den Ruf eines der Bauern: Ein wüthender Hund!

Von Todesschrecken getrieben, brach ich mir Bahn durch den dicken Wald des Hanfs. Mein Caro küßte schon die Hand der Herrlichen, als ich vor ihr erschien. „Ei, Ritter Ferdinand? charmant, erwünscht!"

Gnädigste Fürstin! Um Gotteswillen, halten Sie sich streng hinter mir, — der Hund dort ist ein wüthender, ich habe nur Hühnerschrote!

Mit einem Angstschrei klammerte sie sich an mich, der Ohnmacht nahe. Gewaltsam mußte ich sie von mir reißen, um nicht waffenlos zu sein; mein Caro schnurrte dem Ungethüm entgegen, kehrte aber sogleich heulend um und kroch winselnd mir zwischen die Beine. Auf die Hülfe der Bauern war nicht zu rechnen, sie waren zu fern. Fassung, kaltes Blut,'— auf sechszig Schritte schnaubte der rasende Roland schon heran. Ich stand mit dem Gewehr im Anschlag, nicht ohne Bangen mit Nr. 8 in beiden Röhren. Zwölf Schritte war er entfernt, mit der Peinlichkeit eines Scheibenschützen hatte ich die Nase auf das Korn genommen. Knall! und mit schauerlichem Knurren kugelte die Bestie zusammen. Allzuschert drückte ich auch den zweiten Lauf ab. Da schoß das Thier pfeilschnell empor, mit gräßlich zerrissener Fratze auf mich ein. Die Fürstin hinter mir sank aufschreiend in Todesangst nieder. Ich mußte mein edles Geschoß zur Keule machen. Verzweiflung führte den Kolbenschlag so mächtig und sicher, daß Kopf und Gewehr zerschmettert zugleich zu Boden stürzten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Zehnter Artikel.

Bildhauer: Etex, Dantan der Aeltere, Dantan der Jüngere, Huguenin, Feuchère, Gechter, Fromanger, Molchneht, Düseigneur, Bion, Aliz, Chaponnière, Klagmann, Barye.

Von den Werken der Plastik war diesmal nur wenig auf der gegenwärtigen Ausstellung zu sehen. Die berühmten Meister, von der Regierung mit Arbeiten für öffentliche Bauten und Denkmähler beschäftigt, hatten nichts für den Salon eingesandt; das Meiste, was darin zu finden, trägt den Stempel eines guten Willens und redlichen Bestrebens; aber geniale Auffassung und Erhabenheit der Idee suchen wir vergebens. Am schönsten ausgeführt sind wohl die Leda mit ihrem Schwan und zwei Basrelief's von Etex; das eine derselben stellt die Medicis vor, wie sie vor ihrem Freund und Lehrer Poliziano sich in der Geographie unterrichten lassen, auf dem andern sind Franziska und Paolo von Rimini dargestellt, wie sie die Liebesabentheuer des Lancelot du Lac mit einander lesen; in beiden herrscht jedoch eine gewisse kokette Ausführung und die Figuren sind etwas flach gemeißelt. In besserem Geiste ist das Basrelief von Dantan dem Älteren gearbeitet, welches einen trunkenen Silen, auf dem Esel reitend, darstellt, und in ächt antiker Weise aufgefaßt ist. Der junge Jäger, mit seinem Hunde spielend, von demselben Künstler, ist eine überaus gelungene Gruppe; hier athmet der Marmor Leben und Natur, und zwar schöne Natur, ohne Idealisirung. Manche andere Marmorwerke beweisen auch Talent und Geschicklichkeit, jedoch ohne daß sie auf höheres plastisches Interesse Anspruch machen könnten. Von den vielen Marmorbüsten schienen uns die Jean Bart's von Dantan dem Jüngern und mehrere Büsten von Huguenin am besten ausgeführt. Dantan der Jüngere, der bekannte Gypszerrbildner, hat auch eine Statue Boieldieu's in Gyps entworfen, welche in Marmor ausgeführt werden soll und für einen der öffentlichen Plätze von Rouen, der Vaterstadt des berühmten Componisten, bestimmt ist. Boieldieu ist in sitzender Stellung abgebildet, und hält in der einen Hand die Partitur seiner weißen Dame, in der andern einen Griffel. Der Künstler hat ihm eine weite, Schlafrockähnliche Bekleidung gegeben und das Ganze läßt für die Ausführung ein gutes Werk hoffen. Unter den übrigen zahlreichen ausgestellten Gypsmodellen verdienen die Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen von Feuchère und die büßende Magdalena von Gechter besondere Erwähnung. Niemand wird die Mängel übersehen, welche die Künstler sich noch in beiden Werken haben zu Schulden kommen lassen, aber sie werden aufgewogen durch die glückliche Auffassung der Idee und Schönheit der Form im Ganzen. Ernst und Würde herrschen in beiden Werken und lassen sie als Resultate eines tiefen, sorgsamen Studiums erkennen. Weniger befriedigten der heil. Dominikus von Fromanger, der heil. Rochus von Molchneht, der heil. Augustin von Düseigneur, die christliche Poesie von Bion, der Marius im Lager des Cimna von Aliz, David, über dem Körper Goliath's von Chaponnière und der Hiob von Klagmann. Einen trefflichen Tiger in Bronzabguß hat Barye geliefert.

Damit schließen wir unsere Berichte über den Pariser Salon. Indem wir die französische Kunstausstellung dieses Jahres zum Gegenstand unserer Betrachtungen machten, glaubten wir dadurch am besten unsere Ansichten über die

Richtung, welche die Kunst in Frankreich genommen, sowie über das, was sie gegenwärtig leistet, mittheilen und die Leser dieser Blätter in den Stand setzen zu können, Tendenz und Richtung des künstlerischen Strebens im Allgemeinen zu bestimmen. Wenn auch jetzt noch nicht ein gemeinschaftliches Band die französischen Künstler umfängt, und man daher weniger ein gemeinsames Streben, ein ununterbrochenes, wetteiferndes Fortschreiten, als ein unentschiedenes Suchen und vereinzeltes Wirken bemerkt, so gilt dies doch nicht von allen Zweigen der Kunst, und es ist immer noch aller Ehren werth, was geleistet wird. Im Allgemeinen läßt sich von der neuen französ. Schule sagen, daß ihr Zustand zwar noch prekär, schwankend und provisorisch ist, daß aber die Talente, welche sie wirklich besitzt, einen gänzlichen Verfall derselben unmöglich machen, ja sogar hoffen lassen, daß die dem Anschein nach bevorstehende Verschmelzung des klassischen und romantischen Systems ihr einen günstigen Anstoß ertheilen werde.

Paris, am 6. Mai 1835.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Die kleinen Journale verharren bei ihrer Taktik, und die andern im stolzen, verachtenden Schweigen; allein gewiß wäre es besser, wollten die vornehmen Herrn sich ein wenig herabstimmen. Vielleicht geschähe es dann, daß die, welche sie literarisches Gesindel taufen, im Fall sie wirklich so schlecht sind, als es ihnen nachgesagt wird, sich zu bessern trachten, und durch Beispiel, Lehre, Ermahnung, und freundlichen Tadel und Lob die Berliner Tagesliteratur schneller und leichter zu Ehren bringen, als dies durch Hochmuth und Verachtung jemals geschehen kann. — Zwischen diese beiden heterogenen Elemente hat sich ein drittes geschoben, ein Kind der jüngsten Zeit, eine politische Mißgeburt, ein philosophisches Gespenst, ein Ding, was gern Beides sein möchte und Keins ist, aber doch ein Gewächs aus dem vulkanischen Boden der Gegenwart, ausgerüstet mit pantheistischen Gedanken und vernunftrechtlichen Meinungen, so gut diese eben im Norden wachsen können. Leider Gottes hat sich auch bei uns mindestens die Spur gezeigt, daß das sogenannte junge literarische Deutschland, welches so sehr sich bemüht, eine Poesie der Zeit bei uns zu gründen, und alles Schöne und Erhabene, wenn es nicht zugleich auch Einfluß auf die Zustände der Gegenwart hat, für nichtig und schlecht erklärt, dies junge Deutschland, welches überall die Natur und Natürlichkeit fordert, und in seiner Lebendigkeit das alte Deutschland gar zu gern umherhüpfen und Carmagnolen singen lassen möchte, daß dies junge, wildblickende Deutschland auch hier in einzelnen Köpfen spukt. — Es ist nicht fortzuläugnen und ich sage es gerade heraus, daß die journalistische Kotterie, welche unter dem Banner Theodor Mundt's ins Feld gerückt ist, und die Zeitschrift Zodiakus gegründet hat, mindestens eine Annäherung zu dieser Richtung ist; doch gibt es wieder sehr viele Köpfe, welchen die von Mundt eingeschlagene Richtung als ein saft- und kraftloser Brei erscheint, als ein zaghaftes, sogenanntes Juste-Milieu, das weit mehr verdirbt, als es nützt, und in welchem die breite Redseligkeit mit der geringen Handlung einen unangenehmen Eindruck macht. Wenn wir salbungsvolle Reden hören wollen, sagen diese Feinde Mundt's, so dürfen wir ja nur den Freimüthigen lesen, wo mit wenig Kraft und viel Behagen Willibald Alexis und seine Freunde den argen Tanz machen, und den überkräftigen Hutten parodiren; Willibald Alexis ist noch ein Prachtstück aus den sogenannten Freiheitskriegen, mit aller der abgedroschenen Begeisterung jener hohen Zeit, die er so unablässig rühmt, mit aller der sanftmüthigen Schüchternheit vor seinem Meister Ludwig Tieck, mit aller Demuth vor seinem Gönner Friedrich von Raumer, voll von jener bewunderungswürdigen Aesthetik, welche den verwunschenen Schneidergesellen erzeugte, voll von Anbetung für Raupach, seinem Ideal, und voll von jener so logisch-tiefsinnigen Politik und Philosophie, welche seine Schattenrisse aus Süddeutschland füllt. Herr Theodor Mundt aber und dessen Freunde, die Herrn aus dem Zodiakus, sind hervorgegangen aus dem Freimüthigen und dem alten Conversationsblatte, Jünger der Hegel'schen Lehren, die sie jedoch nur halb verdauten, einzelne Grundsätze derselben festhielten, und dann zu dem ihrigen Tranke einige mehr oder minder materielle Surrogate schütteten, um ihn genießbar zu machen. Varnhagen van Ense aus Fichte'scher Schule, Gans, den Hegel schon bei Lebzeiten seinen Sohn Absalon nannte, und andere geistvolle Männer gehören zu den Verbündeten, und an einzelnen dieser Herrn liegt es gewiß nicht, wenn viel gesalbadert und wenig gethan wird, wenn die gemüthliche Beschaulichkeit sich bequem macht, und wohlgefällig lächelnd mit schalkhaften Mienen die Hand mit dem Eisenhandschuh drohend erhebt. Allein Mundt und die Meisten sind nun einmal so gerathen; es sind die Herrn von der Staatszeitung und dem Magazin des Auswärtigen, und die müssen diplomatisch sein. — Sie sehen also, daß es leider Menschen hier gibt, welchen die kritische Richtung Mundt's und dessen Beurtheilungen nach fast Menzel'schen Prinzipien und mit fast Menzel'scher Rücksichtslosigkeit noch nicht genügt, ach! diese Bösewichte möchten gar zu gern à la Wienbarg und Laube verfahren sehen, und an ihnen liegt es wahrlich nicht, daß ihre Stimmführer nicht schon längst ein Blatt gegründet haben, um ihre terroristischen Meinungen dem Publikum vorzusetzen. — Ludwig Rellstab hat ein Wochenblatt gegründet, welches unter dem Namen: Berlin, alles Neue in volksthümlicher und humoristischer Weise erzählen soll. Um humoristisch zu erzählen, muß man aber Humor besitzen, und viele Leute wollen bemerkt haben, daß dieser grade Herrn Rellstab durchaus fehle. Fade Wortwitzeleien und ein wenig oft burleske Laune sind kein Humor, wie überhaupt Berlin kein Ort ist, wo dergleichen so recht gedeihen kann. Der Norddeutsche mit seiner vorherrschenden Verständigkeit, seiner Ruhe und seinem beißenden Spott ist nicht für den Humor gemacht, diese feinen duftenden Blüthe, entsprungen aus einem zarten Gemisch von Poesie, Geist und tiefem Gemüth. Von den übrigen Journalen Berlins kann ich Ihnen nur sagen, daß wir ein Kunstblatt besitzen, redigirt von einem Herrn Franz Kugler, jetzt Dr. und Professor, auch als Dichter bekannt durch mehre artige Lieder; es gibt ferner mehre Literaturzeitungen, die große, von Hegel gestiftete, deren Vorstand der Professor von Henning ist, und neuerdings ein Buchhändlerunternehmen von Duncker und Humblot, deren Commis, Herr Büchner, Redakteur des Blattes ist, welches als Uebersicht aller neuen Erscheinungen ganz gut seinen Zweck erfüllt, wenn es nur weiter nichts sein will. — Ich schalte, da ich Hegel erwähnte, hier die Bemerkung ein, daß dessen vorzüglichster Schüler — denn dafür hat er ihn selbst oder vielmehr für den erklärt, welcher allein ihn ganz verstanden habe — der Professor Gabler aus Bamberg, hierher berufen worden ist, um den Sitz seines Meisters auszufüllen. — Schelling, dem man den Antrag zuerst machte, weigerte sich, und in der That wäre es wunderlich gewesen, wenn er neben seinem Schüler und (gewissermaßen) Nebenbuhler, Steffens, hier docirt hätte. Man ist sehr begierig, Gabler und die Hegel'sche Philosophie mit neuer Kraft gegen die Steffens'sche Naturmystifikation auftreten zu sehen, welche dieser Philosoph mit so blühender Beredsamkeit ausstreut, und gegen welche die hiesigen Schüler Hegel's, die Professoren Henning und Michelet, das Spiel verloren. Gabler dagegen soll ebenfalls die Gabe des Vortrags im hohen Grade haben, und es könnte leicht sein, daß so die Schlacht wieder hergestellt und siegreich beendet würde. — Bemerkenswerth ist es, daß Gabler gleich nach Hegel's Tode berufen wurde und den Ruf annahm; allein es fand sich kein Geld, um ihn zu bezahlen; denn Hegel's Gehalt war gleich unter fünf oder sechs jüngere Professoren, die seit vielen Jahren gar nichts bekamen, vertheilt worden. So mußte die Aufforderung widerrufen werden, und erst jetzt wird sie realisirt. — (Forts. f.)

Buntes.

*** Die Commission für protestantische Kirchenmusik zu Genf hat einen Concurs für die Composition von Kirchengesängen eröffnet. Die drei als die besten erfundenen Hymnen erhalten jede den Preis von 250 Francs; außerdem sind noch 5 Accessits, jedes von 100 Francs, ausgesetzt. Ein und derselbe Componist kann übrigens 3 Preise und mehrere Accessits erlangen. Der Termin ist der 1. August 1835.

*** Neulich starb zu London ein Bettler, dessen Garderobe aus nicht weniger als 32 Röcken, 42 Westen, 36 Beinkleidern, 33 Paar Strümpfen, 6 Hüten, 18 Paar Stiefeln und Schuhen, 7 Paar silbernen Schnallen und 14 seidenen Sacktüchern bestand. Der arme Schelm!

*** Sehr erfreulich ist's, daß das deutsche Publikum seine alten Lieblinge, welche zu lieben es Grund und Recht hatte, nicht vergißt. Unter den Veteranen deutscher Novellistik behauptet Zschokke einen Ehrenplatz. Sein Alderich, sein Freihof, wie seine kleinen Lebensbilder und Novellen verdienen die unveränderte Theilnahme des deutschen Lesers, welche sich jetzt durch die nothwendig gewordene dritte Originalauflage in 8 Oktavbänden (Aarau bei Heinr. R. Sauerländer) kund gibt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 118. 1835.

469

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 19. Mai.

Das Leprosenhaus.

Thüringische Sage, von Ludwig Bechstein.

(Fortsetzung.)

II.

„Was ist das für ein Haus? Sag an, o sprich!
Nicht eher thu' ich einen Schritt hinein,
Denn furchtbar ahnend überfällt es mich.“

„„O meine, frage nicht! Was kann es sein?
Ein Hospital, wo man der Armen pflegt,
Gewiß, dort finden wir ein Kämmerlein

„„Wo flücht'ge Lieb' ihr Haupt zur Ruhe legt,
Und sicher schläft; bewältige dein Graun,
Sei nicht so zaghaft, nicht so furchtbewegt.““

Der Ritter bindet an den Gartenzaun,
Der hinterm Haus sich hinzieht, nun das Pferd,
Das schaudernd schnäubt, — und klopfet voll Vertraun.

Am Arm sein Liebchen und die Hand am Schwert
Steht er am Thor; durchs Fenster schimmert Licht
Und sein Verlangen sieht er schnell gewährt.

Es kommt ein Mann, thut auf und fragt ihn nicht,
Der Mann ist bleich, Tod starrt aus seinem Blick,
Voll Beulen starrt ihm Hand und Angesicht.

Und bebend scheut vor ihm die Maid zurück,
Doch schon ins Schloß fiel hinter ihr die Thür,
Die muß hinein — unseliges Geschick!

Der Ritter spricht: „Gebt Obdach ihr und mir,
Bis daß zur Stadt geleitet uns der Tag,
Nicht länger lüstet uns zu weilen hier.“

So kommen sie zum Zimmer; drinnen lag
Dicht Mann an Mann gereiht, es wallt wie Duft
Ein ekler Dunst und Qualm aus dem Gemach.

Verpestet ist die drückend heiße Luft,
Den Odem legt sie in ein enges Band,
Und mahnt an Leichen, mahnt an Kerkergruft.

Der Kranken Blicke glühn, wie Lavabrand,
Ein jeglicher der Männer, neugiervoll
Von seiner Lagerstatt halbnackt erstand.

Und gräßlich häßlich, die voll Gier — voll Groll
Die andern, drängen sie sich um das Paar,
Der Maid war bang, und ihre Zähre quoll.

Hehr stand die schöne Jungfrau, und es war
Als sei getreten aus dem ew'gen Glanz
Ein Engel unter eine Teufelschaar.

Doch steht sie, aufgelöst in Thränen ganz,
Von namenlosen Schmerz durchzittert, ach,
Sie sah sich tod — und ohne Todenkranz.

Der Ritter aber, zornentbrannt und jach,
Heißt w e i c h e n die Leprosen rings umher,
Und fordert streng ein anderes Gemach.

Doch nicht Erfüllung findet sein Begehr;
Hohnlachen schallt als Gegenrede nur,
Spott und Versagung wird ihm, statt Gewähr.

Da, wie die Hand zum treuen Schwerte fuhr,
Wirft sich auf ihn mit wüthendem Geheul,
Der Haufe wild, und bald mit Strick und Schnur

Wälzt sich am Boden über ihn ein Knäul,
Der Arm und Fuß in Bande schnürt und schmiegt,
Ein Vorspiel nur von grausenhafterm Gräul.

Umwunden und gefesselt machtlos liegt
Der Ritter in der Ungeheuer Kreis,
Die tückisch ihn gefällt, und ihn besiegt.

Und die Geliebte — ach mit Zähren heiß
Bethaut sie den gefesselten Gemahl,
Noch ahnt sie kaum, daß sie des Sieges Preis.

Sie fleht, sie jammert, doch als allzumal
In jedem nun erwacht die wildste Gier,
Geweidet und genähret von ihrer Qual —

Da werfen sie sich, jeglicher ein Thier
Mit Tigerwuth auf ihre Beute hin,
Sie kreischt, sie fällt, die Sinne schwinden ihr.

Dem Ritter fährts wie Wahnsinn durch den Sinn,
Er knirscht und schäumt, er heult in wilder Wuth:
„Das ist nun uns're Brautnacht! Mein Gewinn!“

„Das ist nun Lohn für unsre Liebesgluth!
Das ist der Fluch des Vaters! Ist mein Fluch!“
Er lästert Gott, und — schwimmt in seinem Blut. —

Und als die Furienlust gestillt war, trug
Man beide Leichen aus dem Zimmer fort,
Vereint gehüllet in ein blutges Tuch.

Man barg sie gut an einem dunkeln Ort,
Und suchte, da geborgen Gold und Wehr,
Die Spur zu tilgen von dem Doppelmord.

„Horch, horch! Was kommt so früh des Wegs daher?
Hornschall! Drometen! Wird die Stadt berannt?
Naht ihr ein Feind? Wer kommt geritten, wer?“

„Lugt doch hinaus! Ist eine Fehd' entbrannt?
Schließt schnell das Thor, obgleich kein Feind sich wagt
Zu uns herein, vom Abscheu übermannt.“

„Wer aber kommt so früh, da kaum es tagt?“ —
Und Roßewiehern schallt, Ruf und Geschrei;
Der alte Graf mit hundert Mannen jagt

Dicht am Leprosenhaus vorbei, vorbei. —

(Schluß folgt.)

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Ohnmächtig lag die Fürstin hinter mir, krampfig mein Knie umklammernd. Mir selbst wurde nun nach überstandener Gefahr beinahe übel. Die Jagdflasche half aus allen Nöthen. Ich strich ihr die Schläfe, die Pulse an den Händen und pustete endlich in meiner Ungeduld einen Staubregen in ihre Nase. Da zuckte sie zusammen, schlug ihr schönes Auge auf und weilte lange mit dem matten, starren Blick auf mir.

Die Situation war eine sehr fatale. Transportwerkzeuge waren nicht vorhanden und die Fürstin zu schwach zum gehen auf so ungebahnten Wegen. Einen der Bauern sendete ich zum Dorf, um der Fürstin Wagen hieher zu holen, den zweiten, um den Fürsten selbst zurechtzuweisen, den dritten an den Wasenmeister, um den Leichnam des Erschlagenen seiner legalen Sorge zu überantworten. Indeß fertigte ich mit Hülfe der zwei letzten Bauern aus Kartoffelkraut und Hanfstengeln schnell einen bequemen Sitz mit der Jagdtasche als Polster darauf. Die mächtigen Prügel der Bauern wurden als Rückenlehne eingerammelt und mit meinem Rock überzogen, daß sie sanft zurückgebeugt sich erholen konnte.

In meiner Angst konnte ich zu ihrer Erfrischung nichts bieten, als einige Äpfel. Ich ließ mich bei ihr auf ein Knie nieder, schabte die Äpfel und schob den kühlen Brei allmählich in den Mund, wie man ein Kind füttert. Sie erholte sich nach und nach, lebenvoller, freundlicher wurden ihre Blicke. Die Freude riß mich hin, ich faßte ihre schöne Hand und küßte sie fast wund. Sie lächelte dankbar und lispelte: „Noch einen Apfel!“ Das Schaben und Füttern begann von Neuem. So fand uns der Fürst. Der Zauber seiner Stimme, die Glut seiner Küsse wirkten mächtiger, als die geschabten Äpfel. Sie hingen lange in stummer seliger Umarmung, daß den guten Bauern die hellen Thränen der Rührung über die Wangen rollten.

„Gott vergelte es dir!“ sprach tief bewegt der Fürst und küßte mich stürmisch. Die Bauern mußten mich für ein großes Thier halten. Sie wurden sämmtlich für den andern Tag zu der Fürstin beschieden mit ihren Frauen und Kindern. Aller Einwendungen ungeachtet, mußte ich mit der Fürstin den Wagen besteigen; der Fürst mit seinen Jägern setzte sich zu Pferde. Mein Wunsch, am Thor auszusteigen, wurde feierlich abgelehnt. Flott braus'te der seltsame Zug durch die Straßen. Krähwinkel hatte wieder etwas zu bereden.

Sobald ich angezogen war, eilte ich durch den langen Gang, die Hauptpromenade der weißen Frau, hinüber zu dem Fürsten. Der Arme spielte den zärtlichen Ehemann, indem er persönlich alle nach dem Befinden der Fürstin sich Erkundigenden abfertigte und einzelnen Wenigen den Weg in das kleine Concertsälchen zeigte. Er lachte herzlich, daß ich in volle Uniform mich geworfen, die weißen seidenen Unnennbaren angezogen, den Degen umgeschnallt, den Klack unter den Arm genommen, ungeheuer mich parfümirt hatte.

Auch unter der kleinen Gesellschaft Begünstigter und Vertrauter, welche der Fürst dazubleiben gebeten hatte, waren noch der Bestien genug jenes Ungeziefers, welches alle Höfe besudelt. Kinder der Jämmerlichkeit und Schlechtigkeit, Sklaven der Schmeichelei, des Hochmuths und des Neides, Wesen mit hohlen Köpfen und Herzmaschinen statt eines gewöhnlichen Mannesherzens in der Brust. Zuweilen muß man recht bitter sich schämen, mit solchem Gesindel äußerlich auf derselben Stufe zu stehen, von Vielen für nichts Besseres geachtet zu werden, den Rock des allgemeinen Hasses zu tragen. Mir wurde stets unheimlich in solcher Gesellschaft und burschikos raufluſtig zu Muthe.

Alle beleckten mich auf das Widerwärtigste ob der verübten Heldenthat und wetteiferten in Erfindung neuer Worte zu meinem Lobe. Sah ich mir die Gesichter dazu an, so stieg mir die Galle zum Herzen und ich konnte leicht sarkastisch und grob werden. Der alte Leibarzt befreite mich von der Qual, indem er mich zu der Fürstin hineinrief.

Bleich und abgespannt lehnte sie im reizendsten Negligee auf der Ottomane, streckte mildlächelnd die schöne Hand zum Kuß mir hin: „Ei, ei, Sie kommen nicht von selbst, nach meinem Befinden sich zu erkundigen, rufen lassen muß man Sie? Setzen Sie sich zu mir, die Musik mag immerhin beginnen, wir plaudern ein wenig.“

Der Fürst mochte ihr von meiner abenteuerlichen Reise viel erzählt haben. Details, einzelne Züge, die Größe meiner Leidenschaft wollte sie von mir selbst erfahren. Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Ich erzählte ihrer traulich milden Majestät und innigen Theilnahme wärmer und wärmer, daß oft flammende Röthe in ihrem Gesicht aufstieg, der alte Leibarzt eine Prise nahm und unruhig mit den Füßen scharrte.

Endlich kam der Fürst, seines Hausvaterpostens im Gesellschaftszimmer überdrüssig, zu uns, sah uns an und lachte. „Ihr habt euch wohl gegenseitige Liebe erklärt? Sein Auge glüht, und deine Wangen haben den Rosenmantel umgeworfen. Herr Retter, ich verbitte mir alle Ritterschaft in meiner Menage. Und Sie, alter Doktor, hörten so ruhig alles mit an?“

Ruhig? daß Gott sich erbarme, die Fußsohlen scharrte ich mir beinahe wund; aber er merkte nichts und erklärte sich immer deutlicher — und die Allergnädigste — na, sie ist denn doch auch quasi ein Frauenzimmer, — sie erholte sich dabei sichtbar von ihrem Schrecken —

„Ja, mir ist so wohl, daß ich die Last der Geselligkeit mit dir theilen will, laß die Thüren öffnen bis zu dem Concertzimmer, ich bleibe hier und erwarte die Huldigungen aller unserer Hofkäfer und Schmetterlinge und Raupen. Ich will sie entzücken mit holdseligem Lächeln.“

Gott sei Dank! lachte der Fürst und gab rasch seine Befehle. (Forts. folgt.)

Träumereien über musikalische Kritik.

(Vorrede zu einem neuen Buch über Theorie der Musik.)

> „Collectiv betrachtet, ist das Volk der Souveränetät nicht unwürdig, wie verächtlich es auch in seinen Individuen erscheinen mag. Der beste Richter für Musik und Poesie ist das Publikum. Der allgemeine Geschmack ist richtiger und besser, als der Geschmack der Minderzahl und als der Geschmack eines Einzelnen, wie geschickt und gelehrt dieser Einzelne übrigens sein möge.“
>
> Aristoteles.

Achtzehn Jahre sind es bereits, seitdem die Kritik aller Lande in offenem Kampf liegt mit dem Geschmack und der Vorliebe aller Lande in allem was Musik betrifft. Seit achtzehn Jahren haben Geschmack und Vorliebe aller Völker ununterbrochen den Sieg davon getragen. So entscheidend und entschieden, daß der hartnäckige, aus dem Feld geschlagene Feind den Völkern fast gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden zu sein scheint. Eine Art von Mitleid, Estime oder Verachtung herrscht noch in manchem Herzen für ihn. Übrigens ignorirt man so ziemlich sein Dasein und folgt unbefangen seinem Penchant. Tonsetzer und Volk haben Allianz auf Leben und Tod geschlossen. Wer sich den Siegern nicht anzuschließen versteht, ist todt, noch bevor er zum Leben auftauchte. Nur Todtgeborene treten jetzt noch auf die Seite der Besiegten und aus dem Feld Geschlagenen. Da ein Kampf nicht mehr besteht, so führen sie noch oft ein Kampfspielchen auf, ein Komödiengefecht, so wie deutsche Theaterstatisten es fast immer thun, abwechselnd steif und unbeholfen, nüchtern und blöde, oder erbos't wie ein Schnapsberauschter.

Der Kampf hatte eigentlich vor langer Zeit schon begonnen mit den schweren Kartaunen und Steinmörsern der kritischen Abhandlungen in Folio und dicker Bücher in Quarto und Octavo. Nur sehr wenige, vom Glück bevorzugte, nahmen Notiz von jenem Kampf. Fast wirkungslos wurden die Geschütze bald in den Staub der Arsenale, Bibliotheken genannt, begraben. Gelehrte und außerordentlich Lernbegierige kramten jene kritischen Bücher wieder hervor, um den Sprit abzuziehen von der ungeheuern Maische, und für neue Kämpfe, altbewährte Waffen bei der Hand zu haben.

Die Buchdruckerei erbarmte sich auch der Noten. Die Compositionen wurden mehr und mehr Gemeingut. Die Musik täglich mehr allgemeine Liebhaberei. Der Schmetterling des Dilettantismus kroch als Raupe ziemlich schwerfällig von Blatt zu Blatt. Die Theater vermehrten sich in ganz Deutschland, Concertsäle stiegen in vielen Städten empor, die Krieger zu Roß und zu Fuß konnten fortan nur mit Musik in's Feuer getrieben werden, die Kinder in den Schulen mußten singen lernen, und bald schmeckten Wein und Bier, Schnaps und Kaffee und Thee nur noch halb, wenn nicht ein Instrument dazu ertönte oder eine Stimme dazu erklang. Die Liebe zur Musik verbreitete sich stets zunehmend bis zu den untersten Klassen, bis zur Manie. In allen Landen tauchten der Tonsetzer täglich mehr auf.

Während dessen war das leichte Feldgeschütz kleiner, netter Bücher mehr und mehr Mode geworden, das Tirailleurfeuer der Journale kam in Aufnahme. Alle Welt begann diese lebhaften Exercizien und bilderreich amüsirenden Kämpfe vergnügt mit anzusehen, und wohl gar als Landwehr und Landsturm zuweilen daran Theil zu nehmen. Kritiken, Recensionen, Notizen wurden eine Lieblingslecture der sogenannten gebildeten Welt. Kein Tänzchen und kein Oratorium, kein Märschchen und keine Oper, kein Liedchen und keine Symphonie wurden mehr componirt und irgend aufgeführt, ohne schon des andern Tags in 10 Blättern kritisch besprochen und berochen zu werden. Der unfehlbare Maßstab für jede Beurtheilung lag in jenen alten, staubreichen Folianten und Quartanten. Die Kritik klebte unerschütterlich an dem Alten und Verstorbenen. Namentlich genießen die Verstorbenen des bedeutendsten Vorzugs, weil sie keiner Leidenschaft mehr in den Weg kommen, mit aller Welt gut Freund sind und kein Wässerchen mehr trüben. Die produzirende Kunst hing sich an die Zeit und schlenderte mit ihr fort, frei und fröhlich auf den Äckern und Schlangenpfaden, welche einzelne eminente Genies als die Wege zum Himmel bezeichnet hatten.

Das Volk hörte mit Staunen immer häufiger und lauter die herbe Sentenz der Kritik, „was dir gefällt, ist albern; was dich erfreut, ist dumm; was dich belebt und erhebt, ist schlecht und verwerflich; die Kunst geht zu Grabe in deiner Geschmacklosigkeit; suche die Alten wieder hervor, höre wie herrlich sie sangen, singe mit ihnen, erfreue dich nur mit jenen Kraftsängern, entschlage dich der leblosen und läppischen Possen deiner Zeit, schäme dich deiner Zeitgenossen und erröthe über deine Freude an ihnen!“

Das Volk *) wurde stutzig, ging in sich und frug erröthend: „wie sangen denn die Alten? laßt es uns doch hören, ihr lieben gelehrten Herrn.“ Und die gelehrten Herrn sprachen: „gut, liebe Schäfchen, wir wollen euch einweihen in den Bund der Himmlischen; kommt nur heute Abend in den großen Saal, dort sollt ihr bis in den siebenten Himmel entzückt werden!“

---

*) Wer nicht den Türck und Marpurg, Knecht und Kirnberger, Albrechtsberger und Logier, Weber und Fetis auswendig gelernt hat, der gehört zum Volk schlechtweg.

Und das Volk arbeitete den ganzen Tag an allerlei Verrichtungen des Leibes und der Seele, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, kleidete sich dann mit Sonnenuntergang in seinen Festtagsschmuck und wandelte in feierlicher Procession nach dem großen Saal, voll heiliger Lust nach den Gesängen und Klängen der Engel aus dem siebenten Himmel.

Die gelehrten Herrn freuten sich des Sieg's der guten Sache und lächelten gnädig und holdselig der Schaar der Gläubigen entgegen. (Forts. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Gartenzeitungen, Modezeitblätter, Thee- und Kaffeezeitvertreibe und mehr dergleichen Zeug gibt es hier zum Ueberfluß, und ich übergehe sie alle, nur um bei einem noch einen Augenblick zu verweilen, welches aller Christen, ja aller Menschen Beachtung verdient. — Ich habe Ihnen, Verehrter, schon neulich die frommen Bestrebungen geschildert, welche die wahrhaften Christen unternehmen, um ihre irrenden Brüder zu erretten, und Ihnen den heiligen Eifer zu malen versucht, mit welchem diese Edlen Nichts scheuen, um die ewig verlornen Seelen auf die Pfade des Heils zu leiten. Dies göttliche Bestreben gibt sich vornehmlich in der Evangelischen Kirchenzeitung kund, deren christlicher Feuereifer für den Glauben vielfach verkannt und von den Gottlosen verketzert worden ist. Mit welchem edlen Muthe hat diese Zeitung und ihr Redakteur, der Professor Hengstenberg, es gewagt, die Ketzer in Halle, Gesenius und Wegscheider, offen anzugreifen, und deren Irrlehren aufzudecken; welches Labsal gewährt sie den Frommen, wenn sie die Gottlosen verflucht und ihr Treiben enthüllt; welcher Honig und Oel ist sie den Erwählten in den kühnen und kräftigen Bildern von Hölle und Verdammniß; welche Hoffnungen erweckt sie, daß endlich alle die säumigen und schlechten Schafe die lockende Waide der Sünde verlassen und eingehen in die Ställe des ewigen Heils. Ach! die Augen gehen über, wenn man bedenkt, wieviel Segen und Glück schon diese Kirchenzeitung geschaffen hat. Freilich behaupten Böswillige: es stifte diese Zeitung nur Aergerniß und Zwiespalt, und rufe zu Haß und Unzufriedenheit auf, pflanze Aberglauben und Dummheit, ohne dem wahren Christenthum zu helfen, und störe jedes vernünftige Verständniß durch die abgeschmacktesten und albernsten Verläumdungen und Verketzerungen. Diese gottlosen Meinungen haben sich vielfach leider verbreitet; doch um die Masse des Volkes zu überzeugen, daß an solchen Beschuldigungen nichts sei, als Lüge, ist seit einem Jahre in Berlin ein Sonntagsblatt unter dem Namen: der Sonntagsgast gestiftet worden, welches, von einem gewissen Dr. Dielitz redigirt, den heiligen Samen sonntäglich in die Herzen streuen soll, und sich weitverzweigten Schutzes erfreut. — Der eigentliche Patron des Blattes ist der durch seine Frömmigkeit allgemein bekannte Geheimrath G., der schon früher einmal durch die Innigkeit seines Glaubens dahin gekommen war, sich als ein Unwürdiger zu betrachten, der niemals das Himmelreich erblicken könne, und durch diese gottselige Furcht ein wenig, was man gestört nennt, wurde, so daß er sein Amt auf Lange verlassen und reisen mußte, was die besten Folgen hatte. Dieser gottselige Mann sammelt die Beiträge, und der Sonntagsgast ist nicht allein spottbillig, sondern wird auch Unvermögenden unentgeltlich gegeben, damit der Balsam des Oelberges die Wunden aller Herzen erreiche. Zur bessern Verständigung des Himmelreichs mit der Erde bestehen dann beiläufig noch: die neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes, welche, in Hefte ausgegeben, voll der süßesten Erbauung sind und den eigentlichen Manna der Frommen und Erwählten ausmachen. Diese Nachrichten hängen dann wieder mit den Missionen, Missionsgesellschaften und Missionsberichten, Bibelgesellschaften, Bekehrungs- und Besserungsgesellschaften u. s. w. zusammen, und es ist allerdings sehr erfreulich, zu berichten, daß diese Erbauungsbücher und Schriften in vielen Familien heimisch geworden sind, daß viele darunter, besonders in ihren weiblichen Gliedern, selbst zu den Bruder- und Schwesterversammlungen gehören, und in manchen Familienkreisen der besten Stände tägliche Andachtsstunden gehalten und die erwähnten heiligen Schriften gelesen werden. — Es ist allerdings in der ganz neusten Zeit vorgekommen, daß die Obrigkeit einschreiten zu müssen geglaubt hat, und sogar hat, wie man hört, ein General seinen Abschied bekommen, weil er Betstunden hielt und Proselyten machte, und dieser fromme Märtyrer des Glaubens wird jetzt nach Nordamerika auswandern, um ungestört seinem Gott zu dienen, und daß ähnliche Proceduren nicht mehr nöthig werden.

Die Vorrede des Dr. Gutzkow zu den Schleiermacher'schen Briefen über die Lucinde hat hier in den höhern Kreisen viel Aufsehen erregt. Man betrachtet den Verfasser als einen beispiellosen und gefährlichen Arbeiter; in den frommen Zirkeln geschah ein Aufstand, und seine Angriffe auf Berlin sind ihm von anderer Seite eben so übel gedeutet worden. — Den Herausgebern der Schleiermacher'schen Werke hat es viel Aerger gemacht, da diese bekanntlich es ganz beseitigen und mit Vergessenheit bedecken wollten. —

Von dem Verfasser Italiens, wie es ist, Herrn Nikolai, sind musikalische Novellen erschienen, welche jedoch hier gar nicht gefallen haben. — Die Gegner des besagten Herrn behaupten überdies, daß auf eine völlig unverzeihliche Weise von ihm gesprochen worden, und das Buch Italien, wie es ist, nichts als eine gelungene Aufschneiderei sei und bleibe. Jemand, der ein so vertrocknetes Gemüth und zu Nuß zusammengeschrumpftes Gefühl habe, daß er in Rom sich an Pankow, in Neapel an die Wasserfahrt bei Stralow, und auf dem Vesuv an die Berliner Polizei erinnere und nach diesen Herrlichkeiten seufze, müsse wirklich nur beklagt und bemitleidet werden. Ueberdies mag Herr Nikolai in seinem Beruf als Auditeur ein recht gutes Protokoll führen können; allein der Reichthum und die poetische Schönheit der deutschen Sprache ist ihm nicht erschlossen; er laborirt an einer beängstigenden Nüchternheit und Schroffheit in Form und Ausdruck, und nichts in seinem ganzen Buche ist vielseitig beleuchtet und beschrieben, als — die Flöhe! Die neuen Novellen haben ein gleiches Urtheil erhalten. Es sei eine kleinliche Sucht, Aufsehn zu erregen, überall vorherrschend, und das Ganze ein unfruchtbares, verfehltes und oft lächerliches Machwerk, so urtheilen Viele. — Indem ich von Flöhen rede, fällt mir ein, daß am 21. April die hiesige Archäologische Gesellschaft ihr Stiftungsfest gefeiert hat, bei welcher Gelegenheit mehre flohreiche Sonette vorgelesen wurden, die auf Herrn Nikolai's Aussagen fußten. Diesen Nutzen also doch hat der Verfasser schon gestiftet! — Uebrigens war die Archäologische Gesellschaft, trotz dieser scherzhaften Seite, so ehrwürdig und ernst wie immer, und die Herren Professoren und Gelehrten: Gerhard Tölken, Böckh, Levezow und Panofka hielten zum Theil sehr gehaltvolle Reden, die endlich, nach guter alter Sitte, an wohlbesetzter Tafel in Freude und Scherz untergingen. —

Ueberhaupt hat Berlin mancherlei gelehrte Gesellschaften und literarische Kreise. — Bekannt ist Ihnen die vielfach bewitzelte Mittwochsgesellschaft, deren bestes Haupt, Chamisso, sehr krank ist; von dieser hat sich ein jüngerer Zweig als Gesellschaft für ausländische Literatur getrennt, dann gibt es eine geographische Gesellschaft, eine historische Gesellschaft, eine Harmonie für Gelehrte, und noch viele andere für Philosophie, Philologie, Theologie u.s.w. —

Welchen Verlust übrigens Berlin durch den Tod Wilhelm von Humbolt's erfahren hat, wissen Sie gewiß. Es war dies einer der wenigen Männer, welche, vergraben in Schätzen und Bergen der abstraktesten Gelehrsamkeit, nicht den Blick auf die Außen- und Mitwelt verloren. Liebe zu seinen Mitbürgern, Liebe zum Vaterlande und eine ungemeine Liebenswürdigkeit im Umgange zeichneten ihn unter Tausenden aus. Seine Thätigkeit in den Kriegsjahren, in der Verwaltung, wie seine diplomatischen Talente als Gesandter in Italien und London sind bekannt; bekannt auch, wie er, mit Gneisenau und Boyme aus dem Staatsdienste (1819) schied, als Preußen sein bisheriges System änderte. — Erst nach der Katastrophe 1830 glaubte er bei bedrängter Zeit sich seinem Vaterlande nicht entziehen zu dürfen; er nahm den angetragenen Sitz im Staatsrathe an, und trug nicht wenig dazu bei, seinen berühmten Bruder Alexander an Berlin zu fesseln. Man weiß von ihm, daß er stets für freisinnige Maaßregeln stimmte. Er besuchte den Staatsrath sehr selten, und beschäftigte sich die letzte Zeit seines Lebens vorzüglich mit vergleichender Anatomie der Sprachen, mit dem Baskischen, Koptischen, Altägyptischen und ganz zuletzt mit der Sundasprache. — Er ist gestorben, wie er gelebt, als ein freier, denkender Mensch, voll stoischer Ruhe und Ergebenheit; ein Weiser, der die Verwickelungen der Zeit, und die Bestrebungen und Schicksale seines Geschlechts philosophisch zu betrachten gewohnt war. In seinem Garten zu Tegel, an der Seite seiner ersten Gemahlin, liegt er nach seinem Wunsche begraben. Die unwandelbare Dankbarkeit der Nation blieb ihm bis zu seinem Tode. —

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 119. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 20. Mai.

Das Leprosenhaus.

Thüringische Sage, von Ludwig Bechstein.

(Schluß.)

III.

Am Thor vor Erfurt hält die Reiterschaar,
Der Wächter sieht's erschreckt, und bläst Alarm;
Es droht, so glaubt er, seiner Stadt Gefahr.

Doch ruhig, jeder seine Wehr im Arm,
Des Grafen Mannen steh'n, nur einer naht,
Ein Greis, dem Thor aus dem bewehrten Schwarm.

„Sag' an, sag' an, du muntrer Wächter, trat
Ein Bube nicht an's Thor mit einer Maid,
Die Einlaß heischten ihrer Missethat?“

„„Wohl war ein Ritter d'rauß mit einer Maid,
Doch wird zur Nacht das Thor nicht aufgethan,
Das gab ich jenen beiden zum Bescheid.““

„So sind sie nicht hinein! Wohlan, heran!
Weit können sie nicht sein, sie haben sich
Umher versteckt! Durchstreift Thal, Busch und Plan!

In Haus und Hütten sucht sie! Fürchterlich
Soll ihre Strafe sein; Gott hat gemacht
Mich zum Vollstrecker meines Fluchs, ja mich!

Seht, ich bin eisgrau worden über Nacht,
Mein ausgeraufstes Haar, es deckt mich weiß,
Oft hab' ich, doch nie so wie heut', gewacht!“

So ruft verzweiflungskalt der starre Greis;
Er reitet fort, er späht, und plötzlich hält
Er an, und all' sein Blut gerinnt zu Eis.

Dann überlaut sein mächt'ger Hornruf gellt,
Die Mannen nah'n im Flug, der Alte winkt,
Und rings von Wappnern wird das Haus umstellt.

Das Racheschwert in seinen Händen blinkt,
Er keucht, er sammelt Kraft, sein starker Geist
Erhält den matten Leib, daß der nicht sinkt.

Mit Augen, die Verderben lodern, weis't
Er nach dem Roß, das er am Zaun entdeckt,
Das er gar wohl kennt, wem's gehört, wie's heißt.

Die Seinen steh'n, ach! traurig und erschreckt,
So unwillkommen nah Entscheidung droht,
Hier ist der Ort, — hier, hier sind sie versteckt!

„Auf! Auf!“ erschallt der Ritter Machtgebot,
Und an die Pforten schlägt der Schwerter Knauf,
Im Osten flammt ein blut'ges Morgenroth.

Der junge Tag zieht trüb umwölkt herauf;
Laut wieh'rt das Roß; vor dem Leprosenhaus
Schallt wiederholt der Ungeduld: „Auf! Auf!“

Jetzt kracht das Thor entzwei: — „Gebt gleich heraus,
Die ihr geborgen! Wo, wo sind sie? Sucht
Durch alle Winkel! — Ha! — Hier Blut?! O Graus!“

O ew'ger Gott! O unglücksel'ge Flucht!
Komm', Graf, komm', Greis, komm', Vater, schau hieher!
Hier ist das Liebespaar, das du verflucht!

Hier hielten sie die Hochzeit, sie und er,
Sie schlafen bei einander, süß und traut,
Und sind so still, und fliehen nun nicht mehr.

Hier liegen sie, der Bräutigam, die Braut,
Er blutet noch, doch sie — blieb wundenlos,
Sie haben zur Entschuld'gung keinen Laut.“ —

Stumm steht der Graf, sein Schmerz, so riesengroß,
Raubt ihm Empfindung, Sprache, Denkkraft fast,
Er möchte sprechen, doch er stammelt blos.

Die Mannen all' sind schreckerfüllt, erblaßt,
Rathlos, voll Schauder ob der Frevelthat,
Und unerhörtes Zürnen sie erfaßt.

Furchtbaren Ernstes halten sie nun Rath;
Sie tragen still die Leichen, traut vereint. —
Bald, bald soll reifen des Verderbens Saat.

Sie führen still den Grafen fort, es scheint,
Als rühr' ihn nichts mehr; dieses Anblicks Schmerz
Hat rathlos ihn gemacht, ihn ganz versteint.

Bräch' hier ein Herz nicht, wenn's ein Vaterherz?
O Fluch! O Hölle, Hölle in der Brust,
Was zogst du seinen Himmel erdenwärts?

Er hat den Bund der Liebenden gewußt,
Und streng versagt, was ihre Lieb' erfleht;
Sie sind vereint, und sein ist der Verlust.

Und zum Verzeihen ist es nun zu spät,
Doch furchtbar flammen soll der Rache Strahl,
Die Todessichel, die verderbend mäht.

Bleich zittern die Leprosen allzumal,
Die eingeschloss'nen, keiner darf entfliehn,
Und nahen sehen sie furchtbare Qual.

Des Grafen Mannen, die das Haus umziehn,
Vermauern rasch die Pforte, Stein zu Stein,
Bis es gethan, und rothe Fackeln sprühn.

Und Fackeln fliegen in das Haus hinein,
Sie zünden hier, sie zünden dort, bald loht
Allenden lichte Glut mit grellem Schein.

Den hellen Fackelreigen tanzt der Tod,
Wie Heulen der Verdammten schallt mit Macht
Geschrei durch Qualm und Glut und Flammenroth.

Und als der Mittag kam, da war's vollbracht,
Da war gerächt die That voll Mord und Graus,
Des Grafen Aug' war überhüllt von Nacht —

Ein Aschenhaufen das Leprosenhaus. —

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Das Gesumse und Geschwirre begann, die Musik übertäubend, die Albernheiten schossen auf wie Pilze, die Schmeichelei schnellte ihre Seifenblasen in alle Lüfte, der bon ton erblühte im schönsten Flor seiner Nichtigkeit. Der alte Leibarzt winkte mir, wir stahlen uns in des Fürsten Zimmer, setzten uns vor sein Schachbrett, dessen Figuren Türken und Russen waren, rauften auf Tod und Leben und verdampften eine Cigarre nach der andern. Die Stunden schwanden wie unbemerkte Augenblicke. Der alte ehrliche Mann meinte, ich hätte Aurelien nicht so leichten Kaufs aufgeben sollen, dergleichen käme nur einmal im Leben, mit rechtem Ernst der Liebe würde ich die offenbar auch Liebende gewiß zur Raison, d. h. zum Traualtar gebracht haben.

Katharina's Krieger konnten sich nicht erbitterter gegen die wüthenden Türken geschlagen haben, als wir die fünf Parthien auf dem Schachbrett uns rauften, ohne an irgend etwas außer uns zu denken. Fürst und Fürstin hatten sich nach Endigung des kurzen Concertes hereingeschlichen. Wir bemerkten sie nicht in der Hitze des Kampfes. Noch lange hätten wir sie nicht bemerkt, wenn nicht eine Cigarrenwolke des Unmuths vom alten Doktor der Fürstin ein heftiges Husten verursacht und ihr Lachen den Husten vermehrt hätte. Erschrocken sprangen wir auf, die Etikette fuhr uns in die Beine, staunend bemerkten wir den ungeheuren Dampf im Zimmer, während der Fürst lachend eine Cigarre anzündete und das Fenster öffnete.

Was er wünschte, sah ihm die Fürstin an den Augen an, mit einem zärtlichen Kuß sagte sie ihm gute Nacht, streckte uns mit einem neckischen: „Gute Nacht" zugleich beide Hände zum Kuß hin und huschte trällernd in das andere Zimmer.

Tres faciunt collegium, begann frohen Humors der Fürst, indem er sich auf einen Stuhl niederließ und uns dasselbe zu thun winkte; der alte Kapellmeister ist todt!

„Gott sei Dank!" platzte ich heraus, ohne eigentlich zu wissen warum; aber in demselben Augenblick ging mir auch schon ein Licht auf.

Warum Gott sei Dank? frug der Fürst.

„Nun, weil wir hoffentlich jetzt einen jungen bekommen, welcher nicht glauben wird, daß alle Nachtigallen und Lerchen nur Erbärmliches singen, seitdem Bach, Händl und Gluck todt sind."

Vortrefflich! Aber woher schnell einen tüchtigen jungen Mann nehmen?

„Ich weiß einen —"

Wo?

„In Frankreich."

Ich bin ein deutscher Fürst, glaube zwar, daß die Kunst im Allgemeinen keinem besondern Land angehöre, daß ich aber doch vorzugsweise die deutsche Kunst und deutsche Künstler fördern müsse.

„Dafür möchte ich Ihnen die Hand küssen. Allein — der junge Mann ist ein Deutscher, so gut als wir beide, überdies Ihnen sehr wohl bekannt, mit einem Wort Karl H., unser Jugendfreund, der einst Ihr Hofprediger werden wollte."

Unser charmanter Karl? Musiker ist er geworden?

„Ein tüchtiger, ein ganzer! Bei Gott, mein gnädigster Fürst, — ihm erweisen Sie eine Wohlthat, Ihrer Kapelle eine Ehre und Ihrem Hof manche frohe Stunde, machen Sie ihn zu Ihrem Kapellmeister!"

Versteht er alles hinlänglich? Ferdinand! — als Mann und Freund: Ist er in keiner Hinsicht ein Unwürdiger?

„In keiner! Er ist ein Ehrenmann und ein tüchtiger Künstler."

Ich bin kein Freund der allzuschnellen Entschlüsse; aber nicht wahr, lieber Doktor, heute darf ich dem da keine Bitte abschlagen? Hier meine Hand und mein Fürstenwort, Karl ist mein Kapellmeister, du kannst es ihm morgen gleich schreiben, die Förmlichkeiten besorge ich.

Geschehen ist's, schnarrte mißmuthig der Doktor, abermals haben Sie, gnädigster Herr, vom guten Herzen sich hinreißen lassen, daß der höchstselige Herr Papa sich im Grab umdrehen wird. Diese Staatsaffairen im geheimen Plauderstübchen taugen den Teufel nicht. Heute haben Sie einem ächten Biedermann

und Freund zu Liebe gehandelt, morgen erschleicht vielleicht ein Schranze Ihren gutmüthigen Augenblick und damit ist das Gunst- und Günstlingsregiment fertig, ehe man sich umsieht, und schlecht regiert wird mit dem besten Kopf und dem herrlichsten Willen. Ein Fürst, mein durchlauchtigster Herr, wäre ein sehr armseliger Mann, wenn er nicht zuweilen mit seinen wahren Freunden eine Cigarre schmauchen und die Etikette in die Ecke werfen dürfte. Aber — Weisheit und Gerechtigkeit gehen zu Grabe, wenn auch der vertrauteste Freund oder Diener sich herausnehmen darf, in irgend einer Angelegenheit des Landes im Hinterstübchen vorzutragen und dekretiren zu lassen. Doktor bin ich, prakticiren muß ich, sobald ich das Symptom irgend einer Krankheit finde und erkenne; dixi, recipe!

„Dank, alter Bär, du brummst einen schönen Grundbaß. Weisheit spricht aus deinen Worten und väterliche Tugend; aber heute scheint der Satz am unrechten Ort angebracht zu sein. Keine Landesangelegenheit ist die Hofkapellmeisterstelle, sondern meine eigene, und darin darf ich wohl meinem Ferdinand einen Gefallen thun.“

Jedenfalls ist es eine öffentliche Angelegenheit, worauf die Blicke von Hoch und Nieder weilen; — eine Entscheidung, deren Quelle jeder bald erkennen wird. Haben es die Leute erst einmal los, daß das Grundprincip aller Gerechtigkeit „audiatur et altera pars,“ das heißt hier, eine öffentliche officielle Berathung nicht immer nöthig ist, um einen fürstlichen Entschluß zu erzielen, so ist keines Fürsten Herz so tief umwässert und so hoch umwallt, daß nicht jene Raubvögel und Füchse und salva venia all jenes Ungeziefer einen Weg dahin finden sollte. Dann gute Nacht Regierung nach Grundsätzen einer vernünftigen Monarchie! Gute Nacht Grundsätze überhaupt! Dann beginnt die Laune ihr Narrenregiment, der Fürst wird, ohne es zu wissen und zu wollen, ein Despot, und dabei all' seiner schönsten Gerechtsame verlustig, ein ärgerlich beschränkter Regent, ohne Willen und Kraft, ohne eigene Augen und Ohren, ein Sklave seiner Diener.

„Du malst à la Rembrandt, — kraftvoll, aber wunderlich.“

Wahr, schauerlich wahr! Denn solches Regiment wird selbst dann ein Verderbniß und Unglück, wenn der Fürst nur wahrhaft edeln und klugen Männern Gehör schenkt, weil solches Unwesen stets offenbar wird, aller Welt eine gewisse Schwäche des Regenten verräth und endlich Allen glauben macht, daß nicht Gesetz und Staatsweisheit, nicht väterlicher Wille und gutes Herz des Regenten, sondern Zufall und Laune des Günstlings das Scepter führen. Damit ist alles Vertrauen im Volk verloren, alle Liebe und Freude gefährdet und die ganze Staatsdienerschaft binnen wenigen Jahren demoralisirt, der herrlichste Mann auf dem Thron zu einem Popanz herabgewürdigt.

„Freund Doktor, du springst mit einem Satz zum Extrem!“ (Forts. folgt.)

Träumereien über musikalische Kritik.

(Fortsetzung.)

Eine alte, wohlgeharnischte Symphonie voll Schweißtreibender Lust im habit habillé mit Reifrock, Pöschen, Perücken und Schminkpflästerchen gar zierlich aufgestutzt, eröffnete in kunstgerechten Parade- und Tanzmeister-Schritten wandelnd, mit der unendlichen, über allem Gefühl schwebenden, Ruhe der wahren Kunst — den Reigen, und brauchte geraume Zeit, bevor sie auf ihren drei, unter sich gegenseitig eifersüchtigen Beinen den Saal wieder verlassen konnte. Die gelehrten Herren hatten Entzückens-Gesichter geschnitten, Sphärentöne und Davidsharfen und Orpheusklänge bewundert; sie applaudirten wie rasend. Das Volk hatte von dem allem nichts erlauschen können, stumm und mitunter gar herb gelangweilt, dies Tonstück mit angehört, — und applaudirte nun wie rasend mit den gelehrten Herren — aus Freude: am Ende der ersten Station angelangt zu sein; und aus Dankgefühl für die unsägliche, wenn gleich fruchtlose Anstrengung der Herren Künstler, ihm Vergnügen zu erstreichen und zu erblasen. Die ganze Symphonie hatte kein Wörtchen gesprochen zum Herzen der nicht gelehrten Zuhörer. „Ist das wirklich Musik?“ fragte einer den andern.

Nun sang der wilde Vaterlandsheld Maccabäus seine berühmte Arie voll Feuer, gewaltiger Glut in den Worten und stürmischer Declamation der Töne. Dazu contrapunktirte die Oboe. Die gelehrten Herren schnitten Gesichter der Wonne, zappelten wie Fischchen, stöhnten und ächzten: „Welch kühner Satz! welche Wahrheit und Klarheit, hört diesen Contrapunkt!“ — Das Volk hörte und hörte, ärgerte sich anfangs über die Oboe, welche so dünn und grämlich des Maccabäers Begeisterung nachbelferte, als wäre sie seine böse Frau, die ihn nicht wolle zu Feld ziehen lassen. Der Maccabäer schwieg ermattet, seine Frau behielt das letzte Wort. Die gelehrten Herren schrieen wieder Bravo aus vollen Lungen und klatschten wie wahnsinnig. Das Volk klatschte in des Himmels Namen mit und freute sich dabei fast mehr, als beim Zank des Maccabäers mit seiner Frau Oboe. Mancher hatte indessen seine Kenntnisse wesentlich bereichert. Wenn fortan des Kürschners Frau widersprach und brummte, so schob er gelehrt die Mütze bei Seite und sprach: Frau Sabina Oboe — mache mir keinen Contrapunkt, das ist kanibalisch! — Aber die Leute hatten doch gelernt, daß eigentlich der Contrapunkt die Seele, die Essenz, die Poesie der Musik ist. Sie wußten nun auch genau, den Unterschied zwischen den Juden und Spartanern. Diese trieb man mit der Flöte in die Schlacht, jene machte eine Oboe kampflustig. Also zwei wichtige Sätze: Spartaner sind keine Juden, und: die Musik ist nicht Musik, sondern der Contrapunkt ist Musik! Genug der Weisheit für 16 Groschen!

Jetzt trat ein Männchen hervor, zierlich anzuschauen, im eleganten Feiertagskleid, mit seidenen Waden und einer Brille auf der Nase und weitblitzenden Brillanten an den Fingern. Das Männchen machte einen möglichst linkischen Knix, setzte sich vor den aufgeschlagenen Flügel, nickte dem Kapellmeister gravitätisch zu, und der E dur-Akkord dröhnte durch den Saal, daß einem ganz wohlgemuth im Herzen wurde, und noch einmal. Den A-Trompeten behagte das E und H, sie bleiben darauf liegen im hüpfenden Schnelltrrrrderengtheng, daß alle Instrumente schweigend lauschen. Die Oboe kann sich nicht mehr helfen, sie schreit gis dazu. Die Flöte trämmt wie geisterabwerfend in melancholischer Liebelei über As, F, E und D herab, Fagott und Posaune, entsetzt ob solcher Irrgänge, krakelen dazu ein lang anhal-

tendes, immer stärker anschwellendes E, bis plötzlich das ganze Orchester, erfreut über solche Zurechtweisung laut aufjubelt: A dur. Nur darauf hatte das Männchen am Flügel gelauert. Jetzt brach es los, mit allen 10 Fingern zugleich hinunter und herab, die Kreuz und die Quer springend, durch alle Accorde, Ausweichungen, Übergänge, Dissonanzen, Auflösungen, Modulationen, in wilder Taranteljagd. Es verschnaufte sich zuweilen auf einem Halt, schöpfte Athem auf einigen Takten Adagio, glaubte in einem schmelzenden Andante gefunden zu haben, was es suchte, sprang aber plötzlich wieder ab, und raste wie zuvor in wilder Jagd umher, bis es endlich mit allgemeiner Übereinstimmung glücklich wieder in A dur ankam, und fast athemlos aufstand. Der Beifallsjubel nahm kein Ende. Aber das Volk konnte nicht begreifen, was das nette Männchen zu solcher Hetzjagd könne verdammt haben, und was es wohl suchte und erjagen wollte. Das Volk bedauerte das Männlein, welches so freudenlose Arbeit verrichten mußte. Ein Spaßvogel sprach: „Ja, Meister Kürschner, es ist keine Kleinigkeit, und solche Beharrlichkeit verdient das größte Lob. Dies Männchen, so wie sie es hier sehen, müht und hetzt sich schon seit vielen Jahren ab, um ein so Vielen unerforschliches Geheimniß aufzufinden. Er sucht unablässig: Bedeutung, Gesang, Melodie, Musik!“ „Na, in Gottesnamen,“ meint Meister Kürschner, „das ist sehr löblich; aber künftig mag er immerhin allein suchen und jagen, und soll uns nicht wieder zu solcher Treibjagd einladen. Wir bezahlen, um Musik zu hören, nicht um Musik suchen zu helfen!“ —

Soll ich noch erzählen, was in der zweiten Abtheilung sich ereignete? Ganz dasselbe, lieben Freunde, nur mit andern Dingen und Worten. Das Volk ging immer seltener in die Concerte, und fortan dahin, wo Musik, wirkliche Musik Leib und Seele ihm labte und erfreute. Die Concerte abstrahirten geraume Zeit ganz von Musik, d. h. von der Kunst in ihrer eigentlichen und höchsten Bedeutung. Sie bildeten mehr Probesäle, examina rigorosa, Preisaustheilungs-Feierlichkeiten im Gebiet der Musik als Wissenschaft, der technischen Kunstfertigkeit der Tonsetzer, Instrumentalisten und Sänger und mechanischer Vervollkommnung der Instrumente.

(Fortsetzung folgt.)

Puntes.

*** Aberglaube bei den Delawaren. Die Ausflüge der Delawaren, sowohl zum Krieg wie zur Jagd, sind weit und kühn. Ein kleiner Haufe dieses Stammes dringt weit in diese gefährlichen und feindlichen Wildnisse ein, und rückt mit seinem Lager bis zu den Rocky Mountains vor. Dieser kühne Muth mag durch eine ihrer abergläubischen Ansichten noch erhöht werden. Sie glauben nämlich, ein Schutzgeist wache über sie in Gestalt eines großen Adlers, der weit über dem Gesichtskreis im Himmel schwebe. Manchmal, wenn er recht zufrieden mit ihnen ist, schwingt er sich in die tieferen Regionen herab, und man kann ihn sehen, wie er die Schwingen gegen die weißen Wolken ausbreitet. Dann ist die Jahreszeit glücklich, das Getreide wächst prachtvoll und das Glück begünstigt sie auf der Jagd. Manchmal ist er aber ärgerlich, und dann läßt er seinen Zorn im Donner aus, der seine Stimme ist, und im Blitz, der das Leuchten seines Auges ist und den Gegenstand seiner übeln Laune tödtet. Die Delawaren bringen diesem Geiste Opfer dar, und zuweilen läßt er eine Feder aus seinen Schwingen, als Zeichen seiner Zufriedenheit, niederfallen. Diese Federn machen den Besitzer unbesiegbar und unverwundlich. Die Indianer schreiben in der That allgemein den Federn des Adlers eine geheimnißvolle und hohe Kraft zu. Einst wurden ein Haufen Delawaren während eines kühnen Einfalls in das Jagdgebiet der Pawnees auf einer der großen Ebenen umzingelt und fast vernichtet. Die Ueberlebenden flüchteten sich auf den Gipfel eines jener vereinzelten und kegelförmigen Hügel, welche fast wie künstliche Erhöhungen inmitten der Prairien sich erheben. Hier opferte der fast zur Verzweiflung gebrachte Häuptling dem Schutzgeiste sein Pferd. Plötzlich stürzte ein ungeheurer Adler aus der Luft nieder, faßte das Opfer in seine Klauen, stieg in die Luft empor und ließ eine Feder aus seinen Flügeln niederfallen. Der Häuptling hob sie entzückt auf, befestigte sie auf seine Stirne, führte seine Leute den Hügel hinab, schlug sich durch den Feind und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, während keiner seiner Leute die leichteste Wunde davon trug.

(Irving's Steppenreise.)

*** Ueber Fr. v. Raumer's (historische) „Briefe aus Paris“ (zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, aus Quellen der königl. Bibliothek in Paris), welche unter dem Titel: *Interesting Documents in the Royal Library at Paris etc.* in engl. Uebersetzung erschienen, äußern sich die brittischen Literaturzeitungen äußerst günstig.

*** Gesunde, tüchtige Kinder des Frühlings sind Joh. N. Vogl's: „Balladen und Romanzen“ (Wien. 1835. Verlag von J. B. Wallishausser). Der Dichter ist ein Oestreicher. Es scheint mir Pflicht, diesen Umstand zu bemerken und hervorzuheben, weil man von Seiten des übrigen Deutschlands gegen Oestreichs literarischen und namentlich: poetischen Fond noch immer sattsam ungerecht und partheiisch ist; wenn auch Einzelne, wie: Zedlitz, Hammer, Grillparzer, Deinhardstein, Castelli, Auersberg, Raimund, Bauernfeld bereits gerechte Anerkennung fanden. Man hegt im Allgemeinen über dies Volk noch immer die — wie soll ichs nennen? — barocke, läppische Ansicht, daß das Leben ihm die Dichtung absorbire; machte sich doch erst neulich die irrige Meinung eines geistreichen Mannes öffentlich geltend: in Oestreich sei kein ächter Humor auf der Bühne möglich! Ja freilich, wenn Ihr Albernheiten, wie die Nestroy's oder die Langweiligkeiten Kurländer'scher Fabriksübersetzungen in Anschlag bringt! Ich möchte gerade behaupten: unter keinem Breitegrade Deutschlands sei vielleicht mehr ächter Fond von Poesie vorhanden, als gerade in Oestreich; natürlich darf man das Quantum, wie die Qualität eines solchen nicht nach der Theaterzeitung bemessen, und vielleicht gibt es auch wieder nirgends so viele, ganz communs, durch und durch katzenjämmerliche, unnütze, alberne Poeten- und Recensentennaturen, als auch wieder in Oestreich. Die Besten lassen wenig von sich hören, oder gehen unter dem Wust von Gemeinheit, mit dem man diese Saat vielleicht düngen zu wollen scheint, unter den tausenderlei Rücksichten, tausenderlei Käsekrämereien, zu Grunde. Es ist Pflicht, auf jede kerngesunde Oestreichische Waldnatur, deren Haupt diese Rinde durchstößt, hinzuweisen; es wäre verdienstlich, der jungen Literatur Oestreichs ein Organ zu öffnen; freilich dürfte kein Groß-Hoffinger sich zum Tribun eines solchen Forums aufwerfen, ein Mensch, dessen Schamlosigkeit in allen literarischen Dingen nicht blos seine Landsleute, sondern jeden Deutschen erröthen macht. Oestreich müßte sich vor allen Dingen von seinen literarischen Lumpen emancipiren, von denen es, was seine Ehre und Thatkraft betrifft, fast noch mehr zu leiden hat, als von der Censur. — Doch ich kehre von diesen frommen Wünschen zu Vogl zurück. Frische, regsame Schwingen hat er und ächte Naturlaute in der Brust, die überall Anklang finden werden. In der Mehrzahl dieser Romanzen ist wahre, fast möcht' ich sagen: musikalische Lyrik — Innigkeit, Leidenschaft, Zartheit, Freiheitsdrang, ohne politischen Metall-Beischmack. „Der Deserteur“, „das Erkennen“, „die beiden Mütter“, „des Todten Freunde“ u. a. sind Romanzen, deren sich ein Uhland nicht zu schämen hätte. — Seltsam ist der, wie mir's scheint, dem Oestreicher eigenthümliche Hang am Grausenhaften und Phantastischen, der sich auch bei Vogl findet, obwohl er die Zartheit und Wehmuth des Gemüths nie völlig unter Blut setzt. In dies Genre gehört die treffliche Romanze von der Friedhofsschenke, die etwas gezierteren: der Doge und das Meer, St. Sebaldus (ergreifend durch die große Einfachheit der Behandlung). — Aus einzelnen Liedern, wie in der Romanze „von den schwarzen Augen“ hört man wahrhaften alten Volksklang heraus, sie reihen sich an die besten deutschen Volkslieder. Das Volksthümliche, was in der Mehrzahl dieser Lieder durchklingt, ist's überhaupt, was sie mir besonders werth macht. — Minder gelungen sind nach meiner Ansicht jene historischen Romanzen, die der Oestreicher gemeiniglich schlechthin: „Balladen“ nennt; darin offenbart sich eine gewisse Manier, gewisse wiederkehrende modern-alterthümelnde Formeln, kurz etwas „Gemachtes“, wodurch sie im Durchschnitt frostig werden. Von dieser historischen Balladerei, in welcher Seidl zu seiner Zeit stak, Auersberg seinen letzten Ritter, ich meine Wittelsbacher, Frankl sein Habsburglied abhaspelte, muß sich Vogl und die östreichische Lyrik frei zu machen streben, und sein frischer, sangkräftiger Geist bürgt bei ihm dafür.

D.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 120. 1835.

477

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 20.

Donnerstag, 21. Mai.

Thron und Altar.

(Vergl. die Theologie und die Revolution. Oder die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. Von Dr. K. G. Bretschneider. Leipzig, Vogel. 1835.)

Obgleich die Alten auf unerklärliche Weise an ihrer wunderlichen Fabellehre hingen und die Verehrung der Götter von den Institutionen des Staates abhängig machten, so war ihnen doch ein Territorialsystem im Sinne der Neuern unbekannt. Sie ließen wohl erst ein Dekret des Volkes vorangehen, um den Cultus der phrygischen Lärmgöttin nebst einem großen Steine, der eine durch Rhea repräsentirte Kraft der Cybele ausdrücken sollte, in Rom einzuführen; doch gibt die Toleranz der Römer gegen alle fremde Culte hinreichend zu erkennen, wie geringfügig bei ihnen die Verbindung politischer und religiöser Ideen war. Der Staat war ihnen etwas in sich Abgeschlossenes, ein Ganzes, das keiner weitern Integration bedurfte. Überall, wohin die Waffen der römischen Republik siegreich vordrangen, blieben die heimischen Altäre in Ehren gehalten, ein Grundsatz, der durch eine Art von Superstition sogar einen heiligen Beischmack bekam. Die Alten fanden das Göttliche nicht im Gegenstande ihrer Verehrung, sondern in der Verehrung selbst. Sie waren weit entfernt, fremden Göttern eine geringere Macht als den eignen zuzuschreiben, und fürchteten wenigstens negativ eine Reaktion der unterdrückten Culte, die Rache der fremden Gottheiten. Bei dem gränzenlosen Universalismus, der bei'm Untergang der alten Welt die Religion ergriff, bei den zahllosen Personificationen göttlicher Begriffe und den Hypostasen mystischer Ideen kann diese Toleranz weniger auffallend, oder doch für unsere Zeit weniger beweisend erscheinen, da es der Vergleichung zum größten Theile an gleichen Merkmalen gebricht.

Erst das Christenthum schuf die schwankenden Wechselseitigkeiten von Kirche und Staat. Aus einer kleinen Krippe wandte sich das Christenthum an die Welt, von Personen an Völker; politische Institutionen umging es sorglich, umging es sogar mit weltlicher Klugheit, jener christlichen Schlangenklugheit, deren Gebote, namentlich in Betreff der Obrigkeit, man niemals so verbindlich hätte machen sollen, als von theologischen Politikern und politischen Theologen geschehen ist. Mit Constantin wurde jene unglückselige Idee von christlichen Staaten geboren, das Territorialsystem mit seiner intoleranten Devise: cujus regio, ejus religio. Die Hierarchie und das weniger staatliche als volkliche Element der mittelalterlichen Dynastien milderte einen Grundsatz, der im Zeitalter Ludwigs XIV. der Bundesgenosse des absoluten Dogma's werden mußte, und in Dragonaden sich kenntlich genug aussprach. Der Papst und der Kaiser kannten schon längst das Prinzip des modernen Systems; sie stritten über das Recht der geistlichen Belehnung, über Abhängigkeit der Lan-

derkirchen von einem unter ihnen; sie debattirten die ganze neuere sogenannte Episcopalfrage: ihre historische Stellung gab ihnen beiden nur zu viel Gleichgewicht der Macht, sonst hätten sie schon einen Streit entscheiden können, der unter andern Verhältnissen später wieder aufgenommen und auf eine wunderliche Weise zu Gunsten beider Partheien entschieden wurde.

Wer kann läugnen, daß sich beide, die Kirche und der Staat, im Schutze des Territorialsystems vortrefflich befinden? Der Staat, welcher von der Kirche die Beweise für seine Existenz, sie mag auch noch so historisch ungerecht sein, leihen darf; die Kirche, welche ihre Dogmen mit den Bajonetten der Gewalt vertheidigt? Das ist es: Die Revolution oder, wie Herr Generalsuperintendent Bretschneider sagt, die Unruhigkeit der Völker hat eine bequeme Allianz, eine Allianz der Nothwehr zu Wege gebracht. Seitdem kann das Territorialsystem als von drei Partheien benutzt angesehen werden, von der ideologischen, der servilen und zuletzt sogar von der revolutionären Parthei.

Die ideologe Doktrin fängt bei den Ahnungen, welche sich in der Edda schon vom Christenthume finden, an und hört bei dem Widerstande gegen die Judenemanzipation auf. Der Ideologie ist das allgemein Menschliche immer so viel, als das Germanische: sie kennt den modernen Staat nur unter dem Prinzip des Christenthums: absolute oder constitutionelle Monarchie, gleichviel, beide sind für sie Nazarenische Blüthen. Diese Parthei wird immer bereit sein, jeden neuen Orden, den ihr Landesfürst stiftet, schon in der Bibel typisch angedeutet zu finden. Gehört der Tiersparti zu ihr? Man sollte es glauben, wenn man die Abgeordneten der Badischen Kammer über Judenthum sprechen hört, wie Rotteck sich vor einer Consequenz seines eignen Vernunftrechtes scheut, und ein Hr. Herr, ein Priester, nicht umhin konnte, zu erklären, daß er lieber die Cholera, als die Judenemanzipation seinen Committenten nach Hause bringen wollte.

Das Territorialsystem im servilen Sinne ist eine in's Weite getriebene Übertragung der geistlichen Gewalt auf den Landesfürsten. Hier kann die politische Macht sich jede Einmischung erlauben. Sie wird den Fürsten zum Hohenpriester der Nation machen, und ihn mit einer geistlichen Büreaukratie umgeben, welche, wenn sie über großes Vermögen geböte, viel Ähnlichkeit mit der Englischen Hochkirche hätte. Rationalismus und Supernaturalismus haben gegen dies System protestirt. Dieser will die Kirche in kleine Gemeindeparcellen, in Conventikel auflösen, und eine Gesellschaftsverfassung der Kirche errichten, die selbst bis auf den Bruder- und Schwesterkuß der alten apostolischen Zeit nachgeahmt ist. Jener geht weiter, als die apostolische Zeit. Die Presbyterien läßt er: er dringt auf Synodalverfassung, auf eigne Gesetzgebung, auf eine Autonomie der Kirche. Er will neue Concile, — ein böses Wort, das immer an Huß und Costniz erinnert. So lange diese beiden Meinungen noch in unerträgliche Extreme ausarten können, mögen sich die Zeitgenossen bei dem monarchischen Territorialsysteme beruhigen, welches ja doch früher oder später das Schicksal der Büreaukratie theilen muß, nach deren Muster es militärisch zugeschnitten wurde. Ich meine, es wird dem Drange des Liberalismus weichen: es wird, indem es sich an die Civilgesetzgebung und politische Verfassung anschließt, alle die Chancen miterleben, welche dieser selbst bevorstehen, mag es nun eine frühere oder spätere Verbesserung sein, eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde, wie Mirabeau sagte.

Zuletzt ist es denkbar, daß selbst die Revolution von dem Territorialsysteme Gebrauch macht. Sie hat es schon gethan. Es liegt in der Natur der Revolution, auch in ihrer Art, in einen faktischen Despotismus auszuarten. Die Revolution setzt sich gern auf den leergewordenen Thron und umgibt das Contra mit derselben Autorität, die das Pro kaum abgelegt hat. Für das Christenthum ergibt sich hieraus, daß ihm kein System so nachtheilig ist, als die Territorialverfassung. Denn indem diese die Kirche an den Staat knüpft, kann sie mit ihm auch unwiederbringlich verloren gehen. Kuppelt nicht so Vieles zusammen, was das Alterthum trennte. Die Verbindungsketten lassen sich im Augenblicke der Gefahr nicht so schnell lösen: das Eine reißt das Andre fort. Ihr sagt: wir sind sicher vor der Zukunft! Ich glaub' es; aber die Sicherheit liegt darin, daß man gefaßt ist für alle Fälle.

Herr Bretschneider beleuchtet die verschiedenen Fragen, welche in das Verhältniß von Kirche und Staat einschlagen, mit spezieller Rücksicht auf die schwebende Sachlage in Deutschland. Hr. Bretschneider ist ein mäßig freisinniger, hinreichend denkender Kopf, der die Geschichte der Reformation aus den Quellen studirt hat, und nur zuweilen an priesterlichen Paralysen leidet. Hr. Bretschneider argumentirt zu viel ad hominem. Es kann nur spaßhafte Wirkungen hervorbringen, wenn er, um den Rationalismus gegen die Anschuldigung, als sei er revolutionär, zu vertheidigen, fragt: haben die südamerikanischen Staaten Wegscheider's Dogmatik gelesen? Studirte Marat Bahrdt mit der eisernen Stirn u. s. w.? Überhaupt ist es gehässig, von irgend einer wissenschaftlichen Partheimeinung zu behaupten, daß sie vorzugsweise auf die Revolution hinarbeite: ebenso wie keine Empfehlung des Rationalismus darin liegt, daß er für die Monarchie, oder überhaupt für irgend eine politische Confession sprechen sollte. Denn sei es nun, daß Rationalismus Urchristenthum oder Perfektibilität der Lehre Jesu ist: er soll den Kern der christlichen Idee nicht in Auslegungen und Insinuationen verhüllen. Er soll zugestehen, daß das Christenthum Weltreligion ist, und sich an jede politische Gestaltung deshalb accommodirt, weil es ohne alle Beziehung auf

den Staat gestiftet wurde. Das Christenthum ist entweder eine theokratisch-apostolische Gesellschaftsverfassung, der Traum des Pietismus, oder es macht jede Parthei selig. Petrus hört an der Himmelspforte nur auf die, welche reines Herzens sind.

---

58) **Kronen und Ketten.** Historischer Roman von Eduard **Duller.** Drei Bände. Frankfurt, Sauerländer. 1835.

Es ist nicht zu läugnen, daß Eduard **Duller** sich in dieser Dichtung von dem neulich von uns bei Gelegenheit des historischen Romans gerügten Mißbrauch der Geschichte hat entfernt halten wollen. Er hat zu beweisen versucht, daß die Historie selbst, wenn man sie an der Quelle studiert, reich ist an romantischen Elementen, die künstlerisch benutzt allein schon das ganze Surrogat der hergebrachten poetischen Rektifikationsmittel unnütz machen. Nicht nur die politische Staffage beruht in diesem Romane auf bewiesenen Thatsachen, sondern auch Alles, was drum und dran ist an Liebe, Freundschaft, Malheur, kurz an Unterhaltung und Ergötzung. Hier drängt sich Mimili nicht durch die Eisencolonnen der mittelalterlichen Fehden, es ist kein Husarenoffizier von der Garde, der hier plötzlich mit seinem gewichsten Schnurrbarte, mit seiner geschnürten Taille und dem ganzen Ridicül seiner Poltronnerie in einen feudalen Harnisch gekrochen ist, und nun in die öde Nacht des Mittelalters hineinschreit: Auf Ehre! Auf Ehre! Das ist hier alles nicht. Duller wollte nichts, als die einfache Thatsache der Geschichte geben.

Jedenfalls ist dies der richtige Weg, um den historischen Roman wieder zu Ehren zu bringen, wenn auch dem Verfasser der **Kronen und Ketten** sein Plan im Ganzen und Großen nicht gelungen ist. Das Mißliche dieser vorliegenden Reaktion gegen die alte Manier liegt in demselben Mangel, der auch die chinesische Malerei nie auf eine Kunststufe erheben wird, nämlich im fehlenden Schatten. Wenn man früher von Duller gesagt hat, daß er Grau in Grau male, so thut er es hier Weiß in Weiß: war er früher zu dunkel, so hat man hier nichts als Sonnenschein, lauter Vorgrund, lauter Repräsentation, keine Abwechselung der Farben. Das Auge ermüdet bei diesem ununterbrochnen Anblick von Fürsten, Audienzen, Unterredungen, rauschenden Festkleidern. Es wird dem Leser nirgends heimlich, weil er immer nur zu schauen hat; nichts, als klare, destillirte Begebenheit und sonnenhelle Thatsache. Man möchte so gerne Ruhepunkte haben, die von dem Geräusche der geschilderten Begebenheiten fern lägen, und wo man nicht auf jedem Schritt einem Fürsten oder einer historisch erweißlichen Person begegnete; man sehnt sich nach irgend einer Basis durchschauerter und neugieriger Theilnahme; man arbeitet mit Hand und Fuß gegen das an, was der Dichter gibt, und zwar als Hauptsache gibt; denn man wünschte es nur als Relief, als Hintergrund kennen zu lernen; man möchte immer die mit allerlei wunderlichen Arabesken und märchenhaften Redensarten gestickten Teppiche seiner Darstellung wegbiegen und lauschen, was sich hinten begibt, und erschrickt dann, wenn nur dieser große Teppich da ist, und vor und hinter ihm das Unermeßliche.

Wenn Duller die Hälfte des Weges, den er eingeschlagen hat, um gegen die Manier des historischen Romans zu opponiren, wieder zurücklegte, so träf' er gerade da an, wo für seine Kunst die richtige Mitte liegt. Er hat die Geschichte nicht romantisirt, sondern dialogisirt. — Man kann doch den Roman selbst nicht aufgeben! Die Geschichte soll nur die Draperie einer solchen Dichtung sein: nur einige ihrer wesentlichen Daten dürfen sich als rother Faden durch eine Anecdote ziehen, welche der Autor aus seinen Mitteln beizusteuern hat. In dieser Hinsicht bleibt Walter Scott immer das sprechendste Beispiel: es kommt nur darauf an, einige seiner kleineren Fehler zu vermeiden.

Wenn man von Duller, Bechstein, Storch, Döring ꝛc. spricht, wird es immer nothwendig sein, auf Spindler zurückzukommen; denn sie ahmen ihm, was den **Roman** betrifft, Alle nach. Spindler hat das glücklichste Beobachtungstalent. Er wandte es auf die Zustände des Volkes an, und gab dem Mittelalter in seinen Dichtungen eine Färbung, welche neu war. Er brachte jenen geblümten, naiven Styl auf, der die Weise des Mittelalters gewiß zum größten Theile richtig trifft. Alles, was nur alte Volkslieder und die gelehrten Dichter jener Zeit an eigenthümlichen Wendungen charakterisirt, wandte er auf die Menschen an, die er schilderte. Das ist eine Weise recht herzig und allerliebst; aber auf die Länge und namentlich die Nachahmung hinaus, wird diese Weise unerträglich. Das war eine Mode; aber sonst ist wohl im Allgemeinen richtig, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und gebildetes, durch unsere Literatur geadeltes Schriftdeutsch sprechen. Die Gewaffen, die Gebreste, die Schönbartspiele, die Strolche werden in Dullers Romanen nicht mehr am rechten Orte sein, eben so wie der alte Nibelungenjauchzlaut Hei! der ihm ganz eigenthümlich anzugehören scheint. Ist doch das Fouque'sche „**Um Gott**“ auch jetzt aus der Mode gekommen und „**gemahnt**“ uns nur noch zum Lachen.

Dullers Kunst insbesondere betreffend, so sehen wir ihn auch in diesem Romane noch immer schwanken zwischen dem Drama und dem Epos. Die Mitte zwischen beiden ist recht eigentlich der Roman, und mit dessen Erfordernissen und Gesetzen will sich des Dichters Muse immer noch nicht zurechtfinden. Mit wildem, flatterndem Haare und tragischen Geberden ficht sie gegen die Luft. Der Roman soll freilich dramatisch sein, aber nicht theatralisch: er soll es an den

Stellen sein, wo Fülle der Handlung vorliegt; aber Duller's Roman ist es auch da, wo Ruhe und Erholung herrscht, ja selbst da, wo einer seiner Helden allein sitzt, und er jede Bewegung desselben verfolgt, als wär' es ein Schauspieler. Wäre das Plastik! Aber die Plastik ist ein Hauch, ein Anblick, dessen Kürze uns überrascht, die Plastik ist stumm, sie ist zuletzt nirgends, wo Duller's Unerschöpflichkeit alles unter Worte setzt. Könnte sich diese Übersprudelung mäßigen, könnte Duller als Herr und Herrscher über den Wassern schweben; dann müßte er durch seine Lebendigkeit und sein glänzendes Talent für die Bühne recht Genießbares stiften. Dann würde er auch einsehen, daß die deutsche Sprache das Wort hei! nur vor fünf Jahrhunderten kannte, als man für die Freude noch keine rechten Ausdrücke hatte, und daß das Wort ha! in ihr gar nicht existirt, sondern nur in dem falschen Pathos der Comödianten. Es ist für Duller schon viel gewonnen, wenn seine Helden nicht mehr ha! rufen dürfen; denn mit diesem Ha! werden ähnliche störende Interjektionen, werden die Dialoge und Monologe und Gebete aus seinen Romanen verschwinden. Duller wird mehr auf die Ökonomie seiner Dichtungen zu sinnen anfangen. Die Ökonomie des Romans ist aber 1) die Einschachtelung und 2) die Perspektive. Ich will die Geheimnisse der Kunst nicht profaniren, nicht die Schallröhren zeigen, durch welche Pythia im Grunde mehr begeistert wurde, als durch den Rauch des Dreifußes; aber die Nennung jener beiden technischen Ausdrücke wird hinreichen, um Duller aufmerksam zu machen. Es gilt, Romane zu schreiben, welche mit Schlauheit angelegt sind, welche den Leser cajoliren und spannen, Romane, bei denen man sich auf das Ende stürzt und immer wieder neue Vorsprünge findet, die man zu umgehen hat, Romane, die sich nicht wie das Epos aus dem Kern herausspinnen in's Unendliche, d. h. bis zum Tode des Helden, sondern die gleich in den ersten Scenen ein Ziel setzen, worauf man bis zum Schlußkapitel gespannt ist, und das drei Bände hindurch abzuwarten, es immer neuer vorgeschobener Interessen der Neugier bedarf. Ist einmal der Poet bis zu diesem Raffinement gekommen, dann schwinden auch alle jene Monologe und mitgenommenen Coulissen, welche doch niemals darauf Anspruch machen können, für reine, keusche und jungfräuliche Poesie zu gelten.

Es ließ sich von Duller erwarten, daß dieser Roman viele einzelne Schönheiten enthalten wird. Sie sind zahlreich vorhanden; aber niemals im Gespräch, oder im Ausdruck, sondern fast immer da, wo er sich am kürzesten faßt. Schön ist die Scene, wo der Herzog von Burgund in der Gemäldegallerie Orleans' unter den Bildern, welche die Geliebten seines Feindes vorstellen, das Bild seines eignen Weibes findet. Desgleichen die kurzen Worte, daß Orleans' Wunden zu bluten anfingen, als der Mörder an seine Leiche trat. Dann die Katastrophe des des-Essarts; ferner die Vorladung des Herzogs Heinrich vor die Vehme; eben so tief ist der kurze Aufschrei der Agnes Bernauerin, als ihr Herzog Albrecht die Ehe verspricht; rührend ist des Törringer's Tod und ganz besonders genial die stumme Trompete eines harthörigen Thürmers und des Männleins Nicken oben in der Luft, als Törring niedergeworfen wird. Dies ist schön wie eine Platte von Hogarth. Aber warum muß man solche Stellen aufsuchen? Sie würden sich überall und von selbst anbieten, wenn Duller sich entschließen könnte, mit seinem Talent für mittelalterliches Arabeskengeschnörkel, für Darstellungen, welche an alte Mönchsschildereien und Legenden erinnern, sich mäßig und enthaltsam auf einen engen Kreis seiner Phantasie zu beschränken, ruhig, still an seinen Gestalten zu zirkeln und sauber und nett im Ausdruck zu werden. Dann würd' er zwar nur sehr dünne und sehr wenig Bücher erscheinen lassen; aber sein unverwüsteter Fond, das Saatkorn einer üppig und geil aufgeschossenen Phantasie läßt vermuthen, daß sie dafür desto vorzüglicher sein würden.

---

30) Elisabeth Tarakanow oder die Kaisertochter. Ein historischer Roman aus der neuesten Zeit, von Wilhelmine Lorenz. Altenburg und Leipzig, Expedition des Eremiten. 1835.

Ich hasse auch bei Fabrikarbeiten nichts ärger, als die beliebte Mittelmäßigkeit. Das Mittelmäßige ist, — was die langsame, aber sichere Nachwirkung auf den Geschmack der Menge betrifft, — noch schlechter, als das absolut Schlechte. — Der Kanevas, womit dieser novellistische Divan überzogen ist, hat zum Druckmuster eine von jenen hundert scheußlichen Tragödien, welche die russische Geschichte darbietet, von jenen Tragödien, die so winzig, so unbedeutend und anekdotenartig anfangen, die sich wie eine Intriguen-Komödie fortspinnen und die dann plötzlich, ehe man sich's versieht, mit einer nervenerschütternden Barbarei schließen. An dem vorliegenden Buche nun ist nichts zu rühmen, als das, was aus dem poetischen Stoffe hätte gemacht werden können, wenn es sich überhaupt bei der Verfasserin um poetische Anschauung und schaffende Kraft handelte. Aber die Frauen können nur empfangen, nicht selbst schaffen, höchstens — Empfangenes wiedergeben. Statt den gegebenen Stoff als selbstständige Dichtung wieder zu gebären, hat man sich hier begnügt, das erste Thonmodell mit den gewöhnlichen falschen Blumen, verschossenen Bändern und altmodischen Kropfperlen der Leihbibliothekenromane zu behängen und nach dem Schnitt von Anno Wind, als der große Eins ging, aufzustutzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 121. 1835.

481

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 22. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Das Extrem ist auch unversehens da, sobald man einen einzigen Schritt von der Linie abweicht; das Extrem erscheint wenigstens in der Meinung des Volks.

„Wollt ihr Engel zu Fürsten haben?“

Kein Volk ist heutzutage mehr so dumm oder so schlecht, daß es in den von Gottes Gnaden ihm verliehenen Regenten höhere, übermenschliche, makellose Wesen verehren und fürchten zu müssen glauben sollte. Darum läßt sich auch jedes von seinem Fürsten — in welchem es die personificirte Vorsehung liebt — menschliches Irren und menschliche Fehler gefallen, ohne an Liebe und Ehrfurcht etwas Wesentliches zu verlieren, — so lang es weiß, daß Irren und Fehlen von dem Fürsten selbst, von dem Menschen auf dem Thron ausgehen. Es ist eine Religionssache, darüber mit Geduld und Ergebung sich wegzusetzen. Allein Religionsgefühl, Geduld und Ergebung haben schnell ein Ende, sobald das Volk bemerkt, daß Irren und Fehlen nicht mehr von dem Repräsentanten der Vorsehung, sondern von dessen menschlicher Umgebung, von Schranzen, Günstlingen, Privilegirten, d. h. von usurpirenden Wesen seines Gleichen ausgehen, mithin, daß es der Willkühr einzelner den Herrscher beherrschender Menschen unterworfen und preisgegeben ist. Nie empörte sich ein ganzes Volk gegen einen eigentlichen Selbstherrscher, stets und überall nur gegen die Herrschaft der den Selbstherrscher beherrschenden Kasten und Kasten und Individuen. Nie kann auch der grimmigste wahrhaft selbstherrschende Despot ein Volk so tief verwunden und beschädigen, als dies jene Günstlingsherrschaft beinahe immer und wahrlich oft unwillkührlich thut; denn sie verdirbt Leib und Seele zugleich, vergiftet die Erde und die Wasser und die Lüfte.

„Ehrlicher, guter Doktor, — aus dir spricht meines Vaters Geist und Herz, — bei Gott zu meinem Herzen!“

Fünfundvierzig Jahre habe ich mit dem höchstseligen Herrn Leid und Freude getragen. Er liebte mich wahrhaft brüderlich, wir plauderten hier in diesem Zimmer manch vertrauliches Stündchen, wir sprachen über ernste hochwichtige Dinge und Staatsangelegenheiten als zwei gegenseitig sich belehrende Männer, wir waren stets entschlossen, dem Wohl des Ganzen uns ganz zu widmen; aber beschlossen wurde hier niemals mehr — als: diese oder jene Sache reiflich, der eingeführten Ordnung und der natürlichen Fürstenpflicht gemäß, zu berathen. Damit allein wird die Elasticität und redliche Thätigkeit aller Triebfedern der Staatsverwaltung erhalten und befeuert, damit allein kömmt Ordnung, Ruhe und Sicherheit in den Geschäftsgang, ohne daß bei einem wahrhaften Regenten jener andre Fluch der Bureaukratie jemals sichtbar werden könnte. Ja, gnädigster Herr: Regent sein heißt regieren, nicht: sich regieren lassen! „„Regieren heißt nicht seinen Launen fröhnen und sich selbst als den Endzweck der Schöpfung betrachten, sondern den Willen Gottes offenbaren und bethätigen, die Glückseligkeit seiner erhabenen Stellung erkennend und ehrend, Gottes Gnade über ein ganzes Volk ausströmen, das Glück Aller als seinen einzigen Beruf, als sein schönstes Glück

betrachten."— So sprach Papa in dem Augenblick, als Sie weinend an seinem Sterbelager knieten und seine Seele vor Gott zu erscheinen bereit war! —

23. Der Abschied.

In der goldnen Morgenstunde schrieb ich an meinen guten Minister in Rom, mein Schweigen auf sein so liebevolles Schreiben zu entschuldigen, und zugleich meinen Entschluß, den Staatsdienst ganz zu verlassen, ihm kund zu geben. Ein fast kriechend höflicher Brief des Viceministers, welchen ich gestern so gröblich beleidigt hatte, bestärkte mich in meinem Entschluß. Der Jämmerliche hatte bereits einen Andern an meine Stelle dem Inquisitoriat überwiesen, und bat mich, ganz von Geschäften auszuruhen, bis ich selbst ihm wieder erklären würde, arbeiten zu wollen. Eine Menge Glückwünschungsbesuche jagten mir vollends das Blut zum Kopf. Menschen, welche mit einem Blick mich gern vergiftet hätten, raunten, mir Glück zu wünschen,— daß der tolle Hund mich nicht gebissen, und daß das Eisen an meinem Flintenschloß stärker gewesen, als der Schädel des Ungethüms. Ich war zu jung, zu wenig abgeschliffen, zu wenig Herr meiner selbst, um solche ganz gewöhnliche Nichtigkeit leichthin und glatt an mir vorübergehen zu lassen. Kalt und schroff behandelte ich diese Leute, mit baarer Verachtung.

Schulkameraden, welche ich wahrhaft brüderlich liebte und für brave Kerle hielt, krochen heran wie peitschenscheue Hunde, bettelten um Gunst und Protektion. Männer, welche wenige Tage zuvor schonungslos genug gewesen waren, Mutter und Schwestern ob meines in Ungnade-gefallen-seins zu verhöhnen und blutige Stacheln in ihre Herzen zu drücken, machten ihnen jetzt den Hof, erklärten mit süßen mystischen Worten, warum der Fürst politischer Weise sich habe gegen mich erbost stellen müssen, prophezeihten mir die wunderlichsten Glücksfälle und freuten sich kindisch, daß dennoch stets Genie und edles Herz triumphiren und zu Ehren kommen müßten.

Unter solchen Menschen sollte ich leben, mit solchen Wesen gemeinschaftlich am Wohl des Staates arbeiten, als ihres Gleichen vor der Welt erscheinen? Unmöglich, dagegen empörte sich mein Innerstes. Haß und tiefe Verachtung erfüllte mein Herz. Ich schwur mir selbst den unverbrüchlichen Eid, solchem Jammer zu entfliehen, mir selbst, der Wissenschaft und der heitern Kunst zu leben, selbst wenn ich dabei ein wenig hungern müßte. Die Sehnsucht nach Freiheit erfaßte meine ganze Seele, die göttliche wollte ich um jeden Preis erringen und wohlgemuth und sorglos überließ ich mich der lustigen Jagd nach diesem ewig vor uns her fliehenden Phantom.

Meine Antwort an den Viceminister war ein einfaches, trocken entschiedenes Abschiedsgesuch. Der Schlaue hielt das ganze Manöver für eine mit dem Fürsten verabredete Sache, damit dieser freie Hand gewänne, allenfalls noch einer kleinen Reise willkürlich mich einzuschieben. — — Schon nach einer halben Stunde hatte ich die gewünschte augenblickliche Entlassung in den ehrenvollsten Ausdrücken, und ein Billetchen dazu, worin man hoch und theuer versicherte, niemals im Leben mit so schwerem Herzen und tiefem Gram ein: ja! geschrieben zu haben.

Judas! lachte ich und eilte in's Schloß, um der Bauernaudienz bei der Fürstin beizuwohnen und von dem Fürsten Abschied zu nehmen. Beschlossen war es, noch in derselben Woche abzureisen. Wohin? das sollten mir die Sterne des Himmels sagen.

Die Bauern und Bäuerinnen im Sonntagsschmuck nebst den frischgewaschenen und stattlich aufgeputzten Kindern in dem glänzenden Salon der Fürstin gewährten ein interessantes Schauspiel. Bei einem Glas Landwein stand der Fürst mit den Bauern in einem Fenster im Gespräch über Ackerbau und Viehzucht. Die Frauen saßen auf der schwellenden Ottomane, frühstückten und staunten; denn die Fürstin saß auf dem Fußteppich am Boden und spielte mit den Kindern wie ein Kind, und freute sich königlich, daß ihre Prinzessin eben so flink, genäschig, neugierig und ungezogen war, wie die kleinen Bauermädchen, welche sehr bald vertraulich geworden, das Fürstenkind neckten, zerrten, zurückdrängten, als wären sie alle gleichen Schlages. Die Buben standen gleich den Schafen verdutzt in einer Ecke, mit ungeheuern Schinken- und Kuchenschnitten in Händen und Taschen. Essen und Trinken abgerechnet, fanden sie keinen besondern Anklang in all' der Pracht und Herrlichkeit, sie schienen alle verstummt in dumpfem Staunen und Brüten ob der unerhörten Dinge.

Den Fürsten rief die Conseilsstunde fort. Mit großer Herzlichkeit drückte er Männern und Frauen die Hand, dankte für die Freude, welche sie mit ihrem Besuch ihm gemacht hatten, bat sie, den Herrn Pastor und Schulmeister von ihm zu grüßen und eilte dann fort, mir die fernere Unterhaltung überlassend. Der Schlußakt des Festes begann. Männer, Frauen und Kinder wurden von der Fürstin in den anstoßenden Saal geführt, wo gleich dem Christgeschenk in zahlreichen Familien reiche lockende Spenden für jede einzelne Person aufgelegt waren, jedem Mann neben vielen Kleinigkeiten eine silberne Uhr mit silberner Kette, jeder Frau ein goldenes Kreuzchen um den Hals, jedem Haus die schön eingerahmten Bilder von Fürst und Fürstin. Nie sah ich so viele Thränen des Entzückens fließen. Staunen und Stolz wurden noch größer, als die Fürstin ihnen meldete, daß der Wagen sie heimzuführen bereit stehe. Sie selbst begleitete sie, mit ihrer Prinzessin an der Hand, bis unter das große Portal und wich nicht, bis alle wohlbehalten auf die ungeheure Jagdwurst gepackt waren, und die sechs Rappen mit ihnen fortbrausten.

(Fortsetzung folgt.)

Meerfahrt.

Die Wimpel weh'n, die Segel bläh'n und schwellen,
Und eben weil er droht, der Ocean,
Beginnt der junge Schiffer keck die Bahn
Ins dunkle Reich verhängnißvoller Wellen.
Was Furcht! — Den schnell bezwungenen Rebellen
Sieht er im Meer, lehnt's auf sich im Orkan.
Gefahr scheint ihm ja Nichts als — Unterthan
Des Muths, der auf den Stern, den demant-hellen
Der Kraft, des Glück- und Selbstvertrauens sich stützt. —
O! seht des Schiffleins Wogen, Schwanken, Ringen,
Kein Steigen, Sinken! — Wird's denn so vollbringen,
Wird solcher Muth von Zufalls Gunst beschützt?
Er wird's! — O, Glück! — — Wie? sprichst du
schon vom Glücke?
Wer hofft, der träumt, und Traum birgt manche Tücke!

Gelungen ist's, der Strudel ist durchflogen,
Triumph! der Schiffer darf dem Hafen nah'n,
Wo ihn so viele Freunde jetzt umfah'n,
Ihn, der so einsam zog ins Reich der Wogen.
Behaglich wird der Ruhe nun gepflogen,
Und Er, den wir so kämpfen, ringen sah'n,
Er freut sich an der Tafel weitem Plan
Der Gäste jetzt, die bei ihm eingezogen.
Wie selbstbewußt schaut er auf ihren Reihn,
Wie lauscht sein Ohr des Trinkspruchs Schlußaccorden:
„Für Ihn! Ihm Heil, deß Traum so wahr geworden!
Und Er? stimmt er in diesen Jubel ein? —
Er stimmt! O, Glück! — Wie? sprichst du schon vom
Glücke?
Genuß ist kurz — Genußgier seine Tücke!

Des Festes laute Freude ist verklungen,
Geschieden längst der Gäste frohe Zahl;
Doch hat das rechte Maas vom heitern Mahl
Die Bürgschaft ihrer Wiederkehr errungen,
Das Band der ew'gen Gastfreundschaft geschlungen.
Und still, am Meer, verklärt vom Abendstrahl,
Ergeht im Nachgenuß sich noch einmal,
Der Schiffer, sinnend, in Erinnerungen,
Und malt im Geiste still sich Zug für Zug
Wie er gehofft, erreicht und dann genossen.
Ist's denn vom Hauch der Meisterschaft umflossen
Dies Bild? — und spricht's: du thatest dir genug?
Es spricht's! O, Glück! — Jetzt rede dreist von Glücke,
In Selbstgenugthuung stirbt seine Tücke.

Albert Quednow.

Träumereien über musikalische Kritik.

(Fortsetzung.)

Die Kritik wandelte durch jene Säle, mit umgedrehtem Kopf, so daß das Gesicht nach hinten schauend, die Gegenwart und die Zukunft nur so sehen konnte, wie die fertigen Gläser und Spiegel der Vergangenheit sie zeigten. Es war die Zeit der Mumien-Manie. Alle Gebrechen und Übel und Krankheiten der Zeit sollten und konnten nur mit Mumie geheilt werden. Es war die Zeit, in welcher nur der ein Deutscher genannt werden sollte, der lange Haare, polnischen Rock, Pluderhosen und nackten Hals trug. Alles übrige wurde verlacht und verdammt. Es war die Zeit, in welcher Urbino und Michel Angelo für weichlich süße wälsche Schmierer und unwürdig erklärt wurden, einem Dürer und Cranach die Schuhriemen zu lösen. Es war die Zeit, welche nur in und aus längst bemoosten Gräbern Heil und Freude suchte, und keinen andern Garten für schön und ziemlich erachtete, als den halbvergessenen Holländischen mit den Alleen der zierlich beschnittenen Bäume und Sträuche, mit den regelrechten Tulpenbeeten und mit dem tiefkünstlichen, mystisch-geistigen Einerlei der einst so beliebten Labyrinthe. Es war die schöne Zeit des erhabenen Terrorismus, der alle lebenden Potenzen und Notabilitäten laterniseren und guillotiniren wollte, zu Ehren der reinen und legitimen Vergangenheit, der historischen Mächte. Es war die Zeit, in welcher man den Satz entdeckte, daß aus den Wurzeln alle Pflanzen aufschießen und daraus die schöne Folgerung sehr logisch ableitete, daß also auch Stamm und Äste, Blätter und Blüten und Früchte, in Form, Farbe, Geruch und geistigerm Inhalt ewig nur der Wurzel gleichen dürfen. Es war die schöne Zeit, in welcher das Rechnen die höchste Aufgabe der Kunst, das Gelernt-haben und Wissen der höchste Ruhm, das Können für eine revolutionäre Eigenschaft, Phantasie und Schöpferkraft für Verführer gehalten wurden, für mokante, alberne Gesellen, die man meistern müsse und nicht dürfe aufkommen lassen. Es war die Zeit der wohlfeilen und sterilen Vergötterung, der impotenten Anbetung, des schaalen, herben Götzendienstes, der überaus lächerlichen Mißkennung und Nichtbeachtung des Geistes der Kunst, seiner Wirkung auf die Welt, seiner wechselnden Bildung mit der Welt. Es war die edle Zeit, in welcher eine Schaar der windigsten Nullitätsknappen und kunst-baarer Schulmeister zur Ritter- und Doctorwürde sich emporzuschwingen glaubte, indem sie der Gegenwart frech Hohn sprach, und selbst die Schlacken der Vergangenheit als gediegenes Gold pries, indem sie nirgends Geist und höheres Leben erkennend, die edle Rechnenkunst auf den Thron erheben wollte und keck verlangte, daß man die Kniee vor diesem goldenen Kalb beugen sollte. Ewig nur das eine wollte man, und vergaß darüber das ewig Einzige. Die freie, heitre Kunst sollte gewaltsam zur freudeleeren Wissenschaft, zur öden Formellehre, zum starren mühseligen, durch Fleiß und nach Beispielen erlernbaren Arbeitsschema, zum Rechnenexempel werden. — Selbst der Riese Beethoven, die hohen Meister Cherubini, Mehul 2c. wurden von jener Raçe der Strengen selten oder nie anerkannt wegen ihres Reichthum's an der schönen Gottesgabe Genie, sondern größtentheils nur wegen der Wissenschaftlichkeit ihres Satzes, welche gerade, wenigstens bei Mehül und Cherubini nicht selten den edlen Geist deckt, verschleiert, übersandet, der Menge unverständlich macht, der Poesie entfremdet.

Alle Tonsetzer, in welchen nur ein Funke von Poesie und Schöpferkraft athmete, welche alle Welt mit ihren Werken erheiterten, belebten, erfrischten, erquickten und zum Theil heute noch unübertroffen erscheinen, wurden für Dudler und Sudler erklärt. Sachini und Guglielmi, Cimarosa und Paisiello, Gretry und D'Allayrac, Gaveaux und Berton, Dittersdorf und Schenk, W. Müller und Winter 2c. konnten bei solchen gelehrten Herrn nur vornehmes Nasenrümpfen erregen. Für barbarisch dumm wurde das Volk erklärt, welches heutzutage noch an der Wonne ihrer Melodieen sich erquickte. Selbst W. A. Mozart erschien erschien geraume Zeit hindurch — nicht mehr gelehrt genug! Nicht gedichtet und geschaffen sollte die Musik mehr werden, sondern gearbeitet, verarbeitet und zerarbeitet; mit jahrelangen Nachtwachen, Kopfbrechereien und Halsbrechereien im Schweiß des Angesichts zusammengemartert werden! —

Die Welt kann unmöglich eine gute sein, weil der liebe Gott nur sechs Tage zu dem ganzen Plunder brauchte.

Aber Gott läßt seiner nicht spotten, und seine schöne Welt sich nicht verkümmern und verderben durch Menschensatzung und Menschenwahn! Wahrheit und Natur lichten sich ihre Bahnen stets wieder, wenn es allerwärts zu dunkeln anfängt — oft mit seltsamen Mitteln und auf fast wunderbaren Wegen. Die Poesie erkämpft und ersiegt ihre Rechte auf den ewigen unantastbaren Herrscherthron über alle neidischen und usurpatorischen Mächte, durch unversiegbaren Zauber und unerschöpfliche Kraft. Die Poesie lebte als Verbannte kümmerlich fort auf deutscher Erde, einsam und nur mit gar wenigen Sterblichen einen vertrauten Umgang pflegend. Um Mitternacht, wenn kein Schulmeister mehr wachte, die Setzer der kritischen Blätter längst schliefen, da drängten sich die Befreundeten eng zusammen am Fortepiano beim matt glimmenden Lämpchen, und plauderten und kos'ten viel Herzliches und Trauliches, und all dies Geplauder und Gekose verkörperte sich in einzelne schöne Sänge und Lieder, in Sohlenbeflügelnde, Lustweckende Tänze und wunderbare Instrumentalsätze, welche alle klingen wie Heimweh, Schmerz und Trauer über den Verlust des Edelsten, wie Sehnsucht nach Besserem. Zuweilen setzte sich die Hoffnung zu dem nächtlichen Verein und die Liebe. Sie plauderten und kosten mit. Dann erschien für Momente die Erde als ein Morgenroth-glühendes, Mai-grünes Saatfeld, Lerchen wirbelten auf in die erquickenden Lüfte, heitre Mädchen und Jünglinge begrüßten das neue Leben mit herzlichem Jubel, und Kinder spielten und jauchzten, und kobolzten und neckten so unbefangen, als gebe es keine Ruthen und keine Schulmeister mehr auf der schönen grünen Erde. —

Die Welt hörte in ihrem schweren Schlaf die Töne jener Trauer und dieser Wonne nur wie im Traum. Der Traum verschwand, man setzte sich beim Morgenkaffee schon wie gewöhnlich wieder an die Zeitungen und las — Abhandlungen und Recensionen, nickte gelehrt mit den Gelehrten und betete verdammend nach Acht und Interdict und Bannbulle gegen Herz und Phantasie, Freiheit und Natur. — Die Menschenweisheit soll leben!

(Schluß folgt.)

Buntes.

*** Klagen der Gans. „Endlich reißt mir die Geduld. Die Menschen haben uns schon fast den ganzen Inhalt der Arche Noäh über's Theater gehen lassen, — blos an mich will noch immer die Reihe nicht kommen. Den Hund des Aubry wird man gar nicht müde, dem Publikum vorzuführen, obgleich dieses längst müde geworden ist, ihn zu sehen. Esel und Affe genießen nicht allein die Ehre, im Rochus Pumpernickel und im Jocko zu erscheinen, — sie treten auch, da diese Stücke zu veralten anfangen, fast in jedem Iffland'schen Familienschauspiel wieder auf. Böcke hat man ebenfalls schon zum Ueberdruß auf die Bühne gebracht. In der Olympia sieht man sogar das größte vierfüßige Thier, den Elephanten, im Triumph einherstolziren, und wenn der größte unter den Vögeln noch nicht ebenso die Bretter betreten hat, so ist dafür hinter den Coulissen ein Strauß desto gewöhnlicher. Da man auch den kleinern Vögeln, wie Elster, Rabe, Nachtigall, den Eintritt zum Musentempel nicht versagte, so kann mich der Umstand nicht ausschließen, daß ich das erforderliche Theatermaaß nicht habe. Ich bin vielmehr eine ganz stattliche Person, und Niemand verschmäht mich auch, wenn ich in der Schüssel vor ihm stehe; — warum soll ich denn nur vom Präsentirteller dramatischer Gourmandisen verbannt sein? — Man braucht wahrlich nicht Zoologie studirt zu haben, um zu wissen, daß eine Gans keine Taube ist, und daß ihr folglich sehr wohl die Galle überlaufen kann, wenn sie sich, trotz ihrer vielseitigen Verdienste, von allen Seiten verkannt und zurückgesetzt sieht. Vergessen die theatralischen Schriftsteller denn völlig, daß sie ihren Ruhm, außer dem Schwan, welcher einen trefflichen Dictionnaire herausgab, mir, der Gans, zu verdanken haben? Schwingen sich Angely und Consorten mit andern Flügeln auf den Olymp, als mit den meinigen? Wahrhaftig: man muß noch etwas Aergeres sein, als eine Gans, wenn man nicht einsieht, daß zur Uebertragung des Geschnatters französischer Lustspiele in unsre Muttersprache nichts weiter nöthig ist, als eine Feder. Kopf braucht man dazu nur, insofern Ohren daran sitzen, hinter welche man beim Aufsuchen unbekannter Wörter die Feder zu stecken gewohnt ist. — Ich habe einst das wirkliche Rom vor den Galliern beschützt, wenn ich jetzt das literarische, das sich noch hier und da in Deutschland aufhält, durch eben diese Feinde zu vernichten suche, so hat Niemand die Schuld, als die Deutschen selber, die sich meiner gnädigen Protection durch die unerhörtesten Vernachlässigungen unwürdig gemacht haben. Ueberall liest man den Scribe, aber Plautus und Terenz sind nur noch in den Händen grämlicher Schulpedanten, welche sie nicht des Spaßes, sondern der Latinität wegen lesen. — Auch scheint mir, daß die Menschen all das Unheil, das ich anrichten könnte, fürchten und es zu verhüten streben. Für den Fall, daß es mir einfiele, einmal keine harte Federn mehr hervorwachsen zu lassen, haben sie Stahlfedern erfunden, und räch' ich mich an diesen Schändlichen so sehr, daß ich ihnen die bisherige Lieferung der Bettfedern aufsagte, so würde selbst dieser Schlag keine Unvorbereiteten treffen. Denn sie muntern mit bewundernswerther Vorsicht alle schlechten Schriftsteller auf, weil sie sicher sein dürfen, daß sie auch auf einem Strohlager augenblicklich einschlafen werden, so lange es noch literarisches Stroh gibt. — Trotzdem scheinen sie sich ihre Kissen lieber von mir, als von der langen Weile füllen zu lassen. Denn es ist sonnenklar, daß sie die Verachtung, welche meiner Person zu Theil wird, durch die Verehrung jener Personen wieder gut zu machen suchen, bei denen ich Gevatter stand. Es gibt nämlich unter den Menschen eine Classe von Frauenzimmern, welche allgemein Gänse heißen, und es ist gewiß kein Zufall, daß diese immer die vornehmsten sind und am meisten gepriesen und angebetet werden. Sie spielen sowohl in der Welt die ersten Rollen, als auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Aber die Schauspieldirektoren irren sich, wenn sie glauben, es besänftige meinen Groll, daß sie denjenigen Actricen, welche mit dem meisten Recht den Titel Gans führen, auch am meisten Gage geben. Ich verlange vielmehr, selbst auf den Cothurn treten zu dürfen, der für meine Schwimmfüße wie gemacht ist, da der Schauspieler hinter dem Publikum, das immer in Thränen schwimmen will, nicht zurückbleiben soll. Vielleicht eigne ich mich auch durch Stimme und Gang für das Fach der komischen Mütter. — Sollte jedoch weder Melpomene noch Thalia mir ihren Tempel öffnen, so mache sich nur auch jede Küchenmuse darauf gefaßt, daß ich ihr Heiligthum niemals wieder betrete. Mein ganzes Geschlecht werde ich bereden, den Zweifel an meiner theatralischen Fähigkeit durch Entäußerung desjenigen Talents zu rächen, worin uns bisher nur wenige Nationen gleich kamen, — des Talents, uns schlachten, rupfen und an den Spieß stecken zu lassen. Wir werden nichts essen, damit man uns nicht esse, wir werden als halbe Gerippe herumwandeln, damit man uns nicht im ganze verwandle, wir werden unsre Knochen vom Hunger abnagen lassen, damit kein Hungriger es möge, — wir werden die Nahrung fliehen, als wäre sie vergiftet, und da der Hunger ebenfalls ein Gift ist, wenn man ihn in Menge zu sich nimmt, so werden wir dem König Mithridates nachahmen, welcher nicht vergiftet werden konnte, weil er sich allmählich an den Genuß des Giftes gewöhnt hatte, — wir werden uns bemühen, von der Luft zu leben, damit wir nicht am Feuer das Leben verlieren. Fanden ästhetische Zungen keinen Geschmack an uns, so sollen es andere noch weniger. Das Fasten soll uns magerer machen, als es konservirte Gänseriche fett macht, — wir wollen so fleischlos sein, wie Dichter und Freitische. Die blutgierigsten Köchinnen werden uns mitleidig verschonen und eher ihre Thränen als unser Blut fließen lassen. Das Fest des heiligen Martin wird ohne die Hauptpersonen gefeiert werden, und der Bau einer Straßburger Gänseleberpastete wird eben so wenig mehr zu Stande kommen, als der Bau des Straßburger Münsters."

W. Schal.

*** Die „deutsche Gesellschaft für Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig" beschäftigt sich in rühmlicher Ausdauer schon seit längerer Zeit damit, Notizen und Zeichnungen von den deutschen Baudenkmalen in allen Enden und Winkeln des Vaterlandes, zum Behufe eines künftigen erschöpfenden Quellenwerks über deutsche Baukunst, zu sammeln. Drei Mitglieder der Gesellschaft, Dr. L. Puttrich, G. W. Geyser jun. und Dr. C. L. Stieglitz geben jetzt die Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen heraus, deren erste Lieferung die Schloßkirche zu Wechselburg enthält (mit 13. Platten). Fröhliches Gedeihen kann und möge dem löblichen, ernsten Eifer nicht fehlen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 122. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 23. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

24. Freiheit.

Des Fürsten schönes Herz hätte mich beinahe wieder wankend gemacht in meinem mir selbst beschworenen Beschluß. Auf das Schmerzlichste bewegt rief er aus: So willst denn auch du mich verlassen, der einzige, der letzte meiner Jugendfreunde! Allein soll ich stehen —

„Karl wird meine Stelle vertreten.“

Er ist mir, er ist sich selbst fremd geworden durch den neuen Beruf, so wie du dir jetzt fremd werden willst. Höre meine warnende, bittende Stimme! Verlaß' dein Vaterland nicht, entreiße dich nicht den schönen Banden, stürze dich nicht in eine Flut voll Klippen und Stürme. Sei ehrlich gegen dich selbst. Nicht die alberne Assessorgeschichte treibt dich fort, — sondern sie, sie; jene Aurelie hoffst du zu erjagen.

„Bei'm ewigen Gott, nein!“

Was ist es denn sonst, was kannst du außen suchen, was du nicht auch hier finden könntest?

„Freiheit! Emancipation von allen Fesseln der Laune, des Hasses und des Übermuthes Anderer; eine Beschäftigung, welche meinen Studien und meinem Herzen entspricht.“

Dahinaus? armer Freund! Was ist deine Freiheit, was sind solche Fesseln? Wie ist es möglich, daß ein Mann deines Kopfes so verworren thörigten Träumen sich überlassen kann? Fesseln nennst du ein Amt, die Verpflichtung gegen dein Vaterland, deines Geistes und Herzens Kraft ihm zu widmen, den Eid, deinem Fürsten geschworen, daß du auf der schwierigen Bahn ihm treu als Gehülfe und Freund zur Seite gehen willst, das Recht, von Fürst und Vaterland dafür die Befriedigung deiner Bedürfnisse zu verlangen und sorgenlos für alle Zukunft sein zu dürfen? Eine Fessel nennst du dies alles, weil manches dabei sich zutragen kann, was deinen Ansichten zuwider, deinen Wünschen und Leidenschaften und Hoffnungen entgegen ist, weil deinem Titel das Prädikat eines Dieners anklebt, weil das Gesetz Gehorsam gegen deinen Fürsten dir auferlegt? Und — was nennst du dagegen deine Freiheit? Von vager Lust umhergetrieben, der Laune zu leben, bis die Börse leer ist —

„Haben Sie den Wüstling, den Libertin in mir kennen gelernt?“

Nein — sonst sprächen wir nicht hier Auge in Auge, Herz an Herz. Aber, du wirst es werden —

„Mein Fürst!“ —

Der Ton war ein Mißlaut, Ferdinand. Dein Jugendfreund, dein Herzensfreund spricht mit dir, was hat der Fürst hier zu schaffen? Der Poetenkitzel sticht dich, du wähnst den Apoll und die Musen zu erjagen in zügellosem Rennen über Berg und Thal, du wähnst der Welt nicht zu bedürfen, du wähnst dich ein Genie, einen Heros, der gleich einem Göthe und Schiller über die Welt sich stellen, ihr gebieten könne, und glaubst, den Musen allein würdig leben zu können, indem du, jedem Staats- und Familienbündniß entsagend, frei durch alle Lande dich bewegst. Frei? ist es Freiheit, wenn du um des Erwerbes willen schreiben mußt! Wenn du dich beugen mußt der Laune

der Lesewelt, dem Spekulationsgeist der Buchhändler, dem Modeton der herrschenden Kritiker? Ist es Freiheit, wenn die Noth der Selbsterhaltung dich zwingt, zu dichten und zu arbeiten, wo deine Phantasie und dein Herz dir nichts diktiren? Ist es Freiheit, wenn die heitre Kunst, die beseligende Poesie zur Taglöhnerarbeit, zum Frohndienst herabgewürdigt, mit trübem Gesicht und scheuer Miene dich nähren, — aber mehr und mehr all' ihren hehren Schwung, ihr wonniges Duften und Klingen und Träumen dir versagen und entziehen? Ist es Freiheit, wenn dein Talent vorschnell sich aufzehrt und, von der täglichen Last gebeugt, schwindet, — weil die Zeit zu Studien und Fortschritten dir mangelt, weil der Magen dem Geist allmächtig gebietet? Bist du frei als ein Sklave der eisernen Noth, eines unglücksel'gen Wahns, eines bejammernswerthen Hochmuths? Oder hoffst du, — die Freiheit jener Cyniker zu erringen, die, im Schmutz des Jammerlebens sich wälzend, ihr Talent besudelnd, der Nichtigkeit fröhnend, allem edlerem Streben und Wirken entrissen, — selbst ihr Andenken mit Schmach beladen, ihre Poesie in Branntwein ersäufen?

„Sie übertreiben; wer übertreibt, sagt gar nichts!“

Keinen Buchstaben meiner Rede kannst du der Übertreibung überführen. Ja, du wirst der modernen Journalliteratur über kurz oder lang verfallen, dem kritischen Elend oder dem Correspondenzjammer. In Kappallien wird dein Talent sich aufreiben, in Ärger dein Gemüth sich vergällen, in Verachtung Anderer dein Herz allmählich von der schönen Höhe der Liebe herabsinken. Du wirst nach zwanzig Jahren deine Werke überschauen und schmerzlich ausrufen: Besseres hätte ich liefern können! Du wirst dein Leben betrachten und mit Thränen gestehen: ich habe mein Leben in der elendesten Sklaverei verloren, ich habe mit dem von der Natur mir verliehenen Pfund nicht gewuchert, ich habe weder der Welt genützt noch mir selbst Vortheil und Freude errungen. Höre mich, Ferdinand, höre die Stimme der Vernunft und des treusten, die freundlichsten Herzens.

„Es schmerzt mich wahrlich, so gnädige Gefühle nicht mit einem unterthänigen: Ja! erwiedern zu können. Fest steht mein Entschluß, ich folge ihm, was auch kommen möge! Morgen reise ich ab.“

So leben Sie wohl, Herr Baron! Der Himmel gebe, daß Sie nie dieser Stunde in Schmerzen sich erinnern, und bei keinem Unfall des Lebens sich sagen müssen: dies alles habe ich durch Kälte und herben Übermuth gegen meinen wärmsten und redlichsten Freund verdient!

Seines Schmerzes nicht mehr mächtig, stürmte der Fürst mit bedecktem Auge hinaus. Ich stand einen Augenblick, bis in mein Innerstes erschüttert und unentschlossen. Aber Eitelkeit und Freiheitslust siegten; einem Beleidigten ähnlich, schritt ich rasch durch die klingenden Hallen, hinaus aus der despotischen Atmosphäre und trank die Luft der Freiheit in mächtigen Zügen.

Mein Hab und Gut war desselben Tages noch verschachert, und mit der Sonne Aufgang schmetterte das Posthorn vor meinem Wagen.

Nie sah ich den Fürsten wieder, aber oft schwebte jene Stunde wie ein trübes Gespenst vor meiner Seele! Oft sah ich sein freundliches Auge mit Schmerz auf mir weilen. Stolz und Hochmuth schleppen stets die Rache selbst mit sich herum! Im Gefolge der Freiheit klirrt die Fessel des Zwangs und der Nothwendigkeit, wo nicht Eminenz des Wissens und wahrhaft großes Genie über alle gewöhnlichen Verhältnisse erheben. Der Schriftsteller von Profession, der nicht die ganze Masse seiner Zeit aufzuregen im Stande ist, und zu gut sich fühlt, um schlecht oder gemein zu sein, ist wahrlich eines der ärmsten Wesen unsrer kultivirten Zeit.

Dennoch lassen Hunderte von der fata morgana sich blenden, — betäuben, hinreißen von dem Gesang dieser gefahrvollsten und lockensten aller Syrenen!

25. Irrfahrt.

Sie zu suchen, war ich nach Frankreich geflogen. Der Pariser Bankier wußte nichts Genaues, als daß sie eine Reise nach Rußland und Schweden angetreten habe. Dorthin ihr folgen? Nimmermehr!

Träumend und nur scheinbar genießend, zog ich planlos lange in der Welt des heitern Volks umher. Zerstreuung, Betäubung wird eine solche Reise, zur Erholung und Belehrung kann sie kaum momentan gedeihen.

Ansichten, Bilder, Erscheinungen, Betrachtungen wollte ich sammeln, Vergleichungen anstellen mit der Natur und den Menschen anderer Länder. Und nirgends fand ich Bemerkenswerthes! Schwermüthige Einsamkeit lagerte auf mir in den Boulevards und im Palaisroyal zu Paris, wie auf den Zinnen von Plessis-les-Tours und auf den grandios schauerlichen Höhen von Mont-Saint-Michél mit dem brandenden Ocean und den tückischen Dünen und den wundervollen Fernsichten. Sie war nicht da, und ich war doch bei ihr, ich wußte nur nicht: wo.

Das bourbonisch üppige Leben des mastenumwalteten Bordeaux nahm nahm mich in seine warmen seidenen Arme, küßte mich brünstig mit bacchischen Lippen, fächelte mich in behagliche Ruhe mit dem weichen Athem seiner sammtnen Weste, buhlte mit der Pracht und Herrlichkeit aller Welttheile um mich her, lächelte mich an mit all' seinen freudesuchenden, wonnesprühenden Augen. Erde, Wasser, Meer und Luft und Himmel sind dort so schön, liebenswürdig und lebensfroh die Menschen. Sie war nicht da, und ich war doch bei ihr, ich wußte nur nicht: wo.

Das Schlachtfeld von Toulouse gähnte mich an mit langweilig englischen Augen. Hier endigt alles An-

genehme und Reizende des französischen Charakters plötzlich und auffallend. Nichtsthuende, nichtsfühlende und nichtsdenkende Beschauung und ein fanatisch wilder Hang zu Pfafferei und Aberglauben erinnern überall an Jean Calas und versichern, daß heute noch dieselbe Scene wiedergespielt werden kann. Die Stupidität unter dem gemeinen Volk, die Pfaffenpropaganda und der Schleichhandel mit den spanischen Gränzen haben des Volks Charakter verdüstert und versäuert, wohl spanisch und italiänisch faul gemacht, aber weder die Würde spanischer Ritterlichkeit noch den Glanz italiänischer Kunstfreude verliehen. Für beides halten dort die höheren Stände eine ungewöhnlich reizbare Sinnlichkeit und solenne Lüderlichkeit.

Die pittoresken und lachenden Ufer des Arone und einiger Strecken der Garonne sind Frankreichs Paphos, aber verlassen von seinen Göttern und Sängern. Dort war mir wohl. Die Trauer über all das Zeitwidrige, Rohe, Verderbnißreiche, den Segen der Natur und alle wahre Menschenfreude Verkümmernde, verschlang den Schmerz in meiner Brust. Dort frägt man mitunter noch staunend: hat die Revolution von 1789 dieses Land wirklich berühret? Schwebten Napoleons Adler über diesen Thälern? Oder, war dies alles nur ein wirrer Traum, welchen diese glückseligen Ufer in ihrer stumpfen Alterthümlichkeit nicht mitträumten?

(Fortsetzung folgt.)

Träumereien über musikalische Kritik.

(Schluß.)

Da erklang in Italien eines Jünglings Harfe, und ganz Italien lebte auf an diesen Klängen, und die Alpen schüttelten bedenklich ihre eisbedeckten Rücken, und Adria's Meer rauschte und wogte hinan zu den glückseligen Ufern, der Zauberharfe Klang zu vernehmen, und die Waldumschatteten Hügel des Appenin's säuselten und lispelten behaglich aufgeregt, und alle Quellen und Bächlein murmelten und plätscherten freudig, wie spielende Kinder, und stolzer und majestätischer wogten alle Ströme, und alle Thale wiederhallten in tausendfältigem schmerzlich wonnigem Echo: „oh patria!“ Wo Leben und Liebe dem Busen der Natur entquoll, da sangen Leben und Liebe „di tanti palpiti, di tante pene!“

Die Marseillaise der Kunst war erklungen. Ein freundlicher Ost trug sie auf weichen Fittigen über die Alpen. Das lichtstrahlende Zeichen einer neuen Epoche, der Morgengruß der Freiheit, der verjüngten Welt durchflog wie ein Blitz alle Lande und entzündete diesseits und jenseits des Ozeans eine neue Glut der Liebe, der Lust, des Segens.

Die verwittwete, trauernde Kunst erschien wieder in bräutlichem Schmuck, reichte dem Genie ihre Hand am Altar der Natur, alles Volk jauchzte Beifall dem edlen Paar und die Vorsehung sprach den Segen: seid fruchtbar und mehret euch!

Aber die Herren der alten Perücken schrieben papierne Epithalamien voll Spott und Galle und Gift. Die Meister der Ruthen machten grimmig eine Faust im Sack und knirschten: „Wehe, die Dummheit siegt!“ Die Helden der Rechnenkunst warfen hohe Schanzen auf von alten Kompendien und Formelbüchern, tauften jede Redoute mit ehrwürdig unvergeßlichen Namen, sammelten aus der kampflustigen Jugend Viele in ihr Lager und brüllten dann: „Krieg den Verderbern! Kampf den Neuerern! Tod und Schmach den Naturalisten! Steinigt den Ignoranten!“

Allein das Volk ließ seinen holden, lieben, Lied auf Lied spendenden Ignoranten nicht steinigen. Er lebt noch heute frisch und erfreuend in Aller Herzen, und wird wahrscheinlich noch lange fortleben, wenn alle jene erlauchten Herren Widersacher längst gestorben und vergessen sein werden.

Als die Widersacher schon halb gewonnen Spiel zu haben wähnten, da schüttelte plötzlich an der Elbe das Lied vom schönen grünen Jungfernkranz sein Blumengeschmücktes Haupt, daß der Duft erquickend, berauschend auf Flügeln der Morgenröthe sich verbreitete über alle Welt. Alles Volk jauchzte dem neuen Freudenbringer entgegen, und erkannte trotz der andern Kleidung, eines andern Gebahrens und anderer Sitten darin den leiblichen Bruder seines lieben di tanti palpiti. Und Louis Spohr ließ seine prächtige Geige fallen, ergriff die Feder, belebte sie mit dem Götterathem seiner Seele, und ließ sie singen andere Lieder als Andere, aber schöne, eindringliche, warme Lieder, schwebend über einer Au voll bunter, duftiger, neuer, eigenthümlicher Blüten der prägnantesten Harmonie. Seine Form ist eine constitutionelle, in welcher die Mittelstimmen oft als Landstände die Königin Melodie lenken und überglänzen. — Und aus dem Grab hob sich M. Weber und küßte seinen lieben Marschner mit dem Kuß des ewigen Lebens und Marschner griff in die Saiten, daß sie weithin dröhnten und klagten und jauchzten und lispelten in geistbeschwingten, ahnungsvollen, allbelebenden Weisen.

Gegen vier so mächtige Brüder zugleich anzukämpfen, schien den Widersachern allzubedenklich. Divide et impera! lispelten sie sich als Parole zu. Das Landsmannschaftsgefühl suchte man zu wecken, die Deutschheit zu stacheln gegen die welschen Meister, während man unmerklich den Jungfernkranz seines Duft's und seiner Blüthen entkleiden wollte, den Duft von Spohr's Blumen nicht selten einen Gestank, und Marschner ganz leise einen Affen schalt.

Lächerlich! als ob die Zauberkraft des Genies auf eine Sprache beschränkt, in eines Landes Gränze gebannt wäre! Das Genie gehört der ganzen Welt und allen Zeiten an!

Der Kampf schlief allmählig ein, die neuen Lieder wachten und labten und wirkten, während zugleich alles Volk mit frischer Lust an den alten Liedern seiner Heroen sich ergötzte und labte und neue Kränze flocht für die Häupter seiner großen Verstorbenen.

Da flog plötzlich aus dumpfgährendem, unruhig bewegtem Boden der allzeit wirren Franzosenstadt gleich einer Leuchtkugel der fünfte Bruder auf und traf wie ein Blitz alle Herzen, und alle Welt sang das Fischerlied und das Schlummerlied! Staunend hatte der alte Boieldieu den neuen Klängen in allen Landen gelauscht. Es regte und rührte sich in seiner edlen Brust, alles um ihn her wurde Melodie, Gesang, schönes, höheres Leben und in jugendlicher Anmuth, in erfrischendem Liebreiz erklangen die Lieder der Dame von Avenel!

Sachte meine lieben alten Perücken und jungen Impotenzen! Aufgepaßt, bevor ihr von neuem zu eurer Schmach einen albernen Kampf beginnt mit der Übermacht. Schon sind's ihrer Viele, und bereits tritt ein Neuer in Italien auf, ein zwar minder mächtig bewehrter, aber flotter Streiter. Ganz Europa liebt ihn, und nennt ihn seinen Bellini! Glaubt nicht, daß er der Letzte sein werde, gewiß kommen noch mehrere und kräftigere! —

Der Verstand der Kritik kann irren, und hat sich geirrt durch alle Zeiten und Zungen. Das Herz des Volks kann nie sich irren. Der Verstand der Kritik war es, der einst dem Gluck feindlich in den Weg trat, der einen Mozart erdrücken wollte und einem Beethoven, mit bedenklicher Miene ein: halt! und quo usque tandem? entgegen schrie.

Das Herz des Volk's war dem Herrlichen jener Herrlichen von der Geburt an zugethan, ist es ihm noch und wird es ihm bleiben, dasselbe Herz, welches mit Liebe zu Rossini, Weber, Spohr, Marschner, Auber, Boieldieu und Bellini sich neigt, dasselbe Herz, welches von allen andern Meistern das einzelne Gute mit Liebe hört, mit freudiger Begeisterung in sich aufnimmt, das nur dem Schaalen und Herzlosen abhold, Schulaufgaben und Leistungen der Lehre vom Generalbaß und Contrapunkt niemals für Musik halten wird. Die vortrefflichste Lösung metrischer Aufgaben, die glattesten, rundesten, wohlklingendsten Verse sind noch lang kein Gedicht. Göthe und Schiller gelten zuweilen noch für bedeutende Schriftsteller, obgleich sie die Sprache anders handhaben wie einst der große Luther. Allongeperücken und Haarbeutel, Galanteriedegen und spanisches Rohr mit großen Troddeln, kurze Hosen mit nett gestickten Kniebändern und mächtigen Steinschnallen auf den Schuhen, Westen bis auf die halbe Lende und runde vielfärbig gestreifte Fracks, waren wohl eine elegante und lange Zeit gangbare Modetracht. Der schöne Mann mag auch in jener Tracht schön erschienen sein, schön machen kann sie keinen Mann. Warum sollen wir jetzt noch also gekleidet gehen? — Betrachtet den Mann und laßt jeden nach Gefallen sich kleiden, wie es ihm bequem und warm dünkt. Entsagt den Schneider-Recensionen!

Ja, die Gelehrsamkeit vieler Lehrer und die Dummheit vieler Lernenden waren so brutal, daß sie, unserm Herrgott selbst Hohn sprechend, die Mittel als den Zweck betrachteten und priesen, indem sie den Generalbaß und Contrapunkt für Musik ausschrieen, und jeden für einen Tonsetzer erklärten, welcher mittelst einiger auf Notenpapier geschriebener Beispiele beweisen konnte, daß er die Lehren des Generalbasses und Contrapunktes wohl oder übel studiert habe.

Die Musikanten und Schulmeister haben der Musik viel Leids angethan.

Dem Himmel sei Dank! Die Zeit ihres Regiments ist vorüber, und jeder darf singen und pfeifen, wie es die liebe Mutter Natur ihm eingibt, welche, streng genommen, noch nie geirrt hat, und den Contrapunkt oft wundervoll dem Herzen ihrer Lieblinge entlockt, bevor solche in Büchern ihn gelesen haben.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Ehe ich von der Literatur scheide, noch ein Wort. Es gibt hier eine kleine, alte Frau, die gewöhnlich ein schwarzes Kleid trägt, einen großen Hut, durchaus nicht nach der Mode, tief aufgesetzt hat, und, eine Brille über die großen Augen, langsam durch die Straßen geht, unbeachtet, weil sie alt und unansehnlich ist, — ungekannt, denn die Zeit, in welcher sie glänzte, ist vorüber, und doch mit einem Male ist ihr Stern von Neuem hell glänzend aufgegangen, und die alte kleine Frau lebt in dem Munde nicht allein der Berliner fashionablen Welt, sondern in Deutschland überall, und wird mit Bewunderung und Verdruß, mit Lob und Neid und Tadel überschüttet, wie es kömmt. Es ist Bettina Brentano, die Frau Achim's von Arnim, die Heldin und Herausgeberin des Briefwechsels Göthe's mit einem Kinde. Geist, Witz, Liebenswürdigkeit und die heiterste Naivetät, ein volles ganzes Herz, so frisch, so bewundrungswerth muthig und keck, und doch so voll von einer ätherischen Schwärmerei, leuchten aus ihren Briefen, und Alles, was sie als neckisches, launenhaftes Kind einer Natur empfunden, gedacht und gewollt, die weit aus dem Schneckenschritt der Gewöhnlichkeit liegt, faßt uns mit jedem Blatte in seiner ganzen Originalität an; das ist ein Wesen, das nicht erröthet vor einem Blick, nicht blaß wird vor einem Wort, nicht verstummt vor einer ungeschickten That, und da hat es denn auch nicht fehlen können, daß die Gewöhnlichkeit, die auf der breiten Modestraße ihrer albernen, herkömmlichen Schicklichkeit im kühlen Schatten wandelt, ein schiefes Maul zieht und die Nase rümpft und ach und weh schreit über die Fußtritte, welche ihre verschrumpfte Moral erhält. Ach! dies volle, reiche Herz steht hoch über diesen jämmerlichen Zwangjacken der Welt, und wer mit seinen vertrockneten Sinnen diese seltene Erscheinung pietistisch bekämpft, der ist freilich nichts Besseres werth, als — zu seufzen. Das thun denn die hiesigen und auswärtigen Frommen von Herzen, und schwatzen von Verletzung aller Weiblichkeit, von Profanirung der heiligsten Gefühle, von Rohheit und Unschicklichkeit der Gedanken und Situationen, und die Glieder ihrer Familie selbst, der heilig gewordene und selig gemachte Clemens Brentano an der Spitze, haben der liebenswürdigen Sünderin harte Briefe geschrieben, und suchen das Buch aufzukaufen, um die Verirrung ihrer Schwester zu vernichten. O die Blinden! wie wollte ich glücklich sein, hätte mir der Himmel eine solche Schwester verliehen; arme Bettina! —

Von der Literatur komme ich auf die Astronomie, die gegenwärtig wieder eine große Rolle zu spielen beginnt. Denn wie zur Zeit des Kopernikus und Tycho de Brahe, durchforscht man nächtlich angsthaft die unermeßlichen Räume, und schreibt Bücher über Bücher, reiht Hypothese an Hypothese, und berechnet geheimnißvoll den Einfluß der Planeten, nur mit dem Unterschiede, daß alles dies nicht den Schicksalsconstellationen der Menschen, sondern denen eines Kometen gilt. — Man hat in diesem Frühjahre hier die neu erbaute Sternwarte völlig eingerichtet, und so eben ist der Berliner Astronom, Professor Enke, beschäftigt, seinen Umzug von dem alten schlechten Thurme, den er seit zwei Jahren mit dem Telegraphen theilte, und welcher diesem jetzt ganz eingeräumt ist, nach dem neuen Gebäude zu halten. — Dies ist allerdings sehr vollkommen und schön eingerichtet, und nach den Angaben des Professors auf einem schönen großen Gartenplatze in der Lindenstraße gebaut worden; nur hat es den Fehler, keinen ganz freien hübschen Horizont zu besitzen, der sich jedoch ausgleichen läßt. Hier endlich wird man auch das große Frauenhofer'sche Teleskop aufstellen können, welches für 12 oder 14,000 Thaler vor acht Jahren angekauft wurde und bis jetzt unausgepackt in den Kisten gestanden hat, weil man in dem alten Gebäude keinen Raum dafür hatte. Erwartungsvoll sieht man den Wundern entgegen, die nun kommen müssen, und hofft nicht allein die erste Entdeckung des Halley'schen Kometen, wenn dieser überhaupt so gütig ist, sich entdecken zu lassen, und nicht etwa, wie der Herr Geheimrath S., einige Störungen erlitten hat, welche ihn zum fernern Dienst unfähig machen; sondern man meint auch in kurzer Zeit mit einigen andern Planeten und Trabanten unser System zu bereichern, wenn man nicht gar vielleicht das Paradies auffindet, wozu freilich wohl bei Ihnen in Frankfurt, auch ohne Astronomie, noch größere Hoffnung zu sein scheint, als selbst bei uns. Ach lieber Gott! erfinden und auffinden, und entdecken und aufdecken, und was weiter drum und dran klebt, spielt jetzt solche große geheimnißvolle Rollen in dem ehrwürdigen Reich der Deutschen, daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn man nächstens das wahre Mittel entdeckte, wie man mit väterlicher Liebe und zuvorkommender Aufmerksamkeit die verloren gegangene alte gute Zeit wiederfände, und diese Entdeckung würde für jeden rechtschaffenen Menschen mehr Werth haben, als alle Dampfschiffe und Eisenbahnen in Summa. Ein vortreffliches Zeichen der Annäherung zu diesem großen Problem ist gewiß die Wiedererweckung des Benediktinerordens. O! möchten wir noch die Freude erleben, überall die Klöster wieder erweckt, und die bekannte Frömmigkeit der heiligen Orden sich über die Länder verbreiten zu sehen.

Am meisten drehen sich jetzt die Gespräche der Berliner um die bald anzulegenden Eisenbahnen und Seydelmann. — Dampfwagen und Eisenbahnen spuken jetzt ungeheuer, und die Gewißheit, daß man ernstlich daran denkt, eine Bahn nach Potsdam, die weiter nach Leipzig geführt werden soll, und eine andere nach Hamburg anzulegen, bringt die Köpfe in Bewegung. Vielleicht würde Potsdam, dieser edle Hauptsitz des Philisterthums, in dessen todten Straßen man noch die alten Grenadiergarden zu hören und zu sehen glaubt, die nach den Klängen des Dessauer Marsches Löhnung und Prügel bekamen, ein wenig lebhafter und moderner werden; vielleicht würde dann, wie man hier sagt, der Geist des ersten Garderegiments, der näselnde Ton, die Prüderie, die Vornehmthuerei, der Kastengeist, und unter den Mittelklassen das Spießbürgerthum, welches hier noch in seiner vollsten Glorie strahlt, entweichen, und der schöne, freundliche Ort auch innen so angenehm werden, wie es seine Umgebungen sind.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 123. 1835.

487

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 25. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Mag die Wunderschönheit der Pyrenäen — wenigstens die Abdachung nach Frankreich — preisen, wer da wolle. Ich habe nichts gefunden, was mit der Schönheit deutscher Gebirge verglichen werden könnte, und überall fehlen die Menschen, die gesunden, kernigen, wohligen Menschen unsrer Gebirge. Dort herrscht eine scheue, finstre, mißtrauische, räuberische Rate, in ewigem Kampf um die Grasung und Holzung, in rastloser tödtlicher Feindschaft und nachbarlicher Blutrache, in unaufhörlichem Getriebe der scheußlichsten, herzvertilgenden Schmuggelei. Armselige Hirten, schmutzige rohe Jäger, tückisch lauernde Spitzbuben.

Das Mittelmeer und der atlantische Ocean bekamen einst gewaltige Händel mit einander. Ihre furchtbarsten Stürme riefen sie auf, und schleuderten ihre grimmigsten Wellen über diese Erdenge hin, daß sie sich trafen und zerschellten, und immer in schäumender Wuth sich von neuem brüllend aufbäumten. Da wurde Vater Jupiter der Spektakel zu groß, er gebot Ruhe und die feindlichen Wellen standen plötzlich versteinert gleich einer Reihe von Haifischzähnen zwischen beiden Landen, und all' die trübseligen und wilden Ungethüme des Meeres verwandelten sich in Menschen und krochen und kletterten fortan über jene Berge, ihre Nahrung zu suchen und Krieg zu führen gegen einander und ihrer früheren Natur treu zu bleiben in der neuen ihnen oft recht unbequemen Gestalt.

Wer es nicht glauben will, daß die Pyrenäen also entstanden seien, der gehe hin und betrachte sie und der Glaube wird ihm kommen. Selbst die vielen heilsamen Bäder stehen düster und scheu, wie an der traurigen Scheide zwischen diesseits und jenseits. Schroffe, wilde, oft gar herbe Einöden im Winter, gewinnen sie selbst in der belebtesten Jahrszeit nie jenen Charakter zwangloser Heiterkeit und anmuthiger Lust und bunten Karnevalstreibens, welche besonders die rheinländischen Bäder so reizend machen, — Heilquellen für verzweifelte oder verzweifelnde Kranke und Krüppel!

Etwas weniger lebhaft von Freiheit träumen, und etwas mehr Eifer und Umsicht dem Wohl und der wahren Verbesserung des Landes widmen, würde Frankreich zum Paradies von Europa machen. Warum wollen so viele jener schönen, menschenfreundlichen Theorieen, ewig nur ein bezaubernder Klang bleibend, — nie sich verkörpern, nie lebendig werden, nie wahrhaft bessern und veredeln?

Vendée, Chouans! Armuth aus Unwissenheit, Faulheit aus Unwissenheit, Barbarei aus Unwissenheit, Fanatismus aus Unwissenheit! Wie viele können lesen und schreiben in jenen durchbrochenen, zerstückten, unwegsamen, unwirthlichen, kaum zur Hälfte angebauten Distrikten? Die obscursten Verstecke, die absurdesten Krähwinkel von Deutschland haben keine Ahnung von dem erbärmlichen Zustand solcher Unwissenheit und solcher Verschrobenheit und Befangenheit eines an sich edeln und liebenswürdigen Stammes. Dort wuchert das Pfaffenthum noch in seiner vollen Blüthe, und Aberglauben ist die einzige Weisheit, die gelehrt wird, die einzige Religion. Gott hat wahrlich ein großes Wunder gethan, indem er dort so viele herr-

liche Charaktere und wahrhaft poetisch bewunderungswürdige Menschen geboren werden ließ. Unglückselige Revolution, die alles ihnen genommen hat, und bis heute ihnen nichts zu geben wußte, als wieder ihre Götzen — die Bourbone und eine Philosophie von wenig Gehalt und reichem, nur Gebildeten halbverständlichem Wortklang!

Marseille ist der Alcibiades unter Frankreichs Städten, ein geistreicher Tollkopf, ein ewig geschäftiger gewandter Libertin, ein philosophirender Taugenichts. Achill und Lataignant, Jung Stilling und Blumauer, König René und Mirabeau, der Dandy in höchster Potenz und der Krämer in barrekster Glorie, der blühendste, lustglühendste, griechisch-italiänische Genüssetaumel, und die herbe rauhe Kälte ächter Seewölfe, gebetwunde Kniee und burgunderrothe Nasen, die liebenswürdigste eigenthümlich anmuthige Bildung und die fast burleske Naivetät französisch kleinstädtischer Unwissenheit, alles geht hier bunt und lustig durch einander. Afrika, das gelobte Land, Kleinasien, die beiden Indien, Europa geben sich hier täglich ein Pikenik, wozu jedes etwas von seinen besten und seinen schlechtesten Waaren mitbringt. Franzosendünkel und Franzosenliebenswürdigkeit machen die Honneurs und unser Herrgott gibt eine Luft und ein Licht dazu, als wenn er an diesem Plätzchen seiner Erde vor allem eine absonderliche Freude hätte. Marseille ist ist ein Paradies mit tausenderlei köstlichen Äpfeln, aber auch mit tausenderlei Schlangen für Adam und Eva.

Man plaudert und predigt immer viel über das Glück von Frankreichs Einheit und den Jammer von Deutschlands Zerstückelung und Uneinigkeit. Man weiß nicht immer, was man damit eigentlich sagt oder sagen will. Das politisch vereinte Frankreich enthält Provinzen und Nationen des verschiedensten Stammes, der wunderbarsten Vermischung. Die politisch getrennten Staaten Deutschlands bilden in ihrem Zusammenhang nur einen Stamm, und sind mit Ausnahme der wenigen Wenden, Sorben, Slaven, — alle reiner germanischer Abkunft, unvermischten Blutes. Wahrlich! der Mann der Teltower Rübchen ist von dem Breisgauer Weinbauer nicht so verschiedener Natur, als der Dünkirchner von dem Marseiller; an Leib und Seele näher stehen sich der Oldenburger Küstenfahrer und der Passauer Biertrinker, als der Straßburger Liberale und der Toulouser Götzendiener. Normann und Römer, Franke und Maure, Gallier und Sueve und Grieche und Gothe sind heute noch dort erkennbar, stehen heute noch in friedlichen Zeiten mißtrauisch, neidisch und hochmüthig sich gegenüber. Der allgemeine Rausch des Kriegsruhms einiger Jahrhunderte umschloß sie alle mit einem glänzenden Band. Die Ereignisse von 1789 zerrissen das Band. Die Unklugheit der Großmächte knüpfte es von neuem und der große Kaiser verlieh ihm neuen Glanz, eine Art von religiösem Heiligenschein. Die Restauration zerriß es wieder und zerrt mit plumpem Finger und herzloser Brutalität den Riß immer weiter und weiter, indem sie dummdreist jede Lücke mit ihren verwelkten Lilien auszustopfen sich bemüht.

In demselben Verhältniß, in welchem die deutschen Stämme offen und freudig der schönen Einheit näher rücken, bildet sich im innersten Leben Frankreichs mehr und mehr Zerrissenheit und Zwiespalt, und Stammes- und Bildungs- und Gesinnungsverschiedenheit. Frankreich kann sehr leicht durch eine zweite europäische Zuckung wieder in seine ursprünglichen Reiche sich zertheilen und dann vielleicht wieder Jahrhunderte hindurch an der Sehnsucht nach Vereinigung schmachten und siechen. (Forts. folgt.)

Gutzkow. — Die Gescheitelten. — Die Emancipation der Liebe.

Gutzkow's Vorrede zu Schleiermacher's vertrauten Briefen über die Lucinde ist erschienen, und mit Recht als ein selbstständiges Werk zu betrachten, welches sowohl durch seinen Inhalt, als auch durch die verschiedenen Leidenschaften der Einzelnen, die es aufrüttelte, zu wesentlich in die literarischen Zustände von heute eingreift, als daß eine Ansicht darüber in diesen Blättern vermißt werden dürfte. So seltsam es manchem vorkommen dürfte, wenn er einer solchen im Literaturblatt zum Phönix begegnen würde, eben so sehr würde es uns befremden, — und wir glauben, durch die Redlichkeit unseres Strebens unsere Berechtigung zu einem solchen Zweifel dargethan zu haben, — wenn Mißgünstige aus den nachfolgenden Andeutungen etwa eine Art von Assurance mutuelle zwischen dem Redacteur dieser Blätter und dem des Literaturblatts herausdeuteln wollten; ein Streben nach dem Wahren, Guten und Edlen, eine glühende Begeisterung dafür, dem ein eben so glühender Haß gegen Scheinheiligkeit, Heuchelei und Orakelfabriken jeder Art entspricht, sind vielleicht das einzige, was Beiden gemeinsam ist, während jeder sonst seinen eigenen Weg voran und weiter geht, auf welchem der Eine der Empfehlung oder Vertheidigung des Andern, und so auch umgekehrt hoffentlich ohnehin nicht bedarf. An jedem andern Orte und in jedem andern Zeitpunkte als gerade jetzt, da der Phönix, — man kann es wohl ohne Arroganz aussprechen?! — manchen Herren ungelegen kam, würde diese Vorbemerkung vermuthlich überflüssig sein.

Vor allen Dingen möchte ich zwei Klassen von Leuten silhouettiren, welche sich über die Gutzkow'sche Vorrede ganz besonders ärgern. Die einen nämlich werden es dem Plebejer nie verzeihen, daß er, dessen geistreiches Wesen und angenehme Gaben ihnen schon eine Anwartschaft auf ein Soireen-Model gedünkt hatten, als literarischer Volkstribun dasteht, in aller Liebenswürdigkeit, in allem Selbstbewußtsein, aber auch mit aller Gereiztheit und Empfindlichkeit eines solchen, daß er gewappnet bis an die Zähne in Willenskraft, sich um kein Theelöffelgeklapper kümmert; diese Clique umtrippelt ihn schwänzelnd, lächelt ihm freundlich in's Gesicht, während sie ihn vergiften möchte, sie ladet ihn zu Soireen, wo er gerne mit hübschen Mädchen plaudert, und möchte ihn eigentlich gern zur Thür hinauswerfen; aber, was das Schlimmste ist: sie fetirt seiner Eitelkeit, sie sucht die Ferse am Achilleus. Sie wähnte ihn jetzt endlich eingeschläfert zu haben, und —

sich da, mit Eins kommt er und sprengt durch einen kurzen Minengang von 30 Seiten ihre ganze Kuchen- und Torten-festung in die Luft. Der Undankbare! Das ist zu viel! Das kann ihm die Vornehmheit nicht verzeihen, das ist eine Blasphemie. Aber wie soll sie das Anathem gegen ihn manierlich einkleiden? Sie möchte es gern in eine Bonbonnière oder in Baumwolle packen, wie das Teufelchen in der Schreckdose, sie flüchtet sich, wie das Kind hinter die tragische Maske, hinter Pädagogik, Moral, Religion, und schießt durch die Augenhöhlen dieser Maske ihre, in Gift getauchten Stecknadeln in seine Brust. Mein Gott, was hat euch diese Vorrede zu Leid gethan? Sie sagt, was ihr seid und was ihr treibt; das ist alles. — Die Andern seh' ich dort in großer Rathsversammlung beisammen, auf einen Todesstreich sinnend. Ich find' es begreiflich, daß die ehrwürdigen Mitglieder derselben nichts als Rache brüten, denn jedes Wesen wehrt sich um Leben und Existenz, auch die Schlange beißt, wenn man sie tritt, warum die Gescheitelten nicht auch? Ich seh' sie im Geiste, wie sie in ihren katholischen, protestantischen und jüdischen Conventikeln geifern, wie sie triumphiren, wähnend, daß ihnen Gutzkow endlich selbst den Griff des Dolch's gegen ihn in die Hände gab, die Zügel der öffentlichen Meinung zuwarf, unter deren eisenbeschlagnen Rädern er zermalmt werden soll, er der sich dem Flegel von Kutscher keck in den Weg stellte, der nicht ausweichen wollte. Ich sehe sie, wie sie ihren ganzen Faschingströdel, den er ihnen abgerissen, emsig vom Boden aufkramen, von ihren scheinischen sogenannten Nichten oder prüden Weibern und sentimentalen Töchtern waschen und bügeln und flicken lassen, und sich dann vor den Spiegel stellen und sich ein recht erbauliches amtlich-, geistlich-kokettes Gesicht zusammen zu studieren; ich kenne sie und weiß auch, daß der Verschiedenheit des Ritus bei ihnen nur eine verschiedene Art der Heuchelei entspricht, daß sie ihren großen Pachthof: den Himmel nicht so leicht aufgeben, wenn die Vernunft dessen Augiasställe von Lakaien und andrem Ungeziefer misten will. Sie müssen sich bis auf den letzten Blutstropfen wehren, denn man bringt ja auch ihnen jetzt bis an die Haut, und in die Haut, und in's Herz hinein.

Aber es handelt sich jetzt nicht mehr um wechselseitige Artigkeiten, durch die eine Hand die andre bindet, statt sie zu waschen! Ja! wüsche doch nur einer den andern! Man darf denen, die alles wollen, nicht manches einraumen. Seid ihr so artig und humanistisch maskirt, des Schuhflickers Laden eine „Besserungsanstalt für leidende Schuhe" zu taufen, so werden die Privilegirten so humanistisch sein, Cabinete zum Halsabschneiden zu etabliren, worauf die bescheidenen Lettern prangen würden: „Ici l'on coupe la raison." Wem wird es einfallen die Epidermis eines Nilpferdes oder eines Krokodiles durch Schönheitswasser zu conserviren? Für eine solche ist bloß Scheidewasser dienlich. Es wird uns von den Zionswächtern untersagt, die Venus Urania als Madonna anzubeten und den Apollino als Sebastian zu verehren, aber dafür muthen sie starkknochigen Gesellen vom Lande zu: Schildwache zu stehen, damit die Mumie des Philisterthum's nicht etwa den Schnupfen bekomme oder die Gicht. — Das was nicht gemacht wurde, was bleibt, auch wenn es nicht einbalsamirt wurde, das Urheilige, bedarf keiner Schildwache; die Majestät ist sein Wächter, der Donner sein Wachthorn, die Welt sein Dom, — dasselbe Gesetz, nach welchem Sterne kreisen, ohne sich zu geniren und zu reiben, wie wir albernen Menschen, und nach welchem der Wurm sein Recht an die Sonne hat wie die Blume und wie der Bräutigam, das Gesetz allein ist sein Priester. Und darin liegt der gotteslängnerische Frevel jener Glattgescheitelten, daß sie die göttliche Monarchie der Liebe zu einer bürokratischen Polyarchie machen, und darin die dreißig oder noch mehr Tyrannen spielen wollen. Sie haben den Namen: Pantheismus mit Anathem belegt, aber das System ist ihnen eingefleischt, die Altäre sind stehen geblieben, nur die Devisen und Symbole d'ran haben sie geändert und ihr eignes breites Gipsfleisch d'rauf hingepflanzt!

(Schluß folgt.)

Maiweinlied.

Gießet ein den gold'nen Wein!
In des Frühlings heitrem Streben
Soll des Herbstes kräftig Leben
Nicht von uns vergessen sein.

Freuet euch und singt und lacht
In der Jugend frischer Tagen,
Liederklang und Blüthenpracht
Mag das Herz in Fülle tragen:
Doch gedenkt mit heil'gem Ernste,
Daß die leichte Frühlingslust
Nicht genügt der Mannesbrust,
Nicht das höchste Ziel, das fernste.
Frühlingslust und Blüthenfülle,
Sind nur anmuthreiche Hülle,
Drin sich birgt das ernste Streben,
Goldne Frucht der Welt zu geben.
Reife denn an heil'ger Glut
Euer Sinn, der Rebe gleich,
Trotzt dem Sturm mit Lebensmuth
Und, — seid ihr im Innern reich,
Sendet Wort und That hinaus —
Durch der Erde weite Strecken,
Um was gut und ächt zu wecken;
Darauf trinkt die Gläser aus!

Doch mit Kräutern würzt den Wein,
Die in stillen Waldesräumen
Unter holden Frühlingsträumen
Licht und Leben saugten ein.

Freut euch an des Herbstes Kraft!
Trinkt begeistert seine Fluten!
Doch, der alle Keime schafft,
Voll von erster Liebe Gluten,
Frühling — o, vergeßt ihn nimmer!
Ist die Jugend auch dahin,
Bringet Frucht der ernste Sinn,
Längst beraubt vom Blüthenschimmer,
Sollt ihr fest im Geist behüten
Eurer Jugend Träum' und Blüthen;
Die Erinn'rung töne wieder
Eurer Jugend Lust und Lieder.
Jugendlusterinnerung
Wird zu froher Hoffnung dann,
Daß ihr jenseits wieder jung,
Kündet sie euch jubelnd an.
Aus des Grabes dunklem Haus
Werden neue Blüthen sprossen,
Unverwelklich, lichtumflossen;
Darauf trinkt die Gläser aus!

Friedrich von Sallet.

Aus Berlin.

(Schluß.)

Welche Freude für die Berliner, wenn sie in drei Viertelstunden nach Potsdam kommen, und in derselben Zeit, welche man jetzt dazu nöthig hat, ihren Freunden in Leipzig ein Meßgeschenk kaufen, und am Abend wieder zu Haus ihr Pfeifchen rauchen und erzählen können.

Indeß, ich glaube, ehe sich diese Plane wahr machen, wird noch mancher Scheffel Salz verzehrt werden; doch gleichsam zum Trotz bis dahin läßt jetzt die Seehandlung ein schönes Dampfboot erbauen, welches, für Passagiere mit den größten Bequemlichkeiten eingerichtet, bald seine Fahrten nach Magdeburg und Hamburg beginnen wird. Bisher waren die vielen Brücken, welche zu passiren waren, das größte Hinderniß, weil jedesmal erst die Maschine gehemmt und die Räder herausgenommen werden mußten, dies neue Dampfboot aber hat die Räder so tief hineingebaut, daß sie gar nicht über den Schiffsrand hinausstehen, also kein Aufenthalt entstehen kann und seine kräftige Maschine soll mindestens eine Bewegung von drei Meilen für die Stunde hervorbringen. —

Was Herrn Seydelmann betrifft, so bedaure ich sehr, nicht ein weites Feld zu haben, um diesen ausgezeichneten Künstler durch eine vollständige Kritik seiner Leistungen erschöpfend darstellen zu können. — Es ist eine neue und wunderbare, und wahrlich auch wohlthätige Erscheinung, ein milder, erquickender Strom, der sich über eine brennende Wüste stürzt; wollte der Himmel, daß er bleibende Spuren seines Daseins zurückließe, und nicht auch mit dem Ende seines Strömens die alte Dürre wiederkehre, die so lange eintönig und grau mit allen ihren Qualen auf uns gelastet hat. Herr Seydelmann kam zu uns mit einem Rufe, der die größten Erwartungen erregte, und allzu oft geschieht es, daß eben durch diese erwartende Spannung der Eindruck geschwächt wird oder ganz verloren geht, und Dinge, die an sich ganz gut und lobenswerth sind, den Werth verlieren, weil sie dem nicht genügten, was man sich versprach. So mußte der Künstler in der That eine eigenthümliche, großartige Erscheinung sein, wenn er sich Bahn brechen und anerkannt werden wollte; und glänzend und überzeugend hat Herr Seydelmann dies bewiesen und seinen Ruf entschieden. — Es ist keine Anmaßung und darf keine sein, wenn behauptet wird, daß, um entschiedenen Ruf in Deutschland zu haben, man in Berlin anerkannt sein müsse; denn, wenn unser Vaterland auch nicht Frankreich, und Berlin nicht Paris ist, so ist es doch entschieden das Haupt der deutschen Städte und des deutschen Lebens, und wenn Leipzig oder Frankfurt, München, Dresden oder Stuttgart und selbst Wien einen Künstler vergöttern, der in Berlin keinen Beifall gewinnt, so ist dies weit schlimmer, als wenn es umgekehrt der Fall wäre; ob mit Recht, ist eine andere Frage.

Die Berliner Kritiker sind darin ziemlich genau übereingekommen, daß Herr Seydelmann kein genialer Künstler sei, d. h. kein Künstler, der mit angeborner geistiger Gewalt sich seiner Rolle fast ohne Studium bemächtigt und blitzähnlich die herrlichsten Gestaltungen, die tiefsten, ergreifendsten Momente, die Seele des Dichterwerks in sich aufnimmt und als sein Eigenthum wiedergibt. — Auf diese Weise war Fleck ein großer Künstler, so war es Devrient, der oft noch, kurz ehe der Vorhang aufrollte, ängstlich hin und her ging, und nicht wußte, was er eigentlich aus seiner Rolle machen sollte, bis er dann zu sprechen begann und sich ein Riegel nach dem andern löste und, fortgerissen von seiner innern Glut, der schöpferische Geist sich entfesselte, und in seiner unerreichbaren Schönheit und Tiefe alle Herzen bewegte. Wenn Herr Seydelmann mit diesen Künstlern nicht verglichen werden kann, so bleiben nur noch zwei andere: Iffland und Wolf, welche grade die entgegengesetzte Seite darbieten, indem sie durch ein sorgsames, unermüdliches Studium, durch Beachtung aller Kunstregeln, durch eine vorherrschende und überall sichtbare Beobachtung und Verständigkeit sich zu Meistern und Vorbildern machten. Diese Beobachtungsgabe und ihr scharfer Verstand machte sie auch beide zu Schauspieldichtern, und es sollte mich wundern, wenn nicht auch Herr Seydelmann über lang oder kurz uns mit solchen dramatischen Gaben erfreute; denn in der That, er ist hierher, zu den denkenden, verständigen Meistern zu rechnen, und zwar in einem so hohen und ausgezeichneten Grade, daß er Wolf überragt und mindestens mit Iffland in dessen schönster und frischester Zeit gleichgestellt werden muß. — Wie Wolf, hat Herr Seydelmann eine schwere Zunge zu überwinden; aber seine bewundrungswürdige Leichtigkeit im Spiel, die Freiheit und Schönheit seiner Bewegungen, besonders der Hände, dieser Stein des Anstoßes selbst bei sonst wackern Künstlern, wie z. B. bei Lemm, dies scheint mir kein Studium zu sein, denn es wäre die tiefste und geheimste Kunst: sondern eine angeborne Geschicklichkeit, die unübertreflich genannt werden muß. — Herr Seydelmann muß aber außerordentlich und wahrhaft studiren, nicht durch das bloße Auswendiglernen und Nachahmen der Allgemeinheit, unterstützt von natürlichen Gaben und Auffassungsvermögen, sondern in seinem scharfen Verstande prägen sich die verschiedenen Charaktere haarscharf aus, und er verfolgt nun dieselben auf seine Art, vom Anfang bis zum Ende. —

Dadurch muß es kommen, daß der Künstler oft aus einem Charakter ganz etwas Anders macht, als der Dichter geglaubt hat, und daß wir ihn in Rollen gesehen haben, die fast nicht wieder zu kennen waren, und noch niemals so hier gesehen wurden; daher kömmt es auch, daß der Künstler besonders groß in solchen Stücken ist, wo die Charakteristik etwas Hervorstechendes bildet; während er in solchen, wo ruhige Deklamation und einfache Würde Hauptsache sind, zwar stets ein großer, aber doch kein über alle hervorragender Künstler bleibt. — Daher hat z. B. seine Darstellung von Raupach's Friedrich dem Zweiten oder Lessing's Nathan nicht so angesprochen, als die unseres Lemm, der, was Würde und Rhetorik betrifft, unübertreflich ist, und der einzige unserer hiesigen Künstler bleibt, der werth ist, neben den Gast gestellt zu werden und einen Vergleich auszuhalten. Herr Rott ist viel zu sehr Schauspieler und spielt viel zu sehr für die Gallerie, d. h. auf Theatereffect, um ein wahrer Künstler zu sein. Daher kömmt es, daß seine schönen Mittel, und seine natürliche Grazie eine völlig schiefe Richtung erhalten und sich nicht selten fast in Possenreißerei verkehren, die eben so wohl, wie der übermäßige Ehrgeiz dieses Herrn, der ihn zu mancherlei seltsamen Dingen verleitet, hart zu tadeln sind. Die andern Herrn Künstler unserer Bühne sind außer der Vergleichung; sie treffen eine Scene, eine Rolle, und verfehlen die andern vollkommen; das aber ist das Große und Wunderbare an Seydelmann, daß jede Rolle für sich ein völlig abgeschlossenes Kunstwerk ist, und Alles darin aus einem und demselben Guße besteht. — Der Künstler hat sich bis jetzt schon von den verschiedensten Seiten gezeigt; im Lust-, Schau- und Trauerspiele haben wir ihn gesehen, und er hat überall die Anerkennung gefunden, welche er verdient. — Den meisten und rauschenden Beifall empfing er als Ludwig der Eilfte in Peronne und als Cromwell in den Royalisten, wo die Charakteristik seiner Darstellung unübertreflich gelungen war. Die Wahl seiner Stücke kann ich jedoch nicht loben. Warum veraltete Iffland'sche und Kotzebue'sche Lust- und Schauspiele, warum solch nichtssagendes Zeug, wie eben die Royalisten oder Friedrich der Zweite von Raupach. Doch wir haben die Hoffnung, ihn als Wallenstein, Fiesko und Shylock, vielleicht auch als Hamlet zu sehen, und nach dem Ende der Gastspiele will ich mir erlauben, noch etwas Weiteres Ihnen zu sagen. — Lebhafte Freude hat mir die große Theilnahme erweckt, welche man in allen Ständen für den Künstler nimmt; das Haus ist zum Erdrücken voll; Jeder will den Gefeierten sehen, und Seydelmann bringt der Direktion mehr ein, als die Schechner und die Heinefetter, der Aufruhr im Serail und Ali Baba. — Nein, es ist doch mit uns noch nicht so weit, als wir glaubten; gebt uns nur etwas Tüchtiges, und es sind noch empfängliche Herzen genug da, die das wahrhaft Schöne und die wahrhafte Kunst bewundern. — Bezahlt wird diese wahrhafte Kunst freilich nicht, wie sie es sollte; Seydelmann erhält 15 Louisd'or für den Abend, Mlle. Stephan 100 Rthlr., und Seydelmann und Mlle. Stephan. — Ach! das ist traurig; doch man tröstet sich, daß der ächte Künstler einen höhern Lohn hat, als den metallenen. Im Uebrigen ist Wenig oder Nichts vorgefallen. Der reisende Student, eine fratzenhafte Possenreißerei, in welcher Herr L. Schneider die würdige Hauptfigur ist, wird noch immer gegeben; und wenn man dies bedenkt, stimmt sich freilich der Triumph über wahre Kunst tief herab. Ein Paar unbedeutende Erscheinungen, eine Posse: der Verräther, von Holbein, ist eine ziemlich alberne Kleinigkeit, in welcher Fr. von Hagen Kunststücke macht, und in fünf verschiedenen Verkleidungen erschien. Das ist à la Angely. Eine wieder aufgefrischte, dramatisirte Anekdote von Kotzebue, mit Musik von Lindpaintner: die blühende Aloe, ist beim ersten Male völlig verblüht. Zu der großen Anzahl der königl. Schauspielerinnen (es sind 22, die ungefähr 24,000 Rthlr. jährliches Gehalt haben) ist nun auch die Schwester der Fräulein von Hagen gekommen. Die Geschichte ist interessant; ich werde sie Ihnen nächstens erzählen. — In der Königstadt gastirt die Vial mit Glück fort; ein großer Kampf hat sich erhoben; auf der einen Seite wird sie vergöttert, auf der andern zertreten. Die Stimme ist sehr schön, das Spiel schlecht. Eine Posse von Glasbrenner: Einer für Alle, hat gefallen, nicht so das Schauspiel: das böse Haus, von Auffenberg, mit unerträglichen Längen und Breiten. Leben Sie wohl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 124. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 26. Mai.

Die Andalusierin.

(Fortsetzung.)

Lyon, mit seinem spitzen Kieselpflaster und seinem selten von der Sonne ganz bemeisterten Nebel, mit den prachtvollen Quais und den dumpfen schmutzigen Gassen, ist einer der Hauptnervenknoten von Europa. Der Orient und Großbrittanien, Italien, Helvetien, Deutschland, Belgien, Holland, Spanien und Portugal kommen hier tauschend und handelnd und sich kreuzend auf Strömen und Kanälen und Jahrtausende alten Heerstraßen zu unaufhörlichem Jahrmarkt zusammen. Lyon ist ein Stapelort für ganz Europa. Es ist noch mehr, es ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte der Welt und zählt nur allein für Seidengewerbe 23,000 Stühle und über 90,000 Arbeiter. Was Napoleons Größe mit Mühe, Anstrengung und Opfern kaum erhalten konnte, das haben die Restaurationsjahre des Friedens zu früher unerhörtem Glanz schnell emporgetrieben. Lyon steht auf dem Zenith seines usurpatorischen Fabrikglücks. Diese Usurpationssonnen leuchten nicht lange. England, Italien, Rheinland, Östreich und Helvetien bekämpfen seine seidene Alleinherrschaft.

Aber Lyon, die Stadt der reizenden Thale und der lebenblühenden Höhen, wird auch ohne die Seiden-Alleinherrschaft groß bleiben, vielleicht erst dann zu seiner rechten und freudigsten Größe erblühen, wenn manche Hemmungen und Schlagbäume des Handels und der Monopole fallen, und das goldne „laissez passer!“ vom Niemen bis an die Pyrenäen erkönt.

Ist Marseille den heitern Künsten holder, so scheint Lyon eifriger und besonnener den Wissenschaften sich hinzugeben, den Rang der zweiten Stadt erstreben zu wollen. Häufiger und auffallender, als dort, wechseln hier die grellsten Bilder von Glanz und Elend, die Kontraste von ungeheurem Getümmel und Geräusch mit fast schauerlicher Stille und Öde in den engen, dumpfen, finstern Straßen der bleichen Arbeiter.

Die Geselligkeit in Marseille ist ein Student, der frank und frei sich hingibt, dem Übermuth, der Gutmüthigkeit und Bizarrerie jugendlichen Wohlseins und Freistandes, wohl einem Comment huldigt, aber keiner Mode und keinem Hauptstadtsgebrauch zum Sklaven sich hingibt, kein Jauchzen und Schäumen der Lust für unanständig und das Leben als Zweck des Lebens erkennt, ohne einen höhern über sich zu glauben.

Lyon ist ein Referendarius, der noch mit Freuden ein Studentenspäßchen mitmacht, wenn es niemand gerade bemerkt, aber schnell wieder vom Philisterfieber in die Schranken des Ernstes, Anstandes und der Mode zurückgejagt wird. Er sieht gern nach, wie Andere, seiner Ansicht nach Höhere, es treiben, nennt dies Treiben bon ton und folgt ihm eifrig, wenn gleich mit einigem Selbstzwang, bringt Philosophie und nüchternes Bewußtsein selbst in den Tanzsaal mit, zählt sein Geld, noch bevor er Depensen macht, und betrachtet das Leben als ein schönes Mittel, eine gute Parthie zu machen und Hofrath oder gar noch mehr zu werden. Lebensgenuß und Libertinage sind hier mehr eine Sache für müßige Stunden, der Absicht, des vollen Beutels, des Pariser Beispiels, — dort mehr Sache des dolce far niente, des Naturtriebs und der übersprudelnden Phantasie. Erscheinen beide hier oft glänzender und gewählter, so zeigen sie sich dort stets poetischer und unbefangener, liebenswürdiger in ihrer Na-

türlichkeit. Viele Noth hat die Klasse der Tagarbeiter in Lyon zu bestehen; oft sind ihre Genüsse die Freude der Verzweiflung, stets ein schwer zu erringendes Opfer. Solche Freude ist immer widerlich laut und störend, nicht selten brutal. Der Marseiller findet in Allem Genuß, selbst in der schwersten Arbeit, er bonmotisirt und witzelt über alles und scherzt am pikantesten darüber, wenn ihm nicht so viel übrig geblieben ist, einen Extraspaß sich zu machen. Er hat Volkslieder und Volksmärchen und keift, gleich dem Neapolitaner, mit Gott und den Heiligen, wenn es ihm einmal zu bunt geht. Der Lyoner Arbeiter hat Traktätchen, und Philosophie und Journale, wenigstens wenn Andere solche ihm vorlesen. Glücklicher ist Jener, klüger glaubt Dieser zu sein. Jener ist kräftiger, rascher, kühner, zu Emeuten leicht hinzureißen, weil er den Tumult selbst als ein neues Volksfest betrachtet. Dieser besonnener, kühler, brütend, trüber, zur Revolution stets geneigt, weil solche seinen Theorieen zusagt und mehr Geld ihm verspricht. „Allons enfans de la patrie!“ jauchzt jener den Batterieen entgegen; „Brod! Brod!“ heult dieser vor den Kartätschen und Bajonetten. Ich wünschte den hunderttausend Arbeitern in Lyon stets Brod und ein Hühnchen in den Topf geben zu können, um von Marseille aus ihren Wohlstand zu betrachten, ihres Glücks mich zu freuen. Marseille ist eine paradiesische Stadt und seine villenbesäte Höhe der lachendste, blühendste Morgentraum dieses Paradieses. Die Lebendigkeit in Lyon ist merkantil, starr, monoton, farblos und bewegt sich oft wie das Treiben im Schattenreich in dichtem Nebel. Die Lebendigkeit in Marseille ist frisch, bunt, pittoresk, humoristisch, duftend wie ein Blumen-Paket, heiter im schönsten Sonnenlicht, im Athem der Seelüfte.

Aix, Avignon, Vaucluse, Bonpas! Welch ein Himmel! Welche Gegenden! Welche Erinnerungen! Warum sind gerade die Menschen hier das wenigst Interessante, und so weit entfernt von jenen Gebilden Thümmels? Ein ziemlich unwissendes, ziemlich frivoles, ziemlich bigottes und mit französischer Einbildungskraft reichlich versorgtes Völkchen taumelt hier geschäftig und lachend auf der Geschichte der merkwürdigsten Jahrhunderte herum. Kein anderes Gefühl scheint dafür sie zu beleben, als die behagliche Überzeugung, daß alle jene Erinnerungen und Denkmale treffliche Leimruthen sind, woran sich alljährlich eine Menge fremder Vögel fangen und mit allem Anstand und lachenden Mundes rupfen lassen. Aber ihre Albernheit ist naiv. Eine solche Naivetät herrschte einst in dem früher so großen, jetzt verfallenen Arles. Die Mönche eines Klosters hatten ein eigentliches Gräberfeld in dem Felsboden angelegt (es heißt jetzt das Elysium) und weit und breit begreiflich gemacht, daß man nirgends behaglicher und seliger begraben liege, als dort. Bald kamen die Leichen aus fernen Gegenden. Alles, was an der Rhone und Saone hin wohnte, packte die Leichen in wohlverschlossene Särge, legte den Kostenbetrag für die Beerdigung hinein, stieß den Sarg in den Strom und ließ ihn gleich dem Floßholz hinabtreiben gegen Arles, wo die Mönche der Ankömmlinge harrten und, der Summen im Sarg gemäß, mehr oder minder prachtvoll begruben. Keine Seele schien darum sich zu bekümmern, daß viele dieser Särge, unterwegs an das Ufer getrieben, hängen blieben und in ungeweihter Erde vermoderten, während manche in das mittelländische Meer entrinnend in den Dünen irgend einer Insel oder Küste dem jüngsten Tag entgegensehen.

Mahomed würde sich in manchen Gegenden der Provence und des ganzen südlichen Frankreichs schlecht befunden haben, weil seine Lieblingsfarbe: — das Grün des Lebens fehlt. Umsonst sucht man das saftige, tiefe erquickliche Grün unserer Forste und Wiesen und Gärten. Schmachtende, magere, schattenlose Mandelbäume, die bleichen, baumschlaglosen Oliven, die überall zerrupften und zerfressenen Maulbeerbäume, die wunderlichen, hagestolzen Feigen bilden recht arme Haine und nie einen markigen Anblick. Nicht ein wogend smaragdenes Meer von Gräsern bildet die Wiesen mit den tausend und tausend Farben; — Kräuter schießen über Kräuter im Erstickungskampf empor, die grauen und gelben Leichen der Gestorbenen starren überall grämlich zwischen den Wipfeln und Kränzen der bräutlich frischen, berauschend duftenden Pflanzen hervor, und stets kahle Stellen unterbrechen überall den Blick auf eine höchst störende Weise.

Ich glaube beinahe, daß die Menschenwelt der Provence in gleichem Verhältniß zu uns Deutschen stehe, wie jene Wiesen und Haine zu unsern Wiesen und Wäldern.

Aix, Avignon, Vaucluse kennt jeder deutsche Schulknabe oft genauer, als die Herren Franzosen, welche nur 20 Meilen davon entfernt wohnen, und ihrem eminenten Terrainsinn, die specielle Lokalkunde noch immer zuweilen mit geographischen Kenntnissen verwechseln. Tausend Zungen und Schriften preisen jene Städte und dieses Thal, aber nur selten hört man Bonpas nennen. Indessen ist Bonpas ein höchst merkwürdiger Ort. In dem regen, krümmungsreichen Thal der wunderlichen und launenhaften Durance, an der sanft herabgleitenden Höhe, von welcher man in die Ebene hinaussehend die Thürme und starkbewehrten herbstblättergelben Mauern von Avignon erblickt, starren kühne Flanken und mächtige Mauern mit Wehrzinnen auf dem Abhang finster in das Thal. Die ganze Gegend hat das Ansehen eines Wilden, dessen Blöße man künstlich bedeckt, dessen Leidenschaften man gezügelt, dessen Tugenden man mühsam humanisirt hat. Die Durance ist das Herz des Wilden. Zuweilen fällt sie unbändig in die alte Barbarei zurück, und tobt und schnaubt und frißt und zerstört auf gut kannibalisch, als wenn sie keinen Katechismus gehört, kei-

nen J. J. Rousseau studiert und zeitlebens keine Polizei gesehen hätte.

Der französische Jura bietet weit weniger erhabene Berggruppen und grandiose An- und Durchsichten, als die Alpen, neben welchen er so eifersüchtig hinläuft. Aber kein Gebirg übertrifft ihn an pittoresker Schroffheit der Felspartien, barroker Schönheit der Zerrissenheit, der wunderlichsten Grillenhaftigkeit in Durchbrüchen, Wasserschlünden, Durchsichten, Bildnerei einzelner Blöcke, Nebeneinanderstellung des Lachenden mit dem Schauerlichen, des Belebten mit dem Wilden, des Sonnigen mit dem Nächtlichen. Die Menschen selbst tragen das Gepräge ihrer Gegend. Nicht der heimwehreiche, freiheitjauchzende, schönheitselige Stolz des Schweizers, noch die jovialderbe Gemüthlichkeit, die einfältigschlaue Drolligkeit des Tyrolers, noch die biedere Herzlichkeit und sinnige Thätigkeit und glückliche Armuth des Schwarzwälders spiegeln sich in seinen Zügen. Ein wahrer Jammer von Philisterthum und Krähwinkelei haus't in den Städten und Städtchen, gieriges, herbes, knöchernes Krämerthum mit gelbem steifleinwandenem Bonton.

Chateaubriand, Pigault Lebrun und Jouy mögen dort Idyllen suchen, die Pariser Kinderfibeln dort ihre rührenden Urbilder für Paradiesesunschuld und himmlische Einfalt wählen. Ich bekenne, derartiges nicht gefunden zu haben, obgleich die breite Heerstraße selten mein Weg, und mein Aufenthalt ziemlich lang war. Jene Naivetät, der das Verscheiden einer Kuh, eines Esels oder einer Ziege mehr Trauer verursacht, als der Tod eines Verwandten, mag sich dort wohl finden; aber solche Naivetät halte ich nicht für das Aushängeschild rein menschlicher oder christlicher Tugend, sondern jener Gemüthsstumpfheit, welche in einem Athem in den Strom sich stürzt, um einen Ertrinkenden zu retten, und im andern Augenblick dem Wanderer das Messer in die Brust stößt, um zehn Franken zu erbeuten, ohne bei einem oder dem andern Fall irgend eine besondre Regung zu empfinden. Beides geschieht gleichsam instinktartig.

(Schluß folgt.)

Gutzkow. — „Die Gescheitelten. — Die Emancipation der Liebe.

(Schluß.)

Emancipation der Liebe! Das ist also endlich die Ferse des Achilleus!? Hier könnt ihr ihn treffen; zielt, wollustentnervte Trojer, deren jeder einem Paris gleicht und seine Helena entführt das herrliche Götterweib! Aber zielt gut, sonst schießt ihr doch in's Blaue. — Und ihr werdet's! — Emancipation der Liebe! Hier benutzt ihr Worte, um die Urkraft des Wort's auf dem anatomischen Brett zu zerlegen, und mit Schadenfreude das blutige Herz anfassen und sagen zu können: Es war siech! — Verwundet vielleicht, — nicht siech! Ihr zeigt die Schale und gebt sie dem nächsten besten Tölpel zu kosten und freut euch, wie er den Mund verzerrt, lacht ihn dann aus und ruft: „Gelt, wie bitter!?“ — Aber ein Kern steckt auch noch d'rin, ein gesunder, lebenskräftiger. Von dem sagt ihr wohlweislich nichts. Ihr packt den, der euch am Wesen anfaßt, — an der Form, und wo er für die Masse vielleicht nicht ganz verständlich war, deutet ihr aus seinen abgerissenen Worten — Frevel heraus!

Emancipation der Liebe! Was heißt das? Ihr wendet rasch eure Exegese an, und definirt dem ehrlichen Gevatter Schneider und Handschuhmacher dies Wort als ein Sacrilegium des literarischen jungen Deutschlands ungefähr mit folgenden Worten: „Ihr guten Christen, der Antichrist schleicht anitzo unter dem Namen: Karl Gutzkow, als ein brüllender Löwe herum und sucht, die er verschlinge; es ist ein falscher Prophet aufgestanden und predigt euch: „„die Ehe ist eine alte, abgedroschene, bedeutungslos gewordne, langweilige Herkömmlichkeit;““ — er fordert euch auf: „„Werdet revolutionär und werft diesen Plunder von euch. Nehmet Grisetten statt Hausfrauen, die Wirkung ist ja dieselbe und der Genuß poetischer! Fort mit der Ehe!““ — Das predigt er und dadurch den Umsturz aller socialen, sittlichen und religiösen Verhältnisse! Wehe! Zeter! Anathem!“

Doch näher an's Licht mit dem, was man voreilig als eine neue Theorie verketzert! Denn es wird gar keine neue Theorie aufgestellt, es handelt sich blos um einen Probierstein für das Gold des weiblichen Herzens. Könnt ihr euch ein Weib denken, dem die absolute Liebe höher gilt, als jeder irdische Name, jede irdische Rücksicht? Ein Weib, wie jenes Käthchen, das in seiner Knechtschaft unbewußt Königin des Lebens ist? Ein Weib, dem bürgerliche Geringschätzung und Schande sogar gleichgültig ist, wenn es nur den Geliebten beglücken kann, — ist ein solches Weib, wenn ihr's euch denken könnt, — eine verworfene Buhlerin, eine Grisette? Was ist denn eigentlich Liebe, wenn der Egoismus die Frauen blos hintreibt, selbst glücklich zu werden? Jene Emancipation der Liebe war schon früher da, — nur in andrer Gestalt, und Niemand fand damals etwas anstößiges d'ran, — sie war damals die versentimentalte Resignation; und sie ist noch — nichts als Resignation, nur zeigt sie jetzt ihr andres Profil und, — was sonst als Größe bewundert ward, — heißt man jetzt — Verbrechen.

Es handelt sich demnach bei dieser Emancipationsfrage nicht um die Realisirung eines allgemeinen Jean-Jacques'schen Möglichkeitszustandes, sondern um ein Zugeständniß der Möglichkeit selbst, nicht um einen neuen chemischen Prozeß, sondern um die Existenz der Elemente desselben und um die ewige Wahrheit der Gesetze, nach welchen er vor sich gehen muß, wenn man überhaupt an die Realität des Begriffs: Liebe glauben soll — statt an die Unwürdigkeit des andern Geschlechts. Es handelt sich darum, zu beweisen, daß des Weibes Liebe etwas höheres ist als der Drang, unter die Haube zu kommen, daß in ihm noch Wahrheit zu finden sei, und vielleicht nur in ihm, und, daß die Warheit in ihm zu finden sein müsse, wenn Glaube selbst kein Nonsens sein soll. Die Ehe wird deßhalb doch stets die idealste Potenz der Liebe bleiben. Sie verhält sich als Form zur Idee der Liebe, ungefähr wie die absolute Urfreiheit zur naturrechtlichen, und ungefähr wie der einzelne Mensch zur bürgerlichen Societät.

Wo ist in diesem logischen Problem Atheismus als Dogma gepredigt, wie ihn die glattgescheitelten Exegeten den Halb-lesern herausdefiniren? Wahrlich, es war keine Spielaufgabe, sich in den Dornenwald halbentwickel-

ter und halbverstandner Begriffe hineinzuwagen. Gutzkow selbst verzweifelte, scheint mir's, mitten im Werk an seiner Kraft, ihn mit dem Gartenmesser lichten zu können. Deshalb warf er die Fackel hinein und rings in der ganzen Wildniß flammts jetzt hoch empor und die Gescheitelten rufen: „Hosannah; knieet und betet! denn sehet: Es ist das Auto da fé selbst für den Ketzer, und Gott selber richtet!"

Keine Frage, daß das letzte Drittel der Gutzkow'schen Vorrede der Form nach als Ärgerniß dasteht. Der Leser, der nicht in seinem eignen Innern den Kompaß der Tugend, das volle Bewußtsein von der hohen Bedeutung der Menschheit, von der Erhabenheit des Weibes in'sbesondre bewahrt, für welchen das Gesetz mehr eine Art von mythologischer Person als eine für die Masse nothwendige algebraische Formel ist, wird sich an diesen üppigen Stalaktiten leicht verwunden. Wer mit gesunden Sinnen, mit moralischer Keuschheit, (denn es gibt auch eine blos physische) diese Schrift bis zu Ende liest, wird mit der Absicht Gutzkow's völlig einverstanden sein, — und doch in den Himmel kommen! Gutzkow wollte nicht das Institut der Ehe bekämpfen, sondern darthun, daß die reine Menschheit, die reine Weiblichkeit noch erhabener sei, und über jenem stehe; das ist die ideale Grundansicht des Ganzen, welche wie ein versunknes Herkulanum unter der Lavarinde materialistischer Sätze liegt. Freilich muß man graben, bis man auf diesen Grund kömmt! Freilich ist es nicht im Interesse der Gescheitelten, daß man ihn finde, denn, käme einmal plötzlich die patriarchalisch einfache Moral zu Tage, welche kein anderes Erdreich braucht, als die höchste Potenz des rein Menschlichen, — was wollten dann die Gescheitelten mit ihrer ganzen Garderobe, mit ihrem ganzen Trödel von Formeln anfangen? Woher flößen dann Trauungs-, Tauf- und Beerdigungs-Taxen? — Übrigens wird eine solche Zeit, wann der Mensch, durch die innere Sittlichkeit aufrecht erhalten und geregelt, des äußeren Gesetzes nicht mehr bedarf, stets nur ein schöner, humanistischer Traum bleiben.

Einen solchen soll man Niemanden als Verbrechen anrechnen. — Was Gutzkow jedoch zum Vorwurf gereicht, ist nicht die Schroffheit, in welcher einzelne Gegenstände dastehen, welche er durchaus besprechen mußte, wenn er das gegebene Thema überhaupt behandeln wollte, (sie gehören in seine Schrift so nothwendig hinein, als Figuren in eine Gruppe und Glieder an die Figuren;) — aber, daß er im Eifer der epigrammatischen Gedrängtheit des Schlusses seine Grundidee nicht deutlich genug entwickelte, so daß die flüchtig lesende Masse im Ganzen nur ein Scandal sieht, das ist ein Fehler, der sich bitter rächt, indem er sich für's Auge der nicht allzuscharfsichtigen Masse wie ein Schmutzfleck an Gutzkow's Persönlichkeit heftet und seinen Gegnern die gefährliche Waffe des Scheins in die Hände gibt; ein Fehler, der vielleicht nur dadurch entschuldigt werden kann, daß Gutzkow wähnte: die Masse würde schon von vorne herein den behandelten Gegenstand nicht unter die hohe Protection ihres besonderen Interesses stellen. Man müßte denn etwa die pfäffische Chirren-Präsumption: „quilibet praesumitur malus, donec probetur bonus" haben, die mit dem Christenthum der Gescheitelten freilich trefflich, desto schlimmer aber mit dem Christenthum Christi selbst harmonirt!

Bilderbibeln.

Es war voraus zu sehen, daß durch die neue, eigenthümliche Art der Holzschnitt- oder Abklatschliteratur, wozu England den ersten Anstoß gab und womit es auch Deutschland überschwemmte, speculative Buchhändler ihr Augenmerk auch bald auf das Buch der Bücher richten würden, um es, nach alter Sitte mit Bildern ausgestattet, an das bibelbegehrende „Volk" zu bringen. Vielleicht hat sich schon mancher bibelgesellschaftliche Fromme über die Erscheinung gefreut, daß gleichzeitig in England, Frankreich und Deutschland eine Menge Pracht- und Bilderbibeln im Buchhandel erscheinen, und hat es gewiß schon für ein gutes Zeichen der Zeit genommen, daß die Frau Gegenwart fromme Nachfrage nach dem Buch der Bücher halte. Aber ein Anderes ist der Antrieb zu einer Cansteinischen Bibel aus Halle, und ganz ein Anderes eine Seidelische Bibel aus Sulzbach, eine Prachtbibel aus Hildburghausen: jene aus einer vieldruckenden, ächt katholischen Officin, diese aus einem großen, ganz modernen Speculationsbureau. Das schmeckt nach buchhändlerischem Beutemachen an einem Buche, wo eine Nachdrucksklage kaum erhoben werden kann, oder doch von Dr. Martin Luther's Nachkommen (die in Keilhau erzogen wurden) nicht erhoben werden wird.

Derselbe Verdacht nun fällt auf die Bilder-Bibeln, um so mehr, als ihre Prüfung vor ernster Kunstschau nicht Stich hält, wobei wir zunächst die deutsche Bibel-Spekulation im Auge haben. Die Hildburghauser und Karlsruher Prachtbibeln begnügen sich an größeren Kupferstichen und Steindrücken zu den heftweisen Lieferungen (die Bibel in Herten à la Rotteck, Oken, Wolfrath Hofmann! Ein vortrefflicher Gedanke der Neuzeit!); Metzler in Stuttgard aber bietet uns so eben „dreihundert bis dreihundert fünfzig Holzstiche durch vorzügliche Meister Deutschlands, Englands und Frankreichs" in seiner Bilderbibel dar. Natürlich meist nur unschwärzere, unschärfere Abklatsche der fremden Holzschnitte, wie die eben gleichzeitig erscheinende französische Bilderbibel beweist. Aber nicht nur, daß die 30 Abbildungen der ersten Metzlerischen Lieferung durch die Dreiländerwirthschaft das Unangenehme der verschiedensten Größe in den Abbildungen, die auch gar keine verbindende Umrandung haben, an sich tragen; so geben sie, was wesentlich schlimmer ist, durch die Zeichnungen und Abklatsche dreier in ihrem Kunstgeschmack so sehr verschiedenen Länder und Völker eine zu bunte Mischung des Styls, der Erfindung und Ausführung. Hier paradiesische Talma's, dort englisirte Abraham's, und dazwischen ehrliche, Altengland oder Neufrankreich plump nachäffende, deutsche Cain's, endlich hölzerne Herrgötter in den Wolken. Wahrlich ein, wenn künstlerischer Ernst prüft, nicht nur verfehltes, sondern verwerfliches Spekulations-Unternehmen. Weit besser schon, was künstlerische Leistung, besonders die bewunderungswürdige Vollendung des Holzschnittes betrifft, sind die „Bibel-Bilder oder biblische Darstellungen der h. Schrift", welche im Industrie-Comptoir zu Leipzig herauskommen. Diese haben auch den Vortheil für sich, daß sie nur nach zwei bestimmten Meistern gearbeitet sind, nach den Gemälden von Westall und Martin. Wenn aber das genannte Comptoir auf den Umschlägen ankündigt, daß die Holzschnitte nach den eigens für dieses Werk gefertigten Gemälden jener beiden Meister gearbeitet seien, so liegt darin auch wieder eine kleine, ganz kleine industrielle Verschwiegenheit. Jenes hatte nämlich bei dem in London erschienenen Original-Werke Statt, welches den Titel führt: Illustrations of the Bible from original paintings by R. Westall and J. Martin. 1835. Von Martin waren ebendaselbst schon [illegible] Illustrations of the Bible erschienen; und vereint nach ihm mit West, Reynold, Rubens, Raphael [illegible] u. 1836 andere Illustrations of the Bible. Von W. Westall erschienen Cabinet Illustrations for pocket Editions of the Bible. In ihrem Lande haben diese, wie die französischen Bilderbibeln, ihren Werth, ihre Bedeutung, ihr Verständniß. Aber dem deutschen Geschmacke oder besser Gemüth wird das Industrie-Comptoir die englisch-französische Manier, wenn sie auch noch so bewundrungswürdig im Holzschnitt ausgeführt ist, nicht anschmuggeln. Diese widerstrebt eben unsern Anforderungen und Empfindungen gar zu sehr. Die Franzosen kennen durchaus nichts als Theaterstellungen; der Engländer erdrückt die gar zu kleinen Gestalten in der karrikirt-grotesken Umgebung u. s. w.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 125. 1835.

477

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 27. Mai.

Die Andalusierin.

(Schluß.)

Landschaftlich und historisch ist einer der interessantesten Punkte die uralte Feste Joux über dem Städtchen Pontarlier, vom Doubs, am Fuß des Bergs rauschend, bespült, an der Heerstraße, welche die Römer von Vesuntio aus nach ihrer helvetischen Provinz hinüber anlegten, hier in zwei Arme dahin auslaufen ließen, und ihrer Gewohnheit nach mit Kastellen sicherten. Überall muß man bei dem Straßenbau dieses praktischen Volks bewundern, wo und wie sie ihre Straßen anlegten und ausführten. Gleicher Verstand, gleiche Kühnheit und gleiche Ausdauer wird daran sichtbar, ob sie über Felsen, über den Kamm hoher Gebirge oder durch Moräste und Schluchten führen. Gleich interessant erscheint heute noch die treffliche Wahl ihrer Kastellorte. Einsam, getrennt von allen Höhen und sie beherrschend, Herrin des Flußbetts und der Heerstraßen, erhebt sich die Feste gleich einem Märchenbau auf einem riesigen, von drei Seiten durchaus unzugänglichen Felsen, an dessen Flanken nur einzelne Tannen mühsam Fuß fassen konnten, um das Schroffe, Schwindelnde, Schauerliche des Anblicks zu erhöhen. Römerkastell, Raubritternest, Residenzburg mächtiger Herren von Joux, abwechselnd Feste der Grafen von Neufchâtel, der Grafen Hochberg, der Markgrafen von Rötteln, des Amadeus von Diesbach, Burgunds und endlich unter Ludwig XIV. französische Gränzfestung, trägt es die Spuren aller dieser Veränderungen, die Geschichte seiner 18 Jahrhunderte an der Stirne, obgleich es durchgreifende Verwandlungen erdulden mußte, um endlich ein französisches Staatsgefängniß zu werden und jetzt einigen Invaliden, die als Ciceroni dienen, zur Retraite zu dienen. Kanonen sehen mit langweiligen Gesichtern in das Thal hinab, die Mörser blicken gähnend zum Himmel, ob er nirgends die Kriegsfahne aushänge, die Artilleristen amüsiren sich in Pontarlier, die Wachposten erschrecken den neugierigen Wanderer mit grimmigem Anruf und hoch über den Zinnen kreischt der Aar, in Wolken sich wiegend, sein seltsames „Wehe!“

Hier hauchte der Held von Domingo, der Gefangene Toussaint-Louverture, gleich gepeinigt von kalten Menschen und von dem kalten Himmel, seine Seele aus. Der Revolutionsführer mußte in dem Kerker des Landes sterben, das so eben durch das Wunder einer Revolution sich neu gestaltet hatte. Damit bewährt sich republikanische Consequenz. Was wäre vielleicht aus der französischen Revolution, aus Frankreich, aus der Geschichte unserer Zeit geworden, wenn Mirabeau, auch dem schweren Druck des Himmels und der Männer von Joux erliegend, hier sein Leben geendet hätte? Wer mag läugnen, daß seine heftig empfängliche Seele, sein reizbares und versäuertes Gemüth aus der rasenden Leidenschaft für seine herrliche Sophie, neuen Haß, heftigeren Grimm gegen die bestehende Ordnung der Dinge saugen mußte? Daß in dem ewigen Wechsel zwischen bitterer Einsamkeit des engen Kerkers und der Erbärmlichkeit seines Kerkermeisters, mit den süßesten, freiesten, wildesten Genüssen und dem Zauber des süßen Geheimnisses, seine Schroffheit sich vermehren, seine Wuth sich verdichten, concentriren, all' sein Wi-

schen und Sehnen, zum Willen, zum Entschluß reifen mußte?

Mirabeau war ein großer Geist. Die Albernheit seines Vaters, des Menschenfreundes — verhinderte gewaltsam, daß er nicht auch ein großer Mann geworden. Mirabeau, an der Spitze der Regierung, hätte wahrscheinlich die französische Revolution verhindert. Mirabeau, an der Spitze der Republik, hätte schwerlich einen Bonaparte nothwendig gemacht, oder ihn nicht aufkommen lassen. Mirabeau, im Grab, wurde nur ein Jeremias des Jahrhunderts, dessen schaurige Weissagungen zu Sprichwörtern geworden, täglich mehr in Erfüllung gehen, und täglich mehr bedauern machen, daß dieser erlauchte Geist für die Welt verloren gegangen, weil sein Vater ein eben so großer Narr als Sentenzenmann, und seine Erziehung eine verfehlte gewesen.

Hart vor den Werken von Belfort trafen mein Ohr wieder die ersten deutschen Laute. Ich hätte dem Tölpel um den Hals fallen und ihn als Bruder küssen mögen. Es gibt keinen mächtigeren und süßeren Zauber, als die Sprache der Heimath, nach langer Zeit wieder zum erstenmal vernommen. Eine Bergeslast fiel von meinem Herzen, ich athmete freier, wohler.

Diese ehemals südwestlichen Gränzhüter Deutschlands sind leider in Masse eben so wenig sehr liebenswürdig, als es die nordwestlichen in Jülich und Cleve gewesen. Roh, barsch, mißtrauisch, geldgierig, hinterlistig, waren sie jetzt nach dem Besuch ihrer früheren Landsleute nicht selten auf eine gefährliche Weise brutal gegen Deutsche, höhnend, rachsüchtig. Dieser fatale Geist haus't fast bis zu dem Manchestre des Elsasses, dem fabrikenwimmelnden Mühlhausen hinab, wo schon das Allemannische reiner erklingt, Gesittung und Bildung der Landsleute im lebhaftesten Verkehr sich läuterten und schliffen, die edlen deutschen Geister zu Straßburg und Colmar mächtig auf die Gesinnung eingewirkt und selbst Hebels volksthümliche Poesien manches gemildert und befreundet hatten.

Ich war wieder in Deutschland. Von der langen Reise hatte ich für manche Journale Reiseskizzen, Bilder aus Frankreich, Notizen und Correspondenzartikel gewonnen, ohne Geist und Wissen wesentlich bereichert zu haben. Aber die gefahrvolle Flamme der Leidenschaft glimmte nur noch wärmend im Herzen, zuweilen in Träumen wieder hoch auflodernd. Keine Nachricht von ihr.

Ich war ein deutscher Schriftsteller, ein freier Schriftsteller, ich hatte noch etwas Geld; die Freiheit leuchtete und duftete mir wie eine syrische Rose. Der Fürst war ein Thor!

10. Wiedersehen.

Ein Jahr später war ich verheirathet, glücklich verheirathet, mit Erhaltung meiner Freiheit glänzend situirt, bis zum Extrem fleißig, unermüdet in Erzeugung neuer Produkte. Keinen Kummer hatte ich, als zuweilen die leisen Andeutungen der in die Zukunft blickenden Gemahlin: „Siehe, daß du eine Anstellung bekommst.“ Süße Thörin! Meine Freiheit sollte ich deiner trüben Chimäre opfern! Grau ist deine Theorie, grün das Leben der Freiheit!

Keinen Verdruß hatte ich auf der weiten Erde, als daß die Verleger stets nur 750 Exemplare druckten und am Ende des Jahres immer noch einige übrig hatten, während alle Journale meine Arbeiten lobten, selbst die Recensionsblätter viel Gutes und Charmantes darin fanden und alle Welt mir sagte: Man lies't Ihre Sachen gern und viel. Betrüger, Gauner waren bald in meinen Augen alle Verleger, die sich mit meinen Schriften bereichert hatten und mich nur belogen, um einige Louisd'or weniger Honorar zahlen zu dürfen.

Ich will den Verlegern gerade kein Loblied singen, aber jetzt weiß ich doch, daß man nur von ganz guten oder von erbärmlichen Dingen in Deutschland in der Regel mehr als 750 Exemplare abgesetzt, und daß alles, was ich schrieb und drucken ließ, nicht zu dem ganz Guten gehörte. Die Weisheit kommt gewöhnlich erst mit dem Jammer, wenn die Eitelkeit Reißaus genommen hat.

Eine Lombardin war mein Weibchen. Sie wünschte den Erstling unsrer Liebe in der Lombardei zu gebären, also fort über die Alpen, den Karneval in dem köstlichen Mailand zu verleben, und mitten unter Singsang, Mummenschanz und bunter Lust, der Welt einen neuen Jünger der Freude zu schenken.

Meine sanfte, mehr deutsche als italiänische Luigia war keineswegs gesonnen, alle Stürme des Karnevals in Mailand zu bestehen. Noch einmal Kind sein wollte sie im kleinen heitern Kreis ihres väterlichen Hauses. Gehör geben mußte ich ihren Bitten, nach Vicenza sie bringen, bei den Eltern sie lassen und dann selbst wieder nach Mailand eilen, um die bunte große Welt zu genießen, neue Eindrücke und Bilder für meine Phantasie aufzunehmen, und neue Gestalten und Combinationen zu sammeln.

Die Welt suchte ich und fand — Aurelia, schöner, blühender, frischer, liebreizender als je, und alle Geister der Leidenschaft erwachten von neuem in meiner Seele. Mit einem Schrei des Entzückens flog sie an meine Brust zu langer, stummer Umarmung. Das bleiche Mädchen sah uns an mit starrem Blick, ein unheimliches Gefühl fuhr durch ihre Seele, belebte ihr Auge für einen Moment mit einem Funken düstern Feuers, zuckte über ihr Antlitz hin wie Mitleid, Hohn, und verlor sich schnell wieder in dem alten allgemeinen Ausdruck des resignirenden Schmerzes, der ihrem Anblick so großes Interesse verlieh. Das bleiche Mädchen soll bald der Gegenstand einer eigenen Geschichte werden. Luigia, Mailand, Italien vergaß ich, umschwirrt von dem seligen Rausch der ersten Liebe. Wiederkehren sollten mir jene wonnigen Träume, jener

entzückende Taumel, und meine Seele flog in allen Himmeln der Freude umher.

„Mit nichten," sprach Aurelie mit dem Ton der Engel, „mit nichten, Freund! Pflichten hast du jetzt, heilige und schöne Bande fesseln dich, dein Wort verbietet dir von nun an jede nähere Gemeinschaft mit irgend einem andern Wesen. Lerne ein Mann sein; lerne dem Leichtsinn in Verletzung der Pflichten entsagen; bemühe dich stets, deiner Sinne Herr zu bleiben; betrüge dich nicht selbst um das einzige Fundament alles Glücks und aller Größe, um dein Bewußtsein; spiele nicht so thörigt mit dem ersten Schritt. Bruder und Schwester, Freund und Freundin so lang wir athmen, mehr nie!"

Wir fanden uns nach Jahren wieder in Wien, in Berlin, in Hamburg. Unverändert an Schönheit, Liebreiz, Feuer, inniger Liebe, blieb sie auch unverändert in ihren Grundsätzen. —

Nach langem Zwischenraum trafen wir uns im Oktober 1834 unvermuthet. Graue Haare fließen einzeln über den kahlen Schädel, graue Haare zähmen den einst so kühnen Bart, nur durch die Brille kann ich die Welt noch sehen. Frisch und schön und lebhaft, wie immer, erschien sie auch jetzt vor mir. Freundlich, herzlich, beglückt durch das Wiedersehen flog sie an meinen Mund.

Verheirathet hatte sie sich, glücklich verheirathet. Zankend und lachend empfing sie jene zwölf unbenutzten Blankets zurück und gab sie ihrem Mann. Drei schöne, unvergeßliche Tage lebten wir und beschlossen, im künftigen Sommer einen Monat auf meinem Gut zu leben. —

Und heute sitzt das bleiche Mädchen unfern von Borodino, wo der Mann von Aureliens erster Liebe einst gefallen, auf einem Schneehügel und weint die herben Thränen hinsterbender Verzweiflung. Aureliens Grab deckt jener Hügel. Ein Sturz mit dem Wagen hatte sie mit unsäglichen Schmerzen getödtet.

Aurelia ist todt; ich habe ferner nichts mehr zu beweinen! Freiherr v. Biedenfeld.

Die Mahnung.

Novellette aus dem Leben.

Vor wenig Jahren noch stand in der Nähe des Schlosses St. Martin an dem Flüßchen Altsen ein hölzernes Kreuz, welchem eine Tafel mit einem bereits ganz unkenntlichen Gemälde angeheftet war. Ich hatte mich gebadet, und lag mit einem Buche im Erlenschatten, als den Fluß entlang ein Mütterchen heran schlich, und vor dem Kreuze betend niederkniete.

„Ist hier ein Unglück geschehen?" fragt' ich, als ich mich ihm genähert hatte.

„Ihr seht doch das Grab," war die Antwort, indem die Frau auf eine kaum bemerkbare Erhöhung zeigte.

Einige Silbergroschen machten die etwas wortkarge Alte gesprächig, und ich erfuhr von ihr folgende Geschichte:

„Als im Jahre 1809 die Franzosen nach Deutschland kamen, trieben sie ihr Wesen abermals im friedlichen Innkreise. In und um St. Martin war alles davon überschwemmt, und die in dieser Gegend von jeher gut erhaltene Jagdbarkeit gewährten den bärtigen Ausländern manch' angenehme Abwechslung in ihrem Tagewerk. Der Fuchs und Edelmarder wurden ihrer Pelze los, und viele Stellen sah man, wo der verwundete Damhirsch die Erde aufgewühlt mit seinen Schaufeln, bis der Tod ihn versöhnte mit dem heiß empfangenen Blei.

Die herrschaftlichen Jäger sahen sich als Fremdlinge in ihrem Revier, als Nullen in ihrem Dienste, und an ernsten Zwistigkeiten mit den ungebetenen Gästen war kein Mangel. Vorzüglich erbittert blieben sie aber seit dem Unglücke eines ihrer Kameraden, den die Franzosen erbärmlich geschlagen und verwundet hatten.

Eines Tages, als die militairischen Wildschützen mit einem bedeutenden Raube auf dem Heimwege sich befanden, trafen sie mit einem Herrschaftsjäger zusammen, der ihnen dringend, doch mit höflichen Worten vorstellte, daß im ganzen Revier bald nichts mehr zu finden sein würde, als einige Nachteulen und Eichhörnchen, wenn sie das Wild so ganz ohne alle Rücksicht auf Alter und Jahreszeit zusammenschößen, und daß sie zugleich auch selbst verlieren müßten, weil auf diese Art ihre Freude nicht lange dauern könne.

Daß er verstanden werde, wußte er recht gut, denn die Gesellschaft bestand aus Officieren, von denen mehrere deutsch sprachen. Unglücklicher Weise aber war darunter der Commandirende selbst, der seinen herzlosen Kriegerstolz und sein Majestäts-Ansehen, als Vorgesetzter tief angegriffen fühlte durch die zurechtweisende Vorstellung eines einfältigen Forstgehülfen, und deßwegen auf französisch und deutsch in kraftvollen Flüchen auf ihn losdonnerte.

Seine Begleiter thaten nun deßgleichen, ja, einige drohten mit erhobenem Gewehre — da knallt es, und — der Kommandirende sinkt mit einem „mon dieu!" zusammen.

Niemand wußte im ersten Augenblicke, woher diese Kugel, denn von den Umstehenden hatte keiner geschossen; aber leider sah man sogleich die letzten Ringe des aufgedampften Pulvers, die über einem nahen Gebüsche sich erhoben, und eiligst war Alles auf den Beinen, um diese Spur zu verfolgen. Nur drei Franzosen, worunter ein Feldarzt, blieben bei dem Verwundeten zurück. Der anwesende Herrschaftsjäger wurde entwaffnet und bewacht.

Es dauerte nicht lange, als die Verfolger mit einem Jägerburschen zurückkamen, den sie mit Kolbenstoßen und muthwilligen Neckereien vor sich hertrieben. Er zählte kaum sechzehn Jahre, war eines schlanken Wuchses, wohlgebildet, mit ernster Miene, und gestand ohne Umstände und mit seltener Unerschrockenheit, daß er der Thäter sei.

Mittlerweile hatte der Feldarzt den Commandanten untersucht und verbunden. Er war nicht gefährlich verletzt; denn die Kugel ging nur durch die Weichgebilde der Schulter.

Die beiden Jäger wurden mit auf den Rücken gebundenen Händen abgeführt, und ein Wagen geschickt, um den Verwundeten nach Hause zu bringen.

Schon am folgenden Morgen vernahm der arme Junge, daß er sterben müsse. Kein Verhör, keine Untersuchung ging diesem Urtheile voran. Den anderen Jäger entließ man mit der Drohung, daß auch seinen Kopf eine französische Kugel erwarte, falls er sich nochmals einfallen ließe, in seinem Revier den Herrn zu spielen.

Der sechzehnjährige Knabe schien anfangs nicht zu über-

legen, welcher gewichtvolle Ernst in dem Worte: Todesurtheil liege, oder überhaupt an dessen Vollziehung nicht zu glauben; denn er hörte dasselbe ruhig und mit verachtender Miene an. Als aber der Priester kam, den die christlichen Herrn ihm ungebeten zuschickten, da veränderte sich sein ganzes Wesen. Er fing an, heftig zu weinen, verlangte nach seiner Mutter, warf sich auf die Kniee, umklammerte den Mann Gottes und beschwor ihn bei allem, was heilig ist, Gnade zu erwirken. (Schluß folgt.)

Bilderbibeln.

(Schluß.)

Wenn wir an diese Industriebibeln frommer Speculanten, welche das Volk durchaus reich machen soll und muß, eine dritte Bilderbibel, die sich selbst „Volksbibel“ nennt, obschon sie auch, wie jene Leipzig-Londonische, nur Abbildungen (Kupferstiche in 4to, nach den Zeichnungen des Malers Olivier in München) ohne Text bietet, anreihen, so soll dadurch durchaus nicht der religiöse Ernst des redlichen deutschen Künstlers geschmälert werden, der diesem Unternehmen zu Grunde liegt, und auch aus den 10 Blättern der ersten uns zugekommenen Lieferung hervorblickt. Leider liegt uns die von Krummacher so eben herausgegebene „Geschichte des Reiches Gottes nach der h. Schrift, in Bildern nach v. Kügelchen“ (Essen, Bädecker, 1833) zum Vergleiche nicht vor. In die unbedingte Lobpreisung der Olivierschen Volksbibel aber, im Schorn'schen Kunstblatte, und zwar nicht nur, was die Leistung des Kupferstiches, sondern auch, was die Zeichnung und Erfindung betrifft, können wir auch so nicht einstimmen. Zwar wollen wir nicht verkennen, wo uns Gelungeneres aus den 10 Bildern der ersten Olivier'schen Lieferung entgegentritt, z. B. in dem Blatte: Christus im Tempel, wo übrigens die Komposition, je drei und drei um den Christusknaben, uns auch zu bewußt-regelmäßig angeordnet scheint. Wir können aber im Allgemeinen nur wünschen, daß die zweite Lieferung sich bedeutend steigern möge, nicht im Geistreichen, aber im Geisthaltigen. Wir wünschen eine ausgezeichnete Bilderbibel, wie sie die strenger richtende Zukunft von der vielgeschäftigen und leicht zufriedengestellten Gegenwart verlangen wird.

Warum, möchten wir fragen, hat Professor Schlotthauer in München noch nicht daran gedacht und sich daran gemacht, wie er 1831 Holbein's schönen Todtentanz bewundrungswürdig in Steindruck nachahmen ließ, gleichermaßen auch Holbein's treffliche und noch unübertroffene Bilder des Alten Testamentes nachbilden zu lassen, welche als *Icones Veteris Testamenti*, wie jene Todtentanz-Holzschnitte, 1538, 1539, 1543, 1547 rc. zu Lyon in 4to herauskamen. Das wäre obenein auch für die Geschichte künstlerischer Darstellung (der ältern wie der neuesten) eine zweite willkommene Gabe. Und diese Holzschnitte gehören recht eigentlich in die Hände und vor die Augen von Kindern, da sie tiefen, religiösen Ernst, hohen Geist und künstlerische Gelungenheit in sich vereinigen; nicht aber englisirte, parisirte, gräzisirte oder weiß Gott wie gezierte Kompositionen, die oft nur Zusammenstehlungen sind, und schon als solche keinen rechten Gottesdienst bei ihrer Anschauung in der Seele erwirken können, weil sie in sich nichts Ganzes, Gediegenes, Gesundes sind und geben. Schade, daß Holbein nicht auch zum Neuen Testamente ähnliche Zeichnungen fertigte, — denn das im neuesten Kataloge von R. Weigel in Leipzig (3te Abtheilung, S. 39 u. 67) aufgeführte „Holbein's Neues Testament, oder die Holzschnitte zur Offenbarung (Basel, Wolf. 1523), sind wohl nur irrthümlich ihm zugeschrieben. Aber warum wollte man nicht auch Jost Ammon's, Virgil Solis und Anderer Figuren z. N. T. nehmen und wiedergeben? Schließlich können wir nicht umhin, in Betreff des oben wegen der Olivier'schen, zu regelrechten Komposition des Blattes Christus im Tempel auf die Holbeinische Zeichnung zu I. Paralipom. I. zu verweisen, wo eine schöne Gruppirung zu beiden Seiten eines in der Mitte Sitzenden (auf der einen Seite 7, auf der andern 8 oder 9 Figuren) in engem Raume zu sehen und — zu bewundern ist.

Buntes.

∴ Frankfurt. Die von der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste rc. veranstaltete Blumen- und Pflanzen-Ausstellung, welche am 24sten Mai geschlossen wurde, erfreute sich des zahlreichsten Besuches, und verdiente sowohl, was die Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Seltenheit der Blumen und Pflanzen, als was die geschmackvolle Weise der Aufstellung betraf, den ihr allgemein gespendeten Beifall. Feenhaft erschien das Ganze des Nachts bei Gasbeleuchtung. Dankenswerth ist die Liberalität, mit welcher die bedeutendsten hiesigen Blumisten ihre Exemplare hergaben. Der Ertrag des äußerst mäßig gestellten Eintritts (12 Kr. per Person), welcher zum Besten der Sonntagsschule bestimmt war, belief sich während der vier Tage, wie man versichert, stark in die Hunderte. — Im Lokale des Kunstvereins war in der letzten Zeit ein großes Porträt von Heuß aufgestellt, von welchem alles gilt, was in No. 1 und 3 des Phönix über Heuß bereits ausgesprochen ward; ferner eine recht artige und verdienstvolle Handzeichnung des Professor Oppenheimer (Abraham mit den Engeln). — Im Theater war bis jetzt die einzige Novität König und Schauspieler, Lustspiel von Haruß, worin Herr Weidner ziemlich gut, Herr Becker um so schlechter spielte; das Stück selbst ist höchst mittelmäßig und konnte nur in sofern auf's Repertoir kommen, als ja auch Schelle äußerst witzig meint: ein schlechtes Wetter sei noch immer besser, als gar kein Wetter. — Die Tänzerfamilie Amiot gab einige Gastspiele. Diese Leute sehen graziös aus, besonders die Mädchen. Deßungeachtet halte ich das Ballet nicht bloß für den Spaßmacher nach der Leiche — des guten Geschmacks, sondern für eine privilegirte Immoralität. Man sollte es eigentlich von Regierungswegen verbieten; denn die Leute könnten ebensogut von Anfang her was Besseres lernen und ihr Brot verdienen. Ach aber, wozu nutzen alle diese Jeremiaden, so lange man statt auf den Schönheitssinn, auf die Sinnlichkeit spekuliren darf. — Sonst ist über das Theater nichts zu berichten, als daß unser Gast aus Amsterdam seinen Rollencyclus ohne Baß fortsetzt, und daß das recitirende Schauspiel (mit Ausnahme von ein Paar Künstlern) gewiß so trefflich ist, — als je eines auf irgend einem Dorfe.

∴ Eine Indianische Sage. Die Osagen bleiben ihren abergläubischen Ansichten und Gebräuchen durchaus treu. Sie glauben alle, daß die Seele nach ihrer Trennung vom Körper fortlebe, und daß sie alle irdischen Neigungen und Gewohnheiten beibehalte. — Ein großer Zug Osagen hatte sich eine Zeitlang an dem Ufer eines schönen Flusses, der Nick-a-nansé genannt, gelagert. Unter ihnen war ein junger Jäger, einer der tapfersten und schönsten des Stamms; er sollte ein Osage-Mädchen heirathen, welches wegen seiner Schönheit die Blume der Prairien genannt wurde. Der junge Jäger ließ sie eine Zeitlang bei ihren Verwandten im Lager und ging nach St. Louis, um die Häute des erlegten Wildes anzubringen und Schmuck für seine Braut zu kaufen. — Nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen kehrte er an das Ufer des Nick-a-nansé zurück, aber das Lager war nicht mehr da. Nur die Gerüste der Hütten und die Brände verlöschter Feuer bezeichneten den Platz. — In einiger Entfernung sah er am Ufer des Flusses ein weibliches Wesen sitzen, das zu weinen schien. Es war seine Braut. Er eilte, sie zu umarmen; sie blickte aber traurig hinweg. Er fürchtete, irgend ein Unglück habe das Lager getroffen. — „Wo sind unsere Brüder?“ fragte er. — „Sie sind an die Ufer des Wagrushka gezogen.“ — „Und was thust du allein hier?“ — „Ich wartete auf dich.“ — „Dann laß uns zu den Unsrigen an die Ufer des Wagrushka eilen.“ — Er gab ihr, der Indianischen Sitte gemäß, seinen Pack zu tragen und schritt voran. — Sie sahen endlich den Rauch des fernen Lagers aus dem waldigen Saume des Flusses emporsteigen. — Das Mädchen setzte sich an den Fuß eines Baums. „Es schickt sich nicht, daß wir mit einander zurück kehren,“ sagte sie; „ich will hier warten.“ — Der junge Jäger ging allein in das Lager, und wurde von seinen Verwandten mit düsterer Miene empfangen. — „Welches Unglück hat sich begeben, daß ihr Alle so traurig seid?“ fragte er. — Niemand gab Antwort. — Er wandte sich zu seiner Lieblingsschwester und bat sie, seine Braut außerhalb des Lagers zu suchen und sie herein zu führen. — „Ach,“ rief sie, „wie soll ich sie suchen? Sie starb ja vor wenigen Tagen.“ — Weinend und jammernd umgaben ihn jetzt die Verwandten des jungen Mädchens; er wollte aber die traurige Nachricht nicht glauben. — „Aber erst vor wenigen Augenblicken,“ rief er, „habe ich sie lebend und gesund verlassen. Kommt mit mir und ich will euch zu ihr führen.“ — Er führte sie zu dem Baume, wo seine Braut sich niedergesetzt hatte; aber sie war nicht mehr da und sein Pack lag am Boden. Die schreckliche Wahrheit traf sein Herz; er fiel todt zur Erde. — Ich erzähle diese einfache kleine Geschichte fast mit den Worten, in denen sie mir mitgetheilt worden, während ich in unserm Abendlager an den Ufern des Flusses, wo sie sich zugetragen haben soll, am Feuer lag. (Irving's Steppenreise.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 126. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 21.

Freitag, 29. Mai.

Intermezzo.

So wendet der Wandrer, wenn er den Rücken eines hohen Gebirgs besteigt, sein Auge zuweilen rückwärts und mißt die Gegend, die unter ihm liegt, mit Entzücken. Blausilberne Bäche schlängeln sich durch grüne Matten, aus friedlichen Dörfern im Thale läuten die Glocken, und die weiße, kalkstaubige Landstraße springt bald hier, bald dort aus den untern Bergen hervor, bis sie sich zuletzt in dem graublauen Horizont verliert. So lasset uns einmal rasten auf einem Felsvorsprunge und des hohen Schneegipfels vergessen, den wir noch zu ersteigen haben!

Fünf Monate hindurch haben wir nun mitsammen die Freuden und Leiden der Kritik erlebt. Es ist nur erst die untere Gebirgs-Gegend, die Kleegegend, noch nicht die Alpenzone, die wir erstiegen haben. Und dennoch haben wir schon einige Perspektive und können behaupten, daß unsre Wege nicht ohne Symmetrie zurückgelegt wurden. Hatten wir ein System? Das Publikum soll entscheiden.

Die geringe Anzahl auffallender und origineller Erscheinungen, die sich uns darbot während dieses Zeitraums, war uns willkommen, weil wir Muße fanden, das Meiste davon als Anhaltspunkt unserer kritischen Grundsätze, als Gelegenheit für unsre literarische Meinung zu benutzen. Da wir einmal glauben, daß unser Ton nun dem Publikum hinreichend verständlich sein wird, und anderntheils die Versprechungen des Meßkatalogs auf wichtige, durch ihren Inhalt eine ganz isolirte Behandlung herausfordernde Bücher zielen, so wollen wir in der Eile nur noch zwei Merkmale angeben, von welchen wir glauben, daß sie für die heutige Kritik wesentlich sein müssen. Ich meine das Positive und das Charakteristische.

Unser Manifest desavouirte jede Verwechselung mit der Vernichtungskritik der Restaurationsperiode. Wir sind aber dabei auf eine horrible Weise mißverstanden worden. Es hat Leute gegeben, welche uns auf den Grund dieser Erklärung ihre Freundschaft antrugen; denn wir kamen in den Verdacht, loben zu wollen. Wechselseitige Allianzen auf Lob und Salm wurden uns in Vorschlag gebracht, wir bedauerten, keine davon eingehen zu können. Man hatte uns mißverstanden. O, ihr Kurzsichtigen! Weil ich zwei Jahre im Menzel'schen Literaturblatte kritische Stylübungen getrieben hatte, so hielt man mich zuvor für Nimrod's Fanghund, für Robespierre's Saint Just. Als aber die Stylübungen endlich abgelaufen waren, etablirte ich mich auf eigne Rechnung und war so großmüthig, als Kritiker zu gestehen, die kritische Periode sei vorüber. Man nannte dies Reue, man sah mich gefoltert von Gewissensbissen, — man trug mir seine Freundschaft an; denn man glaubte, ich wolle loben.

Fünf Monate haben nun das Falsche dieser Berechnung herausgestellt: es ist nur zu erwiesen, daß

ich selten einen Überfluß an Geist bei unsern Autoren zu bemerken mich überrede, daß ich einen Abscheu vor dem Lobe habe. Ich gestehe es, dieser Abscheu ist ein natürlicher. Ich kann ein Enthusiast sein, ich kann die, die ich verehre, unter Liebkosungen erdrücken; ich kann nicht loben. Wenn die Kritik einmal wieder bereit ist, daß sie sich in Redensarten ausdrücken muß: Eine achtungswerthe Schrift! Ja, ein gefühltes Bedürfniß! Wie herrlich! Nein, meisterhaft! Dann soll die Redaktion dieser Blätter im Aufstreich an den Meistlobenden versteigert werden. So lange man noch tadeln kann, ohne dazu gedungen oder ein schlechter Kerl zu sein, lieb' ich die Kritik, ob sie gleich von mir für die untergeordnetste Branche der Literatur erklärt ist.

Man hatte also den Ausdruck: positive Kritik falsch verstanden. Es war von einer schöpferischen Kraft des Urtheils die Rede gewesen, von den Elementen einer poetischen Zukunft, der man vorzuarbeiten habe. Man sieht jetzt erst, daß in diesen Blättern keine lyrische Kritik herrscht, keine humoristische Grausamkeit, die um einer Redensart willen seinen Landsleuten wehe thäte; sondern das Element der Besserung, der Belehrung, des gütlichen Abfindens. Ich habe den Tadel nie ohne den Fingerzeig des Bessermachens gegeben. Meine Ahnungen über Drama, Roman, Lyrik sind voller positiver Keime; wenn auch nicht für die Alten, doch für den jungen Nachwuchs. Kurz, es sind Thatsachen und Hoffnungen, auf welche wir fußen.

Wenn unsre Kritik positiv für die Zukunft ist, so ist sie charakteristisch für die Vergangenheit. Man hat ihr den Vorwurf gemacht, daß sie die Details liebe, daß sie in die Sphäre der Persönlichkeit dringe und das Öffentliche nicht vom Privaten trenne. Ich gerathe in Verlegenheit, auf diesen Vorwurf zu antworten, weil ihn eine entgegengesetzte Ansicht zu einer Tugend gemacht hat. Es gibt einige besonnene und liebende Herzen, welche meine Persönlichkeitsschilderungen plastisch nannten und d'rauf schwören wollten, daß ich die Menschen gezeichnet hätte, wie sie leibt- und lebten. Wem soll man trauen? Ich denke, jedes Buch und jeder Autor gehört der Öffentlichkeit an; ich suche, kein Merkmal zu übergehen, das zur Charakteristik wesentlich ist. Kann euch etwas willkommner sein, als wenn man euch selbst reden läßt? Das ist eine Gerechtigkeit, welche ich übe, die Anerkennung, statt Tadel verdiente. Wer ist mäßiger, der, welcher verurtheilt, oder der, welcher nur schildert?

Mich wird nichts irre machen. Ich will einen Spiegel unserer öffentlichen Zustände geben, und werd' ihn so hell schleifen, als es mir möglich ist. Wie würd' ich wohl eine Befähigung wegwerfen, die ich mir durch die genaueste Kenntniß unseres deutschen Vaterlandes erworben habe! Kritiker, welche Jahrelang in einem kleinen Winkel Deutschlands hocken und, wenn sie reisen, nach Östreich und Italien gehen, Kritiker, welche um Leipzig wohnen und alle drei Jahre in die sächsische Schweiz reisen, Kritiker, die in Berlin als Legationsräthe fungiren und von den Novitäten des Leipziger Bücherpakets abhängig sind, die ihnen Duncker und Humblot zuschicken, — die werden immer im Rückstande sein gegen rührige Beobachtungsmenschen, die auf Reisen leben und ihre Zeitgenossen zum Vorwurfe psychologischer Studien machen. Ein Blatt, wie das unsre, muß eben so sehr spekulativ-ewig, wie journalistisch-momentan sein. Es wird nach wie vor positiv und malerisch bleiben und sich nur hüten, drei Dinge zu vermeiden: das Lustige, die Unwahrheit und den Injurienprozeß.

Das war lange genug geruht. Nun wieder in die Höhe, mühsam, aber fröhlich!

---

60) Der Zeitgeist. Possenspiel in vier Aufzügen. Von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835.

61) Der Nasenstüber. Posse in drei Aufzügen. Von demselben. Hamburg, ebendas.

62) Der Müller und sein Kind. Volksdrama in fünf Aufzügen. Von demselben. Hamburg, ebendas.

Schelle avancirt; Schelle ist schon Bataillons-Chirurgus. Glückt es, so wird er Medizinalrath und darf in Berlin nicht mehr auf das Theater gelassen werden. Dies ist die einzige Hoffnung, eine Personnage aus den Komödienzetteln zu verlieren, welche nachgerade ekelhaft wird. Schelle, von Holberg entlehnt, hatte einen guten Fond. Schelle war Poltron, Schwätzer, Hasenfuß, ein kompletter Narr. So lange sein Wahnwitz für den Zusammenhang einer guten Intrigue paßte, unterhielt er. Jetzt, wo Schelle nicht mehr originelle Situationen, sondern nur sich spielt, wo er selbst im Zeitgeist sich auf den Schleichhändler, im Nasenstüber sich auf den Zeitgeist beruft, da gleicht er nun schon dem Volkskasperle, der sich im Puppenspiele immer mit denselben Melodieen trällernd hinter der Scene ankündigt und dann mit tollen Kapriolen vor'm Publikum eine Reverenz macht. Raupach wollte eine solche Figur schaffen, eine Art von komischer Tradition; aber es ist nur zu bekannt, daß sein Schelle eines mittelmäßigen Schauspielers wegen so oft erscheint, der auf dem Berliner Theater in den Schleichhändlern einmal Glück gemacht hat. Herr Gern ist ein Schauspieler, der mit einem gewissen Grunzen jedes seiner Worte begleitet, der deßhalb im Ausdruck der Gemeinheit klassisch ist, und durch eine ganz anomale Art zu spielen das Zwerchfell des Publikums zu erschüttern im Stande ist. Durch ihn ist Schelle ein würdiges Seitenstück zu Angelys Hähnchen geworden: nur mit dem Unterschied, daß Schelle studirt haben will und einen Pli affektirt, der ihn retten könnte, wenn er etwas witziger wäre.

Auch Till droht am Witzbankerutte unterzugehen. Es war eine Figur, die sich unter geistreicheren Umständen recht stattlich ausnahm. Till war ein märkischer Mephistopheles, Einer, der, wie man bei mir sagt, immer aus dem Muuße kömmt, ein Topfkiecker, Muttersöhnchen, Hemkengrieper, ein Drömer, ein ganz nichtsnütziger Schlingel, der sich nur überwinden ließ, wenn man ihm herzhaft zu Leibe ging. In Till's Eulenspiegeleien ist Wahrheit, nur hat er das Unglück gehabt, wiederum auf dem Berliner Theater von einem sehr einseitigen Komiker dargestellt zu werden, der in der Rolle gefiel. Herr Ruthling ist die Veranlassung, daß Till immer matter wird. Raupach besitzt den Fond nicht, seiner Schöpfung immer wieder den Anstrich der Neuheit zu geben. Schelle und Till spielen eine verkümmerte Rolle und haben nur noch die alten Grimassen und Gestikulationen, welche beleidigen, weil sie auf die Spitze getrieben sind.

Der Junker Kaspar im ersten dieser Stücke ist niemand anders, als Siegfried von Lindenberg, der edle Brautjunker. Raupach pflegt bei solchen Plagiaten immer vorauszusetzen, daß Shakespeare, Schiller, hier der alte Gottwerth Müller ihm nachgeahmt haben.

Im Müller und sein Kind verdient die Einfachheit der Sprache besondre Auszeichnung. Zuweilen herrscht darin eine Naivetät der Ausdrücke, die an Tieck, namentlich dessen Rothkäppchen erinnert.

---

63) Das Alleinstehen. Ein Stillleben, gezeichnet von Dr. Wilhelm Richter. Dresden, Grimmer. 1835.

Ein göthisirender Roman, den Gewandtheit, Anstand und gebildete Sprache auszeichnen. An die Wahlverwandtschaften wird man zu häufig erinnert. Es fehlt nicht an Kopfweh und Hysterie, nicht an realistischen Ehemännern und Entsagung, nicht an Tagebüchern und Aphorismen. Eine große Rolle spielt die Erziehung und die Kunst. Nur bleibt darin dieser Roman hinter seinem Vorbilde zurück, daß sich hier die Liebe nie bis zu einem Höhepunkt der Gluth steigert. Die Entwickelung ist da, ich möchte sagen, jene unheimliche, fast beleidigende Entwickelung der Liebe, die auch bei Göthe stattfindet, wo erst in Folge langer, mehr familiärer und decenter Gewöhnung aneinander zuletzt eine Flamme ausbricht; aber der Verfasser erstickt gleich wieder den Brand, und läßt seine Figuren besonnen, oder was immer die schlimme Folge ist, untreu werden.

Kinder reden oft in diesen Roman hinein. Bald spielen sie mit Puppen, bald sollen sie naive Bemerkungen machen. Der Hauptheld des Romans, Hermann, ein Faselhans, der sich trotz seines denkenden Geistes in jeder Situation sehr impotent benimmt und etwas Langweiliges an sich hat, mischt sich gern in die Kinderwelt und plappert im naiven Tone mit. Es ist aber traurig, daß in den meisten Fällen, wo Dichter sich der Kinder bedienen, nichts Unnatürlicheres gesprochen und gethan wird, als was sie „den lieben Kleinen" zuschreiben. Bald sprechen die Kinder altklug, bald empfindeln sie; kurz sie thun immer etwas, wofür sie die Ruthe verdienten. Prügelnswerthe Kleinen kommen gar nicht vor in diesen prüden Romanen und Dramen, und doch Schade für jeden Schlag, der vorbeifällt! Sind diese Jöhren, wie es in Norddeutschland heißt, denn in der That so liebenswürdig, benehmen sie sich so sauber in der Gesellschaft, daß sie mit nichts als Zuckerwerk und Küssen regalirt zu werden verdienen? Unser Verfasser schiebt den Kindern sogar Blumenempfindsamkeit unter, woran sie doch glücklicherweise nicht leiden. Natur! Wahrheit!

---

64) Die Geschichte Würtembergs. Nach seinen Sagen und Thaten dargestellt von Wilhelm Zimmermann. Erstes Heft. Ludwigsburg, Imle und Kraus. 1835.

Wir erwarten die nachfolgenden Hefte (zwölf werden das Ganze beschließen), um den historischen Werth dieser Unternehmung in genauere Abschätzung zu bringen. Zuvor loben wir die gemüthvolle, einfache und poetischpopuläre Sprache, welche die Darstellung des Verfassers charakterisirt. Sie muß sich dem Verständniß der untern Volksklassen gut einschmeicheln und wird auch dem Gebildeten heimlich und vertraut klingen, weil es sich um ein Land handelt, das so ausgezeichnet ist durch die Silberadern herzlicher Sagen, wovon seine Begebenheiten durchzogen sind.

Diese Würtembergische Geschichte wird Umrisse von Ludwig Igelsheimer bringen, einem jungen Künstler, der sich durch eine Gallerie Würtembergischer Deputirten als meist glücklicher Auffasser physiognomischer Charaktere bewährt hat. Die Platte dieses ersten Heftes stellt den Tod Herzogs Ernst von Schwaben vor und ist, einige offenbare Zeichnungsfehler, z. B. ein Arm des zur linken Hand sitzenden Kriegers abgerechnet, voll sinniger Auffassung. Ein glücklicher Gedanke ist das orientalische Kostüm der zur Rechten befindlichen Figur; denn es erinnert an die spätere Ausbildung der Sage vom Herzog Ernst, welche sich anders erklären läßt, als von W. Zimmermann geschehen ist. Das Volksbuch vom Herzog Ernst ist die Sage vom heiligen Georg, mit Elementen, welche sogar auf einen heidnischen Ursprung der ganzen Idee schließen lassen. Der schwäbische Herzog Ernst, die erwiesene historische Person, wurde dann mit großer Freiheit auf eine Sage übertragen, die mit der ursprünglichen nichts Gemeinsames hat.

---

65) Die poetische Literatur der alten Israeliten. Kritische Skizze von Dr. B. F. Guttenstein. Mannheim, Hoff. 1835.

Ganz einsam steht in der Poesie des deutschen Mittelalters ein Versuch da, die Dichtungen des alten Testamentes als poetische Selbstzwecke, ohne typische

Auslegung, zu erklären, jene Lieder der Minne, welche Herder mit so grosser Vorliebe herausgegeben hat. Die philologische Unrichtigkeit des Hineindeutens behielt die Oberhand, sie war ein kirchliches Dogma, von dem sich an zahllosen Stellen auch Luther nicht lossagen konnte. Es liegt etwas Rührendes in diesem Irrthum, der sich so lange verzeihen läßt, bis man fühlt, wie ungerecht dabei gegen das Eigenthum der Juden verfahren wird. Der gläubige Christ sieht in allen Dingen nicht blos eine Offenbarung Gottes, sondern auch eine Offenbarung Christi und seiner Passion. Aus Blumen sogar hat sein frommer Witz die Marterwerkzeuge herausgelesen; nicht weniger aus den Blumen der hebräischen Poesie. Der Christ hält die schriftstellerischen Juden des alten Testamentes für typisch getauft: sie schwärmen seinem Glauben nach für das kleinste Detail im Leben Jesu ebenso, wie er selbst. Von biblischer Poesie konnte dabei nicht die Rede sein. Das alte Testament war nur Fundgrube der Dogmatik. Man ging so weit, seine messianischen Stellen sogar historisch zu benutzen, um zweifelhafte Berichte des neuen Testaments in's Reine zu bringen.

Herder war es, der die Stimmen der Völker vom Zungenband des schlechten Geschmacks und der betrügerischen Auslegung gelöst hat. Herder schrieb ein vortreffliches Buch über den Geist der hebräischen Poesie, und zeigte am Hohenliede, wie sich die einzelnen Schönheiten derselben aus rein poetischen Motiven wiedergeben ließen. Herder brach für Deutschland die Bahn einer neuen Exegese des alten Testamentes, auf der ihm, rühmlich ist es zu sagen, nicht blos Juden oder Christenlaien, sondern die Theologie selbst folgte. Die deutsche Literatur besitzt ausgezeichnete Werke, welche mit Gelehrsamkeit und Geschmack dem Judenthume einen Besitz vindiciren, an dem wir Christen immer eine Art von unerläßlicher Nutznießung haben werden.

Die vorliegende Schrift verzichtet auf den Schmuck neuer Conjekturen. Sie rekapitulirt die Leistungen der Forscher und zeichnet sich durch eine begeisterte Auffassung und geschmackvolle Darstellung ihres Gegenstandes aus.

---

66) Kleinere epische Dichtungen von Wilhelm Smets. Köln. 1835. Druck und Verlag von M. Dü-Mont-Schauberg.

Der Verfasser gehört zu jener Klasse von guten Leuten und schlechten Dichtern, welchen es durchaus nicht gegeben ist, Frauenzimmer zu sagen, wie jeder andere vernünftige Mensch, sondern welche eine Mamsell immer: Mägdlein oder: edle Maid und: Fräulein gut titulieren; er singt überdies im Jahre 1833 von einem „König Ludwig dem Baier, ritterlichen Ruhm gewogen, kundig auch der Harf' und Leier", ditto von dem „Herrn Marschall, Gerard genannt", und haspelt ditto rührende Schneider-Anekdoten aus dem Leben Pius des VII. naiv romantischer Weise in Versen ab. Das Ganze enthält im Durchschnitt manche gute Acquisition für fahrende Sänger. Es ist wirklich possierlich, wie diese Knappen des ehrlichen Don Quichotte Fouqué noch immer auf Abentheuer ausziehen, um den heiligen Graal der Dichtung zu finden und sich nun mit ihren dürren Beinen auf der Rosinante abzappeln und sich fest und fester in den Steigbügeln schlechter Reime zu erhalten suchen. Laßt doch um's Himmels willen die unnütze Mühe sein! Ich wüßte wenigstens nicht, warum ein vernünftiger Mensch an dieser faden Gemüthlichkeit und gesuchten — aber nicht gefundenen Bedeutsamkeit Geschmack gewinnen sollte; — um der Form willen sicher nicht, denn diese sieht ungefähr aus wie eine geschminkte Mumie.

Miscellen.

*** Das Morgenblatt brachte von Friedrich Rohmer aus München eine Anklage der modernen Belletristik und ihrer Söhne. Beobachtet hier ein Faktum! Der junge Nachwuchs der Literatur und zwar der positiven Literatur des Fortschrittes wird alle die Zeichen und Symbole tragen, die wir gewohnt sind, nur an der Jugend wahrzunehmen, und sich doch gegen Richtungen wenden, die ihnen die nächsten zu sein scheinen. Die Polemik gegen Heine namentlich ist charakteristisch bei diesen Neuesten. Man kann darin nichts Nothwendiges sehen oder etwas, das auf die Länge hin auf unsre Interessen unbequem und retardirend wirken könnte. Ist etwas nothwendig darin, so kömmt es aus einem natürlichen, man könnte deshalb auch sagen: unmoralischen Gesetze her. Wir sehen hier Menschen, welche mit der jüngeren Generation auf Du und Du standen, ihre Manieren mitmachten, sie beobachteten und sich zuletzt in das Gegentheil warfen, um eine gewisse innere Leere auszufüllen. Wer kann die Schwächen der jüngeren Literatur in Abrede stellen! Wer kann läugnen, daß ihr Haß oft ein bloßes Raffinement, ihre Verzweiflung eine Grimasse ist! Die Meisten werden es übersehen, daß eben dieser gemachte Schmerz eine wahrhaft tragische Trostlosigkeit ist, daß in dem Selbstquäler mehr Pein liegt, als in dem Gequälten. Nun aber konnten diese Dinge dem Verrath nicht entgehen. Sie wurden von J. Jakoby verrathen, der aus Halle in die Allgemeine Zeitung correspondirte. Sie werden von F. Rohmer verrathen, der aus stylistischer Verzweiflung, aus Ärger über die Schreibart der Neuern übertritt! — Wären diese Renegaten nicht zu modern für die Alten, so dürfte man sie fürchten. So aber werden sie in die Strömung hineingerissen werden, und sich nach einigen Zugeständnissen zu einer Parthei halten, ohne die sie nicht athmen könnten.

*** Herr A. von Binzer (als Novellist unter dem Namen A. J. Beer bekannter) gedenkt sich eifrig dem Börsenblatte zu widmen, dessen Redaktion er übernommen hat. Die Leitung der eleganten Zeitung kömmt mit dem 1. Juli an Dr. G. F. Kühne, welcher bisher dem Literarischen Zodiakus die entschiedenste Färbung in der Kritik gegeben hatte.

*** Ludolph Wienbarg ist auf einer Reise nach Holland und Belgien begriffen.

*** Von Heinrich Laube erscheinen: Liebesbriefe. Ein Roman; und: Moderne Charakteristiken zur Literatur und Geschichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 127. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 30. Mai.

Winter und Frühling.

Von

Eduard Duller.

I.

Was klei't auf meinen Nacken?
Was ringelt klapperbeinig
Wie glatte kalte Haken
Um Hals und Brust mir? — Die Polypen, — mein' ich, —
Saugt sich's in mich mit tausend klebrigen Lippen;
Es schwillt und würgt, mit Wollust recht zu nippen,
Heraufgeschlürft aus seinem tiefsten Borne,
Des Herzbluts Tropfen! — Hier, aus heißer Stirne
Spinnt es vom fiebernden Gehirne,
Als wie an einem glüh'nden Eisendorne
In wilden, geilen, wirren Ranken
Die männlich zeugenden Gedanken.

So sitz ich, Alp-umklammert,
Den feuchten Pfühl zerwühlend,
Geistig verkatzenjammert,
Gedanken zerdenkend, in's Chaos hinein mich zerfühlend.
Was? Hämmert an dieß Herz nicht kräft'ges Wollen?
Weh! ungeboren es schon tödten sollen!
Lebend einsargen müssen keimende Saaten!
Ja! mich erstickt's. Vielfachen Mord verschuld' ich
Durch dieses hünd'sche Wort: „Geduldig.“ —
Erd' überwühlend frisch entsproßnen Saaten.
Thor! wähnst du: deine Thränen reinen
Den blut'gen Fluch, — den allgemeinen?

II.

Und drückt die Ohnmacht dich als Alp,
Und denkst und bejammerst du dich als Knecht,
Du Mondkalb, ekle Mißgestalt,
Thor oder Schuft, — dir wird dein Recht!
Deine vier Wände frazzen dich an,
Und die gelben, verblindeten Fenster.
Hast zwei Hände, zehn Finger d'ran
Und wandelst herum wie Gespenster. —
Stoß die Faust in das schillrige Glas,
D'ran nur der Schmutz dir — Gitter malt!
Reiß' aus den Angeln, den rostigen,
Deinen alten Esel, den frostigen.
In des Morgenroths Flamme stürze hinein,
Bis sie verzehrt deine Thiergestalt;
Und dann in's frische wogende Gras,
In's thauige, wollust-feuchte!
D'rin wie Johanniskäferlein —
Leuchte!

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

Bevor wir über die ausgestellten Kunstgegenstände selbst unsere Ansichten kurz und freimüthig mittheilen, wird es nöthig sein, einige Gegenstände zu berühren, welche ebenso nahe das Interesse der Kunst, als die Ehre der Kritik betreffen.

Für's Erste ist das Streben des hiesigen Kunstvereins, welchem wir es verdanken, daß diese Ausstellung zu Stande kam, aus voller Seele freudig anzuerkennen. — Die Kunst, obgleich um ihrer selbst willen schon wichtig und von absolutem Werth, hat auch ihre relative Wichtigkeit, ihren relativen Werth. Sie soll nicht einzelne Glückliche allein erfreuen; sie soll auch erhebend und begeisternd auf die Menge wirken. Wenn je ein Satz die Probe von Jahrhunderten aushielt, so ist es der von der Identität des Guten und des Schönen durch die für beide nothwendige Grundbedingung des Wahren. So wenig ein Volk ächte bürgerliche Freiheit vertragen kann, bevor es eine gewisse sittliche Würde erlangt hat, eben so wenig wird an eine vollkommene geistig-sittliche Veredlung zu denken sein, wenn die Kunst nicht Hand in Hand mit derselben geht; wer das wahrhaft Schöne fühlt,

wen es begeistert, für den wird das Laster schon als häßlich — abschreckend, widerwärtig sein. Die Kunst, in ihrem Einfluß auf das Volk, ist somit für den Staat eine Lebensfrage. Die Empfänglichkeit für das Schöne ist übrigens im Durchschnitt allenthalben da, und es gilt von der Theilnahme des Publikums an der bildenden Kunst genau daßelbe Verhältniß, wie von dessen Interesse an der Schauspielkunst: Gewöhnt es nur an's Schöne, gebt ihm nur Gutes — und ihr werdet es dafür begeistern, und es wird euch dafür Dank wißen. — Ein erfreulicher Beweis davon ist der zahlreiche Besuch der diesjährigen Kunstausstellung. Die Direction des hiesigen Kunstvereins hat sich nicht verrechnet, als sie auf den geistigen Fond des Publikums zählte, und es läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß mit dem diesjährigen Salon, wenn er sich, wie zu hoffen steht, alljährlich erneuert, für das geistige Leben hier eine neue Ära beginnt.

Nichtsdestoweniger darf die Kritik sich weder durch das rühmliche Streben einerseits, noch durch die ehrenvolle Theilnahme andrerseits bestimmen laßen, um einzelner und — vieler höchstverdienstlicher Werke willen auch die meisten andern, vielleicht mittelmäßigeren, in vollen Posaunenklängen anzupreisen, sondern sie wird gerade, da es sich um ein junges Institut handelt, die strengste Verpflichtung haben, sich über die einzelnen Gemälde ohne Rücksichten auszusprechen. Die einzige Rücksicht, welche man der Kunst schuldig ist, ist Rücksichtslosigkeit. Das Schöne soll und kann nicht relativ, es muß absolut schön sein; ein relativ Schönes ist ein Unsinn, — was man sonst so nennt, ist höchstens blos verdienstlich als Streben einer Persönlichkeit.

Indem wir diese Ansicht von der Sache aussprechen, sehen wir schon voraus, daß wir demselben Widerspruche begegnen werden, auf welchen wir bei Beurtheilung des Hübner'schen Bildes stießen, wir finden uns jedoch nicht veranlaßt, von unsern Grundsätzen abzugehen, sondern glauben es nicht blos uns selbst, sondern der Sache schuldig zu sein, Folgendes zu bemerken:

Wir glauben blos an den heiligen Geist der Kunst und hegen deshalb keine persönliche Vorliebe für, keine Abneigung gegen einen Künstler, — weil uns die Werke selbst interessant und wichtig genug dünken. — Wir verlangen aber auch vom Leser unsrer Ansichten dieselbe Leidenschaftslosigkeit und Unbefangenheit, wie sie in uns feststeht, und wie sie allein dem Ernst und der Wichtigkeit des Gegenstandes gebühret.

Man hat bei Gelegenheit des von Manchen halb-, von Vielen mißverstandenen Aufsatzes im Phönix über das Hübner'sche Altarbild dem Verfaßer deßelben Schuld geben wollen, er beabsichtige: die Düsseldorfer Schule zu Gunsten der Münchner zu deprimiren. So etwas fällt uns nicht bei, wir beugen uns vor dem Schönen, Wahren und Großen, woher es auch komme, aus Rom, München, Düsseldorf oder Paris. An Namen kleben, ist Kleinmeisterei, oder Leidenschaftlichkeit oder Kurzsichtigkeit. Dadurch, daß zwei Künstler in einer und derselben Stadt leben, gehören sie übrigens noch nicht einer und derselben Schule an; wer möchte z. B. Stieler und Cornelius, beide in München, an einander feßeln und ersteren zur Münchner Schule rechnen wollen? Oder gehört Lessing mit seiner poetischen Universalität in den engeren Kreis einer Schule? Es ist etwas Mißliches an dem Wort: Schule; man denkt dabei gar zu leicht an Schüler und Schulknaben. Jeder ächte, selbstständige Künstler emancipirt sich bei Zeiten von der Schule und bildet selbstherrschend seinen eigenen Styl aus, während die geringer Begabten mehr oder minder der Manier der Schule, den stereotypen Begriffen und Gestalten anheimfallen. (Forts. f.)

Die Mahnung.

Novellette aus dem Leben.

(Schluß.)

Der alte Priester, dem sein Pfarrkind immer als eine ruhige, unbescholtene Seele bekannt war, konnte sich der Thränen nicht enthalten und hätte keine Bitten nöthig gehabt, um Alles für die Rettung zu versuchen. Allein der Commandant ließ ihn nicht einmal vor, schickte aber den Bescheid, daß er wegen eines warnenden Beispieles, und um so weniger Pardon geben könne, als der junge Verbrecher absichtlich einen Mord habe begehen wollen. Zugleich gab er wiederholt den Befehl, außer dem Priester Niemandem einen Besuch bei dem Verurtheilten zu gestatten.

Die Hälfte von den zur Vorbereitung zum Tode gegönnten vier und zwanzig Stunden war vorüber, und der schon völlig ohne Besinnung wimmernde Knabe hatte aus des Priesters Hand bereits die heilige Wegzehrung empfangen, als er gegen Mitternacht einschlief.

Der geistliche Tröster verließ ihn nicht, so sehr er auch selbst sich erschöpft fühlte.

Vier Stunden vor dem furchtbaren Gange schlug der Unglückliche die Augen auf. Es war kein Schlummer, der neue Kraft gab für den Kampf mit Schmerz und Ergebung, denn abgespannt und schweigend starrte er um sich her. Nur einmal noch raffte er sich empor, indem er noch Thränen fand und Worte für die herzdurchwühlende Bitte, seine Mutter zu sehen.

Dies war aber auch die letzte Anstrengung seiner Seele auf den Körper, denn er verfiel darauf in eine gänzlich gleichgültige Betäubung, und wurde in diesem Zustande, da er durchaus nicht zu gehen vermochte, auf einen Wagen, und nach dem Richtplatze geschleppt.

Die Mutter des Unglücklichen, welche mehrere Stunden entfernt lebte und ihr täglich Brod durch Handarbeit verdiente, hatte durch mitleidige Menschen geheime Nachricht von dessen Verurtheilung erhalten, und kam in einem erbarmungswürdigen Zustande und in demselben Momente vor der Wohnung des Commandanten an, als ihr Sohn bereits auf dem Todeswege sich befand. Ein Versuch, durch die Begleitung zu dringen, um ihr einziges Kind zu umarmen, wurde von rohen Gendarmen ernst zurück gewiesen.

Wie eine Wahnsinnige bestürmte sie nun die Wohnung des Commandanten, allein die Wachen lächelten über ihre ohnmächtige Kraft. Da erbot sich ein angesehener und den Officieren bekannter Privatmann, jede Verantwortung auf sich zu nehmen, wenn man die Mutter in seiner Begleitung vorlaße. Es ging.

Der Commandant lag ruhig auf einem Sopha und rauchte zu den unbedeutenden Schmerzen seiner Wunde die Morgenpfeife, als dieser Herr ungemeldet zu ihm in's Zimmer trat, während er die Mutter vor der Thüre warten hieß. Diese aber drang unaufhaltsam ihm nach und kroch auf den Knieen zu dem schmauchenden Gebieter über Tod und Leben. Schluchzen und Verzweiflung hinderten sie zu sprechen. Kaum aber vernahm sie seine Stimme in den Worten: „Kein Pardon," so fiel sie mit dem erschütternden Ausrufe: „„Jesus Maria!"" ohnmächtig um.

„Schafft sie mir vom Halse," rief er auf französisch einem Bedienten zu, und ergriff unwillkührlich ihre Hand, um sie mit Hülfe des fremden Herrn aufzurichten; aber sogleich ließ er sie los, langte nach einem

goldenen Kreuze, das an ihrer Brust sichtbar wurde, streifte das bleiche Gesicht, schleuderte seine Pfeife von sich, daß sie in Stücke sprang, rannte aus dem Zimmer, und schrie wie wahnsinnig den Befehl aus: Pardon, Pardon zu überbringen und den Arzt zu holen.

Alles dieses war das Werk einiger Augenblicke.

Hierauf eilte er auf sein Zimmer zurück, hob die Ohnmächtige auf das Sopha, und blieb, den Blick unverwandt auf sie gerichtet, mit verschränkten Armen vor ihr stehen.

Nach ein paar Minuten kam der Arzt, und mit ihm die Nachricht, daß der Pardon — zu spät gekommen sei. Zugleich überbrachte man einen goldenen Ring des Erschossenen, bei dessen Besichtigung der Commandant schwankend auf einen Stuhl niedersank, und alle Anwesende, den Arzt ausgenommen, abtreten hieß.

Dieser that seine Pflicht an der Ohnmächtigen, und Jener beschäftigte sich mit dem Aufruhr seines Gewissens, das ihm die Vergangenheit mit drohender Stimme in's Leben rief.

Er erzählte ihm, daß er vor siebzehn Jahren als Reisender durch diese Gegend einige Zeit in L.* zugebracht, daselbst die Tochter eines armen Bürgers, ein unschuldiges Geschöpf von vierzehn Jahren, verführt, aber schon mit seiner bald darauf erfolgten Abreise vergessen und dem Spotte Preis gegeben habe; daß sie durch ihn — Mutter geworden, und er, als Vater nun auch der Mörder ihres Sohnes sei.

Kreuz und Ring waren nebst den dadurch wieder erkannten Gesichtszügen seiner einst so zärtlich behandelten Katharine die furchtbarsten Beweise dieser Wahrheit. Ludwig hieß sie ihren Sohn — Ludwig hieß ja auch der Vater; sie hatte ihn nicht vergessen, und wie, wie hatte sie gebettelt um das Leben seines eigenen Kindes!

Er schauderte bei dem Gedanken, daß der Himmel es war, der dem Sohne das Mordgewehr an die Wange gelegt, um seinen Vater an eine schnöd' vergessene Pflicht zu erinnern, und eng und enger fühlte er die Kehle geschnürt, da der Sohn ihm vorschwebte als das verblutete Opfer einer so gerechten Mahnung. Wäre ihm ja noch ein Zweifel geblieben über die Wahrheit dieses Zusammenhanges, so hätte ihn Katharinen's Erwachen zur Genüge in's Reine gebracht. Der Arzt bemerkte wohl, daß er nun doppelt überflüssig sei, und entfernte sich ohne einen Wink hiezu abzuwarten.

Sie versuchte es, sich aufzurichten, allein der Körper gehorchte nicht. „Ludwig," sprach sie mit matter Stimme, indem sie im Zimmer herumblickte; dann heftete sie die Augen auf den Commandanten, der noch immer nicht wußte, ob er wirklich von ihr erkannt sei; er sah sie schweigend an — „Ludwig, der Vater ist da — sind Sie sein Vater? bringen Sie mir den Sohn," — so redete sie fort, die Hände gefaltet und flehend, daß Thränen auf den Busen rollten. Der Vater aber, mit der schuldbelasteten Seele, konnte es so nicht länger mehr aushalten; mit dem Rufe „Katharine" faßte er ihre Hand, und nach einem krampfhaften Schütteln stürzte er fort in ein anstoßendes Zimmer. „Meinen Sohn, meinen Sohn!" rief sie ihm nach und die Verzweiflung verlieh ihr neue Kräfte; sie raffte sich auf und schleppte sich zur Thür — sie war verschlossen. — „Meinen Sohn, meinen Sohn!" schrie sie laut auf. Ein Schuß fiel, und sie stürzte nieder, daß der Boden dröhnte, in dumpfen Schall.

Schnell füllte sich das Zimmer mit Dienern und Officiren.

Katharine war unverletzt, und wurde wieder auf das Sopha getragen. Man sprengte die verschlossene Thür, und fand den Commandanten, wie er sich wälzte im eigenen Blut'. Der Arzt war zugegen, aber seine Kunst vermochte nichts mehr.

Der Vater, als Kindes- und Selbstmörder, lebte nur noch so lange und in einem Zustande, der ihm erlaubte, die Ereignisse dieser zwei Tage zu erklären.

Katharinen, welche er der ärztlichen Sorgfalt empfahl, vermachte er einen Theil seines Vermögens mit der Bitte, ihm zu verzeihen; dann gab er noch den Befehl, ihn bei seinem Sohne zu begraben.

Die unglückliche Katharine erholte sich zwar am Körper, nicht aber an der Seele, denn sie bekam bald darauf Anfälle von Wahnsinn, und starb nach zwei Jahren in einem Versorgungshause."

Das Mütterchen, von dem ich diese Geschichte habe, ist eine arme Bleicherin an der Kriffen und Katharinen's Schwester. — Dr. Jannach.

Notizen über Römische Alterthümer am Rheine und an der Mosel.

1) Ueber die alte Mündung des Mains in der Römerzeit — welche Mündung Hr. Hofrath Steiner bei Bauschheim sucht — macht dieser treffliche Alterthumsforscher folgende Bemerkungen, die das Gepräge der Wahrscheinlichkeit tragen:

Deutliche Spuren, daß der Main zwischen Rüsselsheim und Raunheim einst ausgetreten und sich zum Theil nach dem Schönauerhof, zum Theil nach Königstädten gewendet habe, liegen uns vor Augen. Es sind ordentliche vertiefte Flußbette, in welche noch jetzt, bei Hochgewässern, des Maines Fluthen dringen. Der Strom, welcher am Schönauerhof vorbeilief, zog in einer starken Ausdehnung, woraus mehrere Inseln entstanden, nach Bauschheim zu. Hier vereinigte sich der Neckar, welcher von Astheim kam, mit dem Main. Unterhalb Bauschheim vereinigt, mündeten beide Flüsse bei Ginsheim in den Rhein. — Die Frage ist: ob diese Mündung zur Römerzeit schon existirt habe? Folgende historische Bemerkungen machen es höchst wahrscheinlich. Die Römer (besonders Kaiser Trajan) legten an der Stelle, wo die Gustavsburg gestanden hat, ein Castell an. Aufgefundene Fundamente von Mauerwerken und andre Alterthumsgegenstände machen das gewiß. In alten Urkunden kommt an der Stelle, wo dieses Castell gestanden, der Ort Kuffstein vor. Es ist dieser das nachher genannte Kostheim (bei Mainz), dessen Gemarkung, ob es gleich gegenwärtig am rechten Mainufer liegt, sich hinüber nach dem linken ausdehnt. Daraus folgt, daß die Kostheimer Gemarkung höchst wahrscheinlich festes Land gewesen ist. Das alte Kufstein entstand wohl sicherlich im Zusammenhange mit jenem Castell. Bei Entstehung Kostheims floß also der Main nicht zwischen diesem und dem Castelle vorbei, sondern, wie wir das alte Mainbett vor Auge haben, dorthin nach Ginsheim. Eine Römerstraße zog vom Rheine her, Weißenau gegenüber, nach Bischofsheim und Rüsselsheim (an beiden Orten fand man Altäre, welche den Straßengöttern gewidmet waren). Lagen nun das Castell Kufstein, Bischofsheim und Rüsselsheim am alten rechten Mainufer, so ging diese Straße hinüber nach Flörsheim, und vereinigte sich mit der dort ziehenden Mainstraße. —

2) Der Römerkanal zwischen Cöln und Trier, dessen vorchristlicher Ursprung, so wie dessen Ausdehnung auf mehrere Meilen weit, trotz der vielen Fabeln, die im Munde des Volks darüber existiren, über allen Zweifel sicher steht, ist ein unterirdischer, jedoch nicht gar tiefliegender, aus gebrannten Steinen gemauerter und gewölbter Gang zwischen Cöln und Trier, über dessen Geschichte wir nur Dunkelheiten kennen. Wer mag dies ungeheure Werk gegraben und gebaut, und zu welchem Zweck mag es errichtet worden sein? Sollte es wahr sein, daß er, wie die Sage geht, von Trier bis Cöln läuft, und daß ihn die Römer erbaut? Auf welche Weise wäre dies Unternehmen zu erklären? Die Beantwortung dieser Fragen müssen wir zuerst von den Alterthumsforschern des Rheins abwarten. Sonderbar ist es aber, daß schon seit vielen Jahrhunderten das Volk in der benannten Gegend sich diese Räthsel auf eine einfache Weise selbst gelöst hat. Ihm ist der Teufel der wirkliche Baumeister dieses Werks, welcher es von Trier durch die ganze Eifel bis nach Cöln geführt hat; auf diesem unterirdischen Wege habe eine Ente von Trier bis Cöln schwimmen müssen, und zwar bis unter den damals noch im Bau begriffen gewesenen Dom zu Cöln, dessen Neubau dem alten Satan sehr in die Augen stach.

3) Ueber die Römerstraßen am rechten Ufer des Niederrheins (von dem Winterlager Vetera ausgehend, zur Veste Aliso über die pontes longi zu den Marsen und zu der niedern Weser) ist eben bei Mittler in Berlin eine Schrift erschienen, deren Hauptansichten über diesen so wichtigen und schon so viel besprochenen Gegenstand in dieser Sammlung (nach dem Düsseldorfer Hermann) eine Stelle finden mögen: — Nur

da, wo die Römer Jahrhunderte im Besitze des eroberten Landes waren, konnten sie solche großartige Werke, wie am linken Rheinufer, aufführen. — Am rechten Ufer des Niederrheins bestanden ihre Werke nur in Schanzen, Erdwällen, welche jetzt nach 1800 Jahren schwer zu erkennen, oder von der Karolingischen kaum zu unterscheiden sind. — Auch aus strategischer Beurtheilung der Operationen läßt sich nicht viel entnehmen. Es hing gar viel von politischen Combinationen, augenblicklichen Verhältnissen und Ueberraschungen ab. — Was wir durch Strabo und Plinius vom rechten Rheinufer wissen, verwirrt mehr, als es aufklärt. Strabo verwechselt die Lippe mit der Ems. Die Längen- und Breitenangaben des Ptolemäus sind unbrauchbar; es sei denn, daß man bei seinen Längenbestimmungen eine Ungewißheit von einem Grad, bei seinen Breiten von 10′ zulasse. Für das nördliche Klima bleibt auch das vergebliche Arbeit. — Ptolemäus zählt seine Längen von einem andern Punkt aus, als wir, um 3° 32′ weniger. — Zwischen der Weser und dem Rheine gab es keine deutschen Städte. — Das Castell Vetera stand auf dem Fürstenberge bei Xanthen, nicht auf dem Büderich. — Das Castrum Aliso ist das heutige Neuhaus und Elsen beim Einfluß der Alme in die Lippe. Dieses Aliso blieb ununterbrochen in römischen Händen. Gemauerte römische Castelle waren damals noch den Germanen unüberwindlich. — Die Brücke des Drusus über die Lippe war am linken Ufer der Lippe und der Steeger Burgwart geschlagen, einen Marsch von der Festung Vetera. Es gab keine andere Verbindungsstraße vom Niederrhein nach Aliso, als diese. Die Römer zogen eine Straße, auf der sie einmal marschirt und nicht wieder neue Schanzen aufzuwerfen brauchten, jeder neuen, selbst nähern und bessern, vor. Sie liebten aber, ihre Straßen auf Höhenzügen anzulegen. — Die Marschgegend zwischen der Lippe und Ems ist seit Anno 14 nach Christi Geburt von den Römern nie wieder betreten worden. — Das Castell Asciburgium ist das heutige Asberg, Ruhrort gegenüber. — Die pontes longi sind der sogenannte Hellweg, der älteste, jetzt verlassene, Weg durch das Moor zwischen Coesfeld und Halden. — Die dem Werke beigegebene Karte bezeichnet die Hermannsschlacht nördlich von Aliso bei der Dörenschlucht. —

Buntes.

*** Theater in Frankfurt. Shakespeare's „Was ihr wollt" wandelte zum Erstenmal über die hiesige Bühne. Es war keine kleine Aufgabe, eine so kunstreiche Komödie darzustellen, vor einem Publikum, welches gewohnt ist, nur Schund zu sehen, und von Schauspielern, welche gewohnt sind, nur Schund zu spielen. Zum Glück ist sie total mißglückt. Wir sagen: zum Glück, weil bei größerer Toleranz des Publikums, die hier am unrechten Orte gewesen wäre, man es vielleicht gewagt hätte, an andere Shakspear'sche Stücke als an Novitäten Hand anzulegen, — sei es auch blos deshalb, weil der Verfasser längst todt ist und demnach Ansprüche auf ein Honorar wohl nicht erhoben werden können. Obgleich die Darstellung eine völlig mißlungene zu nennen war (wie sich auch nicht anders erwarten ließ), so thaten doch Einzelne, wie Herr Meck (Malvolio), Herr Hassel (Tobias), Herr Hendrichs (Orsino) das Möglichste. Ein Hochverräther am heiligen Geist Shakespeare's war Herr Grahn (Narr). Von den Damen wollen wir lieber ganz schweigen, und blos hinzufügen, daß ein schlechter Witzbold auf der Gallerie am Schluße den Zettel nochmal überlas, sich selbst den Titel als Frage: Was ihr wollt?! recitirte und mit der Antwort: „Meine sechs Batzen" flink bei der Hand war, — so wie ein anderer steif und fest behauptete, nächstens sollte Macbeth von den Statisten dargestellt werden.

*** Cerise ist zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden.

*** Der berühmte Kupferstecher Giovita Caravaglia, Morghen's Nachfolger, ist in einem Alter von noch nicht 45 Jahren, am 27. April, zu Florenz gestorben. Der Tod überraschte ihn noch in Ausübung seiner Kunst, an seinem größten Werk, der Platte zu Guido Reni's „Mariä Himmelfahrt".

*** Der Uebergang über den Arkansas. Wir waren jetzt ungefähr tausend Schritte über der Einmündung des Red Fork; aber die Ufer waren steil und schroff, und der Strom tief und reißend. Es war daher unmöglich, ihn hier zu überschreiten, und wir mußten unsern mühsamen Weg durch den Wald wieder antreten und Beatte vorausschicken, eine andere Furt zu suchen. Wir waren eine kleine halbe Stunde weiter, als er wieder zu uns stieß und Kunde von einer nahen Stelle brachte, wo der Fluß nach dem größten Theil seiner Breite furthbar war, der übrige Theil aber von den Pferden leicht durchschwommen werden könne. — Wir machten hier sonach Halt. Einige Jäger setzten ihre Aexte rüstig in Bewegung, um an dem Ufer des Flusses Bäume zu fällen, aus denen Flöße zum Hinüberbringen des Gepäcks und Lagergeräthes gemacht werden sollten: andere streiften weiter an dem Ufer des Flusses hinauf, in der Hoffnung, eine bessere Furt zu finden, da sie in dem tiefen Flußbett ihre Pferde nicht gefährden wollten. — Jetzt hatten unsere Helden, Beatte und Tonish, eine günstige Gelegenheit, ihre Indianische Geschicklichkeit und Erfindungsgabe zu zeigen. In dem Osagedorf, durch welches wir kurz vorher gekommen waren, hatten sie sich eine getrocknete Büffelhaut verschafft. Diese wurde nun herbeigeholt; Stricke wurden durch eine Anzahl kleiner Löcher an dem Rande gesteckt und das Ganze so gezogen und gestreckt, daß es eine Art tiefen Trogs bildete. Innen liefen einige Querhölzer durch, so daß die Form blieb; unser Lagergeräthe und ein Theil unseres Gepäcks wurde hineingethan, und die seltsame Barke an das Ufer hinab gebracht und auf das Wasser gesetzt. An der Vorderseite war ein Strick befestigt, den Beatte zwischen seine Zähne nahm, sich zuerst in das Wasser warf, und die Barke nach sich zog, während Tonish hinten folgte, um sie in der Richtung halten zu helfen und nachzuschieben. Einen Theil des Wegs hatten sie festen Grund und brauchten nicht zu schwimmen, was jedoch geschehen mußte, als sie zur Hauptströmung kamen. Auf dem ganzen Weg schrien und heulten sie nach Indianischer Weise, bis sie sicher am andern Ufer gelandet waren. — Dem Commissär und mir gefiel diese Indianische Art, über den Fluß zu setzen, so gut, daß wir uns entschlossen, uns der Büffelshaut anzuvertrauen. Unsre Reisegenossen, der Graf und Hr. L., welche mit den Pferden am Fluß hinauf gegangen waren, um eine andere Furt zu suchen, hatten mit einigen Jägern eine solche, ungefähr zwei tausend Schritte weiter oben, entdeckt. Während wir der Rückkehr unserer Schiffer warteten, fiel mein Blick zufällig auf einen Haufen Gepäck unter einem Busch, wo mir denn auch der glatte Iltißbraten zu Gesicht kam, der hübsch zurecht gemacht war und nur noch des Röstens vor dem Abendfeuer harrte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn in den Fluß zu werfen, wo er wie ein Klumpen Blei auf den Boden sank; so wurde unsere Lagerstätte von dem bösen Geruche befreit, in welchen es dieser saftige Leckerbissen zu bringen gedroht hatte. — Als unsere Leute wieder in ihrer Muschelschalenbarke anlangten, wurden sie auf das Ufer gezogen, zur Hälfte mit Sätteln, Mantelsäcken und anderm Gepäck von wenigstens einem Centner Gewicht, gefüllt, wieder in das Wasser gebracht und ich dann eingeladen, meinen Sitz darin zu nehmen. Die Anstalt schien mir mit der Einschiffung der weisen Leute von Gotham, die in einer Schüssel zur See gingen, ziemlich viel Aehnlichkeit zu haben; ich stieg jedoch ohne Zögern, aber so vorsichtig als möglich, hinein und setzte mich auf das Gepäck, während der Rand der Haut nur eine Handbreit über der Oberfläche des Wassers blieb. Büchsen, Vogelflinten und andere kleinere Gegenstände wurden nun hereingereicht, bis ich mich der Aufnahme fernerer Fracht widersetzte. Wir schwammen jetzt weiter, wobei die Barke, wie vorher, gezogen und fortgeschoben wurde. — Mit einem Gefühl, das eben so viel Ernstes als Komisches hatte, sah ich mich so in der Haut eines Büffels, mitten in einem wilden Strome, von der Wildniß umgeben und von einem Halbwilden fortgezogen, der wie ein eingefleischter Teufel schrie und johlte. Um der Eitelkeit des kleinen Tonish ein wenig gefällig zu sein, schoß ich, als ich in der Mitte des Stromes war, meine Doppelflinte links und rechts ab. Der Knall hallte die waldigen Ufer entlang wieder, und wurde zu dem größten Entzücken des kleinen Tonish, der den ganzen Ruhm dieser Indianischen Fahrweise auf sich nahm, von einigen Jägern jubelnd erwiedert. — Unsere Ueberfahrt ging glücklich von statten: der Commissär wurde eben so wohlbehalten, wie ich, übergefahren, und unser ganzes Gepäck war bald in gleicher Weise an dem andern Ufer. Nichts war mit der eiteln Großsprecherei des kleinen Tonish zu vergleichen, wie er jetzt das Ufer entlang stolzirte und sich seiner Geschicklichkeit und Sachkenntniß freute, in der es ihm keiner der Jäger gleich thun konnte. Beatte dagegen behielt sein kaltes, mürrisches Wesen bei und zeigte keine Freude. Er verachtete die Unwissenheit der Jäger tief und fühlte, daß sie ihn nicht nach seinem Werth geschätzt hätten. Die einzige Bemerkung, die er machte, war: „Jetzt sehen sie doch, daß der Indianer zu irgend etwas gut ist." — Das breite, sandige Ufer, wo wir gelandet, zeigte eine zahllose Menge Spuren von Elenthieren, Rothwild, Bären, Waschbären, Truthähnen und Wasservögeln. Die Stromscene bot hier einen schönen mannichfaltigen Charakter dar, indem man auf lange glänzende, von Weiden und Baumwollenstauden besetzte Wasser-Streifen, auf reiche Thäler mit stolzen Waldungen, wo sich ungeheure Platanusbäume erhoben, blickte, während die Ferne durch hohe, waldbewachsene Vorgebirge geschlossen wurde. Das Land hatte eine gelbe, herbstliche Färbung, welche der sonnigen Landschaft den goldnen Ton einer von Claude Lorraine's Landschaften gaben. Die Scene wurde durch ein Floß von Balken und Zweigen belebt, auf welchem der Kapitän und sein Hauptgenosse, der Doctor, ihr Gepäck über den Strom fuhren, so wie durch eine lange Linie von Grenzjägern zu Pferd, die ungefähr zwei tausend Schritte weiter oben über eine Reihe von Sandbänken durch den Strom zogen.

(Irving's Steppenreise.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 128. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 1. Juni.

Börne, Görres und Rothschild,

oder:

die Judengasse zu Frankfurt. *)

Seitdem das Regime des Adels aufgehört hat, haben zwei andere Mächte sich in den Besitz der Weltherrschaft getheilt, die eine himmlisch und göttlich, die andere irdisch und weltlich, — ein Kind des Zufalls und der Wechselgeschäfte; die eine findest du in der Dachstube, in der Akademie, in den Sälen der Wissenschaft, die andere in großen Palästen, in prachtvollen Salons und auf der Börse, die eine im schlichten Bürgergewande, das Herz voller Liebe, schwärmerisch begeistert für die Zukunft, die andere in reichen, goldverbrämten Kleidern, mit Sternen und Ordensbändern, in kostbaren Equipagen, von einer Dienerschaar umgeben, nur schwelgend in der Gegenwart; die eine reich in der Armuth, die andere oft arm im Reichthum.

Beide Mächte findest du in einer engen, schmutzigen Straße beisammen, — in einer Straße, die uns an alte Zwinger, Kerkerluft, Fanatismus, Inquisition, Judenhaß und alle Gräuel einer längstbegrabenen Zeit erinnert.

Wenn du von meiner Wohnung, Brückhofstraße No. XXV. Lit. A., dich nach der Judengasse begibst, so wird dir rechts in derselben das sogenannte steinerne Haus durch seine Größe, seine vornehme Physiognomie, seine eiserne Thüre und seine eisernen Gitterfenster auffallen, — es ist ein merkwürdiges, historisches Haus. Ich bin ein Narr, wie alle Dichter, — ich verehre die Scholle, wo eine Rose geblüht, ich heilige die Linde, wo eine Nachtigall singt, ich sehe das Haus für einen Tempel an, wo ein Genius geboren wurde. Darum ist mir auch dieses Haus mit seiner finstern Umgebung lieb geworden, und ich kann nicht ohne stille Andacht an demselben vorüberwallen. In diesem Hause ward geboren: — Ludwig Börne.

Ich habe mich nie um die Politik bekümmert, und wenn du mich fragst, warum? — Aus — — — — — —

Man sprach noch mit vieler Begeisterung von der Julirevolution; ich hörte noch mitunter die Marseillaise singen; ich sah an den drei Tagen die Pyramide des Münsters in brillantnem bengalischem Feuer erglänzen, — wie hübsch nahmen sich noch die drei Farben aus, — als ich in Straßburg verweilte, und alles hat mir in Straßburg gefallen, bis auf das Deutsch. Ich sollte daselbst auf den Rath meiner Freunde einmal ein Blatt in ächtem Deutsch herausgeben; aber ich dachte an meinen Vater, meine Mutter, Brüder und Schwestern und manchen lieben Freund, und wie traurig es

*) Um manchen Mißverständnissen zu begegnen, wird hier nicht am unrechten Orte die Bemerkung stehen, daß der nachfolgende Aufsatz zu gleicher Zeit mit dem Aufsatze: Heinrich Heine von O. L. B. Wolff an die Redaktion dieser Blätter eingesandt wurde und daß diese nicht den einen mitgetheilt haben würde, wenn sie nicht von vorneherein die Absicht gehabt hätte, auch den andern zu veröffentlichen. Auf die persönliche Ansicht des Redakteurs dieser Blätter über Börne möge man weder aus dem einen noch aus dem andern einen voreiligen Schluß ziehen; er wird dieselbe in diesen Blättern selbst seiner Zeit aussprechen. Vorderhand schien ihm jeder der beiden erwähnten Aufsätze charakteristisch genug in der Zeit und für die Zeit.

Dr. Eduard Duller.

wäre, wenn ich diese alle um einer Idee willen verlassen müßte. Du wirst mich des Egoismus anklagen, du wirst mir zurufen: du sollst Vater und Mutter verlassen und hängen an unserem Weibe — an der Freiheit. Und wenn ich dir eingestehe, daß ich schwach und sentimental bin! — Ja, ich kann die Liebe zu dem vaterländischen Boden und den Theuern in dem Heimathlande nicht aus dem Herzen reißen. — Brauche ich dir noch zu sagen, warum ich dich auf das steinerne Haus in der finstern Gasse aufmerksam mache? — Es gibt eine Legende von den berühmten Lehrern Hillel und Samai, die also lautet: „Hillel und Samai konnten sich in ihren minutiösen Streitigkeiten nicht vereinigen; was der Eine erlaubte, untersagte der Andere. Oft entstanden auf diese Weise die kurzweiligsten, wunderlichsten Behauptungen. Wenn Samai fest darauf bestand, man müsse dem Sabbath zu Ehren schon am Sonntag für den feinsten Karpfen und den schwersten Rüdesheimer sorgen, dann schüttelte der alte Hillel mit seinem grauen Barte bedenklich das Haupt und sprach im feierlichsten Tone: man laß' den lieben Gott nur walten! Und beide Rabbi's hatten Recht, und daß sie Recht hatten, bezeugte eine Stimme vom Himmel, die sich also vernehmen ließ: Beider Worte sind Worte des lebendigen Gottes!“

Ich weiß nicht, wie es kömmt, — so oft ich an dem steinernen Hause in der Judengasse vorbeigehe, fällt mir die seltsame Geschichte von den streitenden Rabbi's ein, so wie mich diese wiederum an Börne und Görres gemahnt. Zwar haben sich Hillel und Samai bloß um einzelne praktische Fälle mit einander gezankt, während Börne und Görres um eine Idee streiten; aber die Idee ist doch nicht ganz ohne Bedeutung. Wie der rüstige Samai sorgt Börne schon selbst und bei Zeiten für den Sabbath, indeß Görres mit Hillel dieses Geschäft am liebsten dem lieben Gott allein überlassen möchte. In frühern Zeiten aber soll auch Görres ein großer Freund von Karpfen und Rheinwein gewesen sein, und erst spät ist er ein alter, kopfschüttelnder, graubärtiger Hillel geworden. Gewiß um keinen Preis würde Görres jetzt mehr folgende Worte wie vor Zeiten niederschreiben: „Von neuem droht die Atonie, da schwebt die Freiheit selbst hernieder; hoch schwingt sie ihre Fahne, und jubelnd empfangen die Völker die Himmlische in ihrer Mitte; sie weilt nur wenige Augenblicke, und schon brechen aus allen ihren Schlünden die Stürme wild hervor, von neuem wogt das Menschenmeer, von neuem schlagen in Wellen die Völker an einander, und in dem wilden Drang zerreiben alle Formen sich.“

Und während es da unten stürmt und braus't, gehen die Gestirne an den Gewölben des Himmels auf und nieder, vor Jahrtausenden wie heute, und heute wie nach Jahrtausenden. Unwandelbar und ungestört rollen sie in ihren Bahnen hin, in ihren Kreisen auf und nieder, und blicken ruhig lächelnd auf den wilden Tumult von ihrer Höhe herab.

Hat nun auch Görres die Liebe zur Freiheit verloren, so ist doch in ihm der feste, unbeugsame Sinn, die trotzige Kraft und der feurige Haß gegen alles, seiner Ansicht Widerstrebende nicht erloschen. Das ist ihm aus der Jugend verblieben und das hat er noch immer mit Börne gemein. So wie Börne ist auch Görres rücksichtslos; beide tragen einen Gott im Herzen, aber der Gott des Einen ist der Mephisto des Andern. Beide meinen es ehrlich, beide sind unbestochen, beide würden Märtyrer ihrer Ideen werden. Wer nicht mit Börne die Könige haßt, den haßt und verfolgt er, und Göthe bleibt nicht verschont; wer nicht mit dem mittelalterlich-gothischen Görres katholisch ist, nicht die Messe hört, nicht zur Beichte geht, den haßt und verfolgt er, und Göthe muß es empfinden. Was Narrheit oder Schwäche bei Alltagsmenschen ist, erscheint jedoch bei Görres als die Verirrung eines Urmenschen, eines Titanen, eines Nephilim. Was Görres als Mann der Freiheit war und wie er sich damals bezeichnete: „Es ist nicht feige Schwäche, die sich zu keinem Theile hält, um es mit keinem Theile zu verderben, die mich zu dieser Denkungsart bestimmt; ich bin kein Amphibion, in meinen beiden Herzkammern fließt ein rothes, warmes Blut, —“ das ist er noch heute. Ich habe Görres in den Jahren 29 und 30 gekannt, da er noch ein fleißiger Mitarbeiter an der finstern Eos war; ich habe viel mit ihm etymologisirt, habe manches Kolleg bei ihm geschwänzt, häufig Thee bei ihm getrunken; seine Papageien haben mich oft zur Belustigung seines blondlockigen Guido's in den Finger gebissen, — drum glaube ich nicht genug wiederholen zu können: Görres ist kein Jesuit, Görres ist ein ehrlicher Mann. Und ist Börne nicht auch ein Mann der Extreme! — ist er in seinem Freiheitsenthusiasmus nicht zu weit gegangen!

(Schluß folgt.)

Das arme Kind.

„Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?
Hab' es schon oft gesagt,
Hab' es schon oft geklagt;
Klopfte an manche Thür,
Niemand, ach, öffnet mir,
Keiner, der hören mag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“

„Weiß nicht, woher ich kam.
Heimathlos ist mein Nam'.
Weiß nicht, wo Vater blieb,
Weiß nichts von Mutterlieb'.
Weine d'rum Nacht und Tag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“

„Bettelstab heißt mein Freund;
Menschen sind all' mir feind,
Achten mich gleich dem Hund,
Rufen mich: Vagabund!
Still trag ich solche Schmach.
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“

„Bettelbrod heißt mein Mahl,
Feld ist mein Freudensaal,
Waldland ist Lagerstatt,
D'rauf sink' ich todesmatt,
Thränenmüd, hungerschwach; —
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“ —

Ludwig Bechstein.

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Nichts desto weniger sprechen wir bei einmal dargebotener Gelegenheit von den Malerschulen in Düsseldorf und in München: die erstere hat uns einige wahrhaft klassische Kunstwerke auf die hiesige Ausstellung gesendet; wir müssen bedauern, daß dies nicht auch mit letzterer der Fall war, (wir sprechen nämlich hier von historischer Composition und rechnen deßhalb die trefflichen Leistungen der in München lebenden Genre-Maler nicht in die eigentliche Münchner Schule.) Die eigentlichen Werke des großen und erhabnen Styls der Münchner Schule sind als Fresken an München unauflöslich gebunden. Doch wäre es sehr zu wünschen, daß bei einer nächsten Kunstausstellung auch Cartons von Cornelius, J. Schnorr, H. Heß, Kaulbach, Herrmann u. a. veröffentlicht würden. Was nun die Düsseldorfer Schule betrifft, so muß vor allem anerkannt werden, daß es nicht geradezu ein pedantisches System, sondern vielmehr die Gemeinsamkeit der Ansichten und des Studiums ist, welches die Düsseldorfer Maler unter den Collectiv-Namen einer Düsseldorfer Schule als solcher bringt, es muß demnach anerkannt werden, daß sich auch in ihr verschiedene Individualitäten frei und selbstständig entwickeln; das Charakteristische aber, welches Allen gemeinsam ist, scheint uns einerseits eine gewissenhafte Naturtreue, anderseits eine an's Erstaunliche grenzende Sorgfalt für die Form, eine besondere Vorliebe für technische Vollendung bis in's Kleinste herab, endlich ein edler Farbensinn. Es ist klar, daß alle diese charakteristischen Merkmale innig mit einander zusammen hängen und eben so leicht erklärbar, warum die Werke der Düsseldorfer Maler einen so mächtigen Zauber auf das Publikum ausüben. Dagegen ist auch nicht abzuläugnen, daß allen diesen Vorzügen ein Abweg nahe liegt, daß auch talentvolle Männer (von wahrhaft Genialen kann dies natürlich ohnehin nicht gelten,) sich leicht verleiten lassen können, über der technischen Vollendung — die eigentliche Composition selbst zurückzusetzen, die Handlung, den Geist, den Charakter, sich unter lauter Farbenpracht mehr oder minder entschlüpfen zu lassen; dann wird statt der idealen Naturtreue uns eine Naturnachahmung gegenüber stehen, und wo uns der Charakter begeistern sollte, wird uns die Reminiscenz an das Modell frostig anwehen. Gerade der entgegengesetzte Fall tritt bei der Münchner Schule ein, (wir sprechen auch hier nicht von den Meistern, sondern von den Jüngern.) Hier verschlingt die Composition nicht selten die äußeren Mittel, das Streben nach Ausdruck und Charakter — die Schönheit; und selbst, was Cornelius betrifft, so weiß man, daß seine gigantischen Cartons von manchem seinen Fresken vorgezogen werden.

Da wir von der Düsseldorfer Schule sprachen, so ist es natürlich, daß wir zuerst über die beiden Gemälde des Direktors Wilhelm Schadow unser Urtheil abgeben. Das erste stellt Christus mit den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emaus vor, das zweite zwei Porträts der Kinder des Künstlers. Auf beiden finden wir alle Vorzüge vereinigt, welche wir als charakteristische Merkmale der Düsseldorfer Schule bezeichneten, und doch läßt uns das erste ganz kalt, während uns das zweite entzückt. In dem zweiten (den Porträts) lebt und athmet die Poesie der Wahrheit, während das erste (die historische Composition) eine bloße Naturwahrheit ohne Poesie ist. Am zweiten sind die technischen Mittel hingegossen wie aus voller reicher Seele, am ersten sind sie gehäuft, wie verschwenderisch zur Schau gestellt. Das zweite ist, was man: „modellirt“ nennt, im echten Sinne des Worts; — das erste könnte man aus Wachs bossirt heißen. Im zweiten Bild ist innerer Zusammenhang, im ersten blos Eintönigkeit, — Christus denkt sich sein Theil und jeder von den beiden Jüngern denkt sich auch sein Theil, aber sie interessiren sich nicht für einander. — Eduard Bendemann's „Hirt und Hirtin auf freien Bergeshöhn,“ ist eine äußerst liebliche Composition, ein wahrhaft Uhland'sches Morgenlied, ein verkörperter Naturklang. Allgemeinere unbedingte Anerkennung aber als diese allerliebste Skizze, fanden Bendemann's Mädchen am Brunnen, ein Bild an welchem man lernen kann, was: Malen heißt. Bevor wir noch hörten, daß diese beiden Mädchen Portraits sind, waren wir schon überzeugt, daß es solche sein müßten. Und aus welchem inneren Fond von Poesie sind diese Portraits hervorgegangen! Hier zeigte sich deutlich, daß bei dem Künstler als Schöpfer (ποιητης) das Porträt auch eine Composition sei; hier ist derselbe Prozeß vorgegangen wie bei Lessing, als er sein „trauerndes Königs-Paar“ entwarf. Das Factum zündet in der Seele des Künstlers, und augenblicklich wird die ganze innere Zauberwelt lebendig und ordnet sich zum Gedichte, die Gegenwart zeugt (so parador es klingen mag) eine Vergangenheit nach, und diese vollendet dann wieder den Typus der ersteren; wir sehen die künstlerisch geregelte, im Moment des edlen Ausdrucks fast gezauberte Leidenschaft. Verfolgen wir die lyrische Handlung auf diesem Bilde, — welcher Spielraum bleibt dann der Phantasie, die Seelenzustände von der Wonne dieser hochathmenden, südlich üppigen Gestalt bis zu dem poetisch milden Schmerz des blonden deutschen Mädchens daneben zu verfolgen! Leider blieb dies herrliche Bild nur kurze Zeit aufgestellt und wir bedauern jeden, der die Gemälde-Ausstellung später besuchte. Sehr erfreulich ist es, daß, gewissermaßen als Ersatz dafür, Felsing's trefflicher Kupferstich darnach aufgestellt wurde, welcher nicht blos diejenigen, die das Original nicht mehr sahen, wenigstens mit der Composition bekannt macht, sondern auch schon als Kunstwerk an und für sich durch die markige und doch delikate Anwendung des Grabstichels allgemeine Anerkennung verdient. (Forts. folgt.)

Punktes.

*** Ein literarischer Cyniker. Eine seltsame Scene! Der Salon ist nichts besseres, als eine der schmutzigsten, armseligsten Kneipen von Fontainebleau; der Herr vom Hause liegt in abgerissenen Lumpen auf einem nicht eben sehr reinlichen Bette; er ist jünger, als sein verwittertes Gesicht anzudeuten scheint, aber in den Zügen desselben nisten Herzensangst, rastlose Unruhe, und alle Spuren eines allzu rasch durchjagten Lebens; seine Stirne ist wie ein Leichenstein, auf welchem Leiden-

schaften und Ausschweifungen seine eigene Grabschrift eingraben. Rings um ihn stehen mehrere seiner Landsleute, Engländer, Männer von feinen Sitten und Kleidern, Freunde von Kunst und Wissenschaft, welche den Verwitterten mit Aufmerksamkeit, ja mit Achtung behandeln. Der Mann in den Lumpen führt die Konversation mit Ruhe; er spricht über literarische Angelegenheiten mit großer Sachkenntniß und Gewandtheit; man sieht aus diesen Trümmern den ehemaligen stolzen Bau, etwa wie man das Megatherium aus seinem Knochen zurück divinirt. Es war ein Mann von Geist und Welt, das merkt man noch jetzt aus den Lumpen heraus, aus der armseligen Kneipe, welche er im December 1834 bewohnt. Es ist Caleb Colton, der Verfasser des Lacon, jenes geistreichen philosophischen Buches, welches in einzelnen Stellen mit den Werken der genialsten englischen Schriftsteller wetteifert, — des Gedichts: Napoleon, — des Brandes von Moskau, — der Bemerkungen über Byron. — Die Engländer empfehlen sich mit der Ueberzeugung, daß die Krankheit des athletischen Mannes nicht lange anhalten könne. Als er allein ist, schließt er sich ungefähr um neun Uhr ein und schreibt noch einige Zeit lang. Um vier Uhr Morgens hört man einen Pistolenschuß, man sprengt die Thüre, man dringt in die ärmliche Kammer, man findet Colton's Leiche im Blute, einige Spiele Karten, ein Buch auf dem Nachttischchen und ein Blatt mit Versen, welche er wenige Minuten vor seinem Tode gedichtet hatte. — Es verlohnt sich der Mühe, einige Blicke auf das Leben dieses seltsamen Menschen zu werfen, der zum Besten befähigt und berufen war, und im tiefsten moralischen und physischen Schlamm endigte. Colton war 1780 geboren, erhielt seine Erziehung auf dem Collegium zu Eton, dann einen Platz auf der Universität von Cambridge und endlich eine geistliche Anstellung. Als Vikar der Kirche von Tiverton mystificirte er seine geistlichen Schäflein einst durch eine Geistererscheinung, welche unter dem Namen des Gespenstes von Tiverton in ganz England bedeutendes Aufsehen machte; er ließ nämlich auf einem gothischen Fenster einen Todtenschädel erscheinen, und benutzte die Wirkung desselben auf die Leichtgläubigkeit seiner Pfarrkinder, bei der Predigt, die er Tags darauf hielt. Einige Monate später machte er sich den Spaß, sein kindisches Manöver selbst aufzudecken. Nicht so wohl dadurch, als vorzüglich durch seinen eifrigen Besuch von Kneipen, Spielhäusern und andern übelberüchtigten öffentlichen Orten zertrümmerte er eben so sehr sein Ansehn, als er die Zahl seiner Freunde von Tag zu Tag verringerte; denn Fluchen, Schlemmen und Hazardiren harmonirte sehr übel mit seiner geistlichen Autorität. Dessen ungeachtet war sein innerer Fond unverwüstet; er fühlte den Drang nach etwas Besserem, raffte sich auf, und schrieb auf dem Speicher eines armen Krämers von Petersham seinen Lacon, ein philosophisches Werk voll Schärfe der Beweiskraft, in einem klassisch-reinen Styl, welches seiner Zeit in der literarischen Welt eine eben so große Sensation hervorbrachte, als die schönsten Werke Walter Scott's und Coleridge's. Von buchhändlerischer Seite hatte diese Schrift ihm einen bedeutenden Gewinn verschafft; seine Verhältnisse waren nahe dran, sich zu ordnen, als der Dämon des Cynismus und seine gränzenlose Unruhe ihn aufs Neue übermeisterten. Er ging nach Amerika. Die drückende Lage, in welche er in dem Lande der Arbeit gar bald gerieth, verleiteten ihn daselbst zu den schmutzigsten Gaunereien, um derer willen er den fernen Westen, dessen geregelte Zustände und Sittlichkeit ihm gar bald ohnehin langweilig wurden, wieder verlassen mußte. In Paris, diesem Eldorado aller Glücksritter, übte rouge et noire eine solche Zauberkraft auf sein ganzes Wesen, daß er, in kurzer Zeit zum Abentheurer von Profession umgewandelt, es sich zur größten Ehre anrechnete, allgemein als der wüthendste Spieler von ganz Paris genannt zu werden. Heute sah man diesen langen magern Engländer mit Löchern an den Ellenbogen und einem Hut ohne Boden, unter den Arkaden der rue de Rivoli, oder unter den schattigen Bäumen der Tuilerien; — er hatte verloren; — morgen mit 96,000 Francs in der Tasche im Tilbury vom Revolutionsplatz zur porte Maillot jagen oder im Café de Paris seinen Gewinnst, den er als die Frucht seiner Geschicklichkeit betrachtete, auf den Tisch hinwerfen, wobei er nie verfehlte, Jedem, welcher Lust hatte ihn anzuhören, das chimärische Berechnungssystem zu entwickeln, auf welches er seine Hoffnungen gründete. Sein Erscheinen machte im Spielhause jedesmal Aufsehn. Hatte ihn das wetterwendische Glück wieder einmal auf's Aeußerste gebracht, so entblödete er sich nicht, den letzten Schimmer seines literarischen Ruhms als Aushängeschild der Bettelei zu mißbrauchen. Ein gewisser Hamilton, ein geborner Schotte, diente ihm bei solchen Gelegenheiten als Famulus, Compagnon und Helfershelfer, welcher es alsobald auswittern mußte, wenn irgend ein reicher oder angesehener Engländer nach Paris kam. Dann schmiedete Colton in seiner Kammer im dritten Stockwerk eines Hauses der rue de Chartres, dem Vaudeville gegenüber, einen äußerst pathetischen Brief, und Hamilton mußte sich in seinen abgetragenen schwarzen Frack werfen, dem Britten, auf dessen Großmuth und Leichtgläubigkeit es abgesehen war, das Schreiben nebst einem Exemplare des Lacon überreichen, und mündlich mit einer rührenden Beschreibung von des guten Mannes, Ehren Caleb Colton's Verlassenheit, Armuth, Leiden, Tugenden etc. was das Rührendste bleibt, von dessen literarischen Verdiensten begleiten. Der ehrliche Gentleman ließ sich täuschen, wurde gerührt und schickte augenblicklich etliche Pfund Sterling, welche die beiden Gauner eben so rasch verpraßten. Auf diese Art brachte sich der ehrwürdige Caleb Colton eine jährliche Rente von zwei bis dreihundert Pfund Sterling zusammen. — Bis zu einer solchen Tiefe von Gemeinheit konnte ein Mann herabsinken, welcher durch seinen Geist berufen war, neben den Sternen erster Größe an Englands literarischem Himmel zu glänzen. Gewiß ein merkwürdiges Original in seiner Zeit, wenn auch kein nachahmliches, — ein warnendes Memento für jede Zeit!

*** So eben hat ein neues Werk Washington Irving's „Abbotsford und Newstead-Abtei" (1. Band) die Presse verlassen; es enthält die Beschreibung der Excursionen Irving's nach diesen Besitzungen Walter Scott's und Lord Byron's. Der Besuch J. bei ersterem fällt in die Zeit, da die Waverley-Novellen eben die öffentl. Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregten. Newstead-Abtei besuchte er erst nach dem Tode des großen Dichters, der sie bewohnt hatte. — Eine deutsche Uebersetzung davon, welche sich in Druck und Format an die „Steppenreise" (sämmtl. Werke, 48—50tes Bändchen) anschließt, ist demnächst aus der J. D. Sauerländer'schen Buchhandlung zu erwarten.

*** Opfer der Inquisition. Nach einer jüngst veröffentlichten Berechnung fielen in Spanien während der Herrschaft des Großinquisitors Torquemada 105,285 Opfer, unter Cisneros 51,167, unter Diego Perez 34,952, unter den früheren Inquisitoren 3,410,215 Unglückliche. Bloß 31,912 wurden lebendig verbrannt! Alles zur größeren Ehre Gottes! Doch furchtbarer als der Gedanke an die Leiden von drei Millionen, an die Todesseufzer von ein und dreißig Tausend in den Flammen, ist der Gedanke an die Dummheit und Geduld eines Volkes, welches einer verhältnißmäßig doch geringen Zahl von geistlichen Tyrannen sein Haupt beugen, welches Mördern den Staub von den Sohlen küssen kann. Der Hauptzweck des Stiftung des Dominikanerordens war die Vertilgung der Ketzer, und dieser Orden zählte seine eigenen Heiligen, und Kaiser und Könige beteten zu diesen Heiligen! O Pfui über den Menschen, wenn er in sich keinen Haltpunkt mehr findet, wenn er um Knechtschaft — bettelt, in Knechtschaft sich glücklich fühlt. Man hat den Jesuitenorden und viele andere aufgehoben, — der Genius der Menschheit freute sich der neuen Morgenröthe! — Man hat aus der inneren Leere heraus das Bedürfniß, beherrscht zu werden, wieder gefühlt; man sehnt sich nach geistlichem Honig, die Zellen füllen sich wieder, und der Genius der Menschheit senkt in stummer Trauer das Haupt.

*** Wie macht man eigensinnige Sängerinnen geschmeidig? Madame Cuzzoni erklärte eines Tages dem berühmten Händel, daß sie eine von ihm componirte Arie nicht singen werde. „Wie?" erwiederte der Componist, „Sie weigern sich, die Parthie zu singen? Nun gut! wir wollen sehen." — Und im selben Augenblick hatte er die Sängerin auch schon ziemlich derb mitten um den Leib gefaßt, öffnete das Fenster und machte Miene, sie durch dasselbe auf die Straße zu werfen. „Ich will singen, ich will singen!" schrie die Sängerin, vor lauter Todesangst allen Eigensinn vergessend. — „In der That, Madame, das ist auch das Vernünftigste, was Sie im vorliegenden Fall thun können," meinte Händel, und hob sie mit der größten Ruhe von der Welt wieder auf den Stuhl. — Eine ähnliche Procedur würde auch heutzutage noch bei manchem Theater ihre Wirkung nicht verfehlen.

*** Danton's Tod von Georg Büchner, eine Dichtung voll Energie und von wahrhafter Weihe, woraus wir in diesen Blättern Bruchstücke mitgetheilt haben, die dem Leser wohl noch in Erinnerung sind, wird (bei J. D. Sauerländer in Frankfurt) baldigst erscheinen.

*** Ein nettes Quidproquo ereignete sich in einem belgischen Abdera. Ein Reisender bringt eine ägyptische Mumie mit sich; die Behörden der guten Stadt, welche in ihrem Leben weder je in Aegypten waren, noch wissen, wo hinaus das Land der Mumien liegt, erklären die ehrliche Mumie für die in einem Backofen gar gemachte und präparirte Leiche eines Erdrosselten, den Reisenden für — den Mörder; weder die Sargkiste, noch die Hieroglyphen öffnen der weisen Polizei die Augen; ein Gevatter Chirurg muß die gerichtliche Autopsie vornehmen; man stellt sie öffentlich aus, in der Voraussetzung, daß sich Verwandte oder sonst Personen finden, die den seligen Aegyptier noch bei Lebzeiten gekannt haben; und das Finale der gerichtlichen Untersuchung ist, — daß man dekretirt: die Mumie sei die irdische Hülle eines ehrlichen ouvrier-mineur aus der Nachbarschaft!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 129. 1835.

513

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 2. Juni.

Börne, Görres und Rothschild,

oder:

die Judengasse zu Frankfurt.

(Schluß.)

Görres und Börne können indessen von Glück sagen, daß sie nicht vier Jahrhunderte früher geboren wurden, denn sicher wäre Görres kanonisirt und Börne verbrannt worden. Doch nein, Görres müßte sich freuen, einer Zeit anzugehören, die ihn einer solchen langweiligen Ehre schon im Leben würdigte; denn jetzt ist er ein Leichnam für die Geschichte und nicht kanonisirt, ein veralteter Ruhm, ein Spott der Zeit, an sich verfluchend, was Andre an ihm rühmen, und rühmend, was Andre an ihm fluchen, — ein gelähmter Prometheus, ein spinnender Herkules. Nicht die Menschen, wohl aber die Bäume um München wissen von seinem tragischen Schmerze zu erzählen. Hinter der alten Residenz und den neuen Arkaden liegt nämlich ein englischer Park, wo es den Vögeln erlaubt ist, sich ihrer Freiheit zu freuen und allerlei lustige Lieder zu singen, die kein Mensch und kein Baier versteht; wo die Münchner Noblesse, der Tiersparrtie und die Riegelhäubchen sich beim besten Bier vom besten Bier unterhalten. Da soll Görres häufig umherwandeln und über die Metamorphose der Menschen nachdenken. —

Es ist traurig, nur halb verwandelt zu werden! Man wird vor der Zeit alt und am gleichgültigsten gegen sich selbst. Wer ein Löwe ist, und nicht mehr herrschen kann, wird düster und melancholisch. Das habe ich an Görres gefunden, als ich ihn im vergangenen Herbst hier wiedersah. Sein ernstes Gesicht war reicher an Falten geworden. Alles hing cynisch und nachlässig an seinem Leibe. Er hatte denselben schmutzigbraunen Überrock an, den er vor fünf Jahren trug und ich weiß nicht, wie viel Knöpfe daran fehlten. Der Hut auf seinem Haupte stimmte zum Anzug, er war auch gealtert und hatte drei Krämpen — zwei an den Seiten und eine nach vorne, das lange, glatte Haar hing wirre über Nacken und Stirne — eine dunkle Erinnerung an alte burschenschaftliche Freiheit. Von Wäsche und Frohsinn war wenig zu sehen. So mußte ich Görres wiederfinden. Bei Gott, es schauderte mich. Görres freute sich und sprach mit mir, wie ehedem, über alte Urgeschichte und daß es zu bedauern wäre, daß Rüppell nicht die alte, statt der neuern Geschichte der Kopten mitgebracht, und daß er sich mehr um die Bestien, als um die höhern Wahrheiten bekümmert habe. Görres mag Recht haben, aber Rüppell hat auch Recht. Doch so viel ist gewiß, Börne würde sich in diesem Punkte über Rüppell nicht beschwert haben; denn Börne interessirt sich jedenfalls mehr für die neue, als für die alte Geschichte.

Börne ist ein kleines, schmächtiges Männlein, aber das kleine, schmächtige Männlein hat eine große, gewaltige Seele mit einem steinernen Glaubensbekenntniß. Heißt darum die Wiege seiner Jugend das steinerne Haus? Es ist nicht unmöglich, es wäre ein Spiel mehr des oft witzigen Zufalls oder des zufälligen Witzes. Ja, ihr Trödler in der finstern Gasse, ihr kennt den Börne; er ist unter euch aufgewachsen, die Rose von Engedi. Ihr saht ihn als Kind und Jüngling, ihr saht ihn als Studenten, Doktor und Beamten; ihr saht ihn als Redakteur der Wage; ihr

saht ihn, wie er für die Kunst erglühte, wie er gegen Magnetismus und andre Narrheiten der Zeit kämpfte; ihr saht ihn, wie er im Schlafrocke und der Nachtmütze Schlachten auf dem Felde der Freiheit gewann; ihr saht ihn — — doch nein, ihr saht ihn nicht; ihr kennt ihn nicht, denn ein Börne verschenkt die abgetragnen Kleider! Und, ach! es gibt der Kleiderhändler so viele, innerhalb und außerhalb der Gasse, in Deutschland und in Frankreich, reiche und arme, gelehrte und ungelehrte. Es gibt viele, die sogar Börne einen Schurken nennen, weil er nicht, wie sie, mit alten Kleidern handelt. O, ihr Kleiderhändler, ihr Häringe und Wurmdoktoren! Ich habe Börne nie gesehen und dennoch kenne ich ihn; denn Börne ist wie sein Buch, Börne schreibt, wie er ist, und ist, wie er schreibt, oder Alles, was uns umgibt, ist Lüge und Täuschung, und die Prälaten hatten Recht, die, wie uns Heine gemüthlich erzählt, die Nachtigall für den Teufel halten wollten.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechsel wird mit dem andern bezahlt; es ist eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinsen blasen das Kapital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten sich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch steigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du bist doch sonst so gut, rede einmal, sei nicht verschwiegen, wie ein Diplomat, sage uns, wo das hinaus will. Als Börne diese Worte niederschrieb, hat er gewiß mehr alle Welt im Auge gehabt, als jene Macht, die unweit von ihm auf derselben Seite zuerst das Licht der Welt erblickt hat. Denn wer lebt mehr in der Gegenwart und für die Gegenwart, als jener absolute Fürst, der die Handelskammer beherrscht und von keiner Deputirtenkammer abhängt? Aber Börne haßt die Könige, darum haßt er auch Rothschild; das ist nicht mehr als consequent; aber warum ignorirt er ihn, warum nimmt er ihn nicht von dem großen Wir aus? Doch nein, die absolute Einnahme ist auch die absolute Ausnahme! Wenn die ganze Welt fallirt, selbst wenn die Wände der Chinesen und Tartaren mit Staatspapieren als Unterlagen zu Tapeten beklebt werden, — Rothschild'sche Wechsel werden honorirt. — Du würdest dich irren, wenn du ein altes Stammschloß, wo diese Macht zur Welt gekommen, aufsuchen wolltest. Aus dem kleinen Nazareth gingen die Beherrscher der Welt hervor.

Du siehst an einem unansehnlichen Hause der finstern Gasse um die Mittagsstunde tagtäglich einen Wagen halten. Der Wagen ist kostbar und mit großen Wappen versehen; Kutscher, Jäger und Bedienten in reichen Livreen befinden sich auf demselben. Eine alte, ehrwürdige Frau, in einfach-reinlicher Tracht, das Haar unter der altfränkisch-jüdischen Haube sorgfältig verborgen, steigt hinein. Es ist die beneidenswerthe Mutter beneidenswerther Kinder. Wer kann die Größe ihres Glückes, ihrer Freuden ermessen! — Börne mag vielleicht eben so innig seine Mutter lieben, aber kann er sie in einem Wagen abholen lassen! — Hat sie ihn nicht verloren, da sein Name universell wurde! — Was hat sie von allem Ruhme, von aller Unsterblichkeit, die ihm schon im Leben zu Theil werden? Arme Mütter, die ihr geniale Kinder zur Welt bringt, doppelt bedauernswerth, wenn ihr zufällig die Blätter für literarische Unterhaltung les't. Ich habe Börne's Mutter gesehen, ich habe sie auf meine Veranlassung über ihren Sohn reden hören mit solcher trägen Gleichgültigkeit und steinernen Ruhe, daß ich mit Schrecken daran zurückdenke. Hätte nicht Börne ein Advokat, ein Arzt, wie viele andre seiner Jugendfreunde, oder noch solider ein Börsenspekulant oder Buchhändler werden, heirathen, Kinder erziehen und in seinem Lande bleiben können! —

Immerman war in Frankfurt, war in der Judengasse und konnte das Alles übersehen und mußte ein tolles Märchen erfinden, um sein Reisejournal um einige Blätter zu bereichern, und Immerman ist ein Dichter! — Nein, die Judengasse ist nicht so arm an Poesie; einen großen Theil meiner Lieder und Romanzen habe ich mir in der Judengasse geholt; so zum Beispiel: Der trauernde Rabbi, der beschwörende Rabbi, der Dalles. Diesen Gestalten begegnest du sehr häufig; aber sie lassen dich kalt, wenn du nicht krank liegst an der Krankheit der Zeit, wenn du nicht nachdenkst über Menschenrecht und Menschenfreiheit, wenn du nur herumreisest, um Theater zu besuchen. Beide Gestalten finden Unterstützung im Rothschild'schen Hause; denn Rothschild ist fromm und freigebig. Fraget sie, ob sie nicht den Baron von Rothschild kennen, und sie werden antworten: Ja, wir kennen ihn, er ist ein herablassender, freundlicher Mann, und er hat Mitleid mit den Armen, und er hat nur einen Feind, und der eine Feind ist eben der Dalles. Er soll jedesmal erschrecken, wenn er Amschel von Rothschild sieht. Um sich aber an ihm zu rächen, hat er sich an einige seiner Klienten gewandt, — arme Teufel, die nichts zu nagen haben, daß sie zuweilen gegen Rothschild die Feder spitzen. Und sie haben es nicht gemerkt, daß der Dalles sie betrog und daß sie sich durch eigne Schuld die Thüre versperrt haben. Aber sie können sich beruhigen, Rothschild vergißt es ihnen, wenn sie seiner bedürfen. Darum, ist mir auch von allen Aristokratieen die Geldaristokratie am Meisten zuwider, zu Amschel von Rothschild fühle ich mich hingezogen. Er klimpert nicht in der Tasche, er ist anspruchslos, entgegenkommend und gefällig. Er geht in einem schlichten Kleide und läßt es dir nicht merken, wenn er eben mit einem Könige dejeunirt hat. Amschel von Rothschild fühlt endlich bei allen Ehren und Auszeichnungen, die ihm erwiesen werden, daß er Jude ist, und das scheint mir eine der interessantesten Seiten an ihm; er sucht es nicht, wie viele Andre, die ich kenne, durch eine vornehme, affektirte Miene zu verbergen.

Du kennst die Sage vom Ahasver, es ist eine schauerliche Sage. Börne und Rothschild, die Typen der neuesten Zeit, sind in der Judengasse geboren, sind beide Juden. Aus dem Schooße des Judenthums ist das Christenthum mit allen seinen geschichtlichen Beziehungen hervorgegangen. Die neuere Zeit hat an diesen Beziehungen gerüttelt und geschüttelt. Wer hierzu die Hand bieten mußte, war das Judenthum. Was ich oben von den Müttern genialer Kinder behauptet habe, ist es nicht auch auf das Judenthum anwendbar?! Darum ist es auch sehr traurig zu lesen, wie der arme Görres sich noch jüngsthin darüber ausgesprochen, daß die Sage von dem Ahasver nicht eine pure und von christlichen Schwärmern und Dichtern erfundene Idee sei, sondern in der That sich immermehr zu verwirklichen scheine. Görres mag wiederum Recht haben und mag sich immerfort über die Siebenmeilenstiefel der Zeit ärgern; die Zeit und der Ahasver aber sind das perpetuum mobile, das nicht eher ruhen wird, bis an dem großen von allen Propheten angekündigten Tage, wann es auch den Juden erlaubt sein wird, das Frankfurter Kasino zu besuchen.

Dr. Ludwig Wihl.

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Von Lessing waren drei Landschaften (Ölgemälde) und vier Handzeichnungen (Mazeppa und drei Landschaften) aufgestellt, von welchen ersteren besonders zwei (eine Landschaft mit einem zerstörten Räubernest und eine Morgenlandschaft mit einem Priester, der vom Chorknaben begleitet, der Viaticum austrägt,) die Aufmerksamkeit im höchsten Grad erregten. Und wodurch? wird man fragen. Etwa durch den Eindruck imposanter oder abentheuerlicher Massen? oder durch englische Beleuchtungs-Kunststücke? oder durch die Wahl blendender Farben, womit man interessante glücklich gewählte Sujets dem Publikum in der Regel noch angenehmer macht? Durch etwas, was eben noch innen zu eingreifender wirkt, als alle blos planmäßig angewandten Mittel zu einer sogenannten schlagenden Wirkung, — nämlich durch Poesie. Unmittelbar aus dieser geht die erstaunliche Harmonie hervor, der zufolge auf jedem Bilde Lessing's ein Ganzes abgemarkt ist, dessen einzelne Theile gar nicht wie nach und nach entstanden und neben einander geworden, sondern wie auf einmal, als hätte ein süßer Zauberklang den Guß im Moment des Geborenwerdens belebt, hervorgequollen scheinen. Ein alter Herr, der vor Lessing's zerstörtem Räubernest stand und nicht satt wurde, es zu beschauen, sagte etwas sehr richtiges, obwohl er's vermuthlich ganz anders meinte: „diesen einzigen Baum, vom Sturm gepeitscht, der über die Bergrücken fahrt, möchte ich herausschneiden und haben;“ aus dem Munde eines Kunstschwärmers klingt so eine Barbarei manchmal unausstehlich; die genannte Äußerung beweist jedoch diesmal, daß die Stimmung und der Charakter des Ganzen aus jedem Theile spricht, so aus den nahe und ferne angedeuteten Schluchten, aus dem kalten grünen Bergwasser in der Tiefe, aus den unheimlichen Hochflächen des Bergrückens, aus dem zerstörten qualmenden Räubernest, aus der unter demselben hingestreckten Leiche, — und das alles scheint so leicht und mühelos auf die Leinwand hingeworfen; da ist kein Theaterbehelf, kein frappantes Versetz-Stück, kein rothes Feuer aus Stronzian; hier ist bloß die erhabene Poesie der Natur, mit welcher sich eine menschliche Tragödie verschwistert hat, und zwar im Moment, wo die Reflexion, wie eine klagende Jungfrau über dem letzten Hauch des scheidenden Lebens schwebt. In der anderen Landschaft — (der Priester schreitet mit dem Viatikum von dem auf der Bergeshöhe gelegenen Kloster durch die Waldwege hinab; in den Schluchten liegen wohl einzelne Hütten zerstreut verborgen? — das alte Kloster schneidet sich dunkel gegen den von Lichtahnungen belebten Hintergrund ab) — ist die elegische Stimmung vorherrschend. Auch hier findet sich dieselbe wohlthätige poetische Harmonie, auch auf diesem Bilde zeigt sich jenes einzige Gepräge, welches nicht nachgemacht und verfälscht werden kann, — das Gepräge des Genius. Mit freudigem Stolz dürfen wir solche Schöpfungen, denen der andern großen Meister anreihend, bekennen: das ist deutsche Kunst. Ein kleineres Bildchen Lessing's (eine Herbstlandschaft mit einem alten Thurm bei Gewitter) ist gleichfalls höchst verdienstlich und ohne den Anklang jener leidigen pikanten Modernität, wodurch andere Maler die Landschaft zum artigen Zimmermöbel qualificiren. Unter Lessing's oben genannten Handzeichnungen zeichnet sich besonders Mazeppa durch die energische, voll-männliche Composition und eine Winterlandschaft durch den entschieden ausgesprochenen Charakter aus. — Ein sehr ausgezeichnetes Bild ist das Porträt des Bildhauers Schadow (des Vaters), von Julius Hübner, ein Werk von merkwürdiger Plastik, von äußerst edler Auffassung, und von vortrefflicher bestimmter Haltung. Was wir früher bei Lessing's Landschaft von dem: „wie aus einem Guß“ sprachen, gilt auch hier, und wird vielleicht eben dadurch, daß wir es hier auf das Porträt anwenden, manchem noch verständlicher werden. Hier ist kein Suchen, kein Schwanken in der technischen Behandlung, sondern eine kräftige Bewußtheit, ein vollständig in sich abgerundetes Streben. — Ein zweites Werk Julius Hübners ist die kleine Skizze: Christus als Knabe im Tempel unter den Schriftgelehrten, von den trauernden Eltern eben gefunden. Die Composition scheint uns unbedenklich vorzüglicher als jene des großen Altarbildes für die Kirche zu Meseritz. Man merkt hier eine concentrische Handlung, durch welche alle Personen für einander Interesse haben, was jenem Altarbilde, auf welchem die vier Evangelisten ebenso gut um des Kartenspieles hatten beisammen sein können, durchaus nicht der Fall war; auf dieser Skizze ist nach dem Muster der strengen, guten, alten Meister verfahren worden, obgleich eben auch wieder nicht zu läugnen ist, daß von den einzelnen Gestalten die eine mehr, die andere minder, ebenso etwas Typisches an sich trägt, wie die ganze Zusammenstellung; man kann nicht eben sagen, daß diese oder jene Figur der oder jener aus der „Schule von Athen“ z. B. wörtlich entlehnt sei, aber das Ganze phosphorescirt wie eine Reminiscenz heraus in uns hinein. Es thut uns weh, so etwas, das fast ziemlich scharf klingt, auszusprechen, aber wir können einmal nicht anders, es ist eben so gut unsre vollkommene Überzeugung, als wir fest glauben, daß Hübner gewiß nicht mit Absicht Reminiscenzen hervorrief, sondern daß er in der ganzen Richtung so befangen ist, daß solche ihm unter der Hand entstehen müssen. Wenn Hübner diese Skizze im Großen ausführt, so wird — bei seiner erstaunlichen technischen Kenntniß und Routine — der Eindruck auf das Publikum unzweifelhaft wieder sehr günstig sein, aber jene innere Weihe der Meisterschaft wird sich nicht darüber

bauchen, nicht darüber lächeln lassen. Bei dieser Skizze, wie bei jenem Altarbild ist die Richtung, die er eingeschlagen, nahe am Abweg des Eklekticismus. Wie seltsam, daß ein Mann, der in einem Portrait eine Composition (im höchsten Sinn) liefert, in einer Composition nicht seine warme Gefühls-Anschauung gibt, daß ein Künstler, der seine Stoffe nach dem Vorbild der alten Meister schon von vorneherein auf eine ideale Potenz erheben will, — mitten in der Konception selbst von diesem selbstgewählten Standpunkt wieder herabzusinken scheint! Wir sind weit entfernt, vom Maler eine lächerliche Pedanterie im Streben nach absoluter Idealität zu fordern und (Hübner besitzt gewiß Fond genug, — das Porträt Schadow's beweist es), aber wir glauben, da sich hier das Typische einer Richtung und in dieser Richtung selbst ein Widerspruch findet, es geradezu heraussagen zu dürfen, daß trotz aller Sorfalt — wahre Strenge und jener Ernst fehle, der sich nicht anfünsteln läßt. — (Forts. folgt.)

Punten.

*** In S. Jean-Pied-de-Port hat sich in der Nacht vom 28. auf den 29. April ein Erdfall ereignet, und ein Loch von 300 Fuß im Umfang und 25 bis 30 in der Tiefe gebildet, augenscheinlich durch unterirdische Höhlen veranlaßt. Ein Nachbar hatte in jener Nacht ein fürchterliches Geräusch gehört, welches er anfänglich für einen Kanonenschuß gehalten hatte.

*** Theatralisches Curiosum. Den Freunden und Sammlern der reichhaltigen Faustliteratur, zu der wir nicht nur die Schriften über Göthe's Faust, und die neuern Bearbeitungen desselben Stoffs, sondern auch alles, was bereits vor ihnen da war, vom uralten Volksbuch und Puppenspiel anrechnen müssen, glauben wir einen kleinen Dienst zu leisten, wenn wir sie auf eine wohl fast gänzlich vergessene Bearbeitung aufmerksam machen. — Gegen das Ende des 17ten oder den Anfang des 18ten Jahrhunderts wurde bereits in Wien auf dem Kärntner-Thor-Theater eine Oper mit Ballet, Doctor Faust betitelt, aufgeführt, deren Scenarium, von Wort zu Wort treu kopirt, hier folgt. — Es mag ergötzlich gewesen sein, diese Oper anzusehen und anzuhören, in welcher sich bereits alle Elemente finden, die in spätern Bearbeitungen der Faustsage wirksam verwebt wurden; so Mephistopheles, Schüler Faust's (Studenten), eine Hexe, Luftfahrten u. s. w., welche Ergötzlichkeit durch die Possen des Hanswurst und seiner Colombine und die Freudensprünge des Mephistopheles gewiß auf das Höchste gesteigert wurde. Doch wir wollen dem Urtheil der Leser hierüber nicht vorgreifen, und überliefern ihm nachstehend die spaßhafte Reliquie aus dem Kinderalter der deutschen Opernbühne. L. B.

„Heute Samstag den 9. Junii zum Erstenmal wird in dem von Ihrer Röm. Kaiserl. und Königl. Cathol. Majest. privilegirten Theatro bei dem Kärntner-Thor aufgeführet werden: Der nach teutscher Comoedien- Engelländischer Pantomimien- und Italiänischer Music-Art eingerichtete D. Faust. — NB. In einer besonderen, auf dergleichen Weise noch niemals dahier aufgeführten, und wegen ihrer vielfältigen Machinen und unvergleichen Auszierungen extra Sehens-würdigen Action.

Actus I. Scena I. Die Schau-Bühne zeiget gleich Anfangs ein Cabinet des Fausti, welcher in seinen unruhigen und zweifelhaften Gedanken ein Musicalisches Recitativ und Aria singet, es findet sich bey ihm ein: Mephistophiles, ein höllischer Geist, der dem Faust alle irrdische Glückseeligkeit verspricht, auch sich verbündlich machet demselben die schönste Weibspersonen aus allen 4. Theilen der Welt sehen zu lassen, woferne er sich ihme zu verschreiben entschlossen wäre. Faust bezeiget hierzu seine Lust, weswegen Mephist. ihme der Verschreibung entlasset, doch solle er sich in Obacht nehmen, daß er nichts ihme unanständiges begehe, widrigen falls wäre seine Seele so viel als verlohren, und ihme (Mephistophiles) zugehörig. Faust unterliget seinem kräftigen Vorwitz, und gehet den Vorschlag ein, schliessen es sodann mit einem Duetto, und veränderet sich das Theater in

Scena II. Garten mit gedeckten Tafeln, nebst Springbrunn von allerhand Sorten Weins, und Teufeln, so zu Tisch dienen. Ein Franzos, ein Türck, ein Pollack, ein Persianer, und ein Teutscher, jeglicher mit einem Weibs-Bild seiner Nation, essen und reincken lustig bey denen gemelten Tafeln, und ergötzen sich durch Gesänge in unterschiedlichen Sprachen: Faust wird von Mephist. an diesen Ort gebracht, und durch stumme Geberden ermahnet, sich eine aus diesen Weibs-Bildern nach seinem Gefallen auszuwehlen, setzen sich auch beyde zu Tisch, und singen, Faust fanget nachmahls an mit der, so ihm am besten gefallen, zu tanzen, worinnen ihm die andern gleichfalls nachfolgen, und sammentlich einen Ballet formiren, hernach in größter Lustbarkeit sich hinweg begeben.

Scena III. Eine Gegend bey dem Haus des Fausti. Pronomen und Adverbium, zwei Scholaren des Fausts, beklagen, daß sie denselben nicht zu Haus angetroffen, Periodus und Apostrophe, als gleichfalls Schüler von ihme, kommen zu obigen, und seynd aus gleicher Ursach im Gegentheil erfreuet, weil sie dadurch Gelegenheit erlangen sich rechtschaffen lustig zu machen. Die Ersteren widersprechen denen Letzteren, und werfen ihnen vor, daß sie, als die da keine Lust zum studiren hätten, unwürdig wären, den Faust zum Lehrmeister zu haben, zu diesem ihrem Wort-Streit gesellen sich vier Geister in menschlicher Gestalt, so unter ihnen Fried machen wollen, nachdeme sie von beyden Seiten die Raisons angehöret, wird beschlossen, daß Faust selbsten hierinnen Richter seyn solle, dessen Aufenthalt aber seine Discipuli ihnen unwissend zu seyn vermelden, worgegen ihnen die Geister die Offerte machen, sie nach ihrem Meister hinzubringen, wessen die Schüler wol zu frieden seynd, worauf so bald alle durch die Luft hinweg fliegen.

Scena IV. Colombina in der Gesellschaft des Hanns-Wursts, verlanget von demselben zu wissen, wo sein Herr der Faust seye? Hanns-Wurst meldet: er suche ihn schon ein paar Stunden lang vergebens, fragt aber anbey, was sie seinen Herrn so eifrig nachzuforschen bewege? worgegen Colombina des Fausts widerspenstige Bezeugung gegen Angiola, die ihn doch so herzlich liebe, beschreibet, Hanns-Wurst saget, daß ein Gegen-Liebe von Faust nicht zu hoffen seye, als der da dem Studio allein sich ergebe, nach einigen Discurs entdecket endlich Colombina auch ihre Neigung, so sie zu Hanns-Wurst traget, wird aber von diesem verachtet, weilen er sich allein dem Kuchel-Studio gewidmet habe, über welche Verschmähung Colombina ganz entrüstet sich zu rächen schwöret, und ihn verlaßt. Hanns-Wurst wird von dem zu ihm kommenden Belzebub befragt, warum er sich gegen Colombina so grausam bezeuge? Darauf Hanns-Wurst antwortet, daß er in Verachtung der Liebe seinem Herrn nachfolgen wolle, worgegen ihme Belzebub bedeutet, daß derselbe sich bereits der Liebe ergeben habe, weswegen er gleichfals deme nachkommen müßte. Colombina, welche wiederumen zurück kommet, erschrickt ob dem Anblick des Belzebub. Hanns-Wurst sagt, daß sie sich vor demselben als ihren Versprecher nichts zu förchten habe, als der bereits den Handel zu ihrem Vortheil gewonnen habe, indeme er gesinnet seye, sie nunmehro zu lieben, Colombina schöpfet hierob Muhe, und will dem Hanns-Wurst die Hand reichen, Belzebub aber verwandelt sich augenblicklich in einen schönen Jüngling, und bringet hierdurch die Liebe der Colombina von Hanns-Wurst auf sich selbst, worüber dieser mit beeden in Dispat gerahtet, der Geist aber nimmet seine Liebste in Arm, und flieget mit ihr in der Luft darvon, welches Hanns-Wurst mit heftiger Entrüstung und Desperation ansehen muß. Eine Hexe, welche ihn in dieser Verwirrung findet, bietet ihme gegen seiner Liebe zu ihr Hülffe an, sich an Belzebub zu rächen, worinn Hanns-Wurst bewilliget, und samt ihr unter die Erd versinket.

Scena V. Hier siehet man ein grünes Feld, mit einer Hütte zur Seite, in Mitte aber einen Opfer-Tisch, ein Müller und dessen Braut erscheinen mit dem Gefolg ihrer Freunde und vieler Hirten, und wird unter dem Klang verschiedener Bäurischen Music-Instrumenten die Verlöbnuß zu sehen seyn, welche mit einem Ballet sich endet. Faust und Mephist. kommen darzu, deren erster sich auf des Geists Anstiften unter dem Tanz mischet, und während dessen die Müllerin hinweg traget, *) der Mühler und die andern Bauren werden dieses Raubs so dann gewahr, und suchen die Braut, ohne sie zu finden, mit großer Bestürtzung, worüber der Mühler in einem Tanz seine Verzweiflung zu erkennen gibt, auch durch unterschiedliche Anstellungen, bald sich zu erhenken, bald mit einem Messer zu erstechen gedenket, woran er aber jedesmahl durch die anderen Bauren verhindert wird, welche ihn endlich gar binden, und also hinweg tragen, wormit sich der erste Actus endiget.

*) Wem fällt hier nicht Don Juan und Zerline ein?

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 130. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 3. Juni.

Die Mineurs.

Eine Erzählung von E. v. Wachsmann.

> Hic et ubique? — Bist du da, Treulieb? —
> Du wühlst vortrefflich in der Erde, Maulwurf! —
> Hamlet.

„Wir, die wir so viel sind wie Ihr, wir machen Euch zu unserm Könige, wenn Ihr unsere Rechte und Freiheiten bewahret; wo nicht — nicht!" so sagten die alten Stände Arragoniens, wenn der Monarch in ihrer Mitte erschien, um ihnen zuerst den Eid zu leisten, und noch heute, wenn der Spanier die Hartnäckigkeit der Bewohner Arragons schildern will, spricht er scherzweise: daß der Biscayer, wenn er einen Nagel in die Wand treiben wolle, ihn mit dem Kopfe hineinschlage, der Arragonese bei dieser Operation aber die Spitze des Nagels gegen seine Stirne zu richten pflege. —

Indem der Verfasser dieser Erzählung das oben angeführte Scherzwort, das er mehrmals in „dem schönen Lande des Weins und der Gesänge," das man aber damals — und zum Theil noch heute — als das Land des Bluts und der Thränen bezeichnen könnte, vernommen, hier wiederholt, glaubt er damit besser, als durch bogenlange Beschreibungen, den Sinn, den den Arragonier in den Jahren 1808 und 1809, bei der Vertheidigung seiner Hauptstadt geleitet, charakterisirt zu haben. — Über die Lage Saragossa's nur wenige, doch zu näherem Verständniß der folgenden Darstellung unentbehrliche Worte. —

In einer fruchtbaren Ebene, am rechten Ufer des Ebro, so wie am arragonischen Kanal, liegt die alte, 55,000 Einwohner enthaltende Cäsarea Augusta. Die Straßen Saragossa's sind, mit Ausnahme des Cosso, der die Stadt in einem großen Theile ihrer Ausdehnung durchschneidet, eng und winklich gebaut. Achtzehn Kirchen, vierzig Klöster, — letztere mächtige, felsenfeste, den Burgen des Mittelalters zum Theil nicht unähnliche Gebäude, — nahmen einen großen Theil jener Straßen ein, und sie waren es vorzüglich, die jene, in der Kriegsgeschichte für immer unvergeßliche Vertheidigung begünstigten. Bei alledem waren es indeß nicht die düstern gottgeweihten Hallen allein, die, als die Franzosen im Juni 1808 anrückten, in Vertheidigungsstand gesetzt wurden; von den, freilich schlecht angelegten, und in Eil' ausgebesserten Festungswerken droheten 160 Feuerschlünde', auf dem Ebro schwammen einige Kanonenböte, dreißigtausend Mann, wovon die Hälfte gute Truppen, befanden sich in der Stadt. Aber nicht die Zahl der Vertheitiger war es, die Saragossa vor den stärker anrückenden, kriegsgeübten, feindlichen Heeren hätte schützen können. Mit einer Begeisterung, einem Muthe, der für immer in der Geschichte verzeichnet steht, hatte die Bevölkerung Vertheidigungsanstalten gemacht, wie solche bis dahin noch niemals vernommen worden. In allen Straßen hatte man Traversen aufgeworfen, alle Zugänge, die nicht zur Kommunikation durchaus nöthig waren, hatte man vermauert, die Klöster, die Kirchen waren zu Citadellen geworden. In den Wänden der letzteren, wie überhaupt jedes öffentlichen, so wie der zur Vertheidigung am vortheilhaftesten gelegenen Privatgebäude, gähnten Schießscharten nach allen Seiten. In manchen, den schwächsten Punkten zunächst gelegenen Stra-

ßen hatten die Einwohner ihre Häuser verlassen. Sämmtliche Thüren der letztern hatte man sodann vermauert; nur im Innern bestand eine, durch die Zwischenwände gebrochene, labyrinthartig sich durch die Häusermasse windende Kommunikation. Sie diente blos dazu, um, sobald der Feind die Stadt stürmte, ihn mit einem, durch die Schießluken, die halbvermauerten Fenster, von den mit Mist verschanzten Dächern und Balkonen zu eröffnenden, wohlgenährten Feuer zu empfangen. Überdies hatte man die Zimmerwände, die Dachsparren, alles Brennbare mit Pech überstrichen, um, im Fall der Feind dennoch eindränge, den erstürmten Theil des Häuserlabyrinths den Flammen zu übergeben. — Wirklich hatten die mit Begeisterung unternommenen, mit Sorgfalt ausgeführten Vertheidigungsmaasregeln, während der ersten kurzen Belagerung, die indeß nur wenige Wochen dauerte, vor dem Eindringen des Feindes geschützt, aber nach kurzer Waffenruhe rückten mächtigere Heere heran. Am 20sten December 1808 erschienen die Marschälle Mortier und Moncey an der Spitze jener berühmten alten Phalangen, denen bis dahin noch nichts widerstanden hatte. Zahlreiche Geschützkolonnen folgten ihnen; der Kampf begann.

Mehrere Zeit ward er mit abwechselndem Glück geführt. Die Franzosen erstürmten mit Wuth den Monte Torrero, ein Außenwerk, aber ein Sturm auf den Thurm del Arzobispo, den der tapfere Gazan unternahm, ward abgeschlagen. Unmuthig über den Widerstand einer nur schlechtbefestigten Stadt, rief der Kaiser die vorgedachten Marschälle ab, und sendete den Herzog von Abrantes an ihre Stelle. — Auch dieser war indeß nicht im Stande, die heldenmüthige Stadt in so kurzer Zeit, als der erzürnte Monarch es forderte, zu unterwerfen, und nun, am 22sten Januar, erschien der Marschall Lannes, der Roland des französischen Heeres. — Von diesem Zeitpunkt an beginnen die Begebenheiten unserer Erzählung. — — —

Ungefähr zwei Kanonenschüsse von der Festung, in Mitte von Trümmerhaufen, von einigen halbzerstörten, durch die Werkzeuge der französischen Sappeurs aber wieder ziemlich wohnlich gemachten Hütten umgeben, lag ein sich durch seine Größe von den letztern nur zum Theil unterscheidendes Haus; es war die Wohnung des Pfarrers jenes beinahe der Erde gleichgemachten Dörfleins gewesen, und diente jetzt zur Wohnung des Herzogs von Montebello.

Man konnte das halbzerstörte Dorf mehr ein Bivouak, als einen von Einwohnern belebten Ort nennen; denn weit in das Blachfeld hinaus dehnten sich die Lagerhütten der Division Gazan. Ausgebrochene Dachsparren, Thüren, Fensterstücke, Maisstroh, Äste niedergehauener Olivenbäume, deren Stämme in den mächtigen Wachtfeuern emporloderten, waren das Material gewesen, welches zur Konstruktion der seltsamen Wohnungen gedient hatte. Ärmliches Hausgeräthe, meilenweit herbeigeschleppt, erfüllte das Innere der Hütten. Aber nicht nur der mannigfache geraubte Hausrath, sondern auch das, in einen Pferch zusammengetriebene Schlachtvieh, die herumliegenden blutigen Häute des letztern, die mächtigen Haufen zu Brennholz gehackter Ölbäume, enorme Massen unter freiem Himmel aufgeschütteten Maiskorns, eine Unzahl von Schildwachen gehüteter Weinschläuche gab Kunde, wie viel die Gegend rings umher gelitten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, und Guttenberg's Denkmal zu Mainz.

Die Mainzer haben auf das nächste Jubeljahr der Buchdruckerkunst eine Sammlung ausgeschrieben zu einem Denkmale für Hans Gutenberg, genannt Gänsefleisch und von Sorgeloch.*) Eine neuerlich gegebene Rechenschaft aus Mainz gewährt das überraschende Ergebniß, daß — sehr wenig aus Deutschland eingekommen ist, und Mainz es sich zur Ehrensache hat werden lassen müssen, das Denkmal dennoch (auf Aktien!) zu Stande zu bringen. Diese Erscheinung ist wohl geeignet, mancherlei Betrachtungen zu erwecken, besonders, da gleichzeitig für das Schillers-Denkmal wirklich doch mehr, viel mehr eingeht. Wirkt hier das Album mit, d. h. die Eitelkeit der Damen, wie manches dämischen Schriftstellerlings, die sich gern mit nachschillernden Streckgedanken gedruckt sähen? Wirkt dort die Ungewißheit, der nun angeregte und Manchem noch nicht geschlossene Streit**) über den eigentlichen Erfinder der Druckerkunst entgegen? Oder steht der Erfinder dieser Kunst aller Künste, dieser schweigsamen Beredsamkeitskunst, dieses Geisterverkehrs, dem Dampfwägen und Dampfschiffe nur dienen, etwa nur in Einem Range mit einem Berthold Schwarz, der nicht ahnen konnte, welche Weltumwälzung, welche Jerichoerschütterungen, welche Bluthochzeiten, welche Mordnächte er hervorbringen würde? Ist auch Gutenberg's Kunst in solchem Sinne schwarze Kunst zu nennen? Mancher freilich klagt schmerzlich darüber, nicht nur Mancher, der als Römling schwarz sieht, weil er die magnetische Geistermacht der Mainzer Kunst nicht zu beschwören weiß; aber auch mancher redliche Abwäger der politischen Gegenwart klagt über die unheimliche Gewalt der Presse, sowohl in Journalen, als in Leihbibliotheken, und möchte im blinden Eifer alle Pressen kurz und klein schlagen, als wenn damit auch die krankhafte Lesewuth geheilt oder das wohlbegründete Bedürfniß nach natürlicher Bildung und gesunder Belehrung befriedigt sein würde. Die Skrofelkrankheit einer Zeit liegt nicht allein im kleinen Finger oder in den Zehen, sondern im ganzen Leib und

*) Zum Gänsefleisch und zum Gutenberg (oder Guttenberg) hieß er von zweien Häusern, die ihm zugehörten, von Sorgeloch von einem Dorfe bei Niedersaulheim.

**) Die Harlemer feierten ihre vermeinte Erfindung schon [illegible]! — Man sehe: Typographia oder die Buchdruckerkunst, eine Erfindung der Deutschen, bei Gelegenheit der vierten Harlemer Säcularfeier zur Ehre dieser Kunst in Erinnerung gebracht. Köln, [illegible]. 8. — J. W. Schaab, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz, Kupferberg. [illegible]. 8. — Lehne, historisch-kritische Prüfung der Ansprüche der Stadt Haarlem auf den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz, Kupferberg. 8. — J. Scheltema, Bericht und Beurtheilung des Werkes von Dr. J. W. Schaab. Amsterdam, [illegible], und Leipzig, Barth. 8.

Gebiät. Auf alle jene oben aufgeworfenen Fragen antwortet uns ein netteś altes Lied, das wahrscheinlich zur ersten Jahrhundertfeier der edlen „Kunst Druckerey" gedichtet wurde, welche 1540 die Wittenbergischen Druckherren Hans Lufft, Georg Rhau, Peter Seitze und Michael Lotters feierten.*) Es ist zu lesen als CCLVII. Lied des überaus seltenen „Lieder Büchlein, Darin Begriffen sind, zwey hundert zwey und sechtzig, Allerhand schöner Weltlicher Lieder, Allen jungen Gesellen und züchtigen Jungfrauwen zum newern Jar, in Druck verfertiget. Auffs newe gemehret mit viel schönen Liedern, die in den andern zuvor außgegangenen Drücken nicht gefunden werden. frölich in Ehren, Sol niemand wehren. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, M.D.LXXXIIII." S.**)

Wir entnehmen den 24 Versen dieses Lobliedes auf die Buchdruckerkunst, die es die „Kanzley Gottes" nennt, nur die folgenden. Die ersten drei preisen die deutsche Erfindung im Allgemeinen:

Loſt auf und höret zu,
Was ich euch singen thu
Von der Kunst Truckereye,
Die heißt gar billich freye,
Denn ihr kein' Kunst auf Erden
Kann und mag verglichen werden.

Es ist kein' Kunst auf Erd',
Die so nützlich und werth,
Und Gott daß thut gefallen
Unter den Künsten allen,
Darum hat sie das Lobe
Und schwebet billig obe.

O Teutschen sagt Gott Dank
All' euer Leben lang
Für die Kunst Truckereye,
Die Gott uns thut verleihen
Und thät sie euch bescheeren:
Habt sie werth und in Ehren.

Vers 7 ist ein wahres Motto der Bibelgesellschaften:

Reichlich ist jetzt am Tag
Gotts Wort, wer lernen mag,
In allen Sprachen klare.
Das ist gewißlich wahre.
Ihr Gelehrten und ihr Layen
Dankt Gott für Truckereye.

Vers 9 sagt, daß sich drum Keiner mehr entschuldigen könne:

Drum sich dort Niemand kann
Vor Gott ausreden than,
Daß er's nicht künn' bekommen.
Wär's sonst hab'n angenommen;
Dorft nicht weit darnach laufen,
Findst Bücher genug zu kaufen.

Um ein g'ring Geld darzu,
Muß selbst bekennen du,
Es nehm' dich Wunder eben,
Daß man's also könn' geben.
Drum daß kein Ausred mehre,
Als daß zu theuer wäre.

Das Letzte könnte freilich mancher Trübsinnige oder Kurzsichtige auch gegen die Walter-Scottischen Neunkreuzerhefte und gegen die Pfennigmagazine wenden. Aber tröste er sich andrerseits eo grao mit den folgenden Versen 10—13:

Sag Gott Lob, Ehr und Dank
Darfür dein Leben lang,
Daß er Teutschland Truckereye
Thut geben und verleihen.
Jetzund kann manches Kinde
Richtiger und geschwinde

Reden und Antwort sagen,
Denn vor viel Jahr' und Tagen
Die Geistlichen und Alten
Wo man's darzu thut halten.
Will loben der Wahrheit beyn,
Muß sagen, es wahr seye.

O Gott, wo wollt so weit
Seyn worden ausgebreit
Die evangelische Lehre,
Wenn Truckerei nicht wäre,
Oder so hell und klare
Sein worden offenbare?

Tausend Bücher man find
Die jetzt gedrucket sind,
Die all wären verblieben,
Wenn man's sollt ha'n geschrieben.
Man findt Gotts Wort erklärer
Besser Dank wird begehret.

Man hat — abgesehen von den Chinesen, den Allerfindern — bemerkt, daß schon Burgemeister Cicero (de Natura Deorum II, 37) die Ahnung von beweglichen Lettern gehabt, und wirklich liegt der Gedanke und — die Ausführung so nahe, — wie überhaupt bei allen großartigen Erfindungen, die Grundlage, der Anfang immer höchst einfach ist (wenn sie nämlich erfunden ist, — für den Nachbewunderer), daß man mit unserm Liede (V. 16) sagen kann:

Nun ist's groß Wunder zwar,
Daß so viel tausend Jahr
Diese Kunst ist verblieben,
Ist's nur worden geschrieben
Und den viel frommen Alten
Gott diese Kunst verhalten.

Auf die schon oben berührte, oft und in unsern Tagen vorzugsweise (aus allerlei Beweggründen) aufgeworfene Frage, ob es denn erfreulich sei, daß die Druckkunst erfunden worden, nimmt unser Lied auch Rücksicht in den Worten:

Begäb sich's aber nun,
Daß hart wird fehlen thun,
Daß Mancher möchte sprechen
Unter den gottlos Frechen,
Es hindr' ihn besser seyn
Daß gar kein' Truckereyen

Aufkommen wären nie,
Dann es kämen durch sie
Viel Secten, Schwärmereyen
An Tag durch Truckereyen;
Wann kein Truckerey wäre
Verblieb manch falsche Lehre.

Es antwortet aber darauf in naiver Wendung, so wie nicht ohne Grund:

Merk auf und hör mich auch:
Ich lob keinen Mißbrauch.
Die Schuld ist der Gelehrten,
Meint aber die Verkehrten.
Hätten sie's nicht geschrieben,
Wär's ungedruckt geblieben.

B'halt du dein Bibel rein,
Den Katechismum klein
Samt der Hausbostill schlecht,
So bleibst der Sach gerecht.
Wer alle Bücher auslesen,
Der wird leichtlich verführet.

Ey was kann sie dafür;
Die Schuld ist wielen mir,
Die's nicht recht brauchen eben,
Darzu sie Gott gegeben.
Er wird sie wohl d'rum finden,
Ihm wird Keiner entrinnen.

Rach' Gott allein gebürt,
Der All's lehr, weiß und führet.
Niemand kann ihn betriegen,
Es hilft vor ihm kein Liegen.
Weh die die Gottes Gaben
Die schändlich mißbraucht haben.

*) Dieser Feier zur Folge wurde die zweite Jubelfeier 1640 (zu Leipzig, Jena, Straßburg, Breslau rc.), die dritte 1740 (zu Leipzig, Dresden, Weimar, Coburg, Erfurt, Gotha, Halle, Breslau, Brieg, Bremen, Lübeck, Frankfurt a. M., Straßburg rc.) gefeiert.

**) Wahrscheinlich gedruckt oder vielmehr verlegt bei Sigmund Feyerabend, da der auf dem Titel erscheinende Holzschnitt (eine frohe Gartengesellschaft) sich auch in dem Buche: „die Gartengesellschaft das ander theil des Rollwagens" (d. i. des Rollwagenbüchleins, das 1557 erschien) auf dem Titel vorfindet, an dessen Schluß es heißt: „Getruckt zu Frankfurt am Mayn, bey Martin Lechler, In verlegung Sigmund Feyerabends von Simon Hüters. ANNO M. D. LXV." S.

Gott ewig dir Lob sey
Für die Kunst Truckerey,
Die du uns thätst bescheren,
Uns Teutschen mit verehren,
Gib uns dein Gnad und Segen
Recht zu brauchen allwegen.

Segen, Heil, Fried und Gunst
Gib all den dieser Kunst,
Daß dein rein Wort auf Erden
Durch sie mög ausg'breit't werden.
Durch die Kunst Truckerey
Und deine Kanzeley.

Musik in Frankfurt.

Seit dem Meßrepertoir ist ein ziemlicher Stillstand unserer artistischen Waffen eingetreten. Der Cäcilien-Verein, die einzige Anstalt, wo noch Sänger, wenn auch grade nicht erzogen, doch genährt werden zur Freude des gediegenen Kunstkenners, wird uns nur selten vorgeführt, und seine vorbereitenden Weihestunden sind nicht publik. — Eine Gesangschule — eine stabile Bildungs- oder Pflanzschule für ein heranwachsendes Geschlecht, wohin man sich flüchten könnte, wenn die momentanen Erzeugnisse ihr Ephemeriden-Daseyn ausgehaucht haben, besitzen wir leider nicht. Die Concerte sind des gegenseitigen sich Verschlingens müde; die Primadonnen hinter ihren todten Blättern weichen endlich jenen Sängerinnen, die von belebten, in Hoffnungsfarbe gekleideten Blättern zu singen verstehen. Die Oper verpuppt sich auf ihren Lorbeern, denn ihr bester Athem ist ihr ausgegangen. Unsere Fischer-Achten gastirt in Wien. Ihr Gatte, den wir zufälliger Weise während der ganzen Messe in keiner einzigen bedeutenden Parthie zu hören bekamen, begleitet sie. Der Gast, Herr Barth aus Amsterdam, hat sich nach aufgehobener Tafel entfernt. Er hätte es gleich thun sollen, nachdem er als Seneschall mit der Prinzessin von Navarra gespeist. Es wäre dem Gastrecht zuwider, seiner Darstellung als Mephisto zu erwähnen. Er hat uns die Hölle recht heiß gemacht. Bei den, außer genannten Gastspielen, im Mai wiederholten Opern: Lumpacius, Kerker, Löwenberg und Adlers Horst (2mal) ist nichts Besonderes zu bemerken, als daß bei der letzten Vorstellung eine Art von Conspiration sichtbar wurde, die sich auf dem Horste der Gallerieisten entspann, und unserm abwesenden Bassisten Fischer zu gelten schien. Jener dünne Sturm der flachen Hände, von einzelnen plebejischen Da-Capos oder Bravos durchbrochen, ist wie das Zeichen einer crassen Parthei. Aber Herr Lehr, dem in der Episode des Lazarus diese zweideutige Ehre widerfuhr, durfte mit seinem Triumphe über seinen Vorgänger einverstanden seyn!? O mores! — Am 25sten Rossini's Belagerung von Corinth. Dieses fruchtbaren Italiäners seriöse Oper gleicht nun einmal einem kindisch gewordenen Patriarchen. Er flößt lange Ehrfurcht ein, begeistert durch die Erzählung seiner Thaten und walzt dann plötzlich mit französischen Grisetten. In seinem Final spukt immer ein muthwilliger Kobold. — Die Darstellung, was die Hauptpersonen betrifft, war eine von den gelungenen. Herr Wiegand verdient als Mahommed Anerkennung. Sobald er von Bravour abstrahirt, und von feinern melodischen Biegungen, liegen franz. und ital. Baßparthieen ganz in seiner Stimme. Seine Töne vom großen A bis zum eingestrichenen F sind gleich, wohllautend und voll. — Von den übrigen Solos, die nach Maßstab der Anforderungen, die man an dieselben zu machen gewohnt ist, Lobenswerthes leisteten, erwähne ich Herrn Weiß (Kleomenes), dessen unverdrossene Bemühung Berücksichtigung verdient. H. S. gehört zu den wenigen Sängern, deren Kunstmittel im Stande sind, die sinkenden Naturkräfte zu unterstützen. Des Publikums Taubheit setzt seinen Bestrebungen keineswegs Schranken. Als Fritz (Braut), Maurer, Georg Braun u. ähnl. Parth. wird H. B. noch immer nicht so leicht ersetzt werden. In der getreuen Auffassung der Contraste solcher Parthieen in dem Charakter eines Kleomenes liegt eine zu würdigende Mehrseitigkeit, deren sich mancher Primo-Uomo nicht zu rühmen hat. — Was bei unserer Oper seit Kurzem besonders zu rügen wäre, tritt in der heutigen scharf ins Licht: Die Chöre sind schwankend, besonders die der Frauen. Da ist nicht Einheit, noch Energie, nicht Berechnung der Verhältnisse zu den Kräften des Orchesters. Der Tenor bricht oft gewaltsam durch. Der Alt leidet an der Schwindsucht. Es wäre ein Maß darin sehr zu wünschen. — Die Uebersetzung des Textes gehört zu den weniger unerträglichen. Trägt sie aber auch alle Erbärmlichkeiten, womit solche literarische Schöpfenkeulen gespickt zu seyn pflegen, so sollten doch unsere Schönkünstler wenigstens wissen, daß beim Gesange der musikalische Rhythmus sich nach dem poetischen richten, daß die Buona-Nota mit der Hauptsilbe zusammentreffen, und eben so, daß auf eine Erhebung des Tones keine weibliche Endung fallen darf. Von der Tradition des herrschenden Geistes in der Originalsprache will ich bei Operngedichten gar nicht reden. So klingt es aber ganz barbarisch, wenn ungefähr im 3ten Tempo des 1ten Finals die weibliche Endung auf das 1te Achtel fällt, und die Sequenz zu folgendem Unsinn wird: „Strafbar sind die Triebe, strafbar ist die Liebe," 2c. und das strafbare zum rothen Faden des ganzen Finals wird. — Die Construction dieses und folgender ähnlicher Sätze zu verbessern sei unsern Sängern überlassen! (Schluß f.)

Buntes.

, Statistik der Dampfmaschinen in Frankreich. Zu Ende des Jahres 1833 gab es in Frankreich 947 Dampfmaschinen, welche zusammen die Kraft von 14,766 Pferden ersetzten. 759 darunter waren französischen, 144 fremdländischen Ursprungs; von 44 war derselbe nicht constatirt. Unter den 903 Maschinen, deren Ursprung sich ermittelt war, hatten 336 den niedern, 567 den hohen Druck. Aus diesen Resultaten ergibt sich, daß die Dampfmaschinen in Frankreich reißende Fortschritte machen, sowie sich erweisen läßt, daß die französischen mit allen aus dem Ausland kommenden den Vergleich und die Concurrenz aushalten können.

, Von mehren Seiten her ist die Idee ausgesprochen worden, daß es wünschenswerth wäre, wenn Deutschlands anerkannte Dichter alljährlich eine Zusammenkunft hielten, wie die Naturforscher bereits seit mehren Jahren, wie seit Kurzem die Alterthumsforscher, wie die Musiker bei den großen nationalen Musikfesten. Diese Idee sollte billig für was Besseres als einen schönen Traum angesehen, überlegt und ausgeführt werden! Wie manche Interessen ließen sich bei solchen Zusammenkünften besprechen, welche die Ehre der deutschen Literatur, die Verallgemeinerung der Volksbildung (ohne zu Pfennigsmagazinen, Bilderbibeln und andern dergleichen Geldspekulationen herabsteigen zu müssen), die Sicherung der Schriftsteller gegen Buchhändlerprärogative betreffen, und wobei die Regierungen hülfreich oder wenigstens vermittelnd die Hand zur Erreichung edler und gemeinnütziger Zwecke bieten könnten. Wie viele durch schriftliche Controversen angefachte Leidenschaften würden beschwichtigt, wie viele tüchtige Männer, die sich in ihren Prinzipien schroff gegenüber stehen und befehden, würden, persönlich sich nähernd, den wechselseitigen persönlichen Werth kennen und achten lernend, dahin gebracht werden, von sich selbst mehr oder minder zu abstrahiren und sich dem Ganzen unterzuordnen und einzuflechten. Sind wir denn überhaupt nur um unserer engen Persönlichkeit willen da? O pfui! wer so etwas denkt, der ist nicht werth, daß ihm Gott Talent, Anerkennung, äußere Selbstständigkeit schenkte; — der träume nicht von jener großen und heiligen Emancipation des Geistes, der betrüge sich selbst nicht durch Illusionen von Humanität und dergleichen; er trägt seinen Despoten, seine Schranken, seine Ketten in sich. Nein! laßt uns, Jeder ganz, Alle bloß Einem angehören, — dem Vaterlande, laßt uns nicht beißen und knurren, wie die Hunde, wenn unser Ellenbogen berührt, unser Leichdorn getreten wird; laßt uns nicht, weil das Haus uns noch zu enge ist, das wir als Tempel wünschen — gleich die Stadt in Brand stecken — wie Nero. Laßt uns stark werden und Allen voranleuchten durch Treue und Einigkeit in Einem Gefühl: für die Ehre deutschen Namens, in Einem Streben: für die Geltendmachung desselben, in Einer Begeisterung — für das Wahre, Gute und Schöne. Laßt uns lieber hoffen, statt verzweifeln, lieber schaffen, als fluchen, lieber emporflügeln zu uns und mit uns, was gehoben werden muß, als selbst herabsinken in den Schlamm zum Gemeinen und, was schon tief liegt, mit uns noch tiefer herabziehn; lieber heilen an der Wurzel, als die Bäume, in denen noch Lebenssaft ist, in voreiligem Grimme umsägen. Die Regierungen werden auch die Hand bieten, wenn wir, wie jene Griechen, im Volke leben, schaffen, begeistern, lohnen, strafen. Die literarischen Kräfte sind keine Ziffern mehr; die Gewalt kann mit ihnen nicht mehr spielen, die geistige Qualität ist auch zur Quantität herangewachsen und unbezwinglich geworden, ehe es Jemand merkte. Ebendeßhalb, da es sich um Entgegenkommen von unserer Seite handelt, laßt uns den Zeitpunkt nicht versäumen, in welchem das Heiligste auf Erden, das Vertrauen durch Eintracht, die Eintracht durch Vertrauen kräftiger und edler wirken kann, als alle Censuren, als alle Machtsprüche, als alle Pamphlets, als alle Deklamationen. Laßt uns zum Areopag zusammentreten, alljährlich, auf Bergeshöhen, in den alten Hallen, wo schon einst Sänger tafelten und stritten, wie in jenem langen niedern Saale auf der Wartburg, und dort ein Friedens- und Weihe-Fest begehn, bei welchem die persönliche Leidenschaft, der Partheihaß über Politik verstumme, und die deutsche Kunst als mannbare Göttin unter ihren thatkräftigen Jüngern wandle. — O daß diese flüchtig ausgesprochene, innerlich schon klar ausgebildete Idee Anklang finden, daß in diesen oder in andern deutschen Blättern bald ein Wiederklang schallen möge! Daß auch die Regierungen, das große Ziel der Volksveredlung für ein heiliges erachtend, diese Stimme aus dem Walde beantworten möchten!

D.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 131. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 4. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Die Munterkeit der in dem Innern der Hütten und Lagergassen, so wie um den im Freien aufgefahrenen Artilleriepark, zum Theil beschäftigten, zum Theil sich mit Fechten, Tanzen, Singen erlustigenden Krieger, das Wiehern der an langen Reihen eingeschlagener Kampierpfähle angebundenen Rosse, von denen eins oder das andere, welches sich losgerissen, unter gewaltigem Halloh der nachsetzenden Dragoner wieder eingefangen wurde, — gab, mit den rings herum sichtbaren Spuren des über die Gegend gebrachten Elends, ein seltsames Bild. — So laut es aber auch im Lager herging, so hätte doch Niemand behaupten können, daß es in der Wohnung des Marschalls verhältnißmäßig stiller zugegangen wäre. In dem zu ebener Erde gelegenen Wohnzimmer des ehemaligen Pfarrhauses ging der Oberbefehlshaber sichtlich erzürnt mit großen Schritten auf und ab, und warf nur dann und wann einen Blick auf den Chef des Geniewesens, General Rogniat, der still in einem Lehnstuhl am Fenster saß, oder auf einen Offizier, der, ruhig mit den Augen den Auf- und Abwandelnden verfolgend, unweit der Thüre sich auf seinen Säbel lehnte. So verschieden auch das Äußere des Marschalls und des zuletzt gedachten Offiziers war, so bestand doch unter beiden in so fern eine Art Übereinstimmung, als das des Ersteren im Allgemeinen mehr die Kraft, das des Letzteren aber die Intelligenz des französischen Kriegers auf eine so eigenthümliche als entschiedene Art, — wie sie in dem damaligen Heere hier und da fast stereotyp hervortrat, — darstellte.

Der Marschall war von imposanter Gestalt, kräftiger, doch etwas plumper Form, und der dicke, fest an den Kopf gebundene wohlgepuderte Haarzopf, den er damals trug, die donnernde Rede, wenn er sprach, die Gesten, womit er die gern angewendeten Kraftausdrücke begleitete, zeugten, wenn auch von dem in den Lagern aufgewachsenen, wohlversuchten Krieger, doch ließen sie nicht errathen, daß er, — was indeß wirklich der Fall war, — in seiner Jugend für die Wissenschaften bestimmt gewesen, und etwas in diesen geleistet hatte. In dem Kapitän François Lepelletier, — so hieß nämlich der an der Thüre stehende Offizier, — trat dagegen mehr der wissenschaftlich gebildete Krieger hervor. Die ernste Ruhe auf dem geistreichen, männlichen, wenn auch nicht eben ausgezeichnet schönem Gesicht, die Unbefangenheit, mit der er dem zornig auf- und abschreitenden Marschall zusah, bewies mehr noch, als die Uniform des großen Generalstabs, in die er gekleidet war, daß er gewohnt sei, in der Nähe der Häupter des Heeres zu verweilen, und daß die üble Laune eines derselben auf ihn nicht den Eindruck übe, den sie auf einen seiner, die Linie nie verlassenden Kameraden gemacht haben würde.

„Wir können einpacken, General!" rief Lannes mit zornigem Lachen, indem er Rogniat einen Brief zuschleuderte. „Ich sage Ihnen: wir können einpacken! — In Paris verstehen sie es besser wie wir, auf welche Weise und in wie viel Zeit man Saragossa nehmen kann. — Nachdem Moncey, Mortier und Ju-

net mit einer langen Nase abgezogen sind, meint Se. Hoheit Mr. Berthier, der Herr Majorgeneral, daß ich gerade vier Wochen dazu nöthig habe. — Das hat er so im Boudoir der Frau von St. Vincent ausgerechnet, und seine rothhosigen Adjutanten, die Herren von Lanish, la Croix und wie die Muskadins alle heißen, die ihre Abstammung vom König David oder wohl noch weiter herleiten, haben ihm dabei geholfen. — — Übrigens wundert mich nichts mehr, nichts von allen den Teufeleien!" setzte der Marschall immer erbitterter hinzu, als Regniat den Brief still zusammenfaltete. „Wer hat dem unsäglichen Krieg diese scheußliche Gestalt gegeben, als der Kaiser, indem er seinen Herrn Schwager, den Franconi des Heeres, mit den Stickereien und den Federn, in denen er wie ein tanzender Hund aussieht, nach Madrid schickte und dort am 2ten Mai die Einwohner niedermetzeln ließ? Seit dieser Zeit sind die Metzeleien, die Ermordungen, die Schändlichkeiten aller Art, bei denen wir Menschen und Ehre verlieren, losgegangen, seit dieser Zeit haben Priester und Weiber und Kinder nach Flinte und Messer gegriffen, und vertheidigen jede Lehmhütte wie ein Blockhaus. Hätte er nur diesesmal seinem Rathgeber, den ich sonst nicht leiden kann, Lom, den Sie hinten einen Tritt geben können, ohne daß er sich es vorn merken läßt, — Sie wissen, Regniat, wen ich meine! — hätte er nur diesem gefolgt, wir hätten uns Blut und vielleicht Schande erspart."

„Ich dünke, Schande kann man nicht davon tragen, wo es tapfere Feinde zu überwinden gibt!" sprach Regniat lächelnd. „Wir werden Saragossa nehmen. Kein fester Platz ist unüberwindlich." —

„Das weiß ich mir selbst zu sagen!" rief Lannes heftig. „Ich weiß auch, daß in vier Wochen die dreifarbige Fahne von dem Thurme der Madonna del Pilar weht; aber Lannes ist nicht gewohnt, sich Termine setzen zu lassen. Er will nicht, daß ihm Berthier Offiziere mit der Uhr in der Hand herschickt, um seine größere oder geringere Thätigkeit zu berechnen und zu rapportiren."

„Mein Auftrag," sagte ruhig Kapitän Lepelletier, „lautet blos dahin, sobald Saragossa über ist, Sr. Majestät schleunigste Nachricht zu überbringen; von Berechnungen und Rapporten ward mir nichts gesagt. — Ich bitte Ew. Excellenz, mich bis zur Einnahme bei meiner Waffe, dem Geniekorps, Dienst leisten zu lassen."

„Das lasse ich bleiben!" rief Lannes etwas ruhiger. „Sie werden sich bei meinem Stabe befinden. Ich kenne Sie noch von Ägypten her; bei Acre ward ich auf Sie aufmerksam. Sie waren fast ein Kind noch, aber brav wie ein Mann."

„Dennoch bitte ich, bei meinem Korps —"

„Nein! potz Wetter!" rief der Marschall hitzig. „Sie sind verdammt empfindlich, Mr. Lepelletier! — Ich soll wohl am Ende jedes Wort auf die Goldwage legen? Wie ich gesagt, dabei bleibt es, und zum Zeichen, daß ich nicht denke, daß Sie mich ausspioniren wollen, sollen Sie das Journal der Belagerung führen. Damit Basta! — Ich denke," fuhr der Marschall gelassen fort, „ich denke, Sie sollen uns gute Dienste leisten, Kapitän! Der Krieg, den wir hier führen werden, ist vorzüglich ein unterirdischer, ein Minenkrieg! Wir werden, wie es scheint, Straße für Straße unterwühlen, Haus für Haus in die Luft sprengen müssen. Sie sind Mineur; ein tüchtiger dazu. Ich habe die Vorschläge, die Sie verfaßt, gelesen, und Regniat lobt sie. Morgen gedenke ich Sie in die Festung zu senden. Die Aufforderung, die Sie überbringen, wird zwar eine fruchtlose sein, aber man hat aus einer Art läppischer Prahlerei den letzten Parlementair mit unverbundenen Augen hineingelassen. Ich bedauerte, daß ich Niemand vom Geniekorps geschickt hatte; aber wer hätte sich die Einfalt träumen lassen! Sie, denke ich, werden sich diesmal besser den Weg ansehn, den wir unter der Erde wühlen müssen, um den rechten Fleck auf der Oberfläche zum Tanzen zu bringen; vorausgesetzt nämlich, daß die Dons so einfältig sind, wie das vorige Mal. — Aber sehn Sie doch, Kapitän!" setzte der Marschall sich unterbrechend hinzu, indem er aus dem Fenster blickte. „Ein Mönch, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, in Mitten einer Patrouille? — Gehen Sie hinaus, Mr. Lepelletier; sehn Sie, was es gibt. — Oder besser, lassen Sie den Offizier der Truppe und den Gefangenen hereinkommen." — —

(Forts. folgt.)

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Vielleicht ist gerade hier der schicklichste Ort, von Philipp Veit zu sprechen, dessen Gemälde sich gleichfalls durch eine hohe Vollendung dessen, was daran eigentlich Malerei genannt werden kann, auszeichnen, durch welche die Düsseldorfer Schule auf die Meinung des Publikums einen so günstigen Eindruck hervorbringt, ohne daß bei Veit dieser ernste Eifer, diese unermüdliche Sorgfalt übertrieben angewandt würde, oder bis in's Minutiöse und Unnöthige, wie dies bei den Düsseldorfern manchmal und sogar häufig der Fall ist; — während anderseits die Compositionen Veit's eine strenge, keusche, ächte Classicität athmen, welche, wenn sie auch an ältere klassische Werke erinnert, doch keineswegs als gesuchte und erstrebte Nachahmung derselben erscheint, sondern sich als Produkt einer freien schöpferischen Kraft, einer reifen Überlegung und innern Klarheit, eines Ernstes darstellt, der jedes Extrem zu vermeiden und doch in kein frostiges Juste-Milieu hinein zu gerathen versteht. Wenn die Porträts der bedeutenderen Künstler aus der Düsseldorfer Schule durch Lebendigkeit und Wahrheit, durch jene, sozusagen: saftige, Plastik mit den besten Werken der besten alten Niederländer verglichen werden können, so kann man ohne Übertreibung das Colorit Veit's mit dem vergleichen, welches uns auf den Gemälden der tüchtigen alten italienischen Meister entzückt; was die Compositionen Veit's betrifft, so steht sein Styl zwischen der Erhabenheit des Cornelius und der frommen Grazie Overbeck's in der Mitte; doch kann man sagen, daß er, obgleich durchaus frei und selbstständig, sich mehr dem Lieblichen zuneigt,

ohne demselben übrigens den Charakter aufzuopfern. Dies ist in Kürze unsere Totalansicht über Veit, deren weitläufigere Motivirung der enge Raum dieser Blätter nicht gestattet; wir glauben übrigens, (da wir mit Veit in einer und derselben Stadt leben,) die Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen, daß wir denselben persönlich nicht kennen, daß wir ferner — Dank unserer völlig unabhängigen Stellung — es nicht nöthig haben, irgend Jemand zu Gefallen zu reden oder zu schreiben, und also in der vorstehenden Anerkennung des Künstlers nur das reine Resultat unserer Überzeugung niederlegten. Auf der Kunstausstellung waren von Veit zwei Gemälde aufgestellt, — das eine: die Jungfrau mit dem Jesuskinde, das zweite: die Darbringung im Tempel. Wir wünschen, was wir früher im allgemeinen über Veit aussprachen, speciell namentlich auf Letzteres angewendet zu wissen. Jene Keuschheit, Simplicität und Classicität des Styls offenbart sich auf diesem Bilde sowohl in der Anordnung der Gruppe, als in der Zeichnung und im Colorit der einzelnen Gestalten, an welchen gezeigt ist, wie sich Grazie mit Ausdruck vereinigen lasse. Allerdings wird, was die Färbung betrifft, der über das ganze Bild herrschende bräunliche Ton, beim ersten Anblick manchen befremden, und doch ist wieder nicht zu läugnen, daß derselbe, als nicht blos **gemacht**, sondern als weise **bedacht**, kein unbedeutendes Mittel war, jene mild-ernste Stimmung hervorzubringen, welche über dem ganzen Bilde zauberisch ausgegossen ist. Es ist eines von jenen wenigen Werken, von denen man, je länger man es betrachtet, je stärker angezogen wird, bis sich endlich in der Seele des Beschauers eine gewisse vollkommene Befriedigung, die nicht blos das Resultat einer ästhetischen Analyse ist, herausstellt. Ganz besonders vorzüglich ist Simeon. Minder gelungen in Bezug auf das, was man modellirt nennt, sind die Köpfe der Nebenfiguren, so wie uns auch die Zeichnung der Hände beinahe durchgängig etwas vernachläßigt erscheint. — Der Kuriosität halber wollen wir einen Salto mortale wagen und unmittelbar nach Veit von den Bildern reden, welche aus München eingesandt worden waren, ohne daß sie jedoch (wir bemerken dies natürlich nur für den Laien) der sogenannten Münchner Schule angehören. „**Der Genius bewacht ein schlafendes Kind**“, so hat der Hofmaler **Stieler** in München ein Bild getauft, auf welchem sich ein großer Engel mit zwei Adlerflügeln neben einem kleinen Mädchen befindet, dem ihr's ja nicht glauben müßt, daß es wirklich schlafe; Gott bewahre! Das kokette kleine Ding ist von Papa und Mama so vortrefflich erzogen, daß es sich gewiß nie neben eine Quelle hinlegt, wenn es erst kurz zuvor vom Friseur gekräuselt wurde und ein neues Kleid anbekam. Auf dem benannten Bilde nun ist von oben bis unten alles blos Koketterie und Lüge, die Darstellung der Treue selbst, der Engel, der vermuthlich nichts anders, als eine hübsche Münchnerin ist, die Stellung, die Wangen des Kindes, die Draperie, sogar die Schlange und die Giftpflanze; in Bezug auf letztere hätte sich Mama nur die Ausgabe machen sollen, dem gescheiten Töchterchen ein belehrendes und unterhaltendes Bilderbuch zu kaufen, worin der Unterschied der Giftpflanzen bemerkt ist, und der arme Engel hätte sich dann die Mühe sparen können, sich die schweren Flügel anschnallen zu lassen. Man kann in der Kunst eben so gut wie im Leben nie streng und unerbittlich genug gegen die Lüge sein; dies ist der einzige Grund, weßhalb wir von diesem Bilde Stieler's sprachen, dessen Porträt's wir übrigens dem relativen Werth, der ihnen beigelegt wird, lassen wollen. Von **Hiz** in München war eine Venus im Bade aufgestellt, an welcher zwar nichts erlogen ist, (bis auf den grauen Teint, der eine unreine Haut vermuthen läßt) von welcher jedoch eben so wenig begreiflich wird, warum sie, die gewiß ihr Bier eben so gerne trinkt wie jede andere, just Venus und nicht Nanni heißt, oder Apollonia. Auch finden wir es wirklich sonderbar, daß diese arme Person sich statt in Leinewand — in Gyps trägt; sie muß an diesen Falten fürchterlich schwer zu tragen haben. — Dann ist noch eine andere Person aus München vorhanden, welche ein Ding in der Hand hält, das wie eine Leier aussieht und äußerst poetisch in die Welt hineinguckt. Gemalt ist sie eben so schlecht wie ihre Schwester Apollonia im Bade. Sie sehen beide so kräftig und commun aus, als tränken sie ihren braunen National-Nektar an einem November Abend im Freien; sie heirathen gewiß nicht, weil sie **ihre** Männer bekommen, sondern weil jede an Mann und in ein neues Kleid kömmt. Im Katalog ist der Maler der weiblichen Figur mit der Lyra: **Konrad Hiz**, der der badenden Apollonia: **Eduard Hiz** genannt; wir wissen nicht, ob diese Taufnamen-Verschiedenheit ein Druckfehler ist, aber wir sind überzeugt, daß, wenn es **zwei** Hiz auf Erden gibt, keiner dem andern Schande macht. (Forts. folgt.)

Verjüngungs-Mühle.

O Mühle sonder Gleichen!
O längst erwünschtes Haus!
Da gehn die alten Frauen
Als Mädchen jung heraus!

Dein liebliches Geklapper
Lockt schon das Volk herbei,
Des Jubels ist kein Ende,
Ob solcher Zauberei.

Sogar die ältsten Greise,
Sie kruchen noch heran,
Und Einer unter ihnen
Fängt so zu reden an:

Da seht mir meine Marthe,
Wie jung ist jetzt die Frau!
Noch heut soll auch für Männer
Beginnen solch ein Bau!

Ihr Maurer, Zimmerleute,
Und wer da müßig steht,
Sorgt, daß in dreien Tagen
Auch unsre Mühle geht!

Dann sollt ihr Wunder schauen,
Was ferner sich begiebt;
Ich steh dafür, daß alles
Aufs Neue sich verliebt.

In Kirchen und Kapellen
Wird stündlich dann getraut,
Die Pfarrer, die Decane,
Sind selbst dadurch erbaut.

Sei kurz dann auch die Predigt,
Am Segen fehlt es nicht;
Und selbst die Zeit, die alte,
Verjüngt ihr Angesicht!

J. C. Nänny.

Musik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 31sten, **Norma**. Ueber den totalen Werth oder Unwerth dieser großen Threnodie ist sich bereits sattsam ausgesprochen worden. Zwecklose Analyse verbieten Plan und Raum dieses Blattes. Über den Anachronismus der Herrn Kammer-Sänger des

Frau Norma, in ihren Priestergewändern, mit ihren polirten Blechinstrumenten, mit ihren neuconstruirten Ventil- und Klapphörnern, Ophykliden, Altposaunen ꝛc. ist doch wahrlich gar himmelschreiend. Eben so gut konnte ein Wiener Patentflügel mit englischer Mechanik nachgetragen werden, oder die Herrn Druiden im Harnisch erscheinen, wie jüngst auf einem der kleinen ital. Theater der Fall war. Ist doch die Kritik auch in den Harnisch gejagt worden. Aber Felix Romani war ein Schalk, als er diese lyrische Tragödie (!) schrieb. Er wollte gleichsam dadurch andeuten, daß die Gesänge der gallischen und celtischen Kriegsvölker, für Guitarre arrangirt, ein duodezformatliches Weihnachtscadeau für unsere schönen Dilettantinnen abgeben müssen. Unsere Arions wimmeln davon. Daß gleich vorn herein Reminiscenzen aus Don Juan und andern Opern der neuern Zeit hörbar werden, und der Druiden-Marsch nur eine zarte Abweichung des Siegmar'schen von Gühr zu nennen ist, deutet sehr schlau auf die Jahrtausend anticipirte barbarische Kultur. — Madame Pirscher vom Mannheimer Hoftheater gab als Gast die Titelrolle. Es ist da: schöne Form, angenehme Stimme, deutliche Aussprache, edles Spiel, Bühnengewandtheit. Mad. P. wird in diesen Beziehungen immer eine liebenswürdige Erscheinung sein. Aber es mangelt das, was allenfalls die schönen Formen vergessen machen könnte, inneres schaffendes Leben, Selbstbewußtsein dessen, was ins dramatische Leben treten soll, Energie des Vortrags, die *höhere* Würde. Es ist kaum sinnliche Rührung da, vielweniger Poesie. Die Wirkungen ihrer Leistungen sind nicht drastisch. Grade *diese* Parthie hätte Mad. Pirscher vielleicht nicht wählen sollen.

7.

Buntes.

∴ *Theatralisches Curiosum.* (Schluß.) Actus Secundus. Scena I. Hier wird durch ein neues und extra curieuses Theater eine Mühle vorgestellet. Faust repraesentiret sich samt der Mühlerin an einem Fenster, singet derselben mit Accompagnirung einer Chitara eine Aria von seiner Liebe zu ihrer Belustigung vor, der Mühler, welcher darzu kommet, ersiehet inmitten seiner Schwermüthigkeit den Faust bey seiner Braut, wessentwegen er eilfertig über die Stiegen der Mühle hinauf laufet, Faust aber bey dessen Gewahrwerdung klettert von dem Zimmer nach dem Boden-Fenster, wohin ihme der Mühler auf gleiche Weise verfolget, Faust machet sich von dorten auf das Dach, der Mühler aber klettert ihme auch dahin nach, wessentwegen sich der erste über das Rad der Mühle herunter auf die Erde lasset, darum der Mühler ein gleiches zu thun gedenket, wird selber mitten auf dem Mühl-Rad durch des Faustes Verordnung auf eine sonderbare Art herum gedrahet, in welcher Zeit Faust in die Mühl gehet, und die Mühlerin an der Hand herausführend, nach einem Ballet, welches die Verachtung des Mühlers andeutet, selbe hinweg führet. Nachdeme nun der Mühler von dem still-gestandenen Mühl-Rad herabgestiegen, gedenket er sie einzuholen, wird aber theils von dem überkomenen Schwindel daran verhindert, theils auch von denen aus der Mühl heraus tanzenden Säcken aufgehalten, und so stark umgeben, daß er sich nicht von der Stell bewegen kan, wie er nun diese Säck eröfnet, kommen aus solchen Teufel und Ungeheuer heraus, wordurch er erschrocken, in Ohnmacht fallet, auf diesen Tumult laufen andere Mühlner zu seiner Hülfe herbey, welchen er nach seiner Erholung auf Pantominische Art seinen Zufall erzählet, und begeben sich alle weinend hinweg.

Scena II. Pronomen und Adverbium schlagen sich mit Periodo und Apostrophe wegen ihrer gehabten Begebenheit wacker herum, inzwischen aber sie sich die Köpfe zerzausen, kommet eine Hex, welche sie heisset Ruhe geben, so aber von ihnen mit Verspottung beachtet wird, wessentwegen sie zur Straf ihrer Verachtung, Kraft ihres Stabs, vier Teufel erscheinen lasset, welche die anderen vier an so viele Steine anschmidten. Die Schüller sprechen in ihrer Noht die Hexe um Rettung an, welche ihnen selbe verspricht, soferne einer aus ihnen ihr Mann werden wolle, die anderen, ob diesem Vorschlag erschrocken, weigeren sich dieses einzugehen. Hanns-Wurst, welcher darzu kommet, suchet die Schüller selbsten darzu zu bereden, damit nemlichen er nicht gehalten wäre, sie zu nehmen, nach einigen Disputiren verzaubert die Hexe den Hanns-Wurst in mitten des Theatri, und begibt sich unter vielen Drohungen hinweg.

Scena III. Faust, welcher vernimmt, wie sich seine vier Lehr-Jünger über ihren Zufall beklagen, schlaget mit dem Stab, worauf die andern sich sogleich frei befinden, die Steine aber sich in vier Nymphen verwandeln, welche um sie herum einen Ballet formiren, als sich nun die anderen hierüber annoch verwunderen, fanget es an aus der Luft Flaschen mit Wein, Brat-Würste, Brod, Käß ꝛc. zu regnen. Hanns-Wurst machet sich in der Compagnie lustig mit Essen und Trinken, berauschen sich sammentlich, und scheiden mit unterschiedlichen lächerlichen Gebärden ab.

Scena IV. Faust in einem schwarz-meublirten Zimmer fanget an in sich zu gehen. Mephist. welcher dieses erblicket, suchet denselben auf allerhand Weise hierinnen irre zu machen, und statt dessen eine Unterhaltung zu verschaffen, so ihme aber nicht gelingen will, weilen Faust in seinem gefaßten Entschluß fest zu verharren gedenket, es erscheinet auch eine Teutsche, welche ihre Lieb-Neigungen bey ihme anzubringen gedenket, und durch ihr verliebtes Gesang ihne zur Liebe zu persuadiren suchet, so ihr aber nicht gelinget; hierauf folget eine Französin, so ein gleiches Prob-Stück machet, aber abgewiesen wird; nach dieser eine Florentinerin, so sich ebenfalls umsonst bemühet; sodann eine Venetianerin, welche Faust mit gleicher Standhaftigkeit empfangen; endlichen kommet die Mühlerin, welche ihn durch ihre Anlockungen sie zu lieben beweget, er umarmet dieselbe, und gehet nach einem lustigen Ballet mit ihr ab. Mephist. freuet sich seines Sieges, und es erscheinen zu allen Seiten des Theatri sowol, als aus der Luft Monstra, Hexen, und Geister, welche durch tanzen die Freude und das Vergnügen über den durch des Mephist. Versuchung bestrikten und besiegten Faust bezeigen.

Actus Tertius. Scena I. Hanns-Wurst fliehet vor Colombina, welche ihne mit einem Dolch verfolget, und entweder Liebe, oder Tod zu erwehlen heisset: Hanns-Wurst versaget ihr die Liebe, und weiset sie an den, welcher sie in seiner Gegenwart umarmet habe, Colombina über diese Weigerung entrüstet, will ihme einen Stoß beybringen, wird aber hieran von Angiola verhindert, welche ihr gebietet, seiner zu schonen, soferne er verspreche, ihr bey dem Faust gute Dienste zu leisten. Hanns-Wurst hat schlechte Lust einen Kuppler abzugeben, wird aber von Angiola und Colombina bedrohet, wessentwegen er endlich um sich den Grimm dieser Weibs-Bilder zu entziehen verspricht der Angiola beyzustehen, und die Colombina zu lieben, worauf sich alle nach des Fausts Zimmer verfügen.

Scena II. Faust und die Mühlerin in einem schönen Zimmer schlafen auf zweyen Sesseln. Mephist. bezeiget mehrmalen die Freude seines gelungenen Anschlags, durch Springen und Tanzen. Angiola und Colombina werden von Hanns-Wurst in das Zimmer geführet, deren die erste bey Erblickung des Fausts neben der Mühlerin in Eifersucht gerätet, und ihre Mit-Buhlerin zu ermorden resolviret. Colombina und Hanns-Wurst halten sie zurück. Mephist. aber suchet sie zu persuadiren, und nach einigen Wortwechseln, will Angiola die Mühlerin würklich erstechen, die aber erwacht, und mit grossen Schröcken die Flucht nimmt, die anderen folgen ihr ungesaumet auf den Fuß nach. Faust ermuntert sich mit Verwunderung, die Mühlerin nicht mehr zu sehen, dessen ängstige, aber vergebliche Nachsuchung, beginnet sodann Unruh zu vermerken, und höret ein Gerassel von Ketten, entsetzet sich, und will die Flucht nehmen, das Zimmer aber verwandelt sich augenblicklich in einen höllischen Schlund, mit Ungeheuren, und Gespenstern auf allen Seiten, welche ihn umgeben, Faust hat nach der Music seinen Streit mit denen Teufeln, welche ihn in die Flammen stürzen, und nach dessen Weheklagen, und Verzweiflung über sein unglückseliges End, endet sich zugleich diese sonderbare sehenswürdige Vorstellung.

∴ *Zur Anregung.* Man hat sich jetzt viel mit „Wohlthätigkeitssinn" und „Wohlthätigkeiten". Es gibt aber auch Leute, die sich nichts schenken lassen wollen. Wenn nun diese *Leute* zufällig auch *Männer* sind — Männer, die alle andern Hoffnungen in die Schanze schlugen, um ihr ganzes Leben nur der Kunst, nur dem Volk hinzugeben? Ich denke an jene *Künstler* und *Schriftsteller*, die weder Professoren, noch Beamte, und am allerwenigsten — Millionäre sind. Wer sich sorglos im Staatsdienst hinsetzt und ruhig allmonatlich sein Gehalt bezieht, kennt die jahrelangen Entbehrungen eines deutschen Schriftstellers oder Künstlers nicht, der, von allen andern Rücksichten ungebunden, etwas nutzen, *etwas* werden will, bis er Anerkennung findet! Sind Schriftsteller und Maler schlechter, nutzloser und geringfügiger, als z. B. Schauspieler, die auch nicht mit Pensionen angestellt werden, und doch ihre Pensionsfonds gegründet haben? Ich meine: wahrlich nicht! Aber sie können sich im Alter, in der Krankheit, im Elend getrost hinlegen und verhungern. Kein Fürst, kein Magistrat, kein Volk wird sich um sie bekümmern. Wir *hatten* derlei Fälle schon! — Lasset uns deshalb zusammentreten und aus unsern Opferpfennigen einen Fond zusammenschießen, der wenigstens fürs Erste als *Grundlage* hinreichen kann. Ein Verein zur Unterstützung junger Talente, zu Pensionen für ältere verdiente Schriftsteller und Künstler! Lasset uns nicht bei Andern betteln, um einen solchen Pensionsfond zusammenzubringen, sondern, wenn er erblüht, stolz sagen können: es ist *unser* Werk! — Dies einstweilen zur Anregung! Hoffentlich findet dies Wort Anklang und Widerhall in deutschen Herzen! — Dann soll in diesen Blättern ein näheres Detail des hierüber gefaßten Planes mitgetheilt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 132. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt No 22.

Freitag, 5. Juni.

Jüdische Theologie.

Sahet ihr nie jene greisen Männer, welche in die Häuser der Juden schleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeschnittene Pantoffeln gesteckt? Sie besuchen die Wohnungen Israels als Gesandte der Synagoge, Priester der verlornen Bundeslade, als Rabbinen, das heißt: Meister der Lehre und des Gesetzes. Alle Winkel des Hauses durchspäht ihr lauernder Blick. Sie segnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speise und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth. Ob auch Niemand am Sabbath Feuer mache? Sei es nun, daß der alte Dränger ein Karait ist, und den Spruch der Bibel so erklärt, daß man allerdings am Freitag angezündetes Licht am Samstage noch brauchen dürfe; oder sei es, daß er, strenger als Rabbanide, überhaupt am Feste weder Feuer anzuzünden noch zu brauchen gebietet. Ob sie auch im Übrigen nach dem Willen Jehova's thäten, sich keiner schartigen Messer bedienten, die Reste der abgeschnittenen Nägel hübsch zu einem Scheite Holz legten und es verbrennten, ob sie überhaupt reines Körpers und reines Herzens wären? Und dabei quillt der Mund über von leisem Murmeln, von David'schen Psalmen und Citaten des Talmud, jeder Schritt ist mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man diese gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Gestalt sieht, das unter schwarzen Wimpern versteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, so hat man das schönste Bild der Gottseligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in seiner chaotischen Weisheit nichts von Grundlehren des Glaubens, in dem Gefühl seiner Gesetzesandacht nichts von Mendelsohn's Jerusalem, in der grollenden Erinnerung tausendjähriger Leiden Nichts von Emanzipation, Riesser und kriegerischen Gemälden. Das ist ihm Alles fremd. Er ist fromm wie Enak und murmelt seinen Talmud.

Das ist die eigentliche jüdische Theologie. Ein kindliches Wissen um zahllose Satzungen, etwas dialektische Polemik gegen die verschiedenen Sekten innerhalb des Judenthums selbst, ohne Invektiven gegen das Christenthum; denn getilgt sind alle die Stellen des Talmud, wo an Jesus von Nazareth im wörtlichen Sinne die Engel des Himmels ihre Nothdurft verrichten; endlich eine erhabene Tugendhaftigkeit, — mehr bedarf es nicht, um ein würdiger Nachfolger der Söhne Aarons zu sein. Wie hat sich aber alles verändert! Wie großartig sind die Revolutionen, welche auch das Judenthum ergriffen haben! Mir liegt das erste Heft einer neuen w i s s e n s c h a f t l i c h e n Z e i t s c h r i f t f ü r d i e j ü d i s c h e T h e o l o g i e vor Augen; wie viel gibt der Ideenkreis, in welchem sich hier gründliche Gelehrte und begeisterte Freunde ihres Glaubens bewegen, nicht zu denken!

Das Judenthum konnte bei der Aufklärung des

achtzehnten Jahrhunderts eine erste Rolle spielen; denn sein Kern und ganzer Inhalt war nichts mehr, als was der Deismus als eine neue Entdeckung ansprach. Das Judenthum hatte nie eine Dogmatik und wenn es eine hatte, so faßten die Begriffe Gott, Tugend und Unsterblichkeit Alles zusammen, was die letzten Gründe für zweifelhafte und nur mit Unwillen beobachtete Ceremonien abgab. Mendelssohn und Salomon Maimon konnten schneller zu Kant's Kritik der reinen Vernunft übergehen, als Teller und Nerus. Sie hatten der Quantität nach vielleicht mehr abzuschütteln, als das Christenthum; aber sie konnten es leichter thun; denn sie waren frei von symbolischen Büchern, frei von einer Lehre, welche die besondre Miene besondrer Offenbarung annimmt, frei selbst von einer Reformation, die, so viel sie Veraltetes abschaffte, doch dasjenige, was sie ließ, nur um so verbindlicher machte. Mit Mendelssohn und Maimon beginnt der jüdische Deismus, die Aufklärung unter den Juden, eine Gesinnesänderung ohne harte Gewissensbisse. Aber was geschah, geschehend noch im Interesse der isolirten philosophischen Spekulation, im Interesse der Dachstube eines Denkers! Es war nur noch Theorie. Der Pariser Sanhedrin im Jahre 1807 kann als Schlußstein dieser Revision der jüdischen Offenbarung angesehen werden.

Nun weiß ich nicht, was die spätern Zeiten anlangt, ob es aus innerer Verwandtschaft geschehen ist oder nur eine zufällige äußerliche Erscheinung war, daß zwei charakteristische Richtungen des christlichen Rationalismus sich dem jüdischen in Deutschland mitgetheilt haben. Ich rede von einer schönen und einer mißfälligen Seite. Die schöne ist jener Enthusiasmus der Vernunftgläubigen, der ein poetisches Kolorit hat, die Freudigkeit an ihren Entdeckungen, und wirklich eine Schwärmerei, die sich in ihr verkürztes Christenthum ganz vergräbt. Wir wissen Alle, daß dieser edle christliche Rationalismus in Deutschland eine Erhebung des Gottesdienstes bewirkt hat, daß sich mit ihm der liturgische Schlendrian verlor und auf Predigt, Gesang, gemüthliche Ceremonie viel Schmelz und Andacht verwandt wurde. Daher stammen auch bei den Juden diese rationalistischen Schwärmereien des Predigerthums, die Ausbildung zum Lehramte, die Reform der Synagoge, der religiöse Unterricht der Jugend, der mit Confirmation, ja sogar mit Confirmation des weiblichen Geschlechtes endigte. Dieser Enthusiasmus ist das Positive in einem Systeme der Verneinung, ja man kann sagen, das wahrhaft Großartige und Schöpferische in der modernen Entwickelung des Judenthums. Sogar das stylistische Entzücken kömmt auf Rechnung dieser Freude. Man überzeuge sich in der neuen in Rede stehenden Zeitschrift, mit welcher oft komischen Süßigkeit sich die Theologen über einen Glauben aussprechen, den sie nicht verändert, sondern jetzt erst recht verstanden zu haben glauben!

Das Extrem liegt nahe: die Unduldsamkeit. Wegscheiders Dogmatik ist so intolerant, wie die des Professor Hahn. Sie lieben ihre Entdeckungen so sehr, daß sie die Zeit nicht erwarten können, sie verbindlich zu machen. Was eilt ihr, jüdische Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik gesichtete Lehre schon zur Dogmatik umzugestalten? Warum so schnell mit dem Systeme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zustande der Dinge, wo hier ein Satz, dort einer in tausend Stücken liegt? Schiebt euern Scharfsinn noch eine Weile auf, bis die Discussion über die fraglichen Gegenstände lebhafter wird, und man über das, was sich glauben läßt, ein wenig einverstanden ist! Es wäre zu beklagen, wenn die neue Zeitschrift einen mehr dogmatischen, als historischen Charakter bekäme, oder sie gar ihre Absicht, Katheder für diese jüdische Theologie, durchsetzte. Den Freigeist schauert es, wenn er von Kathedern hört.

Ein zu früher Schluß der Akten ist um so gefährlicher, da die neue jüdische Theologie selbst in der Gemeinde ihres Glaubens so vereinzelt steht, und abgesehen von dem Widerspruch der Orthodoxie, bei der es nur auf das Aussterben ankömmt, nicht einmal von den Juden so eifrig unterstützt wird. Nämlich die politischen Kämpfe des Judenthums müssen billigerweise das religiöse Interesse absorbiren; sie verlangen, daß man über den Jehovaglauben einen Schleier werfe, damit keine Christenseele, wo sie ihre Stimme über die Emanzipation abgeben soll, gestört werde. Die Emanzipationsringer verlangen, daß sich der Judengott immerhin einmal vor dem Christengotte verstecken möge, ja sogar ihm seine Aufwartung mache, und sich nach seinem Befinden erkundige. Ein Ärgerniß für die Theologie! Die Theologie verdammt eine vortreffliche Taktik, welche sie Indifferentismus nennt, sie verkehrt ihre Maßregeln als Conzessionen an das Christenthum und beruft sich unvorsichtiger Weise auf die untern Volksklassen bei den Juden, die sich eine Verbindung der Emanzipation mit Jehova gar nicht denken können. Wir hoffen, ihr jungen rationalistischen Schwärmer, begeht keine Thorheiten und unterlaßt es, euch als eine Corporation zu konstituiren! Die Klage, daß die Zeit nur einreißen wolle, klingt in einem revolutionären Munde sonderbar. Eurer dogmatischen Lehrbücher bedarf der Jude vorerst nicht; zunächst will er frei sein. Unser jetziges Zeitalter ist ein politisches und wer weiß, ob sich in Zukunft so schnell erobern läßt, was jetzt versäumt wird!

Überhaupt muß ich noch etwas hinzufügen, das man mir nicht als Christen, sondern als Denker anrechnen mag! Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung ist das Judenthum ein morscher, zerfallener Rest, die gesunkenste und zeitwidrigste aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr ist. Es war für ein Land, für einen

Erdtheil berechnet, aus dem seine Bekenner herausgerissen sind. Das Judenthum hörte schon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es ist alter Wust. Das Judenthum ist eine Polterkammer, welche wie eine Religion aussieht. Dagegen als Religion der Natur ist dies Judenthum ein Glaube, der Verheißung hat. Der Messias, welcher im Judenthume als Offenbarungsreligion geweissagt ist, ist wahrlich erschienen! Der Messias aber, der im Judenthume als Naturreligion liegt, ist noch nicht da; aber der wird es sein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, diesen anthropomorphistischen Jehova, dessen Namen ihr nicht aussprechen dürft, und bereitet euch vor, auf die große universelle Weltreligion, deren Taufe und Beschneidung im Handschlage liegen, deren Symbol also lauten wird: Thuet recht und scheuet Niemand!

---

67) Stanzen auf Stanzen. Wider Herrn Albert Knapp, die Verdammung Göthe's betreffend, v. Chr. Wurm. Nürnberg, Schrag. 1835.

Ungerecht aber wollen wir gegen Niemanden sein. Es gehen, was die geistlichen Sänger belangt, wohl ihrer hundert auf ein Dutzend guter Dichter; doch spricht sich in Albert Knapp's Poesien etwas aus, das dem Gemüthe wohl thut. Ich sage dies nicht, um mir ein Hinterpförtchen in den Himmel offen zu lassen; denn umgehen läßt sich's nicht, daß das Ergreifende in dem Verdammungsgedicht auf Göthe eben die unbeschreiblich naive und rührende Irrthümlichkeit ist, diese sanfte, weiche Thorheit, diese poetische Unvernünftigkeit. Aber das Urtheil ist empfunden: es ist Wahrheit in all den schönen Versen, die Herrn Albert Knapp viel zu gut gelingen, als daß sein geschraubterer Gegner hier von Gesellen und Pfuschern reden darf. Kann die Naivetät weiter gehen, als wenn sie Göthen zum Vorwurf macht, daß er Christus nie besungen habe, und zwar jenen prekären Christus, der als der Logos Demiurgos die Alpen errichtet hat und der Sonne ihre Flammen gibt, wie der Herausgeber der Christoterpe glaubt? Hier ist die Naivetät so weit hinaus über alle Gränzen der Zurechnungsfähigkeit, daß man lächelt und die wunderlichen Irrthümer christverliebter Seelen bewundert, jedenfalls aber schweigt, wenn man, wie Hr. Chr. Wurm, nicht mit gleich guten Versen entgegnen kann. Charakteristisch für den Widerpart ist noch, daß er sich, um Göthe's unbezweifelte Vortrefflichkeit darzuthun, auf „seinen König" beruft, der von dem großen Meister selber sich gebeugt habe, nämlich auf Ludwig I. von Bayern. Hoffentlich hat Herr Wurm hier nur an den Dichter Ludwig gedacht.

---

68) Phantasiestücke von Jüles Janin. Uebersetzt von Alfred v. Böge. Quedlinburg, Basse. 1835.

Wie in in aller Welt verliert sich unter diese Sammlung Honestus, Börne's tiefsinnige, aber etwas allegorisch-kalte Apologie des Lasters? Hat sich Janin, getrieben von der Industrie der Pariser Buchhändler, ein Plagiat erlaubt? Dies ist nicht denkbar, der heutigen Weltliteratur gegenüber, und noch weniger denkbar, weil Janin gar kein Deutsch versteht. Oder lieferte Janin seinen Namen zu einer fremden Übersetzung? Dies wäre nicht weniger Diebstahl. Oder setzte er Börne's Namen her und ein gewinnsüchtiger Verleger strich den deutschen Verfasser? Sehet da eine Frage der Kritik, einen Beweis, daß auch die moderne Literatur ihre Philologie, ihre „begrabenen Stellen", ihre Schwierigkeiten hat. Nur von Herrn Alfred von Böge ist es stark, aus dem Französischen eine klassische Pièce zu übersetzen, welche unserer Literatur angehört und so bekannt ist, wie ein Spruch aus dem Katechismus oder ein Satz aus den Elementen des Euklid.

Die übrigen Stücke gehören Jüles Janin. Das ist unverkennbar. Dieselbe Munterkeit, Naivetät, Geschwätzigkeit, wie immer. Selten ein Stoff, eine Erfindung, die dem Autor Mühe gekostet hätte; aber die Ausführung immer interessant, Alles charakteristisch, jedes Wort schön; nämlich schön durch seine Natürlichkeit. Dieser Autor schreibt nicht mit drei Fingern, wie es herkömmlich ist, sondern mit allen, mit beiden Händen, mit dem Fuße, jedes Glied ist in Bewegung und extemporirt. Janin ist versöhnend, vermittelnd, er kann kein Blut sehen, das Gräßliche, mit dem er begann in seiner Laufbahn, war er unvermögend fortzusetzen. Janin ist eine ganz ländliche, idyllische Natur, obschon in Ton und Haltung Pariser von der neuesten Mode; er trägt sein Veilchen im schwarzen Frack, wie Heine, aber ohne Koketterie, ohne die Leute damit ärgern zu wollen, sondern um sie zu erfreuen, um sie besser und glücklicher zu machen. Janin hat eine glänzende Mission in der französischen Literatur: der Politik, dem Salon, der Börse gegenüber, vertritt er die Rechte der Nachtigall; er besitzt den Muth, im Boudoir einer geistreichen und patronisirenden Dame von den kleinen Fensterscheiben der Dorfhütten, vom Blöken der Kühe und der Wonne des Abendläutens zu sprechen. Er nennt die Campagne oft langweilig, er bespöttelt ihren Geruch und ihre Molkenkuren; aber er vertheidigt sie, dem nüchternen Pflastertritt von Paris gegenüber.

Janin leidet an einer fixen Idee: — das achtzehnte Jahrhundert. Janin herzt und küßt dies achtzehnte Jahrhundert, dies Zeitalter Ludwigs XIV. und der Regentschaft mit seinen Frisuren und Schönpfläſterchen, mit seinen hohen Absätzen, mit seinen decenten, menuettirenden Leidenschaften und seinen anständigen Schriftstellerinnen. Janin hat darin Ähnlichkeit mit Herrn von

Sternberg, der Euch die Zerrissenen und Lessing geschrieben hat. Denn man sagt von beiden, daß sie über die Abschaffung des Puders weinen können.

---

69) **Gedichte eines Materialisten.** Meissen, Goedsche. 1835.

Der Verfasser dieser Gedichte sagt es selbst, daß er sich zu Byron wie eine Auster verhalte. Wir wissen nicht, ob darin Bescheidenheit liegen soll oder eine Andeutung des Materialistischen, das wenigstens im philosophischen Sinne diese Sammlung nicht aufzuweisen hat. Schlechte Reime, gewöhnliche Gedanken, alles vereinigt sich, dem Verfasser einen bedeutenden Rang unter unsern unbedeutendsten Dichtern anzuweisen. Das beste Kennzeichen guter oder schlechter Gedichte pflegt ihre Compositionsfähigkeit zu sein, so aber, daß sie in diesem Falle entweder außerordentlich gut sind, oder unter aller Kritik schlecht. Das Letztre gilt von diesen Gedichten, die sich alle gut componiren lassen. Sie reißen aber nicht den Componisten zu sich herauf, sondern sie scheinen so schnell hingeworfen zu sein, wie man zu irgend einem musikalischen Gedudel wohl schnell einige Reime erfindet. Und so glaub' ich denn, daß diese Gedichte eines Materialisten in der That die Erstlingserzeugnisse irgend eines hoffnungsvollen Gewürzkrämers sind.

---

70) **Auserlesene, ächte Volksgesänge** der verschiedensten Völker, mit Urtexten und deutscher Uebersetzung, gesammelt in Verbindung mit A. W. von **Zuccalmaglio**, herausgegeben von C. **Baumstark**. Darmstadt, Pabst. 1835.

Zwei Lieferungen dieser Sammlung liegen vor und geben die Gewähr, daß die folgenden, welche monatlich erscheinen sollen, eine geschmackvolle und gründliche Auswahl aus dem großen Schatze der Volksmelodien bringen werden. Alle Nationen sind hier durch Gesänge in ihren innersten Eigenthümlichkeiten repräsentirt; kein Gesang, der nicht unverkennbar das Gepräge des Volkes trüge, in dessen Mund er lebt. Die interessantesten Gesänge werden immer die sein, welche auf historische Veranlassung entstanden sind, aus alter und neuer Zeit. So würden wir es mit Dank annehmen, wenn die folgenden Hefte z. B. aus Spanien die ächten Melodien der Riego'schen Hymne, des Tragala und des Palafox brächten. Sollte den Herausgebern nicht auch eine Melodie zu dem hübschen von Schlegel übersetzten und in der spanischen Literatur oft citirten Liede: madre, madre mia, guardas me ponnis bekannt geworden sein? Auch Hubers Skizzen, Bd. 1, liefern einen artigen Text. Von französischen Volksliedern geben schon diese Hefte zwei der bekanntesten, die Gabrielle und den Abschied der Maria Stuart. Zu ihnen wird sich noch Henri quatre gesellen müssen, ein zwar wenig anziehendes Lirumlarum, das aber in der Restauration merkwürdig wurde durch die Bestrebungen der Bourbons, es populär zu machen. Vom Marlborough schweigen wir; aber den bourgeois de Chartres aus den Zeiten der Regentschaft werden die Herausgeber nicht vergessen? Diese Melodie ist deßhalb so hervorzuheben, weil man vor der französischen Revolution die meisten Gassenhauer, die auf die Regierung gemacht wurden, nach ihr zu singen pflegte. Die Revolutionslieder sind bekannt; doch darf der Chant de départ von André Chenier nicht fehlen; ebensowenig das Volkslied der Kaiserherrschaft, das François de Neufchateau gedichtet hatte: Veillons au salut de l'empire, zu geschweigen des on peut on être mieux, das sich Napoleon, um seinen Franzosen zu schmeicheln, täglich von der Garde vorspielen ließ. Endlich, die englische Literatur in diesem Fache anlangend, sehnen wir uns nach dem Matrosenliede Hearts of oak, nach alten schottischen Weisen, auf welche Burns neue Texte machte, z. B. wie auf den Robert Bruce: Scots, who have for Wallaces bleed; besonders aber nach den Liedern aus der Prätendentenzeit, nach dem Chevalier oder dem Liede auf die drei Ritter St. Georg, die in schmelzenden B moll-Tönen an und für sich schon wie verlorne Schlachten klingen. Möchten die Herausgeber diese Bitten annehmen, als Beweis, wie sehr sich ein Herz, das die Welt und die Völker liebt, für ihr vortreffliches Unternehmen interessirt!

---

71) **Vernunft gegen Aberglauben.** Von Georg **Pflüger**. Hanau, Kittsteiner. 1835.

Eine Streitschrift gegen den jetzt auch in Kurhessen aufwuchernden Pietismus. Es scheint, als sollten die verschollenen Kämpfe zwischen Rationalismus und Supernaturalismus noch einmal unter lokalen Beziehungen wieder aufgenommen werden.

Journalistik.

Die **Englische Bibliothek** von **K. v. Kreling** empfehlen wir um so bereitwilliger, da viele Journale sich von ihrem Inhalte ernähren, ohne die Tafel auch nur zu nennen, von der sich so kostbare Bissen umsonst wegstehlen lassen. Herr von Kreling ist ein Anglomane, der seine Sympathie wenigstens von Nutzen sein läßt. Aus den englischen Keepsakes und Annals übersetzen ist weit ersprießlicher für die Menschheit als in Kaffeehäusern den Hut aufbehalten und bei Tisch mit dem Zahnstocher das Gaumenfleisch reinigen. Die Anglomanie des Hr. v. Kreling verdient die lebhafteste Anerkennung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 133. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 6. Juni.

In das Album einer Dichterin.

Ein Lebewohl noch, und dann Trennung,
Es rauscht der Zeiten Flügelschlag;
Wie freundlich lieb war die Erkennung,
Wie schmerzlich ist der Scheidetag!

O Freundin! zürne nicht der Nornen,
Am Riesenbaume Welt und Zeit.
Die Gegenwart kränzt sich mit Dornen,
Mit Rosen die Vergangenheit.

Für uns, für uns, wie sind wir glücklich,
Erblüht noch ein gelobtes Land,
Zu Paradiesen augenblicklich
Entführt uns eines Engels Hand.

Du kennst das Kanaan, das Eden,
Dahin das Herz sich flüchten muß,
Du kennst ihn, ich will von ihm reden,
Den Paradiesesgenius.

Laß Leiden drücken, Zähren fließen,
Dir gab der Himmel reich Ersatz.
Dir winkt zu freudigem Genießen
Des innern Reichthums Zauberschatz.

Das aber ist die Macht des Schönen,
Daß Herzen es zu Herzen zieht,
Und mit verwandten Seelentönen
Mit Hochgefühlen sie durchglüht.

Süß lockend sind des Ruhmes Kronen
Im Glanze goldnen Sonnenblicks,
Doch jene, die im Schatten wohnen
Erfreuen oft sich reinern Glücks.

Und ob wir nicht die Klarheit schauen
Im innern Tempelheiligthum:
Treu sein, im Glauben und Vertrauen,
Das ist des Herzens schöner Ruhm.

Laß mich die frohen Stunden segnen,
Die deine Freundlichkeit mir bot,
Und wenn wir drüben uns begegnen,
Den Bruderkuß im Morgenroth!

Ludwig Bechstein.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann ging hinaus und kam in wenig Augenblicken, begleitet von einem Infanterieoffizier und dem Mönche, dessen Fesseln man inzwischen gelöst hatte, wieder herein. Die Augen der Anwesenden fielen auf den letztern. Er war ein Jüngling, kaum einige zwanzig Jahre alt. Die auffallenden Züge seines magern Antlitzes färbte eine flüchtige krankhafte Röthe. Wie es schien, war die Gesundheit seines ohnehin schwächlich gebauten Körpers durch Nachtwachen, Fasten, oder heftige Leidenschaften, vollends aufgerieben worden. Bei alledem erglänzte das matte, düstern Fanatismus blickende Auge, wie von dem Bewußtsein innerer Kraft gestählt, als es auf den Marschall und dessen kriegerische Umgebung fiel, in stolzer, fast siegbewußter Ruhe. Da er die Hände über die Brust gefaltet trug, so fielen die weiten Ärmel der braunen Kutte bis auf die Ellenbogen zurück, und ließen ein Paar magre, von dem Stricke, womit sie gebunden gewesen, blutig geriebene Arme sehen.

„Wer seid Ihr und woher kommt Ihr?“ brauste der Marschall dem Mönche entgegen.

„Ich heiße Pedro de la Muga, bin vom Orden der unbeschuheten Franziskaner, komme von Santan-

der und war auf dem Wege nach meinem Kloster in Saragossa," erwiederte mit schwacher Stimme der Mönch.

„In die belagerte Festung?" rief der Marschall. „Ein Spion also! — Wo ward er aufgegriffen?" fragte er den begleitenden Offizier.

„Wir machten eine Patrouille," rapportirte dieser; „wir fanden einen Sergeanten vom zwölften Regiment, durch einen Schuß in den Rücken getroffen, ermordet auf der Heerstraße liegen. Die That mußte erst vor wenig Augenblicken vollführt worden sein; denn der Leichnam war noch nicht erkaltet, und das Blut floß aus den Wunden. Kaum zweihundert Schritte davon trafen wir diesen Mönch. Er behauptete, keinen Schuß fallen gehört zu haben, und sprach verwirrt; wir sahen ihm auf das Innere der Hände, da wir keine Waffen bei ihm fanden, — sie waren beide mit Pulver geschwärzt."

„Hängt ihn auf, den Hund! — Hängt ihn an den Strick, den er um den Leib trägt!" tobte der Marschall. „Kapitän Lepelletier! lassen Sie den Mörder dort an den Baumstummel, meinem Fenster gegenüber, aufknüpfen!" —

Obgleich der Marschall französisch gesprochen hatte, so schien ihn der Gefangene dennoch verstanden zu haben.

„Wenn ich ohne Gehör ermordet werden soll," sagte er mit grausiger Ruhe, „so bitte ich, daß man wenigstens jenen Baum nicht zum Werkzeuge meines Todes mache; es ist ein Ölbaum; der einzige übrige Zweig desselben ist nicht im Stande, mich zu tragen, man würde mich unnütz martern." —

Die eisige Kälte des noch so jungen Mannes, in so furchtbarer Situation, schien dem Marschall einen Augenblick zu imponiren, bald aber trat die vorige Heftigkeit wieder ein.

„Wohlan, Mr. Lepelletier!" sagte er; „lassen Sie ihn hinter die Fronte des Lagers führen und erschießen. — Sie bemerken in dem Journal, daß ein Mönch erschossen worden, weil er des Mordes eines Sergeanten vom zwölften Regiment überführt worden."

„Das ist er wohl eigentlich nicht!" bemerkte Rogniat; „er ist es blos in Bezug des Spionirens."

„Verzeihen Sie, mein General!" sagte Lepelletier lebhaft. „Bewiesen ist bis jetzt noch nichts, als — daß er schwarze Hände hat." — —

Der Marschall warf einen scharfen Blick auf den Kapitän, dann, einen Augenblick nachdenkend, forderte er den Gefangenen auf, zu erklären, welchen Weg er genommen, und wie es möglich gewesen, daß er den, in so kurzer Entfernung von dem Orte, wo er ergriffen worden, begangenen Mord nicht bemerkt, und der nahenden Patrouille Mittheilungen gemacht habe.

Die Anfangs schwache und gebrochene Stimme des Gefangenen schien zuerst dem Ausdrucke seiner Empfindungen nicht folgen zu können, bald aber wurden seine Worte deutlicher, und seine geistige Kraft schien über die Schwäche des Leibes zu siegen. In natürlicher Beredsamkeit, die ihm zu Gebote zu stehen schien, schwang sich seine Rede zu einer Art roher Erhabenheit auf, als er darauf zu sprechen kam, wie ein innerer mächtiger Trieb ihn, der sich auf einer Reise befunden, angefeuert, nach den heiligen Mauern, wo seine Brüder, um Abwendung der Trübsal betend, Tag und Nacht auf den Knieen lägen, zurückzukehren. Mit rührenden Zügen schilderte er die Drangsale der spanischen Kirche. Er verglich diese mit Hagar, die ihres Kindes hinschmachtendes Leben in der wasserlosen Wüste bewachte, und dort des rettenden Engels harrte. — Je länger der Gefangene sprach, desto feierlicher war seine Rede, desto erhabener die Bilder, die er gebrauchte. Wie es schien, hatte er im Laufe derselben gänzlich die furchtbare Situation vergessen, in der er sich befand. Er sagte nichts mehr sich zu entschuldigen, sich zu retten; er gedachte nur der Leiden seines Volkes, des Joches, unter dem es seufzte, der Verfolgungen, denen es erläge. — Mit kurzen Worten, gleichsam nur beiläufig, bemerkte er endlich den Umstand, der ihn des angeschuldigten Mordes verdächtig machte. Er habe, sagte er, mit aller Anstrengung seiner Kräfte die Reise von Santander nach Saragossa gemacht, und in der letzten Nacht, um der Winterkälte, die ihn in den Gebirgen zu übermannen gedroht, auszuweichen, zur Seite eines Kohlenmeilers, der noch im Brande gewesen, einige Stunden ausgeruht. Daß diese Lagerstätte die unglücklichen Spuren, die man zu seinem Verderben interpretire, an seinen Händen und Kleidern zurückgelassen, habe er nicht eher bemerkt, als bis die, die ihn gefangen genommen, darauf aufmerksam geworden. „Verdient dies," — so schloß er endlich, und seine Rede war von der feierlichen Wirkung, wie solche die Strahlen der Sonne machen, wenn sie durch die dunkeln Fenster einer Grabeskapelle zucken, — „verdient dies den Tod? Wohlan, so nehmt ihn hin, diesen elenden Leib, gebt ihn den Geiern, die über der Straße kreisen, die ihr genommen und mit Leichen bezeichnet habt, gebt ihn den Hunden zur Beute, die heulend im Blachfelde umherirren, und deren Herren ihr erwürgtet. Aber bedenket, daß die dorrenden Gebeine der Märtyrer, die ihr am Wege geschlachtet habet, das Blut, das ihr vergossen habet wie Wasserbäche, die Gebete derer, die den Felsen zum Altar machen, und sich in Höhlen und Wäldern verbergen vor dem Schwerte des Drängers, daß, sage ich, alles dieses gesehen wird von einem nie schlummernden Auge, gehört wird von einem nimmer verschlossenen Ohre. Und so, wie ihr uns thuet, wird man euch thun, wie ihr mich richtet, wird man euch richten. O daß ich tausend Leben hätte, ich wollte sie alle unserer heiligen Sache opfern, und der Hoffnung des Tages der Vergeltung! — Hier stehe ich!" sprach er zuletzt erschöpft von der Glut der Begeisterung, die er in sich entzündet hatte. „Nehmt

mich hin! überliefert mich euren Henkern! — Das Schlimmste, was mich treffen kann, ist ein blutiger, aber glorreicher Weg zum Himmel.“ — — —

Eine Stille von mehreren Minuten trat ein, als der Mönch seine Rede geendet hatte. Der Marschall schritt nachdenkend im Zimmer auf und ab. Die Rede des Gefangenen schien ihn ergriffen zu haben.

„Kapitän Lepelletier!“ rief er endlich, und sagte diesem darauf einige leise Worte in's Ohr.

„Ihr bestreitet,“ sagte Lannes nach einer Weile zu dem Mönche, „daß Ihr den Mord, dessen man Euch beschuldigt, begangen habt, und es ist möglich, daß Ihr unschuldig seid. Dieses vorausgesetzt, bleibt nur noch der Verdacht des Spionirens. Zum Beweise, daß ich dieses verachte, werde ich Euch in Freiheit setzen, und bis zum Thore von Saragossa bringen lassen.“

Der Gefangene hörte die Rede des Marschalls mit gänzlicher Theilnahmlosigkeit und auf eine Weise an, als ob solche einen ganz unbedeutenden, ihm gänzlich fremden Gegenstand berühre.

„Ich hoffe,“ setzte Lannes, dies mißfällig bemerkend, hinzu, „ich hoffe, Ihr werdet meine Milde zu schätzen wissen, und die unverdiente Begnadigung dadurch zu vergelten suchen, daß Ihr, so viel Ihr könnt, dazu beitragt, die Gräuel dieses Krieges zu mildern, die Unthaten, die sich Eure Brüder erlauben, vergessen zu machen.“

„Fühlt Ihr den Dorn in der Sohle Eures Fußes!“ rief mit höhnischem Lächeln der Mönch. — „Der Becher, den Ihr mit Blut gefüllt, muß ausgetrunken werden, bis auf den Schaum, der an dem Rande des Gefäßes haftet.“

„Fort mit dem Fanatiker, ehe mich meine Milde reuet!“ rief Lannes zornig. „Fluch über dies Gesindel! — Ein Strick und ein fliegender Knoten daran, sodann ein tüchtiger Baumast, das ist die beste Weise, mit ihm zu verkehren.“

Lepelletier eilte, den Gefangenen fortzuschaffen, um nicht befürchten zu müssen, daß dem Oberbefehlshaber die bewiesene Milde reue. Er übergab ihn einem Kommando, das ihn nach den Vorposten zu geleiten hatte, und trat sodann wieder in das Zimmer des Marschalls.

„Wie der Mensch dastand, mit dem blassen Gesicht, dem blutrünstigen Arme, dem gerötheten Auge!“ rief der letztere. „Sah er nicht aus, wie ein ägyptischer Santon? — Und unschuldig an dem Morde des Sergeanten ist er gewiß. Meinen Sie dies nicht auch, Rogniat? — Leute dieser Art begnügen sich nicht, hinter einem Strauche hervor dem Einzelnen in den Rücken zu schießen; so etwas scheint ihnen nur eine halbe That. Er war gewiß unschuldig. — Und dennoch,“ fuhr der Marschall verdrüßlich fort, „dennoch hätte ich ihn erschießen lassen sollen! — Glauben Sie, daß er mir Dank weiß für seine Begnadigung? Er haßt mich, weil ich ihm, wie er meint, die Krone des Märtyrers geraubt habe. Wehe dem Franzosen, der in seine Hände fällt! — Gewiß, ich hätte ihn erschießen lassen sollen!“ — — — (Forts. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

Von Ed. Kolloff.

Wer einmal in seinem Leben veranlaßt worden, nach Paris zu reisen, wird nicht leicht den Eindruck vergessen, den diese große und merkwürdige Stadt auf ihn hervorgebracht, und das Schauspiel, welches dort sich seinen erstaunten Blicken aufgerollt. Der Ruf der französischen Hauptstadt ist in Deutschland fest und altbegründet; jeder von uns, der nicht zufällig seine ganze Bildung einem deutschen Professor verdankt, der blos ebräisch, persisch, arabisch, Sanskrit und Prakrit lesen kann und nur in Persien und im Zeitalter Alexander des Großen zu Hause ist, hatte gewiß einen vertrauten Bekannten und Lieblingsspielplatz in Paris, mit und auf dem seine Phantasie sich ungestört unterhielt und belustigte. Derjenige aber, welcher diese schöne Stadt selbst besucht hat, pflegt auf der Tenne des hiesigen öffentlichen und geselligen Lebens eine mehr oder minder reiche Ährenlese zu halten und die einzelnen gesammelten Halme in eine Garbe zu binden, um sie über dem Kamin in der Heimath als ein sinniges Angedenken aufzustellen. Diesem Brauche folgend, will ich, was sich hier meinen Augen, meinem Geiste aufgedrängt und eingeprägt, getreulich niederschreiben, ehe es meiner Erinnerung entschwindet; ich will davon einzelne Gemälde entwerfen, die, wenn sie auch in Ermangelung einer lebendigern Farbengebung nicht hinreichen, das Urbild in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und Fülle täuschend ähnlich wiederzugeben, doch wenigstens dem, der Paris nur aus gedruckten Beschreibungen und mündlichen Berichten kennt, manche neue Einzelnheiten des wirklichen veranschaulichen, und dem, der die Hauptstadt Frankreichs in Natur gesehen hat, manches Alte und Bekannte in dem schlummernden Andenken neu erwecken und beleben mögen. —

1. Die vornehme Welt.

[illegible]

Es ist schwer, eine allgemeine Charakterzeichnung der haute société in Paris zu geben, — wer mag die tausendfältig schillernden Farben auf den ausgespannten Flügeln eines brasilianischen Schmetterlings beschreiben? Die vornehme Welt ist hier wie überall fein und abgeschliffen, und eben weil sie in unseren Tagen so nebelhaft und düstelnd geworden, darum ist auch ihr Gepräge so verwischt, die Glätte und der Metallglanz weiset die Ansprüche und reinen Formen in den spielenden Reflexen ab und die konventionelle Bildung, die gesellschaftliche Cultur, vor allem aber der Reichthum hat die höheren Stände in geselliger Hinsicht völlig ausgeglichen und allmälig jeden Unterschied der Geburt und des Ranges aufgehoben; um daher das Wesen und die Persönlichkeit der großen Welt noch einigermaßen kennen zu lernen, muß man sie in den Formen großerer Gebundenheit aufsuchen, da wo sie noch schärferen Schnitt zeigt. Nun sind aber die Pariser Salons, mehr als irgend etwas anderes, treue Spiegel der vornehmen Welt; darum mögen wir auch in ihnen wieder ihr Wesen und ihre Physiognomie und die Lineamente ihres Charakters und ihrer Art lesen und erkennen.

Begeben wir uns heute Abend in die Soirée des Herrn G. auf dem Platze Vendôme; dort können wir am besten die Art und Weise mustern, wie die Reichen und Vornehmen in Paris wohnen und leben. Die über 20

Die breiten Marmortreppen des prächtigen Hotels sind mit amaranthfarbigen Teppichen belegt, die Treppengeländer von weißem Marmor, obschon mitten im Winter, mit blühenden Pommeranzenbäumen besetzt und mit zierlichen Statuen geschmückt, welche uns einzuladen und zu begrüßen scheinen. Im Vorzimmer erhebt sich ein Dutzend reichgalonirter und gepuderter Bedienten von ihren mit Utrechter Sammet überzogenen Sitzen; der Oberceremonien-Meister darunter frägt nach unserm Namen, öffnet die Flügelthüren und schreiet den Namen des ankommenden Gastes in den Salon hinein. Sehen wir uns zuförderst die Einrichtung der hellerleuchteten Säle an. Die römischen Schriftsteller wissen nicht genug von dem unermeßlichen Aufwand und dem verschwenderischen Luxus zu erzählen, womit die reichen, wollüstigen Römer in den letzten Zeiten der Republik und unter den Cäsarn ihre Paläste ausstatteten und mehr als orientalische Pracht um sich zu verbreiten wußten; und doch bin ich überzeugt, daß diese üppigen Römer, wenn sie heutiges Tags wieder aus ihren Gräbern aufstünden, sich in den prächtigen Hotels der jetztlebenden Pariser am ersten heimisch fühlen würden. Alles, was man in diesen modernen Salons stehen und hängen sieht, ist prächtig, glänzend und schön; ein geläuterter Kunstgeschmack hat oft dafür gesorgt, diesen Räumen einen nicht nur glänzenden und bloß heitern, sondern zugleich sinnreichen Schmuck zu geben, so daß die Gegenstände und Zierrathe gleichsam in ein passendes Verhältniß mit der Schönheit und dem Geiste zu treten scheinen, welche sich unter ihnen bewegen. Die feinen Gobelins von den schönsten Zeichnungen und Farben, womit die Zimmerfußboden belegt sind, entsprechen vollkommen den niedlichen Füßen, welche sie betreten und deren Muster sich allein in Paris finden; die Wände sind mit schönen Gemälden von rühmlichst bekannten neueren Künstlern behangen, auch wohl mitunter statt der üblichen Tapeten oder sonstigen Wandbekleidungen mit bildlichen Darstellungen von wirklichem Kunstwerth geziert; eine kunstreiche Hand hat die atlaßnen Fenstervorhänge in zierliche Falten und Verschlingungen geordnet und ein von der Mitte der Zimmerdecke herabhängender, kristallner Kronleuchter, dessen Licht in den 12 Fuß hohen Wandspiegeln wiederstrahlt, erhellt die bunten, mannigfaltigen Arabesken des Frieses und die cassettirte Decke mit den vergoldeten Waffenbündeln, so wie die kostbaren Möbel, welche theils in modernem Zeitgeschmack, theils nach alten Mustern verfertigt sind. Die Absicht, auf diese Weise dem Salon das Gepräge einer heiteren Pracht zu geben, ist vollkommen erreicht; die ganze Dekoration gewährt den Sinnen eine heitere, unterhaltende Zerstreuung und macht einen freundlichen, wohlthuenden Eindruck. (Forts. folgt.)

Pariser Theaterschau.

Obschon seit mehreren Wochen die Gemüther fast ausschließlich dem Prozesse der Republikaner vor der Pairskammer zugewandt und auf die Ver- und Entwicklungen dieses politischen Dramas allein gespannt waren, so sind doch im Lauf dieses Monats auf den verschiedenen Pariser Bühnen neue Stücke genug zum Vorschein gekommen, wovon wir einzelne in einer gedrängten Uebersicht zu analisiren versuchen wollen. — Das Theater des Palais-Royal gab unter dem Titel Manette ein Vaudeville in einem Act von Gabriel und Bayard. Manette ist ein ausgelassen lustiges Dorfmädchen, welches ihren verschiedenen Liebhabern das schmeichlerische Küßchengeben erlaubt, zweien oder dreien davon aber eine Nase dreht. Dafür wird sie von Allen, die um ihre Hand angehalten haben, verlassen; aber ihre Schwester, Madame Valentin, die Postmeisterin des Orts, und eine klugezgescheute Frau, wenn es je eine solche Frau auf Erden gab, benutzt ein Quid pro quo, um Manetten an den Müller Tourniquet zu verheirathen. Einzelne Scenen des Stücks sind mit vielem Witz und Laune geschrieben und machen oft herzlich lachen, — weiter verlangt ja das Theaterpublikum des Palais-Royal nichts. — Nach Manette erschien *la Croix d'or*, eine Komödie in zwei Akten von Rougemont und Dupenty. Christine, ein junges Mädchen aus der Umgegend von Melun, erbietet sich, denjenigen unter den Bauernburschen zu heirathen, der anstatt ihres Bruders Soldat werden wolle, welchen die Konskription vom Jahre 1812 getroffen hat. Als Unterpfand, daß sie ihr Versprechen halten werde, bietet sie ein kleines goldnes Kreuz, welches eine Haarlocke ihrer Mutter einschließt, und betheuert hoch und heilig, den Stellvertreter ihres Bruders, wer er auch sein möge, zu ehelichen, wenn er ihr vor Verlauf von zwei Jahren das Kreuz wiederbringe. Leider stellt sich Niemand; schon hat der Bruder sein Bündel geschnürt und will sich auf den Weg machen, als der Sergeant erscheint und ihm seinen Dienstabschied einhändigt. Es hat sich Jemand gefunden, der unter den angegebenen Bedingungen in den Dienst treten will; Christine, voller Freuden, übergibt dem Sergeanten das Kreuz und bittet ihn, dem Unbekannten vielmals zu danken. — Im zweiten Akt sind 2½ Jahre vorüber; wir werden in den Anfang des Sommers von 1814 versetzt. Der Mann des Jahrhunderts ist von dem Gipfel seiner Macht herabgesunken und einzelne übriggebliebene Trümmer seines Heeres suchen hie und da in den zerstreuten Dörfern und Weilern ihrer Heimath einen schützenden Zufluchtsort gegen den andringenden Feind. Unter den Soldaten, welche die Bewohner von Croissy — so heißt der Ort, wo die Handlung vor sich geht, — gerettet haben, ist ein junger Offizier, welcher in dem Hause Christinens eine freundliche Aufnahme gefunden hat und bald die Liebe des jungen Mädchens gewinnt. Als dieser ihr aber einen Heirathsantrag macht, lehnt sie ihn ab, fest entschlossen, ihr Versprechen zu halten. Der Offizier erzählt ihr, daß er es sei, welcher im J. 1813 anstatt ihres Bruders eingetreten; Christine verlangt das Kreuz; aber der junge Mann, zu Wilna besinnungslos unter die Todten geworfen, ist völlig ausgeplündert worden, und kann daher unmöglich das Kreuz schaffen. Christine betrachtet diese ganze Geschichte als eine zwischen dem jungen Offizier und ihrem Bruder verabredete Fabel, zumal da der zurückkehrende Sergeant Gautier ihr den Tod des unbekannten Stellvertreters meldet, und sie dadurch noch in ihrem Verdachte bestärkt. Am Ende aber erkennen sich der alte Sergeant und der junge Offizier wieder, und das Ganze nimmt sonach die glücklichste Wendung. — Der Stoff dieser Komödie ist aus einer Novelle gezogen, welche ein talentvoller Schriftsteller, Maurice Saint-Aguet, vor einem Jahre unter dem Titel *l'If de Croissey* herausgegeben hat. Wir bemerken hier, daß nach derselben Novelle gleichzeitig mit der Croix d'or des Palais-Royal noch zwei Bühnenstücke bearbeitet worden sind. Für das Vaudeville-Theater haben Brazier und Mélesville gleichfalls ein Vaudeville mit dem Titel *la Croix d'or* geschrieben, welches unbedingt nach demselben Muster gezeichnet und sogar im Einzelnen wenig von dem anderen verschieden ist, da die Verf. beider Stücke einen guten Theil des Dialogs der Novelle selbst entlehnt haben. Endlich hat das Théâtre des Variétés unter dem Titel *l'If de Croissey* ein Vaudeville in 3 Akten zur Aufführung gebracht, welches aus derselben Quelle, wie die beiden vorigen Stücke, geschöpft worden. Der Hauptfehler der Novelle und folglich auch der Stücke, denen sie als Vorbild gedient, ist der Mangel an Interesse; sobald der Zuschauer den Stellvertreter wieder aus dem Kriege zurückgekehrt sieht, kann er sich nicht mehr für sein verlornes Pfand und die Beraubungsgeschichte interessiren. Die Verf. des zuletzt genannten Stücks haben dies auch gefühlt und das Interesse dadurch zu steigern versucht, daß sie im zweiten Akt das Kreuz zufällig in die Hand eines Andern fallen ließen, der nun seine Ansprüche auf die Hand Christinens dem eigentlichen Stellvertreter streitig macht, welches zu ganz spaßhaften Verwechslungen Anlaß gibt. Alle 3 Stücke sind indeß beifällig aufgenommen worden, wozu einige geistreich geschilderte und brav durchgeführte Scenen jedesmal hinreichen. — Auf dem Vaudeville-Theater sind außer der Croix d'or noch drei neue Stücke zur Aufführung gekommen. Das erste davon ist betitelt: *la Chasse aux maris*, Vaudeville in einem Akt von Lurine und Solar. Der Inhalt dieses Vaudevilles ist voller Schlüpfrigkeiten. Eine unverständige Mutter will mit aller Gewalt ihre drei Töchter verheirathen und bietet sie, eine nach der andern, einem jungen Manne an, den sie für einen Millionär hält. Dieser benutzt die niedrige Denkungsart der Familie, um von allen drei Schwestern zu erhalten, was das Gesetz und die Sitte verbietet, und daraus erfolgt am Ende die nothgedrungene Heirath des Verführers mit einer der drei Mädchen. Sprache und Darstellung des Stücks sind von der Art, daß sie einen Polizeidiener erröthen machen können; das Publikum hat auch zu verschiedenen Malen seine Mißbilligung auf eine unzweideutige Weise an den Tag gelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 134. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 9. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Lange sprach noch der Marschall in diesem Sinne, und entließ endlich die Anwesenden. — —

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Kapitän Lepelletier sich, in Begleitung eines Trompeters, auf dem Wege nach Saragossa befand; der Marschall hatte befohlen, daß er eine Aufforderung zur Übergabe der Stadt an den in der letztern kommandirenden General, Palafox y Melzi, befördern, und wo möglich eine Unterredung mit ihm zu erhalten suchen solle. — Langsam näherte sich der Hauptmann der feindlichen Stadt. Es lag dem geschickten Ingenieur sehr viel daran, das Terrain auf's Sorgfältigste zu erforschen. Die nächste Umgebung, außerhalb der französischen Angriffswerke, zeigte schon große Spuren der Verheerung; sie mehrten sich mit jedem Schritte vorwärts, und wurden furchtbar. Die Batterien der Belagerer hatten die schwachen Mauern der Stadt, die in Eil' aufgeworfenen Verschanzungen, bereits an mehreren Stellen gebrochen. Die Kanonierschaluppen hatten vor wenigen Tagen versucht, die in der Nähe des Schlosses Aljaferia, eines Außenwerks, errichteten französischen Belagerungsarbeiten zu flankiren; ein furchtbares Feuer hatte sie genöthigt, sich zurückzuziehen, und sie lagen jetzt, zum Theil in Wracks verwandelt, neben einander auf dem Ebro. Lepelletier bemerkte überdies, mit dem geübten Auge des versuchten Kriegers, daß ein wohlgenährtes Feuer von wenigen Stunden hinreichen müsse, zwei bereits begonnene Breschen in der Face des Klosters von San Jose zu öffnen, und die Verschanzungen des Klosters von Santa Ingracia waren bereits so weit zerstört, um den Sturm mit Vortheil beginnen zu können.

Alle diese Bemerkungen hatten sich dem Hauptmann aufgedrungen, ehe er noch die äußersten französischen Posten verlassen hatte. Jetzt sprang er auf die Brustwehr der zu äußerst gelegenen französischen Verschanzung; er befahl dem Trompeter zu blasen, und ließ sein Schnupftuch im Winde flattern. In diesem Augenblicke krachte ein Kanonenschuß in der feindlichen Schanze, die Kugel fuhr sausend daher, rikochettirte, und setzte langsam, dem Auge sichtbar, über die Brustwehr.

„Diable!“ rief Lepelletier lachend dem in der Verschanzung kommandirenden Offiziere zu; „die Herren da drüben kümmern sich eben nicht sehr um Hugo Grotius Werk: de jure pacis et belli! — Ich will nur die Verschanzung verlassen und näher gehen! Vielleicht nehmen sie Vernunft an; wäre es auch nur, daß sie einen Einzelnen nicht eines guten Kartätschenschusses werth halten.“

Lepelletier verließ die Schanze, und ging, mit hochgeschwungenem Schnupftuche, eine kleine Strecke nach der feindlichen Seite zu.

Es dauerte lange, — fast eine Viertelstunde, — ehe er einen feindlichen Offizier auf der halbzerstörten Umwallung des Klosters von Santa Engracia erscheinen und ihm mit einem weißen Tuche zuwinken sah. — Rasch durcheilte der junge Krieger den Zwischenraum, und bald befand er sich an der Seite des Spaniers. Es war derselbe ein hagerer, ernster Mann, im bereits vorgerückten Mannesalter. Seine Uniform war

die des Geniekorps, die Borten auf derselben — das Gradzeichen der spanischen Armee — bezeichneten ihn dem Range nach als Obristen. Seine Aussprache ließ merken, daß er kein Spanier von Geburt sei, und bald überzeugte sich Lepelletier, daß er sich einem Landsmann, einem Emigranten, wahrscheinlich dem tapfern St. Genis gegenüber befand.

„Was wollen Sie? — Was bringen Sie? — Ich glaubte, wir könnten nur durch den Mund der Feuerschlünde verhandeln!“ war die barsche Anrede des feindlichen Offiziers.

„Der Herzog von Montebello hofft, durch Verhandlungen besserer Art eine Stadt vor dem Untergange und den Gräueln des Sturms zu bewahren!“ erwiederte der Hauptmann. — „Kann ich den Kommandirenden sprechen?“ —

„Eine persönliche Unterredung ist überflüssig! — Haben Sie etwas Schriftliches?“ entgegnete jener.

„Ich habe allerdings einen Brief; doch der Marschall hat mir ausdrücklich befohlen, ihn persönlich dem General Palafox zu übergeben.“

„Ich bin der Chef des Geniekorps!“ erwiederte jener. „Überliefern Sie mir das Schreiben, und erwarten Sie hier die Antwort.“

„Ich muß auf persönlicher Übergabe bestehn!“ sagte Lepelletier fest, doch sich achtungsvoll verbeugend. — „Nur in dem Falle, daß General Palafox dies ablehnte, und daß Sie dies mir auf Ehrenwort versicherten.“ —

„Das ist nicht der Fall!“ fiel der feindliche Offizier mit verdrüßlicher Miene ein. „Bestehen Sie darauf, so will ich Sie zu der unnützen Unterredung geleiten lassen; ich halte es indeß für meine Pflicht, zu bemerken, daß ich Ihre Person, trotz Ihrer Eigenschaft als Parlementair, in Mitte einer zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung, nicht gesichert halte.“

„Dies darf mich nicht abhalten, meine Pflicht —“

„Wohlan, Don Ramon de Torrealta!“ sprach der Obrist zu einem hinzutretenden Offizier; „bringen Sie den Herrn nach dem Palaste der Junta.“

„Ich wünschte den Kommandirenden allein —“

„Er kann Sie nur Angesichts der Junta sprechen!“ sagte der Obrist, sich leicht verbeugend, indem er unserm Bekannten den Rücken kehrte und aus der Schanze ging.

„Ich müßte Ihnen nach Kriegsgebrauch die Augen verbinden lassen,“ hob der Offizier, der bei dem Hauptmann geblieben war, zu sprechen an, indem er höhnisch dazu lächelte; „wir verachten jedoch diese kleinliche Vorsicht. — Ist's gefällig, so gehn wir!“ —

Lepelletier verbeugte sich, und sie gingen.

Indem der Hauptmann durch Reihen düster blickender spanischer Soldaten nach dem Kloster Santa Engracia zuschritt, sah er mit Zufriedenheit, wie wirksam das Kanonenfeuer der Belagerer gewesen war. Auf manchen Punkten waren die Pallisaden des bedeckten Weges hinreichend zerschmettert, um, für den Fall des Sturmes, schnell mit einigen Axthieben aus dem Wege geräumt zu werden, an andern war die Brustwehr dergestalt von den Kugeln zerwühlt, daß man kaum noch deren Form erkennen konnte. Zwar hatte man die Lücken bereits durch Schanzkörbe, Sandsäcke und dergleichen gestopft, man sah indeß der schwachen Abhülfe die Nachtarbeit und die Eile, mit der sie vollbracht worden, bei dem ersten Blick an. — Lepelletier trat jetzt, mit seinem schweigend neben ihm wandelnden Begleiter, aus der Enceinte der Festungswerke in das Innere der Stadt. E.. so sonderbarer als entsetzlicher Anblick erwartete ihn hier. Ein furchtbares Gerücht, dem man bis dahin im französischen Lager nicht Glauben schenken wollte, war dennoch gegründet gewesen. Dicht hinter den edlen Kriegswällen, die der Heldenmuth der Arragonier rings um die Stadt emporgethürmt, stand eine Reihe Galgen in langer Linie. Eine Anzahl Bewohner der Stadt, jedes Standes, jedes Alters, und unter ihnen selbst Frauen höheren Alters, so wie junge Mädchen, hingen an ihnen. Die Unglücklichen hatten nichts verbrochen, als daß sie in Mitte der Gefahren, die sich um sie häuften, sich schwach gezeigt, oder die barbarischen Häupter der Insurrektion durch irgend ein übel ausgelegtes Wort, eine unüberlegte Geberde zum Zorne gereizt hatten. — Mit verächtlichem Lächeln, ohne jedoch ein Wort zu sagen, blickte der Spanier auf Lepelletier, in dessen Blicken sich Entsetzen und Abscheu kund gab. —

Die Wandelnden betraten nun das Innere der Straßen. Der Hauptmann erstaunte über die Vertheidigungsanstalten, wie sie sein Auge bis dahin noch nie gesehen. Die engen, düstern, gekrümmten Gassen, in denen kein Fenster, — sie waren alle vermauert worden, — sondern nur hunderte von Schießscharten zu sehen waren, boten einen ganz seltsamen Anblick dar. Da der Weg, um den aus Erde hoch aufgeworfenen Traversen auszuweichen, bald rechts, bald links, bald scheinbar rückwärts ging, so hatte Lepelletier Mühe, seinem Geiste ein Bild des Labyrinths, in dem er wandelte, einzuprägen, doch gab ihm die Richtung des Cosso, den er mit seinem Gefährten dann und wann durchschnitt, so wie die mächtigen Mauern des Klosters von Santa Monica, die er zur Seite hatte, die Überzeugung, daß wenn man durch Minen in das Innere dränge, man den unterirdischen Weg vorzüglich parallel mit dieser Straße nach jenem Kloster wählen müsse, weil das letztere einen ungemein wichtigen Haltpunkt für die Angreifer gewähren könne. (Forts. folgt.)

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Da wir von drei schlechten Porträts sprachen, (denn die eben erwähnten Gemälde von Stieler und Hitz gehören unter die Rubrick des Porträt) so wird es uns der geneigte Leser wohl nicht übel nehmen, wenn wir ihm unmittelbar nach jenen ein paar gute nennen, an welchen

beinahe eben so viel zu loben ist, als an den ersteren zu tadeln war. — Man wird es übrigens hoffentlich bereits bemerkt haben, daß wir nicht den deutschen Professor spielen, welcher über eine Kunstausstellung keine drei Zeilen schreiben könnte, ohne vorher ein, wenn auch an und für sich löbliches, tabellarisches System aufzustellen, in welchem die Künstler nicht viel besser behandelt würden, als die Thiere, Pflanzen und Steine in einer wohlconditionirten Naturgeschichte; so ein Professor würde ungefähr auf folgende Art verfahren: I. Genus: Historienmalerei, Species A: historische-Historienmalerei, Species B: historisch-romantische-Historienmalerei, Species C: historische Scenenmalerei, nach den Werken deutscher, griechischer und kalmukischer Dichter, Species D: historische Genre-Malerei, Species E: religiöse-Historienmalerei, Species F: allegorische Historienmalerei u. s. w. doch halt! der deutsche Haarzopf ist bekanntlich unsterblich. Aber was kümmert er uns? Wir ziehen keinen Bratenrock an, wenn wir die Gemälde-Ausstellung besuchen, wir schauen und glossiren blos, so gut wie jeder andere; das System muß einem überhaupt von innen herauswachsen, nicht von außen hinein, deßhalb verwundere sich Niemand, wie sich unsere Kreuz- und Queer-Sprünge mit unsern, manchen vielleicht etwas zu rigoros dünkenden Grundansichten vertragen. — Doch wir kehren zu unsern Porträts zurück. Ein vortreffliches Bild, welches erst später eingesandt wurde, ist ein großes Portrait (Kniestück) von Doctor Heuß aus Mainz. Wir haben uns im Phönix bereits früher einigemale über Porträts dieses Künstlers ausgesprochen, die entschieden falsche Richtung tadelnd, in welcher er mehr der Mode und Affectation, als der jungfräulichen Würde der Kunst gehuldigt hatte, wir haben streng und ohne Rücksicht unsere Meinung ausgesprochen, weil wir in diesen Dingen von Rücksichten durchaus nichts hören wollen. Um so aufrichtiger und herzlicher freuen wir uns, diesem neuen Werke des Künstlers die gerechte Anerkennung ertheilen zu müssen, daß er, als wäre er ein neuer Mensch geworden, hier beinahe gar keine Spur seiner früheren Verirrung blicken läßt, sondern einen Ernst, eine Tüchtigkeit, wovor wir Respect haben müssen. Abgesehen davon, daß sich auch hier jene (an einem Porträtmaler sehr schätzenswerthe) Gabe des Treffens findet, welche auch bei seinen früheren Leistungen als das einzige Verdienstliche nicht abgesprochen werden konnte, — offenbart sich hier jener Fleiß in der Ausführung, ohne welchen kein Kunstwerk als solches denkbar ist, ferner eine nicht von der Oberfläche geschöpfte, sondern in das Bleibende des Charakters eingehende Auffassung, und endlich eine weise Sparsamkeit im Gebrauch jener Mittel, durch welche der Künstler sein Werk auch der Menge zugänglich macht. Kurz: das Bild erscheint uns als ein erfreulicher Beweis, daß Heuß aus den Flegel- und Brause-Jahren (wenn man uns den Ausdruck gestattet) in die Mannbarkeit und Männlichkeit eingetreten sei, und daß man, wenn er auf diesem ehrenvollen Wege fortschreitet, von seinem Talent die schönsten Erwartungen hegen dürfe. Ein anderes, recht braves Bild ist das Portrait des Componisten Mendelsohn-Bartholdy, von Theodor Hildebrand in Düsseldorf. Es ist, was die Behandlung betrifft, auf einem ganz andern Wege, beinahe auf dem entgegengesetzten, als das Heuß'sche entstanden; es ist weicher, fast möchte man sagen: duftiger und schwärmerischer, eine Behandlung, welche sich dem dargestellten Typus harmonisch anschmiegt.

Overbeck! an diesen Namen knüpft sich ein Abschnitt in der deutschen Kunstgeschichte. An diesen mageren, blaß und kränklich aussehenden Mann knüpft sich die Erinnerung an die Emancipation der christlich-germanischen Kunst. Welche kindliche Keuschheit, neben der Grazie eines Raphael, neben der Strenge eines Fiesole! Wir parallelisiren nicht gerne, weil in Parallelen doch stets mehr oder minder eine Art von Spielerei ist; wollten wir's aber, so könnten wir, Cornelius mit Michel Angelo, Heinrich Heß mit Leonardo, Veit mit Fra Bartolomeo vergleichend, auf unsere Thorwaldsen, Danneker, Rauch, Tiek, Schwanthaler u. s. f. nebenbei hinweisend, das Ausland wohl fragen, was es der deutschen Kunst gegenüber zu stellen habe?! Wir brauchen nicht eitel auf sie zu sein, denn wir dürfen stolz auf sie sein. Es ist eine schöne Zeit, unsere Zeit, — überall Rührigkeit, überall Streben, Wetteifer, — in der Kunst, in der Literatur, im Leben. Es liegt etwas in unserer Zeit, was an die Blüthenzeit der griechischen Freistaaten erinnert, wenn wir auch in Monarchien leben. — Overbeck ist unter allen seinen künstlerischen Zeitgenossen vielleicht am meisten typisch geworden; sein Genius hat ihn davor bewahrt, und bewahrt ihn noch, daß das, was uns aus jedem Bilde, aus jeder Handzeichnung Overbeck's als eigenthümlich in die Augen springt, nicht Manier werde. Es ist Styl. Auf der Kunstausstellung sahen wir von Overbeck ein Gemälde: die Auferweckung des Lazarus, und eine Handzeichnung: Elias. Was aus beiden, als Compositionen, so wohlthuend und erquicklich weht, ist die große Einfachheit und Klarheit derselben. Der alte, abgedroschene Lobspruch über: „mit wenigen Mitteln vieles zu erreichen,“ gewinnt hier wieder Bedeutsamkeit. Alle diese Gestalten, wie wir sie hier finden, sind uns, wenn wir andere Werke Overbeck's kennen, nicht fremd, sie gehören einem Ideenkreise an, welcher alles Moderne abstößt, sie sind sogar legitime Kinder eines christlich eingesegneten Ehebündnisses; aber sie sind die Grazie, die Liebenswürdigkeit selbst, ihr Charakter ist milde, sinnige Ruhe, und wenn sich auch bei ihnen der Affect einstellt, so toben sie nicht und schneiden keine Grimmassen, aber sie verbergen ihn auch nicht, hinter eine kalte protestantische Prüderie. Overbeck ist der malende Dichter des Katholicismus, und zwar nicht jenes abgeschmackten Liguorianischen, sondern des lebenswarmen ächt südlichen. Das Religiöse ist bei ihm keine Kopfhängerei, sondern Herzenssache. — Leopold Robert. Aus dem Gemälde, welches sich von ihm auf der Ausstellung befindet (italienische Räuber schleppen Frauen mit sich fort) findet man den Maler der „Erntefahrer“ nicht heraus; man begegnet dem Franzosen, der seinen Talma und seine große Oper nicht ganz vergessen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eselin zu Verona.

O Eselin, o Eselin,
Wie hält man dich in Ehren!
Das kann die Chronik und Legend
Am besten jeden lehren.
Exempli causa führ' ich an,
Die Eslin zu Verona.

Ein frommer Seher trieb sie einst,
Von Salem auf die Auen,
Auf daß die Gläub'gen allzumal
Die Eslin möchten schauen.
Drob lief die Eslin hin und her,
Die Eslin zu Verona.

In Palästina zog sie lang,
Doch ohne viel Spektakel,
D'rum suchte sie die Fremde auf,
Dort ward sie ein Mirakel,
Dort sah man sie im Glorienschein,
Die Eslin zu Verona.

Wie es geschah, das weiß ich nicht,
Sie sah viel Länder und Meere
Und, wo sie hinkam, erzählt man sich
Gar manche Wundermähre,
Die Pfaffen und Mönche kennen genau
Die Es'lin zu Verona.

Der Adler, der die Blitze trug,
Dem alten Griechengotte,
Der war nur eitel Priesterlug,
D'rum fraß ihn Wurm und Motte,
Doch nicht also die Eselin,
Die Es'lin zu Verona.

Man zeigt noch heute ihr Skelett
In großen Prozessionen,
Die todte Es'lin reich verziert,
Mit Goldgeschmeid und Kronen;
D'rum lob' ich mir die Eselin,
Die Es'lin zu Verona.

Ludwig Wihl.

Pariser Theaterschau.

(Fortsetzung.)

Mit desto ungetheilterem Beifall ist dagegen das zweite Stück aufgenommen worden: *les Boudeurs*, Komödie in 3 Akten von Delongpré. Der Verf. hat in seiner Komödie als Mann von Geist und Talent seine Zeit und Mitwelt in freimüthigen, kräftigen und geistreichen Zügen abkonterfeit. Er beginnt mit der Schilderung des alten Adels nach der Julirevolution; er zeigt ihn uns in seinen Schlössern, schmollend gegen den bürgerlichen Hof, der nach dem Volke riecht, Händedrücke austheilt, mit dem Regenschirme in Paris ausgeht, und vom Balkon des Palais-Royal die Marseillaise singt. Allmählich aber bekehrt sich der Hof; er sucht da, wo es nur immer angeht, den Legitimen zu spielen, buhlt um die Gunst der fremden Mächte und singt keine patriotischen Arien mehr, sondern gibt Konzerte und Feste bei Hof, wo strenge auf Etikette gehalten wird. Da bemerkt der alte Adel, daß man bei Hofe auch ohne ihn tanzen, schmausen und vergnügt sein kann, worüber die jungen Fräulein, die leckerhaften gnädigen Frauen und die ehrgeizigen gnädigen Herrn sich sehr langweilen. Die Boudeurs kommen wieder nach Paris und suchen sich dem neuen Hofe zu nähern; sie nehmen die Einladung auf einen Hofball an, aber zu ihrem größten Leidwesen finden dort die Baronessinnen und Herzoginnen noch die Eindringlinge der Bourgeoisie, nämlich die Krämersfrau Dugeorge und den Schneider des Herrn Grafen v.... Sie witzeln über den Spießbürger, aber der Schneider, Wähler und Kolonel in seinem Bataillon der Nationalgarde, nimmt es übel auf, daß er als Proletaire behandelt wird; er sagt denen, die ihn über die Achsel ansehen, ganz pathetisch: „Apprenez, grâce à nos glorieuses jours, il n'y a plus d'aristocraties en France! aux yeux de la loi tous les riches sont égaux.“ Diese Erklärung stellt aber die Boudeurs keineswegs zufrieden; sie wollen im Gegentheil wieder abreisen, aber man verspricht ihnen einträgliche Ehrenämter, dem Vater einen Orden, der Tochter eine reichliche Aussteuer und der bürgerlichen Kanaille die Hoftheater, welches die Boudeurs endlich bestimmt, sich mit der jüngeren Bourbonischen Linie wieder auszusöhnen. — Das dritte Stück ist betitelt: *Cornaro, tyran pas doux*, eine Parodie in Versen auf das Hugo'sche Drama: *Angelo, tyran de Padoue*. Das Ganze ist nur eine burleske Nachahmung des letzten V. Hugo'schen Dramas, im Allgemeinen langgedehnt und weitschweifig, an einzelnen Stellen*) nicht ohne Witz. Immer bleibt dies Stück eine brutale Kritik; wenn man einen so verdienstvollen Schriftsteller, wie V. Hugo, angreift, so fordert die kritische und moralische Gerechtigkeit, dem bittern Tadel ein Milderungsmittel beizumischen.

Das Théâtre français hat in diesem Monat auf Befehl des Handelstribunals die Komödie von Laverpillière: *les deux Mahométans* betitelt, zur Aufführung gebracht. Der Verf. konnte die Aufführung einer frühern Komödie: *l'homme et son écrin*, gleichfalls nur durch ein gerichtliches Erkenntniß erzwingen, und es wird ihm mit diesem zweiten Stücke nicht besser, als mit dem ersten ergehen, welches etwa sechs Vorstellungen erlebte. Die Scene der beiden Mahomedaner spielt in Neapel, und es handelt sich in dem Stücke um zwei türkische Kaufleute, welche gerade Geschäfte nach dieser Stadt geführt haben, im Augenblick, wo ein Ausbruch des Vesuvs bevorsteht; die leichtgläubige Menge, aufgehetzt von einem Fanatiker, Namens Pedro, wirft den beiden Mahomedanern die Schuld dieses Unglücks vor und will sie ins Meer werfen; nur mit Mühe gelingt es, den Unschuldigen das Leben zu retten. Das Stück selbst, geschrieben in einer etwas rauhen, aber ironischen Sprache, enthält eine ziemlich starke kaustische Dosis und edle, philosophische Gedanken; auch ist es vom unpartheiischen Theile des Publikums günstig aufgenommen worden, trotz der Lücken und Beschneidungen, welche die Schauspieler selbst zu machen sich erlaubt haben. — Vanderburg hat mit dem Théâtre français gleichfalls einen Prozeß geführt wegen seines Dramas *Jacques II.*, welches nach zehn Vorstellungen vor drei Jahren verboten wurde. Das Handelstribunal hat zu seinen Gunsten entschieden und die Direktion wird genöthigt sein, das Stück zur Aufführung zu bringen, dabei aber zugleich alle Anstalten treffen, den literarischen Ruf seines Verf. zu untergraben. — Im Gymnase ist ein neues Stück von Scribe gegeben worden: *une chaumière et son coeur*, Komödie in drei Akten. Sämmtliche Theaterstücke Scribe's tragen das Gepräge der modernsten Gegenwart. Der Verf. aber bringt seine Zeitgenossen und seine Epoche nicht auf die Bühne, wie Molière, welcher den Muth besaß, beide in ihren Blößen und Schwächen zu zeigen und ihnen das Siegel der Schande aufzudrücken, da wo sie es verdienten; sondern seine Gemälde sind eben so viele Geschichten und Scenen des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens. Er schildert seine Helden als die habituellen Typen der Gesellschaft und hütet sich sorgfältig, ihnen eine poetische Figur zur Seite zu stellen, welche eine großartige Idee vertritt; in seinen Stücken sehen wir zwar Tartufe, niemals aber Cleanthes; oder wenn Scribe ja einmal einen Großmüthigen in seinen Werken vorbringt, so ist es sicher ein Millionär, der bei seinem Edelmuthe weder einen Zweck, noch einen Beweggrund hat, sondern Gold und Wohlthaten mit vollen Händen aus Laune, Leidenschaft oder Stolz spendet. Das niedere Volk erscheint nach Scribe als eine konkrete Bestie, die gezähmt und gezügelt werden muß. Wenn aber auch die ungebildete, rohe Masse des Volks in den letzten Jahrhunderten sich wenig geändert haben mag und einer höhern Bildung unzugänglich geblieben ist, so liegt doch in ihr noch ein unverwüstlicher Grund von religiöser Gesinnung, Sitte und Arbeitsamkeit, welches ihr in allen Ländern einen bestimmten, abgeschlossenen Charakter gelassen hat, den jeder Schriftsteller und Sittenmaler anerkennen muß, wenn er anders ein treues Bild von der Gegenwart geben und darauf bedacht sein will, die Künste, Theater und Poesie in eine lebendige, bedeutungsvolle Beziehung zum innern Leben des Volks zu bringen. — Das neue Stück von Scribe ist nicht nach diesen Grundsätzen gearbeitet; es erinnert lebhaft an zwei seiner früheren Komödien: *les premières Amours* und *les Paysans* oder *les Plaisirs de la Campagne*, in welchen beiden Stücken er folgende Ideen entwickelt: die erste Liebe ist ein Traum der Einbildungskraft; die Laune und der Augenblick lassen sie entstehen; es gibt keine erste Liebe. Was die ländlichen Freuden anlangt, so ist das ein Gemeinplatz, den die Eklogenschreiber gebrauchen; die Leute, welche pflügen, säen und ärndten, den Hacken, den Spaten und die Sense führen, und aus Schüsseln von gebranntem Ton essen, — haben keine Tugend und verdienen nicht unsere Liebe und Zuneigung. An die Entwicklung dieser Ideen schließt sich nun *Une Chaumière et son coeur* unmittelbar an. Ein junger Lord hat bei einem seiner Pächter eine junge Waise, Miß Jenny, angetroffen, die ihm ausnehmend gefallen. Er nimmt die Waise zu sich aufs Schloß, läßt sie erziehen und bietet ihr zuletzt Hand und Herz. Jenny zögert mit der Einwilligung; sie bittet sich Bedenkzeit aus; denn sie hat in ihrem jugendlichen Herzen eine lebhafte Zuneigung für John, den Pächterssohn, bewahrt, mit dem sie zusammen aufgewachsen. —

(Schluß folgt.)

---

*) Anmerkung. Schön sind folgende Verse:

Le meurtre et l'affreux suicide
Nous poursuivent partout de leur face livide;
Chatterton s'empoisonne...., au lieu de travailler;
Et quelle est la morale? enfin.... un escalier,
Escalier curieux, espèce de symbole,
Qui semble nous montrer, comme l'art dégringole....,

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 135. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 10. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Die Schritte der Wandernden beschleunigten sich indeß immer mehr. Der Pöbel war, aufmerksam gemacht durch die französische Uniform, in Haufen aus den Häusern gestürzt, und erfüllte mit Schimpfreden und Geschrei die Luft. Bei alledem war es mehr der Spanier, welcher seine Schritte verdoppelte, wie unser Bekannter; denn alle Augenblicke erregte ein sonderbarer Auftritt seine Neugierde. Hier hatte Einer das Kindlein Jesu oder die santissima Virgen, mit einer großen rothen Kokarde geziert, über seiner Thüre angebracht, um sein Haus vor den feindlichen Kugeln zu schützen, dort haranguirte ein bärtiger Kapuziner, den blanken Säbel in der einen, ein kleines Kreuz in der andern Hand, die fanatische, den Eckstein, auf dem der Prediger stand, umlagernde Menge, an einem andern Orte sah er lange Reihen Frauen, unter ihnen viele der höheren Stände, und von der Gräfin von Burita, — so nannte sie des Hauptmanns Begleiter, — angeführt, mit Körben mit Munition beladen, nach den Wällen wandern, endlich erblickte er sogar einen Zug Mönche aller Orden, mit Säbeln umgürtet, und Karabiner in den Händen, auf die Wache ziehen. — Der Pöbel drängte indeß immer stärker. Das Geschrei: Caraxo! — Caraxo demonio! — verwandelte sich endlich in: Vencer ó morir! und am Ende in ein wüthendes: Mueran! — mueran los Franceses! — Es war hohe Zeit, daß Lepelletier und sein Begleiter in ein großes düsteres Gebäude traten, das letzterer als den Palast der Junta bezeichnete, und dessen Thorweg sich ihnen schloß. — — —

Die Wachen, die in den düstern Gängen, in den gewölbten Hallen, den kleinen, mit Säulengängen umgebenen Höfen lagerten oder auf- und abwandelten, boten einen ziemlich sonderbaren Anblick. Sie kamen dem, an die Nettigkeit des Kriegers gewöhnten Auge des Hauptmanns mehr wie eine Räuberbande, als wie Soldaten vor. Nur selten sah man eine weiße Uniform mit farbigem Aufschlag. Die Mehrzahl trug braune Jacken, hier und dort wohl mit bunten, den Ärmeln eingesetzten Tuchstücken verziert; spitze, schwarze Filzmützen mit Sammtumschlag, der sich, zu einem sonderbaren Horne geformt, vorn herüberbog, hin und wieder auch nur ein Haarnetz, waren die Kopfbedeckungen. Einen rothen Lappen, in Form einer Schärpe, hatte fast ein Jeder um die Hüften, einen Lederlappen um die Beine gewunden; die Fußbekleidung war eine Art Sandalen von Espartograse. — —

Der Kapitän und sein Begleiter traten endlich in eine Art schmutzigen Vorzimmers, in dem eine Anzahl zerlumpter Kerls, jeder eine brennende Papiercigarre, von Form einer Pfefferdüte, im Munde, auf dem Estrich herumlagen. Der Begleiter des Hauptmanns wechselte einige Worte mit Einem derselben; langsam erhob sich dieser, ging in ein anstoßendes Gemach, aus dem laute Stimmen erschallten, und kam nach wenig Momenten, die Thüre offen lassend, wieder heraus. Lepelletier und sein Begleiter traten ein. In Mitten eines düstern, ziemlich unreinlich aussehenden Saales, dessen Wände so grau und kahl, als der Gipsestrich des Bodens waren, stand eine lange, mit grünem

Tuche bedeckte Tafel, auf der sich, außer Schreibzeug und einigen Papieren, ein Kruzifix befand. Auf schlechten Rohrstühlen, rings um den Tisch, saß eine ziemlich sonderbare Gesellschaft. Zu oberst der Tafel befand sich ein Mann von kaum mittlerem Alter, in der glänzend gestickten Uniform eines Mariscal del Campo (Generalmajor.) Die Züge desselben deuteten auf Kraft, doch weniger auf Geist. Es war der berühmte Palafox. — Ihm zur Seite hatte sein Adjutant Butron Platz genommen. Unmittelbar neben Letzterem befanden sich zwei Priester. Der eine derselben war ein ältlicher Mann mit kahlem Haupte und ziemlich sanften Zügen. Es war der Pater de la Consolacion. Der Pfarrer von St. Gil, der ihm zur Seite saß, war dem Äußern nach ganz das Gegentheil seines Gefährten. Geistlicher Stolz und Härte lagerten auf dem breiten, rothen, glänzenden Gesicht. — Dicht neben ihm saßen drei Männer aus den niedern Volksklassen, die aber bei'm Pöbel in großem Ansehn standen. Zwei davon waren Handwerker, der eine Tio Jorge, der andere Tio Marin genannt. — Die Benennung Tio (Oheim), welche in Spanien häufig Personen höheren Alters, und nur denen der untern Stände, solchen, die man nicht füglich Senneres nennen kann, gegeben wird, hat zugleich etwas Vertrauliches, Schmeichelhaftes, und es würde zur Zeit der Belagerung Saragossa's dem Einwohner höhern Standes, der diese Benennung den beiden wilden Plebejerhäuptlingen beizulegen vergessen hätte, übel bekommen sein. Haltung, Benehmen, Kleidung bezeichneten hinreichend die Volksklasse, der die beiden Männer angehörten. Dies war auch übrigens mit dem dritten, ihnen zur Seite sitzenden, dem Limonadenschenken vom Cosso, der Fall, nur daß er, der bei dem Pöbel für einen ganz vorzüglichen Witzbold galt, ein weniger düsteres Ansehn hatte, als seine Nachbarn, deren harte Züge sich nie zu einem Lächeln verzogen, und daß sein schielendes Auge fast weniger widrig und abstoßend war, als das wildblickende, von langen grauen Brauen beschattete jener beiden. —

Noch befand sich am untern Ende der Tafel ein junger Mönch; da er aber den Eintretenden den Rükken zugekehrt hatte, und, wie in tiefem Nachdenken befangen, den Kopf in die hohle Hand stützte, so konnte Lepelletier nicht in dessen Gesicht schauen.

„Was bringen Sie? — Warum sendet mir der Marschall einen Parlementair, da ich mir doch ausdrücklich jede Verhandlung verbeten habe?“ fuhr Palafox den Hauptmann an.

„Es ist die Menschlichkeit, die ihn dazu veranlaßt!“ entgegnete Lepelletier, indem er seine Depesche überreichte.

„Ich verlange, daß der General mit dem Franzosenhunde spanisch rede!“ rief Tio Jorge, indem er mit der schwielenbedeckten Faust auf den Tisch schlug. „Hier darf nichts Geheimes verhandelt werden.“

„Recht, Gevatter!“ fiel Tio Marin ein. „Wir sind Alle Mitglieder der Junta; Einer so gut wie der Andere.“

„Wenn er aber nur französisch bellen kann, der da? — He? — Wie dann?“ rief der Limonadenwirth.

„Schweig' stille, Blas! — Sei ruhig, Plappermaul!“ schrie Tio Jorge. — „Der Franzose braucht gar nicht zu reden. — Der General soll uns den Brief lesen.“

„Ich widersetze mich der Erbrechung des Schreibens!“ rief der Pfarrer von St. Gil. „Es muß gar keine Gemeinschaft sein mit den Verruchten; es sei denn, daß jener ketzerische Soldat, — ein solcher ist er gewiß, — uns vorher mittheilt, was in dem Briefe steht.“ —

„Kennen Sie den Gegenstand der Mittheilung?“ fragte Palafox unsern Bekannten. — Der Adjutant Butron wiederholte die Worte des Generals in spanischer Sprache.

„So viel mir bekannt, ist es eine Aufforderung, die schlechtbefestigte Stadt zu übergeben!“ erwiederte der Hauptmann. „Wie Sie wissen, bedarf es nur weniger Kanonenschüsse noch, um drei gangbare Breschen zu eröffnen. Der Marschall will die Stadt vor den Gräueln eines Sturmes bewahren.“

Kaum hatte der Adjutant die Worte des Hauptmanns auf spanisch wiederholt, als ein furchtbarer Lärm sich erhob. Alle schrien durch einander.

„A bazo los Franceses!“ rief Tio Marin. „Stoßt ihn nieder, den französischen Hund, der hierher kommt, uns zu verhöhnen!“

Tio Jorge konnte vor Zorn kein Wort herausbringen; er biß vor Wuth in seinen Mantel.

„Werft den Franzosen zum Fenster hinaus; er kommt dann um so geschwinder ins Freie!“ schrie der Limonadenschenke.

Der Hauptmann wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu erklären, was den furchtbaren Lärm veranlaßt hatte.

„Die Leute geberden sich sehr sonderbar!“ sagte er zu Palafox; „ich weiß nicht, was sie so in Wuth versetzen konnte.“

„Es ist die unnütze Aufforderung, welche Sie überbracht haben!“ erwiederte der General. „Hier! — Nehmen Sie die Depesche unerbrochen zurück, und entfernen Sie sich.“

„Nimmermehr!“ rief der Pfarrer von St. Gil, der die Worte des Befehlshabers verstanden hatte. „Der Franzose darf Saragossa nicht lebendig verlassen. Er ist der Wilddieb, der sich in der Hecke gefangen hat, und so soll er auch das Opfer sein.“

„Freilich! — Freilich!“ rief Tio Jorge. „Der Hochwürdige hat Recht! — Man muß einen Schwenkgalgen auf der Bresche von Santa Engracia errichten, und den Franzosen daran hängen.“

„Ich widersetze mich jeder Mißhandlung dieses Of-

fiziers!" fiel Butron ein. „Er ist als Parlamentair auf Treu und Glauben in die Stadt gelassen worden."

„Auch ich bin der Meinung, daß er unverletzt entlassen werden muß!" setzte der Pater de la Consolacion hinzu.

„Was muß ich hören?" schrie der Pfarrer von St. Gil. „Wenn der Senner Adjudante solche Reden führt, so thut er es als ein Weltkind, falls er nicht — was die Heiligen verhüten wollen — ein Verräther ist; doch Ihr, Padre, Ihr — Nehmt Euch in Acht! — Haeretico non est servanda fides! — Das sage ich, und darauf will ich leben und sterben!" —

„Der Franzose muß hängen!" brüllte Tio Marin. „Ein Verräther der, der es anders will."

„Ja, hängen muß er!" rief der Limonadenschenke. „Und damit ein Spaß dabei ist, so muß man ihm seine Depesche in die Hand geben, oder in den Mund stecken, wenn er aufgeknüpft ist. Das wird ein komischer Anblick sein!" — (Forts. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortsetzung.)

Eine kleine, aber ausgewählte Bibliothek, welche die neuesten Tageserscheinungen der französischen und englischen Literatur enthält, eine Sammlung der allerneuesten Kupferstiche und Lithographien und ein Billard sind in den anstoßenden Gemächern vertheilt und sorgen außerdem noch für die geistigen und gemächlichen Bedürfnisse auf die ansprechendste und reichhaltigste Weise. Unser deutschbürgerlicher und adliger Luxus ist im Vergleich mit dem Pariser so kleinlich, schwerfällig und alltäglich, daß wir uns nicht wohl eine richtige Idee von dieser Pracht und Gemächlichkeit machen können. Bei uns zu Lande begreift man das Vergnügen und den Vortheil, reich zu sein und unermeßliche Schätze zu besitzen, nie in seinem ganzen Umfange; unsere Reichen und Vornehmen machen auch großen Aufwand, aber sie behalten dabei ihren hochwürdigen Stolz, welcher ihren eignen und anderer Leute Genuß stört; erst in den Salons und Prunkgemächern der Pariser Reichen begreift man jene Eitelkeit des Rangs und Reichthums, welche so glänzend und liebenswürdig sein können, wenn sie keine Thoren zieren. Hier steht der Reichthum unter dem Einflusse ordnender Hände und sinnreichen Kunstgeschmacks; der Geist fühlt sich in den hiesigen Salons nicht so gedrückt, wie in den Prachtzimmern unserer Großen, wo wir kaum zu athmen wagen und wo die Geräthe um uns her entweder ganz unnöthig und zu gar keinem Gebrauch bestimmt zu sein, oder nur der Laune und dem Überdruß des Besitzers ihr Dasein zu verdanken scheinen, so daß man am Ende, wenn man Langeweile hat, sich selbst zu den überflüssigen und unnöthigen Geräthen zählt.

Doch jetzt ist es Zeit, daß wir den Herrn und die Dame des Hauses begrüßen und wenigstens der letztern einige Artigkeiten sagen. Dann sind wir ohnehin aller Verbindlichkeiten für den Abend überhoben und wir können treiben, was uns ansteht, wir können spielen, lesen, Kupferstiche besehen, uns unterhalten, bleiben oder gehen, je nachdem es uns beliebt und gefällt. Jenes steife, ceremoniöse, altfränkische Wesen, welches gleich einem beängstigenden Alpdrücken auf unsern sogenannten vornehmen, hohen und höchsten Zirkeln lastet, ist aus den Pariser Salons verbannt. Die Etikette liegt dem Franzosen nicht schwer an Händen und Füßen; sie ist ihm nur eine leichte Fessel, womit er anmuthig zu spielen und zu lachen versteht. Die Gelehrsamkeit und Pedanterie übt hier nicht ihre langweilige, widerwärtige Herrschaft aus und der Geist quält sich nicht, langsam und in vielen Worten einen Gedanken zu zersetzen. Man plaudert, lacht und überläßt sich ungehalten einem muthwilligen Scherze, oder einem launigen Einfall. Man spricht von Literatur und Kunst, von der Oper und anderen Begebenheiten des Tags; aber es geschiehet nicht mit der Dürre, Schwere, Trockenheit, Unverständlichkeit und Umständlichkeit, wie es bei uns wohl der Fall zu sein pflegt, sondern stets begleiten ein gewandter, eleganter Vortrag und eine leichte, gefällige Sprache, nicht selten auch Witz und Laune die Meinung des Sprechenden. Man sieht gleichsam, wie Diderot sagt, die Meinungen Anderer wie Mucken bei sich vorüberfliegen, und legt seiner eignen ebensowenig Werth bei. Diese gesellschaftliche Tugend verläßt den Franzosen in keiner Lage des Lebens; sie ist es, welche ihn jede Gesellschaft erträglich finden läßt, und ihn jeder Gesellschaft erträglich macht. Darum sind die geselligen Zusammenkünfte hier heiter, gesprächig, rührig und belebt, während die unsrigen dagegen ein steifes, ernstes, stummes und unbewegliches Ansehen haben. Viel mag dazu allerdings die französische Sprache beitragen, welche das Gepräge einer vollwichtigen, überall gangbaren Scheidemünze hat und deren Oberfläche die geglättetste und schimmerndste von allen europäischen Sprachen ist; sie hat für alle Kleinigkeiten und Unbedeutenheiten des Lebens tausend Namen und witzige Umschreibungen und eignet sich mit ihrer glatten Volubilität ganz für die Conversation und die liebenswürdigen Tändeleien der vornehmen Welt. Die französischen Damen, ob hübsch oder häßlich, erscheinen deshalb in der Unterhaltung alle liebenswürdig, nicht wie unsere Landsmänninnen, welche in den Gesellschaften nur zu oft als verhüllte Psychen dasitzen, welche die Flügel nicht recht bewegen können, oder als Grazien, die ein angenehmes Gesicht haben, wobei das interessante völlig vergessen worden. Die Pariser Salondamen sprechen in der Regel auch nur von unbedeutenden, gleichgültigen Dingen, aber das verhindert sie nicht, eine geistreiche witzige Bemerkung über dieses und jenes vorzubringen und dadurch das Gespräch zu beleben und selbst dem Alltäglichen einen sonntäglichen Reiz zu verleihen; wenn unsere Frauen und Jungfrauen der höheren gebildeten Stände hierher auf die Hochschule gingen, würde sich ihr angenehmes Wesen unzweifelhaft zur Anmuth steigern. Diese Art der Conversation zwingt die Männer, stets aufmerksam und sorgfältig bemüht zu sein, um nicht linkisch in ihrem Betragen und Ausdruck zu erscheinen; denn die etwaigen Blößen, welche man zeigte, würden nur Gelegenheit zu einem muthwilligen Scherze geben, da die weibliche Welt hier längst die verschämten Manieren der Damen in andern Ländern abgelegt hat, welche unter einer verdrießlichen Miene und einem affektirten Schweigen ihre eigne Geistesarmuth verbergen. Die Französinnen haben eine freiere Lebhaftigkeit, die, von einem gebildeten Sinne stets in Schranken gehalten, ihnen so ungemein reizend steht; sie sind nicht so haushälterisch sorgsam mit ihrem Herzen, sie entfesseln mehr die schöne weibliche Natur von den Banden, welche die mit der Kultur wachsende Verderbniß unserer Sitten und Gesinnungen den Frauen aufgelegt hat; sie erkennen den

Anstand nur als eine freie, schöne Gewohnheit des Lebens und der Seele, nicht als fremden, strengen Gebieter über sie, und mit freieren Flügeln sich wiegend, wagen sie sich in Höhen und Räume, welche die deutschen weiblichen Herzen beklommen machen. — Sollen wir nun auch die Kehrseiten der Pariser Salons herauswenden, so gebietet uns die Wahrheitsliebe zu sagen, daß wir auch dort, wie anderswo, anmaßende, gedankenlose Menschen, alberne, geschwätzige Zierlinge beiderlei Geschlechts, geistlose, fade Gespräche, lieblose, absprechende Urtheile, überhaupt alle jene Bestandtheile finden, welche einem plebejischen Gemüthe und einem gewöhnlichen Bürgersmann so große Unbehaglichkeit und so gräßliche Langeweile verursachen, nur mit dem Unterschiede, daß man hier weniger unangenehm von ihnen berührt wird, da man stets Gelegenheit hat, ihnen auszuweichen.

Begleiten wir jetzt die vornehme Welt auch außerhalb ihrer Salons auf den Promenaden von und in Paris. So oft im Winter ein freundlicher Sonnenstrahl durch trübe Wolken bricht, so oft im Sommer die Hitze nicht drückend und die Witterung einladend ist, gehen oder fahren vielmehr die reichen Pariser in den Nachmittagsstunden spazieren. Wenn man eine Promenade zu Wagen oder zu Pferde macht, so ist das Bois de Boulogne unwiderruflich, unvermeidlich das allgemeine Reiseziel. „Waren Sie heute im Gehölz von Boulogne?“ „Ach, es war heute herrlich im Wald von Boulogne!“ „Es ist ewig Schade, daß Sie diesen Nachmittag die Spazierfahrt nach dem Bois de Boulogne versäumt haben“ — sind lauter stehende, übliche Redensarten, mit denen man in den Soireen der Chaussée d'Antin die Abendunterhaltung einzuleiten pflegt. Mode und Convention haben das Boulogner Gehölz für die Leute, welche eigne Pferde und Wagen besitzen, zu der einzigen für sie möglichen und denkbaren Promenade gemacht. Doch mag auch die glückliche Lage des Gehölzes selbst viel dazu beigetragen haben, ihm die ausschließliche Gunst der reichen Klasse zu verschaffen. (Forts. folgt.)

Pariser Theaterschau.

(Schluß.)

Im zweiten Akt sehen wir Jenny als Bäuerin gekleidet in einer Herberge, die zur Pachtung Johns gehört, und wo sie sich als Magd verdungen hat. Sie findet dort John wieder; aber er ist ein Trunkenbold, Spieler und Geizhals geworden; er weigert sich sogar, ihre Hand anzunehmen, weil sie zu arm ist, und ziehet ihr eine alte, häßliche, zänkische, aber reiche Frau vor. — Der dritte Akt ist ausgefüllt mit einem Quid pro quo zwischen Jenny, die in das Schloß ihres Wohlthäters zurückgekehrt ist, und Milord, der sie zur Heirath mit John zu bewegen sucht, weil er sie wirklich in ihn verliebt glaubt. Am Ende wird die junge Bäuerin natürlich eine Lady. Als ein wesentlicher Fehler des Stücks erscheint uns, daß darin eine Ausnahme als Regel dargestellt wird; wenn wir die ganze Situation herumdreheten und ein junges Mädchen aus dem Meierhofe wieder ins Schloß zurückführten, um ihr dort die galanten und ekelhaften Sitten eines Lords zu zeigen, den sie früher geachtet, — würde denn daraus folgen, daß alle Reichen nichts werth sind? — Das Stück selbst ist übrigens in der gewandten, leichten Darstellung geschrieben, welche dem Verf. eigen ist und immer Interesse erregt.

Das Theater von der Porte Saint-Martin hat im Laufe dieses Monats drei neue Dramen gegeben. Das erste ist eine Bearbeitung der Müllner'schen Schuld von Lockroi und Anicet Bourgeois und führt den Titel: *Karl oder le meurtrier*, Drama in 6 Akten. Der Held des Stücks tödtet zuerst seinen Freund, dann den Gemahl seiner Geliebten, und wird endlich von seinem eignen Sohne ums Leben gebracht. Das zweite Drama heißt *Jeanne de Flandres*, geschrieben von Fontan und Victor Herbin; das letzte Stück endlich: *Cromwell et Charles I*, Drama in 5 Akten, mit einem Prolog: Un dernier jour de popularité, ist vor wenigen Tagen zur Aufführung gekommen, und hat Herrn Cordellier de la Noue zum Verf. Der historische Stoff dieses Dramas bot dem Dichter ein reiches Feld und eine reiche Ausbeute dar; aber um denselben zu handhaben und zu verarbeiten, um so verschiedene Elemente zu erfassen und sie lebens- und bedeutungsvoll in den Rahmen eines Dramas einzuschließen, dazu bedarf es einer erprobten Hand, und ein Unternehmen der Art erfodert die Tiefe und den Großblick eines Shakespeare, Corneille oder Schiller; ein aufkeimendes Talent erstickt unter dieser Last. Das ist auch dem Verf. des vorliegenden Dramas widerfahren; er hat die socialen und philosophischen Fragen, welche damals die Zeit bewegten, bei Seite gelassen und sich auf ein Gemälde der Meinungen und Charaktere jener Zeit beschränkt; wie? — das wird eine kurze Inhaltsanzeige am besten darthun. — Un dernier jour de popularité (1628), Prolog. Karl I. hat so eben durch eine eigne Bill die Auflagen auf Waaren in Tonnen und andern Erpressungssteuern aufgehoben. Die Veröffentlichung dieser Bill, welche der König nur mit Bedauern angenommen, ist durch Sir Thomas Wentworth erwirkt worden. Der Hof, welcher das Talent und den Einfluß dieses Redners fürchtet, sucht ihn seiner Parthei zu gewinnen, welches ihm auch gelingt. Andererseits ist der Adel höchst entrüstet über die Zugeständnisse des Königs; ein Edelmann wird im Namen der Grafschaften vom Norden an den König abgesandt, um ihm Gegenvorstellungen zu machen, welche indeß kein Gehör finden. Der Abgesandte bedeckt sich darauf in Gegenwart des Fürsten, den er des Thrones von England für unwürdig erklärt; der König, außer sich gebracht durch diese Rede, geht auf den Edelmann zu, schlägt ihm mit der flachen Hand den Hut vom Kopfe und entfernt sich. Der Edelmann wird sogleich verhaftet, und erhält den Befehl, augenblicklich das Königreich zu räumen. Dem Diener, welcher diese Botschaft bringt, gibt der Edelmann den Auftrag: „Sagt dem König Karl, er wolle Gott bitten, daß ich nie mehr nach England zurückkehren möge; denn ich habe den Schwur gethan und fest gelobet, mich nie wieder zu bedecken, als vor dem Leichnam des Königs!“ Cromwell, der während dieses ganzen Prologs als stummer Zeuge dagesessen, erhebt sich am Ende und sagt: „Ihr seid im Irrthum, Milord; statt eines Schafots wird es zwei geben!“ Er meldet alsdann, daß er im Begriff sei, nach Frankreich abzureisen. — Cromwell et Charles I, erster Akt. — Dreizehn Jahre sind es her, als Wentworth die Sache des Volkes verlassen und seitdem unter dem Namen Lord Strafford den Ministerposten erhalten hat. Cromwell ist seinerseits zum Mitglied des Hauses der Gemeinen ernannt worden; er begibt sich zum Minister und bietet ihm seine Dienste an, welche ausgeschlagen werden; aber durch einen höchst sonderbaren, unwahrscheinlichen Zufall bekommt Cromwell bei dieser Gelegenheit des Königs Befehl in die Hände, worin die Armee aufgefordert wird, das Parlament anzugreifen. Im Besitz dieses Aktenstücks eilt Cromwell in die Kammer und läßt Strafford in den Anklagezustand versetzen. — Zweiter Akt. Cromwell hat in Frankreich eine Liebesintrigue mit Sarah Martel angesponnen, und das junge Mädchen, welches er hat sitzen lassen, ist ihm nach England gefolgt. Er sucht sich dasselbe vom Halse zu schaffen, aber Sarah's Tante traut den Worten Cromwell's nicht, und läßt ihn als Verführer ihrer Nichte und zugleich als Mörder eines gewissen Cutler verhaften. Strafford trifft Cromwell wegen dieser Angelegenheit in großer Noth, und beide kommen nun dahin überein, sich gegenseitig zu befreien. — Im dritten Akt sehen wir White-Hall. Lord Strafford wird vom Hause der Gemeinen zum Tode verurtheilt, und Cromwell, in diesem Augenblick Gefangener des Königs, wird durchs Loos bestimmt, den Minister zu verhaften. Das Haus der Gemeinen hat White-Hall mit Truppen besetzen lassen, und der König, um das Leben seines in der Gewalt des Parlaments befindlichen Sohnes zu retten, läßt Strafford hinrichten. — Der vierte Akt spielt im königlichen Lager. Cromwell, den man in der Schlacht getödtet glaubt, erscheint plötzlich des Nachts in dem Zelte des Königs und fodert ihn auf, mit dem Parlamente zu unterhandeln. — Im fünften Akt sehen wir das Zimmer des Stuart, und vor dem Fenster ein aufgerichtetes Schafot. Eine Maske in bloßem Haupte erscheint am Fenster, gerade in dem Augenblick, wo Karl I. mit Hülfe Cromwells fliehen will. Diese Maske ist der von Karl beleidigte Edelmann, der den schrecklichen Schwur gethan; dreimal hat er seither einen vergeblichen Mordversuch gegen den König gemacht; jetzt endlich nach 21 Jahren hat man ihm das Henkeramt übertragen. Das Drama schließt mit einem Epilog, wo man Cromwell neben dem königl. Sarge stehen sieht, ganz in derselben Stellung und in demselben Costüm, wie ihn P. Delaroche in seinem berühmten Gemälde dargestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 136. 1835.

541

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 11. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Die wüthenden Geberden des größten Theils der Anwesenden ließen Lepelletier mehr noch, wie einzelne Worte derselben, klar werden, wovon die Rede sei. —

„Ich bitte Sie, General," sprach er zu Palafox, „diesen Leuten zu sagen, daß zwar nichts leichter sei, als, mich durch Geschrei zu übertäuben, da ich nicht zu ihnen zu sprechen im Stande bin; ebenso steht ihnen nichts im Wege, mich zu ermorden; indeß bitte ich zu bedenken, daß der Marschall, wenn ihm die Stadt in die Hände fiele, den Mord eines Parlamentairs furchtbar rächen würde. — Ihnen, als Soldat, darf ich wohl nicht erst sagen, daß eine That, wie diese, ein Brandmal auf Ihren Namen bringen müßte, das keine glorreiche That, kein Sieg je wieder verwischen könnte."

Die Worte des Hauptmannes schienen auf Palafox großen Eindruck zu machen. Er erklärte mit lauter Stimme: daß, in dem Falle, wenn man dem französischen Offiziere ein Haar krümme, er augenblicklich das Kommando niederlegen, oder mit den Linientruppen die Stadt verlassen, und somit diese ihrem Schicksal überlassen werde.

Bis dahin hatte der junge Mönch, welcher schweigend und den Kopf in die hohle Hand gestützt, am Ende des Tisches saß, kein Wort hören lassen, und eben so wenig verrieth irgend eine Geberde seine Theilnahme an dem Vorgange; doch jetzt erhob er sich rasch. — Mit Erstaunen erblickte Lepelletier in ihm den Gefangenen, welcher dem Erschießen so nahe gewesen.

„Das fehlte noch," rief der Mönch, und seine bleiche Wange erglühte vor Unwillen; „das fehlte noch, daß wir, durch die Drohung des Generals erschreckt, die Sache des Vaterlandes und des Himmels zu verlassen, nur einen Augenblick Anstand nähmen, einen unserer Todfeinde zu vernichten! Will der General das Kommando niederlegen, will er feig die Sache des Vaterlandes um eines Elenden willen verlassen, — immerhin. Sind wir nicht Männer? — Sind wir nicht Spanier? — Würde sich nicht in unserer Mitte mehr als Einer finden, würdig, das Volk des Herrn anzuführen im heiligen Kriege? Haben wir nicht das Palladium Arragoniens, das heilige, wunderreiche Bild der Jungfrau vom Pfeiler in unsern Mauern? — Ein Kleingläubiger, ein Verräther der, welcher der Meinung sein könnte, daß die Madonna del Pilar ihr Volk untergehen lassen würde in seinem Kampfe! — Und somit sage und erkläre ich: dieser Franzose darf nicht lebend die Stadt verlassen; denn der Herr hat ihn in unsere Hand gegeben in dem Augenblicke, als wir geängstet waren. Er ist gekommen in unsere Stadt unter der Larve eines Friedensboten; aber seine Sendung ist, uns auszuspähen, und so soll er auch den Tod eines Verräthers sterben."

Weniger durch die Worte des Mönchs, als durch die wüthenden Geberden, womit er solche begleitete, ward der Hauptmann auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die ihn bedrohete. Er blickte in der Versammlung umher, und die Wuth, die in den bleichen Zügen des Mönches zuckte, schien in den Gesichtern der Mehrzahl der Versammlung wiederzustrahlen. Ihre Züge wurden immer gräßlicher, ihre Blicke immer verstörter.

Das Herz des Kriegers, welches im Kanonenfeuer nicht stärker geschlagen, durchschauerte eine ihm bis dahin unbekannte Empfindung; er fühlte dessen Klopfen bis in die Schläfe, wenn er auf eine Versammlung blickte, die ihm mehr aus einer Rotte von Teufeln, als aus menschlichen Wesen zu bestehen schien. Bei alledem dauerte dieses Gefühl nur wenige Augenblicke. Mit ruhigem Blicke wendete er sich an Palafox.

„General!“ sagte er. „Wenn diese Männer sich den Empfindungen der Rache und Wuth gegen einen Parlementair überlassen zu dürfen glauben, so kann ich es ihnen nicht verargen, da sie fremd sind in den Gebräuchen des Krieges. Mit Ihnen ist es ein Anderes. Ich mache Sie verantwortlich für Alles, was geschieht, und fordere freie und ungehinderte Rückkehr.“

„Ich wollte, Sie wären nicht hergekommen!“ sprach Palafox rauh. „Nehmen Sie die Depesche unerbrochen zurück. Auf den ersten Parlementair, der wieder erscheint, werde ich schießen lassen. — Don Ramon! führen Sie den Herrn nach den Vorposten.“

Mit Wuth blickte die Mehrzahl der Versammlung auf den General, dessen Festigkeit ihnen indeß imponirte. Hastig verließ der junge Mönch, der zuletzt gesprochen, jetzt das Zimmer.

„Und welche Antwort soll ich dem Marschall auf die Aufforderung bringen?“ fragte Lepelletier, sich zum Abschied verbeugend.

„Guerra, hasta la ultima tapia!“ (Krieg bis zur letzten Lehmwand!) rief Palafox aufstehend, und kehrte dem Hauptmann den Rücken.

Schnell verließ dieser das Gemach, in Begleitung des Offiziers, der ihn hergebracht.

Noch durchschritten die beiden die langen düstern Gänge des Erdgeschosses, als der Hauptmann von der Straße her die Laute einer hellen, klangvollen Stimme vernahm, die von Zeit zu Zeit durch eine Menge verwirrter Töne unterbrochen wurde. So wie Lepelletier der Thüre näher kam, tönte die Stimme lauter, das Getöse ward immer ärger. Der Offizier, der unsern Bekannten begleitete, schien sichtlich beunruhigt. —

Kaum öffnete sich das Hausthor, als der Hauptmann sich in Mitte einer sehr eigenthümlichen Scene versetzt sah. Auf einer Steinbank, der Thüre zur Seite, stand der junge Mönch, der vor wenig Augenblicken das Zimmer verlassen hatte, und hielt, wie es schien, eine begeisterte Rede an einen Pöbelhaufen, dessen gespannte Züge, rollende Augen, geballte Fäuste, eine sehr beunruhigende Theilnahme an den Worten des Sprechers kund gaben.

Kaum war Lepelletier auf die Straße getreten, als ein hundertstimmiges: „da ist er!“ aus dem Haufen erscholl; ein lautes: A bazo! und: Muera! folgte hinter her. Doch kaum winkte der Mönch mit der Hand, als Alles still ward. (Forts. folgt.)

Die Glücksscheibe.

(Thüringische Sage.)

In uralter Heidenzeit
War tiefes Wasser nah und weit,
Wo jetzt in Gottes Segenspracht
Die Flur des Vaterlandes lacht.
Und schon aus jenen frühen Tagen
Ertönen zauberhafte Sagen
Und steigen aus dem Fluthenschooß
Der Vorzeit, lieblich oder groß.

Auch dort, wo jetzt noch Erfurt liegt,
Ward einst geschifft und nicht gepflügt.
Nur hier und da hob sich ein Hügel,
Als Insel aus dem Wasserspiegel. —
Nun war in Frankenreich ein König,
Der liebte schwarze Kunst nicht wenig,
Und hatte durch des Satans Macht
Ein Zauberschiff hervorgebracht;
Das war ein großes flaches Rund,
Bemalt mit Gold und Farben bunt,
Das auf dem Wasser drehend schwamm,
Und brauchte nicht der Masten Stamm,
Ihm war nicht Ruder und Segel Noth,
Von keinem Sturmwind ward's bedroht.
Ein Glücksschiff ward solch Werk genannt,
An dem sich dieses Wunder fand,
Daß es die ganze Welt umfuhr,
In vier und zwanzig Stunden nur;
Früh mit der Sonne fuhr es aus,
Am andern Morgen kam's nach Haus.

Zwölf Knaben, die Johannes hießen,
That sich der Zauberer erkiesen,
Und setzte sie auf seine Scheibe,
Daß sie durch alle Wasser treibe;
Was nun die Knaben hörten, sahn,
Das sagten sie dem König an,
So wußt er, wie's im Rund der Welt,
Zu allen Zeiten war bestellt.
Und war er nicht im Königsorden,
Wär' er wohl Zeitungsschreiber worden.

Der Teufel aber, damals schon
Ein eigennütziger Patron,
War nicht umsonst dem alten König
Mit seinem Glücksschiff unterthänig.
Er nahm sich aus der Knabenschaar
Als Opfer einen jedes Jahr,
Und als er an den letzten kam,
Er ihn mit sammt der Scheibe nahm.

Der König sandte weit umher,
Wohin sein Letzter kommen wär'?
Und grämte sich und that ihm weh
Der Knaben Tod in tiefer See,
Und hat gebüßet und geweint
Und that sich ab vom bösen Feind.
Und als man ihm den Ort genannt,
Wo Knab' und Zauberschiff verschwand,
Da baut er auf dem Berg hinaus
Ein kleines stilles Gotteshaus,
Bestellt auch einen frommen Mann
Ins Kirchlein hin als Sakristan.
Der hing zu Nacht gleich einem Sterne,
An's Kirchenthürmlein eine Laterne

Und zeigte jedem Schiff das Land,
Bis allzumal das Wasser schwand,
Da man die Berge gestochen durch
Am Harzwald bei der Sachsenburg.
Und jener Berg im Vaterland,
Darauf das erste Kirchlein stand,
Das ist der Petersberg gewesen,
Wie noch im Chronikbuch zu lesen.

Ludwig Bechstein.

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Der entschiedenen Gunst des Publikums erfreuten sich auf der Ausstellung, das Maler-Atelier von Mäs aus Brüssel, in Rom, ferner die beiden Genre-Bilder Bürkels in Munchen (ein Viehmarkt in Rom vor der Porta Paolo, und ein Tyroler-Wirthshaus bei Zirl) und die Pferdestücke von Horace Vernet in Paris und Adam in München, so wie ein Fruchtstück von Preyer in Düsseldorf. — Der Grund, warum Genre, Thierstück, Stillleben u. s. w. der großen Menge gefallen, liegt auf der Hand. Hier glaubt sich jeder, in der größten Bescheidenheit, befähigt genug, richterlich competent entscheiden zu können, die Gegenstände liegen den Leuten nahe, man hat's bequem, man braucht sich zu keiner Idee hinaufzuarbeiten, was, besonders nach Tisch, für die Gesundheit nicht zuträglich ist, es gibt hier nur ein Verdienst anzuerkennen: den Fleiß. Beim eigentlichen Genrebild jedoch handelt es sich wirklich um noch etwas mehr, — erstens, um eine gesunde Naturauffassung, ohne Ziererei einerseits, und Brutalität anderseits, — zweitens, um poetischen Humor, nicht um jenen Humor von der Sache „des Korporal Nym," sondern um jenen hausbaknen Humor der Wiener Volksbühne, welcher selbst aus dem allergewöhnlichsten ein Quentchen poetischen Honig saugt und es auf einer possierlichen Anricht darbringt. Bei Bürkel ist wohl das erste, aber nicht immer das zweite vorhanden, übrigens sind seine Bilder allerliebst gemalt, manchmal nur etwas zu porzellainartig, daß man vor lauter Sauberkeit und niedlicher Putzigkeit, die einen außerordentlich anspricht, gar nicht mehr weiß, was man sonst noch von ihm haben wollte. Auf seinem Tyroler Bildchen ist mehr Reichthum der Handlung, als auf dem römischen Viehmarkt, ja, man kann sagen: eine ganze Handlung, eine Handlung, worin wirklich der Leopoldstädter Humor eine nette Rolle übernommen hat. — Der kleine Preyer kann Blumen und Fruchtstücke malen, wie kaum irgend einer in Deutschland, es gehört wirklich etwas dazu, aus der Leinwand einen Marmortisch herauszumalen, dessen Kälte man bis in die Fingerspitzen spürt, und Trauben, in welche nicht blos ein patriotischer, sondern sogar ein klassischer Spatz hineinpicken möchte. Was die Pferdestücke Adam's und Vernet's betrifft, so weiß man kaum, welchem von Beiden man den Vorzug einräumen soll. Adam ist äußerst talentvoll, Vernet versteht das Genialisiren besser.

Wir wollen, bevor wir wieder einige verdienstliche Landschaften und historische Bilder nennen, ein burleskes Intermezzo einschalten. „Hier meine Herrn werden sie sehen die große Zauberin mit der blonden Allonge-Perücke, etwelchen Schlangen, (notabene: beißen aber nicht, sind durchaus unschädlich, meine Herrn) merkwürdige Zauber-Apparate, und einen noch unentdeckten Vogel. — alles zur sonderbaren Ergötzlichkeit schlecht gemalt und mit einem schönen goldnen Rahmen versehen von Götzenberger in Mannheim. Wenn diese Zauberin eine geborene Mannheimerin ist, so mögen sich die Mannheimerinnen bei dem Maler bedanken, und überzeugt sein, daß wir nie, nicht einmal auf den großen Maimarkt, nach Mannheim kommen werden. Eine andere bedeutende Ergötzlichkeit hat uns Ackermann (von hier) durch eine vermuthlich „ungeheuer idealische" Landschaft bereitet; der brave Mann wußte, daß in Frankfurt alles theuer ist, also auch der Lachstoff, und opferte seinen Pinsel deßhalb menschenfreundlichst auf; wahrscheinlich ist die Scene eine italienische, vielleicht auch eine spanische, — irgendwo in der Geographie wird sie jedenfalls zu finden sein. Das Ding ist aus lauter Atomen zusammengesetzt, von denen sich jedes vor seinem Nachbar fürchtet; es ist wirklich zu komisch! Wir sprechen von solchen Dingen eigentlich nicht blos deßhalb, weil wir unserm Leser eine humoristische Pause gönnen wollten, sondern auch deßhalb, damit ähnliche Herrn sich künftig in Acht nehmen mögen, dem Publikum die Vertrauten-Rolle bei ihren Schülerstudien zuzumuthen. Freilich, hat man nach Jahren nur erst was wirklich Tüchtiges gemacht, so amüsirt man sich auch wohl in einer Stunde der Abspannung seine Studien-Mappe wieder zu mustern; aber man läßt bei Leibe niemand hineingucken. Judith mit dem Kopf des Holofernes im Sack, von Schröter, — Christus, (der hier, aufrichtig gesprochen, nichts als ein verkleideter braver Bäckermeister ist,) von Rhomberg, — der lakirte Student von Salamanka, von Stricker, — ein fürchterlich communer Harfenspieler, von Kauer und noch mehrere andere gehören in diese Categorie. Auch darf man hiebei eine Nacht-Landschaft von Schönberger nicht vergessen, an welcher wir die Entdeckung machten, daß man auch mit Stiefelwichse malen kann; der Erfinder dieser neuen Weise, welche einen erstaunlichen Effekt hervorbringt, soll der berühmte Kalinski sein, dem die dankbare Nachwelt den ehrenvollen Beinamen eines zweiten Johann van Eyk nicht versagen wird. — —

Es werden fortwährend noch so viele später eingesandte und zum Theil recht verdienstvolle Gemälde aufgestellt, daß es ungerecht wäre, wollte man über dieselben erst nach allen übrigen sprechen. Unserm Sprungplan getreu, führen wir deßhalb den Leser plötzlich vor die italienischen Landschaftsskizzen von Lucas in Darmstadt. Unser Urtheil darüber ist in Kürze folgendes: Ihr Ursprung ist in wahrhaft poetischer Naturanschauung zu suchen; es sind Veduten, wie wir selten welche sahen, Veduten, welche von einem Dichter erfunden sein könnten; und das liegt nicht blos in der Schönheit der individuellen Gegenden allein, weßhalb man schon zu der glücklichen Wahl allein gratuliren darf, sondern in der schöpferischen Kraft, welche sich dieselben als Eigenthum angeeignet hat und als eigenthümliche Eklogen wiedergiebt. Nach unsrer Ansicht ist es ein Beweis von großem Genie des Künstlers, wenn die Staffage dem Beschauer nichts als Accessorium erscheint, sondern als integrirend; denn die Kraft, eine solche Wirkung hervorzubringen, kann nur einem Geist angehören, für welchen und in welchem die Kunst noch nicht in verschiedene Gattungen zerstückelt ist, sondern als Ganzes dasteht, deren Aufgabe es ist, eine schöne Handlung klar hinzustellen, ein Faktum, also: Charaktere im Zusammenhang, also Leidenschaften, im Moment, wo sie, ohne zur Karrikatur zu werden, für den Blick festgezaubert werden können, — also: Leben. Nur so kann man von einer Composition sprechen, wie z. B. bei Lessing, wie bei Koch, wie hier bei Lucas. Diese italienischen Landschaftsskizzen verdienen die ehrenvollste Anerkennung. —

Ein Bild, welches allgemein ansprach, ist **Steinbrück's** „**Genoveva**“ (vom Düsseldorfer Verein angekauft.) Wenn Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, Einfachheit, Anmuth der Formen, ein eifriges und doch nicht sclavisch angewandtes Studium der Natur, Harmonie der Farben und jener außerordentliche Fleiß, mit welchem ein Bild **fertig** gemacht wird, die öffentliche Meinung gleichsam als Rechtstitel unterstützen können, so darf man sagen: Steinbrück's Werk **verdient** den Beifall, der ihm zu Theil wurde. —

Weniger das Genrebild: **der holländische Fischhändler**, als das später aufgestellte: **der Jäger** (beide von **Sonderland**, müssen ehrenvoll erwähnt werden. Die Scene ist allerliebst; der Jäger, ein schöner, kräftiger Mann, umarmt das Landmädchen, der Liebhaber in blauer Blouse mit der Mistgabel in der Hand, macht überrascht die unangenehme Entdeckung; auf seinem Gesicht liest man Gutmüthigkeit, Ärger, Bornirtheit, Bescheidenheit, alles durcheinander und alles obendrein komisch. Das Bild ist so sauber, so warm und delikat gemalt, daß man nicht satt wird, es anzusehen. Beim **holländischen Fischhändler** genirt uns die gezierte Stellung des Mädchens, die Kinder dagegen sind sehr nett. (Forts. folgt.)

Spruch.

Immer weiter, immer weiter
Niemals stehe stille!
Bis zum Himmel reicht die Leiter,
Legt sie nur dein Wille.

August Sutor.

Charade.

Erste Silbe.

Es sitzt auf fernem Throne
Ein strenger finstrer Greis,
Mit diamant'ner Krone
Und Locken silberweiß.
Er schickt im wilden Grimme
Die Stürme in die Welt,
Vor deren Donnerstimme
Die starke Eiche fällt.
Es sinket, was da lebet,
Wo er den Thron erbaut,
Der sich aus Eis erhebet,
Das nimmer noch gethaut.
Und keine Blume sendet
Dort Düfte in die Luft,
Wo alles Leben endet
In der krystall'nen Gruft.
Nur Ungeheuer heulen
Den Schreckenschorgesang.
Ach, nimmer noch der Frühling
In diese Hallen drang.
Ja selbst des Meeres Wogen
Sind dort erstarrt, gebannt,
Und wagen nicht zu rauschen
In diesem Schreckensland.

Zweite Silbe.

Es strömt in Aetherwogen
Ein uferloses Meer,
Und hat mit Glanz umzogen
Die Schöpfung rings umher.
Es trinket, was da lebet,
Aus diesem ew'gen Quell,
Und jede Pflanze strebet
Nach seiner Silberwell'.
Und weh, wenn sie entweichet,
Die Seele der Natur,
Dann auf der Wange bleichet
Des Lebens Rosenspur.

Sie weckt den gold'nen Schimmer,
Des Regenbogens Pracht,
Der Sterne sanften Flimmer,
Sie schaffet Tag und Nacht.
Und weh, wenn sie entwichen
Aus dem getrübten Blick,
Das Leben ist verblichen
Und finster das Geschick,
Und dreimal weh der Seele,
In die ihr Strahl nicht fällt,
Dort herrscht nächtlich Grauen
Wie einstens in der Welt.

Das Ganze.

Es baut auf Purpursäulen
Sich eines Tempels Pracht,
Er glühet wie Rubinen,
Und blitzet durch die Nacht.
Vor seiner Gluth erbleichet
Des Mondes sanfter Schein,
Er flammt in glüh'ndem Schimmer
Wie Gold und Edelstein.
Bald sprüh'n smaragd'ne Flammen
Im lichten Strahlentanz,
Und schlingen sich zusammen
Zu bunter Kronen Glanz.
Und scheint auch zu versinken
Der stolze Wunderbau,
Bald sieht man neu ihn blinken
Am fernen Himmelblau.
Nur nach und nach verglimmet
Des Zaubers Wunderpracht,
Bis er erblaßt verschwimmet
Wenn bald der Tag erwacht.

Alfred.

Buntes.

*** Von A. **Peschier** ist eine *Histoire de la littérature allemande depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours* angekündigt, welche in zwei Großoktav-Bänden bei Ab. Cherbuliez und Comp. (Paris und Genf) auf Subscription erscheinen. Dem Programm nach zu urtheilen, mag dieß für Frankreich sehr zeitgemäße Werk, die Anforderungen erfüllen, welche man an solchen Plan zu stellen berechtigt ist.

*** Von *Henri Monniers Scenes populaires* ist die zweite Lieferung erschienen, allerliebste Genrebilder voll Wahrheit und Leben enthaltend. In dem ersten gucken wir wie der diable boiteux in die äußere und innere, episch-dramatische Geschichte eines Postwagens, der mit köstlichen Geschöpfen bevölkert ist. Die Tagesläufte der „**Krankenwärterin**“ sind gleichfalls ein treuer Spiegel des Lebens und der Sitte, leichte psychologische Federzeichnung voll Bonhommerieen.

*** **Drei Piemontesische Novellen**, von Silvio Pellico, und zwei Ungenannten lernen wir in einer französ. Uebersetzung kennen, in welcher Pellico's Dichtung Eugilde, als Prosa wiedergegeben, viel von ihrem Farbenschmelz verloren hat. **Schwester Margarete** (von Barante) ist eine psychologische Novelle, welche in einem einfachen, ergreifenden Styl eine Liebesgeschichte in, außer und zum Irrenhause zurück, erzählt und durch köstliche kleine Züge eine wahre Meisterschaft bekundet.

*** Die *Histoires contemporaines* der unermüdlichen **Herzogin von Abrantès** (Paris 1838. 2 Bde.) zeichnen sich durch alle Vorzüge aus, welche die früheren Schriften dieser geistreichen Dame charakterisiren, zugleich aber tadelt man daran eine gewisse Flüchtigkeit der Behandlung, welche die Wirkung schwächt.

*** Von **Michel Masson**, dem bekannten und beliebten Verfasser der Contes de l'atelier erschien eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: *la lampe de fer* (2 Bde.).

Berichtigung.

Börne ist nicht, wie mich mein Cicerone bei meiner Hierherkunft irrthümlicher Weise berichtet hat, im steinernen Hause, sondern in der Nähe desselben, in einem Hause, das sich in nichts vor den übrigen auszeichnet, geboren. Ich bedaure nur, daß das Gleichniß zwischen seinem **steinernen** Glaubensbekenntniß und dem **steinernen** Hause wegfallen muß. Lieber Gott, der du schon Jahrtausende Alles vorhergesehen hast, warum hast du **Börne** nicht im steinernen Hause geboren werden lassen?

Wihl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 137. 1835.

545

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 12. Juni.

Die Minerva.

Erzählung von E. v. Bachsmann.

(Fortsetzung.)

„Nicht also, meine Brüder!“ rief er, und sein tiefliegendes Auge funkelte in fanatischer Begeisterung. „Nicht hier, nicht in der Nähe heiliger Mauern darf das unreine Blut des Scorpions, der gekommen, unsere Ferse zu verwunden, den Boden besudeln. Ich sage euch: es darf nicht die Stätte beflecken, wo die zerschmetternde Kugel, die heulende Bombe die Märtyrer niederwarf, die jetzt, in den Reihen der Seligen sitzend, unsere gerechte Sache vertreten, und die Rache des Allerhöchsten auf die Dränger herabflehen. — Glaubt darum nicht, daß ich eurem gerechten Eifer Einhalt thun will! Das sei ferne! — Diese Kinder der Verdammniß müssen erschlagen werden vom Aufgange bis zum Niedergange. Der Herr hat uns geheißen, sie zu erlegen wie die Amalekiter, und das befohlene Werk darf nicht nachlässig gethan werden. Keiner von ihnen darf die Gebirge, die dieses gebenedeite Land von dem Lande jener Verfluchten trennen, lebend überschreiten; denn der Herr will, daß ihm ein großes Opfer bereitet werde in unsern Thälern, auf unsern Bergen und an unsern Gestaden. Die Hände, die da bestimmt sind, das fressende Schwert zu führen, dürfen sich nicht durch menschliche Schwäche, durch Rücksichten auf die elenden, künstlich erbauten Verhältnisse des Lebens, in die hemmenden Netze menschlichen Mitleids verwickeln lassen. — Doch, es bedarf meiner Worte nicht! Es bedarf ihrer, weder eure gerechte Rache anzufeuern, noch euch auf das Opfer aufmerksam zu machen, das ihr im Sinne unserer heiligen Sache zu verrichten beschlossen habet. Ich begnüge mich, euch zu bitten, daß ihr dasselbe nicht hier vollziehet, nicht auf dem Boden, der dem Herrn heilig, sondern draußen, draußen auf der Bresche, die die Gottlosen zu eröffnen begonnen haben. Dort, in Mitte des Mauerbruchs, errichtet einen Pfahl. An diesen bindet sodann den Elenden; er mag von den Kugeln seiner Brüder zerschmettert werden. Er ist nicht werth, von spanischer Hand zu fallen.“ — —

Ehe der Hauptmann genau wissen konnte, was man mit ihm verhabe, fühlte er sich bereits an den Schultern und Armen von mehreren Fäusten gepackt. Der Offizier, welcher ihn zu schützen versuchte, ward, mit furchtbarem Geschrei übertäubt, in das Haus zurück gestoßen und, als ob ein bedeutender Sieg erfochten worden wäre, drängte die Menge, den Gefangenen mit Härte fortstoßend, unter Jubel und Wuthgebrüll die Straße hinab. Repellotier erschien in den ersten Augenblicken alles nur wie ein Fiebertraum. Entsetzliche Gestalten, zum Theil in Lumpen gehüllt, mit verzerrten Zügen, wuthblitzenden Augen, fletschenden Zähnen, tobten um ihn her. Jede Anstrengung, nur ein Wort hervorzubringen, wäre umsonst gewesen; ein Versuch, sich dem Mönche, der mit über der Brust gefalteten Händen neben ihm ging, auf irgend eine Weise verständlich zu machen, ward durch den hundertfältigen Ruf: „Nieder mit ihm! Tod dem Franzosen!“ vereitelt. Wer den in Eile die Straße hinabeilenden Haufen, die phantastischen Gestalten, die flatternden Mäntel, die blutrothen Federbüsche der Pöbelhäupter aus der Ferne gesehen hätte,

er hätte einen Augenblick glauben können, er sähe einen Haufen ihr Opfer umtanzender Wilden vor sich, in dem Momente, wo sie es zu dem blutigen Altar des Kriegsgottes geleiten. — — —

In wenig Minuten war der Hauptmann, in Mitte seiner furchtbaren Begleitung, bei der Bresche von Santa Engracia angekommen. Er versuchte, die Hülfe der dort auf Posten befindlichen Soldaten anzurufen. Wie es schien, bemühten sich die Offiziere derselben, den Pöbel zu beschwichtigen; doch bemerkte Lepelletier in deren Mienen eine gewisse Ängstlichkeit, und es war augenscheinlich, daß ihre Gewalt nicht ihrem guten Willen gleich kam; sie befürchteten, sich zu kompromittiren. In diesem Augenblicke erschien der Obrist St. Genis. Eben war man beschäftigt, den verhängnißvollen Pfahl auf dem Mauerbruche zu errichten.

„Was soll das? Was habt ihr vor?“ rief der Obrist der Pöbelrotte zu.

„Etwas, was Ihr nicht hindern werdet!“ antwortete keck der Mönch. „Dieser Franzose wird an einen Pfahl gebunden und dort den Kugeln seiner eigenen Rotte ausgesetzt werden.“

„Wer hat dies befohlen? — Wer wagt, hier zu befehlen?“ rief zornig St. Genis. „Hat dies Palafox gethan, so zerbreche ich meinen Degen und werfe ihn ihm vor die Füße.“

„Palafox?“ entgegnete höhnisch der Mönch. „Er wäre der Mann dazu!“ —

„Also nicht der General?“ schrie St. Genis. „Gott sei Dank! so bleibt unsere kriegerische Ehre unbefleckt. — Grenadiere!“ fügte er hinzu, „bemächtigt euch des Parlementairs.“ —

„Wagt es! — Wagt es!“ rief in diesem Augenblicke der Mönch, ein kleines Kruzifix aus dem Busen reißend und es den Soldaten entgegen haltend. „Verflucht sei der, welcher sich dem Gericht, das der Wille des Volkes über diesen Schergen des Tyrannen gehalten, widersetzt. Ausgestoßen aus dem Schooße der heiligen Kirche, verfallen göttlicher und menschlicher Rache sei der elende Spanier, der es wagen würde, dem zur Rache aufgehobenen Arm sein Opfer zu entreißen.“ —

„Hört mich, Spanier! Hört mich, edle Arragonier!“ rief St. Genis, als die Soldaten zauderten und der Volkshaufen dichter den Gefangenen umdrängte.

„Hört ihn nicht, er ist selbst ein Franzose!“ schrie mit heller Stimme der Mönch. „Hat er auch einiges Verdienst um die Vertheidigung unserer Stadt, so ist er doch geboren in jenem verfluchten Lande, aus welchem die Schaaren der Verruchten sich ergießen, gleich Wasserbächen. Er hat gesogen an den Brüsten der Ketzerei, und ist daran erstarkt, und ist trunken und thörig worden von dem Tranke der Verdammniß. Darum, so sage ich euch, ergreifet das Opfer ohne Zaudern, führet es zum Altare, — denn also nenne ich die zerschmetterten Reste dieser geheiligten Mauern, — bindet es an den Pfahl, den ihr so eben errichtet habet, und dann eröffnet ungesäumt das Feuer auf die feindlichen Schanzen; denn, wie ich sehe, hat sich auf deren Brustwehr eine große Anzahl jener fremden Mörder versammelt, und ist aufmerksam geworden auf das, was hier vorgeht.“

Wie ein Haufe reißender Wölfe fiel in diesem Augenblicke der durch die Rede des Mönchs elektrisirte Pöbel über Lepelletier her. Die Stimme des von ihm weggedrängten Obristen erstarb unter dem Rufe: Muera! Muera! dem sich auch wohl dann und wann ein: Vencer ó morir! oder Viva Fernando septimo! beimischte. Schon fühlte er seine Arme und Füße von schneidenden Stricken umschlungen, schon ward er zu dem Todespfahle hingeschleppt, schon drängte sich der Pöbel zu den Stücken der Artillerie, um das Feuer zu eröffnen, da erschallte dem Hauptmann dicht zur Seite plötzlich eine helle weibliche Stimme. Sie tönte lieblich, und doch stolz und befehlend zugleich.

„Haltet ein!“ rief sie; „ich sage euch: haltet ein! Ich gebiete es euch im Namen des Ordens des Erbarmens (de la misericordia) und der Madonna del Pilar.“ — — — (Forts. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortsetzung.)

Um dahin zu gelangen, braucht man nämlich nicht durch ein langweiliges Faubourg mit engen, schmutzigen Gassen und zerlumpten Bettlergestalten zu fahren; die Boulevards münden unmittelbar in die Elysäischen Felder, und diese führen wiederum durch das Gitter an der Barrière de l'Etoile in die Avenue von Neuilly, aus welcher man durch die Porte de Maillot ins Bois de Boulogne einbiegt. Von dem Bastilleplatze an über die Austerlitzbrücke hinüber bis zu den Ruinen der Abtei von Longchamps und von da wieder zurück auf der andern Wasserseite bis zu der Juliuskolonne führt ein wahrhaft königlicher und bequemer Weg, und der Wagen rollt fortwährend auf einer ebenen, schönen und zu beiden Seiten mit hohen Bäumen bepflanzten Hochstraße dahin.

Wir folgen von der Madeleine aus, in deren Nähe wir wohnen, der Reihe von Wagen und Reitern, welche durch die Elysäischen Felder in die Avenue von Neuilly hinauffährt, und treten mit ihr durch die Porte de Maillot in das Boulogner Wäldchen. Der Zug der Wagen und Reiter dauert hier ununterbrochen in derselben Ordnung, in derselben Reihe und unter denselben Staubwolken fort; die Allee von Longchamps ist ganz mit glänzenden Equipagen und Reitern bedeckt. In diesem bunten Gewimmel der Fahrenden und Reitenden gibt es zwar wenig Gelegenheit, frische Luft zu schöpfen; aber was liegt den reichen Leuten auch an frischer Luft? Dies Bedürfniß der gewöhnlichen Bürgersleute befriedigen sie zu allerletzt; während andere Dinge gehen demselben vor, und die Promenade der vornehmen Welt hat zunächst allerlei andere Zwecke. Zuerst ist es Mode, nach dem Bois de Boulogne zu fahren; frische Luft dort zu schöpfen, ist daher Nebensache; ferner will man seinen Glanz und Reichthum zeigen, Aufwand machen,

sehen und sich sehen lassen. Die Damen wollen ihre Federn und Blumen auf den Hüten, ihre kostbaren Kleider oder ein funkelnagelneues Meisterstück aus der Rue Vivienne zur Schau bringen; die Männer möchten gerne mit einem neuen Gespanne prunken, eine neue Kalesche, ein neues Tilbury versuchen, oder mit den neulich angekauften Mecklenburgern paradiren, und die Dandys und Fashionables wollen den allerneuesten Schnitt eines Fracks oder das phantastische Modell eines Überrocks und einer Weste sehen lassen, deren Originalität den anerkanntesten Stutzer in Erstaunen setzen muß, oder durch ihre wunderbare Haltung zu Pferde Aufsehen erregen und ihre schönen Reitpferde von ächter arabischer Race zeigen, deren Abstammung oft besser erwiesen, deren Verwandtschaft nicht selten genauer ausgemittelt werden kann, als die ihrer Reiter. Dies Alles kann der Dandy nur im Gehölz von Boulogne erreichen, wo er Credit, Ansehen und, was mehr sagen will, Gleichgesinnte hat. Darum ist auch dort der Tummelplatz der Pariser Stutzer; in Paris selbst begegnet man, außer im Tuileriengarten, höchst selten diesem edlen Wilde. Wenn man diese Gattung von Zweifüßlern kennen lernen will, muß man sich auf das Gebiet begeben, wo man auf diese Art Hochwild stößt und die eigentlichen Typen der Dandygattung antrifft; d. h. im Gehölz von Boulogne jagen. Wenn man ein Wild dieser Art geschossen hat und es zerlegt, wird sich nach der Sektion folgendes ergeben: Ein Dandy ist ein Narr im höchsten Grade, der viele Eigenschaften im Superlativ und zugleich etwas vom Petitmaitre, vom Marquis, von Richelieu und Lovelace, von Lauzun und Don Juan an sich hat, welches Alles gehörig zusammengemischt, entweder das liebenswürdigste oder das ekelhafteste Geschöpf, einen Engel oder einen Teufel aus ihm macht. Frankreich war von jeher als das Vaterland der Dandys bekannt; je nach den verschiedenen Zeitläuften hatten sie im In- und Ausland verschiedenen Cours, und galten bald für raffinirte, feine und abgeschliffene Leute, bald für abgefeimte Gauner und unausstehliches Volk. Im vorigen Jahrhundert machten sie sich dadurch kenntlich und bemerkbar, daß sie Puder in den Haaren, Schönheitspflästerchen auf den Backen, weiße seidne Strümpfe bis über die Knie, und rothe Absätze an den Schuhen trugen; ihr Hauptquartier war Versailles und das Oeil de Boeuf. In neuesten Zeiten trägt der Pariser Dandy einen Frack, Pantalons und Stiefel, in Soireen und zur Faschingszeit auch Schuhe und Bas à jour; seine Haare sind stets äußerst sorgfältig frisirt und behalten ihre natürliche Farbe; seine Oberlippe bedeckt ein zierlich zugestutzter Schnurrbart, und um das Kinn und die Wangen geht halbkreisförmig ein starker Backenbart herum, wie man ihn wohl in Deutschland nach dem Hambacher Feste trug, und welcher bisweilen in einen spitzen Ziegenbart am Kinne endigt, wie ihn zu meiner Zeit die Cornelianer in München zu tragen pflegten und welcher hier von den Republikanern barbe à la jeune France oder von den Romantikern au moyen âge genannt wird. Die Welt und die Lagerorte des Dandy's sind das Bois de Boulogne, das Café de Paris und die Avant-scènes der großen Oper.

Gott ist zu gerecht und die Natur zu fruchtbar, als daß sie nicht in dem weiblichen Geschlecht ein Gegenstück zu dem männlichen Dandy geschaffen haben sollte. Das schöne Geschlecht hat gleichfalls seine Dandy's, sowohl in geistiger, als in körperlicher Hinsicht und wir rechnen dahin alle jene Wesen, welche eitel, herzlos und thöricht genug sind, ihr ganzes Leben dem Putze zu weihen und den äußeren Glanz als die höchste Staffel des menschlichen Glücks zu betrachten. Solche, die das thun, sind weder Männer, noch Weiber; das sind nur schöne Mannskleider und Weiberröcke, einige Ellen Tuch, Sammet, Seide und Kaschemir; weiter nichts. Und wenn es am Ende nur noch Thoren wären, denen ein leerer Eigennutz ihr leeres Gehirn verdrehete, aber heutiges Tags bewahren selbst Geist und Verdienst nicht immer vor einer solchen eitlen Leerheit, die doch nur ein ausschließliches Erbtheil der Nichtigkeit bleiben sollte. Die französische Literatur und Kunst offenbart neuerdings einen ungewöhnlichen Hang, fashionable zu werden und die Schule der Anhänger Byron's wuchert hier schnell fort; seinem Vorbilde nach machen Dichter und Schriftsteller sich zu Dandy's, fahren oder reiten nach dem Bois de Boulogne, buhlen aber dort um den Preis des Lächerlichen mit den Narren, welche doch um keinen andern sich bewerben können. Jules Janin ist der Abgott und Reigenführer dieser Secte, welcher jeden Montag im Feuilleton des Journal des Debats mit seinen bizarren Einfällen die fashionable Lesermenge lockt und labet, aber jeden ruhigen Leser von Bildung unbelehrt und unbelohnt läßt.

Wenn wir Tage, Monate lang im Bois de Boulogne und in der Allee von Longchamps verweilen wollten, würden wir stets dasselbe Schauspiel vor Augen haben, Wagen und Pferde, Pferde und Wagen, auf den Pferden Dandy's, Stutzer, Gecken, Engländer und Engländerinnen und in den Wagen Herzoginnen, Marquisinnen und Frauen der hohen Finanz, welche sich gegenseitig in Luxus und Aufwand überbieten. Selten erblickt man einen Fußgänger. Die fashionable Welt gehet nicht gerne so weit zu Fuß, sie spreizet sich lieber in den Equipagen; der Gebrauch der Füße auf eine so weite Strecke ist nur den Pferden dienlich und deren Gesundheit zuträglich.

Suchen wir jetzt auch die vornehme Welt auf, da, wo sie spazieren gehet, nämlich im Tuileriengarten. Der Jardin des Tuileries mit seinen Linden- und Kastanienbäumen, seinen Fontainen und herrlichen Statuen, ist ein nach Quadratschuhen abgemessenes Stück Natur, welches, eingefaßt von dem Schloß und Quai der Tuilerien, von dem Revolutionsplatz und der eleganten Rue Rivoli, ein ganz bequemes, artig eingerichtetes Erholungsplätzchen für die Pariser vornehme Welt darbietet. An den sechs Werk- und Wochentagen wird hier in den Nachmittagsstunden von 3 bis 5 Uhr römischer Corso zu Fuß gehalten, und, wer den Inbegriff der müßigen Eleganz, des Luxus und des Reichthums in Paris sehen will, muß in den angegebenen Stunden nach dem Tuileriengarten gehen. Was Paris Ausgezeichnetes und Schönes besitzt, was in Sammet und Seide reich sich kleidet, treffen wir dann hier versammelt; keine jener schönen Pariserinnen, welche einen so schlanken Wuchs und einen so unvergleichlich schönen Fuß haben, keine jener stolzen Frauen, welche man sonst nur in den hohen Zirkeln des Faubourg Saint Germain oder der Chaussee d'Antin antrifft, kein sich hier aufhaltender Fremde, der auf Welt und Ton Anspruch macht, pflegt diese Promenade im Tuileriengarten zu versäumen. Dort vereinigt sich dann alles, was diesen Tag nicht in's Gehölz von Boulogne spazieren gefahren oder geritten ist; denn, wenn der Sonnenschein zu groß, oder der Staub für den zarten Teint zu verderblich ist, vermeidet man die langen, staubigen Alleen der Champs Elysées, der Avenue von Neuilly und des Bois de Boulogne und begibt sich in den Tuileriengarten, welcher dann gleichsam zu einer lachenden Oase inmitten des garstigen Paris umgewandelt wird. An schönen Tagen im Winter und Sommer steht es ganz voll von reichen Equi-

pagen vor dem Gitter des Gartens nach der Stadtseite zu und in der Rue Rivoli und der angrenzenden Rue Castiglione wiehern die Vollbluthengste, kostbar aufgeschirrt, vor ihren blanken Kutschen. Am Eingang des Gartenthors wimmelt es in buntem Gedränge von weißen und schwarzen Lakayen, welche dort sich sonnen und den Befehl des Aufbruchs von ihren Herrschaften abwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage in Korinth.

Korinth, den 10. März 1835.

„Nicht Allen ist's erlaubt, nach Korinth zu geh'n."
Aristophanes.

Es hat etwas Tröstliches und unbeschreiblich Angenehmes, sich im Vaterlande eines ehrlichen Mannes zu befinden. Hier ward Timoleon geboren. Außer Lafayette gab es nie einen so unbescholtenen, uneigennützigen Menschen; als Bürger, Soldat und Staatsmann war Timoleon viel größer, als Lafayette. Wißt ihr aber, warum er so edel dachte und so großmüthig handelte, warum er in Syrakus, das ihm Freiheit und Existenz verdankte, nur so wie Lafayette nach zwei Revolutionen, in einer schmalen Gaße und einem stillen Hause wohnte? Ich will es euch sagen: er hatte einen Bruder, der in seiner Vaterstadt alles Vertrauen des Volks mißbrauchte, und aller Warnungen und Bitten ungeachtet das zu werden trachtete, was Dionys in Sicilien war; er sah den Keim der Herrschsucht, und lernte sie hassen und vertilgen. Timoleon tödtete seinen Bruder, weil er ein Tyrann geworden.*) — Ich weiß nicht, wie mir geschieht, indem ich die alten und neuen Ruinen dieser Stadt durchwandle. Ein so gewaltiges Grab ist nicht sonstwo in Griechenland. Ich stehe wie ein Ungläubiger am Fenster meiner fensterlosen Hütte, vor der das schöne Meer von Crissa seine Wogen kräuselt, und die drei heiligen Berge der klassischen Vorzeit in die Wolken ragen, und frage betrübt: Ist das Korinth? — Korinth! antwortet das Echo, das in den Säulen jenes Tempels wohnt, und Korinth wiederholt der himmelanstrebende Felsenberg, darauf das dreimal geborne Kastell in altergrauen Mauern thronet. — Einst war Akrokorinth die Wiege des Freistaats, der die Wiege war von Syrakus und Corcyra, — jetzt ist sie der Grabstein desselben. Die Millionäre des Euklid, deren Söhne ein König singen und lesen lehrte, — sie haben sich in arme Fischer und Bauern umgewandelt; die luxuriösen Sybariten, die wie persische Satrapen Hof hielten, — sie haben der Philosophie des Diogenes gehuldigt und sich sogar der Becher entwöhnt. Ich will euch was zu rathen geben, wenn ihr Freunde von Räthseln seid, und dann frage ich euch: wo sind die beiden weltberühmten Häfen dieses griechischen Venedigs? Wahrlich, euer Auge muß wohl geübt sein in der Hieroglyphenschrift der Gräber, wenn ihr mir dieselben herausfindet. Sie liegen in — der Geschichte, und wenn ich nicht irre, noch außerdem in einer topographischen Charte, die weiland ein Kapitän des Dogen in den Lagunen verfertigte, als sein Herzog die alte römisch-griechische Idee bekam, den Isthmus zu durchstechen und den Peloponnes zu einer venetianischen Insel zu machen. — Ich bin gestern den ganzen Tag in den Straßen der Stadt herumgegangen und habe nur vier und zwanzig Häuser gefunden, da die übrigen alle in Steinhaufen verwandelt sind, daß ein ungeübter Fuß sich nicht hindurch zu arbeiten vermag. Ein Thurm von klafterdicken Mauern, ein Felsen vor den Bädern der Venus, fünf Säulen des Jupitertempels, eine Pfütze statt des Hafens von Crissa, die hohlenartigen Reste eines Amphitheaters und die Kirche, in welcher der Apostel Paulus predigte, sind Alles, was der Barbarismus und der verheerende Geist der Revolutionen, außer den pittoresken Zinnen der Burg, auf die Nachwelt brachte. Ich vergleiche den Ort mit einem Regimente tapferer Krieger, das in der Feldschlacht bis auf den Trommelschläger aufgerieben wurde. Was die Türken des Chamel-Bey, oder Paschas von Korinth, nicht zerstörten, das zerstörten die Griechen selbst, so daß man sogar um das Vergnügen kommt, eine ordentliche Moschee und den Palast dieses Moslem zu betrachten, der am untern Stadtende auf einer Anhöhe gegen das Meer auf der Stelle erbaut war, die vor Zeiten die berühmten Hetären bewohnten. — Wenn ich an die schöne Lais denke, deren Statue als Scopas Venus sogar einen Verehrer des Schönen wahnsinnig machte, so will es mir nicht in den Kopf, daß ich aller Liebenswürdigkeit hier entbehren soll. Ich stehe auf, ich sehe auf die Gaße, ich durchlaufe den sogenannten Bazar, ich gehe in die Kirche, an den Brunnen, — vergeblich. Meine Wirthin ist die einzige Frau, die sich sehen läßt, und sie sagt, sie sei aus Cephalonia und eine — Engländerin. O wenn doch Diogenes noch lebte, und mir durch seine Späße die Suppe würzte! mich ärgert's entsetzlich, nur mit Baiern zu essen, und nicht einmal Kartoffeln und die allgemeine Zeitung zu bekommen. — Gehn wir demohngeachtet auf das Kastell und in die Pauluskirche. Es ist ein liebenswürdiger Rittmeister darüber als Platzkommandant gestellt und er versichert, er sei ein zweiter Nimrod und immer mit Hasen und Hühnern versehen. Der Eparch hat meinen Paß visirt nach Athen und mir aus besonderer Rücksicht für mein deutsches Gesicht eine Ordonnanz als Wegweiser mitgegeben. Ich weiß Ihnen vom heiligen Paulus nicht mehr zu sagen, als was der Korporal mir sagte. Die Kirche ist mehr ein Schoppen denn ein Tempel, steht aber auf den Fundamenten eines alten Marmorbau's und enthält ein Paar pittoreske Fragmente. Da sie ein sprechendes Beispiel des modernen korinthischen Elendes ist, so bewog sie meinen ehrlichen Baier zu der Aeußerung, er wisse jetzt, warum Paulus an die Korinther geschrieben habe und nicht persönlich gekommen sei. — Wir gingen durch die Ruinen des Jupitertempels, der auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt, und gemäß dem Styl der kurzen Säulen einer der ältesten griechischen Tempel ist, an dem Felsenbaue eines merkwürdigen isolirten alten Grabes vorbei, und schlugen dann die Richtung einer Bergschlucht ein, in der ehemals ein blühendes Dorf lag. Das giftige Euphorbium hat hier die Luft verpestet und den Bergpfad so ekelgelb angestrichen, daß mich die Augen schmerzten.

(Schluß folgt.)

*) Timophanes hieß derselbe.

Theatralisches Bülletin aus Frankfurt.

Den 4ten. Don Juan, zum Benefice der Madame Pirscher, welche die Anna gab, und in dieser Rolle mein letztes Urtheil nur bestätigte. Die Affecte, Leidenschaft, Schmerz, Trauer etc. sind hier nicht sowohl Ausdruck eines intensiven Lebens, als Resultat der Berechnung. Gleichwohl gebührt dem liebenswürdigen Gaste als Anna das Verdienst einer consequenten Durchführung und seltner Ausdauer. Das große Recitativ, der Probierstein des kunstächten Gesanges, verfehlte, wie die letzte Arie, ihre Wirkung nicht. Mad. P. wird als kunstgebildete Sängerin überall ihren Ruf behaupten. — Der Barometerstand dieser Oper ist wieder im Sinken, der Enthusiasmus verraucht. Wäre die himmlische Musik nicht, die gar nicht zu verderben ist, — die lobenswerthe Leistung einzelner Mitglieder hätte die heutige Darstellung nicht vor dem Fiasko schützen können — auch wenn der Schlußsatz nicht gestrichen wäre. — — Warum aber diese Oper überhaupt geben, wenn man wichtige Parthieen nur durch Anfänger besetzen kann? Herr Petzold, ein Chorist unserer Bühne, probirte sich als Masetto; Herr Lehr, zur Baccalaureus-Würde erhoben, als Comthur. Weder linkische Beweglichkeit, noch Kakophonie stempeln zu solchen Parthieen. Zur Dressur gibt es angemeßenere Bahnen und die Aufmunterung geschehe nicht auf Kosten klassischer Musik. — Ueber den ausgezeichneten Gesang Herrn Schmezer's vergißt man gerne die Champignons-Natur seines Champion-Gusman. — Herr Marrder mußte das einzige Champagner-Lied wiederholen, wurde verdient gerufen, und — dankte im Namen des schönen Gastes. Sonderbar! T.

Den 6ten. Zum Erstenmal: Die Tochter des Geizigen, Schauspiel aus dem Franz. von Kurländer. Stoff und Combinationen sind ziemlich ächt französisch, für die Bühne berechnet, ein Tummelplatz für die schaffende Kraft denkender Schauspieler. Die Bearbeitung Kurländer's dagegen steht unter dem Gefrierpunkt. Wann wird Kurländer von der unglückseligen Idee abkommen: er könne übersetzen und bearbeiten?! Wie er die Sache anpackt, so fehlt vor Allem die Fähigkeit, dann der Fleiß, und es bleibt nichts übrig, als Pomade und ein abscheuliches Deutsch. Bei der Aufführung gaben sich Herr Weidner, Mad. Benesch und Hr. Hendrichs alle mögliche Mühe. Die Natürlichkeit, in welcher sie sich zu behaupten suchten, verdient nach so langer Gewitterschwüle von Unnatur und Comödianterei, die über der hiesigen Bühne schwebt, Anerkennung. Mad. Benesch hat gezeigt, daß in ihr noch Sinn für Wahrheit sei, und hat wahrscheinlich gesehen, daß man, um Wirkungen hervorzubringen, leichter mit der Natur, als mit der Geziertheit ausreiche. Herr Hendrichs hat über seine Rolle nachgedacht und sie recht liebenswürdig durchgeführt. — Hr. Weidner war in den beiden ersten Akten trefflich, im dritten zuweilen etwas über's Maaß hinaus. Aber mein Gott! warum wackelt Weidner immer so unanständig mit den Beinen? Das sollte er sich wieder abgewöhnen; denn es geschieht doch vermuthlich weder bereits aus Altersschwäche, noch aus sonst einem momentanen Grund, — sondern aus Manier; aber diese Manier ist abscheulich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 138. 1835.

5 4?

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 23.

Samstag, 13. Juni.

Werke der Industrie.

Der alte Buchhandel besaß, ich darf nicht sagen, mehr Geld, aber er besaß mehr Stolz, als der jetzige. Der alte Buchhandel stand mit verschränkten Armen in der Thüre seines Ladens, grüßte herablassend das vorübergehende Publikum, das noch durch keine Plakate und große Kupferwerke an die Aushängefenster herangelockt wurde; der alte Buchhandel griff das Publikum nicht gewaltsam an: la vie et la bourse. Es war ein sehr gemessener Gang, das damalige Buchhändlergeschäft, ein Gang auf den gebahnten Straßen des Bedürfnisses: nur die Gelehrten, die Autodidakten klopften bei den Buchhändlern an, das Bedürfniß war das bittende, es war ein freies, kein erzwungenes Bedürfniß. Einige Firmen fuhren sechsspännig; aber Lessing gerieth in Verzweiflung, und wollte hinfort seine Schriften auf eigne Rechnung verlegen.

Die Journalistik hat den alten Buchhandel zu Grunde gerichtet. Die Journale veranlaßten die Lesezirkel, die Lesezirkel absorbirten die Kaufluft der Privaten. Es waren zwei Dinge nothwendig: neue Käufer zu gewinnen, und die Waare selbst äußerlich in andere Gestalt zu bringen. Wir reden noch nicht von den populären Schriften; wir stehen erst bei der „beispielles wohlfeilen" Periode.

Der neue Buchhandel gründete sich auf Nichts; denn er fing mit Schulden an. Seht, dort wird ein neuer Laden ausgebrochen! Was soll dort verkauft werden? Bücher. Du lieber Gott! Ich brauche keine Bücher, meine Frau braucht keine Bücher, mein Vater brauchte keine Bücher, meine Kinder brauchen den Ferbitz, den Splittegarb, den Kinderfreund, aber sie brauchen keine Bücher. Närrisches Volk! Es scheint, du willst betrogen sein. Bücher sind Luxus für dich, du siehst nur das Angenehme darin, man muß dich gegen deinen Willen zwingen, Bücher zu kaufen. Da steht der junge Anfänger von höchst zweideutigem Credit! Der Laden ist ausgebrochen, die Sonne brennt auf den geschmückten Glasfenstern; treten Sie herein, meine Herren, der Leipziger Ballen ist angekommen! Brüsseler Nachdruck, Romane von Fürst und Kollmann, Tutti Frutti! Die Leute hören nicht, sie haben auf der Börse, im Amte, draußen auf der Zollwage zu thun. Was Literatur! Narrenspossen!

Mein junger Buchhändler verzweifelt nicht. Er ärgert sich nicht, daß in die alte Firma des Ortes, drüben an der Ecke des Marktes, nach einander hineintreten der praktizirende Arzt, der Stadtprediger, der Justizamtmann, der Bediente einer englischen Familie, die nach Deutschland reiste, um zu sparen, zuletzt eine alte Betschwester: er greift nach dem Wohnungsanzeiger der Stadt, dieser wunderlichen Stadt, die aber wie alle Städte ist, und streicht sich mit Rothstift die Adressen der Menschen an, welche entweder Vermögen besitzen oder ihr Auskommen haben, oder derer, welche

auf Bildung Anspruch machen. Nun herbei, ihr Anzeigen und Subscriptionslisten, herbei, ihr bibliographischen Berichte, herbei, ihr à condition anvertrauten Bücher; ich will diesem Orte von 15000 Seelen zeigen, was es heißt, Bedürfnisse, nicht befriedigen, nein! Bedürfnisse schaffen. Du schlauer Spekulant! Jetzt heißt es plötzlich: Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen Ansicht —, und nun folgt Titel und Werth irgend eines von den werthlosen Büchern, mit welchen sich unser Literaturblatt zu beschäftigen pflegt. Das Buch, die Anzeigen, die Subscriptionslisten, die bibliographischen Berichte Nr. 89 oder Nr. 98 werden eingeschlagen in die Verlagswerke des Buchhändler Reimer, ich wollte sagen: in verschossenes Makulatur; das Ganze gibt ein hübsches Paket und geht dreist an eine Adresse ab, welche nie mit dem Reich der Ideen, mit der Kunst, mit Schiller und Göthe, am wenigsten mit dem jungen Anfänger in irgend einer Verbindung gestanden hat.

Das Paket kömmt an. Was ist das? Was soll das? Wozu das? Wer wollte das? — Bitte! Öffnen Sie nur! Man öffnet, die Familie steht herum, neugierig, man lies't: Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen — Von wem? Von wem hab' ich etwas zu erhalten? Wer braucht mir unaufgefodert Gefälligkeiten zu erweisen? Der Sortiments-, Kunst- und Musikalienhändler Mauser — Mauser? Ich kenne keinen Mauser! Ach, der junge Mann da, — sagt die Frau. Ach, der junge Mann auf dem Ball da, — sagt die Tochter. Man lies't, man rechnet, man fühlt sich geehrt, man zahlt. Der junge Anfänger lacht: Er hat Kundschaft.

Aber nicht überall reussirte die Dreistigkeit. Es gibt Grobiane (auch verheirathete), dummstolze, in überwiegender Zahl aber rohe Menschen, die sich für zu gebildet achten und zu reich, als daß sie noch nöthig hätten, etwas Monatliches auf die Kultur ihres Geistes zu verwenden. Der junge Anfänger klopft nicht wieder an. Sein erster Coup gelang im Durchschnitte. Die Literatur hat einen neuen Absatzweg. Wir verdanken dem jungen Manne brave Menschen, welche sich bilden wollen, die Wahrheit befördern und eine Ehre darein setzen, ihren Kindern eine Bibliothek zu hinterlassen.

Dies Genrebild klärt uns das Glück auf, welches in unsern Tagen die Heftweise und die Pfennigsliteratur gemacht hat. Denn es ist, wenn auch nicht immer wohlfeile Literatur, die hier vertrieben wurde, doch bequem zahlbare, da sie sich nur in kleinen Raten merklich macht. Auch erfordert die Art, wie die Heftliteratur verbreitet werden muß, eine besondre Betriebsamkeit des Buchhändlers, der sich nur der Fleiß junger Leute zu unterziehen gewohnt ist. Die alten Firmen verbitten sich Zusendungen dieser Art; sie wollen vor Niemanden den Hut abnehmen und sich nicht so rühren, daß sie ihr Embonpoint verlieren könnten. Es leben die alten Firmen!

Das Glück, welches die Heftliteratur machte, veranlaßte freilich den Plunder; doch kommen auch vortreffliche Erscheinungen vor, und wir wollen hier kurz einige dieser Art erwähnen, welche besondre Aufmerksamkeit verdienen.

Okens Naturgeschichte ist bis zur neunzehnten Lieferung gediehen. Anerkannt ist der innre Werth dieses Buches; aber noch hat man nicht bemerkt, welche merkwürdige Erscheinung es in der Fassungskraft des großen Publikums bewirkt hat. Wie begann diese Naturgeschichte? Mit den Phänomenen der Thierwelt, mit den Organen des menschlichen Körpers, kurz mit Begriffen, welche uns nahe liegen, mit Anschauungen, in welche sich der Laie bald versetzen konnte. Jetzt im Verlaufe des Werkes werden die Untersuchungen schon complizirter, der Geist der Wissenschaft gibt die Deutlichkeit auf Kosten des Systemes nicht zu; aber wir hielten uns fest an den Demonstrationen des Verfassers, wir prägten seine Vordersätze unsrer Fassungskraft ein, wir fühlen kaum, daß wir aus Laien Kundige geworden sind, daß wir uns mitten in dem Systeme selbst befinden.

Littrow's Himmel, seine Welten und seine Wunder riß vielleicht schon zu früh in das Gebiet mathematischer Abstraktionen hinein, die nicht Jedem gegenwärtig sind; doch schön ist es, daß die Popularität nichts der Wissenschaft entzieht, was ihr gehört. Die geschmackvolle Ausdrucksweise des Verfassers ist seinem Gegenstande durchweg angemessen.

Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon machte so viel Glück, daß eine zweite Auflage und neue Bearbeitung von Elsner zulässig wurde. Mehre Hefte des letztern liegen uns vor; doch scheint der jetzige Bearbeiter, auf die Bereitwilligkeit des Publikums rechnend, sich in Ausdehnungen zu gefallen. Bei solchem Streben müssen denn Dinge unterlaufen, wie man sie zur Ergötzlichkeit z. B. Bd. II. S. 97 liest: „Man kann die Seemächte theilen in die katholischen, protestantischen und neutralen.“ Diese Eintheilung ist drollig. Was hat die Religion mit der Marine zu thun?

Friedrich der Große von Theobald Chauber stieß im Anfang seines Erscheinens auf kritische Hindernisse. Der Name des Verfassers war so geflissentlich maskirt, und die Erscheinung des werthvollen Werkes von Preuß hatte das Hauptverdienst, welche man sich um Friedrich II. erwerben konnte, in Mittheilung aus archivalischen Quellen gestellt. Doch rechtfertigte der Verfolg den Verfasser und gibt einen denkenden und von seinem Gegenstande hinlänglich ergriffenen Kopf zu erkennen. Der Styl ist edel und angemessen, vielleicht etwas zu voll. Charakteristisch für einen Süddeutschen ist es, sich so in Preußische Anschauungen und in ein patriotisches Ge-

fühl von jenseits der Elbe zu versetzen, wie hier geschehen ist.

Im Allgemeinen aber bitten wir die Firma **Scheible**, in ihrer heillosen Büchermacherei einzuhalten und die kaum erwachte Theilnahme des Publikums durch übergroße Zudringlichkeit nicht zu erkälten.

---

72) **Frühlings-Almanach.** Herausgegeben von Nikolaus **Lenau**. Stuttgart, Brodhag. 1835.

Dem vielerwarteten Fragmente: **Faust** von N. **Lenau** gedenken wir den Hauptartikel des nächsten Literaturblatts zu widmen. Hier nur einige kurze Bemerkungen über den Restinhalt eines Unternehmens, dem wir den besten Fortgang wünschen:

Lieder von **Karl Mayer**, wieder in jener Manier, welche an dem Verfasser nachgrade widerlich wird; Herr Mayer muß sehr verworrene Begriffe von der Lyrik haben, wenn er glaubt, daß seine kleinen Spaziergangseinfälle, die noch überdies in einer geschraubten und unnatürlichen Sprache auftreten, irgend eine poetische Befriedigung seinen Lesern geben könnten. Die Naturbeschreibung hat in der Poesie eine Gränze: nämlich die, wo sie Naturgötzendienst mit naturhistorischer Färbung wird. Ich möchte wohl wissen, welche Saite des Gemüthes von Herrn Mayer's Liederchen soll vibrirt werden.

Der Bärenhäuter im Salzbade, ein **Schattenspiel** von **Justinus Kerner**, sucht die Geisterseherreien des Verfassers zu rechtfertigen, und ist nicht ohne Humor, ja selbst mit einem aristophanisch-witzigen Schlusse durchgeführt. Nur scheint es eine arge Ungerechtigkeit zu sein, wenn Herr Kerner dem lächerlichsten Rationalisten, wie hier dem Badprediger, die Rolle überträgt, an dem Zwischenreich und den Prevorstereien zu zweifeln. Man kann für Pindar, Dante, Shakespeare und Göthe schwärmen, und doch von den Gedichten, die früher oder später, von Geistern oder Menschen in Weinsberg gemacht wurden, eine sehr geringschätzige Meinung haben.

Herbst 1833 in Neusaß, von **Rückert**. Hier ist ein Poet, durch und durch, ein Poet, der nicht dichtet, wenn er einmal einen guten Gedanken hat, sondern der nur anzusetzen braucht, und immer gute Gedanken hat. Welch sanfter Hauch weht über diesen neuen Blumenflor der Rückert'schen Muse! Eine elegische Stimmung waltet hier, durchblitzt von manchem lächelnden Blicke, von Blicken der Hoffnung, von Ironie über die Welt, ja von Ironie über den Dichter selbst. Hier ist ein Dichter, der in seiner kleinen Siedelei doch die ganze Welt umfaßt. Wie schön steht Rückert der Schmerz, daß er in zu kleinen Kreisen wohne, um das Große der Begebenheiten ganz mitzuleben; daß er zu sehr an der Idylle kranke, um in Hymnen zu singen! Und schwingt eine solche Weltbetrachtung sich einmal auf, dann muß sie wahrlich so erschüttern, wie Rückert's Kometenlied, ein Gedicht, in welchem die glühendste Liebe zur Menschheit und eine unversiegte Hoffnung auf den Himmel sich ausspricht. Weide dich, Leser, an dem schönen Gedanken, daß die Erde, falls der Komet in ihre Bahn träte, dem wirren Meteor jenen Kern geben würde, der ihm fehlt!

Salomo's Nächte von **Gustav Pfizer** kündigen sich widerlich durch die Nibelungengänsedärme an, ein Versmaaß, das der Reflexion und der Wortfülle Thor und Thür öffnet. Die Ausschmückung der Scene ist überladen: sie läßt auch kalt, da nichts unserer Phantasie von Hausaus schon näher liegt, als orientalische Nächte. Die Philosophie Salomo's, die sich in den Zwiegesprächen mit der Königin von Saba kund gibt, leidet daran, daß sie unhistorisch ist; denn Salomo war nicht so im Unklaren über das Ende und den Anfang der Dinge, wie Herr Pfizer; sondern er philosophirte etwas epikuräisch, zum großen Theile aber indifferentistisch mit dem Refrain: Alles ist eitel. Dies ist aber kein Refrain der Verzweiflung, sondern der Zufriedenheit. Wir fordern den Verfasser zum letzten Male auf, keine Gegenstände zu wählen, bei denen es nur darauf ankömmt, sie zu **versifiziren**!

---

73) **Umriß einer Theorie der bildenden Künste.** Von Ludwig **Schorn**. Stuttgart, Cotta. 1835.

Sehr billig ist das Verhältniß, welches der Verfasser zwischen der Poesie, Musik und Plastik (Gestaltenschöpfung durch Architektur, Bildhauerei und Malerei) feststellt. Die Poesie behauptet den höchsten, die Musik den untersten Rang. Es gibt Musiknarren, welche mir und dem Verfasser dies sehr übel nehmen werden; aber recht verdienstlich ist die Opposition gegen den übertriebenen musikalischen Enthusiasmus, welcher sich schon durch seine Allgemeinheit, durch die Theilnahme jeder ungebildeten Gefühlsschwätzerin an seinen Excentrizitäten verdächtig macht. Was wird heutiges Tages nicht alles in der Musik gefunden! Ja noch mehr, was nicht alles hineingelegt! Die Musik ist das Surrogat der Unterhaltung geworden, die Musik macht sich mit ihren Sonaten und Cavatinen breit, wo man vernünftige und gefühlvolle Worte hören will, die Musik ist so recht unbequem und zudringlich geworden, daß ich ihr in dem Bereich, wo ich Herr bin, immer die Thür weise. Die Musik ist sowohl für das Gefühl, wie für den Gedanken der unvollkommenste Ausdruck; sie ist in demselben Notensatze einer tausendfachen Erläuterung fähig; sie wird das, was sie aussprechen will, immer so geben, daß man auch leicht etwas andres mit hinein legen kann. Warum sind die größten Musiker, die schmelzendsten Sängerinnen oft die rohsten und ungebildetsten Menschen? Weil die Musik kein Moment der Cultur und sich bei wilden, wie

civilisirten Völkern immer die Musik auf verwandten und gar nicht groß unterschiedenen Stufen befindet. Da soll die Musik euch den Himmel erschließen! Wenn ihr den Himmel nicht in euch trägt, kein Hummel erschließt ihn euch! Kurz es scheint, als sei die Musik nur da, um der Gefühlsleere und grassirenden Unbildung, namentlich unter den Frauenzimmern, eine glänzende und sonore Entschuldigung oder Verhüllung zu geben.

Ich gestehe, daß ich hier in einen pädagogischen Ideenkreis gerathen bin; aber selbst bei ästhetischen Prämissen muß man zugeben, daß die Musik nur approximativ wirkt, daß ihre heillose Unbestimmtheit sie tief unter die Poesie und Plastik setzt. Die Grundlage der Musik ist eine sinnliche: sie soll auf unsre Ideen wirken, sie kann aber uns auf die Nerven wirken, welche den Ideen des Erhabenen, Komischen u. s. w. als sinnliche Organe dienen. Jede Kunst, welche das Momentane ihrer Absicht nicht vollständig abgerundet und unzweideutig wiedergeben kann, steht tiefer, als die, welche darin ihre Ehre sucht. Die Musik kann es nicht. Sie scheint die Zwecke, die sie hat, immer zu umgehen.

Möchte es dem Verfasser gefallen, die geistreichen Skizzen dieser wenigen Blätter zu einem erschöpfenden Systeme auszuführen!

---

74) Betrachtungen über einige Schriften von F. R. de la Mennais. Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius. Jena, Bran. 1834.

Ein Professor der Theologie will uns hier weiß machen, daß die Regungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Religion keinen progressiven Inhalt hätten, daß sie nichts vorbrächten, was das Christenthum nicht schon besäße oder wenigstens die Lehrer desselben längst beantwortet hätten. So könnten weder der St. Simonismus noch der Geist, welcher in den Worten eines Gläubigen herrscht, für neue Momente der religiösen Entwickelung angesehen werden. Welche Selbstgenügsamkeit! Weil diese Herren an der äußern Schale der Dogmatik sich die Zähne zerbissen haben, so meinen sie, die Schale sei schon geöffnet: weil sie sehr gründliche Bücher über die Kirchengeschichte geschrieben haben, so soll die deutsche Gottesgelahrtheit alles befriedigen, was in einer müden und wunden Seele an Zweifeln und Wissensdurst nur aufsteigen kann! Wir können alle bereit sein, in die Behauptung einzustimmen, daß der St. Simonismus in seinen positiven Elementen, in der Dogmatik, welche er schaffen will, von der tiefern Spekulation verlassen ist, dürfen aber den einen Satz nicht umgehen, welcher fundamental für die Entwickelung unsrer Zeit bleibt, und welcher so lautet: Entweder ist das Christenthum nicht mehr ausreichend, um das religiöse Bedürfniß der Völker zu befriedigen; oder es bedarf einer neuen Erklärung, die ihm eine Ausdehnung gibt, welche die alte Orthodoxie noch nicht gekannt hat.

Die Behauptung des Professors, daß Lamennais zunächst hierarchische Zwecke habe, kann nicht bezweifelt werden, nur ist es gehässig, einem Manne, der nie Jesuit war, die böswillige Absicht unterzuschieben, als rege er die politischen Leidenschaften auf, um ein betrügerisches Mittel zu seinem papistischen Zwecke zu haben, ein Mittel, das er später der erste wäre zu desavouiren. Nein, Lamennais ist heilig davon überzeugt, daß das Christenthum sich nicht mit der Aristokratie, weder geistlicher noch weltlicher, vertrage: er ist katholisch, aber nicht römisch. Die Hierarchie Lamennais' liegt weiter hinaus, als eine jesuitisch erschlichene Verbesserung der weltlichen Lage des Papstthumes, oder eine allgemeine Propaganda des Katholizismus im tridentinischen Style: sie ist eine Herrschaft der Heiligen; keine Hierarchie mehr, sondern Theokratie. Die Worte eines Gläubigen sind eine Frage der Zukunft, voll Tiefsinn und Weissagung, eine Frage, von welcher der politische Inhalt unzertrennlich ist, eine Frage, die jedenfalls in einem andern Sinne entschieden werden muß, als von Lamennais geschehen ist, aber zuletzt auch eine Frage, über welche deutsche Professoren der Theologie keine Stimme abgeben können.

Eine kleine Bemerkung über das theologische Idiom muß ich dieser Erklärung noch beifügen.

Die Dummgläubigen, die Orthodoxen und evangelischen Kirchenzeitungsschreiber des geistlichen Großherzogthums Hengstenberg erwiedern auf die neuern religiösen Regungen mit kurzen, von einem schlauen Lächeln begleiteten Worten, daß sie Werke des Teufels wären, um es mit einem Worte zu sagen. Unser Zeitalter stünde dem Satan große Macht zu und Satan schleiche sich in alle Ritzen ein, spräche wissenschaftlich, wie ein Doktor der Theologie, affektire ein großes Bedürfniß, dem lieben Gott in seinen Nöthen zu helfen; der Satan schreibe Worte eines Gläubigen, Vorreden zu Schleiermachers vertrauten Briefen über die Luzinde, und andre dergleichen Schriften. Herr Baumgarten-Crusius wagt nicht, einen so irrationalistischen Ausspruch zu thun; aber da seht, wie viel wir durch unsre Vernunftgläubigkeit gewonnen haben! Herr Baumgarten-Crusius kann sich nicht enthalten, von den Worten eines Gläubigen zu sagen, sie seien „doch eigentlich nur Werkzeug einer andern dunklen, chaotischen Macht.“ Da sind wir nun hingekommen! Die Einen glauben an den Teufel, die Andern an eine dunkle chaotische Macht. Wo ist Besserung?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 139. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 15. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Fast bewußtlos richtete Lepelletier den Kopf nach der Seite, woher die Stimme erscholl. Er sah neben sich eine junge Nonne vom Orden der Barmherzigkeit. Das bleiche, fast marmorähnliche Gesicht derselben trug ausdrucksvolle Züge, die in dem Augenblick, als der Hauptmann sich zu der Redenden wendete, eine flüchtige Röthe übergoß. Wie man sah, war die junge Nonne von allen den Umstehenden gekannt und geachtet; denn auf den Laut ihres Wortes schien die Wuth des Haufens sich für den Moment zu mäßigen.

„Es ist Schwester Theresa!“ zischelte Einer, der sich bis dahin besonders wüthend geberdet hatte, dem Andern in's Ohr.

„Es ist Theresa del Rosario!“ sagte leise ein Anderer.

„Was wollt ihr thun, Arragonier?“ sprach jetzt die Nonne, dicht zu dem Pfahle tretend, an dem der Gefangene noch immer gebunden stand. „Wozu, edle Spanier, habt ihr durch die Hitze des Augenblicks euch hinreißen lassen? — Wenn ihr in dem Gefühle des Grimmes verrätherische Söhne oder allzuschwache Töchter des Vaterlandes mit dem Tode bestraftet, wenn ihr auf einen Augenblick den Ausspruch dessen, der da sagte: Mein ist die Rache, ich will vergelten! vergessen konntet, so ist es möglich, daß nach vollbrachter That sich euer Gewissen mit dem Gedanken: Sie empfingen, was sie verdienten! zu beruhigen im Stande war. Was aber hat dieser Fremdling begangen? — Auf das Geheiß seines Feldherrn, vertrauend dem Völkerrechte, und, — was mehr ist, — vertrauend spanischer Ehre, betrat er die Mauern dieser Stadt. Er ward nicht gefragt, ob er die Aufforderung zu schändlicher Unterwerfung überbringen wolle oder nicht. Er that, was seine Pflicht war. Wer von euch Allen würde sich weigern, eine Botschaft unsers Feldherrn in's feindliche Lager zu bringen, ob er auch wüßte, daß tausend Gefahren ihn umringten? Schande dem Sohne Spaniens, der nur einen Augenblick Anstand nähme! — Hat aber dieser Fremde nichts begangen, als was seine Pflicht war, warum wollt ihr ihn tödten? — Warum wollt ihr auf eine Weise, die selbst der Wilde, der die Person des Friedensboten ehret, tadeln würde, einen Flecken auf den spanischen Namen bringen? — Warum wollet ihr den blutdürstigen Feinden einen Vorwand leihen, mit einem Anschein von Recht ihre Wuth an wehrlosen Bewohnern des Landes, ja an den tapfern Vertheidigern dieser Mauern, die noch vor wenig Tagen blutend in die Hand unserer Dränger gefallen sind, zu kühlen? — Nein, meine Brüder! Ihr seid Christen, ihr seid Spanier! Ihr werdet eure Hände nicht mit dem Blute dieses Menschen besudeln! — Darum, und zwar im Namen des Gottes des Friedens, der Gerechtigkeit, und der Madonna vom Pfeiler, unserer göttlichen Schützerin, löse ich die Bande dieses Mannes.“ —

Eben wollte die Nonne nach der Schlinge des Strickes greifen, der unsern Bekannten an den Pfahl gefesselt hielt, als der Mönch, dessen düsteres Auge bis dahin an den Lippen der Redenden, wie festgebannt, gehaftet hatte, schnell hinzutrat.

„Nicht also!“ rief er aus, indem er den magern Arm gegen den Hauptmann ausstreckte. „Das Opfer ist mein! Ich habe es gebunden an die Hörner des Altares; es darf mir nicht entrinnen. — Er darf nicht leben, dieser Mann,“ setzte er dumpf und so leise hinzu, daß er fast nur von dem Gefangenen und der Nonne verstanden ward; „er darf nicht leben, Theresa, denn dein Mund hat für ihn gesprochen, dein Auge hat auf ihm geruht! — Nein! — Nimmermehr! Er darf nicht leben.“ — —

Ein Gemurmel war indeß in dem Haufen entstanden. Man vernahm nur einzelne Worte. „Sie hat Recht,“ sagte der Eine. „Nein, der Mönch!“ entgegnete der Andere. „Mein Sohn fiel gestern in die Hand der verfluchten Franzosen; sie werden ihn ermorden, wenn wir diesen nicht laufen lassen!“ bemerkte ein Dritter. „Schwester Theresa,“ sprach ein Vierter, „steht sichtlich unter dem Schutze der Santa Virgen del Pilar. Mitten unter dem Kugelregen hat sie schon Verwundete verbunden, und ist stets unbeschädigt geblieben!“ — „Jacintō spricht ganz vernünftig!“ hob der Erste wieder an. „Schwester Theresa ist fast wie eine Heilige zu betrachten. Als sie den alten Perez, der durch den Leib geschossen worden war, nach Hause begleitete, hat dessen Frau ganz deutlich gesehen, wie das Jesukindlein auf dem Schranke ihr bei'm Weggehen freundlich zugenickt.“ — „Fromm ist sie; das ist wahr!“ sprach nachdenklich ein Kerl von gräulichem Äußern, und der, wie es schien, der Anführer der Bande war. „Ich bin zwar gern dem Padre Petro zu Willen, und er hat mir erst gestern ein halbes Brod und seinen Segen gegeben, weil ich ihm versprochen, Patronen machen zu helfen, aber — hol's der Henker! — wir könnten uns bei dem Dinge das Mißfallen der Madonna del Pilar zuziehen, und da ist's besser, wir lassen die Franzosenbestie laufen!“

Die Nonne hatte indeß angefangen, die Schlingen, die den Hauptmann an den Pfahl gefesselt hielten, zu lösen. Heftig fiel ihr der Mönch in den Arm; doch in demselben Augenblicke wandte sich die Erstere mit der Würde und Haltung einer Fürstin nach ihm um. Mit durchdringendem Blicke schaute sie ihn an, drohend erhob sie den Zeigefinger und sagte das einzige Wort: „Bedenke!“ —

Wüthend stürzte der Mönch durch den Haufen und verlor sich in einer nahe liegenden Straße.

Mit der Entfernung des Mönchs schien die Wuth des Pöbelhaufens erloschen. Der Obrist St. Genis befahl einem Unteroffizier und einigen Soldaten, den Hauptmann, bis auf die Weite eines halben Kanonenschusses, zu eskortiren, damit, wie er auf französisch sagte, das fanatische Volk ihn nicht noch durch einige aus der Ferne ihm nachgeschickte Flintenschüsse gefährde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Jacob, mit seines Sohnes Joseph blutigem Kleid auf dem Schooß, in dumpfem Hinbrüten über den Verlornen. Weib und Kinder trösten ihn. Von F. Krienen in Düsseldorf, (vom Frankfurter Kunstverein für die Verlosung von 1835 angekauft). Der Maler hat nicht den Moment des ersten Entsetzens über die gräßliche Kunde gewählt, sondern die stille Nachwirkung abgewartet, in welcher die Leidenschaft des Vaters durch die Umgebung harmloser jüngrer Kinder bis zur Resignation gemildert wird. Diese Wahl des Momentes scheint für das Talent des Malers günstig zu sprechen; mancher Andre hätte sich vielleicht lieber an den theatralischen Knall- und Actus-Effect des ersten Entsetzens gehalten. Die Färbung ist allzu modern gehalten, fast könnte man sie etwas unbeholfen nennen. Die Composition scheint noch nicht einfach und frei genug, man sieht mehr das Streben, eine Composition hervorzubringen, als man von der wohlthätigen Harmonie einer fertigen und auf einmal gewordenen, sanft gefesselt wurde. Aber Streben ist immerhin schon lobenswerth.

Kreuzfahrer in der Wüste, von Stielke in Düsseldorf. Ein hübsches Bild, wenn auch ditto modern, und obgleich der Styl desselben nahe an der Grenzlinie einer stereotyp zu werden drohenden Manier schwebt, namentlich wenn man die Handzeichnungen Stilke's (wie z. B. den Sclavenmarkt u. a.) damit vergleicht. Der Alte, die bleiche Frau an seiner Seite, der kräftige Ritter auf der andern Seite, die aufgewühlten Sandwogen der Wüste, — das alles ist sehr hübsch und fleißig gemacht; nur der schachmatte Mohr mit den „glühenden“ Sohlen, sieht etwas ledern und verschossen aus. Der Maler hat ohne Zweifel Talent, es ist nur Schade, daß es jetzt allenthalben Talente gibt, und daß man wirklich verlegen wird, wenn man sich über ein einzelnes darunter besonders freuen soll.

Maria vor dem Jesukinde, von C. Deeger aus Hildesheim, in Düsseldorf. Ein Bildchen, allerliebst durch Zartheit und Innigkeit der Zeichnung und Färbung. Vielleicht ist als Hauptsache daran nur zu tadeln, daß die Madonna, statt jungfräulich, noch etwas zu mädchenhaft aussieht. Bei weitem besser ist der Charakter des Kindes gehalten.

Die 3 Bildchen von Lasinsky (Paulus, Jacobus, und Petrus, von dem Apostel aus dem Kerker befreit) zeichnen sich nebst einem löblichen Streben, zu charakterisiren, und zu individualisiren, (besonders die 2 ersten) durch eine unnöthige Akkuratesse und Gewissenhaftigkeit aus, namentlich was die Haare betrifft, wobei der Bibeltext: „Alle Haare eures Hauptes sind gezählt,“ im Auge gehalten worden zu sein scheint. Im Ernst: Wozu dient diese Ängstlichkeit? Wir wollen übrigens dem Talent des Malers, dessen Bilder schon um des Ernstes willen Beachtung verdienen, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber: est modus in rebus, sunt certi denique fines; eine solche Minutiosität paßt für Miniaturen, nicht für Ölgemälde. Man halte mir hier das Bild Fiesole's im Städelschen Institut, das vielleicht manchem wie eine Miniatur vorkömmt, ja nicht entgegen. Damit hat es eine andere Bewandtniß; das Bild Fiesole's ist, so klein die Köpfe der Engel darauf sind, gewiß keine Miniatur, sondern so frei, und trotz allen Fleißes so kühn.

daß man vergißt, vor dem Fleiß den Hut zu ziehen und bloß vor dem Genius, vor der heiligsten Begeistrung seine Kniee beugt. Wem diese unsre flüchtigen Worte parador scheinen gegen unsre sonstigen Ansichten von Pflichten an die Form, den bitten wir um Vergebung, daß wir zu wenig Zeit und Raum haben, ihm einen förmlichen Commentar auseinander zu wickeln und fügen zum: „dixi“ bloß hinzu: Die Materie, so nothwendig sie zur und als — Form ist, darf den Geist nie erdrücken, sie ist allerdings das Vehikel des letztern, und natürlich die erste Bedingung der bildenden Kunst, aber der letztere muß sie erst zu dem machen, als welches sie ihm zu dienen würdig ist.

Von Theodor Freiherrn von Oer in Düsseldorf sahen wir: „Der Tod der heiligen Elisabeth.“ Trotz dem Umstand, daß auf jede einzelne Person eine lobenswerthe Geschicklichkeit verwendet und jede nach Kräften sauber fertig gemacht ist, — vielleicht ebendeßhalb, — weil man jede herausschneiden und sich daran amüsiren könnte, ist das Bild eher das, was man jetzt, wenn man grade für eine Gattung in Verlegenheit über den Namen ist, — Genrebild nennen könnte, als das, was es sein sollte: eine historische Composition. So wollen wir es denn, die tabellarische Theorie des bekannten Professor Haarzopf zu completiren, ein historisches Genrebild nennen, und als solches thut es vollkommen seine Schuldigkeit.

Man erlaube uns, da wir — vielleicht ganz zufällig — mehre der Richtung nach verwandte Gemälde besprechen, denselben folgende Meinung als Coda anzuhängen: Es gibt jetzt viele talentvolle Menschen, die in der Kunst wirklich etwas wollen; das kommt daher: sie sind brav und gut von Haus aus, sie haben einen Respekt vor allem, wo sie einen tüchtigen Eifer, wo sie eine ehrenwerthe Gesinnung für die Kunst sehen, die von einem günstigen Erfolg gekrönt werden. Nun ist es bei ihnen nicht gerade Nachahmungstrieb, wenn sie dieser Richtung folgen, sondern Bedürfniß, etwas solides zu werden und zu leisten; sie entschließen sich demnach, sie studiren Tag und Nacht, sie schauen, sie lesen, sie vergleichen, sie urtheilen, sie sprechen. In Summa: Sie haben plötzlich in ihren Leistungen eine lebendige Kritik, welche das Schlechte verständig zu vermeiden weiß, und nun emsig im Sammeln und Häufen schöner Einzelnheiten wird, um das Ersparte und Gewonnene desto blanker und wohliger verschwendrisch zur Schau stellen zu können, dadurch ergeben sich vortreffliche Gestalten, bei denen man an die alten Meister denken muß, aber, weil jene doch so ganz Produkte moderner Verstandesanschauung sind, ohne jene magische Wonne zu empfinden, die uns beim Anschau der alten Meisterwerke durchrieselt, — Gestalten, mit vortrefflichen Gesichtern, Armen, Beinen und Proportionen. Der erste Eindruck ist frappant; man tritt näher, man läßt sich Taufschein und Stammbaum weisen, man wird allmählig kalt, man überzeugt sich, daß sie bloß bei unserm Verstand anklopften, und daß ihnen das Herz demnach nicht geöffnet wurde. Man findet sie indessen, um sich nicht zu blamiren, eine Zeitlang classisch, und sie werden Mode — weil sie (man lache immerhin!) weil sie eben nichts als — modern sind.

Wilhelm Schirmer in Düsseldorf. Wer wurde auf der Ausstellung von Schirmer's beiden Landschaften nicht lebhaft angezogen? Wer erfreute sich nicht an der Wahrheit, an dem Ausdruck derselben? Wer übersah nicht gerne die kleinen Mängel, von denen man doch weiß, daß sie bloß Capricen, Marotten des Malers sind? Wer ärgert sich nicht beim ersten flüchtigen Anblick über die fatale, unnatürlich aussehenden Vorgründe, welche der Wirkung der Bilder schaden, indem sie dieselben gleichsam kopfüber umzustürzen scheinen, weil der Schwerpunkt fehlt, der bei der Landschaft denn doch in einem markigen Vordergrund liegen muß? Und doch ist eben auch hier in diesen Vorgründen ein bedeutendes Talent anzuerkennen, ein Talent, welches sich über die gewöhnlichen Theaterbehelfe des Landschaftsmalers hinauszusetzen weiß, und den Beschauer gleichsam zu zwingen scheint, einer eigenthümlichen Naturnationalität zu huldigen. Es ist wahr, Schirmers Landschaften fehlt Wärme, aber sie sind deßwegen noch lange nicht kalt, oder gar prosaisch; und, wenn seine Vordergründe befremden, unwahrscheinlich, effektwidrig scheinen, so sind sie doch meistens glücklich abgelauschte Nuancen eines wirklichen und zugleich wahren Naturzustandes, der dem gewöhnlichen Beschauer freilich wie eine Bizarrerie vorkömmt, und wodurch ungefähr folgendes bewiesen wird: Es gibt solche Augenblicke in der Natur, wo die Formen etwas eisern werden, was aber berechtigt den Maler, sie darzustellen, ohne sie zu mildern? das Wahre ist mehr als das bloß Wirkliche. Das Wirkliche ist nicht stets wahrscheinlich. Nur, wenn das Wirkliche auch poetisch-wahrscheinlich sein kann, ist es darstellbar.

Wie erquicklich ist eine Schirmer'sche — sogenannte Strenge und Kälte noch immer gegen jene Porzellan-Vedutenmalerei, die sich z. B. in dem Rhoden'schen „See von Nemi“ kund gibt, oder gegen jene Holzschnitt-Härte des Vollmer'schen Ammersees. Gegenübergestellt kann ihnen (zu artistischem Zweikampf) nur die italienische Landschaft des seligen Ernst Fries werden, die an Wärme, Lieblichkeit und Delikatesse ihres Gleichen sucht, ferner die braven Landschaften von Rosenkranz (aus Frankfurt) von welchem leider nur zu befürchten ist, daß er auf der Höhe, die er bereits erklomm, stehen bleibe und Wurzeln schlage, statt noch höher zu klimmen.

(Schluß folgt.)

Zwei Tage in Korinth.

(Schluß.)

Die Burg ist nicht weit von Korinth; aber sie liegt nicht hoch. Wir brachten eine Stunde unterwegs zu, und hatten während dieser Zeit das Vergnügen einer immer wechselnden Scene. Die Aussicht über das Meer, auf den Parnaß und Kithäron, über den Isthmus, nach Megara, endlich die beiden Meere und in der Ferne Cap Sunium mit Aegina und Salamis war mehr als lohnend. Dazu ist das Kastell in seiner türkisch-venetianischen Gestalt mit einigen kyklopischen Ueberresten der ältesten Zeit an sich ein reizender und überaus malerischer Gegenstand. Sobald wir an den Füßen des ersten Thores standen, konnten wir seine Ausdehnung würdigen, und es begreifen, daß einst die Stadt auf dem Felsen lag. Die Trümmer von sieben hundert Häusern ließ der Pascha des Sultans noch in unsrer Zeit zurück, und diese alle lagen in der Niederung der Veste. Ich zählte zwei Moscheen und hundert acht und sechzig Cisternen. — Dieser merkwürdige Platz, der Sitz der Tapferkeit und der Liebesgöttin, ist jetzt von vier Soldaten aus Ingolstadt besetzt, die von Reis und Wachteln leben. Als ich meine Visite gemacht hatte, ging der Eine davon Holz hacken, der Andre Vögel rupfen und der Dritte in die Stadt, um frisches Wasser zu holen. Der Uebriggebliebene stand Schildwache. Es wohnt aber noch ein Grieche hier, der die Autorität vorstellt, und Frau und Kinder hat. Wir haben Kaffee bei ihm getrunken und ZETA OTΩN gesungen. — Wer nicht auf diesem Kulm war, hat in Griechenland keine schöne Gegend gesehn. Sie war ein Paradies; sie kann wieder eins werden. Ich will es der schönen Cypris nicht übel nehmen, daß sie ihren Taubenwagen hier halten ließ und Amor, ihrem Feldherrn, befahl, die Xenophons in der Ebene in die Leber zu schießen. Wär' ich ein Hannibal gewesen, ich hätte meine Waffen ihr

zu Füßen gelegt, und mich zur cirenaischen Philosophie bekannt. Von diesem Punkte aus beherrscht man Thessalien und den Peloponeß, das adriatische und das ionische Meer. Da unten wurden die isthmischen Spiele gehalten. — Ich habe vergeblich Hippodrom und Stadium gesucht, die auf dem schmalen Landstrich lagen, der beide Meere trennt. Man zeigte mir die Gränzen der alten Stadtmauer, und innerhalb derselben, inmitten eines Waizenfeldes, die Gruft eines Amphitheaters, das in Felsen gehauen worden. Sollte das keine römische Arbeit sein und uns beweisen, daß die Griechen auch derlei Ovalgebäude hatten? Ich darf die Behauptung nicht wagen. Inzwischen ist es sonderbar, daß sich von Hippodrom nichts findet, und daß dieses Amphitheater nach griechischer Weise bei Theateranlagen in den Felsen gehauen worden. Die Ruine gleicht einem kleinen künstlichen Thale, zu dem man mittelst Stufen hinabsteigt. Nirgends haben die Römer etwas Aehnliches gemacht. — Da in Korinth kein Mensch mehr lebt, der etwas weiß von alten Zeiten und alten Dingen, so wäre ich wahrscheinlich ganz um dieses Monument gekommen, wenn ich es nicht auf der Akropolis deutlich gesehen und mir den Weg dahin auf einem topographischen Faustriß verzeichnet hätte. Das Gleiche that ich bezüglich der Häfen der Republik, welche sich in der Vogelperspektive am Fuße des epidaurischen Gebirgs und diesseits in der korinthischen Ebene ganz deutlich ausdrückten. Ich habe heute früh die Mauern des Letzteren entdeckt, und mich überzeugt, daß er durch einen Molo oder Wall vom Meere geschieden, und mit der ein Paar Stadien entfernten und erhöhten Stadt durch Mauern verbunden war. Pausanias hat die Lage deutlich beschrieben; aber sich, wie gewöhnlich, nicht bei den interessanten Dingen aufgehalten. — Ehemals hatte diese Burg vier Tempel, und man zeigte darauf eine heilige Quelle, die der Pegasus mit seinem Hufe öffnete. Hievon ist nichts zu sehen, als das Atrium des Venustempels, auf welchem, ganz auf dem höchsten Felsen, sich ein türkischer Heiliger begraben ließ. — Der baierische Hauptmann, dessen ich vorhin erwähnte, machte mit mir die Runde, und unterstützte mich durch seine Erfahrungen. „Wenn ich nicht Archäolog werde," schloß er seinen Bericht, „so werde ich bei dem Demogeronten hier ein Schatzgräber." Ich wollte wissen, warum denn grade das Letztere, und da erfuhr ich folgende spaßhafte Geschichte: „Chamel-Bey, der diesen Platz befehligte, soll sehr reich gewesen sein und seine Schätze hier vergraben haben. Als vor einiger Zeit die Soldaten in einer Cisterne, die ich Ihnen als die heilige Quelle bezeichnete, Wasser pumpten, stießen sie auf ein metallenes Gefäß, das wie eine Glocke tönte, und die Meinung erregte, darin stecke das türkische Gold. Unser Grieche war ein ehrlicher Kerl, wollte die Regierung nicht prellen, und schrieb alsogleich nach Athen: er habe die unterirdischen sieben Thürme entdeckt, und erbitte sich Mauerbrecher und königliche Commissarien. Daß diese nicht ausblieben, können Sie leicht denken, da uns in Griechenland gewaltig hungert. Ich bin nun dabei gewesen, als gesucht wurde; wir sind mit Lebensgefahr in die antike Tiefe gestiegen, um den Schatz zu heben. Was denken Sie, daß wir fanden? Einen alten Kessel, der einmal Wasser heraufholen sollte und vom Strick sich losriß." — Doch meine Karavane läßt satteln, um nach Megara aufzubrechen und den famösen Felsen zu passiren, darauf einst Procrustes die Wanderer in sein Radbett steckt, und Theseus seine Heldenthaten verrichtete. Der Pilow steht auf dem Tisch und die Cephaloniterin daneben, um mir den Totalmangel aller korinthischen Schönheiten ins Gedächtniß zurückzurufen. O Lais, o Aristippus, o Scopas, o Parrhasius — ich bitte euch, schenkt mir keine Göttin aus dem neuen Korinth; ich begnüge mich mit der Idee der Alten. Wollt ihr mir aber eine Freude machen, schickt alle Dionysii her, von dem Syrakusaner bis zu dem Pariser, damit sie unsre Jungen „Tusso" konjugiren lehren. —6—

Aus Berlin.

Anfang Juni 1835.

Unsere gute Stadt, mein Verehrter, die zwar stets einen sehr martialischen Ausdruck besitzt, und in welcher immerdar mehr Schnurrbärte als glattgeschorne Menschen umwandeln, hat seit einigen Wochen ihre Anstrengungen verdoppelt, um sich als die Hauptstadt des ersten europäischen Militärstaates zu bewähren: das heißt, es sind nicht allein die sämmtlichen Garden des Reichs hier versammelt, sondern von allen Seiten strömen auch die hohen militärischen Würdenträger und mancherlei hochgeborne Fremde herbei, um die schöne Feier des Frühlingsmanövers begehen zu helfen. Daß auch unter diesen sich manche Höchst- und Allerhöchstgeborne befanden, wird Ihnen gewiß schon durch die politischen Zeitungen längst verkündet sein, und ich beschränke mich damit, Ihnen nur den vornehmsten der Gäste, nämlich den Kaiserlichen Großfürsten Michael und dessen Familie zu nennen, welche der Mittelpunkt aller Festlichkeiten, Paraden, Exercitien, Manöver und Gastmähler waren, die im reichlichsten Maaße statt hatten. Parque Dieu! welche Orden und Sterne, welche reiche Uniformen und herrliche Rosse, welche Grazie und Ritterlichkeit, die an die schönsten Zeiten desselben erinnert, welche Fülle von Geist, von Ruhm, von Witz und Liebenswürdigkeit, und welcher Kranz hoher Schönheit im flimmernden Schmuck von Gold und Diamanten! — Man hatte das Gerücht verbreitet, daß man in Potsdam das Fest der silbernen Rose, jenes berühmte ritterliche Kampfspiel, in welchem die hohen Kämpfer des neunzehnten Jahrhunderts so ruhmvoll turnierten, erneuern wollte, und gewiß wäre nicht leicht eine Gelegenheit würdiger und schöner gewesen, da die Gegenwart so vieler hohen Herrn aus den ersten Geschlechtern Europa's eine Fülle von Wappen und Talenten sicherte; allein dennoch ist es nicht geschehen, und die erregte Neugierde der Berliner hat leider unbefriedigt bleiben müssen. —

In dem Augenblicke nun, wo ich dies schreibe, sind freilich die schönen Tage von Aranjuez vorüber; der Großfürst geht heut nach Potsdam, wo Se. Majestät ihm auf dem berühmten Schlosse Friedrichs des Großen, dem neuen Palais, ein glänzendes Abschiedsfest gibt; der Prinz Friedrich der Niederlande setzt in zwei Tagen seine Reise nach Petersburg fort; dann verschwinden auch die Gestirne des zweiten und dritten Ranges, und in wenigen Tagen, beim Eintritt der Badesaison wird ihnen, was irgend die Mode mitmachen kann und muß, was fashionable ist oder sein will, was Geld besitzt oder Wechsel und Schuldbriefe ausstellt, d. h. mit Erfolg ausstellen kann, sicher folgen, und die große Hauptstadt der Norddeutschen, diese Oase in der Sahara, wird eine Zeitlang nur dürftige Heerden aufweisen, die aus ihren Quellen trinken. Die Auswanderungen in die Bäder haben seit einigen Jahren auf eine erschreckende Weise zugenommen, und in ihren Ausschweifungen Glück, Ruhe und Wohlstand so mancher Familien zerstört. — Es ist leider eine Manie der Aerzte geworden, jedem Kranken die theuern Bäder zu empfehlen, und den Gedanken der sichern Heilung durch dieselben in die Brust der Leidenden so festzuwurzeln, daß alle Mittel angestrengt werden, um eine Reise nach dem erlösenden Mekka zu machen. — Damen besonders finden den Ausspruch des Arztes allerliebst, und natürlich unerläßlich; sie bestehen auf dessen Erfüllung, sie fühlen den Tod am Herzen, wenn es nicht geschieht, was wird der arme Mann thun? Er muß sich bequemen, die theure Genossin seiner Freuden theuerer zu machen, und Anstalten zur Erfüllung ihrer kleinen Wünsche zu treffen. Allein er hat acht hundert oder tausend Thaler jährlicher Einkünfte; er ist Beamter, er weiß, was er hat, auf keinen Pfennig mehr kann er rechnen; der Miethzins ist theuer: er hat ein Töchterchen, ein Söhnchen oder ein Paar obenein, man ist grade fertig geworden mit dem Auskommen oder da und dort sind wohl gar noch einige Reste geblieben. — Der geängstigte Mann ist in der Haut des Tantalus, er seufzt, er legt die Stirn in Falten, er rechnet, er sinnt, er rechnet wieder, es ist vergebens, seine Exempel behalten die gleichen Summanden, die gleichen Fakte; und er erklärt zuletzt mit schwacher Stimme, es sei völlig unmöglich. — Da bricht das schöne Kind in Thränen aus; sie hustet, sie hat sich auf dem letzten Balle erkältet, sie hat die Erklärung ihres Arztes, sie ist rettungslos verloren, ohne Töplitz oder Wiesbaden. So jung, so schön und lebensfroh soll sie sterben?! Sie beschwört den Tirannen, sie bittet, sie weint, sie zürnt, sie schmeichelt, sie spricht von Einschränken, von Ersparnissen, von der zu hoffenden Gratifikation, von einer möglichen Gehaltserhöhung, nichts wird unterlassen, um den wankenden Barbaren zum liebenswürdigen Ehemann umzuschaffen, und da er seine Frau und wie fast alle Männer den häuslichen Frieden innig lieben, da er keine Thränen sehen kann, da er endlich auch selbst die inneren Vorwürfe scheut, im Fall sich das Uebel verschlimmert, so sagt er mit schwerem Herzen: ja. — Nun stürzt der ganze Himmel auf ihn nieder! ein Meer von Zärtlichkeit nimmt ihn auf, so viel Liebe verdient Belohnung! er läuft, er borgt Geld zu hohen Zinsen, er verpfändet, was ihm theuer und kostbar ist, und fort rollt die glückliche Gattin dem Bade entgegen, aus welchem sie gestärkt und heiter, rund und blühend wiederkehrt und dem Manne die Sorgen fortzulächeln versucht, die diesem die Zinsen und die Manichäer verursachen. — Das kleine Gehalt reicht nicht, er kann nicht zahlen, hier borgt er, um dort zu tilgen, seine Verhältnisse zerrütten sich, er kann die Putz- und Modeforderungen seiner Gattin ferner, wie die billigeren Bedingungen mehr befriedigen, Vertröstungen, Zank und Aerger stellen sich mehr und mehr ein, und das Ende ist ein oft lebenslänglich gestörter Frieden oder eine Scheidung, wenn nicht gar ein Selbstmord, wie es auch schon vorgekommen ist. — (Forts. folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 136: Nordlicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 140. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 16. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

„Es sind nicht Flintenschüsse, mein Herr!“ entgegnete Lepelletier, „es ist überhaupt nicht die Gefahr, die uns der Feind bereitet, die der Franzose fürchten könnte. Ich gestehe überdies, daß ich nicht gern einem Manne etwas zu verdanken haben möchte, der mich erst dann zu schützen Gewalt hat, wenn die Gefahr, die mich gegen alles Völkerrecht bedrohte, vorüber scheint. — Will indessen einer der Herren Offiziere dem Waffengefährten eine große Freundlichkeit erzeigen, so würde ich es als eine solche erkennen, wenn er mir den Namen des heldenmüthigen Mädchens nennt, dem ich allein meine Rettung verdanke.“

„Nennen Sie mich eine Unglückliche, mein Herr!“ fiel die junge Nonne im reinsten Französisch ein. „Mit diesem Worte bezeichnen Sie mich richtiger, wie mit jedem andern. — Doch jetzt fort! — Gehen Sie! — Gehen Sie! Die Gefahr ist noch nicht vorüber.“ — —

Sie sprach diese Worte mit einem so schmerzlichen Ausdruck, mit einer so das tief Innerste des Herzens des jungen Kriegers berührenden Stimme, daß er, kaum wissend, was er that, die Hand des Mädchens ergriff, sie feurig an die Lippen drückte, und dann, ohne den spanischen Offizieren oder dem staunenden Volke, welches dem eben beschriebenen Auftritt mit religiöser Erbauung zusah, ein Wort zu sagen, von der Bresche auf das Blachfeld stürzte.

Der Hauptmann dachte an nichts, als an seine Retterin, bis er vor dem Marschall stand. Er war noch etwas verwirrt, wie er diesem alle Umstände der ihm gewordenen Behandlung, so wie die, so seine Befreiung begleitet hatten, auf's Genaueste schildern mußte. Mit derben Flüchen und Verwünschungen unterbrach Lannes von Zeit zu Zeit die Erzählung Lepelletiers, und vermaß sich hoch und theuer, das schwarz und braun bekuttete Lumpengesindel, — wie er sich ausdrückte, — an die höchsten Bäume aufhängen zu lassen, sobald Saragossa in seine Hände fiele.

Als Lepelletier auf die Beschreibung seiner Retterin kam, als er mit allem Feuer der Begeisterung erzählte, wie die junge Nonne mitten unter dem vor Wuth heulenden Gezücht so hoch und hehr dagestanden habe, wie sie ihm, mit dem ernsten Blicke des majestätischen Auges, wie jene Heilige erschienen sei, vor der die Löwen, die sie zerreißen sollten, furchtsam sich in den Staub darnieder legten, eine Darstellung, die auf einem Altarbilde seiner Vaterstadt, das er oft betrachtet, stets einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn gemacht; — da lächelte der rauhe Marschall, und versicherte, daß es nicht an ihm liegen solle, wenn das edle Benehmen des Mädchens nicht auf irgend eine, des französischen Namens würdige Weise vergolten werden solle; auch, — setzte er scherzhaft hinzu, — würden sich in dieser Hinsicht Mittel und Wege um so leichter finden lassen, da die Retterin des Hauptmanns jung und hübsch, und nach dem, was er aus der Beschreibung der Tracht derselben vernehme, vielleicht gar noch Novize ihres Ordens sei. —

An diesen Umstand hatte Lepelletier bisher noch

gar nicht gedacht. Desto mehr beschäftigte er sich mit ihm, sobald er allein war. Tausend Luftschlösser erbaute er darauf, tausend Kombinationen gingen ihm durch den Kopf, und alle bezogen sich mehr oder minder auf seine schöne Retterin, deren Bild sich mit unauslöschlichen Zügen seiner Seele immer fester und fester eindrückte. — „Saragossa," sagte er sich oft, „wird bald in unsern Händen sein. Ein Befehl des Marschalls öffnet alle Klöster, deren Aufhebung ohnehin schon proklamirt ward. Ich werde sie wiedersehen. — Aber was wird es dir helfen, Thörigter?" rief er dann oft. „Wird sie sich deiner erinnern? Wird sie überhaupt etwas von dem Feinde ihres Vaterlandes wissen wollen? Bindet sie vielleicht nicht ein unauflösliches Gelübde an ihren Stand? — Ist dieses nicht noch in Kraft, wird sie es wenigstens nicht noch in Kraft glauben, auch wenn ihr Kloster aufgehoben ist?" —

Unaufhörlich quälte sich Lepelletier auf diese Weise, und erkundigte sich fortwährend so genau nach der Tracht, den Verpflichtungen, kurz nach allen Verhältnissen der Nonnen jenes Ordens, daß er nicht selten der Gegenstand der Neckereien des Marschalls ward, wenn dieser, der unsern Bekannten von Tage zu Tage lieber hatte, eben bei guter Laune war. — — —

Nicht lange indeß waren die Gedanken, die Beschäftigungen, denen der Hauptmann sich zu überlassen hatte, so friedlicher Art. Am 29sten Januar um Mittag stand die ganze französische Armee rings um die Stadt unter Waffen. Die Belagerten, einen Sturm erwartend, erfüllten die Wälle und Schanzen. Seit mehren Stunden hatte man das wunderthätige Bild der Madonna vom Pfeiler entschleiert den Blicken der Gläubigen ausgestellt, in allen Kirchen stand die Monstranz auf dem Tabernakel, lange Reihen alter Priester, — die jüngern hatten alle nach Schwert und Flinte gegriffen, — durchzogen, das: „Herr, erbarme dich unser!" anstimmend, durch die Straßen, oder lagen vor den Altären auf den Knieen; seit längerer Zeit schallte der einförmige Ton der Sturmglocke von allen Thürmen. Aber nicht die dumpfen Glockentöne allein, sondern auch ein von Zeit zu Zeit über den Befestigungsgürtel herübertönendes Wuthgeheul, welches sich auf sonderbare Weise mit dem Gesange des Miserere mischte, bezeichnete den Belagerern die Art des Widerstandes, den sie zu erwarten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemälde-Ausstellung in Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Der Meerbusen in der Nähe von Genua, von dem Arkadenmaler Rottmann, ist für ein Öhl-Gemälde vielleicht etwas zu freskenhaft behandelt. Hier sehe man übrigens, was sich mit Ökonomie noch immer ausrichten läßt. Namentlich an den wunderlichen Formen der Berge, deren Färbung, ganz in der Nähe betrachtet, beinahe dürftig aussieht, läßt sich abnehmen, wie die Farben, statt ineinander, auch nebeneinander wirksam angewendet werden können. — Der Franzose Gudin und der Deutsche Rebell, haben beide den Golf von Neapel behandelt, die Bilder hingen nebeneinander die Vergleichung war interessant. Gudin hatte einen vollen Sonnen-Effect losgelassen, und eine große Energie darauf verwendet, das Licht selbst, als Licht darzustellen; die erwartete Wirkung bleibt nicht aus, man möchte applaudiren, aber die Augen schmerzen uns. Rebell hat die ganze Beleuchtung entwickelt, ohne uns den Grund derselben dicht vor's Auge zu rücken, und die Wirkung, ist bei weitem größer, sie ist nationell. Selten findet man die etwas unbequeme Hitze des Südens so entschieden, so charakteristisch in ein Bild hinein geprägt. Des Contrastes willen wenden wir uns unmittelbar nach diesen südlichen, zu den Winter-Landschaften Haanen's und Schelfout's. An der des erstern, ist der, für eine Schnee-Landschaft etwas zu warm gehaltene Himmel und die gar zu hölzerne Staffage zu tadeln, sonst ist das Bild mit vielem Fleiß gemalt; Schelfout's Bildchen (Schneelandschaft mit Eisbahn) überrascht durch die ungemeine Transparenz des Eises, und durch die merkwürdige Mühe, welche sich der Maler gegeben hat, um jedes Ritzchen, jede Spur eines Schlittschuhes darzustellen. Von John in Düsseldorf, eine Landschaft mit beiden Rheinufern. Der Charakter der Tageszeit konsequent festgehalten, Hintergrund und niedere Atmosphäre besonders gelungen; Im Ganzen eine gewisse Noblesse der Manier, und erquickliche Harmonie. Max Haushofer in München. Große Landschaft mit dem fernen Hochgebirge. Der Vorgrund vernachlässigt und ohne alle Wirkung, ohne alle Plastik; die Mittelgründe bei weitem besser, der Hintergrund recht brav. Außerdem waren noch Landschaften von Radl, Ettinger, Altmann, Heilmayer, Thöming, Scheins, Rosen, Jacobi, Gerger, Everts, Diz, Dilmann, Häselich, Zwengauer, Melsheimer, und andern aufgestellt, von denen einzelne mehr oder minder bedeutend, sehr viele mittelmäßig und unbedeutend waren. Man wird uns nicht zumuthen, den Leser mit einer ausführlichen Analyse zu quälen; charakteristisch für die Zeit bleibt es jedenfalls, daß auf allen Kunst-Ausstellungen: Landschaften (und unter den Landschaften namentlich die Veduten) Genrebilder, Thierstücke, Stillleben, so zu sagen: den Hauptstamm ausmachen, daß überhaupt das Element der Genremalerei, die Lust am Kleinen, der eigentliche Natur-Diebstahl, epidemisch das ganze Kunststreben angeht und im Durchschnitt mehr oder minder sich auch mit der historischen Komposition zu amalgamiren sucht. Diese Erscheinung, welche in unseren socialen Verhältnissen einen tieferen Grund hat und mit vielen Symptomen unserer Literatur verwandt ist, dürfte, wie wir fürchten, das Vorzeichen sein, daß die deutsche Kunst bereits wieder auf den Wendepunkt gekommen ist. Wir wollen den Leser nicht ermüden, die Entwicklung unserer Ansichten hierüber gerade jetzt zu vernehmen, und behalten uns für dieses Thema seine Theilnahme für künftig vor. Für jetzt noch einige Worte über mehre Genrebilder und später aufgestellte Compositionen. Der hiesige Kunst-Verein hatte ein recht brav gemaltes Genrebild von Schelver in München (großer Viehmarkt am Baier'schen Hochgebirge) und ein anderes von Enhuber, eben daselbst (Wilddiebe im Tyroler Hochgebirg) zur Verloosung für 1835 angekauft, diese beiden Gemälde sind allerdings recht nett und sauber ausgeführt, namentlich das erstere. Indessen werden die Münchner Genre- und Landschafts-Maler noch gerade ekelich mit ihren ewigen Scenen und Veduten aus dem Hochgebirge. Wenn man sich längere Zeit in München aufgehalten hat, so wird man am Ende wirklich verdrießlich, daß dieser ganze Schwarm von mitunter recht talentvollen Leuten weiter nichts zu produziren vermag, als, Alpen in der

Nahe und Ferne, Berg-Seeen, Wildschützen, Schmuggler, Zitherspieler und dergleichen; das alles ist in der Natur selbst äußerst angenehm, aber als Handwerkszweig der Kunst wird's für die Dauer unausstehlich. Es handelt sich in der Kunst wahrhaftig um mehr, als blos um den geistigen Storchenschnabel; wer immer denselben Gaul reitet, dem wird der Gaul, der wird am Ende selbst lendenlahm. Es wäre wirklich zu wünschen, daß es, nur zehn Jahre lang, gar keine Alpen und gar kein Italien gäbe, keine Meerbusen und keine andern Busen, damit die guten Leute auf sich selbst angewiesen würden. Aber vielleicht würden sie dann — aus lauter Bequemlichkeit nach Amerika reisen und die Urwälder porträtiren. Man soll sich nicht so gehen lassen, das taugt nichts, das führt zu nichts, als zu wechselseitiger Langweile. Gäbe es, wie gesagt, eine Zeitlang gar keine Natur, so gebe es vermuthlich, an die Hunderte weniger Maler, und das wäre vielleicht auch kein so großer Verlust: denn die, welche nach einer Sündfluth übrig blieben, wüßten doch — schon aus sich selbst heraus, was die Natur zu bedeuten habe, wüßten, daß in der Natur eben so gut eine Weltgeschichte stecke, als im Menschen, daß sie viel zu groß, viel zu erhaben, viel zu heilig ist, als daß man sie zu einer Keepsake's-Spekulation herab entwürdigen darf.

Da begegnen wir nun einem Schlachtbildchen von Monten in München. Niemand wird daran denken, diesem Manne den wohlerworbenen Ruf eines braven Batailleumalers zu schmälern. Aber wozu immerwährend die baier'sche Armee auf seinen Bildern? Ein Schlachtenmaler sollte doch vor allen Dingen zuerst ein Historienmaler sein; es liegt dem Menschen doch näher, sich für ein menschliches Fatum, für die Katastrophe einer menschlichen Tragödie zu interessiren, als für die Leidens-Physiognomien fallender Pferde. Das Bildchen auf unserer Ausstellung, ist übrigens brav gemalt. — Anekdoten lassen sich recht gut hören, aber man soll sie weder dramatisiren wie Töpfer, noch zum Vorwurf eines Gemäldes machen, wie Brakeleer in Antwerpen, welcher die Rettung eines Kindes durch eine Katze bei einer Überschwemmung darstellte. Der Katalog sagt uns: das sei nach einer wahren Begebenheit; wir möchten aber wetten, daß von allen, welche dieses Bild sahen, keiner errathen wird, wie Freund Murr, der auf der schwimmenden Wiege, zu miauen scheint, die Rettung bewerkstelligen wird. Es ist sehr mißlich, wenn der Maler eine Begebenheit darstellt, welche gleichsam einen Knoten hat, wie ein Drama, und doppelt mißlich, wenn dieser Knoten nur durch ein natürliches Wunder zerhauen werden kann, wie hier. Der Maler hätte nothwendig ein zweites Bild daneben hinstellen müssen, auf welchem zu schauen wäre, wie Freund Murr sein Kunststück vollbrachte. Ein anderes Bild desselben Künstlers, der Großvater ist zwar klar, aber nach unserer Ansicht sehr überflüssig. Zwei Italienerinnen von Riedel empfehlen sich durch ihre interessante Nationalität, die sich im Ausdruck der Gesichter und Formen, wie nicht minder im Costum bis zu den Schuhen herab kund gibt. Die Landschaft dagegen ist ziemlich vernachlässigt, als wäre sie gar nicht von demselben Maler, so ganz und nichtssagend und unpassend! Die beiden Italienerinnen sind aber dafür, was man nur sagen kann: pikant; der Licht-Effect, der sich bis zu einer gewissen Transparenz steigert, ist etwas wunderlich, thut aber eine große Wirkung. — Die ersten Eltern, von Gegenbauer in Stuttgart, stellen wir hier mit Oppenheimers ägyptischem Joseph bei Potifars Weib zusammen, weil beide die Farbe zur Hauptsache gemacht haben. Auf Gegenbauers Bildchen ist indessen das Fleisch bei weitem delikater gemalt, als auf dem andern. Stünde die Zeichnung, an welcher uns mehr als ein Fehler stört, und der Ausdruck, der entsetzlich süßlich und geziert ist, mit dem Colorit im Einklang, so wäre das Bild keineswegs zu verwerfen. Oppenheimer's Bild kommt uns etwas gläsern und ein bischen zu lakirt vor; auch stört uns noch etwas: aufrichtig gesprochen, meinen wir nach diesem Bilde, daß Potifars Weib keine Ägyptierin, sondern eine Jüdin war, ihr Gesicht trägt vollkommen den israelitischen National-Typus. Oppenheimer ist ein recht talentvoller Mann, aber dies Bild von ihm hat nichts, was uns anziehen konnte. Vogel aus Frankfurt, in Düsseldorf, hatte die Scene aus Götz: Götz und Bruder Martin eingesendet. Man erkennt Talent und wird sich freuen, es einst ausgebildet zu wissen. Auf dem genannten Bilde sind nun die Nebensachen, wie zum Beispiel: die Rüstung, der Humpen, u. s. w., mit großem Fleiß gemalt, die Composition selbst spricht aber nicht, trotz der Gesticulationen. Drei italienische Genrebilder von Weller aus Mannheim, enthalten sehr viel Verdienstliches, sie sind wahr und mit einem gewissen Humor aufgefaßt.

Nachträglich kam noch eine herrliche Zeichnung von Veit: Germania, aus dem Carton zu einem größern Freskogemälde. Ein wundervoller Seelenadel herrscht in diesem köstlichen Fragment.

Doch es ist Zeit, vom Leser Abschied zu nehmen, obwohl noch mehre Gemälde zu besprechen wären, wie z. B. Dominick Quaglio's Thor von Kapellen am Rhein; indessen, wer kennt nicht bereits ein oder das andere hübsche Gemälde von Quaglio? Wer eines kennt, kennt Alle. Oder sollen wir, über einen papageienartigen Amor von Jakobs in Gotha uns des breiteren auslassen? Solche Mode-Artikel gehören eigentlich auf keine Kunstausstellung, sondern höchstens vor eine elegante Modehandlung in Wien als Aushängeschild.

Schließlich nun noch ein Paar fromme Wünsche! — Man hat, wie wir bereits zu Anfang bemerkten, in Frankfurt für ein regeres Kunstleben endlich Bahn gebrochen; den Bemühungen des Kunstvereins, welcher diese Ausstellung zu Stande brachte, gebührt aufrichtiger Dank, wenn auch die Resultate selbst noch viele Lücken darbieten. Das Publikum hat durch seine rege Theilnahme bewiesen, daß man für künftige Salons auf dasselbe bauen dürfe. Deshalb ist kräftigst zu wünschen, daß man im künftigen Salon nicht blos Aggregate, sondern einen vollständigen Überblick aller Richtungen der neuen deutschen Kunst finde und statt einer Menge von Genrebildern und Landschaften, neben den tüchtigen Werken der Düsseldorfer auch Carton's jener Männer, welche eine neue deutsche Kunst konstituirten, wie z. B. die Cartons eines Cornelius, Heß, Schnorr, u. s. w., — da es bekanntlich etwas umständlich wäre, wenn man die großen Bauten, worin sich die Fresken jener Meister in München befinden, nach Frankfurt zur Kunstausstellung transportiren wollte!? Möge die Kunstausstellung in Frankfurt, im Centrum Deutschlands, das Mittel sein, alles Formen- und Kastenwesen aus der Kunst zu verbannen, möge hier der Nord dem Süd brüderlich die Hand reichen, damit die Kunst unter'm Segen der Eintracht nicht mehr einzelnen Stämmen, sondern einem ganzen, für's Edle und Schöne freudig begeisterten Volke angehöre.

Eduard Duller.

Aus einem Schreiben über die außerordentliche Ausstellung des Frankfurter Kunstvereins.

Vom 22. Mai 1835. *)

Indeß du, lieber Freund, auf deinem friedlichen Schönau sitzest, bin ich wieder einmal nach Frankfurt gerathen und hause nun schon seit Freitag hier. Es hat mir reiche Früchte getragen. Der hiesige Kunstverein hat nämlich am 16. d. eine außerordentliche Ausstellung neuerer Bilder eröffnet, und ich hörte gleich bei meiner Ankunft die Namen Schadow, Lessing, Bendemann, Veit, Overbeck und anderer die einen guten Klang haben. Mir jauchzte das Herz über diese Veranstaltung. Es liegt etwas so Stärkendes, Erquickliches in der Bestätigung, daß deutsche Art und Gesinnung allwegen im ganzen Leben der Nation hervortritt, daß deutsche Kunst wieder, wie in der guten Zeit, unser Volk zu einer inneren Einheit bringt, — so gut wie der Handelsverband und der Bundestag zu einer äußern. Es muß dich, der du in Rom warest zu jener Zeit, als Cornelius, Veit, Overbeck und die Andern an diesem Gedanken hingen, doppelt mächtig berühren. Komm her und entscheide mir nun, ob Alles wahr geworden ist, was Jene damals träumten. Ich weiß, was die Franzosen von unserm alten Deutschland denken; ich weiß, daß sie mir bekannt haben, „die große Armee" deutscher Gelehrter und Künstler sei auf dem Weg über die Alpen und den Rhein, und bald konne der deutsche Adler, wie früher der französische, auf allen Punkten der gebildeten Welt flattern. Der Adler sei aus einem alten Mährchen mit zwei Köpfen und zwei Palmen. Ich weiß, wie mir das Herz schlug, wenn mich die jungen Franzosen baten: „parlez nous de votre Allemagne." — Das läßt mir nun eine solche Kunstausstellung so wichtig erscheinen. Diese Leistungen sind gleichsam die pièces justificatives unserer Siege. Unter solchen Gedanken ging ich zur Kunstausstellung.

Aber, lieber Freund, ich habe das nicht gefunden, was ich zu finden voraussetzte. Ich rede nichts über einzelne, wenige, treffliche Arbeiten bekannter Künstler: ich rede von dem Total-Charakter dieser Ausstellung deutscher Bilder vom Jahre 1835. Es ist wahr, daß sich die Düsseldorfer Schule ehrenvoll auszeichnet; aber dafür stehen denn auch die Münchner und Frankfurter um so mehr zurück. Ich bekenne, daß mich dieses verstimmt hat. Da ist selten unter den mehr als hundert Bildern eine entschiedene Richtung, selten etwas Nationales; da flattert und funkelt es in dem Petit-Genre so bunt herum, daß ich nicht einsehe, was das viele Reden und Schreiben, Denken und Kämpfen über christlich-germanische Prinzipien genutzt, wozu der Aufwand von Seiten der Regierungen und der Institute gefruchtet. Ich sprach diese Betrachtung — vielleicht nicht eben vorsichtig — einem Bekannten aus, ohne sonderlich auf zwei junge Leute zu achten, die zufällig neben uns standen. „Die Bemerkung ist gewiß richtig," begann der Eine, — eine kraftvolle Gestalt mit großem Bart und baierischem Dialecte; — „aber es ist unbillig, von diesen Bildern auf unsere Akademie zu schließen. Sie sehen überhaupt hier nur eine Düsseldorfer Ausstellung, und warum das gerade so ist, weiß ich nicht. Ich muß es nothwendig eine Düsseldorfer Ausstellung nennen; denn, um nicht von München zu reden, warum findet sich denn gar nichts vom hiesigen Städel'schen Institute vor, die zwei Bilder von Veit abgerechnet?" — „Vielleicht haben wir eben nichts, was dieser Ausstellung würdig wäre" — entgegnete der Andere, obgleich nicht ohne Bitterkeit. Der Baier sah den Sprechenden groß an. „Hat man Euch denn überhaupt aufgefordert, Bilder auszustellen? Hat man," fuhr er fort, „aus München solche Arbeiten kommen lassen, die Euch belehren, was Cornelius, und die andern ernsten Geister mit ihm wollen und vermögen? Welche Vorstellung müßt Ihr von uns fassen, wenn wir so den Düsseldorfern gegenüber gestellt werden? Auf unserer Seite die zahllosen Viehstücke, Märkte, Soldaten und Landschaften nach der Natur rc. Alles gewiß fleißig und werthvoll; aber nicht das Beste. Ihr Frankfurter steht noch tiefer. Euer Städel'sches Institut hat nicht einmal dieses aufzuweisen. O, es geschieht Euch frommen, weichherzigen Leuten ganz recht, wenn sie Euch umbringen. Wiederholen es nicht schon alle Leute, brüllt es nicht schon das kleine Vieh in den Ställen, und die Buben wiederholen es, daß Ihr nicht zeitgemäß seid, daß wir die Idee verloren haben, daß nur von Düsseldorf das Heil ausgehen kann?" —

Im Durchschnitt ist das Hin- und Hermeinen des hiesigen Publikums kein Urtheil zu nennen. Die Wenigsten wissen wohl nicht, welch eine Aufgabe der Malerei gestellt ist. Gerade was uns (wenigstens dir, lieber Freund, und mir) das Betrübende in den Leistungen der Modernen ist, gerade das loben sie: „die Natur" und „das Natürliche", den sinnlichen Antheil, die leibliche Seite der Kunst. Als ob ihnen eine Idee nur dann begreiflich würde, wenn sie einen guten Zuschuß von Alltäglichkeit und Sinnlichkeit aufgenommen hat. Sie preisen diese Richtung, die im Grunde doch nichts anders als der Genre im Großen und Kleinen ist, und nennen sie die einzig zeitgemäße. Ich habe einen solchen Kunstkenner diese Richtung, wo überall der rohen, grünen Natur beizukommen gestrebt wird, wo der Gliedermann und das Werkeltagsmodell und des Nachbars schöner Fritz in den erhabensten Compositionen mitwirken: eine Regeneration der Kunst nennen hören. Der arme Kritikus! Es gab eine Zeit in der Kunstgeschichte, wo Caravaggio, Manfredi, Leonello Spada u. A. eine Regeneration der Kunst begannen. Wollen sich unsere Herrn diese Vergleichung gefallen lassen? Aber damals lebte Arpino; die sogenannten Idealisten waren in Unnatur, Saftlosigkeit und Nebulosität auseinander geflossen. Wir leiden nicht an diesem Gebrechen. Die Stifter der neudeutschen Schule, — eine Schule, die in einer ernsten, bangen Zeit aufblühete, wo der Würgengel durch Europa ging, wo die Völker auf den Knieen lagen, und große Gedanken in der Seele aufgingen, — waren fern ab von Weichlichkeit und Sinnlichkeit. Haben jene Künstler diesen Charakter aufgegeben? Oder ist er etwa zu streng; wollt ihr den Cornelius nicht mehr, weil er tiefsinnig ist? Ist Euch das Beispiel von Frankreich nicht belehrend geworden? Dort lagen die innern Gründe in der Revolution, weshalb das ideale Element allmählich aus der darstellenden Kunst trat, weshalb die nüchterne fleischliche Natur, die trockene Wahrheit, und saftige, irdische Derbheit nur allein behagen konnte. Dort in Frankreich, wie dort bei den Naturalisten im 16ten und 17ten Jahrhundert, gerieth man unmittelbar in dem Petit-Genre, in die Bambocciaden. Wollt Ihr auch lieber Bambocciaden?

Drunten in der Allee, die vor dem goldnen Roß herläuft, ging ich auf und nieder, und dachte an Dieses und Aehnliches, und rechnete aus, wann du hier sein wirst. Ich erzähle dir absichtlich nichts von Lessing's unendlich schönen Landschaften: sie werden dich mit Allem versöhnen. Der wunderbare Mensch! Ueberhaupt will ich die trefflichen Bilder, die vorhanden sind, nicht beschreiben; das werden die Zeitungen nicht unterlassen. Ich wollte dir nur aussprechen, wie mir diese deutsche Ausstellung, mir, einem Halbfranzosen, dem deutsches Leben, Eure Wissenschaft und Eure Kunst, zum Studium geworden ist, erschienen. Ich traf in der Allee vor dem goldnen Roß wieder mit den beiden obenerwähnten Malern zusammen. Wir sprachen über die historische, oder religiöse und Genre-Malerei. Ich will versuchen, die Ideen wiederzugeben, die der Eine aussprach.

„Der Geist des Künstlers," sagt er, „ist wie ein doppelter Spiegel, dessen eine Seite gegen die Erscheinungen der Gegenwart und des irdischen Lebens gerichtet ist, während sich die andere Seite dem Himmel, dem Göttlichen und Ewigen zuwendet. Nun gab es allerdings Zeiten, wo sich im Volke, im täglichen Leben, hohe, göttliche Ideen erkennen ließen. Das Auffassen einer solchen Gegenwart konnte für den Künstler nicht anders als glücklich sein. Es gab Epochen, in welchen Sitten und Gebräuche, Denkungsweise und Persönlichkeiten sehr günstige Momente für den Künstler darboten, wie jene Epoche des ritterlichen und öffentlichen Lebens, an die sich die Darstellungen alter Sagen, vertrauter, heimischer Dichtungen zur Erweckung und neuen Belebung des Antheiles am Vaterland leicht anschließen; so wie späterhin eine Epoche des mehr bürgerlich gewordenen, ruhigen, scherzhaften Lebens, das die Niederländer so glücklich aufgefaßt haben. Was hat aber unsere gegenwärtige Zeit, was sich zu künstlerischer Darstellung eignen konnte, da aus dem Leben und den immer mehr künstlichen, mathematisch geordneten Verhältnissen jede Poesie flieht, da alles Individuelle, Volksthümliche bis auf die Kleidung herab verschwinden muß; da eine nichts geltende Verallgemeinerung, trostlose Farb- und Formlosigkeit entstehen mußte, die sich nur noch mit dem Wechsel der Moden behilft. So bleibt denn keine Darstellung der wirklichen Gegenwart übrig, es seien denn die aus der Luft gegriffenen Erfindungen, die also jedes eigentlichen Lebens der Gegenwart entbehren, oder jene subjektiven Empfindungen, die wiederum nichts anders in uns anregen, als die Gegenwart und die subjektive Auffassung ihrer Zustände. Die Genre-Malerei, die sich mit dieser Erfassung der Gegenwart abgibt, hat es also immer mit diesem prosaischen, wandelbaren, conventionellen Elemente zu thun, während die Historiker, in unserm Sinne, aus jenem Spiegel, der dem Bleibenden, Ewigschönen, Wandellosen zugewendet ist, die Bilder einer Welt auffangen, die den andern Menschen gleichsam wie eine Offenbarung erscheinen müssen. Die Formen dieser Gestalten sind nicht sclavisch der leiblichen Natur abgelauscht. Die leibliche Natur, die der eine Spiegel auffängt, ist nüchtern, wie die Gegenwart. Das ist nun der Charakter vieler jetziger Bilder voll Stubenlicht und Akademiestudium, daß die sinnlichen Wahrheiten wie fremdartige Körper auf einem idealen Elemente herumschwimmen" — — —.

*) Anmerkung der Redaktion. Obgleich die Frankfurter Kunstausstellung bereits in einer Reihe von Aufsätzen von uns besprochen wurde, so wollen wir doch auch die Mittheilung der folgenden Bemerkungen, welche uns mittlerweile zukamen, dem Leser nicht vorenthalten, weil sie sich gleichsam als Supplement an die oben genannten anschließen. Dr. Eduard Duller.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 141. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 17. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Die letztern hatten indeß vier verschiedene Sturmkolonnen gebildet. Die erste derselben war gegen ein steinernes Haus gerichtet, das, isolirt gelegen, die Bresche von San Augustin vertheidigte. Die zweite und dritte Kolonne waren gegen zwei Mauerbrüche aufgestellt, die weniger Schwierigkeiten darzubieten schienen, wie die eben genannte. Die vierte Heersäule war befehligt, gegen das Kloster von Santa Engracia verzudringen. Sie bestand aus der tapfern Weichsellegion, aus jenen Braven, die, gleich tapfer am Po wie am Nil und auf ihrer heimathlichen Erde fechtend, sich würdig zeigten als die Söhne eines Volkes, das von jeher nur von einem Feinde überwunden worden war, von dem Feinde nämlich, den es im eigenen Busen mit sich herumtrug. — — —

Lepelletier war auf seine Bitten vom Marschall dieser Kolonne als Führer mitgegeben worden. —

Still hielten die vier Heerhaufen den feindlichen, mit Soldaten und tobenden Volkshaufen erfüllten Schanzen gegenüber, als der Marschall in Begleitung seines Generalstabes erschien. Ein donnerndes: Vive l'empereur! und rauschende Feldmusik, welche die Melodie des Liedes: Veillons au salut de l'empire! erschallen ließ, empfing den hochgeachteten Anführer, als er von Kolonne zu Kolonne bis an die Huerba hinuntersprengte. Jetzt stieg Lannes vom Pferde, er schwenkte den befederten Hut, ein Zwölfpfünder donnerte, und mit einem tausendstimmigen: Vive l'empereur! und unter Musik, die aber bald von den schmetternden Schlägen des Sturmmarsches übertäubt wurde, setzten alle vier Heersäulen sich zu gleicher Zeit in Bewegung. — — —

Der erste Zusammenstoß war fürchterlich. Kaum waren die Angreifenden auf halbe Kanonenschußweite von ihrem Platze gerückt, als, wie auf ein gegebenes Signal, alle Feuerschlünde der spanischen Schanzen ihnen ihre Kartätschen entgegenspien. Ein knatterndes Gewehrfeuer folgte, um nun bis zur Beendigung des Gefechts auch nicht einen Augenblick mehr nachzulassen. Da, während dieser Zeit, nicht das leiseste Lüftchen wehte, so bedeckte der weißgraue Rauch mit seinem Mantel nicht nur Freund und Feind, sondern die ganze Stadt, von der man zuletzt nur die höher liegenden Gebäude und die Thürme aus dem Meere von Qualm herausragen sah. Nur das mehr oder minder heftige Geschrei der Angreifenden, das wiederholte Rollen des Sturmmarsches, das feste und stolze oder langsam hinsterbende: Vencer ó morir! der Spanier ließ erkennen, wo der Angriff von Erfolg gewesen, oder wo er abgeschlagen worden. Endlich schwieg das Kanonenfeuer, die Flintenschüsse vereinzelten sich mehr, ein Windzug drängte die emporsteigende Rauchmasse auf die Seite. Freund und Feind konnte den Erfolg übersehen. Er war für die Franzosen befriedigend gewesen. Die erste Kolonne war zwar nach zwei vergeblichen Stürmen von der Bresche von San Augustin mit Verlust zurückgetrieben worden, die zweite hatte sich nur mit Mühe, unter dem heftigsten Kan-

tätschenfeuer, auf die Bresche selbst festsetzen und diese durch schnell aufgeworfene Brustwehren mit den Angriffswerken verbinden können, dagegen war die dritte glücklicher gewesen. Nicht achtend zweier Minen, die am Fuße des Walles sprangen, hatten die Tapfern den Mauerbruch mit dem Bajonnet erstürmt, und waren sogar bis in eine Straße gedrungen, wo sie sich fest setzten. Am furchtbarsten aber hatte der Kampf bei der vierten Kolonne gewüthet. Weder rechts noch links blickend, mit dem Muthe, den die tapfern Polen auf dem blutigen Felde von Szekoczin, wie an dem Fuße der Pyramiden bewiesen hatten, waren sie den Feuerschlünden von Santa Engracia entgegengestürzt. Weder das Feuer aus den Fenstern, von den Dächern, aus den Schießscharten, die in die Kirchenmauer gebrochen waren, hatte die tapfern Herzen beugen, noch sechs kleine unter ihren Füßen emporkrachende Minen ihren Schritt aufhalten können. Mit einem Muthe, würdig jener alten, unter russischem Eise nun längst begrabenen Phalangen, hatten sie sich mit dem Bajonnet der Wälle bemächtigt, und diese von Feinden rein gefegt bis an das Ufer der Huerba. Mit blanker Waffe hatten sie die spanischen Kanoniere zur Seite ihrer Stücke getödtet, und als der tapfere Morlot mit zwei Bataillonen aus den Trancheen der fausse attaque ihnen zur Unterstützung nachrückte, drangen sie noch, Alles vor sich niederwerfend, in das Kloster der Kapuziner ein, und setzten sich, trotz allen Anstrengungen des Feindes, es zu verhindern, darin fest.

Die schützenden Mauern Saragossa's waren durch die Anstrengungen dieses Tages nun zwar zerstört; aber jetzt zeigte es sich erst, was ein Volk vermag, wenn irgend eine große Idee es begeistert. Tag und Nacht beschäftigten sich die Einwohner der Stadt, die Hindernisse, die dem Eindringen der Franzosen wehren sollten, zu vermehren. Barrikaden auf Barrikaden wurden errichtet; hier riß man Häuser nieder, von denen man glaubte, daß deren Lage dem Feinde einen Vortheil bieten könnte, dort encrenaillirte man die Fronten anderer, an einem dritten Orte unterminirte man jeden offenen Raum, um ihn unter den Füßen des eindringenden Feindes emporsprengen zu können. So wie der Krieg immer weiter in das Herz der Stadt getragen zu werden drohte, stieg die Thätigkeit und die Macht der Volkshäupter; aber sie vermehrten die Schrecken der Belagerung durch eine bis an die Wuth gränzende Wildheit. Jedes Individuum, das ihren Argwohn erregte, wurde, wessen Ranges, Alters oder Geschlechts es auch sein mochte, augenblicklich zum Tode geführt. — — —

Von der Höhe jener eben eroberten Wälle beobachtete indessen der so kluge als unerschrockene Lannes jene Scenen des Schreckens. Sich überzeugend, daß es nicht der Klugheit angemessen sein würde, den Kampf mit der zur Verzweiflung getriebenen Menge mit blanker Waffe zu Ende zu bringen, aber durch unaufhörliches Bombardement der Stadt das Land einer seiner bedeutendsten Städte und die Armee mächtiger Hülfsmittel zu berauben, beschloß er, auf einem langsamern, aber sichern Wege, dem der Sappe und der Mine, zum Ziele zu kommen. —

Es würde zu weitläuftig sein und nicht in den Kreis dieser Erzählung gehören, wenn wir dem Leser ein vollständigeres Bild der merkwürdigsten Belagerung aus der Kriegszeit des ersten Drittheils des neunzehnten Jahrhunderts zu geben versuchten, und wir beschränken uns, — wiewohl ungern, — nur so viel davon mitzutheilen, als zur nähern Verständigung der Begebenheiten nothwendig scheint.

Nach mehreren lebhaften Gefechten und drei abgeschlagenen mörderischen Gegenstürmen der Belagerten, stand eines Morgens im Zwielicht der Herzog von Montebello, in einen grauen Mantel gehüllt, den Kopf mit dem Czhako eines gemeinen Soldaten bedeckt und einen kleinen Planabschnitt in der Hand, zur Seite des Kapitän Lepelletier, auf der Höhe eines dem Feinde zunächst gelegenen zerstörten Werkes. Die Sonne war noch nicht heraufgestiegen, und schwach und eintönig lief das: Quien vive? der spanischen Wachen von Viertelstunde zu Viertelstunde rings um die Stadt.

„Sie werden," sagte der Marschall zu unserm Bekannten, „nach Einnahme der Stadt, Ihrer Instruktion zufolge, nach Paris zurückkehren. Nach Allem, was mir früher von Ihnen bekannt war, und nach der Art und Weise, wie Sie sich bei dem Angriff auf Santa Engracia gezeigt haben, wünschte ich Ihnen eine Empfehlung dahin mitzugeben, die eine Gewährleistung für Ihre Zukunft enthielte. Welcher Art diese sein muß, um bei'm Kaiser des Ziels nicht zu verfehlen, wissen Sie. Er, — das wissen Sie auch, — rechnet nur nach dem Erfolg. Der Dienst, der nicht von einem günstigen begleitet wird, gilt ihm für nichts, so groß der Eifer, die Hingebung auch immer sein mochte. Hier" (er zeigte auf die halbzerstörte Stadt) „sehen Sie ein furchtbares, aber für den emporstrebenden Krieger schönes Feld vor sich ausgebreitet. Eine so günstige, für ihre Waffe so geeignete Gelegenheit treffen Sie in Ihrem Leben nicht zum zweitenmal, und," — das sagte er mit einem milden, seinem sonst so barschen Wesen gar nicht eigenen Tone, — „auch nicht zum zweitenmale einen Freund, der sie Ihnen so gern eröffnet." — (Forts. folgt.)

W. Irving's Mittags-Conversation mit Walter Scott.

— — Bei'm Mittagessen hatte Scott seinen halbländlichen Anzug bei Seite gelegt, und erschien schwarz gekleidet. Auch die Mädchen hatten, um ihre Toilette zu vervollständigen, die Zweige der Purpurheide, die sie an dem Hügelabhang gesammelt, in ihr Haar gesteckt und sahen nach ihrem Spaziergang auf den Höhen ganz frisch und blühend aus.

Außer mir war kein Gast beim Mittagessen. Zwei oder drei Hunde waren im Gemache; Maida, der alte

Hirschhund, nahm seinen Platz an Scott's Arm, und sah seinem Herrn ausdrucksvoll in das Auge, während Finette, das Lieblings-Wachtelhündchen, sich neben Mistreß Scott setzte, von welcher es, wie ich bald bemerkte, verhätschelt wurde.

Da die Unterhaltung zufällig auf die Verdienste seiner Hunde kam, sprach Scott mit vielem Gefühle und Innigkeit von seinem Lieblings-Dachshunde Camp, welchen man in den frühern Kupferstichen von ihm an seiner Seite abgebildet findet. Er sprach von ihm, wie von einem wirklichen Freunde, den er verloren; und Sophia Scott, die ihm muthwillig in die Augen sah, bemerkte, „Papa habe Thränen vergossen, als der alte Camp starb.“ Ich kann hier einen zweiten Beleg von Scott's Liebe für seine Hunde, und seine humoristische Weise, sie an den Tag zu legen, anführen. Als ich später eines Morgens mit ihm auf den Ländereien, welche an das Haus stoßen, umherstreifte, bemerkte ich ein kleines, altes Monument, auf welchem in gothischen Buchstaben die Inschrift stand:

„Cy git le preux Percy.“

(Hier liegt der wackere Percy.)

Ich blieb stehen, denn ich glaubte, es sei das Grab irgend eines tapfern Kriegers aus der alten Zeit; aber Scott führte mich schnell weiter. „Bah,“ rief er aus: „es ist nichts, als eines der Monumente meiner Thorheit, wovon Ihr hier herum genug finden werdet.“ — Ich erfuhr später, daß es das Grab eines Lieblingswindspieles war.

Unter den andern wichtigen und bevorrechteten Mitgliedern des Haushalts, welche bei dem Mittagstische ihre Aufwartung machten, war auch ein großer Kater, welcher, wie ich bemerken konnte, von Zeit zu Zeit mit Leckerbissen von dem Tische erfreut wurde. Dieser weiße Graubeinz war ein Liebling des Herrn sowohl, wie der Dame, und schlief Nachts in ihrem Gemache; und Scott bemerkte lachend, daß es zu den wenigst klugen Einrichtungen ihres Hauses gehöre, daß das Fenster Nachts offen gelassen werden müsse, damit Heinz aus und ein könne, die Katze übte eine Art von Oberherrschaft über die andern Vierfüßler aus, denn sie saß stattlich in Scott's Lehnstuhl und nahm dann und wann ihren Platz auf einem Stuhl an der Thüre, als wollte sie ihre Untergebenen bei ihrem Vorbeikommen mustern, wobei sie jedem Hunde einen Klaps hinter die Ohren gab, wie er vorbei ging. Dieser Pfotenschlag wurde stets gutmüthig hingenommen; es schien in der That von Seite des Graubeinz ein bloßer Act der Oberherrlichkeit zu sein, um die Übrigen an ihre Knechtschaft zu erinnern, was sie durch die vollkommenste Ergebung anerkannten. Eine allgemeine Harmonie fand zwischen Herrscher und Beherrschten statt und sie pflegten sämmtlich in der Sonne beisammen zu schlafen.

Scott war während des Essens voller Anecdoten und unterhielt uns trefflich. Er machte bewundernswürdige Bemerkungen über den schottischen Charakter, und sprach mit großen Lobeserhebungen von dem ruhigen, ordentlichen und anständigen Benehmen seiner Nachbaren; „was man kaum,“ — sagte er, „von den Nachkommen von Wegelagerern *) und Grenzern, und in einer Gegend erwarten sollte, welche in alter Zeit wegen Zänkereien und Streitigkeiten und Gewaltthaten aller Art berüchtigt war.“ — Er sagte, er habe in seiner amtlichen Stellung als Sherif seit einer Reihe von Jahren über die Handhabung der Gesetze zu wachen, bisher aber nur wenige Untersuchungen gehabt. Die alten Zwistigkeiten und örtlichen Interessen und Eifersüchteleien und Anfeindungen der Schottländer schliefen jedoch noch, sagte er, unter ihrer Asche und möchten leicht wieder angefacht werden. Nach ihm war ihr angeerbtes Gefühl für Namen stets noch groß; es war nicht immer gerathen, daß Dörfer auch nur das Fußball-Spiel *) unter sich spielten; der alte Clan-Geist **) pflegte zu leicht auszubrechen. „Die Schottländer sind rachsüchtiger,“ sagte er, „als die Engländer; sie tragen ihren Groll länger in sich, pflegen ihn manchmal Jahrelang ruhen zu lassen, sind aber gewiß, ihm am Ende doch noch Genüge zu thun. Die alte Eifersucht zwischen den Hochländern und Flachländern lebte bis zu einem gewissen Grade immer noch fort; die erstern blickten auf die letztern als auf eine niedrigere, minder tapfere und kräftige Race herab, wobei sie sie aber in Verdacht hatten, als seien sie geneigt, sich über sie zu erheben, da sie sich einbildeten, ihnen an Bildung überlegen zu sein. Dies machte sie für einen Fremden, der zum erstenmal unter sie komme, zu empfindlichen und reizbaren Gesellschaftern; sie brausten bei der unbedeutendsten Gelegenheit auf und wurden hitzig, so daß er sich, sozusagen, ihr Wohlwollen erkämpfen und erzanken müsse.“

Er führte als Beispiel einen Bruder von Mungo Park an, der sich in einer wilden Gegend des Hochlands niedergelassen hatte. Er sah bald, daß man ihn als einen Eindringling betrachtete, und daß diese Bergjunker sich geneigt zeigten, mit ihm anzubinden, sich darauf verlassend, er würde, da er ein Flachländer war, die weiße Feder aufstecken. Eine Zeitlang ertrug er ihre Spöttereien und Sticheleien mit vieler Kälte, bis einer, den seine Nachsicht kühn gemacht hatte, ein Dirk ***) hervorzog, es ihm vorhielt und ihn fragte, ob er wohl je schon in diesem Theil des Landes eine Wehr wie diese gesehen habe. Park, der eine Herkuleskraft besaß, ergriff das Dirk, und trieb es auf den ersten Wurf durch einen eisernen Tisch. — „Ja,“ versetzte er, „und sagt euern Freunden, daß ein Mann von den Flachlanden es da hineintrieb, wo es der Teufel selbst nicht mehr herausziehen kann.“ — Alle Anwesenden freuten sich der That und der Worte, welche sie begleiteten. Sie tranken mit Park auf bessere Bekanntschaft und blieben fortan stets seine guten Freunde.

Nach dem Mittagessen begaben wir uns in das Gesellschaftszimmer, welches zugleich als Studierzimmer und Bibliothek diente. Auf der einen Seite der Wand stand ein langer Schreibtisch mit Schubladen; darüber war ein kleiner Schrank von polirtem Holze, mit Flügelthüren, und mit Bronze-Verzierungen reich beschlagen, worin Scott seine werthvollsten Papiere bewahrte. Über dem Schrank war in einer Art Nische ein vollständiger Harnisch, von glänzendem Stahl, mit einem geschlossnen Helm, Panzerhandschuhe und Streitkolben zu beiden Seiten. Rund umher hingen Trophäen und Sehenswürdigkeiten der mannigfachsten Art: ein Säbel von Tippu-Saib ****); ein Hochländisches Schwert von Floddenfield, †) ein Paar Rippon-Sporen ††) von Bannockburn †††) und vor allen eine Flinte,

*) Moss-troopers, Grenzmarodeurs, Straßenräuber in Schottland. Uebers.

*) Eine mit Leder überzogene Blase, welche mit den Füßen getrieben wird. Uebers.

**) Clan, ein Volksstamm, ein Familienstamm. Uebers.

***) Ein Schottischer Dolch. Uebers.

****) Herrscher von Mysore, der 1799 durch die Engländer Reich und Leben verlor. Uebers.

†) Wo 1513 Jakob der Vierte geschlagen wurde. Uebers.

††) Zu Rippon wurden ehemals die besten Sporen in England gemacht. Uebers.

†††) Hier erfochten die Schottländer im Jahre 1314 einen glänzenden Sieg über die Engländer. Uebers.

welche Robin dem Rothen gehört hatte, und auf welcher man die Anfangsbuchstaben seines Namens R. Mcg. sah, ein Gegenstand besondern Interesses für mich zu jener Zeit, da das Gerücht ging, Scott beschäftige sich eben damit, einen Roman drucken zu lassen, welcher auf die Geschichte dieses berüchtigten Geächteten gegründet sei.

Auf jeder Seite des Schrankes waren Bücherschreine, in welchen sich eine Menge poetischer Werke in verschiedenen Sprachen befanden; viele dieser Schriften waren selten und veraltet. Dies war jedoch nur seine Cottage-Bibliothek; der größte Theil seiner Bücher war in jener Zeit zu Edinburg.

Aus diesem kleinen Curiositäten-Schranke nahm Scott eine Handschrift hervor, welche auf dem Schlachtfelde von Waterloo gefunden worden war, und eine Abschrift von vielen Liedern enthielt, welche damals in Frankreich beliebt waren. Das Papier war mit Blut befleckt: „das Lebensblut irgend eines lebensfrohen jungen Offiziers ohne allen Zweifel," sagte Scott, „welchem diese Lieder als ein Andenken seiner Herzgeliebten in Paris theuer waren."

(Schluß folgt.)

Rede und Gegenrede.

Rede.

Es kehret wieder, was geschieden;
D'rum schaue vorwärts, nie zurück!
Verklärter stets erscheint dem Blick,
Was, schwer vermißt, ihn einst gemieden.
Auch dir ist Wechsel jetzt beschieden,
Zu scheitern scheint dein junges Glück;
Doch danke nur dem Mißgeschick,
Die Würze ist's der Lust hienieden.
Was Tag der Nacht, ist Lust der Klage,
D'rum hoffe nur, und dulde, trage,
Geh schlafen, träumen, armes Herz!
Bald kommt das Licht dem neuen Tage,
Und dann entschwebt dem Sarkophage
Des Wehs die Freude himmelwärts!

Gegenrede.

Nicht immer kehrt, was einst geschieden;
D'rum vorwärts nur, und nie zurück!
Verklärter stets erscheint dem Blick
Durch Sieg im Kampf errung'ner Frieden.
Auch mich hat jetzt der Sieg gemieden,
Doch fahl' ich nicht von Mißgeschick;
Der Kräfte Prüfung ist das Glück,
Und Kraft vergöttlicht uns hienieden.
Dir stirbt sie ab in Wort und Klage,
D'rum hoffe thatlos, dulde, trage,
Geh schlafen, träumen, armes Herz!
Ich aber wache, ringe, wage,
Und meiner Leiden Sarkophage
Enthebt mein Selbst mich himmelwärts.

Albert Quednow.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Gegen diese Bademanie hat freilich das Ministerium des Kultus, im Verein mit dem der Polizei, einen scharfen Befehl erlassen, der es jedem Arzte zur dringenden Pflicht macht, nur in wahrhaft unabweisbaren Fällen den Besuch der Bäder anzurathen, und — bei gesetzlicher Ahndung — keinem Beamten ein Zeugniß auszustellen, daß er dorthin sich begeben müsse, wenn es nicht durchaus nothwendig sei; allein auch dies wird nur geringe Früchte bringen; wer kann untersuchen, ob der Gebrauch des Bades nothwendig sei oder nicht, als der Arzt, der den Zustand des Kranken kennt? und die Herrn aus dem Gefolge Aeskulaps haben es von jeher mit ihren Aussprüchen nicht genau genommen. —

In Berlin ist die Badezeit durch den Stillstand des Geschäftslebens ungemein fühlbar; die Abwesenheit so vieler Reichen und Wohlhabenden erzeugt eine Ruhe, die übrigens von jeher schon den Gewerbtreibenden bekannt ist, und mit dem stehenden Namen der „Sauergurkenzeit" benannt wird. Man tröstet sich dann nach guter deutscher Sitte mit dem, was kömmt, und wünscht den Herbst herbei, wo goldne Früchte reifen. — Der diesjährige Herbst vor allen wird jedoch laut und lustig werden; das große Manöver und der Kongreß in Kalisch werden viele Fremde auch hier versammeln, mindestens auf der Hin- und Rückreise; aber man schmeichelt sich, auch den Kaiser und die Kaiserin von Rußland, wo nicht gar auch den Kaiser von Oestreich, nach Beendigung des Kalischer Vereins in Berlin zu sehen. — Daß diese hohe Versammlung das Tagesgespräch bildet, versteht sich, und die großen Aufkäufe von Lebensmitteln aller Art, von Pferden und Pferdefutter u. s. w., die hier schon jetzt von den Söhnen Israels gemacht und nach Schlesien transportirt werden, erinnern durch die zunehmende Theurung schon lebendig genug an das, was dort sich vorbereitet. Ganz besonders werden die schlesischen Bäder gefüllt sein, um dort gleich in der Nähe des großen Schauplatzes zu verweilen, bis die Tage des Gebens kommen; schon jetzt sollen die meisten Wohnungen in Warmbrunn und Salzbrunn besetzt sein, und, was man aus Kalisch vernimmt, gibt die tröstende Versicherung, daß von den Tausenden der Neugierigen, die dort zusammenströmen werden, nur wenige Glückliche ein Unterkommen finden dürften, obgleich man schon seit Lange mit dem Errichten von Gebäuden, großen Stallungen u. s. w. beschäftigt ist. — Wer reich ist, kann es sicher dort beweisen; denn unbezweifelt werden die einfachsten Dinge mit Gold aufgewogen werden, und der Spekulationsgeist wird sich hoffentlich belohnen. Hier studirt man schon an neuen Balletten und Possen, da die Tänzer und Schauspieler Berlins die Kalischer Feier verherrlichen werden; Petersburg wird sein französisches Theaterpersonal liefern, und von Wien soll die Oper hingehn. Also auch hierin eine Repräsentation der drei mächtigen Verbündeten; welches Feld der Kunst, der Intrigue und der Bündnisse! Das ist unbezweifelt die Ironie zum Ganzen; es wird unter Krieg und Politik die Liebe ihr weites, göttliches Lager eröffnen, und ich bin begierig, wer siegen wird. Glauben Sie nicht, daß ich einseitig scherze; nicht die schönen Zöglinge Terpsichores und der übrigen Musen sollen die nervigen Söhne des ungarischen, russischen oder preußischen Mars zur Spindel bekehren, sondern weit höher weben, wie man sagt, die Liebesflaggen der Cyprischen Göttin. Es ist hier von nichts Geringerem die Rede, als von einer Vermählung des preußischen Prinzen Adalbert, des ältesten Sohnes des Prinzen Wilhelm, Bruder Sr. Majestät, mit der ältesten Tochter des Beherrschers der Russen, der Großfürstin Maria. Welche Träume knüpft man an diese hohe Verbindung, welche große Versöhnung der Geschichte und Menschheit glaubt man mit ihr zu feiern! — Man sieht den jungen Prinzen kühn den alten Thron der Piasten und Jagellonen besteigen, das Schwert Johannes Sobiesky's an seiner Seite; das lange, blutige Kleid des polnischen Genius verwandelt sich in den Gold- und Purpurmantel, der seine Schultern bedeckt; die traurige, angstvolle Stille in Freudengeschrei und Jauchzen, und die edlen Verbannten haben ein Vaterland. — Das träumt man hier, mein Theurer, und der Traum ist so groß und schön, daß man gerne ihn mitträumt, wenn man auch darüber lächelt. —

Was aber Träumereien anbetrifft, so ist allerdings jetzt die Stunde günstig, wie keine. Spanien, England und Frankreich geben den Politikern Stoff genug dazu; der Zollverband beschäftigt die Fabrikanten, und die Eisenbahnen Alle. — Es ist eine wahrhafte Wuth in die Köpfe gefahren, diese Bahnen, von welchen man sich Wunder verspricht, fertig zu sehen und darauf umher zu rollen, und ich bin völlig überzeugt, daß die zehn oder zwölf Millionen, die zur Bahn nach Hamburg und Leipzig überschläglich gefordert werden, hier zur Stelle in wenigen Tagen gezeichnet sind, wenn der Entwurf ins Leben tritt. — Die deutsche Gemüthlichkeit, ist mit die Träumerei, findet hier einmal seit langer Zeit den rechten Stoff, sich auszulassen, so lang und breit und zaubervoll, wie es ihr beliebt, und es hört sich gar zu schön an, wenn in den Zeitungen steht, wie in kurzer Zeit Paris mit Bordeaux, Brüssel mit Paris, Köln mit Brüssel, Hannover mit Köln, Hamburg und Berlin mit Hannover und Magdeburg und Leipzig, dann Breslau und Königsberg, Warschau und Petersburg mit Berlin verbunden sein werden; wie man endlich die Steppen der Kalmucken und Tartaren damit vereint, wie Eisenbahnen die Bucharen civilisiren, wie das innere Afrika dadurch allein Aufklärung empfangen kann, wie man Grönland und den Nordpol damit verbindet, und wie die ganze Erde dann eigentlich dadurch so zusammengerückt wird, daß alle Entfernung verschwindet, und wenn man einen cher cousin in China besuchen will, dieß ungefähr so sein wird, als führe man nach Charlottenburg, oder eine chère cousine in Paris, als steige man zur lieben Gevatterin im dritten Stockwerk. —

(Fortsetzung folgt.)

Nº 142. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 18. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

„O, Monseigneur! wie soll ich —" hob Lepelletier gerührt zu sprechen an.

„Pst!" rief der Herzog, den Finger auf den Mund legend. „Sehen Sie! dort in dem grauen Nebel erheben sich die Thürme des Klosters der Töchter von Jerusalem. Dicht daneben läuft die große Straße des Cosso hinab. Parallel mit letzterem werden wir zwei unterirdische Angriffslinien vorwärts treiben, und diese endlich am Kloster von San Francisco vereinigen. In dem Maaße, wie unsere Maulwürfe auf ihrem Wege die Oberfläche nach und nach aufsprengen, werden wir uns auf letzterer festsetzen, und so bis in's Herz der Stadt vorrücken. Sie, mein Freund, werden die Arbeiten des rechten Minenzweiges leiten. Mehrere Bataillone guter Truppen werden auf der Oberfläche Ihnen so weit folgen, als Sie ihnen dies möglich machen werden; ich denke, eine eigens dazu hergerichtete Batterie sechszölliger Mörser, die wir von Straße zu Straße, ja von Haus zu Haus mit uns nehmen werden, wird uns treffliche Dienste leisten. — Doch, das übrige wird Ihnen Rogniat mittheilen. — Gehen Sie jetzt! — Machen Sie Ihre Anstalten! — Dort, wo der Thurm von San Francisco im Frühnebel emporragt, liegen für Sie das Offizierkreuz der Ehrenlegion und die Epauletten des Bataillonchefs! — Kein Wort weiter! — Sie wissen, ich liebe die Danksagungen nicht, und es ist Ihnen ohnehin bekannt, daß ich Ihnen wohl will. — Adieu!" — —

Der Marschall sprang nach diesen Worten von der Brustwehr der Verschanzung herab, winkte unserm Bekannten nochmals mit der Hand, und setzte dann in Begleitung eines Offiziers, der, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen, sich bis dahin in dem Winkel der halb zusammengestürzten Courtine verborgen hatte, sein still beobachtendes Wandeln fort. —

Der folgende Morgen schon fand Lepelletier an der Spitze eines bedeutenden Trupps rüstiger Ouvriers an der Arbeit. Mit der Umsicht des geübten Kriegers und der Keckheit des Franzosen warf er, unter dem heftigsten Feuer seiner Gegner, eine auf dem gelegensten Punkte, für die ihn unterstützende Mörserbatterie, geeignete Schanze auf, und grub sich unfern davon ein, um von hier aus die Hauptgallerie der Angriffsmine vorwärts zu treiben. Tag und Nacht wurde hier gearbeitet. So wie der Minengang vorschritt, ward solcher rechts und links mit Rameaux, und diese mit den nöthigen Horchgängen versehen; am dritten Tage flog schon ein Haus mit der feindlichen Besatzung in die Luft. Die Mörserbatterie auf der Oberfläche warf ihre kleinen Bomben, und durch einen glücklichen Bajonnetangriff waren die Belagerer endlich im Besitz mehrerer Straßen.

Während dem hörte indessen der Kampf Tag und Nacht nur immer auf einige Stunden auf. Die Spanier vertheidigten sich mit der Wuth der Verzweiflung. Gut geworfene Granaten gaben im Zerspringen vielen der Angreifenden den Tod. Die Spanier brachten endlich Feuer in die zwischen ihnen und den Feinden gelegenen Häuser, und während die Bomben krachten, Gebäude stürzten, Minen sprangen, eine Staubwolke

emporwirbelte, erhob sich zwischen den Kämpfenden ein zu den Wolken emporknatternder Flammenschleier, welcher die Kämpfenden auf die Spanne Zeit, die die Menschennatur, um nicht zu erliegen, bedarf, von einander trennte. Lepelletier hatte die kluge Vorsicht gebraucht, die Hauptgallerie so viel wie möglich unter einer Straße, die mit dem Cosso parallel lief, vorwärts zu treiben. Hier hatte man den unterirdischen Angriff weniger wie dort erwartet, und die fleißigen Ouvriers fanden nicht so schwierige Arbeit, als ihnen der tiefe Mauergrund der Gebäude sonst vielleicht entgegengesetzt haben könnte. Rogniat, der fast täglich das Werk, welches unserm Freunde aufgetragen war, besichtigte, fand nicht Worte genug, es zu loben, und nach wenigen Tagen berechnete Lepelletier, daß ein Minenast, den er nach der Seite des Klosters der Töchter von Jerusalem treiben ließ, in wenigen Stunden die Grundmauern des letztern berühren müsse. Wirklich meldete ihm, ehe er es gedacht, ein alter Sergeant, daß man so eben auf Mauerwerk gestoßen sei, daß aber zu seiner Befremdung ihm bedünken wolle, als ob sich, nur wenige Toisen vom Arbeitsorte, ein so eigenthümliches Geräusch vernehmen lasse, daß er auf den Gedanken gekommen: ob man sich wohl in der Nähe einer Contremine befinden könne; bei alledem scheine ihm das gehörte Getöse von dem, das feindliche Mineurs verursachen, verschieden, und er habe deshalb links seitwärts einen Horchgang treiben lassen, durch den er in's Klare zu kommen hoffe. Sobald Lepelletier mit wenigen Worten Befehl gegeben, die Ladung für einen Globe de compression, durch den er die Contremineurs zu erdrücken gedachte, in Bereitschaft zu setzen, eilte er, um in Begleitung des alten Kriegers vor Ort zu gelangen. Auch der Horchgang stieß an eine Mauer, und überall ließ ein dumpf summendes Geräusch sich hören. — Lange Zeit lag Lepelletier horchend auf der Erde. Endlich erhob er sich.

„Eilen Sie zu dem General!“ sprach er zu dem Sergeanten. „Melden Sie ihm, daß wir an eine der untern Grundlagen des Klosters gestoßen sind, und daß das letztere von Menschen erfüllt ist. Sagen Sie ihm ferner, daß ich mir Verhaltungsbefehle erbäte, ob ich den Minengang unter dem Grunde vorwärts treiben und die Arbeiten für den Brunnen sodann beginnen soll. Stoße ich nicht auf besondern Widerstand, so getraue ich mir Gang, Brunnen und Ofen, bis zur Ladung, in sechs Stunden zu Stande zu bringen. In Beziehung auf letztere wünsche ich zu wissen, ob der General das Gebäude erhalten und von uns besetzen lassen will, oder ob ich es sprengen soll; ich muß es um so genauer wissen, als nach meiner Berechnung die Widerstandslinie sehr schwach ist.“ —

Der Sergeant entfernte sich, und der Hauptmann ließ sich nachdenkend auf einen, aus der Wand des Minenganges hervorragenden Stein nieder, während die Soldaten sich, auf dem Boden kauernd, durch allerlei kriegerische Scherze die Zeit vertrieben, und das, mit Rohrgeflecht oder Leder überzogene Fläschchen fleißig die Runde machte.

„Tiens!“ rief jetzt plötzlich einer der Mineurs, der sich vor Ort mit der Spitzhaue längere Zeit etwas zu schaffen gemacht hatte, und indem er letztere klirrend zur Erde warf. „Nun werden wir gleich wissen, woran wir sind. — Komm', Gallois, hilf mir den Stein herausheben! — Dahinter ist es hohl; ich kann mit dem Hackenstiel bis in die Hölle hinunter fahren, und da drinnen singen und psalmodiren sie, daß es eine Art hat.“ —

Die Mineurs sprangen auf, und der Hauptmann folgte neugierig.

„Hebt noch ein Paar Steine aus!“ sagte er, als jetzt das Summen vieler Stimmen aus der gemachten Öffnung drang. — „So! — Nun haltet einmal ein Grubenlicht hinein! — Wir müssen doch sehen, wo dies hinführt.“ —

„Eine Treppe! — Und sie führt aufwärts! — Kurios!“ sprach nach ein Paar Augenblicken verwundert Lepelletier. — „Wir sind an dem Kirchengebäude!“ setzte er nach einem Blicke auf einen Planabschnitt hinzu.

Eben kam ein Mann in einem grauen Überrocke, ein schwarzes Mützchen auf dem Haupt, gefolgt von ein Paar Ordonnanzen, den Minengang entlang geschlichen. Es war Rogniat. — Still horchte der erfahrene Führer auf den Rapport des Hauptmanns, und seine Miene wurde immer heiterer.

„Alles trifft sich ganz herrlich!“ sagte er dann. „Hundert Grenadiere harren am Eingange. Ich nahm sie mit mir. Es wäre vortrefflich, wenn wir die Kirche erstürmen könnten, ohne sie zu sprengen; sie gäbe einen herrlichen Haltpunkt. — Lassen Sie uns recognosciren, mein Freund! Drei Mann mit dem Grubenlicht unter dem Mantel mögen uns begleiten.“ —

Mit Vorsicht, um jeden Lärm zu vermeiden, ward die Oeffnung erweitert. Das dumpfe Summen einer Orgel, von Gesang begleitet, tönte aus der Ferne. Rogniat, der Hauptmann und drei Soldaten stiegen in das Dunkel. —

In Kurzem überzeugte man sich, daß die Wandelnden sich auf einer Treppe befänden, die aus einer der Grüfte aufwärts führte. Ungefähr dreißig Stufen höher gelangten sie an eine eiserne Thüre. Hinter derselben war Alles still.

„Fatal!“ sprach Rogniat. „Sprengen wir die Thüre auf, so verursacht es Lärm.“ —

„Der Riegel läßt sich von innen zurückschieben, er ist nur eingerostet!“ fiel ein Ouvrier ein, welcher genau mit dem Grubenlicht hingeleuchtet.

„Wohlan, so öffnet!“ erwiederte Rogniat und zog ein Pistol aus dem Busen, dessen Hahn er spannte. Lepelletier folgte seinem Beispiele.

(Fortsetzung folgt.)

W. Irving's Mittags-Conversation mit Walter Scott.

(Schluß.)

Er deutete auf eine zarte und sinnige Weise auf das halb wilde, halb melancholische Schlachtliedchen hin, das General Wolf gedichtet haben soll, und welches er an dem Offiziertisch, am Abend vor dem Sturm von Quebec, bei welchem er so glorreich fiel, gesungen hat:

„Ei, Soldaten, ei,
Sollen wir traurig sein, Kinder?
Ei, Soldaten, ei,
Wer fällt, ist seinem Berufe treu.
Schickt der nächste Strauß
Uns zu unserm Schöpfer, Kinder,
Endigt Noth und Graus;
Doch schlagen wir uns heraus,
Gleicht ein Glas, eine hübsche Wirthin,
Wieder alles aus.“

„So,“ setzte er hinzu, „hat aller Wahrscheinlichkeit nach der arme Bursche, der bei Waterloo fiel, in seinem Zelte die Nacht vor der Schlacht diese Lieder gesungen, und an die schöne Dame gedacht, die sie ihn gelehrt hatte, und sich mit der Hoffnung geschmeichelt, wenn er den Feldzug überlebte, mit Ruhm bedeckt aus dem Kriege zu ihr zurück zu kehren.“

Ich habe seitdem gesehen, daß Scott Übersetzungen dieser Lieder unter seinen kleinern Gedichten abdrucken ließ.

In diesem niedlich aussehenden Gemache, das halb Studirstube, halb Gesellschaftszimmer war, verstrich der Abend auf das Angenehmste. Scott las mehrere Stellen aus dem alten Romane Arthur mit einer schönen, tief tönenden Stimme und einer Würde des Tones vor, welche zu dem alten in gothischen Lettern gedruckten Buche zu passen schien. Es war ein hoher Genuß, ein solches Werk von einem solchem Manne und an einem solchen Platze vorlesen zu hören; und seine Erscheinung, wie er in einem großen Lehnstuhle lesend saß, sein Lieblingshund Maida zu seinen Füßen, und rundum Bücher und alterthümliche Gegenstände, Gränztrophäen, würde ein bewundernswürdiges und sehr charakteristisches Gemälde abgegeben haben.

Während Scott so las, hatte der weise Hinz auf einem Stuhl neben dem Kamine Platz genommen, und saß festen Auges und ernsten Benehmens da, als lauschte er auf den Leser. Ich bemerkte Scott, seine Katze scheine Geschmack an den alten Romanen zu haben.

„Ach,“ sagte er, „diese Katzen sind eine sehr geheimnißvolle Art von Leuten. Es geht immer mehr in ihrem Kopfe vor, als wir bemerken; dies rührt ohne Zweifel daher, daß sie mit Hexen und Zauberern so vertraut sind.“ Er erzählte uns nun eine kleine Geschichte von einem Hausvater, welcher einst Nachts in sein Haus zurückkehrte und an einer einsamen, entlegenen Stelle auf einen Leichenzug von Katzen stieß, welche alle in Trauer waren, und in einem Sarge, der mit einem schwarzen Sammttuch bedeckt war, einen der ihrigen zu Grabe trugen. Der gute Mann, der über eine so seltsame Feierlichkeit erstaunte und halb erschrack, eilte nach Haus und erzählte seiner Frau und seinen Kindern, was er gesehen hatte. Er hatte kaum ausgeredet, als ein großer schwarzer Kater, der am Feuer saß, sich erhob und ausrief: „Dann bin ich König der Katzen!“ worauf er durch das Kamin verschwand. Die Leiche, welche der Hausvater gesehen hatte, war die eines Katzendynasten gewesen.

„Unser Graubeinz hier,“ setzte Scott hinzu, „erinnert mich zuweilen durch das gebieterische Ansehen, das er sich gibt, an diese Geschichte; und ich pflege ihn mit Achtung zu behandeln, da ich mir einbilde, er könne ein großer Prinz incognito sein und vielleicht früher oder später zum Thron gelangen.“

Auf diese Weise machte Scott die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten selbst stummer Thiere um ihn her zu Gegenständen humoristischer Bemerkungen oder wunderlicher Geschichten.

Unser Abend wurde auch dadurch noch belebt, daß Sophia Scott uns auf Bitten ihres Vaters dann und wann mit einem Liede erfreute. Sie ließ sich nie zweimal bitten, sondern begann geradezu und mit Freuden. Sie sang nur Schottische Lieder, ohne irgend eine Begleitung, in einer einfachen Weise, aber mit viel Wärme und Ausdruck und in ihrem heimischen Dialekte, was ihnen noch einen neuen Reiz gab. Es war entzückend, sie mit großer Lebhaftigkeit und fast begeistert eines jener herrlichen, gefühlvollen, alten Jacobiten-Lieder singen zu hören, welche einst bei den Anhängern des Prätendenten in Schottland im Schwunge waren, und in denen er mit dem Namen „der junge Cavalier“ bezeichnet ist.

Scott liebte, ungeachtet seiner Anhänglichkeit an das regierende Haus, diese Lieder sehr; denn der unglückliche Cavalier war stets ein romantischer Heldencharakter für ihn, so wie für manchen andern muthigen Anhänger des Hauses von Hannover, seitdem das der Stuarts alle seine Schrecken verloren hat. Als man über den Gegenstand redete, erwähnte Scott eine merkwürdige Thatsache; er hatte nemlich unter den Papieren des Cavaliers, welche mit Erlaubniß der Regierung ihm zur Einsicht gegeben worden waren, eine Zuschrift von einigen Anhängern in Amerika an Karl gefunden; sie war vom Jahre 1778 und enthält den Vorschlag, er möchte seine Fahne in den westlichen Niederlassungen aufpflanzen. Ich bedaure, daß ich mir damals nicht genauere Nachrichten über diesen Gegenstand von Scott erbat, die fragliche Urkunde ist jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach, noch unter den Papieren des Prätendenten, welche sich im Besitz der brittischen Regierung befinden.

Im Laufe des Abends erzählte Scott die Geschichte eines sonderbaren Gemäldes, das in dem Gemache hing, und von einer Dame seiner Bekanntschaft für ihn gefertigt worden war. Es stellte die traurige Verlegenheit eines reichen und schönen jungen englischen Ritters aus der alten Zeit dar, welcher auf einer Streiferei an der Grenze gefangen und in das Schloß eines starrsinnigen und hochmüthigen alten Barons gebracht worden war. Der unglückliche Jüngling wurde in ein Verließ geworfen, und vor dem Schlosse baute man einen hohen Galgen, an welchem er sein Leben endigen sollte. Als alles fertig war, wurde er in die Halle des Schlosses geführt, wo der wilde Baron im Pompe saß, von seinen, bis an die Zähne in der Rüstung steckenden Kriegern umgeben; hier ließ man ihm die Wahl, ob er am Galgen baumeln, oder des Barons Tochter heirathen wolle. Man wird glauben, die Wahl sei durchaus nicht schwierig gewesen; unglücklicher Weise aber war das junge Fräulein scheußlich häßlich und hatte einen Mund, der von einem Ohre bis zum andern ging, so daß weder Geld, noch Liebe jemand vermocht hatte, sich um sie zu bewerben, und man sie im ganzen Grenzland unter dem Namen „die großmäulige Meg“ kannte.

Das erwähnte Gemälde stellte das unglückliche Dilemma des schönen Jünglings dar. Vor ihm saß der wilde Baron, mit einem Gesichte, das einer solchen Tochter würdig war; in seinen Blicken waren Dolche und Rattengift. Auf seiner einen Seite sah man die großmäulige Meg, mit einem

verliebten Lächeln über die ganze Breite ihres Gesichtes und einem schiefen Blicke, allein schon hinreichend, einen Mann in Stein zu verwandeln; auf der andern Seite war der Beichtvater, ein glatter Mönch, welcher den jungen Mann am Ellbogen zupfte und auf den Galgen deutete, den man durch das offene Portal in der Ferne sah.

Die Sage geht, der junge Ritter habe, nachdem er lange in seinem Geiste zwischen dem Strick und dem Altar geschwankt, der Liebe zum Leben Raum geben müssen und sich den Reizen der großmäuligen Meg überantwortet. Allen Romanwahrscheinlichkeiten zuwider ergab es sich, daß die Ehe glücklich war. Die Tochter des Barons war, wenn auch nicht schön, doch eine musterhafte Frau; ihr Gatte wurde nie von irgend einem jener Zweifel und Eifersüchteleien beunruhigt, welche zuweilen das Grab des ehelichen Glückes sind; er wurde der Vater einer schönen und ohne allen Zweifel rechtmäßigen Nachkommenschaft, welche noch auf der Gränze blüht.

Ich gebe nur einen schwachen Umriß der Geschichte, wie ich mich ihrer unbestimmt erinnere; sie mag vielleicht anderswo reicher ausgestattet und von Jemand erzählt worden sein, welchem etwas von dem ergötzlichen Humor, mit welchem Scott sie erzählte, beiwohnt.

Als ich mich zur Ruhe begeben hatte, fühlte ich, daß es fast unmöglich war, zu schlafen; der Gedanke, unter Scott's Dach zu sein, an den Gränzen, am Tweed zu weilen, ganz im Mittelpunkt jener Bezirke, welche seit einiger Zeit der Lieblingsschauplatz romantischer Dichtung waren, und vor Allem die Erinnerung an den Spaziergang, den ich gemacht, an die Gesellschaft, in welcher ich ihn gemacht, und an die Unterhaltung, welche er veranlaßt hatte: — Alles gährte in meinem Kopfe, und scheuchte fast den Schlaf von meinem Kissen.

Der Fromme.

Die Schenke ist meine Kapelle,
Worin ich verricht' mein Gebet,
Die Gläser klingeln so helle,
Von Morgens früh bis spät.
Der Kellner ist mein Küster,
Der Wirth Vicarius,
Absolvirt allstündlich gerne,
Seinen Freund Hilarius.

Ludwig Wihl.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Solche abentheuerliche Ideen haben sich in vielen Köpfen der jungen Generation besonders festgesetzt; die Alten schütteln freilich noch häufig die Perücken, und möchten es nach guter deutscher Sitte gar gern lassen, wie es ist; allein sie werden überstimmt und wenig auf ihre Einwendungen gehört. — Das ist eben die verzweifelte Umwandelung unserer Tage, daß Alles sich zum Neuen drängt, um das Alte und Sichere zu verspotten und zu verachten, — daß man alle Tage Erfindungen macht oder zu machen glaubt, die schnurstracks dem Bestehenden sich entgegenkommen, es umstürzen und zu beweisen streben, daß das, was man so lange als gut und nützlich verehrt, schlecht und unbrauchbar ist. — Was hat man von den Dampfmaschinen gewußt, und die Welt hat ganz gut bestanden; sagen die alten würdigen Leute; da hat Jeder sein Handwerk getrieben, die Zünfte waren stark und einig, Niemand verdarb den Preis, und Jeder hatte sein gutes Brod; jetzt aber jagt der Eine den Andern, eine allgemeine Brodlosigkeit beglückt die Welt; denn Jeder wird gepreßt bis aufs Blut von einem seltsamen Ungeheuer, das Niemand gesehen hat und doch Jeder sehr gut kennt, und welches man mit verschiedenen Namen: Kultur, Fortschritt, Aufklärung, Nothwendigkeit u.s.w. nennt. — Ist das ein Glück, Erfindungen zu machen, Gewerbefreiheit einzuführen, daß jeder Hans-Narr anfangen kann, was er will, um würdige Andere Leute, die von Kindesbeinen an waren, was sie sind, Brod und Arbeit zu rauben, — Maschinen zu erfinden, welche Hunderte von Arbeitern erwerblos machen, oder andere Teufelskünste zu ersinnen, um dadurch die Augen und Sinne der leichtgläubigen Menge zu blenden. Ist durch die vielen Erfindungen der jüngsten Zeit die Welt glücklicher, besser oder weiser geworden? Hat nicht das allgemeine Elend sich immer deutlicher ausgeprägt, ist die Kluft zwischen Armen und Reichen nicht immer tiefer und breiter aufgerissen worden, dreht sich nicht Alles mehr und mehr um die Gewinngier, und gehen in diesem Kampfe nicht alle die bessern und edleren Gefühle, welche einst die Herzen beseelten, unter? Wo ist noch die alte Redlichkeit und Ehrlichkeit unter den Kaufleuten und den Handwerkern zu finden, die stolz darauf waren, nur das Beste zu liefern, und denen Wort für Werth und Güte ihrer Arbeiten und Waaren weit heiliger geachtet wurde, als die größten Eide heutiger Zeit! — Ihr sprecht so viel über die unruhige Beweglichkeit unserer Tage, über den Geist des Mißmuths und der Unzufriedenheit, der sich verbreitet hat, — sucht seine Ursachen nicht immer in dem politischen Zustande der Völker und Reiche, sucht ihn in diesen Neuerungen der Staaten, welche selbst die alten Satzungen zerstörten und die alte Ehrfurcht zerstören halfen, und sich dann darüber beklagten, als die Flamme das Haus ergreifen wollte. — So sagen diese alten Vertheidiger der alten Ordnung, deren es hier noch immer nicht wenige gibt, und die gar zu gern den alten Zunftzwang und die alten Zeiten desselben zurückführen möchten, und in ihrem Aerger alles erdenkliche Böse über die verwünschte Gewerbefreiheit schütten. — Es läßt sich nicht läugnen, daß in ihren Anklagen Manches liegt, das wahr genannt werden muß; allein da jede Sache, selbst die beste, eine Schattenseite besitzt, so muß man nur die Beobachtung zu machen suchen, ob mehr Schatten oder mehr Licht vorhanden ist, und hiernach sein Urtheil fällen; sieht man aber das tausendfache Gute, das die Gewerbefreiheit — wie jede Freiheit — der Entfaltung des Menschengeschlechtes gebracht hat, — bedenkt man, wie sie die Kräfte der Seele erregt und angestrengt, wie sie als ein gewaltiger Hebel den Verstand geschärft hat, um Fortschritte in Kunst und Wissenschaft zu machen, — wie sie in kurzen Jahrzehnden den alten Sauerteig und Schlendergang der Zünfte zerstört, das Menschengeschlecht frei und kräftig fortgerissen hat zu stets höhern Stufen, die sich nun endlos vor seinen Blicken ausdehnen: so muß man weit eher den Gedanken dieser Freiheit einen segensreichen und wohlthätigen nennen, als ihn verdammen. Das kann nicht schlimm sein, was das höchste Gut der Menschen, den Verstand, zur größern Thätigkeit aufruft und zur Reife ermuntert, was dem Genie Mittel gibt, sich geltend zu machen, und den Fleißigen und Verständigen Bahnen zu Glück, Ehre und Reichthum bricht. — Es würde, wäre hier der Ort, nicht schwer sein, den größten und wichtigsten Theil der Beschuldigungen der Gewerbefreiheit gründlich zu widerlegen, und zu zeigen, welche außerordentliche Vortheile sie gewährt; noch weniger aber wird sich die erleuchtete preußische Regierung durch die mancherlei Vorstellungen und jammervollen Klagen alter Finsterlinge, welche die schönen Zeiten des Gewerbzwanges nicht vergessen können, irren lassen, und zu den alten, verrosteten Formen und Einrichtungen zurückkehren. — Man hat wirklich seit Jahren Versuche gemacht, die Regierung von den Gefährlichkeiten der Gewerbefreiheit zu überzeugen, welche zuletzt eine allgemeine Verarmung nach sich ziehen sollte, die den Keim sämmtlicher Unzufriedenheit, Revolution, und der Himmel weiß was weiter, in sich trüge; allein es gibt zu viele aufgeklärte und unterrichtete Männer an den höchsten Stufen des Thrones, welche die Vortheile der Gewerbefreiheit zu genau kennen, um sie nicht aus allen Kräften zu beschützen; und überdies möchte die Einführung des Gewerbzwangs jetzt mehr Unzufriedenheit erregen, als es die Gewerbefreiheit im Stande ist. — (Fortsetzung folgt.)

Buntes.

∗∗∗ Der Guß des Standbildes Cuvier's, welches in Montbeliard aufgestellt werden soll (ein Werk David's), ist im Atelier Honoré Gonon's zu Belleville glücklich beendigt.

∗∗∗ Am letzten Pfingsttag zerstörte der Sturm Abeilards und Heloisens Grabmal auf dem Kirchhofe Pere-Lachaise in Paris. Sonderbar, fügen die französischen Blätter hinzu, daß auch am Pfingsttage Abeilard das Schlachtopfer von Zulberts Grausamkeit ward.

Französische Literatur-Notizen. ∗∗∗ Hugo's Angelo ist bei Eugene Renduel im Druck erschienen. Ein anderes Werk Hugo's, Claude Gueux, welches vor einem Jahre in der Revue de Paris mitgetheilt war, desgleichen. —

∗∗∗ Von neu erschienenen Poesien zeichnen sich aus: *le Bord de la coupe* von *Chaudesaignes*, und *le souper chez le commandeur* von Henri Blaze; beide Verfasser entwickeln ein seltenes vielversprechendes Talent.

∗∗∗ Ein interessantes Buch sind die Memoiren des Schauspielers Fleury von der Comédie Française; sie enthalten eine Masse neuer, elegant erzählter Anekdoten und Sittenzüge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 143. 1835.

569

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 19. Juni.

Jamben.

Von
Eduard Duller.

I.

Daß Gott das Schwert des Worts mir eigen gab,
Ich weiß, ich fühl's in jedem Pulsschlag frisch.
Ich bin so zimpferlich von Wesen nicht,
Daß ich, wenn Werdekraft mir innen tobt,
Wenn zischend, sausend, glühend, funkenhell,
Mir eine neue Welt sich d'rin entringt,
Verhehlte und verschämt bescheiden thäte,
Schulknaben gleich, die heimlich Verse flicken,
Gleich Modenarrn, die bei der gnäd'gen Frau
Den faden Thee mit faden Reimchen zuckern,
Gleich solchen Kerlen, deren Herz geschminkt,
Wie jener alten Dame welk Gesicht.
Von all' dem bin ich nicht. Die haß' ich all,
Die sich im Pfauenrad erfaufen,
Mit lederner Schöngeisterei bepflastern,
Die allerweltsbescheidnen jungen Kräfte,
Voll Demuth außen, innen frech und eitel.
Begreiflich nenn' ich's, doch noch kein Verdienst,
Gibt einer sich bescheiden, dem im hohlen
Langweil'gen Herzen hin und wieder klappert
Just wie ein Erbsenkorn sein bischen Etwas,
Der schellenlaute Herold seines Nichts.

II.

Ward ich, so weiß ich's, daß ich ward zum Schaffen, —
Vielleicht zum — Tödten, tödtend doch — zu schaffen;
Zu zeugen, sterbend selbst. Ich weiß. Ich thu's!

III.

Ich weiß: Nicht allen bin ich nach Geschmack,
Und alle wahrlich haben Recht und Fug.
Dem einen bin ich allzuheiß; — ich fühl's,
Daß in der Seele ein Vulkan mir tobt,
Der erst vielleicht sich ausbrennt, wenn die Lava,
Die schmutz'ge, kaltgewordne, dünne Kruste,
Der zähgeronnene Sargdeckel, — ach,
Der Todtengräber reicher, upp'ger Städte,
Ganzer Geschlechter, kräft'ger Thatenträume, —
Dies plumpe, breite, widerspenst'ge Leben
In Asche ganz verwittert ist, — ich fühl's!
Der andre schilt mich einen kranken Träumer;
Auch er hat Recht. Krank bin ich, nicht am Leib —
Im tiefsten Selbst; bis in die kleinsten Ritzen
Des Brunnens, der mein Dasein stündlich tränkt,
Hat sich der Thorheit Gift hineingesickert;
An Einer nicht, an tausend Wunden blut' ich,
Die dem, die Jenem bluten. Ja, ich träume,
Ich glaub's, daß ich nur träume; — wacht' ich wirklich,
Wär' etwas irgend Wahrheit als mein Schmerz,
Maulthieren neigt' ich dann mich unterthänig
Mit Hunden schlöß ich Freundschaft, Füchse wären
Gewissensräthe mir, ich selbst vielleicht
Nichts besser's, als ein plumpgepfuschter Bastard,
Von Lieb' und Haß, von Taub' und Krokodil. —
Der Dritte räth mir: Geh der Menge nach,
Die Menge haß ich, denn ich selbst bin drin,
Die Menge haßt mich, denn sie weiß mich drin,
Die Menge will, daß ich in goldbordirte
Livree mich steckte, an dem Hute gar
Trüg' ein Kokardchen, daß ich dienstbeflissen
Auf Tritt und Schritt ihr in die Spuren träte,
Tritt sie in Pfützen, sollt' auch ich hinein,
Putzt sie den Schuh, soll ich die Bürste sein,
Hat sie ein Maul, sollt' ich ein Pflaster tragen.
Ich mag wohl allen nützen, bin's zufrieden,
Wenn mich die Zeit, die weise Alchymistin,
Als Bindestoff in ihren Tiegel wirft,
Doch dienen mag ich einem — Fürsten nicht.
Geschweig der Knecht sein von viel hundert Knechten. —
Der vierte tadelt: Freund, du bist zu breit.

Der fünfte räth mir: Herunt, du bist zu eng.
Der sechste meint: du liebst, dich zu verpuppen,
Der siebente: du bist ein Schmetterling.
Der achte sagt mir redlich: du bist toll! —
Bin ich zu breit, — ihr wetzt und flacht mich ab,
Mit Dolchen, Küssen, Dummheit, Redensarten, —
Bin ich zu eng, — ihr zerrt mich auseinander,
Bis ihr die Fetzen euch zurecht gemacht.
Verpupp' ich mich, — ihr legt um diese Puppe
Noch eherne Ringe; — flieg' ich d'raus hervor,
So streift ihr vom Krell den Farbenstaub
Mit Fingern, Prügeln ab. Und bin ich toll,
So würzet ihr die Suppe mir mit Schierling. — —
So freu' ich mich, wenn ich im Kasig sitze,
Im festverschloßnen, fensterlosen Käsig,
In den kein Aug' neugierig schauen mag,
So ist er Freistatt mir und Tempelhaus,
Worein kein Arm reicht, keine Stimme schallt!

IV.

Ich kann nicht hämeln, nicht in Lieb', noch Haß.
Lieb ich, so lieb ich ganz ein Eines Ganzes,
Das Tausend einschließt und das ist mein Schatz,
Das war mein Kindheitsmorgentraum, das war
Mein Bräut'gamstraum, das ist — in Lebensfülle
Verkörpert jetzt — mein Weib, mein einzig Hoffen,
Als Liebe, Glaube lächelnd, — Welt und Gott mir,
Mein Selbst darin, in mir dieß heil'ge Ganze,
Die Ahnung künft'ger besserer Geschlechter, —
Wahrheit und Treu, Freiheit und Licht.

V.

Ich wär' ein schlechter Comödiant geworden; —
Ich kann nicht weinen! — Das ist jammerschade!
Wie schön ist's doch, wenn dir dein Pudel krank wird,
Dein Nachbar Zahnweh hat, ein altes Haus
Zusammenfällt, ein Kanzelredner spricht,
Der Schleuße Schlüssel gleich bei Hand zu haben,
Loslassen können gleich den vollen Strom,
Der, nebenbei daß er romantisch rinnt,
Auch als Canal der Schifffahrt nützlich ist,
Und reich beladen wird mit fremdem Weh,
Mit Jammer, den mein Nachbar nicht mehr braucht!
Dabei wirst du ein edler Mensch genannt,
Denn du kannst weinen! — Blut ist keine Thräne,
Gilt mind'stens — nicht, im Curs als Wechselmünze,
Läßt sich nicht wechseln, nicht auf Zinsen ausleihn,
Wie Thränen, — Blut ist nichts als ein paar Tropfen,
Mit denen du des Nachbars Kleid besleckst,
Ob du die Nase bloß dir wund geschlagen,
Ob mann'ger Tod es dir vom Herzen zapft. —
'S ist nur für einmal nütz; hat man's gebraucht,
So wäscht und kratzt man schnell die Flecken aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Bald wich der Riegel den Anstrengungen der Soldaten, und man trat in ein weites gewölbtes Gemach. Wie es schien, diente es zu einer Art Polterkammer; denn altes zerbrochenes Geräth mancherlei Art war hier auf einander gethürmt. Das Zimmer war von dem Lichte des eben aufsteigenden Mondes, der durch die dunkeln, mit Spinngewebe zum Theil überzogenen, spitzbogigen Fenster fiel, nur schwach erleuchtet. Doch sah man sogleich eine offenstehende Thüre, und dahinter eine zweite aufwärtsführende Treppe. —

„Montons!" rief Regniat scherzhaft. „Wir kommen immer dem Himmel näher! — Besonders, wenn man uns gewahr werden sollte;" setzte er leise, zu Lepelletier gewendet, hinzu.

Nachdem wiederum sechzig Stufen erklommen waren, kam man wieder in ein fast zirkelrundes Gemach, dessen Eingang unverschlossen war. Eine Wandthüre führte augenscheinlich auf eins der Chöre der Kirche, denn deutlich tönte Gesang und Orgelton herauf. Letztere Thüre war verschlossen, ein Mineur bemerkte indeß, daß man die Schrauben des Schlosses ausdrehen und somit das letzte vielleicht ohne Geräusch losbringen könne, da der Riegel, von der Kapsel verdeckt, sich nicht zurückdrängen ließe.

„Versuche es, wenn du es ohne Geräusch zu thun im Stande bist!" sprach Regniat nach kurzem Nachdenken. „Du, Alter," — sagte er zu einem Zweiten, — „gehe unsern Weg zurück, und führe die Grenadiere hierher. Der kommandirende Offizier haftet dafür, daß es ohne Geräusch geschieht. — Ich beabsichtige," sagte Regniat, als der Mineur sich entfernte, „mich, wenn nur der geringste Anschein eines Erfolges da ist, um jeden Preis in den Besitz des Gebäudes zu setzen." —

Während einer der Mineurs emsig beschäftigt war, das Schloß ohne Geräusch zu entfernen, horchte Regniat und seine Begleiter den hehren Klängen, die aus dem Schiffe der Kirche herauf tönten. Eine einzelne klangvolle Stimme, — dies vernahm man deutlich, — ließ abgebrochene Strophen einer Litanei erschallen, welche sodann von dem einfallenden Chor der ganzen Gemeinde beantwortet, und von mächtigen Orgeltönen begleitet wurden.

„Die Thür ist offen!" zischelte jetzt mit selbstzufriedenem Lächeln der Ouvrier, der sich seit längerer Zeit mit dieser beschäftigt hatte.

Ohne ein Wort zu sprechen, drängte ihn Regniat bei Seite, öffnete vorsichtig die Pforte und schlüpfte sodann hinaus. — Eben war er wieder zurückgekehrt, als ein Grenadieroffizier, dessen kühnes, von Luft und Sonne geröthetes Antlitz von einem dunkeln Knebelbart beschattet ward, hastig durch die Treppenthüre eintrat.

„Sind Sie da, Dumanoir?" rief Regniat ihm leise entgegen. „Nun, das ist schön! Sie werden Arbeit finden."

„Meine Grenadiere sind dicht hinter mir!" rapportirte der Offizier. „Damit nicht Lärm entstehe, ließ ich sie einzeln hinter einander aufwärts steigen, auch befahl ich ihnen, die Schuhe am Eingange der Mine zurückzulassen."

„Gut!" erwiederte der Anführer. — „Hauptmann

Lepelletier! Treten Sie indeß leise auf das Chor hinaus, damit wir nicht überrascht werden. — Sie, Kapitän Dumanoir, hören Sie Ihre Instruction!“ —

Lepelletier schlüpfte indessen durch die vorsichtig geöffnete Thüre. Er befand sich auf einem Chor, einer Art Emporkirche, von der man Alles, was unten vorging, genau übersehen konnte, ohne doch selbst entdeckt zu werden, da die Tribune, auf der er sich befand, und von welcher zwei Treppen nach einem weiter unten gelegenen Chor, und auch vermuthlich bis in's Schiff der Kirche führten, längs der ganzen Fronte vergittert war. Lepelletier überblickte den weiten Raum. Ein Geistlicher höhern Ranges, rechts und links von zwei Diakonen administrirt, kniete auf den Stufen des Hochaltars und sang die Strophen einer Litanei. Ihm antwortete eine Anzahl Menschen, die, ungefähr den halben Raum der Kirche erfüllend, in Andacht auf den Knieen lagen, und unter denen man außer einer Anzahl Nonnen vom Orden der Barmherzigkeit, die zu zwei und zwei unweit des Altars knieten, kein Weib bemerkte. Der größere Theil der Anwesenden war mit Säbeln oder Piken, nur wenige mit Flinten bewaffnet. Da die spanischen Kirchen weder Stühle noch Bänke enthalten, so konnte Lepelletier die Masse der Anwesenden auf ungefähr zweihundert Mann abschätzen.

Der Hauptmann horchte in seltsamer Stimmung den Worten des Gesanges. Es war eine Litanei, die sich auf die furchtbare Lage, in der die Bewohner Saragossa's sich befanden, beziehen ließ, und in welcher das geängstigte Herz der in glühender Andacht Betenden eine Tröstung zu finden schien. Die Worte des Priesters tönten laut und mit schauerlichem Ernst von unten herauf, die Orgel begleitete sie mit ihrer majestätischen Stimme, die in mächtigen Klangwogen an dem schallenden Kirchengewölbe hinfluthеten, und stiegen oder fielen, je nachdem die Intonation des Priesters oder die Responsorien der Gemeinde es erheischten. Lepelletier war von der eigenen Lage der Dinge rings um ihn her, am meisten aber von dem Inhalte des Gesanges, der mit jener in einer auffallenden Beziehung zu stehen schien, auf's Tiefste erschüttert. Wie festgebannt horchte er auf die Worte der Litanei, die in der hehren Einfachheit der lateinischen Sprache nur einen um so größern Eindruck auf ihn machten. Eben intonirte der Priester auf's Neue:

„Vor Pest, Hunger und Krieg,“ — sang er mit klagender Stimme, — „bewahre uns, o Herr!“ antwortete ihm inbrünstig die Gemeinde.

Eben öffnete sich die Thüre des Zimmers, in der Rogniat und seine Begleiter sich befanden. Die Grenadiere traten zwei und zwei, das Gewehr unter dem Arm, heraus, und schlichen längs der Brüstung der Gallerie mit fast unhörbaren Tritten hin. Dumanoir blieb an der Thüre stehen und raunte ihnen nun in dem Maaße, wie sie vorbeigingen, einige Worte zu.

„Keine Schonung!“ sagte er; „keine Schonung! — So wie ihr gefeuert habt, so stürzen wir hinab und stoßen nieder, was da lebt.“ —

Eben trat Rogniat aus der Thüre.

„Sie sind im Gebet begriffen!“ sprach Lepelletier, und der Ton, in dem er die Worte sprach, klang wie ein leiser Vorwurf.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen!“ erwiederte dieser, ohne unsern Bekannten anzublicken. „Aber — es geht nicht anders. — Nur durch unvermutheten Überfall kann es glücken.“

Die Orgel endigte eben wieder ihr Zwischenspiel.

„Vor der Hinterlist und den Fallstricken unserer Feinde“ — sang der Priester. Ein dumpfes: „Bewahre uns, o Herr!“ beantwortete seinen Gesang.

(Fortsetzung folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortsetzung.)

In den freundlicheren Jahreszeiten wogt die bunte Menge unter den schattigen Alleen des Gartens auf und ab oder sitzt daselbst auf gemietheten Strohstühlen, und im Winter geht man auf der Terrasse des Feuillans und in der Allée des Orangers auf derselben Gartenseite, nämlich nach der Rue Rivoli zu zwischen dem Herkules und Meleager spazieren, wozu man jeden günstigen Augenblick benutzt, wenn ein flüchtiger Sonnenstrahl das trübe Gewölk, den Schnee und Regen verscheucht. Die Frauen hüllen dann die schönen Formen ihres Busens und Nackens in Atlas und Pelzwerk, und die Männer erscheinen in weiten, um die Schultern geworfenen Mänteln und schreiten rasch und in sich gekehrt einher; denn es weht eine rauhe, kalte Luft; Reif bedeckt die schwarzen Baumstämme des Gartens und eine leichte Eisdecke überziehet die Bassins; doch Eitelkeit und Mode schreiben diese Winterpromenade vor. Wenn aber die Witterung milde und sanft ist, wenn die Bäume des Tuileriengartens so hübsch grün geworden sind und die Sonne vom Himmel herunterbrennt, dann ist der Tuileriengarten schön und erquicklich. Hunderte von Spaziergängern wandeln in seinem Schatten auf und ab; die zahllosen Strohstühle sind mit schönen Frauen besetzt, welche Pelze und Atlas bei Seite gelegt und nur ihre blühenden Gestalten mit Frühlingsstoffen, oder leichten, luftigen Sommergewändern umhüllt haben, indem sie in graziöser, luxuriöser Haltung ihre Reize und Toilette zur Schau tragen und hier in ihrem größten Staate wie bei Hofe oder an Galatagen erscheinen. Manchmal trifft man die schöne, vornehme Welt so zahlreich hier versammelt, daß ein Fremder, namentlich, wenn er eine Dame mit sich führt, viel Mühe und Noth hat, einen Stuhl für sich und seine Begleiterin zu bekommen und es geht einem dann im Tuileriengarten so wie bei einem Concert in den Champs Elysées, oder bei einer Frühmesse in Saint Roche oder bei einer Conferenz des Abbé Lacordaire in der Notre Dame, wo man überall nur um einen schweren Preis einen Platz findet, wenn man zu spät kommt. An solchen Tagen gleicht das mit hohen Bäumen besetzte Viereck des Gartens auf der Stadtseite, einem weiten, geräumigen Salon, dessen schützende Decke mit dem Laubwerk der Linden und Kastanienbäume getäfelt ist. Außerdem finden sich hier eine Menge Celebritäten und Notabilitäten jeder Art ein, um während der Nachmittagsstunden sich von den Sorgen und Arbeiten des Morgens zu erholen. Die Deputirten finden sich nicht

selten höher, um sich unter dem Schatten der Bäume von der brennenden Atmosphäre der politischen Debatten abzukühlen und als Peripatetiker im Tuilleriengarten einen Streit zu schlichten, der auf den rothen Bänken des Palais Bourbon unentwirrbar geschienen hatte.

Man muß mit eignen Augen diese glänzende Menge von Spaziergängern sehen, wie sie sich im Vorbeigehen grüßt, anlächelt, ausweicht, erzählt, mustert, hie und da verstohlen einige Worte zuflüstert, frische Luft schöpft, Zeitungen liest, und mit graziöser Ruhe und Behaglichkeit auf — und abwogt, — um das Glück und die Vorzüge des Reichthums und des Farniente, des Dämmerns zu begreifen.

Sonst ist der Tuilleriengarten auch der beliebte Spielplatz für die Kinder der Reichen und Vornehmen, und selbst die junge, muthwillige Schaar dieser Kleinen, welche wir dort so vergnügt sich tummeln sehen, verkündet laut genug, daß der Tuilleriengarten der Sitz des Luxus und des Reichthums ist. Nirgends findet man wohl so schöne und allerliebste, so hübsch und geschmackvoll gekleidete Kinder, als im Tuilleriengarten. Wer die schöne Welt im Miniaturbilde sehen will, muß die Schaar der allerliebsten Kleinen sehen, welche zur Winters- und Frühlingszeit mit ihren Bonnen in die Petite Provence kommen und mitten unter alten hektischen, schwindsüchtigen Politikern in der Sonne spielen, und Sommers unter den belaubten Kastanienbäumen übers Seil hüpfen, durch den Reif springen und den Reif schlagen und das alles mit einer Gewandtheit und Koketterie, welche ihnen die Lobeserhebungen der Zusehenden und Umstehenden zuziehet.

Trotz des außerordentlichen Andrangs von Spaziergängern ist es an den Wochentagen im Tuilleriengarten nie gedrängt voll; nur an Sonntagen sind die Gartenalleen von einer schwirrenden, zahllosen Menge eingenommen, die Strohstühle seufzen unter der Last eines stürmischen, lärmenden, unruhigen Publikums, und der Staub des Gartens wirbelt auf und überpudert die Bäume und Blumen. An solchen Tagen siehet man dort manche wunderliche Toiletten, altmodische, verschollene Anzüge, kuriose Hutformen und ebenso kuriose Frackmuster, besonders aber buntfarbige, schreiende Kleider in Masse, wie bei uns zur Jahrmarktszeit. Dann wird man hin und hergestoßen, gedrückt und gequetscht, und wer, gleich uns ein abgesagter Feind von Rippenstößen ist, entsage Sonntags ein für allemal der Promenade im Tuilleriengarten und gehe nur an Wochentagen in den Nachmittagsstunden von 2 — 5 Uhr hin; dann kann er stets sicher darauf zählen, eine ebenso auserlesene als elegante Gesellschaft dort anzutreffen.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Was hat man nicht Alles gesagt, welch Unglück hat man prophezeit bei der Einführung derselben, — und was ist davon in Erfüllung gegangen? Nichts! Was hat man nicht erst neulich gegen den Zollverband geeifert, und den Ruin aller Fabriken und Manufakturen Berlins vorhergesagt, — und was hat sich erfüllt? Nichts! Ein gleicher Fall war es, als der neue preußische Zolltarif die Einfuhr englischer und französischer Fabrikate so sehr herabsetzte; man sah die heillose Zerstörung aller vaterländischen Fabriken darin, und was ist erfolgt? Grade das Gegentheil; die preußischen Fabriken sind seit dieser Zeit im steten Steigen geblieben, und ihre Fabrikate haben gegenwärtig eine Güte erlangt, welche sie in vielfacher Hinsicht selbst über die englischen stellt. — Berlin bereitet jetzt Seidenwaaren, deren Feinheit und Kunst mit den besten französischen wetteifert, und seine Kattune übertreffen die englischen so sehr, daß sich gegenwärtig das Verhältniß umgekehrt aufthut, und zum Beispiel die große Dannenbergische Fabrik, welche an 1000 Menschen beschäftigt, den größten Theil ihres Absatzes in England und an englische Kaufleute hat. Gleiche Bewandtniß hat es mit andern Dingen, wie z. B. mit rothem Garn u. s. w., und alle diese Fortschritte verdankt man der Gewerbefreiheit und der Abschaffung eines lästigen Prohibitivsystems, welches Dummheit, Anmaßung und Habsucht begünstigte. — Welche große Vortheile endlich der allgemeine Zollverband gewähren muß, fängt man allmählich an, jetzt einzusehen. Nicht allein wird er das gemeinsame Vaterland inniger vereinen, indem er Schlagbäume und Gränzzölle niederwirft, sondern er wird es auch frei von den Anmaßungen der Fremden machen, sich deren Uebervortheilungen kräftig entgegenstellen, und den großen Plan des unsterblichen Canning's, einer allgemeinen Handelsfreiheit, uns näher führen. Wenn das Vaterland einst dies Glück völlig erkennen wird, — wird es dem Manne, der die besten Kräfte seines Lebens diesem Gedanken und seiner Ausführung opferte, — wird es dem leider zu früh gestorbenen preußischen Finanzminister Maaßen die Ehrensäule setzen, die er so sehr verdient! — Wir sind, wie der Amerikaner Everard treffend bemerkt, freilich in Europa daran gewöhnt, nur großen Generalen und glücklichen Eroberern, den Gewinnern blutiger Schlachten, den Zerstörern volkreicher Städte und blühender Länder Statuen zu errichten; allein wird nicht auch bald die Zeit da sein, wo die Dankbarkeit der Nationen dem segensreichen Andenken der Männer, deren Thaten im Frieden- und Glückverbreiten bestanden, Bildsäulen setzt? — Man darf hoffen, daß diese Zeit nicht fern sei; errichtet man doch schon nach noch nicht vierhundert verflossenen Jahren dem großen Guttenberg ein Denkmal, der allerdings mehr bewirkt hat, als sämmtliche Generale aller Zeiten, denen noch bei Lebzeiten diese Ehre geschah, — und wird doch auch selbst dem Dichter Schiller ein würdiges Denkmal bereitet, nachdem kaum dreißig Jahre über seinen Hügel gezogen sind. Auch hier in Berlin wird eifrig dafür gesammelt, und besonders die Damenwelt, angetrieben durch einen Aufruf des Dr. Häring in den Zeitungen, steuert rüstig, und verbreitet Listen zur Unterzeichnung, welche der benannte Dr. H. in einigen Buchhandlungen hierzu niedergelegt hat. Das ist einmal ein Zeichen der öffentlichen Theilnahme, und Dr. Häring verdient ein aufrichtiges Lob, sich so bereitwillig dieser Bürde unterzogen zu haben, bei welcher es an albernen Bemerkungen und Aerger gewiß nicht fehlt.

Der Tagesmarkt der Neuigkeiten Berlins ist übrigens ziemlich leer. Seydelmann hat uns verlassen, und somit den Parteiungen und kritischen Streitigkeiten ein Ende gemacht, welche weniger das Publikum als die Rezensenten beschäftigten. — Bei einem so hervorragenden Genius, wie der Seydelmann's, konnte es an Neidern und Feinden nicht fehlen; das ist ja weniger das Schicksal als der Ruhm alles Außerordentlichen, daß die niedrigen Naturen es gar zu gerne zu ihrem Staube hinabziehen möchten, und Seydelmann's wahrer Werth geht aus diesen oft sehr albernen Anfeindungen um so sicherer hervor. —

Die Reihe der Gastdarstellungen, welche er hier vollendete, hat uns diesen Künstler von mancherlei Seiten gezeigt, und ich muß bei meinem schon jüngst ausgesprochenen Urtheil beharren, daß seine höchste Kunst in der Charakteristik seiner Darstellung liegt. — Darum waren sein Ludwig der Eilfte und sein Cromwell so großartig und ergreifend, darum sein Advokat Wellenberger von erschütternder Wahrheit, darum hat er als Shylock so sehr gefallen, und alle diese Darstellungen unter einem Beifall, der an Entzücken gränzt, mehrmals wiederholt. Auch im Lustspiel zeigte er sich als ein vollendeter Künstler. Seydelmann ist ein Schauspieler durch Berechnung und tiefe Verständigkeit; dies aber schließt keineswegs den Genius aus, wie seine Gegner es behauptet haben, die mit einer nicht wenig lächerlichen Stupidität ihn wie ein mathematisches Rechenexempel betrachten wollten, so kalt, so still und trocken, so durch und durch gemacht, so gar nicht von einer göttlichen Flamme durchdrungen, die doch so hell und wohlthätig leuchtete. Den Lustspielen und Schauspielen der alten Zeit, den Schröder'schen und Iffland'schen Gemüthserschütterern und Kotzebue'schen Zwitter und Mißgeburten von Flachheit, Possenreißerei und Unnatur hat er allerdings die beste Seite abgewonnen, und mit unübertrefflicher Wahrheit und Feinheit die Klingsberge, die Ehe aus Delikatesse, den Essighändler u. s. w. durchgeführt. Ohne grade das zu besitzen, was die höchste Würze des Lustspiels ist, den Humor nämlich, der die Darstellungen Devrient's so unvergeßlich macht, hat er doch Alles geleistet, was man mit dem heitersten Anflug von Laune, mit Feinheit, Würde und Wahrheit zu leisten vermag; und der feste und innige Guß, in welchen er seine Rollen vom Anfang bis zum Ende durchführte, drückten denselben einen eigenthümlichen Stempel innerer Vollendung auf. —

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 144. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt No. 24.

Samstag, 20. Juni.

Faust von Nikolaus Lenau.

In Göthe's Faust, in jenem fragmentarischen Faust, der noch frei ist von den Versifikationen einer philologischen Koketterie, im Faust des ersten Theils leuchtet die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts. Kant's Kritik der reinen Vernunft war für die Revolution der Geister die Berufung des Parlaments. Faust war die Tragödie des Dings an sich. Da stand die alte Welt mit ihren verrosteten Sätzen der Scholastik, mit ihrer conventionellen Tyrannei der Formen und der Sitten, und war ohne Trost und Erquickung für die denkende Seele. Von außen sehen wir alle Dinge, daß sie grau, weiß, daß sie rund, von Holz oder von Eisen sind; was ist ihr Kern? Wie ist die Stellung des Subjektes zu dem Prädikate? Wie gleichen die Eigenschaften der Dinge sich unter einander aus? Woher die Materie? Woher das Licht in die Finsterniß? Woher der Zufall? Wie die Freiheit des Willens bei der Nothwendigkeit des Schicksals? Ach, es muß schier das Herz verbrennen, daß wir nichts wissen können! So wehklagte das neue Jahrhundert: es war der erste Fund, der der Menschheit glückte, das Ding an sich: und doch war es der alte Schmerz: nur tiefer wußte man, daß man nichts wissen kann.

Wir, die wir fünfzig Jahre jünger sind, — sind wir näher dem Ziele? Weh' uns! Noch quillen in dunkeln Nächten unsre Augen von Thränen der Verzweiflung über: noch wissen wir nicht, wie wir kommen, gehen und stehen, wie die Welten geschaffen wurden, wie Zeit und Raum, das Sichtbar-Unsichtbare, sich ausspannte über die Dinge und Thaten. Es ist der alte Schmerz. Wir hatten eine glänzende Philosophie, welche fünfzig Jahre hindurch die Geister beschäftigte, sie hat kein Problem gelöst; sie ist nur da gewesen, den Schmerz zu verhüllen und durch bunte Erfindungen unsern gierigen Augen einige Nahrung zu geben.

Die Philosophen und Dichter, jeder wählte eine eigne Farbe, das Ding an sich, dies erstarrenmachende Gorgonenhaupt, zu einem holderen Blicke zu nöthigen. Kant schuf eine ordinäre praktische Philosophie, Göthe erfand nichts, im ersten Theile nichts, er stellte nur die Thatsache dar. Göthe fühlte aber, daß er dafür einige Versöhnungsmittel haben mußte. Es waren bei ihm die Poesie, der Glaube, das Menschliche und das Tragische eines Ereignisses. Göthe wollte uns Kontraste geben; aber er hatte ein System darin: hier Faust, der ausgebrannte Vulkan, dort Mephistopheles, die Lavaasche, die ihn mit glühendem Spotte umströmt, dann das halbböse, halbgute Reich der Naturkräfte und der Zauberei, dann die Thatsachen der Wirklichkeit, Religion, Unschuld, und zuletzt die Mischung aller dieser Elemente, Himmel, Erde und Hölle, ausgedrückt in dem wahnsinnigen Kindsmorde eines Engels. Dies war der poetische Schluß einer Tragödie, die nicht be-

lehren sollte, sondern nur schildern. Die Poesie ist immer ohne Resultate. Göthe's Faust ist nichts, als ein Bericht. Die Dissonanz ist seine Harmonie.

Die Faustfrage ist vielleicht eine ewige; denn die Wahrheit wird nur erschaut im Jenseits. Sie ist täglich einer neuen Aufnahme fähig: alle Tage geben die Zeit, die Unmöglichkeit ihrer Lösung auszusprechen. Nikolaus Lenau durfte sich ungescheut neben Göthe mit seinem Versuche stellen: es schmerzt uns aber für einen hochbegabten Dichter, daß er ihm gänzlich mißlungen ist.

Lenau verstand die Frage des Faust nicht. Er wußte wohl, daß der Teufel Fausten noch immer nicht geholt hat; aber er vergaß, daß ein halbes Jahrhundert seit der Verschreibung an den Teufel hingegangen ist; daß der Kontrakt verjährt war und auf's Neue eingegangen werden mußte, unter neuen Bedingungen. Lenau wußte nicht, daß die Völker seit dem gerittenen Weinfaß in Auerbachs Keller auf Sturmrossen flogen, daß statt kleiner Weinbäche aus eichnen Tischen Riesenströme aus Felsenwänden sprangen, Lenau kannte die Revolution nicht, Napoleon nicht, die Entfesselung eines neuen Welttheils, die zahllosen Keime neuer Entwickelungen nicht, welche merkantilisch, industriell, moralisch, politisch, religiös unserm Planeten bevorstehen. Lenau wollte Faust unter modernen Verhältnissen vorstellen. Wozu macht er ihn? Zu einem Maler. Freilich sehr modern!

Nach einer unpassenden Einleitung, worin Faust mit einem verflognen Schmetterling, d. h. der Cölner Dom mit einer abgebrochnen Pfeife, verglichen wird, beginnen jene alten Klagen über Verzweiflung. Warum ist Faust in Verzweiflung? Warum dieser neue Faust? Wer ist dieser Faust? Was will er überhaupt? Was hat er? Auch Lenau's Faust leidet an Zweifeln. Pfui, du kleiner Mann, der du nur ein verflogener Schmetterling bist, jener alte Doktor im Schlafrock, was miaust du uns deine trivialen Zweifel zu? Wie kann man jene alten Göthe'schen Zweifel so naiv wieder aufwärmen, und eine alte wohl begründete Seelenstimmung zum Circumlarum herabsetzen? Mir scheint, der Lenau'sche Faust ist nur deshalb verzweifelt, nicht, weil er nichts weiß, sondern, weil er nichts gelernt hat. Der gute Mann hat die Geschichte übersehen, er hat nicht einmal die Schriften von Kant, Fichte, Schelling, Hegel gelesen: dieser Gute hat gar kein Privilegium zu zweifeln. Man sollte doch meinen, die großen Geister unsrer Nation, diese Männer, welche die politische Schmach unsres Vaterlandes seit dem Beginne des Jahrhunderts mit so viel wissenschaftlichem Ruhm vergoldet haben, wären würdig, beachtet zu werden, und hätten auf Manches Antworten abgegeben, an denen man zuletzt vielleicht dennoch verzweifelte, wo aber die Verzweiflung anders herauskommen muß, als bei Lenau geschieht. Es ist trivial, nach so vielen Fortschritten, die in unserer Zeit der menschliche Geist gemacht hat, jetzt plötzlich einen Maler auftreten zu lassen, der, wie jener Herkules, in einem alten Stück seine Keule vor sich her auf die Bühne wirft, gleich von vorn herein über seine Zweifel ungeschickt stolpert. Wissensehnsucht! Erkennen! Die alten Floskeln müssen anders motivirt werden heutzutage; die Wahrheit selbst (nämlich das, was man dafür nehmen darf) hat eine andre Physiognomie bekommen. Warum halt' ich mich auf diesem Felde auf? Der neue Faust von Nikolaus Lenau ist für die Idee, Philosophie, für die Menschheit gänzlich unzurechnungsfähig. Der Tierspartei wird sich über einige politische Brocken, die sehr grob und gradezu hingestreut sind, über eine Invektive gegen die Censur ergötzen. Das ist alles, was in diesem Bereich vom Dichter geleistet worden ist. Wir müssen uns nach andern Vorzügen umsehen.

Über die neue Fabel, welche der Dichter seinem Versuche zu Grunde legte, läßt sich erst urtheilen, wenn sie vollständig da ist. Bis jetzt erblickt man einen Gebirgswanderer und Selbstmörder, den der Teufel vom Sturz in den Abgrund rettet, Faust, einen Doktor, der mit Wagner conversirt, eine Verschreibung auf Leben und Tod, einen wiedergefundenen Jugendfreund, eine Verführung in der Dorfschenke, einen geprellten Pfaffen, eine politische Scene zwischen einem Minister und Mephistopheles, einen plumpen Schabernak bei Hofe, eine lüsterne Schmiedsfrau, ein Wiedersehen des verführten Mädchens, einen Kindesmord; Faust wird Maler, liebt das Porträt, erschlägt den Bräutigam der Dame, die ihm saß; Faust besucht das Grab seiner Mutter, Anstalten zu einer Reise, Faust zögert, Mephistopheles scheint allein zu gehen, — so weit sind wir. Wir wiederholen, daß wir über dies Alles noch kein Urtheil haben: gestehen aber, daß sich das Vorliegende ziemlich verworren aneinander reiht. Faust ist ein Schatten, oder wenigstens eine Figur ohne Consequenz. Er verführt die Unschuld, und weint. Mephistopheles ist ein grämlicher Gesell, der himmel- oder vielmehr höllenweit von Göthe's Auffassung entfernt ist, der sich nur darauf beschränkt, seinen Meister zu verspotten und zu äffen. Er ist blos Dämon; nicht wie Göthe's Mephistopheles zugleich ein Blick ins Innere der menschlichen Natur, kein Repräsentant einer originellen Weltansicht. Mephistopheles ist hier nur Samiel: sowie Faust viel Ähnlichkeit hat bald mit Max, bald mit Caspar im Freischützen. Der Waldgeruch, die Jägerei, also ein wirklicher Vorzug der Lenau'schen Muse unterstützt diese Ähnlichkeit.

Die äußere Form anlangend, so tritt die neue Dichtung als Gemisch epischer und dramatischer Behandlung auf. Wer Lenau's eigenthümliche Weise, die Mängel seiner Lyrik kennt, mußte auf seine dramatische Kunst gespannt sein. Lenau's Lyrik leidet an einer forcirten Plastik, sowohl im Ausdruck, wie in der Auffassung. Lenau arbeitet immer im halbausgemeißelten, halbenhabenen Style; er gibt statt Empfindungen immer malerische, oft plastische Unterlagen und Stellvertreter

derselben. Es ist bei Lenau, und einigen schwäbischen Dichtern, die ihm nachahmen, Manie geworden, schroff und körnig im Ausdruck zu sein, so daß wir auf dem Wege sind, eine neue Art von beschreibender Poesie zu bekommen mit Redensarten, welche oft auf genialen Bildern ruhen, aber immer dazu beitragen, das einfache, lyrische Element der Empfindung zu stören. Ich kann diese Thatsache hier nicht weiter ausführen, und erspare mein Urtheil auf eine andre Zeit, wo ich die Leistungen der modernen Lyrik im Zusammenhange verfolgen will: aber ich hätte nie daran gezweifelt, daß Lenau in dieser Art zu dramatischer Gestaltung sich besonders qualificiren müßte. Sein Faust bewährte aber meinen Glauben nicht. Lenau's Faust bringt wenig Handlung und Scene, wenig Situation. Es verräth sich in diesem ängstlichen Placiren der Figuren keine Schöpferkraft, keine Beherrschung des Stoffes, die ordnet, sichtet, Alles an einen schlagenden Ort stellt. Ja, Lenau gibt Stellen, die ein auffallendes theatralisches Ungeschick verrathen: z. B. läßt er Bedienten, die Erfrischungen in die Gesellschaftszimmer bringen, ordentlich das Wort ergreifen, und legt ihnen eine Entschuldigung in den Mund:

> Verzeihen, Herr Minister, hohe Gnaden,
> Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle
> Aufmerksam dienend, mich gedrungen fühle,
> Zu einiger Erfrischung einzuladen.

In welchem Salon, auf welcher Bühne ist je von Bedienten so gesprochen worden?

---

75) Chevalier Reynaud. Roman von L. Lax. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1835.

Louis Lax ist einer der berufensten Namen in der deutschen Literatur, den wir lange bedauert haben, nur an der Spitze von Übersetzungen wiederzufinden. Lax hat Phantasie, Witz, im vorzüglichen Grade aber zwei Eigenschaften, die an unsern Autoren so selten angetroffen werden, einen historischen Standpunkt und das Selbstbewußtsein der Bildung. Ein Autor, wie Lax, kann eine unglückliche Wahl treffen, aber nie wird er etwas, was er wählte, verderben, sollte es auch nur die Meisterschaft des Styles sein, welche ihn unter keinen Umständen verläßt. Wir gingen mit Freuden an die Anzeige dieses Romans, der jedem Gebildeten eine geistreiche Unterhaltung gewähren wird.

Lax gibt im Grunde nur einen Entwurf. Die Scene steht mit der Fabel, die Hülle mit dem Kerne in keinem Verhältnisse; und doch haben diese Schilderungen aus den Zeiten vor und während der französischen Revolution so viel Anziehendes. Das Volk, der Adel, die Salons, die Philosophie, das große Ereigniß selbst, alles eilt in getroffenen Zügen an unsrer Einbildungskraft vorüber. Die Malerei des Verfassers ist so täuschend, daß wir öfter unwillig darüber werden möchten; denn klingt diese vollkommen französische Auffassung nicht wie die unumwundene Absicht, Sittengemälde von Frankreich geben zu wollen, so gut wie die Franzosen? Der Ruhm des Malers muß dadurch steigen; aber ein sarkastisches Urtheil könnte sagen: Man sieht, wie viel Farben Herrn Lax bei seinen Übersetzungen an den Fingern kleben geblieben sind: oder auch: Herr Lax gibt hier die Abfälle seiner Übersetzungen zusammengekehrt und zu einer Masse verbunden, welche ohne den rechten Mittelpunkt ist. Diesem Urtheil würd' ich beistimmen, wenn es sich mäßigte und folgendermaßen ausdrückte: Herr Lax hätte besser gethan, den Franzosen selbst diese pointillös genaue Schilderung ihrer Zeit zu überlassen, und keinen Wettkampf einzugehen, bei dem er doch immer von der andern Nation wird übertroffen werden.

Hätte Lax sich in der kleinen Eitelkeit, französische Sitten zu schildern, zu beschränken vermocht, so würd' er Zeit gewonnen haben, seine eigene Erfindung, und die Personen, welche die Träger derselben sind, deutlicher auszuprägen. Ist es doch so gekommen, daß die Hauptperson des ganzen Romans diejenige zu sein scheint, welche den Verfasser am wenigsten interessirt. Unter solchen Umständen muß das große Lob, welches der Roman in Betreff seines Apparats und seines meisterhaften Details verdient, immer ein zweideutiges bleiben.

Vortrefflich ist Lax in der allmäligen Entwickelung der Revolution. Die Frivolität, der Aristokratismus, die jansenistische Halsstarrigkeit der Parlamenter, die Umtriebe der Advokaten, nichts fehlt, diese Gemälde vollständig zu machen. Auch Danton und Marat werden in ihren ersten biographischen Anfängen hier aufgeführt; jener aber richtiger gezeichnet, als dieser. Marat war primitiv keine Hyäne. Marat war ein schüchterner furchtsamer Mann vor der Schreckenszeit, der, als er zur Gewalt kam, nur deßhalb so wüthete, weil er sich einbildete, früher etwas versäumt zu haben. Nichts ist gefährlicher für die Menschheit, als eine unruhige Seele, die keine Entschlüsse fassen kann, die den Muth nicht hat, ihren eignen Gedanken Wort zu halten, und sich in Extreme wirft, um dem Verdachte keinen Raum zu geben. Marat ließ die Menschheit eine Unsicherheit der Grundsätze büßen, welche er selbst in sich witterte und der er zu entfliehen suchte.

---

76) Kaiserlieder. Von Franz Frhrn. Gaudy. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Wer so tiefe Furchen in die Felder der Geschichte zog, wie Napoleon, darf nicht die Nebel der Erinnerung, den Duft der Sage abwarten, um von der Poesie in seine Rechte eingesetzt zu werden. Napoleon ist ein vollständiges Gedicht, das von Anfang bis zu Ende geschlossen ist, und die Harfe des Sängers herausfodert. Ein Ideal dieses hohen Liedes schwebt vor unsern Augen: wie sich zuerst Alles an dem Helden aus der stürmischen Zeit heraus entwickelt, wie er die Alpen

überschreitet und die ersten Siege feiert, wie er in das Land der Gräber und der Räthsel schifft, der achtzehnte Brümaire, Marengo, die Kaiserkrone, und immer neue Siege bis zum Brande von Moskau. Hier würd' ich jedem deutschen Dichter seine Behandlung zu schließen, und den Untergang des Helden in einer Vision, die aus den Flammen Moskaus steigt, zusammenzufassen rathen; denn der Patriotismus käme darauf mit der poetischen Gerechtigkeit in, Collisionen, die jetzt noch nicht ausgezlichen werden können.

Eine Behandlung des Stoffes in dieser Art würde die Fehler Gaudy's vermieden haben. Gaudy ist ein feuriges, phantasievolles, die Sprache meisterhaft beherrschendes Talent: Niemand war so berufen zu einem Gedichte auf Napoleon wie er. Aber Gaudy hat in drei Dingen geirrt. Zuerst werden wir uns, was die äußere Form anlangt, nun und nimmermehr dazu verstehen, in dem Nibelungenmetrum, diesem Lotterbette der Reflexion und Wortfülle, etwas Schönes zu finden. Es bleibt eine Monotonie, die, selbst wenn man sie mit so schlagender Kraft des Wortes behandelt wie Gaudy, unausstehlich ist. Sieht denn Niemand ein, daß wir auf dem besten Wege sind, uns mit einem neuen Alexandriner zu belästigen, mit einem Alexandriner der Romantik?

Gaudy gibt nur die Begegnisse des Kaisers: das soll er; er hat aber vergessen, Napoleon mit seinem Sagenkreise vorzustellen und mit den unzähligen Massen, die seine Erscheinung möglich machten. Diese Massen und mannichfachen Interessen, das Historisch-Charakteristische ist es erst, was einem Heldengedichte über Napoleon Reiz und Leben geben kann. Was sehen wir bei Gaudy? Nichts, als Enthusiasmus: nichts, als jenen kleinen Corporal, der überall mit seinem Hute und grauen Rocke spukt und sich am Schlusse jedes der Gesänge mit verschränkten Armen aufpostirt. Dies Militärische und Anekdotische ist an Napoleon das Lächerliche, und erreicht die Auffassung nicht, welche des großen Helden würdig ist. Gaudy besingt den Kaiser wie ein alter Grenadier im Hotel der Invaliden. Die Auslassung der Massen und der Historie rächt sich aber bitter; denn wer kann läugnen, daß die Kaiserlieder von Gaudy sehr langweilig sind?

Zuletzt paßt für Deutschland Napoleon nur in aufsteigender Linie zum Helden des Epos. Nach Moskau hat sich das Blatt gewendet, und nur der Tragiker kann noch in seinem Feldlager bleiben, selbst, wenn er ein Deutscher wäre. Aber noch ist Napoleon kein tragischer Stoff, wird es auch vielleicht nie werden, der Massen wegen, die an seiner Erscheinung klebten. Nach Moskau stellt sich der Poesie Napoleon' eine andre entgegen, die Poesie des Vaterlandes, die wir trotz ihrer Anwendung von gewisser Seite her dennoch achten sollen.

---

77) Glaubensbekenntniß eines Nationalisten. Jena, Bran. 1835.

78) Sendschreiben an Herrn u.s.w., vom Verf. des Glaubensbekenntnisses. Jena, Ebend.

Der Orthodoxie und Ascese gegenüber mögen die poetischen Schlüsse des Verfassers an ihrer richtigen Stelle sein; nur macht die Philosophie andre Anforderungen an ihn. Sich bei Gottes Unbegreiflichkeit zu beruhigen und die Früchte der Erde genießen, ist jedenfalls ein sehr bequemer, aber kein nachahmenswerther Entschluß. Ich glaube wohl, man kann einige Mühe auf Gottes Wesen verwenden, und soll suchen, von dem Zusammenhang der Dinge sich eine mögliche Vorstellung zu machen, die vielleicht nicht glücklich, aber niemals ohne Nutzen ist.

Das Glaubensbekenntniß hat einiges Aufsehen unter den Theologen gemacht. Der Verfasser sah sich zu einer Rechtfertigung genöthigt. Eine gute Stelle in der deßfallsigen Schrift heißt: „Einer der schlagendsten Beweise für die Vortrefflichkeit des Christenthums ist der, daß sich seit seinem Entstehen so viele geistlose und einfältige Subjekte berufen glaubten, es vertheidigen und preisen zu müssen, und daß es doch darum nichts von seiner Würde und seinem Ansehen verloren."

Zum Nachtisch.

*** Wenn man die Vernunft besteuerte; würden die Menschen nicht mit Recht wahnsinnig werden?

*** Das Publikum wird gegen das ausgezeichnetste Talent gleichgültig, wenn es sich nur einmal als Charlatan zeigte.

*** Die originellsten Geister begehen Plagiate; denn entnehmen sie nicht ganze Kapitel aus dem Buche des Lebens?

*** Die Sache der Freiheit würde bessern Fortgang haben, wenn sie so glücklich wäre, wie das Christenthum eine Bibel zu besitzen.

*** Woher kommt es, daß in Romanen und Schauspielen keine Banknoten erwähnt werden dürfen, ohne daß wir sogleich vermuthen, es müßten falsche sein?

*** Die Dichter versetzen die Leidenschaften auf die Bühne, und die Schauspieler versetzen sie hinter die Coulissen.

*** Wer kein Talent besitzt, kann auch keine einzelne Tugend des Talents haben. Umgekehrt gibt es Fälle, wo man bei mangelndem Genie doch noch den Takt des Genies haben kann.

*** Göthe selbst hat seine Zeit nicht beherrscht: nur sein Ruhm.

*** Es scheint fast, als sollten die Schriftsteller nicht mehr zur Menge sprechen. Sie kehren in dein Herz ein und amüsiren dich in deinem Boudoir. Du willst kein System, keine Martyrerschaft, keine drohende Rede mehr; sondern einen Freund, der deine Vernunft mit ihren Irrthümern und deine Phantasie mit ihren Ausschweifungen beschäftigt. Der Autor soll dir nur geben, was du schon hast. So kommt es, daß es jetzt entweder ganz leicht, oder sehr schwer ist, ein Schriftsteller zu sein.

N° 145. 1835.

577

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 22. Juni.

J a m b e n.

Von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

VI.

Recht wonnig ist's mir oft, mich satt zu hassen;
Doch mitten d'rin fällt, da ich, Stirn an Stirn,
Den Feind v o r mir bekämpfe, hinten mich
Der niederträcht'ge Meuchelmörder an,
Schnürt bübisch mir die sehn'gen Arme zu,
Und drückt den staub'gen Absatz mir auf's Herz,
Daß meine Lippen, statt den T o d zu küssen,
S t a u b küssen; statt des letzten Abendmahls
Zwingt mich der E k e l, aus dem Sumpf zu trinken,
Worein dies Spottgeschlecht sich — f r o h besäuft!

VII.

Ein edler Wein w i r d nicht erst gut im Alter,
Er i s t's schon in der Jugend, schmeckt er auch
Noch herb; der Wein, im Alter reich bezahlt,
War einst im Keller doch kein schlecht'rer Wein;
Doch muß man selber mit dem jungen altern;
Das fühlt ihr Alten nicht bei'm j u n g e n Wein:
Ihr denkt, der alte, der euch jetzt erquickt,
War niemals jung; ihr wuchst mit d e m doch auf,
Was scheltet ihr den armen jungen Wein?
Ihr Jungen aber, wenn der junge Wein,
Euch herb dünkt, schüttet nur getrost ihn aus,
Und zuckert, wenn ihr s ü ß e s wollt, — das Wasser.

VIII.

Stolz sein und eitel, das ist zweierlei.
Stolz bin ich nicht auf das, was Gott mir gab.
Auch Thorheit wär's! Das Beste ist der Menge
Stets noch nicht gut genug, sie will dabei,
Daß es modern und blank geputzt auch sei.
„Alles ist Form!“ Wie mancher trägt vielleicht
Den Demant in der Hand, und wirft ihn weg
Als Kiesel, weil er nicht geschliffen ist.
Nun denn! wenn sich mein Demant theilt in zwei,
Und mit der einen Hälfte schleif' ich hell
Den spröden Stein, der nur durch seines Gleichen
Sich spalten läßt, — verlier' ich nicht dabei?
Das ist mein Stolz, daß ich verlieren mag,
Das ist mein Stolz, daß ich selbst Handwerk treibe,
Um nicht die Kunst, die ganze, zu verlieren.
Wie jener Schuster bin ich, schneid' armselig
Nach seinem Leisten Jedem, — und bin froh,
Wenn nebenher ein Klang, bei Nacht entsteigend
Dem Rosenkelch vor'm Fenster meiner Kunden,
In ihre Träume unbemerkt sich schleicht.

IX.

Und manchmal werf ich Pfriemen, Leisten, Pech,
Zwirn, Leder selbst den Leuten an die Köpfe,
Wenn sie sogar um Flickarbeit mir kommen.
Es tritt das Volk den Schuh nicht blos mit Füßen,
Nein, ledern selbst, das Beste mit, was nicht
Erhandwerkt ward, was von der Göttertafel
Ihm zugeworfen ward. Wahnsinnig ist,
Wer Beß'rung hofft von diesem Modevolk,
Wer lieber sich verschenkt, als sich verschachert,
Wer goldne Träume ihm zu m ü n z e n hofft,
Das nur Papier und — Scheidemünze will!
Vergiß den Meistersänger, armer Thor,
Und sei ein Schuster, — du wirst glücklich sein!

X.

Glücklich? Und liebst du nicht, die dich nicht kennen,
Ob sie dein Gold für falsche Münze halten,
Weil sie an solche lang gewöhnt nur sind?
Hörst du sie auf zu lieben? Immer wieder,

Wenn du entsagt hast, klopft ein neuer Lenz
An's Fenster dir, an's Herz auch. Immer wieder
Beginnst du, wen du einmal nur geliebt,
Zu lieben, und so stärker, weil in Qualen; —
Weil hoffnungslos, so heißer hoffst du immer!

XI.

Zu sterben sehn' ich mich, — wie oft! und klamm're
Mit tausend unsichtbaren Armen mich
An's Leben. Kann doch jeder einmal sterben,
Das ist nicht müh'voll! Leben, — Schmerz empfinden,
Nicht einfach, — tausendfältig, — süß ist's doch!

XII.

Ein schönes Ding ist's doch um viele Kunden,
Besonders schön, — wenn du kein Schuster bist!

(Schluß folgt.)

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

„Vertheilt euch längst der ganzen Gallerie, damit ihr nicht Alle auf einen Punkt feuert!“ zischelte Dumanoir, die lange Reihe der Grenadiere, von denen die letzten jetzt die Thüre passirt hatten, hinunterschleichend. — Mächtige Orgeltöne braus'ten daher. Die Grenadiere spannten leise den Hahn des Gewehrs. —

„Vor einem jähen und unvorhergesehenen Tode“ — sang der Priester, als die Orgel wieder ihr Präludium geendet hatte, und klagend tönte das schaurige: „Bewahre uns, o Herr!“ aus dem Schiffe der Kirche herauf.

„Zielt genau, Grenadiere!“ ermahnte Dumanoir. „Ich sage euch, zielt genau! — Jeder fasse seinen Mann! — Wessen Kugel im Rohre sitzen bleibt, hat acht Tage Arrest bei Wasser und Brod.“ —

Lepelletier rieselte es kalt über den Rücken. —

In glühender Andacht lagen zweihundert Menschen in dem Hause des Herrn auf den Knieen. Sie flehten zu dem Erretter aus ganzer Seele, mit glühendem Herzen, und — während sie flehten, war das tödtliche Geschoß auf ihre Häupter gerichtet. — — —

Wieder schwieg die Orgel, wieder tönte die Stimme des Priesters.

„In Krankheit und Angst, in der Zeit der Klage und Noth,“ — rief er mit Inbrunst. — „Herr, erbarme dich unser!“ antwortete die Gemeinde im Tone tiefen Seelenschmerzes.

„Legt an! Zielt genau!“ sprach Dumanoir, den Säbel ziehend. — Orgeltöne bedeckten seine fernern leisen Worte. — Lepelletier zog mechanisch den Degen, und starrte sprachlos in die Kirche hinab.

Die Orgel schwieg wiederum. Der Geistliche hatte das Buch, das er in der Hand hielt, zugeschlagen, er reichte es einem Diakon, und sang die Schlußstrophe der Litanei. —

„In dem Augenblicke des Todes,“ — so tönte in schauriger Klage sein Ruf.

Eben wollte die Orgel einfallen, eben die Gemeinde ihr geängstigtes: „Herr, erbarme dich!“ anstimmen, — da tönte das schallende Kommandowort: „Feuer!“ längst der Gallerie hin, und hundert Gewehrschüsse krachten in die Reihen der Beter hinab. — —

Die Verwirrung, welche die Salve der Grenadiere in der Versammlung hervorgebracht, war entsetzlich. Ein Schrei der Überraschung, des Entsetzens tönte durch die weiten Hallen. Alles stürzte in wilder Hast nach dem Ausgange, und stopfte sich dort zu einem einzigen verworrenen Knäuel. —

Erschüttert, fast regungslos hatte der Hauptmann bis jetzt von dem Chor in die Kirche hinabgeblickt. Er fing etwas freier an zu athmen, als er bemerkte, daß nur etwa zehn bis zwölf Sterbende sich auf dem Marmorpflaster des Gebäudes krümmten. Die Dunkelheit der Tribüne hatte das ohnehin schwierige Zielen, in einer Richtung von oben herab, noch unwirksamer gemacht.

Die Stimme Rogniats rief unsern Bekannten aus seinen Träumen.

„Hinab!“ schrie er. „Geschwind hinab, ehe sie sich besinnen!“ —

Mit eilenden Schritten, ihre Gewehre im Laufe ladend, eilten die Grenadiere die Treppen hinunter.

Nur wenige Spanier hatten so viel Besinnung behalten, den andringenden Feinden einige Gewehrschüsse entgegen zu senden. Die Mehrzahl drängte, wie ein Haufe wehrloser Schafe, sich dem Ausgange zu, in ihrer Hast Verwundete und Sterbende zu Boden tretend. Hier und da suchte sich Einer, der den Ausgang nicht gewinnen konnte, hinter einem der Grabmäler oder in einem Beichtstuhle zu verbergen.

Eben hatte Dumanoir seine Grenadiere in Hast in Linie aufstellen lassen, und wollte ein Gliederfeuer auf die Masse der Fliehenden beginnen, als Lepelletier ihm in den Arm fiel.

„Halten Sie ein, Kamerad! — Im Namen der Menschlichkeit und der französischen Ehre, halten Sie ein!“ rief der Hauptmann hastig. „Sie sehen, es ist nicht eine Brust gegen uns gekehrt, nicht ein Gewehr mehr gegen uns gerichtet! — Es würde kein Gefecht, es würde ein Schlachten, ein nutzloses Morden sein.“ —

Dumanoir sah mit zweifelhaftem Blicke auf Rogniat, der eben hinzutrat.

„Feuern Sie nirgends anders hin, als wo auf uns ein Schuß fällt!“ sprach dieser, nach einem Augenblick Besinnung. „Ich verabscheue ein so scheußliches Gemetzel, obwohl dies Volk nichts Besseres verdient hätte. — Rücken Sie übrigens langsam nach, und barrikadiren Sie dann den Eingang.“ —

In wenig Minuten war die Kirche geleert. Die Thüre ward sogleich gesperrt, und alle Anstalten getroffen, um solche, bis Verstärkung anlangte, auf's Tapferste zu vertheidigen. „Es wäre,“ — behauptete der vorsichtige Chef, — „leicht zu erwarten, daß die Spanier versuchen würden, sich des verlorenen

Punktes auf's Neue zu bemächtigen.“ Während dem wurden die Todten, bis man im Stande sein würde, sie zu beerdigen, bei Seite geschafft, und hier und da ein Verwundeter oder Geflüchteter aus seinem Versteck gezogen. Eben durchsuchte man auf's Neue deshalb die Kirche, als eine klagende Weiberstimme ertönte. Mit raschem Schritt eilte der Hauptmann nach dieser Seite; wie erstaunte er, als er die Nonne erblickte, die ihn aus den Klauen seiner Widersacher errettet hatte.

„Sehen Sie, Kapitän!“ rief ihm einer seiner Ouvriers lachend zu. „Sehen Sie, was ich hinter dem Altare dort für einen Schatz gefunden.“

„Ich muß dich bitten, guter Leblanc, mir ihn abzutreten!“ erwiederte Lepelletier, indem er dem Soldaten seine Börse in die Hand drückte.

„Ich lasse mir den Handel gefallen, mein Hauptmann!“ erwiederte lächelnd der Soldat; „wäre es auch nur meiner Louise wegen, die mit dem Fäßchen auf dem Rücken im Hauptquartiere marketendert, und die, wenn sie etwas von dem Dinge erführe, ein verzweifeltes Gesicht machen würde.“

Erst jetzt schien die Nonne, die bis dahin in dumpfer Verzweiflung dagestanden hatte, den Hauptmann zu erkennen.

„Sie sinds?“ rief sie, vor ihm auf die Kniee stürzend. „O retten Sie mich! — Gott im Himmel, retten Sie mich! —“

„Beruhigen Sie sich! — Niemand wird Sie beleidigen! Sie stehen unter meinem Schutze!“ erwiederte Lepelletier, das Mädchen aufrichtend. —

„O dann bitte ich Sie, schaffen Sie mich fort! Bringen Sie mich zu den Unsrigen!“ flehte das Mädchen.

„Es ist gefährlich, ja fast unmöglich, die Thüre zu öffnen!“ erwiederte zögernd Lepelletier. „Und dann — was wollen Sie in der dem Untergange geweihten Stadt? Folgen Sie mir in's Hauptquartier! Ich will Sie von dort unter sicherer Bedeckung zu ihren Freunden oder Verwandten außerhalb der Festung geleiten lassen.“

„Nimmermehr!“ entgegnete mit festem Tone das Mädchen. „Wir Alle haben einen theuren Eid geleistet, auszuhalten bis an's Ende, und nimmer werde ich den meinigen brechen.“

„Sie sind so wunderbar gerettet worden! Ich habe Ihnen so viel zu danken!“ rief der Hauptmann mit Innigkeit im Tone. „Nein! Sie dürfen nicht so elend zu Grunde gehn, und dies ist gewiß der Fall, wenn Sie in Saragossa bleiben.“

„Ich weiß es, daß es so sein wird, und — ich bleibe in Saragossa!“ sprach die Nonne im festesten Tone. „Doch genug! Wenn Sie ein Mensch von edler Seele sind, so bringen Sie mich aus diesem Schreckensort.“

„Ich soll Sie fortlassen? Sie nimmer vielleicht wiedersehen?“ rief der Hauptmann. „Versprechen Sie mir, daß ich Sie noch einmal sehe, wenn Saragossa in unserer Hand ist.“ (Forts. folgt.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

Wo die Natur klein und arm, die Stadt selbst so unbedeutend und öde erscheint, daß sie Gedeihen und Leben erst von der studierenden Jugend erhalten muß, dort halte ich eine Universität für übel begründet, wie trefflich auch alle übrigen Anstalten, wie lockend und glänzend die Namen der Lehrer auch sein mögen.

Eine Klosterzucht ist dabei nicht beabsichtigt und Anachoreten sollen und können dort nicht gezogen werden. Manchem der vielen deutschen Universitätsnester mit der ariden Umgebung und dem unerheblichen Innern würde ich selbst die größten, zerstreuendsten Residenzen vorziehen, wieviel auch dagegen eingewendet werden mag.

Die Einwohner jener ganz hulflosen, armseligen Städtchen, ohne Umgegend, ohne natürliches Panorama, ohne Kunst und ohne schönere Geselligkeit, mit dem stets unterthänigen Hunger nach dem bischen Erwerb von den Studenten, mit der devoten Todesangst hie und da ein Pöstchen einzubüßen, mit dem monotonen Philistergetreibe und sauer lächelnden Gesichtern, taugt nichts. Ohnmoglich kann diese Scheinbürgerschaft voll Bier- und Schnaps-Jammers einen wohlthätigen Einfluß üben auf den jungen Mann, der zum erstenmal die Welt betrachtet, zum erstenmal gewissermaßen selbstständig und frei sich fuhlend, die Welt kennen, genießen und achten lernen soll.

Mangel an schöner Natur, interessanter Lage, und anmuthiger Umgebung erzeugt und erzwingt das scheußliche Kneipenthum in seiner dreifach gleichgefährlichen Gestalt. Das Kneipenthum der Sauferei, das der Wollust, das des Spiels. Oder es treibt zu der widernatürlichen Theekesselschaft, dieser unseligen Quelle unzähliger Verkehrtheiten im spätern Leben, der Wurzel alles Beamtenübels, dem Ursprung jenes jammervollen Hermaphroditenthums vieler Geschäftsmänner. Oder es führt zu der traurigen und selten wahrhaft fruchtbaren Einsiedlerschaft der Stubenhockerei, zu Fleiß-Überspannung, Anachorethenthum, zu der Leichnam, Geist und Herz tödtenden Isolirung, diesem Selbstmord der Besten.

Nur wenige der Allertüchtigsten oder Allernüchternsten entgehen diesen Übeln, und wissen darüber oder darunter wegzuschwimmen. Jene erkräftigen ihren Charakter dadurch, ohne ihn zu humanisiren und zu veredlen; diese verlieren gewöhnlich dabei auch die letzte Spur alles Bessern und beginnen ihre sogenannte Ernte der Rechte, wo die Saat der Pflichten ihnen aufhört — mit dem Bestandensein im Examen!

Aber die Erziehung zur Männlichkeit, die Cultur des Charakters, die Humanisirung des Herzens ist eben so bedeutend, wo nicht bedeutender für den Einzelnen und für das Vaterland, dem er künftig dienen soll, als die wissenschaftliche Bildung selbst, diese Vorschule des Wissens.

Was kann bei der unermeßlichen Ausdehnung, bei den quantitativen Erfordernissen der jetzigen Brodwissenschaften, das Universitätsstudium mehr sein, als das Fundament zu dem künftigen Bau, eine Grammatik der Wissenschaft oder eine encyklopädische Ansicht und Übersicht derselben? Die Lehre von dem, was man eigentlich zu lernen habe, die Anweisung, wie man lernen soll? Sie hat ihre schönste und höchste Pflicht erfüllt, wenn sie zugleich der Sporn wird der zum ferneren Studiren antreibt.

Gelehrte soll und kann die Universität nicht machen, sondern aus Jünglingen Männer heranziehen, welchen wissenschaftliches Studium zur Lebensfreude, zum schönsten Genuß geworden, und der Verbrauch der wachsenden

Kenntnisse zum Wohl des Staates und der Menschheit als einzig würdiges, höchstes Ziel vorschwebt.

Selten werden diejenigen die besten Staats- und Menschheits-Diener, welche ihr Gedächtniß am meisten belastet, von Sprüchen und Formeln am meisten auswendig gelernt haben. Die Seele, der Verstand und das Herz wissen oft gar wenig von dem, was das Gedächtniß sorgsam bewahrt, und selten braucht das praktische Leben sehr viel davon.

Wo das Streben sich bekundet, die schöne glühende Manneslieb: nun erst recht zu beginnen und mit heiligem Eifer fortzufahren, — wo das Gefühl für jenen schönen Zweck zur Religion gesteigert erscheint, wo die Urtheilskraft am vollsten erblüht, der Verstand am meisten gemännlicht ist, das Wirken und Nutzen als ein hoheres und wichtigeres erscheint, denn Titel und Gehalt, — da ist der Zweck der Universität erfüllt!

Der geckenhafte Stutzer, der zierliche Alltagsmensch haben für den Staat keinen wesentlichen Vorzug vor dem ungehobelten Bengel und dem libertinirenden Wüstling. Der heuchelnde, schleichende, kriechende Unterthänigkeitsknecht und Amtsjäger, Tartüffe und Jesuit zugleich, sind das gemeinste und schlechteste, was unsere Universitäten hervorbringen konnten, die eigentlichen Quellen unsäglichen Unheils und der oft schreienden Regierungsnoth, die lebenden Satyren auf alle Bildung, die jammervollsten Parodien der Wissenschaftlichkeit, die Travestien des Zeitgeistes, die Schandmale der Humanität! — Deutschland hat solche bis jetzt seltener auf seinen Universitäten gebildet, als jedes andre Land mit seinen andersgeformten höhern Schulen. Vernichtet die deutschen Universitäten in ihren Grundelementen und gewiß wird es so werden, wie es in andern Ländern ist!

Natur und **Kunst** sind die wesentlichen Erfordernisse einer wahren Universitätsstadt. Sie gewähren die beste Erholung, Zerstreuung und Sammlung, das einzig dauernde und fortwirkende Vergnügen: die **poetische** Freude. Sie erschließen die unermeßliche Welt im Menschen, bieten unerschöpflichen Reichthum für jeden Stand, für jedes Verhältniß, für jede dankbare Zukunft. Sie machen genügsam in allen äußeren Bedürfnissen, indem sie die Sinne, Geist und Herz zugleich angenehm, electrisch anregen. Sie befördern den Trieb zur Wissenschaftlichkeit, indem sie die Studien zum schönsten Genuß erheben. Sie machen vertraut mit dem Glück der Freiheit, sie machen selbst frei, indem sie unwiderstehlich auf Verstand und Gefühl wirken für den unerläßlichen innern Zusammenhang der Dinge, für Gesetzlichkeit, für Brüderlichkeit, für Religiosität. Sie humanisiren und adeln für das ganze Leben; sie erhalten und erkräftigen die Gesundheit des Leibes und der Seele. Und — mögen Pedanterie und Philisterthum dieß alles für reizende Chimären halten, — wer kann läugnen, daß sie wenigstens negativ unermeßlich wohlthätig wirken? Natur- und Kunstgenüsse wahren vor Verschwendung, beschützen gegen tausend Thorheiten und gegen jenes gedankenlose und gefühlsarme Schwimeln und Schwirren. Sie retten vor Libertinage und Rohheit, vor der fuß verderblichen Thorkesselei und dem schreiend unwürdigen Renommisten-Wesen, vor träger Schwärmerei, wie vor hunleerem ertödtendem Philisterthum, vor wilder Gemeinheit des Übermuthes und, vor jenem kriechenden Siechthum der bleichen Gestalten und hohlen Augen: sie werden Stolz und Demuth zugleich lehren, bilden, bessern, erheben. (Forts. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Nur in solchen Rollen, wo die ruhige Deklamation, — durch welche die Schönheit der dichterischen Bilder oder philosophischen Gedanken klar zur Anschauung gebracht werden soll, — vorherrschend ist, genügte Seydelmann nicht ganz. Es ist keineswegs damit gesagt, daß er hierin schlecht oder auch nur mittelmäßig gewesen wäre; ein so großer Künstler wird immer, selbst in seinen schwächsten Leistungen, das gewöhnliche Maaß hinter sich lassen; aber eben, weil man an ihn auch darum nicht den gewöhnlichen Maaßstab legen kann, weil man von ihm stets Außerordentliches, ich möchte sagen, Niegesehenes erwartete, wollte man sich nicht mit dem Guten allein begnügen. Ueberdies ist allerdings auch das harte und mangelhafte Organ des Künstlers Schuld daran, daß solche ruhige Deklamation nicht gelungen erscheint, und, wie ich schon neulich bemerkte, hat die allgemeine Stimme in solchen Rollen, wie Nathan der Weise, oder Kaiser Friedrich und sein Sohn unsern wackeren Künstler **Lemm**, der leider nicht so anerkannt wird, wie er es verdient, über den Gast gestellt. Lemm ist der Einzige, der sich mit Seydelmann hier überhaupt messen konnte, der Feinheit, Würde und Wahrheit, wie dieser, in seinem Spiele vereint, und mit unablässigem Streben der edelsten Kunst huldigt, nicht aber, wie z. B. Herr Rott, seine schönen Mittel an eine unwürdige Effecthascherei und Kulissenreißerei vergeudet, die dem gebildeten Auge und Ohr bis zum Ekel unerträglich werden, und nur den Beifall der rohen Menge gewinnen können. — Talma, der große Künstler Frankreichs, war oft tief betrübt bei dem rauschendsten Beifall des Théâtre français, weil der Winkel am Orchester nicht geklatscht hatte, wo, wie er wußte, sich die Kenner und wahren Kunstfreunde versammelten; andermals strahlten seine edlen Züge vor Begeisterung, obgleich nur einige Dutzend Hände sich regten, aber er wußte, wem diese gehörten. Wo findet sich in Deutschland ein Schauspieler, dem solche Anerkennung das größte Entzücken machte, wenn man solche Künstler, wie Seydelmann, Lemm und einige wenige andere ausnimmt?! Die unwürdigste Manier ist so herrschend geworden, daß die Natürlichkeit und Wahrheit in ihrer stillen, edlen, einfachen Schönheit diesen Menschen verächtlich erscheinen, und die tollste Unnatur, das albernste Zerrbild am meisten gefällt, wenn es nur die Menge zum Lachen reizt, und den abgehärteten Magen des vornehmen und gemeinen Pöbels kitzelt. —

Ja, Bester, mich faßt ein solcher Unmuth über diese tiefe Herabwürdigung der edlen, hohen Kunst, daß ich gern eine donnernde Philippika über diese heillosen Umtriebe und Verschwörungen schleudern möchte, wenn es mich nicht zu weit von meinem einfachen Ziele abführte. — Ach, es ist weit mit uns gekommen, wir sind tief hinein in den Pfuhl der Gemeinheit, die wir Kunst zu nennen belieben, und es bedarf eines kräftigen Regenerators, wenn wir jemals wieder zu den verlassenen heiligen Tempeln hinaufsteigen sollen. — Wir wollen die Hoffnung hierzu nicht ganz verlieren; Seydelmann's Anwesenheit hat Vielen und, was noch mehr sagen will, selbst — Schauspielern, über sich und über den Standpunkt, auf welchem wir uns befanden, die Augen geöffnet, und mit Schrecken und Beschämung hat man erkannt, daß man Manches und Vieles zu thun habe, um der ächten Kunst würdig zu werden. —

So lange jedoch nicht eine allgemeine Reform erfolgt, ist an wahre Besserung nicht zu denken. — Das Theater wird von einem jungen Hofmann verwaltet, der weder praktische Erfahrungen, noch poetische Begeisterung, noch den Eifer eines Geschäftsmannes besitzt, und die Sache mehr zum Vergnügen und der 6000 Rthlr. Gehalt und sonstiger Annehmlichkeiten halber treibt, als aus wahrer Liebe zur Kunst und mit dem Bewußtsein, an der Spitze eines der ersten Bildungsinstitute der Nation zu stehen. An seiner Seite müßte wenigstens ein tüchtiger technischer Direktor Platz nehmen, der Alles, was die unmittelbare Leitung der Darstellungen betrifft, unter sich hätte; statt dessen wird das Theater von einem Subalternbeamten, mit dem Titel Hofrath, geleitet, der an sich und in seinen Schreibereien und Rechnungen ein ganz tüchtiger Mann sein mag, allein weder eine hinlängliche Bildung, noch eine richtige Vorstellung von der Würde einer obersten Verwaltung besitzt. Daher kommt es, daß Verwirrung und Intrigue hier so heimisch sind, daß die Künstler oft demüthig kriechend, und dann wieder mit beleidigender Wegwerfung behandelt werden, daß alle Gastspieler, die Berlin noch besuchten, die bittersten Klagen zu führen hatten, daß man nach Höflings Art Alles verspricht, um Nichts zu halten, und daß jeder Schreiber und Bote sein Protectorat und seine eigene kleine Herrschaft aufzuführen im Stande ist.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 146. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 23. Juni.

Jamben.

Von
Eduard Duller.

(Schluß.)

XIII.

Ich denk' mir oft: du willst fortan dein Handwerk
Mit Fleiß betreiben, und die wack'ren Leute
Nach neu'ster Mod' anständiglich bedienen.
Es ist doch angenehm, ißt man am Sonntag
Gleich jedem andern braven Handwerksmann
Sein Huhn und seinen Kuchen; schön daneben,
Wenn auch die Kinder and'res Spielzeug haben
Als ihres Vaters verschnitzelte Gedanken,
Und wenn die Frau ihr Täßchen Kaffee trinkt.
Ich nehme mir's in allem Ernste vor,
Mein Handwerk zünftig, säuberlich zu treiben.
Doch fällt auf's schmutz'ge Schurzfell nur mein Blick,
Auf die Genossen, auf die stolzen Käufer,
Die eben nichts, als haltbar — Leder wollen,
So spring' ich auf, so reißt ein lieber Gast,
Gluthherzig, maiig, strahlenhell, unsterblich,
Den Pfriemen aus der Hand mir, küßt mich glühend
Auf meinen Scheitel und das staub'ge Kleid
Des Werktaglebens stäubt von mir in Asche,
Frei ist mein Aug', weit aufgethan das Herz;
Ich klamm're an den holden Gast mich an,
Und wie der Aar den Trojerknaben trug,
Hebt er empor mich zu dem ewig Schönen.

XIV.

Haß' ich, — nicht den, nicht jenen haß' ich nur.
Nicht haß' ich den, der auf den Fuß mir tritt,
Mein Kleid beschmutzt, mein Werk böswillig schimpft,
Den haß' ich nicht! Gleichgültig ist er mir.
Nicht haß' ich den, weß Hauch mein Weib berührt,
Weß Wort die Mutter mir, die Brüder kränkt;
Den tödt' ich gleich. Das ist der Nothwehr Recht.
Doch größ're Nothwehr gibt's und heil'gen Haß,
Für Leibesleben Nothwehr nicht allein.
Und tödt' ich den, der mir die Zähne weis't,
Den Dolch, den Strick, die Kette, — wie vielmehr
Zu hassen hab' ich Recht, wer mir in allen,
Allen in mir die Faust vor's Antlitz hält.

XV.

Was einst geschehen wird, das weiß nur Gott.
Was jetzt geschehen muß, soll jeder wissen. —
Dem Dieb begegne keiner selbst als Dieb,
Sogar als Scherge nicht, als Richter nur,
Nur unter'm heil'gen Schilde des Gesetzes.
Was hilft das Schwert mir gen den Basilisken?
Den Spiegel halt' ich fröhlich ihm entgegen,
Und rasch sich selbst erwürgt die Lügenbrut.

XVI.

Dem hungrigen Drachen, der sich siebenfach
In seinen Schuppenpanzer feig vermummt,
Dem schadet Spiegelbild und Ärger nichts,
Den ritzt sein Anblick nicht, nein, nur ein — Schwert!
D'rum, ohne Umschweif! nicht als süßer Schäfer
Begegn' ich dem, sonst hält er mich wohl gar
Selbst für ein Schaf, und, eh' ich's hindern kann,
Hält er an mir sein leckres Mittagsmahl.
Nein, nicht in zimpferliches Heimlichthu'n
Verkriech' ich mich, nicht aus dem Hinterhalt
Zaudernd bescheid'ner, dämelnder Geduld
Bespick' ich ihm das dicke Fell mit Pfeilen,
Die ihn wie Nadeln kitzeln; — nein!
Gerüstet in des ganzen Wesens Harnisch,
Dicht unter'm weichen Wanst renn' ich ihn an,
Und ob mich auch das freße Vieh zermalmt,

Und ob ich sterbe unter seiner Last. —
Verwundet hab's ich doch, ihm Blut entzapft,
Beispiel geschlagen in den Schreckenswanst,
Daß ihm die Kraft aus mancher Wunde strömt.
Und, bis das Unthier sich erholen will,
Rennt wohl, durch mein Geschrei herbeigelockt,
Ein and'rer Unversehrter rasch herbei,
Hebt meines Schwerts verschartetem Stummel auf
Und bohrt ihn tiefer in die off'nen Wunden,
Indeß ein frisches Schwert, von seiner andern Hand
Mit junger Kraft geführt, den Todesstoß vollbringt.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

„Ich verspreche es!" entgegnete die Nonne, dem Hauptmann ihre Hand reichend. „Und der Name meines Beschützers?" — setzte sie mit einem Blicke voll Innigkeit hinzu.

„Ich heiße Lepelletier!" rief der Hauptmann, ihre Hand an seine Lippen drückend. „Und Sie, Unvergeßliche, Theure?" —

„Theresa del Rosario!" erwiederte das Mädchen. „Einst, in der Welt, Theresa Cisneros!" lispelte sie sodann mit tiefem Seufzer.

„Kapitän!" sagte der Ouvrier, welcher zuletzt gesprochen hatte, und der jetzt eben aus der Sakristei getreten war. „Da hinten ist noch ein Pförtchen offen, es möchte wohl barrikadirt werden, denn leicht könnte man von daher uns überfallen." —

In diesem Momente krachte ein Pistolenschuß hinter einem Grabmale hervor, die Kugel berührte die Locken an der Seite der Schläfe Lepelletiers, und eine braune Gestalt huschte in die Sakristei.

„Es war Pedro!" sagte das Mädchen zusammenschaudernd.

Wie der Blitz eilte der Ouvrier dem Entsprungenen nach.

„Er ist fort! Zu dem Pförtchen hinaus!" sagte er, langsam zurückkehrend. „Ich habe in der Geschwindigkeit einige Balken vorgelegt."

„O lassen Sie mich hinaus! — Hinaus!" — flehte dringend die Nonne.

Lepelletier sah seine Retterin schmerzlich an, dann ging er, von ihr und dem Soldaten begleitet, in die Sakristei.

„Theresa!" sprach der Hauptmann leise, als der Soldat die in der Eil' errichtete Barrikade bei Seite räumte, um die Pforte zu öffnen. „Theresa!" sagte er zum zweitenmale, als er die Hand des Mädchens in der seinen zittern fühlte. „Gehen Sie nicht von mir, theure Theresa! — Sie sind nicht geschaffen, um in der Gesellschaft unwissender Nonnen und fanatischer Mönche ein ganzes langes Leben, wie solches noch vor Ihnen liegt, in dumpfen Bußübungen hinzubringen. Sie sind geboren, glücklich zu sein und zu beglücken."

„Glücklich?" erwiederte Theresa schmerzlich. „Glücklich? — Ich war elend von Jugend an."

„Besinnen Sie sich, Theresa!" rief der Hauptmann. „Sie stehen auf einem der Scheidepunkte des Lebens. Vertrauen Sie sich mir an; Sie werden keinem Unwürdigen Ihr Vertrauen schenken."

„Ich weiß es! Ich glaube es!" entgegnete das Mädchen mit zitterndem Tone der Stimme. „Aber — es ist unmöglich." —

„Warum unmöglich?" rief feurig der Hauptmann. „Sie folgen mir in's Hauptquartier, das erste Detachement, das über die Pyrenäen geht, bringt Sie nach Bayonne, dort verweilen Sie, bis ich, nach leicht erlangter Einwilligung des Ministers, im Stande bin, Ihnen mit Herz und Hand, — so weit ein Ehrenmann dies im Stande ist, — Alles vergessen zu machen, was Sie im Vaterlande zurückließen."

„O schweigen Sie! — Ich darf so etwas nicht hören!" — rief stammelnd Theresa. „Selbst Gedanken dieser Art sind für mich eine schwere Versündigung."

„Theresa! — Theure Theresa!" — sagte flehend der Hauptmann, indem er das Mädchen an sich drückte.

„Lassen Sie mich hinaus! — Um Gotteswillen, lassen Sie mich hinaus!" rief Theresa zitternd. „Sie sind ein edler Mann. Sie werden sich nicht der Gewalt der Überredung bedienen, die der Unglücklichen das einzige Gut, das sie besitzt, das der Seelenruhe, zu rauben im Stande wäre."

„Sie haben Recht, Theresa!" entgegnete der Hauptmann, das Mädchen loslassend. „Selbst wenn, — wie es auch der Fall ist, — mein ganzes Erdenglück auf dem Spiele stünde, möchte ich es doch nicht um den Preis Ihrer Ruhe erkaufen."

„Die Thüre ist offen!" sagte jetzt der Mineur, zu den Sprechenden tretend.

„Leben Sie wohl!" sprach Theresa, dem Kapitän die bebende Hand zum Abschiede reichend.

„Wir sehn uns wieder!" rief der Hauptmann, diese mit Küssen bedeckend.

„Nimmer! — Nimmer!" — entgegnete die Nonne, die Hände vor die Augen drückend, indem sie in sichtlicher Erregung durch das Pförtchen schlüpfte. — — —

„Diese verdammte Belagerung muß zu Ende kommen, General! Ich sage: sie muß!" rief heftig des folgenden Tages der Herzog von Montebello, indem er sich zu Rognat wendete, der, mit unserem Freunde in einem Gespräche vertieft, im Zimmer des Herzogs auf- und abging. — „Ich schleiche mich," setzte Lannes hinzu, „gestern Abends, in einen Mantel gehüllt, durch die Bivouaks; da fielen schöne Gespräche! — Ich wollte, irgend Jemand, der weislich in Paris bleibt, weil hier eben nicht viel Lorbeern zu holen sind, hätte sie mit angehört! — Übrigens hatten die Leute Recht! Diese verfluchten Ruinen werden unsere eige-

nen Gräber sein, ehe wir die Fanatiker in ihrer letzten Zufluchtsstätte bezwingen können."

„Erlauben Ew. Excellenz!" fiel Lepelletier ein. „Fahren wir so fort nach den Regeln der Kriegskunst —"

„Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen!" rief ärgerlich der Marschall. „Über diesen Punkt sind Sie und Rogniat, und alle die Herren vom Corps de Genie, stets einverstanden! — Ihr seid wie die Zahnärzte! Die kuriren auch Alles: selon l'art; sollten sie auch dem Kranken alle Zähne einzeln ausreißen müssen, und dieser zuletzt nicht mehr eine Brodrinde kauen können."

„Wir müssen," sprach Rogniat, „zwei neue Minengänge nach der Richtung der Universität —"

„Zwei?" fiel Lannes voll Ärger ein. „Viere, — sechse, — ein ganzes Dutzend! — Ich habe es satt, das langsame unterirdische Vorwärtskriechen, wenn ich auch unsern Mineurs, — Ihnen besonders, Mr. Lepelletier, — alle Gerechtigkeit widerfahren lasse! — Das Ding muß ein Ende nehmen, der Kampf um einzelne Gebäude aufhören! Wir müssen Alles, Alles sage ich Ihnen, ganze Straßen, ja, wenn es möglich ist, das ganze Höllennest in die Luft sprengen."

„Sprengen ist leicht, aber das Behaupten der Trümmer schwer!" bemerkte kaltblütig Rogniat.

„Ich sollte meinen," sprach Lepelletier nachdenkend, „wenn man eine sehr bedeutende Mine unter das Universitätsgebäude zu bringen suchte, — eine Mine von drei tausend Pfund Pulver etwa, — und dieses Gebäude in die Luft sprengte, wenn man mit fünfzig Stück schwerem Geschütz die Brücke über den Ebro und die Vorstadt bearbeitete, und etwa außerdem noch der Kirche der Madonna del Pilar, — dem Palladium der Stadt, — mit einer starken Mörserbatterie zusetzte, so könnte das wohl einen bedeutenden Eindruck auf die Gemüther der Belagerten machen."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Die Natur von Heidelberg ist unerschöpflich reich an Reizen und Schönheiten der mannigfaltigsten Art. Die üppigsten Triften gränzen an erfreuliche Felder voll Ähren und Früchte, welche nur Verstand, Fleiß und Ausdauer der magern Erde abgewinnen konnte. Der Mensch beurkundete dadurch seine Ähnlichkeit mit dem schaffenden Gott.

Wie herrlich ist der breite, Schiffe tragende Strom mit Dünen und Rohr, mit grünen Inseln und Sandbänken, mit Wein und Wiesen an seinen Ufern, in der Ebene, welche er voll Sehnsucht nach dem nahen Rhein durchläuft! Wie er rauscht und braust oberhalb der Brücke, als zürnte er den Felsen und Klippen in seinem Bett, welche noch einmal ihn aufhalten wollen. Wie er weiter oben behaglich und wohlgemuth sich windet und schlängelt und vom Morgen zum Abend die schöne reiche Welt um sich her spiegelt in seinem tiefblauen Auge, hier lachend über Kiesel rollt, dort wie auf Stelzen über den Sand hin schreitet, die Blumen küßt an seinem Rande, die alten Eichen und Föhren liebevoll tränkt, die Felsen abschleift und glättet, zahllose Städte und Dörfer begrüßt und sie einladet auf ihm hinabzureiten, weichen Rittes, zu einem Besuch beim freudeströmenden Vater Rhein. Wie schöne Geschichten und Mähren er erzählt, vom Wimpfner Schlachtfeld, vom Kätchen und vom Brunnen zu Heilbronn, von den Weibern zu Weinsberg, von dem riesigen Hohenstaufen, den alten Minnesängern und Rittern auf den Burgen, deren Trümmer von den Höhen herab blicken mit Augen voll historischer Weisheit und voll Weissagung; vom schwäbischen Bund und von dem Bauernkrieg, von dem herrlichen Schwabenlande, wie es war und wie es ist!

Wie reizend ist dies herrliche Thal im Licht der Sonne, wie zauberreich beim Schimmer des Mondes, wie belohnend durch alle Wechsel des Jahres.

Der Königstuhl und der Heiligenberg bilden südlich und nördlich die Hochwachten am Eingang des Thals. Vom gartenumblühten Villa-Land erheben sie sich über Wiesen mit ihren einzelnen barrocken und pittoresken Felspartien, Teichen, Quellen, Brunnen, Rebgeländer, Mandel-, Pfirsich- und Kastaniengehegen, zur schattigen Höhe dichter Unterhölzer von Roth- und Weißbuchen, Eichen, Nadelhölzer, Crataegus, Rhamnus, Ahorn, zu den Urwäldern der königlichen Eiche, zu den wonnigen, berauschenden Fernsichten — hinab bis gegen Mainz, und weit Rheinaufwärts bis gegen Straßburg!

Welche zauberische Panorame breiten rings sich aus, welch erquickliches Leben in der ganzen schönen Natur weit und breit! Im Gebirge, auf der Ebene, auf dem Strom, auf den Bächen; in Städten, Städtchen und Dörfern athmet alles den frohen Lebensgeist menschlicher Thätigkeit und menschlichen Siegs.

Rechts die unvergleichliche Bergstraße, links der Rohrbacher Gebirgsrücken, im Hintergrunde die immer waldiger, wilder, pittoresker sich erhebenden Gebirge, vor sich Weinheim, Ladenburg, Mannheim, Frankenthal, Worms, Speyer, Schwetzingen, mit ihrer unvergänglichen Geschichte- und Sagenwelt, mit allen Freuden und Herrlichkeiten der Gegenwart, im bräutlichen Gewand des Besserwerdens, des Wachsthums, der fröhlichsten Hoffnungen.

In der Mitte dieser paradiesischen Einfassung, die Perle, das Juwel — das alte Heidelberger Schloß, mit seinen herrlichen Garten und Parkanlagen, mit dem waldumschatteten Berg und dem kahlen Scheitel über seinem Haupt, mit der sonnigen, lebensfrohen und lebensreichen Stadt zu seinen Füßen.

Dazu rings ein Völkchen so lebenskräftig, so regsam und froh, so gebildet und bildsam, so herzlich und so theilnehmend an allen Fortschritten im Gebiet der geistigen Welt, wie es wahrlich nicht allerwärts gefunden wird. Der Pfälzer ist ein herrlicher Menschenschlag, er gehört in jeder Beziehung unter die gebildetesten aller Länder, ohne dadurch seine süddeutsche und rheinische Jovialität eingebüßt zu haben. Wir Altbadner wollen ihm zuweilen etwas Leichtsinn und Eitelkeit vorwerfen. Je nun, er könnte uns dafür schwerfällig und etwas hofstolz und residenz-fade nennen.

Beide haben nur halb recht. Gehören diese beiden Ländchen wirklich zusammen, so gehört offenbar von Natur noch mehr dazu, viel mehr, damit ein vernünftig abgeschlossenes Ganze daraus werde. Der Rhein bildet nur eine Schein-Gränze, eine wahrhaft unglückselige Gränze, wenn nicht der allgemeine Zollverband die schreiendsten Mißverhältnisse beseitigt, und manchen Unterschied ausgleicht.

Der Heidelberger Bürger ist ein gewerbsames, rühriges, strebendes, joviales Völkchen, freut sich der zahlreichen,

blühenden Jugend aus allen Landen, weiß seinen gebührenden Zoll von allen Freuden und Genüssen dieser Jugend mit Spekulationsgeist und Anstand sich anzueignen, lebt zuweilen recht jovial mit dem Jovialen, läßt sich mitunter Philister nennen, schreit nicht gleich Zeter, wenn er ein bischen geprellt wird, ist aber sehr weit davon entfernt, ein Philister oder Helot, wie in mancher deutschen Stadt des Jammers zu sein, und sich etwas von seiner bürgerlichen Würde gegen die hochfahrende Jugend zu vergeben.

Die Stadt ist keine reiche Stadt, aber der angeborene Charakter und die eifrig gepflegte Bildung bewahrt ihre Bürger vor dem Sclavensinn und der Misere mancher gepriesenen Universitäts-Bürgerschaft. Der Bürger erscheint wenigstens immer wohlhabend, der Wohlhabende weiß jede Brutalität von sich zu weisen, ihm gegenüber wird keiner so leicht brutal sich zeigen. Die Jugend lernt hier, den theoretisch gepriesenen Stand in der Praxis und durch die Erfahrung nicht verachten, sondern sein natürliches Verhältniß kennen, seine Wichtigkeit schätzen. Sie gewinnt die Überzeugung, daß oft der Bürger ein freisinnig gebildeter Mann ist, wo der Gelehrte und Beamte als eingefleischter Philister sich zeigt.

(Forts. folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

Ich wende mich von dieser betrübenden Schilderung zu den letzten Gastspielen Seydelmann's, dem Mohren im Fiesko und dem Shylock im Kaufmann von Venedig. Der ersten Rolle namentlich ward hier mit der lebhaftesten Neugierde entgegen gesehen, da August Lewald's Buch: Seydelmann und das deutsche Schauspiel, welches in dieser Zeit hier bekannt und vielfach gelesen worden war, sie als das höchste Wunder seiner Kunst ausmalte. Nun aber ging es wie gewöhnlich: wenn man das Höchste erwartet, genügt das Hohe nicht, und da es Viele gab, denen Devrient's Auffassung und Darstellung des Mohren noch im Gedächtniß war, so war die Vergleichung Beider leicht, und diese fiel für Devrient aus. — Seydelmann nimmt den Mohren als ein Vieh an Seele und Leib, einen verworfenen, mit den ekelsten Begierden gefüllten Trunkenbold, der Alles für Geld und um Geld thut, damit er hierdurch seine viehischen Lüste befriedige; Devrient legte ein tieferes Gefühl in die Brust des tückischen Bösewichts, er gab ihm den Ausdruck des tiefsten, tödtlichsten Hasses gegen die christlichen Unterdrücker, und eine hämische, teuflische Freude, daß sie sich gegenseitig zerfleischten, lauschte aus seiner Geschäftigkeit und Hülfe. — Diese letzte Auffassungsart hat den Kunstfreunden hier mehr zugesagt, und die excentrischen Lobreden August Lewald's sind dadurch ein wenig zweifelhaft geworden, wie überhaupt diese kleine Schrift, — bei aller Lebendigkeit und liebenswürdigen Begeisterung für die Kunst und für Seydelmann, — durch die auf den Künstler gehäuften hyperbolischen und panegyristischen Lobreden sich die kritische Freiheit geraubt, und einen Hymnus des überschwenglichsten Entzückens daraus gemacht hat. — Seydelmann steht darin weit über Fleck, Devrient, Iffland und Wolf, und die Freundschaft Lewald's für seinen Halbgott verleitet ihn zu Ungerechtigkeiten und zur Einseitigkeit. —

Einen weit größeren Triumph errang der Künstler als Shylock. Es war dies eine ganz andere Gestalt, als sie uns Devrient zeigte; allein sie war nicht minder kunstschön, nicht minder tief, wahr und ergreifend. Sein Shylock war nicht der schwache, hinfällige Greis, gebückt unter der Last der Jahre und der Heftigkeit seines Hasses und seiner Leidenschaftlichkeit; es war ein starker, kräftiger Mann, dessen ganze Seele von den glühendsten Rachegedanken erfüllt war, und der weniger den Christen als Christen, wie als Kaufmann und Nebenbuhler haßte. — Das schreckliche Lachen an den Stufen des Gerichts, wo es dumpf aus der innersten Brust herausdrang, die teuflische Gier, mit der er sich auf sein Opfer stürzte, dann die Vernichtung, die ihn zu Boden schleudert, als er es sich entrissen sieht, und seine bis zum Wahnsinn gesteigerte Verzweiflung hatten mich so tief erschüttert, wie ich niemals mich dessen durch ein Schauspiel erinnern kann. —

Das Benefiz Seydelmann's war eigentlich nur eine Anerkennung seiner gesammten Leistungen durch ein fast ununterbrochenes Beifallklatschen, das mehr als Alles bewies, wie unfruchtbar die unergötzliche Mühe einiger bestochener Scribler in den hiesigen Lokalblättern gewesen sind, welche in sogenannten Kritiken beweisen wollten, daß Seydelmann ein sehr mittelmäßiger Schauspieler sei, den ein unbegreiflicher Wahnsinn des Volks vergöttere. —

Seydelmann dankte in einer sehr schön gesetzten Rede, die, wie man sagt, der Professor Gans, der auch in dem von L. Rellstab redigirten Blatte: Berlin, seine Leistungen kritisirte, verfaßt oder doch durchgesehen haben soll. Es regnete Gedichte und Blumen zum Schluß, und ein Lorbeerkranz wurde dem gerührten Künstler von Fr. von Haagen aufgesetzt. — Es schied er von einer Bühne und einem Publikum, was laut sein Hierbleiben und Wiederkehren verlangte, und da wir wissen, daß das Erste nicht gut angeht, so wünschen wir von Herzen, daß das Andere ihm recht bald möglich sein werde. — Seydelmann hat uns empfinden gelehrt, daß es mit den meisten unserer sogenannten Künstler erbärmlich dürr aussieht. Das Trauerspiel und Schauspiel ist vernachlässigt, das Lustspiel durch Angeli und dessen würdige Gefährten eine gemeine Possenreißerei geworden, die aufs Beste durch Herrn Gern und einige andere Mitglieder, wie z. B. durch Herrn Krüsemann und dessen Gattin, durch Fräulein von Hagen u. s. w. unterstützt wird; das Ballet allein springt lustig, wie immer, und macht zum Entzücken seine Drehungen von neunzig Graden. Möge Herr Seydelmann auf länger zu uns kehren, und mit seiner Hülfe der Geschmack des Edlen und Schönen wieder erwachen, der einen wahren Todesschlaf zu schlafen scheint. —

Unter den Gedichten, welche am 26. Mai Herrn Seydelmann zugeworfen wurden, ist folgendes, welches ich Ihnen abschreibe, damit Sie den Geist kennen mögen, mit welchem der Künstler betrachtet wird:

Wir ehren uns in Dir! — Der Beifall nicht,
Der äuß're, ist's, der Kranz, die oft entweihten;
Es ist der Augenblick für alle Zeiten,
Die unsichtbare Stimme, die hier spricht.

Es ist der Sturm der Herzen und der Geister,
Nicht blöder Menge schlecht erworb'ne Gunst;
Es ist der große, der beruf'ne Meister,
Es ist die ewige, allmächt'ge Kunst:

O, sie ist unter uns, sie lebt
Unsterblich — ob sie ihre heil'ge Leier
In Stücken brechen, hundert wüste Freier
In ihrem Hause toben — göttlich schwebt
Sie über unsern Häuptern diese Stunde,
Im Jubel Aller, wie aus einem Munde.

Das ist die Macht der Wahrheit! Ihre Kraft
Ist Deine Kunst; drum lebt, was sie erschafft,
Drum fehlt sie nie des Ziels, wirkt so gewaltig,
Drum ist sie unerschöpflich, allgestaltig,
Ein Proteus, wie gesehen, immer neu,
In Jedem ganz, daß es ein Eig'nes sei,
Und Eins aus Allen — rein und ohne Hülle,
Die Himmelsflamme einer edlen Seele.

Ein Mensch der Menschheit voll! Mit ihr begabt;
Darum so wahr, so süß sein Genius,
Das ist der stille Zauber, der uns labt,
Der ewig frische Reiz, der Vollgenuß,
Der unverkümmerte; drum wird hier Spiel
Und Schau'n ein Lebensstrom, ein Hochgefühl,
Drum spielt er sich in unsere Liebe ein,
Drum muß sein Spiel ein langer Zug von Festen,
Drum müssen alle Edelsten und Besten
Geborne Freund' ihm und Vertreter sein. —

Und so geleit' ihn Gott: daß er's erwerbe,
Was sein ist, bis man überall ihn preist.
Er wird's: der Mensch ist sein unendlich Erbe,
Und seine Siegeswaffe ist der Geist. —

Am Tage darauf gaben die meisten Mitglieder der Schauspiel-Bühne dem Scheidenden ein solennes Abschiedsmahl bei Jagor. Ordner des Festes war Lemm. Gewiß, es ist ein ehrenvolles Denkmal ächter Künstlerwürde für ihn, so anerkennend und neidlos gegen den Nebenbuhler zu handeln. Herr Rott fehlte ganz, und daran hat er sehr wohl gethan! — Seydelmann ist nach Hamburg gegangen. — Die königl. Bühne hat nichts Neues geliefert bis auf ein märchenhaftes Schauspiel von Raupach: die Schule des Lebens genannt, voller Unwahrscheinlichkeiten, in der gewöhnlichen Raupach'schen sentenziösen Breite und blühenden Diction. Es wird nicht mehr als dreimal sich halten und dann, wie so viele andere Kinder des fruchtbaren Mannes, sterben und ewig vergessen werden. — Die Oper hat in diesen letzten Tagen Mad. Spitzeder aus München zu einigen Gastrollen gehabt, deren Kunst in Gesang und Spiel viel Anerkennung gefunden hat; in der Königstadt ist es noch immer Mlle. Vial, welche die Enthusiasten in Allarm setzt, und Herr Cerf schwört, es sei, bei seiner Rathschaft, die erste Sängerin Europas. — Sie hat eine volle, schöne und umfangreiche Stimme, und wird engagirt werden, wie sich von selbst versteht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 147. 1835.

585

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 24. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

„Wenigstens,“ meinte Rogniat, „müßte es uns in den Besitz des Coffo setzen.“

„Wie viel Tage brauchen Sie?“ fragte mürrisch der Marschall.

„Sechs, zum wenigsten!“ erwiederte der General nach kurzem Besinnen.

„Was in sechs Tagen zu machen ist, kann bei verdoppelter Anstrengung auch in vieren zu Stande kommen!“ rief der Herzog. „Mr. Lepelletier! Ich beauftrage Sie mit der Ausführung des Minenwerks. In vier Tagen muß die Mine unter der Universität so weit fertig sein, um den Pulverkasten in die Minenkammer zu bringen. — Gehn Sie, treffen Sie Ihre Anstalten!“

Der Hauptmann eilte sogleich an das Werk. Eine Ordre Rogniats stellte alle Ouvriers, die er nur bedürfen könnte, zu seiner Disposition. Um die Arbeiten mit Kraft zu betreiben, traf Lepelletier die Einrichtung, daß die Mineurs alle Stunden abgelös't wurden. Die Soldaten leisteten das Unglaubliche. — Während aber unter der Erde die größten Anstrengungen gemacht wurden, kämpfte man auch über der ausgehöhlten Oberfläche mit sich immer vergrößernder Wuth. Kaum auf Minuten verstummte das Gebrüll der Feuerschlünde. Ein Regen von Bomben, Kugeln und Granaden schüttete sich fortwährend über die unglückliche Stadt, und eine Rauchwolke, die in den stillen Winterhimmel emporstieg, bezeichnete am Tage, eine Feuersäule, die die ganze Gegend erleuchtete, bei Nacht auf Meilenweite die Stätte der neuen Numantia. — Durch das fortwährende Tosen des Geschützes auf der Oberfläche ward es bald, trotz allen Bemühungen Lepelletiers, unmöglich, nach den Regeln der Kunst die etwaige Nähe feindlicher Contremineurs zu erforschen, und er mußte sich mit der Hoffnung begnügen, daß dieselben Umstände, die ihn verhinderten, die üblichen Vorsichtsmaaßregeln zu brauchen, es auch dem Feinde unmöglich machen würden, die Nähe der Gegner zu erkunden. Diesem Grunde war es denn auch zuzuschreiben, daß bei dieser Gelegenheit ein bis dahin in der Kriegsgeschichte unerhörter Fall vorkam. Man gerieth nämlich in einen feindlichen Minengang, und hier, klaftertief unter der Erde, begann ein Kampf mit Pistole und Säbel, der nicht eher ein Ende nahm, bis auch der letzte spanische Mineur niedergehauen war. Nicht Einer dieser Tapfern hatte die angebotene Schonung annehmen wollen. — — —

Am 18ten Januar waren endlich alle Arbeiten geendet. Der Marschall befahl einen allgemeinen Sturm. Er begann mit Tagesanbruch, und es ward von beiden Seiten mit unerhörter Wuth gekämpft. Jetzt legte Lepelletier, auf Befehl Rogniats, Feuer an die Pulverleitung (Zündwurst), die zu dem beendigten Werke führte, und die Mine, welche über drei tausend Pfund Pulver enthielt, begann zu spielen. —

Eine Art von dumpfem unterirdischem Krachen ward zuerst auf eine Sekunde hörbar, dann schien es, als ob der Boden weit umher in Zuckungen geriethe. Die Thürme, die Giebel, die mächtigen Mauern des Universitätsgebäudes begannen zu wanken. Jetzt auf ein-

mal erschienen große Risse in den Außenwänden des Gebäudes, die Seiten desselben öffneten sich, die Balken krachten, und endlich stürzten mit entsetzlichem Getöse Thürme, Dächer, Wände, Außenmauern, kurz Alles, was über dem Boden erhaben war, auf einen unförmlichen Klumpen zusammen. Mehr als zweihundert Menschen wurden unter den Ruinen begraben. —

Als das mächtige Gebäude so auf einmal, wie durch ein Erdbeben vernichtet von der Erde verschwand, als sich an der Stätte, wo es gestanden, nichts als ein Steinhaufe lag, von dem eine Staubwolke sich erhob, rastete der Kampf auf einige Minuten. Freund und Feind schienen von dem nie gesehenen Ereignisse betäubt; endlich begann das Gefecht mit erneuerter Wuth. Erst gegen Abend, als auch das Kloster San Lazaro mit dem Bajonnet erstürmt worden war, als die Ebrobrücke, von fünfzig Stück Geschützen unaufhörlich bearbeitet, in Trümmer stürzte, als mehr denn zwei tausend Spanier in den erstürmten Quartieren dem tapfern Gazan in die Hände gefallen waren, endigte der Kampf. —

Jetzt, um zu versuchen, ob der Trotz der Belagerten gebrochen worden, sendete Lannes einen Zettel an Palafox; er enthielt das einzige Wort: „Kapitulation!" — Bald kam die Antwort zurück. Sie lautete: „Krieg, bis zum Messer!" — —

Ein Mönch, — so sagte ein Gefangener aus, — der Bruder Pedro de la Muga, habe verkündigt: daß die Madonna del Pilar ihm im Traum erschienen sei, und die Stadt binnen acht Tagen zu retten versprochen habe. Zum Zeichen ihrer Zusage, habe sie dem Mönche die Versicherung gegeben, daß ein wunderbares Licht in nächster Nacht sich auf dem Thurme ihrer Kirche blicken lassen werde. —

Mit Grimm und Verachtung sahen wirklich die Franzosen um Mitternacht die Thurmspitze erleuchtet. — —

Da, wie alle Umstände bewiesen, die erlittenen Unfälle den Muth der Belagerten nicht hatten beugen können, so befahl der Herzog von Montebello, alle Anstrengung zu verdoppeln. Tag und Nacht dauerte das Bombardement. Es ward besonders auf die Kirche der Santa Virgen del Pilar gerichtet, und dieses herrliche Gebäude beinahe von Grund aus zerstört. Fünfzig Geschütze, auf dem linken Ufer des Ebro aufgestellt, feuerten fortwährend auf die Häuser am Quai des Flusses. Wie die Sense des Schnitters, mähete die mächtige Batterie Alles vor sich nieder; felsenfeste Mauern, Häuser von drei bis vier Stockwerken waren die Halme, die dieser gigantischen Sichel erlagen. Aber auch unter der Erde rastete nicht einen Augenblick der Vernichtungskrieg. Lepelletier, bald von den Verheißungen, bald von den Lobsprüchen des Marschalls angefeuert, trieb sechs Minen unter dem Cosso vorwärts. Sie würden, um sie zu laden, mehr als sieben tausend Pfund Pulver erfordert haben, und kam es dahin, sie spielen zu lassen, so ließ sich voraussehen, daß ein ganzer Stadttheil in Graus und Ruinen sinken mußte. Um aber das Maaß des Unglücks, das über die der Vernichtung geweihte Stadt gekommen war, bis zum Rande zu füllen, fehlte nur noch, daß der Dämon der Pest die schwarzen Schwingen entfaltete, und auch dieses war endlich der Fall. Das fortwährende Bombardement hatte alle Verwundete und Wehrlose in unterirdische Keller und Gewölbe getrieben. Das hier Tag und Nacht gebrannte Öl verdarb von Stunde zu Stunde immer mehr die feuchte Kellerluft, der Nahrungsmangel, die Furcht, die steten Gemüthsbewegungen thaten das Ihrige, und endlich brach der fürchterlichste Typhus aus. Der Starke wie der Schwache, der Greis wie das Kind, der Mann wie das Weib wurden bald von der entsetzlichen Seuche ergriffen. Der Zustand der Atmosphäre ward endlich von der Art, daß jede Wunde unheilbar, ja völlig wie vergiftet schien. Endlich reichten die Lebenden nicht mehr zu, um die Todten zu begraben. Die Leichen lagen in den Straßen, in den Höfen herum, ganze Rudel herrenloser Hunde zerfleischten die Kadaver, und stritten sich, blutigen Rachens, um die zernagten Gliedmaßen der Gestorbenen. — —

Während aber der Würgengel mit vernichtendem Tritte die Straßen der unglücklichen Stadt durchschritt, war Lepelletier nicht müßig, ihm unter derselben einen verheerenden Weg zu bahnen. Diesen indeß näher bezeichnen, hieße der Entwickelung der Begebenheiten dieser Erzählung vorgreifen, und wir wenden daher zuvörderst unsere Blicke nach dem Innern der so hart bedrängten Stadt. — — —

In dieser schien eine ganz besondere Begebenheit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt zu haben. Ein großer Volkshaufe belagerte nämlich den Palaß der Junta, und ganze Schaaren zerlumpten Volkes umstanden den unsern Lesern bereits bekannten Limonadenwirth vom Cosso, der zu der versammelten Menge sprach. Der Mann schien in größtem Eifer, dennoch ermangelte er nicht, trotz des zu furchtbarer Höhe gesteigerten Elends, in dem sich Alle befanden, einige seiner gewöhnlichen Scherze in die Rede zu mischen. Wie es schien, war er eben am Schlusse seiner Demonstration. —

„Ihr seht," sprach er, „ihr seht, o edle Herren und Ritter," — (Sennores Caballeros; keiner der Kerls hatte ein ganzes Hemd auf dem Leibe), — „wie mächtig der böse Feind sein Wesen treibt, wo Weiberchen (Mugercitas) ihr Pfötchen mit im Spiele haben! — Ihr sagt: wer hätte gedacht, daß Theresa del Rosario, die Fromme, die Verehrte, ein Einverständniß mit den unchristlichen Franzosen unterhalten sollte? — Und dennoch, o edle Arragonesen, ist es nicht anders! — Die hohe Junta, zu deren unwürdigem Mitgliede ihr, Ritter, mich ernannt habt, wird die Verrätherin sogleich verhören, und dann ohne weiteres ihr Urtheil sprechen. Da dieses nun, in Ermangelung eines andern schicklichen Platzes, in dem Klosterhofe

von San Francisco, zweifelsohne durch die Garrotte, vollstreckt werden wird, der Weg dahin aber bei meinem, eurer Gegenwart unwürdigen, jedoch von Euer Gnaden (vuestra merced) stark besuchten Laden vorbeiführt, so ersuche ich euch, Sennores Caballeros, morgen in den Frühstunden euch daselbst einzufinden, indem alle Anstalten getroffen worden sind, euch mit einer erquickenden, wohlzubereiteten Limonade, die Copa zu drei Ochavo's, auf's prompteste und ehrerbietigste zu bedienen. — Möget ihr, edle Ritter, indeß noch tausend Jahre leben! — Ich küsse euch einstweilen die Füße." —

Nach diesem, auch in Briefen gern gebrauchten, von spanischer Etikette diktirtem Schlusse, griff der Limonadenwirth gravitätisch an das Horn seiner Montera, schlug den Mantel über die linke Schulter und schritt, mit dem Anstande eines römischen Senators, in die Thüre des Palastes. — — —

„Das ist wahr, Sennor Gil de la Cuadra," sagte ein zerlumpter Kerl zu einem andern; „der Limonadenwirth vom Cosso ist ein ganzer Mann! Er hat gesprochen, wie der heilige Pancratius; vorausgesetzt, daß der letztere überhaupt der Rede mächtig gewesen." —

„Sehr weise bemerkt, Ritter!" erwiederte der Angeredete. „Der edle Mann spricht wie ein Engel, und Niemand kann etwas gegen ihn einwenden, als etwa, daß er dann und wann zu seiner Limonade verfaulte Citronen nimmt, und hinterher behauptet, sie wären zu frisch gewesen, und schmeckten noch etwas nach dem Stamme. — Doch, Don Garcia Perez de la Concepcion! meinen nicht Euer Gnaden, daß wir gut thun würden, in den Saal hinaufzugehen, und das Urtheil der verbrecherischen Nonne mit anzuhören? Ich denke, es kann Niemand etwas dagegen haben; denn der Pfarrer von San Gil, der bei der Junta das große Wort redet, ist mein Beichtvater, wir haben die Mitglieder erwählt, und es ist immer gut, sie ein bischen unter der Scheere zu halten. — Übrigens mache ich mir, den Pfarrer ausgenommen, aus irgend einem Andern nicht so viel," — er brachte den Daumennagel an die Vorderzähne und knackte damit," — „und hätte er auch einen gestickten Rock an, desgleichen einen Federhut auf dem Kopfe, und hieße Gouverneur." — (Forts. folgt.)

Bildende Kunst in England 1835.

Man darf freilich von Kunstausstellungen nie erschöpfende Schlüße auf den allgemeinen Zustand der Kunst in einem Lande ableiten; indeß wird es wenigstens erlaubt seyn, sich an einzelne artistische Charaktere zu halten, welche sich als Coryphäen einer Schule hinstellen, besonders, wenn sie, wie dies bei einigen britischen Künstlern der Fall ist, von denen sich Werke auf der diesjährigen Somersethouse-Ausstellung vorfinden, — zugleich auch außerhalb ihres Vaterlandes eine großere oder geringere Celebrität erlangt haben. Somit dürfte es denn auch für den deutschen Leser nicht uninteressant seyn, über die neuesten Werke eines Wilkie, Turner, Stanfield, u. a. m. ein paar Worte zu hören.

Wilkie's Name ist fast in ganz Europa bekannt; wer von uns hat nicht schon einen oder den andern Raimbach'schen Stich nach seinen Tableaux gesehen und sich daran erfreut? In der Somersethouse-Ausstellung war von diesem Meister eine Composition zu sehen: Columbus, welcher dem Prior von S. Maria Rabida die Theorie erläutert, worauf er seine Hoffnungen gründet. Zur Rechten des Priors Garcia, steht der gelehrte Arzt Fernandez, — hinter dem Genuesen sehen wir Martin Alonzo Pinzon, zur Linken Colombs dessen achtjährigen Sohn Diego. Die einzelnen Gestalten sind ausdrucksvoll aufgefaßt, aber die Composition, als solche, ermangelt der Einheit, und das mit Ameisenfleiß ängstlich vollbrachte Colorit bringt blos einen mesquinen und kleinlichen Eindruck hervor. Man hat Wilkie häufig mit dem Franzosen Decamps verglichen, aber dem ersteren fehlt jenes reiche üppige Impasto, welches den letztern so sehr auszeichnet. —

Der Zug der Heerden in die Grampians Gebirge (Schottland) von E. Landseer ist eines der besten Werke dieses Künstlers, anmuthig durch die Harmonie der Linien, im Colorit vielleicht etwas zu grau gehalten, vielleicht auch mit etwas zu großer Leichtigkeit — oder Flüchtigkeit gemalt. Das Bild erinnert, was die im Stoff vorherrschende elegische Stimmung betrift, lebhaft an Leop. Robert's „Fischer am adriatischen Meere," übertrift diese aber sowohl durch die Eigenthümlichkeit der Scenerie, als durch den Reichthum der Composition.

Unter den Porträts sind folgende anzuführen: Erstens das des Königs Wilhelm IV. von Shee, (Präsidenten der königl. Malerakademie.) Ein noch weniger als mittelmäßiges Werk! Alles daran mühsam und peinlich, ohne Grazie oder Großartigkeit, die Draperie bleischwer, die Hände unausstehlich quapplich gemalt. Wäre dieser Shee nicht zugleich Präsident eines so wichtigen Instituts, wie eine königliche Malerakademie, so würde die Kritik kein Wort über ihn verlieren; so aber scheint es Pflicht, diese gröbsten Mängel zu nennen. — Bei weitem besser ist das Porträt Wellington's von Pickersgill, doch kann man deßhalb noch nicht sagen, daß es gut sei; wenigstens sieht man ein Streben, den platten trivialen Materialismus zu vermeiden. Pickersgill denkt an Van-Dyk und J. Reynold's; tief unter beiden stehend, nimmt er die Sache doch ernsthaft, vernachläßigt auf seinen Bildern durchaus nichts und gilt für den fertigsten Porträtmaler in England, allein sein Colorit ist zuweilen gar zu nüchtern. Sein Porträt Sir Bryan Holmes ist bei weitem besser, als das Wellingtons. — Ein andres Porträt Wellingtons, für den „Naval-Club" gemalt von Morton, zeigt den Mann von Waterloo mit einer Kanone unter dem Arm, in einem Fog-Himmel, in der Positur eines Melodramenhelden, aber so mager, als wollte er mit Smirke's Don Quixote wetteifern.

Die Namen der Landschaftsmaler Turner, Stanfield und Daniell sind auch jenseits des Kreidefelsen weit und breit bekannt. Wer Turners Landschaften früher aus den Kupferstichen darnach kennt, und nun plötzlich Gemälde von ihm sieht, wird das günstige Vorurtheil für Turner ändern. Turner besitzt eine reiche Phantasie, welche, wenn er keine Veduten malte, ihn vielleicht zu einem großen Landschafter machen würde; eben bei solchen aber verleitet sie ihn in's Incommensurable und Feenhafte so arg hinein, daß die Realität für ihn ganz und gar nicht zu existiren scheint. Er ist der König einer für gewöhnliche Augen unsichtbaren Schöpfung, deren Schlüßel er in Händen hat, um ihre Mysterien nach Laune zu zeigen oder zu

verhüllen und nur ahnen zu lassen. Diesmal hat er den Brand des Parlamentshauses dargestellt, oder vielmehr eine Menge Eigelb auf einem Tischtuch. Sein Grab Marceaus ist bei weitem besser, aber noch immer zu phantastisch, seine „Madonna della Salute in Venedig“ schlechter. Was ist nun wohl der Grund, (daß bei allen jenen Fehlern Turners, namentlich seiner schauderhaften Staffage,) sein Name eine solche Popularität erlangte? Unstreitig der Kern seiner urkräftigen Natur, denn in ihm ist eine fruchtbare üppige Schöpferkraft, wie in wenigen. — Durch weisere Sparsamkeit wirkt Stanfield wohlthätiger und sicherer. Er hat mehr Strenge bei seinen Studien, mehr Nachhaltigkeit bei seiner Ausführung, seine Perspektiven geben dem Auge Spielraum, sein Colorit macht zwar nicht so viel Eclat wie das Turners, aber es steht doch auf einer noch immer hohen Scala. Seine Scene bei Livenza, im Golf von Venedig (auf der Somersethouse-Ausstellung) beweist das Gesagte. —

(Schluß folgt.)

Musik in Frankfurt.

Wiederholt wurden: „Adlers Horst“, „Rataplan“, und nach langen Jahren „die Italiäner in Algier“. — Dem. Kraßky gebührt als Isabella Anerkennung. Stimmlage, Mittel und Persönlichkeit eignen sich vorzüglich zum Gesang und Spiele dieser Parthie; sie ist unstreitig ihre beste. Die Coloratur habe ich noch nie so gerundet und deutlich von ihr gehört. Die Ausdauer ist lobenswerth, der Triller aber noch unausgebildet. Bei dieser Gelegenheit empfehle ich §. 3, S. 33 der Pariser Gesanglehre des Conservatoirs zum Studium. Ihre Cadenz — — Hier ist ganz der Ort, ein Wort über die Ausartung der Cadenz zu sagen. Sonst wurde die Cadenz nur am Schlusse eines Concerts oder einer Arie angewandt, und stand unter dem Schutze der besondern Regel, daß sie mit messa di voce beginnen, mit einer Aspiration gemacht werden, und mit einem Triller enden mußte. Der Sänger konnte sich als Musiker zeigen, der die Harmonie und die Kunst verstand, natürlich und ungezwungen zu dem Punkte, von dem er ausging, zurückzukehren. Jetzt ist der Sänger weniger scrupulös, und jede Fermate ist für ihn das Signal zur Abfeuerung einer Cadenz, die an und für sich eine kleine runde Arie bildet, und zum eigentlichen Zwecke wird, wobei die Arie selbst oft als Nebensache erscheint. Für die heutige Cadenz gibts keine Regel mehr. Sie ist eine üppige Schmarotzerpflanze; sie gleicht einer Schneelawine, die im Fallen wächst, das ganze Thal, den Berg gegenüber wieder hinan läuft und dort noch Verheerungen anrichtet. *) Aber ich weiß recht gut, daß ich hier gegen den Strom schwimme, oder in den Sturm predige. — Warum öffnet Dem. Kraßky noch einmal den Mund, wenn sie bereits ausgesungen hat? Das erinnert an Münchhausen, der aus Gewohnheit nach der Schlacht noch losschlug. — Herr Marder gab uns einen originellern Mustapha, als wir bisher gesehen; er bezeichnete so treu den zum Götzen erhobenen Aftermenschen, als die Phantasie, ohne zu übertreiben, nur bezeichnen kann. Für die Gesang-Parthie aber reicht seine Bravour nicht aus. — Herr Hassel schien bei guter Laune gewesen zu sein. Auch darin verstehe er seinen Vorgänger, den sel. Lux, zu repräsentiren, daß er glaube, ungestraft auf die Langmuth des Publikums sündigen zu dürfen, oder in dem Auskultanten-Kreise gleichsam einen Citus stehe, der für jeden frivolen Uebermuth gut genug sei. Wo blieb heute die Intelligenz dieses braven Komikers? Seit wann geht der Buffo caricato über Deutschlands Bühnen? Herr Hassel durfte nur das Gewand vertauschen, und wir besahen den unvergleichlichsten Zwirn (Lump. Vag.), grimassirten Andenkens. Die Schönheiten der meisterhaft instrumentirten Arie D dur gingen verloren. Die Ensembles gut, mit Ausnahme des Dreivierteltakts im ersten Final, wo die Intonation schwankte. Dem. Padera (Zulma) griff im letzten Tempo nicht durch. Von der Ausstattung bei Gelegenheit der Existenz einer solchen.

*) Börne vergleicht sie sehr witzig mit dem prahlerischen Schnörkel unter einem Namenszug.

(Schluß folgt.)

Buntes.

*** Theater in Frankfurt. Am 17ten brachte man Grillparzer's „Der Traum ein Leben“ zum Erstenmal zur Aufführung. Eine wunderliche Dichtung! Die Grundidee eines selbstständigen Traumlebens ist nicht eben neu. Die Aufführung leidet an bedeutenden Mängeln. Den Hauptfehler, den man dem Verfasser zum Vorwurf machen könnte, ist, daß er das Allegorische zu sehr und zu schroff vorwalten ließ, die Personification der dämonischen Versuchung, die im Menschen selbst schlummert, durch den schwarzen Sclaven repräsentirt. Und doch liegt in der Grundabsicht, die dem Dichter hierbei vorgeschwebt haben mag, ungeheuer viel Poesie. So strotzt die Dichtung ferner an Längen und Breiten, aber an eben so vielen wahrhaft poetischen Schönheiten; — wenn man bei einzelnen Scenen manchmal versucht ist, bei dem Dichter eine völlige Unkenntniß aller dramatischen Behelfe vorauszusetzen, so überrascht er dich in hundert Kleinigkeiten, wie durch viele großartige Combinationen, und überzeugt dich, namentlich in der zweiten Hälfte des Stücks durch den rascheren Strom der Handlung, daß er nicht blos alle Anforderungen kennt, welche man an die dramatische Dichtkunst macht, sondern daß er auch vom Genius fortgerissen wird. Die Sprache ist selten dramatisch schön, lyrisch herrlich, im Durchschnitt rhetorisch schön am allermeisten. Jedenfalls ist dieß dramatische Mährchen eine merkwürdige Erscheinung in unsrer neuern dramatischen Literatur, welche, den Dutzendfabrikaten einer Birch-Pfeiffer, den Schnurrpfeifereien und dem Sentenzenkram eines Raupach gegenüber, als Anwalt der Poesie die gerechtesten Ansprüche auf Beachtung verdient, und der jüngeren Generation ein ebenso ermunternder als gewissermaßen warnender Fingerzeig sein dürfte. Man ist froh, mitten unter dem krassen, allmählich ekelhaft werdenden Materialismus, welcher weniger das Prinzip als das Ergebniß der jetzigen deutschen Literatur ist, ein Streben nach Idealität und Würde zu finden, welches aus jenem wahren Ernst hervorgeht, der dieser letzteren, trotz alles Geschrei's, was sie davon macht, mangelt. — Was nun die Darstellung betrifft, so verdient vor Allen Herr Weidner als Fürst von Samarkand durch sein ruhiges und besonnenes Spiel (welches manchmal vielleicht nur zu schlaff wurde) ehrenvolle Anerkennung. — Herr Hendrichs (Rustan) verwendete großen Fleiß und viele physische Kraft auf die Darstellung seiner mißlichen Parthie. Der rhetorische Aufwand im ersten Akt, wozu ihn der Dichter verführte, absorbirte ihm die Nachhaltigkeit des Organs in den folgenden Acten; im Allgemeinen ist es erfreulich, die Fortschritte dieses talentvollen jungen Mannes zu verfolgen. Die Parthie des personificirten Ehrgeizes (in der Mohrenmaske) wäre auch für einen begabteren Schauspieler, als Herr Grahn, eine fatale Klippe gewesen. Herr Grahn scheiterte vollends; er suchte Alles in Schreien und Grimassen, und je toller er schrie und grimassirte, je freudiger — applaudirte man ihm. Herr Grahn spielte in der Mohrenmaske eigentlich blos ein Mixtum compositum seines Dominique, seines Hild (Neffe), seines Albrecht von Waldsee und seines Junker Sonnenberg. Er spreizte die Beine auseinander, macht Sprünge, wie ein Eichhörnchen, stößt seinen Herrn in die Seite ꝛc., das ist die tragische Kunst des Herrn Grahn. Das ist zu arg; das sollte man nicht dulden. — Herr Leißring (als Stummer) war recht brav. — Das Stück war überhaupt so unverantwortlich in die Scene gesetzt, und wurde so nachlässig dirigirt, daß ein Fehler den andern jagte, als wollte man dem Publikum gleich von vornherein den Geschmack an einer neuen Gattung versalzen, statt daß man hätte bemüht sein sollen, die Mängel der Dichtung durch sorgfältige scenische Ausstattung und fleißiges Ineinanderspiel zu verdecken.

*** Ein in den ostindischen Journalen mitgetheilter Brief aus Cuddalore berichtet über eine schauderhafte Frevelthat. Eine Frau sollte ihrem Manne Hammelfleisch zum Nachtessen kochen; mittlerweile empfing sie den Besuch ihres Geliebten, und dieser ließ sich an der Stelle des betrogenen Ehemanns das Gericht wohlschmecken. Die Frau fürchtet nun das Aeußerste von dem Zorn ihres Mannes, wenn er, nach Hause kommend, sein Leibgericht nicht finde; in der Verblendung des Augenblicks begeht sie das Unnatürlichste. Sie schlachtet ihr eigenes Kind, und tischt die gekochten Glieder ihrem Manne auf. Er genießt es wirklich, findet aber die Knöchelchen für die eines Hammels zu zart, und hält sie anfänglich für die eines Zickelchens. Plötzlich verlangt er, wie aus Instinkt, sein Kind, — die Rabenmutter kann ihre That nicht verhehlen. — Das englische Journal, welches diese Notiz aus den ostindischen Blättern entlehnte, zweifelt nicht im Geringsten an der Wirklichkeit der Thatsache (?!)

*** Mad. Fischer-Achten gefällt in Wien sehr; namentlich loben die dortigen Blätter ihre Alice (Robert), Sarah (Kerker), Norma, u. s. w.; auch Herr Fischer findet lebhafte Anerkennung. Dem. Hill wird ebendaselbst gerne gesehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 148. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 25. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Gil de la Cuadra nickte beifällig zu den Worten seines Gönners und Freundes, und, nach vielen Reverenzen und Ceremonien, schritt ein Lump hinter dem andern gleichfalls durch das Thor des Palastes. — — —

Als die Wandelnden in den Saal der Junta traten, befand sich die Versammlung, die wir bereits früher beschrieben haben, in voller Sitzung. Die Augen Aller, mit Ausnahme derer des Mönches Pedro, der, den Kopf in beide Hände gestützt, am Ende des Tisches saß, blickten auf Theresa, die hoch aufgerichtet der Tafel gegenüber stand. Sie schien in heftiger Erregung, ihre Wange war leicht geröthet, ihr Auge glänzte, sie sprach mit südlichem Feuer.

„Ihr Herren," sagte sie, indem sie den Arm gegen ihre Richter ausstreckte. „Ich bin nur ein Weib, ein schwaches Weib; aber ich frage: wer von euch hat auf dem Platze, wohin ihn die Vorsehung bei Vertheidigung dieser Stadt berufen, mit größerer Freudigkeit seine Pflicht erfüllt, als ich Schwache? — Hat Jemand mich ruhen sehen am Tage, wenn die Trommel ertönte, — bin ich je auf meinem Lager geblieben zur Nachtzeit, wenn der Ton der Sturmglocke mich mahnte, meine Pflicht zu erfüllen bei Verwundeten, bei Sterbenden und bei Todten? — Hat Jemand meine Wange erbleichen sehen, wenn unter dem Hagel feindlicher Geschosse ich den Verwundeten verband, dem Sterbenden einen Labetrank brachte, wenn ich betete über dem Geschiedenen? — Was also habe ich begangen? — Daß ich gesagt: das Maaß der Leiden sei voll, man müsse die Stadt übergeben? — Wohlan! ich habe es gesagt. Ich werde meine Worte nimmer verläugnen!" —

„Hört ihr? — Hört ihr?" — rief der Pfarrer von St. Gil.

„Sie hat sich selbst gerichtet!" schrie Tio Jorge, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Ich gebe noch mehr euch zu," fuhr Therese mit immer steigender Erregung fort. „ich habe diese Meinung zu drei verschiedenen Malen ausgesprochen; aber wann und unter welchen Umständen war es der Fall? — Ich sagte es zum erstenmale, als der einzige Soldat, der von dem Bataillon der freiwilligen Jäger von Arragon noch übrig war, auf den rauchenden Ruinen des Universitätsgebäudes, unter denen seine Brüder begraben liegen, sich den Verband von den Wunden riß und sein Leben mit dem Blute den Adern entströmte; zum zweitenmale sprach ich diese Meinung aus, als ich zu dem Sterbebette eines Greises gerufen wurde, und in dem Zimmer des Dahinscheidenden zur Seite seines Lagers zwei Leichen fand, die Leichen seines Sohnes und seiner Tochter; zum drittenmal beging ich das Verbrechen, dessen ihr mich beschuldigt, als ich nach einer unter Todten und Sterbenden durchwachten Nacht an das Lager einer Wöchnerin eilte, die ich, als ihr Mann, von der Seuche ergriffen, in's Grab sank, bis zu jenem Tage gepflegt, und mit der ich bis dahin die karge Klosterkost getheilt habe. Ich fand die Ärmste nicht mehr am Leben, aber — hört es, Arragonier, und verurtheilt mich dann! — an der Brust, in der kein Herz mehr schlug, an dem von der Verwesung ergriffenen Busen hing mit lechzenden Lip-

pen der noch lebende Säugling, und suchte begierig nach der verpesteten, todbringenden Nahrung. — Ihr, Padre de la Consolacion, seid mein Zeuge; denn Ihr waret der Samariter, der sich des unglücklichen Kleinen annahm, und das nun bei Gott ist und bei seiner vorangegangenen Mutter.“ — — —

Die Rede Theresens schien auf die Versammlung einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Niemand sagte ein Wort, und selbst die düstern Züge des Pfarrers von San Gil nahmen einen mildern Ausdruck an.

„Ihr schweigt, edle Herren!“ setzte jetzt Theresa ihre Rede fort. „Hat die Wahrheit meiner Worte eure Überzeugung geändert, oder will man mich aus andern Gründen des Verraths beschuldigen?“ —

Hastig stand in diesem Augenblicke Pedro de la Muga auf. Eine tiefe Röthe bedeckte sein Gesicht bis an den dünnen Haarkranz, der seinen Scheitel umgab.

„Ich will es!“ sagte er dumpf. — „Ich zeihe dich des Verraths und des Einverständnisses mit dem Feinde.“ —

Die Augen Aller fielen zuerst auf den Mönch, sodann auf Theresen. Letztere zuckte zwar bei den Worten Pedro's sichtlich zusammen, dann aber durchlief ein Ausdruck des Zornes, dem der der Verachtung, und endlich jener eines tiefen Mitleids folgte, ihre schönen Züge.

„Ich bedaure dich, Pedro!“ sagte sie sanft.

„Schöne Worte sind keine Gründe!“ fiel jetzt der Pfarrer von St. Gil Theresen in die Rede. „Bruder Pedro, bringt Eure Anklage vor.“

„Erlaubt, ihr Herren!“ sprach das Mädchen mit festem Tone. „Nach unsern Provinzialgesetzen und, irre ich nicht, auch nach der ley de siete partidas. darf der Verwandte weder zum Vortheil noch zum Nachtheil des Angeklagten zeugen; dieser Mann aber ist mein Verwandter und mein Todfeind.“ — —

„Sprecht! — Beweis't Eure Behauptung!“ rief der Padre de la Consolacion.

„Ja, sprecht, Theresa!“ setzte der Gouverneur hinzu. „Redet frei und ohne Furcht.“

„Ich fürchte nur Einen!“ sagte das Mädchen ruhig und indem es die Augen gen Himmel erhob. — „Ich bin,“ fuhr Theresa nach einer Pause fort, „von spanischen Eltern, jedoch zu Bayonne geboren. Nachdem ich solche früh verloren, ward ich zu einer nahen Verwandten, der Mutter Pedro's, nach Tolosa gebracht und dort erzogen. Die würdige Frau behandelte mich wie eine Tochter. Die geringen Talente, die ich besaß, und welche die so milde als wohlhabende Pflegerin immer mehr auszubilden suchte, fesselten sie an mich, und ich war noch nicht funfzehn Jahre alt, als sie unaufhörlich von einem Lieblingsplane sprach, von dem nämlich, mich mit ihrem Sohne Pedro, der zu Salamanca die Arzneiwissenschaft studirte, und den ich bis dahin noch nie gesehen, zu verbinden. Oft sprach sie von diesem Sohne mit einer Liebe, wie nur das Mutterherz sie auszudrücken im Stande ist; aber oft seufzte sie auch über dessen Heftigkeit, über die Leidenschaften, die ihn beherrschten, über die Unbändigkeit seines Charakters. — Endlich kehrte Pedro in das Haus seiner Mutter zurück. Ich sah ihn, ich fürchtete ihn, aber ich glaube, ich würde gelernt haben, ihn zu lieben. — Warum es nicht geschah?“ — Therese erröthete tief. — „Erlaßt mir, edle Herren, die nähern Gründe! — Möge es euch genügen, wenn ich euch sage: die Absicht, aus welcher er sich in mein Vertrauen einzuschmeicheln suchte, und die ich, so unerfahren ich war, dennoch leicht durchschaute, der beharrliche Eifer, mit dem er von Tag zu Tage seinen Zweck verfolgte, ohne zu wanken, ohne Mitleid, ohne Gewissensbisse zu fühlen, über das Bestreben, eine Unglückliche, eine Verlassene zu verderben, machte mir ihn zum Abscheu. — Später zwar wollte es mich manchmal bedünken, als fühle er eine Art Reue über seinen Vorsatz, als habe er anders zu denken angefangen, aber — es war zu spät; ich konnte meines Widerwillens nicht mehr Meister werden. — Als meine Verwandte, die Mutter Pedro's, heftiger in mich drang, erklärte ich, den Schleier nehmen zu wollen. Eben hatte ich, — o ich werde nimmer diesen Tag vergessen! — meinen Vorsatz der würdigen Frau mitgetheilt, ich hatte mit schwerem Herzen allen Bitten der Edlen widerstanden, als Pedro, der im Nebenzimmer unsere Unterredung mit angehört, heftig hereinstürzte. Er bot alle seine Beredsamkeit auf, er drang in mich, meinen Entschluß zu ändern, er fiel auf die Kniee. Ich blieb meinem Vorsatze treu. Ich konnte nicht anders. — Endlich, als er sah, daß Alles umsonst sei, brach er in die fürchterlichsten Verwünschungen über sich, über mich, über uns Alle aus, er schwur, noch an demselben Tage in's Kloster zu gehen, und that einen entsetzlichen Eid, daß er sich blutig an mir rächen wolle. — O, wenn ihr diesen Mann kennen solltet,“ schloß das Mädchen, „ihr würdet seine Anklage zu würdigen wissen, und — ihn bedauern; aber dies erloschene Auge, dies krankhafte Äußere verbirgt euch die Wildheit seines Herzens. O! sein Hirn ist Feuer, seine Brust ein Vulkan.“ —

„Er ist ausgebrannt!“ sprach der Mönch, düster vor sich hinschauend, und fast wie bewußtlos. —

„Was habt Ihr auf die Einwendungen der Angeklagten zu erwiedern, Bruder Pedro?“ fragte der Pater de la Consolacion.

„Daß sie Recht hat, Recht!“ rief der Mönch, wie aus einem tiefen Traume auffahrend. „Aber,“ — setzte er heftig hinzu, — „auch ich habe Recht, und sie ist des Todes schuldig! — Wenn sie,“ fuhr er nach einer Pause, in welcher ihn die Mitglieder der Junta voll Befremdung betrachteten, gefaßter fort, „wenn sie behauptet, ich sei zügellos, ausschweifend, von unbändigem Charakter gewesen, so spricht sie wahr; aber sie sagt nicht die ganze Wahrheit; ich war zügel-

los bis zur Wildheit, ausschweifend, um mir selbst zum Abscheu zu werden, unbändig bis zur Raserei. Verzogen von einer liebenden, aber schwachen Mutter, durch nicht unbedeutendes Vermögen mit Mitteln versehen, stürzte ich hinaus in die Welt, in's Leben. Mir genügten nicht die Freuden der Jugend, ich haschte nach allen Genüssen, die die Welt mir darbot, ich warf mich in einen Strom von Ausschweifungen, der mich in seinen wilden Wirbeln fortriß, und dessen tobende Wellen über meinem Haupte zusammen schlugen. Von Zeit zu Zeit aber, in den Momenten, wo eine Art Besinnung wiederkehrte, fand ich in mir eine unendliche Leere. Solch ein Augenblick war es, wo ich mich einst nach Tolosa, in die heimischen Berge, in das Vaterhaus zurücksehnte; ich eilte dahin und sah dort Theresen. — O, ihr Herren! Ihr müßt nicht diese trauernde Gestalt, diese von den Anstrengungen und Nachtwachen gebleichten Wangen mit jenen blühenden vergleichen, um einigermaßen zu empfinden, was ich empfand. — Ja, ich hatte alle Freuden, alle Genüsse des Lebens, erlaubte und unerlaubte, gekostet, ich hatte ihren Kelch geleert bis auf die Hefen; aber — geliebt hatte ich nie. Jetzt liebte ich zum erstenmale. Ich liebte mit allem Feuer der Leidenschaft, ich liebte mit einer Glut, die mein von mir öde geglaubtes Herz bis zum Überschwang erfüllte. Anfangs hatte ich Hoffnung, wieder geliebt zu werden, aber bald sah ich, wie Theresa sich von mir abgestoßen fühlte. Diese Überzeugung, statt mich zur Besinnung zu bringen, erregte meine Leidenschaft, — ja, was soll ich es läugnen, — meine Sinnlichkeit immer mehr, sie stieg bis zur Raserei. Ich dachte nur an ihren Besitz. So kam der schreckliche Tag heran, wo sie erklärte, den Schleier nehmen zu wollen. Ich bat, ich flehte, ich lag auf meinen Knieen, Alles umsonst. Ich eröffnete ihr mein ganzes Innere, das Herz meines Herzens, ich sagte ihr Alles, Alles, das Gute so wie das Böse; meine Seele lag vor ihr wie ein aufgeschlagenes Buch. Ein Wort von ihr, und sie konnte mich dem Leben, der Tugend, mir selbst mich wiedergeben. Umsonst! sie sprach dieses Wort nicht aus. — Jetzt fuhr mir der Gedanke: sie liebt, sie liebte längst einen Andern! durch die Seele, und nun that ich einen fürchterlichen Eid: daß wenn nicht ich, auch kein Anderer sie besitzen solle. — Diesen Andern, den Mann, den sie liebt, aber habe ich jetzt erkundet, — es ist ein Feind des Vaterlandes, ein Franzose, und mit ihm steht sie in geheimer Verbindung." —

„Beweiset das, was Ihr sprecht, Pedro!" rief der Pater de la Consolacion. „Bis jetzt spricht das, was Ihr vorgebracht, blos gegen Euch, nicht gegen die Beklagte."

„Wohlan!" rief heftig der Mönch. „Ihr erinnert euch, daß das Volk in gerechtem Grimme vor wenigen Tagen einen französischen Parlementair, der ohnehin nur, um uns auszuspioniren, in die Stadt gekommen, seiner Rache opfern wollte. Dies ist der Mann, den Theresa liebt, und mit dem sie ohne Zweifel zu Bayonne längst bekannt war. Schon war er an den Pfahl gebunden, um den Kugeln seiner Landsleute ausgesetzt zu werden, als Theresa, vergessend ihren Orden, ihr Vaterland, sich mit Lebensgefahr unter das wüthende Volk warf, und durch die Gewalt ihrer Rede ihn rettete."

„Sie that Recht daran!" rief der Gouverneur. „Er war mit sicherem Geleit gekommen, und Ihr wisset, daß, wenn die andern Mitglieder der hohen Junta meine Meinung getheilt hätten, so wäret Ihr in Untersuchung genommen worden."

„Was habt Ihr, Theresa del Rosario, auf die Anklage eines Einverständnisses mit dem Feinde zu erwiedern?" frug mit rauhem Tone der Pfarrer von San Gil. (Fortsetzung folgt.)

Bildende Kunst in England 1835.

(Schluß.)

Daniell hat als Landschaftsmaler die reiche, originelle, herrliche Natur Ostindiens gleichsam für sich gepachtet. Er copirt, was ihm unter die Augen kommt, mit großer Naivetät; eine Reihe seiner Zeichnungen könnte uns in der That eine Reise von etlichen Monaten entbehrlich machen. Aber er erhebt sich auch nicht über dies wörtliche Abschreiben; er erfindet nicht, diese Wörtlichkeit übermannt ihn so, daß selbst das Großartige, das Schreckliche vor lauter Treue und Ängstlichkeit unter seinem Pinsel zahm wird. Ein Beleg hiefür ist z. B. seine Tiegerjagd (auf der Somersethouse-Ausstellung); glücklicher ist er, (wie natürlich) wo er mehr in's Gebiet des Architektonischen geräth; seine Citadelle von Agra zeichnet sich eben so sehr durch Harmonie in der Anordnung, als durch lebendige Charakteristik mitten in der Treue aus. —

Die Aquarellisten von Pall-Mall-East sind für Somersethouse gefährliche Rivalen. Nicht, als ob sich unter ihren Leistungen nicht auch viel Unbedeutendes vorfände, — aber Prout, Harding, und hauptsächlich Cattermole, Cophy Fielding und John Lewis haben wahrhafte Meisterstücke aufgestellt. In diesen Aquarellen ist mehr von wahrer, ächter Malerei, als in der Mehrzahl der Pariser jährlichen Salons. Cattermole ist ein gewissenhafter Künstler, der sich hauptsächlich in der ruhigen Entwicklung von Details gefällt und den geringfügigsten Dingen durch seine feine delikate Ausführung Interesse und Grazie zu verleihen weiß. Eine Waffen-studie, ein Abbé, eine Toilette der jungen Frau von ihm, sind vollendete Meisterwerke. Cophy Fielding hat Turners Fruchtbarkeit, theilt aber nicht dessen Lust an der Bizarrerie, er componirt seine Landschaften in großartigen, einfach-schönen Linien, und ordnet weise, ganz mit der Kühnheit eines Meisters, der sich seiner Kraft bewußt ist. Seine Seestücke zerstreuen das Auge nicht, wie so manche andre, sondern zeigen uns bei jedem neuen Hinblick neue Schönheiten; er versteht es, mit sehr wenig Mitteln sehr große Effekte hervorzubringen. — Die spanischen Scenen von Lewis sind köstlich, sowohl was die Leichtigkeit des Pinsels, als was die Originalität der Lagen und die Neuheit der Physiognomien betrifft. Von ihm waren aufgestellt: das für den Herzog von Cambridge gemalte Porträt einer

Spanierin, das Innere einer Posada nach einem Stiergefecht, (eine höchst vollendete Composition voll Ausdruck und Mannigfaltigkeit und rein von Manier oder Affectation); endlich die Predigt eines Mönchs von Sevilla vor seinem Convent, welches letztere Bild durch Wahrheit und Lebendigkeit zur Bewundrung hinreißt.

Wir kommen jetzt zur partie honteuse der britischen Schule: zur Sculptur. Flaxman ist todt und Chantrey hat zur diesjährigen Ausstellung nichts eingesandt. Eine Marmorgruppe von Baily: die Mutter und ihr Kind, ist ein zwar mit aller Sorgfalt, aber so ohne Talent gemachtes Werk, daß es eine Analyse kaum aushalten kann. Es ist nichts, als die ziemlich linkische Copie einer Frau, welche ihr Corset auszog, benebst einem Kind, wofür sich erstere nicht rein mütterlich interessirt; die Stellung und der Ausdruck jener Madame ist mehr wollüstig, als sonst etwas. Der Grund von letzterm scheint nicht in einer besondern Inklination des Künstlers, wohl aber in dessen poetischer Incapacität zu liegen. Das Gebet (Marmorfigur) von Westmacott bekundet eine große Gewandtheit des Meißels, aber sonst wohl auch nichts weiter: von Idealität ist hier keine Rede; wir sehen blos das Modell einer knieenden Frau, die über die Blüthe hinaus ist. Als Porträt irgend einer Pietistin hätte die Statue vielleicht ihren relativen Werth. R. J. Wyatt scheint dagegen ernste Versuche gemacht zu haben, die Höhe der Idealität zu erreichen. Sein Grabmonument (Basrelief), bringt einen ernsten, würdigen Eindruck hervor, die Linien, die Draperien sind leicht und graziös und erinnern manchmal an altgriechische Compositionen. Das Werk ist aus Rom her eingesendet, und beweist, daß der Künstler Italien gründlich und mit Nutzen studirte. Eine Marmorbüste der Lady Sydney, von demselben Künstler ist ein Porträt und zugleich, — als solches, ein Gedicht voller Reize; diese Augen schauen lebensvoll, diese Lippen lächeln warm und kussig! Hollins, von welchem das Porträt eines J. Villiers, (Sohnes des T. H. Villiers, Esq.) aufgestellt ist, verdient eine Celebrität, die ihm bis jetzt noch nicht zu Theil wurde, denn sein Werk ist meisterhaft.

Soviel in gedrängtester Kürze über die Hauptmomente der diesjährigen Somersethouse-Ausstellung!

Musik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 18ten, „Othello". Demoiselle Henriette Carl: Desdemona. Endlich einmal wieder eine Sängerin, welche mit einem voll tönenden Organ zu singen versteht, mit einer schönen Figur ein nobles Spiel verbindet, den Charakter ihrer Parthie treu aufgefaßt wiedergibt, und mit einem richtigen Verstande die Regungen des Gefühls leitet. Wer Details verlangt, dem füge ich noch hinzu, daß die Mittel der Dem. Carl sich vorzugsweise für die ital. Oper zu eignen scheinen, daß ihre grandiose Altstimme bis ins kleine f hinunterreicht und, seltsam genug, in die Wolken des dreigestrichenen d — e greift; daß sie eine brillante Coloratur und einen vollkommen ausgebildeten Triller besitze, daß ihre chromatischen Läufe herab und hinauf gleich deutlich perlen, daß ihr kräftiges Organ seltener Biegsamkeit fähig, und der Vortrag elegant, und im mezza voce hinreißend ist. — Die Töne der zweigestrich. Octav stehen mit dem Timber der Tiefe nicht ganz im Verhältniß, welches die gewöhnliche Erscheinung bei Original-Altstimmen ist, die einen großen Umfang der Register-Einheit vorziehen. Ihre Aussprache erinnert ein wenig an das gelobte Land der Tonkunst, dem sie ihre Schule verdankt, ist aber nicht sonderlich störend. — Und so wäre Licht und Schatten getrennt. — Die vielseitigen Verdienste der Dem. Carl drangen manches Vorurtheil, das ein erstes Gastspiel keineswegs begünstigt. Der Sängerin ward ein steigendes zwangloses Bravo und die Ehre des Hervorrufens. 7.

Miscellen über Journalistik.

*** Trotz dem, daß der Journalismus ein mächtiger Hebel für die Volksbildung ist, bleibt es doch ausgemacht, daß jede Literatur, in welcher er zu präponderiren beginnt, nicht mehr in aufsteigender Linie, sondern in abnehmender sich fortbewegt. Andrerseits wieder ist der Journalismus gewissermaßen das Thermometer der mehr oder minder freien Verfassung eines Staates. Er entspringt aus dem Individualism; ein Journal kann in der Regel ohne eine Farbe, also ohne eine Parthei nicht existiren; wo mithin die möglichst freie Entwicklung der einzelnen, zu geschiednen Gruppen sich anhäufenden Meinungen, wo größere Ausscheidung der Persönlichkeiten, da — Terrain für den Journalismus. Die Monarchie und die Aristokratie conglomeriren, centralisiren, monopolisiren; die Republik excentrisirt, treibt Radien aus. — Daher wird zwischen der Kunst, der Poesie und dem Journalismus stets eine ebensolche Polar-Feindschaft sein, wie zwischen Iran und Turan, Görres'schen Andenkens! Die Kunst schafft in sich concentrisch, wirkt aus sich gleichfalls concentrisch. Die Frage schwebt deshalb noch, ob der Journalismus der Volksbildung auch dauernd nütze (natürlich jetzt abgesehen von leidiger Politik). Die Griechen hatten keine Journale und — einen Sophokles; England seinen Shakespeare und — kein Pfennigmagazin. Deutschland hat jetzt seine Pfennigmagazine, aber keinen Schiller mehr.

*** Man hat die nette Bemerkung gemacht, daß das Journalwesen in Amerika die Posteinrichtungen und das Briefwesen (wenigstens vor der Hand für Familienangelegenheiten) bald überflüssig gemacht haben wird. Man bedient sich wirklich der Journale bereits, um seinen Freunden und Verwandten, wenn man deren viele hat, eine Nachricht mitzutheilen. So liesest du z. B. im New-Albany Paket: „Mr. Jacques Pollac beehrt sich, auf den 21ten laufenden Monats zur Soiree einzuladen die Herren...." Selbst mit reinen Geschäftssachen hat man statt des Briefwegs bereits begonnen, den Journalweg einzuschlagen. Der Triumph des Journalismus aber sind die Sacktucher-Zeitungen. Du lebst z. B. zwischen den Urwäldern und Steppen, bekommst den Schnupfen, verschreibst dir eine Parthie solcher Artikel, und hast zugleich das Vergnügen, alle Neuigkeiten, die sich in deinem Vaterlande ereignen, buchstäblich unter die Nase zu bekommen.

*** Im Jahre 1834 erschienen in den Vereinigten Staaten 1200 Journale, wovon in Massachussets allein mehr als 100, und blos in Boston (einer Stadt von 80,000 Seelen) 43.

*** Jede große revolutionäre Bewegung in Europa rief Journale hervor. So veranlaßte Venedig in der Epoche seiner großen Kämpfe (1531) die erste „Gazetta" (den Namen leitet man von einer damals gangbaren Münze Gazetta, im Werth eines halben Sou, her, vermuthlich dem Preise einer jeden Nummer). Als England sich rüstete, dem gefürchteten Anfall Spaniens Brust an Brust zu stehen, erschien unter den Auspicien Burleigh's der „englische Merkur". Die Eröffnung des „langen" Parlaments erzeugte mehr als 20 Journale. — 1642, in jener Epoche der Wirren, welche dem Auftreten Cromwell's voranging, erschienen der „nächtliche Raucher", der „spöttische Heraclit", der „weinende Demokrit", der „gepeitschte Jesuit", die „Eule des Geheimnisses", die „schottische Taube", der „Parlamentsfalke", der „transmarinische Tanz" und eine Masse anderer Journale mit nicht weniger bizarren Titeln. Der festgerostete Monarchismus ließ das Journalwesen in Frankreich lange nicht aufkommen. Der berühmte Arzt Theophrast Renaudot genoß zuerst gewissermaßen die Reputation, ein Journalist zu sein; er gründete im April 1631 die „Gazette de France", — und ein sicherer Loret redigirte eine ungeheuer abgeschmackte poetische Zeitschrift, der seine Novitäten ungefähr folgendermaßen einkleidete:

„Molière, ce charmant danseur,
Veut encore devenir auteur."

Noch 1715 begnügte man sich in Frankreich, trotz der Fortschritte, welche die Philosophie bereits gemacht hatte, mit der Gazette de France und dem „Mercure". Das erste literarische Journal in Frankreich war das unter der Geschäftsführung Hédouville's am 5. Jänner 1665 zuerst erschienene „Journal des Savans". Das erste amerikanische Journal „die neuen Briefe von Boston" wurde im Jahre 1704 durch Barthol. Green von Boston gegründet; ein Postmeister (die Posthäuser sind überhaupt die Wiegen der amerikanischen Journale) gab den Impuls und die nöthigen Fonds dazu her.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 149. 1835.

598

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 26. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

„Daß ich die Anklage verachte!“ entgegnete ruhig Theresa. „Ich sah damals den feindlichen Offizier zum erstenmale.“

„Wirklich? — Wirklich?“ — rief mit bebenden Lippen der Mönch. „Läugnest du auch vielleicht, daß, als die Feinde auf eine unbegreifliche, und nur durch Verrath zu erklärende Weise in die Kirche der Töchter von Jerusalem gedrungen waren, ich mitten im Tumult mit jenem Offizier dich besprechen sah, daß du ihm mit einem Blicke, für den ich einst tausend Leben hätte geben wollen, die Hand reichtest und daß er diese Hand feurig an seine Lippen drückte? — Läugne alles dieses, wenn du kannst!“ —

Therese verstummte.

„Ich bin unschuldig!“ rief sie endlich in großer Verwirrung.

„Warum habt Ihr Eure Anklage nicht früher angebracht, Bruder Pedro?“ fragte der Pater de la Consolacion mit strengem Blicke. — „Es sind mehrere Tage seitdem vergangen.“

„Ihr habt Recht!“ rief jener in höchster Erregung. „Ich bekenne mich selbst als strafbar. Schon mehrmal war ich im Begriffe, es zu thun, aber ein Rest strafbaren Mitleids, verdammlicher Liebe, Gefühle des Hasses, des Grams, — Alles, Alles stürmte in mir wild durch einander, und erst heute kam ich zu dem Entschlusse, ein Ende, — ja, ein Ende zu machen. — — —“

„Sieh, Theresa!“ fuhr der Mönch in dem Tone einer wilden Begeisterung fort; „als ich jammernd, bittend, flehend vor dir auf den Knieen gelegen hatte, und du mich dennoch verstießest, da wollte ich dir fluchen in meinem Grimme. — Ich that es nicht! Ich sah in dir das Urbild alles Edlen, Herrlichen, Schönen. Wie hätte ich dir fluchen können, weil die Unschuld sich nicht mit dem Laster, der Engel nicht mit dem Teufel, das Schöne sich mit dem Abscheulichen nicht vereinigen wollte! — Als du den Feind des Vaterlandes rettetest, als du drohend und warnend die Hand gegen mich erhobst, da stürzte ich fort, mich vor Allen, ja mich vor mir selbst verbergend; denn du erschienst mir wie der Engel des Herrn, der den finstern Dämon von dem Lager des Sterbenden, dem der Dunkle sich nahte, um die fliehende Seele zu begehren, mit leuchtendem Auge von dannen weist. — Dann aber, Theresa, dann, als dein Blick liebend auf dem Fremdling, deine Hand in der seinigen ruhte — —“ Der Mund des Mönches zuckte krampfhaft, und es ballte sich seine Faust. —

„Theresa! — Mädchen!“ — schrie er wie außer sich. „Ich bitte dich, sage, daß du den Fremden nicht liebest, daß du ihn nicht früher kanntest, kläre uns dieses Verhältniß auf, und ich will dir Alles abbitten, ich will zu deinen Füßen stürzen, ich will dich, wie früher, für eine Heilige halten!“

„Könnt Ihr beschwören, daß Ihr den Franzosen weder kennt noch liebt, noch mit ihm in Verbindung stehet?“ fragte düster der Pfarrer von St. Gil das zitternde Mädchen.

„Ich kenne ihn nicht, ich stehe mit ihm in keiner

Verbindung!" entgegnete Theresa endlich in großer Verwirrung.

„Und ihr liebt ihn auch nicht?" fuhr mit rauhem Tone der Vorige fort. „Ihr seid Spanierin, Ihr seid Geweihte des Himmels; ein Verbrechen wäre so groß, wie das andere. — Wohlan!" fuhr er heftig fort, indem er aufstand, das Kruzifix hastig ergriff und es Theresen entgegen hielt. „Legt Eure Hand auf das Bild des Gekreuzigten, und schwöret, daß Ihr den verruchten Feind unsers Vaterlandes weder kennt noch liebt."

Hastig erhob Theresa ihre Hand, eben wollte sie solche auf das Kruzifix legen, da, — zum Erstaunen Aller, — ließ sie langsam den Arm sinken, sie begann zu schwanken, griff nach einer Stuhllehne und stammelte: „Ich kann nicht schwören." — — —

„Seht ihr! — Seht ihr!" — rief mit herzzerreißendem Tone Pedro, indem er auf den Sessel stürzte und das Gesicht gegen die Lehne desselben preßte.

„Führt die Verbrecherin fort!" rief jetzt mit Donnerstimme der Pfarrer von St. Gil. „Wir wollen über ihre Strafe abstimmen."

Theresa schien reden zu wollen. Der Pater de la Consolacion eilte zu ihr, sie zu ermahnen, aber — sie antwortete nicht, schüttelte blos mit dem Haupte und wankte, am Arme eines Häschers, zur Thüre hinaus.

„Da seht ihr," rief der Pfarrer von St. Gil mit einem Blicke voll Vorwurf auf Palafox, Butron und den Pater de la Consolacion, „da seht ihr, wohin uns unzeitige Milde noch stets geführet hat. Verbrecherische Lauheit, — und ich selbst bin strafbar, dieser oft nachgegeben zu haben, — hat die Nattern in unserm Schooße gezeugt, diese Schlangen, die uns jetzt erwürgen. Ja, ich muß es sagen, wären Alle im Rathe stets meiner Meinung gewesen, so würden wir uns, wenn wir einst, nach einem glorreichen Frieden, unsere Schwerter in die Scheide gestoßen hätten, uns dieses Tages freuen können; aber freilich, jetzt kann ich nur mit dem gottseligen Josua sprechen: Was sollen wir sagen, wenn Israel seinen Feinden den Rücken kehret?" —

„So ist's, hochwürdiger Herr!" rief der Limonadenwirth vom Cosso. „Wir sind bisher stets zu gelind gewesen. — Schon als der alte Blas von der Kreuzgasse in das Gefängniß gesperrt wurde, anstatt gehangen zu werden, habe ich diese Meinung geäußert. Hatte der Kerl nicht gesagt, daß der Joseph Bonaparte nicht einäugig sei? Und alle Welt weiß doch, daß er ein künstlich eingesetztes, gläsernes Auge hat! — Ich habe auf den Blas immer nicht viel gehalten; denn er war ein Knauser; an meiner Limonade, welche die beste in der Welt ist, hatte er beständig etwas zu mäkeln, und er trank sie immer nur por copas" (Gläschenweise.)

„Wir müssen ein Exempel statuiren!" rief Tio Marin. „Die verrätherische Nonne muß sterben."

„Recht, Gevatter!" schrie Tio Jorge. „Dies ist auch meine Meinung, und wer nicht so denkt, ist ein Franzose und ein Verräther."

„Ich sollte glauben," hob der Pater de la Consolacion an, „daß Schwester Theresa sich vielleicht von dem Verdachte wird reinigen können; sie schien so ergriffen, so überrascht." —

„Schon der Verdächtige verdient den Tod!" sagte mit stechendem Blicke der Pfarrer von St. Gil. „Wer wollte warten, den Scorpion zu zertreten, bis er den Stich vollführt hat? — Ich stimme für den Tod der Angeklagten."

„Auch wir!" riefen Jorge und Marin aus einem Munde.

„Auch ich!" sagte Pedro mit schauerlichem Tone. „Die Heilige hat empfunden!" setzte er dumpf und wie bewußtlos hinzu. „Das Grab soll sie haben, aber kein Lebender."

„Vier Stimmen gegen drei!" rief kalt der Pfarrer von St. Gil, als Palafox, der Pater de la Consolacion und Butron schwiegen. — „Morgen mit Sonnenaufgang soll sie im Klosterhofe von San Francisco mittelst der Garrotte erdrosselt werden; diese Rücksicht sind wir ihr, da sie gewissermaßen zum Klerus gehört, schuldig."

„Wohlan!" rief jetzt der Pater de la Consolacion. „Da die Unglückliche den Tod erleiden soll, so muß sie auf diesen vorbereitet, und durch einen Priester zum Richtplatze begleitet werden. — Ich trage darauf an, daß die hohe Junta den Bruder Pedro de la Ruga zu diesem Dienste erwähle." —

„Nimmermehr!" schrie Pedro, bei diesen Worten mit Entsetzen von seinem Sitz aufspringend.

„Ihr werdet thun, was die Junta zu befehlen für gut halten wird!" sagte der Pfarrer von St. Gil mit einem drohenden Blick auf Pedro. „Ich hätte Euch für stärker gehalten; aber freilich — nicht Alle, die da rufen: Herr! Herr! sind eifrige Diener."

„Ich stimme für den gemachten Vorschlag!" rief Butron mit einem auf Pedro gerichteten Blicke, in dem sich Zorn mit Verachtung paarte.

„Auch ich! — Wir Alle!" setzte Palafox hinzu, als die Versammlung durch Kopfnicken ihre Beistimmung anzudeuten schien.

„Ihr werdet Euch demnach um Mitternacht in den Kerker der Verbrecherin begeben, ihre Beichte hören und dann mit Sonnenaufgang sie auf dem letzten Wege begleiten!" sprach gebieterisch der Pfarrer von St. Gil zu Pedro, und dieser sank wie betäubt und leichenblaß auf seinen Stuhl zurück; doch auf einmal, wie von einem Blitzstrahl durchzuckt, erhob er sich und ging, festen Schrittes, aus dem Saale. — — —

Es war in der folgenden Nacht, und bereits hatte die Uhr des Klosterhofes von Santa Maria de la Misericordia die eilfte Stunde verkündet, als Theresa das kleine Büchlein, in dem sie bis dahin die Gebete für

die Sterbenden durchlesen, zuschlug. Das Mädchen befand sich allein in einem unterirdischen Gemache, welches man fast einen Korridor nennen konnte, denn es war ziemlich lang und schmal. Die Decke des Gewölbes ward von einer Reihe Säulen getragen, deren Schatten bei dem ungewissen Lichte, den das einzige, auf einem kleinen Tische stehende Lämpchen verbreitete, durchaus nicht den Hintergrund des Gemaches, ja nicht einmal die kaum einige Schritte entfernte Seitenwand erkennen ließen. Allem Anscheine nach war der Korridor sonst nur als Zugang zu Kellern und Gefängnissen, und vermuthlich nur für diesen Fall, und für wenige Stunden, als Aufbewahrungsort für die Gefangene benutzt worden. Mit gefalteten Händen ging Theresa in dem unterirdischen Raume mehremale auf und ab. Ihre Haltung zeigte von Erschöpfung und Mattigkeit, ihre Züge eine stille Ergebung. Der Kanonendonner, das Krachen der Bomben und Granaten, welches den ganzen Tag gedauert, hatte seit länger als einer Stunde geendet, und man war im Stande, den Stundenschlag der Klosteruhr zu vernehmen, wenn solcher auch nur dumpf durch die engen Luftlöcher, die in den einsamen, aber geräumigen Hof führten, in diese unterirdischen Räume drang.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Charaktere.

I.

Eduard Lytton Bulwer.

Auch England, das bedächtige, spekulative England empfindet die Einflüße der sogenannten neuen Schule. Zum erstenmale hat sich jener materielle und mechanische Prozeß in die Literatur dieses Landes eingeschlichen, der Prozeß der Büchermacherei. Man mag gut, oder schlecht schreiben; es genügt dem Autor, wenn das Buch gelesen wird, wenn es die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht. Dieses ist die letzte Form einer übersättigten Literatur, ein Zeichen des Verfalls. Ein schriftstellerisches Werk soll eine feste Grundlage, einen konsequenten Sinn, eine Seele, eine verborgene Kraft bieten; das Genie verschmähet es, brillante Fragmente an einen Faden zu reihen, daß sie glänzend und funkelnd einen Schmuck bieten. So setzte Cervantes den Heroismus dem Interesse, das poetische Leben dem thierischen, das ideale dem wirklichen entgegen. Rabalais, weniger groß und moralisch, bot dieselbe Ansicht, dieselbe Idee. Richardson war das Organ des protestantischen Begriffs. Fielding, sein Feind, bekämpfte die puritanische Heuchelei. Was bietet Bulwer? Nichts, was sich an Kraft und Tiefe mit diesen Schriftstellern messen kann. Seine Intelligenz läuft, wie ein Kind, mitten durch eine so enge Landschaft, zwischen allen Tableaux, Träumen und Gedanken umher, er wählt und ordnet nicht; was glänzt und interessirt, genügt ihm. Wie er, geben sich alle modernen Schriftsteller diesem fragmentarischen und unzusammenhängenden Charakter hin. Dem Bande, welches ihre Gedanken vereinigt und zusammenhält, fehlt die Kraft; sie haben kein geistiges Ziel, vergebens würde man bei ihnen nach einem mächtigen Concentrationspunkt fragen.

So findet man auch in keinem der Bulwer'schen Romane eine durchgreifende philosophische Idee, bei keinem fühlt man das Bedürfniß des Autors, der Welt, oder wenigstens dem Leser eine kräftige Richtung zu geben, oder das, die Resultate eines Gedankens mitzutheilen, der seiner selbst sicher ist. Walter Scott ist der letzte Schriftsteller Großbritanniens, der es sich angelegen sein ließ, vor dem Schreiben zu denken. James Hogg, Thomas Hood, Theodor Hook, Galt, Normandy, Ainslie, Gore, Norton, Miß Landon, sie alle beherrscht dasselbe Kompositions-System, welches Bulwer leitet, doch ist dieser ihnen an Leichtigkeit in der Behandlung und Ausmalung der Charaktere überlegen. Alle ihre Schriften könnten eben so, wie die Bulwer's, des Meisters der modernen englischen Schule, des allgemeinen Musterbildes, den Titel: „Fragmente und abgesonderte Scenen, unter dem Aushängeschilde eines Titels“ an der Stirn tragen. Befremden muß es, daß derselbe Geschmack sich des ganzen nördlichen Europas bemächtigt hat. Der kräftigen Literatur Schlegels und Göthes, ist in Deutschland eine leichte, scherzhafte Schriftstellerei gefolgt, die einen gesunden ironischen Verstand affektirt und sich zwischen groben Materialismus und der Poesie umhertreibt, aber Leser findet und Aufsehen erreget.

Bulwer, sympathisirend mit der gegenwärtigen Revolution der Ideen und der Dinge, Mitglied des englischen Parlaments, geistreicher Dichter, geschickt, die Gelegenheit zu benutzen, sich ihrer zu bemächtigen, sie zu bearbeiten, sagt sich gänzlich von jenen Schriftstellern los, die ihm vorangingen. Er gleicht so wenig den Addissons und Johnsons, wie den Southeys und Byrons. Er strebt mit allen Kräften dahin, das Reich der Literatur festzustellen. Nicht die Praxis, sondern die Theorie soll im Weltall herrschen. In fast allen seinen neueren Werken lehnt er sich gegen die bedächtige Erfahrung auf, die bis jetzt die Angelegenheiten Englands geleitet hat, seine Politik, seine Moral, sein sociales Leben. Er verachtet dieses positive Genie, welches bei einem Volke der Industrie und des Handels so natürlich ist; er nimmt für die Schriftsteller einen höheren, thätigeren und einflußreicheren Standpunkt in Anspruch. Wir können in allen diesen Symptomen der Literatur, denen die Zeitverhältnisse und die Verwirrung der Dinge zu Hülfe kommen, nur den Anfang einer neuen Aera erblicken, das Anzeichen einer größeren Veränderung im Völkerleben, das der Beachtung werth ist.

Die Völker sind krank, sie haben sich von der Praxis losgerissen, sie sind nicht damit zufrieden, das Bestehende zu verbessern, sie verlieren sich in weitaussehenden Spekulationen, sie stürzen sich auf die Nachforschung des Möglichen und Idealen, sie verlangen von der Philosophie ein Heilmittel ihrer Leidenschaft. Hier bieten sich die Sophisten und Schriftsteller dar und schlagen untrügliche Heilmittel vor, die öffentlichen Übel zu heilen. Staatsmänner und Politiker beben vor einer so drängenden Nothwendigkeit zurück, sie erbleichen, zittern, den Ereignissen gegenüber. Gewöhnt an die Bewegungen, unterliegen die Schriftsteller den Täuschungen weniger; sie erschrecken nicht vor der Umwälzung des socialen Lebens, welche jene fürchten, sie glauben nicht an das Utopien, von welchem sie schreiben, das schönste System ist für sie das des Schreckens. Sie selbst aber fürchten nichts, ihre Hoffnungen sind leicht und brillant, sie haben lange Zeit im Reiche der Ideen gelebt; sie wissen es nicht, wie leicht die Macht der rauhen Wirklichkeit die glänzendsten Spekulationen zertrümmert und über den Haufen wirft.

Beim Anfange größerer Revolutionen, wenn die Krisis sich ankündigt, tritt der Zeitpunkt ein, wo ein ganzer Haufe von Literaten und empyrischen Ärzten herbeiströmt,

alle bringen dem Staate, oder vielmehr dem Volke Hülfsmittel, alle vertrauen ganz und gar ihren Axiomen. Was soll aus der bürgerlichen Gesellschaft, die sich unter diesen widersprechenden Doktrinen umhertreibt, werden? Sie lebt der Hoffnung, sie zweifelt nicht an ihrer wiederherstellenden Kraft; sie bewilligt denen, welche ihr zu Hülfe eilen, unsterblichen Ruhm und unbegrenzten Kredit.

(Schluß folgt.)

Punkte.

*** Es ist eine frappante Anordnung von oben (von „über den Wolken") herab, daß so mancher schlaue Plan des menschlichen Bienenstaats begünstigt wird, um — einer großen und ernsten Sache zu dienen, ein Erfolg, wovon sich unser maulwurfsäugiger Egoismus nichts träumen ließ. So hat z. B. die englische Regierung vor dem Jahre 1806 nicht weniger als 150,000 Pfund Sterling (welche Summe seither bis 1830 freilich nur auf 20,000 herabschmolz) daran verwendet, um die Autochthonen im englischen Nordamerika theils gegen Frankreich, theils gegen die englisch-amerikanische Conföderation aufzuhetzen; die genannten Summen wurden nicht baar entrichtet, sondern deren Werth in tausenderlei Gegenständen ertheilt, deren Nutzen für die Civilisation der Ureinwohner unberechenbar war. Letztere ist denn auch bereits bedeutend vorwärts geschritten. Die Mohawk's z. B. tragen jetzt europäische Kleider, die Chippewah's haben eine große Empfänglichkeit für die Adoption des Christenthums eingesogen, die Mississaug's, welche früher an Faulheit, Leidenschaft für den Trunk und aller Art von Verworfenheit ihres Gleichen suchten, vereinigen sich allmählig in Dörfern zu Gemeinden, und errichten Schulen. Obgleich die Bewohner Canada's im Allgemeinen in der Civilisation noch keine so großen Fortschritte gemacht haben, wie die Cherokesen, so sind sie doch bereits so weit gekommen, daß man sowohl für ihr spezielles Interesse, als auch für das der Humanität überhaupt, die erfreulichsten Resultate hoffen darf.

*** Nach einem an das Haus der Gemeinen erstatteten Bericht hat sich die Zahl der englischen Schiffe, welche im auswärtigen Handel segeln, von 1834—1835 um 639 vermehrt, welche auf 108,552 Tonnen eingetragen sind, im Werth von 1,411,336 Pfund Sterling. Die Zahl der Küstenfahrer wuchs binnen derselben Zeit um 5,574 (474,369 Tonnen, 3,795,032 Pf. Sterl. im Werth). 11,673 Seefahrer (zu 2,108,492 Tonnen) und 122,449 Küstenfahrer (zu 9,874,715 Tonnen) landeten binnen jener Zeit in den 3 vereinigten Königreichen! Wo steht das Rom für diese Punier des neunzehnten Jahrhunderts? An der Newa ohne Zweifel; aber es hat kein Capitol, und glücklicher Weise keine Scipionen. —

*** Die Sâds oder indischen Quäker. Die Bekenner dieser Secte, hauptsächlich Handelsleute, mehrere auch Zemindars, Bauern und Handwerker, scheinen über das britische Ostindien dünn zerstreut zu sein, und versammeln sich alljährlich an den, von ihren Anführern erwählten Orten. Diessmal hatten sie, ungefähr dreitausend an der Zahl, von jedem Geschlecht und Alter, Delhi zu ihrem Versammlungsort ersehen. Ihr Hauptquartier, durch ein Zelt mit doppelten Stangen ausgezeichnet, befand sich in einem der Serais von Trevelyanport, wo die Sâds ihre religiösen Gebräuche bei Sonnen-Auf- und Untergang einige Tage lang fortsetzten. Die ganze Versammlung bildete in diesen Stunden eine Art von Kreis, wiederholte gewisse Gebete und sang eine Hymne unter freiem Himmel. Das heilige Buch ihres Glaubens, Pothee genannt, wurde, wie man mich belehrte, in dem Zelte durch ein Individuum abgelesen und erklärt, das hierzu auf Lebenszeit oder auf gutes Betragen angenommen ist, das man mir aber weder als Guru, noch als Pundit oder Pater bezeichnen wollte, woraus ich also schließe, daß man ihn für einen Laien ansehen muß. Von dieser Person erfuhr ich folgendes Nähere hinsichtlich der Glaubenslehren der Sâds, die ihnen in ihren heiligen Schriften vorgeschrieben sind: Die Sâds beten nur einen Gott an, den Schöpfer aller Dinge, und verabscheuen die Abgötterei. Die Menschen sind sich, nach ihnen, alle gleich, und sie gehorchen Niemand. Sie kennen keinen Unterschied des Rangs oder der Kaste, ob sie gleich in ihrem Betragen gegen Andere die Tugend verehren und dem Laster ihre Verachtung bezeigen. Es ist ihnen nicht erlaubt, Soldaten zu werden, noch sich der Waffen zum Angriff zu bedienen; doch ist ihnen zugestanden, sich zur Selbstvertheidigung zu wehren. Die Kleidung der Männer muß ganz weiß sein, und Gold- und Silberzierathen werden bei ihnen für unanständig gehalten; den Weibern ist es aber, scheint es, erlaubt, etwas Geschmeide und farbige Kleider zu tragen. Es ist beiden Geschlechtern streng verboten, etwas zu essen, was gelebt hat, sich zu berauschen, oder Tabak zu rauchen. Die Sâds können keinen Eid ablegen, und in den Gerichtshöfen von Mirzapore, wo solche zahlreich sind, wird, wie man mir sagte, ihre einfache Bekräftigung einer Sache einem Eide gleich gehalten. Es muß sich ein Jeder dieser Secte auf eine ehrliche Weise ernähren. Wird er arm durch Gebrechen, Alter oder unvermeidliches Unglück, so wird er durch seine Glaubensbrüder unterstützt, die ihn aber verstoßen, wenn seine Armuth durch Faulheit oder schlechte Aufführung veranlaßt ist. Auch kann ein Sâd nur ein Weib nehmen, und sie nur einen Mann. Ehebruch und unehelisches Beisammenwohnen werden strenge bestraft. In Betreff eines zukünftigen Zustandes glauben sie, daß der Gerechte sich der Glückseligkeit in Gegenwart des Allmächtigen erfreue, und daß die Seelen der Gottlosen in Thiere übergehen. Sie scheinen keinen Begriff von einer andern Hölle, als dieser Erniedrigung hier auf der Erde zu haben. Als man sie näher von den Gebräuchen einer religiösen Brüderschaft in England unterrichtete, die sich die Freunde nennen, so schlugen die Sâds, die schon etwas von ihnen gehört hatten, vor, eine besondere Zusammenkunft zu halten, um eine Adresse an eine Secte zu veranlassen, die der ihrigen so sehr gliche, welche Adresse auch die Redaction der Delhier Zeitung zu fördern übernahm.

Französische Literatur-Novitäten.

*** Der Verfasser „Fragoletta's", de Latouche, tritt mit einem neuen Roman auf: *Grangeneuve.*

*** *Henri Percy, Comte de Northumberland,* au XVI. siècle, ein historischer Roman von der Fürstin v. Craon (3 Bde. Paris bei Dessoye), behandelt eine bereits von vielen, namentlich dramatischen Dichtern benutzte inhaltsreiche Epoche, die des gekrönten Blaubarts, Heinrich des VIII.

*** Die Verfasser des „Struensee", Arnould u. Fournier, haben einen neuen Roman herausgegeben: Alexis Petrowitsch, welcher den besten neueren Werken an die Seite gestellt wird.

*** *Au-delà du Rhin,* von Lerminier (bei Bonnaire), macht in der politischen und literarischen Welt großes Aufsehn.

*** Die *Promenades d'un artiste,* wovon in diesen Blättern bereits früher einmal die Rede war, machen horrendes Glück.

*** Bei Ladvocat erschien: „*Flavien, ou de Rome au désert*" von Alex. Guiraud.

*** Einen neuen werthvollen Fund aus dem Schatz der östlichen Poesie verdankt die westliche Literatur den eifrigen Bemühungen des Herrn Garcin de Tassy, welcher den allerliebsten metrischen Roman: die Abentheuer Kamrup's aus dem Hindostanischen ins Französische übersetzte. Kann der benannte Roman auch nicht den kostbaren Perlen Kalidasa's, noch den Fabeln Sindbad's, womit er übrigens einige Analogie hat, an Werth gleichgestellt werden, so zeichnet er sich doch durch eine Menge von graziösen Details über das innere Leben in Hindostan aus, welche den meisten Reisenden entgingen. Der Uebersetzer hat das Buch durch viele gelehrte Noten bereichert.

*** Die Erforschung der alt-französischen Literatur des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts gewinnt in Frankreich von Tag zu Tag mehr eifrige Partheigänger, und die Ausbeute, welche Fleiß und Wetteifer aus den Schachten alter Poesie zu Tage fördert, vermehrt sich zusehends. In die Fußstapfen der wackren Forscher und Sammler Paulin Paris, Francisque Michel und de Monmerqué (denen man die Herausgabe de Comte du Poitiers und des Roman de la violette verdankt), Chabailles, welcher so eben ein neues Stück vom Roman du Renard erscheinen läßt, tritt ein junger Mann von entschiednem Talent und Eifer, Achille Jubinal. In kurzen Zwischenräumen gab er folgende altfranzösische Schriften heraus: Des Vingt-Trois Manières de Vilains (eine burleske Diatribe, wozu Eloi Johanneau einen grammatikalischen Commentar lieferte), ein Mystère de la Résurrection du Sauveur (eigentlich blos ein Bruchstück dieses Mysterii aus dem 13ten Jahrhundert), — ferner einen „Sermon" (desgleichen aus dem 13ten Jahrhundert), zwei „Complaintes" des Troubadours Rutebeuf, nebst einem Abriß über das Leben und die Schriften dieses satyrischen Dichters, — endlich unter dem Titel: Jongleurs et Trouvères, eine Sammlung von „saluts, épîtres et rêveries" u. s. w. aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Letztere Sammlung enthält unter andern auch die Chapel à sept fleurs (allerliebst durch Zartheit), Paix aux Anglais (voll beißenden Spottes), die Satyre der Laboureur's (voll direkter Beziehungen auf das politische Leben und Treiben, wie auf die Dichtkunst jener Zeit) u. s. w. Jubinal beschäftigt sich jetzt mit einer Gesammtausgabe der Dichtungen des oben erwähnten Troubadours Rutebeuf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 150. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 25.

Samstag, 27. Juni.

Börne gegen Heine.

Börne hat Heine im Feuilleton des Reformateur bei mehr, als der bloßen Parthei angeklagt. Er appellirte an alle diejenigen, welche sich ein Urtheil zutrauen, und hat deshalb in der Verdammung Heine's einen auffallenden Anklang gefunden, selbst bei denen, welche Börne sonst gar keines Grußes würdigt. Das Resultat ist jedenfalls ein solches, was Börnen nur zufällig zu Gunsten kommt; wir müssen das Gleichgewicht wieder herstellen und den Ankläger innerhalb seiner Parthei zurückdrängen. Ich kann nicht dafür, wenn dies Verfahren wie eine Rechtfertigung Heine's aussehen wird. Mich dauert des armen Kindes, wie man ihm seine Blumenkränze zerreißt und an seine liebenswürdige Thorheit mit so massiven Zurechnungen geht.

O glaubt mir, Beide leidet ihr an derselben Krankheit! Beide macht euch die Geliebte eures Herzens wahnwitzig! Beide schmachten nach der Freiheit; aber Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Übermüthiger. Börne rettet das Übrige, während er Eines aufgeben muß: Heine wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und gibt die Menschen auf. Heine klammert sich an die Menschen und scheidet sich von Gott. Börne will die moralische und religiöse Weltordnung kultiviren, bis wir in bessern sozialen Verhältnissen sind. Heine will alles preisgeben, ehe wir nicht zum politischen Ziele sind. Wer hat Recht? Thörichte Frage! Fragen soll man nur: wer ist mäßiger? Auch das nicht: Wer ist muthiger? Noch weniger dies: wer ist unglücklicher? Sie sind es beide in gleichem Grade; nur darin unterscheiden sie sich, daß der Eine seiner Sache nützlicher ist, als der Andre.

Börne, dem der deutsche Adler an der Leber frißt, ist kein Prometheus: Heine ist es; denn Heine flucht den Göttern, wie Prometheus. Börne glaubt früher zu seinem Ziele kommen zu können, wie Heine; denn Börne läßt der Welt, was sie hat, nur will er ihren politischen Zustand verändern. Heine will ihr noch den Glauben nehmen. Das ist der Unterschied: Börne hat nur Einen, Heine hat sie Alle gegen sich.

Börne leidet an einer Einseitigkeit; Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. Heine rächt sich an den Gärten, Besitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm seine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an seinem Ziele wäre, so würde er die Sitten und sozialen Meinungen angreifen. Wenn Heine es wäre, so würde er gegen Börne's Frivolität schreiben und eingestehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüstet habe, um gleichsam zu sagen: Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, so werde euch auch das Andre benommen!

Börne klagt Heine der Frivolität an; aber ist es nicht der größte Leichtsinn, das Jahrhundert auf Nichts

zu reduziren, als die constitutionelle Frage? Indem Börne die theologischen Debatten in die Vergangenheit verweis't und von den Angriffen auf das Christenthum wie von einer antiquirten und verbrauchten Maxime spricht, schneidet er für unsre Zeit die Spekulation ab. Indem er geringschätzig redet von den Bestrebungen, über die Schönheit, neue Bestimmungen festzusetzen, tödtet er die Keime künstlerischer Ausbildung, mit deren Blüthe die nächste Zukunft unseres Vaterlandes bedacht zu sein scheint. Wir können nicht glauben, daß Börne eines solchen Despotismus fähig wäre, und die Zeit so wenig übersähe. Eine solche Vollendung, wie die seinige, eine Vergangenheit, die so abgerundet vor uns steht, wie die Autorschaft Börne's, braucht freilich die Gegenwart nicht. Aber die deutsche Jugend, welche die Feder führt, wird sich hüten, eine Einseitigkeit der Grundsätze zu verfolgen, welche die Tendenz des Jahrhunderts eben so sehr wie die Literatur zu vernichten droht. Sie auf nichts anweisen, als jene isolirte politische Thätigkeit, d. h. auf die Bretter, welche zu einem Sarg hinreichend sind, ist eine Grausamkeit, die die Jugend hochherzig genug wäre, wahr zu machen, die aber Niemanden nützen würde, am wenigsten dem Vaterlande. Je nothwendiger es scheint, sich mit den bestehenden Verhältnissen abzufinden, desto eher solltet ihr darauf bedacht sein, uns in den Studien zu unterstützen, welche der Zukunft gewidmet sind!

Wir haben es immer ausgesprochen, daß Heine's ganz unentwickelte Charakterbildung, vor allen Dingen aber die große Leere, welche selbst in genialen Köpfen entsteht, wenn sie in einer so vollen, konkreten und überhäuften Zeit nichts thun, als von ihrem ursprünglichen subjektiven Kapitale leben, diesen Autor zum Kampfe der Zeit im großen, tragischen Style ganz ungeschickt macht. Möge jedes Wort, was Börne in dieser Rücksicht gesagt hat, auf ein gutes Feld fallen und in Heinen nicht Groll, sondern Entschlüsse hervorrufen! Im Übrigen aber müssen wir uns entschieden gegen Börne's Prinzipien, so weit sie in jenen Aufsätzen zum Vorschein kommen, erklären, wie gegen alle Insinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffassung der Ereignisse herkommen oder mit einer Meinungsschattirung des Tiersparti, es sei, welche es wolle, irgend im Zusammenhange stehen.

---

79) Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, O. Wigand. 1835.

Alphons schreibt an Blanka. Alphons ist von hoher Geburt; er darf es wagen, mit Prinzen und Grafen zu rivalisiren. Das Karlsbader Wasser muß eigne Wirkungen haben; unser Dichter pflegt alle seine Erfindungen, die auf freiere Ansichten des gesellschaftlichen Lebens sich gründen, nach Karlsbad zu verlegen. Vielleicht langweilt man sich zwischen den Bergen: kurz Alphons liebt Blanka; aber die Briefe, die er ihr schreibt, sind voll von Bouquets und Zärtlichkeiten, die er an andre Damen gibt und von ihnen nimmt. Alphons säuselt, ein gewissenloser Zephyr, von einer Blume zur andern, und bricht soviel Blüthe ab, als der Augenblick zuläßt. Die Comtesse lächelt ihm zu, Franciska darf er im Bade überraschen, die Baronin scheint sich ihm selbst anzubieten. Alphons beichtet an Blanka Alles, auch wie er selbst noch andre Göttinnen liebe neben Blanka. Arme Blanka! Sie girrt ihm die zärtlichsten Sendschreiben zu: Alphons ist so grausam, diese heimliche Correspondenz für die Anerbietungen der Baronin zu halten. Das Alter und die Erfahrung, in Gestalt eines Onkels, müssen dazwischen treten, um hier das Brechen eines Herzens, dort eine Thorheit zu verhindern. Eine List entfernt Alphonsen von dem Karlsbader Strudel: er hat den Venusberg im Rücken und macht seine Toilette, um mit Blanka vor den Altar zu treten.

Dies ist der einfache Rahmen eines Gemäldes, das Laube mit liebenswürdigen, leidenschaftlichen Farben, mit weltlicher Routine und mancherlei Thorheit ausgeführt hat. Wir sehen die Eigenthümlichkeit dieses Dichters immer deutlicher ausgeprägt. Laube ist die beste Repräsentation des Modernen, die wir in unsrer Literatur haben. Es ist ein Autor, der fortwährend auf jenem äußersten Rande, wo Wirklichkeit und Spekulation gränzen, in der Schwebe sich zu erhalten sucht: Laube, der noch im Ungewissen ist, wie die Griechische Nacktheit mit Pariser Mode verbunden werden soll; Laube, der in Gang, Miene, Haltung, in weißer Wäsche und den Schleifen der Cravatte die unverständliche Sprache des Weltgeistes entdecken möchte; Laube, so unendlich liebenswürdig und so abscheulich kokett. Wir haben in unserer Literatur keinen Tirailleur, der so weit voran und verloren steht, der so wenig entscheidet und doch so viele treffliche Schüsse zielt. Wer in der jungen Literatur möchte es wagen, wie Laube so mit der blauen Luft zu parlamentiren, die kleinen Fäden einer kaum angesponnenen Zukunft künstlerisch zu verflechten, und von einer Revolution unserer socialen Verhältnisse nur das Zufälligste, Äußerlichste in der Form zu verarbeiten! Laube opfert sich einem Ideale, das Tausende mißverstehen und auf Rechnung seines Wesens bringen werden: ja er opfert sogar dem Ideale die Kunst auf, die er glühend sucht, und die ihn immer flieht, die Kunst, welche dieses Autors Lebensprinzip ist, und sich in seinen wirren, stylistisch und der Anlage nach regellosen Schriften nur in kleinen Details, in Torsoresten offenbaren will.

Oder sollte die Mischung von Interesse und Mißbehagen, welche Laube's Dichtungen in uns erzeugen, ihren Grund in jener Tendenz haben, welche Laube die Emanzipation der Liebe nennt? Sehet da, in welche Tiefen sich die Regungen des Gemüths verlieren. Wir schwärmen für eine Erlösung der Menschheit aus den Banden der Convenienz und des Vorurtheils, wir kämpfen gegen die Institutionen, welche den Gottesdienst

der Natur verdrängen, wir wollen die Liebe vom Gesetze trennen, und die Wahl bis zum Besitze ohne Zwischenraum lassen; und doch pausirt eiskalt der schlagende Puls, wenn eine solche Rücksichtslosigkeit, wie die Laube's, mit Schmetterlingsflügeln an uns vorüberschwirrt. Man sieht, wie sehr diese Emanzipationsstudien doch immer nur der isolirteste Dilettantismus des Individuums sind. Man möchte Alle befreien, aber nur für sich. Der eine Despotismus scheint nur den andern ablösen zu wollen. Ach, auch diese beanstandete und verbotene Autorschaft ist ein Cultus, der über das Papier sich hinauslehnt, und seine Grundsätze immer mit Anwendungen verwechselt, welche uns aufbringen können, wenn sie von Andern gemacht werden. Bei allem Polytheismus in der Liebe wird man doch immer nur an e i n e Göttin glauben, wenn sie nämlich der Gegenstand fremder Bewerbungen wird.

Laube's Vorzug in schönen Details bewährt sich auch in dieser kleinen Pièce. Seine Kosmetik, sein Emanzipationsevangelium wird bei Weitem von jenen Zufälligkeiten überboten, die zwischen den wilden und häkligen Gebüschen seiner Phantasie aufwuchern. Laube denkt und erzählt geläufig; überall steigen ihm aber Nebenbemerkungen auf, er kann keinen Ausdruck, keine Anschauung im hergebrachten Sinne adoptiren, ohne sie zu prüfen, und mit der stereotypen Phrase einzulenken: „Ich liebe solche — Ich hasse solche —". All' diese hübschen Beobachtungen über Geselligkeit, Benehmen, Gewohnheiten, über die Stände und ihre Vorurtheile ziehen das Interesse fast immer von der prekären Fabel ab, und entschädigen für die sonderbaren Touren und Verschlingungen seiner Dichtungen, die nur für d e n Interesse haben, welcher sie mitzutanzen Gelegenheit hatte.

Die Dedikation an den Fürsten Pückler-Muskau ist anständig und höflich.

---

80) Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Von Wilibald Alexis. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Wenn man die Überwindung hat, sich hier durch fünfzig Bogen einer ganz nackten Erfindung, durch Briefe voller Räsonnement und Allegorie, durch einen Styl, der auf keinem Beine recht geht, und nun einmal um jeden Preis darauf pikirt ist, den Berliner Straßenjargon zu kopiren, hindurchzuarbeiten, so wird dem Leser immer noch ein Gefühl zurückbleiben, für welches ihm schwer sein wird, Worte zu finden. Es ist nicht die Verwandtschaft dieses Buches mit einigen Schriften von Mundt, welche uns unmuthig macht, nicht die Vergleichung hohler Räsonnements mit eben so unzusammenhängenden aber tiefer begründeten Ideen, wie sie Mundt gibt, sondern die heillose, larmoyante Weltansicht, welche uns an diesem Autor zur Verzweiflung bringen kann. Den Schmerz eines Aristokraten, der sich thränenden Auges an Hallers Restauration den Staatswissenschaften anklammert, können wir verstehen: den Schmerz eines Constitutionellen, der ein zu kleines Vaterland für sein grosses Talent hat, den Schmerz des Republikaners, den Schmerz eines Greisen, der mit Göthe lebte, den Schmerz eines jungen Dichters, der mit seinen Idealen früh dem Grabe zureist — das alles können wir verstehen: welche Empfindung bleibt uns aber übrig für eine Stimmung, in welcher alle diese Unbehaglichkeiten zusammen auftreten, für ein Malheur, das aus allen diesen desperaten Ingredienzien zusammengesetzt ist? Wäre die Welt so elend, wie sie hier zum Vorschein kömmt, was lebst du noch in ihr?

Man klagt die neuere Richtung der Literatur an, daß sie zerrissen wäre, diese Anklage ist falsch. Die neue Literatur ist sehr im Reinen über ihre Zwecke und Bestrebungen: sie ist heitern Sinnes und arbeitet singend im Dienste Gottes und der Natur. Die Zerrissenen sind nur jene Schwächlinge, die wie Schatten zwischen den Partheien hin- und herwanken. Die Zerrissenen sind nur diejenigen, welche die Freiheit beschimpfen, und von ihren Gegnern dafür nicht anerkannt werden. Die Zerrissenen sind nur jene göthischen Bücklingsmenschen, die überall sich neigen und überall anstoßen. An all dem Jammer, der sich in diesem Romane mit einer grausamen Redseligkeit ausspricht, ist nur ein einziger Zug reell, die Klage des Verfassers, daß das Publikum lau wäre. Und dies ist Alles! Und wenn es gelten kann, so gilt es entweder ganz persönlich für den Autor, der gerade diesen Roman geschrieben hat, oder es dürfte niemals ausgesprochen werden, dürfte nicht auf jeder Seite, in jedem Buchstaben durchschimmern; denn es ist gänzlich unwürdig und veranlaßt die Protestation der Autoren, die sich über die Theilnahmlosigkeit des Publikums durchaus nicht zu beklagen haben.

Es ist wahr, man kann manches in diesem Buche liberal nennen. Aber warum müssen wir so unglücklich sein, das anzuhören, was vielleicht nöthig ist, um einige Gutsbesitzer in der Ukermark und Pommern für den Liberalismus zu gewinnen! Warum müssen diese Parthien so unvollständig und die Frage durchaus nicht erschöpfend sein! Es finden sich tausend Abschweifungen auf Büreaukratie, Adelsvorurtheile, Hofetikette; ja, man weiß nicht, wie sie hieher kommen. Der Verfasser zergert und neργert damit nur die Regierungen, und compromittirt den Liberalismus, ohne ihm irgend einen anderweitigen Dienst zu leisten. Der Verfasser schildert eine Revolution, die in Deutschland ausgebrochen wäre. Wo ist sie, wo? Gott, wir sind begierig sie zu sehen! Aber es ist aus den Fingern gesogen; blinder Lärm, der vorwitzig den Teufel an die Wand malt, als wenn er nicht auch so kommen könnte. Die liberale Maschinerie dieses Romans schwebt theoretisch und praktisch in der Luft. Sie schadet dem Autor sowohl, wie der Sache.

Von allen Seiten wird man zur Versöhnlichkeit aufgefordert: man solle dem Indifferentismus der Menge keine Augenweide geben. Wäre dies die Sprache eines gefallenen Königs; wohlan! Aber es ist die Sprache des Bettlers. Ich gestehe, sehnsüchtig auf ein Buch von W. Alexis gewartet zu haben, von einem Manne, dessen Unmännlichkeit mir im Grunde der Seele zuwider ist, der aber das Gefühl seiner Schwäche hat, der an seiner Situation krank ist, und sich, wie man hoffen konnte, vielleicht emporarbeitet. Ich hätte ihm gern, uneingedenk der Angriffe, welche ich von ihm zu erfahren habe, den kleinen Finger meiner Hand gereicht; aber was läßt sich thun? Ein Buch erscheint, das uns zwingt, fortwährend an den Kopf zu greifen, ob wir ihn noch haben, ob wir nicht durch das Gerede eines Wahnsinnigen selber thöricht geworden sind; ein Buch, worin Allegorie, Zerrissenheit, Redseligkeit die geflickteste Rolle von der Welt spielen, ein Buch, worin es Gedanken gibt, z. B. „Es ist im Grunde einerlei, nach einer Krone greifen, oder nach einer Kasse," Gedanken, die einem Schlafenden im Traume aus dem Munde zu fallen scheinen, so leer und schlottericht sind sie. Möchte man nicht glauben, nur noch die Franzosen könnten Bücher schreiben! Ich fühle dieses Urtheil schmerzlicher, als der Autor. Denn geboren bin ich, alle Welt zu lieben. Noch verzweifl' ich nicht. W. Alexis ist geboren, alle Tage zu sterben, und immer wieder aufzustehen. Er hat es mit Scott, Hoffmann und Tieck versucht, mit der Genremalerei, mit allem, er hat es jetzt mit Mundt versucht, zu dessen modernen Lebenswirren er ein Seitenstück schreiben wollte. Alles mißlungen. Vielleicht glückt es noch. Die Episode: eine Nacht in Hamburg: ist das einzig Leserliche im ganzen Buche und beweist, daß W. Alexis sich nicht versahe, als er den Entschluß faßte, die Feder zu führen. Möchte doch irgendwo ein Pharus leuchten, der ihm zeigte, wie er in's rechte Fahrwasser seines Talentes käme!

---

81) **Drei Trauerspiele.** Von S. Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Von dem Verfasser sind früher zwei Romane erschienen, die in den öffentlichen Blättern sehr entgegengesetzte Beurtheilungen erfuhren, und dem Ref. bis jetzt noch unbekannt geblieben sind. Diese drei Trauerspiele verrathen aber ein sehr achtbares Talent. Sie sind mit Fertigkeit angelegt, die Sprache ist rapid und edel, der Dialog keusch und frei von Reminiscenzen, die Erfindungen selbst sind nicht überraschend neu, aber anziehend und durch ihre Behandlung spannend. Durch alle zieht sich ein religiöses Interesse, welches ihnen ein originelles Colorit gibt. Wir machen dringend auf diese vortrefflichen Leistungen aufmerksam.

Die Wilden und die Ansiedler behandeln den Kampf der Ureinwohner Nordamerika's und der englischen Kolonisten, welche mit Feuer und Schwert, mit List und Christenthum die wilden Horden besiegen mußten. Die Charakteristik der amerikanischen Häuptlinge ist ausgezeichnet gelungen, und würde auf der Bühne von großer Wirksamkeit sein. Dabei fehlen nirgends die Ruhepunkte des Effekts, die Akte schließen spannend, die Situationen sind malerisch. Nur die doppelte Wiederholung eines Schußes, der das erstemal überraschend ist, möchte ein Mißgriff sein. Der Verfasser konnte sie vermeiden, wenn er überhaupt diesem Stücke einen andern Schluß zu geben beliebt hätte. Mußte nicht das Ganze abgerundet und eine Art poetischer Gerechtigkeit am Schlusse hergestellt werden? Konnte dies besser geschehen, als wenn der englische General im Augenblicke seines Sieges von der Regierung wäre abberufen worden, und er nun gestanden hätte, resignirend und das für ihn Vergebliche seiner blutigen Saat betrachtend? Ich glaube, dies hätte einen erhabenen Eindruck zurückgelassen.

Die Märtyrer schildern in einer Weise, die mit Calderon verwandt ist, die Verfolgungen, welche das Christenthum in Ägypten vom Staat, vom Volke und den Priestern, von esoterischen und exoterischen Interessen zu dulden hatte. Die ideelle Grundlage dieser Erfindung wird mit Geist ausgesprochen: der Verf. dachte über die Religion nach. Wäre der Gegenstand nicht so schmerzlich ernst, so würde sich dies Trauerspiel sehr gut zu einer Oper umgestalten lassen. Der mystische Apparat der Tempelreligion macht es zu diesem Zwecke empfehlungswerth.

Lothar und Sulamith, liegt etwas zu baar auf der Oberfläche. Man sieht hier die theologische Tendenz des Verfassers überdeutlich hervortreten. Warum mußte Sulamith so plötzlich vom Geiste ergriffen werden? Dies ist für die moderne Zeit unnatürlich. Heute geht bei den Frauen der Weg zu den Ideen nur durch die Liebe. Daß Sulamith Lothar liebte, konnte mit dieser Plötzlichkeit geschehen, nicht aber, daß sie Christin wurde. Auch ist die Vergiftungsintrigue matt, und läßt kalt, da Alles vor unseren Augen geschieht und wir die Helden nur als Schlachtopfer sehen. Aber die ästhetische Spekulation wird nichts destoweniger durch diese Arbeit angeregt: wir werden überzeugt, daß sich die Behandlung der modernen Verhältnisse des Christen- und Judenthums mit Rekapitulationen der Vergangenheit in der Prosa sehr gut ausnehmen müßte. Die Eingangsscene auf den Kirchhöfen der Juden und Christen, das gegenseitige Klagen und zur Rache Rufen ist vortrefflich gedacht, und bis auf den verunglückten Humor der Todtengräber mit kunstvoller Behandlung durchgeführt.

Wie wohl thut es, einmal ein Buch von Grund der Seele für die Öffentlichkeit empfehlen zu können!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 151. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 29. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Eben wollte Theresa, auf's Äußerste erschöpft, sich auf ein ärmliches, in Eile bereitetes Lager werfen, als sie die Tritte mehrer Personen auf der, in den Korridor führenden Treppe erschallen hörte, bald darauf die Eisenthüre des Gemaches erdröhnte und ein alter Mann, — der Schließer, — in Begleitung eines Mönches hereintrat. Letzterer blieb einige Schritte zurück, sein Begleiter trat vor, und nachdem er Theresen mit leiser Stimme verkündet hatte: daß gegenwärtiger Bruder von der hohen Junta beauftragt worden, sie zum Tode zu bereiten, entfernte er sich langsamen, schleppenden Trittes, wie er gekommen war, und die Riegel des Gefängnisses rasselten hinter ihm zu. —

„Wollt Ihr nicht näher treten, Ehrwürdiger?" sagte jetzt Theresa, doch — sogleich stieß sie einen Schrei der Überraschung aus, und sank auf ihren Sessel zurück; sie hatte die Züge Pedro's erkannt. —

„Auch das noch!" seufzte das Mädchen nach einer Weile wie betäubt, und setzte mit herzzerreißendem Tone hinzu: „O Gott! Zuviel! — Zuviel!" — —

In diesem Augenblicke trat Pedro näher. Sein Auge lag tief in der Höhle, es war gerötheter, seine Wange noch bläßer, wie gewöhnlich. Der Mönch hatte das Ansehn eines Gestorbenen.

„Theresa!" sagte er nach langem Schweigen und mit einer tiefen Grabesstimme. „Ehe du mich verwünschest, ehe du mir fluchest, fordre ich dich auf, mich zu hören." —

„Wenn ein menschliches Gefühl in dir wohnt," rief das Mädchen, nachdem es lange den Mönch angestarrt, „so bitte ich dich, mich augenblicklich zu verlassen! — Du weißt, du kannst mich nicht zum Tode vorbereiten; meine Beichte würde eine Lüge, deine Lossprechung ein Fluch, das Ganze eine Gotteslästerung sein. — O verdirb nicht die Seele zugleich mit dem Leibe!" —

„Höre mich, Theresa!" rief Pedro mit dem Tone des furchtbarsten Ernstes. „Bei allen Schmerzen eines vernichteten Lebens, bei den Höllenqualen eines zertretenen Herzens fordre ich dich auf. Höre jetzt meine Worte; sie enthalten Tod oder Leben." —

„Rede!" antwortete das Mädchen mit tiefem Seufzer, „Rede! — Dann aber, wenn ein menschliches Gefühl in dir wohnt, dann — entferne dich."

„Theresa!" sagte der Mönch, und der Ton, womit er dieses sagte, hatte etwas Schauerliches. „Entweder du bist rein, du bist eine Heilige, und dann habe ich an dir ein furchtbares Verbrechen begangen, oder du bist ein gewöhnliches Weib, und dann verdienst du zu fühlen, was verschmähte Liebe, was die glühendste Rache vermag. Eins oder das Andere kann nur sein; aber Gewißheit muß ich haben, mitten unter den Qualen der Verdammniß."

„Ich verstehe dich nicht!" sagte Theresa mit Entsetzen. —

„Du weißt," sprach Pedro mit halblauter Stimme, die dadurch nur um so gespenstiger, schauerlicher wurde, „du weißt, daß, als wir uns zu Tolosa trennten, ich dir Tod und Untergang zuschwor, im Falle du daran denken solltest, einem andern Manne ange-

hören zu wollen. Du wähltest den Schleier, ich die Tonsur. Bis jetzt sah ich zu dir empor, wie zu einem höheren Wesen, doch seit jenem Augenblicke, wo in der Kirche der Töchter von Jerusalem — — Was ist das?“ unterbrach Pedro seine Rede, als ein ganz eigenthümliches Geräusch hörbar wurde und wieder schwieg. — „Es ist nichts,“ setzte er dann hinzu. „Das alte Gebäude ist durch das Bombardement erschüttert; es fiel ein Stein aus der Mauer. — — Seit jenem Tage,“ sprach er weiter, „leide ich Höllenqualen! — Bist du das Wesen, das ich wider Willen anbeten, verehren muß, bist du ein Weib, das meiner Rache verfallen ist? — Ich weiß es nicht; doch deine Weigerung, vor der Junta den geforderten Eid zu leisten, spricht für das Letztere. Sei es nun, wie es sei! Jetzt in diesem Augenblicke muß es entschieden werden. Du konntest Angesichts der Junta ungewiß, du konntest von der Forderung überrascht werden; jetzt ist es ein Anderes. Du hast dich zum Tode vorbereitet, keines der Gefühle deines Herzens kann dir unklar sein. — Schwöre mir,“ — hier zog Pedro ein kleines Kruzifix aus dem Busen, und stärker schallte seine Stimme, — „schwöre mir, daß du den Fremden nicht liebst, daß du nicht daran gedacht hast, je die Seine werden zu wollen, und ich will dich, es geschehe auch was da wolle, augenblicklich in Freiheit setzen.“

„Ich schwöre, daß ich an keine Verbindung mit ihm gedacht, noch denke!“ sagte Theresa, indem sie die Hand empor hob.

„Schwöre, daß du ihn nicht liebst!“ rief heftig der Mönch. „Beschwörst du dies, so bringe ich dich, kraft meiner Macht als Mitglied der Junta, bis außerhalb des Bereichs der Gewalt der letztern, und sollte der Tod mein Loos sein.“

Theresa schlug, ohne ein Wort zu sagen, die Augen nieder, ihre Lippen zitterten.

„Du kannst nicht, Mädchen? — Du kannst nicht?“ rief Pedro heftig, indem er Theresen am Arme faßte. — „Wohlan!“ sprach er, als sie im Schweigen beharrte; „so bist du nichts als eine Sünderin, wir stehen uns dann gleich, und ich werde meinen Schwur erfüllen.“

Als der Mönch die letzten Worte mit starkem Tone und einer grausenhaften Festigkeit gesprochen, griff er, als ob er etwas suchte, in die weiten Falten seines Kleides, und schien dann etwas Blitzendes in seiner Hand zu bergen.

„Heiliger Gott!“ schrie in diesem Augenblicke Theresa. „Du willst mich ermorden?“ —

„In der That, das will ich!“ erwiederte Pedro mit entsetzlicher Kälte. „Ich habe geschworen, daß die Hand keines Mannes dich berühren soll, und so soll es auch nicht die des Henkers.“ —

„Wie willst du einen Mord an der, die nur noch einige Stunden zu leben hat, vor Gott, vor dir, wie vor der Welt verantworten?“ rief das Mädchen entsetzt.

„Ich habe die blutige Rache geschworen, wenn ich dich falsch erfände, und ich habe dich so erfunden!“ erwiederte der Mönch in entsetzlicher Ruhe. — „Übrigens soll man nicht mir, sondern dir selbst den Mord zuschreiben.“

„Du willst mich ohne Beichte, ohne Absolution hinopfern?“ rief schaudernd das Mädchen.

„Du kannst mir nicht beichten, ich dich nicht lossprechen!“ erwiederte Pedro mit eisiger Ruhe. „Eine Beichte, wie diese, wäre ein Gräuel, die Absolution ein Fluch. Einen andern Priester dir zu senden, ist unmöglich, nachdem ich offen mit dir geredet habe.“ —

„Vergönne mir wenigstens Zeit, mich zum Tode zu bereiten!“ bat jammernd Theresa.

„Eine Viertelstunde; mehr nicht!“ erwiederte Pedro. Eben schlug die Uhr das letzte Viertel vor Mitternacht.

Rasch blickte in diesem Augenblicke der Mönch sich um, denn eben erscholl wieder das Geräusch, das früher seine Aufmerksamkeit erregt hatte, dann war wieder Alles still. —

Während Theresa bald nach dem kleinen Gebetbuche, bald nach dem Rosenkranze griff, und dann wie bewußtlos eins nach dem andern hinwarf und auf die Kniee sank, ging Pedro langsamen Schrittes, das tiefliegende Auge auf den Boden geheftet, dicht an der Seite des Mädchens auf und ab. Nichts, als das leise, krampfhafte Zucken seines Mundes, verrieth die Gemüthsbewegung, in der er sich befand.

Theresa schien inzwischen zwar etwas ruhiger zu werden, sie betete mit Inbrunst und Ergebung; aber als das vorige Geräusch sich wieder auf's Neue kund gab, richtete sie das Auge wie unwillkürlich nach der Thüre. Auch der Mönch hatte dahin geblickt, doch als die vorige Stille wieder eintrat, sagte er mit kaltem und rauhem Tone: „Benutze deine Zeit! Kaum fünf Minuten hast du noch zu leben. — Das Geräusch kam von dem Hammer der Uhr, der zum Schlage aushob, und welches bis hier herunter tönte in nächtlicher Stille.“ — — —

Die Situation, in der sich Theresa inzwischen befand, war eine entsetzliche. Man wäre zwar versucht zu glauben, daß es dem unglücklichen Mädchen hätte ziemlich einerlei sein können, nach einigen Stunden unter den Händen des Henkers oder jetzt, in der Tiefe des Kerkers, von dem Dolche ihres Todfeindes zu sterben, dies war aber keineswegs der Fall. Dort, — so hatte sie gehofft, — würde vielleicht ein Wort des Trostes, ein gütiger Blick voll Theilnahme, sie auf dem Hingange zum Richtplatze stärken, religiöser Zuspruch ihr Kraft geben, das furchtbare Unabwendliche zu ertragen, hier aber fühlte sie ihr Gemüth wanken auf dem Rande zwischen Zeit und Ewigkeit. Je näher der entsetzliche Augenblick heranrückte, desto weniger vermochte sie Fassung zu finden. Wenn sie auf das düstre, bleiche Gesicht des Mannes blickte, der in wenigen Minuten ihr Mörder werden sollte, so schien die

Gestalt des letztern sich in die eines im Fiebertraum gesehenen Gespenstes zu verwandeln. In dem gereizten Zustande, in dem ihre Nerven sich befanden, glaubte sie in ihm einen Dämon zu erblicken, der den Abgrund verlassen, um ihre ihm bereits verfallene Seele in Empfang zu nehmen, die Wände des Kerkers schienen ihr von Blut zu triefen, der Boden unter ihren Füßen zu wanken. —

Jetzt ertönte der erste Schlag der die Mitternacht verkündenden Glocke, und dieser Ton durchzuckte den Körper des Mädchens so schmerzlich, als wie wenn die Sonde des Wundarztes einen blosgelegten Nerv berührt hätte. Theresa verhüllte schaudernd das Gesicht in ihren Schleier. — — —

Kaum war der letzte Schlag verhallt, als wieder das vorige, Aufmerksamkeit erregende Geräusch erschallte. Diesmal schien es, als wenn ein Stein aus der Wand des Kerkers herabgefallen wäre; dem ungeachtet hatte dieser Umstand keinen Eindruck, weder auf Theresen, noch auf ihren Mörder, machen können, denn noch verhüllte sie ihr Gesicht, als leise, aber furchtbar die Worte: „Bist du bereit?“ in ihre Ohren tönten.

(Schluß folgt.)

Literarische Charaktere.

Eduard Lytton Bulwer.

(Schluß.)

Dahin war man bei'm Anfange der französischen Revolution gekommen. Gelehrte und Philosophen, die Bulwer so ganz und gar ähnlich waren, öffneten der verblendeten Menge ein Eldorado. Sie lebten damals ihre gute Zeit, die Zeit ihres Renommee's und ihrer Macht; mit vollen Segeln liefen sie in die öffentlichen Versammlungen ein. Man sah Mercier, Thomas Payne, Raynal sich in die Reihe der Gesetzgeber stellen. Aber sie bewiesen bald, daß das Schriftsteller-Talent keine Garantie des politischen ist; sie spielten eine traurige Rolle im Staatsleben: Unentschiedenheit, Ungewißheit, Kraftlosigkeit in Meinung und Rede zeichneten sie aus. Die Rhetorik übte damals einen großen Einfluß aus. Robespierre und Marat verfuhren nach Theorieen, nach dogmatischen Axiomen. Man ahmte die Reden des Sallust nach, Thucydides und Demosthenes wurden als Muster genommen; die Kunst der Rede, oder vielmehr die Kunst, mit einer gewissen anscheinenden Eleganz, einer gewissen trügerischen Leichtigkeit Nichts zu sagen, usurpirten den Ruhm und verwirrten die Bewegungen der politischen Maschine; die Sophistik herrschte bei den Jakobinern und im Konvente. Es bedurfte mehrer Jahre, um einzusehen, daß diese schöne Sprache nicht die Bestimmungen der Republik beschütze, daß der theoretische Einfluß die Wohlfahrt Frankreichs außerordentlich gefährdet habe, daß man am Ende nicht ein Land mit großen Worten retten oder regieren könne. Buonaparte kam zur Regierung; er erklärte den Theoretikern den Krieg, ihnen, die über Frankreich geherrscht und seine Bestimmungen so schlecht regulirt hatten. Man hat ihn bitter wegen seines Hasses gegen die spekulativen Philosophen getadelt. Mit Unrecht! Mußte er nicht vor den Träumern erschrecken, deren Wort Frankreich berauscht, und die auch seine Absichten gefährden und untergraben konnten? Er wollte um jeden Preis Frankreich zur Arbeit und Thätigkeit führen, und wenn die von ihm ergriffenen Mittel tyrannisch waren, — es waren die einzigen, die er anzuwenden hatte. So erklärt sich denn sein Haß gegen Alles, was die Gedanken der Völker von Neuem aufregen konnte, gegen Hrn. von Tracy und Savat, Benjamin Constant und Hrn. v. Bonald, Chateaubriand und Frau von Staël. Buonaparte hatte wahrhaftig nicht so Unrecht, also zu handeln. Unglücklich ist das Volk, welches sich weniger auf die Vernunft, als auf die Rhetorik verläßt.

Bulwer spielt beinahe im englischen Parlament die Rolle der Merciers und Marmontels im Anfange der französischen Revolution. Auch er nimmt seine Träume für Projekte, seine sentimentalen Chimären für politische Ideen. Arme trügerische Poesie, welche du in der Geschichte der Völker denselben Platz einnimmst, den der abentheuerliche Roman und die Platonische Liebe in der Lebensgeschichte eines jungen Mädchens ansprechen! Wie Marmontel, Mercier und Louvet verdankt Bulwer seinen ersten Ruf frivolen Romanen. Gleich ihnen sieht er nicht die Folgen der ungeheueren Bewegung vorher, die er beschützt. Sein Talent macht sich durch einen Charakter der Neuheit, Eleganz und beinahe französischen Witzes geltend, wovon man vergebens ein Musterbild unter seinen Vorgängern sucht. Man erblickt darin den Anfang einer neuen Literatur und Epoche. Der glänzende Styl, das leichte Gewebe des Plans, die geringe Kraft der Situationen, die Rapidität des Dialogs erinnern weder an Tom Jones, noch an Richardson. Unser Schriftsteller scheint zugleich von Lesage und dem jüngeren Crebillon inspirirt worden zu sein. Seine Charaktere sind, nach Art der Wassermalerei, ohne Solidität, ohne Kraft, ohne Tiefe. Es ist wahr, daß die Sprache, die ihnen Bulwer beilegt, geistreich, leicht, oft angenehm und belebt ist. Er redigirt sein Kapitel, wie eine Folge von Artikeln, die insgesammt kleine glänzende Flächen bieten müssen. Das Rothwelsch der Diebe, das Echo des Mode-Styls, die Details einer Toilette, ein Drama vor dem Assisenhof: Alles muß dazu beitragen, seine Leser zu belustigen und zu unterhalten.

Das letzte Werk Bulwer's, der „Student“ *), ist eine Sammlung fragmentarischer Skizzen, die bereits in den Revüen erschienen sind, welche der Verfasser nach der Reihe mit seinen Produktionen angefüllt hat. Diese Gestaltung sagt seinem ganz episodischen und wenig zur Concentration und Bildung eines Ensemble geeigneten Geiste vorzugsweise zu. „Die letzten Tage von Pompeji“, ein prätentiöses Werk, beweiset, wie wenig Bulwer für eine konsequente Grund-Idee geeignet ist. Man findet in dieser Dichtung viele glänzende Stücke. Glückliche Beschreibungen sind darin reichlich vertheilt. Aber der Plan ist mangelhaft, und es ist dem Dichter nicht gelungen, die antike, unter der Asche und Lava des Vesuvs begrabene Civilisation wieder ins Leben zu rufen. Übrigens ist in Betreff dieses Werks eine sonderbare Reklamation erfolgt. „Ich habe Hrn. Bulwer (sagt Fairfield, der Herausgeber des monatlichen Magazins für Nordamerika) eine Kopie meines Gedichts, betitelt: „die letzte Nacht von Pompeji“ zugesendet. Hr. Bulwer hat diesem Gedicht den ganzen Plan, alle Ereignisse, alle dramatischen Incidenzen entnommen, ohne die Quelle anzugeben; ab ovo usque ad mala, von der Suppe bis zum Desert hat er nur die Zeit und die Personen geändert.“ So viel ist gewiß, daß Bulwer kein produktives Genie besitzt. Eugen

*) Das Wort ist hier synonym mit „wissenschaftlicher Forscher“.

Aram ist lediglich das Resultat einer geschickten Benutzung eines Kriminal-Prozesses, wovon die Gerichtshöfe widerhallten. Die schönsten Seiten, die kräftigsten Situationen des Romans finden sich in den gleichzeitigen Journalen. Auch der größte Theil der übrigen Werke Bulwer's stützt sich auf Fakta, als bedürfe seine Imagination einer Stütze. —

Vorstehendes ist der Auszug eines größeren Raisonnements über Bulwer — wie es in dem „Monthly Literary Magazine" enthalten ist. Die Richtung der neueren Schule, die ja nur eine Fortsetzung der von Voltaire und Rousseau angeregten Idee ist, welche freilich durch Napoleon und die mit ihm zusammenhängenden Ereignisse gewaltsam zum Schweigen gebracht wurde, aber nicht unterging, und jetzt von Neuem ihre Stimme erhebt und einen praktischen Wirkungskreis verlangt, wird hier auf die gewöhnliche Weise bekämpft. Die Gegenpartei stützt sich auf die Erfahrung, und verschanzt sich hinter die Wirklichkeit. Sie ist der Meinung, die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts sei bereits ein beweisendes Resultat der Unzulänglichkeit der spekulativen Philosophie für den Staat gewesen. Die neue Schule aber ist der Meinung, jene Revolution sei nur der Abweg, die Verirrung ihrer Grundsätze; man werde doch am Ende zu einem Ziele gelangen. Somit beharrt sie auf ihrem Pfade, und läßt es sich vorerst angelegen sein, auf das sociale Leben einzuwirken, und diesem eine — allerdings humanistischere Richtung zu geben.

Beurmann.

Buntes.

*** Dem Pabst ist ein in unsern Tagen seltnes Glück widerfahren: er hat von einem Amerikaner geerbt, und zwar nicht weniger als 80,000 spanische Piaster; dafür muß er dem frommen Seligen eine Seelenmesse lesen.

*** **Ein toll gewordener Elephant.** Die Zeitung von Madras berichtet, daß ein Diener des Nabobs unlängst einen schrecklichen Tod fand. Ein Elephant, der zu dem Chepauk-Palaste gehörte, wurde plötzlich von Tollheit befallen, machte sich los, und ergriff mit seinem Rüßel die erste Person, die ihm in den Weg kam. Er schwang den Diener mit furchtbarer Gewalt über seinen Kopf, schmetterte ihn zu Boden, und fuhr fort, den leblosen Körper so lang auf die Erde zu stoßen, bis er seine Wuth an diesem einen Opfer völlig ausgelassen hatte, und den Leichnam verließ. Er stürzte sich dann auf Andere, die sich ihm zu nähern wagten, aber so glücklich waren, ihm zu entkommen. Das Thier warf hierauf zwei andere Elephanten zu Boden, die man abgeschickt hatte, ihn zu überwältigen. Die Thore des Palastes wurden sogleich verschlossen, und die Aufseher gingen auf ihn zu, um ihm zu schmeicheln. Er ging sachte vor ihnen her, bis sie so kühn wurden, zu ihm heran zu kommen, worauf er sich dann plötzlich umdrehte und, so schnell er konnte, auf sie stürzte. Dieß that er mehremals, und ein Reiter ward abgeschickt, um vom Nabob Verhaltungsbefehle einzuholen, was geschehen solle. Bei seiner Ankunft rückten die Garden aus und wurden befehligt, auf den Elephanten zu feuern. Das Thier wurde wirklich gefangen, aber nicht eher, als bis es 20 Kugeln bekommen hatte. — Einer gegen so Viele, die empörte Naturkraft über aller Menschengewalt, — ein königlicher Anblick!

*** **Die Kokosinseln in der Südsee.** Erst in der neuesten Zeit haben sich die Seefahrer für diese unterm 12°, 9' südlicher Breite und 97° 5' der Länge liegende Inselgruppe, welche sich von 12°, 3' bis 12°, 14' südlicher Breite ausdehnt, zu interessiren begonnen. Der Kapitän Horsburgh gab in seinen Directions for Oriental Navigation die erste kurze Beschreibung derselben; aber die Vorzüge, welche dieser Archipel den Entdeckungsreisenden darbietet, blieben so lange unbekannt, bis Kapitän Roß den nördlichen Theil derselben besuchte. Dort fand er einen trefflichen Hafen zur Ausbesserung seiner Fahrzeuge, und von dort aus unternahm er eine Entdeckungsexpedition ins Innere des Landes. Etwas später gründete Kapitän Roß, von dem herrlichen Klima hierzu bestimmt, am Landungsplatze die Niederlassung Port Albion, und weiter gegen Südost eine andere: New-Selma. Die kleine Kolonie bestand Anfangs blos aus seiner Familie und einigen Bedienten, worunter sich ein Maurer und ein Zimmermann befanden. Trotz so geringer Anfänge gedieh und gedeiht sie zusehends von Tag zu Tag, und verstärkt sich durch Einwanderer aus Malaienland und von verschiedenen Inseln der Südsee.

*** In der deutschen Literatur entwickeln sich immer mehr interessante Symptome, aus denen sich ihr Charakteristisches bestimmen läßt. Für's Erste eine Schwärmerei für den Materialismus, die manchmal und zumeist zum Fanatismus wird, dem Fanatismus der ersten Moslim gleich, welche eine Glaubenslehre mit Feuer und Schwert predigten und, den Pantheismus bekämpfend, den Himmel doch nur in zwei materiellen Kammern constituirten, zum Speisesaal und — Harem. Solcher Art ist die Tendenz der Literatur geworden, und eine natürliche Folge des sie leitenden Instincts ist, daß den alten Interessen nur in den individuellen Trägern derselben zu Leibe gegangen werden kann. Es sind keine Phalangen, die hier begegnen, sondern schlagfertige einzelne Condottieri. Sie dienen alle einer großen Sache, aber nicht mit dem Verlust ihres Bluts allein, auch mit Verlust des ganzen Lebens. Eine Literaturfrage ist aus dem Befreiungskampf zum Vernichtungskampf geworden, und wir sehen hier das in seiner Art einzige Schauspiel einer großen Todesweihe des Genius. — Die Zeit weiß Alles aus!

*** **Die Ruinen des alten Babylon.** Die Ebene, welche die Ruinen von Babylon einnehmen, ist, obschon immer mehr einen wüsteren Charakter annehmend, dennoch in einer Ausdehnung von 15 Lieues mit Trümmern, beinahe verfallenen Anhöhen, mit Aquädukten und halb angefüllten Kanälen bedeckt. Diese Ueberreste sind dergestalt unter einander gemischt, daß es Einem oft unmöglich wird, den Platz und die Gränzen der eingestürzten Gebäude wieder aufzufinden. Der Plan der alten Stadt ist — so zu sagen — im Grunde der Erde verborgen. Die Ruinen fangen bei einem Orte Escanderia an. Man findet in diesem Worte den Namen Alexander wieder, der, mit Nimrod und Semiramis, ein Beförderer der Babylonischen Kunst war. Backsteinhaufen liegen umher, und je weiter man vorgeht, desto häufiger und größer werden sie. Zuletzt versperren Einem ganze Reihen kleiner Hügel den Weg, die mit Backsteinen überschüttet sind und die Umrisse der Stadt und die früheren Straßen bezeichnen. Das, was den Glanz Babylons ausmachte, ist verschwunden; die nach Strabo 350 Fuß hohe Mauer, welche Darius bis auf 75 Fuß herabsetzte, ist eingestürzt und hat den großen Stadtgraben mit ihren Steinen beinahe ganz angefüllt. Nur hier und da erblickt man noch ungestalte Ueberreste jenes Denkmals der Baukunst. Geht man, dem Laufe des Flusses folgend, weiter vorwärts in der Stadt, so erblickt man zu beiden Seiten kolossale Ruinen. Sie sind zahlreicher auf der linken oder östlichen Seite, aber die größte ist auf dem rechten oder westlichen Ufer. Dieses Monument wird gewöhnlich Birs Numrods genannt, d. h. Palast Nimrod's. Das ungeheure Gebäude, welches eine Viertelmeile vom Fluß entfernt liegt, gehört dennoch mit zur alten Stadt. Es ist von länglicher Gestalt, unregelmäßig, und hat 2,082 Fuß im Umkreis, — nur 82 mehr, als Strabo dem Tempel des Belus anweiset, ein Unterschied, der sich leicht aus dem Zusammensturz der Baumaterialien erklärt. Die Höhe der Ruine beträgt im Westen 60 Fuß, im Osten beinahe 200. Ueber diese ungeheure Terrasse ragt eine Mauer aus präparirten und nicht blos in der Sonne getrockneten Backsteinen hervor, die 35 Fuß hoch und in drei Stockwerke getheilt ist. Aus der Untersuchung, die man mit dieser Ruine angestellt hat, ergab sich, daß sie in pyramidalischer Form gebauet war. Die Kritiker sind uneinig, ob sie dieselben für den Babylonischen Thurm, oder für den Tempel des Belus erklären sollen. Birs-Numrod verlassend, gelangt man zu dem Stadttheile, welcher der volkreichste war, und wo beide Ufer durch eine von Semiramis erbaute Brücke verbunden wurden. Längs des östlichen Euphrat-Ufers dehnt sich eine lange, 40 Fuß hohe Anhöhe von Backsteinen aus. Es ist der von Semiramis erbaute Quai der östlichen Flußseite, wodurch den Ueberschwemmungen desselben für immer ein Ziel gesetzt wurde. Auf dem östlichen Ufer an der Brücke befindet sich das reichste Quartier der Stadt; die Ruinen werden breiter und imposanter, die unendlichen Gebäude-Reihen nehmen zu; der Boden ist mit kostbaren Fragmenten überhäuft, unter andern von Alabaster und Glas-Vasen, welcher letztere Umstand dafür spricht, daß den Babyloniern die Ehre der Glas-Erfindung gebühre.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 152. 1835.

605

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 30. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Bachsmann.

(Schluß.)

„Laß mich noch das Gebet des Herrn hersagen; es enthält ja auch die Bitte, daß dir vergeben werden möge!“ sprach schwach und mit zitternder Lippe die Unglückliche.

„Bete!“ erwiederte der Mönch mit tiefem Grabeston.

„Wenn ich meine Hände ausbreiten werde — dann —“ stammelte das Mädchen.

„Dann!“ erwiederte jener, und strich den Ermel seines Kleides zurück.

Theresa lag jetzt auf den Knieen, das verhüllte Haupt auf den Sitz des Schemels gebeugt. Sie betete laut und mit ziemlich fester Stimme das Gebet des Herrn. —

Jetzt war es zu Ende. — Der Mönch erhob den Arm; er schien den Dolch dem Mädchen durch den Hals stechen zu wollen. —

„Herr! in deine Hände —“ rief eben Theresa, Pedro wollte den Stoß vollführen, aber — „Feuer!“ erschallte es im Hintergrunde des Korridors, ein Blitzstrahl schien der Mauer zu entsprühen, und drei Flintenschüsse krachten durch das hell erleuchtete Gewölbe. — — —

Pedro wälzte sich in seinem Blute, Theresa sank ohnmächtig neben dem Sessel nieder. — —

„Öffnet Soldaten! Stoßt die Steine aus der Mauer!“ tönte jetzt eine helle Stimme, und wenig Sekunden nachher stürmte Lepelletier, gefolgt von einigen Ouvriers, aus dem Hintergrunde des Korridors hervor. Der Hauptmann hatte den entblößten Degen in der Hand. Eben fiel sein Blick auf das Antlitz Pedro's.

„Stirb, Elender!“ schrie Lepelletier, indem er zweimal hintereinander dem Verwundeten das Schwert durch die Brust stieß. „Stirb, wie du gelebt, hassend, verzweifelnd.“ —

„Und mich rächend!“ rief der Verscheidende, den Dolch mit letzter Anstrengung nach Theresen schleudernd.

Ein Schmerzensruf schlug in diesem Augenblick an das Ohr Lepelletiers.

„Gott im Himmel, Theresa! — Sie ist verwundet!“ schrie er nach dem Mädchen hineilend.

„Ma foi! Nichts, als einen kleinen Hautriß im Nacken, der deßhalb immer noch hübsch genug sein wird;“ sagte ein alter Ouvrier, der zu Theresen getreten war. „Ein guter Fetzen Feuerschwamm darauf gebunden, oder eine Handvoll Spinnweben ist ein gutes Remedium.“ —

Theresa blickte eben auf den Hauptmann. So erschöpft sie war, schien sie ihn dennoch zu erkennen, sie streckte die Hand nach ihm aus, dann sank sie in Ohnmacht.

„Welcher Zufall — doch fort mit ihr! Bringe sie in's Freie!“ rief Lepelletier hastig dem Ouvrier zu, der zuletzt gesprochen. „Du bleibst bei dem Mädchen, Alter, und sagst dem Kommandirenden des Postens: ich ließe sie seinem Schutze empfehlen. — Ihr Andern aber frisch an's Werk!“ fuhr der Hauptmann fort, indem er sich zu den Soldaten wendete, die in größerer Anzahl der Maueröffnung entstiegen waren. „Nehmt die Steinblöcke, und verrammelt die Thüre! Man

kann unsere Schüsse gehört haben. — Das Gebäude
aber muß ein Schutthaufen sein, ehe die Sonne em-
por steigt.“ — — —.

Dies war auch nach Verlauf weniger Stunden der
Fall. Das Kloster Santa Maria de la Misericordia,
stürzte über den Häuptern seiner Bewohner zusammen.
Ein wüthendes Gefecht begann mit Tagesanbruch,
um im Laufe des ganzen Tages nicht wieder nachzu-
lassen. Der Pfarrer von St. Gil, das Kruzifix in
der Hand, machte, an der Spitze einer Schaar Mönche
aller Orden, den Säbel in der Faust, gefolgt von
einer Volkskolonne, einen verzweifelnden Ausfall. Mit
dem Ausrufe der alten Kreuzfahrer: „Gott will es
so!“ drang er, wie ein Rasender, mitten in den
dichtesten Haufen der Feinde. Nach wüthender Ge-
genwehr, ward er und der größte Theil derer, die
ihm folgten, erschlagen. Nur wenige Mönche fielen
lebend in die Hand der Franzosen. Lannes ließ sie
alle Angesichts der Festung aufhängen. —

Der Typhus hatte indeß seit einigen Tagen die ent-
setzlichsten Fortschritte gemacht, jetzt erlagen ihm auch
der Limonadenwirth vom Cosso, und Tio Marin;
Palafox erkrankte. Die Junta war mithin fast auf-
gelöst. — Unter solchen Umständen fing die langge-
nährte Hoffnung der Belagerten an zu erlöschen. Sech-
zehntausend geschleuderte Bomben, fünfundvierzigtau-
send Pfund Pulver, womit die Minen geladen waren,
hatten überdies die Stadt bis in ihre Grundvesten
erschüttert, die Gebeine von vierzigtausend Menschen
bedeckten die Ruinen — es blieb nichts mehr übrig,
als sich zu ergeben. Am 20ten Februar ward endlich
eine Kapitulation abgeschlossen; in deren Folge pflanzte
die Stadt die weiße Fahne auf, und unterwarf sich.——

Theresa war indeß im Hauptquartiere des Marschalls
mit größter Achtung behandelt worden. Schon die
Unerschrockenheit, mit der sie oft, mitten im Kugel-
regen, Verwundeten und Sterbenden Trost und Hülfe
gebracht, hatten ihr diese gesichert; auch machte die
Art und Weise ihrer wunderbaren Rettung sie dem
französischen Krieger interessant genug, um, wie es in
solchen Fällen häufig vorkam, die schöne Gefangene
mit Artigkeiten und Galanterien aller Art zu über-
häufen. Bei alledem lastete auf dem Herzen There-
sens eine tiefe Trauer. Sie sagte sich, daß nach dem,
was vorgegangen, sie im Vaterlande wohl schwerlich
eine Freistatt, wo ihr Leben gesichert sei, würde fin-
den können, und bat den Marschall, daß er sie so bald
es die Umstände erlaubten, nach Bayonne möge ge-
leiten lassen, wo sie Hoffnung habe, bei Freunden
aus der Zeit ihrer Kindheit ein Unterkommen zu fin-
den. Lächelnd gewährt der Herzog vom Montebello
ihre Bitte, aber das Mädchen erröthete hoch, als ihr
kund ward, daß Hauptmann Lepelletier, der den Be-
fehl erhalten hatte, dem Kaiser die Nachricht der
Übergabe Saragossas zu überbringen, ihr Begleiter sein
werde. — — —

Die Reise nach Bayonne ward nun in wenigen Ta-
gen zurückgelegt. Sie war zwar kurz — aber dennoch
lang genug, um den Hauptmann die fröhliche Ge-
wißheit nach Paris mitnehmen zu lassen, daß The-
resa seinen Bitten, die Seine werden zu wollen, nach-
gegeben habe. — Beide Gatten leben noch, und
erfreuen sich ihrer spätern Lebenstage an den schönen
Ufern des Cher. — — —

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Die Häuser Langsdorff, Voß, Ackermann, Thibaut,
Martin, Klüber, Gatterer, Leyprechting, Wanzold, Sar-
torius ꝛc. standen den Studierenden und allen Gebildeten
für Abendgesellschaften, Akademien, Familienunterhaltung,
Spazirgänge, Ausflüge, Landparthien täglich offen. Will-
kommen war der Student in solchen Kreisen. Nie und
nirgends habe ich weniger Zwang und mehr Anstand, mehr
Jovialität und schönere Würde, mehr Sinnigkeit und
reichere Abwechselung, nirgends einen wärmern und frucht-
barern Gebrauch des Kunstdilettantismus und der Belle-
tristik zu Vervielfältigung und Veredlung des geselligen
Vergnügens gefunden.

Heimisch fühlte sich dort bald der Student, geehrt,
gehoben. Nicht Theekesselgesellschaft grinzte ihn hager und
altklug an, sondern die schönere gesellige Bildung umschlang
und fesselte ihn mit ihren rosigen Banden, zu einer ächten
Vorschule seines künftigen Lebens mit Gebildeten.

Dort wurde der Jüngling geschmeidig, gewandt, frei,
fröhlich nach Innen und nach Außen. Dort lernte man die
geschäftsfreien Stunden würdig ausfüllen, von der Arbeit
und den Anstrengungen des Berufs lohnend und fördernd
sich erholen, das schöne Geschlecht von der bessern Seite
kennen und ehren, seine Professoren lieben, als Jüngling
der Mannheit sich unterordnen, alle Ansprüche an das Leben
regeln, Leidenschaften zügeln, Mann werden.

In geselligen Kreisen, wo Steifheit und Rangsucht den
Ton angeben, das Formelle zur widerlichen Etikette sich
gestaltet, Kunst und Dilettantismus zum leeren eiteln Ge-
pränge wird, die Pedanterie und Gelehrsamkeit den Salon
zum Hörsal stempeln wollen, das Gespräch um die Parzen-
spindel der scandalösen Kronik sich ekelhaft dreht, das
Spiel zur Hauptsache wird und Fratzenhaftigkeit der Weiber
eine Geckenhaftigkeit der Männer erzeugt und bedingt, —
in dieser ächten Theekesselschaft des heillosen Bontons wird
der Student an Leib und Seele verdorben, mächtiger und
unrettbarer als durch die wildeste Rohheit und ungezügelte
Ausschweifung.

Der Biersäufer, der Raufbold, der Wollüstling kann
ein guter Staatsbürger, ein trefflicher Beamter werden.
Der Theekessel bleibt ein Jammerbild, eine Fratze des kah-
len und schalen Egoismus, der Geistes- und Herzensnulli-
tät sein ganzes Leben lang.

Zeigt die edle Gesellschaft die Energie und Consequenz —
jeden wahrhaft unsittlichen Studenten, überhaupt die Rohheit
jeder Gattung, aus ihrem Kreis zu verbannen und ent-
fernt zu halten, verstehen es die Professoren, auf den
Zutritt in ihrem Haus stolz zu machen, darnach Sehnsucht
zu erwecken — so wirkt das Ehrgefühl lebendiger und
fruchtbarer als Vorträge und Schriften es je vermögen.

Es bleibt stets ein wesentlicher Fehler, wenn ein Uni-
versitätslehrer nur ein Fachgelehrter, nicht auch ein gebil-

deter Mann ist. Der Lehrer ist der König seiner Schüler, der natürliche angeborene und erwählte König. Das Ansehen und die Macht den Lehrern der Universitäten zu rauben, ist eine unverantwortliche Sünde, ein Beweis der Unbekanntschaft mit dem Wesen und Leben der deutschen Universitäten.

Wenn das Mitglied eines Gerichts-Collegiums als Schuft sich beweist, so nimmt man nicht dem Collegium seine Amtsgewalt, sondern man entsetzt den einzelnen Schuft seines Amts und straft ihn nach dem Gesetz. Warum anders mit den Professoren der Universität verfahren? Das antimonarchische Princip haben die deutschen Universitäten nicht erzeugt und nicht in's Leben gerufen, nicht einmal gesäugt!

Es ist eine Seuche gleich der Cholera; sie kommt, man weiß eigentlich nicht woher, und warum, sie geht wieder, man weiß nicht weshalb. Eine Pest, welche alle mit Krankheitsstoff Behafteten verzehrt und zuweilen sich den Spaß macht — Kerngesunde wegzuraffen.

Regimenter, ja ganze Heere gingen zum Feind über in offener Feldschlacht, und man nannte sie Patrioten! Provinzen fielen ab von ihrem Herrscher, und schlugen seine Krieger todt, meuchlings und im offenen Kampfe, und — man pries sie als treue Söhne, als Helden! Dies mußte manche Begriffe verwirren, manchen Schwachen auf sonderbare Gedanken bringen oder vielmehr gedankenlos machen, den vagen Eindrücken des Gefühls, dem oft gar seltsamen Spielen der Phantasie preisgeben.

Regimenter fielen von Fürsten ab, und schlossen sich den empörten Bürgern fraternisirend an. Wem ist es deßhalb eingefallen, die stehenden Heere abzuschaffen, das Kriegerthum zu vernichten, statt der Uniformen und Waffen den Soldaten Kinderjacken anzuziehen?

Die deutschen Universitäten sind nicht die Erzeuger des Geistes, der durch Europa zieht; sondern manche Individuen der deutschen Universitäten haben sich, wie Tausende anderer Individuen aller Klassen, auf dem allernatürlichsten Wege von diesem Geist beim Schopf packen und zuweilen etwas verrückt machen lassen.

Niemand kann und wird den bösen Geist, der einzeln sich eingeschlichen hat, radikal und wohlthuend vertilgen, als die Studenten selbst, mit ihren Lehrern an der Spitze. Sie werden es, wenn man durch einiges Vertrauen sie ehrt; sie sind Deutsche. Bei Deutschen hat stets der gesunde Sinn die gebührende Herrschaft sich bald wieder errungen. Die Pariser und Brüsseler Propaganda ist in ihren Quellen versiegt, und kann auch dort nur vertilgt werden. Das so oft und herb gerügte Franzosenthum hat eigentlich nie das Herz der Jünglinge durchdrungen. Lächerlich wird es ihnen werden, sobald man den Stolz und Adel der Deutschheit aufrecht zu erhalten, zu erheben sich bestrebt. Verächtlich ist es ihnen stets geworden, sobald es zum Angriff deutschen Wohls und deutscher Ehre sich erfrechte. Der ist noch lange kein Franzose, der in Napoleon den großen Geist des Jahrhunderts bewundert, und mit Entzücken das Rednertalent eines Foy, Constant, Lamarque und Mauguin preist. Das Große bezaubert die Jugend oft an Gegnern am meisten, ohne daß sie den Grundsätzen und Gesinnungen beipflichtet.

Daß aus dem Deutschthum, Jahnthum ꝛc. vor Allen die leicht entzündlichen Gemüther der Jugend Gährungsstoff, Neuerungsdrang, wunderliche Ideen über Deutschlands Wiedergeburt, und die Mittel, solche ins Werk zu setzen, empfangen mußten, lag in der romantisch-schimmernden Erscheinung jener Zeit. Heftiger Widerspruch, Hohn und Spott nicht unzweideutiger Schriftsteller konnte unmöglich beschwichtigen, zu ruhiger Ansicht, zur Besonnenheit führen. Dies Alles mußte um so mehr aufreizen und spornen, als es dem Stolz der Jugend, zugleich schmeichelnd und ihr verletzend, in ihren eigenen Augen ihr plötzlich eine Volksthümlichkeit und Wichtigkeit verlieh, welche sie früher nicht geahnet hatte.

Man erhob damit die bevormundete Jugend augenscheinlich unter die selbständigen Männer, stimmfähigen Bürger, Personen von Bedeutung. Namentlich Kotzebue rief Dinge ins Leben, welche die gesammte deutsche Jugend zwei Jahre früher für unmöglich gehalten, und ohne seine beißende Bitterkeit wahrscheinlich nie ausgebildet hätte. Eine Art von Fanatismus entflammte plötzlich Herzen und Köpfe der Besten. Wirre Ideen über Deutschlands Bestimmung, Deutschlands Einheit, neue Gefährdung deutscher Freiheit griffen als verderblicher Zauber täglich weiter um sich, wahrlich nicht bei der Jugend allein, und nicht von ihr ursprünglich ausgehend. Wie aus langem Schlaf plötzlich aufgerüttelt, blickten die Jünglinge einer aufgehenden Sonne berauschten Blickes entgegen. Viele erblindeten von dem magischen Glanz. Manche wurden entzückt von den Sphärenklängen und Syrenensängen neuer schöner Theorien, allmächtiger Worte und Zauberformeln. Als eine heilige, als die heiligste Pflicht erschien es von nun an, solcher Theorie der Menschheitsbeglückung zu leben, begeistert und begeisternd ihrem Dienst sich zu weihen, dafür zum Märtyrer zu werden. Selbst das Verbrechen wurde als eine Pflicht, als eine schöne Tugend erkannt.

Ist es das deutsche Universitätswesen, welches solche Verwirrung und alles daraus entspringende Unheil hervorrief?

Alle solche Verirrung und Verwirrung entsprang der edelsten Quelle. Sie nimmt Mitleid, Schonung in Anspruch. Die Universitäten als solche sind schuldlos an solchen Übeln; die Jünglinge reifen allmählich zu Männern heran und lächeln ihrer früheren Irrthümer, und schaudern bei dem Gedanken, auf welchen Bahnen sie gewandelt, und dienen warm und treu dem Staate, welchen sie umstürzend in jugendlichem Dünkel zu reformiren wähnten.

Ohnmächtig ist der Wahnwitz der Wenigen, welche die Verblendung in die Jahre der Mannheit mit hinübernahmen. Ihr Grimm findet nicht Anklang und nicht Nachhall, — sie stehen isolirt, — wahrlich nicht geachtet, und noch weniger furchtbar.

Kunstsammlungen irgend einer Art, Museen, Naturalienkabinette, Lehranstalten für Theorie und praktische Übung der Künste waren auch in Heidelberg, wie auf den meisten Universitäten nur in sehr untergeordnetem Zustande, theilweise gar nicht vorhanden. Namentlich schien man die Musik für eine Anmaßung oder Üppigkeit zu halten, und das Theater als etwas sehr gefährliches zu betrachten. Mit dieser Ansicht kann ich mich durchaus nicht für einverstanden erklären. Die Musik ist nicht nur nicht bedenklich, sondern von unberechenbarem Vortheil. Sie ist eines der wesentlichen Mittel zum Humanisiren, zur allmählichen Beseitigung mancher Roheit, zu einer nützlichen für das ganze Leben wohlthuend nachhaltigen Erholung und Beschäftigung. Und was ist gegen das Theater einzuwenden? Etwa Zeitverlust? Schnurpfeiferei! — Veranlassung zu Ausschweifung und Debauchen? Thorheit, welche Einer getrost dem Andern nachspricht, ohne daß einer es reiflich überlegte. Abhaltung von Studien? Lächerlich! — Alle die davon sich abhalten lassen wollen, finden der Abhaltungsgründe genug, selbst in dem jammervollsten Krähwinkel. (Forts. folgt.)

Buntes.

*** **Die Ruinen des alten Babylon.** (Schluß.) Die erste Ruine, welcher man hier begegnet, ist ein viereckiger Thurm aus Backsteinen, mit keilförmigen Inschriften, der einen Raum von 200 Metres umfaßt. Man hält ihn für den Thurm, auf welchem der Tempel des Belus erbaut war. Diese Konjektur wird dadurch unterstützt, daß man hier, beim Nachgraben, einen grandiosen, aus grauem Granit gehauenen Löwen fand. Man hatte aber — nach einer Lokal-Tradition — ein altes Babylonisches Idol im Sande, neben diesen Ruinen, vergraben. Da man hierauf zu weiteren Nachforschungen schritt, so fand man auch eine umgestürzte männliche Statue aus demselben Stein, die 9 Fuß hoch und 3 breit war. Dieselbe schien — ihrem barbarischen Style nach — einem hohen Alterthume anzugehören. Weiter findet man am Flusse die Ruinen des berühmten Palastes mit den hängenden Gärten. Nur ein Baum erhebt sich auf der Stelle, wo jene Gärten standen, der der allgemeinen Zerstörung entgangen ist. Er läßt nur an den Spitzen seiner Zweige eine Spur von Vegetation sehen, und die Naturforscher haben erkannt, daß er einer Gattung angehört, die nur in Indien gefunden wird, und die folglich dem Lande, wo er steht, fremd ist. Soviel ist aber gewiß, daß er außerordentlich alt ist.

*** **Fortschritte der Schwärmerei in England.** Spreche ihr von dem Vorschreiten des Papismus, seht ihr, welche Fortschritte die Glaubensschwärmerei macht, so werdet ihr gewahr, daß ein vor vierzig Jahren kaum durch ein Teleskop sichtbarer Fleck sich über eine ungeheure Strecke ausgebreitet hat, und die schönsten Pflanzen in ihrem Wachsthume erstickt. Nehmt ihr diesen unheimlichen Gast einmal in eure Wohnung auf, — dann gute Nacht Friede der Seele und ruhiges Gemüth. Gute Nacht, ihr fröhlichen Tänze und munteren Gesänge, und harmloser Zeitvertreib, der uns die langen Winterabende verkürzt. Gute Nacht dann, ihr unschuldigen Erholungen und zahllosen Reize jener Gesellschaft, die das Ergötzen der Jugend und der Trost hinsinkender Jahre ist, die letzte Zuflucht Aller, die sich von den Stürmen der Welt zurückziehen. Augen, aus denen das Bewußtsein eines redlichen Willens strahlte, Wangen, die einst in der Blüthe der Gesundheit strotzten, sonst mit niedergeschlagene Geister, und Gemüther,

> „Denen unumwölkt, wie heute,
> Jeder Morgen heiter schien";

Alle sinken unter der schonungslosen Sichel des Verheerers. Man sage nicht, daß ich das Gemälde überlade, — ich habe es gesehen, ich habe seine furchtbaren Fortschritte beobachtet, und nützliche und erheiternde Mitglieder der Gesellschaft, in melancholische Eremiten verwandelt, als die Phantome ihres vormaligen Ich umherschleichen sehen. Wie manches schöne Gesicht wird von schwermüthiger Düsterheit überschattet, das, ohne diesen bösen Feind, vom Lächeln widerstrahlen würde. Er ist dem Upasbaume*) vergleichbar, unter dessen giftig ertödtenden Zweigen Alles welkt und erstirbt. Alle Partheien müssen sich diesem Fanatismus entgegensetzen, wenn er nicht verheerend in seinen Wirkungen werden soll. Wie oft sah ich an einem schönen Sonntags-Abend die Bauern der Normandie an den blumigen Ufern der Seine tanzen; selbst fröhlich, theilten sie Andern ihre Fröhlichkeit mit. Wenn ich jedoch von der belebten Scene meine Gedanken nach Hause richtete, und mich unserer Art den Sabbath zu feiern erinnerte, wo das Lachen verbannt ist, und fröhliche Laune für eine Sünde gerechnet wird: so habe ich darin den Grund zu entdecken geglaubt, warum die niedere Klasse in Frankreich ruhig schlafen kann, ohne ihre Thüre zu verschließen und ihre, von keinem Diebe heimgesuchten Gärten zu umpfählen. Menschen, die sich bisweilen beim Klang der Violine vereinigen, fallen sich selten zu Raub und Todtschlag an; sie finden Vergnügen an einem tugendhaften Wandel, und ihr offenes Gesicht ist der Spiegel ihres redlichen Gemüths; an ihnen sieht man keinen Stolz, sie sind nicht sauertöpfisch und aufahrend; sie sind keine Kopfhänger, gleichsam aus Scham, weil sie sich der Reinheit ihrer Beweggründe bewußt sind; ihre Stimme ist nicht weinerlich, und kurz, sie haben keine der Marktschreierkniffe und mürrisch-sauern Gewohnheiten unserer modernen Frömmler an sich. Sie sehen die Erde als einen Fleck an, der ihnen gegeben ist, um darauf glücklich, aber nicht elend zu sein; sie sehen im Menschen mehr ein unsterbliches Wesen, als einen verächtlichen Wurm, wie uns die geistlosen Ranters**) sagen. Den Sonntagabend aufzugeben, in den grünen Feldern umher zu wandern und den Gesang der Vögel mit anzuhören, Zeuge der stillen Feier zu sein, die rings in der Natur herrscht, und den Duft der mit Maienblüthen gekrönten Hecken einzusaugen, — ist dieses, frage ich, nicht besser und vorzüglicher, als sich in einem Versammlungshause drücken und pressen zu lassen? Sehen wir nicht ringsum in den Schönheiten der Natur die Glieder der Kette, die näher zum Allvater hinzieht und uns mit ihm verbindet? Sehen wir seine Macht nicht in seiner Milde, seiner Güte entfaltet? Ergießt sich diese allgemeine Milde nicht in unser Herz, Oel auf unsere Wunde träufelnd und uns leise die kleinlichen Vorurtheile und eitle Bestrebungen vorwerfend, von denen wir im Gewühl der Menge befreit sind? Der siebente Tag sei ein Jubelfest, ein Tag der Ruhe und der Freude, und als solcher, hoffe ich, wird er immer, trotz einem Sir Andrew Agnew und Menschen seines hirnverbrannten Gelichters, gefeiert werden. (Sun.)

*** **Titian's Venus.** Dieses herrliche Kunstwerk, das jetzt im Pall-Mall zu London gezeigt wird, bietet Allen, welche sehen wollen, was das Genie eines Malers vollbringen kann, einen köstlichen Genuß dar. Die Gluth der Farben ist nie zu einer höheren Vollkommenheit getrieben worden, als in diesem überaus schönen Kunstwerke. Der Kopf weicht einigermaßen von jenem desselben Gegenstandes zu Florenz ab; er erscheint uns aber schöner, weil er individueller und natürlicher ist. Das Fleisch ist durchaus so rein, wie der prachtvollste Sonnenuntergang, ob wir gleich nicht ganz sicher sind, ob die Carnation um den Hals noch ihren ursprünglichen Ton hat. Es ist jedoch eine Figur, die man Stunden lang beschauen, und doch immer mehr und mehr an Titian's Schöpfung zu bewundern finden kann. Auch die untergeordneten Theile sind vortrefflich ausgeführt. Das Gemälde wird, wie man uns sagt, auf fünftausend Guineen geschätzt, und soll in einer Lotterie zu 250 Loosen ausgespielt werden, deren Treffer nach der Hamburger Lotterie bestimmt wird. (Lit. Gazette.)

*** **Numismatik.** Eine wichtige Entdeckung, die mit der Geschichte des Departements der Lozere im südlichen Frankreich in Verbindung steht, das vormals, während der Herrschaft der Römer, das Land der Gabalen ausmachte, ist kürzlich im Arrondissement von Mende gemacht worden. Ein Landmann, der eine Erderhöhung umgrub, zerhieb mit seiner Picke einen kleinen irdenen Topf, der 122 Stück Silbermünzen enthielt. Herr Ignon, ein benachbarter Edelmann, der ein Kabinet von alterthümlichen Seltenheiten sammelt, die sich auf die Geschichte der Provinz beziehen, kaufte solche sämmtlich, bis auf acht. Sie gehören einer sehr fernen Periode des Alterthums an. Es befinden sich mehrere Varietäten des römischen Asses und Denarius darunter, mit Konsular- und andern Münzen von Pompejus, Cäsar, Marc-Antonius und August. Folgendes sind die erwähnten Familien: Acilia, Afrania, Alexandria, Antonia, Aquilia, Bombia, Cäcilia, Calphurnia, Carisia, Cassia, Claudia, Cloelia, Considia, Cordia, Cornelia, Flaminia, Fonteia, Fundania, Hostilia, Julia, Junia, Licinia, Livineia, Lucilia, Lucretia, Marcia, Mussidia, Nävia, Nasidia, Nonia, Numitoria, Papia, Plautia, Poblicia, Pompeia, Pomponia, Porcia, Procilia, Roscia, Rubria, Rutilia und Carrienus, dessen Familiennamen nicht unbekannt ist.

*** **Russisches Diner.** Es ist abundant, mannigfaltig, und vereint allen Glanz eines erfinderischen Luxus. Außer einer Flasche „Kislichi" (ein saures Getränk) trinkt man noch bei jedem Gastmahl eine andere mit Wein oder Bier. Vor jeden Gast sind verschiedene Gläser gestellt. Ein besonderer Diener für jeden Gast befaßt sich unaufhörlich mit der Sorgfalt für diesen, während andere die Speisen auf der Tafel ordnen, die ein Küchenmeister auf einem besonderen Tische tranchirt. Nach vollendeter Mahlzeit erhebt sich der Gastgeber vom Tisch, das Zeichen des Kreuzes machend. Die Gäste folgen seinem Beispiel. In einem Nebenzimmer wird sodann ein reichhaltiges, aus Konfituren bestehendes Desert eingenommen. Endlich kommt Thee, welchen die Russen mit allen Arten von Liqueuren, besonders mit „Klouvka" vermischen.

*** **Lebensweise der Reichen in Rußland.** Vom Morgen an nach dem Dejeuner, das aus Kaffee oder Thee besteht, bleibt fortwährend bis zum Diner ein mit kalten Speisen und Leckerbissen für die Besuchenden besetzter Tisch stehen. Das Signal zum Mittagessen wird durch zwei Bediente gegeben, deren einer ein Gläschen Liqueur, der andere, nach alter orientalischer Sitte, Brod und Salz, als Zeichen der Gastfreundschaft, präsentirt. Wenn der Russe zum Erstenmale Jemanden als Gast bei sich sieht, so bittet er ihn, an seiner Rechten Platz zu nehmen, und macht ihm die Honneurs. Eine einzige Einladung, die man angenommen, genügt, Einen in dem Hause ganz und gar bekannt zu machen.

*) Neuere Reisende haben jedoch die Fabel von der schrecklichen Wirkung dieses Javanischen Giftbaumes widerlegt. Sein Gift ist aber tödtlich, wenn es in offene Wunden gebracht wird.

**) Eine religiös schwärmerische Sekte.

Hierbei der Haupttitel und das Register.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

¾

Phönix.

Frühlingszeitung für Deutschland.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Jahrgang 1835.

Zweites Halbjahr. (1. Juli bis 31. December).

Mit zwei artistischen und 5 literarischen Beilagen (Intelligenzblatt 4 — 8).

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt des Phönix.

Die Zahlen zeigen die Nummer der Stücke an.

Erzählungen, Phantasiestücke, Sagen &c.

Adrian. Granwaile von Ireland. 254—255.
E. Duller. Baruch der Befreier. 182—200.
L. Bechstein. Thüringische Sagen. 169.
W. Irving. Die kleine weiße Dame. 218—223.
H. Künzel. Die Taubstumme. 179—181.
J. Mosen. Die Italiänische Novelle. 153—163.
E. Scavola. Der Fluch des Negers. 226—235.
Der Seher. 259 — 269.
A. van der Weune. Die lothringischen Geschwister. 207—217.
L. Wienbarg. Das goldene Kalb. 164—172.
L. Wihl. Vauquelin u. Dem. Dupuis. 166.

* * *

Die Hexe von Trouville. 179 — 182.
Schweizerische Volkssage. 155 — 159.

Poesie.

Achat, Kleinigkeiten. 170.
Reichthum. 180.
Beer. Träume. 182.
L. Bechstein. Dichter und Richter. 153.
Lätitia. 184.
Tauschhandel. 267.
Die Grafen von Lara. 290—300.
Braunfels. Herbstliche Fahrt. 155—163.
Cauer. So oder So. 256.
E. Duller. Der Goldmann. 248—253.
F. Schabinairai. 284.
Journier. Das Abendmahl. 164.
F. Freiligrath. Das Lied der Arena. 188.
Der Alp. 209.
Die Magier. 208.
Ammonium. 211.
La vida es sueño. 215.
Lieve Heere. 227.
Der Dichter in den Revolutionen. 241.
Unter den Palmen. 262.
Gaudy. Das Mädchen mit dem Sterne 173—177.
Kilzer. Bei'm Sonnenaufgang. 165.
Dichters Thu'n. 185.
Gedichte. 291.
H. Künzel. Der Lindenbaum. 169.
Kaiser Karl. 297.
Nänny, ... und Scherz. 154.
... den Halley-Kometen. 243.
H. Otten...ner, Was schmerzt? 190.
Warum? 266.
Die ewige Blume. 274.
Der redliche Finder. 295.
Sallet, Der starke Hakon. 181.
Der Blonde und der Braune. 237.
L. Schefer, Herostratus. 213 — 214.
Der Bogen der Liebe. 226.
Gedanken und Sprüche. 244. 245. 247.
Schuster, Jubiläumsfang. 161.
Ungenannte: Der Verbannte. 257.
Räthsel. 217. 233.
Vogl, Herr Elrich und die kleine Karin. 183.
Der fröhlichste Zecher. 200.
Ahasver. 232.
Der Botaniker. 296.
Wihl, Romanze vom Fischer. 157.
Prinzessin Ilse 239.
Wittich, Des Denkers Zögling. 219 — 225.
Wolff, Kriegsruf des Mufti. 212.
Die Djinns. 218.
Türkischer Marsch. 228.

Literatur.

I. Deutsche.

Adrian, Rheinisches Taschenbuch für 1836. 264.
Alvensleben, Eroberung Siciliens. 248.
Auffenberg, Spanische Reise. 222.
B. v. B. Faust. 174.
Bachmann, Hegel und Antihegel. 258. 264. 270.
Bauernfeld, Theater. 299.
Bechstein, Sagenschatz 252.
Belani, Premierminister. 246.
Berly, Musterstücke aus Shakspeares Dramen. 156.
Berthold, Gedichte. 228.
Beurmann, Hansee. 234.
Biedenfeld, Novellen. 246.
Binder, Metternich. 300.
Blaul, 3 Fürstensöhne. 216.
Borck, Hochverräther. 300.
Burckhardt, Blücher. 168.
Büchner, Danton's Tod. 162.
Bührlen, Stuttgart. 180.
Bürger, sämmtliche Werke. 294.
Carus, Reise durch Deutschland. 174.
Charleswang, todtes Parlement. 178.
Clemens, Diversion. 200.
Der Excentrische. 228.
Elias, die Liebenden. 191.
England, in der Reform. 169.
Ferrand, Gedichte. 180.
Novellen. 234.
Flathe, Geschichte der Vorläufer der Reformation. 180.
Förster F., Friedrich Wilhelm I. 198.
Franz I. 274.
Fürst und Volk. 280.
Gaudy, Korallen. 264.
Gehe, Eroberung Sibiriens. 228.
Gedenke mein! für 1836. 300.
Göschel. 303.
Göthe und sein Jahrhundert. 252.
Göthe's Faust. 302.
Grabbe, Aschenbrödel, Hannibal. 194.
Grübel, sämmtliche Werke. 229.
Grün, A., Schutt. 294.
Guttenstein, Zinkgraff. 216.
Gutzkow, Nero. 240.
Hagendorff, Gedichte. 178. 180.
Hahn, Gedichte. 210.
Heeringen, fränkische Bilder. 174.
Helwing, Geschichte des preuß. Staates. 264.
Hormayr, historisches Taschenbuch. 306.
Jahrbuch schwäbischer Dichter u. Novellisten. 300.
Janinski, Rose und Drache. 178.
Jerrmann, das Wespennest. 156.
Kannegießer, Vorträge über Göthes lyrische Gedichte. 162.
Knebel, Nachlaß. 228.
Kobbe, N. H. Ec. Meyer. 180.
Reiseskizzen. 282.
Kosmopolita, Fatagel. 246.
Kühne, Quarantaine im Irrenhause. 192.
Kunstnovellen. 282.
Lax, Reisekur. 216.
Lewald, Badealmanach. 156.
Tyrol. 222.
Lotz, Novellen. 246.
Luther. 289.
Maltitz... Hochmuthsteufel. 228.
Corregidor. 228.
Materialismus, Christenthum, Ehe. 252.
Merk, Briefwechsel. 196.
Meyr, Wilhelm und Rosina. 191.
Mosen, Heinrich der Finkler. 258.
Mörike. 300.
Rugge, der Chevalier. 180.
Mundt, Charlotte Stieglitz. 240.
Musenalmanach, deutscher. 228. 234.
schlesischer. 282.
Nacht- und Tageblätter, aus dem Portefeuille Louis XVIII. 276.
Nachtrag über deutsche Kritik. 186.
Nicolai, die Geweihten. 252.
Novellistik. 300.
Oldenburg, Erinnerungen. 228.
Oesterreichische Literatur. 294.
Ottenheimer, Kettenschmied. 186.
Oettinger, Marabouts. 162.
Eau de mille fleurs. 216.
Le Petit, Erklär. der Hogarthschen Stiche. 168.
Phantasus, Jacobina. 180.
Platen, Abassiden. 288.
Plötz, Lustspiele. 178.
Pückler-Muskau, Semilasso. 246.
Quednow, Vielliebchen. 222.
Ralph Daugby, 252.
Raumer, historisches Taschenbuch. 306.
Raupach, Tasso's Tod. 294.
Ravensberg, König Hiarne. 191.
Reubel, das Politisch-Böse unsrer Zeit. 162.
Rießer, der Jude. 216.
Roman, Phantasien über den deutschen Roman. 276.
Rosenkranz, Verdienst der Deutschen. 210.
Rousseau, Marienbüchlein. 300.
Russa, Norddeutsches Taschenbuch. 300.
S . . . , Emancipation der Frauen. 180.
Scavola, Learosa. 276.
Schaffer, die Revolution. 252.
Schefer, Laienbrevier. 191.
Schiff, die Ohrfeige. 300.
Schlesinger, Herbstnovellen. 216.
Schnabel, der deutsche Student. 180.
Schopenhauer, Novellen. 246.
Schubarth, gesammelte Schriften. 162.
Seni-Tasso. 270.
Simrok, Wieland der Schmid. 198.
Steiger, Reise durch Holland. 198.
Tausend und ein Tag. 289.
Tiek, gesammelte Novellen. 246.
Traxel, Memoiren eines Flüchtlings. 306.
Uebersetzungen. 306.
Uhland, eine Stimme aus Frankreich über ihn. 250 — 253.
Urania für 1836. 282.
Volksbüchlein. 216.
Voß, poetische Werke. 240.
Wahrheit und Wirklichkeit. 174.
Walch, das Gelübde. 162.
Wienbarg, zur neuesten Literatur 186. - Wanderungen durch den Thierkreis. 210.
Zandyk, Erinnerungen aus der Schweiz. 252.
Zedner, Kornblumen. 246.
Zeiten und Dinge. 258.
Zimmermann. 300.
Zirklaup, die natürliche Tochter. 300.

* * *

Notizen. 167. 170. 178. 186. 196. 206. 232. 235. 247. 249. 262. 269. 270. 273. 275. 278. 279. 280. 283. 286.

II. Französische.

Alex. 290.
Balzac, Vater Goriot. 156.
Seraphita. 303.
Buchez. 257.
Bureaud-Riofrey. 290.
Code sacré. 301.
Crequi, Souvenirs. 294.
Delavigne, König Eduard's Söhne.
Don Juan d'Autriche. 253—261.
Dictionnaire de l'Academie. 296.
l'Epoque. 295.
Encyclopädieen, katholische und des 19. Jahrhunderts. 296.
practische. 303.
Foa, die Jüdin. 306.
Gazette de France. 299. 302.
V. Hugo. 167. 200. 234.
deutsche Gesammtausgabe. 242. 276.
Chants du crepuscule. 285. 298.
Kinderliteratur in Frankreich. 285.
Lamarque, Memoiren. 168.
Lerminier, Au de là du Rhin. 210. 222.
Marmier, Etudes. 254.
Nodier, Stogar. 216.

Notizen. 157. 163. 166. 188. 190. 193. 194. 196. 197. 199. 200. 204. 205. 207. 208. 211. 212. 213. 215. 217. 218. 219. 220. 223. 224. 225. 226. 227. 229. 230. 231. 232. 236. 237. 238. 239. 243. 245. 247. 253. 256. 260. 261. 263. 265. 266. 271. 272. 274. 275. 277. 278. 279. 280. 284. 285. 287. 289. 290. 295. 297. 299. 301.
Penhoen, Guillaume d'Orange et Louis Philippe. 280.
Roland. 287.
Romantik auf dem französischen Theater. 233.
Sand, Lelia. 174.
André. 216.
Vigny, A. de. 203.

III. Englische.

Brougham. 287.
Burns, Gedichte. 204. 210.
Cooper, Monkins. 277.
Englische Schriftstellerinnen. 164.
Lingard, Geschichtswerk. 210.
Makintosh, Geschichte der Revolution von 1688. 270. 288.
Marryat, Seeoffizier. 282.
Noël, the state of the metropolis &c. 297.
Notizen. 157. 194. 197. 201. 202. 204. 208. 209. 211. 212. 217. 218. 231. 238. 243. 245. 247. 251. 253. 256. 259. 261. 265. 272. 277. 278. 286. 304. 305.

IV. Italienische.

Adrian, über italiänische Literatur. 204. 209.
Grossi, Marco Visconti. 186.
Notizen: Sismondi. 208. Coletta. 213. Rosini. 250 — 263.
Penisio, Scelta di poesie &c. 300.

V. Spanische Literatur-Notizen.

Los Valles. 202. 207. Francisca de Pavos. 212. Toreno 221. Romey. 226. Godoi. 225. Martinez de la Rosa. 248. Trueba. 256.

Bildende Kunst und Archäologie.

Förster, Ernst, Briefe aus Italien. 179—183. 186 — 191. 195 — 197.
Oldenburg, F. A., Professor Rauchs Werkstatte. 207.
Quednow, Castell an der Saar, (Archäol. Bericht.) 165 — 167.

* * *

Alexanderzug. 183.
Archäologische Notizen. 171. 172. 188. 199. 214. 219. 241. 260.
Dantan. 292.
Denkmaler. 182. 190. 197. 199. 217. 242. 260. 261. 269. 274. 283. 307.
Düsseldorf. 197.
Festkalender (von Pocci und Görres) 205.
Hogarth und Lichtenberg. 284 — 286.
Hohenschwangau. 202. 297.
Klassische Stellen der Schweiz. 202. 287.
Kunstnotizen. 155. 167. 182. 183. 189. 202. 206. 217. 243. 247. 251. 256. 261. 215. 275. 278. 179. 280. 301.
Kunstnotizen aus Frankfurt am Main. 173. 278. 295. 296.
Mexikanische Alterthumer. 307.
Munchner Kunstausstellung. 208 — 202.
Munchner Kunstler. 226 — 228.
Osterwald, Weiteransichten 293.
Rheinstein. 250.
Scholl. 269.
Veith, Fresken rc. 254.
Vogel, Peter, Klosterleben. 306.

* * *

Artistische Beilagen:
1) Handzeichnungen von E. T. A. Hoffmann. 243.
2) Klosterleben, nach Peter Vogels letzter Zeichnung. 306.

Musik.

C. Gollmik, zur Geschichte eines Patent-Flügels, musikalische Genrebilder 192 — 194.
Lipinsky's Concert in Frankfurt. 229.
Musik in Frankfurt. 173. 175. 185. 187. 200. 203. 213. 215. 226. 229. 248. 253. 266. 269. 271. 272. 286. 287. 308. 309.
Musik- und Sängerfest in Mainz. 188. 189.
Notizen über Musik. 194 — 196. (Musik in London.) 236 — 242. 249. 304.

Theater.

Theater in Frankfurt. 167. 177. 194. 206. 249.
Londoner Theater. 196. 257. 274. 280. 286. 295. 304.
Pariser Theater. 161. 176—185. 189. 192—195. 197. 199. 201. 211. 214. 215. 217. 223 — 225. 241. 247. 261. 262. 266. 267. 271. 272. 277. 279. 284. 289. 290. 295. 297. 304. 307.
Wiener Theater. 201.
Theater-Notizen. 243. 267.

Lebens- und Sittenbilder, Reisen, Notizen zur Länder- und Völkerkunde.

Belani, Nachtscenen im Schloßgarten. 154 165.
Beurmann, Genrebilder aus Berlin. 263 270.
Biedenfeld, Erinnerungen aus Heidelberg. 153 — 155.
Irving, W., Montag nach heil. 3 Königstag. 203.
Kolloff, Charaktergemälde aus Paris. 167—178.
Lenz, B., Die griechischen Frauen. 172—176.
Der Nationalgardist und die Höllenmaschine. 190.
Spaziergänge in Syrakus. 199—208.
Die Inseln der Calypso. 209—212.
Ein Bad im Orient. 239.
Mery, über den Campo Santo. 160.
Wienbarg, Reisefragmente aus den Studentenjahren 208 — 209.

* * *

Aufklärung der Moslim. 158.
Der 1. Mai in Irland. 196.
Deutsche Kinder in Paris und Havre. 195.
Ein Amerikaner über d. englische Aristokratie. 250.
Knochenthurm. 175.
Mai in Italien. 196.
Monomanie homicide. 153 — 154.
Pestpriester 177.
Politisches Leben der Belgier. 255 — 259.
Russisches! 155.
Sitten der Einwohner von Boothia. 290.
Sitten der Neuholländer. 296.
Tanz der Derwische. 160.

Geschichte und geschichtliche Notizen, Biographisches.

Aegypten und Aethiopien. 302.
Bellini. 237.
Bulwer. 308.
Charlotte Robespierre. 225 — 226.
Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland im 18. Jahrhundert. 308. 309.
Die Blutversetzer. 272 — 273.
Don Juan Alvarez y Mendizabal. 277.
Eine der ersten Waffenthaten Lamarque's. 160.
Friedrich der Zweite. 304.
Historische Notizen. 208. 286.
V. Hugo's Biographie. 296 — 307.
Joseph Gutzkow. 261.
Mistriß Hemans (Nekrolog). 193.
Shakspear's Vermögensumstände. 171.
Sir John Oldcastle. 291.
Supplemente zu E. T. W. Hoffmann's Leben, (nebst ungedruckten Briefen Hoffmanns). 243 — 284.

Chronik der neuesten Vorfallenheiten.

Berlin. 184 — 187. 241. 262. 271. 277. 290.
Braunschweig. 213.
Europäisches Fest in Paris. 295.
Frankfurt. 296.
Hamburg. 293.
Octoberfest in München. 242 — 249.
Paris. 298.
Kleine Notizen. 154. 158. 168. 171. 172. 179. 181. 183. 191. 194. 196. 199 — 201. 205 — 209. 211 — 214. 217 — 219. 221 — 227. 229 — 232. 235 — 237. 239. 241. 242. 244. 247. 249 — 251. 253. 255. 256. 261. 262. 265. 267. 268. 269. 271. 272. 274. 277 — 279. 284. 286. 288. 289 — 292. 295. 297. 298. 305. 307. 308.

Statistische Notizen.

Unterlieutenants und Tänzerinnen. 154.
Elementarunterricht in England. 171.
Verlorne Negerschiffe. 175.
Statistik der Salpetrière. 181.
Die Passagiere v. Liverpool nach Manchester. 211.
Geldverbrauch in England. 217.
Einwohnerzahl Londons. 221.
Bevölkerung Frankreichs. 225.
Federn in England. 227.
Französische Gesetze. 224.
Londoner Police-Narren. 225.
Baumwolle. 217.
Königliche Bibliothek in Paris. 253.
Arme in England. 250.
Branntweinschenken in London. 262.
Aufgehobne Klöster. 267.
Mäßigkeitsvereine. 289.
Lebensalter berühmter Maler. 289.
Geldwerth der liegenden und der fliegenden Literatur. 299.

Anekdoten.

Geschmack. 157.
Talma. 158.
Politische Anekdoten. 164.
Allard, — Fieschi. 193.
Irischer Bull. 201.
Moore. 213.
Irländische Ankündigung. 226.
Republikanismus. 238.
Klaproth. 244.
Negerschiff. 251.
Genuesischer Stolz. 251.
Der Staatsmann und der Gewürzkrämer. 255.
Dichter Eitelkeit 257.
Garrik. 271.
Napoleons Hut. 295.
Gerichtliche Vertheidigung in Versen. 298.

Vermischte Aufsätze.

Carové, gegen eine französische Verunglimpfung deutscher Nation. 302.
Pantheon. 304.
Clemens, das Geheimniß des Lebens. 171. 172.
Dingelstedt, Abschiedsrede an den Kometen. 275.
Reis, welche Hindernisse stehn der Emancipation der Juden entgegen? 214. 215. 217.
Rießer, Gabriel, Berichtigung. 303.
Wihl, Hiob, Faust, Heine. 175 — 178.

* * *

Abolition des Lotto's. 295.
Berufung der Soldaten zu öffentl. Arbeiten. 290.
Congresse, 262. 302.
Elementarunterricht. 171. 290.
Franz. Schriftsteller in ihren Arbeitsstuben. 181.
Israeliten. 299.
Notizen zur Humanität. 153. 154. 210.
Protestantische Bibel- u. Traktaten-Gesellsch. 301.
Reflexe. 265. 266. 291.
Reflexe aus jetzigen Culturzuständen. 184.
Schiffbrüchige. 225.
Selbstmorde. 220. 290. 301.
Simonisten. 225.
Sclaverei. 171.
Mäßigkeitsvereine. 299.

№ 153. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 1. Juli.

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

Es war einmal eine Zeit in Deutschland, wo aller männliche Sinn so sehr verschwunden war, daß man von wenig Anderem zu reden wußte, als von Agenden und Sängerinnen, von Staatspapieren und Gebetbüchern, oder von frischen Austern und alten Gemälden. Da nun die Poeten das Quecksilber im Barometer des gesellschaftlichen Zustandes sind, so kam es denn, daß selbst wohl ein geborner Riese unter ihnen den magischen Fingerring ansteckte, um als feines Zwerglein Einer der Unsern zu werden. Da sank auch die Poesie auf den Gefrierpunkt der Novellenliteratur herunter. In dieser byzantinischen Zeit saßen einige Freunde zusammen, welche fröhlich in diesem grünen Schlamme herumplätscherten. Nachdem sie sich der Reihe nach lange angesehen hatten, sprach Robert, der jüngere von ihnen, zu seinem Nachbar, der verkehrt auf dem Stuhle saß: „Du bist erst aus Italien, dem Lande der Banditen- und Liebesgeschichten, zurückgekommen, hast du denn gar nichts davon zu erzählen?“ — „Italien ist unser Gegenpol,“ erwiederte Johannes; „sowie die Weltherrschaft sich fast immer an Italien oder Deutschland geknüpft hat. Diese Wagschalen sind zerbrochen; — was wird hernach kommen?“ „Eine Novelle, eine Novelle!“ riefen die Andern. Johannes fuhr fort:

„Jedes politisch zertretene Volk ist ein Treibhaus der Novellen; denn es kann nicht fehlen, daß alle die Massen von Leidenschaften, welche ein großes politisches Volksleben aufzehrt oder unschädlich macht, bei einem niedergehaltenen Volke in dem Einzelnen unerhörte Zerstörungen veranlassen müssen. Schlagt einem Baume die Krone ab, so werden viele unnütze Schößlinge am Stumpfe hervorbrechen; unterdrückt ein gebildetes Volk, so begünstigt ihr die Novellenpoesie. Das Leben eines solchen Volkes gehört darum nicht sowohl der Geschichte, als vielmehr der Novellenpoesie an. Italien aber hat die besten Novellen, und täglich werden dort herzbrechende und lächerliche zugleich begonnen, verwoben oder fertig gemacht. Dort darf man nur die Augen aufmachen, einen kleinen Vorfall, der sich eben zeigt, bis in das Einzelne verfolgen, so wird man gar bald eine Novelle fertig haben. Eine solche will ich jetzt erzählen.

Ich hatte mir in Rom in einem weitläufigen Hause unfern der Tiber und des Ponte Rotto ein Wohnzimmer gemiethet. Dort stand ich eines Morgens auf meinem Balkone und sah mit unklaren Gefühlen dem Gewühle der Nachen und Marktschiffe auf dem Tiberstrome zu. Die tausend wechselnden Bilder, welche sich mir sowohl auf dem Strome, als auf der Gasse zeigten, fesselten meinen Blick immermehr. Wie bald ein lärmender Trasteveriner mit seiner blauen Sammetjacke, den lustigen Hut auf der einen Seite, das Maulthier mit überhängenden Gemüsekörben vor sich her treibt, braunrothe Gebirgsleute mit wilden Falkenblicken vorüberziehen; dort eine verblühte Sünderin im Namen der unbefleckten Jungfrau, hier eine zersprungene Glocke in der Hand eines Stummen um Almosen bittet, ja sogar die armen Seelen im Fegefeuer durch einen in der Sonnenhitze keuchenden Kapuziner um einige Bajocchi zur Linderung ihres hölli-

schen Durstes aufschreien; — das Alles zieht in meiner Seele jetzt noch einmal vorüber. Zu eben dieser Zeit war dort unter meinen Balkon ein alter Zitherspieler getreten, und hatte zu singen begonnen:

> Ahi, quanti palpiti,
> Quanti sospiri,
> Quanti deliri
> Feci per te! *)

Auf einmal hielt er im Gesange innen.

Eine Menge Menschen wogte am Ufer herauf. Aus den heftigen Geberden und dem Schreien des leidenschaftlichen Volkes hörte man nur deutlich den Ausruf: O, die Arme! die Arme! Ich war gespannt und legte mich über das Eisengitter vor, um den Gegenstand, welcher in der Mitte des Gewühls heraufgebracht wurde, sogleich zu erkennen. Mein Gott, welches Schauspiel sah ich! — Auf einem langen schmalen Brette lag ein Frauenleichnam ausgestreckt, und mit einem Seile festgebunden. Zwei Fischer trugen die Leiche einher. Jetzt kamen sie damit unter meinem Balkone an. Unwillkürlich trat mir eine weichliche Thräne in mein junges Auge. Nur eben mußte diese Unglückliche im Strome ertrunken und todt herausgezogen worden sein. Diese Leiche mit den anliegenden nassen Gewändern, mit aufgelös'tem, tropfenden, rabenschwarzen Haare, welches fast bis auf die Erde herabhing; das edle, jugendliche, erloschene Antlitz mit dem schmerzhaft verzogenen und doch jetzt noch schönem Munde; diese Gestalt mit unverhülltem todeskeuschem Marmorbusen, unter welchem an den zarten Handgelenken die Arme mit einem Tuche zusammengebunden waren, damit sie stille liegen möchten; — dieses junge, rührende Todtenbild, welches plötzlich in das glühende Leben furchtbar und doch wieder schön hereingeschleift wurde, machte auf mich den tiefsten Eindruck. — Wie schon die Volksmenge mit dieser Leiche längst vorübergezogen war, stand ich noch immer und starrte auf die Straße hinunter, wo die Wogen des Lebens wieder über diese Erscheinung zusammenschlugen. Der Spielmann bähte sich aber immer noch unten in der Sonnenhitze auf dem Platze und blähte sich im eifrigen Gespräche mit einigen Obsthändlern, welche ihre Körbe mit Limonien und Portugallen auf dem Kopfe trugen, und mit untergestemmten Armen zuhörten. Er hatte seine Zither in die Hand, wie eine Herkuleskeule gefaßt, und schwang sie kreisend um den Kopf herum, daß die Saiten in der Luft wie Glocken antönten. Ich hatte ihm manchen Paolo für Flugblätter, welche er zugleich mit verkaufte, früherhin zugewendet, und so kam es, daß er sogleich, wie er mich ansichtig wurde, mit ausgestrecktem Halse mir zurief: „Signore, una stupenda novella!" Auf einen Wink kam er zu mir herauf. „Ich weiß schon, was Ihr wissen wollt," sprach er mit geläufiger Zunge; — „erzählen soll ich Euch von dieser jungen Frau! Die Arme! Wenn sie nur noch lebte!" „Müssen wir doch alle sterben!" „Aber so jung, und so reich! Erzählen soll ich Euch, und bin so durstig wie ein Wetzstein? Waret Ihr einmal in Orvieto, Herr?" Ich nahm aus meinem Eistopfe eine Flasche d'Orvieto heraus, und schenkte ihm ein hohes Glas voll ein. „O," rief der Alte unterdessen: „das ist mein Strohmäntelchen aus Orvieto, der kleine süße Bettelmönch! Oh! Oh! — ein alter Kot! Kot!" „So ein Enghals," entgegnete ich, „ist gut für einen Weithals." Mein Schmarotzer kostete erst zwei Tropfen, nun besann er sich, und machte sein Gesicht so dünn und spitz, als wollte er sich durch ein Nadelöhr fädeln, dann aber drückte er ein Auge zu und spann einen so langen Goldfaden aus dem Glase, als wäre der Wein zu Maccaroni geworden, bis er den letzten Tropfen herausgewickelt hatte. Jetzt aber schnalzte er mit der Zunge, wie ein Fechtmeister mit der Klinge, welche er mit einigen Schwibbchen probirt, und nun begann er zu plaudern: (Forts. folgt.)

*) O welches Seufzen,
Ach welches Sehnen,
O, so viel Wähnen
Quält mich um dich!

Dichter und Richter.

Aus dem Liederschacht im Busen
Gab ich der Gefühle Gold,
Ringend nach der Gunst der Musen,
Nicht nach eitlen Ruhmes Sold.
Und ich fühle freudig heute,
Daß mir damals Dank gebühret,
Der manch Freundlichen erfreute,
Manche Fühlende gerührt.

Aus der Schaar der Dilettanten
Trat ich endlich ernst heraus,
Unbekannt zu den Bekannten
Wagt' ich mich im kühnen Strauß.
Ohne Wappenschild und Namen
Ritt ich kecklich zum Turnei,
Meiner Lieder leichten Samen
Auszustreuen frisch und frei.

Als ich nun aus traulich engen,
Heitern Kreisen jener Zeit,
Hingetreten vor die Strengen,
Sahen die mich unerfreut.
Und die Strengen, strenge Pflichten
Uebend, haben mich verdammt,
Nicht zu schonen, zu vernichten,
Ueben sie das Richteramt.

Sollt' ich nun die Leier hängen
An die Wand, daß sie verstaubt?
Hat doch manches Herz den Klängen
Froh gelauscht und fromm geglaubt.
Soll die Pflanze nicht mehr grünen,
Weil ein Sturm sie niederbog?
Ist kein Sonnenstrahl erschienen,
Der sie wieder lichtwärts zog? —

Nein, ich laße Strenge schelten,
Und ich dichte fröhlich fort!
Ihren Tadel wird vergelten
Manch ermunternd Beifallwort.
Ob sie Sturm erregen konnten,
Wieder glättet sich das Meer,
Und ich fahr' im hellbesonnten
Liederkahn darauf umher.

Und ich bin und bleibe Dichter,
Freudig übend meine Pflicht;
Jene sind und bleiben Richter,
Ihre Pflicht erfreut sie nicht.
Richtend uns'rer Schwachheit Fehle,
Sitzen kalt sie am Kozy't,
Während dichtend meine Seele
Durch die Himmel fliegt und glüht.

Ludwig Bechstein.

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Das ziemlich geräumige Dreieck zwischen Neuenheim, Handschuchsheim und Ladenburg am rechten Ufer des Neckars hinab, wechselnd Ackerfeld, Wiese, Weingarten, gehörte als Jagdrevier ausschließlich den Studenten. Es durfte nur nach Waidmännischer Regel beschossen werden. Der 24. August wurde als Eröffnungsfest immer sehr feierlich und jubelnd begangen. Eines angenehmen Rechts sich zu versichern und zu erfreuen, strömte an diesem Tage alles auf die Jagd, mit Pistolen, wer kein Gewehr hatte, wer auch jene nicht besaß, mit einem Ziegenhainer.

Vom 25. August an hatte die Jagd wieder ziemlich Ruhe. Nur wenige cultivirten dieses Vergnügen. Die ganze Umgegend ist so reizend. Man zieht Ausflüge nach den schönern Punkten, nach Höhen und Wäldern bald vor. Der einsame Schwärmer und die geselligen Schaaren finden überall mehr für Augen, Ohr, Geist und Herz, als auf dieser Ebene. Der passionirteste Jäger übt dieses Vergnügen auf solcher Gemarkung nicht zur Ungebühr oder als zeitraubende Sucht, denn gesellschaftliche Jagden räumen schnell auf, und allein irgend einer Lust sich hinzugeben, widert den Jüngling bald an.

Die ganze akademische Jugend Heidelbergs war damals in fünf Partheien getheilt. Nemlich in die vier Landsmannschaften der Oberrheiner, der Niederrheiner, der Westphalen und der Kurländer und die Parthei der Neutralen, welche in keiner der vier Landsmannschaften sich einverleiben wollten, oder in keine aufgenommen waren. Aber alle waren eins und einig durch Gesetze, welche sie selbst sich gegeben und sanctionirt hatten, welche mit einer Art von religiösem Enthusiasmus befolgt und erhalten wurden. Dieser Codex hieß der Comment!

Die Landsmannschaften waren quasi privilegirt, indem ihr Dasein, die Namen ihrer Mitglieder, Zweck ihres Vereins und Constitution dem Rectorat und der Landesregierung hinlänglich bekannt waren. Die Verbindung glich so wenig einem Orden, daß vielmehr jedes Mitglied sein Wort darauf geben mußte, keinem andern Verband und namentlich keinem Orden anzugehören und jedem eigentlichen Studenten-Orden stets hinderlich und feindlich in den Weg zu treten.

Unter Orden verstand man jede Verbrüderung auf Eide, welche über die Universitätsjahre hinaus als solche fortbestehen sollte, und neben der Aufrechthaltung das Comment irgend einen andern Zweck im Auge hatte. Jeder Orden war von den Landsmannschaften hors la loi — in Verruf erklärt.

Alle Meinungen und Behauptungen vom Dasein von Constantisten, schwarzen Brüdern ꝛc. zu jener Zeit in Heidelberg und seinen verbündeten Universitäten erscheinen mir heute noch als Irrthum und Unwahrheit. Von politischen Tendenzen war auch nie die leiseste Rede. Man müßte es denn eine politische Tendenz nennen, daß die Meinungen darüber oft getheilt waren, ob Friedrich II., Suwarow, Erzherzog Karl, oder Bonaparte der größte Feldherr sei.

Die Landsmannschaften hatten und verfolgten keinen andern Zweck, als die Feststellung und Aufrechthaltung des Comment, d. h. einer Lex scripta für die Form des geselligen Vergnügens, die Handhabung des Benehmens der Studenten unter sich, die unabänderlichen Regeln über die formelle Ausgleichung aller unter Studenten vorkommenden Mißfälligkeiten, die Bestimmung der Cantons, aus welchen jede Landsmannschaft sich rekrutiren sollte und dürfte. Auch sämmtliche Neutrale erkannten diesen Comment an, und richteten alle ihre Schritte nach seinen Vorschriften.

Die Oberrheiner (Senior — Freyberg) hatten zu ihrem Canton Ungarn, Östreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Italien, Helvetien und halb Frankreich. — Die Niederrheiner (Senior — Helmold) hatten die beiden Hessen, Nassau, Berg, Holland, das übrige Frankreich. — Die Westphalen (Senior — v. Kamptz) hatten alle Sachsen, Preußen, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg, Dännemark, Schweden. Die Kurländer (Senior — Baron von Osten = Sacken) hatten Rußland. Alles was außerhalb dieser Lande geboren war, konnte sich einer beliebigen Landsmannschaft anschließen. So hielten sich in der Regel die Polen an die Oberrheiner.

Den ganzen Comment könnte ich als ein nicht unmerkwürdiges Actenstück hier beifügen, und würde vielleicht nicht nur manchem meiner Comilitonen ein Fest der Erinnerung bereiten, sondern auch manchen Irrthum berichtigen, der schwarz und schwer auf jener so natürlichen, als unschädlichen, ja heilsamen Verbrüderung lastet. Aber Fragmenten gehört eine solche Verhandlung nicht an.

Die Elemente ewigen kleinen Haders lagen vorzüglich in den Kurländern. Sie waren fast alle höchst ehrenwerthe und liebenswürdige Kumpane, an äußerlich feiner Sitte und Abgeschliffenheit allen Übrigen überlegen. Aber meistens Edelleute aus dem Land der absoluten Prärogative, alle reich. An Saus und Braus gewöhnt, und eine gewisse Herrschaft, — waren sie noch nicht Manns genug, um der schönern Überzeugung immer zu folgen, und eigentlich eine andere als die slavisch-aristokratische Freiheit zu lieben. Studenten unter sich bilden die reinste und wahrscheinlich einzig natürliche Demokratie. Solche Anwandlungen mußten Reibungen hervorbringen, — am meisten mit den ebenfalls, wenn auch [illegible], aristokratischen Westphalen, welche überdies auch gern die Rollen der Reichen spielten.

Osten = Sacken, der sich mit Kamptz schon zweimal geschlagen hatte, ohne daß einer von ihnen Sieger oder Besiegter geworden wäre, sollte abermals sich mit ihm messen. Ein Zimmer im Gasthof zu Neckargemünd wurde zum Kampfplatz für J. und noch einige Paare gewählt; die Reise dahin angetreten. Ich sollte das Bett nicht verlassen, um eine schwere Verletzung am linken Fuß zu pflegen. Ein Vertrauter meldete mir, daß der Ober-

pedell so eben sich rüste, die Kämpfer zu überraschen. Rasch stand der flüchtige Einspänner vor der Thüre, um mich hinaus zu tragen. Unterwegs fand ich richtig die schlauen Herrn Oberpedellen. Wie mußte der Rappe nun laufen! Kamptz und Sacken wollten eben beginnen, als ich die nahe Gefahr ihnen meldete. Nach langem heftigem Debattiren wurde endlich gerade das Albernste beschlossen. Alle fuhren auf einem Kahn den Neckar hinab, nach der Hirschgasse, unbefangen jubelnd und singend. Aber der Oberpedell erkannte die grimmigen Wölfe unter dem Schafpelz. Die Kampflustigen standen eben wieder auf der Mensur, als der Schreckensruf „der Pudel!“ ertönte. Alles eilte, die kostbaren Schläger vor seinen Klauen zu retten.

Kamptz sprach kalt: „Also — auf Wiedersehen!“ Aber in Sackens Auge glühte die ungestüme Wuth des eigenwilligen Starosten, sie brach flammend hervor, in den Worten des Hochmuths: „Kamptz hat alles dem Pedellen verrathen!“ Umsonst waren alle Vorstellungen und Bitten, er beharrte bei der schmachvollen Beschuldigung. Kamptz erwiederte endlich, „Das spricht ein Hundsfott!“ Bevor einer dazwischen springen konnte, gab ihm Sacken die verhängnißreiche Manschette. Ein allgemeiner Aufschrei des Entsetzens begleitet diese brutale Verletzung aller Convenienz. Der unerschütterliche Kamptz sprach kalt: „Gut! Als Student bist du im Ver....., als Cavalier werden Sie mir anderswo stehen!“ —

An eine Beilegung war nicht zu denken. Umsonst trachteten die versammelten Landsmannschaftsvorstände irgend ein Mittel ehrenvoller Bemäntelung zu ersinnen. Die Thatsache sprach zu entscheidend, und trotzig beharrte Sacken bei dem Gesagten und Geschehenen. Nun mußte nach Urtheil und Recht der Verruf förmlich und feierlich über ihn verhängt werden. Da brachen mit barschem Wesen die Kurländer den Comment, indem sie dem Interdict trotzend, dasselbe gegen die andern Landsmannschaften aussprachen.

Damit war alles Conventionelle vernichtet. Die Rohheit der Gewalt sollte fortan jedes Urtheil fällen und der Prügel ihr Vollstrecker sein. Bewaffnet mußte gehen, wer nicht geprügelt sein wollte. Scheußlicher Zustand!

(Fortsetzung folgt.)

Buntes.

*** Die Knute. Die Knute ist eine Peitsche mit kurzem Stiel, an welchem ein langer Riemen geschmeidigen Leders befindlich, mit scharfer Spitze. Wird die Knute bei häuslichen Züchtigungen angewandt, so wird jeder Streich von einer Ermahnung begleitet, in welcher man den Strafbaren auf sein Vergehen hinweiset. Soll eine öffentliche Exekution stattfinden, nach dem Gutachten des „Quartalnoi“ (Bezirks-Kommissärs), so muß jeder Hausherr einen seiner Dienstboten dahin senden, damit er sich ein Beispiel nehme, und die andern warne. Es ist wohl anzunehmen, daß die Knutenstrafe bei jenen Leuten, die nicht den geringsten Begriff von Ehre haben, wenig Wirkung hervorruft.

*** Begrüßung der Russen. Der Herr küßt der Dame die Hand; die Dame erwiedert den Gruß dadurch, daß sie ihm die Wange küßt. Diese Begrüßung ist die ganz gewöhnliche.

*** Ich liebe die Tyrannei, die geistige und geistliche nämlich. Ich möchte sie hätscheln, wie der Jesuit das Gewissen einlullt; ich möchte, daß sie von Tag zu Tag breiter und dicker und schwerer würde. Ich liebe sie auf dieselbe Weise, in welcher ich, wenn ich Opernterte schriebe, entweder das allerlangweiligste, oder das allertollste und hirnwüthigste Librettchen liefern würde. Das junge Holz, das sich noch biegt, ist bei weitem schwerer zu brechen, als das alte. So lange die Gewalt noch elastisch ist, wird sich Keiner dran wagen; denn Jeder hat zu fürchten, daß sie, schon bis an's Ende gebogen, zurückschnellt und ihm eine Maulschelle gibt.

*** In demselben Maaß, als die Christen an manchen Orten stockfanatisch werden, zeigen sich die Muselmänner allmählig aufgeklärter. Wer hätte noch vor hundert Jahren sich's einfallen lassen, daß in irgend einer mahomedanischen Stadt ein anatomisches Theater errichtet werden könnte? Die Anatomie galt nach Mahom's Lehre als entsetzlicher Frevel. Jetzt finden wir seit Anfang 1835 das interessante Schauspiel eines anatomischen Theaters in der Moschee Moristan in Kahira. Nicht minder interessant und charakteristisch ist's, daß der Muselmann Rafah Malte-Brun's Geschichte der Geographie ins Arabische übersetzt und drucken läßt, daß in allen ägyptischen Schulen Landkarten und Erdkugeln eingeführt sind, und daß Mehmed Pascha mit dem Gedanken umgeht, die besten ältern und neuern franz. Werke ins Arabische übersetzen zu lassen.

*** *Monomanie homicide.* Man nennt in Frankreich „Mordsucht (monomanie homicide)“ jene unerklärliche Neigung, die gewisse Menschen unwiderstehlich antreibt, andere zu tödten, und die man weder als absichtliche Verbrecher, noch als Wahnsinnige betrachten kann, die nicht wissen, was sie thun. Das auffallendste Beispiel dieser Art ist von der zwölfjährigen Honorine Pellois gegeben worden, die in dem Zwischenraum von vier Tagen zwei kleine Mädchen, das eine 2 Jahre und 6 Tage, das andere 2½ Jahre alt, in einem Brunnen ertränkt, und ein drittes elfjähriges ebenfalls in denselben zu stürzen sich bemühet, was ihr jedoch nicht gelungen war. — Zu St. Cor-la-Rostère von armen, übelberüchtigten Eltern geboren und äußerst schlecht erzogen, nämlich zuerst verwöhnt und später ihrer Bosheit wegen mißhandelt, beurkundete sie im zartesten Kindesalter schon die grausamsten Neigungen. Wo sie eines andern schwächern Kindes habhaft werden konnte, schlug und quälte sie es. Ihr größtes Vergnügen bestand darin, ihren Spielgefährten Staub in die Augen zu werfen, sie mit ihren langen Nägeln bis auf's Blut zu zwicken, und sie mit Brennesseln zu peitschen. — Ihre natürliche Grausamkeit wendete sich auch gegen Thiere, und mehr als einmal ertappte man sie, nicht blos Frösche und Käfer langsam zu Tode martern, sondern selbst junge Schafe und Katzen erwürgend, oder einem Hunde die Nase aufschlitzend, oder Hühnern und anderm Geflügel die Beine zerbrechend und den Hals umdrehend. Dem Ausdrucke eines Zeugen gemäß „schossen bei solcher Gelegenheit Flammen aus ihren Augen; sie bleckte die sie Strafenden an, und knirschte mit den Zähnen, wie ein Affe.“ — Aus der Untersuchung ergab sich, daß dies junge Ungeheuer nicht allein die beiden Kinder, welche sie aus ihrer Eltern Behausung unter dem Vorwande entführt, daß sie mit ihnen spielen wolle, absichtlich ertränkt, sondern daß sie schon früher mehrmals auf eine ähnliche Weise Kinder von 3 bis 11 Jahren zu tödten sich bemühet, was sie, wenn sie zufällig an ihrem Unternehmen verhindert worden, für Spaß ausgegeben. — Auf die an sie gerichteten Fragen blickte sie zuerst starr die ihr zur Seite sitzenden Gend'armen an, wonach sie mit der größten Kaltblütigkeit erzählte, wie sie sich benommen, um die kleinen Mädchen bis an den Brunnen zu bringen, und sie in denselben zu stoßen. Als Entschuldigung ihrer That gab sie an, daß sie dieselbe aus Neid begangen, weil Jedermann der Kinder Schönheit und Güte gelobt, und Niemand sich um sie bekümmert habe. — Die öffentliche Verhandlung dieser entsetzlichen Sache hat einen Umstand bestätigt, der beinahe unglaublich scheint, und der demungeachtet nicht bezweifelt werden kann, weil er von mehr als 20 glaubwürdigen Zeugen bescheinigt worden. — Als nämlich die bedauerungswürdigen Eltern des kleinen, dritthalbjährigen Alexander, nachdem sie lange vergeblich ihr Kind gesucht, es endlich todt im Brunnen fanden, und mit herzzerreißendem Wehklagen es nach Hause trugen, öffnete sich die Thür eines Hauses, wo sie vorübergehen mußten, und auf seiner Schwelle sah man des unschuldigen Kindes Mörderin mit den Zähnen knirschen, und aus vollem Halse über den Jammer einer ganzen Familie lachen. — Honorine Pellois war zwei Aerzten zur nähern Untersuchung ihres moralischen Zustandes übergeben worden. Das Ergebniß ihrer Nachforschungen war, „daß dies Kind, nach seinen Antworten, und der Bildung seines Schädels zufolge, genugsam Verstand und Ueberlegungskraft zu haben scheine, und daß es, nach dem System des Doktor Gall, mit den Organen der List und Grausamkeit begabt sei.“ An andern Körpertheilen wurde bemerkt, daß es bereits sehr lasterhafte Gewohnheiten habe. — Nach sehr kurzer Berathung erklärten die Geschwornen, daß die Angeklagte mit Unterscheidungskraft die von ihr begangenen Verbrechen verübt, weshalb sie zu zwanzigjähriger Einsperrung im Zuchthause, und nach Ueberstehung ihrer Strafe zu zehnjähriger Bewachung von Seiten der Staats-Polizei verurtheilt wurde. Als man diese Sentenz ihr vorlas, entgegnete sie kein Wort. Aber an ihren zwischen den Zähnen gehaltenen Lippen, ihren blinzelnden Augen und ihren geballten Fäusten konnte man bemerken, daß sie die ihr zuerkannte Strafe recht gut begriff. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 154. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 2. Juli.

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Fortsetzung.)

„Eine schöne Donna, die nun ertrunken ist! Habt Ihr nicht die junge Marchesa Ponetti an der Piazza Sorlupi gekannt? Heilige Maria! was wird Luigi, der Marchese, sagen? Aber mußte er denn auch eine Jüdin zur Frau nehmen? Was meint Ihr, ob so ein bischen Taufwasser den ganzen Heidenschlamm auf einmal wegwaschen kann? Rede ich Ketzerei in meiner Einfalt, so ist es eine einfältige Ketzerei. Doch Marchese Luigi ist eine brave Excellenz; denn er hat mir viele schöne Canzonetten gemacht, welche abgingen wie frische Brate und junge Jesuiten. Kann man aber mit dem Kopfe durch die Wand fahren, eine Taube auf dem Dache, und eine Frau in der Kammer hüten? Habt ihr noch eine im Glasschranke gesehen mit der Zitrone in der Hand? — Aber die Juden sind ein abscheuliches Volk, und will der Teufel arme Jungen in das Elend bringen, so fährt er in ein hübsches Mädchen, — oder gar in ein Judenmädchen. Deshalb sind auch die Juden verdammt. Wenn nun einmal das arme Volk in Rom Hunger hat, und Tausende den heiligen Vater um Brot anschreien, da sind immer einige da, welche von den Juden im Ghetto reden, und dann geht auch richtig allemal die Judenhetze los. Da vergeht den Leuten unterdessen der Appetit. So war es vor zwei Jahren gerade in der heiligen Woche, wo mein Magen knurrte und belferte, wie eine alte Jüdin. Da ging es in der Judenstadt lustig her. Da schrieen die lumpigen Barfüßer und die gelben Weiber mit ihren Kindern, wie bei der Zerstörung von Jerusalem, wo ich aber nicht mit dabei war; denn das geschah zur Kaiserzeit. Das römische Volk sang aber das Judenjagdlied. Kennt Ihr es Signore? Hier habe ich es, — so, da ist es gleich! — es kostet vier Bajochi.“ Nun sang der Spielmann mit begeisterten Trillern:

Del furor la tromba squilla,
Senti il popol, come strilla!
Vuol vendetta congli Ebrei,
Congli Scribi e Farisei.
Dove siete gente sporche
Son già pronti palchi é forche,
Non vi giovano pianti
A impiccarvi tutti quanti! *)

„Hierbei geschah es,“ redete er weiter, „daß sie einen alten Juden herauszerrten auf die Straße. Er hielt in den Händen einen kostbaren Schmuck so fest, als wäre er an seinen dürren Fingern angewachsen gewesen. Da bekam er aber von einem Kupferschmied einen solchen Schlag in seinen Bart, daß der Flachs davon und der goldne Schmuck ihm aus der Hand flog. Der Jude schrie aber: „sei der Schmuck verflucht von Mitternacht zu Mitternacht, mag er verderben jeden, den er zieren soll! Verflucht sei er, wie Teu-

---

*) Horch, der Wuth Trompete schrillet,
Horch das Volk, und wie es brüllet!
Rache will's an den Ebräern,
Schreibern und den Pharisäern.
Schlechtes Volk, in Schmutz und Kothe,
Her zum Galgen und Schaffotte!
Weinen hilft euch nicht und Bangen,
All' ihr werdet aufgehangen!

fels Handgeld, wie ein Kuppler und Asmodi!" — Da stürzte der Alte todt auf die Straße. Wie aber dies geschehen war, warf sich seine Tochter, welche sich vorher noch verborgen gehalten hatte, über ihn her, und schrie, daß die Ziegel von den Dächern hätten fallen mögen. Da aber das Mädchen jung und schön war — wollten einige junge Bursche, wie es anfing Nacht zu werden, sich ihrer bemächtigen. Sie mußten sich aber das Maul wischen; denn dieser Apfel war nicht für sie gebraten. Zufällig ging eben Luigi am Ghetto vorüber, und wurde von dem Schreien und Lärmen herbeigelockt. Mit Gewalt machte er sich Platz durch die Menge. Kaum trat er aber in den Kreis hinein, wo sie mit dem Mädchen rangen, so wich das Volk zurück, da er ein Edelmann ist. Das Mädchen aber merkte dies kaum, so umschlang sie seine Kniee, hing an ihm, wie ein Seekrebs, und rief: „O Herr, rettet, rettet mich vor diesen Mördern; bin ich auch nur eine arme Jüdin, so erbarmt euch wenigstens über eine arme Waise!" „Wir wollen sie ja nur taufen!" schrie das junge Volk. Luigi aber schob diese guten Christen bei Seite, nahm die Jüdin unter seinen weiten Carbonarimantel, und drückte sich mit ihr zum Ghetto hinaus. Ach, was sind doch die Edelleute für edle Leute! Er ging aber mit ihr einige Straßen hindurch und gelangte so, indem er darüber nachsinnen mochte, wo er seine Pflegebefohlene die Nacht über unterbringen könne, bei der Kirche der heiligen Catarina de' Funari an. Die Kirche stand noch offen. Da wendete er sich zu dem Mädchen und sagte: „Es will sich nicht schicken, daß ich dich ohne Anfrage in meinen Palast bringe; denn meine Mutter ist eine Christin, und du eine Jüdin, ich will sie aber bitten, dich eine Nacht über zu behalten, und morgen kannst du wieder zur Judenschaft zurückkehren." — „Ach! mein Vater!" rief das Mädchen, „mein Vater! ach! er ist erschlagen, und nun habe ich auf dieser Welt Niemand mehr, der sich meiner annimmt." Da sie das Italiänische gar zu fremdartig aussprach; sie machte dazu immer einen runden Mund; so fragte Luigi: „Bist du eine römische Jü..in?" „Wir sind erst gestern aus Spanien hierher gekommen," erwiederte das Mädchen. „Mein Vater war ein Rabbiner in Saragossa, und kam hierher, um Israel in der Knechtschaft in Rom zu trösten. Ach, und nun ist er erschlagen! O Gott meiner Väter und mein Gott!" „Wie nennt man dich, armes Kind?" „Ich heiße Lea!" entgegnete das Mädchen. „O Herr, laßt mich wieder zu meinem Vater, damit ich bei ihm sterbe!" Noch mehr gerührt von diesem Jammer, redete ihr Luigi zu: „Wenn es dir nicht zuwider ist, in diese Kirche einzutreten, so will ich wieder in den Ghetto zurückkehren, und für deines Vaters Leiche, und dann für dich sorgen." Mit diesen oder ähnlichen Worten gingen sie die Stufen hinauf und traten in die Kirche ein. Dort brennt immer die ewige Lampe vor dem Altare. Die Gelerinnung muß das Öl dazu geben. Deßhalb war es ein wenig hell in der Kirche; nur Altäre und Bilder, sonst war nichts darinnen, als die beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Wir waren die Stärkern, wir sollten es nicht lange sein. Freiheit predigten die Kurländer, Freiheit die Neutralen. Welche Freiheit! Die Freiheit zu prügeln und geprügelt zu werden! Die Magie des Worts wirkte allmächtig. Hunderte schlossen sich den Kurländern an, trugen auf Mützen, im Knopfloch, an den Rockschößen, an Ziegenhainern und Pfeifen — Orangebänder als Bundeszeichen und jauchzten: Freiheit!

Solche Unform mußte bald zerbrechen. Wir beschlossen, im Saal der Westphalen uns zu versammeln und dort unter uns zu bleiben, bis zum Ausgang, aber dort auch jedem Störenfried, Alle für Einen und Einem für Alle, die Hauer zu zeigen.

Wohlbewaffnet saßen wir dort. Die Thüre nach der Straße wurde geschlossen, die Treppe mit Tischen und Stühlen tüchtig verrammelt, oben auf dem Flur wurden mit Feuergewehren Bewaffnete als Grenzhüter aufgestellt. Wir wollten dem Prügel uns nicht unterwerfen und unser Hausrecht wahren. Sterben mußte, wer feindlich die Treppe betrat! —

Die Freiheitsritter stürmten in ungeheuerm Phalanx, burschikose Marseillaisen brüllend, heran, umzingelten das Haus, forderten freien Eingang, oder unser Hinabkommen. Die Thüre blieb verschlossen, wir rührten uns nicht, aber wir zogen die Hahne auf. Zum Sturm wurde kommandirt, schon drohten die Wüthenden, die feste Thüre mit mächtigen Hebeln einzurennen, da warf sich ihnen Professor Thibaut entgegen: „Nur über meinen Leichnam kommen Sie in dies Haus!" Die Stürmer standen.

Dem Ansehen dieses berühmten Mannes, seiner sprudelnden und geschmeidigen Beredsamkeit gelang es, nicht nur einen Waffenstillstand abzuschließen, sondern die Häupter der Partheien zu vermögen, eine Urkunde zu vollziehen, worin geschrieben stand: „Wir geben unser Ehrenwort, alle unter Studenten bestehende, und künftig ausbrechende Zwistigkeiten auf die unter Studenten übliche und ehrenvolle Weise zu schlichten."

Die Schmach der Prügelei war damit verfehmt, die Orangisten-Freiheit vernichtet, unser Sieg gleichsam proklamirt. Wahrscheinlich wäre alles mit einem Dutzend Zweikämpfe abgemacht gewesen, vielleicht ohne eine einzige Wunde. Die Geschicklichkeit der Sekundanten war groß, diese waren fast mehr gefährdet, als die Schläger selbst. —

Aber der Skandal war doch zu bedeutend gewesen, um ihn ganz ungeahndet lassen zu können. Dragonerschwadronen rückten ein, Untersuchung und Gericht begannen. Ich glaube, über 100 Relegationen und Consilia wurden verhängt.

Sacken und Kamptz schoßen sich als Cavaliere. Sacken blieb. Ein anderer Westphale, dessen Name mir entfallen ist, stürzte sich in seinem Gram von der Roßtreppe, viele suchten Zuflucht in den Heeren Napoleons und seiner Gegner. Allgemeine Desolation herrschte. Heidelberg schien veröden zu wollen. Aber der Zauber der Namen eines Paulus, de Wette, Voß, Kreuzer, Fries, Marheineke, A. Schreiber, Ackermann, Langsdorff, Gatterer, Thibaut,

Heisse, Martin, Zachariä, Klüber rc. übt seine unwiderstehliche Kraft! —

Das **Duell** ist unverträglich mit Legalität, Civilisation, Christenthum und Vernunft.

Der **Prügel** ist unvereinbar mit jedem Begriff von Ehre, mit jener unantastbaren schönen Schwärmerei einer edlen Jugend, mit jener adelnden Glut für eine höhere Bestimmung, mit der Bildung für die künftige Geselligkeit. Der Prügel ist nicht nur das Symbol der rohen Gewalt, sondern auch in seiner Anwendung physisch gefährlicher, als die Schneide des Schwerts. Sein Gebrauch ist formlos und gränzenlos. Prugel ist nicht nur der Stock; der Stein, die Keule, das Messer, die Axt, der Dolch, die Pistole werden zum Prugel in der Hand der rohen, ungezügelten Wuth. Der Gebrauch des Prügels macht zum Banditen, denn der Prügel stellt sich nicht mit Sekundanten und Zeugen, auf der Mensur, dem Feind Auge in Auge entgegen. Er überrascht, überrumpelt den Feind im lautesten Getummel, wie in der Einsamkeit, von der Seite, von hinten, im Strahl der Kerzen, beim Becher, beim frohen Lied, wie bei Nacht, im Schlaf, beim Gebet. Der Prügel ist das scheußlichste, was man der Jugend in die Hand geben oder gestatten kann. Er entmannt, verdirbt Seele und Leib zugleich, macht heimtückisch und niederträchtig. Der Prugel ist eine Waffe des Schinders gegen tolle Hunde — nicht des freien Mannes gegen einen Bruder! Der Gebrauch des Prügels ist ein Majestätsverbrechen!

Die **Injurien-Klage bei den gewöhnlichen burgerlichen Gerichten** erscheint als fruchtlos, wenn man nicht allen Begriffen von einer deutschen Universität gänzlich entsagen will, — als bedenklich, ja gefährlich für Männlichkeit und Charakter, — als lächerlich, wenn man Kosten- und Zeitaufwand berechnet und erwägt, daß die Hälfte solcher Prozesse nie ein Resultat herbeiführen würde, oder uber die Universitäts-Jahre hinaus in's Unerträgliche fortgesponnen werden müßte.

Eine Art von **Friedensgericht** oder **Beilegungs-Instanz**, von Seiten der Lehrer, würde diese all zu oft in seltsamen Conflict mit Leidenschaften, Schwachheiten und Thorheiten der Lernenden bringen, einen großen Theil ihrer übrigen Wirksamkeit neutralisiren — ohne dem Duell oder Prügel vorbeugen zu können.

Der Staat braucht nicht nur gelehrte Herren, er braucht Männer im ganzen Sinn des Worts. Eine **Zwangsjacke** à la Kadetten-, Ritter- und Militair-Akademien, oder nach der Weise mancher **katholischen Institute** — wäre das Todesurtheil für alle deutschen Universitäten, eine Vernichtung alles dessen, was Deutschland seit Jahrhunderten über alle Nationen erhoben, zum geistigen Mittelpunkt aller Wissenschaft gestempelt hat. Sie wäre eine gewisse moralische Depravation des kommenden Beamtenstandes, dessen Verfahren und gegenwärtige Muster trotz aller Schulmeisterei, Pedanterie, Verkehrtheit und Jämmerlichkeit im Einzelnen, dennoch im Allgemeinen so reich gebildet, wissenschaftlich, thatkräftig, fortschreitend und patriotisch sich stets bewährten, wie keines andern Landes Beamtenstand von sich im allgemeinen zu rühmen vermag.

Aber das Duelliren **muß** aufhören und kein Prügel soll den deutschen Studenten herabwürdigen! *) Das Gesetz gründet und erhält die einzig denkbare und mögliche Freiheit. **Das Gefühl für Gesetzlichkeit muß bei allen zur Religiosität gesteigert werden!**

Carcer und alle noch so strengen Strafen werden schwerlich in den ersten 50 Jahren dieser Barbarei ein Ende machen. Vielleicht gelänge es einer allgemeinen Maßregel auf sämmtlichen deutschen Universitäten zugleich.

Man vertraue dem Rechtlichkeitssinn und Ehrgefühl der Studenten, man erhebe sie zur Jury, zu eigenen Richtern in eigener Sache. Jeder, auf irgend eine Art von einem Kameraden beleidigte oder sich für beleidigt haltende, habe das Recht und die Pflicht, zwei Kameraden zu Schiedsrichtern zu ernennen. Diese zeigen solches dem Beleidiger an, damit er entweder in sich gehe und den Schritt der Versöhnung sogleich wandle, oder auch zwei Kameraden wähle. Die vier Schiedsrichter wählen sogleich einen Professer oder Staatsbeamten zum Obmann. Können diese eine friedliche Ausgleichung nicht zu Stande bringen, so klagen **sie Namens des Beleidigten** bei dem gewöhnlichen Civilrichter, welcher summarisch verhandelnd längstens binnen 12 Stunden ein Urtheil fällt. Von diesem findet keine weitere Appellation statt. Kosten werden nicht berechnet. Bestimmt geformte Abbitte und Ehrenerklärung vor den Schiedsrichtern, im öffentlichen Hörsaal, durch Anschlag am Universitätsgebäude, Arrest auf Ehrenwort mit Ausnahme der Lehrstunden, seien stufenweise die einzigen Strafen.

Wer thätlich an einem Collegen sich vergeht, wer zum Duell fodert oder sich stellt, wer dabei Sekundant oder Zeuge ist, der begibt sich selbst aller Vorrechte seines Standes, aller Ansprüche eines Gebildeten. Wenigstens ein halbes Jahr Correctionshaus mit strenger Arbeit sei seine Strafe. Die Duellanten selbst können ferner keine deutsche Universität als Studierende besuchen, in keinem deutschen Land irgend eine Stelle erlangen, welche Vollendung der akademischen Studien voraussetzt.

Bei'm Anfang jedes Semesters werde in Gegenwart sämmtlicher Professoren und wenigstens 100 Studenten, von einem Studierenden diese ganz einfache Gesetzesammlung als Comment den Neueintretenden feierlich vorgelesen und deren Beobachtung Namens des Staats und Namens der Kameradschaft auf Ehrenwort und mittelst Unterschrift zu Protokoll verlangt.

Aber, was geschehen soll, muß **gleichzeitig** geschehen und **ausnahmelos gleich** auf allen deutschen Universtäten und **rücksichtslos** zwischen Studenten von Adel oder bürgerlichen Standes. *) Eine einzige Ausnahme würde die Bemühungen aller andern zerstören.

(Schluß folgt.)

---

*) Ich kann mich hier unmöglich überwinden, nicht darüber mein Erstaunen auszusprechen, daß der erleuchteten und kräftigen Regierung von Weimar noch heute nicht gelungen ist, die scheußlichen, und für die Jugend irgend einer Universität auf keine Weise passenden Duelle, auf den Stoß (Stich) gänzlich zu verbannen. Deutsche Studenten, welche ehrlich darüber denken, was sie sind, sein sollen und was sie mit dem Schwert zu verfechten haben können, werden diese eben so gefahrvolle, als tückische Waffe nie wählen. Keine Strenge, zu Vertilgung dieses scheußlichen Unfugs, kann zu groß sein. A. d. W.

*) Komisch mag manchem mit dem Universitätswesen Unbekannten diese Unterscheidung bei Studenten klingen. Aber traurig erscheint sie jedem in der Wirklichkeit, der viele Universitäten zu beobachten Gelegenheit hatte. Nicht überall frägt man nur: „wie führst du dich auf?" sondern leider noch an manchem Ort, „wie nennst du dich?" Peter schlechtweg darf sich nicht herausnehmen, was dem Herrn von Peter durch die Finger gesehen, als chevaleresker Zug lächelnd ausgelegt wird. Ist es 1836 wohl überall anders, als es 1800 war? A. d. W.

Ernst und Scherz.

1.

Weil mir die herbe Wirklichkeit
Mehr Dornen jetzt als Rosen streut,
So mag um liebliche Gedanken
Sich spielend meine Seele ranken,
Und Balsam saugen aus dem reinen Aether,
Der hell umfließt den Weisen und den Beter,
Die leidend, doch voll Gottvertrauen
Durch Thränen oft gen Himmel schauen.

2.

Schau der Natur in's Angesicht
Und lies! Aus Dichtern dichte nicht.
Wo die geschöpft ihr Lebenswort,
Derselbe Born fließt immerfort.
Wie nennt man ihn? — den Menschengeist,
Der auch der Weltenspiegel heißt;
Natur und Geist; aus ihrer Gunst
Quillt alle Schönheit, alle Kunst.

3.

Auf Thürmen dreh'n sich Wetterfahnen
Im Wechsel nach des Windes Lauf;
Von unten schau'n denn Menschenkinder,
Voll Dünkel und voll Stolz hinauf,
Sie halten sich für Göttersöhne,
Obschon der Wind sie treibt, wie Jene.

4.

Du fährst hinaus mit vollen Segeln,
Geflügelt ist des Schiffes Lauf;
Verstehst du nicht die Fahrt zu regeln,
So stoßt dein Kiel auf Felsen auf;
Da sitzt dein Schiff; die Fluthen schlagen
Darüber hin als Strafgericht,
Du merkst, dein Letztes mußt du wagen,
Doch ob's gelinge, weißt du nicht!

5.

„Muthig in Demuth,
Freudig in Wehmuth,“
Wär' ich ein Ritter,
Trüg' es mein Schild. —
Soll ich dir rathen?
Präg' es in Thaten!
Jedes der Worte
Wird dir zum Schild!

6.

Schafft goldhaltiges Erz, ihr Denker, hervor aus dem Bergschacht!
Zierden der Menschheit zur Lust, formt uns, ihr Dichter daraus!

J. C. Nanny.

Buntes.

∴ „Ein Unter-Lieutenant in Frankreich erhält, nach 20jährigem Dienst, wenn er wegen Verstümmlung oder aus Ersparniß verabschiedet wird, ein jährl. Gnadengehalt von 700 Francs (326 fl. 40 kr.). Eine Operntänzerin dagegen bezieht nach 20jähriger Dienstzeit, auch ohne sichtbare physische Verstümmlung, eine jährl. Pension von 2400 Frs. (1120 fl.). Diese wichtige Verfügung ist neuerdings durch einen besondern Erlaß des königl. Staatsraths festgestellt worden“ — (so berichtet die Biblioth. f. d. neueste Weltkunde in ihrem jüngsten Heft). — Man könnte in Deutschland Gegenstücke dazu finden, wenn man den Gehalt eines Lieutenants mit dem einer Tänzerin vergleicht. Der Unterschied wäre nun freilich insofern nicht gar so fürchterlich, wenn man andererseits hört, daß ein Lieutenant blos zu marschiren hat, eine Tänzerin dagegen hüpfen muß. Doch im Ernst: man denke sich einen Lieutenant, der seine ganze Jugend für monatliche 17 Thaler hinopfert, der selbst das Glück der Häuslichkeit entbehren muß, um nach — 20 bis 30 Jahren vielleicht bis zum Premier-Lieutenant zu avanciren, oder eine Civilstelle von ein Paar hundert Thalern zu erhalten!

∴ *Monomanie homicide.* (Schluß.) Man würde Gott geradezu lästern, wollte man für dieses entsetzliche Phänomen eine angeborne Bösartigkeit als Keim annehmen. Nein; derselbe Stamm, an welchem Liebe, Treue, gänzliche Selbstaufopferung zum Besten geliebter Wesen oder des Vaterlands wachsen, blühen, zu Früchten reifen, — kann nicht neben Heilkräften — solche Giftstoffe im Kerne tragen. Nur das Beispiel, nur die Gewohnheit, nur die Erziehung tragen die Schuld. Hier sehe man, welche Pflichten der Staat zu erfüllen habe! Statt sich um Erweiterung der Gränzen, um Feststellung seiner Prärogative eigennützig zu kümmern, statt seine Justiz blos als Nothwehr seiner Existenz auszuüben, müsse zuerst in den Hütten geforscht, die Quelle des Lasters verstopft, Elend und Dummheit erstickt werden, deren unmittelbarste Folgen Neid und Stumpfheit sind. Ob der Minister, der General eine Schüssel mehr oder weniger speist, ist für die Menschheit ziemlich gleichgültig; ob man, um tausende arme Schelme von Soldaten weniger mit täglichen 50 Centimes kärglich unterhalte, während sie im Schooß der bürgerlichen Gesellschaft nützlicher, weil sie beschäftigter, wären, — das ist schon weniger gleichgültig. Aber eine Gewissenssache ist's, wenn der Staat blos auf die Nothwendigkeit der Strafe sein Augenmerk richtet, statt auf die Nothwendigkeit einer radikalen Volksveredlung, welche in ihren allmähligen Folgen die Zahlen in einer Kriminalstatistik ohnehin verringern wird. — Als ein Beleg, wie weit der religiöse Wahn, durch niederträchtige Pfaffen genährt, führen könne, folgt hier ein anderer Kriminalfall, wie ihn Malten's Bibliothek (5r Thl. 1835) aus französischen Quellen mittheilt:

„Uebelverstandener Eifer für das Interesse der Religion, durch die Einflüsterungen fanatischer Priester noch mehr gesteigert, bildete in dem schwachen Gehirne eines gewissen Peter Nonnet, zubenannt Philippon, die fixe Idee, daß er Jeden tödten solle, der nicht unbedingt den Lehren der alleinseligmachenden Kirche sich unterwerfe. Gott, sagte er, habe ihm dazu persönlich den Befehl gegeben, und wie sauer es ihm auch ankommen möge, müßt er demungeachtet den ihm gewordenen Blut-Auftrag in Ausführung bringen. — Den 14. September 1834 verließ er seine Wohnung barfuß, in Hemds-Aermeln, ein Tuch um den Kopf, ein Gebetbuch und einen großen Knittel in der Hand. So durchstreifte er die Weinberge um Erouart, im Dordogne-Departement. Er befragte mehrere Einwohner um ihren Glauben an Gott, und um ihre christlichen Gesinnungen. Die erhaltenen Antworten schienen ihn nicht ganz zu befriedigen; doch begnügte er sich, zu Einigen zu sagen: du bist auf dem Wege der Verdammung, oder: du rennst der Hölle in den offenen Rachen; wonach er seinen Weg fortsetzte. — Gegen 10 Uhr Morgens traf er in einem Kastanien-Gehölz eine Frau, die verehlichte Maria Vallade, die hoch schwanger war, und ihre 7- bis 8jährige Tochter an der Hand führte. Sie wollte sich zu ihrer Familie, im Dorfe La Creuze, begeben. — Mit einer Donnerstimme gebot ihr Nonnet halt. Sie gehorchte und blieb stehen. Er näherte sich singend und betend. Kaum aber befand er sich in der Nähe der Harrenden, als er sich wüthend auf sie stürzte, mit seinem dicken Knotenstock sie zu Boden schlug, und sie mit den Füßen trat. Er ruhete nicht eher, als bis sein Knittel zerbrach, und die Unglückliche, die anfangs stark geschrieen und sich gewehrt, kein Lebenszeichen mehr gab. Nun setzte er sich auf ihren Körper wie zu Pferde, beantwortete ihr leises Gewimmer, das bald in Todesröcheln überging, durch neue Stöße und Schläge, stieß ein wildes Gelächter aus, und stimmte endlich wieder seinen Lobgesang an. — Das Geschrei des Kindes, das gleich beim ersten Angriff gegen seine Mutter fortgelaufen war, hatte indessen Personen herbeigezogen. Sie fanden den Mörder immer noch auf seinem Opfer reitend, und ihm die Augen bald mit einem Splitter seines Knittels, bald mit Steinen ausbohrend. — Der Unglückliche glaubte eine lobenswerthe That verrichtet zu haben. Nach seiner Aussage war ihm plötzlich ein böser Geist, in Gestalt eines Weibes, erschienen, der eine schöne weiße Seele an der Hand hielt, um sie zur Hölle zu führen. Plötzlich sei der Geist Gottes über ihn gekommen, und habe ihm geboten, die böse Gestalt zu tödten, um die schöne Seele zu befreien. Er habe pünktlich den ihm gewordenen Auftrag in Ausführung gebracht. Die böse Gestalt existire nicht mehr, und die reine Seele sei verschwunden. — Es ergab sich aus den Akten, daß Nonnet wahnsinnig sei, und nicht als vorsätzlicher Mörder behandelt werden könne. Obgleich er vor den Assisen erschien, wurde er dennoch von der gegen ihn gerichteten Anklage frei gesprochen. Der öffentlichen Sicherheit wegen sollte er blos in einem Irrenhause eingesperrt werden.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 155. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 3. Juli.

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Fortsetzung.)

Luigi führte die Jüdin zu dem Altare, und hieß sie dort sich niedersetzen. Das war eine große Sünde, die er auf der heiligen Treppe bei dem Lateran gewiß abknieen mußte. Dort bei dem Altare soll die Jüdin den Marchese mit ihren großen schwarzen Augen so plötzlich angesehen haben, daß er seitdem in Liebe zu ihr entbrennen mußte. Was die Leute oft für wunderliche Augen haben! — Hundeaugen, Pferdeaugen, Katzenaugen, Fischaugen, Hühneraugen, nur keine Krebsaugen; denn die Krebse haben ihre Augen wie hungrige Leute im Magen; — Neunaugen sind die besten, Hexenaugen die schlimmsten; — die Jüdin aber hatte kohlschwarze Hexenaugen, mit welchen sie Einem die Liebe anthun konnte. Sieht Euch eine solche Hexe mit ihrem bösen Blicke an, so fahrt nur gleich mit dem Daumen zwischen den Zeige- und Mittelfinger, — das hilft gegen den Liebeszauber. Aber meine Jüdin, die ich bei'm Altar gelassen habe, wickelte sich in ihre Tücher, setzte sich am Altare nieder, und blieb allein, während der arme Luigi wie ein angeschossener Hirsch von Straße zu Straße lief. Nach einer halben, oder meinetwegen ganzen Stunde, kam er zu seiner Jüdin zurück, und brachte ihr die Nachricht: daß die Leiche ihres Vaters schon auf dem Judenkirchhofe begraben sei. Bei dieser Botschaft soll Lea mit der Stirne so heftig gegen die Marmorplatte des Altars geschlagen seyn, daß man heute noch den Eindruck davon sieht. Das ist aber nicht wahr; es müßte denn ein Mirakel sein; Luigi aber hatte große Noth, die schöne Lea einigermaßen zu beruhigen. Ein braver Mann hat seine Plage mit den wirbelköpfigen Weibern. Ihr solltet meine Peppina kennen, die hätt' es noch viel ärger gemacht; denn wie Luigi die Jüdin zu seiner Mutter brachte, soll sie schon ganz sittsam vor ihr einen Fußfall gethan, ihr den Saum des Kleides geküßt und sehr rührend also gesprochen haben: „Großmüthige Marchesa, edelmüthige, erhabene Patrona! Ihr däucht mir barmherzig zu sein, wie die Sonne, welche über die wahren Katholiken so gut scheint, wie über die Ketzer, Juden, Heiden, Mohren und die Türken; und so flehe ich auch zu Euch: senkt auf mich den Strahl Eurer Gnade, und erquickt mich mit Eurer Huld!" — Bei diesen Worten nahm der alte bombastische Erzähler eine Prise Schnupftaback, und sagte: „Hat sie nicht so gesprochen, so ist doch wenigstens gewiß, daß die Marchesa zu ihr sagte: „Du sollst eine Christin werden, und Saverio, der fromme Mönch, soll dich im Christenthume unterrichten; denn sonst fährt deine Seele in die Hölle hinein! — Jetzt aber gehe dort in die Kammer und schlafe aus!" — Seitdem blieb die schöne Jüdin bei der Marchesa, und wurde Vormittags vom frommen Bruder Saverio, welcher ein Jugendfreund des Marchese und von vornehmer Familie ist, und Nachmittags von der Marchesa selbst im Christenthume unterrichtet, so daß Lea bald selbst darin Bescheid wußte, fast so gut, wie die heilige Jungfrau selber. Nun hätte Luigi zwar auch gern der Jüdin vom Christenthume gepredigt, aber seine Mutter soll ihm immer im Wege gewesen sein. Als aber die Marchesa merkte, wie Luigi dennoch immer um die Jüdin

herum war, wie die Nabe um die Axe, da legte sie den Finger an die Nase, und kam denn allmählich auf den Gedanken: daß ein junger vornehmer Herr sich ein wenig in der Welt umsehen, in fremden Städten was aufgehen lassen, und sich überhaupt wie ein Edelmann betragen lernen müsse. Durch Vermittlung ihres Beichtvaters wußte sie es bald dahin zu bringen, daß Luigi von der päpstlichen Kurie mit einer nothwendigen und ehrenvollen Sendung nach Sicilien beauftragt wurde. Mit trüben und verdrießlichen Mienen nahm der Marchese Abschied, da ihm die Liebe auf dem Nacken herumhandtirte, wie ein Affe im rothen Jäckchen auf einem brummigen Bären. Da er aber die päpstliche Pfeife hörte, so mußte er freilich darnach tanzen. Seine Mutter sagte ihm aber bei dem Ab- schiede: „Luigi, bei Allem, was du thust, vergiß nicht, daß du ein Marchese bist; habe die goldene Tabatiere immer in der Hand; denn sie steht gut zu den weißen Manschetten! Willst du bei den Weibern Eroberungen machen, so fange bei den Alten an, die Jungen pickeln von selbst hinterdrein. Und da hast du auch deine Pillen, die immer bei verderbenem Magen dir geholfen haben!“ — Hier erstickten Thränen ihre Stimme. Er drückte seine Mutter an die Brust, und sah in die Höhe, wo ein weißes Tuch zu dem Fenster herauswehte. Dort war die schöne Lea. Mit weinenden Augen warf er ihr noch einen Kuß zu; dann aber stieg er in den Wagen und fuhr um die Ecke hinum.

Drei Monate lang hatte er schon bei dem Vicekönig in Sicilien seine Geschäfte betrieben; aber immer, wenn eine Schwierigkeit besiegt war, lag ein anderer Stein im Wege; denn man sagt, das Geschäft wäre nur ein Vorwand gewesen, Luigi von Rom entfernt zu halten. Da stack er nun wie ein Vogel im Käfig; er mochte singen, wie er wollte, er kam doch nicht fort. Dabei befand er sich so unwohl, daß er sich eine Schachtel Pillen um die andere aus Rom kommen ließ, und doch immer krank blieb, da er auf den Magen los kurirte, und die Krankheit doch weiter links saß! — Hätt' er mich gefragt, und das Mittel gegen den bösen Blick gebraucht, so wäre er gewiß gesund geworden. Wie er nun so in nichts, als in Mißmuth und Krankheit in Palermo sich herumwickelte, hatte endlich ein Hofmann Mitleid mit ihm, und sagte: „Ei nun, Excellenz, wer hält Euch denn hier auf? Euer Geschäft hat sich nun seit dreihundert Jahren bis auf diesen Tag hergenullt, und wird sich bis an das Ende der Welt fortnullen. Dieses Geschäft ist nichts, als ein gelindes Mittel, welches unsere Höfe bei jungen Hitzköpfen gebrauchen, die man nicht geradezu aufgeben will. Aber, Freund, wenn Ihr mich verrathet, so war ich ein Narr und werde unglücklich!“

(Fortsetzung folgt.)

Herbstliche Fahrt.

Tageblätter, von Ludwig Braunfels.

I. Koblenz.

Die Pferde dampfen,
Die Lüfte schauern;
Im Hagelgebraus stürzt
Der Himmel nieder.
Davon! davon!

Hast ja nichts auf Erden,
Was dein du fühlest,
Als dein eignes armes Herz; —
Und das nicht einmal dein!

Kannst fahren die Straßen,
Die ängstlichen Brücken;
Bist wie ein fallender Stern in Lüften,
Um den kein Bruderstern
Jemals die Liebeskreise zieht.

Schließ die Augen;
Und laß den scharfen Windeszug
Dir sausen in's Antlitz!
Und weil dein Herz kein Vaterland hat,
So träume dir kein Vaterland.

Der Wandrer, der nächtliche Wandrer,
Trifft allwärts wohnliche Häuser,
Die Ruhe mit heil'gen Armen umschließt.
Drin wohnen vereint,
Die sich fanden.

Davon! davon!
Was du liebtest, was du liebest
Und lieben nimmer gesollt,
Alles lässest du hinter dir;
Nichts führst du mit dir,
Als deinen Schmerz.

II. Wiesbaden.

1. Gasttafel.

Wie schäumten dir die Flaschen des Weins,
Du edler Britte;
Wie dampften die Braten vom markigen Eber
Und festfaserigen Reh:
Als du noch in den Forsten England's
Durch prasselnde Büsche jagtest!
Des Horns scharfdröhnender Ruf
Durchrieselte aufzitternd
Dein frisches Mark.
Sturm brauste dir in die Brust;
Und wie Nordsturm
Allmächtig entgegen brauste der Geist.

Als aber du, wie ein starker Wald,
Von Flammengelodер umschlungen warst;
Du gierig spähtest
Durch der Hauptstadt tausend Gassen
Nach andrem Wild,
Das den Jäger verschlingt:
Da zerfloß in schmählich trübe Bäche,
In Morast des Lebens aufwallender Strom.

In hell leuchtendem Saal,
In still lauschender Nische
Umschlangst du glänzende Nacken;
Und jeder Herzschlag,
Der an deinem Herzen widerschlug,

Wer um entwürdigtes Gold erkauft. —
Nein! wer gemiethet!
Es brannten in Lust die rothen Tapeten;
Und durch des Fensters dichte Gehänge
Drang vom Himmel kein keuscher Strahl.
Wie ein trunknes Bad im Meer des Vergessens,
Rauschte
Der seidne Teppich zusammen um dich.

Sag' mir die Jahre,
Die strömen zwischen den zwei Gestaden
Des Vormals und des Heute! —

Genüber mir an der lustigen Tafel
Sitzt der herbstliche Badegast,
Und berechnet die Bissen,
Die spenden er darf dem matten Leib;
Stößt von sich den sonstigen Freund,
Die gelbe Flasche mit liebem Rheinwein;
Und schlürft gewissenhaft, bedächtig,
Die große Arzenei der Welt,
Sein Wasserglas.

Wenn ein müder Wandersmann
Im hellen Gespräch mit den braven Gästen,
Den Vielgereisten, den Länderkundigen,
Sein Herz erfreut,
Und den König Magen mit starkem Gewild:
Thut dir weh das Ohr,
Thut dir weh der Gaumen;
Und dein Magen dehnt sich in neidischer Gier,
Und mahnt,
Wie du nun arm bist.

Nie hab' ich gehört,
Daß Eines Tages wenige Stunden
Aufgebaut vom Grund bis zur Spitze,
Eines Lebens Heil.
Wohl aber Eine Nacht, Eine Nacht,
Vermag, gleich Feuersmacht,
Zu zerstören eine Seele;
Und wie Verrath in die starke Feste,
Tausendgestaltig
Schleicht sich Tod in des Lebens Burg.

2. Sonnenberg.

Süßer Tag am blauen Himmel,
Dich lieb' ich! —
Den armen Britten dort,
Der durch die zarten Hügel einhersteigt,
Fühllos,
Weil er zählen muß die Schritte,
Die seinen Füßen der Arzt erlaubt, —
Versöhn' ihn, allheilige Natur,
Mit deinen Wonnen!
Laß freundlich ihn
Im späten Strom klar wiederschauen,
Das Bild des Himmels, der geliebten Sonne,
Die einst am Morgen glänzten über ihm!

Und wie ich hier so steh', mit heißem Herzen,
Auf stürzenden Mauern der Ritterzeit,
Ein nicht kronenloser Baum;
Mit still errröthendem Gedanken,
Den nie ich nennen darf;
So laß mich, reich und lebensvoll, gleichwie
Ein voller Strom stürzt in verlorne Tiefe;
So laß mich, Erde, du geliebte,
Versinken einst in deine Nacht!

(Forts. f.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Schluß.)

Unheil wird noch immer geschehen, aber seltener. Das Duell ist eine unvertilgbare Barbarei, so lang bis die steigende Cultur die Begriffe **allgemein** berichtigen, die Gefühle lautern, Gewohnheit und Erziehung zur andern Natur sie machen wird, — oder bis eine wieder allgemein hereinbrechende Barbarei das Barbarische davon nach außen aufheben, den Stempel des Edlen und Ritterlichen wieder verleihend, die übrigen Stände von solchem ehrenvoll auszeichnenden Vergnügen ausschließt, selbst die Schranken baut, hinter welchen man Ehre für Blut kaufen, eine Schandthat mit einem glücklichen Lanzenstich ungeschehen machen, und Scheu vor zwecklosem, also kannibalischem Blutvergießen zum Verbrechen stempeln kann.

Ganz aufhören wird das Duell unter **Jünglingen** erst dann, wenn diese Barbarei den **Männern** als eine Schande für Gebildete, als eine schmachvolle Sünde gegen alle Humanität, als ein strafwürdiger Hohn gegen die Vernunft erscheint, wenn der Respect vor dem Gesetz nicht mehr in Scheu, Zweifel und Furcht, sondern in Überzeugung, Liebe und Verehrung seine Quelle haben wird. Finsterniß kann nie dahin führen, nur wahre Aufklärung.

Ich habe eine Scene der früheren Landsmannschaftlichkeit treu geschildert, um deren Kehrseite zu offenbaren und im schärfsten Licht zu zeigen. Dennoch halte ich jene alten Landsmannschaften für eine liebenswürdige, charakteristische, ja wohlthätige Eigenheit der deutschen Universitäten. Sie bändigte, zähmte, männlichte, ordnete und prägte dem jugendlichen Gemüth unmerklich, aber tief das Gefühl für Gesetzlichkeit ein, für beharrliches Streben und Arbeiten nach einem bestimmten Ziel, für Gleichheit zugleich und für Achtung gegen Eminenz des Geistes und Charakters.

Die Regierungen aller deutschen Lande sollen ehrlich bekennen, daß ihre besten und tüchtigsten Männer aller Fächer gerade jenen landsmannschaftlichen Vereinen entstammen, und jetzt noch mit wahrer Seelenlust jener Frühlingstage der Verbrüderung gedenken, wenn sie auch über manche Rohheit derselben sich ärgern, über manch Kindisches und Läppisches dabei lächeln müssen.

Die Zeit ist so ernst und tief geworden, daß Kindisches und Läppisches kaum mehr zu gewärtigen ist, wenn auch Kindliches der Jugend noch heilsam anklebt. Die allgemeine Sitte hat sich so mächtig geändert, daß jene oft gerügten Rohheiten heutzutage unmöglich mehr auf irgend einer Universität stehende Norm sein können. Sie erscheinen nur noch gleichsam traditionell, als Parodie des: fuimus Troes, als lachende Spiele der Erinnerung und lustige Mährchen einer verklungenen Sagenwelt.

Das provinziell- und stammlich-Sondernde der alten Landsmannschaften kann heutzutage nicht mehr Wurzel fassen, noch weniger dem wohlthuenden Geist allgemeiner deutscher Verbrüderung feindlich in den Weg treten. Die Provinz und Namensscheidewände zwischen Deutschen und Deutschen sind größtentheils gesunken und werden, so Gott will, bald sämmtlich der Vergangenheit anheimfallen.

Die Landsmannschaften werden in Zukunft nur Brüderschaften individueller Sympathien sein, kindlich männliche Vereinigungspunkte lebens- und strebenslustiger Jünglinge, harmlose und gefahrlose Bilder des jugendlichen Idealismus. Nie werden sie in bedenkliche Verbindung und gefährliche Orden ausarten, nie eine Beute von Verführern und Werkzeuge von Verräthern werden, wenn man durch öffentliche

Duldung ihnen Vertrauen beweist. Das Gefühl der Vaterlandsliebe und Ehre und Treue glüht schönen Lebens in den Herzen der deutschen Jugend, die Ehre des öffentlichen Vertrauens kann ihm nur die edelste Richtung geben.

Mißtrauen durch Verbieten und Verhindern kränkt, schmerzt, beleidigt, bringt Begriffe von Wichtigkeit und Hoheit bei, erzeugt ein Gefühl von Hochmuth, — welche geheimes Brüten und Streben hervorbringen, die Herzen der Verführung öffnen, auf Abwege leiten und Unheil fast unabwendbar in's Leben rufen müssen.

Kein guter Geist ist es, kein Geist des Lichts und Heils, der unsere Jugend schmäht und schilt, der hart und grimmig in ihr innerstes Leben eingreifen, all ihren Duft und Farbenglanz vernichten, ihren Frühling verkümmern und verwüsten will. Es ist der Geist des Mißverstands, welcher jene magischen Worte eines jungen Italiens, jungen Europa's ꝛc., mit dem natürlichen Geist und Charakter unserer deutschen Jugend verwechselt, der einzelne natürlich hervorgerufene Mißgeburten des Augenblicks als Bilder einer ganzen Generation betrachtet, Wirkungen von Ursachen nicht unterscheidet, die Schlammwasser eines Wolkenbruchs für trübe unsaubere Quellen hält, der Welt, Zeit und Menschen nur stets von demselben Standpunkt, durch dasselbe gefärbte Glas von derselben Seite starr beschaut, Donner und Blitze als Erzeuger der Electrizität in der Atmosphäre anstaunt.

Es ist der Geist des Unheils, der entfremdet und verfeindet, wo Einigung, Versöhnung und Befreundung Noth thun.

Kein Land der Erde hat eine wärmere, edlere, hoffnungsreichere Jugend als unser Vaterland. Kein Land der Erde hat schönere Bildungsanstalten für diese Jugend als unsere Universitäten es sind. Vernunft und Zeit gebieten stets Änderung und Besserung und freundliche Pflege. Vernichtung dieser Anstalten oder ihre gänzliche Verketzerung ist dasselbe — ein Rückschritt, ein Lähmen der Nationalität, ein Todesstoß der Zukunft des Vaterlands! Deutschland hört damit auf, im Reich der Wissenschaften das erste Land der cultivirten Welt zu sein!

Buntes.

⁂ Einer der berühmtesten Maler aus der jetzigen französischen Schule, der Baron Gros, endigte (in einem Alter von 65 Jahren) kürzlich freiwillig sein Leben. Schon einige Tage vor der That ging er wie in Träumen verloren herum; seine Familie und seine Freunde leiteten diesen Zustand jedoch daraus her, daß er seit dem 16. Juni die Funktionen eines Geschwornen bekleiden mußte. Am 26ten begab er sich ungefähr um 10 Uhr Morgens, wie gewöhnlich, aus seinem Hause, gegen den Justizpallast zu. Da er um 3 Uhr Abends noch nicht wieder zu Hause war, wurde man lebhaft um ihn besorgt, fragte nach und erfuhr, daß er gar nicht im Justizpallaste gewesen sei. Man stellte nunmehr eifrige Nachforschungen an; man öffnete seinen Sekretär und fand darin einen Brief, den er erst des Morgens geschrieben hatte, und worin er vom Tod, von baldigem Tode sprach. Am 27ten gegen Mittag fand man endlich seine Leiche in der Seine, in der Nähe von Meudon. Sein Hut hatte am Ufer gelegen. Frankreich verliert an ihm einen seiner tüchtigsten Maler.

⁂ Der Ring. (Schweizerische Volkssage.) Hubert, der Jäger, war ein rüstiger Bergsohn. Nie sah man ihn ohne seine grüne Jacke, seine Kamaschen von Gemsleder, seinen Stutzer, sein Hifthorn und seine Hunde. Sein Leben war ein stetes Verfolgen der Grathiere; er wurde fast nirgend sichtbar, als auf dem Rücken eines Felsen, von welchem herab der Widerhall des Thales die schmetternden Töne seines Hornes zurückgab. Das beste Stück Wildpret war stets für das Kloster zu Celgel bei Morteau bestimmt. „Ah, die gute Seele!“ riefen die Mönche schmunzelnd. „Ah, der schöne Bursche!“ wisperten die jungen Mädchen zu sich selbst, wenn sie seinen starken, nervigen Gliederbau, sein durchdringendes, feuriges Auge und die männlich braune Farbe seiner Haut in Betracht zogen, welche die Sonne und die rauhe Bergluft angehaucht und geröthet hatten.

Auch die Mädchen waren lieblich anzuschauen; allein er schätzte den Balg eines Fuchses mehr, als die schönste Maid. Aber sein Stündlein schlug endlich auch. Alis hieß die holde Verführerin, welche Schuld war, daß Hubert der Jagd gänzlich entsagte, und von Stund an, wo er ihre Gegenliebe erworben, nur für sie lebte. Die Ehe der beiden Liebenden sollte in der Kirche der Minoriten im Thale von Morteau nach St. Martini eingesegnet werden. Aber als Heinrich IV. von Frankreich mit seinem Heere in das Herzogthum Burgund eingedrungen war, bot der Gouverneur oder Statthalter der Provinz alle Edeln, Bürger und Vasallen auf, sich dem Könige zu widersetzen. Mit der Schaar von Morteau zog auch Hubert.

„O!“ rief er, „gerne ziehe ich in den Krieg; aber eine so holde Geliebte verlassen, das thut weh!“ und er vergoß bittere Zähren.

— Hubert, erwiederte die holde Maid, wie schwer wird mir dein Abschied, mein Bräutigam! Du wirst mich doch stets lieben?

„Alis, kannst du daran zweifeln?“

— Es gibt Schmetterlinge, welche ihre Schwüre bald vergessen.

„Ich gehöre nicht zu ihnen, das solltest du doch wissen, meine schöne Braut; ich will dir auf's Neue ewige Treue schwören.“

— Und ich dir auch, lieber Hubert, und zwar aus ganzer Seele; und möge mich der Böse züchtigen und strafen, wenn ich je einem Andern angehöre, als dir; auch im Fall du im Kampfe unterliegen würdest, was die heilige Jungfrau verhüten wolle! Erneuern wir also den Schwur, welchen die Bergbewohner nie brechen.

Und sie schwuren sich ewige Treue im Leben und Tod.

Hierauf begab sich Hubert zu der Horst der Scharfschützen, welcher wie ein Band von Erz längs des Fußweges zog, den die Weiden von Cornabey beschatten. Als sein Federbusch mit jenen der übrigen Schützen verschwunden war, entfernte sich Alis auch mit trüben Augen und gequältem Herzen.

„Ach,“ seufzte sie, „vielleicht seh' ich ihn nie wieder; nie vielleicht werd' ich mehr die Liebesträume seines Herzens in seinen Augen lesen!“

Wie manche Wunde schlägt uns nicht die Liebe, von der wir unser zeitliches Glück erwarten! — Als die Scharfschützen des Gebirges wieder in ihre Bergthäler zurückkehrten, fehlte in ihren Reihen der Beste unter ihnen; denn Hubert Saulnier war auf dem Felde der Ehre geblieben.

Umsonst würden wir versuchen, den namenlosen Schmerz zu schildern, welchen diese Trauerbotschaft der zärtlichen Alis verursachte. Das gute Mädchen weinte beinahe ohne Unterlaß; nur die Zeit, diese einzige Trösterin in solcher Herzensnoth, trocknete endlich allmählig den Thränenquell der unglückseligen Braut.

Den folgenden Herbst verließ Alis ihre Wohnung, um nach der Benediktinerabtei zu Morteau zu wallfahrten, wo sie ihre Andacht verrichten und das Andenken ihres gefallenen Geliebten feiern wollte. Es war ein schöner, lauwarmer Abend. Der herannahende Wind des kalten Winters brauste hin und wieder schon in die kahlen, fast blätterlosen Äste; hinter den Bergen von Frenelot prangte der Mond mit seinem blassen Silberlichte, und seine Strahlen spiegelten sich in jenen tausend phantastischen Formen, die auf dem großen durchsichtigen Nebelschleier, welcher das ganze Thal bedeckte, nur Sekunden dauerten. Alis, noch immer trübsinnig, wandte sich gegen die Abtei, als sie einen schön gewappneten Ritter auf prächtigem Rappen gewahrte, der ihr entgegen trabte. Als der Ritter das traurige Mädchen erreicht hatte, wandte er sich sogleich an sie und fragte: „Was fehlt dir, mein schönes Kind?“ — Ach, Herr Ritter, ich habe meinen Bräutigam verloren. Er hat mich verlassen, um gegen den König Heinrich von Frankreich zu kämpfen, und ist nicht wieder zurückgekommen.

„Verflucht sei der Oberherr, der den treuen Geliebten von der holden Maid trennte!“

— O, sprecht nicht so, Herr Ritter; der Graf hat es geboten, mein Hubert war sein Unterthan und Gehorsam seine Pflicht.

„Aber, mein schönes Kind, könnte kein anderer Freier deinen todten Bräutigam ersetzen?“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 156. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 26.

Samstag, 4. Juli.

Bad-Almanach.

Ein rosaseidenes Bändchen umschließt auf zierliche Weise den braunen Umschlag einer Sommererscheinung, deren Idee hübsch erfunden und ausgeführt ist. Wir erblicken ein starkes Buch in Gestalt eines englischen Keepsake's, eingebunden in gepreßtes chinesisches Seidenpapier, mit 7 in Kreuzbauer'scher Manier radirten Stahlstichen, milchweißen Druckstoff, zierliche Lettern, kurz eine Eleganz, welche die Bücher Frankreichs übertrifft und mit denen Englands wetteifern kann. Der Bad-Almanach ist zuerst für die Stunden berechnet, welche man in den Bädern früh Morgens am Sprudel zubringt. Es kann nicht immer Freude gewähren dieselben Gesichter zu sehen, sich von einem alten Herrn immer dieselben Leiden, von einer alten Dame dieselben Glückseligkeiten ihrer verheiratheten Töchter erzählen zu lassen. Man wird, während die Spende Hygieas belebend und erfrischend durch die Adern rinnt, irgend eine versteckte schattige Allee aufsuchen und sich gern mit dichterischen Erfindungen beschäftigen, deren Gegenstände nicht über die Berge hinausschweifen, welche den Badeort umschließen, oder die sich doch an jene salinisch-geschwefelt-metallischen Adern halten, welche hier oder da zerstreut, in Deutschland aber so zahlreich aus dem Boden springen. Und wenn ein Badeort so reich an Reizen wäre, daß er ohne Aufhören die Theilnahme des Gastes in Anspruch nähme, wenn Musik, Tanz, wenn die Liebe dich beschäftigte, so werden zwischen dem Dejeuner und dem Mittag immer noch einige unbesetzte Stunden übrig bleiben, wo man nicht fortwährend an seine Familie schreiben, nicht immer mit seinem Hunde oder der Katze spielen kann, welche die alte Tante von Hause mitnehmen mußte. Der Bade-Almanach ist ein Bedürfniß. Wenn eine Klasse ihn übersieht, so werden es die Spieler sein.

Der literarische Inhalt dieses von August Lewald herausgegebenen und von Liesching in Stuttgart so geschmackvoll ausgestatteten Almanachs, auch der künstlerische scheint diesmal etwas tumultuarisch zusammengerafft zu sein. Wir haben es nur mit dem ersteren zu thun.

Der Wanderer im Schwarzwald, von Gustav Pfizer, ist ein seinem Zweck sehr angemessenes Gelegenheitsgedicht, das sich noch besser empfehlen würde, wenn der Verfasser alle erlaubten Freiheiten des von ihm gewählten Versmaaßes benutzt hätte.

Die Reisebilder der Vorzeit, mitgetheilt von Wolfgang Menzel haben neulich ihr Interesse verloren, seitdem eine norddeutsche viel gelesene Zeitung schon das Beste aus dem Bericht der Gräfin d'Aunoy mitgetheilt hat. Auch sollte Menzel in einem Kreise, wo jeder sich nach dem Maaße seiner Kräfte übte und leistete was er konnte, nicht mit so vornehmer Herablassung eine kleine Lesefrucht gespendet haben, welche langweilig ist, und da sie vorn auf einem Eh-

remplaß steht, dem Leser die Perspective in das Buch verdirbt.

Geschichtliche Erinnerungen, von August Lewald, schildern uns den „Zusammenhang" eines kleinen Ostpreußen „mit der Weltgeschichte." Der Verfasser hat alles Ansehn, diese anspruchslose und netten Reminiscenzen fortsetzen zu können. Wie dankbar würden wir ihm dafür sein! Die Behandlung hat hier eine so vollendete Objektivität erreicht, daß wir unwillkührlich an Göthe's Produktionen in diesem Genre erinnert werden. Nur glaube ich die Dosis Roman, die der Verfasser hineinstreut, könnte diesmal noch mäßiger gespendet werden, zumal da jene Brücke etwas lang ist, welche von der Neugier über die großartigen Ereignisse der Jahre 1806 bis 13, bis zu dem Interesse an den Koketterieen einer Schauspielerin führen soll. Wir müßten überhaupt mit diesen drei hier geschilderten Mädchen in entschiedenerem Rappert stehen. Der Verfasser müßte sie als Träger irgend einer weitern Erfindung geben, wenn sie nicht, wie sie es thun, störend auf uns wirken sollen.

Die Arbeiten von Aloys Schreiber und Gerle füllen den Raum aus. Die Skizze von Aug. Zoller über das schwäbische Bad Kannstadt verschwendet eine sehr hübsche und bilderreiche Sprache an einem Gegenstand, welcher ziemlich flach auf der Hand liegt; denn, wenn es auch Grundsatz sein kann, in diesem Almanach von den Bädern immer nur mit dem Hut in der Hand zu sprechen, und ihnen zu schmeicheln, so soll uns doch Niemand überreden, daß hinter der eifrigen und feurigen Sprache des Verfassers ein ganz aschgrauer und nüchterner Gegenstand liegt. Es ist das Extrem der Genremalerei, unbedeutende und flache Existenzen, vor allen Dingen aber Existenzen, die gar nicht das Bewußtsein ihrer selbst haben, durch perspectivische und detaillirte Mittel aufzustutzen. Zwei englische Skizzen von einem Ungenannten gehen in diesen Ausmalungen noch weiter, sie haben nicht einmal Gegenstand mehr, sie haben nur Reflexionen, schwülstige Reflexionen, die jedesmal mit einer gesperrten Pointe endigen. Je mehr auf diese Pointen der ungenannte Verfasser Gewicht zu legen und selbst von ihnen gerührt zu sein scheint, desto kälter lassen sie den Leser. Kein Autor soll vor den Augen des Publikums das Schnupftuch ziehen.

Die Meerschaumflocken, von Willibald Alexis, sind mit recht gutem Humor geschrieben. Nun sieht man doch, daß der Verfasser, der in der letzten Nummer unseres Literaturblattes nahe daran war, sich das Leben zu nehmen, noch ganz aufgeräumt und spaßhaft sein kann. Diese Flocken kräuseln sich ganz anmuthig über der Oberfläche der Ostsee. Willibald Alexis war in Stettin, in Pommern; er war glücklich!

Regentage auf Helgoland, von Rudolf Heimbert, sehen gerade ein Fünftel des Buches unter Wasser. Wir halten den Verfasser für einen sehr achtbaren Dilettanten, der sich für Kunst, Natur und alles Schöne interessirt, mit dem man eine Reise machen kann, ohne sich zu langweilen und der, wenn man ihn besuchen wollte, uns 14 Tage lang mit seltner Gastfreundschaft bewirthen würde. Aber siehe! dann würde er mit einem jener liebenswürdigen Blicke, welche aus Bescheidenheit und Vertrauen zusammengesetzt sind, die Schubläden seines Secretärs aufziehen und dir mit stockendem Munde gestehen, auch er sei in Arkadien geboren. Er würde dich unglücklich machen durch alle die Novellen und Dramen, welche er seit Jahren nur den 4 Wänden seines Zimmers anvertraute, und dich in Zweifel lassen, ob Höflichkeit oder Freundschaft dich zwingen müssen, ihn anzuhören. Nur eines wäre entschieden und so gewiß, wie der kategorische Imperativ, daß du ihn nicht auffodertest, seine Erzeugnisse drucken zu lassen.

Die Feuer von Baku, von Friedrich Rückert, brennen mild und bescheiden. Die Blicke auf deutsche Bäder vom Herausgeber sind nicht ohne einigen gemachten Enthusiasmus; wie durfte er auch z.B. sagen, daß Pyrmont ein ganz verfallener Badeort ist? Nein! hier muß Alles schön, ausgezeichnet und unübertrefflich sein. An einigen Orten erwähnt der Verfasser auch die größere oder geringere Heilkraft des Wassers. Aber wenn man bedenkt, daß die Bäder schon in der modernen Welt eine mehr sociale als medicinische Stellung haben, so ist es fast unbillig, von ihnen zu verlangen, daß man durch sie gesund wird. Hinreichend ist es schon, daß man durch sie nicht krank wird.

---

88) Das Wespennest oder der Cölner Carneval. Fragmente aus meinem Theaterleben. Humoristisch-satyrisch geschildert v. Ed. Jermann. Leipzig, G. Wigand. 1835.

Herr Jermann kam im verflossenen Jahre nach Cöln, um Gastrollen zu spielen. Ein dortiger Rezensent, Herr Arnold, besuchte ihn und schlug ihm einen Vergleich vor, des Inhalts: „Ich lobe Sie; aber geben Sie mir 15 Thaler preußisch!" Herr Jermann, selbst Schriftsteller, war zu dieser Offerte sehr unpassend gewählt. Herr Jermann lachte Herrn Arnold aus, spielte, und reiste nach Aachen. Als er zurückkam, hatte Herr Arnold in ein Leipziger Blatt, ich glaube in die Blätter für lit. Unterhaltung, einrücken lassen: kein Schauspieler verdiene so sehr getadelt zu werden, als Herr Jermann. Herr Jermann denkt an die fünfzehn Thaler preußisch, ärgert sich, läuft auf die Bühne und setzt dem Cölner Publikum auseinander, was Herrn Arnold bewogen habe, ihn für einen schlechten Schauspieler zu halten.

Herr Jerman that Unrecht; wer kann dies außer Abrede stellen? Herr Jermann vergaß, daß literarisches und theatralisches Publikum zwei verschiedene

Grüßen sind. Er appellirte an das theatralische Publikum, das vielleicht durchaus kein literarisches in Cöln ist: wer läse dort die Blätter für lit. Unterhaltung? Herr Jerrmann, der selbst Autor ist, und durch sein „Paris" so hübsch debütirte, konnte seinem Gegner auf einem entsprechenden Felde begegnen; aber nicht auf der Bühne. Das Parterre, die Logen und die Gallerie sahen nun den Scandal, sie sahen nur den unglücklichen Herrn Arnold, der vielleicht 15 Thaler nöthiger hatte, als einen ehrlichen Namen, und der einen Fehltritt nicht würde begangen haben, wenn er nicht geglaubt hätte, damit Herrn Jerrmann einen Gefallen zu thun. Da nun jene Zeitung, ich glaube, es sind die Blätter für lit. Unterhaltung, in Cöln nicht gelesen wird, da Herr Jerrmann sich als Schriftsteller so gern reden hört; warum bohrt er des Herrn Arnold bürgerliche Ehre (Brutus is an honourable man) in den Grund? warum macht er, daß vielleicht die Frau des Herrn Arnold sich nicht mehr auf der Straße ohne niedergeschlagene Augen sehen lassen darf? O greift Eure Feinde an, im Kometen, Eremiten, im Morgenblatt, in der Jenaer Literaturzeitung, wo Ihr wollt, meinetwegen auf ihrer Stube, zwingt sie zum Widerruf, droht ihnen; aber laßt sie im Tageblatt des Städtchens ungeschoren; denn Brutus is an honourable man, und hat vielleicht ein Mädchen, das ihn liebt, oder Kinder, die sich nach seinem Namen nennen! Und seid Ihr Schauspieler, so polemisirt überall, im Kaffeehaus, am Büffet des Theaters, aber nicht am Proscenium vor einer stupiden Menge, unter welcher sich vielleicht hundert Ehrabschneider befinden, und welche überhaupt keine Blätter für lit. Unterhaltung liest!

Herr Jerrmann hatte das Glück, als ihn Herr Arnold verklagte und nun 300 Rthlr. statt 15 von ihm haben wollte, durch seinen Witz und seine Beredsamkeit vor den Assisen und vor dem Appellationsgericht zweimal zu gewinnen. Es war der Mann des Volkes. Wie kam es, daß er plötzlich sank?

Der Cölner Carneval rückte heran. Ich glaube wohl, daß ein Mann von Geist, wie Herr Jerrmann, zu den Narrenkappen der Cölner lächeln mußte. Ich glaube wohl, daß es ihn ennuyirte, wenn die Cölner die Narrheit zu radbrechen begonnen, er, der einst bei [illegible] soviel drollige Narrheit und gute Faschings[illegible]e erlebt hatte. Und dennoch schwanden die Narrenkappen vielleicht weniger seiner Satyre Rache, als dem Gefühl, vor einem gescheuten Manne sich mit schlechten Einfällen behen zu müssen, vor einem Manne, der von dem Ruhme zehrte, in Paris das Unglaubliche und vor den Assisen das Bestmögliche geleistet zu haben. Daher die Reibungen. Daher das Sifflement des Herrn Jerrmann.

Der Verf. hätte seine Cölner Abentüren weniger redselig mittheilen sollen. Eine größere Kürze würde die Ereignisse gehoben haben. Die Neckereien des Vfs., seine Spottreden und Abschweifungen schmälern den Werth der Sache, und lassen den Leser oft fragen: wozu der Lärm? Wenn man sagen wird, daß man einer Bagatelle wegen kein so beleibtes Buch hätte schreiben sollen, so ist der Vf. selbst Schuld daran. Sein Humor, seine Balancirsprünge sind ennuyant. Man überschlägt dies Alles mit Unwillen. Überhaupt sollen Schauspieler nicht schreiben. Sie stören dadurch selbst die Illusion, von der sie profitiren könnten. Sie müssen auch dulden können; denn wenn sie Genie besitzen, — kann Herr Jerrmann glauben, daß es bestimmt sei, immer verkannt zu werden? Herr Jerrmann scheint zu den Leuten zu gehören, die nicht leben können, ohne Lärm um sich zu haben. Machen ihn Andere nicht, so macht er ihn selbst. Was ist das Ende davon? Man wird ihn für einen Charlatan halten, und ihn vergessen, ohne daß er es verdient.

---

83) Vater Goriot, Familiengemälde aus der höheren Pariser Welt. Nach dem Französischen des Balzac. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1835.

Wer diesen ausgezeichneten Roman mit Balzac's früheren Schriften, jenen dämonischen Mixturen, die ihm den Namen des französischen Hoffmann verschafften, vergleicht, wird erstaunen, bis zu welcher Vollendung das Genie gelangt, wenn es sich frei erhält von ästhetischen Sympathieen jeder Art und den Geschmacksbestimmungen der Mode. Balzac besitzt eine tiefe, schöpferische Kraft, Phantasie und Combination, welche ihn in keinem Felde verlassen würden, selbst in dem nicht, in welches er ohne irgend einen Instinkt, ohne irgend eine Verwandtschaft despotisch sich selbst einst hineinschleudern wollte. Die Vortrefflichkeit dieses Talentes konnte erst zur Reife kommen auf dem Gebiete, wo es jede Straße und jeden Schlupfwinkel zu kennen scheint. Man kann sagen, Paris kennen, heißt auch die Welt kennen, denn Paris ist der Puls der Civilisation; man muß auch sagen, Paris kennen, heißt das Herz kennen, denn welche Interessen, welche Gefühle müssen sich nicht in einer Stadt offenbaren, welche Frankreich und die Bildung Europas in sich absorbirt? Paris ist so liebenswürdig durch seine Contraste; das Erhabenste wird vom Naivsten berühret, neben den zwanglosen Schlägen jener Uhr, deren Zifferblatt auf den Stand der höhern Politik, der Börse und zahlloser Interessen zeigt, hört man tausende von kleinen Genfer Uhren picken, auf Herzen, welche die ganze Reihenfolge der kleinen Freuden und Leiden des Lebens, die wir nur in isolirten Sphären zu sehen gewohnt sind, durchmachen. Jules Janin mit seinen naiven Erfindungen, Michel Raymond mit seinen Werkstatt-Erzählungen, Keiner würde sich die Ehre rauben lassen, etwas anders zu sein als ein Pariser, doch geben sie Empfindungen und Situationen wieder, von denen wir immer behaupten würden, daß man sie nicht haben kann, ohne auf dem Lande oder

in einer kleinen Stadt zu leben. Balzac ist der glücklichste Beobachter, seine Sehkraft durchdringt alle Regionen der Pariser Existenz. Er anatomirt diesen großen Cultus, dem sich Paris opfert und von dem man kaum weiß, ob er bloß der Cultus der Mode oder der des Geldes ist. Das Geld ist der revolutionäre Grundsatz unsres Jahrhunderts. Das Geld reißt die Schranken der Privilegien nieder und führt eine neue Rangordnung der Stände ein. Wie laufen die Interessen in einander, wo es sich um das Umsatzmittel der Bedürfnisse und der Waaren handelt! Balzac ist der Dichter des Geldes, einer neuen Maschinerie, die ihre Wunder hat, so gut wie das alte Epos. Wäre der Pariser geizig, käme seine Geldbegierde nur darauf zurück, Silber und Gold in seinen Truhen zu haben, so würde die Poesie wenig Vortheile von seinem Gottesdienste ziehen. Aber der Pariser liebt das Geld nur, um sich nichts zu versagen, und um mit den Reichthümern andrer zu wetteifern, er sammelt das Geld immer, um es zu seinem Vergnügen auszugeben und um den Schmerz nicht zu haben, in einer Stadt, welche alles bietet, leben zu müssen und doch nach Nichts greifen zu dürfen. Darum ist mit dem Gelde in Paris so viel poetische Abwechselung verknüpft, und die Erfindungen Balzac's können nicht ermüden.

Man ist gewohnt, eine Auffassung des Pariser Lebens, wie sie Balzac gibt, nicht mehr anerkennen zu wollen. Man hat sich dazu bestimmen lassen, weil es heißt, die Franzosen seien ernst, schweigsam, nüchtern und tugendhaft geworden seit den großen Ereignissen, welche sie so viel Blut gekostet haben. Man spricht von einer Verwechselung der Gegenwart mit einem verflossenen Zeitalter, dessen Frivolität die alte französische Literatur liebreizend genug geschildert hat. Aber selbst wenn man eingestehen wollte, daß in Frankreich jemals die Freiheit der Sitten aufgehört hat, wenn man läugnen wollte, daß mitten unter den Schrecken der Revolution der Leichtsinn seine rosigen Triumphe feierte; so scheint doch im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Friede der Nation keine Beschäftigung gibt, Alles wieder in Paris reif zu sein zu einer Laxität der Sitten, welche die alte übertreffen würde, wenn nicht die politische Frage noch immer etwas Wermuth in die Becher der Lust mischte. Der alte Adel, der neue bonapartistische, die Aristokratie des Geldes, welche sich in dem Königthum des Bankiers Louis Philipp sonnt; dies sind die drei Faktoren der jetzigen Pariser Gesellschaft, welche untereinander wetteifern und es nicht können, ohne sich im Luxus und in eigenthümlicher Bestimmung der Fashion zu überbieten. Welch' ein Raum bleibt hier, nicht blos den Erfindungen, sondern schon der nackten Auffassung des Künstlers! Balzac weiß ihn meisterhaft zu benutzen.

So ungern wir auf Klagen dieser Art kommen, so können wir uns doch nicht überwinden, an der äußern Ausstattung dieser Übersetzung eine Nachlässigkeit zu rügen, welche gegen das Publikum eine Beleidigung ist. Die Columnen des Buches wimmeln von Druckfehlern, keine Seite, welche nicht eine typographische Unrichtigkeit enthält. Ist dies die Achtung, welche man der Lesewelt schuldig ist? Ja, diese Liederlichkeit geht so weit, daß sich die Buchhandlung nicht einmal entblödet, auf dem Umschlag ihres Buches, auf dem äußern Aushängeschild, der die Waare empfehlen soll, einen Druckfehler im Titel zu dulden. Das Publikum ist gezwungen, den Vater Goriot von Herrn Hallberger zu kaufen, und erhält dafür den Vater Goriet! Ich begreife einen Geschäftsmann nicht, der mit ruhigem Gewissen solche Verstöße gegen den Anstand und gegen die Aufmerksamkeit, die er auf sich verwenden muß, in die Welt aussenden kann!

---

84) **Musterstücke aus Shakspeare's Dramen.** Zwei Theile. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1835. — Auch unter dem Titel: *Beauties of Shakspeare.*

Ein Blüthenstrauß Shakspeare'scher Poesien, welcher von einer sinnigen und geschmackvollen Hand gewunden ist. Diese Anthologie muß in Deutschland Glück machen, wo in der Tragödie noch immer die Manie der sogenannten schönen Stellen herrscht, wo man sich seinen Horaz mit rother Dinte unterstreicht, wenn er Lehren der Weltklugheit gibt, wo man selbst minder begabte Dichter schätzt, wenn sie nur einige Sprüche, Sentenzen und Blumen ihren verkehrten Erfindungen einverleiben. Man wird diese Sammlung der Schönheiten Shakspeares zu seinem Begleiter machen im Leben, ja selbst, wenn ich an Herder denke, im Tode. Denn als Herder starb, rief er seinem Sohne zu: O nur einen großen Gedanken noch! Man glaube nicht, daß Herder daran verzweifelte, einen Gedanken zu finden, der so erhaben wie sein Tod gewesen wäre oder würdig seines Todes. Herder war nur in Verlegenheit und hätte sich durch vorliegende Sammlung helfen können.

Das Prinzip der „Musterstücke“ scheint ein ästhetisches gewesen zu sein. Man würde irre gehen, wollte man sie mit dem beliebten „Geist aus u. s. w.“ vergleichen, oder mit jenen Excerptensammlungen, von denen Jean Paul etwas derb sagte, daß sie nur für Schafsköpfe bestimmt zu sein schienen. Der Wohllaut einer unübertroffenen Sprache fließt über diese Auszüge aus Shakspeare, und verpflichteten den Herausgeber, auch ganze Dialogen aus den Originalen herauszunehmen, ein Verfahren, das mit Takt und Gewandtheit von ihm beobachtet ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 157. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 6. Juli.

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Fortsetzung.)

Luigi versprach heilige Verschwiegenheit, und flog von Palermo hinweg, wie eine Kugel aus der Büchse, — anhaltender Krankheit wegen. Seine Mutter trank eben in Rom mit ihrem Beichtvater eine Tasse Chokolade, als Luigi in das Zimmer trat. Vor Schreck fiel ihr das Zuckerbrödchen, das sie eben in den Mund stecken wollte, aus der Hand. Seht, Herr, so genau weiß ich Alles für drei Scudi, und noch mehr, wenn Ihr wollt! — Seine erste Frage war: „Wo ist Lea?“ — „Diesen Namen hat sie abgelegt,“ entgegnete die Marchesa; — „sie ist getauft und eine der Unseren geworden, ein gar frommes Kind! Sie heißt jetzt als Christin Catharina.“ — „Catharina? — wo ist Catharina?“ — Der schöne Mönch Saverio lächelte freundlich und sagte: „Freue dich, Luigi! sie ist in einem Kloster und Novize!“ — „In welchem Kloster? Vielleicht alle quattro fontane?“ — „Dem ist so!“ entgegnete Saverio. Ohne Aufenthalt, wie ein Vogel auf eine süße Beere, so flog Luigi nach dem Kloster. Er ließ sich bei der Äbtissin anmelden, und um ein Zwiegespräch mit der Novize Catharina bitten. „Ihr meint die Schwester Catharina?“ fragte die Pförtnerin. „Ja! Ja!“ rief Luigi, und mit langweiligen Schritten schleppte die wohlbeleibte Gestalt sich die Treppe hinauf. Nach einer Weile kam sie zurück und führte den sehnsuchtskranken Luigi in das Sprachzimmer. „Wartet nur ein Weilchen!“ sprach seine Führerin; „die fromme Catharina wird gleich erscheinen. Seid nur nicht zaghaft, und schüttet Euer Herz vor ihr aus, damit sie Euch trösten kann; nämlich insofern Ihr ein geistliches Gewerbe an sie habt.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich. Aber dem armen Luigi stieg jetzt die Qual der Sehnsucht nach dem Odem. Beide Hände drückte er fest gegen das Herz, welches ihm die Brust zersprengen wollte. Bald ging er mit großen Schritten im Sprachzimmer auf und ab, bald setzte er sich wieder auf einen dort stehenden Sessel, und starrte die Bilder der Heiligen an, welche wie grüne und rothe Lichtstreifen vor seinen Augen flammten. Herr,“ unterbrach sich jetzt der Erzähler, „habt Ihr je das Liebesfieber gehabt? — so wißt Ihr, wie es dem guten Marchese jetzt war, da er seine geliebte Catharina wieder sehen sollte, und da er ihr Herz und Hand anzubieten, und sie zu überreden gedachte, die ewige Jungfrauenschaft mit der zeitlichen Haube zu vertauschen. Endlich hörte er leichte, leise Schritte den Gang her und auf das Zimmer zukommen. Er sprang in die Höhe. Wie aber die Thüre aufging, und die hohe Gestalt der frommen Catharina weißverschleiert hereintrat, war es ihm, als müßte er niedersinken. „O, ich sehe dich so wieder?“ rief er im tiefsten Schmerze aus. „So willst du mich denn ewig elend sehen? O Catharina! sieh, zu deinen Füßen flehe ich dich an: schenke mir dein Herz und werde ganz die Meinige, so wie ich immer dein war von jenem Augenblicke an, da ich zuerst dein holdes Antlitz sah in der Kirche deiner Namen-Schwester! — O sei nicht so kalt und stumm und erhöre deinen flehenden Freund!“ — Die verschleierte Gestalt fing auf einmal bitterlich zu weinen an, und sprach fast flüsternd:

„O, schöner Herr, wie könnt Ihr eine fromme Schwester so in Versuchung führen?“ Luigi sprang, von dieser Stimme entsetzt, empor, und rief: „Entschleiere mir doch dein Gesicht!“ — „So Ihr es denn nicht anders haben wollt,“ entgegnete die Gestalt, und zeigte dem bebenden Luigi ein uraltes graues Papageiengesicht. „Du Catharina?“ rief Luigi. „So heiß ich seit fünf und sechzig Jahren, Catharina hieß ich, noch ehe ich mich dem göttlichen Bräutigam verlobte, und Catharina heiße ich auch jetzt noch, und Catharina ist ein gar schöner und frommer Name, junger Herr!“ — „Das weiß Gott! Aber ist keine Novize im Kloster, welche Catharina heißt?“ — „Das ich nicht wüßte,“ fuhr die Nonne fort, „ich bin hier im Kloster die einzige Catharina und nicht die unwürdigste Schwester.“ „Nun, so wollte ich,“ rief Luigi jähzornig aus; „ja, so wollte ich, daß dein Kloster und dich Gottes Wetter in die Erde schlügen!“ — „O du ruchloser, aus der Hölle entlaufener Bube!“ schrie die Alte, „bist du hierher gekommen, mit mir dein Gespötte zu treiben? Warte nur! warte!“ Mit diesen Worten zog sie an der Glockenschnur, welche in der Mitte des Zimmers herunterhing, so heftig, als wollte sie die Todten wekken. Luigi aber hielt es bei diesen Umständen nicht für gut, länger zu warten, und sprang zur Thüre hinaus. Er hatte von Glück zu sagen; denn schon schrie der Schwarm der Nonnen wüthend hinter ihm her, und schon flogen Bücher und Näpfe um seinen Kopf, als er mit Gewalt das Thor aufriegelte und hinaus auf die Straße stürzte. Puh! das heißt in einen Bienenkorb blasen. Luigi aber flüchtete sich durch die Straße der Fleischbänke über den spanischen Platz und den Corso hinüber durch tausend Gassen und Gäßchen in seinen Palast. Dort aber sank er wie sterbend zusammen. Seine Diener trugen ihn in ein Bett; dort blieb er ruhig liegen, bis gegen Mitternacht, wo er zu rasen anfing, und nur von Saverio redete, welcher seine Lea in eine graue Klosterkatze verhext hätte. Am siebenten Tage legte sich das Fieber; jetzt aber flehte er zu allen Heiligen, ihn aus diesem Leben hinwegzunehmen. Das machte der alten Marchesa das Herz weich. Schon stand ihr Frühstück auf dem Tische: sie schob aber das mürbe Kalbskotelett mit der Zitrone und auch das gebratene Hühnchen bei Seite, und aß nur zwei Sardellen mit einem Brodschnittchen, trank darauf ein Gläschen Liqueur und verlangte dann nach ihrer Portechaise und ihrem Fächer. — Luigi aber hatte gegen Abend schon zu verschiedenen Malen nach seiner Mutter gefragt, als sie endlich zurückkam und zu ihm ging. Er sprach mit matter Stimme: „Theure Mutter, die du mir Gutes gethan hast von dem Augenblicke an, wo ich zu meinem Unglücke geboren wurde, theure Mutter, ich fühle, daß ich nunmehr der Natur den großen Tribut zahlen und sterben muß! Da ich nun auch gern in den Himmel kommen möchte, so lass' mir Saverio rufen, damit er mir die Sterbesakramente ertheile.“ — Ob nun gleich seine Mutter vor Thränen kaum reden konnte, so sprach sie ihm doch Trost zu. (Forts. folgt.)

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

— — Der Tag war glühendheiß gewesen. Doch ist die Luft außer der Regenzeit dort so rein und heiter, daß man selbst in den heißesten Mittagsstunden dort leichter athmet, als in unserer schwülen Gewitterluft des Sommers. Indeß war doch für mich der Übergang aus den rauhen Frühlingstagen des Nebellandes in die Augusthitze eines portugiesischen Maitages zu rasch gewesen, um nicht das Drückende dieser Temperatur doppelt zu empfinden. Die Südwinde, welche regelmäßig Mittags wehen, wenden sich Nachmittags schon nach Westen, und Abends weht der kühle herrliche Nordwestwind von der See her, welcher die ganze Natur in diesem Lande und dessen schlaffe Bewohner erfrischt. Man schützt sich dort gegen die Hitze durch Mäntel. Man hat dort den Glauben unsrer Schäfer, die man im Sommer in Schafpelzen sieht: was gegen die Kälte hilft, schütze auch gegen die Wärme. Ja schon die eigenthümliche Richtung der Straßen macht einen solchen Schutz nothwendig. So z. B. weht jeden Morgen ein scharfer Ostwind, der sich auf den im Frühjahre noch mit Schnee bedeckten Gipfeln des Estrellagebirges abgekühlt hat. In den Straßen, die durch ihre Lage gegen diesen Wind geschützt sind, fühlt man eine drückende Hitze, die den Schweiß aus allen Poren treibt. Wendet man sich um die Ecke einer Straße, die von Osten nach Westen zieht, so bilden die fünf bis sechs Stockwerke hohen Häuser einer langen schmalen Straße einen wahren Windfang, und man fühlt sich plötzlich in den heißesten Tagen, bei einer solchen Wendung von einem Frost geschüttelt, der die gefährlichsten Constipationen *) zur Folge haben würde. Auch ich hatte mich deßhalb der allgemeinen Sitte, nie ohne Mantel auszugehen, unterworfen, wodurch meine Sehnsucht nach den kühlern Abendstunden natürlich noch gesteigert werden mußte. An die Siesta hatte ich mich noch nicht gewöhnen können. Während die Portugiesen sich in den drei bis vier heißesten Tagesstunden in ihren verdunkelten Zimmern auf ihren leichten Strohmatrazzen einer behaglichen Ruhe mit einem süßen Halbschlummer überlassen und dadurch sich gestärkt und erquickt fühlen, versank ich in einen festen deutschen Schlaf, und erwachte nach einigen Stunden, wie in Schweiß gebadet, betäubt von Congestionen des Blutes nach dem Kopfe und erschöpft bis zum Hinsinken. O wie sehnte ich mich in solchen Stunden der Erschlaffung nach den paradiesischen Nächten dieses Wunderlandes, welche die Phantasie unserer Dichter nicht reizend genug schildern zu können glaubt. Allein schon am ersten Abend wurde ich enttäuscht. Vergebens dufteten die goldenen Früchte der Hesperiden in diesem Garten unsres Welttheils.

Um die gepriesene reine Luft zu genießen, hatte ich eine Privatwohnung bezogen in dem hochliegenden Stadttheil, den die meisten Fremden bewohnen — auf der Höhe von Buenos-Ayres, jenem heiteren Stadttheil, der auf dem südwestlichen Abhange von Lissabon belegen ist. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als die Aussicht von hier herab über den zwei Meilen breiten Strom, auf die freundlichen Quintas und den malerischen Hintergrund der Ge-

*) Verkältungskrankheiten — die häufigsten Krankheitsformen, die in Portugal vorkommen.

birge. Gärten mit Orangenbäumen und Myrthengebüsch laden ein zum Genuß paradiesischer Wonne. Schwelgend im Vorgefühl derselben setzte ich mich schon am ersten Abend auf den Balcon. Aber zwischen den Tönen der Mandoline und den klagenden Gesängen der Modinhas hörte ich unter mir in den tiefen Straßen den leisen und doch kreischenden Ruf einer Weiberstimme: „Agua va!" — den schweren Fall; das Keifen und Raufen heißhungriger Hunde, und üble Gerüche der entsetzlichsten Art weckten mich aus meinen poetischen Träumen.

Einige Abend später wollte ich einen Spaziergang in's Freie machen. Allein die Unsicherheit durch räuberische Anfälle ist in den engen Gassen zwischen den hohen Hecken der Weinberge und den weißen Mauern, welche die Quintas umgeben, so groß, daß in den Abendstunden die ganze reizende Umgebung von Lissabon wie ausgestorben erscheint; weil Niemand es wagt, die von den Düften einer üppigen Vegetation gewürzte Luft in der erfrischenden Abendkühle zu genießen, als etwa in den verschlossenen und wie Festungen ummauerten Orangengärten der Landhäuser. Und so blieb denn der still rauschende, majestätische Tajo das einzige Asyl für den Erfrischung suchenden Ausländer.

Die freundlichen genügsamen Algarvier, welche, wie aus Spanien die Gallizier (Galegos), nach Lissabon wandern, um ihr Brod zu verdienen und dann mit ihrem spärlichen Erwerb in ihr heißes Ländchen zurückzukehren — halten hier mit einer Unzahl kleiner Segelbarken mit dreieckten Segeln, für die billigsten Preise zu jeder Ausfahrt bereit. Sie sind die treusten und geschicktesten Schiffer, daher man sich ihrer am liebsten bedient. Ich hatte auf solche Weise eine Fahrt nach dem gegen Lissabon über auf dem südlichen Ufer des Tajo liegenden freundlichen Orte Almeida gemacht.

Hier, auf den Bastionen des auf einem hohen überhängenden Felsen erbauten Forts genießt man der reinsten Luft und der heitersten Ansicht von Lissabon. Fern von der Hauptstadt ist der gemüthliche Charakter der Portugiesen viel reiner ausgeprägt. Mit Wohlwollen und Gastfreiheit kommt man dort dem Fremden entgegen. In einer angenehmen Familie, deren Bekanntschaft ich dem Zufall verdankte, brachte ich den schönen Abend im Freien hin und kehrte erst um Mitternacht nach Lissabon zurück.

Welche Nacht unter diesem südlichen Himmel! Weder Dünste noch Nebelschleier trüben dort den Glanz der Gestirne. Keine zweifelhafte Dämmerung, wie bei uns, umflort dort das Firmament. Auf einem Grunde vom tiefsten Dunkelblau flammen dort die Sterne noch ein Mal so groß, als bei uns. Die Nächte sind dunkler. Die Himmelslichter strahlen wie das Feuer der Diamanten, ohne zu leuchten. Von seinem Monde kann der Portugiese sagen, er übertrifft an Glanz die Sonne von England, und kaum wagt man zu lächeln, wenn man auf den Balcons ihrer schmalen Häuser die portugiesischen Damen in den schönen Nächten gegen diese glänzenden Mondstrahlen mit dem Fächer sich schützen sieht.

Jetzt indeß, in der Nacht, wovon ich rede, war es unbeschreiblich dunkel. Wie ein Wald von verdorrten Fichten, so starrten die Masten der zahllosen Schiffe, die im Hafen lagen, schaurig empor. Der weite Halbkreis, den die zwei Meilen lange Stadt bildet, war durch sparsame Lichtflämmchen hinter einigen der schmalen Fenster der dunklen Häusermasse mehr angedeutet, als gezeichnet. Die drei Hügel, worauf Lissabon erbaut ist, mit ihren Mauerkronen von Kirchenkuppeln und Klosterthürmen warfen ein riesiges Schattenbild auf den funkelnden Goldgrund des gestirnten Himmels. Es war jetzt unbeschreiblich still und öde in dem am Tage so lebhaften Hafen. Die Nymphen des Tajo schienen mit leisem Wellenschlage die mächtigen Seeriesen der Schiffe, welche sonst ihre silberne Fluthen durchschneiden, in den Schlummer gewiegt zu haben. Desto lebhafter war es in der Stadt. Das südliche Leben erwacht erst in der nächtlichen Stunde, wenn das nördliche sich zur Ruhe begibt. Der Portugiese durchträumt die Tage und wacht in den Nächten; aber die höhern Stände und besonders die Frauen wagen sich selten oder nie ohne dringende Veranlassung auf die Straße. Das nächtliche Volksleben von Lissabon trägt aber den Charakter einer düstern Heimlichkeit.

Ich war bei dem Praca do Commercio ausgestiegen und beschloß eine Wanderung durch Lissabon, um das nächtliche Treiben des dortigen Volkslebens zu beobachten. Die Unsicherheit der Straßen konnte mich nicht abschrecken, da ich noch keine persönliche Feinde dort haben konnte, und meine braune unscheinbare Capa, besonders der Umstand, daß ich ohne Begleitung von Bedienten und Fackeln ging, wenig geeignet war, die Raublust der Banditen in Versuchung zu führen. Zudem hatte die Hitze einiger Tage schon den Unrath auf den Straßen meistens getrocknet und in schwarzen Staub verwandelt, nur noch in den tiefer liegenden Straßen standen kleine Sümpfe. Sie gewährten mir zugleich den Vortheil, meine Geruchsnerven abzustumpfen. Man muß sich auch in dieser Beziehung acclimatisiren, wenn man sich in einem Lande wohl fühlen will.

Damals hatte dieser Platz noch lange nicht die Schönheit und Regelmäßigkeit, welche ihn in neuern Zeiten den schönsten öffentlichen Plätzen in der Welt gleichstellt. Noch sah man damals nicht die Arcaden der Börse, die großartige Josephsstatüe und das grandiose Zollhaus. Dagegen befand sich auf der westlichen Seite des Platzes der alte königliche Palast, der jetzt, seitdem das Erdbeben und die Feuersbrunst ihn zum größten Theil zerstört haben, nur noch als eine traurige Ruine an eine untergegangene große Vorzeit Portugal's erinnert.

(Fortsetzung folgt.)

Romanze vom Fischer.

Ein hoher Fels mit ew'gem Eis,
Vom Aar besucht und der wilden Geis,
Hebt sich an Sees Rande.

Der dunkle See, vom Sturm erregt,
Solch' ungeheure Wellen schlägt,
Als sucht' er neue Lande.

Ein Fischer ringt und plagt sich sehr,
Ihm läuft ein Fang wohl centnerschwer
In seines Netzes Bande.

Er hub einen Mann mit langem Bart,
An Farb' und Wuchs gar eigner Art,
Wohl aus dem tiefen Sande.

Zum Dank und Lohn beschenkt' der ihn
Mit einer reichen Silbermin',
Der reichsten Min' im Lande.

Ludwig Wihl.

Musik in Frankfurt.

Im „Don Juan“ gab Dem. Carl die Anna als zweite Gastrolle, und in der „Straniera“ die Alaide zu ihrem Benefice. Die Sängerin bestätigte in beiden Parthieen vollkommen das in No. 148 dieser Blätter ausgesprochene Urtheil. Aber nicht allein dem italiänischen Genre neigen sich ihre Mittel: sie bewies als Anna durch den Ausdruck hochtragischen Schmerzes in Ton, Geberde und Portamento, daß sie auch der deutschen Schule würdige Jüngerin sein kann. Der Aplomb ihrer Tiefe ist sehr wirksam; doch ist zu rathen, nicht öfter davon Gebrauch zu machen, als es die dramatische Situation gebietet; damit derselbe mehr als Resultat der Nothwendigkeit, als der Absicht erscheint. Kleine Pralltriller auf einem und demselben Tone, ohne Hülfsnoten, mögen ein neuer Appendix der ital. Manier sein, mögen noch so vortrefflich geschlagen werden: aber sie streifen an Veraltung, und die Kritik räth wohlmeinend, dieselben als etwas Unschönes zu verbannen. Dem. C. wird noch einen zweiten Cyklus hier eröffnen, und Donizetti's Bolena zum Benefice geben. Möchten wir sie dann mit unserer Fischer zusammen in einer Oper hören! Diese Berührung müßte elektrische Funken erzeugen! Im Don Juan wurde Dem. C. und Herr Marrder gerufen. In der Straniera sang Hr. Marrder zum Erstenmale den Wallberg. Dieser Sänger steigt täglich in Kunst und Gunst. Seitdem er versteht, die Höhe mit seinen übrigen organischen Mitteln in Verbindung zu bringen, gewinnt sein Gesang bedeutend. Athem, Ansatz, Aussprache gut. Grupetto rund und verbindend. Recitativ durchdacht; Ton voll; nur ist in Beziehung seines Wallberg zu bemerken, daß tragischer Ausdruck nicht im Hinauf- und Herunterziehen der Töne, nicht im Tremo liegt. Wenn es Opern aber selbst an der Seele dieses Ausdrucks fehlt, so glaubt oft der Sänger sich dieses Surrogats bedienen zu müssen, und hebt sich nicht selten dadurch auf den Kothurn. Eben so vermeide Herr M. ein gewisses schroff damit kontrastirendes Herauspoltern, das der Betonung Eintrag thut. Unter den einzelnen Piecen seiner Parthie fanden das beliebte Cantabile as-dur und das große Duett mit Arthur besondere Anerkennung. Ruhige Würde bezeichnete heute das Spiel dieses Künstlers. — Arthur: Herr Schmezer. Ueber dieses Sängers Leistung ist [illegible] bereits ausgesprochen worden. Hr. S. besitzt große Vorzüge, die ihm Niemand streitig machen wird, eben so seine Mängel, die in jeder Vorstellung Hand in Hand mit einander gehen, und die Kritik weder durch eine Abweichung von dieser Regel betrüben, noch erfreuen. Diese Stabilität immer wiederholen, hieße sich nutzloser Pleonasmen schuldig machen. Jede Abweichung von dem Letztern soll mit Freuden genannt werden. Eine Abweichung vom Erstern ist, daß Hr. S. seit einiger Zeit seine Tiefe forcirt. Das kann nur auf Kosten der Höhe geschehen. Hr. S. opfere lieber Andere, als sich selbst zum Bassisten! Wenigstens wäre der letzte Verstoß nachtheiliger, als der erste. Wenn er auch bei dem Einen nichts gewinnt, so würde er bei dem Andern doch verlieren, und — wir mit. — Herr Lehr ist nun einmal in seinen Komthuren unglücklich. Ihm sind daher die Flügel eines Condor zu wünschen, um sich damit recht bald aus diesem Bereich zu schwingen. — Dem. Kratky ist eine charmante Isolette, und gab durch den lebendig frischen Vortrag ihrer Arie — im zweiten Akt — ihrem Röllchen Bedeutenheit. — Wenn Jemand ohne einen Begriff von Bellinischer Musik heute vor das Orchester getreten wäre, wie würde ihn nach der Ouvertüre alles Folgende getäuscht, verwirrt haben! Eine Ouvertüre soll der Empfehlungsbrief der Oper sein; sie soll andeuten, wes Geistes Kind sie ist, und was wir von ihr zu erwarten haben. In dieser Ouvertüre aber vereinigen sich die musikalischen Elemente eines wahrhaft dramatischen Styls; eine so freundlich als edel gehaltene Melodie, die, einem Silberfaden gleich, durch's Ganze geht, und tiefe Harmonie mit einer meisterhaft durchgeführten Steigerung verbindet. Es weht Mehul'scher Geist über derselben, — besonders im Adagio, voll ergreifender Wirkung, — und ist gewiß das Beste, was Guhr schrieb. Aber sie verhält sich zu einer Bellinischen Oper, wie ein Epos zu einer Clauren'schen Idylle. T.

Englische Literatur-Notizen.

*** Neue Romane. Von der Verfasserin „Rienzi's“ (Mary Russel Mitford), erschien ein neuer Roman: Belford Regis, oder: Sketches of a country Town. (3 Bde.) — Von Henry Tailor der dramatisirte Roman: „Philipp van Artevelde.“ (2 Bde.) — „Villiers“, eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. (Verfasser ungen.) 3 Bde. — „The gipsy“ von James (dem Verf. des Richelieu, der Marie von Burgund ꝛc.). 3 Bde. — „Transfusion“ (letztes Werk von William Godwin, jun., herausgegeben von dessen Vater). — „Rosabel“ von der Verfasserin der „Constance“. (3 Bde.) — Von Norton „The wife.“ (3 Bde.) — Von Miß Pardoe: „The Mardens and the Daventrys.“ (3 Bde.) — Bulwer's „The student.“ (3 Bde.) — Von Kapitän Marryat (dem Verfasser des „Peter Simple“): „The pasha of many Tales.“

*** The adventures of a Gentleman in Search of a horse (by Caveat Emptor). 1 Bd. Ein Titel, eben so grillenhaft und gesucht, wie die Pseudonymität des Verfassers. Das Buch selbst strotzt aber von gesundem Humor, amüsirt, und theilt manche Hiebe aus, die den Nagel auf den Kopf treffen.

*** Die Londoner „Literary gazette“ äußert über Konrad Schwenck's Wörterbuch der deutschen Sprache, in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung (Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer), folgendes: „In diesem Werke ist ein — im Ganzen sehr erfolgreicher — Versuch gemacht worden, die Wurzeln der deutschen Sprache bis zu ihrem Ursprung hinab zu verfolgen, und deren Veränderungen in den (ältern sowohl, als neueren) verwandten Dialekten nachzuweisen. Den Freunden der deutschen Philologie und besonders den weiter vorgerückten Forschern jener herrlichen deutschen Sprache wird dies Werk (nach unserer Meinung) ein willkommener Erwerb sein. Ein ähnliches Werk in unserer eignen Sprache ist bis jetzt noch ein großes Bedürfniß, dessen Befriedigung wir bald erwarten.“

*** Dieselbe Zeitung empfiehlt die Kupfer zu: Der Rheinische Sagenkreis, von A. v. Stolterfoth (Frankfurt a. M. Jügel), und bedauert, daß nicht auch eine Uebersetzung des Textes in der englischen Ausgabe beigefügt ist.

*** Uebersetzungen aus dem Italiänischen: Hector Fieramosca, ein historischer Roman vom Marchese d'Azeglio (Manzoni's Schwiegersohn). 1. Bd. — Silvio Pellico's „Prigione“ (übersetzt von Thomas Roscoe).

*** Zur politisch-historischen Literatur: „The belgic revolution of 1830“, von Ch. White. (2 Bde.) — In London erschien des Spaniers Miraflores's „Documentos a los que se hace referencia en los Apuntes historico-criticos sobre la revolucion de Espanna.“

*** In der Presse: Gould's „Bibliographical dictionary of eminent artists of all ages and nations.“ — Von Emma Roberts: „Scenes and characteristics of Hindostan.“ — Ferner: „Mephistopheles in England“, oder die Bekenntnisse eines Premier-Ministers. (3 Bde.)

*** Ein Beitrag zur Faustliteratur ist: „Faust papers“, von Dr. W. H. Koller (enthaltend: kritische u. historische Bemerkungen über Faust und seine Uebersetzungen, sowie über Göthe's Faust).

*** Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen so eben: „The beauties of Shakspeare.“ 2 starke Bändchen in Duodez. (Ein Perlenkranz von Musterstellen aus den Werken Shakspeare's, mit gegenüberstehenden Uebersetzungen.) Dem Herausgeber, Hofrath Berly, gebührt die Anerkennung, daß dieser tüchtige Kenner der englischen Literatur die einzelnen Juwele mit Fleiß und Geschmack an einander reihte.

Buntes.

*** Am 18. Juni ereignete sich in der vier Meilen von New-Castle gelegenen Steinkohlengrube eine fürchterliche Explosion, — in Folge entzündeten Gases, wobei 104 Menschen den Tod fanden.

*** Einen ehrenvollen Platz in der neuesten französischen Romanliteratur nimmt Felix Davin's so eben erschienenes Werk: *la maison de l'ange* ein, welches sich durch eine große Natürlichkeit und Wahrheit in Situationen und Charakteren auszeichnet, — Eigenschaften, welche immer seltener werden.

*** Geschmack. Ein Herr aus der Altstadt London, der das brittische Museum während der Charwoche besucht hatte, äußerte sich, daß der Geruch in dem Kabinette der ägyptischen Mumien keineswegs ein angenehmer sei. Ein gewisser Alderman, der zugegen war und seine Weisheit sehen lassen wollte, bemerkte: „Dies ist nur ein neuer Beweis, wie verschwenderisch man mit den öffentlichen Geldern umgeht, daß man es zum Ankauf von Mumien verwendet, die nicht mehr frisch sind.“ *)

*) Diese Anekdote erinnert mich an einen Menschen, der sich in einer Gesellschaft Gelehrter befand. Da die Rede auf die alten Autoren kam, und er sich doch auch das Ansehen wissenschaftlicher Kenntnisse geben wollte, so fragte er seinen Nachbarn: „Haben Sie nicht auch die Hämorrhoiden (Heroiden) von Ovid gelesen?“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 158. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 7. Juli.

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Fortsetzung.)

Luigi aber flüsterte mit sterbender Stimme: „Ach, Mutter! meine Zeit ist gemessen!“ Da machte sich die Marchesa von ihm los, und zog eine verschleierte Frauengestalt, welche in der halbgeöffneten Thüre stand, zu dem Krankenlager hin mit den Worten: „Hier ist noch Jemand, dem du die Hand zum Abschiede reichen kannst!“ Der Jüngling hatte sich bei diesen Worten emporgehoben. Die Benediktiner-No.ihe schlug den Schleier zurück, und mit einem Schrei des Entzückens lag er in ihren Armen. „Die heilige Maria und die heilige Catharina mögen euch segnen, meine Kinder!“ rief die Matrone; „macht euch einander glücklich, und laßt mich nie bereuen, daß ich Solches für euch gethan habe.“

Am andern Morgen war Luigi, — seht, Signore, die Macht der Liebe! — wieder frisch und gesund, und tanzte und sang im Hause umher, wie ein Vogel im April, wenn er das Nest baut.“

Der Spielmann schwieg jetzt, trank den Rest des Orvietoweines mit einem wehmüthigen Spitzbuben-Gesichte aus, und sprach dann: „Signore, der Wein war gut, und das war die Geschichte!“

„Weiter nichts?“ rief ich. „Nein!“ entgegnete er phlegmatisch, und dehnte sich dabei unendlich faul; — „nichts, als daß Marchese Luigi mit seiner jungen Marchesa seit Jahr und Tag verheirathet war. Diesen Morgen fischte aber ein Fischer die junge Marchesa aus dem Strome. Ihre Leiche habt Ihr vorübertragen gesehen.“

„Und wie viel hast du zu dieser Geschichte ihrer Liebe aus eigenen Mitteln hinzugethan?“

„Signore,“ entgegnete der Spielmann, „nur so viel Butter, als nöthig war, die Maccaroni schmackhaft zu machen!“

„Hat man denn gar keine Muthmaßung, wie es gekommen ist, daß sie ertrank?“ fragte ich weiter.

„Muthmaßung, ja! — aber keinen Grund! keinen Grund! — Wer weiß, wer weiß! Die Weiber haben hitziges Blut. Da solltet Ihr erst meine Peppina gekannt haben, wie sie jung war! — Genäschig wie eine Ziege! Da muß man Fünffingerkraut einreiben! Versteht Ihr mich?“ —

„Hier ist ein Scudo für deine Mühe!“ sagte ich; „du bekommst noch zwei Scudi, wenn du mir Aufschluß in dieser Sache verschaffen kannst!“ —

Der Alte winkte mit dem Kopfe, schnippte mit den Fingern und schob sich zur Thüre hinaus.

„O ich merke,“ entgegnete Robert, „der Marchese wurde ihrer überdrüssig, und das Andere wurde ächtitaliänisch abgemacht!“ —

„Falsch gerathen!“

„Nun heraus mit dem Ende der Geschichte!“

„Nein! Ihr sollt diese Geschichte eben ächtitaliänisch genießen. Ihr wißt es vermuthlich, daß eine Art von Leuten sich in Italien ein Gewerbe daraus macht, dem müßigen Volke auf den Hafendämmen oder auf den öffentlichen Marktplätzen Geschichten zu erzählen. Wenn aber ihre Erzählung die Neugierde der Menge bis zum Äußersten erregt hat, dann läßt

der Erzähler die Mütze herumgehen, um die freiwilligen Gaben einzunehmen. Ist das geschehen, so läuft der Schalk fort und schreit: „Morgen! morgen!“ Vergeblich suchen die wilden Männer den Erzähler zu halten; er reißt sich los, und ist — verschwunden. Also morgen! ihr Lieben, morgen!“ —

Mit diesen Worten nahm Johannes seine Mütze und empfahl sich.

Am nächsten Abende waren die Freunde wieder versammelt, um das Ende der Geschichte zu vernehmen; nur Johannes fehlte noch. Robert blätterte in den Werken Shakespeare's, welche auf der Tafel lagen, mechanisch herum. Er meinte: wie man an großen Strömen Maaßstäbe angebracht hätte, um den Stand des Wassers zu jeder Stunde zu wissen, so könnte man den Shakespeare auch in den Strom der Zeiten stellen, und daran den Inhalt jeder Epoche abmessen. So lange man keine Weltgeschichte und Charaktere auf der Bühne erschmecken könne, wäre auch im Volke keins von beiden. — „Das ist ein wunderbares Wesen mit dem Shakespeare!“ entgegnete Egidi, der Maler. „Kommt es mir doch zuweilen vor, als wäre er der leibhaftige Geist der Nordsee, — der Wassereck mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, der bald mit lautem Gelächter sich mit den Delphinen herumbalgt, kopfüber, kopfunter auf den Wogen närrisch herumpurzelt, und wie ein wildes, ausgelassenes, nichtsnützige Kind den losen Nymphen Wasser in das Gesicht sprudelt; dann aber plötzlich hypochondrisch wird, die langen Haare über das Gesicht hereinhängen läßt, die Faust an die Stirne stemmt und melancholisch abgerissene, geisterbeschwörende Worte in die Tiefe hineinstöhnt; — bald aber plötzlich aufstürmt und wild und toll die Wogen an den Himmel und die naseweisen Schiffe, welche ihm in den Weg kommen, an die Felsen wirft, daß Mann und Maus untergehen; — dann aber wohl auch gar das Unwesen bereut, und nun mitleidig einen armen Schifferjungen mit höchst eigenen Händen an eine schöne Insel trägt und ihn dort mit einer schönen Fürstin verheirathet; — zuweilen aber auch die Sonntagslaune anzieht, galant und in einem rothen aristokratischen Sammetmantel, flammend in Edelsteinen, mit schöngekräuselten Haupt- und Bartlocken, über das Meer hinschreitet, daß die ältesten Nymphen sehnsüchtig zu seinen Füßen aufseufzen, — und dann gar in klaren Julinächten, verliebt bis in die kleine Fußzehe, mit der Harfe in der Hand hinüber nach Italien schmachtet, daß der ganze Himmel mit allen seinen Sternen den letzten Schleier von sich wirft und zu ihm in die Tiefe steigt; — aber eben so erschrocken wieder entflieht, wenn der böse Neck Mantel, Krone und Harfe wegwirft, und nun als ächter Matrose sich in Punsch benebelt, flucht, Witze reißt und viel Dummheiten herausläßt; — o wunderlicher Wassereck der Nordsee, dein Name soll Shakspeare sein!“ — „O, wunderlicher Egidi,“ rief der Doctor, „dein Name soll Novellenfeind sein! — Ich lobe mir aber diese lustigen Amphibien, die eben so gut im Wasser der Reflexion, als auf dem festen Lande der Begebenheit leben. Ich lobe mir die Binnenländer! Ich lobe mir die Novelle! und hier kommt eine noch ungedruckte mit der Brille auf der Nase!“ Johannes trat eben zur Thüre herein.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstliche Fahrt.

Tageblätter, von Ludwig Braunfels.

(Fortsetzung.)

III. Frankfurt am Main.

1. Vor der Stadt.

Am düstern Tag
Des Herbstes, wann in Nebel traumt die Erde,
Streift um den wohlbeschützten Hag,
Um die Lämmerheerde,
Der Wolf, des Waldes Hungerbrut;
Von Gier wie ausgebrannt von Feuersglut,
Immer näher schleicht,
Immer enger kreis't er in die Runde;
Bis Wächterruf der lauschenden Hunde
Zurück zum öden Wald ihn scheucht.

So dich, o heil'ge Stadt, umgeh' ich lauernd,
Die gierige Brust in wildem Sehnen schauernd,
Vor jedem bekannten Auge ferne bangend;
Und angstvoll ihnen all' entgegen verlangend,
Die meine dürstende Seele liebt,
Gleichwie den Quell ein Wandersmann der Wüste. —

Von euch, die mein erwachend Herz begrüßte,
Lebt Mancher heute, der mir nie vergibt! —

Ich hab' vom Mann der unnennbaren That,
Hab' von Orest die alte Mähr gelesen;
Und bin, wie er, der Vaterstadt genaht,
Und fühl', wie er, ein heimlich fremdes Wesen,
Das zwischen mich und diese Pforte trat,
Und die Versöhnung aufspart zu den Todten:
Es ist die eigne Schuld!
Ob sie mir zwar der Himmel selbst geboten.

Einst eine Nacht war's, eine sternlos trübe:
Da gabst du mir dies Leben, heil'ge Stadt!
Ein dünnes, unbeschried'nes Blatt;
D'rauf lez' ich heut' viel Elend, mehr noch Liebe.

Dort über jene Pforten hinaus,
Die meiner Heimath Schwelle bewachen,
Send' ich die stillen Gedanken hinaus.
So wirft im schwankenden Nachen
Der Fischer die Angel in's Fluthengebraus;
Aber nach ausgeharrten Stunden
Zieht er sie beutelos zurück.

Was könnt' ich hoffen, welche Kunden?
Eines Herzens Glück
Hab' ich geschaffen ja nimmer;
Wohl aber eines Herzens Glück
Zerschlagen in Trummer.

Ist es mein eigen Herz?

2. In der Stadt.

Das sind die Straßen, — ich kenne sie noch. —
Das sind die Häuser, — ich kenne sie noch. —
Meiner Stadt! und so zieh' ich ein.
Wilder Regen umrauscht mich;
Einsame Nacht umlauscht mich:
Vaterstadt, nun bist du mein!

Aus jedem Fenster blinkt mir,
Aus jeder Thüre winkt mir
Todte Lust und todter Schmerz.
Von Elend und Liebe dort ging ich träumend;
Von Elend und Liebe dort fühlt' ich keimend
Mein ungekanntes Herz.
Noch rauschen auf stillen Wegen
Mir Küsse dort entgegen;
Und hier,
Wo sich erfüllte mein erstes Hoffen,
Steht wohl noch traulich offen
Die kleine Thür,
Die Pforte meiner letzten Freude!

Da schwor ich Eide;
Da brach ich Eide
Mir selbst, und allen,
Und ihr.

Stürzt über mich zusammen, ihr Hallen,
Ihr stolzen Thürme meiner Stadt!

3. Abschied von Frankfurt.

Als auf den Fluthen einsam Noah fuhr,
Und Thränen um die schönen Erdgenossen
Ihm aus der Seele flossen,
Und Schmerz um die gestorbene Natur:
Da sandt' er eine Taube hoffend aus,
Daß sie des Lebens eine Spur erkunde;
Und als sie wiederkam zum Fluthenhaus,
Trug sie ein Ölblatt in dem Munde.

So von den Wogen stürmisch gewiegt,
Unter denen
Mir eine Welt begraben liegt,
Send' ich mein letztes Sehnen,
Meine letzten Wünsche hinaus.
Wird einer je zurück sich schwingen,
Mir der Versöhnung Ölblatt bringen?

4. Im Eilwagen.

Sturm fährt über die Meere,
Und zerbricht südwärts und nordwärts
Hoffnungsreiche Schiffe.
Trüben Sinnes blickt
Der reiche Handelsherr auf die Trümmer;
Thöricht!
Denn von seinen hundert Segeln
Rauschen noch viel' in glücklichem Wind auf.

Auch du bist ja immer
Noch reich, mein festes Herz!
Mehr als eine Liebe, klagst du,
Ist dir gestorben;
Du aber darfst noch immer sagen:
Ich werde geliebt!

(Forts. f.)

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Von hier aus setzte ich meine Wanderung durch die Gold- und Silber-Straße nach dem Rocio-Platz fort. War auch damals diese Straße, die jetzt mit ihren breiten Trottoirs und den steinernen Pfeilern und Ketten, wodurch diese von dem freilich ungepflasterten Fahrwege abgesondert werden, zu den schönsten der Stadt gehört, weder so breit, noch so schnurgrade und noch weniger mit den schönen eleganten, weiß angestrichenen, gleichhohen Häusern mit grünen Jalousien und eisernen Balcons besetzt: so gewährte doch schon der unermeßliche Reichthum der erleuchteten Gold- und Silber- und Juwelenladen, die nach orientalischer Weise *) dicht an einander gereihet waren, einen so glänzenden Anblick, daß man sich in die Wunderwelt eines Zaubermährchens aus „Tausend und eine Nacht“ versetzt glaubte. Hier, wo ein damals freilich sehr schmaler Fußweg vor den im ächten Brillantfeuer erleuchteten Fenstern der engen Gold- und Silberstraße hinweg zog, war ein unbeschreibliches Gedränge. Eben weil man dort — mit Ausnahme der Fremden — so selten oder nie die allgemeine Modekleidung der höchsten Stände zu sehen bekommt, so gewährt das Straßenleben in Lissabon ein so eigenthümliches Genrebild, wie es sich in keiner andern Stadt auf Erden wieder findet. Man taumelt in einem beständigen Carneval zwischen Menschen von allen Nationalcostümen und allen nur denkbaren Gesichtsfarben dahin.

Der Orientale in seiner weiten, faltigen Kleidung von den lebhaftesten Farben drängt sich gravitätisch zwischen Europäern von allen Nationen hindurch. Man sieht hier die breitschulterigen Matrosen mit ihrer leichten gestreiften Kleidung am blassen fetten Millionen-Mynheer aus Amsterdam vorüberstreichen. Der steife Engländer mit seinem kalten, von der Natur weiß und roth gemalten Gesichte begegnet hier dem schwärzlich bleichen Portugiesen mit funkelnden Augen, die unter dem dreieckten Hut oder dem breitrandigen Sombrero hervorblitzen, während eine seltsam gestaltete rothe oder grüne Capa mit herabhängenden Ärmeln und breiter, flacher Capuze (capuz), die mit ihrer langen Spitze auf dem Rücken herabhängt, ihm als Mantel dient, um sich bis an die Zähne zu verhüllen.

Mit einiger Galanterie gibt man gern der kleinen, zierlichen Portugesa so viel Raum, daß man sich an ihren elastischen graciösen Schritten ergötzen könne. Ihre zart beschuhten Füßchen scheinen leicht wie im Elfentanz zu schweben. Sie trägt entweder die schwarz seidene Manka um die Taille gegürtet, so daß von den zierlichsten Formen ihres Körpers den Blicken nichts entzogen wird, und dann hat sie die Capuze dieses Kleidungsstückes, deren Zipfel hinten herabhängt, so reizend über den Kopf gezogen, daß der breite Spitzenbesatz derselben zugleich die Stelle eines halb aufgeschlagenen Schleiers vertritt; oder sie hat einen rothen Scharlachmantel so malerisch nachlässig über die Schulter geworfen, daß ihre feinen runden Körperformen durch die dünne Seidenkleidung nur erscheinen und verschwinden, um desto mehr zu reizen. In diesem Falle ist dann ein weißes, dreieckt zusammengeschlagenes Mousselintuch so kokett über den Kopf geworfen und vorn zusammengehalten, daß man oft nur das sprechende glänzend schwarze Auge und die fein gebildete Nase zu sehen bekommt, während vielleicht die mindere Schönheit des Mundes oder der zu starken Backenknochen verhüllt bleibt.

Geschäftiger aber als Alle schleicht durch das Gewühl der Straßen von Lissabon der heimliche Jude oder der

*) Im Orient gleicht die Hauptstraße einer Stadt den Bazars, indem die Händler mit derselben Waare immer mit Ausschluß aller andern in einer Straße zusammenwohnen. So auch in Lissabon.

neue Christ, wie sie ihn nennen. Man erkennt ihn leicht an dem scharfen Gepräge einer ganz eigenen Nationalphysiognomie, die sich unter allen Welttheilen in jeder Kleidung gleichbleibt. Unter die frommen Heldenthaten der portugiesischen Könige rechnet man auch das Verfahren des Königs Emanuel gegen die Juden. Es waren deren bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts mehr als hundert tausend ansässig in Portugal. Mehrere unter ihnen zeichneten sich durch Geistesgaben, fast alle aber durch Reichthümer und Handelsthätigkeit aus. Als Ferdinand und Isabella den spanischen Thron bestiegen hatten, verbannten sie alle Juden aus ihren Ländern. Im Jahre 1482 schrieben sie an König Emanuel und forderten ihn auf, ihr Beispiel von Frömmigkeit und christlichen Gesinnungen durch Vertreibung der jüdischen Ketzer nachzuahmen. Der Grund, daß dieses Volk offenbar von Gott gehaßt werde, weil es überall vertrieben sei, blieb nicht ohne Eindruck auf den portugiesischen König. (Forts. folgt.)

Buntes.

*** Eine Anekdote von Talma. Talma, der berühmte französische Schauspieler, wurde eines Tages bei dem Chevalier Aude eingeführt, der nach einer vieljährigen Abwesenheit eben wieder nach Paris zurückgekehrt war. Der Chevalier war damals ein langer, hagerer und wankender graulköpfiger alter Mann von sechzig Jahren. Talma schien der Name aufzufallen. „Wie befindet sich, um Vergebung, Ihr Herr Sohn, Herr Chevalier?“ fragte er. „Mein Herr, ich habe keinen Sohn,“ war die Antwort. „Ah! wie lange ist er denn schon todt?“ — „Ich habe nie einen Sohn gehabt,“ erwiederte der Chevalier. „Das ist sehr sonderbar!“ fuhr Talma fort: „ich irre mich gewiß in dem Namen nicht; ich erinnere mich noch vollkommen, daß ich vor ungefähr dreißig Jahren, als ich meine dramatische Laufbahn antrat, in einem Stücke spielte, das von dem Chevalier Aude, — einem schönen, schlanken, jungen Manne von ungefähr dreißig Jahren, — geschrieben war: — und Sie wären nicht sein Vater?“ — „Ach! mein lieber Herr Talma,“ sagte der Chevalier seufzend; „ich bin jener schöne, schlanke, junge Mann von vormaligen dreißig Jahren selbst.“ — „Ah, bei Gott!“ rief der Tragiker, „die verdammten dreißig Jahre, die dazwischen gekommen sind! — ich dachte nicht daran, solche in Anschlag zu bringen.“

*** Der Ring. (Fortsetzung.) Alis antwortete nicht; aber jedes verführerische Wort, das der leutselige Ritter zu ihr sprach, verwischte einen ihrer trüben Gedanken, bis keiner mehr übrig blieb. Jeder Laut, jeder Blick drang in ihr minneßiches Herz, aus welchem des unglücklichen Huberts Bild und ihr Treuschwur schon völlig gewichen war. Der schlanke Rittersmann versprach ihr endlich sogar, wenn sie ihn lieben wolle, wie Hubert Saunier, so werde er ihr in der Kirche an den Stufen des Altares ewige Liebe und Treue schwören. Dann nahm er ihre Hand und führte sie an seine brennenden Lippen. Er umschlang sie mit liebendem Arme, drückte sie an sein pochendes Herz, und versicherte, daß er sie schon lange heimlich minne, und nur auf diese günstige Gelegenheit gewartet habe, sich ihr zu entdecken. Alis ließ sich hinreißen; diesen Liebkosungen vermochte weder ihre Eitelkeit, noch ihre Neigung zu widerstehen; sie brach ihren frühern Schwur und versprach, Eltern und Heimath zu verlassen und dem Ritter nach der Burg Aspermont zu folgen, wo das Brautlager gehalten werden sollte. Der Ritter setzte die zitternde Maid vor sich auf's Roß, und ritt brausend mit ihr weiter. Es war Nacht; der Mond ließ sein fahles Licht auf die schwarzen Bäume fallen, die ein violettblauer, gewässerter Himmel umwölbte; sie schienen im flüchtigen Vorüberwallen die Reitenden bald anzudrohen, bald anzugrinsen. Die Aeste der Tannen streckten sich ihnen entgegen, wie die knöchernen Arme eines Gespenstes, oder anmuthige tändelnde Elfen tanzten auf ihren Wipfeln mit zauberhaftem Rauschen, das ein liebeverlangendes Weib in süßen, schmachtenden Halbschlummer lullt, und dem Verführer beinahe bewußtlos in die Arme wirft.

Als sie eine lange Strecke Weges zurückgelegt hatten, unterbrach der junge Ritter das bisher beobachtete Stillschweigen und sprach, indem er mit der Eisenhand emporwies: „dort ist die Burg Aspermont.“ Sie sah im Mondschein auf hohem Fels die Burg, deren graue Massen mit ihren Thurmspitzen und Zinnen einem Schattenriß glich, welcher nur durch den glänzenden Schimmer der hell erleuchteten Fenster unterbrochen wurde.

Das Horn der Thurmwache schmetterte; die Zugbrücke fiel langsam auf die Mauer des Grabens nieder; im Hofe stand der Seneschall mit dem weißen Stabe unter dem Fallgatter, von einer Knappenschaar umgeben. Auf ihren Lippen und in ihren Augen lag Etwas, das die Maid wohl stutzig gemacht hätte; allein ihre Minne verblendete sie gänzlich.

„Meine liebe Freundin,“ flüsterte der Ritter ihr zu, „Eure Putzfrauen erwarten Euch im Gemache; nehmt die Gewänder, welche Euch am besten anstehen; Ihr könnt nach freiem Willen wählen, Burgherrin!“

— Burgherrin! dies Wort entzückte das schlichte Dorfmädchen — Burgherrin von Aspermont! Sie nahm, was ihr am besten gefiel, Alles, was sich durch Pracht, Reichthum und Zierlichkeit auszeichnete. Als sie glänzend im Schimmer des ungewohnten Putzes in den Saal trat, fesselte sie die Blicke der zahlreichen Versammlung, welche zu dem, wie es schien, schon vorher veranstalteten Feste beizuwohnen gekommen war. Aber, o heilige Jungfrau! wie erschrak sie, als sie unter den Gästen mehrere Personen gewahrte, die schon vor einigen Jahren gestorben waren, nämlich: Gille Nicole, Küster der Pfarre Arc-sous-Cicon; Matthias Bosson, Spielmann der ehemaligen Kastelanei Joux; Hugo, der Hexenmeister, der vor vier Jahren auf dem öffentlichen Platze zu Morteau als ein Ungläubiger lebendig verbrannt worden war; Bruder Benedikt, der Mönch, den man als einen Heiligen verehrte; Beatrix Riflodé, eine mannsüchtige Närrin; und Andere mehr....

Blaß und bestürzt lehnte sich Alis an eine lederne holländische Tapete mit goldenem Laubwerk und mit Teufelchen geziert.

„Was habt Ihr, Burgherrin?“ frug der Ritter, indem er zu ihr eilte.

Sie erzählte ihm mit Grausen, was sie gesehen zu haben glaubte; allein durch süße Worte, durch erneuerte Liebesschwüre konnte er sie beschwichtigen und überzeugen, daß es blos Sinnentäuschung, Augenblende gewesen sei, und so ließ sie sich durch den Strudel des Festes hinreißen..... Man tanzte, lachte, sang im Hochzeitsaal; die jungen Mädchen glühten vor Minnelust, wenn ihnen die Junker und Ritter Liebesworte in die Ohren girrten. Ein Pärchen um's andere verschwand. Nachdem alle Gäste sich entfernt hatten, sagte der Ritter von Aspermont zu der Maid:

„So groß ist meine Sehnsucht zu dir, o meine theure Alis, daß, wenn es dir gefällt, ich dir auf der Stelle vor dem Altare Liebe ohne Gleichen und ewige Treue schwören will, damit ich dich sogleich als Gemahlin umarmen könne.“

— Wie es Euch gefällt, holder Ritter, — erwiederte die entzückte und berauschte Alis. Und sogleich schritten sie nach der Schloßkapelle.

Sie war düster und leer, und Alles darin so still, wie um Mitternacht auf einem Gottesacker. Die Schatten der hohen Kandelabern, welchen der wankende Docht der Wachskerzen längs der Wand hinwarf, glichen einem Geisterspuk, einem grausigen Todtentanz. Und doch war es nicht das Fest aller Seelen, es stand keine schwarze Bahre im Chor; der Priester hatte keine schwarze Stola umgehängt. Nein, der Ritter Tristan von Aspermont und Alis Préal wollen sich ehelich verbinden, und der Priester soll nicht einen kalten Sarg segnen, sondern zwei Herzen, die sich lieben! Die Hochzeitmesse begann; nichts störte die andächtige Stille, als die laut oder halblaut gesprochenen Worte des Priesters. Von außen vernahm man das Geräusch der Wellen, welche das flache Ufer des Stromes bespülten. Sie knieten auf dem kalten Steine der Altarstufe. Der Priester streckt seine Hand aus, um Tristan und Alis als Ehegenossen, die schönsten des Landes, zu paaren. Alsbald ergriff der Ritter die Hand der Braut, um ihr den Ehering anzustecken, und indem er sich zu ihr mit einem sinnlosen, glasäugigen Lächeln hinneigt, fordert er von ihr den ersten Liebeskuß. Die Maid, hingerissen durch Eitelkeit und Minnegefühl, nähert ihren Mund dem seinigen, die Lippen berühren sich..... Man hört einen gellenden Schrei.........

Am andern Morgen lag Alis am feuchten Saume eines Gehölzes, von wo sie die Stadt Morteau mit ihren malerischen Umgebungen übersehen konnte; sie gewahrte aber nichts und hörte eben so wenig die Klänge der Kirchenglocken, als den Hörnerruf des Hirten, welcher die Ziegenheerde auf die Weide führte, oder das Geläute der Schellen, womit jede behängt war. Das Mädchen hielt Alles für einen schrecklichen Traum, den sie sich eben so wenig erklären konnte, als das schwere Alpdrücken, welches sie fühlte. Aber der zierlich getriebene goldene Ehering stack an ihrem Finger, und auf demselben las sie auf schwarzem Grunde mit feuerfarbener Schrift die entsetzlichen Worte: Ich bin die Braut des Teufels.

Wie groß war ihre Verzweiflung, als sie, ihrer Anstrengung ungeachtet, den verhängnißvollen Ring nicht vom Finger ziehen konnte, an dem er wie angewachsen war.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 159. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 8. Juli.

Herbstliche Fahrt.

Tageblätter, von Ludwig Braunfels.

(Fortsetzung.)

IV. Heidelberg.

Dem Manne, der des Stromes Rücken
In Fesseln schlug,
Zuerst vom Ufer kühne Brücken
Zum Ufer trug;
Heil ihm, und Liebesgruß von Herzen!
Wie wär' ich arm, wie tief in Schmerzen
Ohne den Mann!
Wie käm' ich zum Gestade drüben,
Zu ihr, zu ihr, die ich nicht lieben,
Kaum nennen kann!

Schwimmer kann den Strom durchschneiden,
Ruderer die Wellen schlagen,
Daß sie rasche Boote tragen
Hin zu Wonnen, hin zu Leiden.

Doch ich Unkundiger übte das nie!
Zu durchschwimmen die Fluth nicht vermag ich;
Mit dem Ruder den Strom nicht schlag' ich;
Zu lenken den Kahn nicht wag' ich:
Ich kann nur denken, denken an sie.

Kann nichts, als dieses Herz zerbrechen
Still in stillem Weh;
Tief innen mit ihr bebend sprechen,
Wann ich nicht sie seh';
Tief innen hören, schauernd hören
Fort und immerfort,
Was meine Seele darf zerstören,
Ihr verlachend Wort;
Mit blut'gen Armen an mich drücken
Diesen scharfen Tod,
Daß ew'ge Schmerzen mich beglücken,
Täglich neuen Tod!

Und in herbstlicher Nacht, wann kein Auge mehr lebt,
Wann der sausende Tanz des Sturms mich umkreist,
So ängstlich im Herzen, so zuckend im Geist,
Hinwandeln die Brücke, die unter mir bebt.

Da brauset der Strom zu meinem Fuß
Hohnscheltend heran,
Und ruft in die Seele den donnernden Gruß:
Sei ein Mann!

V. Bei der Stromfahrt.

Ich liebe nicht. Von Liebe durft' ich sagen,
Als ich den ersten Trunk des Lebens that.
Ich hab' geliebt! — Ich hab' in jenen Tagen
Um süße Lust geworben früh und spat;
Geharret hab' ich an verschwieg'nen Thüren,
An klug verschloss'nem Fenster oft gewacht.
Holdsel'ge Lippen selig zu berühren,
Verlieh die Braut des Schlummers mir, die Nacht.
Wie Sturm, der Sohn der nordisch kalten Lüfte,
Hinbraust in Wonne durch ein Rosenbeet,
Hab' ich geraubt mir all der Liebe Düfte,
Geherrscht als Gott, als Bettler tief gefleht.
Da hatt' ich Lust und Thränen, Freud' und Klagen! —
Jetzt lieb' ich nicht; ich könnt' es nimmer tragen.

Ich liebe nicht. Wem hätt' ich's eingestanden?
Ich liebe nicht. Dies aber sag' ich dir;
Daß meine Tage wie die Meerfluthbranden;
Daß meine Thaten sterben, sich in mir
Verhüllt die ewigen Gedankenstrahlen,
Wie Sterne vor der Sonne Priesteramt; —
Die stillsten Wünsche selbst in Flammenqualen
Vor dir sich zünden, die noch nie geflammt:
Gleichwie ein kranker Mann, aus Kerkers Klause
Durch einer Himmelsjungfrau Huld befreit,

Die Kerzen all' aus seinem armen Hause,
Die letzte selbst, vor seiner Heil'gen weihte.
Das weiß ich wohl, und darf's verzweifelnd sagen! —
Doch lieb' ich nicht; ich könnt' es nimmer tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Fortsetzung.)

„Komm', setz' dich her!" sagte Robert, „und — erzähle! Es ist eine grundschlechte Novelle, aber — erzähle!" — „Ich würde mich schämen, ein guter Novellendichter zu sein," entgegnete Johannes. „Ich will euch auch nur diese Geschichte kunstlos und der Reihe nach vortragen, wie sie mir das Leben selbst erzählt hat." Die Freunde horchten auf, und Johannes begann:

„Ich dachte jenen Tag über nur an die Leiche, welche ich am Morgen vorbeitragen gesehen hatte. Tausend Muthmaßungen warf ich im Kopfe hin und her. Vergebens suchte ich vor den Marmorstatuen im Vatikane die Gedanken, welche wie leidtragend hinter der Ertrunkenen einhergezogen, wieder fröhlich zu stimmen. Jede Venus, jede Diana mit ihren schlanken Marmorgliedern wandelte sich mir zur todten Catharina um. Abends litt es mich selbst in meinem Zimmer nicht; ich mußte hinaus in das Freie. Ich ging über das Kapitol hinunter in das Forum, die Stimmen der alten Geschichte aber, welche ich sonst dort fast aus jedem Steine vernahm, schwiegen heute. Am Fuße des Palatins ging ich vorüber bis zum Triumphbogen des Titus. Im hellen Mondenscheine sah ich daran noch den siebenarmigen Leuchter aus Salomons Tempel zu Jerusalem, in Marmor ausgehauen und vermengt unter andern römischen Triumphzeichen. Drüben herauf düsterte das ungeheuere Kolosseum mit seinen Quadern. Eine ganze heimathlose Nation, die jüdische, arbeitete dieses Theater unter den Peitschenhieben der Weltherren empor! Unglückseliges Volk, das von ältester Zeit her genannt, fast kaum so lange eine Heimath hatte, bis es seinem Jehova einen Tempel gebaut hatte! Wurde es doch immer hin- und hergetrieben durch die alte und neue Geschichte bis auf diese Stunde! Das große welterschütternde Rom durfte sich mit allen seinen Consuln, Tribunen und Cäsaren zu Grabe legen; — aber Ahasverus lebt noch immer, borgt den Königen Millionen, sitzt mit ihnen zu Rathe, und schachert mit alten Lumpen an den Straßenecken; — aber er bettelt nicht. Und wiederum dachte ich an die arme Lea-Catharina. Ich ging wieder in die neue Stadt hinein, durch Straßen und Gassen, und stand auf einmal vor der kleinen Kirche der St. Caterina de' Funari. Hier war es, wo Luigi das gerettete Judenmädchen hinauf führte! so sprach ich und stieg die Stufen hinan, da auch jetzt die Kirchthüre offen stand. Ich trat hinein. Vor dem Altare, wo der düstere Schatten eines Mönches zu knieen und zu beten schien, stand ein Sarg. Ich ging leise über die Marmorplatten der Kirche näher hinzu. Eine einzige Lampe hing am Altare herunter, und warf einen matten Schein über den Mönch und den offenen Sarg. Eine verhüllte Gestalt, zusammengesunken, hockte mehr neben der Leiche, als daß sie dort gekniet hätte. Wenn ich nicht sehr irrte, so lag Catharina vor mir! — Ihr zartes, junges, erbleichtes Gesicht auf weißen Kissen, ihr dunkles Haar mit weißen Bändern aufgebunden, lag die Mitleidwürdige hier dahingestreckt, wunderschön selbst im Tode. Ich konnte mich nicht enthalten, am Pfeiler, in dessen Schatten ich mich befand, hinzuknieen, und für die Ruhe der armen Seele zu beten. Es war mir in diesem Augenblicke, als wäre dieses Weib meine beste Freundin, — ja, meine Schwester gewesen. „Gebe Gott dir einen kurzen, sanften Schlummer in der Erde! Blumen auf dein Grab! Heitre Träume in deine Seele! — einst aber nehme dich der Engel der Liebe in seine warmen Arme und trage dich empor, eine Glückselige, zur Wonne der Unsterblichkeit!"

In diesem Augenblicke aber wuchs die düstere Gestalt neben dem Sarge hoch empor. Ich sah ein verzerrtes, verzweifelndes Jünglingsangesicht. Es mußte Luigi sein! — Jetzt hob er mit der Hand einen blitzenden Dolch empor, seine Augen wetterleuchteten noch mehr. Ich sprang erschrocken auf. Bei dem Geräusche, welches ich verursacht hatte, verbarg er schnell das Messer, und sank am Sarge wieder zusammen. Der Mönch am Altare sagte jetzt dumpf und geisterartig in sich selbst hinein: „Amen!" — Ich schlich mich zur Kirche wieder hinaus.

Könnte ich euch Freunde, jetzt beschreiben, wie mir zu Muthe war! Immer verworrener wurde mir dieses Räthsel. Das mußte der Marchese gewesen sein! Aber wozu das Zucken des Dolches? Was wollten seine blitzenden Augen und die krampfhaft zusammengepreßten Lippen? Was hieß das Alles? So fragte ich mich selbst und suchte mir eine Antwort darauf zu finden. Daß das Andenken der bleichen Rose, — der gestorbenen Lea, — blutroth gefärbt werden würde, war mir gewiß.

Ich setzte meine ganze Hoffnung, etwas Näheres in dieser Sache zu erfahren, auf den Spielmann. Nach einigen Tagen kam er wieder zu mir. „Die zwei Scudi sind verdient, Signore!" rief er; — „aber — verrathet mich nicht: denn es ist ausgesprengt worden: die junge Marchesa sei aus Unvorsichtigkeit in der Tiber verunglückt. Sie hat ein christliches Begräbniß erhalten; denn die Geistlichkeit," — hier machte er sein Spitzbubengesicht und pfiff. Dann fuhr er fort: — „deßhalb darf ich Euch, verehrter Herr, auch nicht den eigentlichen Hergang der Sache erzählen. Ich bekäm' eine Anstellung in der Engelsburg!" Ich legte zwei Scudi auf den Tisch, und

fragte: willst du oder nicht? — Er blinzelte das Geld an, drehte sich auf einem Absatze herum, und drückte ein Auge zu; — dann aber erzählte er:

(Fortsetzung folgt.)

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Er versammelte seinen Rath. Lange wurde darüber gestritten, ob es nicht zu nachtheilig für den Staat sein würde, so viele reiche Familien aus dem Lande zu treiben. Endlich beschloß der König, einen gelindern Weg zum wahren Seelenheil dieser Abtrünnigen einzuschlagen. Es wurde ihnen nämlich eine kurze Frist gesetzt, binnen welcher sie entweder auswandern oder sich bekehren sollten. Zum Entsetzen der Geistlichkeit wählten die Meisten das Erstere. Da befahl der König, daß allen, die auswandern wollten, ihre Kinder genommen werden sollten; diese Unschuldigen wenigstens sollten durch gewaltsame Taufe vor der ewigen Verdammniß gerettet werden. Ein herzzerreißendes Heulen und Wehklagen entstand. Endlich siegte die Stimme der Natur über die des Gewissens. Die weinenden Eltern, die den Wohnsitz ihrer Väter ihrem Glauben willig zum Opfer gebracht hatten, beschlossen jetzt, um nur ihre Kinder zu retten, zum Schein öffentlich Christen zu werden und heimlich Juden zu bleiben. So entstanden denn in Portugal jene religiösen Zwitternaturen und gezwungenen Heuchler, wie man sie sonst nirgends in der Welt findet. An 60,000 jedoch sollen damals ausgewandert sein. Die übrigen ließen sich taufen, übten zum Schein mit übertriebener Pünktlichkeit die Gebräuche der christlichen Kirche; aber heimlich besuchen sie ihre Synagogen. Sie höhnen den christlichen Gottesdienst, indem sie in das Weihwasser tauchen, sich bekreuzigen, in die Messe laufen und niederknieen, dem Bilde des Heilandes, den sie gekreuzigt haben, den Judaskuß geben und dann heimlich ausspucken und den Gott der Christen, Jesus und Maria und alle Heiligen verfluchen.

Man weiß, daß sie Heuchler sind — man kennt sie als heimliche Juden; aber der äußere Gottesdienst gilt den Portugiesen Alles. Tiefe Religion des Herzens kennen sie nicht, darum ist man mit diesem Scheinwesen zufrieden. Man läßt ihnen ihren heimlichen Glauben, haßt sie, verachtet sie und verfolgt sie, aber — man kann sie nicht entbehren.

In solchen Familien befinden sich noch die meisten Reichthümer, bei äußrer Demüthigkeit und scheinbarer Armuth; aber auch die meiste Tücke und Bosheit und der unversöhnlichste Christenhaß.

Ein anderes Heer von Religionsheuchlern bilden die Mönche. Ihre Zahl ist Legion. Jede Familie stellt Recruten zu dieser Glaubensarmee, und in jedes Haus in die geheimsten Angelegenheiten aller Herzen haben sie sich eingenistet. Man sieht sie in schwarzen, grauen, braunen und weißen weitfaltigen Ordenskleidern, mit Hüten, Kappen oder Glatzen, mit oder ohne Bart, beschuht oder unbeschuht, von jedem Lebensalter, von dem des Kindes *) bis zum weißbartigen Greise, bald mit Würde und Gravität, bald leicht und geckenhaft, mit seidenen Gewändern, grüßend und kokettirend durch die Straßen eilen.

*) Die nachgebornen Söhne, oft in ansehnlichen Familien, werden in Ermangelung anderer Aussicht — zum Priesterstand bestimmt und tragen dann schon im Knabenalter die Mönchskutte.

Ein Fünftel der wogenden Volksmenge besteht aus Mulatten und Negern, eine schreckliche Zunft, welche die Bedienten und Banditen der volkreichen Hauptstadt liefert und die falschen Zeugen stellt, deren man bei der dortigen schlechten Justiz-Verfassung bedarf, selbst um einen gerechten Prozeß zu gewinnen.

An vierzig tausend Galegos *), kenntlich an den braunen Kappen, die sie tragen statt der dreieckten Hüte der Portugiesen, bilden durch ihre Treue und Ehrlichkeit den rühmlichen Contrast gegen jene Gauner, und durch ihren Fleiß den Gegensatz gegen die trägen Portugiesen. Auf allen öffentlichen Plätzen finden sich Brunnen, die durch den Aquäduct von Alcantra mit fließendem Waßer versehen werden; aber die Legion von Domestiken, die in allen Häusern gehalten wird, ist viel zu faul, um das Waßer nur zehn Schritte weit vom Haus zu holen, oder ein Packet über die Straße zu tragen. Überall verrichten daher die Galegos für geringen Lohn diese Dienste, sind die Bedienten der geringsten Diener des Hauses, und da sie in allen Häusern bis in die innersten Gemächer Zutritt haben, so stehen sie im Rufe, die geschicktesten und verschwiegensten Vermittler von Liebesverhältnissen zu sein.

Die schroffsten Gegenfüßler dieser ehrlichen fleißigen Fremdlinge bilden die einheimischen Bettler. Ihre Zahl ist ungeheuer. Auf allen Straßen sieht man sie schleichen, vor allen Kirchthürmen liegen sie, vor allen Klosterpforten fordern sie ihre reichlichen Spenden, wodurch sie erhalten und gemästet werden; bei Hochzeiten und Familienfesten besonders auf dem Lande sind sie in Schaaren von Hunderten die zudringlichsten Gäste. Sie dringen in die Kirchen und stören die Andacht mit ihren Forderungen. Sie klopfen an alle Thüren, schleichen in alle Häuser, die Bedienten können sie kaum abweisen. Ihre Siesta halten sie in der Sonnenhitze auf den Treppenstufen der Häuser. In den öffentlichen Brunnen waschen sie ihre Lumpen, die sie mit gräßlicher Schamlosigkeit durchsuchen, wenn es darin zu arg wird. Es sind oft kräftige Gestalten. Eine hohläugige Jugend bettelt so dreist als das hinfällige Alter. Diese Halbmenschen legen eine ekelerregende Musterkarte von offenen Geschwüren zur Schau — verkrüppelte Kinder, halbnackte Weiber. Und keine Polizei mischt sich darin. Jeder Portugiese hält Almosengeben für eine Religionspflicht, aber man gibt — möglichst wenig — mit kluger Speculation ein Fünfreisstück, indem man sich ein Dreireisstück herausgeben läßt, denn es gibt keine kleinere Münze, und so betrügt die Wohlthätigkeit die Bettelhaftigkeit, indem man hier noch weniger gibt, als das kleinste Geldstück, das man hat. Aber die Menge der Gaben bringt viel ein. Daher steckt oft Reichthum unter den Lumpen. Die heimlichen Juden — auch wohl altgläubige Christen speculiren darauf. Sie nehmen unter dem Vorwande der Mildherzigkeit einen sterbenden Bettler in's Haus und berauben ihn, ehe er kalt geworden ist.

(Forts. folgt.)

*) Gallicier, aus der spanischen Provinz dieses Namens, die nördlich an Portugal gränzt.

Punta.

*** Die schwarze Madonna. „Im Kloster Monte Vergine," sagt der Verfasser des „Skizzenbuchs des Südens", „zeigte man uns die Gräber der Heiligen und die berühmte Kapelle der schwarzen Madonna. Die Kerzen brannten vor dem Gemälde, der Vorhang war aufgezogen und die Madonna mit einer Juwelenkrone geschmückt, die auf dem Gemälde ange-

bracht war, das überdies mit Halsbändern von Edelsteinen, und ex-votos von Silber, Gold und Juwelen über und über behangen war. Die Madonna ist freilich eine schwarze Schönheit, darum aber nicht mißfällig. Es heißt, sie sei „„la sola testa della Virgine““, gemalt von St. Lukas, und daß sie ein Kaiser von Konstantinopel diesem Kloster im Jahr 1311 zum Geschenk machte. Sie gleicht aber mehr der Proserpina oder einer Göttin der Unterwelt, und mag vielleicht als heidnisches Götterbild gedient haben." — Wie denn das Christenthum überhaupt, als es sich aus dem Heidenthum herausgeschlungen, sich ins Heidenthum wieder innigst zurück hineinschlang und verwuchs! Die Spuren davon entgehen dem spekulativen Geschichtforscher keineswegs; die Wechselwirkung ist ein Produkt des sinnlichen Lebenstriebes der menschheitlichen Zeugungskraft, deren Brautnacht erst mit jener Götterdämmerung endigt, die der nordische Mythos prophezeit. Der schlagendste Beweis gegen die Möglichkeit einer erst durch das Christenthum absolvirten Kunst (wie Friedrich Beck in seinen, durch die alterthumsforsch. Gesellschaft in München herausgegebenen, Andeutungen zu einer sichern Begründung der Geschichte der religiösen Kunst annehmen will) ist die Thatsache, daß das Volk nie den durch Schönheit bezaubernden Werken eines Phidias, Praxiteles oder Raphael, sondern den alten Steinklötzen und den häßlichsten Madonnen- und Heiligenbildern — Wunderkraft beimißt. Wer löst dies Räthsel vom theologisch-artistischen Standpunkt aus? Wie mich dünkt, muß ein zweischneidiges Schwert, ein politisch-historischer Alexander, den Knoten zerhauen. In der Kunstgeschichte, wie in der politischen Historie, ist über dem religiösen, über dem philosophisch-philanthropischen, über dem mathematischen Element bisher noch ein andres Element vergessen worden, das pädagogische. Das prophetische „Fabula docet" zur Nutzanwendung für den Nachwuchs heraus zu konstruiren, — eine Pflicht, die sich zwar theilweise auch in Worten, aber genügender durch großes harmonisches Ineinandergreifen der Thatkräfte erreichen läßt. Der Staat sollte lieber der von Gott und uns bestellte Pädagoge der Wachsenden, als der selbst gefangene Gefangenwärter der bereits Erwachsenen sein.

*** Zur Physik. Professor Leslie bemerkt, daß Luft, auf den fünfzigsten Theil ihres Umfangs zusammengepreßt, ihre Schnellkraft fünfzigfach vermehre; würde sie sich in gleichem Verhältniß fort verdichten, so würde sie, durch den Druck ihres eigenen Gewichts, in einer Tiefe von vier und dreißig Meilen die Dichtheit des Wassers erlangen. Allem Wasser selbst würde seine Dichtheit in einer Tiefe von 93 Meilen verdoppeln, und jene des Quecksilbers in einer Tiefe von 362 Meilen annehmen. In den Mittelpunkt von beinahe 4000 Meilen hinabsteigend, würde die zunehmende Verdichtung gewöhnlicher Substanzen alle Begriffe übersteigen. Young sagt, daß im Erdmittelpunkte der Stahl auf ein Viertheil und der Stein auf ein Achttheil seiner Größe zusammengepreßt werden würde. Wir kennen jedoch die Gesetze der Verdichtung solcher Körper über einen gewissen Punkt hinaus noch nicht, ob sie gleich nach den von Perkins darüber angestellten Versuchen eines größeren Grades der Verdichtung fähig scheinen, als bisher allgemein geglaubt wurde. — Zur Parallele: Ein Schurke auf der Oberfläche ist noch immer dünn genug, daß er den Druck des Scheines von Ehrlichkeit nicht aushalten kann. Drückt ihn nur einmal das Gewicht seiner Schlechtigkeit selbst immer tiefer, so kondensirt er sich in solch einer geometrischen Progression, daß er endlich zum bloßen Begriff einer Negation zusammengepreßt wird, — die — am Ende auch nöthig ist, um das moralische Neutralisationsprinzip (dem das physisch-dynamische als Verkörperung entspricht) unbewußt konstruiren zu helfen.

*** Der Ring. (Schluß.) Am Abend, während sie ihr Haar, halb über ihre Schlafstätte gebeugt, auflöste, erschien ihr Hubert Saulnier. Er war mit einem Leichentuche verhüllt; sein Auge blickte trüb und wie verschleiert; sein Gesicht war erdfahl; der Mund röchelte. Er schlug das Todtentuch zurück: die durchsichtige Haut ließ sein Gerippe sehen, wie es klappernd auf einander stieß. Indem er sich der erschrockenen Alix näherte, warf sein Körper auf die von einer Lampe schwach erleuchtete Wand seinen Schatten. Mit seiner eiskalten knöchernen Hand liebkoste er die rosigen Finger des jungen Mädchens.

„Du bist eine treue Braut!" flüsterte das Gespenst mit bitterer Stimme.

— Ja, des Teufels! brüllte ein Unsichtbarer.

„Gnade! Gnade! Mitleiden! Mitleiden!" stöhnte die Jungfrau, welche sich konvulsivisch zu den Füßen des wandelnden Leichnams zusammenrollte.

— Wie sie jetzt so schön ist! pfiff das Gespenst.

„In Tristan von Alpermont's Armen war sie noch reizender," heulte die Stimme des Unsichtbaren.

— Erbarme dich meiner, heilige Jungfrau! — seufzte Alix, indem sie sich halb todt auf dem Boden wälzte.... Und als sie aufblickte, sah sie nichts mehr. —

Seit dieser Schreckensnacht spürte Alix jeden Abend, wenn sie im Bette lag, einen kalten Leichnam neben sich; denn Hubert der Verstorbene hörte nicht auf, sie zu quälen und zu peinigen. Er war übrigens das einzige Geschöpf auf Erden, das von nun an zu ihr sprach; denn der Graus, daß ihre Tochter die Braut des Teufels sei, hatte ihre Mutter dahingerafft; — und wer, außer einer Mutter, hätte ein Wort mit der ewiger Verdammniß Geweihten wechseln mögen?... Bald sah man sie nirgends mehr. —

Ungefähr um die gleiche Zeit wurde im Weiler Cornabey, der zu Morteau gehört, eine Kapelle gebaut, und auf einer Blende über der Hauptpforte sah man die Bildsäule des Stifters im priesterlichen Gewande, mit folgender Inschrift:

PHILIPP BOBILIER-CHOMONT
hat diese Kapelle zu Ehren unserer Liebenfrauen von Einsiedeln erbauen lassen, den neunzehnten Juni des Jahres fünfzehnhundert
und neunzig.

Kaum war sie eingeweiht, so strömten die Pilger von allen Seiten dahin, welche um die Erlösung der armen Seelen im Fegefeuer sich kümmerten, oder um das ewige Heil der Lebenden. Wenn die Nacht herandrach und die Kapelle leer war, sah man eine schwache, gebeugte, schwarzgekleidete Frauengestalt in dieselbe wanken. Sie betete lang und eifrig, und kam Wochen- und Mondenlang jeden Abend zur gleichen Stunde wieder; sie schien aber immer gleich traurig und betrübt. Es mußte also eine große Sünderin sein, da die Kraft des Gebetes sie nicht zu stärken und aufzurichten vermochte. — Und wer fand keinen Trost im Gebete? Sag' es mir, Mutter, wenn du das Leichentuch um den starren, kalten Leib der geliebten Tochter gewickelt, nachdem sie dir der unerbittliche Tod im Lenze ihres Lebens entriß! — sagt es mir, Kinder, die ihr am Sarge der Mutter steht, das Aug' auf die starren Züge heftend, die euch einst so zärtlich lächelten, die Hand auf das Herz legend, unter dem ihr geworden, und das euch über Alles geliebt! — sagt es, Alle, denen der Tod die schönsten Lebensblüthen entriß; — — sagt es mir, hat euch das Gebet nie gestärkt? hat es eure Trübsal nie gelindert, eure Seele nie mit Ergebung und Ruhe erfüllt?

Endlich, nach der rothen Messe zu Weihnachten, nachdem alle Lichter im Dorfe erlöscht waren, und eine einzige Frau in der Kapelle noch verweilte und betete, — da wurde das Bethaus plötzlich sehr hell erleuchtet.... Die Wachskerzen verbreiteten einen Feuerstrom.... glänzend auf einer Goldwolke erschien die Himmelskönigin!

Die Büßerin fiel zur Erde nieder, sie beugte ihr Haupt auf den Fußboden,.... und als sie die Kapelle verließ, hing sie einen goldenen Ring an die Wand, auf welchem die Worte zu lesen waren: Ich bin die Braut des Teufels! —

Einige Tage später zählte das Nonnenkloster von Notre-Dame-de-Battant eine Novize mehr, die — Alix hieß.

— — — Vierzig und drei Jahre später, als man zählte 1639, geschah, was folgt. Jedermann weiß, daß damals die Horden des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, die man Schweden nannte, nachdem sie Baiern, das Elsaß, Schwaben und das Bisthum Basel verwüstet hatten, von Ludwig XIII. in Sold genommen, sich auch in die Freigrafschaft warfen. Man schaudert, wenn man die Gräuelthaten liest, welche sie in diesem unglücklichen Lande verübt haben. Blamont, Saint-Hyppolite, Pontarlier, und fast alle festen Burgen fielen in ihre Gewalt. Pest und Mangel waren im Gefolge dieser Barbaren, die, wie schon früher oft, der Norden ausgespieen hatte. In der Ebene und auf den Bergen erscholl überall ein Schrei des Entsetzens; die verbrannten Kirchen, die eingeäscherten Schlösser und die zahlreichen Begräbnisse bezeichnen die Drangsale, welche damals das Land und seine Bewohner heimsuchten. Morteau blieb ebenfalls nicht verschont. Im Dezember drang ein Schwedenhaufe in das Thal, um zu plündern, zu sengen, und alle Gräuel eines solchen Krieges auszuüben. Nichts war dem unersättlichen Feinde heilig. Kirchen, Klöster, Kapellen sogar wurden aller ihrer Schätze und Zierden beraubt, und was die Räuber nicht mit sich schleppen konnten, zertrümmerten oder verbrannten sie. In Cornabey hatte, wie ein Chronist schreibt, ein sonderbares Ereigniß statt.

„Als eine Schaar Schweden," so wird in der Chronik erzählt, „die Kapelle unserer Liebenfrauen zu Cornabey mit thierischer Raubgier plünderte, bemerkte einer der Räuber einen goldenen Ring, der an der Wand zwischen zahlreichen ex voto und Heilungstrophäen hing. Er bemächtigte sich sogleich des herrlichen glänzenden Kleinods, und schob den Ring an seinen Finger. Aber mit einem fürchterlichen Schlag erschien blitzesschnell Satan in seiner scheußlichen Gestalt, und warf sich über den ungläubigen Krieger her. Nachdem er ihm seinen langen Schwanz wie ein Seil um den Hals geschlungen, fuhr er mit seiner Höllenwaare gräßlich jubelnd zum Fenster hinaus, während Grausen und Entsetzen die andern Diebe versteinert hatten, die dann, wieder zu sich selbst gekommen, sich mit schrecklichem Geheul aus dem Staube machten." (Schweiz. Merkur.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N: 160. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 9. Juli.

Herbstliche Fahrt.

Tageblätter, von Ludwig Braunfels.

(Fortsetzung.)

VI. Mannheim.

Und wieder nicht! und immer wieder nicht!
Geh' unter denn, — dir ist kein Retter, —
Du meiner armen Hoffnung armes Boot!

In meinen Augen Thränen, Morgenlicht,
Bist du gewohnt, wie Thau der Blätter;
Auf meine Thränen blickst du, Abendroth!

Die langen Tage harr' ich, Eines denkend;
Und schimmert ein der Abendstrahl,
Zwing' ich empor mich, meines Geistes Wagen

Erborgten Muths in heitre Bahnen lenkend,
Und scherze wild mit meiner Qual,
Und hoffe, — was? Ich wußt' es nie zu sagen.

Was jedes Herz am bittersten empfand,
Mir ist's ersehnet, mir beglückend;
Des Abschieds Augenblick, des Scheidens Weh.

Dann darf ich ja berühren ihre Hand,
Und leise fassend, leise drückend,
Ihr schweigend sagen, was nur ich versteh'.

Und manchmal war's, — ich träumte wohl! — als schwebte
Ein liebes warmes Sonnenlicht
Aus ihrem Aug' in meine Seel' hinüber.

Sprach sie nicht sanft, daß all mein Sein erbebte?
Und haucht' an meinem Angesicht
Die lebensreiche Wange nicht vorüber,

Daß meines Denkens heil'ge Flamme ward
Gelöscht in meines Blutes Drange,
In meines vollen Herzens bestem Blut!

Seit gestern aber, — o es war doch hart!
Noch fühl' ich, werd' ihn fühlen lange,
Den Blick, der kalt durchbohrte meinen Muth.

Und rasch zog sie die Hand aus meinen Händen! —
Daß du mich liebst, nie war ich's werth;
Doch fühlt' ich nie mich unwerth, dich zu lieben.

Ich täuschte mich. So mag die Täuschung enden
Mir Bettler, dem kein warmer Heerd
Im öden Sturm, im Wintersturm geblieben,

Und der dem kleinsten letzten Sonnenschein
Entgegenhaucht mit voller Seele,
Bis endlich stirbt sein Herz im kalten Nord.

Wann mild sie blickte, dachte sie nicht mein;
Und sprach sie mild, gab ihre Seele
Nur fremder Liebe leis' ein Liebeswort.

Doch sprach sie lachend, kalt, in meinen Schmerzen,
Und blickte kalt, in meiner Qual;
Dann hat sie mir geblickt, und mir gesprochen.

Erbaut hatt' ich, ob meinem todten Herzen,
Ein ewig Pyramidenmal;
Mein Herz lebt auf, und hat sein Grab zerbrochen.

In meinen Augen Thränen, Morgenlicht,
Bist du gewohnt, wie Thau der Blätter;
In meinen Thränen träumst du, Abendroth!

Ich such' im Sturm ein Ufer, find' es nicht!
Geh' unter denn, — dir ist kein Retter, —
Du meiner armen Hoffnung armes Boot!

Ich träume bang nach jener Zeit hinüber,
Als auf der Liebe Ozean
Ich fuhr, ein stolzes Schiff, vom West gefächelt.

Nun zitt'r ich, rauscht ihr Kleid an mir vorüber;
Ich zittre, redet sie mich an;
Ich sterbe, wenn sie zürnet, wenn sie lächelt!

VII. Aus Karlsruhe.

Noch tönt in meinem Herzen eure Stimme,
Ihr lieben Freunde; euer Lebewohl,
Ein frommer Wunsch. — O Gott! erfüll' ihn ihr! —
Als Knaben halfen wir uns Träume dichten;
Die Jünglingsstürme trennten uns'rer Pläne;
Leichtwallende Flotten: doch die Männer finden
Mit Kinderliebe sich zusammen jetzt.

Nicht, daß ich lang geschwiegen, zürnet mir!
Wer führt die lieben Gäste wohl in's Haus,
Das kranker Wahnsinn, Todesschmerz bewohnt?
Soll ich euch öffnen meines Herzens Tempel,
Wenn Feuer die Altäre drin zerstört,
Und alte Götzen fallen einem Gotte?

Ich will es, nein, ich muß es euch gesteh'n.
Ich bin gesund, und fühle schwer mich krank;
Ich liege nieder von des Tages Lasten,
Und fühle ganz von Trägheit mich entnervt.
Ich hab' ein stürmisch Meer in meiner Brust,
Und hör's wild schlagen an sein schwaches Ufer,
Dies junge sterbliche Gebein aus Erde.

Gebt, Freunde, mir Entschuldigung von Herzen.
Ich Armer wähnte ja, die fernen Küsten
Und Klippen meiner Seele rings zu kennen;
Und hab', ein elend glücklicher Columbus,
Im Herzen neue Länder nun entdeckt,
Gefilde reichen Goldes, reichen Unheils.
Nie will ich sagen mehr: ich kenne mich!

O, Freunde, denket mein; denn eure Briefe
Sind wie die Stimme mir des wandelnden
Jehova dort im Paradies dem Adam.
Dies aber fleh' ich, fraget nimmer mich!
Ich schwör' es; eine Frage nähm' ich euch
Als frevlische Verlockung auf zum Meineid.

Ja, Freunde, denket mein in lieben Briefen;
Denn edle Freundschaft ist wie jener Stern,
Der Morgens strahlt, und Abends wieder strahlt,
Des Lebens Enden knüpft sie gern zusammen;
Sie weckt vom ersten Schlummer unser Herz,
Und legt es in die Arme treu dem Tod.
Doch welch unnennbar Weh, — ihr wißt es nicht! —
Soll zwischen Beiden sein für mich! — —

Ich lieb' euch stets mit festem Mannesherzen.

(Schluß folgt.)

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Fortsetzung.)

„Unsere römischen Geschichten haben immer eine spanische Wand. Guckt man dahinter, so findet man gewiß auch eine Mönchsglatze. Ihr wißt, daß der fromme Mönch Saverio ein Jugendfreund des Marchese war. Da aber die Liebe keinen Stand verschont, am allerwenigsten die armen Mönche, so wurde auch der fromme Saverio von ihr angesteckt. Ich habe Euch schon gesagt, daß viele Menschen, ohne daß sie es selbst wissen, den bösen Blick haben, und damit viel Unheil stiften. Wie aber Catharina früher den Marchese damit in Feuer gesetzt hatte, so geschah es jetzt auch dem guten Saverio. Vergebens aber lernte er die Sonette des Petrarka auswendig, und deklamirte sie der schönen Catharina vor, daß eine Feuerzange hätte weinen mögen, aber Catharina blieb ungerührt. Wie aber der Versucher dem armen Menschen immer beizukommen weiß, so erspähete er auch die schwächste Seite im Herzen der strengen Catharina. Als sie einst in der Strada de' Condotti an den Gewölben der Goldschmiede vorüberging, soll sie an dem Fenster einen goldenen Halsschmuck mit grünen Edelsteinen gesehen haben. Es soll derselbe Schmuck gewesen sein, der ihrem Vater bei dem Auflaufe zugleich mit dem Leben geraubt worden war. Catharina konnte sich gar nicht von dem Anblicke dieses Schmuckes trennen. Es soll ihr gewesen sein, als hätten die grünen funkelnden Steine ihr alle Sinne betäubt, und sie mit sehnsüchtigen Blicken bis in ihren Palast verfolgt. Wenn die Weiber ihre Männer zu etwas verführen wollen, o! wie können sie da schmeicheln und kosen, bis sie das „Ja" herausgelockt haben. Damit darf mir aber meine Peppina nicht kommen. So oft sie freundlich wird, bin ich schon im voraus verdrießlich; denn dann will sie mir auch etwas ablocken; — aber nein! nichts da! — Aber heute ärgert's mich noch, daß ich ihr neulich den Scudi geben mußte, den ich von Euch bekommen habe. Ging es doch dem guten Marchese nicht viel besser! Mußte er nicht auch die Straße zwischen die Beine nehmen, und sich zu dem Goldschmied hintrollen? Unterdessen war schon der Iltis im Taubenschlag; denn kaum hatte er den Rükken gewendet, so kam Saverio zu der jungen Marchesa. Luigi kehrte jedoch sehr bald mit betrübtem Gesichte zurück, und erzählte: daß der Goldschmied diesen Schmuck nicht unter zehntausend Scudi verkaufen wolle. „O meine süße Catharina," sprach er zu ihr, „so viel Geld kann ich in diesem Augenblicke nicht ausgeben, denn du weißt, wie viel uns neulich der Karneval gekostet hat!" Catharina war darüber fast untröstlich. Sie bat, sie weinte, sie herzte und küßte ihren Mann; aber alles war vergeblich; denn, wo kein Geld ist, da hört das Erbarmen auf. Catharina aber schlich sich jetzt, so oft es nur thunlich war, an das Fenster des Goldschmieds und liebäugelte mit dem Schmucke und seinen grünen Katzenaugen. Das wißt Ihr wohl selbst, daß in jedem Edelsteine ein verzauberter Teufel steckt. Wie sie nun diese Teufelchen immer ansah, so verkehrten sie ihr auch das Herz im Leibe. Kam sie wieder nach Hause, so saß sie wohl stundenlang in Gedanken, und wurde sie plötzlich angeredet, so fuhr sie wie aus einem Traume empor. Ihre Wangen erblichen, und ihre Augen wurden von Thränen roth. Das könnt ihr glauben, Herr! — wenn sich ein Weib einmal etwas in den Kopf setzt, so muß es geschehen, und sollte darüber die Küche einfallen. Meine Peppina wäre gerade so; wenn ich ihr den Zügel schießen ließ. Ich kann es mir denken,

daß Luigi jetzt oft im Stillen seufzen mochte: wäre ich doch in Messina oder, wo der Pfeffer wüchs! Da er nun weder Rath noch Hülfe wußte, so ging er zu seinem Freunde, dem Mönch Saverio, und klagte ihm seine Noth mit inständigen Bitten: seine Catharina mit Trostsprüchen aus der Religion aufzuheitern, oder ihr sonst den Kopf zurecht zu setzen, und sie tüchtig vorzunehmen. Am andern Morgen, zur Stunde, wo Luigi gewöhnlich ausgegangen war, kam der Mönch zu Catharina. Sie war ganz allein. Saverio nahm Gelegenheit mit brennenden Worten von dem schönen Schmucke in der Strada de' Condotti zu reden. „Es ist wahr," sagte er, „einen schönern Schmuck hat selbst nicht eine Königin. Das ist ein Feuer in diesen Smaragden, daß man nicht die Augen hinweg wenden kann! Und wie schön sind diese Steine gefaßt! — Solche Juwelen könnten eine Heilige locken, einmal aus dem Himmel herunter zu gehen! — Eine reiche Fürstin aus England, eine verdammte Ketzerin, hat gestern darum gefeilscht." Catharina seufzte tief auf. „Ich habe ihn gerettet!" rief der Mönch, und hielt das funkelnde Kleinod vor der erblassenden Catharina empor. „O," rief Catharina, „ich wollte gern sterben, wenn dieser Schmuck nur ein einzigesmal wieder mein wäre!" — „Göttliches Weib! du Inbegriff aller meiner Sehnsucht, erhöre mich, so soll dieser Schmuck dein eigen sein! Ja er ist es schon!" — Catharina war vor Freuden wie rasend. Bald drückte sie den Schmuck, bald den Mönch an ihre Brust; — bis ihr alle Besinnung verloren ging. Sollte man nicht die Weiber alle zusammen, und meine Peppina mit in das Lotto setzen, daß man entweder alle zusammen gewönne und die Auswahl darunter, oder eine Niete hätte? (Forts. folgt.)

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Ein so einträgliches Gewerbe findet auch seine Brodneider und Mitbewerber in andern Ständen. Der Soldat auf dem Posten bettelt Vorübergehende an; ein Fidalgo mit dem Degen an der Seite präsentirte mir eine Prise Schnupftabak, redete vom Wetter und bat am Ende heimlich kosend um ein Almosen, indem er seine rothe Cupa aus einander schlug und die Schadhaftigkeit seiner Beinkleider enthüllte. Die Büttel der vielen Kirchen durchziehen mit einer Trommel, einer Sackpfeife und dem heiligen Geist die Straßen durch und betteln mit entsetzlichem Lärm und Geschrei um eine milde Gabe für ihre Kirche. Die zudringlichsten aller Bettler sind aber die terminirenden Bettelmönche. Sie sammeln für die armen Seelen im Fegefeuer Geld und Brod, Knoblauch und Schnupftabak. So wird in Portugal für die Bedürfnisse der Seelen nicht übel gesorgt; — wahrscheinlich vergessen dabei die seelenlosen Mönche nicht ihrer Leiber, die alle wohl genährt und gepflegt aussehen.

Die treuesten, oft neidischen Gefährten der Bettler — die einzigen Straßenreiniger sind ganze Schaaren von borstigen, magern, heulenden und schleichenden Hunden von allen Größen und Arten. Sie lauern auf den Unrath, der von den Balcons herabgegossen wird, auf den Abfall der Küchen, welchen die Mägde auf die Straßen schütten; auf gefallene Esel, Hämmel, todte Katzen und ihresgleichen, denen sie mit Knurren und Zähnfletschen die Nachrichterdienste leisten — ja selbst auf menschliche Leichen — entweder von Ermordeten, die der Strom austreibt, denen sich kein Mensch zu nahen wagt, weil ein Gesetz bestehet, daß alle, die einen Ermordeten berühren (sei es auch, um zu helfen), verhaftet und so lange für den Thäter gehalten werden sollen, bis sie ihre Unschuld beweisen, — oder auf solche, für die die Begräbnißkosten nicht bezahlt werden können, die man daher vor die Kirchthüren schleppt und liegen läßt, bis durch milde Gaben in ein neben gestelltes Becken so viel einkommt, daß der Priester bezahlt werden kann. Kurz diese nutzlichen Thiere versehen die Stelle der Straßenpolizei, der Nachrichter und Todtengräber und empfangen dafür Schläge und Fußtritte.

Zu den seltneren Straßenfiguren, besonders des Abends, gehört aber der stolze Fidalgo. In seine rothe Cupa gehüllt, den dreieckten Hut wagrecht auf dem Kopfe schwebend, den Stoßdegen an der Seite, die grünen, gelben oder rothen Seidenstrümpfe an den wadenlosen Beinen und silberne Schnallen von der großesten Gattung auf den schweren Schuhen, so stolzirt er mitten in der Straße, möge auch der Koth noch so tief, der Staub noch so schwarz sein. Ein Escudero mit dem Hut in der Hand, den Degen an der Seite, schreitet respectvoll voran, und zwei betreßte Lakaien, wohl nicht selten mit nackten Beinen, gehen bewaffnet und mit Fackeln, wo es die schmale Straße gestattet, neben ihm her. Der Fidalgo ist nach seinem Selbstgefuhl Herr der Welt. Nur einem pfeifenden Ochsenkarren mit den aus vollen Blöcken geschnittenen beiden Rädern, die sich kreischend mit der Achse umdrehen, oder einer lang gestreckten Chaise weicht er aus — jenem, weil er der Höflichkeit der Stiere nicht traut — dieser, weil er die Höflichkeit selbst ist gegen Standespersonen.

Solche Chaisen sind wahrlich die seltsamste aller Equipagen in der Welt, wie sie nur in Lissabon gefunden werden; dort aber sind sie zwar unbequem, jedoch wegen der bergigen Straßen äußerst zweckmäßig. Man denke sich eine lange Maschine auf zwei 7 Fuß hohen Rädern ruhend, ungefähr wie unsre altmodischen Karriolen, doch viel seltsamer. Die Bäume der Scheerdeichsel sind so lang, daß der zweisitzige Kasten mit dem Halbverdeck zwischen den Schweif des Pferdes oder Maulthiers und die Räder zu stehen kommt, also von der unglücklichen magern Rosinante noch zur Hälfte getragen werden muß. Dieser Kasten nun nimmt es [illegible] gar nicht übel, auf den Hebebäumen festgenagelt zu sein, oder in steifen breiten Riemen zu hängen und so die Annehmlichkeit einer etwas starken Motion — so daß dem Fahrenden Hören und Sehen vergeht — mit der Ehre des Kutschirens zu verbinden. Doch das Geschick des Maulthieres in der Scheerdeichsel, dessen sich kein Ritter von la Mancha schämen würde, ist übrigens so hart nicht, indem es von einem andern nebenbei auf der Wildbahn laufenden Rößlein secundirt wird; dieses hat das Geschäft, den langbeinigen Bengel zu tragen, der — sonst wenigstens — mit einer weiten, sackartigen, doch mit Gold betreßten Livree behangen, stolz wie der Pfau auf sein Gefieder, sich der gelben nackten Beine nicht schämt, die fast auf der Erde schlappen. Das ist der Senhor Bolero (Kutscher), der eine Equipage führt, wie sie noch heute die meisten Adeligen und zahllose Fiacker halten. — In diesem seltsamen

Gestecke von Wagen sieht man nun die goldhäutige Fidalga in voller Toilette, d. h. mit Diamanten und Blumen im hochaufgesteckten schwarzen Haar, mit dem Fächer spielen und kokettiren. An ihrer Seite sitzt der Gatte derselben, der aus Galanterie den Hut in der Hand trägt, so lange er der Begleiter und Ehrenhüter seiner Gemahlin ist — eine Galanterie, die ihm indeß das Recht nicht nimmt, die Senhora in übler Laune für ihr ganzes Leben in ein Kloster zu sperren. Das Cicisbeat der Italiäner und die Cortejos der Spanier kennt man dort nicht. Eifersucht und Sitte fordern, daß die Senhora das Haus nicht verlasse ohne Begleitung des Gemahls, höchstens einem ehrwürdigen Prälaten wird das Ehrenamt übertragen. Der Sitz ist so schmal, daß die Senhora halb auf dem Schoos ihres Begleiters sitzen muß — eine Vertraulichkeit der Stellung, die ein portugiesischer Beichtvater als eins seiner Vorrechte betrachtet. Der Escudero oder zwei dieser Stallbedienten reiten auf Maulthieren zehn Schritte voraus, die Hüte respectvoll in der Hand tragend. Zwei bis vier Lakaien begleiten zu Fuß die Chaise und zwei derselben, die durchaus kein anderes Geschäft verrichten würden, stehen hinten auf, grade zwischen den Rädern des seltsamen Fuhrwerks. Der Kasten ist in der Regel mit Ledervorhängen verschlossen, weil man im vollen Putz lieber sich der Gefahr aussetzt zu ersticken, als sich zu beflecken. (Forts. folgt.)

B u n t e s.

*** Eine der ersten Waffenthaten des französischen Generals Lamarque, (erzählt in seinen Erinnerungen aus den Kriegen der Revolution). — Wir hatten seit zwei Uhr des Morgens im Gefecht gestanden, und waren eben oberhalb jener Konferenzen-Insel über die Bidassoa gesetzt, wo Mazarin die Vermählung Ludwigs des Vierzehnten zu Stande gebracht, und den langen Kriegen zwischen Frankreich und Spanien ein Ende gemacht hatte. — Unsere Heeressäule von Grenadieren entwickelte sich von dem Dorfe Irun aus, und verfolgte die hohe Straße von Hernani, zu ihrer Rechten Fuenterabia und eine Verschanzung, de los Capucinos genannt, lassend, deren Kugeln uns erreichten. Ich sagte mit lauter Stimme: „die müßten sehr dumm sein, die in unserm Rücken solche Streitkräfte ließen, durch die unsere Verbindungen abgeschnitten werden könnten.“ Ein Volksrepräsentant, Namens Garreau, der dies hörte, fragte mich, ob ich es übernehmen wolle, die Verschanzung einzunehmen. „Recht gerne,“ erwiederte ich, „wenn Sie mir noch zwei weitere Grenadier-Kompagnien zu denjenigen geben wollen, die bereits unter meinem Befehle stehen.“ Er ließ die Kolonne halten, und gab mir zwei Kompagnien, womit ich auf die Verschanzung losging, die schlecht vertheidigt war. Wir nahmen solche, — und fanden sie mit 6 Kanonen von schwerem Kaliber besetzt. Durch diesen Erfolg ermuthigt, verfolgte ich die Spanier, die wir aus der Batterie vertrieben hatten, und kamen dicht vor die Festungswerke von Fuenterabia, von welchem Platz mit Kartätschen auf uns gefeuert wurde; der größte Theil der Braven, die mir gefolgt waren, wurde niedergestreckt. Ich war zu weit vorgeschritten, um wieder zurückgehen zu können: ich rief einem kleinen Trommelschläger, der nicht ferne von mir stand, und, mein Sacktuch an die Spitze meines Säbels heftend, ging ich, mich als Parlementär anzukündigen. Der Rath versammelte sich; ich warf mich in die Brust, machte dem Gouverneur bange, und erklärte einigen Kapuzinermönchen, welche gegenwärtig waren, daß ich sie hängen lassen würde. Die Drohung brachte die gewünschte Wirkung hervor und der Platz übergab sich. Ich lief mit der gehörig unterzeichneten Kapitulation aus den Festungswerken, konnte aber nur 75 Mann zusammenbringen, mit denen ich das Thor besetzte; da ich aber in beständiger Furcht stand, daß die Besatzung, die aus 700 Mann bestand, sich gegen eine solche Handvoll Eroberer empören würde, ließ ich sie aus der Stadt und hinab in die Gräben rücken, längs welchen ich Schildwachen aufstellte, und die Zugbrücke aufzog. Ich schrieb sogleich an Garreau, daß wir Meister von Fuenterabia wären. Die Nachricht verbreitete sich bald, und die Deputirten Pinet und Cavaignac brachen auf, um die Besatzung an ihnen vorbeiziehen und die Waffen niederlegen zu lassen. Als sie vernahmen, daß die Truppen bereits entwaffnet und außerhalb der Stadt seien, wurden sie sehr aufgebracht: sie fragten, wer sich unterstanden habe, solche Befehle zu ertheilen. „Capitän Lamarque von den Grenadieren“, war die Antwort. Sie schrieen hierauf mit donnernder Stimme: „Laßt den unverschämten Kerl, der den Obergeneral so äfft, und den National-Repräsentanten solche Verachtung bezeigt, sogleich verhaften.“ Es war sieben Uhr Abends: ich erhielt Befehl, mein Seitengewehr einem Stabsoffiziere zu übergeben, und wurde in ein schmutziges Gefängniß der Stadt geworfen, die ich eben durch einige Entschlossenheit erobert hatte. Acht Uhr, — neun Uhr verstrichen: und man kann sich leicht vorstellen, welche sonderbare Betrachtungen meine Lage veranlaßte. Plötzlich öffnete sich die Thüre meines Gefängnisses, und herein trat derselbe Stabsoffizier, dem ich mein Seitengewehr übergeben hatte. Er ersuchte mich, ihm zu folgen, um vor den Repräsentanten der Nation zu erscheinen. Ich bestieg ein Pferd, wir ritten in gestrecktem Gallop davon, und befanden uns in wenigen Minuten in Irun im Hauptquartier der Volks-Repräsentanten, die mich lachend umarmten und mir sagten, daß sie mit dem Essen auf mich warteten. Der würdige Garreau erklärte mir sodann Alles, was vorgefallen war. Er hatte mich seinen Kollegen sehr angerühmt, und war außerordentlich bestürzt gewesen, zu vernehmen, daß ich für meine Anstrengungen von ihnen mit dem Gefängniß belohnt worden war. Es gelang ihm bald, mich zu rechtfertigen; — der arme Gefangene wurde der Held des Tages, und es ward beschlossen, daß er der Ueberbringer der dem Feinde abgenommenen Fahnen an den National-Convent sein sollte. Als ich mich dem Heilsausschusse vorstellte, war Robespierre seit einigen Tagen todt, und Garreau sagte zu mir: „Sie können sich glücklich schätzen, in diesem Augenblicke gekommen zu sein: wären Sie einige Tage früher gekommen, so würden Sie übel empfangen worden sein; denn dem Ungeheuer, das wir gestürzt haben, that es leid, wenn die Republik im Glück war, wie uns ihre Unfälle leid thun.“

*** Tanz der Derwische, wie er am 8. Mai 1834 in Pera statt fand. Die Derwische bilden in der muhamedanischen Geistlichkeit eine Art Bettel-Orden, der eine große Aehnlichkeit mit dem der Kapuziner bei den Katholiken hat. Das Volk hegt große Verehrung für sie, und sie üben häufig einen bedeutenden Einfluß auf aufrührische Bewegungen und Emeuten aus, die so häufig in der Türkei vorkommen. Jeden Freitag erbauen sie das Volk mit ihren geistlichen Ceremonieen. Auf der Gallerie eines runden Tempels, dessen Eingang durch Barrieren geschützt, vereinigen sich Türken mit ihren (verschleierten) Frauen, Juden, Griechen, Europäer; denn Jedermann steht hier der Zutritt zu dem Schauspiele frei. — Es erschienen neun Derwische, nackten Fußes, mit hohen Filzhüten, in Form von Blumentöpfen, auf dem Kopfe, und mit großen, bis zur Erde herabhängenden Mänteln, in der Mitte des Umkreises, nachdem sie sich zuvor gegen Osten gebeugt hatten. Der älteste von ihnen, der zugleich der Anführer war, setzt sich, nach Osten gewendet, auf einen rothen Teppich, und beschäftigte sich, während dieser ersten Scene, ausschließlich mit dem Gebete. Tiefe Stille herrschte in der Versammlung. Plötzlich erhob sich der Greis, und die andern Derwische folgten seinem Beispiele. Jeder von ihnen murmelte, mit auf die Brust gelegter Hand, unverständliche Worte. Sie beteten. Hierauf folgte neues Schweigen. Plötzlich begann eine erschreckliche Musik von Pfeifen und Trommeln, der die Zuschauer in tiefer Stille lauschten. Bei diesen Tönen begannen die Derwische eine feierliche und langsame Prozession im Umkreis des Tempels, indem sie sich, an dem Anführer vorüberschreitend, tief verbeugten. Die Musik ertönte hierauf gellender. Nach dreimaligem Umzuge reiheten sich die Derwische in einem Kreise, einer in gleicher Entfernung von dem andern. Die Musik wurde noch fürchterlicher, als vorher. Die Derwische warfen hierauf ihre Mäntel ab, und erschienen mit nacktem Halse und einer bis zum Gürtel herabreichenden Woll-Weste. Statt der Beinkleider trugen sie ein langes Frauen-Gewand. Es folgte wieder ein feierlicher Umzug; dann aber drehten sie sich mit Kreiselsschnelle, mit geschlossenen Augen und ausgestreckten Armen, umher. Nach zehn bis fünfzehn Minuten schwieg die Musik, und Alle standen mit dem Aufhören derselben fest, unbeweglich, in regelmäßiger Entfernung von einander. Diese wilde Feier begann zu verschiedenen Malen und endete auf dieselbe Weise, — nur daß sie jedesmal länger dauerte, zuletzt sogar 35 Minuten. Ihre Kräfte waren nun erschöpft; sie trieften von Schweiß, und fielen in jene Extase, wo sie Mahomet zu sehen glauben. Als endlich alle Körperkräfte erschöpft waren, hielten sie an, warfen sich auf die Erde, und andere Derwische eilten herbei, sie mit einem weißen Mantel zu bedecken. Das Schauspiel war beendigt. — Es gibt auch noch eine andere Art von Derwischen, die Heulenden, weil sie ihre Gebete unter starkem Geheul emporsenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 161. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 10. Juli.

Jubiläumsfang.

Seiner Excellenz

dem Freiherrn Alexander von Vrints-Berberich.

Zur Feier des zehnten Juli.

Hoc est
Vivere bis, vita posse priori frui.
Martial.

Wir sehen in des Lebens buntem Spiele
Die ewige Veränd'rung der Gestalt,
Den ewig neuen Wechsel der Gefühle,
Den Kampf und Frieden jeglicher Gewalt;
Und Sehnsucht, Lust und Schmerz, die wir empfunden,
Entweichen mit der schnellen Flucht der Stunden.

Das Wissen all, an welches wir ein Leben
Und die gezählten Stunden mühsam reih'n, —
Kann nichts uns, als die dürft'ge Lehre geben:
„Daß nichts bestehe in dem Erdensein."
Gleich allen Träumen unserm Geist entschwebet,
Was wir gefühlt, gestrebt und erlebet!

Im wunderbaren Spiegel der Geschichte
Schaut sich das Leben, schaut die Zeit sich an,
Und kein Gesetz bleibt ihr, nach dem sie richte,
Als nur der Blick in das, was sie gethan;
Kein Lehrer kann mit vollem Nachdruck rathen,
Er lehre denn zugleich mit seinen Thaten.

Doch schwinden auch die Blumen früh'rer Stunden,
Es keimen, wachsen edlere empor;
Sind auch des Lenzes Blüthen schnell verschwunden,
So brachen Früchte lieblich doch hervor;
Und was gesä't ward in vergang'nen Tagen,
Geerntet wird's mit süßerem Behagen.

Und lacht uns einmal freundlich nur im Leben
Der Jugend Rausch und Wahn und Frühlingsschein:
Das Bleibende, wonach die Edlen streben,
Das ist das schöne Glück: geliebt zu sein!
Geweihet sind umher dann alle Orte,
Aus Flur und Bäumen tönen Lebensworte.

Die Wolken der Vergessenheit umgeben
Nur den alltäglichen und halben Mann;
Wer würdig stand im segenreichen Leben,
Sich des Verdienstes Ehrenkranz gewann,
Deß Name wird im Mund der Nachwelt bleiben,
Der Sturm der Zeit wird nimmer ihn zerstäuben.

Wer ist der Mann, den wir so freudig ehren?
Wem gilt die selt'ne Art von Festlichkeit?
Wer ist's, nach dem sich uns're Blicke kehren?
Wem ist die ausgesuchte Zier geweiht?
Wie mischen sich ihm Rührungen und Wonne,
Begrüßt vom Strahle einer Julisonne!

Er ist's, dem in dem edlen Gemüthe
Der Sinn für alles Gut' und Schöne wohnt;
In dessen Geist der Tugend Seelenfriede
Und Religiosität, die ächte, thront;
Deß Leben, weise, schaffend, hülfreich, milde,
Uns allen dien' zum hehren Musterbilde.

Er ist's, dem auch nicht bloßer Schein der Würde
Genügen konnt'; — sein wollt' er, was er hieß!
Er trug bedrängungsvoller Tage Bürde
Mit schw'rer Kraft, die nimmer ihn verließ;
D'rum treffen Aller Herzen sich einander
In einem Wunsche: Heil Dir Alexander!

Heil Dir, der Du viel Herrliches gepfleget,
  Der du so manches heimliche Talent,
Das Funke war, zur Flamme angereget,
  Mit dem es nun so thatenkräftig brennt:
So manches Werk wird still bewundert,
Von dir vollendet durch ein halb Jahrhundert!

So blüh' in ungetrübtem Ätherlichte
  Noch lange dir der Segen der Natur.
Des Maies Pracht, die Reife gold'ner Früchte,
  Der Vögel Frühlingslied in Wald und Flur
Erfülle bis zu seinem letzten Schlage
Dein Herz noch viele, viele heit're Tage!

Und freue Dich des wohlgelung'nen Strebens,
  Und wirke fort mit frischem Jugendmark,
Und grün' und blüh' bis an das Ziel des Lebens
  In gläub'gem Sinne ungebeugt und stark —
Bis einst, mit höh'rer Wonne Dich zu krönen,
Dich ruft der Urgrift alles Guten, Schönen!

Dr. J. Schuster.

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Fortsetzung.)

Denkt nur, fremder Herr! als Luigi heimkam, fand er den heiligen Saverio in sittsamer Entfernung von der gebenedeiten Catharina und eine rührende Legende aus seinem Büchlein vorlesen. Catharina selbst aber saß wie eine verklärte Heilige mit selig-niedergeschlagenen Augen am Fenster und zeichnete am Kopfe einer büßenden Magdalena. So fromm und sanft war ihm lange nicht das Gesicht seines Weibchens vorgekommen. O wie glücklich war er! und wie dankte er im Herzen seinem frommen Freunde für den geistlichen Zuspruch, der so sichtbar bei seiner Catharina angeschlagen hatte. Er drückte dem Mönche herzlich die Hand, und bat ihn, mit den freundlichsten Augen, im Vorlesen fortzufahren, indem er selbst sich zu seiner theuren Catharina setzte, und sie inbrünstig küßte wie ein heiliges Gnadenbild; aber Catharina war auch so hingegeben, so ohne Widerstand, ihre Stimme so flötenweich, daß jeder Ehemann über so ein weiches Täubchen entzückt gewesen sein müßte. Gerade so war meine Peppina auch, wenn sie früherhin [illegible] Unrechtes gethan hatte, wie ein Kätzchen das [illegible] Milchtopf zerbrochen. Aber da kam sie schön an! Husch! Husch! hatte sie die zehn Gebote im Gesichte, und das sechste mit dem Daumen der linken Hand.

Aber nun merkt auf! Während der fromme Saverio vorlas, und Luigi mit dem Ring an der Hand seiner Frau spielte, trat der Goldschmied von der Strada de' Condotti herein. Der schöne Mönch lachte höhnisch in sich hinein, die Marchesa aber wurde todtbleich, — oder auch roth; — das soll mir gleich sein. — Der Goldschmied wendete sich aber zum Mönch mit den Worten: „Heiliger Bruder, es ist gut, daß ich Euch treffe, Ihr werdet mir behülflich sein, den Handel abzuschließen;" dann aber sprach er zum Marchese: „Excellenz! — Ihr wollt also den schönen Schmuck behalten? Ihr thut sehr wohl; denn etwas Schöneres, und Billigeres findet Ihr nicht so bald zusammen. Per Bacco! hätte ich Geld darnach; ich behielte dieses Kleinod selber! Es wäre mir um keine Grafschaft feil. Das ist eine Arbeit in Gold und Stein, wie sie heut zu Tage gar nicht mehr geliefert werden kann! Benevenuto Cellini hätte diese Steine nicht besser fassen können!" Catharina war mehr todt, als lebend.

Luigi entgegnete: „Verehrter Meister, wohl habe ich neulich um Euern allerdings sehr kostbaren Schmuck gefeilscht; aber seitdem habe ich mich anders besonnen. Meine Catharina mag nichts mehr davon wissen; — Ihr aber thut sehr unrecht, Euch mit Euern Waaren den Herrschaften aufdringlich zu machen!"

Der Goldschmied machte ein zorniges und zugleich mißtrauisches Gesicht, und sagte: „Nun, so gebt mir den Schmuck zurück, und damit soll es auch gut sein!" — Catharina saß stumm und weiß wie Kalk im Armstuhle, ihre Hände zwischen die Kniee gepreßt; der Mönch aber schien ruhig im Buche fortzulesen. — So hat mir Alles der Goldschmied Wort für Wort erzählt. —

„Ich weiß von keinem Schmucke!" entgegnete Luigi.

„Was?" rief der Goldschmied, „wenn die Edelleute solcher Kniffe sich nicht schämen, was soll der Bürger thun? — aber hier," — er wendete sich zum Mönche — „hier sitzt mein Gewährsmann! An Euch halte ich mich."

„Da thust du auch sehr recht daran," erwiederte der Mönch ruhig und freundlich, „hättest du das längst gethan, so brauchtest du einen wackern Mann, den Herrn Marchese, nicht in Verlegenheit zu setzen. Ja, Meister! allerdings habe ich mir den Schmuck von dir anvertrauen lassen, oder vielmehr dich darum gebeten, um denselben noch einmal der vortrefflichen Marchesa zu zeigen, und vielleicht dennoch einen Handel abzuschließen; — um diesen Preis ist er doch zu theuer! Marchesa wünscht nunmehr den Schmuck nicht."

„Thut nichts! es thut nichts!" versetzte der Goldschmied, — „nur bitte ich um meinen Schmuck."

Catharina saß in sich selbst vertieft. Vergeblich fragte sie Luigi nach dem Orte der Aufbewahrung des Schmuckes; er erhielt keine Antwort; — der Mönch aber sprach: „Laß doch! hier im Schranke im dritten Kästchen links liegt er." Luigi zog das Kästchen heraus, und der Schmuck fand sich natürlich vor. Die Marchesa that einen hellen Schrei, als wollte sich die Seele von dem Leibe trennen. Kopfschüttelnd gab ihn Luigi, kopfschüttelnd nahm ihn der Goldschmied zurück, der sich nun in Begleitung des tugendsamen Saverio hinweg begab.

„Theuere Catharina!" bat Luigi, „o, sage mir, wie bist du so traurig eines solchen Schmuckes wegen.

Vielleicht kann ich in den nächsten Monaten eine bedeutende Summe einnehmen; dann, ja dann sollst du dennoch diesen Schmuck bekommen! Wie könnte ich denn mein süßes Herz so leiden sehen! Komm, kleiner Narr, und sei gut!“ (Schluß folgt.)

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

In den höhern Regionen, auf den mit eisernen Gittern versehenen Balcons, die sich vor der dritten Etage fast aller Häuser befinden, ist das eigentliche Himmelreich des schönen Lissabon's. Die Damen haben dort kein Vergnügen, als etwa, wenn es an einer eignen Hauskapelle fehlt, zwei Mal täglich eine Partie de plaisir in die Messe zu machen, indem sie eine der überall nahe liegenden Kirchen besuchen. Häusliche Geschäfte gibt es für sie nicht. Der Mann mit einer zahlreichen Dienerschaft besorgt das ganze Hauswesen. Kenntnisse haben die guten Seelen nicht — denn man heirathet nicht ein Mal gern eine Senhora, die zu schreiben versteht, weil sie alsdann auch Liebesbriefe schreiben könnte. An Witz, Leben, Lust und guter Laune fehlt es ihnen nicht, und so kennen denn diese Senhora's und Senhorita's kein Vergnügen, als Morgens und Abends — die ganze Zeit, die ihnen die Siesta und die Messe überläßt — auf diesen Balcons zu sitzen und mit ihren vertrauten Lieblingsdienerinnen die Vorübergehenden zum Gegenstand ihrer Unterhaltung zu machen. Wir werden noch Gelegenheit haben, einen Blick auf ihre Abendunterhaltungen zu werfen.

Der Zug einer Senhora nach der Messe gehört zu den originellsten Genrebildern des Straßenlebens von Lissabon. Das Bimmeln und Läuten der Glocken auf den vielen Kloster- und Kirchthürmen dauert den ganzen Tag, aber schon früh Morgens weckt es die Senhora aus dem süßesten Schlummer; diese erhebt sich dann eiligst vom harten kühlen Lager, wirft die Manka um und betritt im feierlich ernsten Schritt, den Rosenkranz oder ein Cruzifix zwischen den gefalteten Händen haltend, die Straße. Paarweise und genau mit der Donna Schritt haltend, mit gleichfarbigen Mänteln behangen, folgen ihr eine Anzahl Dienerinnen, vier bis zwölf; je mehr, desto vornehmer dünkt sich die Senhora. Fehlt es ihrem Hausstande an der nöthigen Zahl derselben, so werden die fehlenden für jeden Ausgang gemiethet.

Als die nützlichsten Straßenfiguren darf man aber die Heiligen betrachten. Vor vielen Häusern, besonders an den Straßenecken, finden sich Heiligenbilder von Stein oder Holz aufgestellt. Ihnen zu Ehren hat der fromme Wahn Votivlampen gestiftet, die den geduldigen Heiligen mit Ölgeruch erquicken und zugleich einen kleinen Kreis der dunklen Straßen erleuchten. Gläubige, die sich den Heiligen noch besonders empfehlen wollen, zünden ihnen Wachslichtchen an. Da die Zahl dieser Straßenheiligen nicht gering ist, so kann man nicht grade sagen, daß das Pfaffenthum dort zur Erleuchtung des Volks nichts beitrage. Jetzt hat doch wenigstens die Neustadt ihre Gasenerleuchtung; damals aber überließ die Polizei diese wie so vieles Andere noch der Fürsorge der Heiligen, und Niemand stand sich dabei besser, als Gauner, Banditen und Liebes-Pärchen.

Aus solchen Elementen war das nächtliche Leben in den Straßen von Lissabon, durch welche ich wanderte, zusammengesetzt. Einzelne Scenen desselben traten indeß bald noch schärfer hervor.

An einer Ecke des Rocioplatzes war die lebensgroße Bildsäule des heiligen Antonius, die sich in einer Nische der damaligen Jesuitenbibliothek befand, mit vielen qualmenden Lichtern erleuchtet. Diese kleinen Lichter warfen nur einen beschränkten Lichtkreis in die tiefe Dunkelheit des geräumigen Marktplatzes. Grade, wo das Licht und die Nacht sich scheidet, in dem Kreise eines Helldunkels, wie man es so effectvoll auf italiänischen Gemälden findet, da zeigte sich, vom Feuerschein der düstern Erleuchtung, die von dem Heiligenbilde ausging, geröthet, eine Gallerie von markirten abenteuerlichen Gestalten, welche ein Rembrand oder Salvator Rosa nicht kühner hätte in das Bild zeichnen können. Es waren Menschen, die das Licht zu scheuen Ursache hatten und doch durch die magische Gewalt des Heiligen angezogen wurden, ihm ihre Devotion zu weihen.

Dort der schwarzbraune Bandit, der sich in die rothe Capa bis an die Zähne malerisch gehüllt hat, so daß nur das eine glühende Auge unter dem breiten Hutrande frei geblieben ist, um mit scharfen Blicken durch die Dunkelheit das Opfer, wofür ihm der Blutlohn schon halb bezahlt ist, zu erspähen, würde glauben, einen Fehlstoß zu thun, hätte er nicht seine arme Seele und sein Unternehmen dem Schutz der Heiligen empfohlen. Nachdem er lange gezögert hat, läßt er den Dolchgriff im Busen seines Gewandes aus der Faust fahren, tritt rasch vor, selbst auf die Gefahr hin, erkannt zu werden, kniet nieder, murmelt eilig sein Ave Maria, beschenkt den Heiligen mit einem Wachslichtchen und von dem Ton der nahenden Stapelwache erschreckt, springt er auf und davon. Sein Gewissen ist beruhigt. Er schleicht jetzt leichter zur Blutarbeit.

Der magere hohläugige Bube, dessen gespenstisches Antlitz ich schon lange in der Dämmerung schwankend bemerkt habe, hat ein Auge schielend mit Sachkenntniß auf die Tasche des Engländers gerichtet, der da eben sorglos vorüber schreitet, aber das andere bedenklich auf den heiligen Antonius geworfen. Ehe er sich mit diesem nicht abgefunden hat, wagt er es nicht, in die fremde Tasche zu greifen. Doch der Augenblick drängt. Der Engländer verschwindet in der Menge. Noch hat der arme Pedrinho kein Geschäft gemacht an diesem Abend; kann also nichts schenken. Doch der Heilige gibt Kredit. Er kniet nieder, plappert sein Ave und gelobt dann eilig den Werth des Zehnten vom Raube. Jetzt überzeugt, den Heiligen selbst in sein Interesse gezogen zu haben, eilt er dem Engländer nach. Sein Fang muß gut gewesen sein. Nach einer halben Stunde bringt er vom Erlöse desselben — denn Abnehmer und Hehler sind gleich zur Hand — drei Wachskerzen und zündet sie an, überzeugt, daß das hölzerne Gesicht des bunten Heiligen ihm dankbar anlächelt und ihm ferner Glück bringt.

„O minha menina!“ *) höre ich hinter mir flüstern mit den unaussprechlich süßen Accenten, deren keine Sprache so fähig ist, wie die portugiesische. Kein Volk ist so zärtlich und zart in den Liebesbetheuerungen, als der jugendliche Portugiese, und selbst in den geringsten Ständen verschwindet diese zarte Innigkeit nicht, die es fast zu einem poetischen Genuß macht, das Kosen solcher Liebenden zu belauschen. „Wir dürfen ja“ — fuhr die angenehme Stimme des jungen Mannes fort — „den Heiligen nicht so vorüber schleichen. Mein süßes Mädchen würde dann Unglück haben in der Liebe, und ihrem getreuen Namorado bliebe dann nichts übrig, als sich todt zu weinen.“ — „Bonito, bonito! **) mein süßer Joaosinho, du hast gut reden,“

---

*) O mein Mädchen!

**) Schön, sehr gut.

flötete eine leise bebende Mädchenstimme, „aber du weißt, mein holder Junge, ich habe mich von der Seite der schlafenden Mutter fortgeschlichen, und sähe mich die Muhme, die Friggideira, oder da der freundliche Padre Franzesco, und gäbe es bei der Mutter an ....“ „Sorge nicht, mein Liebchen, der heilige Antonio wird uns schützen, wenn wir ihm unsre Demuth bezeugen, wird die Muhme, die uns ohnehin den Rücken zuwendet, mit Blindheit schlagen und den Padre, der seinem Beichtkinde, der kleinen Mariasinha, ohne Zweifel einige Tugendlehren zuflüstert, verleiten, ihr tiefer in's Auge zu sehen. Genug, mein holdes Mädchen! wer kann auf Liebesglück hoffen, ohne Hülfe der Heiligen?“

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Theaterschau.

Der Juni hat wenig Neues und Erhebliches auf die Bühne gebracht. Das Théâtre français gab den Comte Saint-Germain, oder: une Présentation, Komödie in 3 Akten, und in Prosa von François und Frédéric. Das Ganze ist schwach aufgefaßt, und eben so schwach durchgeführt. Die Verf. haben schlechtweg den Figaro genommen und ihm ein Hofkleid angezogen, wodurch der berühmte Erzähler des 18ten Jahrhunderts seine Originalität verloren hat. Rein dramatisch betrachtet, ist das Stück nicht ohne Verdienst; die Durchführung der verschiedenen Koterien, welche, um die Gunst Ludwig XV. zu erwerben, ein junges hübsches Mädchen, das so eben aus dem Kloster kommt, bei Hofe vorstellen, und es von Intrigue zu Intrigue führen, ohne ihr jemals die Lösung des Räthsels zu sagen, ist recht gelungen zu nennen. Manche Stellen des Dialogs wurden lebhaft beklatscht; doch hätten die abgenutzten Ausfälle gegen die Jesuiten füglich wegbleiben können. — Jacques II. von Herrn Vanderburg ist noch immer nicht zur Aufführung gebracht worden; dagegen hat das Théâtre français den Herrn Drouineau, welcher seine Todesanzeige in den Journalen verbreiten ließ, und dadurch die Aufnahme seines schon in Vergessenheit gerathenen Don Juan d'Autriche bewirkte, durch den königl. Staatsanwalt auffordern lassen, nach Paris zu kommen, um die Rollen seines Dramas einstudiren zu helfen.

„On ne passe pas!“ so lautet der Titel eines Vaudevilles in einem Akt, welches die Herren Villeneuve und Masson auf dem Theater des Palais-Royal haben zur Aufführung bringen lassen. Das Stück ist in leichten Zügen und Umrissen entworfen; es handelt sich nämlich um einen preußischen Soldaten, der gerade Schildwache stehen muß in dem Augenblick, wo der Vater seiner Geliebten mit einem Nebenbuhler wegen ihrer Heirath unterhandelt; die Bedingungen des Heirathsvertrags werden im Wirthshause bei einer Flasche Wein besprochen. Das junge Mädchen gibt ihrem Liebhaber, dem Soldaten, Kunde von dem, was vorgeht, damit er schleunigst das Unheil abwenden möge; aber er kann vor einer Stunde nicht von seinem Posten fort. Edith — so heißt das junge Mädchen — erbietet sich, an seiner Stelle die Wache zu übernehmen; gesagt, gethan; sie nimmt den Wachrock, die Muskete und den Hut Ulrichs, und verrichtet ihren Dienst, wie ein Pariser Nationalgardist. Unglücklicher Weise läßt sie den Prinzen heimlich durchschlüpfen und sich selbst von einer Patrouille überraschen, welche der König von Preußen in eigner Person kommandirt. In diesem kritischen Augenblicke kommt Ulrich, wein- und freudetrunken, mit der Einwilligung des Schwiegervaters zurück; aber wie groß ist sein Erstaunen, als er erfährt, daß er auf der Stelle todtgeschossen werden solle. Zum Glück hat der Vater Ulrichs eines Tags dem Könige das Leben gerettet, und zum Dank dafür wird dem Sohn Gnade und Abschied bewilligt. Zugleich verzeiht auch der König seinem ungehorsamen Sohne, und Alles löset sich in Freude auf. Das Ganze ist mit jovialer Laune und glücklichem Witz geschrieben.

Im Vaudevilletheater sind zwei neue Stücke gegeben worden: Mathilde, oder: la Jalousie, Komödie in 3 Akten, und mit Gesang von Bayard und Lauzanne, und: le Roi, Komödie in 3 Akten, mit Couplets von Lurine und Solar. Die Intrigue der ersten Komödie ist zu verwickelt, als daß wir eine specielle Analyse davon geben könnten; es handelt sich um eine Frau, deren blinde, tolle Eifersucht die Ruhe zweier Familien stört, und das Leben ihres Mannes in Gefahr bringt; die Rolle eines schwatzhaften, indiskreten Gecken verwickelt die Handlung, und dient dazu, um den nothwendigen Ausgang hervorzubringen. Der erste Akt ist weitschweifig und schleppend; der zweite lebhaft, scharf gezeichnet und interessant; der dritte nicht ohne Kunst angelegt, aber alltäglich durchgeführt. Alle drei sind übrigens mit Beifall aufgenommen worden. — Der Held der zweiten Komödie ist Heinrich IV., welcher außer dem alten Fritz wohl am öftesten auf der Bühne erschienen ist. Die wahre oder erfundene Anekdote, um welche sich das Stück im Vaudevilletheater drehet, ist folgende: Heinrich IV. verheirathet seine Mündel Charlotte von Bouillon an einen der Befehlshaber seiner Armee. Der Graf, hoch erfreut über die königl. Gunstbezeugung, will den Tag seiner Hochzeit dazu anwenden, um sich einer Stadt zu bemächtigen, welche noch im Besitz der Anhänger der Ligue ist. Während seiner Abwesenheit besucht der König die junge Gräfin, von welcher er geliebt wird, und der Genuß der Brautnacht ist für ihn. Der Graf kehrt als Sieger zurück, erfährt, was vorgegangen, und will nun den Bearner in seinem Schlosse als Gefangenen zurückbehalten. Ein mysteriöses Quidproquo und heimliche Zuflüsterungen überzeugen indeß den betrogenen Ehemann, daß es sich für den König um eine ganz andere Dame gehandelt hat, und er wird daher wieder der beste Freund seines galanten Königs und Herrn. Die Theilnahme des Publikums war höchst flau.

Auf dem Theater der Porte Saint-Martin sind die Amours de Faublas in ein pantomimisches Ballet umgewandelt worden, welches alle Abende regelmäßig eine andächtige und zahlreiche Zuschauermenge herbeilockt, und den Saal mit Beifallsrufen und die Kasse des Direktors mit Fünffrankenthalern anfüllt. Alle Situationen des pikanten und bekannten Romans von Louvet gehen in Tanz und Pantomime an unsern Augen vorüber, hie und da keusche Augen verletzend und manche Details vergegenwärtigend, welche der Dialog nicht enthalten kann. Die Anordnung der Tänze ist von Herrn Leckvoy geleitet worden.

Das Théâtre du Gymnase hat unter dem Titel: Discretion ein kleines Vaudeville zur Aufführung gebracht, welches die Herren Dumanoir und Camille zu Verf. hat. Wie alle Stücke des Gymnase ist auch dieses ein Intriguenstück, ohne Tendenz, ohne innern Gehalt und Bedeutung, eigens geschaffen für Zierweiber und Dandys, welche den ganzen Tag über an ihre gelben Handschuhe und Kravatte denken, um damit Abends im Theater zu erscheinen. Ein Kapitän Dandoux hat einer deutschen Prinzessin, Madame de Wendel, das Leben gerettet; aber er wagt es nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. Unterdeß spinnt er eine mysteriöse Intrigue an mit einer Dame, welche er niemals gesehen hat, und die ihn alle Tage in einem verschlossenen Wagen und mit verbundenen Augen abholen läßt. Eine Indiskretion läßt ihn beinahe die Gunstbezeugungen dieser Unbekannten, welche niemand anders, als Madame de Wendel ist, verlieren; aber in einer hübsch durchgeführten Scene überzeugt sich diese von der Treue ihres Ritters, entdeckt sich ihm und heirathet ihn. Der Anfang des Stücks ist einer Novelle von Balzac: la fille aux yeux d'or betitelt, entlehnt; doch das Ende ist verschieden.

Schließlich habe ich noch ein Vaudeville vom Théâtre des Variétés zu erwähnen. Es führt den Titel: ma femme et mon parapluie, und machte von Anfang bis zu Ende die ganze Zuhörerschaft herzlich lachen. Herr Cerinet, ein accordeur de pianos, sucht seine Frau Adelaide und sein funkelnagelneues Parapluie, welche ein Räuber aus seiner ehelichen Wohnung entführt hat, und welche der unglückliche Eigenthümer mit Schimpf, Schande und Schmutz bedeckt wiederzufinden fürchtet. Er verfolgt das „unmoralische Wesen“, welches die Frechheit hat, seit 14 Tagen mit seiner Frau und seinem Regenschirm öffentlich zu leben, bis in die Wohnung der Familie Cocardon, wo er nach einem hitzigen Gefechte den noch ganz von Wasser triefenden Gegenstand seiner Zärtlichkeit den Händen des Räubers entreißt, und auch seine Adelaide wiederfindet, welche, wie man ihm versichert, bloß aus Eifersucht aus seinem Hause geflohen ist, und welche ein Biedermann aus diesem ihrem trostlosen Zustande gerettet habe. Vernet führte die Rolle Cerinet's mit seltener, origineller Laune durch.

Das ist die ganze dramatische Literatur von diesem Monat. Für die nächste Woche sind bereits 3 neue Stücke im Vaudevilletheater, welche an einem und demselben Abend gegeben werden sollen, angekündigt. Das Ambigu-Comique wird ein neues, großes Melodram: Ango, geben, und die Variétés werden ein Vaudeville: les Maristes et les Dorvillistes, auf die Bühne bringen. Die Julihitze wird hoffentlich den Erfolg dieser Stücke nicht beeinträchtigen; übrigens geht der Pariser ins Theater quand même.

Ch. Kolloff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 162. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 27.

Samstag, 11. Juli.

Danton's Tod, von Georg Büchner.

Die Kritik ist immer verlegen, wenn sie prüfend an die Werke des Genies herantritt. Sie, die sonst so schnelle und wortreiche Base, blickt hier scheu und wählt ängstlich in ihren Ausdrücken, um das Würdige mit Würde zu empfangen. Die Kritik kann hier nicht mehr sein, als der Kammerdiener, der die Thür des Salons öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft; das Übrige wird das Genie selbst vollbringen. Es wird dem matten Gespräche plötzlich eine neue Wendung geben, es wird Ideen aus seinem Haupte schütteln. Das Genie bedarf keiner Empfehlung. Das fühlen wir, wenn wir von Georg Büchner reden, und treten auch im Folgenden nur abseits in einen Winkel, um die Sache für sich selbst reden zu lassen.

Eine tragische Katastrophe der französischen Revolution entwickelt sich in Büchner's Danton vor unsern Augen. Die Autorität Robespierres ist im Steigen, und die zweite Reaktion gegen die Revolution beginnt. Die erste Reaktion war der Sturz der Gironde, die zweite der Sturz des Moderantismus. Die Revolution verschlang wie Saturn ihre eignen Söhne. Welch ein Unterschied aber schon in den verschiedenen Klassen dieser Rückwirkungen! Die Girondisten waren Männer, welche nicht durch Absichten und Systeme in die Revolution hineingerissen wurden, sondern durch einige Sympathien, durch einige Prinzipien und durch den erhabenen Enthusiasmus, welcher alle Gemüther in jenen sturmvollen Zeiten ergriffen und sich endemisch wie ein Fieber fortgepflanzt hatte. Die Girondisten starben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem noblen Ernste und dieser vornehmen Geringschätzung, welche die Doktrin in der Theorie und das Jüste-Milieu oft in der Praxis zu begleiten pflegt; sie starben, weil sie die Revolution ohne die Massen wollten. Die Dantonisten hatten schon Blut an den Händen, das Blut des Septembers, das nicht vergossen wurde, um zu strafen, sondern um zu schrecken. Die Aristokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren hatten sie in eine chirurgische Verzückung versetzt, die mit lächelnder Miene ein faules Glied amputirt. Die Dantonisten hatten der Revolution ein Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre der Ruhe geweihten Nächte. Sie hatten so viel gethan, daß sie nicht glaubten, die Revolution verlange sie selbst noch als Opfer. Robespierre gab zwei Anklagen: die eine auf übertriebene Mäßigung, die andre auf Unsittlichkeit. Waren die Girondisten die Römer der Revolution gewesen, so waren die Dantonisten ihre Griechen. Man hatte die Charaktere guillotinirt, jetzt wollte man die Genialität guillotiniren. Danton war Alcibiades. Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle seine Anschauungen gingen vom Ilissus aus: er nannte das Palaisroyal den Ceramikus, er wollte eine Republik, worin man

patriotisch wäre wie Demosthenes, weise wie Sokrates und genial in den Sitten, wie die Kreise, die sich um Aspasia sammelten. Die dritte Phase der Revolution war die religiös-fanatische Robespierres. Die Revolution war ein Cultus geworden und hatte ihre Altäre, ihre Dogmen, ihre Ceremonie. Dem Blut-Messias Robespierre, wie ihn Camille nannte, stand St. Just zur Seite, die Apokalypse neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der französischen Republik besser, als die Begriffe, die zu verschiedenen Zeiten über die Revolution herrschten. Die Gironde hielt die Revolution für etwas, das man ersetzen könne, Danton für etwas, das man abschließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menschlichen Willens läge, also für die Vorsehung und die Gottheit selbst. Aber alle sahen sie die Revolution als etwas Fertiges, Abgegränztes über ihrem Haupte: die ersten als eine Last, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Messiasidee, in welche sie sich hineinschoben, wie auch Christus nichts anders that, als eine Vorstellung seiner Nation adoptiren und sich selbst zum Substrat und Subjekt einer Thatsache machen. Eine Idee despotisirte hier die Menschen, die Menschen waren nur die Beamte eines Begriffes. Alle beriefen sich auf die Revolution, wie auf eine unsichtbare Gottheit, die sie doch warlich in Händen hatten, wie einen Hut, der mein ist!

Georg Büchner's Auffassung der französischen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derselben. Seine Charakteristiken der Tendenzen und der Personen sind meisterhaft. Seine Gemälde sind skizzenartig hingeworfen; aber die Umrisse der Kohle sind so scharf, daß unsrer Einbildungskraft sich von selbst eine Welt vorzaubert. Danton, Robespierre, St. Just, Camille Desmoulins — sind vortrefflich gezeichnet — so wie in allen Nebenpartien, in den Volksscenen und dem Gespräche der untersten Klassen sich die Vertrautheit mit seinem Gegenstande zu erkennen gibt. Warum sollte er dies auch nicht! Unsre Jugend studirt die Revolution, weil sie die Freiheit liebt und doch die Fehler vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienste begehen kann.

Man darf sagen, daß in Büchner's Drama mehr Leben, als Handlung herrscht. Die Handlung selbst ist eine abgeschlossene, schon da, als der Vorhang aufgeht. Der Stoff ist so undramatisch, wie Maria Stuart. Schiller wollte eine Tragödie geben, und gab die Dramatisirung eines Prozesses: Büchner gibt statt eines Dramas, statt einer Handlung, die sich entwikkelt, die anschwillt und fällt, das letzte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Aber die Fülle von Leben, die sich hier vor unsern Augen noch zusammendrängt, läßt den Mangel der Handlung, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue aussieht, weniger schmerzlich entbehren. Wir werden hingerissen von diesem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten, als aus Thaten besteht, und erstaunen über die Wirkung, welche eine Aufführung dieser Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die unmöglich ist, weil man Haydns Schöpfung nicht auf der Drehorgel leiern kann.

Wir nähern uns dem besondern künstlerischen Verdienste dieser Produktion, von welchem wir gestehen müssen, daß es die Auffassung des Stoffes noch bei Weitem zu übertreffen scheint. Wer so sehr an der Fähigkeit der Deutschen, sich mit Geist, Grazie, kurz mit Styl auszudrücken, verzweifeln muß, wie der Herausgeber einer kritischen Revüe der täglich aufwuchernden literarischen Erscheinungen, muß bei der Beurtheilung eines Buches, wie Danton's Tod von Büchner ist, eine Freude empfinden, die viel zu nüancirt und zusammengesetzt ist, als daß ich sie hier ganz wiedergeben könnte. In Bildern und Antithesen blitzt hier alles von Witz, Geist und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken strecken ihre lange Gestalt gen Himmel und schlottern wie gespenstische Vogelscheuchen am Winde hin und her. Keine ungebornen Embryone stehen in Spiritusgläsern um uns herum und beleidigen das Auge durch ihre Unschönheit, sie mögen auf noch so tiefe Entdeckungen zu deuten scheinen. Es ist Alles ganz, fertig, abgerundet. Staub und Schutt, das Atelier des Geistes sieht man nicht. Ich wüßte nicht, worin anders das Kennzeichen eines literarischen Genies besteht. Als ein solches muß man Georg Büchner mit seiner Ideenfülle, seiner erhabenen Auffassung, mit seinem Witz und Humor begrüßen. Was ist Immermanns monotone Jambenclassicität, was ist Grabbe's wahnwitzige Mischung des Trivialen mit dem Regellosen gegen diesen jugendlichen Genius!

Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat.

---

85) Vorträge über eine Auswahl von Göthe's lyrischen Gedichten. Von K. L. Kannegießer. Breslau, Richter. 1835.

86) Gesammelte Schriften philosophischen, ästhetischen, historischen, biographischen Inhalts. Von K. E. Schubarth. Hirschberg, Nesener. 1835.

Männer, wie Kannegießer, Schubarth, Böttiger, haltet werth! Sie haben eine providentielle Bestimmung, weil sie dem Genie unentbehrlich sind. Das arme Genie, wenn es allein ist! Die großen, unsterblichen Gedanken, wenn sie nur todt, begafft, pyramidalisch dastehen! Nein, es liegt in den Wegen der Vorsehung, jedem Genie Männer nachzuschicken, welche seine Apostel werden, die die Fäden seiner kunstvollen Gewebe auftrennen, die die Aushängeschilder und Lustigmacher der Wunderdoktoren werden, und die großen Talente ihrer Meister an alle Welt verkündigen. Diese Enthu-

Kasten übernehmen auf Rechnung ihres großen Hauses
kleine Detailgeschäfte; sie reisen auf die Firma, welche
sie uneigennützig anbeten, und vertrödeln das Gold und
Silber ihres Herrn im Wechselgeschäft gegen zahllose
Kupfermünzen. Das Genie braucht diese Zwischenhänd-
ler, diese Dolmetscher, welche die Sprache der Götter
und Menschen vermitteln. Jedes Genie braucht sie;
denn es wird Jahrelang unverstanden bleiben. Kant,
Göthe, Schiller, — Alle bekamen solche Mitesser ihrer
Unsterblichkeit. Aus dem Rockärmel dieser Riesen konn-
ten die Zwerge sich immer noch vollständige Kleider
schneiden. Die Zwerge interpretirten, explizirten, kom-
mentirten. Sie sind dem Genie nothwendig; darum
spreche mit Achtung von diesen Betriebsamen!

Der Kommentar des Herrn Professor Kannegießer
hat viel Ähnlichkeit mit dem Heyne's über den Virgil.
Dieselben Umschreibungen, dieselbe Wortfülle, dieselben
Exklamationen und Trivialitäten. Quam pulchre! quam
suaviter! quam singularis elegantia! Die Ansichten zu-
vörderst, welche Herr Kannegießer über Göthe's Sitt-
lichkeitsprinzip hat, sind größtentheils falsch. Er sucht
Göthen überall das Christliche zu vindiziren, und legt
in diesem Betracht überhaupt Maaßstäbe an seinen
Text, die gänzlich unangemessen sind. Göthe's religiöse
Ansichten und die seinen Gedichten zum Grunde lie-
genden Ideen sind allzubekannt, als daß man hier-
über mit dem Exegeten streiten könnte. Was soll man
z. B. sagen, wenn Herr Kannegießer das liederliche
und nachlässige Gedicht: Vorschlag zur Güte!
für eine Persiflage der unmoralischen Ideen des Zeit-
alters über die Ehe hält, und darauf eine Predigt von
Schleiermacher citirt, worin das Sichscheidenlassen miß-
rathen wird!

Auch Göthe's dichterische Eigenthümlichkeit, aus
dem Standpunkte der Literaturgeschichte, weiß Herr
Kannegießer nicht zu beurtheilen. Man höre folgende
Phrasen: „Klopstock ist ein Prophet, Schiller ein ernster
Weiser, Göthe ist eben nichts — als der Mensch.
Klopstock ist ein lyrischer Dichter, Schiller ein drama-
tischer Dichter; Göthe ist eben ein Dichter. Klopstock
ist ein religiöser, Schiller ein sittlicher, Göthe ein
dichterischer Dichter!“ Das heißt: charakterisiren!

Auch das Historische ist im Buche vernachlässigt.
Göthe's bekanntes: „Über allen Wipfeln ist Ruh',“
wurde in der Gegend von Weimar improvisirt, wie
alle Welt weiß. Herr Kannegießer, der sich von Frie-
deriken und den Gegenden um Straßburg nicht tren-
nen kann, gibt die tiefsinnige Vermuthung, ob dieses
besagte: „Über allen Wipfeln“ nicht vielleicht aus jener
in Göthe's Leben bekannten Epoche des Wanderers
herstammen möchte?

Endlich kann ich nicht umhin, die Manier dieser
Ausweisserungen durch Folgendes genauer zu bezeich-
nen. Herr Kannegießer konjekturirt über die Frau in
dem herrlichen Gedichte „der Wandrer“: „Sie ist keine
Geßnerische Schäferin, sie lebt in der wirklichen Welt,
drei Meilen von Cuma, auch kommt wohl Jemand
hin und wieder in ihre Abgeschiedenheit, sie fragt ja,
ob er Waaren aus der Stadt im Land herumtrage.
Freilich, sie lebt weit genug von dem Treiben der
Welt, von dem Schein und der Leidenschaft, um sich
rein und lauter erhalten zu haben. Und dieses reine
Wesen, das wir doch wohl nicht ungebildet nennen
wollen, weil sie keine Kenntnisse von Kunst und Wissen-
schaft und vielen andern irdischen (Kunst und Wissen-
schaft?) Dingen hat, deren Herz so rein gebildet ist,
wie es nur durch Bildung werden kann, wenn wir
überhaupt von Bildung sprechen können, wo blos ge-
sunde, frische, unverfälschte, menschliche weibliche Na-
tur ist, diese Mutter lebt in blühender Natur, selbst
Natur in der edelsten Gestalt, welche die Erde hat,
über den Trümmern der Vergangenheit, der Kunst, eine
wahre Rose und Lilie über den vermoderten Blättern
einer künstlichen oder eine lebende Göttin über den
Trümmern einer marmornen, die Blüthe, oder wenn
man so sagen dürfte, das Kunstgebilde, das Meister-
stück der Natur, ohne, daß sie weder die Herrlichkeit
der Todten, noch ihre eigne höhere Herrlichkeit kennt.
So etwas bringt die Natur selten hervor, und es ist,
wie vorher gesagt, eine solche Natur wieder fast ein
Gebilde der Kunst u. s. w.“

Die Trivialität spricht für sich selbst!

Um Vieles höher stehen die Leistungen des Herrn
Schubarth. Göthe ist bei ihm eine Philosophie, ein
System geworden. Er hat sein Ideal so in sich aufgenom-
men, daß er mit Göthe lebt und webt, und durch ihn eine
eigenthümliche Anschauungsweise gewonnen hat. Die
Wahrheit Göthe hat ihn frei gemacht. Es ist Dialektik und
Bewegung in dieser originellen Einseitigkeit, in diesem
abstoßenden Prinzipe, nach welchem Herr Schubarth
die Menschen und die Dinge beurtheilt, während Herr
Kannegießer nur darauf ausging, Göthe mit den her-
gebrachten Begriffen über Religion und Sittlichkeit in
Harmonie zu bringen und das Geniale an ihm abzu-
streifen. Beklage sich doch Herr Schubarth nicht, daß
man gewohnt sei, ihn nur in Verbindung mit Göthe
zu nennen, als wenn er durch sich selbst und für sich
nichts sei! Herr Schubarth hat gewiß vortreffliche
Studien gemacht; aber er selbst scheint nicht zu wissen,
wie mächtig ihn Göthe durchdringt, so daß er nur in
und mit ihm denkt, auch da, wo er glaubt, auf eignen
Füßen zu stehen. Wir wollen nur ein Resultat daraus
hernehmen: das Schroffe in den Behauptungen des
Herrn Schubarth und eine gewisse Unfriedfertigkeit, die
ihn zu beherrschen scheint. Dies sind Eigenschaften, welche
aus der Liebe zu Göthe erklärt werden müssen, aus
einer Liebe, welche nicht eher unterscheidet, bis der
Kalkül gemacht ist, was wohl ihr Idol in dieser Lage
thun würde.

Die Ansicht des Herrn Schubarth über die fran-
zösische Revolution ist vielleicht die einzige, welche un-
göthisch ist. Herr Schubarth bejaht die Revolution

nur auf Frankreich, während er glaubt, Deutschland habe in der Reformation seine Revolution gehabt. Aber wenn Göthe den Begriff der Weltliteratur erfand, hieß es damit nicht, daß die Völker in ihren Interessen, moralischen, politischen und literarischen (denn die literarischen drücken Alles aus) durch gemeinsame Bande zusammengehalten werden und ein Austausch der Ideen sie alle zu einer großen welthistorischen Nation macht? Doch ist es möglich, daß Göthe auch hierin seiner eignen Idee inkonsequent geblieben ist, und eine so unwürdige Ansicht von der Revolution, wie sie sich in seinen frühern Schriften offenbarte, auch da noch beibehält, als die Revolution sich so großartig und welterschütternd entfaltete. Herr Schubarth ahnt immer richtig, wo Etwas Göthen angeht: und so möcht' er auch hier zwar nicht Recht behalten gegen die Geschichte und Wahrheit, aber doch Recht gegen Göthe, seinen Herrn und Meister.

---

87) Das Gelübde. Novelle von Heinrich Walch. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Eine allerliebste Mystifikation! Ein deutscher Baron reis't im siebenjährigen Kriege durch den Harz in's Braunschweigische, um sich dort in einem Duell zu schlagen. Unterwegs hört er von einer im Harz hausenden Räuberbande, dessen Anführer der schwarze Sepp genannt wird. Durch Zufall kömmt er vom Postwagen ab, übernachtet in einem gespenstischen Hause, wo er eine sonderbare Vision, die auch Wirklichkeit sein konnte, hat, und geräth zuletzt wirklich in die Gefangenschaft des schwarzen Sepp. An das Duell im Braunschweigischen war nun nicht zu denken. Sepp ließ ihn nicht früher fort, ehe nicht das Lösegeld für seinen Fang eingetroffen war. Bis dies ankam, erlebte der Baron eine Menge der abentheuerlichsten Begegnisse, er geräth, da die Bande angefallen und theilweise gefangen wird, in die peinlichsten Verlegenheiten, bis sich zuletzt die ganze Erzählung in einen Scherz auflöst, der viel zu gut erfunden und motivirt ist, als daß er uns kalt lassen sollte.

Die ganze Anlage dieser Novelle verräthet eine sehr lebhafte und phantasiereiche Combination, die Ausführung im Einzelnen eine Bildung, welche auf der Höhe steht, und den Leser immer in anständigen, geistreicher und nützlicher Gesellschaft sein läßt. Die Sprache ist einfach-schön, die Schürzung der Intrigue meisterhaft keck und mit dreisten Strichen hingeworfen. Die Klippe, an welcher ein minder begabter Autor hier gestrauchelt wäre, mußte jene Verantwortlichkeit sein, die der Anfang gegen den Schluß zu übernehmen hatte, die Mystifikation gegen die Aufklärung. Der Autor hat aber nichts gespart, was den Leser bestricken muß: es kümmerte ihn nicht die Neugier, die nun am Schluß über alles will Rechenschaft abgelegt haben. Vortrefflich theils erfunden, theils aus Quellen hieher übertragne Episteln dienen dazu, die Erwartung zu steigern und die Pausen, die wir gezwungen machen müssen, doch wieder angenehm auszufüllen. Wir empfehlen diese Novelle als eine geistreiche und unterhaltende Lektüre.

---

88) Das Politisch-Böse unsrer Zeit. Von J. Reubel. Stuttgart, Balz. 1835.

Gott wolle verhüten, daß ich jemals in München krank würde; denn es scheint, als beschäftigten sich die dortigen Ärzte mit allen Dingen, nur nicht mit der Medizin. Die Einen pfuschen in die Theologie, die Andern in die Politik. Die Lungenentzündung heilt Professor Ringseis mit Gebet, und den Typhus der Professor Reubel durch politische Repressiv-Maaßregeln. Der Verfasser dieser Schrift ist Professor der Anthropologie, Physiologie und Semiotik in München, und sucht die satanischen Einflüsse des Zeitgeistes, der Revolution und des bei ihm sogenannten Demagogen-Liberalismus therapeutisch zu behandeln. Schon die Umschläge, welche er verordnet, werden bestrichen mit einem laulichen Brei von Naturphilosophie und Rationalismus, die Spitaldienste aber am Krankenbette der Zeit soll nach ihm ein wunderliches Institut übernehmen, das europäische Oberstudien-Directorium, von welchem hinfort in England und auf dem Kontinent die Fortschritte der Völker im Reiche des Lichtes und der Wahrheit sollen beaufsichtigt werden. Wir überlassen es den Medizinern, dies neue System der Politik zu beurtheilen.

---

89) Marabouts. Federschmuck aus dem Reiche der Satyre, des Humors und der Frivolität. Von E. M. Oettinger. Hamburg, Magazin für Kunst. 1835.

Herr Öttinger hat viel Talent, Situationen zu erfinden. Die vorliegenden Aufsätze beruhen alle auf kleinen, leichten Intriguen und lassen vermuthen, daß der Verfasser im Lustspiel etwas leisten kann. Herr Öttinger scheint mit den französischen Theaterblättern rivalisiren zu wollen. Er erreicht sie an Leichtigkeit des Styls und munterer Auffassung. Die Monotonie in den Personen, welche wiederkehren, ist etwas peinlich. Warum so viel Schriftsteller, Künstler, Primadonnen und dergleichen Gelichter? Als wenn nicht auch andere Menschen Prügel bekommen oder Schulden haben können! Denn dies sind gewöhnlich die Motive, welche Herrn Öttingers Erfindungen zum Grunde liegen. Oft muß der Verf. wirkliche Personen vor Augen gehabt haben; denn Vieles scheint wie mit dem Finger gezeigt zu sein. Die Lacher hat Herr Öttinger immer auf seiner Seite; denn lacht man nicht ernstlich über seine Einfälle, so muß man aus Scham lachen, daß man über solche Sachen lachen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 163. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 13. Juli.

Die italiänische Novelle.

Von Julius Mosen.

(Schluß.)

Catharina aber stieß ihn von sich und schrie: „Rühre mich nicht an; ich bin pestkrank und aussätzig! ich Elende, ich Verworfene!“ Sie warf sich auf den Boden, raufte sich die Haare aus und schrie von heftigen Gewissensbissen gemartert, dann aber weinte sie wieder und schluchzte; wenn aber Luigi sie aufzuheitern suchte, begann sie von neuem zu rasen. Gerade so macht es meine Peppina auch; nur daß ich ein Mittel dagegen weiß. Dort aber im Palaste ward bei einbrechender Nacht das Übel schlimmer; sie nannte laut den Mönch einen Teufel, ihren Verführer! so daß Luigi wie ein Besessener aus dem Saale herausstürzte, und zu seinen Dienern schrie: „Nehmt euch in Acht, daß ich euch nicht stoße! Hängt mir ein Brett vor die Augen! — O Jupiter, warst du doch auch ein Stier, als die Europa auf dir ritt, und hattest Hörner wie ein Stier!“ Kennt ihr die schöne Statua von dem Heiden Jupiter und Europa? Steht sie nicht in der Villa Borghese? An eine solche Statua aber dachte der arme Luigi. Aber bald war er still und zog sich in sein Betstübchen zurück, indem er die Thüre hinter sich zuschlug und verriegelte. Gegen Mitternacht klopfte etwas leise an seine Thüre und winselte ganz erbärmlich. Luigi aber biß sich in die Fäuste und blieb still. Als er am andern Morgen bleich und wüst herauskam, meldete ihm ein Diener, daß die Marchesa verschwunden sei.

„Wie sie wiedergefunden worden ist, habt Ihr selbst gesehen! Seht,“ sprach der alte Spielmann, „nun habe ich mein Versprechen gehalten!“ Ich lohnte ihn und er ging stille fort, da er sah, wie traurig mich seine Geschichte gemacht hatte.

Ich habe nur noch hinzuzusetzen:

Einige Wochen darauf erging ich mich mit einem Landsmanne auf dem Monte Pinio in der ersten Frühlingsgrüne, unfern der Villa Medici. Hie und da lachten blühende Bäume wie fröhliche Mädchen, und hoch schwang der Lorbeer seine goldenen Federbüsche. An den grünen Abhängen krochen muntere Knaben nach Primeln und blauen Träubchen herum. Zu unserer linken lag die ganze Stadt Roma mit ihren Palästen, Kirchen, Klöstern, und tausend Straßen und Gassen hingebreitet, und schien sich selbst wie ein glückliches Kind ein Liedchen zu summen, das leise bis zu uns herüberwegte. Hoch oben aber im azurenen Himmel jauchzte eine unsichtbare Lerche. Ich war so heiter gestimmt, daß ich allen Menschen hätte zurufen mögen: Christ ist erstanden! und nun ist alles gut! Nun sind wir wieder Brüder worden! — Bald wurde ich aber abgekühlt, als ich in einiger Entfernung auf der Stelle, wo man die ganze Piazza del Popolo übersehen kann, zwei langbeinige Engländer mit den Lorgnetten an den Augen so eingefroren dort stehen sah, daß mein Herz wieder tief in die Brust zurück sank. Mein Begleiter, welcher mir meine Gedanken vom Gesichte abgelesen haben mochte, sagte: „Sieh nur dort diese englischen Nationalgesichter mit kurzer Nase, langem Kinne, und dem offenen Munde, in

welchem man immer das weiße Gitter der Zähne sieht, hinter welchem die arme englische Sprache eingesperrt ist, und sich mißmuthig darinnen herumwälzt, weil sie kaum mit der Tatze herauslangen darf! — und doch ist vielleicht kein Volk voll so poetischer Gedanken, als dieses!" —

„Der Engländer," entgegnete ich, „ist ein verwöhntes Kind der Geschichte, großartig und launisch wie die Nordsee, seine Amme, tiefsinnig wie seine Mutter, die einsame große Insel, aber auch egoistisch und hartherzig, wie sein reicher Oheim, der Welthandel, bei dem er auf dem Comptoir arbeitet." —

Indem wir solche Gleichnisse schmiedeten, kamen wir weiter vor, wo wir gleichfalls unten die Piazza überschauen konnten. Dieser Platz des Volkes, wie er heißt, wird auch zum Rabensteine gebraucht. Ich sah dort zu verschiedenen Malen das entsetzliche Schauspiel der Hinrichtung. Dort sah ich auch zwei römische Carbonari unter der Guillotine Kopf und Leben verlieren. Die beiden Bösewichte starben brav und altrömisch. Jetzt war der Platz wieder mit neugierigen Gaffern angefüllt, aus ihrer Mitte aber ragte hoch das Gerüste der Guillotine empor. Wie eine hungrige Natter züngelte oben das heimtückische Beil. Das Getöse der Menge wuchs. Der Verbrecher — ein hoher, schlanker Mann schritt zwischen zwei betenden, vermummten Brüdern des Todes empor zur gräßlichen Bühne. Seine Gestalt schien mir einmal im Leben schon vorübergegangen zu sein. Jetzt trat er zum Blocke, beugte sich, — Alles verging vor meinen Augen; — ich wendete mich um, — wie ein Schwert fuhr es durch meine Seele; — ein dumpfer Schlag fiel; ich fuhr empor. Die Brüder des Todes und das ganze Volk schrieen: „Es lebe Maria! Betet! Betet für die arme Seele!"

Wie vernichtet stand ich oben. Mir war in diesem Augenblicke die Welt so gleichgültig, so ein schändliches und erbärmliches Nichts, daß ich selbst hätte sterben mögen. Der alte Spielmann ging eben an mir vorüber und drückte mir einen Zettel in die Hand. Es war der gedruckte Bericht von der Verurtheilung des Verbrechers.

Erst, wie ich nach Hause kam, warf ich einen Blick darauf. Wie erschrack ich aber, als mir die Worte: „Marchese Luigi Ponetti" in die Augen sprangen. Ja, er war der Unglückselige, der unter dem Beile der Justiz den Nacken gebeugt hatte! — Es war in dem Berichte kürzlich erzählt:

Am fünfzehnten April dieses Jahres sei Luigi in das Kloster des St. Benedict gekommen, und habe begehrt, mit dem frommen Bruder Saverio zu sprechen. Dieser wäre gekommen, worauf beide im Klostergarten eine Zeitlang sich ergangen hätten. Allda befinde sich unter andern Heiligen auch eine kleine marmorne Statue der heiligen Catharina. Dort angelangt, habe Luigi Ponetti den Mönch niedergeworfen, und mit einem Messer drei absolut tödtliche Stiche, zwei durch die Brust, und einen in den Schädel hinein versetzt, so daß der unglückliche Saverio auf der Stelle sein Leben aufgegeben hätte. Die Klosterbrüder wären erschrocken herbeigerannt, Luigi aber habe sich noch mit dem Mordwerkzeuge in der Hand ruhig gefangen gegeben. Seines Verbrechens geständig, wäre er in der Hauptversammlung des Tribunals einstimmig zum Tode verurtheilt worden.

Einige Tage darauf reis'te ich mit diesem Schlagschatten in meiner Seele von Rom ab.

Dies, ihr Freunde, war aber die italiänische Novelle! —

Herbstliche Fahrt.

Tageblätter, von Ludwig Braunfels.

(Schluß.)

VIII. Rückkehr nach Heidelberg.

1. Geheimniß.

Nicht, meine Lieder, dürft ihr fragen,
Warum kein Ton der Seel' entsteigt!
Das Unglück liebt, als Thor zu klagen;
Der Sohn des Glücks erkennt, und schweigt.

Was ich im Geist darf selig schauen,
Es macht mein Herz so schwer und voll;
Mir thät' es wohl, euch zu vertrauen,
Was ich doch selbst nicht wissen soll.

Gleichwie in süßgeweinten Thränen
Verströmt, versiegt ein Frauenschmerz,
So gießt in lieben Liedertönen
Sich wonnig aus ein Dichterherz.

Ich will kein Glück; es drückt mich nieder!
Und auch den Schmerz ertrag' ich stumm,
Daß ich es euch, geliebte Lieder,
Nicht heimlich flüstern darf, warum.

Denn gleich wie Mailust, leicht und lose,
Die Frühlingsbeete flüchtig grüßt,
Erzählt ihr gern der nächsten Rose
Von Lilien, die ihr kaum geküßt.

2. Thorheit.

Wie schön! wie lieb! — So pries ein Kindchen dich.
Es ist ein Wort aus alten Tagen,
Daß Kinder und Narren Wahrheit sagen.
Du kennst das Kind; der Narr war ich.

3. Der Vermählten.

Für eine Stunde Traum und Glück,
Für eine Stunde Himmelsahnung
Blieb' uns Gewißheit langen Weh's zurück,
Und dieser Erdennoth verhaßte Mahnung. —

Wohlan! Du konntest hassend mein gedenken;
Die alte Zeit erneue sich!
Dein Haß wird mich in's Grab versenken;
Doch deine Liebe dich.

IX. Bergstraße.

Ich hatte scheidend mich von ihr gewandt,
Und meine Schmerzen all', wie grimme Feinde,
Geschlagen in des Schweigens ehern Band.

Ich harrte lang, bis Nacht und Tag sich einte,
Und sah zum Fenster, hinter dem vielleicht
Ein Herz viel schlummerlose Zähren weinte.

Dein blaues Aug', o Himmel, wurde feucht,
Wie meins; und seine Wolkenwimpern sanken;
Und seine Strahlen waren all' erbleicht.

Da sah ich, zart wie werdende Gedanken,
Ein himmlisch Weib leis' aus dem Dunkel weh'n,
Wie tief aus Wassern Feuerlilien schwanken.

Sie sah mich an; ich weiß nicht, wie's gescheh'n,
Daß bei dem Blicke meine Seel' erkannte,
Daß deine Lieb' es war, die ich geseh'n.

Und, als ich scheu die Augen abwärts wandte,
Entstieg ein ernstes Wesen dem Gefild,
In eh'rner Rüstung, die wie Feuer brannte.

Am Helme trug das ernste hehre Bild
Die Eide deines ersten Glücks geschrieben,
Die Eide all' geschrieben auf dem Schild.

Und auch des Busens Harnisch rief in trüben
Schriftzügen jene fromme Zeit zurück,
Eh' mir es ward vom Himmel, dich zu lieben.

Den hehren Gott mit vorwurfsvollem Blick,
Auch ihn erkannt' ich, — doch mit innerm Bangen, —
In deiner Liebe Feind, dein heil'ges Glück!

Und wie sie kämpfend auf einander drangen,
Da, vor der waffenlosen Liebe schien
Den starken Gott ein Grausen zu befangen.

Wie sie die sel'gen Augen wandt' auf ihn,
Sah ich der Eide Flammenschrift erblassen;
Und Schild und Helm und Harnisch sanken hin.

Ich sah auch dich, zerkämpft von Lieb' und Hassen;
Und deiner Wangen Lebensluft erblich:
Und weinend wollt' ich deine Hand erfassen.

Und zwischen beide Feinde warf ich mich:
Denn siegte jene ob, warst du verloren;
Und siegte dieser ob, so starb nur ich.

Doch wie von unsern Thränen neugeboren,
Erstand die Liebe, machtvoll, rasch bewehrt,
Des bebenden Gottes Busen zu durchbohren.

Da faßten wir ein Schwert, des Willens Schwert,
Das mit dem Feind oft seinen Kämpfer tödtet; —
Und wie ein Sturm allmächtig niederfährt,

Daß auch der Stärkste bebt, und gläubig betet:
So schwangen wir es; und die Liebe fiel,
Noch lebend, doch im Lebensblut geröthet.

Verblut', o Liebe! Reue sei dein Pfühl;
Da lieg', und fleh ihr holdes Glück genesen!
So lange sei du jeden Schmerzes Spiel,

Bis jeder Schmerz zum Spiele mich erlesen,
Bis jeder Freude Opferung vollbracht!
Und wie du Seele meinem Leib gewesen
So stirb mit mir! —

Und ringsum schwieg die Nacht.

X. Heimkehr.

Dank, Himmel! — Der Tag des Heute
Ist so dem Gestern gleich;
Und fühl' ich an das Herz mir,
Noch schlägt es lebensreich!
Ich war ein glücklich Eiland;
Bis Meerfluth stieg empor,
Und riß die sel'gen Fluren
Tief bis zu der Hölle Thor.

Nun steht eine kahle Klippe,
Allein, doch stark und fest,
Umbraust vom Zorn des Meeres,
Des Edens armer Rest.
So leb' auch ich noch immer,
Wenn auch bewußtlos schier!
Ich lebe; mehr nicht will ich:
Denn Leben ist Hoffnung mir.

Vergib mir, Edle, Gute!
Du hast dich schwach genannt,
Und deine Lieb' als Sünde
Dem innern Gott bekannt.
Es bebt ja auch die Erde, —
So fühllos sonst, so kalt, —
Daß ihres Busens Feuer
Wild auf in Strömen wallt.

Nun soll jede Stunde mir sagen,
Daß ich dir fremd nun bin;
Weil ich von Herzen dich liebe,
Sei unsre Liebe dahin!
Sie war eine Myrthe vom Süden,
Gelegt an des Nordens Herz,
Wo die Sommer kurz wie die Wonnen,
Wo die Winter lang wie der Schmerz.

Ich danke dir, Herz! du brachst nicht,
Wie schwer auch Sturm getobt,
Mein Herz! du hast mit Kämpfen
Und Dulden mir erprobt,
Daß du so ganz von Gotte
Nicht abgefallen bist; —
Gestürzter Sohn des Himmels,
Daß Himmel noch in dir ist.

Und dennoch fühl' ich euch, Thränen? —
Zum leztenmale fließt!
Ihr quellt aus dem stillen Schachte,
Der seine Adern erschließt.
Noch einmal dem lezten Bergmann,
Den liebte der Geister Heer,
Den liebte das Heer der Tiefe. —
Ihr fließt fortan nicht mehr.

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

— „Ich will ihm ein Pfund Wachs geloben, wenn er mir den alten garstigen Freier vom Halse schafft und mir hilft die Mutter zu betrügen," flötete Padilla (so hieß die Kleine), und damit erschien ein zartes kaum dreizehnjähriges Mädchen mit ihrem Geliebten im Kreise dieser heiligen Lichter, und Beide knieeten betend nieder. Nach ihrer netten malerischen Kleidung war der Jüngling ein Salvio, sie eine Salvia — so nennt man dort die Stutzer aus der geringern Volksklasse, welche ganz wie in Spanien der Majo und die Maja den heitern, kecken und kindisch eitlen Übermuth der Jugend, die Fülle der Kraft und Leidenschaft, das übersprudelnde Jugendleben repräsentiren. Das Hauptstück ihres Putzes ist eine hellfarbige Sammtweste, mit durchbrochenen Talavera-Knöpfen besetzt, und dazu ein Leibgürtel von abstechender Farbe. Auf dem portugiesischen Theater bilden sie die stehende Maske für die extemporisirte Lokalposse, die so voll Lust und Laune und komischer Gewalt ist, wie keines unsrer schulgerechten deutschen Lustspiele; auf dem Lande

oder öffentlichen Plätzen tanzen sie an heitern Abenden bei dem Schalle der Mandolinen und Kastagnetten die ursprünglich maurische Fofa oder die portugiesische Chula, jene lebhaften üppigen Nationaltänze, welche, wie der spanische Fandango, die ganze feuerige sinnliche Natur des heißblütigen Südlanders ausdrücken.

Zerlumpte Bettler halten diese Heiligenbilder für ihre besten Stationen. Sie sonnten sich gleichsam im Heiligenscheine dieser Votivlampen, und der Heilige beleuchtete mildherzig ihre offenen Geschwüre. Wer hätte es wagen sollen, ihnen eine Gabe zu verweigern, wenn sie im Namen des heiligen Antonius um Mitleid flehten?

Jetzt trat eine Bande Straßenmusikanten in das Lichtgebiet des Heiligen, um ihm ihre Devotion durch die Gaben ihrer Kunst darzubringen. Es waren zwei Männer — der eine alt, der andere jung — und ein Knabe, die zerlumptesten Söhne Apoll's, die mir jemals vor Augen gekommen sind. Eine zerbrochene Mandoline und eine schadhafte Geige, beide zusammen mit drei Saiten versehen, und dabei ein piepender Dudelsack gaben eine so unharmonische Musik, daß ich den guten heiligen Mann in seiner Mauernische um seine angeborne Taubheit beneidete. Und doch trat ein junges Mädchen, dem die Fülle der runden braunen Glieder die dürftige Kleidung zersprengt zu haben schien, an mich heran und flehte im süßesten Tone: „Um der Liebe Gottes willen eine Gabe für den Kunstgenuß, mein guter Herr! Nur der heilige Antonius hört umsonst zu, weil er uns schon viel Liebes erwiesen hat.“

Im nächsten Augenblick zog der schwarzbraune Friggideiro mit seinem Weibe und Lotterbuben meine Aufmerksamkeit auf sich. Auch er hatte im Bereich des Heiligen seine kleine wandernde Küche aufgebaut und erfreuete ohne Zweifel den Geruchssinn des heiligen Antonius mit dem köstlichen Duft vom brenzlichem Öl, stinkenden Fischen und Knoblauch. Eifrig briet er in der Pfanne im ranzigen Öle eine Unzahl kleiner Sardinen *), die dort so häufig und wohlfeil sind, daß sie den Dienstboten, Bettlern und Schweinen zur Nahrung dienen. „Fische — schöne Fische!“ schrie er unaufhörlich. „Sardinen! gute wundervolle Sardinen! Kauft, ihr Leute! Für fünf Reis kann sich der stärkste Fresser bei mir satt essen und bekommt dazu ein Stück vom schönsten süßen Maisbrod, so schwer wie Stein, und einen Becher Wein, womit Ihr einen Salat von Steckrübenblättern anmachen könnt.“ Ein fast zerlumpter Soldat trat zuerst vor, bettelte von mir ein Almosen und kaufte dafür seelenglücklich sich ein Fischgericht. Bettler und leichtfertige Mädchen tunkten mit dem angebissenen Brod in das Öl der Pfanne, und ein verschämter Armer würzte sein trocknes Brod mit dem Geruch der Sardinen, die Andre verzehrten. Ein Dritter hatte Öl geschenkt bekommen und rieb damit das Brod seiner hungrigen Kinder, damit sie doch den Geschmack hätten von der Götterkost. Ich machte ihnen allen die Freude des Sattessens an einer Delikatesse, deren Geruch schon mich mit Schauder erfüllte, und zog durch diese unerhörte Freigebigkeit schon die Blicke einiger Gauner auf meine Taschen.

In diesem Augenblick hörte ich das seltsamste Gekrächz einer menschlichen Stimme. Es war ein Bullenhändler — aber man denke sich darunter keinen feisten Viehmäster, sondern einen vielleicht eben so wohlgenährten Barfüßer Mönch, der, wie einst der berüchtigte Tetzel in unserm lieben Deutschlande die römisch-päbstlichen Kreuzbullen — den Ablaß für alle möglichen Sünden verhandelte und den nächsten Eckstein zum Stationsort für seine Buß- und Verdammungspredigt gewählt hatte.

„Gelobt sei unser Herr Jesus Christus!“ grüßte der Mönch mit gellender Stimme. „In Ewigkeit!“ antwortete die Menge. Der Capuziner präsentirte im neugierigen Kreise eine Prise herum, schnupfte selbst, ordnete den Ablaßkram und trieb dabei manche unzarte Scherze. Dann hielt er einige Zettel hoch und schrie mit heiserer Kehle eine Capuzinerpredigt ab, die so toll und unsinnig war, daß wir sie für Gotteslästerung halten würden. Der Schweiß perlte auf seiner blanken Stirn, so sehr hatte er gegen alle Sünden geeifert. Plötzlich unterbrach er sich. „He, seh da, kleine Pepila,“ rief er, und kniff einem hübschen Kinde, das eben nicht zu den Tugendbildern ihres Geschlechts zu gehören schien, in die Wangen; „du siehst mir grade aus, als hättest du für das Heil deiner Seele eine Bulle der Lebenden nöthig. Hier, mein Kind! Sie kostet nur achtundvierzig Reis — eine wahre Kleinigkeit für die Freiheit, die sie deinem Gewissen gibt. — Aber Ihr da, Senhor Jose — ha, ich kenne Euch, guter Freund; Eure Gnaden gehören zu der falschen Zeugenzunft, aber Eure Kreuzbulle ist abgelaufen. Achtundvierzig Reis verdient Ihr mit einem einzigen falschen Zeugniß. Opfert die Hälfte dem Himmel, mein guter Freund, und ich verkaufe Euch eine Verlängerungsbulle; dann könnt Ihr sechs Monate lang schwören, was Ihr wollt, könnt den redlichen Bürger von Haus und Hof schwören, könnt dem ertappten Banditen das Alibi (daß er wo anders gewesen) bezeugen und braucht Euch kein Gewissen darüber zu machen.“ (Forts. folgt.)

*) Eine kleine Häringsart oder Schrotte (Clupea sprattus).

Französische Literatur-Notizen.

*** Der geistreiche Marmier hat „Études sur Goethe“ herausgegeben (Paris, Levrault), welche sich nicht minder durch Ernst und Eifer für die Sache, und durch gründliche Forschungen, als durch eine liebenswürdige, leichte und elegante Darstellung auszeichnen.

*** Das neueste Werk Capefigue's heißt: „Richelieu, Mazarin, la fronde et le règne de Louis XIV.“ Es befriedigte die gespannten Erwartungen, welche das Publikum an den gelehrten Verfasser machte, vollkommen.

*** In der Buchhandlung Charpentier's erscheint eine prachtvolle Ausgabe von Byron's Werken, übersetzt von Benjamin Laroche. — Ebendaselbst wurde kürzlich veröffentlicht: die „Mémoires d'un officier d'état-major“ (von Barchou de Penhoën), ein sehr interessantes und belehrendes Werk über Algier.

*** Von Paul de Müsset ist ein neuer Roman: „Lauzun“ erschienen; ein reiches Sittengemälde voll interessanter Züge und Anekdoten aus den wirrnißreichen Zeiten der Regentschaft.

*** Die Revue de Paris vom 14. Juni stellt den „Marquis de Fontanges“ der Madame de Girardin, ein psychologisch kunstreich aufgebautes, durch kräftige und doch delikat behandelte Gegensätze der fein schattirten Charaktere ausgezeichnetes Werk, mit de Maistre's „Lepreux“ und G. Sand's „Indiana“ in eine Reihe.

*** „Lucien Spalma“ von J. A. David ist (nach dem Bulletin littéraire ebendaselbst) eine feurige plastische Schutzrede für jene Klasse von Menschen, die nur geboren scheint, um von der bürgerl. Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, von der Generation des Geldes, der Verderbtheit und des savoir faire niedergedrückt zu werden. Der Verfasser hat in die Tiefe des menschlichen Herzens geblickt, keine Falte, keine Nuance ist ihm entgangen. Der Held seines Buches ist ein edles, poetisches Gemüth, welches durch den Fluch der Passivität untergehen muß, während dessen Freund, als die repräsentirte Aktivität unsrer Zeit, die Aktivität des Egoismus, der Spitzbüberei, — der Mann, dem Alles blos Speculation ist, den Gewinn einstreicht. Traurige Wahrheit!

*** Ein junger Schriftsteller voll Talent (Louis de Maynard) debütirte ehrenvoll mit einem Roman: „Outre-Mer.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 164. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 14. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

I.

Mathilde F. an Laura H.

Wir waren heute Abend in Gesellschaft beim Präsidenten, und kamen sehr spät nach Hause. Mitternacht ist lange vorüber; ich sollte schlafen gehen, aber ich kann noch nicht schlafen. So denke und schreibe ich an dich.

Die Nacht ist eben nicht so warm, und ich habe mein Schnürleibchen aufgetrennt; aber mir ist so beklommen um's Herz und mein Blut ist so in Wallung, daß meine Feder recht unbarmherzige Stiche in das arme Rosenpapier macht. Ich bin krank, fürchte nichts, meine süße Laura. Vielleicht bekommt mir das späte Tanzen nicht gut; zum Fortepiano tanzt man nicht so leicht, es greift mehr an. Den unausstehlichen Grafen P. am Arm, vergeht mir die Lust ohnehin.

Der Präsident hat meinem Vater allerheimlichst die Eröffnung gemacht, daß allerhöchste Gnaden von Seiten des Königs von D. ihm bevorstünden: Titel, Orden, ein Adelsdiplom, was weiß ich. Vater hat die neue Anleihe zu Stande gebracht.

Was geht dich die neue Anleihe an? Und doch! Du hast deinen kleinen Karl. In diesem Augenblicke vielleicht nimmst du deinen Liebling aus der Wiege und gibst ihm die Brust, und streichelst ihm die allerliebsten, seidnen Löckchen, — zittre, Laura, — die neue Anleihe kann die seidnen Locken deines Lieblings frühzeitig in graue verwandeln, er ist durch sie mit allen jetzigen und künftigen Staatsbürgern meinem Vater und seinen Nachkommen in Schuld verfallen.

Du bist so ahnungslos bei allem, was geschieht; es ist schlecht von mir, daß ich dich ängstige.

Ein unheimliches Zwielicht webt durch mein Zimmer; es rührt vom Monde und von der Lampe her. Letztere brennt abscheulich dunkel. Ich habe mein Kammermädchen zu Bett geschickt. Nun fürchte ich mich beinahe.

Die Lampe wird kein Öl haben. Sie möchte wohl brennen so gerne, doch u. s. w. Was hilft ihr die elegante Form und die schöne Vergeldung? Vater sagte neulich, daß sie vierzig Louisd'or kostet. Für einen Pfennig Öl dazu wäre sie eine Lampe.

Du siehst, ich habe Lust, über neue Anleihen und goldene Lampen zu philosophiren. Der König Salomo saß ohne Zweifel vor einer ähnlichen, als er seine verdrießlichen Predigten schrieb und der König und seine Lampe hatten keinen Strahl mehr übrig, um ihre eigene Herrlichkeit zu beleuchten und zu belächeln.

Ich kehre vom Balkon zurück. Die Lampe brennt noch, kämpft noch — es liegt etwas Grauenhaftes im Anblicke einer sterbenden Flamme. Dennoch mag ich sie nicht auslöschen. Hinaus mit ihr. Sie soll sich zu Tode quälen, so gut wie ein Mensch.

Ich kritzele die Zeilen ungestört weiter mit Hilfe des Mondlichtes, das hell auf mein Papier flimmert. Dabei sitze ich vor dem Fenster. Die Nacht ist entzückend, alles still, alles Elend schläft.

Es ist viel Elend in einer großen Stadt, Laura. Der Schlaf muß es bändigen. Er legt das Elend einige Stunden an die Kette der Vergessenheit. Aber

die Sonnenstrahlen sind ungeduldig, und ihre ärmlichsten Opfer holen sie sich am frühesten ab.

Drüben in der Gasse, im Oberstübchen eines wüsten verfallenen Hauses — die Leute hier nennen so ein Haus mit vielen armen schmutzigen Familien einen Bettelpalast — da brennt noch ein einsames Licht, da wohnt ein Schneider und der Mann sitzt noch auf und arbeitet. Ich bemerke an der verblichenen grünen Gardine den Schatten seines Schattens, seine ängstlich gekauerte Gestalt, die einförmige Bewegung seiner Hand. Diese Hand muß fünf Kinder ernähren und eine Frau, die faul und zänkisch sein soll.

Die Uhr schlägt drei. Gute Nacht, süße Laura.

Noch einmal zieht es mich zurück an's Fenster. Der arme Mensch hockt noch immer auf seinem Tische. Es scheint mir sogar, daß er noch heftiger arbeitet, seine Nadel muß geflügelt sein. Geh zu Bett, Meister, Morgen ist auch ein Tag.

Wird er sanft und ruhig schlafen, wenn er meinem Rathe folgt und zu Bett kriecht? Wird er behaglich schnarchen, wie sein Nachbar, der dicke Advokat, das Confektschweinchen? Ich fürchte: nein! Es flimmert ihm vor den Augen, er bekommt Rückenschmerzen, Seitenstiche, Brustbeklemmungen, er liegt auf Nadeln, und vielleicht erwacht sein böses Gewissen — gerechter Gott! sein böses Gewissen, weil er nichts hat, weil er morgen zahlen soll, weil das Gericht zur Pfändung seiner letzten Armseligkeiten schreiten wird.

Morgen will ich ihm wieder Geld schicken. Warum verlangt er nichts, warum bringt er sich nur bei Nacht durch seinen Schatten in Erinnerung?

Was er vorhat? Seit fünf Minuten schwankt er mit einem brennenden Licht im Hause umher, die Treppe auf und ab. Nun reißt er das Dachfenster auf — das Licht flackert im Zugwinde und beleuchtet ein übernächtiges verzerrtes Gesicht.

Dieses Gespenst wird mir im Traum erscheinen.

Morgens 10 Uhr.

Denke Dir, der Mensch ist todt. Ich habe seinetwegen eine schreckliche Nacht gehabt. Die Todesangst war es, die ihn im Hause umhertrieb, zuletzt vor die Thür. Er lehnte sich an die Pfosten und schlug sich einigemal heftig vor die Brust, und in der linken Hand hielt er noch immer das ausgewehte Licht. Ohne einen Schrei oder einen mir hörbaren Angstruf von sich zu geben — Fanny sagt, er hat nicht schreien wollen, um die Nachbarschaft nicht zu wecken — schoß er plötzlich in die Höhe und eben so plötzlich in sich zusammen. Ich sah noch, wie er die Treppe hinabrollte, flog nach Fanny's Bett, ließ sie aufstehen, die Bedienten wecken, schickte den einen mit Essig hinüber, den andern zum Arzte, aber als dieser ankam, erklärte er, daß alle Hilfe vergeblich sei. Der Tod hielt seine Beute fest, — glücklicherweise!

Nun winselt die schlechte Frau mir die Ohren voll. Für die Kinder will ich etwas thun.

Welch' klägliches Ende eines kläglichen Menschenlebens. Und wie ende ich meinen nächtlichen Brief? Soll ich ihn zerreißen, oder absenden? Mag es sein, du erhältst ihn. Aber erquicke bald durch einige Rückzeilen

Deine Mathilde.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Der Angeredete zuckte mit den Achseln, blinzelte dem Mönch die Bitte zu, von solchen Dingen nicht zu laut zu reden, und empfing für gute Bezahlung seinen Sündenzettel, so wie früher das leichtfertige Mädchen.

„Ei, auch da?“ rief der Mönch eine ganz schwarz gekleidete junge Frau an; „na, Glück zu, Senhora! Der Himmel hat Euch, wie ich sehe, von Eurem Eheherrn befreiet; wollt Ihr nun aber Frieden haben, daß er Euch nicht als Gespenst erscheint, wenn Ihr etwa mit Andern koset, so kauft für seine Seele diese Bulle der Todten. Ruhe dem Todten und Frieden seiner Seele! — Hier, meine Tochter in Christo; die ewige Seligkeit kostet achtundvierzig Reis — dafür könnt Ihr kaum ein Mal eine kräftige Seelenmesse haben.“

„Na, na, Carlo, Carlo! ich sehe es deinen scheuen Blicken und dem vollen Sack auf deinem Kopfe an, daß du einen guten Fang in fremden Taschen gemacht hast, oder vielleicht gar ein Gewölbe ausgeräumt, oder eine Todte ausgegraben und ihrer Ringe beraubt; na, ich bin dein Richter nicht, aber ich möchte dir wohl rathen, guter Freund, diese vortreffliche Bulle des Vergleichs zu kaufen. Dann darfst du mit gutem Gewissen gestohlenes Gut wie dein rechtmäßiges Eigenthum betrachten. Vor der Justiz und Polizei ist Niemand sicherer, als wer ihre Schwächen und Schliche kennt. Da, hier die Bulle des Vergleichs ist wie für dich gemacht. Kauf', mein Junge, kauf'! Ein belastetes Gewissen und unrecht Gut gedeihet nicht. Hast du kein Geld, mein Sohn? — so gib ein Juwel. Ich will nicht fragen, woher; aber ich zahle den Überschuß am Werth heraus.“

Der Dieb kratzte sich hinter den Ohren, knüpfte dann sein Bündelchen auf und übergab dem Mönch einen goldnen Ring, dessen Brillantfeuer über die Ächtheit des Juwels keinen Zweifel ließ. Pater Franziskus (so hieß der Barfüßer) betrachtete ihn einige Augenblicke blinzelnd und sprach dann: „Bei der heiligen Senhora Maria, die Todte, der du diesen Ring abgenommen hast, hat dich angeführt wie ein spitzbübischer Neuchrist; denn die Steine sind unächt, Ceylon'sche Kiesel, bei meiner Seele, Schundzeug! Kein Juwelier gibt dir zehn Reis dafür; aber aus christlicher Barmherzigkeit will ich dir hundert herauszahlen und die Bulle des Vergleichs obenein schenken.“

Welche schaudervolle Verworfenheit! Der Priester, der mit Gottes Gnade den schändlichen Handel trieb, betrog noch den Dieb um den Ertrag seiner Verbrechen und gab ihm obenein das Privilegium, neue zu begehen.

„Ei, guten Abend, Senhor Cecco! Nun, wen haben Euere Gnaden in dieser Nacht auf der Fährte? Ihr treibt es bald zu arg, mein guter Sohn in Christo. Es vergeht selten eine Nacht, so liefert Ihr dem Tajo eine blutige

Leiche. Aber man muß nicht knausern und knickern, wenn man schwer auf dem Gewissen trägt — das ist nicht hübsch von Euch, Cecco, das ist nicht christlich gedacht. Kauft diese Kreuzbulle, Cecco, Ihr habt sonst kein Glück mehr bei Eurem Geschäft. Was sind hundert Reis für ein ruhiges Gewissen? Der erste beste englische Ketzer, den Ihr zur Hölle expedirt, bringt es zehnfach wieder ein.«

Mit Schauder verließ ich diesen entsetzlichen Handel und hörte mit Freuden, daß der Friggideiro fürchterlich darauf schimpfte; freilich war es keine Moralphilosophie, sondern Lebensphilosophie. Der gute Mann war brodneidisch auf den Capuziner und den Heiligen. Der Portugiese, auch aus den niedrigsten Ständen, wird nie gemein. Die Sprache dieses Volks kennt kaum die niedrigen Schimpfwörter, woran die spanische so reich ist. Desto lebhafter drückt sich die Wuth des Portugiesen im Geberdenspiel aus. Die Verzerrungen der ohnehin markirten Gesichtszüge eines so leidenschaftlichen Menschen würden oft zum Lachen reizen, wäre nicht der Übergang davon zum Messerstich und Mord oft nur ein Augenblick. Hier aber kämpfte die angeborne Scheu und Ehrfurcht gegen das Mönchthum und die Heiligen der Wuth des Friggideiro entgegen, und die Wirkung wurde burleskdrollig im höchsten Grade. Er ballte die Fäuste, sprang auf den Tisch, warf die Pfanne mit den Fischen auf den Boden, trat darauf herum und schrie doch nur in den allgemeinsten Ausdrücken über Broddiebe, himmlische Bettler und pfäffische Gauner, die einen guten Christen zu Grunde richten wollten mit ihrem Beutelsegen und Seelenhandel. — —

Indeß genoß die feine Welt in den höheren Regionen ihrer Balcons die Annehmlichkeiten einer etwas stark mit üblen Dünsten angefüllten Nachtluft. Die Straßen sind dort so eng und jede Etage der meisten alten Häuser war damals vor der unten liegenden vorstehend gebauet, so daß die an den dritten Stockwerken befindlichen einander gegenüber stehenden Balcons so nahe gerückt waren, daß die ganze Nachbarschaft herüber und hinüber die lebhafteste Conversation führen konnte.

Guitarrentöne und Gesänge erklangen fast von jedem Balcone, unbekümmert um den Lärm in den tief unten liegenden lebhaften Straßen; die von Natur schönen, aber ungebildeten Sopranstimmen der jungen Senhoritas wurden leider nur zu häufig von den näselnden, hohen, schreienden Fistelstimmen der Männer begleitet, die nur in seltsamen und geschmacklosen Verzierungen des Gesanges ihre Meisterschaft suchten. Von jedem Balcon erschallte eine andere Melodie, und so mischte sich in den Höllenlärm der dunklen Straßen ein Concert, das ich wenigstens mit einer Sphärenharmonie nicht vergleichen möchte. Nur in den einsamen, von Orangengärten umgebenen Häusern der reizenden Höhen von Buenos-Ayres und Alcantara gewannen diese nächtlichen melancholischen Liebesklagen, die oft von der gebildetern Stimme eines jungen Mannes aus den höhern Ständen vor dem Balcone der Geliebten gesungen wurden, einen wahrhaft romantischen Charakter.

Von Zeit zu Zeit erschien aber auch in den engen Straßen, welche die Heiligen so spärlich erleuchteten, ein blendender Lichtglanz. Bald war es ein Fidalgo, bald eine der geschilderten seltsamen Chiesas, erleuchtet von den Fackeln der sie umgebenden Dienerschaft.

In solchen Augenblicken sah man die Eisengeländer der Balcons wie garnirt von den zartesten feinsten Mädchengesichtern der frühreifen Senhoritas und den schrecklichen Gorgonenhäuptern der früh alt werdenden Donnas. — —

Nicht selten sind es auch geistliche Prozessionen, die den reinen Lichtglanz von oft hundert Wachsfackeln durch die düsteren Straßen verbreiten und plötzlich die verschiedensten Gruppen der reizendsten Senhoritas und ihrer schalkhaften Lieblingsdienerinnen beleuchten.

Eine solche Prozession zog jetzt so eben aus der Strada santa, wo sich der alte prachtvolle Jesuitenpalast befand, den das Erdbeben ebenfalls später in einen Schutthaufen verwandelt hatte, und wendete sich gegen den Praço de Figueiro *).

„Oh que Luz **)!" — riefen die Entferntern einander zu — „Santa Senhora Maria! — was bedeutet das? — ist es ein Begräbniß? — ist es ein Heiliger, der seinen Umzug hält? werden heilige Reliquien zu einem Sterbenden gebracht — oder gar ......? —

Die letzte Frage erstarb in jedem Munde. Ein ganz auf eigne Weise helltönendes Glöckchen zeigte jedem guten Christen an, daß jetzt die heiligen Sterbe-Sakramente zu einem Kranken getragen wurden.

„Nosso pai! nosso pai!" ***) — rief man einander von einem Balcon zum andern mit der gedämpften Stimme der Ehrfurcht zu. — Und in demselben Augenblicke entstand auch, so weit man den Klang des Glöckchens hören konnte, eine Todtenstille unten auf der Straße, die nur von dem frommen leisen Gemurmel der Betenden und von dem schleichenden schweren Tritte der Mönche schaurig unterbrochen wurde.

(Schluß folgt.)

*) Fruchtmarkt.

**) O welches Licht!

***) Unser Vater! — so nennt man in Portugal die geweihte Oblate, von der die katholischen Priester sagen: das ist der Leib Jesu Christi, der für euch gestorben ist — während die protestantischen (reformirten) Pfarrer sprechen: das bedeutet etc. Bekanntlich ist das geweihte Brod in eine Monstranz von der Form einer Sonne eingeschlossen, welche der Kirchenluxus auf das reichste mit Diamanten verziert.

Das Abendmahl.

Das Abendroth am Himmel steht,
Die Vögel werden müde.
In dunkelgrünen Zweigen weht
Des Himmels milder Friede.

Die Sonne glänzt noch einmal klar
Auf alten Schloßesträmmern;
Die morschen Särge wunderbar
Im matten Strahle schimmern.

Vom Berge sieht man in das Thal
Den alten Priester wanken,
Das hochgelobte Abendmahl
Zu reichen einem Kranken.

Der aber, zitternd sündhaft bang,
Wird eben hochbegnadet:
Er sieht der Sonne Untergang,
Die schwimmt, in Blut gebadet.

Er kann sich noch Erlösungsruh'
Aus ihrem Tode saugen:
Der Priester kommt zu spät dazu,
Und drückt ihm zu die Augen.

Heinrich Fournier.

Buntes.

*** Die englischen Schriftstellerinnen von sonst und jetzt. Die einfachste Antwort auf die Kulturfrage: „warum gibt es in England so viele schriftstellernde Damen?“ ist ohne Zweifel: Weil sich das weibliche Geschlecht in England mehr als irgendwo in der Welt langweilt. Indem England neben seiner Aristokratie und dieser gegenüber die politische Diskussion aufkommen ließ, zwang es die Dame, sich vor der Langeweile in die Bibliothek zu flüchten und ihr Boudoir zum Schreibtisch umzuwandeln. Der Wunsch, die Mußestunden zu Weihestunden der Muse zu machen, wurde zum Bedürfniß, zur Lebensfrage.

Vor der Usurpation König Wilhelms traten die Schriftstellerinnen Großbritanniens mehr als Aventurièren, denn als sonst etwas auf; sie befanden sich gleichsam außerhalb des Zauberringes der Gesellschaft, und die Werke, womit sie die Welt beglückten, bestanden kaum in etwas Besserem, als in unlesbaren Scharteken, unanständigen Pamphlets, frivolen Romanen, oder in Dramen, die noch etwas ärger als blos frivol waren. Johanna Gray ist durch die Tragödie ihres Lebens bekannter geworden, als durch ihre Kenntniß des Griechischen. Die Königin Elisabeth machte Verse, die ziemlich ebenso kategorisch klangen, als manche ihrer Kabinetsordren.

Während des 16ten und 17ten Jahrhunderts finden wir wenige eigentlich sogenannte Femmes de lettres. Unter Karl II. redigirte eine Mistriß Manly, pseudonym: „Atlantis“, die geheimen galanten Memoiren eines Hofes, der aus seinen Galanterien kein Geheimniß machte. Die Romane einer sichern Dame Afra Behn hätten die Leser der Casanova'schen Memoiren erröthen machen können; von denen der Mistriß Centlivre wollen wir lieber schweigen, da aus denselben blos eine einzige Tendenz herauszuleuchten scheint: die eifrige Sorge, das Menschengeschlecht nicht aussterben zu lassen.

Erst mit Lady Montagu beginnt in Großbritannien die eigentliche Aera der schriftstellernden Damen, — erst seit der vollkommnen Entwicklung des Repräsentativ-Systems, dessen Theorien, dessen Opposition, dessen ewige Kämpfe die Männer den Frauen entfremdeten, und die letztern zwangen, einen andern Weg einzuschlagen, um aus der Unbedeutenheit, in die man sie hinabgebannt hatte, emporzuklimmen. Vor unsern Blicken tauchen jetzt eine Miß Edgeworth, eine Mistriß Burney, eine Johanna Baillie, eine Wolstonecraft, eine Inchbald, eine Morgan auf. Als Lords Romane zu schreiben anfingen, als der Schriftsteller sich mit dem Dandy amalgamirte, folgten die Damen willig dem Strom der Bewegung, der auch sie fortriß: und die ganze weibliche Aristokratie befaßt sich nunmehr, statt mit Strumpf, Blumenkultur oder Album, mit selbsterzeugter Prosa und eigenhändig gezogenen Versen.

Einen Ehrenplatz unter den contemporären brittischen Damen, welche die Feder nicht blos auf dem Hute zu schätzen wissen, behauptet Mistriß Norton, welche nebst den vielen Verdiensten einer edlen Zartheit und Grazie des Ausdrucks, einer lebhaften Farbung, Kraft und Keuschheit ihrer Schriften, einer sehr melodiösen Versifikation, — auch den doppelt schönen Empfehlungsbrief an die öffentliche Huldigung besitzt: durch Anmuth zu glänzen und — die Enkelin des berühmten geistreichen Sheridan zu sein. An einem gefährlichen Stoff: dem ewigen Juden, hat sie sich mit großem Glück versucht; ihre kleinen Poesien verdienen jedoch den Vorzug. Wir begegnen neben ihr noch einer Mistriß Hemans, von deutscher Abkunft, welche aus ihrem Vaterlande die Nachtschatten süß träumerischer Melancholie in die brittische Poesie verpflanzte. Mistriß Ch. Gore gibt allerliebste Genrebilder, worin sich treu und graziös die Thorheiten der Aristokratie abspiegeln. Marie Russel Mitford ordnet die netten Idyllen-Annalen des Dorfes, wo sie lebt, zu einer Gallerie von kleinen Gemälden, deren Wahrheit und Anmuth wir charmant finden. In Miß Landon, der Verfasserin der „Improvisatrice“ kann man vorzugsweise die elegante und brillante Romancière begrüßen. Mistriß Sommerville dürfen wir bei Leibe nicht vergessen; sie kennt die Kometen so genau wie ihren Strickrahmen, und würde eine Tour durch die Milchstraße machen, ohne sich darin zu verirren. Wer kennt endlich die satyrische und exzentrische Mistriß Trollope nicht, wer hat in der neuesten Zeit von ihr nicht gesprochen?

Man sieht: England ist in unsern Tagen, so zu sagen, ein Krongut des weiblichen Geistes geworden. Freilich muß man gestehen, daß nur wenige unter den genannten Damen sich zu einer bedeutenden Gedankenhöhe hinanzuschwingen vermögen, — auch kann man von den meisten nicht eben sagen, daß sie einen europäischen Ruf gewonnen haben, — noch weniger, daß vielleicht auch nur eine von allen sich mit jener unter der Maske George Sand verborgenen genialen Französin messen könne, welche in der jüngeren Literatur Frankreichs als eine so ganz eigenthümliche Erscheinung dasteht; — aber, — um zu einer praktischen Ansicht zurückzukehren, — die meisten brittischen Damen von der Feder schreiben eben eine Menge allerliebster Sachen, die ihren Landsmänninnen nun einmal gefallen, und dem Publikum gegen die Langeweile ein ebenso wirksames Präservativ werden, als den Verfasserinnen selbst.

*** Politische Anekdoten. Fouché und Herr von Réal wurden in der Oper, wo sie sich während der Explosion der bekannten Höllenmaschine befanden, von jenem Attentat benachrichtigt. Beide eilten sofort zum Orte, wo der Vorfall sich begeben, und zwar von verschiedenen Seiten, indem sie für eine nachherige Zusammenkunft das Hotel des Polizeiministers festsetzten. Réal stieß in der Straße St. Nicaise auf ein Pferd, das daselbst gänzlich zerrissen am Boden lag, bis auf ein Bein, welches unversehrt war. Dieses Fragment führte zur Entdeckung der Wahrheit. Réal bemerkte an demselben ein neues Hufeisen. Man brachte das Bein zur Polizei-Präfektur, und alle Hufschmiede wurden am folgenden Tage zur Untersuchung dorthin eingeladen. Einer derselben erkannte jenes Hufeisen für aus seiner Schmiede hervorgegangen, und signalisirte Denjenigen, welcher ihm das damit beschlagene Pferd zugeführt hatte, folgendermaßen: er sei ungefähr 5 Fuß, 1 Zoll lang, und habe eine Narbe über dem linken Auge. Es war das Signalement Carbon's. — Hr. Armand von Rilly, der zur Zeit noch bei der Comédie française angestellt ist, war am 3. Nivose, als das Attentat vorfiel, Komiker am Théatre des Troubadours. Er war, als die Explosion gehört wurde, grade mit einer Scene auf der Bühne zu Ende. Kaum in die Coulisse zurückgekehrt, nahm er den Regisseur bei Seite und sagte ihm: „Es wird geschossen; ohne Zweifel geschieht es wegen einer Siegesnachricht, die der Regierung zugekommen ist. Man muß diese Neuigkeit dem Publikum mittheilen: das wird einen frohen Eindruck machen.“ Der Regisseur machte einige Schwierigkeiten, die Hr. v. Rilly glücklich beseitigte. Der Vorhang wurde aufgezogen, Jener trat vor, machte die gebräuchlichen Honeurs, und sprach: „Meine Herren, wir beeilen uns, das Publikum von der Nachricht eines von der französischen Armee errungenen Sieges in Kenntniß zu setzen, welche die Regierung so eben erhalten hat. Dieser Sieg, dessen Resultate nicht zu berechnen sind, wird in diesem Augenblick der Bevölkerung der Hauptstadt durch die Kanonen der Invaliden mitgetheilt.“ Einige Tage darauf war Hr. Armand v. Rilly verhaftet. In der Force eingesperrt, hatte er alle Mühe, zu beweisen, daß er nicht den geringsten Antheil an dem Komplott der Höllenmaschiene habe. —

Rovigo erhielt, während er Polizei-Minister zur Zeit des Kaiserreichs war, von einer Dame Kenntniß, die vom Hofe von Hartwell nach Paris gesendet war, um daselbst den Spion zu machen, gewissen Personen Erklärungen zu geben, und die Verbindungen mit anderen zu unterhalten. Er ließ sie verhaften und zu sich führen. Die Dame war liebenswürdig und zuvorkommend. Sie willigte ein, zweien Herren zu dienen und an beiden Höfen ihre bisherigen Funktionen fortzusetzen. Der französische Hof zahlte ihr zu dem Ende monatlich 1000 Fr. Wie viel sie von dem kleinen Hof von Hartwell erhielt, ist nicht bekannt. Indeß wenn es wenig war, so hat man sie späterhin entschädigt. So viel ist gewiß, daß diese Dame in den ersten zehn Jahren der Restauration ihre 5- bis 6000 Fr. jährlicher Renten hatte. In einer Konferenz, die der frühere Polizeiminister mit Ludwig XVIII. nach seiner Freisprechung hatte, entspann sich folgendes Gespräch zwischen Beiden: „Herr Herzog,“ — sagte der König — „wie viel kostete Sie die Polizei, welche Sie zu Hartwell unterhielten?“ — „„Sire, sie kostete nur 130 – 150,000 Fr.““ — „Das ist nicht viel; auf diese Summe habe ich die Kosten beinahe angeschlagen. Der Herzog von Aumont interessirte sich für Sie, ist es nicht so?“ — „„Das ist ein Staatsgeheimniß, welches ich nur auf ausdrücklichen Befehl Ew. Majestät entdecken kann.““ — „Reden Sie frei; ich weiß von diesem Gegenstande beinahe so viel, wie Sie.“ — „„Weil Ew. Majestät so gut von Allem unterrichtet sind, so läugne ich es nicht, daß der Herzog von Aumont mir ungefähr zweimal in jedem Monat schrieb.““ — „Und dafür gaben Sie ihm?“ — „„So viel ich mich erinnere, jährlich 24,000 Fr.““ — „24,000 Fr.! Sehen Sie, Herr Herzog, wie wenig man diesen Leuten vertrauen kann. Er sagte mir nur von 12,000 Fr. Wahrscheinlich geschah das aus dem Grunde, damit er mir nicht mein Schriftsteller-Honorar zahlen mußte; denn die Berichte, welche Sie von ihm erhielten, wurden — von mir redigirt.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 165. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 15. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortsetzung.)

II.

Aus Karl B's, eines jungen Norwegers, Tagebuche.

Junimonat.

Der Harald, Capitain Lundström segelt erst in vier Wochen. Vier Wochen sind eine lange Zeit, wenn man nach zweijährigen Irrfahrten mit sehnsüchtiger Ungeduld der Heimath zueilt; doch will ich sie abwarten. Ein Jugendfreund, wie Lundström, bringt diesen Aufschub unterwegs wieder ein.

„Herr J. läßt Herr C. B. auf eine freundschaftliche Suppe einladen.“ Ich danke. Ich säße lieber mit dem grauenhaften steinernen Gast allein zu Tische, als in der Runde mit zwölf goldenen Gästen.

Es wird mir doch ein wenig schwül bei dem Gedanken an die vier Wochen. Alles um mich her handelt, kauft und verkauft. Auf Gassen und Kanälen eine rastlose wüste Geschäftigkeit. Hier schwebt eine Tonne in der Luft, dort wird ein Ballen geschnürt — es wundert mich, daß die Menschen nicht einmal unversehens sich selber mit einpacken. Aber, genau betrachtet, lassen sich alle gehörig Zeit. Auch der Fluß schiebt sich langsam mit breitem Rücken, wie ein Lastträger, unter meinen Fenstern vorüber.

In früherer Zeit bewegte sich der Verkehr dieses Freistaates auf einem religiösen und republikanischen Untergrunde. Daher der ehrenfeste Schritt des alten Reichsstädters. Seitdem hat die Zeit diesen Untergrund langsam unter den Füßen weggezogen. Daher die allgemeine Schwindelei und das wilde aufgelöste Haschen nach Erwerb und Reichthümern.

Glücklicherweise ist das Volk von Haus aus an eine verständige, gutmüthige und lebenslustige Natur festgeknotet. Wie müßte es sonst, bei der Auflösung so vieler geschichtlich-moralischer Bindemittel mit furchtbarer Schnelligkeit in den sitten- und charakterlosesten Menschenhaufen auseinanderstieben.

Welche Nachgedanken hinterläßt nicht eine einzige glänzende Equipage, die nach der Börse rollt, oder in den Thorweg eines hohen geschmackvollen Hauses einbiegt — alle Hüte, selbst der bürgermeisterliche, lüften sich voll Ehrfurcht — ein neugieriger Blick, der nach Betrachtung der goldbordirten Lakeien in das Innere streift, zeigt dem Volke den Verehrten, der darin sitzt und behaglich die Beine ausstreckt, als denselben Bandjuden, der noch vor einigen Jahren andringlich und schäbig in Gängen und Gassen seine Waare ausschrie. Und so wird ein Jeder stündlich, minütlich auf das große Thema verwiesen, wie er zu Geld und damit zu Ehre, Ansehen und Genüssen gelange.

Glücklicherweise, wiederhole ich, ist das Volk von Natur kompakt, grob und derb, auch nicht ohne den neckischen und freilich oft unflätigen Humor des niedersächsischen Ulysses oder Ulenspiegels. Seine Grobheiten kommen mir vor wie die Hufschläge eines Rosses, das noch Hafer und Freiheit in den Knochen fühlt. Überall betrachte ich die Grobheiten des Volkes aus

einem andern Gesichtspunkt, als woraus die vornehmen Leute sie betrachten. Platt oder witzig, nur rücksichtlos, halte ich sie für eine Art von Selbstvertheidigung und Nothhilfe des Volkes gegen den Übermuth des Gelehrten, Vornehmen und Reichen; als das einzige Zufluchtsmittel, das die höhern Stände ihm übrig gelassen, seine Persönlichkeit, seinen graden Verstand, sein Rechtsgefühl, seine Ansprüche auf billig gleichere Vertheilung der Lebensgenüsse nach oben sichtbar zu machen; als ein erfreuliches Zeichen, daß es Faust, Zunge und Glieder noch frei hat von dem infamen Netze persönlich werthloser Ohren, welches Reichthum und Macht über die bürgerliche Gesellschaft verhängen; als eine sichere Bürgschaft endlich, daß noch ein tüchtiger Menschenkern in ihm stecke, der eben durch die rauhgeborstene Hülle vor der allgemeinen Verwitterung in Schutz genommen wird. Der norwegische Landmann, der kernhafteste auf dem Erdboden, ist höflich, gesprächig, zuvorkommend, ohne den geringsten Anflug von grober Laune. Warum? Er verkehrt mit seinesgleichen, er fühlt sich geachtet, frei, glücklich, er bildet die Nation; diese Nation ist die einzige in Europa, die weder eine Aristokratie des Reichthums noch eine Aristokratie der Geburt in ihrem Schooße leidet. Verletzt in seinem Heiligsten würde er eben so gut wie der Niedersachse, der Engländer von Humor und Grobheiten übersprudeln. Läge es im Charakter des Eckenstehers Nante, nicht bloß versoffene und gemeine, sondern auch nüchterne grobe Witze zu reißen in der Stadt der Junker, der Banquiers, der geheimen Staatsräthe, — der Eckensteher Nante wäre eine gefährliche Person für die preußische Monarchie. Allein das Berliner Volk ist so fade, so lotterig, so angegangen und anbrüchig von Charakter, daß es sich zur Genialität einer handfesten niedersächsischen Grobheit nicht aufschwingen kann. Die Hamburger Witze haben den frischen Geruch von einem derben Stück Rindfleisch, die preußischen Witze riechen nach Hautgout von Wildpret, nicht nach geschossenem, nach gefallenem und verhungertem Wildpret.

O mein Glommen, daß ich erst wieder, von der Jagd zurückkehrend, wie ehemals säße und ausruhte auf einem der braunen Felsstücke an deinem jähen Ufer. Als ich ein Knabe war, streiften von dort meine Blicke sehnsüchtig herunter nach dem schönen warmen Europa, das hinter den Wellen der Nordsee auftauchte, nach den grauen Küsten und Buchten, wo die Rollo's und die Tankrede eisengeharnischt an's Land sprangen und mit Hilfe ihrer guten Schwerter mährchenhafte Königreiche und Fürstenthümer improvisirten. Weniger romantisch, aber eben so feurig blickte ich als Jüngling auf das Europa der Institutionen, der Maschinenwunder, der geistigen Bewegung. Völlig enttäuscht und einen breiten Strom von Zorn, Mitleid und Verachtung im Busen, werde ich in Zukunft nur ungern meine Blicke auf jenes unglückliche betrogene Europa heften, das ich auf meiner Wanderung kennen lernte. (Forts. folgt.)

Nachtscenen in Lissabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Schluß.)

Wie mit einem Zauberschlage, so hatte sich bei dem Silberklang des Glöckchens die Scene verändert. Alle die dunkeln Fenster in den engen himmelhohen Straßen wurden in grözester Eile erleuchtet. Das lichtscheue Gesindel konnte keinen Winkel mehr finden, um sich zu verbergen. Die seltsamsten, abenteuerlichsten Gestalten, Kleidungen aller Nationen, Schattirungen aller Gesichtsfarben sah man hier niedergeworfen in den Staub oder Koth. Der predigende Mönch stieg vom Ecksteine herab und fiel auf die Kniee, der Frigideiro ließ seine Sardinen in der Pfanne verbrennen und sank auf die Kniee; das Küssen und Flüstern erstarb im dunkeln Winkel auf den kosenden Lippen der Salvia und ihres Salvio, und Beide knieeten nieder neben dem wohlbeleibten Mönch, der eben einem freundlichen Beichtkinde wohlwollend die Wange geklopft hatte und jetzt das Heil seiner eignen Seele bedachte. Aus der Tasche des in's Gedränge gebrachten Engländers zog der geschickte Gauner seine Hand zurück, und der lauernde Bravo ließ den Griff seines Dolches fahren; denn Beide glaubten erst Nosso pai ihre Devotion bezeugen zu müssen. Aus den untern Gemächern der Häuser stürzten die Bewohner auf die Straße, um sich knieend sehen zu lassen, während oben auf den Balcons das Lachen und Plaudern, Gesang und Guitarren verstummten, um sich zu kreuzigen und nieder zu knieen. Am schlimmsten aber waren die Damen und Cavaliere daran, denen das Heil widerfuhr, in einem der pontinischen Sümpfe dieser Straßen dem Nosso pai zu begegnen. Da schützte kein seidnes Kleid, keine zarte Chaussüre von gelbem Atlas, kein Diamantenschmuck im Haar — es mußte ausgestiegen werden aus den Chaisen oder Maulthiersänften oder herab von den Burrhinos *), und in dem berühmten Bou de Lisaabon mußte die Senhora neben den Bettler niederknieen, der längst schon seine Beinkleider auf den Knieen durchgebetet hatte.

Solche Triumphe feiert dort die Kirche; aber sie versteht es auch, sich mit Majestät und Pracht zu umgeben. Der Prozession voran schritt der Sacristan, mit der Glocke läutend. Ihm folgte der Priester, mit einem langen Meßgewande von weißem Damast, mit Gold gestickt, bekleidet. In der einen Hand hielt er den goldnen Kelch mit dem in Wein verwandelten Blute Jesu Christi, in der andern die Monstranz mit dem Leibe des Herrn: — eine Sonne, von tausend Brillanten gebildet. Über dem Priester mit seinen Heiligthümern trugen acht rothgekleidete Leute der Hermandad auf vergoldeten Stangen einen Baldachin von weißem Damast, mit goldenen Franzen besetzt. Die Mitglieder einer eignen Brüderschaft, mit rothen übergeworfenen Chorhemden bekleidet, folgten paarweise, große brennende Wachslichter in den Händen tragend. An diese hatten sich eine Menge Mönche — graue, braune, schwarze und weiße, mit und ohne Bart, beschuhte und unbeschuhte — angeschlossen, und da es für ein Zeichen der Frömmigkeit gilt, dem

*) Burrho oder diminutiv Burrhino heißt jedes Reitthier; gewöhnlich werden so die glatthaarigen, feingebauten und munteren Esel genannt, deren man sich allgemein zum Reiten bedient.

Nosso pai zu folgen, so sah man Leute aus allen Ständen mit Wachslichtern, Fackeln und Laternen in der Hand, die Prozession verlängern.

Der Anblick wurde aber erst wahrhaft imposant, als der Zug, dem ich folgte, auf dem schönen Praço Roscio anlangte und dort noch die vielen hundert Fackeln hinzukamen, welche die aus der italiänischen Oper im Theatro do Carlos zurückkehrenden königlichen Equipagen und Carossen und Chiesas der Grandes, Titulados und Fidalgos begleiteten.

Ein strahlender Lichtglanz umgab jetzt den Priester, dessen erhaben gehaltene Monstranz in allen Farbenlichtern spielte.

An den großen dunkeln Augen und der römischen Adlernase, und der edlen hohen Gestalt und würdevollen Haltung erkannte man auf den ersten Blick einen der angesehensten der damaligen Hofjesuiten, den Pater Gabriel Malagrida — den beliebten und berüchtigten Gewissensrath und Geißler der frommen Senhoras aus den höchsten Ständen. Wer den Charakter dieses stolzen, intriguanten, aber wegen seiner Frömmigkeit und Demuth berühmten Italiäners kannte, mochte leicht in seinem unwillkürlichen Lächeln den geschmeichelten Stolz, die befriedigte Eitelkeit und sinnliche Schadenfreude lesen; denn er wußte, was für eine Scene der gläubigen Demüthigung der königlichen Familie und des Adels jetzt folgen werde, und bei den Ansprüchen der Klerisei in Portugal gehört wahrlich wenig Einbildung dazu, um den Priester, der das Allerheiligste dem Volke zeigt, in die angenehme Täuschung zu versetzen, daß ein Antheil an der knieenden Verehrung, die dem Nosso pai geweihet wird, dem Träger des Gottes zukomme.

In der That waren aber auch die Huldigungen, die man hier sah, von der Art, daß sie allen Glauben übersteigen würden, wüßte man nicht, daß in neuesten Zeiten jener Don Miguel — der große Schlächter seines Volks, der gekrönt gewesene Meineidige, der blutdürstige Protegé des Herzogs von Wellington und Lord Beresford, den die dankbare Geistlichkeit „den versöhnenden Engel“ nannte, den der Pabst als den allertreu'sten König anerkannt hatte — ganz dieselbe fromme Etikette beobachtete und für sich selbst in Anspruch genommen hatte.

So waren auf dem Roscio-Platze die Kutschen und Chaisen bei der Annäherung der königlichen Wagen in zwei Reihen aufgefahren. Jeder Cavalier und jede Dame war ausgestiegen, und als der König mit seiner Familie in einer großen vergoldeten Fensterkutsche von acht Maulthieren gezogen — die mit Bändern und Federbüschen und Sammtdecken und Goldquasten reich verziert waren — langsam vorüber fuhr, knieeten alle die Cavaliere und Damen nieder vor der Majestät, um gleich darauf dieselbe Huldigung auch dem Nosso pai zu erweisen.

Doch diesem Gotte mußte selbst der König huldigen. Die königliche Arche hielt, und während die Prozession vorüber zog, sah man den König und die Königin in der unbequemsten Stellung im geöffneten Wagen knieen. Der nächste Wagen, in welchem die Infanten fuhren, folgten diesem Beispiel. Die Hofdamen und Hofcavaliere hielten es für Schuldigkeit, die Frömmigkeit des Königs noch zu überbieten. Sie waren ausgestiegen und bildeten knieend eine lebende Garnitur von Brillanten auf dem spitzigen Straßenpflaster — ohne Zweifel eine Pönitenz, die der des Knieens auf Erbsen in unsern Elementarschulen wenig nachgibt.

Kaum war der Jesuit Malagrida, den der König, nicht ohne sichtbare Überraschung, in dieser geweihten Function bemerkt hatte, mit den Sterbesacramenten vorüber, als er sich von zwei Kammerherrn aus dem Wagen helfen ließ.

König Don Joano V. glich schon einem hinfälligen Greise. Jetzt litt er noch dazu etwas am Podagra; doch weder die Schmerzen eines Ganges auf dem spitzen Steinpflaster, noch die Gefahr, sich zu erkälten, konnten ihn abhalten, für das Heil seiner Seele zu sorgen und der Prozession sich anzuschließen, damit aber zugleich dem Volke ein gutes Beispiel von Frömmigkeit zu geben. Zwei Kammerherren mußten den schwächlichen königlichen Herrn unter den Armen stützen. Jetzt kam die Reihe an die Königin, die seinem Beispiele zu folgen genöthigt war. Diese mit ihren Reifröcken auszuschiffen, war kaum minder beschwerlich, als den podagrischen König. Allein der stolzen Maria Anna von Österreich las man den unterdrückten Ärger über diese Ceremonien auf den feinen bleichen Gesichtszügen. Ihre Damen warfen sich einander bedenkliche Blicke zu; denn eine üble Laune ihrer Gebieterin hatten sie mehrere Tage zu empfinden.

Aus dem zweiten Wagen stieg der Infant Don Jose Manoel, der als Thronfolger den Titel eines Prinzen von Brasilien führte. Er war ein Herr im kräftigsten Mannsalter, doch etwas bleich und sehr ernst. Sein Blick überflog unruhig, fast ängstlich die knieende Menge. Seine Gemahlin, die ihm folgte, eine geborne spanische Infantin, Donna Maria Anna Victoria, war eine gebietende Schönheit, nicht mehr ganz jung, aber wohlerhalten, imponirend und von einer unnachahmlichen Grandezza in ihrem ganzen Wesen. Beide schienen schon daran gewöhnt zu sein, eine solche Mühseligkeit als unerläßliche Religionspflicht zu betrachten; wenigstens verriethen ihre kalten Gesichtszüge gar keine Bewegung.

Mit Leichtigkeit sprang aus dem dritten Wagen ein schöner schwarzgelockter Jüngling mit schwarzen feurigen Augen. Lebhaft und frei in jeder Bewegung, grüßte er freundlich mit dem edelsten Anstande die umgebende Menge. Es war der Infant Don Pedro — der fast angebetete Liebling des Volks. Ihm folgte der Pater Timotheo von Oliveira, ein gelehrter Jesuit, der damals Führer des jungen lebhaften Prinzen war.

Überhaupt führte mir diese Prozession einige der bedeutendsten Personen eines Drama vor Augen, das 18 Jahre später mit einer so entsetzlich tragischen Katastrophe endigen sollte.

So sah ich dort in unmittelbarer Nähe des Königs den wohlbeleibten Don Jose Mascarenhas, Herzog von Aveiro, der den Posten eines Oberhofmeisters bekleidete. Im Gefühl seiner Würde und seines Einflusses drängte er sich Allen vor, wie empfindlich auch die dadurch geärgerte Markise Donna Leonora von Tavora es zu bemerken schien. Sie war schon in den Dreißigen ihres Lebensalters, in welchen andere portugiesische Frauen schon abschreckend alt und häßlich zu werden pflegen. Allein ein starkes Embonpoint hatte ihr jene Fülle der Gestalt verliehen, die manche Männer im Geschmack des Orients so reizend finden. Ihr Gemahl, Don Francesco von Assis, Markis von Tavora, General der Kavallerie, lebte mit dem Herzoge in gespannten Verhältnissen und hatte Mühe, bei dieser unvermeidlichen Annäherung einen Blick des Hasses zu unterdrücken, womit er sich für manche von ihm erfahrene Zurücksetzung und Demüthigung unwillkürlich rächte.

Indem diese hohen Herrschaften mit ihren Gefolgen und fackeltragenden Dienern der Procession sich anschlossen, die mit jedem Augenblick einen längeren Kometenschweif vor-

Lichtflammen bekam, ging der Zug an den Ufern des Tajo entlang, wo sich die herrlichsten Reflexe der langen Lichterreihen in den Wellen bildeten, und zog sich dann nach den Höhen von Alcantara hinauf.

Welcher Fremde hätte nicht geglaubt, daß in einer Procession, die bis über tausend Menschen angeschwollen war und sich immerfort an knieenden Menschen vorüberbewegte, eine Summe von religiösen Sympathien und frommen Gefühlen zum Himmel aufgeschwungen hätte, die wenigstens der Würde einer religiösen Handlung von so allgemeiner Theilnahme oder dem Ernst des Zwecks, einem Sterbenden die heiligen Sacramente zu bringen, angemessen gewesen wäre? Allein dem war nicht so. Die Religion besteht für den Portugiesen allein in den äußern Ceremonien, die er gewissenhaft erfüllt. Aber er denkt und fühlt nicht dabei. Er ist der leichtsinnige Franzose der pyrenäischen Halbinsel. Die muntere Portugesa hüpft zur Messe wie zum Tanzboden, kokettirt durch reizenden Augenaufschlag mit den Heiligen, denkt dabei an ihren Namorado, der in der Nähe lauscht, und kennt nicht die leidenschaftliche Glut der Andacht einer betenden Neapolitanerin. So folgte man auch hier paarweise plaudernd und scherzend dem Allerheiligsten, selbst die vollen Gesichter der Mönche nickten wohl vertraulich einem hübschen schelmischen Beichtkinde zu, das am Wege kniete — und an die Sterbende dachte Niemand, als etwa ein Paar baarfüßige Bettelmönche, die um der Wunden Jesu willen um Schnupftaback für die arme Seele der Sterbenden im Fegfeuer bettelten. Die Begleitenden unterließen es nicht, aus dem zahlreichen Gefolge des Nosso pai auf Genesung des Kranken zu schließen. Denn, meinten sie, — ein Gebet eines einzelnen Menschen hilft freilich nicht viel; denn Gott und seine Heiligen haben mehr zu thun, als auf jeden Einzelnen zu hören. Aber etwas wirkt es doch immer, und deßhalb müssen die Gebete in Masse sehr wirksam sein.

H. E. R. Belani.

Bei'm Sonnenaufgang.

Bald kommet die Sonne; der Morgenwind
Erwachet aus seligen Träumen,
Er hebt sich empor, ein lächelndes Kind,
Und kos't mit den blühenden Bäumen.
Er fühlt sich so wohl, er fühlt sich so frei,
Verkündet den Blüthen, wie schön es sei,
Der glänzenden Sonne zu dienen.

Nun weht er die schlummernden Vöglein an
Und küsset ihr weiches Gefieder.
Sie fühlen des glücklichen Schmeichlers Nah'n
Und bringen, noch träumend, ihm Lieder.
Dann kehrt er im Thale bei Blumen ein
Und singt ihnen vor von der Sonne Schein
Und läutet die blühenden Glöckchen.

Jetzt wehet herauf aus dem stillen Thal
Der Morgenwind zu mir als Bote.
Es kommt mit ihm grüßend der erste Strahl
Vom schimmernden Morgenrothe.
Und hör' ich ihn singen, dann wird mir so leicht,
Er singt mir ein Mährchen, dem keines gleicht,
Aus der Kindheit seligem Morgen.

Und wieder kommt mir das Mährchen in Sinn,
Wie ein Traum, den längst man geträumet.
Ich sehe auf Wald und auf Wiese hin,
Mit Purpur ist Alles gesäumet.
Da hält mich gefangen die Zauberwelt,
Die singend und klingend sich aufgestellt —
Und die Sonne ist aufgegangen!

Wilhelm Kilzer.

Castell an der Saar.

(Archäologischer Bericht.)

Am linken Grundrande des überaus reizenden Saarthals bilden, ungefähr fünf Stunden von Trier entfernt, zwei tief und steil eingesenkte Querschluchten eine durch ungeheure Felsmassen begränzte Landzunge. Die Gegend weithin beherrschend erhebt sie sich fast 300 Fuß hoch über den Wasserspiegel des Flusses. Ein ärmliches Dorf auf ihr, das noch heutzutage Castel heißt, — der an diesem fast parallel mit der Saar in tiefen Ravins vorüberfließende Bach Leuk, ein künstlicher Erdwall — noch jetzt beinahe 40 Fuß hoch die Kehle jener Zunge schließend, — in die Felsen eingearbeitete Communicationstreppen und Falze für Thore und Brücken, endlich und vor Allem aber die hier aufgefundenen Ueberreste von systematisch geordneten Straßen und Gebäuden machen unläugbar, daß dies der Ort Castellum ad loncadom sei, den vielleicht schon Cäsar befestigen, Germanicus aber erweitern und verschönern ließ, als er 10 n. Ch. mit einem bedeutenden Heere in dieser Gegend Winterquartiere bezog.

Mit einem Flächenraum von 2- bis 300 preußischen Morgen, fünf Sechstheilen, noch durch die Natur zur Unangreifbarkeit befestigt, im schwachen Punkte durch eins der riesigsten Erdwerke vertheidigt, scheint Castell weniger ein Stationspunkt als vielmehr ein großes und wahrscheinlich das einzige Fort auf der Strecke von Saarbrücken bis zur Vereinigung der Saar mit der Mosel gewesen zu sein. Ihm zu Füßen und unter seinem unmittelbaren Schutze liegt auf dem andern Ufer, grade gegenüber, das mehr Raum bietende Serrig (Soriacum). In Bezug hierauf möchte man in Castell eine Art von Citadelle erkennen, die, indem sie gleichzeitig der mehr vorwärts und jenseits der Leuk ungefähr 2 Stunden entfernt belegnen Stellung von Merzkirchen einen mittelbaren Halt gab, zur Beherrschung des Communicationsweges zwischen den von Trier nach Metz und Saarbrücken führenden großen Straßen bestimmt war. Eine Hypothese, die, wie sie aus der Betrachtung jener fast Schritt für Schritt leicht zu verfolgenden Straßenzüge hervorging, in ihr auch einige Unterstützung finden möchte.

Auf den Plateaus der Wasserscheiden der Saar, und bis zu gewissen Punkten fast parallel mit dem Flusse, führten nämlich von Trier aus zwei große Heerstraßen, die eine nach Metz, die ander nach Saarbrücken. Beide wurden vom Castell Cusenburg her durch eine dritte der Quere nach durchschnitten und in sich verbunden.*)

Die erste dieser Straßen führte von Trier über die Saar bei Conz nach Tawern, dann den Mezzerberg hinauf, zwischen Ohnsdorf und Kümern über den Colmerberg und so längs der Wasserscheide der Mosel und Saar bis zum jetzigen Helenenkreuz. Hier theilte sie sich und zweigte den einen Ast über Rommelfangen und Söhingen nach Palzem bis an die Mosel ab, wo er unfern von Remich bei Bredimus überging und dann in die große Straße jenseits der Mosel einfiel. Der andere erstreckte sich über Merzkirchen durch den Michelsbusch bei Kief vorbei über Risling und Bouzonville nach Metz.

Die zweite Straße führt von Trier über den Wolfsberg durch den Mattheiserwald über die Pellinger Höhe, die Pellinger Haide, durch die Wiltinger Lohhecken, den Buchswald bei Zerf vorbei über den Schwarzwald, Weiskirchen ꝛc. nach Saarbrücken.

Die dritte Straße, welche von Cusenburg her die eben beschriebenen in sich verbindet, geht nördlich an Ganscheid vorbei durch das Wabulthal über den Irrwald, den Teufelskopf, schneidet auf dem Schwarzwalde die Trier-Saarbrückner Straße, zieht sich dann bei Greimerath vorbei über den Ueckersberg, Greimerskopf und Wirzberg nach Serrig. Hier überspringt sie die Saar, berührt Castell, geht von da zwischen Trassem und Collesleuken über die Leuk und knüpft endlich bei Merzkirchen an.

(Schluß folgt.)

*) Ein Blick auf die 197ste und 198ste Sektion der Reymann'schen Charte wird die Uebersicht erleichtern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 166. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 16. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortsetzung.)

Wäre ich so engherzig, um nur Norweger zu sein, so eitel und kleinlich, um nur die Begegnisse meiner Person in Betracht zu ziehen, ich würde vielleicht mit einem behaglichen Gefühl patriotischer und persönlicher Befriedigung in den Norden zurückkehren. Dein junger Norweger, mein Glommen, war überall, wo er sich zeigte, eine Erscheinung, welche eine ganz besondere Art von Aufmerksamkeit auf sich zog. Er fand in den Gesellschaften der Hauptstädte eine so neugierige und schmeichelhafte Betrachtung, daß er, um nicht eitel zu werden, sich öfter den Gedanken vergegenwärtigen mußte, man begrüße in ihm nur sein interessantes Vaterland und mache seiner romantischen Abkunft ein höfliches Compliment. Die Salons von Paris und London, von Mailand und Berlin thaten schön und zierten sich mit dem jungen Norweger; die lustigen Elegants schüttelten ihm altväterlich bieder die Hand, und die lüsternen Damen blickten ihm so unschuldig in die Augen, als ob sie ihre Blicke den Sennerinnen der höchsten Alpenthäler gestohlen hätten.

Weiß der Himmel, ich verlangte und erwartete nichts von dem.

Ich suchte auf dieser Höhe der Gesellschaft die Menschen auf, welche die revolutionäre Zeit auf ihr Schwungrad genommen und nach oben geführt hatte, die Häupter der neuen socialen Ideen, das gesellschaftliche Unterhaus der Nation, würdig gegenübergestellt der alten antisocialen Adelsklique, welche vor der französischen Revolution die gute Gesellschaft so ausschließlich repräsentirte, wie sie im Besitze der höhern Staatswürden sich befand. Kurz, ich suchte die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die Frucht eines halbhundertjährigen Völker- und Ideenkampfes und der hochgerühmten immer fortschreitenden Civilisation.

Saubere Frucht, fluchwürdige Civilisation, welche die ehrloseste und verderblichste aller Aristokratien, die des Reichthums, zu der Aristokratie der Geburt hinzugefügt und Roturiers zu Herren der Nation gemacht hatte.

Dort oben, im Sonnenschein des Glückes, sah ich riesige Giftpflanzen, emporgeschossen aus Sumpf und Moder, Brillenschlangen, die halbe Königreiche zum Frühstück verzehrten, feiste Blutigel, die ganze Nationen ausschröpften.

Und am Fuße dieser hohen und noblen Gesellschaft lagerte sich eine grausige Wolke des Elends, aus deren gelblich schwarzem Qualme mich von Zeit zu Zeit ein hohläugiges Kindergesicht, ein bleifarbiger Maschinenengel anstarrte.

Europa, Frankreich an der Spitze, war um die Früchte seiner Kämpfe und Anstrengungen schändlich betrogen. Wie sich auch Kraft an Kraft entwickelte, moralisch, politisch, mechanisch, es ruhte ein Fluch auf ihrer Entwickelung, und sie mußte sich, auch widerstrebend, der Gewalt eines bösen Dämons überlassen, der sie an den Triumphwagen des scheußlichsten Egoismus spannte.

Die Revolutionen trieben auf kurze Zeit einen Teufel aus, und dieser war zurückgekehrt mit sieben andern Geistern, die ärger, als er selbst.

Und des Elendes sah ich kein Ende, nur Steigerung, Ausdehnung über den ganzen Erdkreis.

Werde ich mit solchen Erfahrungen und Gesichten das Glück wiederfinden, wo ich es ließ, an deinem Ufer, mein Glommen?

Diese Mathilde F. ist eine Bekanntschaft, die mich überrascht. Ich staune, und wage kaum den tiefen Eindruck zu prüfen, den sie auf mich macht. Sie ist mir eine reizende Unbegreiflichkeit. Wäre ich der Vater der Saintsimonisten, so würde ich mich versucht fühlen, die endliche Erscheinung des Weibes in ihr zu begrüßen und den couple revélateur mit ihr zu stiften. Wäre ich Katholik und Dichter, ich würde in dem schmerzlich ironischen Zuge ihres Madonnengesichts den Unheil deutenden Gesichtszug einer neuen Madonna lesen, die an ihrem eigenen Sohne zweifelt.

Der Graf P. macht ihr ernstlich den Hof. Es ist derselbe Graf, der in Florenz einem schnöde beleidigten Freunde und Landsmann von mir Genugthuung verweigerte, und in der schriftlichen Antwort, die er deshalb gab, sich spöttisch auf den Storthing vom Jahre 1824 berief; — der habe bekanntlich allen Adel in Norwegen aufgehoben und damit auch alle Norweger für unsatisfaktionsfähig erklärt!

Mathilde nimmt seine zuversichtlichen Galanterien kalt und höflich auf. Sie hat entschieden etwas gegen ihn, während ihr Vater, einer der reichsten hiesigen Banquiers, in der Verbindung seines Hauses mit einem alten reichsgräflichen, und noch dazu begüterten und einflußreichen Hause den Gipfel seines Ehrgeizes zu sehen scheint. Der Mann steht im Ankaufe einer Baronie, ob er gleich schon vier Rittergüter in verschiedenen benachbarten Provinzen besitzt.

Heut Nachmittag war ich eingeladen auf dem Landhause ihres Vaters, eine Meile von der Stadt. Sie hatte dort eine Gartengesellschaft versammelt, die aus eben so vielen Herren als Damen bestand. Jeder Herr loste sich auf ihren Befehl die Dame, die er zu Tische führen, und die übrige Hälfte des Tages unterhalten sollte. Sie selber behielt sich die Wahl frei und erzeigte mir als Fremden die Ehre. Nach Tisch erging man sich paarweise in den weitläufigen Anlagen des Gartens. Mathilde führte mich zu ihrem Lieblingssitze unter eine alte mächtige Buche. Sie fragte mich nach Heinrich Steffens.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kettenschmied.

Ein Mährchentraum von Henriette Ottenheimer.

(Stuttgart, Brodhag. 1835.)

Schallet hinaus in die Welt und hinein in jedes Herz, Lieder der Noth, der Sehnsucht, der Hoffnung, der Treue! Fliegt wie Waldvöglein, die lang im Käfig eingesperrt waren und um Freiheit klagten, und nun vor jeden andern Käfig hinfliegen und denen drinnen sagen, wie süß Freiheit ist! Flieget bei Nacht, wann alles Geklimper des Goldes das Gewissen nicht einlullen, wann alle Triller von Maitressen den Nothschrei der Vernunft nicht hinwegschmeicheln können, an die weichen Betten, und wenn die schweren seidnen Vorhänge auseinanderrauschen, und irgend einer blinzelnd hervorguckt, wer die Nacht-Ruhe störe, so tönet Klagelieder derer, die an den Wassern gefesselt sitzen, so tönet Lerchenlieder des Glaubens an die ewige Liebe und Treue!

Wohin hat die Gegenwart sogar den Schmerz vertrieben? In die stille Freistatt des Mährchens hinein, deren Schwelle kein Zelot findet, und göß' er auch einen Strom Weihwasser hin und zündete er tausend geweihte Kerzen an. Die Hoffnung selbst ist dieser albernen egoistischen Gegenwart fast zum ungläubigen Mährchen geworden, denn Gedanken werden versteinert und tragen als Karyatiden den Balkon, auf dessen Geländer der Leichtsinn sich schaukelt, wahnsinnig hinabäugelnd in den tausendäugig heraufblickenden, tausendarmig herauflangenden Abgrund.

Aber das Mährchen von der Knechtschaft des Judenvolks ist eine blutige Wahrheit. Der mährchenhafte Ahasverus wandert ja noch mitten unter uns, — ob er die Schande von Jahrtausenden, ob Ketten trägt, ob er als unbekannter Schacherjude in seinem Zwergsack Gold schleppt, — das ist gleichviel; er trägt! Kein Gabriel Riesser hat ihn noch emancipirt; seine Existenz ist sein Fluch. Wir sagen uns wechselseitige Artigkeiten, wie ungeheuer human wir allerseits geworden sind; und Rotteck, der für die Freiheit spricht, wirft seinen Namen in die Wagschale, daß die Frage des Judenvolks wie leichte Waare, wie unnützer Tand hoch in die Lüfte schnellt!

Und doch sind es nur zwei Kämpfe, an denen die Gegenwart noch ungestraft Theil nehmen darf, aus welchem auch für die Zukunft Heil zu hoffen ist; der Kampf für die Existenz des Judenthums, der Kampf gegen die neuen Häupter an der alten Hydra des Pfaffenthums. Der Kampf für das Judenthum ist unsere eigene Lebensfrage, wie der Kampf gegen das Pfaffenthum die Nothwehr der Vernunft. So lange euch in all eurer sogenannten Cultur ein so abgeschmacktes Vorurtheil, wie das gegen das Judenthum, blos deshalb gängelt, weil eure Väter albern genug waren, sich dran gängeln zu lassen, oder schlecht genug, es eben so zu benutzen wie den epidemischen Unsinn des Hexenwesens, — so lang verdient ihr nicht, daß auch nur Freiheits-Sehnsucht sich in eure Träume schleiche; ach, käme Freiheit plötzlich erst gar im Blitzglanz ihrer Urgöttlichkeit dicht vor eure Stirn, vor euer Herz, — eure plumpe, papierene oder stroherne Körperlichkeit könnte den Feuerkuß der Himmelstochter so wenig vertragen, wie Semele die Umarmung Jupiters.

Und wir rühmen uns Männer zu sein?! Laßt uns in die Schule gehen und lernen, wie man sich schämt, ohne roth zu werden.

So oft ich auf dies Thema komme, fühle ich den Stich eines Scorpions im Herzen, den Fluch der Zeit: das geistige Eunuchenthum; wie jener Atys entmannen wir uns selbst den Willen, die That, — durch Grübeln, durch Geschwätz; wir entmannen uns aus Fanatismus wie Origenes. Statt daß wir wie bei einer Feuersbrunst Hand in Hand eine lange Kette schließen, die Eimer zu reichen, unsers Bruders Haus zu retten, — gaffen wir, blödsinnig durcheinander wirrend, die Feuersbrunst wie ein Lustfeuer an, bis unser eigenes Haus in Asche sinkt.

Wer sagt mir, daß dies nicht buchstäblich wahr ist? Wer will seinen kleinen philisterhaften Eigennutz, seinen Hausgötzen als Orakel anbeten? — —

Arme Sängerin eines zertretenen Volkes! Umsonst strömt dein Herzblut in Liedern, umsonst schließest du das Paradies der ewigen Liebe und Treue auf, wenn du wähnst, daß du jetzt von vielen Andern verstanden wirst, als von deinen Brüdern! Und doch sei dir dies genug! Manche Thräne trocknet ja dein Lied.

Der alte Gott lebt noch. Die nach uns kommen, mögen Freuden ärnten, wenn auch ihre Väter mit einem einzigen großen Weh im Herzen gestorben sind. Doch wir leben ja noch, haben ja noch manches Jahr zu leben. Und wer ein Mann ist, der wird die Hände nicht in den Schooß legen, und Gedanken nicht als bloße Gedanken verwittern lassen. Wir müssen Söhne zeugen.

Nicht in den Winkel, treue Harfe! Hoch auf Bergeshöhen sie hingestellt und frische Töne heraus, und wir Männer wollen mitsingen; der Sturm, von Osten einher brausend, trägt die Lieder weiter. Die Prophezeihung der Hoffnung muß sich erfüllen; denn Gott ist uns Allen der Eine, — er ist die Liebe.

Die Prophezeihung selbst aber, eine rechte Frühlingsüberzeugung möge hier an seinem Platze stehen, und dem deutschen Leser ins Herz hinein sagen, was mit dem „Mährchentraum" der Dichterin gemeint ist:

Erfüllung.

Im Herzen, das die Brust der Erde —
Seit einst, daß sie dem Nichts entsteigt,
Des Weltenordners mächtig: Werde!
Sie wach rief, aus chaot'schem Traume
Bewegt, mit warmer Lebensfeder
Und dessen göttliches Geäder,
Sein Lichtblut pulst durch alle Zweige
Am zaubervollen Schöpfungsbaume
Im Herzen, das die Blüthen küßt,
Wenn sie der Weste Mund umkoset,
Und das ein Theil der Sonne ist,
Durch welche Lenzpracht grünt und roset;
In dieses Herzens Gartenpracht,
Die ihre Düfte aufhin bringet,
In diesem Melodienschacht,
Der liederreich die Welt durchklinget,
Ist eine tiefverborgne Kammer,
D'rin klopft ein nimmer müder Hammer
Durch Lichtgesang den Ton der Nacht.
Ach, das kalte Dunkel,
Durch welches so lang
Kein Sternenfunkel,
Kein Sonnenstrahl drang,
Ein Geheimniß umfließt es
Auch dunkel und kalt,
Eine Schmiede umschließt es,
Jahrtausende alt.
Und am Ambos waltet
Ein finsterer Greis,
Sein Haupt ist erkaltet
Und gletscherweiß;
Doch sein Busen, der Ort,
Wo das Herz sonst ruht, —
Der Gefühle friedlicher Hort, —
Sprüht als Esse so schaurig wilde Glut,
Als nähre, statt Holz, sie der Menschheit Blut.

Jahrtausende lang diese Esse schon flammt,
So lang' auch sitzt schon der Greis hier gebannt,
Gefesselt zum Kettenschmieden verdammt,
Den Hammer in der entfleischten Hand.

Mechanisch schwingt er
Ihn ohne Ruh',
Mechanisch singt er
Dies Lied dazu:

„Kalte Glut ist meine Seele,
Ew'ges Eis mein Flammenblut,
Daß gequält ich Andre quäle,
Gibt allein mir Lebensmuth.
Freudig schwing' ich meinen Hammer,
Bringt es doch der Menschheit Jammer.
Klopfe ohne Unterlaß,
Fröhlich, denn ich bin der Haß.

Ton, der Nacht der Welt bedeutet,
Muß erstehen meinen Tag,
Meine Morgenglocke läutet
An der Freiheit Sarkophag.
Kann man mit geschloss'nen Augen
Licht aus Sonnenstrahlen saugen?
Kann in Ketten ohne Grau'n
And're man beschwingt erschau'n? —

Nein! Und weil, — was Glück mir däuchte, —
Weil im Aetherocean
Ich die goldne Weltenleuchte
Leider nicht verlöschen kann;
Weil ich nicht, — wie dem Geschicke
Es gefiel, mit meinem Blicke,
Den in ew'ge Nacht es warf, —
Aller Blicke blenden darf;

Darum will ich nachtumweben
Mit dem Dunkel Leidenschaft,
Inn'rer Augen Sonnenleben,
Freier Geister Lebenskraft,
Will, — weil ich der Menschheit Glieder
Nicht gefesselt zu mir nieder
Ziehen darf, — aus Dornenerz
Fesseln werfen um ihr Herz.

Werde müd' nicht, Hand, zu schmieden
Frohen Fleißes Ring an Ring,
Särge für den Freiheitsfrieden,
Zügel für den Schmetterling,
Den sie ihre Seele nennen.
Nicht wahr, meine Ketten brennen! —
Ketten sind der Seelen Pein,
D'rum will Kettenschmied ich sein."

An diese Kammer, tiefverborgen,
Klopft jetzt mit klarem Strahlenfinger
Ein freundlicher Erweckungsmorgen,
Die Hand der frommen Meeresrose
Ist kraftbeseelt von ihrem Horte,
Und sprengt, ein milder Nachtbezwinger,
Die in der Erde tiefem Schoße
Wolkenverhüllte Jammerpforte;
Sie hat, treu ihrem stillen Eide
Und treu dem ihr vertrauten Leide,
Das tausend Herzen trostlos nähren,
Die Quelle bitt'rer Volkeszähren
Allüberall mit kräft'gem Willen
Gesucht, um endlich sie zu stillen;
Damit doch ihres Spiegels Bilder, —
Die noch nicht glücklicher und milder
Sie ansehn aus dem thränenvollen
Und schmerzumflorten Perlenauge, —
Durch Freude sich verklären sollen
Und sie auch Freude daraus sauge;
Sie hofft mit kindlichem Vertrauen
Das Heißersehnte zu erreichen, —
Der Menschheit Einungsfest zu feiern, —
Und solche Hingebung täuscht nie
Und solchem Streben folgt Gelingen.
Lang' kann Gewährung sich verschleiern, —
Es ist, als ob sie ewig flieh', —
Doch folgt auf treues Glauben — Schauen,
Und treu und freudig glaubet sie.
Jetzt, — wie ein Strahl vom Himmelsbogen, —
Kommt sie zur trauervollen Schmiede,
Ein sanfter Arzt, herangezogen;
Sie lauscht entsetzt dem kalten Liede,
Sie hört des Hammers dumpfen Schlag
Und trägt, — ein reiner Himmelstraum, —
Ein gottgesandter Seelentag, —
Verklärung in den trüben Raum.
Sie naht dem Greise
Beschwingten Fußes, —

Verföhnung der Schuld, —
Und statt des Grußes
Küßt sie ihn leise
Mit Lippen voll Huld,
Mit dem Freiheitskuß,
Der von seinen Gliedern
Und von den ...schloss'nen Augenliedern
Die dornige Fessel schmelzen muß.
O welch ein Kuß!
Erwarmung haucht er
Auf Schlafe so kalt,
In Jugend taucht er
Des Greises Gestalt,
In Einklang löst er
Des Streites Macht,
Denn Sonnenlicht stößt er
In's Herz der Nacht.
Die Puppe entstreift er
Dem Schmetterlinge,
Die Freiheit reift er
Und macht zur Schwinge
Die Kettenringe,
Die, — weil der Kuß ihm Augen gibt, —
Nicht länger der blinde Kettenschmied
Als Schranke um's Herz der Menschheit zieht;
Denn, — er sieht ja jetzt, und wer sieht, der liebt.
Und jetzt ist Sonnenblüthes Spiegel
Beseelt von einem andern Geist,
Es löst' ja sein Trauersiegel
Auch jener Kuß, der Liebe heißt.
Er ist ihr Lohn, denn Freudenschrift
Lies't sie, so oft ihr Blick ihn trifft;
Sie liest: Du bautest uns die Brücke
Zum einzigechten Menschenglücke,
Hast unserm Wirken, unserm Streben, —
Ein Heil, das uns so lang verwarf, —
Ein irdisch Vaterland gegeben,
Das treuer Söhne wohl bedarf,
Hast hold uns an den Tisch geladen,
Von dem man uns so lang entfernte,
Und wir auch streu'n jetzt frische Saaten,
Zukünftiger Geschlechter Ernte;
Die Fessel drückte gar zu schwer,
Und blut'ge Thränen sind geflossen,
Doch deine Hand hat uns erschlossen
Der heißen Sehnsucht reiche Welt,
Der Freiheit ew'ges Frühlingszelt,
Und uns umwallt ein Balsam-Meer,
Um uns're Wunden heil zu baden.
Und alle Dunkel sind erhellt,
Kein Raum der Brust mehr liebeleer,
Und keine Kette gibt es mehr,
Als die unsterbliche der Thaten,
An die sich alle Geister reihen,
Damit, werth der Unsterblichkeit,
Bei'm Scheiden einst von Raum und Zeit
Auch sie und ihre Kräfte seien.

Und die Schmiede versank; ihr dunkel Grauen
War nur des Hasses Exempel,
Lichtsäulen sind jetzt statt ihrer zu schauen,
Die tragen den herrlichsten Tempel,
Den Freiheitstempel, den Tempel der Lieb',
Der Jedem zum Thatenverband blieb,
Welch Glaubens er immer sei;
Und glanzgewoben steh'n über der Pforte
Mit Sternenschrift die ewigen Worte:
Wer liebt, ist frei.

Hoffentlich werden deutsche Herzen dies verstehen, und sich an dem ganzen reichen Liederquell laben.

Eduard Duller.

Buntes.

*** Vauquelin und Demoiselle Düpuis. Das zurückgezogene Leben Vauquelin's, des Herrn von Desyveteaux, gab nicht selten den Anbetern der Ninon de Lenclos, den sogenannten Oiseaux des Tournelles, einen Stoff der Unterhaltung. Vauquelin, der, wie die meisten an Geist und Bildung hervorragenden Männer jener Zeit, dieser Schule des Anstandes angehörte, wurde sehr ungern vermißt. Man konnte sich seine Zurückgezogenheit um so weniger erklären, als man in ihm grade einen der Genußsüchtigsten, einen der entschiedensten Epikuräer erkannte. Ninon nahm sich endlich vor, ihren alten Freund in seiner Einsamkeit aufzusuchen, um ihn recht bald im Triumphe wieder einzuführen. Soviel sie wußte, hatte Vauquelin einige Verluste erlitten; daß sein stilles, resignirtes Leben die Folge davon wäre, war ihr nur zu wahrscheinlich. Ninon nahm den innigsten Antheil an dem Loose ihrer Freunde; daher überdachte sie den ganzen Weg, was sie ihrem bon homme, wie sie ihn zu nennen pflegte, bei ihrem ersten Wiederbegrüßen zum Troste und zur Ermunterung sagen sollte. — Aber Vauquelin bedurfte ihres Trostes nicht; Vauquelin war glücklicher, als zu irgend einer andern Zeit; Vauquelin hatte sich mit einer Harfenspielerin vermählt; Vauquelin ist zum arkadischen Schäfer geworden. — Eines Abends nämlich fand Vauquelin vor den Thoren seines Hotels ein junges Mädchen ohnmächtig liegen. Er wandte, nachdem er sie mitleidsvoll bei sich aufgenommen hatte, alle mögliche Mittel an, ihre schlummernden Lebensgeister wieder aufzuwecken. Ihre schöne, reizende Gestalt machte im ersten Augenblick einen tiefen Eindruck auf ihn. Kaum athmete sie wieder, als sie sich nach ihrer Harfe, ihrer einzigen Habe, umsah. Anständig sich verbeugend griff sie in die Saiten und sang mit allen Gefühlen eines tief empfindenden Herzens ein Lied, worin sie soviel als möglich ihre Dankbarkeit an den Tag legte. Vauquelin war tief ergriffen. Sie sehen, hören, lieben und ihr seine Hand anbieten — waren Ergebnisse eines Augenblicks. Sie war natürlich leicht zu bestimmen. Demoiselle Dupuis, die in den elenden Tavernen um einige Sous spielen und singen mußte, wurde jetzt die Gemahlin Vauquelin's, des Erziehers Ludwigs des XIII., — wurde jetzt die Besitzerin eines Palastes im Faubourg Saint-Germain, vor welchem sie ohnmächtig beinah' verschmachtet wäre. — Die Glücklichen blieben recht lange in der Stadt. Vauquelin hatte eine große Vorliebe für das Landleben. Ein schönes Gut, wo er ungestört nach Herzenslust mit seiner liebenswürdigen Gemahlin leben konnte, nahm ihn auf. Er wollte sich verjüngen und übernahm, obgleich schon 70 Jahre alt, die Rolle eines Koridon. Sie waren sich beide genug; er kleidete sich als Schäfer, sie als Schäferin. Auf dem Grase ausgestreckt, hörte er nur die Zaubertöne, welche Phyllis ihrem Instrumente entlockte. Vögel flatterten um sie herum und setzten sich, von harmonisch süßer Gewalt verlockt, auf die Harfe, um zuletzt, wie von Wollust berauscht, in den Schooß der Schäferin fast entseelt niederzusinken. Diese kleine Galanterie, an welche man die Waldbewohner gewöhnt hatte, war für den philosophischen Schäfer das angenehmste Schauspiel. Schäfer und Schäferin sammelten, wie sie sich selbst zu bereden suchten, ihre zerstreuten Heerden. Zärtlichere Eklogen, als sie ein Geßner erfinden konnte, waren ihre Gespräche. — Man denke sich das Erstaunen der Ninon, als sie statt des schmucken, galanten Edelmanns einen arkadischen Schäfer vor sich sah! Welche Metamorphose! — Ganz komplett war der Anzug, und Vauquelin hätte auf der Stelle in jedem Theater auftreten können. Den Schäferstab in Händen, die Tasche an der Seite, den Strohhut mit rothem Seidenfutter auf dem Haupte. Ninon wußte sich kaum zu finden, und da Vauquelin scherzweise von Phyllis, Herden und Rasen allerlei, sie anredend, vorbrachte, so verwandelte sich ihre anfängliche Verwunderung recht bald in theilnehmenden Schmerz: „Gott! mein Freund, was fangen Sie an? — schreckliches Unglück!" rief sie händeringend aus. Vauquelin befreite Ninon alsdann von ihrem Schmerze und machte sie mit seiner liebenswürdigen Schäferin bekannt. Das Gesicht, die Gestalt, der Geist der letztern erfüllte sie mit Liebe und Bewunderung. Vauquelin schien ihr beneidenswerth glücklich; — Grund genug, von ihrem Vorhaben abzustehen, ihn in das stürmische Stadtgewoge wieder hineinzureißen. Sie zog es statt dessen vor, ihn mit ihren Freunden zuweilen in seinem Arkadien aufzusuchen. Vauquelin gefiel sich in diesem neuen Leben so sehr, daß er bis zu seinem Tode darin verharrte. — Auch dieser, der Tod des Mannes, war eben so poetisch wie sein Leben. Die von ihm angebetete Schäferin mußte ihm vor seinem Verscheiden das Lied zur Harfe singen, womit sie sich zuerst sein Herz gewonnen hatte. Unter den süßen Tönen gab er ohne sichtlichen Schmerz, ohne alle Gesichtsverzerrung seinen Geist auf. Das rothe Band, das er vor langer Zeit von der Ninon als ein Zeichen ihrer Liebe empfangen hatte, lag neben ihm. Es war mit dem letzten Pulsschlage seinen Händen entfallen.

*** Deutz, welcher durch sein Benehmen gegen die Herzogin von Berry zu einer ziemlich zweideutigen Celebrität gelangte, hat eine Broschüre über die Gefangennehmung jener Fürstin drucken lassen, worin er sich zu rechtfertigen und die Schande des Verraths dadurch von sich abzuwälzen sucht, daß er erklärt, seine That nicht aus Gewinnsucht, sondern aus reiner Liebe zu Frankreich, und in der Absicht, durch diesen coup de main den Ausbruch eines Bürgerkrieges zu ersticken, begangen zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 167. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 17. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortsetzung.)

Wir Norweger erkennen ihn gern und willig als unsern Landsmann an, obgleich seine Geburt in Norwegen nur ein zufälliges Reiseabentheuer seiner dänischen Mutter war. Sie wollte von mir wissen, ob seine Natur und Sittenschilderungen so verläßig und lebenstreu wären, als sie in der That schienen. Ich bejahte dieses und ließ mich hinreißen, ihr auf meine Weise eine Nachempfindung dieser erhabenen und reinen Gebirgswelt zu geben. Kein Fremder, sagte ich, wird auch nur eine flüchtige Reise durch Norwegen machen, ohne daß sich ihm der eine große Charakter dieses Landes, die freie Selbstständigkeit der Naturwesen und der Menschen aufdränge. Die Ströme fließen sich selber, die Berge stehen sich selber, die Menschen gehen sich selber. Dennoch faßt sie alle ein Rahmen und sie scheinen von gegenseitiger Achtung durchdrungen zu sein. Die Natur gebietet diese Achtung. Sie zwingt den Norweger zum Glück der Armuth, der Freiheit und der Gleichheit, füllt seine Brust mit großen einfachen Bildern und gibt seinen Kräften eine gemeinsame edle Richtung. Vor allem wehrt sie dem Krämerdünkel, der die Welt nur zum Handel und jeden Fuß zum Transport der Waaren geschaffen glaubt. Ihm erscheinen die rauschend berauschten, wilden, unschiffbaren Ströme meiner Heimath als wahre Stromungeheuer und Flußmißgeburten. Allein jeder Schritt über die Felsen, jeder Blick auf die geharnischt vorspringenden Granitbrüste, auf die drohend steilen Abhänge, die unbekümmerten, unbelasteten, lustig und wagehalsig dahinturnenden Ströme, die unbarmherzigen Klüfte, die jungfräulich klaren und tiefen See'n, und dann, jede Einkehr in die Hütte des freiesten und gebildetsten Landmanns von Europa, fordert die anmaßendste oder krämerhafteste Seele auf, einen Theil Dünkel nach dem andern fahren zu lassen und hinter dem, was ihm nur von außen als leere Anmaßung, Titel, Besitz unwesentlich anklebt, den geborenen wahren Menschen herauszukehren. Einer so herausfordernden Natur und kräftig lauteren Menschheit gegenüber muß er entweder fliehen und bestehen, oder in sein Nichts verschwinden.

Gibt es, rief sie plötzlich mit dem Feuer einer Korinna, gibt es keinen moralischen Zwang, der vermögend wäre, den Naturzwang, wo er fehlt, zu ersetzen und auf das Herz der Menschen ähnliche Wirkungen hervorzubringen? Kann nicht ein Gott die ewigen Menschenrechte als Felsstücke und Alpenhäupter in die flache Ebene der Gesellschaft schleudern, und den Menschen etwas zu fürchten und zu klettern geben? Kann nicht der entfesselte himmlische Strom der Poesie über die Felsen hinabrauschen und die unterdrückten Herzen wieder freudig zittern machen und Furcht und Schauer und Ohnmacht in die Herzen der Unterdrücker rauschen?

Wie gern hätte ich den schönen Mund geküßt, der so begeisterte Worte sprach. Ich drückte ihr leise die Hand. Ob die Menschenrechte, sagte ich, je zu Felsen, die Poesie je zum donnernden Strome wird, — ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß schon jetzt eine Schlucht, ein Abgrund sich am Fuße dieser Gesellschaft

öffnet, schauerlicher, tiefer und dunkeler, als irgend ein Abgrund der nordischen Fjällen u. s. w. — — —

Morgen wird sie auf einige Tage verreisen. Sie hat mir das Wort genommen, ihre Rückkehr abzuwarten. Ich lese die Memoiren von Ouvrard. Welche Betrachtungen knüpfen sich an diese Lektüre. Die Geldspekulation schleicht auf tausend, die Wohlfahrt der Gesellschaft unterminirenden Wegen an das vorgesteckte Ziel. Ihr Hauptmittel ist, einen Mangel an Kredit, Geld, Korn, Waaren und Artikeln aller Art entweder herbeizuführen, oder auszuwittern und jedenfalls den vorhandenen mit dem schnödesten Egoismus zu benutzen. So sieht ein Ouvrard in der Zusammenberufung der Generalstände des Jahres 1789, ein Ereigniß, das eine große politische Aufregung, den Kampf der Partheien und damit einen lebhaften Wechsel von Schriften und Broschüren veranlassen wird. Gleich, in Folge dieser Bemerkung, schreitet er zum Ankaufe alles Druck- und Schreibpapiers, das in französischen Fabriken vorräthig. Einige Zeit darauf brandschatzt er das eifrig lesende Frankreich durch selbstgesetzte hohe Papierpreise. Damit legte Ouvrard den ersten Grund zu seinem Vermögen, das war der Antheil, den er nahm an dem Beginn der französischen Revolution, und so benutzt Einer, der reich werden will, hinterrücks mit der Rechentafel stehend, die Begeisterung seines Vaterlandes und seiner Zeitgenossen. Weit entfernt, sich darüber zu schämen, spricht er davon in seinen Memoiren, wie von einem glücklichen Geniestreich seiner Jugend. Werft mich, hörte ich denselben Ouvrard einmal im Haag zu einer Gesellschaft von Diplomaten sagen, werft mich heute nackt auf die Straße, und erkundigt euch um ein Jahr, nach dem reichen Ouvrard. Das sind die Menschen, welche die Welt unter ihre Füße kriegen. Keiner ist besser, die meisten sind schlechter, als dieser Franzose, der noch den glücklichen Leichtsinn seiner Nation in das ihm interessante Spiel mit Millionen überträgt. Welchem unter ihnen könnte ich's auch nur begreiflich machen, daß Ouvrard mit seiner Papierspekulation Frankreich einen schamlosen Streich gespielt habe, der ihm zumal als jungen Franzosen, die größte Schande mache? Es ist lächerlich, dem heutigen Reichthum das Gefühl einer Scham anzumuthen, die etwa Cato's Stirn färben würde. Niemals aber hatte der Reichthum Scham, edlere Scham. Wie wäre er sonst Reichthum geworden? Vom Erzvater Abraham, der zuerst sein Schäfchen auf's Trockene brachte und von dem die Bibel erzählt, daß er sehr reich war an Vieh, Silber und Gold, von Abraham an, der mit seinen Schaafen, Rindern, Eseln, Kameelen, Knechten, Mägden und seiner in Pharaos Palaste geschändeten Hausehre aus dem nassen Ägypten mit trocknen Juden zog, von ihm bis auf manche seiner Enkel, — welch' hohe Berge Goldes bilden die zusammengeschleppten Reichthümer, und dennoch mag sich an ihrem Fuße ein Abgrund von Infamie öffnen, dessen Tiefe durch alles Geld nicht auszufüllen. (Forts. f.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

2. Der Mittelstand.

[illegible]

In dem Mittelstande in Paris trifft man viele brave, treuherzige Leute, Einzelne mit ganz gesunden Lebensansichten, Wenige mit sehr ausgebreiteten Kenntnissen. Zu dieser zahlreichen und ehrenwerthen Klasse gehören die kleinen Hauseigenthümer und Bankiers, die Angestellten und Geschäftsführer, besonders aber alle diejenigen, welche wir überm Rhein unter der Kategorie der Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu begreifen pflegen, und welche man hier seit der Julirevolution Bourgeois Epiciers und Boutiquiers getauft hat. Wer die Welt und das Volk dieser Epiciers studieren will, muß das Quartier St. Denys bereisen. Gleichwie das Faubourg St. Germain den Inbegriff der alten Aristokratie in sich schließt, die Chaussee d'Antin das Abbild der hohen Finanz und neuen Aristokratie, das Faubourg St. Antoine und das Quartier St. Marceau ausschließlich nur von den arbeitenden und niederen Volksklassen bewohnt sind, so ist das Quartier St. Denis vorzugsweise der Sitz des gewerb- und handeltreibenden Standes, der kleinen Pariser Industrie. Vom Boulevard St. Denis aus gelangt man durch die sogenannte Porte St. Denis, einen prächtigen, zum Andenken und zur Verherrlichung der Siege Ludwig XIV. errichteten Triumphbogen, in eine endlos lange, schmutzige, enge Straße, welche von dem Boulevard an, dem sie den Namen gibt, bis nahe gegen die Seine hin sich fortziehet und in den Place du Châtelet mündet: das ist die Rue Saint Denis, wo besonders das Volk der Krämer sich niedergelassen hat und sein Wesen treibt. Verfolgt man den gewundenen Lauf dieser Straße, so geht man immerfort zwischen zwei Reihen von Läden und Boutiquen; denn in der ganzen Ausdehnung der Straße möchte es schwer halten, ein Haus zu entdecken, dessen Erdgeschoß nicht in einen Kramladen oder in ein Magazin umgeschaffen worden. Vor den Hausthüren sind die ganze Straße entlang ganze Waarenballen aufgestapelt; der Tuchhändler hat ganze große Stücke Tuch über die Fensterläden aufgehängt und der Gewürzkrämer die besten Rosinen, Mandeln und Feigen vor den Laden herausgestellt, um die Naschbegierde der Vorübergehenden zu reizen. Man hat Mühe, auf diesen mit Waaren verrammelten Trottoirs, wo außerdem noch sich eine wogende Menge hin und herdrängt, weiterzukommen; am Tage streift man jeden Augenblick mit dem Hute und Rockärmel an flanellne Westen und Unterhosen, und des Nachts jagen Einem die mannshohen weißen Strümpfe, womit die Fensterläden der Magazine bemalt sind, unwillkürliche Angst vor Gespenstern ein, während Einen das Geräusch des Bündels hölzerner Lichter, welche jeder Krämer vom zweiten Stockwerk heraufgehängt hat und die bei jeder Luftbewegung zusammenschlagen, an die Nähe von Klapperschlangen erinnert. Dazu muß man immer gewärtigen, von einem vorüberrollenden Kabriolet oder Fiaker von unten bis oben mit Koth bespritzt zu werden; denn die Gasse ist schmal, eng und schmutzig und weder die Fröste des Winters, noch die Hitze der Hundstage trocknen die in der Mitte befindlichen Rinnsteine aus. In der Gegend und Nähe des Marché des Innocens, wo die Straße am engsten und das Gedränge am größten ist, hat man am meisten von dem Schmutze zu leiden. Für den Pariser Fashionable ist diese Stadtgegend eben so unbekannt und noch unbekannter als Deutschland; denn was er über Deutschland weiß, hat er doch aus Büchern, wenn auch nicht aus eigner Anschauung; wie es in

der Rue St. Denis und dem daran gränzendem Stadttheile aussiehet, weiß er nur von seiner Bonne und dem Hörensagen. Der Deutsche aber, der kein Dandy ist und nach Paris kömmt, lasse sich durch die oben angeführten Ungemächlichkeiten, wie Schmutz und Gedränge, nicht abschrecken, dies Quartier von Paris mit eignen Augen einzusehen und versäume ja nicht, es in einzelne Richtungen zu durchwandern.

Seit etwa 200 Jahren hat dieser Stadttheil, gleich wie das Quartier Latin auf dem entgegengesetzten Seineufer, wenig in seiner Physiognomie geändert. Vor 200 Jahren verkaufte man daselbst ebenso wie heutzutage Tuch- und Wollenwaaren und wenn dieses Stadtviertel auch mit zwei prächtigen Siegsdenkmälern geziert ist, so würde man doch ganz fehlgreifen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß die Bewohner des Quartier Saint Denis große Vorliebe für hohe Kriegsthaten und überhaupt kriegerische Gesinnungen hätten. Schon ihr Stand und Gewerbe bringen es mit sich, daß sie einen durchaus friedliebenden Charakter zeigen müssen und deshalb sind sie auch von Standes und Gewerbe wegen allen Emeuten und unruhigen Auftritten sehr feind, da sie durch dieselben in ihren theuersten Interessen verletzt und in die bittere Nothwendigkeit versetzt werden, ihre Läden zu schließen. Wenn man das Massacre in der Rue Saint Denis am 29. November 1827 — wie liberale Tag- und Oppositionsblätter während der Restauration es benannten und worüber sie so viel Geschrei und Lärmens machten, als ob es sich um einen zweiten unschuldigen Kindermord gehandelt hätte, da doch nur einige kecke Pariser Gamins dabei durchgeprügelt wurden — wenn man dieses Massacre, sage ich, und einige Emeuten seit der Julirevolution, wobei mehrere Laternen in der Rue Saint Denis zerschlagen worden, ausnimmt, so war dieser Stadttheil niemals der Schauplatz blutiger und kriegerischer Begebenheiten; selbst die Auftritte obiger Art wurden offenbar von Ruhestörern aus anderen Stadtvierteln dahin verlegt, um das günstige Terrain der engen Winkelgassen für ihre Operationspläne zu benutzen. Das kann aber auf die friedlichen Gesinnungen der eigentlichen Bewohner durchaus kein übles Licht werfen, zumal da schon vor den Zeiten der Fronde bis auf den heutigen Tag die französischen Geschichtsbücher und den Bürger des Quartier Saint Denis immer als den eingefleischten ordre public darstellen, dessen sämmtliche Herzensleidenschaften, große und kleine, einzig und allein auf den Absatz seiner Kaffeebohnen und den Verkauf seines Tuchs und Kattuns gerichtet sind, und in dessen Augen jene Zeiten die untrüglichen Vorboten des nahe bevorstehenden Weltuntergangs sind, wo er seinen Kramladen zuschließen muß.

Was das Äußere der Häuser im Quartier Saint Denis betrifft, so ist es sehr Schade, daß die moderne Civilisation die alten naiven Malereien und Skulpturen, sowie die sprechenden Aushänge- und Wappenschilder des Krämers verdrängt hat, wir meinen nämlich die hölzernen Muttergottesbilder und die Ölgemälde, auf denen so viele Fische, schmausende Katzen, so viele Zuchtsäue mit ihren Ferkeln und so viele Kühe mit säugenden Kälbern abgebildet waren, und wodurch die alten Städte so wesentlich verschönert wurden und ein ganz originelles Ansehen bekamen. Die meisten dieser Schilder sind verschwunden; nur hie und da stößt man im Quartier Saint Denis darauf; eines dieser Art habe ich jüngst in der Rue Bourbourg gesehen. Gegenwärtig findet man meistens nur den Namen des Eigenthümers in großen Lettern an der Thüre und den Fenstern des Magazins angeschrieben. — Doch wir wollen uns ein andermal mit der Außenseite der Pariser Läden beschäftigen; für jetzt ist es uns wesentlich darum zu thun, in das Innere, in das Mark derselben vorzudringen und zwar bis in's Allerheiligste, bis an den häuslichen Heerd, wo die Penaten des Magazinhalters aufgestellt sind; dort finden wir den ächten Repräsentanten des handeltreibenden Paris und des Pariser Krämers. Begeben wir uns daher immerhin in die Rue Saint Denis und treten wir in das Hinterstübchen oder in den Entresol des Herrn N., welcher ein wohlassortirtes Waarenlager hält. Feine, mittelfeine, ordinäre Tücher, Doppelcasimir, Circassiens, wollene englische Flanelle u. s. f., sind stets in vielfältiger Auswahl und guter Qualität bei ihm zu haben. Was die physische Individualität des Herrn N. anlangt, so bemerken wir volle blonde Locken, wohlgenährte Körperformen, besonders um den Unterleib und einen ziemlich starken Haarwuchs, der an einzelnen Stellen grau zu werden anfängt. Herr N. mag auch leicht 50 Jahre zählen und hat unruhige, bewegte Zeiten durchlebt. Des Sonntags vergißt er nie, ein reines Hemd anzuziehen und sich besonders zu putzen; er trägt dann einen Juste-Milieu blauen Frack mit blanken Metallknöpfen, eine weiße Weste und ein weißes Halstuch; in der Woche dagegen steckt er gewöhnlich in einem schnupftabakfarbenen Überrock und ist immer sehr glatt rasirt. Rücksichtlich seines Charakters ist er, was wir Deutsche sagen, ein ganz rechtschaffener Mann, — parfait honnête homme nennen ihn seine Landsleute, — womit jedoch keineswegs behauptet wird, daß er sich viele Skrupel daraus mache, dunkelbraunes Tuch für schwarzes zu verkaufen, wenn das trübe Wetter oder das Dämmerlicht in seiner Bude es gerade begünstigen, oder daß er nicht lieber etwas zu kurz als zu lang messe, wenn der Käufer die Zahlung berichtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Castell an der Saar.

(Schluß.)

Ob durch diese Darstellung der Straßenzüge mit bewiesen sei, daß, wie Eingangs vermuthet ward, Castell der einzig feste Punkt zwischen Saarbrücken bis zum Zusammenfluß der Saar und Mosel gewesen sei, steht freilich dahin. Gewiß aber war er der wichtigste, seiner Oertlichkeit nach der stärkste, und mag späterhin zu Trier, der Kaiserstadt, in dem Verhältniß gestanden haben, wie Königstein zu Dresden.

Schon darum und weil die meisten der hier seit langer Zeit in Fülle gefundenen beweglichen Alterthümer von hohem, besonders archäologischem Werthe sind, läßt sich von einer planmäßig durchgeführten Ausgrabung des Orts die reichste Ausbeute für Kunst und Wissenschaft erwarten, und dieß um so mehr, da durch eine von dem Baurath der Regierung zu Trier privatim vorgenommene Untersuchung bis zur Evidenz dargethan ist, der Ort sei gewaltsam zerstört, wahrscheinlich durch Sturm genommen, und verwüstet worden. Die zureichenden Mittel fehlten, und jene Untersuchung mußte sich mehr zu einem Tasten auf der Oberfläche bequemen, durch welches vorerst nichts als der Zusammenhang der zu Tage tretenden Gebäudespuren ermittelt werden sollte. Nichts destoweniger wurden mehrere Straßen, die an beiden Seiten mit Gebäuden besetzt waren, aufgedeckt, und unter andern in einem der Letztern zwei Zimmer bis auf 3 Fuß Tiefe aufgeräumt. Die Mauern bestanden, wie hier überall, aus Rahmen von behauenem Kalkstein, deren Inneres mit Gußmauerwerk gefüllt war. Reste von Wandmalerei zeigten sich an ihnen, und Dachschiefer mit Steinschutt, worunter auch Bruchstücke von Säulen gefunden, füllten zum Theil die innern Räume der Zimmer. In einem derselben lagen, in ungefährer Tiefe von 5 Fuß, 4 Menschengerippe mit den Gesichtern nach unten zu gekehrt. Der Schädel des einen war gut erhalten.

Alles dieß ist bis zu günstigern Zeiten sorgsam wieder zugedeckt, und jetzt sieht man nur zwei in den Felsen eingehauene Gemächer. Sie mögen, da man von ihnen aus die Saar strom-ab- und aufwärts stundenweit übersehen kann, zu Wachtstuben gedient haben. Beide Gemächer sind von fast gleicher Größe,

und jedes vielleicht 12 Fuß lang, 10 Fuß breit, 7 Fuß hoch. Zu beiden gelangt man durch Thüren. Die Fensteröffnungen — das eine der Zimmer hat zwei, das andre nur eine — sind ziemlich hoch angebracht. In beiden gewahrt man Vertiefungen, vielleicht zu Wandschränken, und in dem einen befindet sich außer einer im Felsen ausgearbeiteten Bank ein Feuerherd, dessen Rauch durch ein in den Felsen gebrochenes Rohr beseitigt ward. Vor der Steinmasse, in welche diese beiden Gemächer eingearbeitet sind, liegt die äußerste Spitze der Landzunge, ein schmales Plateau, das von einer jähen bis hinab zum Flußufer reichenden Felswand begränzt wird. Eine Treppe führt zu ihm, und auf ihm liegt das gut erhaltne erste Stockwerk jener Einsiedelei oder Kapelle, die man auf bildlichen Darstellungen von Castell als das Eigenthümlichste hervorgehoben sieht. Als vor zwei Jahren des Kronprinzen von Preußen königliche Hoheit diese Gegend bereis'te, geruhte dieser erlauchteste Kenner das Ihm angetragene Eigenthumsrecht huldvoll anzunehmen, und läßt jetzt nach Schinkel'schem Entwurf das Gebäude prachtvoll angemessen wieder herstellen.

Dicht bei Serrig, Castell gegenüber, deuten sich auf einer vom Saarufer allmählig ansteigenden Wiese unverkennbare Spuren eines großen Begräbnißplatzes an. Eins der Grabmäler ist wohl erhalten. Es besteht aus einem in einem Erdaufwurfe ruhenden Steinsarge, der bis auf die eine Seite, welche augenscheinlich zur Herausnahme der im Innern befindlichen Urnen u. s. w. durchbrochen ward, noch unversehrt dasteht. Auf ihm ruht, 7 Fuß hoch, ein viereckiger Sandstein. Er ist pyramidalisch stumpf zugespitzt und bietet so von jeder Seite eine lothrecht dreieckige Fläche, auf deren einer die noch leserliche Inschrift eingehauen ist. Die vier Kanten der Pyramide sind oben abgeschlagen, bis über die Mitte ausgerandet, und scheinen der Oberfläche die Form eines Kreuzes geben zu sollen. Die Inschrift lautet so:

D. M.
M. RESTIONIV
S. RESTITVTVS ET M.
RESTITVTIVS AVRORIA
ET RESTITVTIA AVRO
IVI SIBI FECER.

Also vielleicht: Diis manibus. Marcus Restionius Restitutus et Marcus Restitutius Aurorianus et Restitutia Auroriana vivi sibi fecerunt.

Als das Denkmal, wie oben angeführt und wahrscheinlich nur von roher Neugierde geöffnet ward, ist das Ende der vierten Zeile, nur nach einer messenden Vergleichung zu urtheilen, um drei Buchstaben verstümmelt worden. Auch ist deutlich zu erkennen, wie man, um wenigstens die Inschrift des nicht wohl transportabeln Denkmals sich zuzueignen, fruchtlos versucht hat, jene Seite, ungefähr zolldick, von oben nach unten zu durchsägen. Ringsum sind der Basis dieses Aufsatzes Abzugsrinnen für das Regenwasser eingehauen.

Von noch höherem Interesse sind die unfern von Castell in einer kaum zugänglichen Felsspalte aufgefundenen Catacomben der wahrscheinlich ersten Christen im Lande der Trevirer. Der Weg zu dieser fast Schauder und Grauen erregenden Abgeschiedenheit ist noch jetzt schwer aufzufinden und gefahrvoll. Er und das Geheimniß des ganzen Orts sprechen eben so sehr für die zweckmäßige Wahl, als den Druck, welchen zu jenen Zeiten die aufstrebende Religion erfuhr. Nachdem man nämlich in einiger Entfernung vom Dorfe Castel den südlichen Abhang des schroffen Berges mehr hinabgeglitten als gegangen ist, betritt man, nach allerlei zu überwindenden Fährlichkeiten, eine düstre, höchst unangenehm auffallende Felsschlucht. In ihr finden sich 70 bis 80 mehr oder minder, zum größten Theil jedoch sehr erkennbare Columbarien: Nischen, die zur Aufbewahrung von Todtenurnen, in der Form von Waldtauben-Nestern, den Felswänden eingearbeitet sind. Mehrere Reihen derselben stehen über einander, und mit wenigen Ausnahmen ist eine jede 1 Fuß hoch und eben so breit, selten indessen, und auch dann nur unbedeutend, tiefer als 4 Zoll. Ihr Inneres ist leer, und aller Nachsuchungen und alles Forschens ungeachtet, ist weder eine Lampe oder eine Urne in ihnen aufgefunden, noch in Erfahrung gebracht worden, daß früherhin irgendwer dergleichen darin gesehen habe.

Kenner, deren Wissen und Anschaun in Italien selbst gereift ist, bestätigen nicht nur die Meinung über diese Höhlen, sondern erklären dieselben denen in den Catacomben von St. Sebastiano und St. Agnese bei Rom an Ordnung, Form und Größe ziemlich gleich. Auch sie theilen die Ansicht, daß das Nichtvorhandensein von Lampen oder Urnen nichts gegen die Unterstellung über den Zweck dieser Vertiefungen beweise, da, abgesehen von allen andern Möglichkeiten, eine Reihe von 14 Jahrhunderten geeignet sei, irdene Gefäße, welche den Einflüssen der Witterung so sehr ausgesetzt gewesen wären, bis auf die Vernichtung jeder Spur zu vertilgen.

K. Gutzkow.

Punkte.

*** Theater in Frankfurt. Herr Rottmayer (jetzt Regisseur in Kassel), dem Frankfurter Publikum noch im liebe- und ehrenvollen Andenken, gastirte als Richard Wanderer und Baron Abendstern in: Nach Sonnenuntergang. Herr Rottmayer ist ein denkender, liebenswürdiger Künstler, dessen Verlust für das Schauspiel in Frankfurt noch jetzt sehr empfindlich ist, dessen feiner Humor stets Hand in Hand mit der Grazie schreitet. Das Publikum empfing ihn beim Auftreten mit herzlichem Freundesgruß, und äußerte die lebhafteste Theilnahme während des ganzen Abends, wie am Schluße der Darstellung durch Hervorrufen.

Am 14. Juli. Die Wahnsinnige (nach Melesville's: Elle est folle), von Angely. (Neu.) Ein Schauspiel, voll brillanter Effekte, welches den transrhenanischen Ursprung nicht verläugnet, — jedenfalls seit langer Zeit eines der besten, was die Konstruktion der Fabel, den Fond der Charaktere und die Keuschheit in Nüancirung der Details betrifft. Schade, daß der Schluß zu sehr im gewöhnlichen Gleise herbeigeschleppt ist, und ein Paar Lücken in der Motivirung des Wahnsinns gelassen wurden. Die Uebersetzung Angely's ist übrigens sehr schlecht, und an manchen Stellen finden sich wirklich Todsünden gegen die deutsche Grammatik. Die Darstellung gewährte uns nach so langer Zeit wieder einen wahren Genuß, nicht blos, was das verständige Spiel der Einzelnen, sondern auch, (und das ist eine besondre Rarität, die wir mit aufrichtigster Freude anerkennen) was das Zusammenspiel betrifft. Die drei Hauptrollen waren durch Weidner, Becker und die Lindner besetzt. Die Lindner war das Weib, wie man sich's denken muß, die Idee des Weibes, der Inbegriff des Heiligen im Weibe, was uns auf dieser Erde noch festzuhalten im Stande ist; — jeder Ton der Lindner war ein Naturlaut, kein Blick blos — gemacht, keine Bewegung, blos vom Theater; man möchte sagen: sie war das Kätchen in einer andern Sphäre, das Schwabenmädchen als Gattin, als Lady. Weidner ist eben doch ein Künstler, der, wenn er nur will, eine ganze Legion Komödianten aufwiegt: Weidner hebt diesen Doktor Harris zur Potenz der Klassizität empor; tiefes Gefühl, Besonnenheit, Wahrheit und Adel waren die vier Elemente seines Spiels. Man sollte diesen trefflichen Künstler nicht gar zu häufig beschäftigen, aber stets in Rollen, die seiner werth sind, wie z. B. die früher genannte. Weidner ist ein schaffender, ein poetischer Künstler, das bewies er erst wieder neulich als alter Capulet, als Banquo. Becker spielte den Wahnsinnigen mit Fleiß, Liebe und Glück. Wie wohl thut es uns, wenn unsre Ueberzeugung uns gestattet, dieß öffentlich anzuerkennen! Becker blieb stets innerhalb der Schranken der Wahrheit und des Anstandes, kein falscher Komödienpathos verdarb diesmal den Zauber der Natur. Ohne das Stück früher zu kennen, überzeugte uns schon sein erstes Auftreten als Lord, daß er, nicht die Gattin, wahnsinnig sei. Auch sein Organ blieb ihm treu, weil er es nicht forcirte. Mögt der entschiedne Eindruck, welchen seine Leistung auch auf den denkenden Zuschauer hervorbrachte, ihm Bürgschaft sein, daß nichts so schön ist, als die Wahrheit, und nichts einen größeren Effekt hervorbringt, als die Schönheit! Die übrigen bei dem Stück beschäftigten Mitglieder der hiesigen Bühne, Mad. Benesch, Hendrichs, Grahn ꝛc. thaten ihr Möglichstes, um ein Ganzes abrunden zu helfen: möge so ein löbliches Streben rüstig fortdauern! Der Beifall war ungetheilt; am Schluß wurden Dem. Lindner, Hr. Becker und Hr. Weidner gerufen.

*** Von der Gallerie zu Byron's Werken (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer) ist so eben die zweite Lieferung in sieben Blättern (5 davon sind englische Stahlstiche) erschienen, welche sich würdig an die im vorigen Jahre ausgegebene erste Lieferung anreihe. Diese Gallerie ist namentlich den Besitzern der Adrian'schen Ausgabe von Byron's Werken sehr zu empfehlen.

*** Die ebendaselbst erscheinende Uebersetzung von Viktor Hugo's sämmtlichen Werken wurde bereits der 3te Band ausgegeben. Er enthält den 1sten Band des Han v. Island, in einer trefflichen Uebersetzung von Adrian. Viktor Hugo selbst spricht sich in einem jüngst eingelaufenen Schreiben an den Verleger folgendermaßen über das ganze Unternehmen aus:

— — „Je suis enchanté que vous donniez à l'Allemagne une traduction réelle et complète. Les traductions faites jusqu'à ce jour me paraissent en effet insuffisantes. L'Allemagne est un des pays dont je crois le plus vivement que mes pensées toute entière soient comprises. C'est une nation profonde, c'est une noble race de penseurs, c'est un pays, où tout est sérieux et où, par conséquent, tout est grand. J'aime la France comme ma mère, j'aime l'Allemagne comme mon aïeule. Si je n'étais François, je voudrais être Allemand. Le portrait que vous m'envoyez, passe ici pour ressemblant; mais il paraît qu'aucun de mes portraits ne ressemble. Au reste, Mr., le vrai portrait, c'est votre traduction — — —"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 168. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 28.

Samstag, 18. Juli.

Zur neuern Geschichte Frankreichs.

Unter den Feldherrn Frankreichs, den Trümmern republikanischer und napoleonischer Heere zeigte sich nur zu sehr die traurige Erscheinung, daß der Werth des individuellen Charakters dem Sturm der Begebenheiten nicht widerstand; Vaterlandsliebe, öffentliche Tugend, selbst die Begeisterung des Ruhmes entschwand im Rausche des Sieges vor der Gewalt der Waffen und dem Glanze des Kaiserthrons. Die unwiderstehliche Macht des Siegers verleitete zur Habsucht, die Habsucht zum Eigennutz, der Eigennutz zum Verrathe; die einst begeisterten Krieger von Jemappes, Wattigny, Fleurus bewiesen durch spätere That, daß sie die Handlungen ihrer Jugend für Thorheit oder wenigstens nur für Mittel hielten, eine glänzende Laufbahn mit selbstsüchtigem Ziele zu betreten. Nur Wenige der überlebenden Gefährten Hoche's und Moreau's blieben unbefleckt. Mit innerem Schmerz folgten sie, durch militärische Ehre und Vaterlandsliebe geleitet, den Adlern des Kaisers, der sie von sich entfernt zu halten suchte, und zu spät für ihn selbst, den Werth jener Männer in seinen letzten Kämpfen erkannte.

Lamarque, dessen so eben erschienenen Memoiren uns die Veranlassung zu diesem Aufsatz geben, glänzte unter Allen hervor. Sein dem Dienste des Vaterlandes geweihtes Leben, seine Waffenthaten und seine Stellung, sein unbescholtener aufrichtiger Charakter sind zu bekannt, als daß man aus seinen Ansichten über die Zeitgenossen unter den Verhältnissen der Entwürdigung, so wie über die letzten Kämpfe französischer Heere, keinen wichtigen Aufschluß über Ereignisse und Personen erwarten sollte. Jene sind in einer Darstellung der hundert Tage und in einem Tagebuche niedergelegt, unter denen Letzteres historischen Werth, sowohl wegen des Gesichtspunktes, aus dem Lamarque die Ereignisse betrachtet, als auch besonders wegen einer Menge von Einzelnheiten und dargestellten Unterredungen besitzt, welche den inneren Zustand der Gesellschaft unter der Restauration, die Politik und den Charakter der damaligen Staatsmänner, so wie den des Kaiserreichs mit scharfen Umrissen in helleres Licht stellt. Durch Lamarque's Charakter erhalten jene Mittheilungen um so höheren Werth. Der alte General vereinte in sich alle besseren und schönen Seiten eines Franzosen, das lebhafte warme Gefühl, den Scharfblick im Durchschauen der Verhältnisse, die Begeisterung für edle Ideen, ohne den Übermuth, den Eigennutz und die Wankelmüthigkeit zu theilen, wodurch die Nation so manches Unglück sich erschuf. Obgleich ihn sein aufbrausendes Temperament, die Vorurtheile seiner Jugend und seiner Nation zu falscher Ansicht mitunter verleiteten, war die Auffassung dessen, was er sah, gewöhnlich klar und verständig. Seine Meinung sagt er stets ohne Hehl und Umschweife; zugleich fehlt es ihm auch nicht an der Gewandtheit der Franzosen im

der Persiflage; sein Spott über die Männer der Gewalt und seine unwürdigen Waffengefährten, welche in den Vorzimmern der Bourbons, bei Emigranten und Priestern, Hofgunst und Gnade erbettelten, macht sein Tagebuch zugleich zur erheiternden Lektüre.

Was das Werk über die hundert Tage betrifft, so ist besonders der militärische Gesichtspunkt bemerkenswerth, aus dem Lamarque die Operationen des Kaisers beurtheilt. Bekanntlich nahm der Graf Ségur in seinem vielgelesenen Werke über den russischen Feldzug sich die Freiheit, Napoleon's Operationen bei Berekino, sein Benehmen in Moskau militärisch für unzweckmäßig und fehlerhaft zu erklären. Damals entstand unter allen Seiten Napoleon's ein allgemeines Geschrei, und der General Gourgaud schrieb ein Buch, worin er den Grafen Ségur bei allen seinen strategischen Urtheilen wie einen Schulknaben behandelte. Was möchte Gourgaud jetzt sagen, da der General Lamarque, den Napoleon auf St. Helena seinen zukünftigen Marschall nannte*), ein noch bei weitem strengeres Urtheil über den Kaiser fällt, nicht eine einzige Operation für zweckmäßig hält und einer unbegreiflichen Anhäufung von Fehlern den unglücklichen Ausgang des Feldzugs zuschreibt? Er sagt: „Wellington (den der General Lamarque anderswo le fils de nos entliers nennt, und über dessen Feldherrn-Ruhm sogar in England eine sehr herabgestimmte Meinung gegenwärtig herrscht), hatte auch nicht mehr den Schatten des großen Napoleon zu bekämpfen.“ Er wirft ihm vor, der Feldzug sei um einen Monat zu spät eröffnet, die Schlacht bei Lignp sei unzweckmäßig begonnen, und auf eine Weise von Napoleon geleitet, welche etwa während der Kindheit der Kriegskunst natürlich gewesen wäre; die Theilung des Heeres nach der Schlacht sei gewagt und unverständig; der Kampf bei Waterloo um mehrere Stunden zu spät begonnen, unpassend in allen Operationen gewesen, und dennoch hätte der Sieg erfochten werden müssen, wenn Napoleon die Reserven nicht unzweckmäßig hätte schonen wollen. (Über letzteren Punkt urtheilt Ségur bei Boredino auf gleiche Weise). Kurz, der Geist des Helden von Lodi und Austerlitz, meint Lamarque, war durch den Purpur umnebelt und entschwunden; er war der schnellen, entscheidenden, unerwarteten Bewegungen des italienischen Feldzuges unfähig. Auch über das damalige politische Benehmen des Kaisers fällt Lamarque durchaus nicht das Urtheil eines Seiden. Wie sehr er auch Napoleons Waffenruhm und den Glanz des Kaiserthrones bewundert, wie tiefen Schmerz er auch über die Siege der feindlichen Heere, die Demüthigung des dreifarbigen Banners, den unzeitigen Widerstand der Deputirten und die Abdankung des Kaisers, welche unter den Umständen nur das Unglück Frankreichs herbeiführen konnte, empfindet, er fühlte deutlich, die Liberalen, wozu er selbst gehörte, und die der Kaiser einst betrog, durften nichts von Napoleon erwarten. „Auch damals (sagt Lamarque) gab er, unfähig eines edlen Opfers, nur theilweise Zugeständnisse, die er eines Tages vielleicht wieder zurückzunehmen gedachte.“ Ein Freund des Generals hörte von Napoleon die Worte: „Ludwig XVIII. ist König durch die Gnade Gottes; ich nur durch die Gnade meines Degens“; und: „die Deputirten, die ich in Paris zurückließ, sind sämmtlich Jakobiner.“ Endlich fügt Lamarque hinsichtlich der Art, wie Napoleon nach Waterloo sich benahm, wobei er auch vielleicht an Rußland dachte, hinzu: „Ihm hatte die Natur jene Geistesgegenwart versagt, welche im Unglück das Glück bisweilen wieder fesselt.“ — Der Verfolg der Ereignisse, die Folgen der Kammersitzung sind hinlänglich bekannt; wir bemerken nur noch, daß Lamarque zu erweisen sucht, nach der Schlacht sei Rettung möglich gewesen. Die preußische Armee nahm unvorsichtig nachtheilige Positionen ein; ein tapferes, kampfbegieriges Heer war bei Paris versammelt; allein Davoust, der Obergeneral der Franzosen, durch Fouché verführt, verhinderte den Schlag, alle Führer waren durch Eigennutz verführt oder durch gegenseitiges Mißtrauen selbst Vandamme der Ajar Frankreichs gelähmt. — Lamarque urtheilt über Gneisenau aber anders wie über Wellington; er zeigt Achtung vor dem Charakter und dem strategischen Talente des Ersteren, ob er gleich in Vorurtheilen gegen das preußische Heer befangen ist. — Übrigens beklagte Lucian Bonaparte sich kürzlich mit Unrecht über diese Schrift, als er eine Beschuldigung gegen sich darin zu finden glaubte. Der General kennt ihn nicht, enthält sich alles eigenen Urtheils, und führt nur gleichgültig an, wie Lucians Freunde und Feinde über ihn urtheilen; wie es scheint, hegt jedoch der alte General der Republik einen verhaltenen Groll gegen diesen Bruder des Kaisers, aber nur wegen des wirksamen Beistandes, den Lucian's Beredsamkeit seinem Bruder am 18. Brumaire leistete.

Die Souvenirs sind ein Tagebuch des Generals aus den letzten acht Jahren der Restauration. Seine Stellung führte ihn damals in mannichfache Berührung mit Männern, die einst mit ihm zugleich gefochten, oder in früherer Zeit durch Macht und Ruhm geglänzt hatten. Einige, wie de Pradt rc., bereueten ihre früheren Handlungen; Andere hatten fleckenlosen Ruhm bewahrt; neue Kämpfer waren erstanden, Alle bildeten den Kern des Widerstandes, dem die Bourbonen nach wenigen Jahren unterlagen. Dies Tagebuch ist das wichtigste der nachgelassenen Werke; denn es offenbart den inneren Zustand der Gesellschaft, enthüllt die ohne Zwang sich zeigende Persönlichkeit der handelnden Männer auf beiden Seiten, und lüftet den Schleier, womit sie ihre Handlungen vor dem Blicke der Nation

*) Clausel, Gérard, Lamarque, Foy, Maison, voilà mes futurs maréchaux.

verhüllten. Für die Wahrheit bürgt der offene, aufrichtige Charakter des Generals. Er zeichnet getreu alle Vorfälle und Unterredungen, jeglichen Eindruck, den ein Ereigniß in ihm erweckte; dann gesellen sich zu diesen Notizen Erinnerungen an die schönere Zeit des Ruhmes, an die Männer, welche unter dem Zeichen der drei Farben kämpften, an das Glück und das Unglück der Vergangenheit. Demnach ist Alles zwar abgerissen, anekdotisch, bietet aber durch hervorspringende Charakterzüge, durch ungezwungene lebhafte Darstellung um so größeres Interesse. Wir erblicken die unseligen Folgen des napoleonischen Despotismus im Heere; fast alle Generäle warten in den Vorzimmern und suchen ein Lächeln der feigen Bourbons, der heuchlerischen Priester, der albernen und stolzen Emigranten zu erhaschen. Viele (Victor, Latour-Maubourg) lassen sich zu Werkzeugen herabwürdigen, ihre alten Waffengefährten durch Ungerechtigkeit zu kränken und zu beschimpfen; Soult (der selten, wie Lamarque sagt, damals eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, irgend eine Dummheit zu begehen) buhlt um die Freundschaft der Generäle jener Glaubens-Banden, bei denen der Kriegsminister in Verlegenheit war, welche Stellung er ihnen im Marsche anweisen sollte, denn er befürchtete, sie würden in der Avantgarde davon laufen, und in der Nachhut die französische Bagage plündern. Gérard läßt sich in der Schlacht von Montereau mit einer weißen Kokarde am Hute malen; Molitor bettelt bei einem Mitgliede der geheimen Polizei und seinem Pfarrer um ein Amt für seinen Sohn; Soult trägt Wachskerzen bei Prozessionen und führt seinen Sohn in die Messe. Vor Allen ragt Victor durch gehässige Lächerlichkeit hervor, und bietet den Höflingen Ludwigs XVIII. häufig Gelegenheit zu Spöttereien; fast Alle erbetteln die Freundschaft von aufgeblasenen, verächtlichen alten Narren des Faubourg S. Germain, und ertragen geduldig die Beschimpfungen, welche diese ihnen freigebig spendeten, denn Eigennutz und Habsucht hatte sogar das Gefühl militärischer Ehre bei Vielen unterdrückt. Mit Soult kam Lamarque damals in öftere Berührung, denn der Herzog von Dalmatien schloß sich mehrere Male der Opposition an, wenn er bei irgend einer neuen Thorheit der Bourbons am Fortbestehen der Dynastie für den Augenblick zu zweifeln anfing, oder wenn ein Versuch, in's Ministerium zu gelangen, ihm grade mißlungen war. Lamarque aber beurtheilt ihn darum nicht günstiger, als die Andern, und spricht ihm sogar strategisches Talent ab. Er sagte bei Gelegenheit der Schlacht von Toulouse: „Am Tage vor der Schlacht, und am Tage nach einer Niederlage ist Soult voll Selbstzufriedenheit, unverschämt und stolz; am Tage der Schlacht kann er weder Position fassen, noch einen Befehl ertheilen, noch eine Truppenbewegung ausführen lassen." „Ihr Marschall Soult," sagte der spanische General Alava zu Lamarque, „hat entweder zu viel oder zu wenig Kühnheit." Gleich charakteristische Züge greift Lamarque aus der Restauration auf, besonders hinsichtlich der Persönlichkeit Ludwigs XVIII., Karls X. und des Grenadiers vom Trocadero; hier liefern mehrere Kapitel spöttische oder unwillige Bemerkungen über Ludwig XVIII., den schwachen, auf seine Gewalt eifersüchtigen und üppigen Greis, den Liebhaber lat. Citate, den akademisch-klassischen Puristen, den Dilettant als Koch und Schriftsteller, le restaurateur d'un pays dégradé, que le ventre domine, wie ihn Lamarque nennt; dann später über Karl X., den geistesschwachen Frömmler mit seinem Gefolge von Priestern, alten Roués und Betschwestern. Zu ersteren gehörte damals auch Lammenais, der in jener Gesellschaft freilich keine paroles d'un croyant schrieb, sondern vielmehr die Frage aufstellte, „ob die Revolutionen nicht ein Strafgericht Gottes für die Fürsten wären, weil diese es wagten, die Gewalt des Papstes zu mißachten;" oder er verhandelte mit der Congregation die Frage: „ob ein Mitglied nicht zu bestrafen und auszuschließen wäre, weil es die Verdammung Plato's bezweifelt und geäußert habe, bei der Sündfluth hätten auch wohl natürliche Ursachen einwirken können." Kurz, der Erbärmlichkeiten sind so viele, daß man sich über die Geduld wundern muß, womit die Nation 15 Jahre lang der gehässig albernen Komödie zuschaute.

Noch eine Seite ist in den Souvenirs des Generals bemerkenswerth: sein durch Napoleon's Despotismus tief verletztes patriotisches Gefühl. Wir übergehen einzelne Züge, und begnügen uns, seine Worte anzuführen. „Vielleicht ist Alles so am besten wie es geschah; hätte Napoleon in Rußland gesiegt, so würde jetzt militärischer Despotismus grausam auf ganz Europa lasten; hätte er uns 1813 durch die Diktatur gerettet, so würden wir ihm schwerlich die Gewalt haben nehmen können, die er wahrscheinlich freiwillig nie aufgegeben hätte." Aber auch viele der Helden des dreifarbigen Banners empfanden mit Lamarque schwer den eisernen Arm des Kaisers. Der Held von Rivoli und Zürich sagte zu Lamarque, als dieser ihm einst einen willkührlichen Befehl Napoleons überbrachte, der Massena in seiner zwar nicht edlen Leidenschaft, der Geldgier, aber doch auf ungerechte Weise verletzte: „Glaubt er, wir kämpften nur, ihm einen Thron zu sichern, und jenem Stutzer, dem Vice-König, ein Königreich zu schenken? Nicht für mich will ich Geld; Massena vergaß nicht, daß er Soldat war und von 5 Sous des Tages lebte; aber der Kaiser hat uns zum Luxus verführt, ich mußte meine Kinder in einer Pracht erziehen lassen, die einst für sie ein Bedürfniß sein wird." „Ich suchte," fügt Lamarque hinzu, „ihn zu trösten, und forderte ihn auf, im Plutarch das Unrecht, welches große Männer stets leiden mußten, zu lesen, ungefähr wie der Kammerdiener des Spielers seinen Herrn ermahnt, im Seneca Trost zu suchen." „„Ich werde ihn lesen,"" antwortete mir Mas-

seua mit bewegter, heftiger Stimme; „„aber auch den Tacitus, verstehst du, den Tacitus.““ Und als er die letzten Worte aussprach, drückte er mir die Hand, und ich las in seiner Seele, daß er diese Handlung des Despotismus für eben so grausam hielt, als den der Kaiser, welche Rom bedrückten.“

Die angeführten Punkte genügen, um die Souvenirs hinlänglich zu charakterisiren; die Lettres sind weniger wichtig, und gewähren nur wegen Lamarque's Persönlichkeit, wegen der lebhaften, ungekünstelten und dennoch zierlichen Ausdrucksweise Interesse; Wichtigkeit besitzen sie eben so wenig, wie ein kurzes Tagebuch einer Reise nach England, wo der alte General, bei seinem auch später auf der Tribüne ausgesprochenen unvernünftigen Haß gegen diese Nation Alles im getrübten Lichte betrachtet.

Dr. Franz Kottenkamp.

---

90) England in der Reform. Berlin, Reimer. 1835.

Eine Kompilation aus den vier letzten Jahrgängen der Preußischen Staatszeitung, mit untermischten Invektiven gegen die politische Emanzipation der Völker, gegen den Whiggismus und was daran hängt. Der ungenannte Verfasser bemüht sich, etwas aufzufinden, was Lord Grey, dem großen Stifter der Reform, zum Vorwurfe gereichen könnte. Er findet nichts, als sein Alter. Er macht dem Greise aus seinem grauen Haare ein Verbrechen und tadelt diese jugendliche, unverdorbene Kraft eines Mannes, der sich seinen Körper freilich nicht so erhalten konnte, wie seinen Geist. Er wirft Lord Grey vor, daß er in einem Alter von 68 Jahren es noch hätte übernehmen wollen, die Reform durchzuführen, das heißt, daß hier ein Greis noch seinen letzten Lebensathem daran setzte, sein Volk glücklich zu machen. Was wir für hochherzig halten müssen, das ist dem ungenannten Verfasser das Zeichen eines beschränkten Geistes. Wir aber wissen, wer bei diesem Vorwurfe der Beschränkteste ist.

---

91) Dr. le Petit's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. Vierzehnte Lieferung. Göttingen, Dieterich. 1835.

Referent nimmt Anstand, die vorliegende Schrift genauer zu analysiren, da er selbst eine Vorrede dazu geschrieben hat. Ich begnüge mich nur, auf das ausgezeichnete Talent le Petits, auf seinen farbensatten Styl, seinen Witz und die Kraft seiner Phantasie aufmerksam zu machen. Zwei sowohl mir, als le Petit bei der Erklärung entgangene Dinge erlaub' ich mir, hier nachzutragen.

Auf der Platte: Garrik als Richard III. deutet das links bei den umgestürzten Panzerstücken befindliche Kraut auf das Sinnbild der Plantagenets. Es ist eine zerstückte Raute, welche sagt, daß mit Richard der Letzte dieses Stammes stirbt.

Auf der Platte: Der Eid und das Kind in spe möcht' ich jetzt fast glauben, die Trommel, welche der eidschwörende Ehemann umgehängt hat, sei eine Botanisirtrommel, und der ehrliche aber geprellte Mann ein Apotheker. Vielleicht schwebte Hogarth bei der jämmerlichen Gestalt, die er dort hinstellte, der Apotheker aus Romeo und Julien vor.

---

92) Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Von Friedrich Förster. Drei Bände. Potsdam, Riegel. 1835.

Herr Förster wird sich den Dank aller Geschichtsfreunde erwerben, wenn er in dieser Gattung schriftstellerischer Thätigkeit noch fernere Leistungen machen sollte. Diese Sammlung meist archivalisch unterstützter Notizen über des „großen Korporals“ Leben, Regierung und Zeitalter klärt uns vollständig über eine Periode auf, von welcher Friedrich der Große sagte: „Die Spuren, welche von der Weisheit jener Regierung zurückgelassen sind, werden dauern, so lange Preußen als Nationalkörper bestehen wird.“ So erheblich dieser Ausspruch für den Vater des großen Königs war, so viel Betrübendes hätte er für die Nachwelt, wenn er wahr wäre und sich noch immer die Spuren des Korporalstockes und der Kabinetspolitik in Preußen finden sollten. Wenn man das jetzige Preußen mit dem vor hundert Jahren vergleicht, muß man erstaunen, es auf einer solchen Höhe politischer Reife zu finden; wenigstens glaub' ich nicht, daß man sagen darf, Preußen könne noch in vielen Jahren nicht auf politische Mündigkeit rechnen, Preußen, dessen Bürger noch vor hundert Jahren von ihrem Monarchen auf der Straße mit Ohrfeigen und Stockprügeln regalirt wurden. Wir wollen glauben, daß diese Anekdoten über Friedrich Wilhelm erfunden sind, aber doch nur einer ganz isolirten, originellen Persönlichkeit, keinesweges aber dem Volksgeiste zugeschrieben werden müssen.

---

93) Gebhard Leberecht von Blücher, Preuß. Feldmarschall u. s. w. Nach Leben, Reden und Thaten geschildert von W. Burckhardt. Stuttgart, Scheible. 1835.

Eine Probe der Bücherfabrikation, von welcher wir neulich der Firma: Scheible so wohlmeinend abzurathen suchten. Welch ein Instinkt kann wohl einen Württembergischen Pfarrer bewogen haben, über den alten Husaren Blücher ein Buch zu schreiben, wenn es nicht der des Geldes ist? Die Begebenheiten sind natürlich im Buche richtig, die Sprache ist fließend, etwas theologisch sogar und sehr verschwenderisch mit dem Finger Gottes. Was ist das aber für Ruhm? Das Buch ist so flüchtig compilirt, daß auch der Künstler, der Kupferstiche dazu lieferte, von der Nachlässigkeit angesteckt wurde. Blücher auf dem Berliner Opernplatze hat keinen Degen, wie hier im Bilde, sondern einen Säbel in der Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 169. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 20. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortsetzung.)

Ouvrard thut sich darauf etwas zu Gute, daß Napoleon ihn gehaßt, und wie er sich einbildet, sogar gefürchtet habe. Allerdings war der große Kaiser weit entfernt, die Geldmächte in und außer seinem Lande zu lieben, oder gar einen Bund der Staatsmacht mit der Geldmacht abzuschließen. Der Kaiser regierte Europa durch Genie und Eisen. Jetzt wird Europa durch Geld regiert.

Der Kaiser ertheilte allen Juden seines Reiches das volle Bürgerrecht, weil er ihr volles Menschenrecht anerkannte: er erhob die Juden zu Bürgern, weil sie Menschen; die Könige erhoben Juden zu Rittern und Adligen, weil sie reich. Nach des Kaisers Fall sind alle Mächte gestiegen, die sich vor ihm beugten.

Die Geldmacht aber überflügelt sie alle. Die Religion des Kreuzes ist nicht mehr im Stande, sie zu bändigen; denn die Liebe weint in der Wüste und ihr Mantel ist zerrissen von unten bis oben. Der Genius des Vaterlandes vermag nicht länger sie zu zügeln; denn die geschichtliche Kraft der Völker ist gebrochen oder zersplittert und die Nationalitäten halten nicht mehr Stich und Farbe. Das Ritterthum des Schwerdtes und der Ehre kann ihr nicht mehr den Paß verrennen; denn sie hält die Schwerdter im Solde und die Ehre im Geldsack. Schöpferin der stehenden Heere, glückliche Nebenbuhlerin des Adels, dient sie am liebsten der Monarchie, die sich ihr in die Arme wirft, und deren Verlegenheiten sie geschent benutzt. Geschworene Feindin ächter und lebendiger Freiheit, hilft sie zum Sturze aller Republiken und kann die Zeit nicht erwarten, wo auch Nordamerika, schon halb in ihren Klauen, Monarchie von Goldes Gnaden wird.

Könnte sie, sie wollte Gott werden und Himmel und Erde sollten ihrer dämonischen Macht verfallen. Was ist der Christenteufel gegen diesen, der nie ein Engel war und nie gefallen ist?! Den alten Teufel schwärzte die Kirche ab als ein Wesen, das ingrimmig gegen Gott und Göttliches anmurrte und ankämpfte. Dieser Götze aber macht sich nicht so viel Mühe, er ignorirt Gott, und damit kommt er weiter. Der schwarze Teufel bog sich scheu und furchtsam zur Seite, wenn ein Strahl des Göttlichen ihm die Augen blendete, wenn die Unschuld ein zitterndes Kreuz schlug und den Erlöser um Hilfe anrief. Der goldne Teufel ist besser Teufel. Er bebt vor keinem göttlichen Strahl zurück und Niemand bekreuzt sich vor ihm. Zwang und bedräute ihn das betende und fechtende Mittelalter himmelhohe Dome aufzuführen und zum Bau des Straßburger Münsters die Mittel herzuschießen, so rächt er sich jetzt, in dieser wuchernden, verzagenden Zeit, an dem wolkigen Steinbogenschwung der frühern Andacht dadurch, daß er dem Christengott ökonomisch ärmliche Bethäuser, seinen eigenen Verehrern Luxus, Tempel und goldene Paläste aufführt.

Das goldene Zeitalter bricht an, wenn auch nicht dasjenige, das über das Saitenspiel der alten Dichter hinhauchte und in dessen Traum die weisen

Häupter aller Zeiten sich wiegten. Aber seid darum nicht traurig, ihr Völker des Erdbodens, denn auch in diesem goldenen Zeitalter wird es gar mährchenhaft lustig und närrisch hergehen. Die kleinen Gnomen und Kobolde, die dort unten über dem Golde wachen, werden heraufklettern aus dem dunkeln Schacht der Erde und ihr Reich auf die grüne sonnige Oberwelt verlegen. Da machen sie Brüderschaft mit den Kindern des Lichts und trinken ihnen das flüssige Geld aus silbernen Pokalen zu. Und dann werden die Kinder des Lichts immer spukhafter, tückischer und gieriger aussehen und die Adern auf ihrer Stirn strotzen von Gold und glänzen wie schwer goldene Leisten und mit jedem hastigen Schluck, den sie thun, werden sie voller und toller und zuletzt kann kein Mensch mehr den andern erkennen und sie halten sich alle für Kobolde. Was sie dann auch sind. Streifen darauf und taumeln über die grüne Erde und die grüne Erde verdorrt unter ihren Sohlen und die Blumen kriechen schüchtern in einander und keine Rose wagt es mehr, ihren grünen Knospenmantel im Frühlinge aus einander zu schlagen, um sich dem stieren geilen Blick der streifenden Kobolde nackt zu zeigen. Aber die Jungfrauen können sich nicht verbergen vor ihrer Lüsternheit, denn sie haben keinen Mantel mehr, um ihre Blöße zu decken, und welche Jungfrau sie wollen, die muß sich überlassen und sie werfen nur ihrer hungrigen Mutter einen Strom von Dukaten in den Schooß. Und ihrer Einfälle wird weder Maas noch Ziel sein, und ihr werdet euch zu Tode lachen über allen Spaß; wenn ihr so klug seid, diese Todesart den Zuckungen der Verzweiflung und dem Todtknechten und Todthungern vorzuziehen.

Sind das nur finstre Träume und Gedanken, die ich vorige Nacht niederschrieb? Es sieht mir aus, wie eine Prophezeiung und wie eine Gotteslästerung. Lästere ich Gott, so vergibt er mir, denn er sieht in mein Herz. Aber ich lästere ihn nicht, wenn ich sage, daß er sich diesem Geschlecht hinter Wolken verhüllt und die Erde dunkel und dunkler wird, wie damals vor dem Aufgange des Morgensternes über Bethlehem. Gottes Sterne gehen auf und unter, und gehen wieder auf. Aber nicht am selben Orte. Auch die Völker haben ihren Tag und ihre Nacht. Und in der Nacht drückt der Alp ihnen mörderisch die Brust und sie möchten laut aufschreien vor Angst und Schmerzen, und sind doch stumm und regungslos wie im Schlafe. Wenn aber die Noth am größten ist, sagt das alte trostreiche Sprichwort, dann ist die Hilfe am nächsten. Die Menschheit reizt und schüttelt so lange an ihrem Peiniger, bis sie ihn krampfhaft von der Decke wirft, und wenn sie die Augen aufschlägt gen Himmel, begegnet ihr das Auge des jungen Morgensternes, welches des alten und ewigen Gottes Auge ist, mit neuverjüngten Liebesstrahlen. (Forts. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortsetzung.)

Das sind kleine Übervortheilungen und Krämerstreiche, welche sich jeder christliche Kaufmann hier und in andern Ländern erlaubt und deßhalb doch nicht gleich als Jude oder Flibustier verrufen wird. Dafür ist Herr N. Morgens der Erste in seinem Laden auf, siehet die Bücher nach und ziehet die Bilanz vom vorigen Tage. Je nachdem der Betrag der Einnahme stark oder gering war, steht für den Tag auf seiner Stirne, wie auf einem Barometer geschrieben: „heiterer“ oder: „umwölkter Himmel“, nach welcher Aufschrift seine Frau und die Commis jeden Morgen sehen.

Herr N. hat auch eine politische Meinung; er liebt die Ruhe, den Frieden und die öffentliche Ordnung über Alles. Es kümmert ihn wenig, wenn die moralische Unordnung sich in alle seine Umgebungen, in alle Staatsverhältnisse eingeschlichen hat, in der Gegenwart sich Alles verwirrt und für die Zukunft sich Alles schwankend und prekär gestaltet; was er will, ist Ruhe für den Augenblick und Ordnung vor seinem Laden, damit er den ganzen Tag über ohne Gefahr geöffnet bleiben kann. Unter dem Kaiserreich ging ihn die Tagspolitik gar nichts an und als die Verbündeten in Paris waren, zeigte er sich im Grunde damit zufrieden, weil die russischen, preußischen und österreichischen Offiziere ihm ihre Kundschaft zuwandten und er viel grünes, blaues und weißes Tuch gegen gleich baare Bezahlung absetzte. Mit der Restauration hätte er sich ganz gut befreundet, wenn ihm der Constitutionnel nicht einen Floh in's Ohr gesetzt und mit dem Schreckbilde der Jesuiten und Feudallasten seine Ruhe gestört. Die glorreichen Julitage verursachten ihm einen bedeutenden Schrecken und wenn sie ein weniger günstiges Ende genommen, würde er sie als höchst verbrecherisch bezeichnet haben; weil aber der Ausgang glücklich, schien er sehr davon erbaut zu sein, da man ihm überdies noch weißmachte, daß sie ihn von den Jesuiten und Frohnden befreit hätten. So lange das Quartier Saint Denis noch zum Mittagessen im Palais Royal eingeladen war, bezeigte es in seiner Art einen gewissen Enthusiasmus für die neue Barrikaden-Regierung und seinen Bürgerkönig; als aber statt der Mahlzeiten blos noch Händedrücke und Anreden auf Revüen ausgetheilt wurden, als Handel und Geschäfte zu stocken anfingen, verringerte sich die Begeisterung im Verhältniß mit dem freundlichen stets zunehmenden königlichen Lächeln und mit dem abnehmenden Absatz der Waare; doch die Erinnerung an die Barrikadenhelden verursacht den Bewohnern des Quartier Saint Denis jedesmal, wenn sie daran denken, solche Angst, daß schon allein der Gedanke an den Umsturz des Jetztbestehenden, selbst wenn auch dadurch bessere Handelsverhältnisse herbeigeführt und neue Quellen des Absatzes entdeckt würden, sie vom Kopf bis zu den Füßen erzittern macht.

Das sind im Allgemeinen die politischen Meinungen und Ansichten des Bewohners vom Stadtviertel Saint Denis; seine politischen Gefühle hat er bei vielen Gelegenheiten durch einen großen Aufwand von Beleuchtungskosten geäussert, wobei außer einem nicht unbedeutenden Gewinnst, der aus der Consumirung von altem, verlegenem, ranzigem Fett für Einzelne heraussprang, noch im Allgemeinen der Vortheil war, daß man sich nicht auf sogenannten patriotischen Bankets exaltirte, oder wie man sonst auch wohl sagt, berauschte. Unter der Restauration wurde das Quartier Saint Denis bei der Zurücknahme des Gesetzes über das

Erstgeburtsrecht und nach der Verwerfung des Stempelvorschlags illuminirt; seit 1830 haben die guten Bewohner dieser Stadtgegenden für verschiedene Siege der Polen und dreimal am Philippstag ihre Fenster mit Lampions besetzt, — eine Leidenschaft, welche von Jahr zu Jahr entweder aus Ökonomie oder andern Gründen augenscheinlich abnimmt.

In seiner größten Würde und vollsten Glorie erscheint der Pariser Spießbürger als Nationalgardist. Diese Bürgermiliz ist eigends zu seinem Vergnügen und zu seinem Stolze erfunden worden, besonders zu seinem Stolze; denn Vergnügen macht es ihm gerade nicht, auf die Wache zu ziehen, aber es kitzelt seine Eigenliebe, wenn er in Uniform paradiren kann und das allein läßt ihn noch die Mühen und Beschwerden eines Dienstes ertragen, welcher jetzt für ihn nicht mehr den Reiz der Neuheit hat. Das Quartier Saint Denis liefert des Jahrs verschiedene Typen von Bürgerkapitän's, welche ebenso große und ebenso originelle Philister sind, als weiland Herr Kimmelmaier in Frankfurt am Main. Kein Truthahn ziehet stolzer einher, als der Pariser Bürgervoltigeur mit seiner kurzen Taille, seinem dicken Bauch, seinen gelben Epaulettes und seiner Bärenmütze. Letztere ist zwar eine große Last und es mag schwer halten für den Kopf eines Bonnetiers, der sonst nur eine Schlafmütze zu tragen pflegt, sich an diese ungeheure Mütze zu gewöhnen; aber diese Tracht erinnert sichtlich an die unsterblichen Mützenfüßler der alten kaiserlichen Garde und mit dieser in irgend einem Stücke, wenn auch nur in irgend einem Kleidungsstücke Ähnlichkeit zu haben, ist eine große Ehre. Die Pariser Nationalgarde würde auch gern Schnurrbärte, als ein anderes Ähnlichkeitszeichen mit den Napoleonischen Grognards, tragen; allein die Republikaner von der Barrikade bei Saint Mery am 5. und 6. Juni hatten solche Schnurrbärte, und dem Haß gegen die Republik hat die Nationalgarde ihre Lust, Schnurrbärte nach Art der alten Garde zu tragen, zum Opfer gebracht. — Es darf nicht auffallen, warum so viele Pariser Spießbürger noch immer so großen Diensteifer als Nationalgardisten an den Tag legen; dieser Dienst gewährt ihnen erstlich das Vergnügen, von Zeit zu Zeit einmal Soldat zu spielen, ferner die Hoffnung, Corporal werden oder gar ein rothes Band im Knopfloch tragen zu können, und endlich die Überzeugung, in der neuen Uniform nicht für Proletarier, sondern für Leute gehalten zu werden, die ihr reichlich Brod und Auskommen haben und mitunter sogar Wähler sind. Ehemals suchte der rechtschaffene Bürgersmann seine Ehre darin, für den besten und regelmäßigsten Kirchgänger des Pfarrspiels zu gelten, seitdem er aber neuerdings ein aufgeklärter, starker Geist geworden ist und die Schwachheiten seiner Frau in religiöser Hinsicht bemitleidet, bewirbt er sich um die Tressen am Bürgercorporals-Rock und möchte gern Sergeantmajor werden. Da ist doch immer eine Art von Ehre und Würde dabei und Ehren und Würden muß der Schildbürger aller Orten haben, um sich damit brüsten zu können, sollte es auch nur die Ehre sein, für den Fürsten Demidoff zu arbeiten. Aus demselben Grunde drängt sich auch der Pariser Kleinbürger mit aller Gewalt zu der Freimaurerei und der hiesige Grand Orient hebt seine meisten Rekruten in dem Quartier Saint Denis aus; ja ich glaube neulich sogar den dicken Strumpfhändler aus der Rue Bourtibourg bei den Templern gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lindenbaum.

Vor des Kirchhofs Epheumauer
Träumt der graue Lindenbaum
Mit der blätterreichen Krone
Seinen stillen Frühlingstraum.

Gräbt dreihundert Jahr' und d'rüber
Seine Wurzeln in den Grund,
Bleibt, trotz manchem Wetterstrahle,
In dem Marke kerngesund.

Schmücket seine Riesenarme
Jeden Frühling jung und grün,
Wirft bei'm Sonnenschein in's Weite
Seinen Schatten heldenkühn.

Aus den Zweigen rauschen lieblich,
Wenn der West sie sanft durchbebt,
Mährchen, Sagen und Geschichten,
Wunderbar, von ihm erlebt.

Dieser Baum, der graue Wächter,
Augenzeuge alter Zeit,
Kann uns treue Kunde geben
Von des Dorfes Ehrbarkeit:

Von dem tapfern Sinn der Väter,
Von der Mütter frommer Zucht,
Von der Söhne Treu' und Glauben,
Von der Töchter strenger Tucht;

Kann aus seinen Jünglingsjahren
Beichten, wie am hellen Tag
Finsterniß und Aberglauben
Über Dorf und Kirche lag;

Wie die Wittenberger Lehre
Schnell in alle Gauen drang,
Und das große Werk dem Mönchlein
Rings im deutschen Reich gelang.

Dieser Baum sah muth'ge Streiter
Ziehen in den Glaubenskrieg,
Seines Dorfes schmucke Jugend
Werben kühn um Tod und Sieg.

Alle Reis'ge brachen Zweige,
Schmückten damit ritterlich
Ihre blanken Eisenhauben,
Glaubten unverwundbar sich.

In des Baumes Nähe wurde,
Wer als Hexe galt, verbrannt;
Und mit frommen Bibelsprüchen
Belzebub hinweggebannt.

Sah in seinem Schatten ruhen,
Nach des schwülen Tages Last,
Der Gemeinde greise Häupter,
Sich erfreuend kühler Rast;

Jeder Streit ward hier geschlichtet,
Der die Herzen feindlich schied;
Lieblich scholl nach der Versöhnung
Aus der Brust ein frohes Lied.

Sah den Säugling, der die Taufe
In der Kirch' empfangen hat;
Schüttelt' wie zum Abschiedsgruße
Auf die Bahr' ein gelbes Blatt.

Und zu Ostern und zu Pfingsten
Wanden Mädchen lust'ge Reih'n
Um den Baum, und jubelnd schlangen
Sich die Jünglinge darein.

Kennt' in seinen alten Tagen
Kunden manche Heldenthat.
Neuer Zeiten schnelle Wandlung,
Blut'ge Schlachten und Verrath.

Jetzt, in lauen Frühlingsnächten,
Von des Mondes Antlitz hell,
Gleitet aus den grünen Zweigen
Süß herab ein Liederquell.

Träumerische Schatten locken
Die Verliebten zu sich her,
Und in ihre Küsse mischet
Sich ein duft'ges Blüthenmeer.

Auch der Dichter mag ergründen
Unter'm blüh'nden Lindenbaum
Spät'rer Zeiten lichte Zukunft,
Träumen seinen Frühlingstraum.

Heinrich Künzel.

Puntes.

*** Der Franzose Mery über den Campo-Santo. „Es gibt in der Welt keinen wehmüthigeren Ort. Der Campo-Santo athmet alle Poesie des Todes und der Unsterblichkeit. Er ist der wahrhafte Begräbnißplatz eines Christen; das Herz wird dort nicht durch jene Trostlosigkeit zerrissen, wie sie sonst die Grabmäler umgibt. Eine sanfte, religiöse Melancholie begleitet Einen in diesen vier Leichen-Gallerien. Sie läßt Einen ohne Schrecken an den Tod denken. Nicht die Verwesung, nicht der Fraß der Würmer übt hier auf die Körper einen Einfluß aus; dieser wunderbare Boden schützt gegen alle Einwirkungen des Todes. Mit Rasen und Blumen umkleidet und marmorgeädert ist hier das Erdreich. Diese Erde ist von Jerusalem gekommen. Sie dient zur Heiligung der Leichname alter pisanischer Ritter; sie ist das Bett tapferer Männer, die in Gott starben, das Schwert an der Rechten, die Hüften umgürtet. Wie sanft ertönt das Rauschen der Bäume, welches vor dem heiligen Grabplatz zu dem bunten Laubwerk der Gallerieen aufsteigt! Man könnte es einer von den Schatten gesungenen Psalmodie vergleichen, einer Grabeshymne, die in einer nur erst nach dem Tode verständlichen Sprache geschrieben. Auf dem Campo-Santo ist der Tod lebendig, mors viva! wie der Dichter sagt. Dort ist die Erde in Wahrheit denen leicht, die unter ihr schlummern. Nicht um den Lebenden zu gefallen haben Religion und Kunst diesen Begräbnißplatz so ausgeschmückt; die Künstler gaben einer höheren Inspiration nach, wie denn große Künstler immer eine himmlische Sendung haben, die sie blind erfüllen. Jenen Todten sollten sie den Aufenthaltsort während der Fegefeuer-Läuterung verschönern mit dem Ergreifendsten, was die Kunst aufzuweisen hat; sie sollten ihnen solchergestalt den Balsam der Geduld bereiten, ihnen, die noch immer in dem Grabe der sich verzögernden Auferstehung harren. Ihretwegen hat der griechische Marmor die Form eines christlichen Bogens angenommen; für sie erfand Cimabue die Malerei, diese göttliche Kunst, die Trösterin des Lebens und Todes. Er kam von Konstantinopel, der florentinische Künstler, und schmückte den Campo-Santo mit der ersten Fresko-Malerei; er schrieb das Frontispiz dieses ungeheuern Buches, woran jede Seite ein Anschlag der Bibel ist. Giotto, dessen Hand so geschickt und dessen Antlitz so schön war *), die Gebrüder Gaddi, Orgagna, Simone Memmi, Spinello von Arezzo, — sie Alle kamen mit dem Evangelium in der Hand, um auf den Mauern jenes Gebäudes alle heiligen Gleichnisse, alle Mysterien des Glaubens, alle Offenbarungen Gottes zu versinnlichen. Der sanfte pisanische Himmel reichte dem Kloster Licht und Schatten hernieder; er war der würdige Verbündete aller dieser großen Künstler. Lieblich vergoldete, transparente Tinten spielen auf den Bögen, dem Rasen und in den so ruhigen, sanften Korridors, die durch die Mosaik der wappenverzierten Grabmäler so reizend sind. Die Religion ist eine Schwester der Kunst; sie ist der letzteren stets zu Hülfe gekommen. Als die Kirche in Byzanz starb, schickte die Religion Cimabue zu dem Campo-Santo; als der Thron von Lusignan fiel, berief er einen mächtigen Künstler-Kongreß zu den Grabmälern der Kreuzritter und die dankbare Kunst rächte die Religion an den Siegen Mahomeds II. und Saladins."

*** Thüringische Sagen. — 1) Es äfft die Fuhrleute. Einstmals zogen mehrere Fuhrleute mit ihren Lastwagen, die mit Wein befrachtet waren, auf der Heerstraße, die von Gotha nach Frankfurt führt und dicht am Fuß des Hörselbergs vorbeizieht, ihres Weges fürbaß, und es mochte wohl schon die Dämmerung hereingebrochen sein, ehe sie das Dorf Schönau, wo sie gewöhnlich zu übernachten pflegten, erreicht hatten, als sich ihnen ein merkwürdiges Gesicht zeigte. Denn es that sich an einer Stelle, wo sie sonst nie eine Oeffnung gesehen hatten, der Berg auf, und sie traten neugierig näher, zu schauen, was da drinnen brenne, indem eine Glut aus der Höhle so feurig strahlte, wie von einem Hochofen, in welchem Eisenerze geschmolzen werden. Wie sehr erschracken sie aber, als sie nun sahen eine Menge Lebender und Verstorbener in einem Flammenmeere sitzen, davon ihnen einer und der andere bekannt vorkam, zumal waren dabei viele der reichen Weinhändler, welche ihnen oft Fracht gaben, und die dafür mit Feuer gestraft wurden, daß sie den Wein mit Wasser mischten, oder gar mit Giften verfälschten. Den Fuhrleuten wurde dabei angst und bange, und einer schrie überlaut: „Ach, daß 's Gott erbarm'!" — Da verschwand gleich Alles mit einander, und die Fuhrleute kreuzten und segneten sich, und trieben ihre Pferde eilend an, um so schnell wie möglich von der unheimlichen Stelle wegzukommen.

2) Die Hirtenknaben. In dem Hause, worin der Erzähler dieser Sagen seine Knabenjahre verlebte, war ein Kutscher, aus dem Dorfe Sättelstädt gebürtig, welcher Vieles von seiner Heimathflur zu erzählen wußte, zumal vom Hörselberg. Sehr oft erzählte er unter andern auch diese Geschichte: Es war eine Anzahl munterer Knaben beisammen, welche auf den Wiesen des Hörselteichholzes und nicht allzu weit von dem berufenen Hörselloch die Pferde hüteten. Sie trieben mancherlei Spiel und Kurzweil nach Knabenweise, die Zeit hinzubringen, bis einer auf den Einfall kam, hinauf zum Hörselloch zu klettern und hineinzukriechen. Gleich that er seinen Kameraden diesen Vorschlag, und da er sich zugleich erbot, der Erste zu sein und der Anführer dieses Wagestücks, so willigten Alle ein und folgten ihm, nachdem sie vorher ihre Pferde zusammengekoppelt und an Pfähle und Bäume angebunden hatten, daß keines entlaufen konnte. — Als sie nun oben angelangt waren an der niedrigen und engen Bergeshöhle, merkte der Anführer, daß es nicht allen seinen Gefährten ein rechter Ernst sei mit der Höhlenfahrt, und daß sich einer oder der andere zu fürchten schien; daher sprach er: „Wer mitgegangen ist, darf nun nicht zurückbleiben. Laßt uns daher an einander anbinden, daß der Erste wie der Letzte die Gefahr theile, wenn eine solche vorhanden ist." — Darauf fesselten sie sich mit den Riemen und Halftern, womit sie die Rosse leiteten, an einander, zündeten einen Kienspan an, und der Erste kroch muthig in das Bergloch hinein; Einer nach dem Andern verschwand in dem engen und dunkeln Gang. Heftig klopfte Manchem das Herz, am heftigsten dem Letzten, und er suchte mit der Hand nach einem Taschenmesser, das er bei sich trug. Vier Lachter lang zog sich der dunkle Gang in den Berg; dann wurde er schmäler, niedriger, finsterer, und konnte nur mühsam kriechend begangen werden. Jetzt trennte sich mittelst eines raschen Schnittes der Letzte still von seinen immer vorwärts kriechenden Gefährten; jene aber gelangten in eine mehr als mannshohe, geräumige Höhle, in welcher auch eine Bank zum Sitzen ausgehauen war, — vermuthlich die Bank des treuen Eckart; — aus dieser Höhle führte abermals ein schmaler Gang, und die jungen Höhlenbefahrer betraten auch diesen. Zitternd hielt sich noch der Letzte, zurückbleibend, in dem zweiten Gang; bald sah er nichts mehr von dem matten Schein ihres Lichts, bald hörte er ihren im Geklüfte verhallenden Tritt nicht mehr. Eiskalte Tropfen fielen von der Felsendecke herab auf sein Gesicht, auf seine Hände. Er kroch ein wenig zurück, nach vorn, wo das Tageslicht wie ein Stern vom Eingang schimmerte, und harrte, mit klopfenden Herzschlägen und zitternd, der Wiederkehr seiner Kameraden. Aber in der Höhle blieb es dunkel, blieb es still; er sah ihr Licht nicht wiederkommen, er hörte ihre Stimme nicht von fern sich wieder nahen. Starr blickten seine Augen in die öde Nacht; er lauschte mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, ob sie nicht kämen; manchmal glaubte er sie nahen zu hören, — doch er hatte sich getäuscht; es blieb still und stumm in diesem Bergesgrab, und endlich übermannte ihn der entsetzliche Gedanke, daß Jene wohl gar nicht wiederkommen würden. Nun schallte sein Angstruf schauerlich durch die Höhle des Berges; aber es hörte ihn Niemand, es antwortete ihm Niemand; da ergriff ihn ein kaltes Grausen, er kroch heraus. Lange harrte er noch vor dem Eingang, immer getheilt zwischen Furcht und Hoffnung, bis der Tag sich neigte und er allein nach Hause gehen mußte. Niemand weiß, was aus jenen Knaben geworden; keiner kehrte mehr zurück, und selbst jener Unglückliche, der dem sichern Untergang entronnen war, behielt im Gesicht eine bleiche Todtenfarbe, ward siech und elend, und starb, ehe der Mond sich dreimal erneut hatte. — (Aus Ludwig Bechstein's „Thüringischem Sagenschatz", welcher — bei Kesselring in Hildburghausen — baldigst erscheinen wird.)

*) Cui quam recta manus, tam fuit et facies. (Epitaphium von Giotto.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 170. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 21. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortsetzung.)

Gott läßt die Welt dem Elend nicht zum Raube. Bedient sich der Allmächtige der Mächte der Zerstörung, so bedient er sich ihrer als Herr und Meister. Über die blindeste und gottentbundenste Kraft, so wild sie thut, hat der göttliche Meister ein Wörtchen ausgesprochen, das so weit, so lange lautet. Fahre hin, gebietet der Ewige, und taste die Form an, die ihren Geist überlebt und zerstöre sie. Schone aber des Lebens, das mein Odem hervorrief und das bestimmt ist, ewig neuen göttlichen Verwandlungen entgegenzugehen. Zerstöre, damit ich erhaltend schaffe und schaffend erhalte.

Das ist mein Glaube. Geld ist noch nicht Gott und Geld wird nicht Gott werden in alle Ewigkeit. Freilich ist des Geldes Macht die scheußlichste und zerstörendste, und die Welt erfährt es und wird es noch viel schrecklicher erfahren, welche Verwüstungstriumphe sie feiern wird auf dem Erdboden, und wie sie von den Mächten, die früher die Welt regierten und das Heilige, das Große, und das Schöne mit ihrem ehernen Schilde deckten, eine nach der andern über den Haufen stoßen und in den Staub wälzen wird. Aber die sie nicht umstoßen wird, das ist die Macht Gottes, die in ihnen lebendig war, die Macht der Geschichte, die aus ihnen fortzeugen, und den Gott, der nicht ein Gott des Todes, sondern des Lebens ist, fortoffenbaren wird. Genau betrachtet ist aber die Macht der Geschichte oder die zeugende Macht Gottes schon herausgewichen aus jenen Hüllen ihrer frühern Offenbarung und sie hat sich in die Herzen einer Jugend geflüchtet, die Gott zu seiner heiligen Prophetenschaar erkor. Und darin sehe ich den Finger Gottes und nicht ein Werk des Ungefährs, daß die begeisterte und schöpferische Macht der Jugend zu gleicher Zeit den Kampfplatz betritt mit der sternlosen zerstörenden Macht des Geldes und daß ihr Weg sie berufen und über die Trümmer des Veralteten hinüber führt — hinüber, es bleibe denn der Götze im Schutze seines eigenen Zerstörungwerkes begraben liegen. Die Geldmacht lähmt die Macht des Adels, die Geldmacht bricht, ohne es gerade zu wünschen und zu wollen, die Ketten der alten gebrechlichen Staatsuhren, die nur durch ihren goldnen Schlüssel allein aufgezogen werden; die Geldmacht bindet die Tiara mit dem Turban des Muselmann's zusammen an einen Anker; die Geldmacht, wie sie die Herzen der Übermüthigen verstockt und die Augen der Stolzen mit Blindheit schlägt, wie sie Einige und Wenige in ein Meer von Genüssen versenkt und ihnen den Erdball zum Spielplatze ihrer Wünsche und Lüste einräumt, Millionen aber kaum den Platz, wo sie stehen und die Luft gönnt, die sie unter Seufzern einathmen, die Geldmacht ist am besten geeignet, das Herz dieser Millionen mit unverwüstlichem Grundhasse gegen die Zerstörer ihres Lebensglückes auszufüllen. Das ist freilich noch nicht der reine göttliche Haß, des Reichthums, der aus der Liebe zur heiligen Armuth fließt. Aber sie ist das was Gott und der Welt Noth thut, eine ungeheure bewegende Kraft und streitbare Masse, die

im Dienste der Ideenmacht, den Feind in seinem eigenen Lager aufsucht und dem Zerstörer das Medusenhaupt unter die Augen schwingt. Ein göttliches Strafgericht und ein zornig empörtes Meer, das die versunkenen Küsten der Menschheit überfluthet, und den Höllendamm in den Abgrund reißt, der sich aus ihnen aufgebaut und im frechesten Egoismus die ganze untergegangene Welt zu überleben wähnte.

Der Haß allein baut keine neue Welten. Aber die Liebe allein erhält sie nicht. Gott hat gezürnt im Judenthum, Gott hat geliebt im Christenthum. Sie haben die Propheten seines Zorns verachtet, wie sie jetzt den Boten seiner Liebe spöttisch an den Himmel zurückweisen, der ihn gesendet hat.

Wohlan, Gott will vielleicht seinen Zorn um so dunkler und furchtbarer machen, je mehr er ihm entzieht von seiner göttlichen Liebe, Gott will seine Liebe um so feuriger machen, je mehr er ihr einhaucht von seinem göttlichen Zorn. Die fernen Schreckensgesichte der Wüste rückt er näher und näher dem offenen Markt. Den Stab der Weissagung von dem schrecklichen Tage des Gerichtes, „da Jedermann verwerfen wird seinen silbernen und goldenen Götzen in die Löcher der Maulwürfe und der Fledermäuse, und da sich bücken muß alle Höhe der Menschen und demüthigen, was hohe Leute sind,“ den Stab des Zornes nimmt er aus den schwachen Händen einsamer greiser Propheten und drückt ihn in die braune Hand der Jünglinge und des Volkes. Und die Liebe hebt er vom Kreuze und nimmt ihr die Dornenkrone vom Haupte und wischt ihr den Angstschweiß von der Stirn und tränkt die verschmachtende, durstige, leidende, verzeihende Liebe nicht mit dem in Essig und Galle eingetauchten Schwamm, den ihr der rohe Spott der Kreuziger auf einem Ysop zum Munde führte — er tränkt die Liebe, die schwach ihr blutiges Haupt neigt, mit den stürzenden Thränenbächen seines göttlichen Schmerzgrimmes über der Welt Verworfenheit. Und unter den stürzenden Thränen richtet die Liebe sich empor und ihre blassen Lippen blühen wieder und ihre Augen öffnen sich und strahlen wie schneidende Diamanten und der duldende, verspottete Heiligenschein über ihrem Haupte verwandelt sich in eine himmlische Zornlohe und sie steht auf und wandelt gleich einem Cherub mit Adlerflügeln und Löwenklauen, zum zweitenmal auf der Erde umher, Teufel austreibend, die Wechslertische umstoßend und rufend, mein Haus, die Erde, ist ein Bethaus und ihr habt es zur Mördergrube gemacht. *)

*) So weit die Mittheilungen, mit deren Schlusse vermuthlich der nächstfolgende Brief Mathildens der Zeit nach zusammenhängt.

III.

Mathilde F. an Laura H.

Nein, Laura, lieber in den Fluß, als mit dem Grafen vor den Altar.

Rede mir nicht zu. Berühre diese Seite nicht wieder. Mein Wille ist unerschütterlich.

Dein Vater rühmt den Grafen als leutseligen Herrn und gnädigen Kirchenpatron. Der gute alte Mann sieht die Menschen nur vom ländlichen Pfarrhofe aus.

Mein eigener Vater stellt mir täglich die hohe Ehre einer Verbindung mit der ersten Familie des Landes vor, er zeigt mir in der Form die Couren und Assembleen am Hofe. Er sieht die Welt und mein Glück aus seinen Augen. Er macht mir böse Stunden durch die Aufwallungen seines Zornes, bösere durch seine Liebkosungen. Aber, Gott ist mein Zeuge, ich kann nicht, und ich thue es nicht.

Das Leben wird mir immer mehr vergällt. Bewahre mir deine Freundschaft. Diese nur, und daran zweifle ich nicht, sprach aus deinem Briefe. Du möchtest deine Freundin als glückliche Gattin des Grafen in deiner nächsten Nähe sehen. Laura, ich liebe dich unendlich, und wünschte mit dir leben und sterben zu können. Aber der Weg zu dir führt mich über den Kirchhof, und was frommt es deiner Zärtlichkeit, eine Leiche zu umarmen? Also darüber kein Wort mehr.

Tausend Küsse von

Deiner Mathilde.

(Fortsetzung folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortsetzung.)

Ein besonderer Charakterzug nicht blos der industriellen, sondern auch der Mittelklasse überhaupt ist die auffallende, außerordentliche Neugierde selbst für die gleichgültigsten, geringfügigsten Sachen, — eine kindische, mädchenhafte Gewohnheit, welche am Ende im Charakter jedes Kleinbürgers liegt. Die Pariser Kleinstädter — denn die Pariser Mittelklasse zählt ebenso arge Philister und Krähwinkler, als man sie in der kleinsten deutschen Residenz nur auffinden mag, — diese Kleinstädter können Viertelstunden lang zusehen und sich darüber freuen, wenn ein Pudel in der Seine schwimmt oder die Sperlinge im Tuileriengarten gefüttert werden; sie stellen sich 10 Minuten vorher an das Gitter des Blumenbeets im Palais Royal, um die daselbst aufgestellte Kanone losbrennen zu hören, welches nämlich geschiehet, so oft die Sonne durch den Meridian von Paris geht; sie stehen still und sehen sich betroffen um, wenn ein Mann von ungewöhnlicher Größe oder in fremder Tracht ihnen auf der Straße begegnet. Ein charakteristisches Kennzeichen dieser ganzen Klasse ist ferner ein bedeutender Hang zum Wunderglauben, welchen die gewöhnlichen Leute auch Leichtgläubigkeit nennen. Für den Pariser Spießbürger gibt es nichts Unglaubliches, nichts Unwahrscheinliches. Ein Münchhausen würde hier bei dieser Klasse die zahlreichste und andächtigste Zuhörerschaft finden und seine gedruckten Lügen würden in Paris zwanzig Auflagen erle-

ben. Ein Spaßmacher oder Charlatan kann diesen Leuten die unerhörtesten, abgeschmacktesten Dinge von der Welt unbedenklich aufbinden; er darf nur die Trommel rühren oder in die Trompete stoßen, sogleich drängt sich um den Wunderdoktor ein schaulustiges Publikum, das den Hans North durch den Hals einer Flasche kriechen sehen will und am Ende auch wirklich sieht oder wo nicht, mit der langen Nase nach Hause zieht, welches Leute dieses Schlags gleichwohl nicht hindert, marktschreierischen Ankündigungen aller Art täglich wieder neuen Glauben zu schenken.

Eins muß man jedoch den Parisern dieser Klasse zum Lobe nachsagen, sie sind keine Allerweltsbürger, sondern haben eine außerordentliche Liebe zu ihrer Vaterstadt; sie sind gleichsam mit allen ihren Gedanken und Gefühlen an Paris gekettet, aus allen ihren Fingerspitzen gehen Fäden aus in diese mütterliche Erde, worin ihre Herzen mit tausend Wurzeln fasern. Es gibt Bürgersleute hier, welche in dem Stadtviertel, wo sie geboren und auferzogen werden, auch ihr Leben beschließen; und so beredt und gesprächig auch die Pariser den Fremden die Herrlichkeiten ihrer Stadt anpreisen mögen, so bin ich doch überzeugt, daß zwei Drittheile davon die wenigsten mit eigenen Augen gesehen haben. Daß die Umgegend von Paris wirklich schön sei, wissen die Pariser auch seit noch nicht sehr langer Zeit, sie sind erst durch die vielen Reisenden und Fremden auf ihre nächsten Umgebungen aufmerksam gemacht worden. Denn die meisten Bewohner der französischen Hauptstadt sind schlecht in der Erdkunde bewandert, lieben überdieß wenig das stille, einsame Landleben und haben eine höchst mittelmäßige Neigung, sich in der Fremde umzusehen; jedoch kennen sie auch oft die unter dem nächsten Breitengrade gelegenen Gegenden durchaus nicht. Sie gehen nur dahin, wohin sie gewöhnlich gehen, wohin man sie von Kindheit auf geführt hat und wo sie sicher sind, ein Gedränge von Menschen und einen Restaurant zu finden, nämlich vor den Stadtthoren und in der Banlieue. Es will schon viel sagen, wenn sie mal eine Reise nach dem 6 Stunden entfernten Montmorency unternehmen oder nach dem ebenso weit entlegenen Versaillés, um die Wasserkünste des Parks spielen zu sehen. Bei den untern Volksklassen werden wir in dieser Hinsicht dieselbe Anschauungsweise und dieselbe Sitte finden, und wir haben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß selbst die Reichen und Vornehmen, welche soviel Zeit und Mittel haben, in ihren Promenaden und Erholungen abzuwechseln, ebenso hartnäckig, wie die Philister, auf der Verfolgung eines und desselben Wegs beharren und dieselbe Monotonie in ihren täglichen Ausflügen beibehalten. Mag auch diese Vorliebe des Pariser's für Paris bisweilen als hartnäckige Beschränktheit erscheinen, so ist doch sicher, daß, wenn es im Ausland ein noch älteres und herrlicheres Paris gäbe, es würde keinem Pariser je beikommen, eine Reise dahin zu machen, — es müßte denn seyn, um es zu erobern.

Da die Mittelklasse die Woche hindurch mit dem Betrieb ihres Handels und ihrer Geschäfte zu thun hat, so will sie auch für den Sonntag, als ihren Rasttag, um jeden Preis ein Vergnügen haben. Führen wir daher jetzt den Leser zu den Promenaden und Erholungsörtern, welche bei den Kleinbürgern in besonderer Gunst stehen. Diese Leute haben zwar keinen eignen Wagen und kein Reitpferd, gehen aber doch nie zu Fuß aus Paris, so oft sie eine Promenade auf's Land machen wollen. Für sie sind die Omnibus eigends erfunden und jeden Sonntag im Sommer, wenn es hübsch Wetter ist, kann man sie sehen, wie sie sich schaarenweise in die Büreaux der Omnibus, Tavernières, Gonsoles, Accélérés, Sevriennes, Meudonnaises, Montrougiennes, Courbevoisiennes und anderer ähnlichen Wagen hineindrängen. Die fortschreitende Civilisation vermehrt jährlich die Zahl dieser öffentlichen Gesellschaftswagen. Es ist noch nicht gar lange her, wo der Pariser Kleinbürger, wenn er Sonntags einen Ausflug in die Umgegend machen wollte, kein anderes Mittel hatte, als sich jener zweirädrigen Fuhrwerke zu bedienen, welche man heutiges Tags Coucou's benennt und die ehemals einen noch garstigeren Titel hatten. Wie zahllos waren damals die Leiden und Qualen des ruhigen, ehelichen Bürgers! Sobald er im Angesichte des Platzes, wo diese traurigen Karren hielten, erschien, stürzten die Kutscher in Masse über ihn her, rupften und zupften ihn am Arme, am Leib, an den Rockzipfeln, zogen ihn hin, zogen ihn her, betaubten ihm die Ohren mit dem heiseren Geschrei ihrer Branntweinstimmen, so daß ihm oft Hören und Sehen verging und er sich endlich entschloß, denjenigen zu nehmen, der ihm am meisten Gewalt angethan und sich am unverschämtesten aufgedrungen hatte. Kaum aber war er mit oder wider Willen in den Wagen gestiegen und endlich nach langem Hin- und Herhandeln mit seinem Sieger über den Preis der Fahrt einig geworden, so ging die Reise dennoch nicht vor sich; er mußte von neuem wieder zu katzbalgen und zu zanken anfangen, während der Kutscher unaufhörlich bei allen Heiligen schwur, daß er in der Minute abfahren würde, nichtsdestoweniger aber vor der ersten Viertelstunde doch nicht reisefertig wurde. Das war ein wahres Elend, ein wahrer Jammer; jetzt — welcher Abstand gegen früher! Der friedliebende Bürger braucht keine Schlacht mehr zu liefern, keinen Wortwechsel mehr zu führen, kein Gekreische von rohen Kutschern mehr anzuhören und keine Zeit mehr zu verlieren; er kann auf den Centime berechnen, wie hoch sich seine Kosten für den Tag belaufen werden; er weiß auf die Minute, wann er abreisen und wann er wieder zurück seyn kann; er muß nur selbst genau die Stunde einhalten und sich bei'm Mittagessen oder Zeitungslesen nicht vergessen.

Glücklicher, sorgenfreier Bürger, wenn der Sonntag herannahet, jener glückliche Tag, für den ausschließlich das reine Hemd bestimmt ist, an dem man sich regelmäßig rasirt, ein reines weißes Halstuch, die neuen Hosen und den blauen Frack anthut und stets mit neuem Vergnügen das betrachtet, was man schon hundert- und tausendmal gesehen hat; jener schöne Tag, von den Reichen und Müßigen verachtet und über die Achsel angesehen, von den Armen und Thätigen aber als Rast- und Feiertag geliebt und gesegnet. Wer sollte so mit Blindheit geschlagen seyn, daß er nicht die naiven, heitern, lust- und freudelachelnden Mienen der geputzten Sonntagsgestalten bemerkte, welche nur einmal in der Woche zum Vorschein kommen, aber dann jedesmal das Gepräge der Lust und Fröhlichkeit tragen. Die menschlichen Geschöpfe sind nun einmal so beschaffen, wie Uhren, welche durch Freude und Wohlleben aufgezogen werden müssen, welches bei Leuten aus den höheren und höchsten Ständen alle Tage einmal, bei denjenigen aber, welche dem Volke angehören, nur einmal in der Woche erforderlich zu seyn pflegt. Doch vergessen wir nicht, daß wir den Pariser Kleinbürger auf seinem sonntäglichen Ausflug begleiten wollen.

Am Abend vorher oder vielleicht erst diesen Morgen hat er mit seiner Frau, mit seiner Geliebten oder mit sich selbst Rath gehalten, welche Parthie er machen soll. Sein ursprünglicher Plan war, nach Montmorency zu fahren,

einem fernen Lande, dem klassischen Lande der Pferde und Esel, welche man daselbst um einen geringen Preis auf die Stunde miethet, um darauf Wald und Thal zu durchtraben und an einem und demselben Nachmittage in einer Tour vom Etang de Saint-Gratien bis zum Jagdschloß zu reiten, wobei man blos einmal auf der Höhe von Bel-Air einen Augenblick stillhält und die Esel und Pferde sich ein wenig verschnaufen läßt, während man unterdessen die Fernsicht über das zu seinen Füßen ausgebreitete Thal von Montmorency genießt. Es ist jedoch bei dieser Fahrt nach Montmorency in Anschlag zu bringen, daß Sonntags die Esel und Pferde auf dem Markte von Montmorency nur um einen bedeutend erhöheten Miethzins zu bekommen sind, und daß man, außerdem, daß das Vergnügen dadurch entsetzlich theuer wird, bei solchen Spazierritten sich auch noch wund reitet und andere Übel zu bekämpfen hat. Dieses Alles wohl erwogen und bedacht, hat der Bourgeois die Parthie nach Montmorency aufgegeben. (Schluß f.)

Kleinigkeiten.

Katechesation.

Ist Jesus Gottes Sohn? — „Ei ja, Herr Pater!“ —
Muß man ihn auch für einen Gott anseh'n? —
„Noch nicht,“ sprach Fritz, „doch stirbt einmal der Vater,
So kann die Stell' ihm nicht entgeh'n.“

An Manche.

Daß farblos, grau die Welt euch scheint, ist — Schein.
Es kommt vom Bücherstaub, worin ihr lebet.
Besprenget euern Lebensweg mit Wein,
Der jenen niederschlägt und euch erhebet!

Lebensansichten der vier Temperamente.

Sanguinisch. Leben ist ein Freudenborn.
Cholerisch. Mieten sind des Schicksals Frost.
Phlegmatisch. Keine Rose ohne Dorn!
Melancholisch. Viele Dornen ohne Rose!

An Sie.

Bei dir flieht der längste Tag im Nu,
Fern dir scheint der kürzeste mir lahm,
Amor legt an Dauer diesem zu,
Was er jenem nahm.

Auf der Gasse.

Nach des Fremden treuem Weibe,
Durch das Fenster späht mein Blick.
Doch es wirft die Spiegelscheibe
Nur mein eig'nes Bild zurück.

Zeigt mir trübe Augensterne,
Hohle Wangen, bleich Gesicht.
Falsches Glas, die Ursach' gerne
Möcht' ich seh'n, die Wirkung nicht.

W. Schal.

Deutsche Literatur-Notizen.

*** Die Scheible'sche Buchhandlung in Stuttgart entwickelt von Tag zu Tag eine größere Betriebsamkeit, welche, um der gemeinnützigen Tendenz der daselbst erscheinenden Schriften halber, Achtung und Beachtung verdient. Es ist ohne Zweifel für die allmählig allgemeiner und tiefer zu begründende Kultur des Volkes, als einer kompakten Masse, sehr wichtig, demselben die Literatur nicht zu zerstückeln, sondern ihm den Sinn für etwas Ganzes zu stählen durch die Lust, die es an dem finden muß, was ihm als Ganzes geboten wird, und, ohne den wahren Ernst einzubüßen, das Volk freundlich bescheiden hinanzuzieh'n, während sich so manche Schriftsteller, namentlich Pfaffen und Kinderschriften-Fabrikanten, auf eine wirklich lächerliche Weise kindisch anstellen, um dem Volk, welches sie für noch gar albern halten, verständlich zu werden. — Zu den Werken nun, welche einen wahrhaften, entschiedenen Nutzen darbieten, rechnen wir, — erfreut, über solch ein Thema sprechen zu können, — „Böttiger's Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes“, wovon bis jetzt vier Lieferungen erschienen (die Hälfte des ganzen Werkes). Die Tendenz dieses Buches ist eine edle und lobenswerthe; der Verfasser hat seine Aufgabe, ein Lehrer für alle Klassen des Volkes zu sein, verstanden und bis jetzt wacker gelös't; er hält an einfachen und wahren Grundprinzipien fest, die er allenthalben klar durchleuchten läßt und aus den Fakten entwickelt; die Sucht, Exzentrizitäten politischer Partheiungen daraus abzuleiten, ist ihm fern. Seine Darstellung ist einfach und geschmackvoll. Es ist sehr zu wünschen, daß die Wissenschaft sich auf diesem Wege dem Volke immer näher ans Herz schmiege. —

*** Eine andre Unternehmung der Scheible'schen Buchhandlung: „Europa und seine Bewohner“ von K. B. Hoffmann, ist für eine größere Ausdehnung berechnet; wir können nach den vor uns liegenden 2 ersten Lieferungen noch kein anderes Urtheil darüber abgeben, als: daß uns scheine, der Herausgeber scheue keine Mühe, etwas Umfassendes und Gründliches zu Stande zu bringen. Wenigstens wird sich (in so fern wir die Anlage des Ganzen aus den 2 ersten Lieferungen bereits beurtheilen zu können glauben) ein vollständiger populärer Komplex aller in diesem Gebiet gemachten wissenschaftlichen Ausbeutungen herausstellen.

*** Wilhelm Burckhardt's „Leben Gebhard Lebrecht Blücher's“ (1ster Band, ebendaselbst) verdient empfohlen zu werden. Vorwärts ist auch für den Nichtpreußen ein großes Losungswort geworden. Der „Vorwärts“ ist ein Held des Volksbuchs, ein recht moderner „hörnener Siegfried;“ so unpartheiisch, wie ihn der obenbenannte Verfasser darstellte, prägt er sich durch einen Zauber, der noch stärker als der der Romantik wirkt — durch die Wahrheit — tiefer in die Herzen des Volkes.

*** Von „Napoleons Feldzug nach Rußland“ von Segur, übersetzt von Karl Courtin (Stuttgart, ebendaselbst), ist uns bis jetzt die erste Lieferung zugekommen. Ueber den Werth des Originals hat sich die öffentliche Meinung bereits ausgesprochen. Die Uebersetzung, welche in 4 Lieferungen erscheint, ist, wie sich erwarten ließ, treu und geschmackvoll.

*** Dieselbe Buchhandlung gibt jetzt auch Langbein's gesammelte Schriften in 60 Lieferungen (30 Bände) heraus. Zwei davon sind bis jetzt erschienen. Langbein war geraume Zeit lang von Vielen gern gelesen; ob sich diese Theilnahme des großen Publikums auch jetzt noch forterhalten wird, ist eine andre Frage. Nicht zu läugnen ist es jedenfalls, daß Langbein's fröhlicher, lockrer Humor und sein ungenirtes Wesen auch jetzt noch viele Freunde findet, und daß viele seiner Werke diess auch verdienen.

*** Preußens Vorzeit. Eine Lektüre zur Kenntniß vaterländischer Geschichte und zur Belebung patriotischen Sinnes. Im Verein mit mehreren Geschichtsfreunden herausgegeben von Dr. Fr. Reiche. 1. Jahrgang. 1. Heft. Glogau u. Leipzig. Karl Heymann. — Wenn in unsern Tagen überhaupt ein Versuch, die Historie zu popularisiren, unternommen werden soll, so kann man füglich kaum irgendwo anders einen passenderen Mittelpunkt für solche Bestrebungen suchen, als in Preußen, wo der Bürger mit Leib und Seele sich an Alles klammert, was das Vaterland angeht. Gleichwohl scheint uns das vorliegende Werk, das gewiß aus einer guten Absicht herstammt, in der Ausführung unzulänglich und verfehlt. Der Verfasser nahm das Volk für zu ungebildet, und stimmte sich bis auf einen Ton herab, der Anno 1835 fast läppisch klingt. Die Geschichte soll nie zur Fibel werden. — Von ganzem Herzen ist zu wünschen, daß der Herausgeber in der Folge eine höhere Richtung nehmen und die Anforderungen des Volkes, welches nicht mehr so kindisch ist, als man denkt, mit den Lehren der Geschichte in Einklang bringe.

*** Von Lewald's neuer Zeitschrift: Europa, Chronik der gebildeten Welt, sind bereits 2 Lieferungen erschienen. (Leipzig u. Stuttgart, Scheible's Verlagsexpedition.) Der Herausgeber hat sich augenscheinlich Form und Tendenz der französischen Revüen zum Muster genommen, und diese Absicht mit großem Takt zu realisiren verstanden. Mit jedem Hefte erscheinen 2 artistische und eine musikalische Beilage.

*** Bei Gerold in Wien erschien der erste Theil eines ästhetischen Lexikons, herausgegeben von Ig. Jeitteles; welches als Hand- und Hausbuch empfohlen zu werden verdient, da es in gedrängter Kürze und klarer einfacher Darstellung so ziemlich Alles, was für Jedermann in der Aesthetik wissenswürdig ist (Grundbegriffe und — ältere wie moderne — technische Ausdrücke), enthält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 171. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 22. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortsetzung.)

IV.

Mathilde F. an Laura H.

Deine Antwort ist durchduftet von den Rosen deiner Liebe.

Du hast Recht, ich bin nicht glücklich; aber ich war es, und nichts hat sich verändert, als ich selber und meine Ansicht der Dinge.

Ja, ich war glücklich, wenn ich zu Ball fuhr, und glücklich, wenn ich heimliche Almosen austheilte; glücklich, wenn ich eine Perlenschnur umhing und glücklich, wenn ich durch den Verkauf der alten eine Thränenperle im Auge des Unglücks trocknete. Ich sonnte mich im Reichthum meines Vaters, weil er jeden meiner Schritte mit behaglichem Schimmer umgab, alle meine Launen und Wünsche befriedigte, mich in Theater und Gesellschaften glänzen ließ, aber nicht weniger, weil er mir erlaubte, den schöneren und reineren Empfindungen meines Herzens nachzuhängen, weil er mich zur Wohlthäterin, und im Auge manches Bedrängten, zum rettenden Schutzengel erhob.

Die Zeit ist hin. Eigenes Nachdenken und eine furchtbar liebe Hand lösten mir die Binde eitler Täuschungen, die meine Stirn umflatterten. Ich sah den Abgrund des menschlichen Elends zu meinen Füßen, und aus bodenloser schwarzer Tiefe stieg ein ununterbrochener Weheruf zu mir empor. Dahinab, rief mein zürnender Engel, dahinab fallen deine Almosen, dahinab jene übermüthigen Spenden des Reichthums, die euer Herz kitzeln mit der grausamen Wollust eines Gefühls, welches eure Priester Lust am Wohlthun nennen und bis zum Himmel erheben und welches dem Herrn ein Abscheu und ein Greuel ist. Ja, eure Almosen sind dem Herrn ein Greuel, gleichwie euer Reichthum. Liebtet ihr Gott, so liebtet ihr eure Brüder; liebtet ihr eure Brüder, so würdet ihr nicht an goldner Tafel prassen, und euren Brüdern die abgenagten Knochen vor die Füße werfen. Gott und eure Brüder liebt ihr nicht und vergebens ist der letzte Prophet der Liebe auf die Welt gekommen. Mögt ihr dann Gott fürchten, wenn er am Tage des Gerichts in Donnerwettern herniederfährt.

Laura, meine geliebte Laura! Der Hall jener Worte pflanzt sich immer tiefer in mein Inneres fort, es ist ein plötzlicher schriller Ruf nach Feuer in der Nacht, er schreckt mein verzärteltes Dasein aus dem seidnen Ruhekissen auf und füllt meine Brust mit einem dunkeln, heftigen, schmerzlichen Gefühl der Mitleidenschaft für alles wirkliche und mögliche Unglück, das Ehrgeiz und Habsucht in der Welt anrichten.

Wo ich geh' und stehe, höre ich den Schrei des nackten Elends. Ich verdoppelte meine Wohlthaten, oder was ich so nannte, ich kämpfe mit meiner Eitelkeit, meiner Vergnügungssucht, die ich früher so wohl in Einklang brachte mit den Anforderungen meines mildthätigen Sinnes, ich bringe so manche Opfer, die mir wirklich als Opfer erscheinen, ich verzichte auf so manche kostspielige Kleinigkeiten der Mode, die ich wirklich ungern entbehre, ich habe sogar die diesjährige Badreise aufgegeben; aber mit allen beschwichtige

ich nicht die Stimme meines Gewissens, die so unaufhörlich fortmahnt und hindringt auf ein Größeres, daß ich mich — Laura, beklage mich — ich sehe mich ängstlich nach dem Punkte um, wo ich mir ein Herz fassen, und den Muth, den Trotz, die kalte Vernunft haben werde: bis hierher und nicht weiter! zu rufen.

Selbst im Schlafe werde ich verfolgt. Träume lassen mir keine Ruhe, ich sehe bittend aufgehobene Hände, blasse düsterschauende Familienväter, Mütter, die mir ihre vertrockneten Brüste zeigen — ich theile Geld, Speisen, Trostsprüche aus, ich werfe meine Ringe, Uhren, Diamanten in den Haufen, ich reiße mir den letzten Rubin aus den Haaren, und wenn ich alles Meinige verschenkt und ausgetheilt habe und sehe mich dann umringt, umseufzt wie vorher, so ergreift mich die Angst der Verzweiflung und ich schreie ihnen mit wilder Stimme zu: geht mit Gott, ich bin nicht Gott, wendet euch an den Schöpfer eures Daseins, Christus ist auch da, Gottes Sohn ist für euch gestorben, für die Armen ist er gestorben —

Ich wage nicht auszuschreiben, aber die Worte stehen mit feurigen Buchstaben an der Wand, und du könntest sehen, wie meine Lippen sie trostlos nachlispeln.

Ich fange an, den Reichthum für ein großes Unglück, ja in Augenblicken für ein Verbrechen zu halten. Ich verwünsche ihn, und dennoch — meine Phantasie kann sich nicht losreißen von den glänzenden Bildern, die in seinem Gefolge gehen. Ich fühle es wohl, er hat meines Vaters Herz verödet, das meinige verblendet und mit den Goldfäden der Eitelkeit und der Thorheit umsponnen. Ich zittre für mich und meinen Vater, ich verwünsche den Reichthum — aber das ist alles. Er hat mir nicht die Kraft zu einem ganzen großen Entschlusse übrig gelassen. Zwischen mir und dem Himmel gestellt, liegt er auf seiner goldenen Tatze zwischen mir und dem, der unter allen Wesen allein mir Glück und Seelenruhe wiederschenken könnte.

Meine Gedanken kehren auf die ungeschriebenen Worte zurück. Eine unsichtbare Hand scheint mir die Feder zu führen. Nein, Laura, Christus ist nicht für die Reichen gestorben, nur den Armen ist sein Blut am Kreuze herabgeträufelt, nur den Armen hat er die Pforten des Himmelreiches erschlossen — den Reichen nicht.

Wer hat mit ausdrücklichen Worten den Reichthum vom Himmelreiche abgeschieden? Er selber, Laura. Und nicht genug, eine tödtliche, zerschmetternde Wahrheit auszusprechen, fügt er ihr den erhabenen Spott einer lächerlichen Unmöglichkeit ihres Gegentheils hinzu. **Wahrlich,** redete er seine Jünger an, **wahrlich ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch, es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme.** (Schluß f.)

Das Geheimniß des Lebens.

(Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am Main.)

Von

Dr. A. Clemens.

> Das ist eben das wahre Geheimniß, das Allen vor Augen
> Liegt, euch ewig umgibt, aber von Keinem gesehn.
>
> Schiller.

„Der Wunder größtes ist, daß uns die wahren Wunder so alltäglich werden können!" Das ruft schon Lessing's Nathan mit treffender Wahrheit aus. — Das größte Wunder, das tiefste Geheimniß der Natur, das Leben, sehen wir täglich vor unsern Augen entstehen, sich fortbilden und, unserer schwachen Meinung nach, vergehen. Wir selbst, in dem Geheimnisse befangen, ohne darin eingeweiht zu sein, haben uns so daran gewöhnt, daß wir glauben, es müsse so sein, es läge so offenkundig da, das Geheimniß, und so süß ist sie uns geworden, diese freundliche Gewohnheit des Lebens, des Daseins und Wirkens, daß wir kaum nach dem Leben selbst fragen, kaum noch den verborgenen Quellen forschen mögen, aus welchen sich jener zauberische Strom durch das Reich des Alls ergießt.

Was ist Leben? — so fragt seit Jahrtausenden der Philosoph den Arzt. Was ist Leben? seit Jahrtausenden der Arzt den Philosophen. Aber Keiner hat noch den Andern befriedigt. Keiner wird je den Andern befriedigen können. Alle Spekulationen über den Begriff des Lebens haben uns noch zu keinem befriedigenden Resultate geführt. Aber wie überall, wo Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit sich einstellt, uns aus der Noth zu helfen, so auch hier. Man hat das unerklärbare Wesen, das in uns wirkt und schafft, gleich allen andern unerklärbaren Wesen, mit dem Namen Kraft belegt, und wie wir eine elektrische, eine galvanische, eine magnetische Kraft haben, so hat man uns auch eine Lebenskraft gegeben, durch die wir sind, durch die wir bestehen, durch die wir wirken und schaffen. Schade nur, daß wir so klug, als wir zuvor sind.

Was wissen wir von dieser Lebenskraft? Gerade so viel, als von den übrigen Kräften, d. h. so viel als Nichts. Was ist diese einfache, von uns angenommene Grundkraft anders, als nur eine dunkle Qualität, über deren Dasein und Wirkungsart, so wie über die Ursachen, warum sie sich bald als bildendes, bald als empfindendes, bald als bewegendes Princip äußert, die Naturforscher bisher keine Rechenschaft gegeben haben und geben konnten.

Aber die in's Dasein, in die Wirklichkeit tretenden Äußerungen jener Kraft vermögen wir doch eben so wie die der andern Kräfte zu erkennen! — Ja, was man so erkennen heißt! — Das Leben selbst, wie es in den Bereich unserer Sinne tritt, ist selbst schon Erscheinung, ist selbst schon Äußerung jener unerforschlichen Lebenskraft. Leben kann bestehen, ohne daß es erscheint, es kann noch fortdauern, wenn es uns nicht mehr erscheint. Im Scheintode äußert sich das Leben nicht mehr und doch vermögen wir oft die Äußerungen desselben zurückzuführen. Der gelähmte Arm hat die Bewegung, eine seiner Lebensäußerungen, verloren, aber hat er deshalb zu leben aufgehört, kann ihm Leben abgesprochen werden, da seine sichtbare Bauart und Mischung nicht die geringste Veränderung erleidet? Der Epilepsie und

das Räderthier können Jahrelang im Trocknen liegen und für todt gelten. Ein einziger Tropfen Essig oder Wasser vermag sie wieder in's Leben zurückzurufen. Den Fadenwurm kann man Wochenlang aufhängen, an der Sonne trocknen, wie einen dünnen Strohhalm zusammenschrumpfen lassen und legt man ihn wieder in's Wasser, so wird er binnen einer halben Stunde völlig lebendig. Das Moos, abgerissen von der nährenden Brust der Erde, verwelkt und vertrocknet, erhält durch einige Wassertropfen Farbe und Leben wieder. Die Pflanze, die im Winter erstarrt und erst mit dem Frühling wieder zu leben beginnt, war sie in dieser Zeit todt zu nennen? Hat sich nicht die Lebenskraft bei ihr blos verborgen gehalten, ohne in das Gebiet unserer Erkenntniß zu treten? —

Als unzertrennliche Begleiterin des Lebens sehen wir überall auf der Erde: Organisation. Ohne Leben keine Organisation, ohne Organisation kein Leben. Bildung zu einem zweckmäßigen Ganzen, in welchem jeder Theil zum Besten und Gedeihen dieses Ganzen mitwirkt, ist die erste Äußerung jener unsern Augen verborgenen Lebenskraft und der Charakter der Organisation überhaupt. Wo wir diese — organische — Bildung sehen, hat demnach die Entwickelung jener Kraft schon begonnen. Die Kristallisationen der unorganischen Welt, die manche phantasiereiche Naturphilosophen in das Reich des Lebens zu ziehen streben, sind troz ihrer beständigen Regelmäßigkeit, keineswegs Erzeugnisse einer lebendigen Grundkraft, denn sie bilden ein zwar regelmäßiges, aber kein zweckmäßiges Ganze. Sie sind nur Produkte chemischer Wahlverwandtschaften, wachsen nur von außen, während die belebten Organismen durch innere Kraft zunehmen.

Bildung eines zweckmäßigen Ganzen, in welchem die Bedingungen zu seiner Fortdauer selbst liegen, ist demnach die erste und allgemeinste Äußerung der Lebenskraft. In welchen mannichfachen Gestaltungen sich auch dieser Schaffungstrieb gefallen mag — Erzeugen bleibt sein erstes Beginnen, Bilden, Schaffen, Gestalten seine erste Äußerung. Das sehen wir, das belauschen wir so zu sagen am Keime, den wir zur lebendigen Fortbildung der mütterlichen Erde anvertrauen. Aber wie wirkt diese Kraft? — Warum verwes't der Keim in der feuchten, warmen Erde nicht? Warum entwickelt sich unter diesen der Gährung so günstigen Umständen vielmehr ein frisches, ein neues Leben aus ihm? — Ach, wir wissen es nicht! Alles, was wir arme Sterbliche thun konnten, war auch dieser Kraft einen besondern Namen zu geben und sie: bildende Kraft, Bildungstrieb zu benennen.

Alle lebendigen Gestaltungen lassen sich in zwei Abtheilungen bringen, die sehr gesondert einander gegenüber stehen, durch ausgezeichnete Merkmale von einander getrennt sind, oft in einander überzugehen, oft ihre unterscheidenden Kennzeichen gegen einander auszutauschen scheinen. Pflanze und Thier, Jeder unterscheidet sie beim ersten Anblicke, und doch bringt der allgemeine, alle Individuen unter sich begreifende Unterscheidungscharakter den philosophischen Naturforscher in Verlegenheit. Das Thier wirkt auf äußere Reize zurück — sagt man — die Pflanze nicht. Warum bewegt sich aber der Heliotrop nach der Sonne, warum zieht die Sensitive bei der Berührung ihre Blätter zusammen? Warum öffnet die Nachtviole nur dem Abend ihren Busen und verbirgt ihren balsamischen Duft vor den unbescheidenen Strahlen der Sonne. Aber das Thier bewegt sich doch nach Willkühr, die Pflanze nicht! — Auch hier stoßen wir wieder auf Ausnahmen, die uns in Verlegenheit sezen. Es gibt Thiere, die ihren Ort nicht verandern, die große Meermichel, der Kieferwurm, die Auster. Dagegen kennt man Wasserpflanzen, die ihn wirklich verändern, wollte man auch die Ortsveränderung so mancher kriechenden Gewächse übersehen. —

Das Vermögen zu empfinden, d. h. durch äußere Eindrücke nicht blos erregt, sondern auch dieser Eindrücke sich bewußt zu werden, ist wohl das unterscheidendste Merkmal zwischen Thier und Pflanze. Die Sensitive zieht sich wohl auf einen äußern Reiz zusammen; aber sie wird sich dieses äußern Reizes nicht bewußt. So ist auch der todte Muskel noch empfindlich und zieht sich auf den galvanischen Reiz zusammen; aber Empfindung als das Bewußtsein, das vom Gehirne ausgeht, fehlt ihm gänzlich. Dieses Empfindungsvermögen, das in den niedrigen Thierklassen nur als eine dunkle Vorstellung des eignen Ich vorhanden ist, steigert sich in den höhern zum Anschauungs-, Erkennungs- und Begehrungsvermögen, bis es endlich im Menschen, der das größte Gehirn im Verhaltnisse zu seinen Nerven hat, in seiner allseitigsten Entwickelung sich entfaltet, und ihn mit der Außenwelt durch Hülfe seiner vollkommenen Sinne in Verbindung sezt. (Schluß folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Schluß.)

Nun stellt sich aber eine große Verschiedenheit der Meinungen ein. Ist der Bourgeois verheirathet, so schlägt die Bourgeoise vor, nach Bercy zu gehen, denn sie hat gerade Appetit zu guten Matelottes; unterhält er eine Maitresse, welche den Tanz leidenschaftlich liebt, so will die nach dem Ranelagh vor dem Thore von Passy; hat er Kinder, so meint die alteste Tochter, es ginge vor dem Thore von Auteuil auf dem Tanzplaz anständiger her, weil die Ladendiener aus der Nachbarschaft alle dahinkommen, und der jüngste Sohn will mit der Bonne nach dem Bois de Boulogne, weil er vor 8 Tagen dort die besten Lebkuchen geschmauset hat. Wir sehen, daß die meisten Stimmen sich gegen das Bois de Boulogne hinneigen und man kommt endlich überein, den Ranelagh zum Ziel der heutigen Promenade zu wählen.

Unser Bourgeois geht also diesen Sonntag nach dem Ranelagh im Bois de Boulogne, wofern ihn nicht eins jener vaguen Vorgefühle, die sich weiter nicht definiren lassen, nach dem andern Ufer der Seine, etwa nach Meudon, Fleury oder Ville d'Avry hinziehet, wo schattige Wälder und lachende Fernsichten einen angenehmen Nachmittag versprechen. Auch mag er vielleicht seinen Entschluß ändern, weil er nach der Ile Saint Denis gehen will, welche sich durch ländliche Frische und Kühle, besonders aber durch die Schwimmpartien empfiehlt, welche dort ohne Verlezung der Zucht und Sitte zu gleicher Zeit von beiden Geschlechtern veranstaltet werden; vielleicht hegt er wegen seines ernsthaften Temperaments oder der melancholischen Stimmung, worin er sich gerade befindet, eine Vorliebe für einsam gelegene Orte und ziehet es daher vor, eine Fahrt nach dem herrlichen Thale von Jouy zu machen oder mit einem Buche in der Hand an den romantischen Ufern der Bievre auf und abzuwandeln; ja vielleicht geräth er gar am Ende in die Versuchung, eine Pilgerfahrt nach dem Mont Calvaire oder Mont Valérien zu veranstalten und dort vor dem steinernen gekreuzigten Heilande andächtig hinzuknieen; — eine Grille, die indeß heute wenig mehr gang und gäbe ist und immer mehr aus der Mode kommt, zum großen Nachtheil derjenigen, welche en gros und en detail mit eisern-

beinernen Muttergottesbildern, Wachskerzen und Rosenkränzen handeln.

Sollen wir unseren Bourgeois auch noch begleiten auf alle Dulten und Jahrmärkte, welche im Lauf des Jahrs in regelmäßig wiederkehrenden Zeitläuften in den naheliegenden Ortschaften um Paris herum gehalten werden und deren Lärm und Getöse selbst noch in einigen Stadttheilen von Paris Widerhall findet? Sollen wir ihn begleiten nach Saint Germain am Tage der Foire des Loges, nach Vincennes, nach Saint Cloud an den Tagen jener berühmten Jahrmarktsfestlichkeiten, an denen eine so unendliche Masse von Cabriolets, Fiakers, Coucou's und sonstige Karren requirirt und so viele Kindertrompeten, Ratschen und Trommeln in Bewegung gesetzt werden? Nein, lassen wir den Bourgeois ruhig und allein sich herumtreiben in dem Gedränge und Getümmel einer wogenden Volksmasse, lassen wir ihn immerhin sich betäuben im Genuß einer ausgelassenen Fröhlichkeit, deren hauptsächlichster elementarischer Bestandtheil tobender Lärm ist; begnügen wir uns, blos noch zu bemerken, daß unser Bourgeois sich auf seiner Promenade stets weidlich vergnügt und daher nicht ermangelt, sie jedes Jahr zu wiederholen.

Schlüßlich haben wir noch Einiges über den Charakter, die Sitten und die Freuden der Aristokratie unter der kleinen Bourgeoisie zu sagen. Seitdem nämlich ein Theil der verehrlichen Krämerschaft Wähler und hoffähig geworden ist, fühlt dieser auch seine größere Wichtigkeit, da es ja doch nicht unmöglich ist, daß er nicht eben so wichtig und mächtig werde, als die stolzen adligen Familien Frankreichs von Ludwig XI. Darum hat dieser Theil der Bourgeoisie auch neue Gewohnheiten, neue Sitten angenommen, welche mehr im Verhältniß zu seiner neuen Existenz stehen; er hält es nicht mehr für angemessen, auf den Jahrmarkt nach Saint Cloud zu reisen, eine Eselsparthie in Montmorency zu machen oder mit seiner Frau und Tochter auf den Tanzplatz des Ranelagh zu gehen. Als potenzirter Kleinbürger kann er sich nun zwar noch kein prächtiges Schloß mit Park und Privilegien kaufen; aber er miethet sich in Ermangelung und Erwartung desselben zwei kleine Zimmer in Belleville oder Saint Maure, welche er „ma campagne" nennt und welche die Saison über von Madame bewohnt und von Monsieur blos Sonntags besucht werden. Dies bezeichnet einen charakteristischen Fortschritt und der Pariser Schnittwaaren-Händler von heutzutage steht über dem Schnittwaaren-Händler von ehemals ebenso hoch, als die jetzige Gondole accélérée über der alten klassischen Coucou.

Im Winter gibt die kleine Bourgeoisie Sonntags auch kleine Soirees, wo zwar noch nicht wie bei uns Thee getrunken, aber doch Clavier gespielt wird; denn in neueren Zeiten fängt auch der Kunstdilettantismus unter der Bürgerklasse in Frankreich zu wuchern an, sie ist nicht mehr mit den Weisen der Orgeldreher und öffentlichen Leierkasten zufrieden, sondern die älteste Tochter muß den Walzer des Herzogs von Reichstadt spielen und eine Romanze singen lernen, damit die Mutter den Takt dazu schlagen kann. Dieser kleinbürgerliche Kunstsinn wäre nun zwar an und für sich ganz löblich und statthaft; aber er hat zugleich noch eine andere ganz unlöbliche und unstatthafte Manie hervorgerufen, nämlich die Manie, sich malen zu lassen. Wenn man die große Masse von bürgerlichen Porträts siehet, welche schockweis aus den Ateliers der zahllosen hiesigen Porträtmaler hervorgehen und größten Theils von der kleinen Bourgeoisie bestellt werden, so muß man glauben, daß jeder Nationalgardist aus dem Stadtviertel Saint Denis sich für verpflichtet hält, seine Züge und die Züge der Seinigen der kommenden Nachwelt zu überliefern. Denn gewöhnlich läßt sich der Mercier mit seiner Familie auf einer und derselben Leinwand malen; sich selbst als Nationalgardist, seine Frau in ihrem rothen Staatskleid; der größte Sohn, die kleinste Tochter, die Katze und der Papagei machen die Familie auf dem Bilde vollzählig. Von der Masse schlechter Porträts, welche jährlich den Salon überschwemmen, riechen wenigstens zwei Drittheile nach Kandiszucker und Syrop.

B u n t e s.

⁂ Ein Prozeß eigenthümlicher Art erregte kürzlich in Paris einiges Aufsehen. Es erhob sich nämlich zwischen der Gräfin Kersausie und mehren Gliedern der Familie Latour d'Auvergne-Lauraguais die Streitfrage: welche von beiden Partheien das Herz Theophile Malo Corret de Latour-d'Auvergne besitzen sollte, dessen Beiname: der erste Grenadier Frankreichs, zum Volksspruch geworden ist. — Der Gerichtshof dekretirte, daß der General Graf von Latour-d'Auvergne und sein Sohn Melchior die Urne, welche das tapfere Herz umschließt, der Gräfin Kersausie zurückzuerstatten habe.

⁂ In Abbburnham (in d. verein. Staaten), so wie in Charlestown, haben sich kürzlich Vereine zur Abschaffung der Sklaverei gebildet.

⁂ Die Malibran feiert in London Triumphe über Triumphe; als Lenore im Fidelio (kein geringer Sprung von Bellini's „Sonnambula" zum „Fidelio"!) riß sie namentlich im 2ten Akt in der Kerkerscene Alles zu Bewunderung hin.

⁂ Shakespeare's Vermögensumstände. Nach Berechnungen Collier's, welchem die Einsicht in eine Menge alter Dokumente gestattet wurde, die dem Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth, später Großkanzler unter Jakob I., Lord Ellesmere, zugehörten, — beliefen sich Shakespeare's jährliche Revenüen in seiner Epoche, als er beinahe alle seine Meisterwerke schrieb, auf wenigstens 300 Pfd. St., ein Einkommen, welches in jener Zeit einen ebenso großen relativen Werth hatte, als heut zu Tage 1500 Pfd. St. (37,500 Francs, 15,000 fl.) Ueber Shakespeare's Stellung im bürgerlichen Leben gibt folgende Stelle aus einem Briefe Henri Southampton's an Lord Ellesmere Aufschluß; er spricht darin von Shakespeare als einem Manne, welcher nicht minder Begünstigung verdiene, als Burbadge, der englische Roscius; „Shakespeare ist," fügt Southampton hinzu, „mein intimer Freund, ein geschätzter Schauspieler der Gesellschaft, Aktionär des Theaters, Verfasser von einigen unsrer besten englischen Dramen, und stand — wie Sie wohl wissen — weiland in besondrer Gunst bei der Königin Elisabeth, als die Schauspieler zu Weihnachten und Ostern am dem Hofe spielten." Nach seinem Abgang von der Bühne kaufte sich Shakespeare in seiner Vaterstadt Stratford an, und lebte dort ohne ferner irgend ein Manuskript nach London an seine Freunde beim Theater zu senden, oder sonst Gewinn daraus zu ziehen; — Beweis genug, daß er sich ein angemessenes Vermögen erworben hatte, um in seiner Abgeschiedenheit sorglos leben zu können.

⁂ Bei den Ausgrabungen, die man im vorigen Jahre auf der Insel Candia vornahm, fand man einen prächtigen Sarkophag, welchen der Admiral Pulteney Malcolm der Universität Cambridge schickte. Er ist aus parischem Marmor, und mißt mehr als 7 Fuß in der Länge; man fand ihn — in mehre Stücke zerbrochen, auf einem Felde von Ano-Basile — sechs oder acht engl. Meilen von Viano. Der bekannte Bildhauer Chantrey erhielt den Auftrag, das kostbare Monument zu restauriren, und entledigte sich desselben mit Geschick und Glück. Die Hautreliefs an demselben stellen die Rückkunft des Bacchus aus Indien vor; bekanntlich rühmte sich Kreta, das Vaterland dieses Gottes zu sein, dem zu Ehren es Orgien feierte.

⁂ Elementarunterricht in England. 1,200,000 Kinder besuchen täglich die öffentlichen Schulen Englands, die Zöglinge der Universität und die der Sonntagsschule natürlich nicht eingerechnet. Bedenkt man, daß es 4,000,000 Kinder unter 15 Jahren in England gibt, und rechnet man von dieser Summe eine halbe Million von Kindern unter 2 Jahren und ebensoviel für jene ab, die Privatunterricht zu Hause genießen, so müßten demnach 3,000,000 Kinder die öffentlichen Schulen besuchen; die Hälfte der englischen Jugend findet also in den öffentlichen Schulen den Unterricht nicht, worauf sie doch Recht und Anspruch hätte. Die Sonntagsschulen zählen dagegen 631,000 erwachsene Besucher.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 172. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 23. Juli.

Das goldene Kalb.*

Von L. Wienbarg.

(Schluß.)

Die Deutelei unserer Geistlichen beruhigt mich nicht. Sie predigen nicht mehr das Evangelium vom Berge. Ihre Kanzeln und Beichtstühle sind eingeklemmt in den traurigen Spalt der Gesellschaft. Sie sind nur in dem Sinn christliche Priester, in welchem auch die bürgerliche Gesellschaft sich eine christliche nennt. Sie heiligen das Unheilige, den Zustand der Ungleichheit, den Christus verdammte. Die frömmsten predigen den Glauben an Christus, Vornehmen und Reichen; wollten sie aber predigen, was Christus geglaubt, gehofft und bezweckt, so würde ihnen die Kirche verschlossen. Sie eifern gegen übertriebenen Erwerb. Daran kehrt sich Niemand. Den übertriebenen Besitz lassen sie in Ruhe. Und mehr verlangen die Reichen nicht. Daß der Besitz, der bloße Besitz einer Million, eines Goldklumpens, dessen stupide Macht tausend und abertausend Menschen, unsterbliche, und wie sie sagen, durch Christus erlösete Wesen, nothwendig zu Sclaven meines Willens, auch meines besten, herabwürdigt, dieses was ich dunkel als Verbrechen an Gott und Menschen ahne, scheint in den Augen unserer Geistlichen keine Störung der christlichen Freiheit und Gleichheit zu verursachen. Daß Christus den reichen Jüngling, der die Ehe nicht brach, Vater und Mutter ehrte, und selbst das Höchste aller Gebote, die Nächstenliebe, wohl zu kennen und auszuüben vorgab, daß Christus diesen Jüngling ironisch aufforderte zu einem Äußersten der Vollkommenheit, zum Verkaufe seiner Güter, diese Ironie scheint den Boten und Verkündigern Christi zu dunkel zu sein, obgleich sie wie ein Sonnenstrahl in den Grund seiner Ansicht hinabfällt. Sie verstehen es nicht, oder wollen es nicht verstehen, daß ihm Christus sagte, du wähnst gottgefällig und tugendhaft zu leben und bist reich? du strebst nach größerer Vollkommenheit und hast noch nicht den ersten Schritt gethan? Weißt du, wohin dieser führt? Gehe hin, verkaufe was du hast und gib's den Armen.

Warum verbergen sie den reichen Jünglingen und Mädchen, denen sie in der Vorbereitung zur Confirmation den Weg zur Seligkeit zeigen sollen, was Christus dem reichen Jüngling nicht verbarg? Warum haben sie's mir verschwiegen, daß Reiche schwerlich selig werden, daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Warum hat keiner mein Gewissen aufgescheucht und den siedendheißen Tropfen der Verdammungsworte Christi mir auf die Seele geträufelt, als ich noch jung und rein und muthig war? Nun verzehrt mich der Tropfen, ohne mich zu läutern.

Auf die Länge ertrage ich diesen Zustand nicht. Zuweilen dämmert ein Wunsch, ein Gedanke in mir auf, den ich kaum dir mitzutheilen wage. Ich sehe wie im Traum ein freundliches Haus am Abhange hoher Felsen, ich sehe ein junges Weib, das vor der Thür ein reinlich karges Mahl bereitet, ein Mahl der heiligen Armuth und festlich aussehend wie ein heiliges Abendmahl, und ich sehe einen Mann, einen blühendkräftigen Jüngling, der mit der Flinte über dem Rücken

die Felsen herabsteigt und dem das Weib entgegenlächelt und sie hat meine Züge im Lächeln, nur daß sie glücklicher — —

Ich breche ab. Behalte lieb im Glück und Unglück

Deine Mathilde.

Mathilde F. an Laura H.

Vater zwingt mich zur Entscheidung. Ich habe mich entschieden. Denke nicht an einen Gemsensprung der Verzweiflung. Ich habe mit Ruhe den besten Theil für mich erwählt. Mein Lieblingsstern flüstert mir vom Himmel zu, daß ich noch glücklich werden kann. Nun alles vorüber, sind die zerrissenen Saiten meines Gemüths zur größtmöglichsten Ruhe vereinigt. Ich darf nicht ausführlicher und deutlicher sein. Bete für Deine

Mathilde.

Karl B. an Mathilde F.

Neun Uhr Morgens.

Ich schreibe an Sie, ehe ich zu Ihnen gehe; denn ich zweifle, daß uns in der heutigen Gesellschaft ein freier Augenblick zu Gebot stehen wird. Ich beschwöre Sie, gefaßt und ruhig zu sein und sich besonders in dem Augenblicke, wo Ihr Vater Sie als Braut des Grafen P. feierlich den Anwesenden vorstellt, nicht der Heftigkeit Ihrer Gefühle hinzugeben. Bauen Sie auf meine Liebe. Wiederholen Sie sich die Worte, deren Zeugen jene Nacht und Ihre Lieblingsbuche. Erblicken Sie mich wieder, wie ich weinend Ihre Kniee umfaßte und Ihr göttliches Vertrauen zu mir mit dem ewigen Schwur gänzlicher Hingebung schwach belohnte. Ich zweifle nicht am Gelingen. Das Schiff fährt übermorgen. Näheres Morgen früh 11 Uhr in der Kunstausstellung.

Ich ergreife noch einmal die Feder. Mein Herz schlägt ruhig bei dem Gedanken, daß mich die Welt und Ihr Vater für einen gemeinen Verführer halten werden. Mag das Geheimniß unsers außerordentlichen Verhältnisses ihr ewig ein Geheimniß bleiben. Für sie gibt es keine Aufklärungen der Art, sie würde aus unserm offenen Bekenntnisse wie aus einem Runenstein nur ihre schlechten Gedanken herauslesen. Wie kann sie begreifen, daß ein Mädchen eine beneidet glänzende Lage aufgibt, um ihrem Verführer in Armuth und Entbehrung zu folgen, anders als aus leidenschaftlich blinder Liebesbefangenheit und durch Verlokkung und Bezauberung eines Mannes. Und wenn sie in der Kirche das Abendmahl darauf nähme, daß sie den äußersten Schritt gethan zur Rettung und Beruhigung ihrer Seele und ihres geistigen Lebens, so würden neun und neunzig fromme Christen ungläubig staunen und vielleicht nur ein Einziger von hundert die Möglichkeit eines solchen Entschlusses in seiner Brust wiederfinden. Also die Welt beunruhigt mich nicht; denn ich bin gewohnt, allein vor Gott und meinem Gewissen zu handeln. Aber ich beschwöre Sie, einzig geliebte Mathilde, bei diesem Gott, der das ruhige Gewissen in Schutz nimmt und in die gesunkene verleumderische Welt still und heiter hineinlächeln läßt, Ihren Entschluß noch einmal ruhig zu überdenken, und die Folgen auf den Probierstein Ihrer Kräfte zu legen: Namentlich wiederhole ich Ihnen, daß wir, wenn wir auch nichts entbehren werden, was zur Lebensnothdurft gehört, doch in eine äußere Lage treten, wo nichts Sie an Ihr jetziges Verhältniß erinnert. Ich bin so arm wie meine Nachbarn, der Sohn eines Hirten und Jägers, und entschlossen, wie mein Vater im Schweiße meines Angesichts mein Brod zu essen. Froh, die geringe zufällige Erbschaft, die ich gethan, täglich schmelzen zu sehen, werde ich den letzten Thaler, den ich mitbringe in den Wasserfall des Glommen werfen, der das Dach meiner väterlichen Hütte mit Schaum bespritzt. Folgern Sie noch einmal daraus Ihre Stellung, als meine Gattin. — Mathilde, wenn Du Dich an meiner Seite unglücklich fühltest, wenn Deine gegenwärtige Stimmung nur eine flüchtig gereizte und dann im fernsten Norden unter den einsamen Geistern der wilden Natur der Geist der Gesellschaft, die Du verläßt, in Dir erwachte und Du mit Mißbehagen und geheimer Verachtung — Mathilde mache Dich nicht so unglücklich und mich nicht wahnsinnig.

Dein Karl.

Mathilde F. an Karl B.

Sechs Uhr Abends.

Du siehst, Deine Furcht war ungegründet. Noch ungegründeter ist die andere. Du wirst den Morgen nicht erleben, an dem meine ppe stumm sein wird, um Gott für den mir gesandten Schutzgeist zu danken. Morgen früh also, 12 Uhr.

Ewig die Deine.

Acht Tage später, dazwischen ein vermißter Brief an Laura H.

Mathilde F. an Laura H.

Alles ist verloren. Widrige Winde verhinderten unsere Abreise von Cuxhafen — er ist in der See und ich — ich bin eine gemißhandelte Gefangene im Hause meines Vaters, versteckt, brütend, thränenlos, zweifelnd und verzweifelnd. Komm herüber.

M.

Nachschrift.

Das Schiff, das der Kapitain Lundström führte und auf dem sich der junge Norweger befand, erreichte seine Bestimmung nicht, und ist verschollen. Die unglückliche Mutter des Kapitains, die in H. wohnt, erzählte mir noch gestern, daß sich bis jetzt auch nicht die geringste Spur von Mann und Ladung aufgefunden.

Das Geheimniß des Lebens.

(Schluß.)

Auch für diese Äußerung der Lebenskraft haben wir einen besondern Namen und nennen sie Sensibilität, Empfindungsvermögen. Aber wie es zugeht, daß die Außenwelt im Innern aufgenommen wird, daß der äußere Gegenstand sein Bild auf die Nervenhaut des Auges wirft, daß es daselbst empfangen, dem Gehirne zugeführt und dort, zum Bewußtsein gelangend, eine Idee erzeugt, — über diesen wunderbarsten aller Prozesse haben wir zwar eine erstaunliche Menge von Hypothesen, aber leider — keine Gewißheit.

Nicht blos zum Empfangen der Außenwelt ist der Mensch bestimmt; er soll auch zurückwirken auf die Außenwelt und lebendig in sie eingreifen, sie für sich und nach eigner Willkühr modifiziren und gestalten. Hier treffen wir auf eine neue Reihe merkwürdiger Lebenserscheinungen, die wir unter dem allgemeinen Namen des Wirkungsvermögens begreifen. Eine andere Gattung von Nerven, als die Sinnesnerven, die Bewegungsnerven, spielen hier eine Hauptrolle. Der Wille wirkt auf den Nerv, der Nerv auf den Muskel, und was wir uns zu thun vorgenommen, ist mit Blitzesschnelle vollbracht. Aber wie erzeugt sich diese geistige Willenskraft in den materiellen Räumen des Gehirns, wie wirkt sie auf den Nerv, wie dieser auf den Muskel, um das eigenthümliche Leben dieses letztern zu erregen und den Befehl der Seele zu vollziehen? Und wo wohnt dieses geistige Prinzip in uns, lebt es überall oder hat es zum Wohnsitze blos das Gehirn erkoren? Baut die Seele ihren Körper oder erzeugt der Körper seine Seele? Ist Seele die Lebenskraft selbst, wie manche Physiologen behaupten oder sind beide Kräfte wesentlich von einander verschieden, wie andre meinen? Arme, arme Sterbliche, die wir ewig in den Kreis der Erscheinungen gebannt, auch nicht den kleinsten Grund aller dieser Erscheinungen mit dem geringsten Grade von Gewißheit angeben können, die wir Hypothesen auf Hypothesen häufen und über das Studium der Erklärungen die beste Zeit unsers Lebens verschwenden, ohne auch um einen Gran weiser geworden zu sein.

In diesen drei Reihen von Erscheinungen, deren entfernte und nähere Ursache uns also ein ewiges Dunkel verhüllt, im Bildungs-, Empfindungs- und Wirkungsvermögen äußert sich demnach das Leben. Wo wir Leben erblicken, es sei in der Pflanzen- oder Thierwelt, hat die erste dieser Kräfte, die schaffende, schon begonnen und setzt sich fort durch Wachsthum und Ernährung, und zeigt sich als wiedererzeugende, reproducirende Kraft, wenn irgend eine, zu überwindende Schädlichkeit den Organismus beeinträchtigte. Die beiden andern Lebenserscheinungen erblicken wir nur in der animalischen Welt und beide um so entfalteter, je höher die Stufe ist, welche das Thier einnimmt, so daß im Menschen, als dem uns bekannten vollkommensten Organismus, das Empfindungs- und Wirkungsvermögen, als die ausgebildetsten erscheinen. Beide stehen im umgekehrten Verhältnisse zur Reproductionskraft, so daß diese in ihrer größten Ausbildung nur da erscheint, wo Empfindungs- und Wirkungsvermögen nur noch in kümmerlichen Überresten vorhanden sind, also in den niedern Thierklassen und zumal in den Pflanzenthieren. Man kann die Schnecke in verschiedene Stücke zerschneiden und jeder einzelne Theil lebt noch fort. Man kann den Polypen wie einen Handschuh umkehren, die innere Fläche wird zur äußeren und das Thier lebt fort. Je zusammengesetzter aber der Organismus wird, destomehr tritt die Reproductionskraft in den Hintergrund, um die beiden andern in die erste Stelle treten zu lassen, bis denn in dem geistig entwickelten d. h. cultivirten Menschen auch das Wirkungsvermögen, als Muskelkraft betrachtet zurückweicht und nur das Empfindungsvermögen, als das entwickeltste, edelste, menschlichste den höchsten Rang behauptet.

Wo Leben, auch in dem kleinsten Punkte, herrscht, da zeigt sich Organisation. Den Inbegriff dieser selbstthätigen Organisation nennen wir Organismus. Wo also Leben sich äußert, da hat sich eine organisirte, sich durch eigne Kraft erhaltende Individualität von dem All losgerissen und steht als freies, selbstständiges, mit dem All in Wechselwirkung tretendes Wesen da. Wie es entstanden, das ist des Lebens großes Geheimniß, daß es entstanden, liegt in dem Bereiche unsres Erkenntnißvermögens. Leben selbst heißt also von den todten Kräften des Alls verschieden sein. Leben ist der Unterschied zwischen Individuum und All, zwischen dem einzelnen Wesen und der ganzen Natur, zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos. Von den todten Kräften der Natur hat sich das Leben selbstthätig hervorgerungen, selbstständig tritt es ihnen entgegen und überwindet ihren oft schädlichen Einfluß mit siegender Kraft, bis endlich jene geheimnißvolle Grundkraft entweicht, mit ihrem Erlöschen die Außenwelt über sein lebendiges Wirkungsvermögen den Sieg davon trägt und das große Geheimniß aufhört, um — einem noch größern Platz zu machen.

Die griechischen Frauen.

Von Victor Lenz.

1.

Wieland meinte, wenn er den schönsten Mann zu wählen hätte, würde er ihn in Sparta, die schönste Frau aber nur in Persien suchen, wo Alles für die Erzeugung und Veredlung der Form gethan worden. Ich bin nicht dieser Meinung, vielmehr halte ich die Römerin für die schönste, die Griechin für die angenehmste und die Asiatin bis zum Paradies von Cirkassien nur für ein schwaches Mittelding von beiden.

Die Römerin ist eine majestätische, die Perserin eine hinfällige, aber die Griechin eine seelenvolle, geistige Schönheit. Wenn ich Praxiteles wäre oder Canova, ich würde jene zum Modell einer Juno, diese zu dem einer Venus vulgivaga und die letztre zur edlen, gefühlvollen und denkenden Pallas Athene wählen. In dem zarten, liebevollen Wesen einer Griechin, in ihren großen, blauen, transparenten Augen, in ihrer idealen, rundlichen und Empfindung athmenden Büste, fand ich allein, was ich in zehen Jahren vergeblich auf unsrem Continente suchte, das möglicherweise durch die Verhältnisse zu ergänzende Ebenbild der philosophischen Lais, oder wenn ihr lieber wollt, das Conterfei der viel verkannten unsterblichen Aspasia.

Gebt den griechischen Frauen, die jetzt in den Bergen von Maina, am Kithären, am Pindus und in Arkadien, die auf den cikladischen Inseln oder auf dem alten Lesbos, auf Samos, Cypern und Candia wohnen, gebt ihnen die Zeit des Perikles und die Kunst und Wissenschaft zurück, und ihr werdet sie noch heute zugleich als Göttinnen der Liebe und als Vertreterinnen der Weisheit sehn, die die Zügel der Regierung mit ihren Männern führen.

Ich lasse mich gern von Weibern bestechen und zu Schwachheiten verleiten. Wenn es aber darauf ankommt, unter ihnen eine Wahl zu treffen, so habe ich ein sicheres Mittel, das mich vor dem Fehler des Paris bewahrt: Ich

will nicht heirathen. Ich will keine Frau, ich will die Frauen. Und wenn mir eine persische Odaliske die schönste Houri aus Mahomeds Himmel verspräche, der goldene Apfel bliebe der Griechin.

Die Griechin unterscheidet sich nicht nur von der Italiänerin und Orientalin durch ihr seelenvolles, herzinniges Wesen, durch ihren Verstand und ihr Talent, nein, sie unterscheidet sich auch durch ihre Häuslichkeit, Mutterliebe und stille, weibliche, deutsche Zurückgezogenheit. Wenn man ihre Kleidung und ihre stärker geprägten Züge vergißt, wird man sich in ihrer Nähe gar leicht an den Zauber von Hermann's Töchtern erinnern und je zuweilen sogar ihre reizende, liebevolle Schwärmerei, ihre poetische Melancholie und, der Himmel weiß, was sonst noch, zu entdecken glauben. Hätte ihnen die dreihundertjährige Barbarei nicht die Freiheit geraubt, wir sähen sie ebenso wohl als femmes du monde, wie wir sie als Heldinnen sahen.

Die Perserin ist feig, die Römerin bigott, die Griechin hingebend und unerschrocken. Ich beweise euch aus der letzten Revolution, daß es noch Spartanerinnen gibt, die ihre Söhne nicht beweinten, welche für die Freiheit fielen, und an der Seite ihrer Männer fochten. Ich erinnere euch an die Heldinnen von Suli, von Missolunghi, von Korinth, von Hydra, von Samos, von Scio, von Cypern. Nie hat die alte Geschichte erhebendere Beispiele von Aufopferung, Tugend und Patriotismus geliefert. Und das waren keine Frauen, die Solon's und Lykurg's Gesetzgebung erzogen und die Philosophie des Socrates und die Poesie des Homer gebildet hatte, sondern unwissende Kinder des Gebirgs, in denen die Liebe wohnte und ein Gedanke für Menschenrechte aufgegangen war. Ich frage, in welchem andrem Lande hatte der rohe Mensch, der wilde Sohn der Natur unter den damaligen politischen und moralischen Verhältnissen so viel und so Großes bewirkt? Der klassische Instinkt, der Geist der Vorzeit muß die Menschen geleitet haben, der Geist der Heldenweiblichkeit.

Wir finden in der römischen Geschichte schönere Beispiele von Frauentugend, als in der griechischen. Die Republik hatte Lukretien und Virginien, als sie einen Brutus, Fabricius und Cincinnatus hatte, Hellas dagegen hatte bei seinen Helenen und Phrynen, die wir immer noch zu schätzen wissen, weil ihre Reize an ihrem Unglück Schuld waren, eine Sappho, eine Corinna, eine Aspasia, Frauen allerdings, die sich nicht umgebracht hätten, wenn ein Tarquinius sie besessen hätte, aber nichts desto weniger verdienstvollere größere Frauen, als Lukretia. Diese hat sich aus Vorurtheil getödtet, wie sich vor ihr viel Heidinnen und nach ihr noch mehr Christinnen aus religiösem Vorurtheil, aus Fanatismus oder frommem Wahn geopfert haben. Endlich glaube ich, daß zur Zeit jede Spartanerin eine römische Tugendmärterin geworden wäre, wenn der Despotismus dazu irgend Gelegenheit gegeben hätte. Ein viol de femme ist unter den Homeriden nie vorgekommen, ihre Weiber und Töchter ließen es nicht so weit gehen, sie ergaben sich in den Willen der Götter, und wußten in der Regel den faux pas mit der Behauptung zu entschuldigen, daß ein Unsterblicher sie geliebt habe. So hatte Alkmene ihren Jupiter und sogar die Mutter des Plato ihren Apollo.

Die weibliche Schwäche macht die Griechin liebenswürdig. Sie hat ein Herz, das keine Falten hat, keine Verstellung kennt. Auch ist sie nicht eifersüchtig und rachsüchtig, wie die Römerin. Ich hörte eine Schönheit der Insel Cephalonia sagen: „Wenn mein Geliebter mir untreu wird, tödte ich ihn mit Verachtung.“ Und doch war auch diese Jonierin der religiösen Schwärmerei ergeben und betete, trotz einer Italiänerin, zur heiligen Maria.

Die Griechin ist angenehm nachlässig, sie hat Nonchalance. Nichtsdestoweniger ist ihre Attitüde, ihre äußere Persönlichkeit, ihre Kleidung nicht, wie die der Italiänerin, schmutzig und aufgegeben, sondern elegant und sauber, ja sogar reich. Während man in Rom und Neapel Aschenbrödel aus den Marmorpalästen kommen sieht, die an ungewaschenen Brüsten fünfjährige Buben saugen, erblickt man in Morea und Livadien mit Erstaunen unter dem Dach der niedrigen Hütte, im Schooße patriarchalischer Armuth glänzend weiße und wie Königinnen geputzte Jungfrauen, die so eben dem wohlriechenden orientalischen Bade entstiegen sind. Ihr Antlitz ist mild, wie Mondschein, und nur ihre Augen leuchten wie Sonnen durch den Schleier, der von ihrem Scheitel wallt.

Die Römerin setzt voraus, daß sie gefällt, sie fordert den Tribut ihrer Schönheit, nicht so die Griechin. Diese sucht in euern Augen einen höhern Werth zu erhalten und euer Herz zu gewinnen. Und auch an dem Herzen ist ihr nicht genug, sie will euern Geist beherrschen und schwesterlich amalgamisch mit ihm wirken. Ich frage, ob das nicht auch Aspasia, Lais und Sappho thaten? Sie, die Ästhetikerinnen der Liebe und Freundschaft, die großen antiken weiblichen Seelen, die Napoleone unter den Frauen? (Forts. f.)

P u n k t e.

*** Der politische Partheihaß erzeugte neulich in Lyon eine burleske Situation vor Gericht. Man sah auf der Bank der Angeklagten eine elegante, noble junge Dame mit ihrer kleinen Tochter, und ihr gegenüber eine andre dicke Dame, welche mit großer Heftigkeit ihre Klage wider die erstere vorbrachte, indem sie dieselbe nichts Geringeres als einen Dämon nannte, der sie verfolge und sogar körperlich mißhandle. Die Angeklagte nahm dagegen das ganze Stadtviertel zum Zeugen, daß ihre Anklägerin sie eine vieille républicaine gescholten und daß sie daher nur Nothwehr gebraucht habe; ihre Feindin sei eine vom Juste-Milieu. — Es ergab sich aus den Debatten, daß zwischen den Familien der Klägerin und der Angeklagten, die seit langer Zeit ein und dasselbe Haus bewohnten, politische Meinungsverschiedenheit herrsche, und daß daraus ein eigentlichster Weiberkrieg erfolgt sei, der mit Injurien und groben Excessen endigte, und selbst von den Kindern der beiden Partheien mittelst Kirschkernen und anderm dergleichen Geschütz trefflich sekundirt wurde. Die Angeklagte wurde zu 16 Fr. Buße und in die Kosten verurtheilt. — Wem fiele hiebei nicht das Zankduett aus „Maurer und Schlosser“ ein? — In Deutschland geben die Frauen Gothe'sche Briefwechsel heraus, in Frankreich nehmen sie sich bei den Köpfen. Das Eine ist so unnatürlich wie das Andre.

*** Athen ersteht aus seinen Trümmern. Schon sind drei Hauptstraßen gezeichnet, wo Häuser sich an Häuser reihen, die vor Verlauf dieses Jahres größtentheils aufgebauet sein werden. Die Menge der Einwohner vermehrt sich zusehends, und der Preis der Baustellen ist von 200 Piaster (120 fl.) bis auf 1500 Piaster (900 fl.) gestiegen. Die Arbeiten werden mit großer Thätigkeit betrieben. Alles läßt voraussehen, daß binnen wenigen Jahren die neue Hauptstadt Griechenlands eben so schön als stark bevölkert sein wird. Eine makadamisirte Straße führt zum Piräus. Eine Gesellschaft will zwischen diesem Hafen und Athen eine Eisenbahn erbauen, worauf man die Strecke binnen 16 bis 18 Minuten zurücklegen soll. Die Griechen haben an allen diesen Unternehmungen eifrig-thätigen Antheil genommen.

*** Die Regierung von Peru läßt Nachforschungen anstellen auf der Tunguaragua, einer der Haupt-Zuströmungen des Amazonen-Flusses, um die Ueberzeugung zu gewinnen, ob es möglich sei oder nicht, vom atlantischen Ozean mit gewöhnlichen Fahrzeugen bis in das Innere der Republik Peru zu gelangen, ohne genöthigt zu sein, das Vorgebirg Horn zu umschiffen, dessen Stürme äußerst gefährlich sind, und wodurch überdem die Schifffahrt sehr verlängert wird. Dieß Unternehmen, das für den europäischen Handel von großer Wichtigkeit ist, weil dadurch eine sehr abkürzende Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere bewerkstelligt werden könnte, wird von zwei ausgezeichneten englischen See-Offizieren, dem Kapitän Beechy und dem Lieutenant Smith geleitet.

(Malten's neueste Weltkunde.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 173. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 24. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmische Volkssage von Franz Freiherrn Gaudy.

I.

In des Schlosses räum'gen Hallen sitzt der große Graf beim Mahl,
Edler Schaffner reicht die Schüssel, edler Schenkmann den Pokal.
Langsam kreist des Grafen Auge über der Vasallen Ring,
Die von weit und breit erschienen folgsam seinem Herrenwink.
Durch das Bogenfenster gleitet stolzer Blick weit über'n Gau;
Alles was er kann ermessen nennt er sein, Berg, Wald und Au:
„Ritter, sprecht, fehlt eine Perle meiner Grafenkrone Glanz?
Welchen Schatz, der nicht der mein'ge, birgt die Mark des Böhmer Land's?“
All' die Edlen, sie verstummen bei dem übermüth'gen Wort
Und beifälliges Gemurmel summt von Mund zu Munde fort.
Einer schüttelt nur die grauen Locken in dem Kreis der Herren:
„Graf,“ so ruft der alte Wladyk, „Graf, dir fehlt der goldne Stern.“
„Jener Feen-Gabe Schimmer, jenes Zaubersternes Gold
Auf der Stirn der blüh'nden Wittib, die dem Gatten Thränen zollt;
Jener Stern, bei dessen Funkeln Himmelszeichen glanzlos sind;
Und mit gleichem Wundermale prangt die Mutter und das Kind.“
Schmeichelnd winkt der Graf und leitet in der Väter hohen Saal
Die Gepries'ne; bald erglüht dort der Gestirne Doppelstrahl.
Stolzer Graf, vollzählig leuchtet kaum der Krone Perlenkranz,
So erblindet von des Todes Hauch der leicht errung'ne Glanz.
Und die Gräfin flüstert sterbend zu dem härmenden Gemahl:
„Goldsternes Glänzen auf der Stirne leuchte neuer Gattin Wahl;
Nur die Sternenjungfrau küre, keine Niedre mög' es sein.“ —
„Ja, bei'm Wort des Ritters schwör' ich, and're will ich nimmer frei'n.“

II.

Durch der Äste dichtes Gitter, durch hellgrüne Blätter bricht
Goldumsäumend Stamm und Wurzel, Fels und Pfad das Morgenlicht;
Thauestropfen flimmern glitzernd, flüssigen Demanten gleich,
Auf dem schwanken Halm des Grases, an dem zackigen Gesträuch.
Knospen naschend, Sprossen knickend, schreitet scheu, gespitzt das Ohr,
Gleich bereit zur Flucht, der Dammhirsch aus des Waldes Nacht hervor.
Schmetternd schütteln von den Flügeln Vögel kühlen Morgenthau;
Blumen grüßen kelcherschließend Himmels neuverjüngtes Blau.
Auf dem dornumrankten Fußpfad wandert durch den Buchenwald,
Furchtsam oft die Stirne wendend, Mägdleins liebliche Gestalt,
Furchtsam oft das Auge wendend, ob die leichte Spur im Sand
Ihres eilbeschwingten Fußes von Verfolgers Blick erkannt.
Alles ruhig, Alles stille; — rings umher Waldeinsamkeit,
Und der Jungfrau Busen woget sanfter jetzt, von Furcht befreit.
Pulse schlagen, Kniee zittern von der ungewohnten Hast;
Auf den moosumwebten Felsblock sinkt sie hin zu kurzer Rast.

Auf des Mooses grünem Kissen gönnt sie sich die flücht'ge Rast,
Lösend von dem zarten Fuße der Sandale rauhen Bast,
Und mit weichem Schmeichelkusse darf des Waldborns Silberfluth
Feiner Knöchel Bau umrieseln, kühlen rascher hüpfend Blut.

Mägdleins schnee'ge Finger tauchen in den klaren Murmelquell,
Theilen über klarer Stirne brauner Locken Ringelwell';
Über's Felsenbecken beuget sich herab die holde Dirn',
Und die trüben Blicke haften auf dem spiegelnden Gestirn.

Wanda ist's, des Grafen Tochter, deren blüthenweiße Hand
Feingewölbte Schultern hüllet in verblichnes Gewand,
Die mit grauer Bettlerkappe deckt des Zaubersternes Glanz;
Wanderstab ruht ihr im Arme, an dem Gurt der Rosenkranz.

III.

Das Fräulein singt:

Der Graf war ausgezogen
Mit seiner Reis'gen Troß;
Bis an des Meeres Wogen
Trug ihn sein gutes Roß.
Er ritt von Land zu Lande,
Ritt über Berg und Thal,
Zu neuem Ehebande,
Zu zweiter Gattin Wahl.

Er ritt von Reich zu Reiche
Und forscht' und fragt' umher;
Doch die der Mutter gleiche,
Sie fand er nimmermehr,
Hat keine holde Dirne,
Vom Stern beglänzt, erschaut. —
Groll auf der finstern Stirne,
Kehrt heim er ohne Braut.

Sein Glutblick scheint zu künden:
Fluch über diesen Eid!
Die späh'nden Augen finden
Nur eine Sternenmaid.
Nach jenem Wundersterne
Durchstreift' ich Land um Land, —
Ich sucht' in weiter Ferne,
Was ich daheim ja fand.

Die düstern Blicke sprechen:
„Der Gattin Töchterlein,
Will ich den Schwur nicht brechen,
Kann nur die Meine sein." —
Die theure Heimath flieh' ich,
Zwang droht dem Kinde dort;
In fernes Elend zieh' ich,
Maria, sei mein Hort!

(Fortsetzung folgt.)

Hiob, Faust, Heine.

Es lebt ein versteinerndes Princip, gleichsam eine Medusa, in unsrer Brust, gegen die wir immer mit dem Perseusschwerte unsres Geistes ankämpfen müssen, wenn wir statt geistig zu verkümmern, dem pulsirenden Leben angehören wollen. Träge Ruhe ist Tod; nur die Approximation nach Ruhe, nur der Glaube, daß wir das Gleichgewicht finden können, mag dieselbe uns gewähren. Das Ziel, nach dem wir streben, liegt im Reiche der Ideen. Daß die Menschen einmal vor undenklichen Zeiten im Besitze desselben gewesen, lehrt die Sage; daß sie wieder dahin gelangen werden, lehrt der Glaube. Das goldne Zeitalter und der ewige Friede sind die ungewissesten, aber trostvollsten Stationen der Geschichte. Hierin liegt der Grund, daß sich diese ächtbiblische Lehre mehr oder weniger deutlich, fast bei allen Völkern der Erde ausgesprochen findet.

Nach dem alttestamentalischen Mythus ist der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Verstand man unter diesem Ausdrucke das Geistige im Menschen, so konnte man auch umgekehrt vom geistigen Menschen auf Gott zurückschließen. Auf diese Weise entstand nur gar zu leicht ein in sich gerechtfertigter Anthropomorphismus. Man konnte, wenn auch anfangs aus Furcht vor Mißverständniß, wenigstens den Einsichtsvollen in geheimer Weise lehren, daß, so wie das menschliche Bewußtsein aus seiner heiligen Ruhe und ursprünglichen Unschuld herausgerissen wurde, dasselbe auch beim göttlichen Bewußtsein stattgefunden habe: so daß der Gott **vor** der That, vor der Schöpfung, ein anderer **nach** der That wurde. Dieses Heraustreten aus sich selbst aber war — wie im Menschen, so auch in Gott — nothwendig mit einer Selbstbefremdung, mit einer innern Entzweiung verbunden. Der alte Gott, um mich in dieser sinnlich-anschaulichen Weise auszudrücken, war wie vom neuen besiegt, und lag ihm zu Grunde, — der anfangs Gute (gut im negativen Sinne des Wortes, wie der Mensch, da er die Sünde noch nicht kannte) ward in Beziehung zum Sieger der Böse. Der Böse oder Asmodai, so wie ihn die spätere Dämonologie nennt, taucht immer von Neuem auf und tritt mit dem Neuen, dem Usurpator, in Kampf, und möchte die That ungeschehen machen und die Schöpfung wieder ins Nichts zurückrufen. Was ist diese Vorstellung vom menschlichen Bewußtsein, auf Gott übertragen, anders, als kühnbildlich ausgesprochen, der Sündenfall Gottes im Streben nach Selbsterkenntniß. „**Ihr werdet wie Gott werden!**" sagt die alte Schlange ganz in diesem Verstande. So war die Idee des Satans, insofern der vorzeitliche Gott als Grund zu dem zeitanfangenden, geschichtlichen Gott personificirt gedacht wurde, in den ersten Kapiteln der Genesis involvirt. Alle spätere, sowohl fremde, als im Judenthum selbst entstandne dahin einschlagende Träume finden in der Lehre vom Ebenbilde Gottes, wenn auch nicht immer mit Bewußtsein, einen bedeutenden Stützpunkt. Das umgekehrte Verhältniß fand bei den Griechen statt. Gott entstand ihnen nach dem Ebenbilde des Menschen. Der schönste Mensch war ihnen gleichsam der Repräsentant Gottes. Es war eine Vergötterung der Form. Das Häßliche bildete ihnen keinen Gegensatz: es war das Ungöttliche, das Nichtseinsollende, nicht aber das Antigöttliche. Vollendete Schönheit bewirkte in Gott vollendete Einheit. Aus diesem Grunde findet sich in

der heitern, lebensfrohen griechischen Mythologie kein Satan, Asmodai oder Diabolos. Was ich hier im Allgemeinen vom Übertrage menschlicher Zustände auf das göttliche Wesen gesagt habe, mag immerhin unserm philosophirenden und nicht philosophirenden Zeitalter befremdend und närrisch vorkommen; ganz anders aber war es in jenen Zeiten, wo poetische Vorstellungen gar zu leicht Realität gewannen, wo, wie Herodot berichtet, Hesiod und Homer, die seines Dafürhaltens nicht mehr, als vierhundert Jahre vor ihm gelebt hatten, den Griechen ihre Theogonie gedichtet, den Göttern ihre Zunamen gegeben, ihren Rang und ihre Geschäfte abgetheilt und ihre Gestalten bezeichnet haben. Doch wozu erinnere ich an Herodot und die Griechen? Denken wir lieber an den Madonnendienst im Mittelalter, an einen Cultus, der uns, der Zeit und der Vorstellung nach, weit näher liegt.

Soviel zum Verständniß einer Persönlichkeit, die im Gegensatze zum Jehova zuerst im Buche Hiob in ihrer ganzen Bedeutsamkeit auftritt. Bemerkenswerth ist es, daß gerade dasjenige Buch, wo nach meiner Ansicht der biblische Theismus am consequentesten ausgebildet ist, fast gar keine Spuren von beengender Nationalität an sich trägt. Es sollte, so scheint es, die Bibel der Menschheit, nicht die eines einzigen Volkes werden. Hiob ist kein Individuum, Hiob ist das Bild der leidenden, blutenden Menschheit, der Menschheit, die ohne vorher darüber befragt worden zu sein, gewissermaßen ohne ihr Verschulden in einen Prozeß hineingezogen wird. Nichts aber ist unerträglicher als das blinde und fatalistische unsres Schicksals; unerträglicher selbst, als das Schicksal, wie hart es uns auch immer drücken möge. Darum läßt uns der philosophische Dichter gleichsam einen Blick in's Verwaltungs-Comptoir der Weltregierung thun. Hiob leidet, damit der alte, jeder Kreatur feindliche Gott, (der Kreatur feindlich, weil sie indirekt seinen Sturz verschuldet,) sich von der unverwüstlichen Tugend des Menschen durch die That selbst überzeuge. Hiernach erscheint Hiob als die kühnste und großartigste Tragödie, die von einem Volke gedichtet wurde. (Forts. f.)

Die griechischen Frauen.

(Fortsetzung.)

Die heutige Griechin lebt sehr eingezogen. Die Sitten des Landes sind türkisch geworden und die Frauen haben vom Regiment an die Männer mehr als billig abgeben müssen. Es wird sich wieder ändern. Ich habe bemerkt, daß der Einfluß des schönen Geschlechts schon unter den Baiern gewonnen hat, und daß die Hellenen nur noch die Emancipation in Betracht der häuslichen Verhältnisse fürchten. Es glaubt kein Ehemann mehr an die Verkündigung des Merkurs und der Iris, sondern allerhöchstens noch an die des Engels Gabriel. Wär' ich am Meer von Crissa und hätte eine hübsche Mainotin oder Insulanerin, ich würde gewiß den Käfig auch vor den Fremden unsres Kontinents mit Schloß und Riegel versehen; — denn —

„Die Katze läßt das Mausen nicht,
Die Weiber naschen gern.“

Ich bin allen Griechenmädchen gut, und wenn ich von nun an ein schlankes marmorweißes Weib mit Karmoisinwangen, scharfgeschnittenen Brauen, großen blauen Augen und knospenförmiger Alabasterbrust sehe, in deren Halsgrübchen sich Perlen wie Thränen der Liebe verbergen, so will ich zu ihr gehn und sagen: „Du bist kein Kind aus kaltem Norden; denn dein Leib ist aus Heliconschnee und Anemonen gemacht, und der Künstler hat von dem rothen Blut des Granatapfels darauf gegossen.“ Und wenn ich dann so glücklich bin, eine blonde Locke und einen classischen Arm zu küssen, und wenn ich es wagen darf, den auf der Brust gespaltenen Atlas und das Band der cytheräischen Göttin zu lösen — —

Es ist nicht meine Schuld, daß die Griechinnen für den Moment blos schön und gut, muthig und unternehmend sind. Lassen wir ein neu Geschlecht heranwachsen und die Residenz und die Theater und die Literatur auferstehen, und es wird anders sein. Einst, wenn Rom untergegangen ist, wandeln wir nach Athen, wo die Säulen des Pantheons noch stehn, und dann fahren wir über Calcis und Marathon in die Bäder von Thermopylä, wo die neuen Corinnen ein Lied von Liebe singen.

Mit der Campagna Romana ist es aus.

II.

Deutschland und Griechenland haben außerordentlich viel Analoges. Gleichen Reichthum der Sprache, gleiche Bildungsfähigkeit, gleiche Neigung zu Kunst und Philosophie, gleiches politisches Streben nach Utopismus und endlich wirkliche gleiche Zerrissenheit des Landes in kleine Staaten, die einander eifersüchtig die Hegemonie bestreiten. In jeder Beziehung aber ist die Nationalähnlichkeit am größten unter den Frauen. Es verhält sich nicht die Griechin zur Deutschen, wie die Italiänerin oder Spanierin zur Französin, sondern ohngefähr wie die Deutsche zur Brittin. Daher England, Deutschland und Griechenland ein zusammenhängendes Nationalgemälde ausmachen, in welchem Hellas die Staffage und England den Hintergrund bildet.

Deutschland und England leben geistig in Griechenland. Frankreich, Spanien und selbst das nahe gelegene Italien sind ihm fremd und stoßen überall, so in alter als in neuer Zeit auf geringfügige Hindernisse; beweist das nicht dies Vorhandensein einer Volksseele, eines Nationalprinzips, eines unbekannten Gottes, den wir anbeten oder von dem wir uns wegwenden?

Wir Deutsche, wir halten es mit dem griechischen Zeus und der Frau von Cypern, wie die Engländer. Doch will ich hiebei bemerkt wissen, daß ihre Liebe meist sehr heterogener und spleenbehafteter Natur ist, das heißt: sie geht mehr nach Steinen, als Ideen, mehr nach Cyperwein und Rosinen, als nach Menschen. Wir Deutsche, wir hätten aus Liebe zu den Griechen sie nicht bestohlen.

Ich bin vom Thema abgekommen, von den Schönen auf die Marmorblöcke. Kehren wir schnell um. Was ich von der Ähnlichkeit deutscher Frauen mit den hellenischen sagte, stützt sich auf physische und moralische Eigenheiten. Man vergleiche nur. Da wie dort eine reine weiße Haut, da wie dort blaue Liebesgottaugen und blonde Haare, da wie dort ein edler Sinn für häusliche Freuden, ein Verlangen nach geistiger Unterhaltung, Fleiß und Arbeitsamkeit, endlich, da wie dort Hang zur Melancholie, zur Schwärmerei, zum Abentheuerlichen, zur Romantik. Sollte man Anlaß nehmen, eine und andre dieser Eigenschaften zu tadeln;

gut, so finden wir damit so viel aufwiegendes Lobens- und Liebenswerthes verbunden, daß wir uns des Tadels schämen mußten. Ich bleibe nur bei dem Kapitel von Anhänglichkeit, von Hingebung, von Aufopferung, von Milde und Mitleid, von der schönsten menschlichen Tugend stehen, die uns beredet zu fühlen, um zu helfen, zu lieben, um nicht zu hassen. Alles vulkanische Feuer von Spanien und Italien, alles französische Amüsement kann das nicht ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Musik in Frankfurt.

Seitdem „die Italiänerin in Algier" über unsere Bühne deutschte, gleicht unser Theaterzettel einem gestirnten Himmel. Die Anzahl der Gäste bildet eine eigne Generation auf den Frankfurter Brettern, ein eignes selbstständiges Völkchen in Mitte der Eingebornen, und wir wissen bald nicht mehr, wen wir den Unsern nennen sollen, wen nicht. Man würde in Verlegenheit gerathen, die auf Urlaub Abwesenden wieder in ihre vorigen Rechte einzusetzen. — Herr Boucher aus Schwerin führt als Johann von Paris den Reigen an. Er verstand es nicht, dem Publikum zu imponiren, und wurde — engagirt. Als Anna und Desdemona gastirte Mad. Marus aus Hanover. Eine Art von Sturm, den Mad. M. durch die Ausdauer eines starken Organs, und durch die Extreme eines beweglichen Spiels im Publikum erregte, legte sich in ihrer zweiten Parthie. Im Vortrage ist nicht genug Schattirung, und den Affekten sieht man es an, daß es gemachte, nicht empfundene sind. In der Parthie der Donna Anna war der Ausdruck des Textes zur Musik durchaus verfehlt, auf Kosten des Originals der organischen Fähigkeit angewandt, namentlich im Recitativ. Man kann sehr rein, sehr voll und geläufig, sogar ganz technisch richtig singen, und doch die Ansprüche an eine höhere musikalische Bildung nicht erfüllen. Den Roderigo sang Herr Pfeifer aus Hanover. Der junge Mann besitzt einen ächten Tenor, nicht stark, aber von zartem (nicht dünnem) Timbre, und vieler, wenn auch noch unausgebildeter Biegsamkeit. Für Cantilene-Parthien scheint Herr P. vollkommen geeignet zu sein, und nur Herr Schmezer, der heute seinen Othello mit ganz besonderer Kraft und Kühnheit gab, dürfte ihn hier überbieten. Mit Vergnügen glaube ich hier Talent und Bescheidenheit gepaart zu sehen. Der Gast gefiel. — In dem Shakespeare'schen Drama Macbeth waren die Ouvertüre und die Musik zu den Hexenscenen von Spohr. Ob es recht oder unrecht, große Schauspiele in Musik zu fassen, gehört zur Entscheidung nicht hierher. Die Musik ist einmal da, und keine Kritik wird verhindern können, daß nicht Jeder mit den Borden und Tressen seiner Töne einen Koloß der Vorwelt verbräme. Wenigstens sollten nur die mit dem Geiste des Dichters verwandten musikalischen Genies solches Wagstück unternehmen, oder solche, deren mehrseitiges Talent sich leicht einem fremden Genre anschmiegt. So bildet Beethoven's Musik zu Göthe's Egmont einen Commentar. — Nun achtert dazu noch die Zwischenmusik, welche die Handlung verbinden soll, einen dritten Anachronismus. Verstände die Kraft des Schauspiels Musik, — ähnliche Sünden würden auf gebildeten Bühnen nicht mehr frei umherwandeln. Das Lied des Nachtwächters nach dem Königsmord ist einfach und alterthümlich. Herr Lehr bewies darin, daß er doch zu singen versteht. Sein Ton war frei von aller Rauheit. — Gastdarstellungen gab Mad. Maß, die sich als erste Sängerin der königl. Theater zu Neapel, London und Paris bei ihrer Durchreise nach Berlin und Petersburg annoncirte. Woher Mad. Maß kommt und wohin sie geht, kann uns gleichgültig sein, wenn sie nur den Wunsch erzeugt, daß sie da verweilen möge, wo sie sich eben befindet. Uebrigens hat diese liebenswürdige Sängerin nicht Ursache, nach diesen verbrauchten Attraktionsmitteln zu greifen. Ihr Gesang geht aus der französischen Schule hervor. Gewandtheit bei kleiner Stimme, Leichtigkeit und Grazie sind die Bedingungen dieser Manier, und Mad. M. wird hier in die Reihe ausgezeichneter Konzertsängerinnen treten können. Aber die Bedingungen der dramatischen Sängerin erfüllt sie nicht, da ihr Vortrag weder begeistert noch erwärmt, und das Gemüth leer läßt. Gefühlte Tiefe des Ausdrucks sind die Grundpfeiler dieser Schule. So hell, freundlich und gleich ihre Töne vom eingestrichenen D bis hinauf ins dreigestr. C klingen, so leicht sie ansprechen, so ungünstig ist die Lage von D hinab, und Mad. M. möge das Forciren derselben von Grund' an verbannen, indem diese Töne jeden früheren Eindruck wieder vernichten. — Der Zettel bot an jenem Tage, als Mad. Maß auftrat, überreiche Gaben, und wer ohne ihn das Theater besuchte, mußte im Zweifel über den herrschenden Charakter der Darstellung sein. Aber nach dem Lustspiel: „die Entdeckung", entdeckten wir auch bald, daß Mad. Maß uns mit dem besten Perlenschatze ihrer Lippen zu überraschen gedachte. Wir hatten ein förmliches Konzert und eine unförmliche Oper. Im erstern, nach der Ouverture zur Euryanthe, statt der zum Tell, sang Mad. M. Arien von Rossini und eine Bagatelle von sich selbst, die ihr Gemahl*) am Klavier begleitete. Herr Funck, Mitgl. des hies. Orchesters blies ein Concertino für die Klarinette brav und mit Beifall; und wie aus den Wolken gefallen, oder dem Tartarus entstiegen, stand plötzlich ein schwarzer Mann, gleich einem Zauberer, vor unsern erstaunten Blicken, — statt des gewundenen Stabes den Geigenbogen schwingend. Herr Haumann aus Paris zauberte auch wirklich; ein kleiner paganinischer Kobold saß auf dessen Plectrum, und des Beifalls war kein Ende. Er mußte die von ihm komponirte Fantasie mit Variationen wiederholen und wurde gerufen. Hoffentlich wird er in Frankfurt Konzert geben. Zum Schluße gab Mad. Maß Aphorismen aus dem Barbier v. Sev. im Costume, von den Herren Schmezer, Marrder, Haßel, und dem Chorus unterstützt. — Almaviva wurde empfangen, — wobei in der Unterrichtsscene sich wieder ein Privat-Konzertchen etablirte. Das war einmal wieder ein Abend dignae memoriae! In der Straniera und im Tancred (als Amenaide) setzte Dem. Carl ihr Gastspiel mit großem Beifall fort. Als Tancred trat dabei Dem. Haas vom Stuttgarter Hoftheater auf, und entwickelte bei großer Jugend ein angenehmes volles Organ, Bravour, gute Schule, anständiges Spiel, ihr Erscheinen machte einen angenehmen Eindruck. Ihre Altstimme ist nicht sehr stark, aber wohlklingend und edel. — Auch Samiel ging wieder über unsere Bühne. Dem. Carl ist eine Agathe voller Liebreiz. Die große Arie wie das Gebet sang sie meisterhaft. Herr Dettmer aus Kassel gab den Kaspar. Die Sänger von Bildung mag sich in eigentlicheren Gesangs-Parthien befinden. — Diese bietet wenig Gelegenheit. Kühne Accentuirung des Vortrags, Lebendigkeit im Spiel erwarben dem Gaste für heute vielen Beifall. (Schluß folgt.)

*) Wenn ich nicht irre, ist Herr Meeß der Autor des: Abrégé historique sur la musique moderne, depuis le quatrième siècle.

Kunstnotizen aus Frankfurt.

Im Lokale des Frankfurter Kunstvereins waren kürzlich zwei Zeichnungen Lessing's aufgestellt; der Gegenstand der einen ist: Huß vor dem Concil zu Costnitz; die andere stellte die Predigt eines Hussitenanführers an die kriegerische Gemeinde vor. So innig wir Lessing's Genius schätzen, so müssen wir doch bekennen, daß uns diese beiden Compositionen nicht so zu Herzen gingen, als sich erwarten ließ. Es ist ein Etwas darin, welches trotz der vielen herrlichen Einzelnheiten uns den Vollgenuß an einem Ganzen stört. Vielleicht kann uns solch ein Gefühl auch gerade nur bei einer Schöpfung von Lessing rege werden, von dem man in der Regel mit einem Male gleichsam gefangen genommen und völlig überzeugt wird, was und wie er's meinte. Vielleicht ist es Manches, was wie manierirt aussieht, manche etwas zu theatralische Gestalt, manches allzu Stereotype statt des Typischen, was uns im vorliegenden Falle störte. Mit einem Wort: es ist nicht die freie männliche Poesie, die uns aus Lessing's andern Schöpfungen so erquicklich anhaucht. Das „Concil" ist übrigens (nach unserer Meinung) der „Predigt" bei weitem vorzuziehen. —

Auch schätzbare Reliquien eines am 5. d. M. leider zu früh verstorbenen talentvollen Malers Peter Vogel waren ausgestellt, eine Reihe von Zeichnungen aus der reichen Mappe dieses geistigen Künstlers. Sechs Blätter eines „Memento-Mori" zeugen im Durchschnitt von einer ernsten, poetischen Sinnesart, besonders gelungen ist das Blatt: der Tod befreit den Gefangenen. Von den biblischen Zeichnungen verdient besonders die Parabel von den „beiden Knechten" ehrenvoll erwähnt zu werden, so wie einzelne Gestalten der Arbeiter im Weinberge, obgleich manche andere geradezu an Overbeck'sche Typen erinnern. Die Allegorie: Heinr. v. Ofterdingen, Gottfried von Straßburg und Frauenlob, über dem Rhein schwebend, ist durch das große Beiwerk von Symbolen zu schwerfällig, auch sonst etwas eckig, und vor Allem: kalt. Sehr lieb ist eine kleine Zeichnung: Klosterleben, ein idyllisches Genrebild voll elegischen Ausdrucks. Des Künstlers selbstgemaltes Porträt erfreuet durch Einfachheit und Sicherheit im Gebrauch der Mittel, ebenso wie durch große Lebendigkeit und Charakter.

Sonst waren auf dem Kunstverein zwei schlechte Porträts (Oelbigem.) von Vincent in Düsseldorf, ein allerliebstes delikates Porträt en Miniature, von R. Hoff, und ein sehr affektirtes und süßliches von Eckhard aufgestellt. Eine Statue, Flora (?) (in Gyps) von Siebrecht, gleichfalls neu, — ohne auffallende Mängel, (bis auf eine gewisse Zubezeng, freilich nur von einer Ansicht aus) — so wie ohne auffallenden Werth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 174. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt №. 29.

Samstag, 25. Juli.

Wahrheit und Wirklichkeit.

Man kann den Zufall verdammen, man kann selbst überzeugt sein, daß in Allem, was geschieht, eine konsequente Offenbarung des Gottes da liegt; und doch würde Niemand zu behaupten wagen, daß Alles, was geschieht, Alles, was wir als geschehen beobachten können, etwas Andres sei, als die zufälligen Äußerlichkeiten jener offenbarten Gottesidee. Ich glaube, daß Alles gut ist, was geschieht; glaube aber nicht, daß eben nur das geschehen kann, was geschieht. Unendlich ist das Reich der Möglichkeit, jenes Schattenreich, das hinter den am Lichte der Begebenheiten sichtbaren Erscheinungen liegt. Es gibt eine Welt, die wenn sie auch nur in unsern Träumen lebte, sich ebenso zusammensetzen könnte zur Wirklichkeit, wie die Wirklichkeit selbst, eine Welt, die wir durch Phantasie und Vertrauen zu combiniren vermögen. Schaale Gemüther wissen nur das, was geschieht; Begabte ahnen, was sein könnte; Freie bauen sich ihre eigne Welt.

Zwei Garantien der unsichtbaren Welt sind die Religion und die Poesie. Jene schließt das Reich der Möglichkeit auf, um zu trösten; diese, weil sie die Wirklichkeit erklären will. Beide beruhen auf Täuschungen, nur ist die Poesie glücklicher, weil sie die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es ist leichter, an ein Gedicht, als an den Himmel glauben. Die Ereignisse des Gedichtes sind oft die heimlichen Erklärungsmotive der Wirklichkeit, die Schöpfungen des Autors haben die Analogie für sich und die Erde; aber der Himmel schwebt in der Luft und ist, trotz aller Philosophie, ohne Maaßstab, wie Gott selbst.

Die Geschichte der Poesie zeigt, wie sich in ihr von jeher Wahrheit und Wirklichkeit gestritten haben. Jene Gemüther, welche wir die schaalen nannten, entschieden sich für die Wirklichkeit, die freien für die unsichtbare Wahrheit, die begabten, die empfänglichen, die sogenannten Leute von Geschmack, Bildung und Erziehung, für das Mittlere zwischen beiden, für die Wahrscheinlichkeit. Und so ist es noch. Bei jeder neuen Dichtung fragen die Einen: Wo geschah dies? die, Andern: Sollte dies geschehen können? nur die freien Gemüther entscheiden, ohne zu fragen, weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann.

Alles, was die Wirklichkeit kopirt, ist für die Masse. Diese Gattung der Poesie erhebt sich von der untersten Stufe der Genremalerei bis zu den Romanen von Walter Scott und Bulwer, bis zu den Dramen Iffland's und Kotzebue's. Nur hell, blank und geschliffen muß diese Literatur sein, weil sie der Wirklichkeit gegenüber nur ein Spiegel ist, der sie treu auffaßt und wiedergibt. Für die schaalen Gemüther ist nichts genialer, als sich selbst so zeichnen, wie sie sind: ihre Tante, ihre Katze, ihren Schwal, ihre kleinen Sympathien, ihre Schwachheiten. Was haben wir

von euern Grillen? von euern Erfindungen, die in der Luft schweben? Gebt uns selbst, dem Egoismus den Egoismus! Es gibt Kritiker und Literatoren, die sich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthusiasmiren können. Das Wahrscheinliche ist bei ihnen schon eine Concession. England hat von jeher diese Art der poetischen Darstellung bevorzugt, Deutschland ist systematisch genug bearbeitet worden, hierin nachfolgen zu müssen. Die alte Literatur steht bei uns versteinert da in Tempeln und in Wallhallen, die mittlere war keines Schusses Pulver werth, die neue hat nur noch ein schwankendes und kaltes, von Politik und spekulativer Trägheit ganz darnieder gehaltenes Publikum. Darauf kömmt alles zurück: Man will von der Literatur keine Anstrengung haben; die Literatur soll Niemanden mehr eine unruhige Nacht machen, sie schildert, sie porträtirt, sie stillt die Leselust mit Historie und Bulwer. Die Poesie ist jetzt Selbstbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt sich von ihrem eignen bürgerlichen, überquellenden Fette.

Menschen, die schon eine Stufe höher stehen, sind mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden. Sie wollen nur einige Voraussetzungen, die den Boden der Wirklichkeit berühren; das Übrige überlassen sie der Combination und Phantasie. Dies sind die gemüthlichen Leser, die sich durch poetische Schöpfungen in einen sanften Halbschlummer wiegen lassen, die die Bücher nach der Elle consumiren. Es muß ihnen nichts zu nahe, und nichts zu ferne liegen. Schwebend zwischen Himmel und Erde, ganz willenlos hingegeben den Capricen des Dichters, freuen sie sich zuletzt, daß nun Alles, was sie gelesen haben, doch entweder nicht wahr ist, oder im entgegengesetzten Falle immer sehr wahrscheinlich bleibe.

Die Wahrheit selbst ist unsichtbar und liegt niemals in dem, was wirklich ist. Die poetische Wahrheit ist schöpferisch. Sie baut mit den geheimsten Fäden der menschlichen Seele, sie combinirt nicht, wie der Staat, die Familie, die Religion, die Sitten und das Vertrauen combiniren, sondern revolutionär. Die poetische Wahrheit offenbart sich nur dem Genius. Dieser lauscht niedergestreckt auf den Boden der Wirklichkeit, und hört wie in den innersten Getrieben der Gemüther eine embryonische Welt mit keimendem Bewußtsein wächst. Wer auf seine Entwickelung lauscht, muß sich oft gestehen, daß ganze Gedichte in ihm sich zusammenreimen aus Motiven, welche die Außenwelt niemals anerkennen würde. Dies sollte nicht auch Wahrheit sein? Dies sollte den Dichter nicht entzücken? Die Alten und die Mittleren schufen in dieser Weise nicht: aber die Modernen werden es. Ihre Historien sind nicht die Sage oder Geschichte, sondern die Ideen, die im Schooße der still wirkenden und schaffenden Gottheit schlummern. Die Welt, wie sie ist, wird ihren Gebilden nicht entsprechen; diese werden dem nüchternen Vorwurfe der Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit ausgesetzt sein. Aber noch immer ging das Genie seinem Jahrhunderte voraus.

Zwei Thatsachen möcht' ich aus Obigem folgern: die beide weniger literarisch, als historisch sind.

Wenn man in Anschlag bringt, daß entschieden schon in der französischen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns allmälig eine Poesie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit sich zu entfalten beginnt, wenn man diese Frauengebilde betrachtet, welche die Phantasie der jetzigeren begabteren Dichter erfindet, diese originellen Situationen und allem Herkommen widersprechenden Sitten; sollte man diese Erscheinung nicht für beziehungsreich halten für unser zukünftiges Leben, für die Existenz in der Wirklichkeit, für die weite Unterlage der Masse und des allgemeinen Glaubens? Es ist wahr, die Dichter fangen an, auf immer luftigeren Bahnen zu wandeln: sie schaffen sich ihre eignen Welten mit Thronen, die ihre Phantasie erbaute, mit Richterstühlen, die ihre eigne Gesetzgebung haben, mit einem Gottesdienst, dessen Priester nur noch die kleine Gemeinde selbst ist. Es baut sich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Constitutionen nichts entspricht, eine ideelle Opposition, ein dichterisches Gegentheil unsrer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu bestehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit selbst als constituirte Macht mit physischer Autorität, sodann einen gegen die Poesie der Wirklichkeit, welche so viel Dichter und so viel Kritiker für sich hat.

Dies ist ein Symptom unsrer Zeit, aus dem wir bis jetzt noch keinen weitern Schluß ziehen wollen, als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, den ich aber nicht verschweigen will, weil Jedes, was die Menschheit ehrt, auf den Lippen des Enthusiasten brennt. Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der Menschheit, aber man geht darin weiter, als man darf, ohne die Menschheit zu beleidigen. Wir fürchten uns den Zeitgenossen etwas zu entziehen, wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem Leben nöthig ist. Wir glauben an die Institutionen in Sitte, Meinung und politischer Einrichtung, wie an die unerläßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte, als wenn die Menschheit keine innern Quellen hätte! Als wenn sie unterginge, wenn ihr sie aus dieser ganzen Sündfluth ihrer Existenz plötzlich nackt und noch triefend auf den Ararat versetztet! Als wenn die Menschheit nicht immer die erste sein wird, die sich hilft und diejenige, welche für sich den besten Rath weiß! Sie zucken die Achseln, wie unvorsichtige Ärzte, sie fürchten für das Leben des Patienten und quacksalbern an den alten Schäden herum; aber nehmt der Menschheit ein Bein ab: sie wird sich ein neues machen; nehmt ihr, um nur Eines, was unmöglich scheint, zu nennen, z. B. das Christenthum: glaubt Ihr, daß sie untergehen wird? Nehmt ihr Eure Gesetzbücher, Eure Verfassungen; — nehmt ihr zuletzt das, worauf

Alles ankömmt, nehmt ihr Euch selbst! — und die Menschheit wird fortbestehen. Sie wird Alles ertragen, und durch Felsen vom stärksten Granit noch immer einen Weg finden, der sie zu ihrem Ziele führt.

---

94) Lelia. Ein Roman nach dem Französischen des Georges Sand. Von A. Braun. Leipzig, Kayser. 1835.

Betrachtungen über diesen ausgezeichneten französischen Roman knüpfen sich unmittelbar an die vorstehende Gedankenreihe an. Diese Lelia existirt nicht, dieser Trenmor (eine Art von Alamontade) existirt nicht, Magnus ist eine phantasmagorische Gestalt; nur Stenio, dieser liebenswürdige schwärmerische Dichter, ist ein Bild der Wirklichkeit; (denn die Verzweiflung an der platonischen Liebe, das Erwachen der Sinnlichkeit in edlen Seelen und zuletzt die Ausschweifung wird oft erlebt). Und doch liegt in dieser precären Composition eine Macht der Wahrheit, die erschüttert, eine Welt, die eben so wirklich ist, wie die sichtbare; die ganze Geschichte eines Herzens.

Wenn Lelia irgend einem Vorwurf ausgesetzt ist, so liegt er darin, daß sie zu viel allegorische Elemente hat. Die Tendenz verschleiert oft das wesenhafte körperliche Fleisch (Fleisch soll ja auch in der Unsterblichkeit sein!) Die Absicht langt weiter hervor, als die Bewegung der uns beschäftigenden Personen zuläßt. Es ist uns zuweilen, als lebten wir in einer Schattenwelt, oder sähen die Fäden sich bewegen, an welchen der Dichter seine Gestalten lenkt. Wollte man glauben, daß wir unsere Theorie über Wahrheit und Wirklichkeit auf Kosten der fleischigen, leibhaften Poesie und zu Gunsten der allegorischen Darstellung gegeben hätten, so würde man uns mißverstehen. Lelia ließ sich an vielen Stellen noch mit stärkeren Tinten geben, sie konnte mit weit praktischer Unterlage auftreten. Trenmor und Magnus durften in dieser Weise, wie hier, nicht unwahrscheinlich sein, sie mußten etwas mehr von Realität für sich haben. Das verschweigen wir nicht, weil wir fürchten, in keimenden und erst halb entwickelten Systemen am leichtesten mißverstanden zu werden.

Herr von Eckstein, dieser in der Charakteristik und Classifikation so unerreichbare Kritiker, nannte vor Kurzem Lelia die Luzinde Frankreichs. Dieser Ausdruck würde das Wesen dieses Romans gänzlich umfassen, wenn die darin geschilderte Liebe weniger moralisch und mehr künstlerisch wäre, und wenn zuletzt der Autor gesonnen wäre, wie Friedrich Schlegel mit diesem Buche allein zu stehen. Madame du Devant (bekanntlich die Verfasserin der unter dem Namen Sand erscheinenden Romane), hat schon mehrere Erfindungen dieser Art publicirt, in welchen dieselbe Weltauffassung, dieselbe Menschenkenntniß und eine Pracht des Styls, die an die Majestät der Gebäude Palladio's erinnert, wiederkehrt.

Die weibliche Autorschaft der Lelia ist nicht der geringste Reiz dieses Romans. Ist es möglich, daß eine Frau sich so in den innersten Kreis der Bewegungsideen versetzen kann! Über Moral, Staat, Religion, Sitte und Herkommen tragen ihre Urtheile alle die halb lächelnde, halb wehmüthige Physiognomie der neuen Zeit. Ich wüßte nicht eine einzige Stelle in diesem Romane, welche verriethe, daß sie von einem Wesen herrührte, das einen Unterrock trägt. Sie trägt ihn auch nicht, sie geht bald wie ein Stutzer aus der Passage des Panorama mit Lorgnette und Reitpeitsche, bald kleidet sie sich wie ein junger idealischer Schwärmer in schwarzen Sammetrock mit fliegendem Haar. So sieht man sie an der Börse, so im Theater, so auf der Gallerie der Pairskammer, während die April-Angeklagten gerichtet werden.

Ein neuer Roman ist so eben von ihr angekündigt, wir werden bei seinem Erscheinen augenblicklich darüber Bericht erstatten.

---

95) Fränkische Bilder aus dem sechszehnten Jahrhundert. Von G. von Heeringen. Vier Bände. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1835.

Wir müssen viele Stufen herunter steigen, um in die Region zu gelangen, in welcher sich Herrn von Heeringen's fränkische Bilder bewegen. Es ist uns wie einem verzauberten Schäfer, der plötzlich aus einem luftigen Feenschlosse sich wieder zu seiner Heerde versetzt sieht. Nun, auch Wolle muß sein, Pelzwerk für den Winter, und gemüthliche Handschuhe, um sich die Hände nicht zu erfrieren. Diese fränkischen Bilder werden im nächsten Winter am Kamine vielen Lesern die schleichende Zeit vertreiben. Es fehlt nichts, was zum deutschen Mittelalter gehört; nichts, was man gewohnt ist, in dieser Gesellschaft zu finden. Zigeuner, Hexen, Ritter, Alles ist da. — Es macht unter sich einen ganz amüsanten Lärm, der durch vier Bände die Aufmerksamkeit an sich ziehen kann.

Die besondre Fabel dieses Romans, für welchen der Titel sehr unbuchhändlerisch gestellt ist, gründet sich auf die Verbreitung des Bauernaufstandes in Franken. Lutherthum und Mönchswesen, Münzer und die aufrührerischen Bauern, Ritter und Vögte laufen überzwerg, und finden immer wieder ihren Mittelpunkt in dem Kloster Banz, das vom Verfasser mit großer Vorliebe erwähnt wird. Überhaupt bilden die Entzückungen des Herrn von Heeringen über sein Vaterland, über den Main, die Itz, über Bamberg und Würzburg sehr hübsche Parthien seines Buches und zeugen auch in der Art, wie sie zu Worte kommen, von nicht gewöhnlicher Gewandtheit des Ausdrucks, der dem Verfasser zu Gebote steht.

96) **Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz.** Von C. G. Carus. 2 Bände. Leipzig, Fleischer. 1835.

Der Verfasser dieses Reisejournals gehört zu den zählbaren Gelehrten, welche ganz in die göthische Denkweise aufgegangen sind. Man kann Herrn Carus einen Stiefbruder Göthe's nennen. Sprache, Auffassungsweise, wissenschaftliche Sympathieen, Alles hängt mit dem Idole des Verfassers zusammen, das er, wie diese Anbeter gern thun, vorzugsweise mit dem Namen der Dichter zu bezeichnen pflegt. Bei einem so reichen Schatze von Gelehrsamkeit, wie er im Gebiete der Naturwissenschaften Herrn Carus zu Gebote steht, ist jene Göthemanie eine leicht übersehene Zufälligkeit, ja sie könnte sogar im Stande sein, Interesse einzuflößen, wenn Hr. Carus sich mehr an die erste als an die zweite Periode Göthe's hielte; aber dies ist das Traurige in dieser Affektation, daß sie sich immer nur an Göthe's Greisenalter anklammert, an seine vornehme, wohlthätige Ruhe, an diese Nüchternheit, welche an Göthe's Alter für die Nation einen so betrübenden Anblick gegeben hat. Herr Carus affektirt die Göthe'sche Weise dieser späteren Zeit der Selbstüberlebung bis in das Kleinste, selbst im Sprachlichen. Wer erinnert sich nicht aus Göthe's letzten Schriften jenes affektirten Superlativs, den er mehr dem Kurialstyl als dem Wohllaute entnommen hat, so daß er nie mehr hoch, sondern immer nur höchst erfreut war, nie mehr fest, sondern festest sich verbunden fühlte. Und so kommen denn auch bei Herrn Carus immer diese Phrasen wieder: „Nachdem wir diese Gemälde genauest in Augenschein genommen hatten" u. s. w.

Herr Carus machte die vorliegende Reise in der Gesellschaft des Prinzen Mitregenten von Sachsen. Es kann daher nicht davon die Rede sein, daß sein Bericht ein pittereskes Verdienst hat, und uns Sitte, Eigenthümlichkeit und die Einzelnheiten des italiänischen Volkslebens vor Augen führt. Doch sind seine Berichte dafür desto interessanter, wo es Gemächer gibt, die nicht Jedem aufgeschlossen werden. Die gute Bedienung, die comfortable Existenz des Verfassers auf seiner Reise blickt auf jeder Seite des Journals hervor und muß, wenn man außerdem noch seine vortrefflichen naturhistorischen Beobachtungen in Anschlag bringt, um so mehr dazu beitragen, hier eine oft täuschende Ähnlichkeit mit Göthe's vornehm herablassendem, gnädigst sich interessirendem Wesen hervorzubringen. Zuweilen klagt Hr. Carus über seine Lage; die Nähe seines hohen Begleiters beunruhigt ihn, und es sind gewiß ganz aufrichtige Seufzer, welche aus Verzweiflung über die Schnelligkeit und Zwecklosigkeit der Reise seiner Brust entfuhren.

In dem, was der Verf. leistete, gereichen ihm zum größten Verdienste seine naturhistorischen Berichte über Italien und seine Urtheile über italiänische Kunst, welche von einer ächt dresdnerischen Kennerschaft zeugen, und sich wiederum in göthischer Weise durch eine gewisse kritische Nüchternheit auszeichnen. In dem, was der Verf. unterließ, ist nichts so willkommen, als der Mangel an Raisonnements, welche oft die Einfachheit der Reise-Tagebücher zu stören pflegen. Herr Carus geht nie über das hinaus, was grade seiner momentanen Beobachtung vorliegt, und bewährt sich darin als einen vollkommenen Empiriker. Sein Reisebericht konnte mit vollem Rechte zu der Anzahl von Büchern dieser Art noch hinzutreten.

---

97) **Faust.** Eine Tragödie von B. v. B. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Ein Versuch des Hrn. Braun von Braunthal, die Faustsage auch als Melodrama auf das Theater an der Wien zu verpflanzen, ist ihm vollkommen gelungen. Gewitter, Sturm und Regen, Prinzen, Gräfinnen, Maskenbälle, Mönche, Einsiedler, Fackeln, Glockengeläut und Posaunen sind als neue Ingredienzien in den alten Faustischen Höllenpfuhl hineingeworfen. Einige Glorienscheine und Empfindsamkeiten bahnen den Weg immer wieder zurück von den Nerven zu dem Herzen der Zuschauer. Wagner ist ein alter warnender Freund, Faust selbst eine männliche lockige Gestalt, wie Herr Kunst oder Hinko, der Nürnberger Stadtschultheißensohn.

Im Ernst, Herr von Braunthal hat gegen Herrn von Nimptsch den Vorzug, daß seine Darstellung Scenen enthält, daß er Situationen erfinden kann, und überhaupt Fleisch und Bein in seiner Dichtung gibt. Allein das Dramatische war die rechte Mitte, nicht das Extrem, in welches Herr von Braunthal verfallen ist: das Theatralische. Die Effekte schaden der Wahrheit. Kaiser Karl V., dessen Leichenbegängniß von vieler Wirkung an der Wien sein muß, dient der erschöpften Faustsage hier als Lückenbüßer. Wenn es noch unentschieden ist, ob Faust wirklich in die Hölle kam oder, wie Göthe will, in den Himmel, so scheint er verdammt zu sein, noch auf der Erde, zwischen beiden Regionen zu irren, um all' die Einfälle tragen zu müssen, welche sich die Dichter über ihn erlauben.

Auch Herr von Braunthal nimmt Anstand, Fausten in die Hölle zu verweisen. Es würde jedem Herzen an der Wien den Stoß gegeben haben, wenn ein so liebenswürdiger Sünder wahrhaftig enden müßte, wie Zampa oder Don Juan. Der Faust des Herrn von Braunthal wird bei seinem Tode (Selbstmord durch prussian acid) zwar von einem dunkeln Schatten dem Teufel, in Anspruch genommen; aber sein Kind (auch Faustens Vater kömmt vor, wie bei Herrn von Nimptsch Faustens Mutter) prädestinirt ihn durch einen Palmzweig für den Himmel. Also auch hier wird dem Teufel eine Nase gedreht.

Wie wär's, wenn man künftig die Fabel so darstellte, daß Himmel und Hölle zu gleicher Zeit befriedigt werden? Wenn z. B. Faust nur einen Theil seines Körpers, also die Nase vielleicht, dem Teufel verschriebe, und noch mit dem Rest in den Himmel käme? Es wäre eine vortreffliche Konsequenz, wenn Faust sich erst im Schlamme der Sinnlichkeit wälzte, und dann ohne Nase, aber im Übrigen als reuiger Sünder in das „Ewigweibliche" verschwämme, wo Doktor Marianus und Gretchen für ihn bitten müßten. Der Teufel hätte die Nase bekommen. Dieser Schluß wäre ebenso tragisch als witzig, und würde alle Partheien befriedigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

175. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 27. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmische Volkssage von Franz Freiherrn Gaudy.

(Fortsetzung.)

IV.

Seidne Kleider, goldne Spangen, Perlen ohne Wahl erfaßt
Jene Jungfrau, angstbeflügelt, in des nächt'gen Fliehens Hast,
Birgt sie vor des Wandrers Auge hinter rauher Felsenwand,
Und den schweren Feldstein wälzet vor den Schatz die feine Hand.

„Schlummert dort, ihr Prunkgeschmeide," spricht sie, „bis auf froh're Zeit!"
Während bunter Kiesel Merkmal auf den Weg sie wandernd streut.
Dunkler Ocker färbt die Hände, tüncht das Antlitz klar und hell,
Und als gelber Bettlerknabe scheidet Wanda von dem Quell.

An des Schlosses Thor am Waldrand pochet schüchtern jetzt die Maid,
Grüßt: „Gelobt sei Jesus Christus!" — Pförtner spricht: „„In Ewigkeit!
Fremder Knabe, dein Begehren?"" — „Brot und Obdach für mein Haupt,
Hat des Krieges tück'sche Flamme Hütt' und Ältern mir geraubt."

Scheu betritt der Küche ruß'ge Hallen nun des Fräuleins Fuß,
Grüßt: „Gelobt sei Christus!" — „„Ewig!"" tönt des Meiers Gegengruß:
„„Brauner Knabe, dein Begehren?"" — „Obdach für mein Haupt und Brot,
Heim'scher Hütte Brand bewein' ich und der Ältern zeit'gen Tod."

„„Warst du eine Dirne, nimmer; doch dem Buben sei's gewährt,
Sammle denn der Tafel Brosam, schlumm're an dem Feuerheerd;
Mußt dich aber rüstig tummeln, niemals lässig, stets bereit.""
Und demüthig unterzieht sich nieder'm Knechtesdienst die Maid.

Wochen fliehen, Monde schwinden Wanda'n in des Grafen Schloß,
Willig helfend, emsig schaffend, nicht erkannt vom Diener-Troß,
Stumm erduldend, still sich fügend herr'schem Worte, plumpem Hohn. —
Nächtlich nur auf hartem Lager tönt der leisen Klage Ton.

V.

Mägdleins Klage.

Da sitz' ich einsam in der Nacht,
Und weine.
Im Schlosse keine Seele wacht,
Als ich alleine,
Und über die gebräunte Wange
Die Thräne rinnt.
Aus schwerem Herzen seufz' ich bange:
Du armes Kind!

Du armes Kind, auf hartem Pfühl
Verzagend,
Glückloser Liebe Wehgefühl
Im Busen tragend.
Dem Mädchen steht der Heißgeliebte
So nah' — so fern'!
Wen liebt die Thör'chte, tief Betrübte?
Den hohen Herrn!

Den hohen Herrn! — Der Morgen glüht;
Vom Schlosse
Der edle Graf waldeinwärts zieht
Auf hohem Rosse.
Mein Auge folgt des Lebens Sterne,
Bis mir umhüllt
Des Waldes Nacht in weiter Ferne
Das süße Bild.

Das süße Bild! — Kalt mißt sein Blick
Die Auen.
Vergebens harr' ich, daß zurück
Er werde schauen:
Die Blume, die vom Staub umnachtet,
Nach seinem Licht
Die Glocke wendend, stumm verschmachtet —
Er sieht sie nicht! —

VI.

Abend ist's; in glimm'nde Kohlen sinkt der Feuerbrände Glut;
Dienerschaar am Heerde schwatzend nach des Tages Mühen ruht.
In der Stadt bei'm Festgelage weilt Graf Stibor heute fern,
Und des Hauses greiser Meier bläht sich mit der Macht des Herrn.

„Möchte gern zur Muhme wandern,“ lispelt Wanda furchtsam leis',
„Siech ruht sie in naher Hütte.“ — Und Gewährung nickt der Greis.
Nach dem niedern Dörfchen lenket flücht'gen Schritt das Mädchen, bald,
Seitenpfad erwählend, taucht sie unter in der Buchen Wald.

„Ja, hier ist's, hier perlt die Quelle, moos'ger Felsen lagert dort,
Den vor Monden ich erkoren zu des Schatzes stummen Hort.
Schlummert hier, ihr Prunkgeschmeide, sprach ich, bis auf froh're Zeit.
Tagt sie mir? Den dunkeln Schleier meiner Zukunft lüft' ich heut'.“

„Habe Dank, du starrer Wächter, hieltest sorglich treue Hut,
Unversehrt der Flücht'gen Habe unter deinem Schirme ruht.“
Wohlgefällig mustert Mädchens Blick den längst entbehrten Glanz
Langhin rieselnder Gewänder, der Demanten Schimmer-Kranz.

Gelber Schminke Makel tilget hellen Waldborns Silberquell,
Aus der Larve taucht ihr Liebreiz, wie der Stern aus Wolken hell;
In die braunen Locken-Strähne flicht die lilienweiße Hand
Perlentropfen, in des Ohres Reifen schaukelt der Demant.

Goldring funkelt an dem Finger; blumenübersät umspannt
Schlanken Wuchs der Gürtel, fesselnd unter'm Busen das Gewand.
In des Flitterschmuckes Ordnen leuchtet Mondes bleiches Licht.
Und als Spiegel glänzt der Quelle Becken heldem Angesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Hiob, Faust, Heine.

(Fortsetzung.)

Eingriffe überirdischer Befugnisse in menschliches Leben und Streben waren dem religiösen Bewußtsein des Alterthums eine nicht zu bezweifelnde Thatsache. Wenn man die Vorstellungen: Gott und Mensch nicht scharf von einander trennt, so gibt man nur gar zu leicht Gott menschliche und dem Menschen göttliche Eigenschaften. Wie der Mensch, so konnte Gott lieben und hassen, sich in den Purpurmantel des Morgens und in die dunkle Robe der Nacht hüllen. Liebe und Haß waren Hauptraten einer Civilliste, die ihm noch keine liberalspinozistische Ständeversammlung streitig gemacht hatte. Alles anscheinend Verkehrte und Närrische im Universum kam auf Kosten der alten Schlange, des ersten Bischofs von Autun. War auch der damalige Gott kein absoluter, so war er doch eine mächtige Persönlichkeit, mit der man es nicht verderben durfte; denn alles, was man hatte, kam von ihm und wie die Könige der Erde, so hatte auch er seine Favoriten, mit denen er oft durch Gesandte, oft aber auch als Zeichen der höchsten Gunst in eigner Person sich zu unterhalten pflegte.

Einer dieser Favoriten war Hiob. Gott kennt seine Treue und Anhänglichkeit und ist stolz auf ihn. Satan, an uneigennützige Tugend nicht glaubend, will den Erprobten irre und wirre machen. Es kommt zum Versuch. Hiob weiß nichts von dieser Wette und kann sich frei bewegen. Der Sieg der Tugend muß theuer, muß um den höchsten Preis erkauft, errungen werden. Der Erde rothes Herzblut: das blinkende Gold, und sein eignes: die blühenden Söhne und Töchter werden ihm entrissen, seine schöne Gestalt schwindet, ekles Leiden und Siechthum zerreiben die kräftigen Glieder, dünkelhaft langweilige Freunde mit aschgrauen Herzen halten ihm moralische Vorlesungen — der vormals glücklichste, jetzt arme, kinderlose Vater erträgt's und murrt nicht. — Wäre ich Pythagoräer, wahrlich, dann wär' ich kühn genug, Lessing, den großen Lessing als den Verfasser unsres Buches zu bezeichnen.

Es gibt eine Dichtung, die man um ihrer Tendenz und Bedeutung Willen dem Hiob an die Seite stellen kann, es ist der Göthe'sche Faust. Der Prolog, der dem Hiob geradezu entnommen ist, spricht schon von selbst für diese Parallele. Beide sind Repräsentanten menschlicher Seelenzustände, Hiob des unbedingten Glaubens, Faust des Alles vernichtenden Zweifels. Hiob zeigt bei allen äußern Widerwärtigkeiten, im Glauben an eine weise Weltordnung, einen unerschütterlich beneidenswerthen Seelenfrieden; Faust bei einem Überfluß an allen äußern Annehmlichkeiten innere Zerrissenheit und reuevolles Mißbehagen. Hiob hat — man verzeihe mir den Ausdruck — mit Gott, Gott hat dagegen nachsichtsvoll genug mit Faust Geduld. Hiob beruhigt sich mit einer Philosophie der Geschichte, den Satz aufstellend, Gott könne bei dem Unglücke, das er über die Menschen verhänge, eine geheime Absicht haben, Faust dagegen im Überdruß des Wissens negirt sie mit der Geschichte der Philosophie; Hiob suchet Gott, wenn selbst die Welt aus ihren Angeln getreten, Faust umarmt die Welt, sie soll ihm Gott ersetzen. Hiob ist ein ächt patriarchalischer, Faust ein ächt moderner Charakter.

Die Gegenwart wird am besten von einer andern spätern, von der Zukunft gefaßt. Nur über Zustände, die wir erlebt und überwunden haben, können wir uns ein unbefangnes Urtheil erlauben. Darum wird eine

nachfolgende Generation noch weit besser, als wir den Göthe'schen Faust auch in diesem Sinne zu würdigen wissen. Ein Kampf zwischen Glauben und Wissen ist angezündet weit mächtiger, als zu irgend einer andern Zeit. Was ehemals in dunkler Zelle der Weise kaum zu denken sich erkühnte, wird ungestraft öffentlich vor aller Welt verhandelt. Der Glorienschein, womit sich eine todte Schulweisheit umgeben hatte, ist verblichen, nachdem sie selbst, als unzulänglich und lebenhemmend, der Sehnsucht nach einer bessern neuen hat weichen müssen. Übergänge und Katastrophen solcher Art aber sind immer, inwiefern sie versuchsweise herbeigeführt werden, mit allerlei Verwirrungen, wenigstens im Sinne einer frühern, untergehenden Zeit verbunden. Die alte Zeit, der das Streben an sich schon als diabolisch verwerflich vorkommt, hat darum auch Recht, wenn sie in ihrem verzeihlichen Unwillen alle diejenigen, welche den bösen Feind gleichsam heraufbeschwören, für das Unheil verantwortlich macht, welches derselbe anrichtet. Denn die alte Zeit mit greisen Haaren und bleichem Gesichte, trübselig sinnend auf der Zionswarte, gleicht in ihrer inquisitorisch berathenden Weise dem frommen Vater in der Klosterzelle, der auf die Klagen eines von ascetischer Tugend lebenden Bruders, daß ihm so viele böse Gedanken einfielen, die sicher kluge Antwort ertheilte: Wenn dir die Vögel über den Kopf fliegen, so kannst du es ihnen nicht verwehren, wohl aber, daß sie dir in die Haare fliegen; Gedanken, die dir einfallen, laß wieder ausfallen; kommen sie, so laß sie wieder fliegen; halte sie nicht auf, noch zanke mit ihnen! — Doch die Zeit ist alt, ist erfahren, und sollte begreifen, daß wer sich mächtig eindringender Gedanken, die ihn aus der Behaglichkeit der Ruhe herausreißen, ohne Kampf und Überwindung entschlagen kann, immerhin als ein gottesfürchtiger, musterhafter Klosterbruder gelten, nie aber Ansprüche auf das Verdienst von Fortbildung höherer, menschheitlicher Interessen machen könne. Das ist der Gesichtspunkt, von welchem aus selbst Verirrungen nach dem Bedeutungsvollen des Lebens strebender Geister ehrwürdig erscheinen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechischen Frauen.

(Fortsetzung.)

Die Griechin hat wie die Deutsche ein so schönes Herz, daß sie fähig wäre, euch aus Mitleid zu lieben, aufrichtig, innig zu lieben, sie konnte, um euch nicht leiden zu sehen — ich setze voraus, daß ihr noch so platonisch liebt bis zum Leiden — ein Verbrechen an sich selbst begehn und euch ein Opfer bringen, das sie einem Gotte ihres Herzens zugedacht hatte. Ich finde, daß dies nicht nur zu rechtfertigen, sondern unendlich schön und menschlich ist. Um Ihnen das Gewicht meiner Meinung fühlbarer zu machen, rufe ich die Esmeralda, das zarte, griechische Wesen der Notre-Dame von Victor Hugo, zu meiner Unterstützung. Der geniale Dichter läßt dies schöne engelreine Mädchen, das ganz von Liebe für ihren Ritter erfüllt ist, sogar für den unförmlichsten Klotz von Menschen etwas menschliches empfinden, weil sie das Schmerzliche in seiner Lage fühlt, keinen Anspruch auf Liebe machen zu dürfen. Ein deutscher und ein griechischer Schriftsteller wäre noch weiter gegangen.

Die Griechin ist sehr leicht zu verführen. Auch die Deutsche. Ihre Herzen sind von Natur sehr aufrichtig, einfältig und gefühlvoll, sie können sich nicht verstellen. Dafür lieben die Mädchen uns aber auch um so herzlicher, inniger und nicht so diplomatisch, wie die Französinnen. Es ist unausstehlich, es ist abscheulich, während der Dauer eines Kusses noch Zeit zu andern Gedanken zu haben; das ist nur bei einem Volke möglich, dem die Politik ein Kultus ist.

Eine Frau soll keine Ambition haben, außer der, zu gefallen, Gutes zu thun und zu belohnen. Was schön und groß ist, findet Befriedigung im Weibe. Darum sei sie der Spiegel des Talents und der Tapferkeit, die Sonne, um die sich Planeten und Kometen drehn, die Quelle dessen, was wir verehren auf Erden.

Die Griechin ist ganz ein Weib, die Italiänerin nur ein Hermaphrodit, nur ein Amphibium, das in zwei Elementen lebt. Ihr wähnt sie zu besitzen, so ist sie entschlüpft, ihr entschlüpft ihr und sie stürzt wie eine Furie über euch her, den Dolch in der Hand und die Giftphiole. O geht mir mit der Liebe, die keine Vernunft hat. Eine Griechin hat auch Leidenschaft, auch Eifersucht, auch Religion; aber vor allen Dingen hat sie Resignation im Hintergrunde und treibt die Pietät nicht bis zur Narrheit.

Speziell lobe ich mir die Griechinnen von den jonischen Inseln, von Attica, von Lakonien und Argolis, von den Cykladen. Das sind alle liebliche himmlische Wesen, die im grellen Contraste stehn mit ihren rauhen, bärtigen, gelben Männern, die Pistolengürtel und Büchsen tragen. Ich habe manchmal eine von ihnen mit ihrem Säugling auf einem Maulthier an der Straße getroffen und sie für eine Madonna auf der Flucht nach Ägypten angesehen. Mit den arkadischen Schäferinnen weiß ich es wohl nicht zu halten. Die Race Apolls muß ausgestorben sein. Inzwischen bin ich nicht bis Megalopolis und Karitene vorgedrungen, wo die Quellen des Eurotas und Alpheus sind — und die alten Dichter die griechische Schweiz entdeckten.

Man sieht in Arkadien, und das gefiel mir sehr gut, gar oft die Hirtinnen im bloßen Hemde mit einem Lammfell um die Hüften. Mir däucht, dies Kostüm sei schon idyllisch genug und äußerst pittoresk. Die Schäfer des Gebirgs könnten ohne Ausnahme das Modell zu einem Johannes in der Wüste abgeben.

Über das Kostüm der Griechinnen habe ich schon Einiges bemerkt. Ich komme deshalb nur noch auf die uralte Sitte der Schleier und Gürtel zurück. Jene sind allgemein von feinem Mousselin oder von Tüll und Spitzen, und werden an das Haardiadem, die Nadel oder den Kamm befestigt. Der Gürtel ist bei den Vornehmen sehr kostbar und gewöhnlich aus Blumen gestickt, eine Arbeit, die die Weiber wie die Schneider im ganzen Orient sehr gut verstehn. Außer diesen ist das antike Tragen der Armbänder von Gold und Silber und der reiche Halsschmuck aus Gold, Perlen und Korallen üblich. Der Korallen gibt es im Überfluß und es ist noch nicht lange her, daß die Venetianer großen Gewinn aus der griechischen Perlenfischerei zogen. Juwelen sieht man weniger und nur in einigen griechischen Fürstenfamilien oder bei reichen Klephten, die

im Türkenkrieg Beute machten. Als Tripolitza fiel, fanden sich Schätze dieser Art.

Mit ihrem Haar treiben die griechischen Frauen viel Luxus. Ich habe bemerkt, daß, während Einige dasselbe in langen Zöpfen den Rücken hinabfallen lassen und mit Goldflitter durchwirken, dagegen Andere sich Kronen daraus um den Scheitel legen oder es in zwei Flechten über den Busen führen. Dies macht sich sehr hübsch, zumal, wenn der Busen, wie gewöhnlich gleich einem Rosenschacht geöffnet und nur mit einem weißen Taft oder Tüllstoff bis zum Gürtel bekleidet, und an den Seiten durch das Oberkleid zierlich und ausdrucksvoll eingefaßt ist.

Vom dermaligen häuslichen Leben der Griechinnen weiß ich nichts zu erwähnen, als was Andre öfter schrieben. Sie gehn Abends spät schlafen und stehn Morgens früh auf. Die Lampe brennt Tag und Nacht auf ihrem Tische und der Stickrahmen und die Spindel der Penelope haben wenig Ruhe. Während dieser ihrer Arbeit pflegen sie sehr des alten Brauchs, einander Mährchen zu erzählen und Lieder zu singen. Kurz, die Griechinnen haben unsere deutschen Spinnstuben des Landvolks, die nur nicht wie diese gut befenstert und geheizt werden. Der italiänische Brasiero ist den armen Leuten eine Kostbarkeit, die Öfen kennen sie nicht. Wenn es recht kalt ist, wärmen sie sich an einer Kohlenpfanne oder einer Eisenplatte. Die ärmste Klasse lebt in ihrer Hütte um ein Nachtfeuer mit Pferd und Schweinen wie die Zigeuner. Sie haben weder Gabeln noch Messer, sondern brechen das Brod und reißen das Fleisch und essen mit den Fingern. Es ist im Orient so Sitte.

Die Griechinnen haben einen Fehler, den ich tadeln muß. Sobald sie es nur einigermaßen bestreiten können, halten sie sich Ammen und Hausmütter, Paramanen, um ihre Kinder zu nähren und zu erziehen. Sie glauben, wie unsre hochgebornen Frauen, das Kindersäugen verderbe die Schönheit. Die Paramanen sind in bessern Häusern ordentliche Vorsteherinnen, die über alles um Rath gefragt werden. Wenn die Mädchen nicht ohne ihre Mütter, so gehn diese nicht ohne ihre Ammen oder Hausmatronen aus. Daß dergleichen Gouvernanten eine Vorrathskammer von abergläubischer Thorheit sind, und voll von religiösem Hokuspokus stecken, ist wohl überflüssig zu erwähnen. Die Griechin hat ihre Orakel und Vorzeichen noch wie ehemals. Christenthum und Heidenthum sind auf die lustigste Art einander in die Quere gekommen. Doch ich bin überzeugt, in fünf Jahren ist das Alles anders.

Und dann ist die Griechin die liebenswürdigste Frau auf Erden.

(Schluß folgt.)

Musik in Frankfurt.

(Schluß.)

Im Zampa, zum Nachtheil der Mad. Maras, blieb kein Stein auf dem andern. Die beiden Gäste, Camilla und Alphons, Herr Pfeiffer, sprachen heute nicht besonders an. Kalt ließ Herr Boucher als Capuzzi, der weit hinter seinem leider erkrankten Vorgänger, Herrn Wieser, zurückblieb. Kein Aederchen von seinem Spiel. Herr B. wußte offenbar nicht, was aus dieser Parthie zu machen ist. Wo war da Scheinheiligkeit, wo die hinter schlotternden Feierkleidern schlecht maskirte piratische Rohheit und Barbareske? Gut für Herrn B., daß der Gesang Daniels nicht dominirt. Dame Ritta, von Herrn Molevise selbst vergriffen, kann auch deshalb von keiner Repräsentantin richtig aufgegriffen werden. Sie steht in keinem wahrscheinlichen Verhältniß zu den übrigen Personen der Exposition. Zu jung und artig für Capuzzi, als daß er sie verlassen und nichts mehr von ihr zu wissen verlangen sollte, zu schlau, und als Quasi-Gefährtin Camilla's zu gebildet für einen Dandolo, passen wieder Stimmlage und Gesangsweise nicht für die Matrone. Wenigstens hätte Dem. Kratky keine Hofdame daraus machen sollen. Ihr Gesang war gut. In Herrn Hassel fand er dieser halbherziger Dümmling Dandolo, als der konsequenteste Charakter der Handlung, einen unvergleichlichen und höchst originellen Darsteller. — Die Hauptparthie des Zampa, neuerdings durch Herrn Schmezer besetzt, ist, musikalisch genommen, Gewinn für die Oper. Zampa ist Tenor; und alle Transpositionen, die der Bariton mit demselben vornehmen muß, sind in dem harmonischen Kranz dieser Oper nur Dornen. Herr S., der, wie man sagt, in wenig Tagen diese Parthie studirte, rechtfertigte die Hoffnungen der gebildeteren Gesangsfreunde. Er hatte nebenbei auch nicht vergessen, worin Wild eclatirte. In Spiel und Grundfarbe der Betonung nur stand Herr Marrder der Zeichnung des Dichters näher. Er vergaß die angeborne Würde, den Stolz des Edelmanns nicht, der auch als verlorner Sohn durchschimmern muß. Allein Ehre und Anerkennung Herrn S. für das in der letzten Zeit auch im Gebiete der Plastik sichtbare Weiterstreben! — Vergebe Gott denen, welche die beiden Arien Zampa's wiederholen machten. Es sind die feindlichsten Freunde, die ein Parthienbändiger, scheine er noch so unverwüstlich, nur haben kann. Jeder in dem Aufruhrdonner der Da-Capos auf den zu Tode gehetzten Opfersänger geschleuderte zischende Blitz ist ein flammender Fingerzeig, und mahnt an Erkenntniß der physischen Kraft!! 7.

Puntes.

*** Von 1522—1532 starteten 325 Negerschiffe, von dem Hafen von Havana aus, an die Küsten Afrikas; 236 davon kamen wieder, und brachten mehr als 100,000 Sklaven nach Cuba. Von 59 Schiffen, die nicht wieder kamen, wurden einige von englischen Kreuzern genommen, die übrigen gingen theils mit, theils ohne ihre Schiffsladungen zu Grunde. Dieser niederträchtige Handelszweig war für Cuba eine ergiebige Quelle des Reichthums und von Spanien für sehr wichtig gehalten; er hielt sich lange Zeit im Schwunge, weil die bestehenden Verträge dem Betrug zu viele Hinterthüren offen ließen. In Folge des Traktats zwischen England und Spanien liegt es nun an dem Ersteren, diesen schändlichen Handel ganz zu vertilgen. Die energischen Dispositionen dieses Vertrages werden es den Negerhändlern kaum mehr möglich machen, das Meer zu behaupten, und die Menschheit darf hoffentlich endlich neben vielen kleinen Ovationen wenigstens einen großen Triumph erwarten, den es dem 19ten Jahrhunderte verdankt. (Times.)

*** Das Schwert des Damokles als Vierundzwanzigpfünder. Bei den im Schauspielhause von Valenciennes vorgenommenen Arbeiten machte man einen seltsamen Fund: eine Kanonenkugel aus den Batterien der Kaiserlichen bei der Belagerung von 1793 war in den Plafond des Schauspielhauses gefahren, hatte einen Balken durchbrochen, und, durch eine Eisenstange aufgehalten, endlich ihr Quartier über der Leinwand des Plafonds genommen, wo sie nur durch zwei wurmstichige Latten von zwei Linien in der Dicke getragen wurde. Zwei und vierzig Jahre lebte sie in dieser glücklichen Zurückgezogenheit. Hätte das Publikum je diese Parodie des Damokles-Schwertes geahnt! Nie würde es in den Zeiten der Jesuitenherrschaft zu einer Quadrille ins Schauspielhaus gekommen sein, nie diesem oder jenem schlechten Schauspieler applaudirt haben. — O möchte doch (fügen wir nicht ohne fromme Salbung hinzu) in so manchem deutschen Theater der gute Geschmack solch einen 24pfündigen Jupiter-Blitz über den Häuptern des Publikums als geheime Polizei hängen haben! — Doch das Publikum müßte es wissen: Wie mancher „große Künstler“ müßte unbeklatscht seinen Abgang vollbringen! Wir empfehlen dies Mittel allen Schauspiel-Direktoren; denn es macht ihnen eine gewisse Gattung von Freibilleten überflüssig.

*** Der Knochenthurm zu Jerbeh. Er liegt ganz nahe am Meere, in einer kleinen Entfernung vom Fort oder Burger-Sook, und mißt 20 Fuß in der Höhe vom Boden, auf der Basis 10 Fuß im Durchmesser; er verjüngt sich und endigt sich in eine Spitze. Man könnte nach diesen Daten die Zahl der Leichen ungefähr ausrechnen, deren Gebeine zum Bau nothwendig waren. — Über den Ursprung dieses Thurms ist folgende die wahrscheinlichste Annahme, daß die Gebeine von jenen spanischen Soldaten herstammen, die, unter dem Kommando des Herzogs von Alba, durch Sturm an jene Küste von Jerbeh verschlagen, und von den Mauren angegriffen und niedergemetzelt wurden, worauf Letztere aus den Gebeinen ein Siegesdenkmal erbaut hätten. — In Persien findet sich ein ähnliches Monument, Kellah-Minars, ein Thurm, der aber nicht aus menschlichen Gebeinen, sondern aus Thierknochen erbaut ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 176. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 29. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmische Volkssage von Franz Freiherrn Gaudy.

(Fortsetzung.)

VII.

Von der Kerzen Zauberschimmer glänzt der freigewölbte Saal.
Hell zuckt der Drommete Schmettern wie durch Nacht des Bitzes Strahl,
Murrend rollt die dumpfe Pauke, fernen Donners Zürnen gleich,
Mit dem rauhen Klang versöhnend lockt die Flöte mild und weich.

Edle Ritter, festgeschmückte, weilen dort in bunten Reih'n,
Während zarter Schmeichelworte Huld'gung sitt'gen Frau'n sie weih'n.
Schönes Auge sinkt zu Boden, höher ros'ge Wange glüht,
Kaum verhehlten Beifalls Lächeln hold auf frischer Lipp' erblüht.

Rascher stürzt der vollen Klänge Wellenschlag von dem Altan,
Lusterweckend, fußbeschwingend auf des Tanzes Zirkelbahn;
Arm um volle Hüfte schlingend, schlürfend Hauch von süßem Mund,
Fliegt der Ritter mit der Schönen in verschlung'nen Reigens Rund.

Plötzlich stockt der wilde Wirbel, Paar um Paar erstarrt im Kreis,
Es verhallt Trompeten-Gellen, Flöten-Ruf verschwimmet leis';
Staunend fliegen Aller Blicke nach dem wunderbaren Schein,
Quellend durch die off'ne Pforte; — denn die Sternenmaid tritt ein.

Dumpfes Murmeln, leises Flüstern wogt durch den weiten Saal;
„Seht die feenhafte Fremde! Schaut des Wundersternes Strahl!
Mit der Elfenkön'gin Reize, sagt, wie paart sich Schüchternheit?
Wimpern-Senken? Wangen-Glühen? — Seht, Graf Stibor, naht der Maid.“

VIII.

Der Graf.

Entstiegest du kristallenen Palästen,
Erbaut im Meeresgrund, im tiefen, feuchten,
Du hehre Fey, um huldvoll ird'schen Festen
Mit deiner Schöne Zauberglanz zu leuchten?

Sankst du auf weicher Wolken Zug hernieder,
Du mit dem Götterzeichen auf der Stirne?
Entschwebst du uns, schnell wie du nahtest wieder,
Heimkehrend zu des Abends Glanzgestirne?

Du schweigst? Am Estrich haften deine Augen
Von brauner Wimper seidnem Netz umsponnen.
Laß Himmelsthau aus deinem Blick mich saugen,
Verschleire nicht unmild die Schwester-Sonnen.

Das Fräulein.

Weshalb das Kind des Staub's mit bitter'm Hohne
Begrüßen, das von Mißgeschick gebeugte?

Graf.

Du keine Fey? Sprich denn, auf welchem Throne
Der Vater, der die schöne Herrin zeugte?

Fräulein.

Nicht Fee, nicht Königskind, nicht Herrin bin ich —
Nur sterblich, eig'ne Magd mit Leib und Seele.

Graf.

Ob's Scherz, ob's Wahrheit sei, vergebens sinn' ich,
Die sich in dunkelm Räthselspiel verhehle.

Fräulein.

Nur Wahrheit. Leib und Herz sind nicht mein eigen.
Du siehst die Sklaven ihre Fessel küssend,
Sich selig vor des Herrschers Blicken neigen,
Das Leben lieber, als die Bande missend.

Graf.

Der Fürstin Schimmer sah ich nur und Mienen,
Zum Herrschen über Tausende geboren.

Fräulein.

Sieh' denn die Magd, verlangend, ihm zu dienen,
Den unter Tausend' sie zum Herrn erkoren.

Graf.

Dem Gatten?

Fräulein.

Nein!

Graf.

So ist's der Freund, der traute,
Dem sich dein Herz in Liebe hingegeben.

Fräulein.

Es ist mein Herr, deß Blick mich nimmer schaute,
's ist der Gebieter über Tod und Leben.

Graf.

Magst du dich in des Räthsels Schleier spinnen,
Nur laß mich dir als meiner Fürstin dienen.

Fräulein.

Wie mag die Maid des Grafen Stolz gewinnen,
Da des Begegnens Lichtblick kaum geschienen?

Graf.

Ein einz'ger Sonnenstrahl sprengt Liebesblüthe.

Fräulein.

Doch läng'rer Frist bedarf sie zum Entfalten.

Graf.

Seit sie von deines Sternes Schein erglühte,
Entbehrt sie leicht der Zeiten träges Walten.

Fräulein.

Ist's Täuschung, — und wie täusch' ich mich so gerne, —
So sei sie dauernd, nie verdrängt durch Wahrheit.

Graf.

Wahrheit, sie ist's. Ich schwör's bei deinem Sterne
Der Erdennacht erfüllt mit Hoffnungs-Klarheit.

Fräulein.

Das erste Glied der Kette, die ich schlinge
Um deinen Nacken, nimm's, den Goldreif trage.

Graf.

Sieh', wie der Freiheit ich mit diesem Ringe
Um süß're Knechtschaft, ach so gern! entsage.

(Schluß folgt.)

Hiob, Faust, Heine.

(Fortsetzung.)

Eine Skepsis aber, die nicht zu sich selber kömmt, führt consequent zu einer Verzweiflung, die auch viele andre, welche außerhalb des Prozesses stehen, nur zu leicht in den Strudel des Verderbens hinabzieht. Was jedoch nur bei jenen als nothwendig und innerlich begründet erscheint, stellt sich bei diesen als zufällig und unempfindlich heraus; was bei jenen Wahrheit ist, wird bei diesen zur Lüge; was jene selbst für mangelhaft halten, dünkt diesen ein Vorzug, wodurch dafür von Andern grade der vermeintliche Mangel zum Vorzug und der vermeintliche Vorzug zum Mangel angerechnet wird. Von solchen geistigen Roturiers, aber die sich ein nobles Air geben möchten, um wie die ächte Noblesse nobel zu erscheinen, kann natürlich da nicht die Rede sein, wo es sich von unsrer Zeit handelt; diese sind das Gemeingut oder vielmehr das Gemeinübel aller Zeiten. Jene Verzweiflung — um wieder zum eigentlichen Punkt zurückzukehren — aus Mangel an fester Grundlage, jener Zustand des Wankens und Schwankens führt aber, insofern sich die Verzweiflung zuletzt als das einzig positiv Bedeutende hervorthut und geltend macht, zu einem großartigen Egoismus, vor dem fast alle Schranken des Daseins brechen müssen. Auch dieser ist ein Hauptcharakter unsrer Zeit.

Wenn meine Behauptung, daß der Göthe'sche Faust ein Vorbild unsrer Zeit sei, wahr ist, so muß, in wie weit die Zeit selbst sich in einer bedeutenden Persönlichkeit abspiegelt, diese mehr oder weniger Ähnlichkeit mit Faust haben. Als eine solche Persönlichkeit kommt mir Heinrich Heine vor.

So wie man sich in einer uns nicht fern liegenden Zeit mit den nöthigenden Anforderungen des Verstandes durch eine mit dem Leben selbst in keinem Connex stehende Schulweisheit — ich möchte sagen, um mit Consequenz in Verlegenheit zu gerathen — abzufinden suchte, so wollte man sich auch den prosaischen Garten des Lebens durch allerlei poetische Blumenbeete verzieren. Daß die Kunst an sich aber ungleich höher als die Wissenschaft stehe, daß alle Wissenschaft gleichsam in der Kunst aufgehen müsse, daß sie nicht nur ein vorzügliches Bildungsmittel des Einzelnen, sondern auch der beste Hebel zur Humanisirung des Gesammten, ja aller Völker sei, das war nur für wenige Geister eine ausgemachte Thatsache. Die Folge davon war, daß diese wenigen mehr oder weniger vereinzelt dastanden, daß diese wenigen entweder in sich selbst zufrieden, wenn nicht mißmuthig auf das Publikum, oder daß das Publikum, sich klüger dünkend, auf sie herabsah — von einem gegenseitigen Verständniß konnte unter solchen Umständen kaum die Rede sein. Die Kunst galt Vielen nur für ein angenehmes Jeux d'esprit, für ein Amüsement, für eine Mode. Kurz, die Zeit war durch und durch prosaisch. Darum suchten zum Theil besser fühlende Gemüther sich in frühere Zustände zu versetzen, oder ließen sich von einer perückentragenden Ästhetik irre leiten, weil diese eine gewisse Schweite als eine conditio sine qua non der Poesie ansah. Auf diese wohlfeile Weise gewann sich die Kunst durch das Medium einer Vergangenheit, gleichsam durch das Dic mihi Musa virum eine gewisse breitschultrige, epische Objektivität, die ihr eben so gut zum Lob als zum Tadel gereichte.

Jene Zeit ist uns nun selbst — Dank sei es dem Himmel — zum Objekte geworden. Wir wissen, wo wir krank sind, und breiten die Arme nach der Wolkenträgerin, nach der Lilienarmigen, nicht aber nach den Wolken aus. Wir lügen uns nichts vor, lassen uns aber auch keine Lügen aufdringen; nur in diesem Punkte besteht unsre Objektivität. Die heutige Kunst greift in die Speichen der Gegenwart, indem sie in ihr

vorläufig die Zukunft fixiren möchte, ist mehr lyrischer, als epischer Natur und was damit zusammenhängt, mehr subjectiv als objectiv. Erst, wenn sich die Kunst mit dem Leben versöhnt hat, wenn ihre ges[illegible]mten Zustände Fleisch und Blut angenommen haben, hat sie sich zur wahren Objektivität erhoben. Wir haben, um mich kurz zu fassen, Vorlesungen über Categorieen und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und absolutes Wissen hören müssen, um nach Methode in Faustischer Weise verzweifeln zu können. Was wir thun, ist zum Theil Vorbereitung, mehr zwar als bloßes Stimmen der Instrumente, aber doch weniger als Musik, darum muß immer noch ein verbißner Schmerz hervorklingen, das ist der Grund, und kein andrer, warum der Göthe'sche Faust nicht bis zur Katastrophe hätte ausgeführt werden sollen. Es lag in Faust's Geschick, entweder großartig kühn unterzugehen, oder aus Gnade wie ein armer Sünder gerettet zu werden; was seiner Seele im letztern Falle zu Gute gekommen wäre, hätte sie an Charakter einbüßen müssen. Weder Strafe, noch Gnade will uns zusagen, weil Faust gleichsam unschuldigschuldig ist, weil Prometheus nur so lange Theilnahme auf sich zieht, als er den Göttern noch zu trotzen vermag; und weil wir ihn lieber in Folge seines Heroismus niederschmettern, denn aus Gnade zu den Füßen eines mitleidvollen Gottes sitzen sehen. Man erinnere sich nur an das Finale des Mozart'schen Don Juans. Ahnden, fürchten und hoffen dürfen wir, aber niemals sehen, was wir zuletzt, wenn wir es auch sehen könnten, doch nicht sehen sollten. Faust ist als Bild der Gegenwart seiner Natur nach unvollendet; das Auge der Zukunft allein kann der Gegenwart aber nur als Vergangenheit ansichtig werden. Nur der Wunsch, ein abgeschlossen vollendetes Kunstwerk zu produciren, nur der Wunsch, eben so objektiv wie der Dichter des Hiob zu werden, kurz, nur ein völliges Irrewerden an dem Objekte selbst kann den großen Dichter zur Vollendung desselben angetrieben haben. Der Erfolg hat am besten das Verfehlte des ganzen Bestrebens gezeigt. Alle andren, äußeren Gründe für Nichtvollendung sind unhaltbar und verdienen kaum besprochen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die griechischen Frauen.

(Schluß.)

III.

Wenn man den Charakter des griechischen Volks in seinem jetzigen Zustande beurtheilt, muß man nicht vergessen, daß die Menschen vierhundert Jahre lang Sclaven waren. Die Neugriechen sind nicht schlechter als die Alten und vielleicht weniger leichtsinnig, wankelmüthig, aufgeblasen und neuerungssüchtig. Sie sind listig und verschlagen, aber nicht falsch, — abergläubisch, aber nicht fanatisch. Unendlich besser aber sind die Weiber, als die Männer, daher auch unendlich liebenswürdiger.

Die griechischen Frauen sind so eitel wie Pariserinnen, ohne so leichtsinnig zu sein. Ihre Eitelkeit wird durch Putz befriedigt. Inzwischen muß ich wahrhalten, daß die höheren Stände eine Ausnahme von der Regel machen und daß nur die Volksklassen ordentlich, tugendhaft, arbeitsam und häuslich genannt werden können. Eine Dame von Stande könnte ihren Mann durch den Luxus zu Baden ruiniren.

Das Baden und Salben ist im ganzen Oriente ein Übel von sehr nachtheiligen Folgen. Es raubt dem Körper mehr Schönheit, als es ihm verleiht, weil es ohne Maß angewendet wird und Haut und Nerven erschlafft. Ich habe mich überzeugt, daß die Mädchen des Gebirgs, namentlich des Parnasses, am frischesten und blühendsten waren, und daß dort die Weiber am längsten ihre Reize conservirten, blos weil sie die türkischen Dunst- und Schwitzkufen nicht kennen, in denen insbesondere die Griechin der Cykladen und Kleinasiens viele Stunden des Tages zubringt.

Die Griechin reift sehr schnell und welkt noch schneller. Man findet Bräute von zwölf und alte Weiber von fünfundzwanzig Jahren, die Runzeln im Gesicht haben. Dies sind keine natürlichen Erscheinungen. Es ist übrigens schon aus der alten Geschichte bekannt, daß Frauen ihrer Reize ganze Fülle bis in ihr hohes Alter behielten und daß selbst ausschweifende Hetären lange Zeit hindurch bewundert wurden.

Man muß die Rosen Griechenlands jetzt nicht in Korinth und Attika, auch nicht in Thessalien und Arkadien suchen; dagegen in den Bergen Lakoniens, in den Bergen des Pindus und auf den Höhen von Delphi. Die Hirtinnen Apolls sind die wahrhaften Schönen Griechenlands, stark und graciös, wohlgebaut und gesund, munter und geistvoll. Mir däucht, aus jeder Daphne sei eine Corinna zu machen.

Und so herzlich, so gut, so unschuldig, so sorgenlos, so vertrauungsvoll sind diese Mädchen. Ihr könnt sie verführen, ohne daß sie es gewahr werden, wenn ihr nur die Gastfreiheitsgesetze in Anspruch nehmt und euch fein hübsch kredenzen und die Pfeife stopfen laßt.

Die Insulanerinnen sind noch jetzt wie in alten Zeiten am üppigsten. Man kann sie auf den jonischen Inseln Englands eben so wohl, als in Samos, Scio, Syra, Paros und Hydra kennen lernen. Sie schwimmen in Taft und Spitzen, und verbreiten einen Nebel von Wohlgerüchen um sich her. Viele von ihnen brauchen Schminke und Farben, um sich Wangen, Braunen und Lippen, sogar die Finger und Nägel zu malen. Indeß habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß diese abgeschmackte und mehr amerikanische als europäische Sitte auf die Neige kam.

Die Griechin hat eine stolze Attitüde. Wenn sie mit ihrer Paramane ausgeht, könnte man glauben, eine persische Große begebe sich an den Hof eines Satrapen. Ihre Haltung imponirt, ihr Blick demüthigt, wenn er nicht erhebt, bis ihr Antlitz zu lächeln anfängt. Nichts schöner, als ein griechisches Lächeln in einem unschuldvollen Angesicht. Außerdem muß man das Anmuthige und Ungezwungene der Griechin loben, wenn sie vorstellt oder vorgestellt wird, wenn sie grüßt, wenn sie betet, wenn sie zürnt, wenn sie spricht, wenn sie etwas thut. Es ist überall Grazie.

Die Griechin grüßt — indem sie die Hand auf die Brust legt und eine leichte Verbeugung macht. Wenn sie gegrüßt wird, nickt sie freundlich mit dem Kopfe.

Ich finde nicht, daß sich die Gewohnheiten des Landes bis zur Unkenntlichkeit verloren. Überall lebt man noch altgriechisch, vielleicht homerisch, nur mit dem Unterschied, daß man in der größten Armuth lebt. Die Revolution zerstörte alle Bequemlichkeit, dergestalt, daß die meisten Familien

nicht einen Tisch haben, worauf sie ihr Huhn zerlegen. Die Dame des Hauses macht ihre Toilette unter einem Schilfdach und bedient sich dabei eines Spiegels, der weiland eine Säbelklinge genannt wurde und Schamel-Bey bekriegte. Man hat kein Bett, sondern blos einen Bettwinkel, wohinein man Moosmatratzen legt, die des Morgens zusammengerollt werden. Die Kinder schlafen bei der Mutter, die Ammen bei den Kindern und der Mann bei Allen.

Und das ist vorläufig eine anständige, vielleicht gar eine edle Familie Griechenlands.

Wenn ein Mädchen sich verheirathet, bekömmt sie eine Blumenkrone und es werden Guirlanden vor ihre Hütte gehängt, wenn der erste Mai kommt, so schmückt der Geliebte seine Nymphe ebenfalls mit Blumen, wie man denn Thüren und Fenster, Kirchen und Kapellen an diesem Tage decorirt. Stirbt eine Jungfrau, so wird ihre Leiche wie eine Braut bekränzt und die Eltern geben einen Schmaus zu Ehren der Panagia, das ist der Madonna. Besonders festlich werden auch die Ostern unter dem Volke begangen, weil an diesem Tage die Frauen sich zu hunderten auf den Kirchhöfen einfinden, um ihre Angehörigen zu beweinen. Man bezahlt dazu Klageweiber wie in alten Zeiten, die sich die Haare raufen, und singen und wehklagen.

Mit dem Unterricht des schönen Geschlechts, ich meine, mit seiner geistigen Ausbildung, ist es in Hellas noch schlecht beschaffen. Dies ist sehr natürlich, da es mit dem Unterricht im Allgemeinen noch schlecht beschaffen ist. Fast alle Mädchen können Blumen sticken, spinnen und schneidern, aber nicht kochen und nicht lesen. Das müssen die Männer thun, dieweil sie keine Kinder saugen. Man hat angefangen, weibliche Schulen in Athen, Nauplia und auf einigen Inseln anzulegen; doch hinderte die bisherige Beschränkung der weiblichen Freiheit das Emporkommen. Auf den jonischen Inseln sah ich einzig und allein Griechinnen, die ein Buch in der Hand hatten.

Die jonischen Frauen sind Europäerinnen und die Griechinnen des Festlandes Asiatinnen, die blos vegetiren, leben, lieben, sterben. Welche traurige Existenz für Wesen, die so ganz zu einem höhern politisch-moralischen Sinn geschaffen sind! Wer möchte ihnen nicht baldige, schnelle Emancipation wünschen?

Die Emancipation der griechischen Frauen ist ausgesprochen. Sobald die Nation sich mit dem Norden associrte, erhielt sie den Keim eines neuen Lebens, eine andre gesellschaftliche Basis. Noch ein Paar Jahre Geduld, und wir haben eine griechische Comödie, eine griechische Oper, eine griechische Kunst, eine griechische Romantik und eine griechische — Aspasia. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn die Athenienserinnen den Pariserinnen etwas schuldig blieben. Arkadien aber muß wieder Arkadien werden, damit unsre Dandys, denen die Schweiz zu pfiffig wird, dahin gehen können, um Kuhmilch zu trinken. Dann wird man auf den Ruinen von Megalopolis einen Kurort und auf der Spitze des Taygetos, dem Pentadaktilos von Morea, ein Rigikulmhaus erbauen und den Kuhreihen blasen.

Pariser Theaterschau.

Juli 1835.

„Ango von Dieppe", so lautet der Titel eines neuen Dramas von dem Herrn Felix Pyat und Aug. Lüchet, welches in den ersten Tagen dieses Monats auf dem Theater de l'Ambigu-Comique gegeben worden, und viel Aufmerksamkeit erregt hat. Gleich Anfangs erhoben nämlich die Verf. laute Klage in den öffentlichen Blättern: Der Minister des Innern habe den Abend vor der ersten Aufführung das Manuskript verlangt, den Text eigenmächtig verstümmelt u.s.f.; Rücksichten gegen die Theaterdirektion, welche so bedeutende Auslagen gemacht, um das Drama in Scene zu setzen, könnten sie allein bewegen, es in dieser Gestalt spielen zu lassen. Die dramatische Kommission protestirte förmlich gegen die ministerielle Maaßregel, als gegen eine dem Artikel 7 der Charte zuwiderlaufende Handlung, und die Journale ereiferten sich mehrere Tage lang gegen die Censur und Herrn Thiers. In Folge dieser Vorgänge erlangte das Stück natürlich eine große Publizität, und die Menge eilte hin, um die wenigen noch übriggebliebenen politischen Anspielungen zu beklatschen. Man kann nämlich in dem Drama zwei ganz verschiedene Interessen, ein Privat-Interesse und ein politisches, deutlich unterscheiden; wir wollen davon eine kurze Inhalts-Anzeige geben:

Ango v. Dieppe war ein tapfrer Seemann und reicher Handelsherr. Eines Tages insultirten die Portugiesen seine Flagge; er wollte Genugthuung dafür, rüstete eine Flotte aus, verheerte die Küsten von Portugal, und rächte so durch eigne Macht, ohne Hülfe Franz I., des damaligen Königs von Frankreich, den ihm angethanen Schimpf. Das ist die einfache geschichtliche Thatsache, worauf das ganze Drama sich gründet, und welche die Verfasser auf folgende Weise eingekleidet haben:

Nach der seinem Pavillon zugefügten Schmach und nach dem an 22 seiner Matrosen verübten Morde, begibt sich Ango mit seiner Frau, Marie von Chouville, nach Paris, um den König zu sprechen. Vierzehn Tage bemüht er sich vergebens, eine Audienz bei ihm zu erhalten. Endlich trifft er zufällig in einem Wirthshause einen Unbekannten, welcher ihn dem Könige vorzuführen verspricht. Dieser Unbekannte ist Fürstemberg, der spanische Gesandte am französischen Hofe und ein geschworner Feind Franz I., welcher schon lange ein Werkzeug sucht, um seine schwarzen Pläne gegen den König auszuführen, und nun in Ango seinen Mann dazu gefunden zu haben glaubt. Um ihn ganz in seine Gewalt zu bekommen, läßt er ihn mit noch mehreren Andern seiner ketzerischen Zechgesellschaft verhaften, welche, wie Ango, Freitags und Samstags die Fastenvorschriften übertreten, was bei Todesstrafe durch den Strick verboten war. Ango, in Verzweiflung darüber, seine Frau allein zurücklassen zu müssen, vertraut sie der Obhut Fürstembergs an, und beschwört diesen, sie als sein theuerstes Kleinod zu bewahren. Während aber der Gemahl ins Gefängniß wandert, führt Fürstemberg die Marie von Chouville beim Könige ein, welcher bald in Leidenschaft für sie entbrennt.

Inzwischen kommt der Tag herbei, an dem die Ketzer, und mit ihnen auch Ango, ihr Urtheil empfangen sollen. Sie werden vor ein Inquisitions-Tribunal gestellt, und Ango erkennt unter den Richtern den König. Ganz zufrieden damit, Franz I. gegenüber zu stehen, verlangt er von demselben, daß er ihm zu seiner Ehrenrettung behülflich sei. Franz I. lacht ihn aber aus, erklärt ihn für einen Narren, begnadigt ihn, befiehlt, daß man ihn unter starker Bedeckung nach Dieppe zurückführe, und entfernt sich. In diesem Augenblick zieht Fürstemberg den Ango in eine Fensterbrüstung und zeigt ihm seine Frau, welche grade aus dem Wagen steigt, um auf einen Hofball zu gehen.

Der stolze Ehemann hat jetzt nun nicht mehr eine Beleidigung, sondern tausend zu rächen. Er kommt in Dieppe an, wo unterdessen die auf seine Macht und seinen Reichthum eifersüchtigen Kaufleute das Volk gegen ihn aufgewiegelt haben; trotz des entschlossenen Widerstandes seines tapfern Matrosen Gaël hat man seine Wohnung erstürmt und seine Möbel zerschlagen. Doch sobald Ango selbst sich zeigt, werfen sich ihm die verführten Matrosen zu Füßen und bitten um Gnade; Alle sind bereit, denjenigen zu rächen, den sie so eben schmählich behandelt haben. Ango bemannt eine Flotte, welche unterm Jubel des Volks aus dem Hafen läuft.

Ango bleibt allein mit seinem Vertrauten Gaël zurück; er ist nicht mehr der kräftige Seemann, wie vormals, sondern krank und leidend; seine Flotte kehrt nicht zurück, und Fürstemberg hat ihm gemeldet, daß seine Frau seit jenem Balltage nicht wieder zu ihren Verwandten gekommen und seitdem nicht mehr gesehen worden sei. Ango sucht nun Zerstreuung in der Pflege der Künste; er schöpft Trost aus den Büchern, studirt Architektur, und baut sein Schloß v. Varengeville, welches, wie er sagt, schöner werden muß, als das eines Königs, weil es das Schloß einer Stadt ist. (Forts. folgt)

Im jüngsten Literatur-Blatt sind folgende Druckfehler zu berichtigen: Spalte 1 Zeile 8 v. o. der Gottesdienst statt: des Gottes da. — Sp. 2 Z. 3 v. u. sie statt: sich. — Sp. 3 Z. 8 v. o. ist uns ausgefallen. — Sp. 4 Z. 10 v. o. jetzigen statt: jetzigeren. — Sp. 4 Z. 28 v. o. Institutionen statt: Constitutionen. — Sp. 7 Z. 19 v. o. wohlbehäbige statt: wohlthätige.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 177. **1835.**

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 29. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmische Volkssage von Franz Freiherrn Gaudy.

(Schluß.)

IX.

Zarter Worte Liebesblumen flicht das Paar zum duft'gen Kranz;
Nicht vernimmt ihr Ohr der Zinken Silberruf zum raschen Tanz,
Nicht gewahret ihr Blick der Menge hastig wogendes Gewirr,
Nicht des list'gen Spähers Auge, nicht des Spottes Pfeil-Geschwirr.

Hand in Hand und Aug' in Auge steh'n sie, tauschen Wort um Wort,
Stockt der Lippe Rede, spinnen Blicke das Gewebe fort.
„Schwörst du treu zu dienen?“ — „„Ewig!““ — „Übe denn Gehorsams Pflicht.
Mitternacht gebeut zu scheiden. Blicke seitwärts! Folge nicht!“ —

X.

Hähne rufen, als die Jungfrau schwebend flieht des Festes Saal,
Als sie Waldes Dunkel meidet, taucht hinab des Mondes Strahl.
Hastig birgt sie ihre Schönheit in die Nacht des Knechtgewands,
Doch aus flüchtiger Verhüllung schimmert noch des Goldsterns Glanz.

Sinnend weilt sie jetzt am Heerde. Glüh'nder Brände Flackerlicht
Übergießt mit hellem Scheine ſe[illegible] träumendes Gesicht;
Lächelnd starrt sie in die Flamme, achtet nicht des Meiers Schmäh'n,
Nicht mißtrau'schen Lauerers Blicke, die Geheimniß ahnend späh'n.

Morgentrank des Herren brodelnd an des Heerdes Gluten zischt;
Wanda streift den Ring vom Finger, senkt ihn in den würz'gen Gischt.
Schweigend sieht's des Hauses Meier, schweigend stürzt er dunkeln Wein
In die flache Silberschale vor des Grafen Aug' hinein.

„Ha! zu deinem Herren kehrst du schon so zeitig, falsches Gold?“
Ruft Graf Stibor, als der Reifen klirrend aus der Höhlung rollt:
„Ward schon wiederum gelöset kaum geschlung'nes Liebesband?
Die in's Becken ließ den Goldreif gleiten, Greis, kennst du die Hand?“

Nach dem Heerde eilt der Alte, packt des Knaben zarten Arm,
Reißt ihn vor den Sitz des Herren, — gaffend folgt der Knechte Schwarm: —
„„Graf! der ist's! mein wachsam Auge, Zeuge war's der Frevelthat,
Zauberei ist sein Verbrechen, Tod bestrafe den Verrath!““

XI.

Graf.

Der Knabe? Ha! — Vergebung fleht im Staub' er;
Sein Auge deckt er schämig mit der Hand.
Sprich, nenne mir den wundervollen Zauber,
Durch den dir ward der heil'gen Liebe Pfand?

Fräulein.

Der Zauber, der den goldnen Reif verliehen
Der niedern Magd, war ihres Herren Huld.
Daß des Gebieters Blick auf sich zu ziehen
Sie wagte, dies allein ist ihre Schuld.

Graf.

Du bist's! Du bist es! An dem Silberlaute
Der herzlich lieben Stimm' erkenn' ich dich.
Du bist's, die Schönste, die mein Auge schaute,
Der ich mich gab zu eigen ewiglich.

Du knieend? Nein, mich fleh zu deinen Füßen,
Vergebung ziemt es mir zu flehen an,
Daß meinethalben deinem Reiz, dem süßen,
Schmach ward durch lange Monde angethan.

Den Ring, verschmäh' ihn nicht; nimm ihn auf's Neue;
Mit ihm mein Leben, Alles nimm, was mein.
Nicht nenn' es Preis, nicht Lohn holdsel'ger Treue,
Annehmend lohnst, beglückst du ja allein.

Fräulein.

So ist's kein Traum? Mein darf den Freund ich nennen?
Voll strahlt herab auf mich des Glücks Gestirn.

Graf.

Und treulos wird es nie von uns sich trennen,
Glüht mir sein Zauberbild von deiner Stirn.

XII.

Liebesküsse, Liebesschwüre, der Vermählung wonn'gen Bund,
Innig sel'ges Liebesleben, — Volkes Sage thut es kund,
Nennt der Mutterros' entsproß'nes holdes Zwillings-Knospen-Paar,
Gleich der blühenden an Reizen, doch des Zaubersternes bar.
Sterbend nennt dem Sohn die Mutter, was prophet'scher Blick erkannt:
Deinem Heldenstamm erblühet hohes Heil dem Vaterland.
Enkel ist dir jener Edle, der mit Brunswiks Zauberschwert
Rache wird am Feinde nehmen und den Böhmen Sieg gewährt.
Zwanzig Jahr' und eins darüber vor der Blanik Schlacht gebor'n
Ist der Jüngling, den zum Führer böhm'sches Landvolk sich erkor'n,
Und von seiner Siegerstirne glänzt auf's Neu' des Sternes Schein —
Volkes Sage raunt: ein Sternberg müsse Landes Retter sein.

Hiob, Faust, Heine.

(Fortsetzung.)

So meinten einige Ästhetiker, das Fragmentarische am Faust gefiele eben so sehr wie das Fragmentarische am Kölner Dome, weil der Phantasie dadurch ein angenehmes Spiel bereitet würde. Diese Leute möchten nämlich gar zu gern aus der Phantasie gleichsam einen Professor publicus ordinarius, etwa einen Quatremere de Quincy sich erschaffen. Es ist eine närrische, lügenhafte Rechtfertigung, die folgerecht jeden Künstler zum Fragmentarischen nöthigen und jede gute Skizze höher, als ein ausgeführtes Kunstwerk anschlagen möchte. Das gigantische kühne Kunstwerk des Kölner Domes sollte, nach dem Plane des großen Baumeisters, bis zur Spitze aufgeführet werden, während der Göthe'sche Faust allerdings Fragment hätte bleiben sollen. Alles, was ich von Faust gesagt habe, gilt daher auch nur vom ersten Theil, vom Fragmente, wo wir mit Faust uns wie in eine erhabne Trostlosigkeit hineingezaubert fühlen. Diese erhabene Trostlosigkeit, als Folge unserer inneren Zerrissenheit, hat Heine bei Gelegenheit, wo er über den ihm geistesverwandten Byron sich ausspricht, so schön und wahr bezeichnet, daß ich am besten seine eignen Worte hierherstelle. „Wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so müßte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches weit abgelegnes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deßwegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Andern hochbegnadigt und des Dichtermärtyrerthums würdig geachtet haben. Einst war die Welt ganz, im Alterthum und im Mittelalter, trotz der äußern Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen diese Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut und die dem Hohne dann nicht entgeht."

Wer sie verstanden, diese wenigen Worte, dem ist Heine's Mission und Bedeutung klar geworden. Die Dichter sind die Propheten unsrer Zeit, so wie die Propheten die Dichter der alten Zeit waren. Nur zelotischer Unverstand mag diese Behauptung für eine Verzerrung des Heiligen ansehen. So wie sie, die Seher der alten Zeit, nur zu oft zu Märtyrer ihrer eignen Intuitionen wurden, wie sie gleichsam die Mittheilung, zu der sie sich gezwungen fühlten, mit ihrem Schmerze und ihrem Blute bezeugen mußten, so ergeht es auch den Dichtern unsrer Zeit; sie verbluten an dem Gott in ihrem Herzen. Die katholische Kirche verehrt einen Heiligen, der mich zu Thränen rühren kann; es ist der heilige Dionys, der mit eignen Händen sein blutiges Haupt zur Schau trägt — zu ihm, dem Schutzpatron Frankreichs hat sich Heine geflüchtet, sein blutendes Herz in Händen. Darum sehen uns seine Worte so roth und blutig an, darum glauben wir in ihnen die springenden Pulsschläge zu vernehmen. Aber das Herz unsres Sängers ist ein heiliger Gral, dem Rosen entsprießen, Rosen, schön wie die Rosen von Schiras, zwischen welchen duftige Töne gleich den Schmerzenslauten der liebeathmenden Nachtigall süßmelodisch quellen und leuchten. Heine's Verzweiflung ist die des Prometheus, Himmelanstürmend, Wolkenzerreißend! Rauschen ihm auch die dunkeln Tannenwälder, die süßesten Lieder zu, begrüßen ihn auch die alten Berge mit ihren Wolkenbärten wie einen lieben Freund, sehen ihn auch die blauen Bergseen unergründlich sehnsüchtig an, immer ergreift ihn ein dunkles, ahnungsvolles Grauen, ein Grauen, wie er es einst gefühlt, als er in einsamer Mitternacht seine Lippen auf die Lippen Maria's, einer wunder-

schönen Frau drückte, die damals gar keinen Fehler hatte, außer, daß sie todt war. Es ist nicht so ganz wahnsinnig, was der sich zum Wahnsinn heranbildende Isidor im tönenden Bild von Eduard Duller sagt: „Ja, das Memnonsbild ist das erhabenste Symbol der ganzen Natur und des Menschen. Ist die Natur, ist der Mensch nicht leblos, nicht wie durch einen Zauberspruch versteinert, so lange die Nacht furchtbar, trostlos, dämonisch auf ihnen lastet, alle Kraft, alle organische Thätigkeit, allen Willen, alles Bewußtsein in unzerbrechlich scheinenden Fesseln hält?! Da schleicht der Fluch über die Erde, säet Kies statt Gesäm, verschließet den Born der Thräne, zerreiß't die Liebe, daß sie ohnmächtig daliegt, wie der Torso des Niobiden; die Nacht ist die gräßliche Meduse. Jetzt drängt sich's am fernen Rand der unabsehbaren Ebene langsam ahnungsvoll herauf. Noch immer kein Athem rings umher. Noch immer starr und regungslos die arme Menschheit, das ideal-schöne steinerne Bild, die Hände fest auf die Kniee gepreßt, als müßte es durch diese Stellung seine Sclaverei recht deutlich bezeugen; und doch sitzt es ja auf einem Throne, doch ist ja der Mensch nicht zum Knieen geboren. Und mitten in der Entwürdigung sieht das steinerne Bild doch wie ein gewaltiges Zeichen, wie eine granit'ne Prophezeihung, wie ungefähr sich der Mensch einst nach der Apotheose ausnehmen mag. Da dringt — das Bild sieht nach Osten — da dringt von Osten her der erste Lichtstrahl empor, begrüßt das Bild, trifft es wie ein Liebespfeil, wie Gottes Worte, an's starre Herz, in's starre Herz hinein; da fällt der Zauber, die Freiheit siegt, Ormuzd hat sein Spiel gewonnen, und aus der versteinerten Brust springt der Klang hervor, der Triumphgesang des Lebens, der Freiheit und der Liebe. — Und so ist Jeder ein Memnon, und Jeder trägt den Klang in sich, aber leider hat er oft die ganze Spanne Zeit hindurch, die man: Leben heißt, — tiefe, versteinernde Nacht auf dem Herzen liegen, und der Klang kann nicht durchbrechen durch die granit'ne Brust, bis endlich von Osten her der Tag kommt, den die andern als Nacht fürchten, — der Tod; der scheint ihm endlich warm auf's Herz, der sprengt endlich die starre Rinde, und der Klang wird frei; — aber es hört ihn niemand."

(Schluß folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

3. Das niedere Volk.

— Quadringentis sex septem millia desint:
Plebs erit.

Die niedern Volksklassen in Paris sind eine ganz eigenthümliche Menschenart; man findet unter ihnen viel Erfindungsgeist, Redefertigkeit, Industrie und große Gewandtheit, sich in allen Lagen des Lebens zu helfen. 30,000 Menschen stehen täglich in Paris auf, ohne zu wissen, wovon sie den Tag über leben werden und wie viele heirathen, ohne sich selbst, geschweige denn eine Familie ernähren zu können. Es ist natürlich, dabei geht es nicht ohne Noth und niedrige Erwerbszweige ab, wie man auf allen Straßen, auf allen Plätzen, vor allen Theatern, bei allen Gelegenheiten sehen kann. Und doch, obschon der Fluch der zürnenden Gottheit vorzugsweise auf den untern und arbeitenden Volksklassen zu lasten scheint, so leben doch diese Leute sorgenloser und freier, als viele Andere im Reichthum und Glück. Sie leben von ihrer Hände Arbeit, von einem Tage zum andern, sind fleißig, aber durchaus nicht haushälterisch mit ihrer Einnahme; sie sorgen weder für die Wirthschaft, noch für die Zukunft, keiner unter ihnen denkt an die Gebrechlichkeit seines Alters; sie haben keinen Garten, kein eignes Feld, zum Theil kein eignes Obdach, viel weniger ein eignes Haus; sie denken, wie die Spartaner, die Bearbeitung des Bodens komme andern Leuten als ihnen zu; sie scherzen und spotten über den, der sparen will, der auf das Glück eines Familienlebens hofft und von der Aussaat seiner Handlungen Früchte einzuärndten gedenkt. Das ist nicht ihre Sache; sie wollen genießen und achten den Genuß als das Höchste; um ein Mal in Freude und Überfluß zu leben, legen sie sich tausend Entbehrungen auf und plagen sich Tag und Nacht. Die ganze Woche arbeiten sie aus allen Kräften und leben übertrieben mäßig; aber an Sonn- und Festtagen verthun sie Alles, was sie erworben haben und der ganze saure Wochenlohn wird an einem sorgenlosen Abende vergeudet. Dann gehen sie vor die Barrièren von Paris, wo Wein, Tanz und Essen billig sind, verzehren ihr Geld und lassen sichs dabei vorzüglich wohl sein.

Um das Pariser Volk kennen zu lernen, muß man sich an einem Sonntage vor eine der 28 Barrièren begeben. Wir haben seither die hohe Finanz durch die elysäischen Felder in die Allee von Longchamps begleitet und mit dem ehrlichen Kleinbürger en famille berathschlagt, welchen von den vielen Erholungsörtern um Paris wir zu unserer Sonntags-Promenade auswählen sollten, wobei wir uns für den Ranelagh im Bois de Boulogne entschieden; — gehen wir nun auch mit dem Volke vor eine der Barrièren und in's Bois de Romainville. Da wir an der Madeleine wohnen, so verfolgen wir die Boulevards bis da, wo die Rue du Temple ins Faubourg du Temple einmündet und lenken dann in das Faubourg ein. Wir wissen zufällig, daß es Sonntag ist; aber wenn wir auch den Siebenschläferschlaf geschlafen und plötzlich, ohne es vorher zu wissen, am siebenten Wochentage in wachendem Zustande hieher versetzt würden, so müßten wir doch sofort erkennen, daß der heutige Tag ein heiliger Sonntag sei. An Sonntagen hat Paris und seine Banlieue ein ganz eigenthümliches Gepräge. Jeder Sonntag ist hier gleichsam ein Christtag, sein Inhalt eine erfreuliche Bescheerung und das Pariser Volk dann ein glückliches, vergnügtes Kind. Wie ungemein sorgfältig sich heute Jedermann geputzt hat; wie viel Kämme, Bürsten und Handtücher mögen diesen Morgen thätig gewesen sein, um die Bedürfnisse, welche die menschliche Toilette mehr oder minder stürmisch erheischt, zu befriedigen und so glänzende Resultate, wie wir vor Augen haben, hervorzubringen! Gleichwie der Zimmerfußboden blinkt, wenn er frisch gescheuert worden, gleichwie der Rock wieder Glanz bekommt, so oft er neu gebürstet wird, so scheint sich heute jede Gestalt vor uns damit zu brüsten und zu rühmen, daß sie gewaschen, gereinigt und rasirt worden ist.

Gehen wir das Faubourg seiner ganzen Länge nach durch; lassen wir es uns aber nicht verdrießen, wenn wir mitunter gestoßen und gedrängt werden; die Masse, welche an uns ruhigen Beobachtern vorübereilt, hat keine Zeit zu

verlieren und schreitet rasch vorwärts, Arm in Arm, und Trupp- oder Familienweise abgetheilt, zu beiden Seiten der Straße laden zahlreiche Kneipen die Vorübergehenden ein, Halt zu machen und sich auf den Weg zu stärken; schon ertönet aus diesen Guinguettes ein disharmonischer Gesang, denn einzelne Trinker haben bereits ihre bacchischen Chöre angestimmt; schon schlägt das Conzert der schreienden Fiedelbögen und schrillenden Klarinette an unser Ohr und das betaubende Bum-Bum der türkischen Trommel erschallt vom Orchester des Tanzplatzes, wo sich indeß noch keine Tänzer und Tänzerinnen eingefunden haben. Vor der Barrière verdoppelt sich der Lärm und das Getöse; die Menge wird dichter und wogt in wellenförmigen Linien fort; sie ist jetzt dort angelangt, wo kein städtisches Oktroi mehr erhoben wird, wo der Wein keine Eingangssteuer mehr zahlt und wo der Rauch der Küchen von Desnoyers, des Grand Vainqueur und anderer Guinguettes gleichsam in alle Poren bringt. (Schluß folgt.)

Pariser Theaterschau.

(Fortsetzung.)

Eine wohlbekannte Gestalt tritt jetzt auf. Leonardo da Vinci arbeitet in der Gallerie von Varengeville und bietet zugleich dem geistes- und körperkranken Ango den erquickenden Trost eines reichbegabten Künstlergemüths und lindert seine stechenden Schmerzen. Mit Hülfe des treuen Galli gelingt es ihm sogar, die Marie von Eßouville reuig in die Arme ihres Gatten zurückzuführen; aber diese Aussöhnung ist vergebens; Fürstemberg ist da. Marie erkennt ihn, und macht bald und bald Zugeständnisse ihrer Schuld. Der Spanier hat einen Brief des Königs und einen Trauring in Händen; beide übergibt er an Ango zum Beweise seiner Entehrung.

Doppelt beschimpft erhält Ango endlich eine Ehrenrettung; seine Flotte kehrt siegreich zurück, und der portugiesische Gesandte fleht in der Gallerie von Varengeville knieend um Gnade. Hier scheint der politische Theil des Dramas geendigt; die Macht eines Kaufmanns hatte die Macht eines Königreichs gedemüthigt; aber das politische Interesse hebt bald mit neuer Kraft wieder an. Franz I. kommt nach Varengeville, um einen Friedenstraktat mit Portugal abzuschließen. Fürstemberg hofft nun gewiß, daß sein Feind ihm diesmal nicht entwischen werde; er wird es so veranstalten, daß der König Marien sieht, daß Ango sie Beide überrascht und den Ehebrecher bestraft. Aber es geschieht nicht also. Der König will Marien entführen; mitten in der Nacht verläßt er das Fest, welches sein Wirth ihm zu Ehren veranstaltet, bringt in das Schlafgemach Mariens, und findet die Gattin, aber kalt und leblos; sie hat sich vergiftet. Zugleich trifft er auch den Gatten, zorn- und rach'entbrannt; Franz I. will fliehen, Ango hält ihn zurück und will ihn zum Zweikampf zwingen; denn er verabscheuet, einen Meuchelmord an ihm zu begehen; aber der König verweigert das Duell und sinkt ohnmächtig zur Erde nieder. Ango setzt ihm den Fuß auf die Brust mit den Worten: „Je suis vengé! tout est perdu, même l'honneur!“ Sodann ruft er sämmtliche Hofleute herbei, um sie von der Erniedrigung ihres Königs zu überzeugen, und stürzt sich in's Meer.

Das Stück selbst ist in einem fließenden, pikanten Style geschrieben; der Dialog ist voll glücklicher Wendungen, und die Scenerie prächtig zu nennen. Jedoch haben die Verfasser mehr in der Art geschrieben, wie man etwa eine Novelle oder einen Roman schreibt; sie haben oft vergessen, daß sie ein Theaterstück zu ordnen, eine Intrigue zu leiten und eine Idee durchzuführen hätten. Ohne den Glanz des Nebenwerks würde das Stück oft leer und langweilig erscheinen; der Mangel an gutgewählten, leichten Uebergängen läßt den Zuschauer kalt, und hindert ihn, seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Drama zuzuwenden und die prachtvollen Dekorationen bisweilen zu vergessen. Die beiden ersten Akte sind offenbar die gelungensten, voll von feinem Witz und kaustischen Einfällen; allein nach den zwei ersten Akten geht das Melodram in das gewöhnliche Geleise über, und nimmt seine Zuflucht zu Theater-Coups, welche weder an das Ende noch in den Anfang hinzugehören scheinen. In den folgenden Akten verringert sich das Interesse, die Handlung wird schleppend und verliert an Bedeutung. Die Emeute des dritten Akts ist ein hors-d'oeuvre, und konnte füglich wegbleiben oder wenigstens auf eine andere Weise eingeleitet und angestiftet werden. Ebenso wenig lobenswerth und ohne allen dramatischen Effekt erscheint uns die völlige Niedergeschlagenheit Ango's, welcher seinen Muth sinken läßt, und aus Eifersucht in ein träumerisches Wesen verfällt, grade in dem Augenblicke, wo seine Flotte nach der Mündung des Tajo ausläuft, um ihn zu rächen. Endlich Franz I., den Sieger von Marignani, den Besiegten von Pavia, als einen unritterlichen, feigen König darzustellen, verdient unermeßenen Tadel; ihn sogar aus Furcht vor dem Zweikampf in Ohnmacht fallen und ihm von einem Kaufmann einen Fußtritt geben zu lassen, mag eine Augenweide für das Parterre der Pariser Boulevards sein; erfüllt aber jeden Ehrenmann mit Widerwillen. Franz I. war ein galanter König und ein Freund von Liebes-Abenteuern, die ihm ein böses Ende bereiteten; er hat Ketzer verbrennen und Ehemänner ins Gefängniß werfen lassen, um ihre Weiber desto leichter zu verführen; aber seine Rittterehre muß von Rechtswegen unangetastet bleiben.

Die Schauspieler haben viel dazu beigetragen, manche Mängel des Stücks zu verdecken; Bocage hat die Rolle Ango's mit seiner gewohnten Meisterschaft durchgeführt; Montigny (Fürstemberg) und Saint-Firmin (Franz I.) verdienen gleichfalls Lob, und die Administration hat, wie gesagt, nichts versäumt, um die Verfasser und Schauspieler durch eine prachtvolle Scenerie zu unterstützen. Zwei und zwanzig auf einander folgende Darstellungen des Stücks sprechen übrigens für die günstige Aufnahme, welche ihm von Seiten des Publikums zu Theil geworden ist. (Forts. folgt.)

Buntes.

∴ Theater in Frankfurt. Von Sieben die Häßlichste, Posse in 4 Akten von Angely. (Neu.) Zum Vortheil Herrn Rottmayers. Eine glückliche Grundidee, — durch vier Akte breit ausgefasert, und, wo im Zeug irgend etwas dadurch verschlissen war, mit ächten Berlinerischen Wortwitzen geflickt. Das Ganze ist weniger komisch als blos spaßhaft, und enthält viele Einzelnheiten, die, nett zusammengespielt, ganz wohl amusiren — neben vielen andern alten Musterstücken, die ebenso unaussteblich langweilig sind. Herr Rottmayer war in der Rolle des Ernst Hellwald vortrefflich; er griff, was nur irgend eine komische Ansicht bot, mit Gewandheit auf und präsentirte es mit Feinheit und Liebenswürdigkeit. Der stürmische Beifall, der ihm wurde, bewies, daß der gute Geschmack in Frankfurt doch auch noch eine Stimme hat, so sehr man auch manchmal dran zweifeln möchte. — Ich muß noch Herrn Lußberger als Verwalter erwähnen, der, besonders in der ersten Hälfte seiner Rolle, — die erfreulichsten Beweise gab, daß er sich aus einer gewissen nonchalanten Manier, in die er sich in der letzten Zeit ziemlich verwickelt hatte, wieder losmacht, und sein wackres Talent mit tüchtigem Ernst ausbildet. — Mercutio war Herrn Rottmayer's letzte Gastrolle. Wie lebensfreudeind und graziös im Muthwillen, wie gesundheitstrotzend bis zum letzten Augenblick! Dieser Mercutio athmete Shakespeare's ächten Humor, nicht jene possenreißerischen Komödianten-Lazzi, wie man sie sonst — auch in Frankfurt sieht. Hätte die Frankfurter Bühne Herrn Rottmayer wieder und ein Paar kräftige Künstler seines Gleichen, denen es wirklich um die Kunst Ernst ist, — der alte, längst ekelhaft werdende Sauerteig müßte einem gesunden, frischen Wesen Platz machen. Vor der Hand ist wohl nicht daran zu denken, und so bleibt denn blos zu wünschen, daß Hr. Rottmayer recht bald wieder nach Frankfurt komme!

∴ Seit langer Zeit wüthete die Pest in Jerusalem nicht so arg, als seit dem Sommer des vorigen Jahres. Auch das katholische Kloster blieb diesmal nicht verschont; denn alle Vorsichtsmaaßregeln waren fruchtlos. Man hat in jenem Kloster die Sitte, daß, sobald die Nachricht vom Ausbruch der Pest eintrifft, der jedesmal die priesterlichen Funktionen verrichtende Mönch sich, bevor er zu diesem Ende das Kloster verläßt, mit den Sterbesakramenten rüstet, und dann jeden Tag seinen Brüdern im Kloster durch den Klang einer Glocke vor demselben anzeigt, daß die entsetzliche Seuche noch nicht aufhöre; schweigt das Glöckchen, so ist's ein Zeichen, daß der Priester selbst ihr unterlag, und ein anderer Bruder aus dem Convent tritt an seiner Stelle das Amt eines Pangglarios (Pestpriester) an. Katholiken nimmt er vor ihrem Tode die Beichte ab; jeden andern Glaubensgenossen ohne Unterschied der Sekte bedient er leiblich. Welche schöne heilige Sitte! In diesem Jahre sind neunzehn Franziskaner als Opfer ihres Eifers mit einem Heroismus gefallen, zu dem den Christen nur der Glaube begeistern kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 178. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 30. Juli.

Hiob, Faust, Heine.

(Schluß.)

Es bedarf nur des leisesten Anhauchs und Heine wird wie eine Sensitive bewegt. Wenn andre Menschen in stummer Bewunderung den kalten Marmor Westminsters anstaunen, weint Heine am Grabe Cannings die herzverwundenden Worte, daß über den Mund, der so Großes und Gewaltiges gesprochen, vielleicht eine Spinne ihr blödsinnig schweigendes Gewebe zieht. Es aber gibt es des Gypressenartigen gar mancherlei im Leben, wovon die nüchterne Prosa nicht im Geringsten betroffen wird. Bei ihr verklingen natürlich unverstanden die tiefsten Empfindungen unsres Dichters; denn jedes Ausrufungszeichen wird so lange eine Hieroglyphe bleiben, bis man auf gleiche Weise ergriffen ist.

Mit diesem Lobe will ich keineswegs Unarten, die sich Heine zu Schulden kommen läßt, rechtfertigen oder gar beschönigen. Wenn er gegen Deutschlands größte Namen zu Felde zieht, so läßt sich dagegen im Voraus nichts sagen, denn die Kritik ist frei, und über jedes hergebrachte Vorurtheil erhaben. Das zu einer Zeit Große, ist es nicht immer für alle Zeiten; Götterien sterben, doch die Wahrheit bleibt. Aber wer wie der heilige Georg die Lanze schwingt, muß mehr noch die Wahrheit als die Schönheit lieben. Heine schwingt die Lanze mit starkem Arm und trifft den fixiten Punkt, aber er kokettirt dabei zu viel mit sich selber, steht im Kunstwerke, statt daß er vor demselben stehen sollte, und möchte aus Vorliebe zu seiner Ansicht jeder fremden, ihr widerstrebenden, eigennützigselbstsüchtige Absichten unterstellen. Dieser moralische Vorwurf trifft insbesondre seine Beurtheilung deutscher Schriftsteller und Philosophen. Die geringschätzige Art, mit welcher er über Bestrebungen von Denkern wie Schelling, Hegel und Görres sich ausdrückt, haben mich darum — ich läugne es nicht — mit einem wahrhaften Unwillen gegen den Dichter erfüllt. Was ein Rabbi vom schwimmenden Schädel erzählt, hat Heine nunmehr von einer Seite erfahren, woher er es wohl am Wenigsten erwartet hätte. Der Rabbi sprach: „Weil durch dich ein andrer Schädel hat schwimmen müssen, mußt du jetzt schwimmen, und dem Schädel, der dein Schwimmen verursacht, wird es nicht besser geh'n.“ Börne hat im Feuilleton des Reformateur Heine mit denselben Anschuldigungen überhäuft, womit dieser die achtbarsten deutschen Namen befleckt hat. Die Alten hatten Recht, daß sie selbst die Götter vor der Nemesis erbeben ließen! Die Nemesis ist die Bluträcherin der Geschichte; sie erscheint, wenn man sich's am Wenigsten versieht und rächt oft Sonnenstäubchen an Weltkörpern, und Weltkörper an Sonnenstäubchen; bis zur Grausamkeit ist sie gerecht. Wo ich sie in der Geschichte wahrnehme, sind für mich interessante Parthieen und mögen sie mir auch noch so theuer zu stehen kommen. So wie die Spanier, als sie in Florida ruhigen Blickes die französischen Protestanten umbringen ließen, sich mit dem gotteslästerlichen Ausruf: „Nicht als Franzosen, sondern als Ketzer vor Gott,“ rechtfertigen wollten, ebenso riefen später die Flibustier aus, als sie unter den Spaniern ein Blutbad anrichteten: „Nicht als Spanier, sondern als Mörder!“ Die Geschichte ist Religionsunterricht, wenn wir sie zu deuten wissen. Egoismus ist der Hauptvorwurf, der Heine, der

Faust, der unsre Zeit trifft: Die Welt, welche oft die wahre Größe nicht nach Verdienst würdigt, zwingt dieselbe zuweilen ihr gegenüber egoistisch zu erscheinen. Dieser Egoismus, oder besser: diese moralische Repulsivkraft, dieses Schutz- und Trutzmittel schwindet mit der Ursache, mit der Meinungsänderung des Publikums. Bei Heine kann von diesem nothgedrungnen Egoismus die Rede nicht sein. Das Publikum hat ihn recht früh als seinen Lieblingsdichter begrüßt, und die jugendliche Stirne neben den gefeiertesten Namen, nicht ohne Verdruß von manchem unter ihnen, ohne Säumniß mit Lorbeeren bekränzt. Heine's Egoismus ist von der positiven Art, von innen nach außen und nicht von außen nach innen. Heine verschmäht Lorbeeren, die auch Andre mit ihm theilen, ohne sie in dem Maaße wie er zu verdienen; diesen will er vor Allem den unverdienten Schmuck entreißen, um wie ein Gott unter den sterblichen Menschen allein zu stehen. Das Fichte'sche Ich hat so wie in Napoleon in Heine einen Mann gefunden, um sich auch im Leben thatkräftig, weltvernichtend geltend zu machen. Mit dieser innern Seelenverwandtschaft hängt des Dichters hohe, fast göttliche Verehrung gegen den großen Kaiser, bei dessen sonstiger Freiheitsliebe, wie mir scheint, auf das Engste zusammen: ja, er befindet sich in so genauer Beziehung zum kaiserlichen Korsen wie der alte Weltenbezwinger, der Griechen großer Napoleon, zum selbstgenügsamen Cyniker, der seine Welt im Herzen trug, daß er an der Vendomesäule vorübergehend, vielleicht mehr als einmal gedacht haben mag: Wenn ich nicht Heine wäre, so möcht' ich Napoleon sein! — Heine will, und kann keine republikanische Gleichheit wollen. Daher Börne's Schmerz und Unwille, der nun gegen ihn, wie Plato in der Republik gegen die Dichter im Allgemeinen seine Katapulten versendet; daher Börne's Zorn und Unwille über Heine, wenn letzterer über Deutschland schimpft, wozu ihn Börne eben so wenig, als Frankreich zu loben, berechtigt hält. Börne ist auch da consequent, wo er es nicht zu sein scheint. Doch beide, sowohl Börne als Heine sollten sich in würdiger Weise gegeneinander aussprechen, sollten sich im Angesichte des Publikums mehr ehren und weder dem Unverstand, noch den Partheien zu Mißverständnissen oder Triumphen verhelfen. Es ist schädlich, es ist ihrer unwürdig! Kurz, der Heine'sche Egoismus, um mich noch deutlicher zu machen, unterscheidet sich von dem gewöhnlichen eben so sehr wie die Materie des Materialisten, oder das Ich des Idealisten, wo jene nicht mehr die todte Materie, die ein Leben zur Entgegensetzung hat, dieses nicht mehr das empirische Bewußtsein bedeutet, das, als ein Beschränktes, ein Unendliches außer sich setzen muß, sich von der Materie und dem Ich im nicht philosophischen, populären Sinne unterscheidet. Aber bei allen Fehlern liebe ich Faust, liebe ich unsre Zeit, liebe ich Heine. Und wie der christliche Lamartine sich zum antichristlichen Byron hingezogen fühlte, nicht anders fühle ich mich zu Heine, dem mir nahgebornen, mehrverwandten! hingerissen, so daß, was er vom Briten, ich auch vom Deutschen sagen möchte:

Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie,
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents.

Hiob, Faust, Heine sind drei Namen, die uns an die süßesten Schauer und die bittersten Leiden des Lebens erinnern, die uns Engelsgesichter und Fratzenbilder, Rosenwälder und Wolfsschluchten, Shakespearsgeister und Krämerseelen, kurz den ganzen tragischen Embarras der Welt vor die Seele zaubern. Hiob, Faust, Heine sind drei Namen, welche, so lange wir nur einzelne Akte aus der Welttragödie wahrnehmen, so lange wir selber eine Rolle mitspielen müssen, auf die wir nie g'nug vorbereitet sein können, uns immer mit Bewundrung, wenn nicht mit Liebe erfüllen werden.

Ludwig Wihl.

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Schluß.)

Die Hungrigsten und Durstigsten halten hier an und gehen nicht vom Platze; andere erklimmen mit angespannten Kniekehlen und vorübergeneigtem Kopfe die Höhen von Belleville. Die berühmte Ile d'Amour — eine nur von einem schlammigen Wassergraben umgebene Insel, wo weniger Wasser im Graben, als Wein auf und unter den Tischen fließt, — diese Ile d'Amour wird dann für viele ein Zaubergarten der Circe; diejenigen aber, welche ihren Lockungen widerstehen, schreiten stolz vorüber durch das Dorf Belleville oder schlagen links den engen, gewundenen Fußpfad ein, der nach dem Prés-Saint-Gervais führt. Folgen wir diesen letztern Fußgängern, aber wähnen wir etwa nicht, auf grüne Auen und Wiesen zu stoßen; denn, wenn irgendwo, so macht sich hier der Wechsel und die Wirkung der Zeit bemerkbar. Ehemals breitete sich nämlich zu dem Fuße des Hügels, auf dem gegenwärtig das zum Kirchspiel von Pantin gehörige Dorf Belleville liegt, eine große, schöne Wiese aus und auf derselben stand eine dem heiligen Gervais geweihete Kapelle, nach welcher das kleine Dorf, das sich in der Nähe dieser Wiese und Kapelle bildete, Prés-Saint-Gervais benannt wurde. Das Dorf ist noch vorhanden; aber das, was ihm seinen Namen gegeben, ist verschwunden; nichts gleicht weniger einer grünen Wiese, als jenes ärmliche, von holprigen Fußpfaden durchschnittene, mit Nußbäumen, Johannisbeersträuchen und Hollunderbüschen bepflanzte und mit kleinen, niedlichen Häusern besetzte Ackerfeld, welches wir jetzt dort sehen.

Die Prés-Saint-Gervais sind der Vorplatz des Bois de Romainville. Dieses Gehölz hat einen kleinen Umfang und würde kaum zu einem adligen Park hinreichen; aber wie manche Abenteuer hat es anspinnen und endigen gesehen; wie manche Stunden der ungetrübten Lust und Freude, wie manche ländliche Mahlzeiten auf dem Grase und Alles, was sich in Folge derselben zuträgt, hat es mit seinen Schatten zugedeckt. Das Gehölz von Romainville ist das Gehölz des Volks κατ' ἐξοχην; nirgends eine Spur von breiten, prächtigen Alleen, kaum findet man gangbare Fuß-

ſtriege; man muß ſich ſolche erſt ſelbſt bahnen und dabei watet man bis an die Knöchel im Sande. Im Bois de Romainville iſt der Arbeiter der Vorſtadt ſo recht eigentlich zu Hauſe; die Griſette vom Carré-Saint-Martin iſt hier heimiſch und hauſet hier ungeſtört; Romainville iſt beider Eigenthum und Privatdomäne; ſie machen dort, was ſie wollen; das geht Niemanden etwas an und Keiner hat das Recht, darüber böſe zu werden oder gar es unanſtändig zu finden. Das weiß auch der Flurſchütz, der zugleich Wächter des öffentlichen Anſtands in dieſen Gegenden iſt; er läßt den Herrn und die Herrin dieſes Gehölzes nach Belieben darin ſchalten und walten. Darum ertönt auch jeden Sonntag der Wald von den Couplets einzelner, zerſtreuter Liebespaare, unter denen etwa folgende noch die anſtändigſten ſein mögen:

Qu'on est heureux
Qu'on est joyeux
Tranquille
A Romainville!
Ces bois charmans
Pour les amans
Offrent mille agrémens.
Oui, tant qu'à Romainville
Deux à deux on ira,
Le monde si fragile
Jamais ne finira, etc. etc.

Die Prés-Saint-Gervais und das Gehölz von Romainville ſind der Tuileriengarten und das Boulogner Gehölz des Volks, das Stelldichein der maſſiven Freude, des Witzes und der Luſt im Lapidarſtyle, des Weins und der Liebe zu 6 Sous das Litre. Man geht dahin zu Fuß, man ſpaziert dort zu Fuß unter jener verkrüppelten, aber doch lebhaften Vegetation der grünen Roßkaſtanienbäume und geht zu Fuß wieder fort, die einen in aufrechter gerader Haltung, die andern im Zickzack einherwankend, und dieſe Andern ſind in der Regel ſehr zahlreich. Bei'm Hingehen nach Romainville herrſcht allgemeiner Jubel; die Freude führt den Reigen; die Heimkehr iſt jedoch nicht immer frei von Trübſal und Bitterkeit. Die Spaziergänger ſind müde und ihr Geldbeutel iſt leer geworden; das Verdienſt der vergangenen Woche iſt aufgezehrt und nun erſcheint das Geſpenſt des Montags in ſeiner ganzen Schrecklichkeit. Schweigend und in ſich gekehrt tritt man den Rückweg an; unterwegs läßt man von Zeit zu Zeit ein bitteres Wort fallen, nimmt eine mürriſche Stimmung an, bis endlich der Streit offen ausbricht. Wenn der Arbeiter die Parthie mit ſeiner Familie gemacht hat, ſo ſiehet man zuerſt den Ehemann ſich von dem Arm ſeiner Gattin losmachen, die Schritte verdoppeln und dabei immer abgebrochene Schmähreden vor ſich hinmurmeln, denen die andere Ehehälfte in demſelben Tone zu erwiedern nicht unterläßt; die Kinder, — wenn welche vorhanden ſind, — ſetzen zwiſchen dieſem Kreuzfeuer des ehelichen ſchweren Geſchützes ihren Weg ruhig fort. Wenn aber der Ouvrier ſeine Geliebte (Griſette) auf's Land geführt und die Kirche ihren Segen über das Ehepaar noch nicht geſprochen hat, ſo iſt der Bruch ſchleuniger, entſchiedener und in dieſem Falle ergreift das ſchöne Geſchlecht als der ſchwächſte Theil die Initiative. In der legitimen Ehe iſt der Mann Herr und ſein Wille gilt als Norm; in der wilden Ehe dagegen herrſcht die Frau, welche, wenn ihre Souveränität beſtritten wird, um ſo williger die Fahne des Aufruhrs aufpflanzt, weil ſie bei der Emeute nur zu gewinnen hofft. Einerſeits befreit dieſer Aufſtand den Mann von dem Joche, den das Geſetz und die Convention ihm auferlegt und verſetzt ihn wieder in den unabhängigen Junggeſellenſtand zurück; andrerſeits erlangt aber auch dadurch das junge Mädchen den völligen ungetheilten Beſitz ihres Selbſt wieder, und ſchmeichelt ſich nun mit der Hoffnung, ein zweites oder drittes Mal erobert zu werden. Laissez moi, Monsieur, ruft bei vorkommenden Zänkereien auf dem Heimwege die Griſette: c'est trop fort .... c'est indigne ... Bei dieſen Worten trennt ſie ſich unmittelbar von ihrem Begleiter und geht ſo ſchnell voraus, als es nur ihre vom Gehen und Tanzen ermüdeten Beine erlauben, zählt aber nach dieſer Kriegserklärung immer noch darauf, daß der andere kriegführende Theil kapituliren, gleich darauf um Friede und Verſöhnung bitten und ſie am Ende doch nicht ſo ganz allein in ihre Manſarde hinaufſteigen laſſen werde.

Die Promenaden nach Romainville und den umliegenden Ortſchaften nehmen auch ſonſt noch mitunter ein trauriges, ärgerliches Ende, wenn nämlich ſich der Himmel darein miſcht, wenn gegen Abend funkelnde Blitze die Luft durchzucken, wenn der Donner grollet und der Platzregen in Strömen herabgießt. Dann ſchwillt der Rinnſtein von Belleville zu einem ſchäumenden Gießbach an, der wild die Höhe hinabſtürzt, die Hauben und Halstücher laſſen betrübt die Spitzen herunterhängen und der naßgetränkte Kattun legt ſich feſt um die Formen des Körpers und drückt nicht ſelten die edelſten Hüften ab. Wenn man dann die überraſchten Spaziergänger haſtig zurückeilen und durch Belleville nach dem Faubourg du Temple zuſtürmen ſiehet und die groben Verwünſchungen und grotesken Jammerſprüche der Fliehenden hört; — hat man das leibhaftige Bild einer bürgerlichen Niederlage und Flucht, wobei Gepäck und Bagage völlig verloren gehen.

An denſelben Orten, wovon wir ſo eben geſprochen, lieferte das franzöſiſche Heer im Jahre 1814 einen letzten vergeblichen Kampf gegen die Verbündeten; Ruſſen und Preußen bivouakirten damals in dieſen Dörfern und Weilern; Leichen und zertrümmerte Pulverwägen lagen in den Straßen und die von den Haubitzen und Granaten zu Grunde gebrannten Häuſer dampften noch, als die ſchreckliche Kanonade ſchon längſt aufgehört und ein düſteres, ſtilles Schweigen eingetreten war. Belleville, Meinemontant, Saint-Chaumont u. ſ. f., waren die Zeugen der letzten Anſtrengungen eines Kampfes, in dem es ſich um die Thore der franzöſiſchen Hauptſtadt handelte. Am Tage nach der Schlacht auf dieſen Höhen ließen der Kaiſer von Rußland, der Kaiſer von Öſtreich und der König von Preußen ihre Truppen vor der Vendomeſäule vorbeidefiliren, im Angeſichte des Löwen, der ſie ſo lange erzittern gemacht. Einige Tage ſpäter bedeckten ſich die Hügel von Belleville, Meinemontant, Saint-Chaumont mit zahlreichen Spaziergängern, welche theils die Neugierde, theils der Schmerz hinausgetrieben haben mochte; bald erſchien der Frühling wieder und bekleidete mit neuem Grün die Fluren und Wälder, die Blumen erblüheten wieder; fröhliche Feſtgelage begannen auf's Neue; der Tanz und die Liebe kehrten in dieſe Orte zurück und belebten auf's Friſche dieſelbe Erde, denſelben Rain, welcher kaum die Überreſte der gebliebenen Sieger und Beſiegten bedeckte. So iſt Paris, ſo iſt die Welt!

Das Gehölz von Romainville gehört ausſchließlich dem Volke, wie das Gehölz von Boulogne der hohen Finanz und neuern Ariſtokratie, aber das Volk von Paris iſt durchaus nicht auf dieſe einzige Promenade beſchränkt; ſein ſind erſtlich alle Barrièren, 30 an der Zahl, von welchen eine

Kneipe an die andere, ein Marchand de vin an den andern sich reihet; sein sind ferner die Ufer des Ourcykanals und des Saint-Deniskanals, wo es sich mit Fischangeln und anderm Zeitvertreib unterhalten kann; sein ist der Montmartre, von wo es den Blick über ganz Paris hinschweifen lassen kann; sein ist endlich Alles, was ihm beliebt, auf beiden Ufern der Seine.

Deutsche Literatur-Notizen.

*** Die Rose und der Drache. Dramatisches Mährchen in 3 Abtheilungen von Eduard Janinski. Altenburg und Leipzig. Expedition des Eremiten. Eine politische Allegorie, über welcher und um welche herum eine Nachbildung von Zemire und Azor als dramatische Fabel gebaut ist. So wenig das Werk als Ganzes gelungen ist, so wunderschön sind dessen Einzelnheiten. Hier ist wahrhafte Poesie, und man erkennt in den Mißgriffen nicht den Mangel des Talents, wohl aber den des Stoffes, — weniger ein Ringen nach Etwas, was noch nicht vorhanden ist und erst konstruirt werden soll, als vielmehr ein Haschen im Dunkeln nach dem Ort, wo es versteckt ist, und nach dem Ort, wohin es gehöre. So kommt uns das Wesen dieses Dichters vor. Seine Sprache hat Kern und Mark, und strotzt und schwillt von Lebensdrang. Die lustige Person, sowie die ironisch behandelten Nebenfiguren sind in feinen Conturen scharf gezeichnet und sozusagen blos übermalt, während die Hauptpersonen in allem Zauber der Natur prangen. Wir wünschen diesem uns bis jetzt unbekannten Talente bald einen gesunden Stoff, und glauben, daß man sich dann von ihm sehr Erfreuliches erwarten dürfe.

*** Gedichte von Hugo Hagendorff. Berlin, 1835. Stuhr. — Heine, wie er sich räuspert und wie er spukt, — weiter nichts von ihm, nicht einmal Heine's romantische Manier, sich à la Mercutio die Nase zu putzen, geschweige dessen Gabe, in jeder Sekunde lachend sterben zu können, um in der nächsten für eine tragischere Tragödie wieder lebendig zu werden: Ich hasse diese Heine-Manie; sie ist von allen Manien die unausstehlichste, weil die Karavane von Heine's Nachäffern meint, wenn sie sich nur bequem aufs Kameel hinpflanze (noch dazu aufs deutsche) und in der Wüste schlechter Verse forttragen lasse, seien sie Kreuzfahrer. Die Affektation wird übrigens, obgleich die eigentliche Heine-Manie bereits längst aus der Mode ist und Herr Hagendorff z. B. sich darin wirklich nur mehr à la Giraffe ausnimmt, bei uns immer epidemischer.

*** Wenn wir nicht sehr schwach im Dechiffriren sind, so glauben wir, daß der „deutsche Improvisator" hinter dem zwittersprachlichen J. N. Charlesmann steckt und der Verfasser des „todten Parlaments" ist, eines Gedichtes in 130 Canzonen. (Darmstadt. Eduard Heil.) Das Buch ist sehr hübsch gedruckt. — Der Inhalt ist die canzonisirte Geschichte des trotz seines Todes (?) noch nicht canonisirten britischen Parlaments. Daß hier Verse vorhanden sind, ist schwarz auf weiß zu sehen, — die Poesie aber schleppt und schlingt sich in Bombast fort!

*** Ludwig Bechstein's Gedichte werden bald gesammelt in Einem Bande erscheinen (Frankfurt a. M. Sauerländer). Ludwig Bechstein ist der eigentliche Poet des deutschen Gemüthes, der deutschen Freundschaft, der deutschen Herzlichkeit; es ist nichts Gemachtes an ihm, es ist alles frischer, lerchenartiger Naturklang. Er gehört zu jener Klasse tüchtiger Leute, die sich herzlich freuen können, wenn sie selbst durch ihre Dichtung Andre erfreuen, die sich aber zu trösten wissen, wenn die Infallibilität, die ein Patent genommen hat, hämisch von der Seite oder albern-vornehm vom Lattengerüst herab auf sie blickt; zu jenen Poeten, die nie eigentlich Mode werden und darum die Mode überdauern, die man nicht in Saffian, aber in ehrlichen Halbfranzband binden läßt, und auf einer Reise lieber mit sich nimmt, als im Bücherschrank zu Hause läßt. Geht ihr im Thüringerwald und rastet unter der Lutherbuche, oder guckt ihr von der Wartburg herab, so fühlt ihr den Freund an eurer Seite, wenn ihr Bechstein's Dichtungen aufschlagt. Möge die Sammlung so viele freundliche Leser finden, als freundlich-liebe Gedanken aus Bechsteins Liedern hervorspringen.

*** Lustspiele von Johann v. Plötz. München, G. Franz. 1835. (Enth. die Choleramanen, Stolz der Geburt und Stolz des Glückes, Abentheuer einer Neujahrsnacht.) Das erste dieser drei Stücke nimmt, obwohl die Intrigue nicht übel angelegt ist, den untersten Rang ein. Das zweite dürfte eher ein Genrebild al fresco, als ein Lustspiel genannt werden. Das dritte ist ein ächtes deutsches Lustspiel — von jedem Gesichtspunkt aus, und was kümmert's uns, wonach es bearbeitet wurde. Alle drei bezeugen Verstand und Gewandtheit, und lassen wünschen, daß der Verfasser bald wieder welche folgen lasse.

Pariser Theaterschau

(Fortsetzung.)

Das Theater des Palais-Royal hat seine Bühne in diesem Monat mit zwei neuen Stücken und einer Debütantin bereichert. Der Direktor, Hr. Dormeuil, hat nämlich auf einem neulichen Ausfluge in die Provinz eine Mad. Fleury, eine beim Publikum zu Nantes sehr beliebte Schauspielerin, entdeckt, und sie für sein Theater engagirt. Da das Talent der Mad. Fleury geschmeidig und mannigfaltig schien, und sich sowohl im Drama als in der Komödie mit Beifall kund gab, so hielt der Direktor für's Beste, sie gleich Anfangs in zwei ganz entgegengesetzten Rollen debütiren zu lassen, zu welchem Behuf er zwei neue Stücke zur Aufführung brachte. Das eine davon heißt: „Louise" oder „Est-ce-t un rêve?" Komödie mit Gesang in 3 Akten, von Rougemont. Der Inhalt ist dieser: Im ersten Akt sehen wir ein junges, hübsches Bauernmädchen, welches einen in einer Emeute verwundeten, kranken Offizier pflegt. Ihr anfängliches Mitleid verwandelt sich bald in Liebe für den Kranken, welcher ihre Schwäche benutzt und sie zur Mutter eines hübschen Knabens macht, der vorläufig noch keine andere Aussichten auf einen Vater hat, als die unbestimmten Versprechungen des Lieutenants vor seiner Abreise. Glücklicherweise nimmt sich eine vornehme Dame, die Baronin von Sanval, der armen verlassenen Mutter an, läßt ihr und ihrem Kinde eine glänzende Erziehung geben, und setzt sie am Ende als Erbin ihres ganzen Vermögens ein. — Im 3ten Akt fällt das Kind Louisens, jetzt schon 7 Jahr alt, ins Wasser; ein Colonel geht grade vorüber, stürzt sich in den Fluß und rettet den Knaben; aber seine edelmüthige Handlung wird für ihn selbst verhängnißvoll; er hat sich schwer verwundet, und man bringt ihn bewußtlos in das Haus Luisens, welche in ihm ihren Verführer wieder erkennt. Nachdem der Colonel geheilt ist, bereitet man ihm eine Ueberraschung; man führt ihn in die Hütte, wo er das Bauernmädchen kennen gelernt hat. Louise zeigt sich ihm in ihrer ehemaligen Bauerntracht, und man will dem Genesenden einreden, daß er 7 Jahre jünger und noch nichts weiter als Lieutenant und Liebhaber Louisens ist; aber weder diese List, noch der Zorn von Louisens Bruder, einem verabschiedeten Dragoner, der ihn zum Zweikampf herausfodert, noch die Erscheinung Louisens als Dame und mit den Manieren der vornehmen Welt können den Colonel bewegen, die Bäuerin zu heirathen. Glücklicherweise bewirkt die väterliche Liebe, was Ehre und Gerechtigkeit vergebens erheischten; der Anblick seines Sohnes rührt den Colonel und er willigt in die Heirath mit der Bäuerin, aus deren Munde er sodann vernimmt, daß sie eines großen Vermögens und einer glänzenden Erziehung theilhaftig geworden ist.

In literarischer Beziehung gehört diese Komödie jenem fruchtbaren romanhaften Clauren'schen Genre an, wo alle Personagen des Dramas sich verirren, sich wiederfinden, sich das Leben retten und sich in edelmüthigen Handlungen wetteifernd überbieten, um den ursprünglichen Fehltritt wieder gut zu machen. Die Tendenz und der Zweck der Handlung sind höchst unbestimmt und nebelgrau; es ist immer die Geschichte von der Heirath des verführten Mädchens und nichts weiter. Rücksichtlich der dramatischen Erfindung ist das Stück ganz ordinär; Clary, Aline, reine de Golconde und la paysanne parvenue verwickeln und entspinnen sich etwa auf dieselbe Weise. Als Charakter- und Sittenschilderung endlich hat es wenig Werth; das ist ein ewiges Einerlei: immer und immer die Personen des alltäglichen Lebens, ohne Leidenschaften, ohne Unglück, ohne fest hervortretende Umrisse: man könnte den moralischen Charakter dieser Personagen im Paß- und Polizei-Styl beschreiben: Nase, Mund, Kinn: gewöhnlich; besondere Kennzeichen: keine.

Die Begebenheiten des Dramas selbst sind überdies höchst ungewöhnlich in der Zeit, worin wir leben. Die Baroninnen, welche arme, schwangere Bauernmädchen aufnehmen, ihnen eine glänzende Erziehung geben lassen, und am Ende gar ihr ganzes Vermögen vermachen, finden wir in unserer egoistischen Epoche höchst ausnahmsweise. Uebrigens ist der kleine Roman mit Talent und viel Bühnenkenntniß behandelt, oft mit Geist und stets mit Leichtigkeit und Gewandtheit geschrieben, so daß er beim Publikum eine ziemlich gute Aufnahme gefunden hat.

Die Debütantin scheint weniger für dramatischen Kraftaufwand und pathetische Scenen, als vielmehr für feine, gut durchgeführte Details in der Komödie geeignet; in der schwierigen und vielseitigen Rolle Luisens hat sie daher auch in allen koketten und naiven Scenen mit vielem Beifall gespielt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 179. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 31. Juli.

Die Taubstumme.

Reminiscenz aus einer Schweizerreise.

Schon war die Sonne hinter die fernen Berge hinabgesunken, die Dämmerung breitete wie ein Nachtfalter ihre schwarzen Flügel über die Landschaft aus und die Winde wehten feucht und eisig von den Gletschern des Berner Oberlands herüber. Das Wirthshaus, welches auf der höchsten Spitze des Rigi, sechstausend Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben, wie ein lustiger Palast der Elfen in die tiefen furchtbaren Thalebnen hinabschaut, wurde diesen Abend von einer außergewöhnlichen Menge Reisenden fast belagert. Dasselbe faßt troß seiner niedren Bauart viele Gäste, besteht aus zwei Stockwerken und ist wegen der Nähe der Wolken, die sich bei Gewittern rings umher lagern, mit Blitzableitern stark gewaffnet. Die lustigen Händler, welche am Haupteingange den Tag über auf kleinen Tischen, die aus Ahorn geschnitzten Körbchen, die mit Schweizermädchen bemalten Löffel und Gabeln, geschmackvolle Gemsbornpfeifen, Wanderstöcke, Bergkristalle zum Verkaufe ausgestellt, hatten schon längst ihre Plätze, da sich die Reisenden in ihre Zimmer zurückgezogen, verlassen und allmählig trat vor dem Hause völlige Stille ein. Desto bunter wogte im großen hellerleuchteten Saale, dessen mäßige Wärme Jeden erquicklich anwehte, die Menge der Gäste durcheinander; man hatte sich den Staub von den Füßen geschüttelt, umgekleidet und wünschte nun sehnlichst einen angenehmen Sitz und einen freundlichen Nachbar zu finden, mit welchem man sich über die heutige Wallfahrt besprechen und, behaglich an der Tafel ausruhend, die Erscheinungen des verflossenen Tages in der Erinnerung noch einmal genießen konnte. Die Fremden hatten sich bald zu Gruppen gebildet und freuten sich zwiefach, auf dem Rigikulm eine Herberge in der kalten Sommernacht erobert zu haben; denn noch große Züge von Reisenden, die wahrscheinlich erst spät am Mittage aus den verschiedenen, am Fuße liegenden Orten die Wandrung angetreten, mußten, auf dem Kulm keine Aufnahme findend, wieder hinab nach der sogenannten Staffel, einem tieferliegenden Wirthshause, ziehen, und sich dort ein Nachtlager erbitten. So stark war noch in keinem Jahr der Rigi von Fremden aus allen Ländern und Welttheilen bestiegen worden; besonders hatte der hohe Norden die meisten Zugvögel gesandt, welche an der Sonne der Schweiz und Italiens sich erwärmen und unter einem heiteren Himmel den Sommer verleben wollten. Wohin man sich wandte, hörte man die Accente der russischen Zunge, schwedische und dänische Laute oder den Dialekt der Preußen, die sich noch überdieß durch ihren Adler an den Mützen auszeichneten, welche selbst die Damen, an ihre Florentinerhüte geheftet, trugen.

Da ertönte plötzlich die Glocke, zerriß das Gewebe manches lieblichen Gesprächs, und man beeilte sich, die erworbenen Plätze an der reichbesetzten Tafel einzunehmen. Die verschiedenen Völker schaarten sich auch hier zusammen, man konnte jetzt erst die Zahl der Gäste überschauen und bemerken, wie auch hier die süße Musik der Muttersprache die Menschen aneinander geknüpft. An dem einen Ende der Tafel hatten sich die Nordländer gelagert, da dampfte die Punschbowle; daneben ruhten die Holländer behaglich auf ihren Stüh-

len und schmauchten feine Cigarren, die Franzosen ließen die Propfen der Champagnerflaschen an die Decke hüpfen; die Engländer hefteten ihre Blicke auf den Pudding, und am andern Ende reihten sich die Deutschen an, vor denen große, mit Rheinwein gefüllte Römer glänzten. Ihr Treiben schlug zur heitersten Fröhlichkeit aus, sie klingelten häufig mit ihren Gläsern, und brachten bald einem berühmten Mann des Tages, bald ihren entfernten Lieben oder sich selbst unter hellem Jubel einen Ehrentrank zu. Die Freude und das Lachen nahm bei ihnen kein Ende; ein Scherz jagte den andern und mancher stumm dasitzende Engländer mochte wohl in seinem Trübsinn die fröhliche Laune der Deutschen beneiden. Nur ein Fremder, den sein Nachbar durch öftere Anreden in die Unterhaltung zu verwickeln suchte, der auf die an ihn gerichteten Fragen zwar freundlichen, aber nur kurzen Bescheid ertheilte, nahm an allen Vorgängen geringeren Antheil, indem er sich unablässig mit einem neben ihm sitzenden Mädchen beschäftigte, das etwa sechzehn Frühlinge zählte, und durch ein lebendiges Spiel der Mienen und eine stumme Zeichensprache mit dem Nachbar ihre Gedanken tauschte. Das Mädchen verdiente auch die ganze Theilnahme ihres Begleiters wegen ihrer Schönheit, welche eine aufmerksame Betrachtung immermehr erhöhte, wegen ihrer Liebenswürdigkeit, die sich in allen ihren Bewegungen aussprach. Sie stand gerade in dem Alter, in welchem die ersten Gefühle des Selbstbewußtseins in der jungfräulichen Seele träumerisch aufdämmern; heitre Unschuld war über ihr Antlitz ausgegossen, nur schien ein leiser Anhauch von Schwermuth in den Winkeln des feingebildeten Mundes sich zu verbergen; Gedankenblitze liefen von Zeit zu Zeit über ihre Lippen, die sich aber nie öffneten, um die Regungen ihres Gemüthes zu verkünden. Über die großen blauen Augen bogen sich schöne Brauen, um die schön gewölbte Stirn hing das schwarze Haar in griechischen Flechten herab und auf den Nacken fiel eine Fülle von Löckchen, welche eine goldne Kette umspannte. Um die schlanken Glieder schmiegte sich ein weißes Kleid, am Busen blühte eine Alpenrose; die einsame Blume der Berge hatte noch keine jungfräulichere Brust geschmückt und sie schien nur ihrem natürlichen Boden entnommen, um dort fröhlicher zu verblühen. So saß sie da, ein liebliches Mädchenbild. —

Ihre Schönheit, ihr geheimnißvolles Schweigen, ihre lebhafte Augen- und Mienensprache hatten in Kurzem die Blicke aller Gäste auf sich gelenkt; man beobachtete sie genauer, man forschte nach ihrem Stamme, man flüsterte sich zu, die Neugierde regte sich allgemein. Das Fremdenbuch, welches von Hand zu Hand wanderte, verrieth bald das Geheimniß; es fanden sich unter den Gästen der heutigen Nacht auch die Namen: Elisabeth von Pahlen aus St. Petersburg und Herr Näff aus Yverdun eingetragen.

Das sind unsre schweigsamen Gäste, dachte ein Jeder im Stillen und hatte sich nicht getäuscht; denn der geschäftige Wirth bestätigte die Vermuthung. Mitternacht war inzwischen unter heiteren Gesprächen und Scherzen angebrochen, als der schwarzgekleidete ernste Mann, seine junge Begleiterin am Arme führend, zum Flügel trat, welcher am andern Ende des Saales aufgestellt war. Die Blicke des Mädchens musterten mit Lebhaftigkeit die ganze Versammlung auf diesem Gange; sie schien etwas vergebens zu suchen und schmerzlich zu vermissen. Herr Näff erbat sich von den Gästen in freundlichen Worten die Erlaubniß, den Flügel öffnen und ein Lied vortragen zu dürfen. „Es ist meine und meiner Tochter Sitte," sprach er, „nie ohne Musik, ohne den Gesang eines Liedes das Lager zu suchen, es würde uns sonst kein sanfter Schlummer die Augen zudrücken. Zwar entbehrt leider meine Begleiterin durch die Kargheit der Natur der Organe, welche die Klänge zum Gemüthe führen; aber auf wunderbare Weise dringen dennoch die Töne durch ihre Augen, durch ihren geöffneten Mund wohlthätig in ihre schöne Seele. Sie ist eine Taubstumme!" —

Das Mädchen, das unverwandt auf die Lippen des Sprechenden sehend, seine Rede verstanden, wandte ihr Antlitz von der Gesellschaft, die stillschweigend die Bitte freundlichst gewährte, erröthend hinweg, und als sie es bald mit einem leuchtenden Blick des Dankes wieder zu ihrem Lehrer hinneigte, brach sich eine große Thräne in ihrem klaren Auge und Schwermuth überschattete ihr Antlitz. Herr Näff sang unter einfacher Begleitung mit ergreifender Innigkeit das Lied, welches seine Schülerin in betender Stellung mit den Lippen einzuathmen und alle Schmerzen aus ihrer Brust zu scheuchen schien.

„Wir stehen auf des Urbergs Höhen,
Umschleiert von der schwarzen Nacht;
Wohl hören wir die Winde wehen,
Und schau'n der nahen Veste Pracht.
In allen Thalen herrschet Stille,
Die Abendglocke schallt nicht mehr;
Kein Vogel singt, nicht zirpt die Grille,
Die Welt liegt stummer wie das Meer.
Getrost, hoch in den Sternenräumen,
Wacht Eines Vaters Auge mild;
So laßt uns schlummern, selig träumen,
Bis golden grüßt der Sonne Bild!" —

Die Versammlung trennte sich sichtbar gerührt, jeder Anwesende wünschte der lieblichen Elisabeth eine gute Nacht; sie nahm diesen freundlichen Gruß mit kindlichem Wohlgefallen auf und erwiederte ihn dankend mit einer sanften Verbeugung des Kopfes und einer sprechenden Bewegung der rechten Hand. Allmählich verglomm das Feuer im Kamin; die letzten Zecher schlichen müde und schlaftrunken hinweg und suchten Kammer und Lager, um die Glieder für die morgende Wandrung zu stärken. Ein Licht erlosch nach dem andern und der Traumgott streute seine Mohnkörner auf die Häupter der Schlummernden. — (Schluß f.)

Briefe aus Italien.

Von E. Förster.

Siebenter Brief. *)

Pisa, den 24. März.

Trotz meiner Abneigung, die Nacht wo anders, als im Bett zuzubringen, war ich doch in verfloßner im Theater, wo man Schiller's Maria Stuart, übersetzt von Maffei, aufführte. Das Interessanteste war mir — obschon die Leute gut spielten und die Sprache des Übersetzers fein, aber freilich breit und wasserig ist — die Wirkung auf's Publikum, das nicht eher warm wurde, als bis die Königin, und nicht eher klatschte, als bis Leicester zitterte, was er denn mit vielem Affekt that. Der schöne Monolog „Eilende Wolken“, ging spurlos und die ergreifende Scene des Abschieds Marias von den Dienerinnen unter Gelächter vorüber. Du siehst, wie grell hier Einer die Farben auftragen muß, um in die Augen zu stechen. Dagegen stimmte ich dem Parterre vollkommen bei in den Seufzern über die vielen Briefe im Stücke. „Papier und kein Ende!“ rief man endlich ungeduldig und — lachte.

Am 29. März. Einiges Deutsch spricht man denn doch in Italien, in Pisa wenigstens und es sollte sich ein Sprach- und Geschichtforscher von Profession daran machen und ergründen, wie der Pisaner zum ganz transalpinischen „Ja“ und gar „Jaja“ statt des cisalpinischen „Si“ und zu Wörtern, wie „ghiasso“, das er noch obendrein ganz berlinisch „Jasso“ ausspricht, und wofür wir nur „Gasse“ sagen, kommt. Ich meines Orts würde einen solchen Gelehrten darauf aufmerksam machen, daß die Pisaner vor alten Zeiten meist auf Seite der Ghibellinen, mithin gut kaiserlich gewesen, und wenigstens auf diesem Wege das „Ja“ sagen, erlernt haben könnten.

Dem sei wie ihm wolle! Heut zu Tage gilt S. Ranieri mehr, als des Kaisers Majestät. Ich glaube, dir schon meinen Jammer über den anhaltenden Regen mitgetheilt zu haben, den wir bekanntlich dem heiligen Mann verdanken. Alle Welt seufzt unter der erbetenen Last, ohne daran zu denken, daß sie eben erbeten sei. Neulich begegnete ich einem alten Mütterchen, das gebückt unter den Regengüssen ihr „Piove! e sempre piove!“ hinseufzte, während sie an mir vorüber ging. „Benedetto San Ranieri“, sagte ich, mich zu ihr wendend, „chi a fatto questo miracolo!“ „E vero!“ sagte sie und ging ganz beruhigt ihres Weges weiter.

Heute erlebte ich etwas anderes, als ich an des Nino Verkundigung in S. Caterina zeichnete. Die Kirche war, wie gewöhnlich, leer und still. Da hör' ich jämmerlich stöhnen und dazwischen immer ein barsches „diamo!“ (Vorwärts!) Es war eine sehr kranke Frau, die von ihrem Sohn in die Kirche — ich muß sagen getrieben und geschleppt wurde. Mit Mühe brachte sich die Alte bis zum Altar neben mir, wo sie auf des Sohnes Geheiß niederkniete und auf sein Bedeuten, daß hier das allerheiligste Sacrament sei, und daß sie nur hier recht ordentlich beten sollte, die vor Fieberfrost zitternden Hände zu falten und die starren Lippen zu bewegen suchte; er selbst säumte nicht, die Gebete mitzumurren, unterbrach sich und sie aber immer mit der Frage, ob sie noch keine Besserung spüre und zerrte endlich, da die Antwort immer verneinend ausfiel, ja zuletzt wegen zunehmender Schwäche ganz ausblieb, die arme Frau wieder zur Thür hinaus.

*) Man vergleiche im ersten Semester des Phönix die Nummern: 1 — 4, 23 — 31, 43 — 45 und 58 — 63.

Am 30. März. Allmählig seh' ich dem Schluß meiner hiesigen Arbeiten entgegen. Man hat sich oftmals über den Kunstsinn der alten Römer gewundert und führt Pompeji zum Beispiel desselben auf. Gewiß ist dieser Kunstsinn, das wirkliche Verlangen nach Kunst nicht mit von der Lava verschüttet worden; denn unbegreiflich ist der Reichthum von Malereien und Skulpturen aus der spätern Zeit, so daß man nicht leicht in eine Kirche, selbst auf dem Lande, in ein Kloster, ja selbst nicht in die Speicher und Werkstätten der Handwerker treten kann, ohne auf Bedeutendes zu stoßen. Ich durchsuche alles und hoffe von Pisa Rechenschaft geben zu können. Leider hat aber die neben dem Kunstsinn des Volkes fortwuchernde Barbarei der Geistlichkeit so viel Werthvolles begraben. Erst gestern fand ich in einem etwas entlegenen Theil der Stadt eine Kirche, S. Martino, deren Orgelchor mit heiligen Geschichten (etwa um's Jahr 1370) ausgemalt ist. Die Unterschrift und ganze Stücke der Bilder sind überweißt. Ich suchte weiter nach und fand eine alte Kapelle oder Sakristei, deren Decke auf's lieblichste und feierlichste mit den Bildern Christi und der Apostel geschmückt ist, deren Wände aber — damit man ungestört den Raum zur Rumpel- und Todtenkammer machen konnte — überweißt waren. Da ich ganz ohne Zeugen war, einen halbverhüllten Leichnam auf Brettern ausgenommen, nahm ich einen Schlüssel und fing an der Wand zu klopfen an und hatte die Freude, nicht nur ein Stück Gemälde, sondern vorzüglich die Überzeugung zu gewinnen, daß auch die auf die Wände gemalten Codices rescripti leserlich gemacht werden können.

Am 5. April. Wenn es eine Aufgabe für die Menschen ist, das Leben soviel wie möglich zu bereichern, daß die an sich tonlose Zeit Worte redet und Gedanken weckt, gleichviel, welches Inhaltes und welcher Form, so hat der Italiener seine Aufgabe gelöst. Kaum geht ein Tag vorüber, der nicht durch eine besondre Einrichtung, durch einen bestimmten Gebrauch bezeichnet wäre, von denen freilich nichts, als die äußere Erscheinung übrig geblieben, so daß das meiste dem Spiele des Wahn- und Blödsinnigen gleicht, deren viele Worte nur das Ergebniß erzwungener Lippenmuskelbewegung, nicht eines freien Denkens ist.

Seit vorgestern trägt alles buntgestreifte Ruthen (bacchette) und namentlich sieht man die Leute in der Kirche damit bewaffnet, und nach der Messe oder der Vesper beschäftigt, Boden und Kirchstühle zu schlagen, „per battere le tenebre.“ Welche Finsterniß aber es sei, die sie schlügen, konnte von Vielen, die ich frug, mir keiner sagen. Ich dachte an die Sonnenfinsterniß, die bei der Kreuzigung eingetreten, und auch an den Gebrauch der Juden, den Ahasverus zu schlagen. Doch reichte alles nicht recht aus. Heut endlich glaube ich bei'm Abzeichnen alter Pergamentbilder aus dem neunten Jahrhundert einen Aufschluß gefunden zu haben.

In jenen Zeiten nämlich wurde zum Osterfest in der Kirche eine Art Gebet gesungen, in dem gleich zu Anfang die Stelle vorkommt: „O schreckliche Nacht, die unsre Seelen verderben will, nach welcher Christus siegreich aus der Hölle zurückgekehrt ꝛc. ꝛc.“ Damit nun diese Höllen-Nacht, in der von uns Christus im Kampf mit Satan gedacht wird, schnell vorüber gehe, schlägt sie das Volk mit Stecken, die es — da alles verschönt werden muß — bunt färbt und schmückt.

Es hat die lateinische Kirche viel symbolische Darstellungen und Handlungen — aber sie veralten fast alle, während die der griechischen, deren Quelle das Alterthum ist, mit

diesem Welteigenthum bleiben. So sah ich heut' eine (griechische) Abbildung des Jesaias, hinter ihm die Nacht, den Sternenschleier über dem Haupt, in der Hand die gesenkte Fackel; vor ihm die Morgendämmerung, ein Knabe mit erhobener Fackel, über dem eine den Weg andeutende Hand aus den Wolken führt. Da fühlt man ohne gelehrte Erklärung den tiefen Sinn, den so einfache Zeichen bewahren.

Eine sehr angenehme Bekanntschaft habe ich an einem jungen Alterthumsforscher, Dr. Ambrosch aus Berlin gemacht, der, von Rom kommend, leider nur wenige Stunden hier bleiben konnte. Das etrurische Alterthum ist das Feld, auf dem er arbeitet, und seine Mittheilungen bestärkten mich in dem früher gefaßten Vorsatz, die Osterfeiertage in Volterra zuzubringen, obschon ich zunächst in dieser fast vorgeschichtlichen Stadt nicht die cyklopischen Mauern und tuscischen Gräber, sondern einen Künstler aufsuchen wollte, um seinem Haupte den wohlverdienten Lorbeer zurückzugeben, den seine Landsleute inzwischen anderweitig verschenkt haben.

Bei meinen Nachforschungen im Domarchiv nämlich bin ich einem Meister Franz von Volterra auf die Spur gekommen, der die Geschichten Hiob's im Camposanto, die man allgemein dem Giotto zuschreibt, gemalt hat. Ich hoffe nun in seiner Vaterstadt Näheres über ihn, vielleicht noch Werke seiner Hand vorzufinden, was um so wichtiger wäre, da die genannten Bilder, (wie schon aus dem angedichteten Namen Giottos zu schließen), zu den bedeutendsten Überresten aus der ersten Periode der neuern Kunst gehören. (Forts. folgt.)

Pariser Theaterschau.

(Fortsetzung.)

Das zweite Stück, welches wir diesmal auf dem Repertoire des Theaters vom Palais-Royal finden, ist eine Uebersetzung der Prova d'un opera seria, nach dem italiänischen Libretto. Die günstige Aufnahme dieser Opera-Buffa im Theater Italien und das unermeßliche Beifallklatschen, welches dort das Talent Lablache's diesen Winter hervorrief, hat die Herren Théaulon und Rezel auf den Gedanken gebracht, das Stück für das Theater des Palais-Royal zu übersetzen. Das neue Libretto gleicht sehr dem alten: es sind die Plackereien des Maestro Campanone, welcher seine Oper von der Belagerung von Scringapatam spielen lassen will, es sind die Qualen des Dichters Grillette, welcher nach der Taxe von 10 Thl. das Stück, 400 Opern und 11 lebende Kinder gemacht hat; — so groß und fruchtbar ist sein vielseitiges Talent. Dazu rechne man noch die Verlegenheiten eines Theaterdirektors, die Launen und Capricen einer Prima-Donna, mehrere Coulissen-Anekdoten und eine Generalprobe, und man hat eine vollständige Idee von diesem Imbroglio, welcher dreiviertel Stunde lang das Zwerchfell des Publikums erschüttert hat. Die Rolle des Maestro wird von Achard mit einer Laune und Komik gespielt und gesungen, welche Einem Thränen entlockt und keinen Augenblick Ruhe vergönnt. Die Debütantin hat in der Rolle der Prima-Donna gezeigt, daß sie den Ansprüchen einer fast komischen Rolle vollkommen zu genügen weiß. Das Merkwürdigste bei diesem Stücke ist, daß das Theater des Palais-Royal sich dadurch in den Bereich der Opera-Comique verstiegen hat.

Das Vaudeville-Theater hat hinter dem Palais-Royal nicht zurückbleiben wollen und daher gleichfalls zwei neue Stücke an einem Abende den schaulustigen Pariser geboten. Das eine davon heißt:

La leçon de mathématiques, comédie-vaudeville in einem Akt, von Ramond de la Croisette. Der ganze Inhalt dieses Stücks dreht sich um lauter Verwechslungen, welche durch einen Schlafrock bewirkt werden, den wechselsweise zwei junge Leute anziehen müssen, welche zusammen auf einige Tage in dem Landhause einer jungen Wittwe, der Mad. de Clairville, eingeladen waren. Das Ende davon ist die Heirath der Wittwe und die ihrer Nichte, und was die mathematischen Lektionen anbelangt, so besteht dieselbe in der Auflösung des folgenden Problems:

L'amour annonce à la société l'addition d'une nouvelle famille; la jeune fille, qui en est l'objet, est menacée d'une soustraction; il en résulte la multiplication: puis viennent les longues années du mariage, qui amènent la division. Aus dem Angeführten wird der Leser schließen, daß der Cadre dieses kleinen Sprüchworts ziemlich leichtfertig ist; die Intrigue dreht sich um einige Quidproquos, und endigt mit vier Calembourgs. Das Ganze ist mit Nachsicht aufgenommen worden, und wenn man auch, — da das Stück von Gerichtswegen aufgeführt wurde, — kein Beifallklatschen hörte, so sah man doch deutliche Zufriedenheit bei den Zuschauern. (Forts. folgt.)

Punkte.

*** Der jetzige Erzbischof von Auch predigte kürzlich die Lehre des Evangeliums durch eine so edle als kühne That. Ein Haus brannte lichterloh, und drohte von Minute zu Minute den Einsturz, während sich in einem Zimmer des ersten Stockwerks noch eine Frau mit ihrem Kinde befand. Der wackre Priester bietet augenblicklich dem, der sein Leben wagen will, die zwei Unglücklichen zu retten, eine ansehnliche Belohnung; aber Niemand hat den Muth. Da wickelt sich der Erzbischof, rasch entschlossen, selbst in ein nasses Tuch, stürzt in die Flammen, und rettet unter Gottes Beistand die beiden Unglücklichen, die dem entsetzlichen Flammentode fast schon für gewiß verfallen waren.

*** Die Hexe von Trouville. Auf der Küste der Normandie, am Fuß eines schroffen Abhangs, wo ein kleiner Fluß ins Meer mündet, kauert wie ein Schwalbennest das allerliebste Dorf Trouville, dessen pittoreske Ansichten Isabei's Gemälden so oft zum Vorwurf dienten; das nahe Meer bietet sich als gemeinsame Domäne einem Fischer-Völkchen an, welches ebenso arm als leichtgläubig ist, — wie überhaupt die Meeranwohner; Hoffnung ist ja die Schwester des Aberglaubens, und deshalb vielleicht herbergt der letztere so gern bei der Armuth.

Trouville hatte fast in jeder Epoche seine Hexe oder seinen Zauberer; aber unter allen diesen Spezialfreunden Satans gelangte nie einer zu einem so furchtbaren Rufe, wie die alte Margarethe. Karten, Kaffeesatz, die Lineamente der Hand waren ihr ein Spiegel, worin sie die Zukunft las; Niemand konnte genau ihr eigentliches Alter nachrechnen, das lag in einem völligen Geheimniß begraben; die ältesten Leute im Ort kannten sie seit Menschengedenken schon so alt und hinfällig; viele versicherten, sie häufig bei Mondschein auf einem Besenstiel erblickt zu haben; auch war's gewiß und abgemacht, daß sie sich verwandeln konnte; denn man war ihr schon einmal an einem November-Abend begegnet, wie sie im Leib einer andern Alten, die längst verstorben, herumging. Kurz die alte Margarethe war der Schrecken in der ganzen Umgegend, und lange wagte es Niemand, ihren Zorn zu reizen.

Was aber lange Niemand gewagt, das that eines Tages Paul Grey, der Freigeist, ein junger Bursche von 18 Jahren, ein Seemann vom Kopf bis zum Fuß, der schon mit 16 Jahren beim Tanz gegen die Engländer mit dabei gewesen war, und seit dem halben Jahre, daß seine Beine auf festem Lande standen, mehr Heldenthaten vollbracht hatte, als irgend einer im ganzen Leben. Was? war er nicht sogar um Mitternacht über den Kirchhof gegangen?

Am Weihnacht-Abend nun begab sich Paul Grey, der Freigeist, zu seiner Braut Rose Lucas; sein Unstern brachte ihm die alte Margarethe in den Weg. — Paul war just in der Laune, einen tüchtigen Spaß zu machen; so grüßte er denn die alte Dame folgendermaßen: „He, hoho, alte Teufelshexe, machst du dich bald auf den Weg, dich in der Hölle zu wärmen?" — Bei dieser Anrede zuckte der ganze Leib der Alten zusammen; sie schlurpte sich plötzlich, wie ein Gespenst, vor den Verliebten hin; die Augen funkelten ihr, wie einer schwarzen Katze, im Dunkeln; sie streckte ihre knöchernen Arme gegen ihn aus, und gab ihm den Gruß also zurück: „Ach, du mein netter Bursche, du schöner Bräutigam des Salzwassers! Du lebst nicht lange genug, um meine Höllenfahrt angucken zu können, und dein herzallerliebster Schatz, du Papagei! heirathet Pierre Bardet an demselben Tag, wann du von einer gewissen Reise, naß wie ein Fisch, heimkommst!"

Der Klang ihrer Stimme, womit sie diese Prophezeihung aussprach, stahl dem armen Paul Grey allen Heroismus kraft aus dem Leibe heraus; er schlich, den Kopf zwischen die Schultern gesteckt, langsam seines Weges weiter, zum Vater Lucas. Kaum hatte er sich aber auf seinen gewöhnlichen Platz gesetzt, als draußen eine unbekannte Stimme fragte, ob man hereinkommen könne. Lucas, Rosa und ihr Bräutigam guckten sich wechselseitig bedenklich an, bevor sie antworteten; aber wie sie noch die Köpfe zusammensteckten, ging die Thüre auf, und ein Gendarme von der Marine trat in die Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 180. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 30.

Samstag, 1. August.

Die Pommer'sche Dichterschule.

Brunold, Ferrand, Hagendorff, Jäger, Koffarsky und Rebenstein — das sind die stolzen Namen eines neuen Hainbundes, einer jüngst etablirten Sängerschule, die uns nicht übel deuten möge, daß wir sie statt der Märkischen, die Pommer'sche nennen! Bei den Märkischen Dichtern wird man sogleich an die Musen und Grazien von Werneuchen erinnert, an den Feldprediger Schmidt, an blökende Kühe im Stalle, an Buttermilch und das Quaken der Frösche im Röhricht der Havel. Man wird an Karl Müchler, den Preußischen Grenadier von 1806, erinnert, an die Wadzecksanstalt und ähnliche Institutionen, welche gänzlich außer dem Bereiche der Pommer'schen Dichterschule liegen. Nach Pommern versetz' ich sie, weil einige ihrer Mitglieder in der That von dort gebürtig sind, weil sie in ihren Seelliedern sehr starke Erinnerungen an Swinemünde und Heeringsdorf hervorriefen, und weil zuletzt, Vor- so wie Hinterpommern ein Land ist, das dichterische Staffagen hat. Wer sieht nicht mit Entzücken die grünen Oderbrüche mit den weißen Stämmen hellgrüner Birken! Wo blüht die Linde so schön! Man muß nicht ungerecht sein.

Unter den sechs mir bis jetzt bekannt gewordenen Dichtern der neuen Schule herrscht eine freundschaftliche Verabredung. Man sagt, daß sie Alle nur ein und dasselbe Mädchen besingen, welches ihre Hand dem talentvollsten unter ihnen geben wird. Sie wartet, wer von ihnen zuerst das schönste Bild über sie hat. Aber ach! sie wartet schon mehre Jahre und noch immer bleibt das Gleichniß aus, der kühne und siegreiche Trope kömmt nicht. Bilder genug, aber keine schlagenden, keins, das die fünf Nebenbuhler in die Flucht schlüge!

Dies ist das Geheimniß der Pommer'schen Dichterschule. Wie sie nun ringt nach ihrem Ideale, wie sie die Sprache beschwört, und alle alten Lieder heraufcitirt! Vergebne Mühe! Sie bringen es nicht weiter, als bis zu den gewöhnlichen Gleichnissen: immer dieselbe Leier, die die Alten schon anschlugen. Der Geliebten Auge ist ein Spiegel meiner Seele. Ihr Auge ist mein Himmel mit den zwei freundlichen Sternen. Ihr Auge gleicht immer gewissen, erst neulich entdeckten Blumen, Vergißmeinnicht genannt. Die Geliebte ist meine Sonne, ich bin ihr Mond. Die Geliebte ist meine Wonne, die sich verlohnt. Die Geliebte ist mit einem Worte Alles, nur nicht das, was noch nicht da war.

Die hohe Braut der Pommer'schen Dichter lächelt und schüttelt ihr lockiges Haupt, wie Brunold sagen würde, ihr Lockenhaupt, wie Ferrand sagt, ihr gelocktes Haupt, wie mit einem Wortwitze Hagendorff sagen würde, ihr lockendes Haupt, wie schmelzender Jäger sagt, ihr flockiges Haupt, wie Koffarsky sagt, ihr flockiges Haupt endlich, wie Rebenstein sagen würde,

wenn Brunold es nicht schon gesagt hätte, also ihr flockenlockiges Haupt, wie er zuletzt wirklich sagt, um die Andern alle zusammenzufassen. Sie verzweifeln: sie werden nicht erhört.

Ferrand, im Grunde der König dieses dichterischen Kreises, gibt eine List an. Sie anatomiren die Schönheit ihres Idols und Jeder nimmt sich einen einzelnen Theil desselben, um ihn mit Muße zu besiegen. Der Eine schildert ihren Kopf, der Andere ihre Brust, der schildert sie sitzend, der liegend, der Eine schlafend, der Andere strickend und nähend. Zwirnsfaden, Teppiche, Netzarbeiten und dergleichen Strickereien werden oft erwähnt und lassen hier entweder auf eine Putzmacherin oder eine Nähterin schließen. Singt doch Ferrand selbst, der Meister:

Hier unter diesen Bäumen
Hab' ich so oft gesäumt.

Oder wie Hagendorff gleichsam von der 7ten Stunde bei'm Feierabend spricht:

Doch wenn die Glocke geschlagen hat,
Verläßt sie dieses Haus!

Verzeihung! Ich denke nicht daran, eine geistvolle Dame so herabzusetzen; ich wollte die Dichter nur warnen, in ihren Bildern vorsichtiger zu sein, und keine Ausdrücke zu wählen, welche eine lächerliche Deutung zulassen. Warum zu ihrem Unglück noch dieses fügen? Ja, sie sind unglücklich; aber fast möcht' ich sagen, weniger an den trivialen Gleichnissen, weniger an der Spröde ihres Mädchens, weniger an den philisterhaften Eltern, die Dichtern keine Töchter geben, als an der Nachahmung. Heine heißt ihr Unglück.

Es hat einmal einen Dichter gegeben, (er starb, als er anfing, in seiner eignen Manier zu dichten), der mit Wasserliljen, Meerfeyen, Mondscheinnächten, Seemöven, mit einigen Ausdrücken, wie: charmant, ennuyant, — mit Pistolen, die nicht geladen waren, und ähnlichen Artikeln ungemein viel erreicht hat. Heine ist nicht so groß geworden durch den Schmerz, den er empfindet, als durch den, den er affektirt. Denn das war schon rührend, sich ohne Grund zu quälen und Empfindungen zu ersinnen, für welche eben nichts da war, als die Grimasse. Heine ist durch unbestrittene Phantasie, durch die inwohnende Dichterkraft classisch abgerundet. Er war so unglücklich, ein zahlloses Heer von Nachahmern auf sich zu ziehen, die jeden albernen Einfall durch Heine's classische Thorheit entschuldigen wollen. Unsre Pommern gehören dazu.

Liederlich und geistig abgerissen ist Niemand von ihnen; sie affektiren nur das Gegentheil ihres bescheidenen und blonden Wesens. Ihr drittes Wort ist der Schmerz, ihr viertes sind Thränen; diese Pommern sollten zu jener Poesie der Blüthenträume und Unschuldsträume schwören, zu den schwermuthsvollen dummen alten Leuten, die vom bemoos'ten Kirchenthurme herabfallen: was haben sie mit Heine's Schmerz zu thun? Hütet euch doch! Ihr werdet so lange an euerm gesunden Fleische ritzen, und etwas von Heine's ansteckendem Wesen hineinwischen, bis ihr an einer gewissen allgemeinen Seuche untergeht; oder es geschieht wohl gar eine Tragödie um eure Narrenspossen, und eine Stieglitz ermordet sich, um euch wirklichen, veritablen, ächten Schmerz zu verursachen.

Zwei Gedichtsammlungen liegen mir vor, und geben zu Voranstehendem die Veranlassung: Gedichte von Hugo Hagendorff und Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung.

Die Gedichte von Hagendorff sind kindischer, als die von Ferrand. Er gefällt sich noch in der imaginären Seelenwanderung, bald ein Vogel zu sein, und an Liebchens Fenster zu fliegen, bald ein Röslein ohne Dornen, und sich ihr an die Brust zu stecken, bald ein Tropfen Wasser, was weiß ich Alles! Diese Unschuld zeichnet sich beinahe vor den Liedern Ferrand's aus, die schon viel gemachter sind. S. 18 ist ziemlich. S. 76 kindisch-rührend. S. 82 wäre recht brav, wenn der letzte Vers fehlte. S. 121 ist aus Heine's Tambour le Grand — ein Pfeifer geworden. S. 146 ist in der vierten Zeile das Wort Rosen hübsch angebracht. Alles Übrige ist schaal. Der junge Mann hätte recht gethan, wenn er das nicht unterlassen hätte, was er S. 72 sagt:

Meine armen Verse warf' ich
Zürnend in das Flammenreich.

Ferrand, der Meister, glaubt schon höher zu stehen, steht aber tiefer als sein Schüler, dessen nackte, feuchte Unschuld rührend ist. Aus 300 Seiten kann nur Folgendes notirt werden: S. 46 erträglich. S. 65 desgleichen. Das Dümmste, was in neuerer Zeit geschrieben ist, heißt S. 91:

D u m m.

Es geht mir wild im dummen Kopf herum:
Mein Kind, wie bist du so himmlisch dumm.
So dumm! So dumm! Man glaubt es kaum,
Oft scheint es mir selber ein närrischer Traum.
Und doch — erwürgen könnt' ich mich! —
Ach! toll und thöricht lieb' ich dich!
Es treibt mich umher ohne Rast und Ruh —
Noch dümmer bin ich, noch dümmer als du!

S. 101 meint der Dichter, weil seine Geliebte beim Trinken etwas Schaum am Munde gehabt habe, so ließe sie sich mit Venus, der Schaumgebornen, vergleichen. S. 179 liest sich. S. 247 ist metrisch angenehm. Das ist Alles.

Ferrand wird noch viel dichten. Ich will ihm drei Regeln geben:

1) Weniger eifrig von seinen Liedern und von seinen Versen in den Liedern und Versen zu sprechen!

2) Sich wenigstens metrischer Vollkommenheit und Abwechselung zu befleißigen, weil das Versmaaß immer noch hilft, wo auch der Gedanke trivial ist. Es liest sich doch!

3) Sparsam zu sein in den Beiwörtern. Die Bei-

wörter machen die Gedichte malerisch und anschaulich; aber ihre Überhäufung wirkt wie Kleie. Z. B.

Am Strande steht ein kleines Fischerhaus.
Ein hübsches Mädchen blickt von seiner Schwelle
Ins weite, schaumbedeckte Meer hinaus;
Fast schlägt an ihren bloßen Fuß die Welle.
Aus niederm Schornstein wehet dünner Rauch. —
Weit leuchten hin des Hauses weiße Wände;
Am kleinen Fenster steht ein Rosenstrauch,
Und Weinlaub rankt am braunen Wandgelände.

Hier rührt sich das ganze Bild wie zu einem Brei zusammen. Aber was läßt sich thun? Herr Ferrand wird diese Rathschläge verachten.

---

98) Der deutsche Student. Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Auch u. d. T. Schnabel's Universitätsjahre. Von A. von S. Stuttgart, Balz. 1835.

In Forsch's Studentenbildern sahen wir die burschenschaftliche Seite des deutschen Universitätslebens, in dieser Schnabeliade herrscht die landsmannschaftliche. Beide Bücher stinken nach Bier und Taback: doch war im ersten Buche noch etwas Menschliches, in diesem wälzt sich das Vieh im Kothe. Die Verhältnisse sind so; es ist Alles treu geschildert worden, was unsre Universitäten jedem Gebildeten als Wohnort verleidet. Wir sehen mit eignen Augen, welche Gemeinheiten mit den Musen verbunden sind, sehen die Hoffnungen des Vaterlands, die einst als Richter, Ärzte, Priester und Lehrer fungiren werden, sehen jämmerliche Professoren, die lederne Hosen tragen und vor ihren Zuhörern von Waden und Vaterschaften sprechen. Gegen diese Misère unserer Universitäten können die Regierungen nicht Hindernisse genug erfinden. Das Gerede von akademischer Freiheit ist ein betrügerischer Deckmantel für den Vandalismus unserer mittleren und kleinen Universitäten, die alle säkularisirt zu werden verdienen. Wenn die Institute des Mittelalters sinken, so seh' ich nicht ein, warum das Unterste desselben bleiben und der Staat, der alles absorbirt in neuerer Zeit, nicht auch diese Anstalten, welche faktisch schon von ihm abhängen, sich gänzlich einverleiben soll. Die sogenannte akademische Freiheit ist für die Studenten nur die Freiheit, roh zu sein; für die Professoren aber, unsittliche Späße zu machen. Denn was nützt ihnen diese Freiheit, wenn die Schüler ein Civilgesetz übertreten, oder die Lehrer im Colleg behaupten, Ludwig XVI. sei mit allem Fug und Recht hingerichtet worden, die Könige dürften ihre Versprechungen nicht zurücknehmen?

Schämen sollte sich übrigens der Verf. dieses Buches, daß er durch Enthüllung jener empörenden Rohheiten seine Zeitgenossen beleidigte. Er kann sich nicht einmal damit entschuldigen, daß er nichts, als die Wahrheit berichtete; denn er schwimmt mit solchem Entzücken in jener Jauche, schlürft den Becher der Gemeinheit mit so trunknen Zügen, daß man erschrickt, hier einen Mann zu treffen, der, jedenfalls schon in bürgerliche Verhältnisse übergetreten, im Katzenjammer des sogenannten Philisteriums noch nicht die Erkenntniß seiner Thorheit gefunden hat.

---

99) Der Chevalier. Ein Roman von Th. Mügge. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1835.

Der Chevalier ist jener bekannte Mauduit, der in der Revolution von St. Domingo eine für die Art, sich in Revolutionen zu benehmen, so lehrreiche Rolle gespielt hat. In der Mitte schwebend zwischen seiner angebornen Neigung, die Freiheit zu ehren, und dem mißverstandenen Ehrgefühle, einen ihm übertragenen Posten nicht zu verlassen, half er weder der Freiheit, noch ihren Gegnern, sondern nahm von seiner eignen Parthei ein Ende, das er nicht verdient hatte. Der Verf. will mit der Darstellung dieses Ereignisses gewissermaßen einen didaktischen Zweck erreichen; doch fürchten wir, ihn selbst in jener Mitte unsicher schwanken zu sehen, die wahrlich nicht immer die einzige Zuflucht ist, sich vor politischen Extremen zu bewahren!

Unendlich größer ist das dichterische Verdienst dieses Romans. Er macht uns mit einem Autor von der lebhaftesten Einbildungskraft vertraut, der die Gabe der Veranschaulichung und dramatischen Malerei in hohem Grade besitzt. In allen seinen Figuren ist, wenn auch nicht immer Wahrheit, doch Leben und eine täuschende Rührigkeit. Besonders glücklich sind die Situationen des Verfassers erfunden und verrathen ein nicht geringes dramatisches Talent. Im Romane wird die dramatische Behandlung immer zwei Klippen haben: Die Unruhe und das Gespräch. Die erstere findet sich nicht, vielmehr weiß der Verf. immer zur rechten Zeit, in den epischen Ton zu fallen. Aber im Gespräch hat den Verf. sein Bestreben, anschaulich zu sein, irre geführt: er benutzt gern jene Vertrauten der französischen Komödie, die sich begnügen, Ja, nein, freilich, allerdings zu sagen, während die Hauptpersonen ihre Meinungen fast monologenartig ausspricht.

---

100) Stuttgart und seine Umgebungen. Von F. L. Bührlen. Stuttgart, Hoffmann.

Der Verf. dieses Buches hatte vielfache Gelegenheit zu Schmeicheleien. Er zeichnet sich aber dadurch aus, daß er sie nur an offizielle Personen richtet, nicht aber an jene Klasse seiner Mitbürger, welche sich in der Lyrik oder in der Kritik einen Namen erworben hat. Hier werden von ihm niemals Namen genannt *) und verbürgt somit diese Zurückhaltung, daß

*) Selbst Seydelmann wird verschwiegen: obschon hier nicht ohne Grund, da sich dieser ausgezeichnete Künstler bekanntlich schon seit längerer Zeit bemüht, Stuttgart im Guten verlassen zu können.

der Vf. seinen Zweck, einen statistisch-topographischen, nicht aus dem Auge verlor. Er spricht vom Charakter der Einwohner, wie billig, nur Gutes; denn wie würde es sich geschickt haben, hier von der Stuttgarter schwarzem Lutherthum, ihrem Mißtrauen gegen Jedermann, der mit ihnen noch keinen Scheffel Salz gegessen hat, ihrer Inhospitalität und ähnlichen Merkmalen zu sprechen! Die politische Spaltung hätte der Vf. lebhafter hervorheben sollen; denn in keiner Stadt Deutschlands ist sie so auffallend, wie hier. Alles sondert sich nach seinem politischen Glaubensbekenntniß, ja, dies geht sogar soweit, daß man ein eignes liberales Bürgermuseum gegründet und damit absichtlich dem schon bestehenden Museum ein aristokratisches Gepräge gegeben hat. Man muß den Grund dieser Sonderung, die das Gute hat, daß sie Charakter zeigt, in dem eigenthümlichen schwäbischen Wesen suchen. Die Schwaben sind zähe, begreifen schwer, aber packen das einmal Capirte dann bis zur Caprice fest. Deßhalb sind sie im Allgemeinen entêtirt, rabiat, störrisch, finster und unversöhnlich.

Die artistischen Beilagen sind hübsch ausgeführt. In Kartendruck leistet Herr Karl Hoffmann nur Ausgezeichnetes.

---

101) Geschichte der Vorläufer der Reformation. Von L. Flathe, Prof. in Leipzig. Erster Band. Leipzig, Göschen. 1835.

Die Reformation wurde nicht erfunden, wie man Amerika oder das Schießpulver entdeckte; sondern der Wittenbergischen These ging eine lange Ahnenreihe vorher, Oppositionen gegen die katholische Kirche, die weniger arianisch und socinianisch waren, als aus dem Bedürfniß der Ascese entsprangen. Die Stellung der Mystik zur katholischen Kirche, die Katharer und die Waldenser sind auf diesem Gebiete bekannte Erscheinungen. Selbst die scholastische Philosophie, welche so lange hindurch für die Stütze des Katholicismus galt, nahm ein oppositives Element in sich auf, wenn man diese Bezeichnung für eine Behandlungsweise des Dogma's nicht bestreiten will, welche mit naiver Offenherzigkeit immer eine zwiefache Erklärung gab, eine für die Vernunft und eine für die Kirche.

Mit vieler Gründlichkeit verfolgt der Verf. diese Morgenroth-Phänomene der Reformation. Sein Werk ist aus den Quellen geschöpft und vielleicht überreich an Material; wenigstens vermißt man einen irgendwie erhabenen Standpunkt, von dem aus er seinen Gegenstand beurtheilt, vermißt Licht und Klarheit und zuletzt eine gefällige Darstellungsweise. Lange ist uns kein so vernachlässigter, schriftstellerisch ganz unzurechnungsfähiger Styl vorgekommen, wie der des Herrn Professor Flathe in Leipzig.

---

102) Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Historische Novelle von Th. von Kobbe. Bremen, Geisler. 1835.

Unter diesem faden, durch die Intrigue in keiner Beziehung gerechtfertigten Titel lieferte der Verf. ein recht anmuthiges Gemälde aus dem Hamburger Kaufmannsleben, das um so anziehender ist, je weniger Eines oder das Andere in dieser Erzählung ersonnen oder fingirt zu sein scheint.

---

103) Jacobina. Novelle von Phantasus. München, G. Franz. 1835.

„Abscheu gegen religiöse Heuchelei" war es, was den Verfasser (wie er in der Vorrede mit Bescheidenheit angibt) zum Entwurf dieses Gemäldes bewog, und was er auch bei'm Leser zu erwecken suchte. Seine Erzählung spielt in Franken im 17ten Jahrhundert, und dreht sich um eine religiöse Sekte, welche in einem kleinen Dorfe ihr Unwesen treibt, ein gutes, liebes, aber schon von Natur allzusehr zum Sinnen und Brüten geneigtes Wesen (Jacobina, die Tochter eines wohlhabenden Kupferschmiedes) durch die Idee von Aufopferung an den Himmel, ihrem Geliebten, dem Gesellen Sebald Bacher, entfremdet, und so weit bringt, daß sie den vom verschmähten Nebenbuhler in erheuchelter Verzückung als durch Gottes Stimme anbefohlenen Tod am Kreuz freiwillig hinnimmt. Als Episode und Contrast zu Jacobina ist das Schicksal eines andern weiblichen Wesens hineinverwebt, welches als Opfer ihrer Sinnlichkeit in Verzweiflung untergehn muß. Die Handlung spinnt sich einfach und klar fort, fast idyllisch, die Charaktere sind leichthin entworfen und passend gefärbt; doch dürfte das erste Auftreten Katharina's allzu grell, und, weil es etwas gar unweiblich, sogar verletzend genannt werden; der Schluß ist schnell herbeigeführt; die Darstellung natürlich; das landschaftliche Beiwerk mit so vielem Takt angeordnet, daß die Beschreibung, so angenehm sie ist, nie prädominirend wird. —Π—

---

104) Ueber die Emanzipation der Frauen. Ein wohlgemeintes Wort von S....... ll. München, G. Franz. 1835.

Duttlinger's Motion in der Badischen Kammer „um Aufhebung der Beistandschaft der Frauen," hat diese kleine Schrift veranlaßt, — welche sonach die Sache vorerst vom juridischen Standpunkt aus leichthin anfaßt. Beigegeben sind, gleichsam als Materialien zu einer ausführlichen Behandlung, welche dieser wichtige Gegenstand allerdings verdient, Fichte's „über das gegenseitige Rechtsverhältniß beider Geschlechter im Staate" und die denselben Gegenstand betreffenden diesjährigen Verhandlungen der Badischen Kammer. Als Anregung eines Themas, welches jetzt nie genug besprochen werden sollte, hat die kleine Piece ihren Werth. Die rein humanen, so wie die socialen, und die pädagogischen Elemente dieser Frage harren demnächst auf eine eigene Erörterung. —Π—

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 181. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 3. August.

Der starke Hakon.

Von Friedrich v. Sallet.

Herr Hakon ging um Mitternacht
Zum alten Eichenhain,
Wo ernst der Götterbilder Pracht
Aufragt im bleichen Schein.

Er beugt sich vor dem starken Tor,
Der hochgewaltig steht:
„Freut wilder Schwerterklang dein Ohr,
So hör' auf mein Gebet.“

„Für hundert Männer hab' ich Muth,
Gib mir für zwanzig Kraft!
Dir opfr' ich aller Feinde Blut,
Die meine Klinge rafft.“ —

Spricht's; da durchzuckt's ihm Mark und Bein,
Er fühlt sich selbst ein Gott;
Doch ist's, als blickt' im Mondenschein
Tor's Antlitz wilden Spott.

Herr Hakon winket flücht'gen Dank,
Stürmt dann durch's Dickicht fort,
Bis zu dem Eichbaum hoch und schlank,
Unfern vom heil'gen Ort.

Den packt er an und schüttelt stark,
Wirft ihn entwurzelt hin:
„Ha, Tor, du gabst mir kräftig Mark,
Doch kräft'ger ist mein Sinn.“

„Wohl g'nügte mir die eig'ne Kraft,
Zu schlagen Feind auf Feind;
Doch sturmesschnell sei nun geschafft,
Was meine Seele meint.“

„Du, Königstochter, leuchtend mild,
Wie Nordlicht bei der Nacht:
Für dich eil' ich in's Schlachtgefild,
In's Brautbett von der Schlacht!“ —

Herr Hakon sammelt kleine Schaar
Und zieht in's Königsland,
Worin sein Lieb gefangen war
Von strengen Oheims Hand.

Da trifft er ein gewaltig Heer,
Hundert auf einen Mann:
„Hei! lustig Werk, wie ich's begehr',
Ihr Recken, frisch heran!“ —

Hei! wie sein Schwert durch Eisen dringt,
Zerspaltend Wehr und Mann,
Bis es vor seiner Kraft zerspringt;
Er kehrt sich wenig d'ran.

Verächtlich wirft er noch den Knauf
Dem Feind in's Angesicht,
Geht mit der Faust dann d'ran und d'rauf,
Die Helm' und Schädel bricht.

Wohl tausend Recken lagen schon
Im Blut auf grünem Plan,
Die andern Alle scheu entflohn
Vom wunderstarken Mann.

Er dringt mit Sturmesungestüm
In's hohe Königsschloß,
Da winken süße Augen ihm;
Er theilt den bleichen Troß.

Die Holde sinkt an seine Brust,
Er drückt sie d'ran mit Macht,
Noch heiß von wilder Kampfeslust,
Hat seiner Kraft nicht Acht.

Da sinkt sie stumm erbleichend hin,
Von seinem Arm erdrückt; —
Es hat der Sturm mit wildem Sinn
Die Rose zart geknickt.

„Das also, Tor, ist Götterhuld!?
Doch für die Gabe Dank!
Durch sie bestraf' ich meine Schuld
Und quäle mich nicht lang.“

So schreit er auf in wildem Schmerz,
Erfaßt der Säule Schaft,
Und schüttelt mit dem Arm von Erz,
Mit Grimmes Doppelkraft.

Die Säule wankt, die Decke biegt, —
Laut krachend stürzt sie ein, —
Dort unter'm Schutt Herr Haken liegt
Still mit der Liebsten sein.

Die Taubstumme.

Reminiscenz aus einer Schweizerreise.

(Schluß.)

Da durchdringt nach wenigen Stunden derselbe Ton des Alp-Horns die geheimnißvolle Stille und der Kuhreihen weckt mit seiner sehnsuchtsvollen Melodie die erquickten Wandrer aus ihren Morgenträumen. Und es beginnt sich im ganzen Hause zu regen; die Fensterläden werden aufgestoßen, um den Tag hereinzulassen; allein die Nacht hüllt mit ihrem dunkeln Schleier noch Berge und Thäler ein. Mancher, der aus seinem Fenster in die Finsterniß hinausschaut, wird vom Frost, der von den Bergen herüberweht, so tüchtig geschüttelt, daß ihm die Zähne klappern und er schnell wieder das Fenster schließt. Doch trotz Frost und Fieberschauer eilt man nach dem ersten Gruß des Alp-Horns, welches die Nähe des Sonnenaufgangs verkündet, in Mäntel gewickelt und in Pelze vermummt, hinab in den Versammlungssaal und die Eintretenden grüßen mit einem herzlichen: Guten Morgen.

Schon wandelten einzelne Gestalten draußen auf dem freien Platze, wo das hohe hölzerne Gerüst sich erhebt, welches die Schweizernaturforscher zur Beobachtung des gestirnten Himmels haben erbauen lassen, die Hände reibend, zuweilen die Arme um den Leib schlagend, den Boden mit eiligem Fußtritt stampfend, herum; die Andern folgen ihnen bald nach. Auch Damen waren mit unter den Ersten; das warme Bett oder der Anzug vor dem Spiegel fesselten sie heute nicht; der frische Morgenwind durfte mit ihren aufgelösten Locken spielen und die Wangen mit Rosen schmücken. Fast konnte es Einem bedünken, auf einem Maskenfest mitten im Winter herumzuwandeln, so viele wunderliche Gestalten und possierliche Anzüge boten sich, da allmählich die Morgendämmerung eintrat, den Blicken der erstaunten Gäste dar. Kostbare Zobel wärmten die zarten Glieder der Damen; die Herrn schützten sich vor dem scharfen Zugwind mit ihren Reisemänteln von Tuch oder Wachsleinwand; nur die rüstigen Fußgänger, die Kissen und Kasten verschmäht, hüllten sich in ihre Bettdecken von weißen und bunten Baumwollenzeugen ein und hatten nun das Ansehen von Priestern, auf luftiger Bergeshöhe versammelt, die erwachende Himmelskönigin mit einem „Salve Regina“ zu begrüßen.

Da trat auch Elisabeth in demselben Anzuge, in welchem sie Abends die Gäste entzückt, am Arme ihres Begleiters aus der Thüre und alle bewillkommneten, beinahe einstimmig, ihre Erscheinung mit freundlichen Morgengrüßen, die sie mit erhobnen Armen und schnellem Nicken ihres Kopfes, so unbefangen, als ob sie in einen befreundeten Familienkreis träte, lächelnden Blickes erwiederte. Sie eilte mit geflügelten Schritten zum Rande des Berges und schlürfte in vollen Zügen den Athem der Alpen ein, welcher das blendende Weiß ihrer Wangen mit leichtem Purpur anhauchte. Die Versammelten drängten sich immer näher um die Zuletzterschienene, welche ohne lange Wahl den schönsten Standpunkt ausgemittelt, und bildeten bald um sie einen bunten Halbkreis.

Schon fingen unten in den Thalebnen die Nebel an durcheinander zu wogen; die wolkenähnlichen Massen setzten sich in Bewegung, stürmten zur Höhe, senkten sich dann wieder nieder und lagerten sich endlich mit ihrem undurchdringlichen Schleier über die ganze Landschaft, aus welcher, wie aus einer unermeßlichen Wasserfluth, der Rigi mit seinem ehrwürdigen Haupt, der einzigen Zufluchtsstätte eines frömmeren Geschlechtes, riesengroß emportauchte. Es war ein Schauspiel, als ob die Natur eine Phantasmagorie eröffnet hätte, solche wunderliche Gestalten bildeten sich schnell und stürzten schnell zusammen, wie von einer Riesenfaust geschüttelt, um wieder neue Bildungen zu gebären; bald sah man unter sich eine reizende Landschaft liegen, bald stiegen himmelhohe Berge auf, bald kämpften Riesen und Zwerge miteinander, bald schnob ein Reiterzug auf schäumenden Rossen vorüber; im Augenblick war das Bild entstanden und zerronnen, und ein anderes erhob sich aus dem nimmerruhenden Chaos. Das Mädchen schaute diesem Spiele der Natur mit steigender Bewundrung zu, jede neue Gestaltung begrüßte sie mit lebhafteren Bewegungen, welche die Umrisse der Bilder in die Luft zeichneten; bald klatschte sie in die Hände, bald hing sie am Halse ihres Lehrers, vergaß in ihrer Entzückung der Gegenwart und der Umgebung; ihr ganzes Wesen schmolz mit dieser Zauberwelt der Nebel, welche ihrer innern Welt zu entsprechen schien, zusammen. Die Versammlung bewunderte in gehaltner Stille die Geberdensprache der Begeisterten, und Aller Augen waren nur auf sie gerichtet. Aber plötzlich stand sie still da; es schien sie zu betrüben, ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen zu sein.

Die Versammlung schwoll unterdessen zu einem immer größeren Strome an, da aus allen tiefer unten liegenden Wirthshäusern, besonders von der Rigistaffel, die Fremden, wie zu einem Gnadenbilde in stiller Prozession, zum Kulm heraufwallten, vom Morgengruße des Alp-Horns angeschmettert. Und stiller und stiller ward's in den Gründen und auf dem Berge, als ob der Mensch und die Erde die Gegenwart des Allerhöchsten empfinde; kein Laut entweihte die Stille, kein Vogel durchschwirrte die Lüfte. Die Blicke der

Versammelten schweiften gen Osten, um die Stelle zu suchen, wo die Sonne heraufflamme. Da wogten die Nebelwolken gewaltiger durcheinander, kein Bild konnte sich mehr gestalten, sie stürmten zur Höhe und lagerten sich zu den Füßen der Zuschauer. Dann jagten sie wieder hinab in die schwindelnde Tiefe, zerrissen plötzlich hier und da ihre undurchdringlichen Schleier, klammerten sich, von den Winden getrieben und zerflattert, an die steilen von schwarzen Riesenföhren starrenden Bergwände fest. Und durch die Nebelrisse blickte man in die tiefen von wilden Bergwassern durchschwärmten Thäler, und klar traten hervor der Lauerzersee und die verwaiste Kirche des vom Spitzebuel verschütteten Goldau, die grünen Gewächse des Vierwaldstädtersees mit seinen klassischen Ufern und vielen Buchten; die steilen Felswände des Pilatusberges, die sich eitel in seinem Spiegel beschauen, oft von den durch den Föhn empörten Wogen gepeitscht; dann die elf andern dunkelblauen Seen, im Vordergrund der Egoi- und der Zugersee, in duftiger Ferne der Zürchersee mit seinen tausend weißen Villen; die freundlichen Weiler, die lachenden Dörfer in grünen Wiesengründen; die Städte mit ihren stolzen Thürmen, Luzern, Küßnacht, die näheren Bruderberge mit den grünen Halden und Sennhütten; man hörte den fernen Ruf der Alp-Hörner, das Echo, das in den Schluchten wohnt, scholl zehnfach zurück, die Sennen zogen mit ihrem Reichthum, den Patriarchen gleich, unterm Schellengeläut höher hinauf auf die thauigen duftenden Weiden. Im Süden traten die mit ewigem Eis und Schnee gekrönten Häupter und Hörner der Berneralpen in ihrer Majestät und Klarheit hervor, auf denen der Himmel mit seinen Wolken ruht, wo sich die flammenden Blitze zischend löschen und selbst die Adler nicht mehr horsten. Die Jungfrau, die noch kein Sterblicher erstiegen, die Vischerhörner, die Silberhörner, der große und kleine Eiger, das Wetterhorn und das Finsteraarhorn.

Und die ganze Versammlung faltet, vom großen Geist der Natur angehaucht, zum Gebet unwillkührlich die Hände; purpurne, dünngekräuselte Wölkchen, schwimmen vom heiligen Osten in Blitzesschnelle gen Westen und streuen Rosen und Feuerlilien auf die Erde und auf die weißen Häupter der Alpen, in deren bleichen Wangen das frische Blut der Jugend aufflammt; und die Spitzen und Hörner glühen, als ob Lavabäche sich von ihnen in die Thäler niederwälzten, im reinsten Purpur; aber das Auge muß, vom Glanze geblendet, sich hinwegwenden und kann das Glühen erst ertragen, wenn die frischen Morgenwinde, welche die Berge umbrausen, die Purpurwangen gekühlt haben. Da hebt sich plötzlich die Sonne an den flammenvergoldeten Bergen, ihrem Hochzeitslager, wie eine königliche Braut empor, und zeigt, nach den Wonnen der geheimnißvollen Mondnacht, das rosige Antlitz den Blicken der erwachenden Menschen, noch nicht vermögend, ihre Strahlenpfeile auf die Erde zu senden. Die Versammelten sprachen in feierlicher Andacht ein stilles Gebet mit gefalteten Händen: aber das Mädchen, das bis dahin, wie die Memnonssäule, regungslos dagestanden, wirft sich in wilder Leidenschaft auf die Knice nieder, breitet die Arme der Sonne entgegen, als wollte sie diese Himmelskönigin umarmen und ihre innere Glut an ihren Strahlen noch mehr entzünden. Und ein großes Geheimniß will sich in ihrer hochklopfenden Brust losringen, mit den Armen zeichnet sie die Umrisse der Berge, wie sich die Sonne an denselben erheben und faltet dann die zitternden Hände zum Gebet. Ein gellender, wilder Schrei: „Sonne! — Himmel! — Gott!“ — zerreißt in demselben Augenblicke die stillen Lüfte.

Alle Versammelten durchbebt ein Schauer, alle, selbst der erblassende Lehrer, den das Wunder der Sprache beraubt, wissen nicht, wie ihnen geschehen, ob ein Geist geredet oder das daliegende Mädchen. Und als man sich näher drängen und überzeugen will, daß von ihren Lippen die Worte ertönten; da winden sich zwei hohe Gestalten, ein Mann, kriegerische Würde und männlichen Ernst im Antlitz, und eine zitternde Dame in ungestümmer Hast durch die dichte Menge. Das Mädchen, in ihrer Andacht durch das Geräusch gestört, rafft sich vom Boden auf und wendet sich um, ihrem Lehrer zueilend. Aber siehe — da stürzt sie in noch wilderer Freude den Entgegeneilenden mit dem hellen Schrei in die Arme: „Mutter! — Vater!“ —

„Meine Tochter, meine geliebte Elisabeth!“ rufen die freudetrunkenen Eltern und pressen das heißgeliebte, langersehnte Kind mit Heftigkeit in die Vater- und Mutterarme, an die Brust, an die Lippen.

Die Versammelten umstehen die heilige, ineinandergeschlungene Gruppe in feierlicher Stille und kein Auge bleibt thränenleer.

Nach langem Schweigen bricht endlich der Vater in die Worte aus: „Gelobt sei Gott in der Höhe! — Ich sandte vor fünf Jahren diese einzige Knospe, die ich ewig geschlossen glaubte, aus der nordischen Heimath ohne Hoffnung in die Thäler der Schweiz; und auf diesem Berge erhalt' ich neugeschenkt die blühende Rose, vom Strahl der Sonne wachgeküßt, durch Gottes Gnade zur ewigen Freude zurück! Wunderbar sind deine Wege, o Herr!“ —

Auch der Lehrer schloß seine Elisabeth, welcher nicht seine Kunst, wohl aber die Welt des Gemüthes und die Wunder der Natur das Band der Zunge zu lösen vermochten, stumm in die Arme und Freudethränen flossen auf das wallende Lockenhaupt des erschöpften Kindes.

Die Sonne sandte ihre Strahlenpfeile auf die in ihrem Glanze schimmernde Welt vom wolkenlosen Äther und leuchtete, die Königin des Tages, segnend auf eine Versammlung freudeseliger Menschen herab.

Heinrich Künzel.

B u n t e s.

*** Jules Janin, Victor Hugo und Eugen Sue in ihren Arbeitsstuben. Der galante französische Kritiker, der in Deutschland seither so viele Nachahmer gefunden (Schande genug, daß die meisten von uns neueren Deutschen so wenig Originalität aus sich herauspumpen konnen, daß die Mehrzahl sich eben wieder zur Gallomanie wendet!), bewohnt ein Hotel in der Rue Tournon. Ihr schreitet, wenn ihr ihm eine Visite machen wollt, durch einen großen Hof, wo Lakaien, die ihre von Gold strotzenden Livreen bei Seite legten und ebenso ihr Negligee angethan haben, wie der Erst des französischen Kritikers, eine prachtvolle Kalesche putzen. Hierauf kommt ihr aus einem reichen Appartement ins andre, bis ihr endlich das Kabinet betretet, wo Jules Janin — und zwar im Bette — arbeitet, umgeben von lachenden und schwätzenden jungen Leuten. Der Lärm beunruhigt Jules Janin keineswegs; er arbeitet dabei fort, und wirft zuweilen ein Witzwort in die ihn umlaufende Konversation. Zuweilen nimmt eine Dame an diesem Plauderstündchen Theil, — (dieselbe Dame, deren kleinen gelben Handschuh Janin damals bei dem famosen Streit über die leichte und schwere Literatur Herrn Nisard hingeworfen); zuweilen entreißt sie ihn auch, wenn er das Frühstück versäumt, ohne Umstände aus der Mitte der lästigen Besucher, welche den Modekritiker umlagern. Manchmal, wenn es ihm zu arg wird, flüchtet er sich in ein kleines Entresol, welches mit seinem Appartement in keiner Kommunikation steht, und dessen Thüre am Fuß der Stiege unter Wandgemälden verborgen ist. Hier hat er doch wenigstens Ruhe und Freiheit zu arbeiten, was ihm wirklich schwer hält. Sein Arbeitskostüm ist eine graue Blouse und eine wollne Mütze. (Hiebei fällt uns Balzac's Negligee ein, das bizarr genug aussieht. Balzac trägt nämlich im Hause einen großen Schlafrock von weißem Flanell, mit einer Kapuze und einem goldnen Gürtel; er sieht darin ziemlich wie ein dicker Mönch aus.) — Wenn ihr auf der Place-Royale seid und nach Victor Hugo's Wohnung fragt, wird man euch alsobald eine dunkle Arkade weisen, die eine Ecke bildet; durch ein großes Thor gelangt ihr an eine Treppe mit Absätzen, und auf derselben im zweiten Stockwerk in ein großes, sehr hohes Gemach, dessen Möbel durch eine etwas inkorrekte Mischung vom Styl des Mittelalters und vom modernen Geschmack charakterisirt sind, — eine Kanzel mit Schnitzwerk, von einem damastenen Vorhang bedeckt, bemalte getriebene Arbeiten, ein Kanapee aus der Zeit Louis des XV.; in der Mitte von alledem seht ihr den Dichter, in seinem grauen großkarirten Schlafrock, oder in einem wollnen Kamisol, welches wie ein Panzerhemd aus dem vierzehnten Jahrhundert aussieht. An den Wänden des Arbeitskabinets (welches sich in dem entlegensten Theile der ganzen Wohnung befindet) hängen Zeichnungen von Louis Boulanger, Celestin Nanteuil und andern Künstlern, welche für den Verfasser des „letzten Tages eines Verurtheilten" eine aufrichtige Bewunderung und Freundschaft hegen. Victor Hugo zählt übrigens eine Menge Freunde und fast fanatische Verehrer, welche man sehr häufig bei ihm findet, worunter sich Granier de Cassagnac, Louis de Maynard, Theophile Gauthier und Andere bemerkbar machen, von denen die beiden Ersteren V. Hugo's Worte sorgfältig aufsammeln und zur Basis ihrer kritischen Aufsätze im Journal des Debats und in der Revue de Paris machen. Allerliebst mag eine häusliche Scene bei Victor Hugo, wenn seine Gattin und seine schönen Kinder sich neben ihn setzen und eine reizende Gruppe um ihn bilden. — Der Verfasser Atar-Gull's, des Salamander's 2c., Eugen Sue, wohnt zwei Treppen hoch, in der Rue Saint-Martin; ein förmlicher englischer Groom führt euch in ein Kabinet, worin eine so vollständige Dunkelheit herrscht, daß das Auge ein Paar Minuten braucht, um sich daran zu gewöhnen, und erst dann die verschiedenen Gegenstände unterscheiden kann, so gut nämlich das Licht durch gothische Glasmalereien und einen Rollvorhang hereinbringen kann. Das Kabinet ist mit eichenen Gestellen ausgetäfelt und enthält eine Sammlung von Gypsköpfen, die Eugen Sue zum Behuf phrenologischer Studien aufstellte, und welche bedeutend zahlreicher ist, als die kleine Bibliothek, die sich auf jenen Gestellen befindet. Das kleine Modell eines Schiffes gibt uns bald Aufschluß, bei wem wir uns befinden.

*** Man baute zur Feier der Julitage in Paris vor den Champs-Elysées ein arabisches Palais, ein wahres Feenschloß an Pracht und Eleganz. Zur Beleuchtung desselben leitete man einen Gaskanal, vom Boulevard de la Madelaine aus, hin. Das Palais mißt 100 Fuß in der Höhe, und ist so breit, als die Champs-Elysées lang sind. Der illuminirte [illegible] und das große Feuerwerk wurden dort losgelassen. Ungefähr 50 niedliche kleine Buden waren links in der großen Allee der Champs-Elysées aufgerichtet. Mit der Herstellung der Zelte, Pavillons u. dgl. beschäftigten sich 2000 Menschen.

*** Folgende statistische Notiz über die Bevölkerung der für Wahnsinnige bestimmten Abtheilung der Salpetrière in Paris dürfte wohl nicht ohne Interesse sein. Im ersten Semester 1835 wurden (nach dem Bericht der Doktoren Parizet und Scipio Pinel) 345 Geisteskranke daselbst aufgenommen, 119 geheilt, 69 starben. Unter den Aufgenommenen waren 78 Tobsüchtige, 49 mit periodischem Wahnsinn, 29 mit Wahnsinn von melancholischer Art, 12 Monomanien mit Hang zum Selbstmord, 8 mit fixen Ideen von Größe, 13 mit Hallucination (Gesichtstäuschung), 101 theils mit einfachem Wahnsinn, theils mit durch Lähmung komplizirtem, 139 mit fallender Sucht, 27 mit Blödsinn, 8 hysterischen Temperaments, ohne eigentliche Narrheit, und 2 mit verstellter Verrücktheit. Die Anzahl der Tobsüchtigen war im Mai und Juni am stärksten; dafür kamen auch in diesen beiden Monaten die meisten Heilungen vor. Die meisten Kranken waren in dem Alter von 35—45 Jahren und größtentheils Dienstboten und — Köchinnen.

*** Zumalacarreguy's Grab hat folgende Inschrift: Der Ueberwinder Sola's, Saarsfield's, Valdé's, Quesada's, Rodil's und Mina's, welche die ganze Bevölkerung Spaniens unter ihrem Kommando hatten, und die Unterstützung Englands und Frankreichs genossen.

*** Die Hexe von Trouville. (Fortsetzung.) — „Ist hier Paul Grey?" fragte er. Paul stand auf und sagte: „Ja, und der bin ich." — „Eh bien, wackrer Bursche!", sprach der Gendarme, — „sehe her, was Euch erwartet." Damit übergab er ihm ein Papier mit dem französischen Wappen. Paul sah es von allen Seiten an, machte ein saures Gesicht, und bat endlich den Gendarmen, ihm den Inhalt vorzulesen. Der dienstfertige Gendarme las nun hübsch laut und vernehmlich die Ordre, sich binnen acht Tagen nach Cherbourg an Bord des kaiserlichen Schiffes: la Victorieuse, zu begeben. Die Ordre war deutlich und bestimmt an Paul Grey und seinen Vater ausgestellt; mit solchen Dingen war damals nicht zu spaßen, und Paul verhehlte sich nicht, daß er am nächsten Tage abreisen mußte.

Als der Gendarme fort war, gab es Thränen und Wehklagen übergenug; Rose weinte; ihr Vater kaute seinen Tabak mit so kläglicher Miene, daß es einen Stein hätte rühren können, und Paul ließ den Kopf hängen und dachte an die alte Matgarethe. —

Mitten in dieser Trübseligkeit ließ sich Rose den Ausruf entschlüpfen: „Abscheuliche Hexe! du hattest mir's diesen Morgen prophezeiet!" — Diese Worte weckten Paul aus seiner Erstarrung.

„Wie? du warst diesen Morgen bei der Hexe?" rief er. —

„Ach ja, erwiederte Rose.

„Nun? und sie sagte dir, daß ich heute Abend die Ordre erhalten würde?" —

„Ja, leider Gottes, ja!

„Nun? und was ferner?"

„Ferner, ferner. . . nun, sie sagte mir freilich, daß sie noch was wisse, aber mich's nicht wissen lassen wollte . . . Gewiß wär's irgend was Gutes — deine Wiederkunft und unsre Heirath wohl gar; — — denn, wär's ein Unglück, — o, da hätte mir's der alte Unglücksvogel sicher nicht verschwiegen.

„Ja wohl; vielleicht. . . ." sagte Paul ganz niedergeschlagen hinzu.

Rose nahm das Wort nicht wieder auf. Alle schwiegen; der Wind pfiff im Schlot, das Meer brüllte an's jähe Gestade, und schwemmte über die langen Sandflächen hin, die zwischen Trouville und Dives ausgebreitet liegen. Der Abend kam heran, die zwei Liebenden schwuren sich ewige Treue, und schieden mit heißen Thränen im Auge. Am andern Tag nahm Paul, lang vor Sonnenaufgang, seinen Sack auf den Rücken, und verfolgte den Sandweg von Trouville nach Caen, auf dem man nur bei Ebbe gehen kann. — Acht Tage später war er schon eingeschifft. — —

— — — Drei Jahre waren verflossen. Es war am Beginn jenes schrecklichen Winters von 1812, der Moskau in Flammen und die große Armee im Eise verschlang. Rose saß am Feuer neben ihrem Vater, der wieder, wie damals, seinen Tabak kaute, und neben einem ziemlich tölpischen und linkischen jungen Burschen; der aber war — — Pierre Burdel. Wie kam's doch, daß Rose just neben dem saß, und daß sie ihm noch obendrein ihre Hand zugesagt hatte? sie, die doch ihrem Paul ewige Treue geschworen! Aber so leichtsinnig und vergeßlich, wie Rose Lucas, sind sie alle! — Nun freilich! hatte Paul, während der ganzen drei Jahre, nur ein einziges Mal geschrieben? Keine Seele wußte, was aus ihm geworden sei, und Rose zählte schon zwanzig Jahre! Vielleicht war er in England gefangen. . . . vielleicht war sein Schiff, mit es die Anker gelichtet, nie aus der offenen See gekommen. . . . Kurz, es gab noch allerlei Vielleicht's, die Rose Lucas schon hätten abhalten können, dem Pierre Burdel dieselbe Hand zu reichen, welche Paul Grey so oft in der seinigen gedrückt hatte. Je nun, sie zählte jetzt einmal schon zwanzig Jahre, und alle ihre Gespielinnen waren schon unter der Haube. —

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro 182. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 4. August.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

I.

Der Salon bei der Gräfin Rosaura vereinigte, einer der glänzendsten in der ganzen Residenz, alles, was Reichthum, hohe Stellung, Schönheit und Talente aufbieten können, um dies arme prosaische Leben mit dem Nimbus der Poesie zu schmücken. Rosaura selbst war eine Dame, über deren Geist und Liebenswürdigkeit jedermann, sobald er nur in den Zauberkreis ihrer Persönlichkeit gezogen wurde, der allgemeinen Stimme der Huldigung beipflichten mußte; ihr richtiger feiner Takt im Benehmen gegen jeden, je nach dessen Sphäre, ihr geläuterter, edler Geschmack, ihr Sinn für alles, was schöne Kunst heißt, entzückten den Diplomaten wie den Gelehrten, den Banquier wie den Dichter, die Dame von Adel wie die gebildete Frau aus dem höheren Bürgerstande, welche ihre durch Anstand und solide Pracht, wie durch bunte geistige Unterhaltung wahrhaft eigenthümlichen Soiréen besuchten. Ihre Tochter Adelheid war in allem das Abbild der Mutter; zwar nicht so blendend schön, wie diese auch jetzt noch strahlte, bezauberte sie doch durch stille Anmuth jedes Herz, welches eine sinnige Unterhaltung den lauten Freuden der Geselligkeit vorzog; so konnte es denn nicht fehlen, daß sich bald ein engerer Kreis von jungen Männern um sie gebildet hatte, welche ihr, der eigentlichen Urania des Salons, die zarteste Aufmerksamkeit widmeten.

Unter diesen befand sich auch der Baron Adlerström, ein junger Mann in den glänzendsten Verhältnissen, frei und unabhängig, von interessantem Äußern. Sein funkelndes Auge, sein kräftiger dunkler Teint, die scharfen Züge, die Lebendigkeit seines Mienen- und Geberdenspiels waren nicht weniger geeignet, ein Frauenherz für ihn einzunehmen, als sein prägnanter, kaustischer Verstand, seine umfassende Bildung, sein sanftes Gemüth und sein sichres, vollbewußtes, gewandtes Wesen das ihrige beitrugen, jenen Eindruck dauernd zu erhalten. — Bei alle dem schien er, so freudig er sich dem Leben hingab, — nicht glücklich; an seinem Herzen, von dessen Trefflichkeit mehr als eine leidende Familie ein stiller Bürge war, mußte ein geheimer großer Schmerz nagen, den er oft mitten in der Freude gewaltsam verbarg. Und doch, was konnte ihm fehlen? Man erschöpfte sich in Vermuthungen. War sein Haus nicht ein wahrer Tempel der Kunst? In jedem Gemach blickten ihn herrliche Antiken an, oder auserlesene Meisterbilder alter italiänischer und neuerer deutscher Maler; sein Pallast war jedem Künstler, — dem Dichter, dem Maler, dem Bildhauer, dem Musiker — stets ein offenes gastliches Asyl. — Die ausgesuchteste elegante Pracht, die in jedem Saale, in jedem Zimmer, in jedem Kabinette — jeden geistigen und leiblichen Sinn befriedigte, hätte hundert Andre vollkommen befriedigen, beseligen, mindestens betäuben können, welche vielleicht in jenem Bewußtsein, das eben Adlerström doch im reichsten Maaße besitzen mußte, in dem Bewußtsein, manche heimliche Thräne getrocknet, manches fremde Herzweh gestillt zu haben, — noch kein hinreichendes Glück gefunden hätten. — Und doch fraß ein unheilbarer Jammer in der Brust des Mannes, der Millionen sein nannte! —

Er liebte, liebte die reinste Perle der Residenz, Adelheid, durfte sogar Hoffnung auf ihren Besitz hegen, und, — hätte er diese auch nicht gehabt, — ist es denn nicht vielleicht schon an und für sich ein höheres Glück, lieben zu können, aus ganzer, lebendig warmer Seele, als sich blos geliebt zu wissen? gewiß, gewiß; denn selbst, wenn zwei Herzen, einander gleich innig lieben, ist es ja nicht sowohl das eigennützige Bewußtsein, geliebt zu werden, was Liebeswonne dauernd erhält, sondern die hingebend aufopfernde Sonnenkraft, von innen ausspendend zu lieben, wenn solche in jedem ganz, in jedem bis in's kleinste Atom hinein wahr und treu pulsirt. Und dennoch also, — jung, schön, reich, geachtet, — und elend! — —

Gräfin Rosaura saß am Flügel und begleitete eine Arie aus der „Jüdin," welche ihre Tochter Adelheid mit allem Zauber einer jungfräulichen Stimme vortrug. Bräutliches Entzücken lagerte, — ja, preßte fast, auf allen Herzen; niemand aus der Gesellschaft vermochte einen Blick von den beiden herrlichen Gestalten wegzuwenden; ist in uns nur erst ein Organ durch elektrische Magie angeregt, so sucht auch jedes andre, leise dem Anklang nachhallend, aus dem Ganzen der wunderbaren äußeren Erscheinung den ganzen Zauber des ebenmäßig schönen Inneren zu saugen. Kein Finger blätterte mehr in irgend einem früher aufgeschlagenen Album, in irgend einer eben noch bewunderten Mappe; jedermann hielt den Athem ein, um auch das leiseste Verhallen des süßen Klanges wie einen Schatz in sich aufzunehmen, und wenn bei diesem oder jenem die lächelnde Miene vorher nur ein Modeartikel gewesen war, ohne welchen man sich in keiner eleganten und vornehmen Soirée zeigen dürfe, so eroberte innere Erquickung durch Natur und Kunst, jetzt jedes Antlitz, dessen Züge es liebend und neubelebend zu jenen Reizen umgestaltete, die nur der sanfte Abglanz der inneren Wahrheit sind.

Adlerström saß in einem Fauteuil nicht fern von Adelheid, hinter ihr, und stützte, — die Augenlieder geschlossen, als wie, um sein ganzes Sein so ungestörter den Zauber-Klängen, und der Hoffnung, der Liebe, träumerisch hingeben zu können, — das Haupt in die Hand. Auch sein Antlitz verklärte ein seliges Lächeln; — seine Seele wallte auf einem aus Äther gewebnen Mährchenboden, wie eine Braut des Orients leicht dahin, — gehoben von wehenden Locken und Gewändern, — umsäuselt von Blumendüften einer milderen Zone, angesonnt von einem milderen Himmel, angehaucht von den Träumen jenes mehr als tausendjährigen Reiches, der Liebe, der Kraft, der Herrlichkeit. Es gibt Augenblicke, in denen alle materiellen Bedingungen des Daseins wie schwere, längst unbewußt verhaßte Bürden endlich von uns fallen, damit wir's um so inniger und heiliger durch und durch fühlen, daß wir sind, weßhalb wir sind. —

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortsetzung.)

Achter Brief.

Pisa, den 12. April.

Vor einer Stunde bin ich glücklich zurückgekehrt und will dir Einiges erzählen von der Fahrt. Das Wetter am Samstag vor Ostern war ganz ausgezeichnet schön, so, daß ich mich zu einer Fußreise entschloß. Es war grade Mittag, als ich mein Haus verließ und die seit mehren Tagen verstummten Glocken hatten ihre Sprache wieder. Von allen Thürmen ertönte Geläute, und Kanonendonner begleitete es. Kein Mensch blieb auf seinen Füßen und mit allem Volk fiel auch ich auf's Knie. In solcher Stimmung, noch lange von dem Klange der Glocken und Glöckchen geleitet, verließ ich die Stadt. Es war eine Lust, zwischen blühenden Kornfeldern und durch die Reihen fleißiger Landleute, die mit einer mehr als künstlerischen Genauigkeit das Feld und zwar schon für die zweite Ernte bestellen, dahinzuziehen unter dem blauesten Himmel und den Liedern der Lerche. Da fiel mir der Hesperus von Jean Paul ein und die Schlittenfahrt darin am zweiten Ostertage. Was werden einmal die Pisaner, wenn je eine Übersetzung in ihre Hände kommt, von dem Vaterlande des Dichters denken! dacht' ich. Aber bald belehrte mich die veränderte Umgebung, daß das Land der Hyperboreer nicht so gar entfernt zu suchen sei. Die klimatischen Herrlichkeiten hörten bald auf und ich kam in Gegenden, wo sogar in laublosen Wäldern die Amsel schlug. An der Grenze des Pisaner Frühlings kehrte ich noch in einer Dorfkirche ein, eines alten Reliefs wißen, das in die Vorzeit christlicher Kunst gehört und mit dem erwähnten Amselschlag einigermaßen verwandt ist. In den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts lebte in Pisa oder nahe dabei ein Steinmetz, der seine Kunst einfältiglich und redlich trieb, Figuren schnitzte wie ein Wilder, aber doch schon durch den in ihm thätigen Gedanken zum Künstlerbewußtsein gekommen war, so daß er unter seine wunderlichen Bilder seinen Namen „Biduinus" und etwa „*docte peregit*" eingrub. An der Kirchthüre in S. Casciano nun fand ich von seiner Hand ein Relief mit verschiedenen offenbar unter sich durch einen eignen Gedankengang verbundenen christlichen Darstellungen, einen Hirten von allerhand wilden und zahmen Thieren umgeben, von denen letztern eines durch einen Löwen zerrissen wird; ferner der Erweckung des Lazarus, und Christi Einzug in Jerusalem, bei welchem die Apostel, Einer gleich hinter dem Andern mit Palmenzweigen geschmückt, in ihre Mäntel wie in Säcke eingenäht und, durch die Falten, wie mit Reifen umgeben, einhergehn. Auffallend war mir bei der Erweckungsscene ein Engel, der zugleich mit Christo den Todten aus dem Grabe hebt. Trotz der großen Mangelhaftigkeit und Unbeholfenheit solcher Bildwerke, habe ich ein großes Interesse dafür, da mir überall der unter der Schneedecke arbeitende Frühling daraus hervorblickt.

Der weitre Weg, obschon wie gesagt, nicht mehr so italienisch, als vorher, hatte doch sein Schönes. Alle Welt war freundlich und grüßend, aber voll Verwunderung über einen Reisenden zu Fuß, dergleichen diese Straße, auf der kaum einer zu Wagen erscheint, vielleicht seit Jahren nicht gesehen. Nur zwei Dörfer trifft man von da an, wo die Straße nach Florenz links abgeht, bis Volterra; das eine sollte mir einen Trunk Wein, das zweite das Nachtquartier geben. Mit Mühe und — wie ich später einsah — zu meinem Schaden, bekomplimentirte ich mich vom Wirth im

erschen los, der die Herrlichkeit und den Reichthum seiner Betten und seiner Küche mir mit scenischer Fertigkeit vorführte, und kam mit untergehender Sonne nach Capannoli, das am Hügelabhang zwischen Oliven, Pinien, Cypressen, Lorbeer und Eichen, anmuthig da lag. Wie wurde meine Freude gesteigert, als man mir einen Pallast als das Wirthshaus bezeichnete, in dem ich beste Aufnahme finden würde, wie sehr aber durch die kleinlauten Äußerungen der Wirthin und durch die Führung des Wirthes in einen entlegenen finstern Winkel des großen Hauses, in dem ein s. g. ländliches Bett stand, herabgestimmt. Ich will dich nicht mit den Verhältnissen dieser blutarmen, nur zur Miethe in einigen Räumen des Erdgeschosses wohnenden, herzlich guten Menschen, mit meiner frugalen Abendkost und dem ländlichen vielfach unterbrochnen Schlaf unterhalten, sondern führe dich hinaus in den Ostermorgen. Er war über alle Beschreibung schön und feierlich durch die Stille und das milde Licht über die weite Landschaft rings umher, und als gar die Sonne hinter dem Horizont aufstieg, war mir's, als tönten alle Glocken im Universum das Auferstehungsfest.

Noch sieben Stunden hatte ich bis Volterra. Die Straße war ganz einsam. Nirgend ein Haus, nirgend ein Mensch; auch die Vegetation nahm ganz ab und ich sah mich zuletzt in einer zauberhaften Wildniß, in der keine andre Spur menschlichen Daseins blieb, als die schön geebnete Straße. Im starken Schritt war ich so bereits vier bis fünf Stunden gegangen, öfters durch brückenlose Flüße, die ich durchwaten mußte, aufgehalten. Nun war ich rings von Bergen umgeben, durch welche sich in unglaublichen Krümmungen und allen selbst den entgegengesetztesten Richtungen der Weg hinzog; bald hatte ich eine Aussicht in weite Thäler, bald auf hohe Berge, aber nirgend eine freundliche. Die Welt sah aus, als hätten die Wasser der Sündfluth sich eben verlaufen. Noch war ich nie in so schauerlicher Einöde, die sich von der auf den hohen Alpen durch die Spuren oder den Schein eines früheren Lebens mächtig unterscheidet. Glücklich ersah ich endlich auf hohem Bergesgipfel die Arche, **Volterra**. Die Sonne brannte immer glühender, und das Ziel rückte nicht näher; wie in der neckenden Hand eines boswilligen Zauberers erschien es bald rechts, bald links zwischen aufgerissenen Felsschluchten, bald grad und nah vor mir, bald weit hinter mir, und doch konnte ich von dem zwischen Bergen hinlaufenden Wege nicht abweichen. Nachdem ich so noch fast vier Stunden, ohne die mindeste Erquickung, fortgegangen und gestiegen, hatte ich die letzte Höhe, obschon fast verschmachtend, doch glücklich überwunden. Aber nun auch welch unvergleichlicher, überraschender Anblick, wie ihn keine mir bekannte Stadt ihn bietet. Volterra ist vielleicht die älteste Stadt Italiens; ihre Nachrichten reichen bis in den trojanischen Krieg zurück; Riesenmauern auf geborstenen Felsen bezeichnen ihren frühern Umfang. Aus großen zugehauenen Felsstücken sind die meisten Häuser zusammengelegt; man geht zwischen den Denkmalen der Etrusker, der Römer und des Mittelalters hindurch, und keine Spur der Gegenwart ist auf Markt und Straßen sichtbar, als die etwas scheuen, aber freundlichen Menschen. Nun aber, die Stadt im Rücken, welche Welt vor mir, rings um mich! ein Meer von Thälern und Bergen, von Schluchten und zusammengestürzten Felsen, und dieß alles am fernen Horizont nördlich durch die Schneekette der Apenninen, gegen Nordwest und Südwest vom Meere begrenzt, das feurige Blitze gegen den dunkeln Himmel warf. Es war ungeheuer! Und in diesem ungeheuern Raume fast keine menschliche Wohnung sichtbar, als die sich arme Hirten an einzelnen Abhängen zusammengetragen. Mein Auge war überfüllt und ich sehnte mich nach Ruhe. — Nach wenigen Stunden war alles verändert; ich glaubte geträumt zu haben; dichte Regenwolken machten aus Luft, Erde und Meer nur eine undurchsichtige Masse.

Es ist dumm, daß man in Briefen nicht so ausführlich sein kann, als man möchte, sonst würde ich dir die Theilnahme meiner Wirthsleute, und vorzüglich die Unruhe Maria's, der Schwester des Wirthes, wegen des mir offenbar unangenehmen Regenwetters, ihr Hin- und Herlaufen, ihr Verfolgen jeder Wolke, ihr ängstliches Beobachten jedes Lichtstreifchens am Himmel und nach zwei Tagen endlich ihr freudiges und festes Wort: „Morgen wird schönes Wetter!" Schritt vor Schritt vormalen. Daß die Menschen, fern von Menschen so gut, so sehr gut sind! Kein Dichter wär' im Stande, den „Guten Morgen!" Maria's am Morgen nach ihrer Prophezeihung zu schildern; sie glänzte heller und freudiger noch als die Sonne draußen, die unumwölkt und rein von Neuem die Wunder einer ungeahneten Natur mir aufdeckte. So sehr hielt mich Schönheit und Größe der Umgebung Volterra's gefangen, daß der Gedanke an Abreisen mir wie ein Schwert durch die Seele fuhr. Noch hat mir kein Philosoph die Frage nach der überwiegenden Gewalt der Stimme der Natur genügend gelös't. Wie verklingt doch alles Menschliche neben ihr! Es gehörte alle Liebe zur Kunst, das Bewußtsein der mir gestellten Aufgaben und ein Bild von D. Ghirlandajo, das ich in einer Benedictiner-Abtei gefunden, dazu, um mich aus dem Himmelssonnenschein zwischen die Mauern der letztern zu pressen. Das erwähnte Bild ist eine wahre Perle, obschon fast in Stücken, und jedenfalls in kurzer Zeit ganz verdorben. Dieß bestimmte mich, einen Umriß für die Sammlung des Kronprinzen zu fertigen. Der Gegenstand ist einfach, aber originell. Ein frommer Kamaldolenser betet zu seinen Schutzpatronen; diese verweisen ihn an Christus. Zwei weibliche Heilige, Stadtpatroninnen von Volterra, knieen in der Mitte. Nie werde ich ohne inneres Freude-Beben an sie zurückdenken. Das ist das große **Vorrecht der Kunst, daß sie, was das Leben immer verweigert, eine ganz reine, durch keine Nebengedanken getrübte Empfindung, aussprechen kann.** Und dieses Vorrechtes hat sich der Meister in genanntem Bilde auf das glücklichste bedient. — Aber soll es unser Einen nicht jammern, ein solches Bild, das in Deutschland der Ruhm einer Stadt und die ewige Freude ihrer Bewohner und Gäste sein würde, hier auf unfruchtbarer Höhe zwischen Klostermauern vermodern zu wissen?

(Fortsetzung folgt.)

T r ä u m e.

O, wenn du wüßtest, wie lieb ich dich hätt',
Du Mädchen am duftigen See!
O, wenn du wüßtest, wie lieb ich dich hätt',
Deine Wang' würd' weiß, wie der Schnee.

O, wenn du wüßtest, daß Winter schon kommt,
Du schlössest die somm'rige Thür;
O, wenn du wüßtest, daß Winter schon kommt,
Warm Plätzchen suchtest du dir.

O, wenn du wüßtest, wie warm meine Brust,
Wie Sommers und Winters so warm;
O, wenn du wüßtest, wie stille mein Herz,
Wie's zehrt von Trauer und Harm!

Ferdinand Beer.

Pariser Theaterschau

(Fortsetzung.)

Das zweite Vaudeville hieß: Mon bonnet de nuit, von den Hrn. A. Duval und Barrière. Die Idee desselben ist keineswegs neu; es handelt sich nämlich ganz einfach um ein junges Mädchen, welches von ihrer Familie verstoßen worden ist, weil man bei ihr ein bonnet de nuit, aber ein ganz anderes, als es sich für ein junges Mädchen schickt, gefunden hat. Nach einigen, etwas in die Länge gezogenen Mißverständnissen rechtfertigt sich die Angeklagte, indem sie beweist, daß jenes bonnet de nuit kein anderes, als das Buch des Schriftstellers Mercier gewesen ist. Dieser Autor war von der Polizei seines Buchs wegen verfolgt, hatte es bei Mlle. Angelika verborgen. Dank sei es einer Erlaubniß des Hrn. v. Malesherbes, das Werk und die Heirath können öffentlich bekannt gemacht werden. Zum Glück ist dieser unbedeutende Inhalt in einem Dialog voll scherzhafter Redensarten und burlesker Einfälle eingewickelt, welche die Zuhörerschaft reichlich entschädigt und erheitert hat, und wie sie von Hrn. Duval zu erwarten waren, welcher sich schon früher durch mehrere Stücke, unter andern durch die Komödie: une journée à Versailles betitelt, in der dramatischen Welt bekannt und beliebt gemacht hat. Später hat das Vaudeville-Theater unter dem Titel: Ludovic, oder: les courses de Chantilly, noch ein drittes Stück in diesem Monat zur Aufführung gebracht, welches aber von wenig Bedeutung und Gehalt ist, und welches wir daher bloß im Vorbeigehen erwähnen.

Im Theater-Français ist endlich das Drama des Hrn. Emil Vanderburch, Jacques II., aufgeführt worden. Das Stück selbst, bereits im Jahre 1831 dem Theater übergeben, ist ganz unter dem Eindrucke der damaligen Zeitereignisse und, wir setzen es wenigstens voraus, in der Absicht geschrieben, die Gefühle und Ideen, welche in jener Zeit die Geister bewegten, in einem Drama niederzulegen, und durch die Geschichte zu beweisen, daß dieselben Ursachen dieselben Wirkungen herbeiführen. Die Wahrheit dieses Grundsatzes durch die Vergleichung der englischen Revolution von 1688 mit der französischen von 1830 darzuthun, war zwar in der politischen Literatur und in den Tagsblättern oft und zur Genüge geschehen, hatte aber doch auf dem Theater den Reiz der Neuheit.

Dramatisch genommen ist Jacques II. keineswegs der rechte Titel für das in Rede stehende Stück: der Tod des Herzogs von Montmouth würde passender und bezeichnender für dasselbe sein. Der erste Akt ist nichts als ein Prolog. Der Herzog von Montmouth, von Karl II. auf's Festland verwiesen, bricht seinen Bann, und erscheint wieder zu White-Hall, um den Segen seines sterbenden Vaters, des Königs, zu empfangen. Die Intriguen Jacques', damals Herzog von York, verhindern jedoch den Herzog von Montmouth, in die Nähe des Sterbenden zu gelangen, und der arme König verscheidet, nachdem er noch zuvor in der Todesstunde seinem Bruder sehr weise Rathschläge über sein gegen das Volk zu beobachtende Benehmen ertheilt hat. Nach dem Tode des Königs besteigt der Herzog von York, unter dem Namen Jakob II., den Thron, und Montmouth wird auf's Neue des Landes verwiesen; denn er ist ein Sohn Karls II., Sprößling einer heimlichen Ehe mit Miß Lucy, und man fürchtet in ihm den Kronbewerber.

Im zweiten Akt ist Montmouth mit einigen seiner Anhänger und vertrauten Freunde auf der englischen Küste gelandet; seine Parthei hat sich vergrößert, und er sieht sich bald im Besitze einer Armee. Die lebhafteste Unruhe herrscht am Hofe. Die Königin, Marie von Modena, hat eine Zusammenkunft mit der Miß Lucy, der Mutter Montmouth's, und bietet ihr an, sich mit ihr auszusöhnen, wenn sie den Kontrakt ihrer heimlich mit Karl II. abgeschlossenen Ehe ausliefern will. Miß Lucy weist dies Anerbieten stolz zurück. Im dritten Akt ist Montmouth besiegt; er hat sich zu seiner Mutter geflüchtet, und wird dort von Jakob II. und Jefferies überrascht; er bittet den König, ihm das Leben zu schenken; da aber seine Bitte abgewiesen wird, findet er plötzlich die Kraft seines beleidigten Stolzes wieder, und überhäuft seinen Oheim mit Vorwürfen. Dieser stellt sich, als ob er dadurch gerührt werde, und läßt sich sogar bewegen, dem Aufrührer und Rebellen Gnade zuzusichern, aber unter einer Bedingung: daß ihm nämlich der geheime Heirathsvertrag Karls II. übergeben werde. In dieser kritischen Lage zögert Miß Lucy nicht mehr, dem Verlangen Jakobs II. zu willfahren; sie übergibt ihm den Vertrag, aber Montmouth soll nichtsdestoweniger das Schafot besteigen; einem Ketzer brauche man, wie der König sich ausdrückt, sein gegebenes Wort nicht zu halten, der Papst habe im Voraus Absolution ertheilt.

Im vierten Akt sehen wir Montmouth im Thurm von London eingeschlossen: es wird ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht, wonach er auf dem Schafotte bluten soll; er empfängt die Trostsprüche seiner Mutter, seiner Freunde und Wilhelm Penn's, welcher auch im hohen Greisesalter sich als treuer Freund der Miß Lucy und Montmouth's bewährt. Jakob II. erscheint in diesem Akte gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Punkte.

*** Das belgische Ministerium des Innern hat die Errichtung zweier Bildsäulen dekretirt, die Gottfrieds von Bouillon, und Egmont's.

*** Die Hexe von Trouville. (Schluß). — Da Paul nichts von sich hören ließ, mußte sie eben mit Pierre Bordel vorlieb nehmen, und dieser dicke Peter (so hieß er im ganzen Land) sollte sie am heiligen Abend heirathen. Der Tag kam heran; 's war just dritter Jahrstag, daß Rose ihrem Paul ewige Treue geschworen. Nun, wie dem auch sei, die Hochzeit fand am Morgen statt, und am Abend saßen in Vater Lucas Hütte seine und seines Eidams Familie beisammen, um den jungen Eheleuten ihre Ehre anzuthun.

Der Wind pfiff im Schlot; das Meer brüllte am's jähe Gestade, und schwemmte über die langen Sandflächen zwischen Trouville und Dives hin. Es war schon ziemlich spät, die Hochzeitsgäste saßen noch bei Tisch, als plötzlich ein Kanonenschuß vom Meere her die Hütte und Alle, die drin saßen, zittern machte. Augenblicklich ist Alles auf den Beinen, am Gestade, um zu sehen, ob ein Schiff in Noth ist, oder ob's ein Signal ist, daß der Engländer in der Nähe ist und einen Angriff versucht. Die ganze Bevölkerung von Trouville steht alsobald auf dem jähen Gestade. Das Wetter war abscheulich, der Himmel rabenschwarz, das Meer aschgrau, — das Auge konnte durchaus nichts unterscheiden. — Da, horch! — ein zweiter Kanonenschuß, und beim Pulverblitz entdecken die alten Seewölfe, daß es ein Kriegsschiff ist, das mit vollen Segeln arbeitet, um der Gefahr des Strandens an der Küste auszuweichen. Dem zweiten Schuß folgen von je zwei zu zwei Minuten — andere.

„Pierre Campion!" sagte einer von den Leuten am Ufer, „'s ist klar, 's sind Nothschüsse, — sollen wir wie eingerammte Balken hier bleiben? — Nun, du alter abgetakelter Lugger," fuhr er fort, als ihm Pierre Campion keine Antwort gab, — „nun, muß man mit dir jetzt durch ein Sprachrohr reden?" —

„Geh du voran, Jean Loquet, Monsieur Hundsbalg!" war Pierre Campion's sanfte Antwort, „ruf mir die Farbe ihres Pavillons an; — und wenn's der Tricolor ist, soll mich das Donnerwetter erschlagen, wenn ich hier müßig bleibe!" —

„Und wenn ich mich zuerst rühre," erwiederte Jean Loquet, „soll der Teufel mit meinem Fell den Tambour machen."

„Warum läßt auch," schrie ein stämmiger Kopf dazwischen, „der verdammte Kerl, der an Bord kommandirt, nicht umwenden auf offne See?" — — —

Während dieser und andrer unnützer Reden wuchs der Sturm und die Gefahr des Schiffes zusehends. Endlich hörten die Kanonenschüsse auf, und das große Strohfeuer, welches der Kapitän auf dem Verdeck anzünden ließ, war das letzte Signal von der äußersten Gefahr. In dieser Beleuchtung zeichnete sich das Schiff ganz klar vor den Augen der am Ufer stehenden Menge ab; es war eine französische Corvette, wie seine glorreiche Flagge verkündigte, die wie ein bleiches Meteor über dem Feuerschein schwebte. Der arme Dreimaster schoß noch ein Paar Augenblicke lang, rasch wie ein Pfeil, dahin, — dann — ein furchtbarer Lärm ... er war an den steilen Klippen gescheitert ... In weniger als einer Stunde war das Gerippe des Schiffs zerrissen; nur ein kleiner Theil der Mannschaft rettete sich. Unter denen, die man — todt aus dem Wasser zog, befand sich auch ein junger Mann von 21 Jahren. — Rose stand mit ihrem Neuvermählten gleichfalls am Ufer. Als sie die Leiche sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, — sie hatte Paul Grey erkannt. — So ging denn die Weissagung der alten Hexe in Erfüllung; denn Margarethe hatte ihre Reise aus dem hiesigen Leben in die Hölle noch immer nicht angetreten. Um Mitternacht führte Pierre Bordel gleichwohl seine Rose heim. — Vive l'amour éternel! —

(Frei nach dem Französ.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 183. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 5. August.

Herr Elrich und die kleine Karin.

Von Joh. N. Vogl.

Bei'm jungen Elrich dienet als Magd die Karin klein,
Vor allen Mägden glänzte sie wie ein Stern so rein.

Vor allen Mägden glänzte gleichwie ein Stern sie dort,
Da sprach der junge Elrich zur Karin solches Wort:

„Hör' an, du Karin kleine, und willst du werden mein,
Mein goldbezäumtes Grauroß, es soll dein eigen sein."

„Nach deinem goldnen Grauroß ich nun und nie begehr',
Gib das nur deiner Fraue und lass' mir Ruh' und Ehr'."

„Hör' an, du Karin kleine, und willst du werden mein,
Die Kett' an meinem Halse, sie soll dein eigen sein."

„Die Kett' an deinem Halse ich nun und nie begehr',
Gib sie nur deiner Fraue und lass' mir Ruh' und Ehr'."

„Hör an, du Karin kleine, und willst du werden mein,
Mein Land und Gut zur Hälfte, es soll dein eigen sein."

„Nach deinem Land und Gute ich nun und nie begehr',
Gib das nur deiner Fraue und lass' mir Ruh' und Ehr'."

„Hör' an, du Karin kleine, und willst du mein nicht sein,
Lass' in die Nageltonne ich setzen dich hinein."

„Läss'st in die Nageltonne du setzen mich hinein,
Seh'n doch die Eng'lein droben, daß schuldlos ich und rein."

Da thun sie in die Tonne die Magd auf sein Geheiß,
Herrn Elrich's junge Diener, die rollen sie im Kreis.

Doch sieh', vom Himmel flogen zwei Täubchen da herbei,
Die nahmen Karin kleine, da waren's ihrer drei.

Doch aus der Hölle flogen zugleich der Raben zwei,
Die faßten wild Herrn Elrich, da waren's ihrer drei.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Ein lautes Bravo, welches Mutter und Tochter krönte, als sie die Arie geendet hatten, schreckte wie ein schrillender Mißklang den Träumenden auf; ältere und jüngere Herren drängten sich mit hunderterlei schmeichelhaften Redensarten an die beiden Damen, und der weibliche Theil der Gesellschaft beschäftigte sich, während der siegreiche erste Eindruck sich allmählich verwischte, mit einer genaueren Analyse des Gesangs, des Accompagnements, der ganzen Oper. Die letztere wurde bald das einzige Thema der Conversation; man sprach hin und wieder über den musikalischen Werth derselben, ein alter Herr, der sie jüngst in Paris gesehen hatte, erschöpfte sich in Bewunderung über die trefflichen Leistungen der dortigen Sänger, über die Pracht der äußeren Ausstattung, über den ungemeinen Effekt, welchen die Shylock-Idee hervorbringe, die dem Tonwerk zu Grunde liege, hauptsächlich bei der Catastrophe, wenn der tückische, rachsüchtige Jude den letzten Augenblick seines Lebens mit teuflischer Schadenfreude ausfüllt, indem er dem unglücklichen christlichen Vater das verhängnißvolle: „Dort!" zuruft. Durch diese Wendung hatte sich das Gespräch unmerklich in die Frage über das Judenthum im Allgemeinen umgeschmolzen, welche an der Tagesordnung war, über die Möglichkeit einer ferneren Existenz desselben, über die Nothwendigkeit, Nutzlosigkeit, oder Schädlichkeit einer Emancipation, über den steigenden, in allen Adern des großen bürgerlichen Organis-

mus sich hineinverzweigenden Einfluß jener neuen Geldaristokratie, welche auf jüdischen Grundpfeilern auferbaut sei, über die Lächerlichkeit, stets noch von einer Unterdrückung jenes Volkes zu sprechen oder es gar zu beklagen, da ihm die Zersplitterung und politische Auflösung nur das fruchtbare und furchtbare Mittel geworden sei, statt, wie früher ein eigner Staat zu sein, — in jedem Staat einen eignen Staat zu bilden, der, so innig er sich auch mit dem großen zu befreunden und zu amalgamiren scheine, so feindselig starr seine unheimlich-fremdartigen Elemente unvermischt festhalte und der so lange unbemerkt wachsen werde, bis er allen andren Bäumen um ihn her den belebenden Nahrungssaft an den Wurzeln entzogen habe.

Adlerström hörte von allen diesen Kreuz- und Querfragen der Conversation keine Silbe; er saß, von der Gesellschaft fern ab, mit Adelheid allein in einer Fensternische und hielt ihre Rechte fest in seinen beiden Händen; ihre Seele und ihre Wange glühte noch ganz von Musik. „Adelheid!“ sprach der Liebende in einem weichen, wehmüthigen Tone, der von seinem sonstigen entschieden-kräftigen Wesen eine Ausnahme machte; — „darf ich denn endlich den Augenblick benützen, da mitten in der Convenienz alle Riegel derselben von Ihrem Herzen weggeschoben sind, da Ihre Seele, befreit von einem kalten und verstarrenden Zauber, vielleicht einen Nerv frei hat, der im Klang meines Herzens zitternd nachhallt? Darf ich's Ihnen denn endlich sagen, was Sie längst — freilich nur in Sie hineingehaucht von jedem Pulsschlag meines ganzen Sein's, — durch Empfindung wissen, durch Bewußtsein empfinden mußten? Ach, das nackte Wort ist ein rauher, ungeschickter Bote. Ich möchte ihm eine Rose für Sie anvertrauen, daß Ihr Athem, Ihr schlagendes Herz sie berühre, daß es mir die Blume, dadurch geweiht, zurückbringe; — das möcht' ich und ich fühl's, dieser armselige Bote weiß nicht, wie er sich vor der Heiligen anstellen soll, und zerdrückt dabei — die Blume. D'rum besser: das Wort sei nur der Duft der Rose, und als solches schwebe es, von Ihnen geweiht, zurück in mich hinein; — sonst keine irdische Frage, keine peinliche Widerrede, — o, nur keine sogenannte Erklärung; das können ja Sie nicht, das kann ich nicht; dazu ist uns beiden die Liebe zu geistig, zu heilig. Als Sie sangen, glaubt' ich: diese süßen Klänge seien mir Blicke aus Ihren Augen, — Blicke, die von halboffnen, weichen Wimpern keusch verborgen, mir ein herzinniges, treues: „Ja!“ zuwinken; es waren mir Flügel, die mich zu Ihnen emportrugen. Was ich bin, was ich will, was ich kann, was ich werde, — das liegt ja längst klar und lauter vor Ihnen ausgebreitet, ich kann mich nicht verstellen. — O Gott, Sie wissen's ja, wenn ich's auch nicht aussprach; mein ganzes Sein, ist nur ein einziger Drang, dies ganze Sein ganz hinzugeben; — doch vielleicht klingt das bloß weiblich, — nicht männlich, — ich weiß nicht; soll ich mich als größer, als stärker geben, als wie ich wirklich bin? — Beste, theuerste Freundin, geben Sie mir auf alles, was ich sprach, nicht Worte zurück, — nur ein Wort, — und sei dies Wort ein Blick, ein leiser Druck, ein einziger Pulsschlag, — ich fühl' ihn!“

„Trefflicher, edler Mann!“ erwiederte Adelheid, ihr Haupt näher zu dem des Liebenden hinneigend, — das Herz pochte ihr so mächtig, daß jedes ihrer Worte ihn nur wie ein Hauch berührte. — „Kann ich's denn mir selbst verhehlen?“ fuhr sie kaum hörbar fort, — „und gar erst Ihnen! Das alles, — so lang ich schon daran denke, — umschwebt mich doch nur wie Traum; ich fasse danach, — und es ist wie Luft, wie Schatten! — Ich weiß es, es ist mir eine Überzeugung, so leicht, so klar, als wäre mein Herz ein Krystall, und dies Bewußtsein läge wie ein Demant darin, rings von durchsichtigen Wänden umschlossen und treu behütet. — Und doch, — ach, ich begreife es nicht, ich will ein Etwas, wofür ich noch keinen Begriff, geschweige erst einen Namen habe, aus der Seele verscheuchen, aber dieser böse Schatten drängt sich immer dazwischen, zwischen die Gewißheit und zwischen uns selbst. — O, wozu Convenienz, weßhalb Zwang an mir selbst? Ich fühle Sie so ganz, und weiß es: ich werde nur durch Sie glücklich werden.“ (Forts. f.)

Briefe aus Italien.

(Fortsetzung.)

Volterra besitzt noch viele höchst interessante Kunstschätze neben seinen etruscischen, die mir im gegenwärtigen Augenblick weniger nah liegen. Rumohr, in seinen italienischen Forschungen, hatte mich auf ein Werk des Cennini im dasigen Franziscanerkloster neugierig gemacht, was um so wichtiger sein mußte, da sein angeblicher Autor zugleich über die Malertechnik seiner Zeitgenossen ein Buch geschrieben. Leider hatte Rumohr falsch oder gar nicht gelesen; die Bilder, Geschichten der heiligen Helena u. A. sind von einem Meister, dessen Name dem des Cennini verwandt ist. Ich bin eine Leiter hinaufgestiegen zur Inschrift und kann also Rechenschaft geben. Hier, wie überall, fand ich die Geistlichkeit überaus liebenswürdig. Einer der Söhne des heiligen Franziscus that es nicht anders, — er machte mir deshalb besonders einen Besuch im Wirthshaus — ich mußte ein Frühstück bei ihm an- und einnehmen und zwar in — der Sakristei. — Aber von meinem Franziscus de Vulterris hab' ich nichts gefunden und selbst die Kunstgelehrten der Stadt, Maffei und Guarnacci vergeblich nach ihm gefragt. Nur das Rathhaus könnte einige Bedeutung in dieser Hinsicht haben, indem es ziemlich genau einem Gebäude in den Bildern der Geschichte des Hiob gleicht.

Ich will dir doch auch noch eine Kunstanekdote erzählen. Rumohr sah an der Kanzel des Domes ein Relief, auf welchem Magdalena „noch immer von dem symbolischen Drachen verfolgt“ dem Herrn die Füße wäscht. Das Relief ist im Style des oben erwähnten Meister Biduinus. Was sagst du, wenn ich dir betheure, mit aller Anstrengung in besagtem Relief nichts, als das Abendmahl (Johannes liegt im Schooße Christi) und in der Magdalena nur den bärtigen

Judas gesehen zu haben, den der Teufel (die Schlange) in die Ferse beißt, was mir um so lieber war, als ich von einem mit Magdalena verbundenen symbolischen Drachen nie etwas gesehen, noch gehört.

Diese und ähnliche Irrungen in Betrachtung alter Kunstwerke machen mich sehr vorsichtig und auch zaghaft in Feststellung des Gesehenen, und wär' es nur, um das Andenken eines Menschen nicht zu verdunkeln, der nur seine Werke zu seiner Vertheidigung hat. In einer Reihenfolge, (wie der an der genannten Kanzel) vom Opfer Abrahams, der Verkündigung und dem Besuch Maria's — was soll da Magdalenen's Salbung, während das unblutige Opfer des Abendmahls durch das vorherige gradezu bedingt ist!

Wärst du im Begriff hieher zu reisen, so wollte ich dir noch einige Anweisung geben auf werthvolle Bilder von Jacobo di Cione, Priamus von Siena, Benvenuto Joannis u. A., von denen du hoffentlich die Namen noch nicht gehört hast, und von Taddeo Bartoli, von dem Rumohr glaubt, daß er mittelbar auf Raphael eingewirkt, wobei er übersehen haben muß, daß in diesem Künstler nur noch ein schwacher Wiederschein der alten Sieneser Kunst Licht gibt und künstlerische Gewandtheit in handwerksmäßige Fertigkeit sich umgesetzt hat. In Taddeo lebt kein neues Prinzip und dieß zeigt sich in der Entwickelung der Kunst ganz untrüglich, daß, wo nicht ein neues Prinzip, (wie etwa in Florenz durch Fiesole und Masaccio) aufgestellt wird, die erste geniale Erscheinung einer Art die bedeutendste bleibt, und daß kein Apostel über den kommt, der ihn gesandt hat.

Da du aber ruhig zu Hause sitzest, so bitte ich dich nur, den Namen eines Führers Luigi Bacerini dir zu notiren, dem ich meine Entdeckungen zum Theil verdanke, zum Theil mitgetheilt habe.

Mit meinen Arbeiten in Pisa bin ich so ziemlich fertig, und werde nun auf einige Tage nach Lukka gehen, um ein Relief vom alten Nichola zu zeichnen, das die dortige Domthüre schmückt, und sonst zuzusehen, was es für meine Zwecke Wichtiges daselbst gibt. Bis zu meiner Rückkehr, Addio!

Neunter Brief.

Lucca, den 16. April.

Die ganze Kraft meiner Phantasie muß ich aufbieten, um durch die Wasser des heutigen Tages und den dunkelgrauen Himmel zum gestrigen schönen zurückzugelangen. In der That ist es ein trauriges Jahr, und die guten, d. h. schönen Tage schwimmen darin, wie die Augen auf einer Spitalsuppe. Doch noch einmal nach Pisa.

Ich schrieb dir meines Wissens, daß ich meinem Aufenthalt in Pisa sein Ziel gesteckt und daß ich das für kunstgeschichtliche Zwecke Nöthigste wohl beisammen hätte, nämlich mehre der alten Bronzen von der Domthüre, einige Proben aus der Übergangsperiode vor Nichola, dann dessen Kanzel mit Ausnahme des jüngsten Gerichtes, an dem ein noch jüngeres, bei dem aber nicht der Geist das Urtheil gesprochen, fast alle Köpfe und freistehenden Arme abgeschlagen. Was von Giovanni, des Nichola Sohn in Pisa ist, habe ich nicht in die Sammlung aufgenommen, da sein bedeutendstes Werk in Arezzo ist, und er dadurch sich hinlänglich charakterisirt. Vom Andreas sind die Hauptwerke in Florenz und bereits edirt; nur die vortrefflichen Statuen des Nino habe ich alle gezeichnet. Mit Nino schließt sich die Periode der Pisaner Bildhauer, und überhaupt eine, da die spätern, Luca della Robbia, Donatello u. s. w., auf einer ganz andern Basis ruhen. Malereien betreffend, so habe ich vollständig die Passion des Nichola Petri, einige Deckenbilder aus S. Francesco von Taddeo Gaddi und ein sehr merkwürdiges Altarblatt aus S. Caterina, dessen Mittelpunkt Thomas von Aquin ist, dem, außer Christus, Moses, Paulus und den Evangelisten noch Plato und Aristoteles Lehre spendend, zur Seite stehen, vielleicht das einzige Beispiel, daß heidnische Weise würdevoll einen christlichen Altar schmückten. Das Bild von Francesco Traini, angeblich einem Schüler des Arcagno, ist um's Jahr 1340 gemalt; wenigstens hat er in diesem Jahr, wie ich die Nachweisung im Archive gefunden, für den Dom ein zweites großes Bild gefertigt, was leider bei dem großen Brand im sechzehnten Jahrhundert mit vielen andern ein Raub der Flammen geworden. Ich will dich nicht mit Aufzählung alles dessen ermüden, was etwa noch außerdem in die Sammlung gekommen; nur das noch bemerken, daß die eigentliche Pisaner Malerschule ohne historische Bedeutung ist, von Anfang bis zu Ende, so daß sich die Kraft des dasigen Geschlechtes in Hervorbringung bildhauerischer Talente erschöpft zu haben scheint. Inzwischen habe ich alles mit Fleiß durchstudiert, um wenigstens Andern sagen zu können, daß auf dem Grunde keine Perlen wachsen.

Der Abschied von der Familie Lasinio's, dessen Güte ich nie genug rühmen kann, ist mir ordentlich schwer geworden, als wär' es eine Deutsche, und ich darf dies wohl sagen, daß ohne dieselbe Pisa um vieles todter gewesen, als es schon ist, (selbst im Munde der Italiener, die es Pisa morta nennen.)

Lucca gewähret nach Pisa einen überraschend angenehmen Anblick. Große Reinlichkeit auf allen Straßen; diese belebt, ohne lärmendes Geschrei Einzelner, was in Pisa allein die Stille unterbricht; die Menschen hübsch, freundlich und bunt. Vor Allen aber rühme ich den unvergleichlichen Spaziergang auf der Stadtmauer.

Denke dir die alterthümliche, mit vielen Thürmen und Giebeln geschmückte Stadt, auf engem Raum zusammengedrängt und gleichsam zusammengehalten — es gibt keine Vorstadt — durch die hohen und breiten Stadtmauern, von denen ich eben sprach, mit vier Ausgängen nach den vier Weltgegenden. Zwischen Mauer und Stadt meistentheils Gärten mit Wein, Pappeln, ꝛc., wenig italienischen Gewächsen. Auf der Mauer ein selbst von den Thoren, über die er hinläuft, nicht unterbrochener Weg, breit genug für drei Wagen, Reiter und Fußgänger mit hohen Bäumen bepflanzt, mit Wiesenräumen geschmückt an den Stellen der Bastionen, und zugleich Gesichtspunkt für ein doppeltes Panorama, einmal nach der Stadt, die wegen der Nähe der Gegenstände dem Auge mit jedem Schritt ein neues Bild darbietet; das andre Mal hinaus über grüne von klarem Bergwasser durchflossene Wiesen, über wohlbebautes mit tausend Villen und Dörfern geschmücktes Hügelland nach dem Gebirg, das in abwechselnden, bald grandiosen, bald lieblichen, und immer anziehenden Formen den schönsten Kranz um die Gegend zieht. — Du weißt, daß ich auf dem Land geboren und erzogen bin, sieh! so hab' ich mir in früher Jugend die Stadt gedacht, so hab' ich sie mir in den Sand vor meines Vaters Gartenthüre oft mit dem Stock gezeichnet; so, glaub' ich, hat sich mein Schwiegervater die Lucasstadt im „Kometen“ gedacht und du begreifst, warum es mir hier gleich ganz heimlich geworden. Dazu durchzogen Abends musikalische Horden die Straßen mit Militärmusik, der ersten, die ich diesseit des Appenin gehört; noch später kam eine Prozession kirchlicher Art, deren Ora pro nobis mir alle alten Wünsche weckte und befriedigte: es

war ein voller, reiner, kräftiger Chorgesang durch die sanfte, schweigende Nacht.

Heute habe ich Professor Rocchi, an den mich Lasinio empfohlen, besucht und einen liebenswürdigen, gefälligen Mann an ihm gefunden, der mir jedoch zur Kunst in ein ungleiches Verhältniß getreten zu sein scheint. Er arbeitete an einem Bilde, auf welchem Hugo Capet schlafend abgebildet ist, wie ihm zwei Geistliche erscheinen. Der Italiener unsrer Tage, dem alles vorzustellende Leben nur in äußrer Handlung sichtbar ist, sollte sich freilich am fernsten von lyrischen Gegenständen halten, die ohne Tiefe der Empfindung und bildnerische Vollendung durchaus ungenießbar sind. Übrigens ist mir aufgefallen, daß ein Wendepunkt der Kunst auch dort sichtbar ist, und zwar im Gebiet der Skulptur, in welchem bereits einige Meister (wie Pampeloni) sich wesentlich von ihren Vorgängern unterscheiden, so daß es den Anschein gewinnt, als wollte jene von neuem wie vor 600 Jahren den Weg zur Wiedergeburt vorzeichnen. Der Einfluß der Deutschen ist auch hier, wie damals unverkennbar und es fiel mir, der sich an das Übergewicht der italiänischen Kunst über uns, von früh an gewohnt hat, die Wahrheit der Bemerkung überraschend auf, welche geistige Macht von jeher Deutschland über die Geister ausgeübt. Unsre alte Kirchenbaukunst, unsre Skulptur, und selbst unsre Malerei, wie müssen sie auf die alten Italiener gewirkt haben! Haben sie doch die italiänische, auf dem tausendjährigen Grunde des Alterthums aufgebaute Kunst so aus ihren Angeln gehoben, daß ihre Dome, gleich dem Engel der Offenbarung, nur mit einem Fuße auf festem Boden stehen, und daß die Malerei, ihren idealen Ursprung vergessend, zur Naturnachahmerei geworden wäre, wenn nicht der „glückliche Knabe“ *) sie — obschon nur für seine Lebenszeit — wieder in die alten Rechte eingesetzt.

In Lucca werde ich nur kurze Zeit bleiben, da sich nur Weniges für meine Zwecke hier findet. Das Wichtigste ist über dem Seiteneingang zu S. Martino ein Relief vom alten Nichola, älter als die Pisaner Kanzel, das mir — nicht ein Licht — nein, eine Fackel über ihn angezündet. Es trägt rein christlichen Charakter, d. h. die Empfindung herrscht darin über den Vortrag; so zweifle ich nicht, daß er ganz naturgemäß angefangen, und erst später mit der Antike vertraut und durch sie bestimmt worden ist. Daher die Gewalt seiner Darstellung selbst, wo sie ganz formell erscheint; sie ruht auf festem und tiefem Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

*) 'Fortunato garzon' heißt Raphael in einem alten Sonett.

Pariser Theaterschau

(Fortsetzung.)

Der fünfte Akt ist eher ein Epilog, als ein Akt vom Drama zu nennen. Das Haus der Gemeinen ist in White-Hall versammelt; das Volk steht unter Waffen, Wilhelm von Nassau rückt an der Spitze einer siegreichen Armee gegen London vor, und Jakob II. hat in seiner Bestürzung die Flucht ergriffen. Die Frage einer neu einzusetzenden Regierung wird verhandelt; die Einen wollen den Sohn Jakobs II. mit einer Regentschaft; die Andern wünschen eine republikanische Verfassung, welche Wilhelm Penn als wenig geeignet für ein altersschwaches und verdorbenes Geschlecht verwirft. Auf den Rath des strengen Quäkers wählen endlich die Gemeinen Wilhelm zum König von England. Nach diesem Beschluß vertagt sich die Kammer; aber grade in dem Augenblicke, als die Mitglieder aus einander gehen wollen, erscheint Jakob II. wieder. Auf seiner Flucht angehalten, war er genöthigt worden, nach London wieder umzukehren, und er kommt nun, um sich dem Schutze und der Rechtlichkeit der Gemeinen anzuvertrauen. Seine Ankunft bringt eine allgemeine Aufregung hervor; man bereitet ihm jedoch einen ehrenvollen Empfang. Dadurch aufgemuntert, wagt Jakob II. Vorschläge zum Vergleich und große Versprechungen zu machen; aber Penn erklärt ihm rund heraus, daß es zu spät sei, und daß das Parlament ihm nur in einer Sache behülflich sein könne, nämlich: seine Flucht zu befördern. Jakob II. verzichtet daher auf die Krone, und flüchtet sich aus White-Hall durch dasselbe Fenster, aus welchem sein Vater Karl I. am 30. Januar 1649, 40 Jahre vor der Verbannung des letzten Stuart, auf's Schaffott stieg. Dieser letzte Akt steht ganz außer allem Zusammenhang mit der Handlung der vorhergehenden Akte und ist auch, wie ich höre, bei den spätern Vorstellungen vom Verfasser selbst gestrichen worden.

Was den Gang des Dramas im Allgemeinen anbetrifft, so scheint mir ein Hauptfehler, daß das Interesse nicht genug in der Hauptperson konzentrirt und der eigentliche Held des Romans, der Herzog von Monmouth, zu wenig in Handlung gesetzt worden ist. Man könnte auch der Rolle Penn's den Vorwurf machen, daß sie eine etwas schulmeisterliche Farbe trägt; er spricht viel, und handelt wenig; jedoch muß man erkennen, daß in den vier ersten Akten, besonders im ersten, höchst dramatische und interessante Situationen vorkommen, welche aber, da sie sich wenig an den allgemeinen Gang des Stücks knüpfen, eher eine Reihe gut an einander gestellter geschichtlicher Scenen, als ein stets die Aufmerksamkeit gespannt haltendes Drama zu bilden scheinen. Mit Recht müssen wir dem Verfasser nachrühmen, daß sein ganzes Werk ein tiefes, gründlich historisches Studium verräth; überall treten seine gelehrten Forschungen über den dramatisch behandelten Zeitraum der englischen Geschichte hervor, und wenn er einige Male die Wahrheit verschleiert hat, so geschah es in der Absicht, die Begebenheiten und Personnagen dem Zwecke anzupassen, welcher sich in dem ganzen Werke kund gibt, nämlich eine fortwährende Anspielung auf die Lage der Dinge im Jahr 1830. Darnach hat sich auch das Kolorit der Charaktere gemodelt. Der König ist bald Jakob II., bald Karl X., und Wilhelm Penn ist offenbar nach Lafayette gezeichnet.

(Schluß folgt.)

Kunstnotiz.

So eben erschien in der literarisch-artistischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung Thorwaldsen's „Alexanders Einzug in Babylon“, nach Zeichnungen von Overbeck und A., gestochen von Samuel Amsler, mit erläuterndem Text vom Professor Schorn. Wir dürfen stolz darauf sein, daß Thorwaldsen's Meisterwerk durch jene deutschen Künstler Gemeingut der gebildeten Welt wird; die neuere Zeit hat wenige artistische Unternehmungen aufzuweisen, welche, auf einer gleich wichtigen Sache fußend, mit gleichem heiligem Ernst, mit gleicher Tüchtigkeit wahrhaft vollendet wurden. Die Stiche Amsler's gewähren dem Beschauer die beste Einsicht in den speziellen Charakter eines Thorwaldsen'schen Basreliefs, sowie einen treuen Spiegel der Idee des Künstlers. Die Erklärungsworte Schorn's, des als gründlich anerkannten Kunstkenners, sind einfach, klar und bestimmt, und genügen vollständig jeder Anforderung. Die typographische Ausstattung ist so solid-prächtig, als man es von Cotta erwarten konnte, und trägt das übrige bei, um einem deutschen Werke im In- und Ausland Ehre zu machen.

D.

Buntes.

*** Kürzlich waren in der königlichen Bibliothek zu Paris zwei Modelle jener berühmten chinesischen Baumonumente aufgestellt, welche man unter dem Namen der Porzellan-Thürme kennt. Die Modelle stammen aus der Kunstkammer des alten holländischen Stadthouders. Pichegru hatte sie einst nach Frankreich gebracht. Der Stoff jener Modelle ist Porzellan von ziemlich gewöhnlicher Masse, die Zeichnungen sehr mittelmäßig, das Ganze doch insofern recht interessant, als es unsrer Einbildungskraft nachhilft, und sie lebhaft in das Land der porzellanenen Thürme versetzt, für welche man dadurch eine Art von Maßstab gewinnt.

*** Der Revue du Nord (2. Heft) zufolge, verbreitet sich das Studium der deutschen Sprache in Frankreich immer weiter, hauptsächlich in Paris. Daselbst befinden sich wenigstens 12 Professoren der deutschen Sprache, deren Curse eine große Menge Zuhörer haben. In den Collégés und Pensionen wird Deutsch ebenso unerläßlich wie Englisch gelehrt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 184. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 6. August.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

„Und ich!" — sprach Adlerström selig, — „daß ich selbst glücklich werde! Ach, es ist so süß; — mein Leben, bis jetzt ohne Einheit, ohne Licht, — es würde ganz hell, frühlingsfrisch, — und das thut mir wohl noth, denn ich bin zuweilen recht alt und welk, so jung ich bin, wenn ich nämlich an meine Jugend denke, und zugleich an das Greisenalter, das tausend Andre von ihrer Wiege an leben müssen! — — — Doch, das alles wird anders, wird schöner werden! Vielleicht war ich bis jetzt wirklich der Thor, den mich mancher wohl schelten darf, weil ich — nicht unzufrieden mit meinem Schicksal, — aber unbefriedigt über das Schicksal von Tausenden lebte, den Schmerz von Tausenden als einen einzigen, als meinen trug, hegte, pflegte. — Das alles wird anders werden, wenn ein Engel an meiner Seite geht, mir auf die Stirne haucht, wenn sie glüht, auf die Augen, wenn sie nicht weinen können; — o, das alles wird gewiß anders, wenn das edelste Wesen auf Erden die einzelnen Stücke meines Wollens zu einem Ganzen vereinigt, wenn eine heilige reine Idee mich in jeder Sekunde stark erhält, einen einzigen großen Thatgedanken unzersplittert in mir zu tragen, zu verwirklichen. Ach, ich bin wahrhaftig der Mann der Zeit, und leider ist das kein Lobspruch, womit ich mich selbst trösten kann; o nein, nein! mich zermalmen, zerreißen die Stunden; mich martert das Unentschiedne, mich tödtet das Ungewisse. Ich hoffte so lange, — ich beseligte mich selbst so oft mit der geträumten Gewißheit, — und doch schalt ich mich in der nächsten Sekunde als verwegen, vermessen, thöricht; — ist das Kraft, Männlichkeit? Ach, ich fürchte: nein, und erröthe. Und deßhalb, theuerste Adelheid, — o, keinen Aufschub länger! nicht länger lassen Sie mich in jener entsetzlichen, peinlichen Schwebe, wie zwischen Himmel und Erde; — spenden Sie mir nur ein einfaches, klares Wort!"

Adelheid senkte erröthend das Antlitz und drückte ihm leise die Hand; sprechen konnte sie nicht.

Gräfin Resaura hatte indessen die Blätter zu Faust von Cornelius aufgelegt, und daneben die Conturen von Retzsch. Es erhob sich bei Beschauung und Vergleichung derselben alsobald ein artistischer Meinungskrieg in der rasch in zwei Sekten zerklüfteten Gesellschaft, wobei die Gräfin, eine eifrige Partheigängerin für Cornelius, diesen ihren Liebling gar bald dadurch unterstützte, daß sie den Gegnern das Titelblatt zu den Nibelungen von demselben Meister, jenes wahrhaft und vollkommen in sich selbst abgerundete, großartige Gestaltengedicht vorlegte. Ihrem Scharfblick war es jedoch, — während dessenungeachtet keine der beiden Partheien der andern weichen wollte und die Anhänger des Dresdner Zeichners sich hinter die Retzsch'schen Compositionen zum Lied von der Glocke verschanzten, — keineswegs entgangen, in welcher Verlegenheit sich indessen ihre Adelheid im Gespräch mit Adlerström befand; — da ihr die Gesinnungen des Letzteren längst kein Geheimniß geblieben waren,

so errieth sie natürlich leicht den Gegenstand jenes Gespräches, entzog sich unbemerkt der artistischen Frage und stand vor den beiden Liebenden, ehe sich's diese versahen. Mildlächelnd blickte sie aus ihren seelischen dunkeln Augen beide an, und sprach leise zu Alerström: „Ist es nicht unbescheiden von mir, in Ihrer Seele lesen zu wollen, theurer Freund, so weiß ich, was darin vorgeht. — Sie kennen mich, hoffe ich, und wissen, wie werth Sie mir und uns allen durch alles sind, was in Ihnen lebt. — Sie sind ein gründlicher Kunstkenner, lieber Alerström, — wahrhaftig Sie müssen bei einer wichtigen Streitfrage, die eben alle Meinungen in Anspruch nimmt, Ihr Urtheil zur Entscheidung in die Wagschale werfen."

„Gnädige Frau!" erwiederte Alerström überrascht, . . . „wie meinen Sie? — Ich, — ich muß bekennen, — mein Urtheil . . . ich bin zu verwirrt, — es ist wahrlich zu geringfügig, um als das eines Einzelnen so viele andre aufzuwiegen. . ."

„Nicht doch!" entgegnete Rosaura; — „Sie sind stets zu bescheiden; kommen Sie doch; ich weiß gewiß, Ihre Intervention wird die Frage schnell lösen… Unter andern! sind Sie morgen Vormittags frei? dürfen wir auf das Vergnügen hoffen, Sie bei'm Frühstück zu sehen? — Also Sie kommen? Nicht wahr?"

„Wie Ariel auf seines Meisters Gebot, gnädige Frau," versetzte Alerström sich fassend; — „hilf Himmel, welch unpassendes Gleichniß! Nein, wie Ferdinand, durch Ariel's Macht, — — verzeihen Sie, ich bin heute sehr unglücklich in Gleichnissen, und verwickle mich um so ärger, je mehr ich nach einem passenden suche." —

Er bot den beiden Damen die Arme, und führte sie in den Kreis, welche die beiden artistischen Partheien um den großen runden Mahagonitisch gebildet hatten, auf welchem die Mappen aufgelegt waren. Rosaura stellte ihn, wie im Triumph geholt, der Gesellschaft als oberste Instanz vor, so sehr auch Alerström sich gegen diese Würde verwahrt wissen wollte.

Der artistische Streit war inzwischen bereits vor der Intervention des Barons eben friedlich ausgeglichen worden, denn beide Partheien vereinigten sich in der Anerkennung einer schönen Lithographie nach Leopold Robert's „Sicilianischer Mutter," welche ein ächt Göthe'schen Herr Mittler, — der in der Gesellschaft stets die Bestimmung des Kitt's erfüllte, vorgelegt hatte. Herr Mittler (wir wollen ihm diesen bezeichnenden Namen aus den „Wahlverwandtschaften" lassen) ging in seinem Versöhnungswerke noch weiter, wechselte in bewundrungswürdiger Taktik schnell eine Novität gegen die andre ein, — und that sich nicht wenig auf den allgemeinen Enthusiasmus zu gute, den er durch die plötzliche Vorlegung einer treuen Nachzeichnung von E. Bendemann's „trauernden Juden" hervorzauberte. — (Forts. f.)

L ä t i t i a.

Lätitia Bonaparte
Saß einsam trauernd zu Rom,
Der Blick der Greisin starrte
Hinab zum Tiberstrom.

Ihr Blick ward immer trüber
Wie sie hinunter sah,
Die Wogen rauschten vorüber:
O Greisin Lätitia!

Lätitia Bonaparte,
Wie klang dein Name so schön!
Der Blick der Völker harrte
Voll Freude, dich zu seh'n.

Auf deines Sohnes Flügeln
Flogst du dem Himmel nah.
Nun über den sieben Hügeln
Weinst du, Lätitia.

Lätitia Bonaparte
Hat, ach! keine Thränen mehr.
Zur Niobe erstarrte
Die Greisin stolz und hehr.

So saß nach Troja's Falle
Die greise Hekuba
Einsam in öder Halle,
Wie du, — Lätitia!

Ludwig Bechstein.

A u s B e r l i n.

(Im Juli 1843.)

Der verflossene Monat, mein Bester, war in Berlin ein in vieler Hinsicht sehr trockner, dürrer und langweiliger, trotz aller Wechsel und Unterbrechungen, die er durch Wollmarkt, Pferderennen, Gartengesellschaften und der Himmel weiß, mit was noch, hatte; denn eine ägyptische Sonne schien auf unsere Sandwüsten niederzubrennen, und wer noch niemals die Ehre hatte, den Berliner Staub kennen zu lernen, konnte für Zeit seines Lebens die großartigsten Erfahrungen sammeln und mit nach Hause nehmen; allein es war dieser Monat auch zugleich einer der freundlichsten, lustigsten und schönsten; denn bedenken Sie, Bester, — die Wolle, bedenken Sie — das Pferderennen, bedenken Sie alle die nobeln und erhabenen Gefühle, welche hierdurch in der Brust aller Leute von Anstand und Erziehung, aller hommes de qualité erweckt wird, bedenken Sie die Entzückungen des Pöbels, die mannichfachen Schauspiele, welche sich darbieten, dann die Anstalten zur Badereise, die in allen Häusern von Ton gemacht werden, malen Sie sich die Empfindungen der schönen Damen dabei aus, die schon mit einem Fuß in dem Schloßgarten von Teplitz, mit dem andern im neuen Salon von Wiesbaden stehen, und begreifen Sie nun, wie plötzlich ein neuer Lebensstern uns aufging und man überall nur hoffende, freudige, verlangende und lächelnde Gesichter und Gesichtchen sah, in deren funkelnden und schmachtenden Augen eine süße geheimnißvolle Schwärmerei der Erwartung und Seligkeit der Hoffnung lag.

Wenn der Wollmarkt kommt, bewegt sich außer dem merkantilischen Leben und Treiben, das er mitbringt, noch ein anderes, höheres nebenbei. — Die Landjunker und Amtleute, die lieben, dicken, quabblichen Gestalten mit den fetten, gemüthlichen Gesichtern, welche der Mittwochsgesellschaft als höchstes Ideal dienen konnten, erscheinen dann in

Schaaren und mit ihnen die kleinen, runden Fräulein, die wie die Küchlein das wohlhabende Gattenpaar umtrippeln, dann kommen mit ihnen auch die flachshaarigen, blauäugigen Verwalter, Vettern und Söhne, es findet sich die werthe Sippschaft zusammen, an deren Spitze als Leithammel, Cicerone oder Polarstern, gewöhnlich ein Offizier der Garnison, ein Verwandter zu erblicken ist, der seinen jährlichen Gästen die große Fontaine zeigt, das Brandenburger Thor mit der Quadriga bewundern läßt, und mit zartem Anstande den kleinen, dicken Nichten und Basen auf die Stufen hilft, damit sie in die große Granitschale hineinseh'n mögen, die leer ist oder Wasser hat, wie der Kopf manches berühmten Philosophen oder Dichters; hierzu finden sich dann auch einige Dutzend Engländer ein, die mit manchem spöttischen god damn! auf die lange dünne Fontaine blikken, durch die Zähne speien und beide Hände unter die Armlöcher der Weste schieben; Polnische Juden im Seidenkaftan, wohlwollende Jünglinge Israels aus beiden Hemisphären und andere Zöglinge des Wollschützenden Gottes, den ich nicht kenne, machen den Schluß, und Alle füllen die Trottoirs und drängen und stoßen den friedlichen Bürger, und die blonden Fräulein vom Lande bleiben vor jedem Laden stehen und messen mit neugierigen Blicken jede Equipage und fragen nach hunderttausend Dingen, und lachen über Sachen, die kein Mensch lächerlich findet. Die Junkerschaft aber verläugnet sich selten bei aller Ländlichkeit; der aristokratische Anstand drückt sich auf diesen blonden, braungebrannten Gesichtern auf, und mitten in der kindischen Lust betrachtet das gnädige Fräulein plötzlich den Vorübergehenden; sie sieht sich angeblickt von einem Schlechtgebornen, und augenblicklich schießt ein gebietender Blick, wo nicht gar ein verächtlicher auf den Verwegnen, und die stolze Miene scheint ihm sagen zu wollen: Erbärmlicher, siehst du nicht, wen du vor dir hast?! — Es ist eine Lust, solche kleine Beobachtungen zu machen und ich habe häufig Gelegenheit gehabt, dies zu versuchen. Die Häupter der Familie sind gewöhnlich einmal Offiziere gewesen; der militärische Anstand ist niemals ganz von ihnen gewichen; ein Kreuzchen oder Bändchen im Knopfloch sagt es noch deutlicher der Menschheit, und niemals vergessen diese Herrn sich von ihren Untergebenen: Herr Rittmeister, Herr Major, Herr Hauptmann u. s. w. nennen zu lassen. —

Hier nun, wo die Junkerschaft zehn Meilen in der Runde sich vereint, werden, wie einst bei den Olympischen Spielen, alte Freundschaften erneut, neue geschlossen und was besonders zu merken ist: manch zart erröthendes, märkisches Fräulein oder Amtsmanns-Töchterlein, die leeren, leichten Herzens nach Berlin zog, kehrt mit schwerem Liebesweh in die Kartoffelfelder und Tannenhaine zurück, wenn nicht gar schon mit dem Ring am Finger, der sie nächstens zur glücklichen Frau eines ganz ausgezeichneten Schafzüchters macht. —

Um auf die ernsthafte Seite des Wollmarktes, auf die merkantilische, zu kommen, so ist allerdings derselbe von einem andern Gewicht, welches in diesem Jahre einige dreißigtausend Centner betrug und in wenigen Tagen ein Capital von mehren Millionen im Umlauf setzte. — Daß sich hierbei ein ungemeines Leben auch in dieser Beziehung regt, ist gewiß; überall begegnet man geschäftigen Menschen, schwer beladenen Wagen und der Strom ist mit hochbewollten Fahrzeugen bedeckt. Dabei feiert die edle Straßenjugend Berlins ein großes denkwürdiges Fest, denn auf den Plätzen und in den Straßen, wo der Wollmarkt gehalten wird, lagern sie schaarenweis auf den hochgethürmten Wollsäcken, führen halsbrechende Spiele aus, rollen sich hinab und treiben oft ein solches Unwesen, daß die väterlich zurechtweisende Hand der Polizei ihnen einige heilsame Erinnerungen zukommen lassen muß. —

An den Wollmarkt schließt sich würdig das große Pferderennen, ein Vergnügen, welches so viel Angenehmes mit dem Nützlichen verbindet, daß es vielleicht keins ihm darin übertreffendes gibt. — Sie haben es nicht gesehen, mein Theurer, und wie viel Sie dadurch verlieren, mögen Sie selbst ermessen. — Denken Sie sich eine Rennbahn von einer halben deutschen Meile, die als Quadrat abgesteckt ist, denken Sie sich auf der errichteten Tribüne den ganzen Hof, und den Flor der schönsten Damen Berlins, denken Sie sich auf dem Platze davor die sämmtlichen Cavaliere und sonstigen Offiziere, Prinzen, Leute von Familie, die ganze Blüthe des Landes, vermischt mit dem Extrakt der allervorzüglichsten Woll- und Pferdezüchter, denken Sie sich ferner eine Anzahl jüdischer Elegants, Doktoren, Pferdehändler, Spekulanten, Wettlustiger, adliger und bürgerlicher Banquiers, Theilnehmer des Pferdevereins, wie sie sich nennen, denken Sie sich ferner eine Anzahl Neugieriger dazu, welche für ihr Geld sich Billete erstanden: und Geheimräthe und Braueigner, Grafen und Bäcker, Barone und Metzger, und Sie werden schon dies allgemeine Volksfest deshalb lieb gewinnen, weil mit großer Liberalität die gewöhnliche Rang- und Standordnung hier völlig beseitigt und von jedem bei gleichem Rechte der gleiche Beitrag erhoben wird. — Das Fest selbst bietet ein erhebendes Schauspiel dar: die edlen Thiere laufen mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, hier und da stürzt wohl eins, und zerbricht ein Bein oder ein Paar, oder der Reiter wird abgeworfen, was besonders auf den Bahnen mit Hindernissen der Fall ist, er verrenkt einige Glieder oder verstaucht sie sich, oder wird ohnmächtig, was sehr schön aussieht und eine allgemeine Theilnahme erregt, die sich bei den Damen zuweilen bis zu Thränen steigert. Ach! und wer möchte nicht darum ein Bein oder einen Arm oder auch den Hals brechen! — Inzwischen werden Wetten gemacht von allen Seiten, Jeder, der ein muthiges Herz hat, wettet und man sieht hundert Taschenbücher hervorgezogen, um sie gegenseitig einzuschreiben; dann beginnt das Rennen und jede Erwartung spannt sich besonders da, wo der Sieg zweifelhaft wird. Endlich ist es entschieden, lauter Beifall belohnen Pferd und Reiter, die Damen besonders sind Feuer und Flamme, fast eben so sehr, als die bekannten Pferde-Enthusiasten, unter denen sich ein Oberst und ein Maler vor Allen auszeichnen, die kein Ende finden können, Roß und Jokei zu klopfen und zu preisen. — Dann beginnen die langen, schönen Pausen, die oft eine Stunde währen, und in welchen man, nach Gefallen, neue Wetten machen, die Büffets besuchen, erzählen, trinken oder schlafen kann, bis von Neuem die Glocke tönt, und das Rennen beginnt. —

Allerdings gibt es viele prosaische Naturen, die weder die Schönheit noch die Nützlichkeit der Pferderennen einsehn wollen. — Wir sehen, sagen diese Verächter des Schönen, nichts darin, als ein Junkervergnügen, das in seiner unverdaulichen Langweiligkeit jede gesunde Natur anwidern muß. Nennt ihr es schön, einige langbeinige Mähren mit dünnen Hälsen und ungeschickten Gliedern, die nichts für sich haben, als ihre eingeübte Geschwindigkeit, in Staub gehüllt vor euch hinlaufen zu sehen? Oder liegt die Schönheit in der Geschwindigkeit etwa, oder liegt sie in der Fülle der Versammlung, oder in dem heißen Sandboden, der bei jedem Schritte aufpulvert und euch in unerträgliche Wolken hüllt?

Oder wenn ihr in der augenblicklichen Spannung des Sieges die Schönheit seht, was sind dann die zwischen jedem Lauf liegenden halben und ganzen Stunden, welche die traurigste Langweile enthalten? Was das Nützliche anbelangt, so sehen wir vollends durchaus nichts, es sei denn, daß ihr den Nutzen meint, welcher den Gewinnenden aus den Wetten entspringt, und der gewöhnlich dem orientalischen Blute, welches dort sein Wesen in solchem Maaße treibt, anheimfällt? (Forts. folgt.)

Reflexe aus jetzigen Kulturzuständen.

⁂ Im Allgemeinen ist leicht herauszufassen, daß der Kampf zwischen Stabilität und Bewegung auch in der Literatur mit Bitterkeit fortgesetzt wird, von Seiten der ersteren mit übel verdeckter, von Seiten der letzteren mit übel zur Schau getragener Leidenschaftlichkeit. Die Stabilitätsliteratur hält alle ihre Streitkräfte in monarchisch-soldatischer Disziplin; die Bewegungsliteratur hat sich in Sekten zerspalten, und kämpft durch Tirailleurs; es hat sich überdies ein vermittelndes Corps von Amphibien zwischen ihr und ihren Feinden gebildet, Leute, die hier warm und dort kalt sein können. Die äußerste Linke verlangt unbedingte Uebergabe; sie will vielleicht weniger Freiheit und Gleichheit festhalten, als ein Kaiserreich gründen, aber als förmliche Tafelrunde, weniger mit Rittern als mit Lakaien. Die äußerste Rechte will schon von vornherein ihre Wappen nicht aufgeben. Die äußerste Linke will die alten Schlösser einreißen, um sich Wohnhäuser aufzubauen; aber es wird sich für die Dauer Niemand finden, der sich zum Kitt und Mörtel hergibt. Die äußerste Rechte verschmäht es nicht, um jeden Preis Ueberläufer zu gewinnen, deren sie sich, die sich ihrer nicht schämen. Die äußerste Linke hat der Gegenparthei schon einen Handwerksvortheil abgemerkt und wendet ihn an: das Protegiren. Sie meint, daß es ihr schön zu Gesicht stehe; sie fängt an, damit zu kokettiren. Die literarischen Juste-milieu's geben sich am allerpossirlichsten; sie wissen nicht, woran sie sind; sie calculiren hier und dort, und schwitzen Redensarten, statt Blut. Die Ehrlichen sind, wie gewöhnlich, am schlimmsten daran; sie kümmern sich um alle Partheien nichts, und alle Partheien reiben sich an ihnen. Die Torys blicken mit alter, die Radikalen mit neugebackner Grandezza auf sie herab; die Juste-milieu'ßen machen sich über sie lustig; das Publikum meint: es wäre schon so recht, und versteht sie nicht. Die Ehrlichen sind wirklich übel daran; sie wollen Gutes, und Jeder sagt ihnen Angenehmes, aber will sie mit Füßen treten; Jedermann hält sie eine Zeitlang für brauchbare Trabanten, und wirft sie der andern Parthei an's Sündenregister, wenn er sieht, daß sie über allen Partheien stehen. Aber die Ehrlichen werden das nicht immer so hingehen lassen. Die von Rechts ergreifen die jesuitische Maaßregel, stellen sich an, als ob sie von Links wären, und werden linkisch. Die von Links wollen eigentlich nicht das Rechte, — sie wollen blos Recht haben, und imitiren dieselbe Noblesse, die sie bekämpfen.

⁂ Das Meiste ist Abstraktion geworden, im Großen wie im Kleinen. Wahrheit ist in Wenigen geblieben, und die Wenigen, in denen sie ist und bleibt, werden — und hätte man sie allergnädigst auch eine kleine Weile als orthodox geduldet — plötzlich mit dem Kirchenbann belegt. Die Bannbullen selbst aber sehen aber wie Gratulationsbriefe auf Rosenpapier aus. Es läuft auf eine Galanterie hinaus, die wir den Franzosen ablernten.

⁂ Die Proklamationen des Materialismus sind der letzte Kitzel eines alten Wüstlings, das letzte Zucken eines abgerissenen Gliedes. Es ist das Hin- und Herzielen des Geistes, der in die Baumspalte hineingezaubert ist.

⁂ Genremalerei. Ihre Präponderanz ist das Produkt zweier heterogener Faktoren. Einerseits mußte nach Uebersättigung und Ekel das Bedürfniß nach gesunder Kost darauf führen; andrerseits ist es die Impotenz, die sich begnügt, blos zu belauschen, um Wort für Wort weiter zu erzählen, — weil sie nichts selbst sprechen kann, dem man lauschen müßte. Die Poesie ist keine Prophezeihung, — die Poeten sind keine Seher mehr, sondern blos Zuschauer. Im Grund ist es einerlei, ob man Waffen und Concilie beschreibt oder moderne Costüme und Volksfeste. Und eigentlich ist aber auch in der modernen Genremalerei mehr Wesenlosigkeit, als in irgend einem Phantasiestück der Callot'schen Zeit. Die Lebensansichten werden selten en face gegeben, häufig nur im Profil, noch öfter blos als Silhouetten, in welche man sich jede beliebige Physiognomie hineindenken kann.

⁂ Jetzt ist die Zeit für einen satyrischen Roman; denn Alles individualisirt sich — Gott sei Dank! — und leider zersplittert sich jede Parthei noch in Sekten; wir sehen einen Fanatismus der [illegible].

⁂ Es wird viel herumgesalbadert von den bizarren Phänomenen, welche die Zeit wie Mondkälber auswirft. Taucht in den Grund hinab, dort findet ihr die Materialien zur Analyse des tausendfältigen Unsinns; Scepticismus und Mysticismus haben sich in das Regime getheilt, haben sich wechselseitig Ruhe und Friede geschworen, und verrücken bei Nacht jeder die Grenzsteine.

⁂ Menzel hat einen Geist der Geschichte geschrieben. Ein Anonymus hat denselben als „[illegible]" „vernunftgemäß" „beleuchtet"; Es kommt mir vor, als wenn ein Dichter auf dem Gipfel einer Alpe stünde, und schaute begeistert in das Panorama hinab, und ein sonst vielleicht recht braver Schulmeister, der unten steht, wiese warnend hinauf, und meinte, man könnte dort oben den Schwindel bekommen. Er ruft ihm hinauf: „Mann! ums Himmels willen, Sie stehn 11,000 Fuß hoch über der Meeresfläche!" — Die Weltgeschichte ist Menzel'n eine Apokalypsis, er liest als Prophet das Kommende aus dem Vergangenen; die Nüchternen rechnen ihm dagegen vor, in welcher Stunde [illegible] geboren wurde. Mein Gott, warum glauben doch die Leute, man hätte, wenn man einen Geist der Geschichte schreibe, blos ein Compendium für Gymnasiasten im Kopfe?

⁂ An so vielem Prunk der neuesten Literatur, an so manchem falschen Flitter von erborgter Noblesse erkalt' ich; an so vieler Unrein, Unwahrheit, die von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, wie ins Allgemeine, so über uns Einzelne, hereinbricht, — lern' ich, was der Fluch unserer Zeit ist: — — Worte, Worte! Geschminkte todte Worte haben das lebendige Wort verschlungen; mit Worten tretet ihr uns in den Staub, mit Worten ätzt ihr Treue, Glauben, Hoffnung wie böse Warzen aus, mit Worten erwürgt ihr Tausende; die Wortsucht ist die Seuche, welche den ganzen Organismus in seinen edelsten Theilen vergiftet. Wie ich diese Hydra hasse! Ihr wollt Brot, sie werfen euch Worte vor die Füße; — ist der Brillant darum weniger ein — Stein, weil er geschliffen ist? — Es ist ein trostloses Haschen nach Strohhalmen allüberall; allüberall ein Schnappen nach Lebensluft, und doch ein Behagen am Stickgas, eine Sehnsucht nach dem Himmel, und ein Verständniß mit der Stallmagd; eine Titanomachie angekündigt, und Liliputerei ins Werk gesetzt; ein armseliger Drang, im Dorf der Erste, statt in Rom der Zweite zu sein; ein Bedürfniß, den Augiasstall zu misten, um — darin zu wohnen! Ich hasse das Alles. Das sind Sünden am heiligen Geiste der Menschheit, der keine Menschenopfer will, sondern Lebensweihen; keine Zungen mit Sternen oder Heiligenscheinen, sondern feurige, der keine Tetrarchen, Königlein, patentisirte Richter bestellen will, keine neue Aristokratie der Protektion, sondern Gut und Blut, dem Ganzen hingegeben, und eine republikanische Unter- und Einordnung der Einzelnen.

⁂ Gab es je eine große Komödie, so spielen wir Alle jetzt in einer; wenigstens sind wir Alle mehr oder minder Komödianten! Wir errichten unser Privattheater, und möchten alle Hofbühnen vernichten, weil das Volk unsern kleinen Pappdeckelkram nicht gleich Nationalbühne taufen will. Die Ideen sind zur Spielerei geworden; man kniet nicht mehr vor ihnen, man stirbt nicht mehr für sie; — man hätschelt sie, wie das Kind seine Puppe, man läßt sie Akrobaten-Kunststücke machen, — und das alberne Volk staunt seine großen Männer an! — Was wird dem Volk von dieser jüngsten Generation, die sich den Anschein gibt, es so eifrig zu vertreten? Getreten wird es, — verrathen — um das Lächeln einer Dame, die sich für einen neuen Almanach interessirt! O diese Schminke der Rechtlichkeit! Wischt sie ab; was liegt dahinter? Der bleifarbne oder weiß oder gelb-süchtige Eigennutz.

Ich spreche dies aus, ohne an eine bestimmte Persönlichkeit zu denken; aber die Richtung wird mir verhaßt, weil sie alle Joche wieder aufzwingen will, die wir kaum abschüttelten, den Götzendienst, die Arroganz, die Parteilichkeit. Armes Volk! Was gehn den Schriftsteller deine Leiden an, deine Dummheit, alle deine geistigen und moralischen Schrauben und Ketten, die zuerst fallen müssen, bevor du zu irgend einer andern Freiheit reifen kannst? Er affektirt einen Prometheus-Schmerz, weil ihn die Blässe interessant macht.

Jetzt aber sind Pflichten zu erfüllen. Was soll werden, wenn die Materie den Geist erwürgt? Was soll werden, wenn Gott blos zur algebraischen Formel, Freiheit blos zur Milchkuh, Unsterblichkeit blos zum poetischen Hebel wird? Wenn Liebe für nichts Höheres aufgerufen wird, als für Sinnenkitzel, Hoffnung für Kindheit, Treue für Vorsichtsmaaßregel, und Wahrheit als ein Mittel, quand même? —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 185. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 7. August.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Es gibt für einen gebildeten Menschen nichts peinlicheres, als: das einmal gegebene Thema des Lobes zu variiren; man findet den Übergang aus einer Tonart in die andre nicht so leicht, und soll doch eben das Thema in seinen Grundformen getreu erkennbar wiedergeben. Die Bresche war nun einmal durch den Ausruf: „Meisterhaft!“ geschossen; — die ganze Mannschaft von: „Himmlisch!“ — „Göttlich!“ — „Unübertrefflich!“ — „Classisch!“ — „Bezaubernd!“ — „Ergreifend!“ — „Vollendet!“ folgte im Sturmschritt. Nun ging es an ein förmliches Plündern aller Details an jener wahrhaft schönen Composition; wer kann es irgend jemand verargen, aus einer solchen Eroberung seine kleinen Kunstbewundrungen als Beute zu gewinnen? — Und doch! was gilt die Composition, so herrlich sie ist, als bloße Zeichnung gegen den Farbenzauber des Originals? Dieser und jener hatte das letztere bereits gesehen, ein dritter bereits eine Copie bestellt, jene Dame erbat sich eine durchgepauste Zeichnung zum Straminmuster; das Faktotum, unser Herr Mittler, hatte vollauf zu schaffen mit Auskunft, Versprechungen, Empfehlungen dieses oder jenes talentvollen jungen Menschen, welcher Nachbildungen billig und nach Wunsch zu fertigen im Stande wäre.

Auf Adlerström brachte die herrliche Composition einen ganz eigenthümlichen Eindruck hervor. Kein Wort der Bewunderung entfloh seinen Lippen, aber auch kein Blick auf irgend einen andern Gegenstand seinen Augen; er las, er studirte in dieser Zeichnung; las aus derselben heraus, studirte, nein, lebte sich in dieselbe hinein. Seine Hand krampfte zusammen, als hätte sich plötzlich ein Schwertgriff in sie hineingestohlen, dessen metallische Berührung alle Fibern galvanisch durchzuckte. Er sah und hörte nichts mehr rings um sich her, als eben diese Composition. Ein schwerer Seufzer arbeitete sich aus seiner gepreßten Brust empor.

Die Gräfin Rosaura berührte seine auf dem Rande des Blattes aufliegende Hand sanft mit einer Rose, die ihr eben aus dem Häubchen geglitten war, und sprach: „Nun, Herr Baron, was urtheilen Sie über diese Zeichnung? Enthalten Sie uns allen Ihre Meinung nicht vor; sanctioniren Sie unsere allgemeine Theilnahme durch ihr artistisches Präsidentenvotum!“

„Ist die Scene nicht herrlich?“ fügte Adelheid hinzu; — „großartig, idealwahr?“

„Nur idealwahr?“ erwiederte Adlerström rasch und leidenschaftlich; „nur eine Scene? — sagen Sie! Es ist mehr, mehr! Es ist die Wahrheit eines großen Schmerzes; es ist der Schmerz eines Volkes, vom Greis bis zum Kind hinab, der Schmerz eines Jahrtausendes. O, wir sitzen ja noch immer und alle an den Wassern von Babylon und die Wasser klagen mit uns; da seht Ihr freilich keine Ketten, aber ich fühle sie, ihre Spuren zeichnen sich blutig ab auf meinen eignen Armen und Füßen, und mein Nacken trägt das allgemeine Joch, unsichtbar und doch centnerschwer, das Joch des Hasses, des Fluches, des Goldes, der

Verachtung. O, über dies Jahrhundert des Lichtes und der Aufklärung! Ein Bild kann uns freilich in Enthusiasmus versetzen, — aber wir fühlen nicht einmal den Keim einer That in uns; dieses Saatfeld: unser Herz ist dürr und unfruchtbar, denn es fallen keine Thränen mehr darauf; diese Propheten sind stumm für die Zukunft, weil wir taub für den Wehruf sind, die sie von Vergangenheit und Gegenwart sangen; — o, wie lächerlich, bei Gott, wie lächerlich, da wir alle an der Sprech- und Schwätzseuche leiden! — Goldne Fesseln! — Lachend übertünchte Kerker! — Mitleid! — Ja, — ich schäme mich: dies Wort auszusprechen — Mitleid — höchstens! — das ist alles, was uns diese wortreiche Zeit und noch dazu wie als Almosen zuwirft, statt eines einzigen Wortes, das tausend Herzschläge, tausend Freudenthränen, tausend Leben in sich trägt, statt eines einzigen Wortes, das Euch nichts kostet, als das bischen Athem, das Ihr sonst im Tanze, bei einer ästhetischen Vorlesung verschwendet, — nichts als die armselige Sekunde kostet, in der Ihr's aussprecht, und man weiß ja doch sonst oft vor langer Weile kaum, wie die Zeit tödten! O! nur einer Sekunde bedürfte es, um dies Wort auszusprechen, das ein Volk von den Todten auferweckt; — Ihr plagt Euch stundenlang ab, — um Papageien: „Schelm!“ sprechen zu lehren, und dies einzige Wort: „Freiheit für die Juden!“ hat keine Lippe noch aussprechen gelernt! und diesen einzigen Klang versteht noch kein Ohr, — — kein Herz!“

Die ganze Gesellschaft war von diesen Worten des Baron's, noch mehr aber von der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit seines ganzen Wesens, am allermeisten jedoch von einem gewissen fremdartigen und eigenthümlichen Ausdruck betroffen, welcher sich auf seinem Gesichte zeigte; und von welchem man nicht wußte, sollte man ihn für Bitterkeit oder für Wehmuth, für Schmerz oder für Spott halten.

Während der augenblicklich eingetretenen Pause, die durch jene Rede entstanden war und von Niemand ganz schicklich wieder ausgefüllt werden konnte, so mancher Versuch dazu auch gemacht wurde, — fühlte Adlerström nicht ohne Beschämung seine Schuld, daß er in eine leichte, von Mode und Convenienz nur lose zusammengehaltene Conversation einen Gegenstand hineingeschleudert hatte, der vielen, wo nicht gar allen, ein Stein des Anstoßes und Ärgernisses geworden war, und daß die Fäden der Unterhaltung für diesen Abend durch ihn zerrissen blieben. Er machte sich, als der Vulkan in seinem Innern sich völlig Luft geschafft, — Vorwürfe, das Mysterium seines Schmerzes vor so vielen Uneingeweihten profanirt zu haben, und entschloß sich, — nach einer leichten, galanten Entschuldigung, — seine Verlegenheit durch baldige Entfernung zu beendigen. Es drückte ihn die Atmosphäre des geselligen Kreises, als hielte sie keinen Athemzug von Lebensluft mehr in sich, als befände er sich unter einer hermetisch verschlossenen Glasglocke mit Wesen zusammengesperrt, welche mit seiner eignen Art im feindselig-vernichtenden Widerspruche stünden. Die übrige Gesellschaft war durch das Gewicht seiner Worte gleichfalls wie von einer peinlichen Schwüle gedrückt und athmete freier, als er sie endlich verlassen hatte. — (Forts. folgt.)

Dichters Thu'n.

Mit immer unentweihten Lippen
Vom Leben nur das Süße nippen;
Des Lebens Schmerz rein in sich tragen,
Ihn, als ein Gottgeweihter, klagen;
Im Leben noch ein Leben ahnen,
Vertraut sein mit den Sonnenbahnen;
Im Kleinsten Gottes Allmacht merken,
In seinem Anschau'n selig ruh'n,
Begeistern nur zu edeln Werken:
Das ist des wahren Dichters Thu'n.

Wilhelm Kilzer.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Wer sind denn die Theilnehmer des Pferdevereins? Größtentheils junge Cavallerie-Offiziere, Pferdehändler und Juden, ferner Studenten und sonstige junge Leute, denen es nicht jährlich auf einen Louisd'or des Beitrages ankommt, wenn sie ein Vergnügen nach ihrem Geschmack und obenein die Hoffnung haben, vielleicht ein Pferd zu gewinnen, wirkliche Pferdezüchter aber sind nicht fünf vorhanden, und das Ganze beschränkt sich darauf, daß Spekulanten Pferde in England kaufen, die sie dann in die Trainiranstalt bringen und zum Rennen abrichten lassen. — Geschieht aber damit dem Lande ein einziger Nutzen? Warum, wenn diese Absicht überhaupt da ist, werden nicht Bauernrennen errichtet, die einzigen, welche nach dem Urtheil aller Sachverständigen einigen wirklichen Nutzen gewähren können, warum ahmt man nicht, da man doch oft so Unnützes nachahmt, auch einmal das Nützliche nach, und richtet es ein, wie es in Meklenburg, in Pommern und noch jüngst es in Schlesien geschehen ist, wo der würdige Fürst von Carolath, der mit seinen liberalen, patriotischen Ein- und Ansichten ein wahrer Schatz für das Land ist, seine vorzüglichste Sorge darauf verwendet hat. — Auf diese Weise schwatzen solche unverständige Gesellen, die gar nicht bedenken, was geschieht, und nicht sehen, daß das, was sie in ihrer Anmaßung ein Junkervergnügen nennen, eine Ausbildung des Schönheitsvermögens und eine Annäherung zur Ritterlichkeit ist. —

Doch genug von Wolle und Pferden, es drängt mich, Ihnen von anderen Dingen zu reden, von wahrer Kunst und Wissenschaft, den Brennpunkten des menschlichen Lebens. — Sie wissen, daß, seit Hegel an der Cholera starb, weil er in der wohlfeilen Melonenzeit zu viel von seiner Lieblingsspeise gegessen hatte, ein gewisses Dilemma bei uns eintrat, denn, nachdem die erste Zeit der Klage und Trauer, der Verzweiflung und Bestürzung vorüber war, dachte man an einen Nachfolger des großen Philosophen und — hatte keinen! die Schüler des Verewigten, die Professoren Gans und Michelet genügten aus mannigfachen Ursachen nicht, Gans betrieb nur die eine Seite, die Rechtsphilosophie und

war seit der Julirevolution auf solche Verirrungen gerathen, daß Hegel ihn gewöhnlich seinen Sohn Absalon nannte. Herr Michelet aber, obgleich er auf seines Meisters Worte schwor, war noch ein zu junger, unordentlicher Professor, um sogleich zu einem ordentlichen gemacht zu werden, was neulich den Professor von Henning betrifft, so war der allerdings weit älter, allein man glaubte nicht recht an seinen schöpferischen philosophischen Genius, ja man that ihm zu Zeiten die Ehre an, ihn für das reine Nichts zu halten, was nach Hegel grade so viel ist, wie das reine Etwas, und, um es kurz zu machen, man richtete die Augen auf Gabler, der Professor in Bamberg war und von welchem Hegel einst gesagt haben soll, er habe nur einen Schüler gehabt, der ihn verstanden hätte, dieser sei Gabler, es sei aber ewig schade darum, daß er ihn mißverstanden habe. — Gabler fand sich bereit, die Stelle Hegel's anzunehmen, während dieser Zeit aber hatten Senat und Ministerium das Gehalt desselben an jüngere Professoren vertheilt, und überdies hatte eine gewisse Parthie es bewirkt, daß der fromme, begeisterte Steffens nach Berlin berufen war, dessen gläubige Bekehrung zum wahren Heile und überströmende Anhänglichkeit an die reine Monarchie, ihm sehr hohe Freunde erworben hatte. Indeß gab es doch Leute, die immer von Neuem auf das Erhalten des glänzenden Ruhmes drangen, welcher durch Hegel über Berlin gekommen war; es gab einen Kampf mit den Mystikern, man vereinigte sich, um Schelling Anerbietungen zu machen, dieser schlug es aus, weil er sich nicht berufen fühle, die Hegel'schen Augiasställe zu leeren oder zu lehren und zu bekehren, und so kam es, daß man doch auf Herrn Gabler zurückkam, diesem neue Anerbietungen machte, die er annahm und ihn über Hals und Kopf nach Berlin beschied, wo er auch wirklich sogleich in Thätigkeit trat und eine Art von Einleitung seiner folgenden Vorlesungen, über philosophische Studien zu lesen begann. — Die Erwartungen auf ihn hatten sich unendlich gesteigert, die Erklärung Hegel's, die lange Zögerung, der Kampf über und um ihn, und der, den er fast nothwendig gegen Steffen's eröffnen muß, der Ruf, der ihm vorschritt, Alles vereinte sich zu einer Spannung, welche an die Zeiten Hegel's erinnerte, und wie zu ihm, sah man sich manche zu den staubigen Sitzen drängen, die längst diese Zeiten im Rücken hatten. — Die alten Schüler Hegel's waren erwacht, eine neue Begeisterung entfaltete ihre Fahne und, in welche Gesellschaft man treten mochte, Gabler begegnete uns eben so, wie vor einigen Wochen Seydelmann. — Endlich kam der große Tag und Hunderte strömten herbei; die Aula mußte geöffnet werden, allein auch sie faßte die Zahl der Gäste nicht, die zum Völkerfeste strömten, und der Mann der Zeit mußte sich entschließen, seine Vorlesung zu verdoppeln, um die Menge zu theilen und — zu heilen! — Denn, wie es oft geschieht, so auch hier: Herrn Gabler's Vortrag war trocken, eintönig, wiederkäuend, abgelesen vom Hefte Wort um Wort und mit leiser, unsicherer Stimme ausgesprochen, was Jeder wußte. — Man staunte den geistvollen Philosophen an, man wunderte sich, man verglich und urtheilte, denn wir haben nun einmal eine so vorschnelle, naseweise Zeit, die nicht in Demuth anstaunt, was ihr geboten wird von Gottes Gnaden, sondern die ihre eigenen Bemerkungen macht und trotz Kaiser und Reiche nicht allein denkt, sondern auch dreist ausspricht, was sie gedacht.

Leider ist es so weit gekommen bei uns; das nennen sie denn das kritische Bewußtsein und im Vertraun darauf, wagt es jeder Gelbschnabel, über Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst Urtheile zu fällen und abzusprechen, was er nicht versteht, — dem armen Herrn Gabler ist es auch so gegangen, man fand plötzlich nach den ersten Proben, daß man sich getäuscht habe und daß er nichts mehr und minder sei, als ein rechtschaffener Schüler Hegel's, der nie zum selbstständigen Meister werden würde. — Hegel, sagt man, philosophirte auf dem Katheder, indem er las, Gabler lies't, aber philosophirt nicht. Hegel war eine unendlich thätige Potenz seiner spekulativen Ideen, Gabler ist eine thätige Negation der Potenzität Hegel's, und — ich würde Ihnen noch mehr Vergleiche schreiben, wenn ich nicht lachen müßte, daß man ganz einfachen Dingen solchen Bombast umhängen kann. — Gabler aber, mein Bester, ist in der Meinung der schwärmend erwachten Hegelianer ein für allemal sehr bedeutend gefallen, und er muß etwas Glänzendes thun, um sich zu Ehren zu bringen, vielleicht der Negation des Nichts, noch eine Potenz der Negation abgewinnen, oder sonst etwas Unerhörtes beginnen, um den Beifall der scharfsinnigen Köpfe nach und nach zum Entzücken zu steigern. — So ist die Welt, was sie heut' erhebt, verdammt sie morgen, und das Eine ist eben so ungerecht, als das Andere. —

Ich war, glaube ich, mit diesen Gedanken beschäftigt, als mir unter den Linden ein Mann begegnete: mittelgroß, mit breiten Schultern, ein wenig dick, nachlässig den offnen kurzen Rock bis an die Schultern aufgeschlagen, eine blaue Mütze auf das schlichte blonde Haar, darunter ein breites, rundes, freundliches Gesicht, und an seiner Seite eine schöne junge Dame mit einem zarten Gesichtchen und einem wahrhaft englischen Wuchs. — Zwei Offiziere gingen vor mir. „Das ist er," sagte der eine, „das ist der Mann vom ewigen Eise, der berühmte gallant Capitain Ross, der vor der Sonne an seiner Seite geschmolzen ist." — Das also war er, der kühne Schiffer. Ich kehrte um, ich ging noch einmal hart an ihm vorüber, dann sah ich ihn fest an, und ich konnte nichts Außerordentliches entdecken. — Und doch hat die Welt ihn erhoben, er lebt in dem Munde Aller; Fürst wie Bettler staunen ihn an, und zur Anerkennung seiner großen Verdienste hat er kurz vor seiner Abreise den rothen Adlerorden vierter Klasse erhalten, der ihn zum Ritter stempelt. — Wie man sagt, hat der Kapitän den Orden im Augenblick seiner plötzlichen Abreise nach London erhalten, und nur geschwind noch einige Worte des Dankes auf ein Pergamentblatt geschrieben, welches er Sr. Majestät dem Könige sandte. — Diese Flüchtigkeit ist ihm sehr übel ausgelegt worden, und in der That scheint Kap. Roß mit den üblichen Gebräuchen bei Ordensverleihungen wenig bekannt zu sein; doch er ist fort nach England zurück, und hat die hiesige geographische Gesellschaft, der er einen Besuch versprochen hatte, in keine geringe Bestürzung versetzt, als er so, sans adieu, auf und davon war. —

Da ich von Gesellschaften und Vereinen rede, fällt mir ein, Ihnen zu erwähnen, daß am 11ten auch das Fest des Gartenvereins gefeiert wurde. Das ist ein allerliebstes Fest, voll Duft und Blumen und Früchten, eine heitere Feier Flora's, die mit Allem, was sie der Erde und den Sterblichen bietet, hier geschmückt erscheint. Man hatte diesmal die großen Räume der Akademie zur Ausstellung der tausendfachen Blumen und Früchten gewählt, deren Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit der Ordnung die Sinne entzückte. — Im großen Saale war die Versammlung, wo der Präsident, Herr Professor Link, Bericht erstattete, und Aufsätze über Verbesserungen aller Art gelesen wurden; dann folgte im Kämpferschen Kaffeehause im Thiergarten ein Mittagsmahl, bei welchem die schönsten Früchte, Wein, Pflaumen, Aprikosen,

Pfirsiche u. s. w. den köstlichsten Nachtisch bildeten, und abermals den Beweis lieferte, wie herrlich man es versteht, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. —

(Schluß folgt.)

Musik in Frankfurt.

Wiederholt wurden: „Faust", „Adlers Horst" und die „Belagerung". Herr Dettmer (Mephisto) erreichte seinen Vorgänger nicht, gefiel aber. Der Besitz einer starken Stimme, mit Nachdruck auf die Accente des Textes angewendet, und markirtes Spiel bei empfehlender Gestalt sind heut zu Tage unwiderstehliche Eigenschaften. Die Ferien der Hofbühne zu Stuttgart und Kassel brachten uns noch andere, aber leider nur durchreisende Gäste, — die Sängerinnen Hauß und Weixelbaum — beati possidentes! — und den Großmeister aller deutschen Geiger, Spohr, der in einem bloß. Privatzirkel mit Haumann in seinem Doppel-Quartett zusammentraf, und nun über Hals und Kopf abgereist ist, um Cherubini's Ali-Baba in die Scene zu setzen, während hier Anna Bolena — cui bono? — über die Bühne schreitet.

Am 27ten gab Dr. Kiesewetter eine musikalisch-dramatische Abendunterhaltung bei zahlreichem Auditoire, vom magnetischen Spiele Haumann's angezogen, der dreimal in Variationen von sich und Mayseder eclatirte. Haumann überwindet nicht allein Schwierigkeiten, er fühlt auch sein Adagio, ist Meister des Tons und des Bogenstrichs, und sein Cantabile ist mit großartiger Konsequenz gehalten. Die sichere Kühnheit seiner Doppelgriffe sind selbst von Paganini nicht übertroffen. Leider verliert sich Haumann's in diesen Beziehungen vortreffliches Spiel auch in die Irrwege des Mode-Genres und der Nachahmungen, seien letztere auch noch so glücklich. Man vergißt nicht so leicht den Autor über den Virtuosen! Es ist das auf einzelne individuelle Kräfte berechnete Variationen-Spiel des Künstlers unwürdig, und läßt auf Einseitigkeit schließen. Haumann reinige sich von dieser Meinung in einem tüchtigen Konzerte, woran es die Rhode, Baillot, Kreutzer, Viotti, Spohr u. m. A. nicht fehlen ließen. Das lockende Beiwort des heutigen Zettels: „dramatisch", ließ Metamorphosen erwarten. Und es war so. Tasso und Clavigo, worin unsere Lindner und Herr Hendrichs sprechen sollten, fielen weg, Dr. Kiesewetter selbst in mehren Gedichten durch. Herrn Schmezer's Lieder von Schubert verwandelten sich in den einzelnen Erlenkönig, und Hrn. Wiegand's einzelner Wanderer wieder in Lieder von Gollmick. Ein isolirter Flügel erhob sich wie ein Eiland auf der nackten Bretter-Terrasse, das Orchester persiflirend, und mahnte an die Tugend der Geduld.

(Schluß folgt.)

Pariser Theaterschau.

(Schluß.)

Marie von Modena und der Herzog von Monmouth sind mit historischer Wahrheit behandelt, aber der Pater Peters ist nichts weniger, als ein Jesuit; der Jesuit des Hrn. Vanderburch ist im Gegentheil nichts anderes, als ein blinder Fanatiker und dabei ein einfältiger Tropf. Karl II. endlich ist auch den Bedürfnissen des Dramas angepaßt: der König, welcher die Shaftesbury, Fitz-Harris, Russel, Sydney und so viele andere Männer des Volks auf's Schafot schickte, das Parlament aus einander jagte, die Vorrechte der großen englischen Städte mit Füßen trat, und seine königliche Macht zu einer unumschränkten erhob, mochte wohl nicht geeignet sein, seinem Nachfolger die freisinnigen und philantropischen Grundsätze einzuprägen, welche ihm Herr Vanderburch in den Mund legt. — Diese Mängel des Dramas scheinen uns, wie gesagt, einzig und allein eine Folge des Zwecks, den der Verfasser sich gestellt; vor 6 Jahren wäre dieselbe in der Begeisterung des Augenblicks leicht übersehen worden, und das Theater-Français hätte daher seines materiellen Vortheils willen besser dran gethan, sich von dem Verfasser keinen Prozeß machen, sondern das Stück nochmals durchsehen und den gegenwärtigen Zeitumständen anpassen zu lassen. Dekorationen und Kostümirung sind erbärmlich; die Kammer der Gemeinen wird von 15 Figuranten repräsentirt, welche in wunderlich gemischten, barocken Anzügen verschiedener Jahrhunderte und verschiedener Völker erscheinen. Aus Allem sieht man deutlich, daß das Stück nur von Gerichtswegen in Scene gesetzt worden. Die Acteurs ließen sich ihr Spiel eben so wenig angelegen sein. Desmousseaux als Wilhelm Penn war trocken und einförmig; Joanny führte die Rolle Jakob II. unter aller Kritik durch; nur Beauvallet als Monmouth und Saint-Aulaire als Karl II., sowie Mlle. Vermeuil als Marie von Modena spielten leidlich.

Die übrigen Pariser Theater haben diesmal nichts Erträgliches zum Besten gegeben. Im Gymnase-Dramatique hat man ein unbedeutendes Stück, le Violon de l'opéra betitelt, ausgepfiffen; die Variétés sind glücklicher gewesen, obschon die beiden daselbst aufgetischten Stücke wenig bedeuten. Das Vaudeville der Herren Dumanoir und Loguiard: les Danseuses à l'école, zeigt uns eine Versammlung von hübschen Frauen in der Tanzstunde, einen höchst komischen Tanzmeister und eine verliebte Engländerin. Da die Tänzerinnen ganz graziöse Quadrillen tanzen und hie und da das Publikum mit einigen Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten erfreuen, so hat das Stück selbst einen ziemlichen Erfolg gehabt. In einem andern Vaudeville, les Marnistes et les Dorvalistes, hat dasselbe Theater die große Frage des Klassizismus und Romantismus wieder auf's Tapet gebracht. Die literarischen Meinungen, obschon noch unvollständig und schwankend über diesen wichtigen Punkt, nehmen jedoch wenig Notiz von den Quodlibets, die man über dieses Alles debitiren kann, und Herr Dumersan, der Verf. dieser Parodie, und hundert Andere mit ihm haben schon oft und zur Genüge über diesen Gegenstand Spaß gemacht. Das Publikum hat sich daher nur wenig für den Irrthum der fanatischen Bewohner von Brive-la-Gaillarde interessirt, welche wechselsweise bald Mlle. Mars, bald Mme. Dorval für eine Verrückte halten; jedoch hat es die ganze Parade in Ruhe mit angehört, ja sogar zuweilen gelacht; zu unangenehmen Störungen, Faustkämpfen, Rippenstößen und lauten stürmischen Partheikämpfen ist es indeß bei keiner Vorstellung gekommen.

Mehrere andere kleine Stücke, welche noch in diesem Monat über die Bühne gegangen sind, lassen wir unerwähnt und unbesprochen. Aus dem Angeführten erhellt schon zur Genüge, daß die dramatische Literatur in diesem Monat einen reichen Zuwachs erhalten hat; ein neues Stück drängte das andere. Unserm Bedünken nach scheint aber diese verschwenderische Fülle und Freigebigkeit weder im Interesse der Autoren, noch der Theater-Unternehmungen zu sein. Wenn man so viele Stücke auf einmal dem Publikum an den Kopf wirft, so verlieren sie dadurch die Bedeutung, welche sie billig haben sollten; denn das Theater scheint den Zuhörern gleichsam zuzurufen: Achtung! Achtung! wir leeren unsere dramatischen Cartons aus, alte verlegene Waare und Ladenhüter, die wir billig hergeben; ihr könnt euch an der Quantität entschädigen!

Auf diese Weise läuft man Gefahr, die ganze dramatische Literatur auf eine bloße Geldspekulation zu reduziren und die wenige noch übrige Gewissenhaftigkeit bei den dramatischen Schriftstellern völlig zu ersticken. Die erste Aufführung eines neuen Stücks war vor etwa 8—10 Jahren immer eine wichtige Angelegenheit für die literarische Welt, und eine sichere gute Einnahme fürs Theater; ein ausgewähltes Publikum wohnte dieser Vorstellung bei; man musterte das Stück im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen, und oft entspann sich daraus eine interessante literarische Fehde in den öffentlichen Blättern. Damals aber war man sparsamer mit neuen Werken, als heutzutage; das Publikum, die Verfasser und die Kritiker hatten vollauf Zeit, das Stück zu sehen, es nochmals zu sehen, es zu beurtheilen und es reiflich zu durchdenken, bevor sie es niederschrieben. Indem aber die Pariser Theater heutiges Tages fast jeden Monat 20 und mehr neue Stücke auf die Bühne bringen, haben sie gleichsam einen Selbstmord an sich begangen und ihre Bedeutung verloren; sie selbst sind dabei verarmt, und das Publikum ist im höchsten Grade leichtfertig und leichtgläubig dadurch geworden; denn der Succeß eines Stücks muß durch die öffentliche Meinung zuvor ganz gesichert sein, ehe die Menge sich zu den Theater-Bureaux drängt.

Dieser Umstand ist schon höchst bedauernswerth, so wie er jetzt dasteht, und was wird erst aus diesem wichtigen Zweige der Literatur werden, wenn eine erschreckliche Prodigalität die letzten noch übrigen Täuschungen vernichtet hat? Das Schauspielwesen, diesem Verderben in großen Städten hingegeben, wird völlig zu einem Schauspielerinnenwesen herabsinken; wie in kleinen Städten werden die besten Werke höchstens eine vier- bis fünfmalige Aufführung erleben, und die Schriftsteller, das Publikum und die Theater-Unternehmungen dabei verarmen, und sich, gleichwie Wilhelm Meister, von der idealen Welt der Schauspielerei entfernen und ein solides Handwerk, etwa das eines Straßenpflasterers, zu erlernen suchen.

Ed. Kolloff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 186. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 31.

Samstag, 8. August.

Zur neuesten Literatur, von L. Wienbarg.

Wir sprechen von einer der vorzüglichsten unter jenen jungen Hoffnungen unsrer Literatur, welche alle das Charakteristische haben, daß sie sich aus der Kritik entwickelten und erst aus den Lavaschichten vulkanischer Zerstörungen ihre Frühlinge keimen lassen. Wie Siegfried die Stimmen der Vögel verstund, als er sich im Blute des Drachen Fafner gebadet hatte, so ging auch bei den meisten meiner jüngern Zeitgenossen der Kampf der Schöpfung voraus. Die Schöpfung, die Stimmen der Vögel, das Verständniß der säuselnden Blätter im Walde, kurz die Poesie selbst kam erst nach dem Siege über die Ungethüme der Zeit. Ludolf Wienbarg, der in der Vorrede zu seinem eben erschienenen Buche: Zur neuesten Literatur mit naiver Emphase vom Abschluß seiner ersten Periode spricht, steht gegenwärtig auf der Halbscheid dieses Überganges vom Blute Fafner's zu den Stimmen der Vögel, wie seine hier gesammelten Kritiken selbst verrathen. Denn wie viel zerbröckelte Poesie ist in ihnen verschwendet! Wie viel Phantasie und Intuition muß hier dazu dienen, gegen gewisse ordinäre Vorurtheile und über einige mittelmäßige Erscheinungen unsrer Literatur anzukämpfen! Fensterglas wird hier von Diamanten zerschnitten.

Wienbarg gab einen großen Theil der vorliegenden Aufsätze in einer Hamburger Zeitung. Wahrlich, man konnte ihm prophezeihen, daß er diese Verzettelung seines Genies nicht lange aushalten würde; denn es gehört eine Resignation zur Kritik, welche man in dem Augenblicke nicht kennt, wo man von der Kritik eben zur Poesie übergehen will. Jene schönen Bilder, jene architektonisch edeln Sätze sollten werth sein, von dem Strome der Journalistik mit fortgespült zu werden? Alle Tage neu zu sein, an das fliegende Blatt seine tiefen Urtheile zu übergeben, das Zubrod zum Frühstücke der Philister zu werden: verdienen wir es? Verdient es die Literatur, daß Alles, was in ihr neu ist, durch seine tägliche Präsentation zur morgen wieder abgelösten Tagesordnung wird? Nein, so erklärlich es ist, daß Wienbarg von seiner mit so viel Vorbereitung, Rüstung und Geist ausgefüllten Stellung an den literarischen Blättern der Börsenhalle abtrat, so dankbar muß ihm das Publikum sein, daß er hier die Einzelnheiten seiner kurzen journalistischen Laufbahn sammelte und mehre Artikel hinzugefügt hat, welche an den Besorgnissen der Hamburger Censur gescheitert waren.

Aber es ist nicht allein die Schönheit, das poetische Element, das Hineinragen jener neuen schöpferischen Entwickelung Wienbarg's, welche sein Buch so anziehend macht; sondern in demselben Maaße die Tiefe und Schärfe seiner Urtheile und der literarhistorische Werth, welcher objektiv in ihnen liegt. Man weiß nicht, soll man mehr die Wahrheit oder die Schönheit dieser klassischen Aufsätze bewundern. Fast möcht' ich

diesmal der Schönheit den Preis geben; denn dafür, daß unsre Urtheile richtig sind, können wir kaum. Jeder Schütz sagt Euch, daß wenn Ihr Euern Arm öffnet und das herausquillende warme Blut Eures Lebens mit dem Pulver mischt, Euch keine Kugel fehlen wird. Jede trifft.

Wienbarg ist besonders reich an Ideen, welche perspektivisch sind, welche zu einer Gedankenreihe anregen, die belebend auf uns wirkt. Rupfen wir z. B. aus seinem ersten Aufsatze: Göthe und die Weltliteratur, die schöne Feder heraus: „die jetzige deutsche Literatur soll sich der Rückwirkung nicht schämen, welche sie von Seiten der französischen und englischen empfängt;" so gerathen wir in einen Flug von Abstraktionen, der unserm Scharfsinne die seligste Beschäftigung gibt. Ebenso Anderes. Die beiden Artikel über den Fürsten Pückler sind Musterstücke über den Gebrauch des Witzes in der Kritik. Vielleicht wurde Wienbarg von seinen demokratischen Antipathien zuweit fortgerissen, vielleicht ist er sogar ungerecht gegen Etwas, was weniger in dem Fürsten selbst, als in seiner Stellung so bemerkenswerth ist; aber wer könnte dieser edlen Entrüstung widerstehen, mit welcher Wienbarg eine laxe Äußerung des Fürsten über Repressalien verfolgt, verfolgt bis auf's Blut des Mannes, und ihn zuletzt durch eben diese Äußerung in seinem ganzen Wesen zu charakterisiren sucht? Wer je ein anerkennendes Wort über den Fürsten gesprochen, wird durch die Wahrheit, welche in Wienbarg's Kritik liegt, diesmal schaamroth gemacht werden. Derselbe Adel und Stolz der Gesinnung herrscht in dem klassisch geschriebenen Artikel: Raupach und die deutsche Bühne, obschon wir hier nicht so eifrig, wie Wienbarg, das Nationale urgiren und uns bereden, von der Vermählung des Vaterländischen mit der Kunst viel erwarten zu dürfen. Die Deutschen haben keinen historischen Sinn, und werden ihn am wenigsten durch ihre eigne Geschichte zu stählen lernen. Der Aufruf des Kunstrichters kann immer nur der sein: Gebt Leidenschaften! Die Leidenschaften reißen hin, und völlig indifferent ist es, ob sie in einer historischen Begebenheit oder in einer Anekdote, welche der Dichter sich selbst verdankt, zum Vorschein kommen. Das Historische machte Schillers Wallenstein nicht zur Nationaltragödie, wie sie Wienbarg nennt, sondern Alles, was hier drum und dran ist an Ehrgeiz, Astrologie, Sentimentalität und militärischem Spektakel. Schon deßhalb soll eine Kritik, die die schöpferische Kraft wecken will, (das ist das geheime Band, welches das System unsrer Blätter so freundschaftlich mit den ästhetischen Ansichten Wienbarg's verknüpft) soll jenen allgemeinen und vagen Rath über die Benutzung der Historie nicht geben, weil er am leichtesten mißverstanden ist. Der Aufsatz über Karl Immermann erläutert im Detail einige Behauptungen des vorangehenden Artikels und läßt viel Hübsches über rhetorische Darstellung lernen. Über Heinrich Heine spricht Wienbarg wie billig mit Entzücken, nur vergißt er eine Regel zu beobachten, welche für das Lob dieses wunderbaren Autors unerläßlich ist, nämlich die: sich die Hinterthür offen zu lassen. Man kann von Heine nie etwas Entschiedenes behaupten; denn seine poetische Natur wird sich und Andre immer Lügen strafen. Heine mag schreiben, was er will, so muß es schön sein. Soll er nun die Kritik am Gängelbande leiten und achtbare Männer und Männer, die wie Wienbarg für sich selbst stehen, verführen, Inkonsequenzen zu begehen? Man soll Heine nie ohne Cautelen loben und seinen Eifer immer im Schach zu halten suchen. Anders ist es mit dem Autor, welchem Wienbarg in dem letzten Artikel: Luzinde, Schleiermacher, Gutzkow so liebe und freundliche Worte sagt. Der wird nie üppig werden und aufhören, an sich zu feilen und zu raspeln. Der wird nie sein hohes Ziel aus den Augen verlieren: nämlich der Menschheit ein Schauspiel zu geben, das sie tröstet, erhebt und ihrem Auge eine grüne, lachende Weide ist. Ihm kann man schon etwas Ermunterndes sagen; denn er wird immer glauben, es geschähe nur, um ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen.

Wir hören, daß eine neue Publikation Wienbarg's unterwegs ist und freuen uns, schon in den nächsten Nummern unsern Lesern eine detaillirtere Charakteristik dieses Autors geben zu können.

---

105) Marco Visconti. Ein historischer Roman aus dem 14ten Jahrhundert, von T. Grossi. Aus dem Italiänischen durch O. v. Czarnowski. 2 Bände. Cöln, Kohnen. 1835.

Die Seltenheit von Verpflanzungen neuer italiänischer Dichtwerke auf deutschen Boden veranlaßt uns zu einer genaueren Inhaltsangabe dieses Romans.

In Limonta, einem Dörfchen am Comer-See, machen wir die Bekanntschaft mehrer untergeordneter Personen, welche aber häufig in die Intrigue der folgenden Geschichte verwickelt sind. Ein Fischer, ein Falkenier, ein Schildknappe, ein Gaukler. Limonta und die in der Nähe gelegenen Rittersitze sind dem ghibellinischen Interesse ergeben, namentlich der Graf Balzo, der von seiner Gattin Ermelinde eine reizende Tochter hat, Bice. Der Besuch eines jungen Ritters Ottorino, welcher sich in den Kämpfen des tapferen Feldherrn Marco Visconti einen rühmlichen Namen erworben hatte, veranlaßte zwischen ihm und Bice ein zärtliches Verhältniß, das trotz eines schon früher eingegangenen Verlöbnisses seinen einfachen bürgerlichen Verlauf würde genommen haben, wenn nicht Marco Visconti selbst als ein Hinderniß dagegen aufgetreten wäre. Dieser Feldherr nämlich, welcher schon im höheren Mannesalter stand, war früher der Geliebte von Bice's Mutter gewesen. Jetzt, da er die Tochter sah, erwachte die Erinnerung der alten Neigung

so lebhaft in ihm, daß er an der Tochter ärnten wollte, was er bei der Mutter gesäet hatte. Er entbrannte in heftiger Leidenschaft zu Bice, und ließ sich sogar soweit hinreißen, daß er gegen seinen Freund und Waffengefährten, Otterino in die Schranken ritt, und ihn beim Turnier vom Pferde niederwarf. Die Veränderung seiner Partei, der ghibellinischen mit der guelfischen, sein Widerstand gegen Ludwig den Baier brachte eine noch größere Umkehr in seinem alten Verhältnisse zu Otterino zu Stande. Otterino zog sich zurück, und heirathete Bice. Weniger Marco Visconti selbst, als einige seiner Vertrauten und Werkzeuge, machten sich ein Geschäft daraus, diese Verbindung aufzulösen. Gewaltsamer Weise wurde Bice von ihrem Gemahl getrennt, und auf einem Schlosse Marco's verborgen gehalten. Diese Intrigue wurde so weit getrieben und nahm so viele Privatleidenschaften in sich auf, daß Bice die schrecklichsten Grausamkeiten auszustehen hatte. Marco Visconti wußte von alle dem nichts; erst als Ermelinde seine Hülfe beschwor, klärte sich ihm die Überschreitung seiner Befehle auf; er eilte nach seinem Schlosse, Bice zu befreien, fand sie aber dem Tode nah; Bice stirbt, Otterino zieht ins gelobte Land und Marco Visconti fällt durch den Verrath jenes Intriganten, dessen Freundschaft er vertraut hatte.

Jedermann wird gestehen, daß diese Fabel sehr einfach und nüchtern ist, aber wir haben sie mitgetheilt, weil wir, um es offen zu sagen, ungerecht gegen die Bewohner Italiens zu sein pflegen. Wir trauen ihnen Nichts zu, in politischer Rücksicht nichts und in literarischer nichts; ja, ich mögte fast sagen, es überrascht uns, einen Italiäner in moralischen Empfindungen anzutreffen, wie wir sie nur an uns und den anderen Nationen gewohnt sind. Die Italiäner scheinen uns so sehr herausgerückt aus der inneren warmen Existenz und dem bürgerlichen Selbstgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier bestände eine ganze Nation aus nichts als Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft immer nur wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er grade für den heutigen Tag braucht. Allein dies ist eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte. Auch die Italiäner haben ein eigenthümliches Leben seitwärts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Imputation, so gut, wie die andern Nationen, welche nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens auf ihren Reisen kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Der italiänische Charakter verräth sich in diesem Romane auf seiner Seite. Dahin gehört zuerst die große Rolle, welche in ihm die Kanaille spielt. Oft glaubt man in einem Familien-Wesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt, kurz, wo kein Wort gesprochen werden kann, ohne entsetzliches Geschrei. Die Diener mischen sich in Alles ein, fassen gierig nach goldnen Ketten, und bücken sich demüthig, um ihre Dankbarkeit auszudrücken oder Schläge zu bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht. Der Verfasser entfaltet eine kindische Eitelkeit im Auseinanderlegen der Gold- und Edelstein-gestickten Drapperie seines Romans. Jedes Roß, das zum Turnieren kömmt, wird mit seinen Federn und Schabracken beschrieben. Dies ist nicht Etwas, was auf die Rechnung einer Nachahmung Walter Scott's käme, sondern der Italiäner ist unfähig, da, wo es geht, nicht zu prahlen und den Mund voll zu nehmen. Zuletzt herrsche auch noch ein eigenthümliches Lamentoso in diesem Roman, womit die Italiäner jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es ist ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, so daß man sich immer auf jene kleinen italiänischen Winkeltheater versetzt glaubt, wo ganz drollige Stücke von Scribe und Kotzebue (Signor Gozzebue) mit den kläglichsten Geberden heruntergespielt werden.

Nachtrag über deutsche Kritik.

Wie wenig die Deutschen auf sich selbst geben, verräth ihre Kritik. Man hat sich in fremden Literaturen verwundendere Dinge gesagt, aber der Witz entschuldigte den Mord. Mit einem Worte: nur die Deutschen haben das Privilegium, grob zu sein.

In flüchtigen Umrissen will ich zwei Gattungen deutscher Kritiker schildern. Die eine davon hat ihren Sitz in den Literaturzeitungen, und rezensirt die Bücher nach folgendem Schema:

Sie geben den Titel an; aber ärgern sich sogleich über die Interpunktation und die Schreibart; z. B.

„Reise durch Deutschland, Italien und die Schweitz, (Schweiz) im Jahre 1828. von (Von) C. G. Carus. Zwei Theile. (Bände) Leipzig, G. Fleischer. 1835.“

Oder:

„Geschichte der Vorläufer der (!) Reformation(.) von (Von) Dr. L. Flathe, außerord.(entlichem) Prof. u. s. w.“

Hat man nun eine Stelle, wie etwa die folgende geschrieben:

„Das zweite Unglück des Protestantismus war die Beibehaltung des Begriffs der Kirche und die unterlassene Ausgleichung desselben mit dem Begriffe: Gemeine. Hier trat früh ein Schwanken ein, das auf der einen Seite das Extrem der englischen Hochkirche und auf der andern das quäkerische Extrem der allgemeinen Priesterschaft erzeugte.“

so zitirt sie der Rezensent in der Allg. Liter. Zeitung von Halle, und zwar so:

„Das zweite Unglück (sic!) des Protestantismus war die Beibehaltung (!) des Begriffes der (welcher?) Kirche, und die unterlassene (!!!) Ausgleichung desselben (des Begriffes?) mit dem Begriffe: Gemeine (Gemeinde). Hier (wo?) trat früh ein Schwanken (?) ein, das auf der einen Seite das Extrem (aha!) der englischen (Englischen) Hochkirche, (und) auf der andern (doch Seite?) das quäkerische Extrem (siehe vorhin!) der allgemeinen Priesterschaft (des allgemeinen Priesterthums) erzeugte. (veranlaßte.)“ –

Oder nehmen wir eine Stelle, die nicht von mir herrühret:

„Ist es nicht eine gewaltsame Beschränkung der Natur, (und) der Lebensthätigkeit, sich gewisse (welche?) inhaltreiche (inhaltsreiche) Bezirke des Daseyns (!) selbst zu verrammeln (!!!) und auch (?) seinen (wessen?) Angehörigen zu versperren, deren Geist und Naturell hierin (?) vielleicht (!) Quellen der Bildung gesucht und gefunden hätte?“

Oder aus schönwissenschaftlichen Büchern eine Stelle:

„Über die steilen Dächer der Hintergebäude (welcher?) her (!) drohten die gewaltigen, im hellen Sonnenlicht silbergrau glänzenden Kalkfelsen und das gewölbte Fenster, hinter dessen (?) hoher Brüstung ein schlankes Mägdlein (sic) mit geschäftiger Hand die Spindel (aha! Spindler!) auf und nieder wirbelte (!) und den feinen Faden gleichmäßig fortspann. Das enge, düstre Zimmer mit seinem von Rauch und (?) Staub dunkelgebeizten, thurmartigen (!!) Schränken, mit seinen schwerfälligen — ohe, jam satis est!“

Auch dieser lateinische Ausruf gehört dorthin. Wenn Schiller's Gedichte jetzt zum ersten Male erschienen wären, so würden sie in der Halle'schen Lit. Zeitung folgendermaßen angezeigt werden:

„Gedichte von Friedrich Schiller(.) Zwei Bände. Tübingen, Cotta. 1835. Preis 3 Thaler. (!!)

Im Allgemeinen sehr glatte Verse, obwohl zuweilen mit unreinen Reimen. Als Muster diene:

Lieben Freunde (!) es gab schönre Zeiten,
Als die unsern (wie?) (.) das ist nicht zu streiten,
Und ein edler Volk hat einst (wann?) gelebt (wo?); (.)
Könnte die Geschichte davon (?) schweigen,
Tausend Steine (warum Steine?) würden redend zeugen
U. s. w.

Druck ist gut. Das Papier könnte besser sein.“

Deutschland wird nie das Vergnügen haben, diese wirklichen und verstellten Dickköpfe ausgerottet zu sehen. Sie mäkeln und kritteln an Allem herum, und würden sich lieber umbringen lassen, als von Jemanden Gutes sagen, ohne gleich dabei ein Fragezeichen anzubringen.

Die zweite Klasse von Kritikern ist die von neuestem Datum. Sie erschöpfen sich in den abgefeimtesten Herabwürdigungen der jungen Literatur, und überbieten Alles, was die Grobheit des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit bis zur Julirevolution nur geleistet hat. Börne hat ein Schimpf- und Schandlexicon dieser Kritik mit individueller Rücksicht abgefaßt. Es fehlt uns aber noch eines, das auf die ganze Gattung geht. Einige Bezeichnungen, die uns schon wie Petersilie alle Tage auf der Suppe sind, mögen folgende sein:

Börne, Heine, Menzel und Consorten.
Schreier.
Eine Handvoll Schreier.
Völkerfrühlingsverkünder.
Sanscülotten.
Eine Handvoll Sanscülotten.
Pikante.
Zerrissene.
Journalisten.
In literarischen Unarten sich überbietende Journalisten.
Erhitzte Köpfe.
Überhitzte Köpfe.
Beschränkte Köpfe.
Überhitzte und beschränkte Köpfe.
Juden.
Scandaleurs.
Genie's.
Beutelschneider der Ehre.
Wieder Einer von denjenigen, welche —
Das junge Deutschland.
U. s. w.

Da ich fühle, wie belustigend eine vollständige Gallerie dieser ganz modernen Grobheiten sein muß, so werd' ich meinen Lesern keinen der mir in den Weg kommenden unartigen Ausdrücke, falls er nur einige Originalität hat, in Zukunft vorenthalten.

Miscellen.

*** Von A. Lewald's „Europa, Chronik der gebildeten Welt,“ warten wir nur weitere Fortsetzungen ab, um darüber zu berichten. Ein besonders werthvoller Beitrag ist eine Probe aus Auffenberg's spanischer Reise.

*** Von A. Lewald erscheinen „Aquarelle aus dem Leben. Zwei Theile.“ Wir machen auf eine Rheinreise, welche sie enthält, vorläufig aufmerksam.

*** Die bei Cotta erscheinende „Theater-Revüe“ wird einen Artikel von Menzel über das italiänische Theater enthalten. Deßgleichen Berichte über das ungarische Theater vom Grafen Mailáth, über das böhmische von Gerle. Wienbarg eröffnet Perspektiven für das deutsche Theater. Heine liefert Scenen einer Tragödie. Vom Herausgeber dieser Blätter erscheint in der Revüe ein Versuch: Hamlet in Wittenberg.

*** Eduard Duller's „Fürst der Liebe“ wird eine theils dramatische, theils lyrische Dichtung sein. Atlantis im lit. Zodiakus ist eine Probe derselben.

*** Von Ed. Beurmann erscheinen in Kurzem: Skizzen aus den Hansestädten.

*** Bauernfeld gibt seine gesammelten Bühnenstücke heraus. Sie werden ein Seitenstück zu der Raupach'schen Sammlung bilden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 187. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 10. August.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Unser Herr Mittler fing also bald an, den Mißgriff zu bemerken, den niemand anders, als er selbst begangen, da er die Copie von Bendemann's trauernden Juden aufgelegt, — näherte sich der Gräfin und beichtete demüthig seine Schuld, indem er zugleich nicht unterließ, alles anzuführen, was zu seiner Rechtfertigung dienen konnte.

„Wir hatten allerdings einen Umstand übersehen," sprach er leise zu Rosaura, — es war seine Gewohnheit, stets das: Wir anzuwenden, wenn er in Verlegenheit kam, — und so gewissermaßen einen Theil seiner Schuld gleichsam auf andre zu übertragen; — „gewiß, meine Gnädigste, — denn wir hätten vorab bedenken sollen, welchem Volke und Glaubensbekenntnisse der Baron selbst angehöre, — indeß, indeß....; nun wir sind doch, — so zu sagen — zu entschuldigen; denn für's erste; wer kann bei einem so christlichen Namen wie Adlerström stets an eine israelitische Abkunft denken? Es ist kaum möglich, solch einen Hinterhalt in keinem Augenblicke zu vergessen. Und dann, — übrigens — in der That meine Gnädigste, — Sr. Durchlaucht, der Herzog, haben ihn ja in den Adelstand erhoben, — sein Vermögen, — sein savoir faire, — nicht wahr, Gnädigste? — sein Anstand — — mein Gott, der Mann kann ja im Herzen, wie man so sagt, längst kein — Jude mehr sein; — lieber Himmel, man trifft ja in unsrer Zeit unter hundert reichen Israeliten, — von Millionären wollen wir erst gar nicht reden, — gewiß neun und neunzig, welche sich taufen lassen, und der hundertste, wenn er wirklich Jude bleibt, gibt sich doch vor aller Welt Mühe, wenigstens kein solcher mehr zu scheinen. . . Mein Gott ... man muß gestehen, es war allerdings unvorsichtig von uns, oder vielmehr: undelikat,... die Zeichnung nach Bendemann aufzulegen, — doch unser Kunstenthusiasmus, unsre blinde Sorge, die Interessen Ihres Salons zu bewahren, müssen hier entschuldigen, zumal sich ja bis jetzt nie vermuthen ließ, daß der Baron von unsern eben ausgesprochenen Erfahrungssätzen eine Ausnahme machen könne. — Richten Sie mich denn, — aber so gnädig, als Ihr Herz es Ihnen eingibt."

Gräfin Rosaura schien sehr zerstreut, oder vielleicht gerade mit andern wichtigeren Gedanken zu lebhaft beschäftigt, als daß sie dem, um die Untrüglichkeitsehre seiner Klugheit besorgten Schwätzer etwas anders zu erwiedern im Stande gewesen wäre als: „Keineswegs, mein Bester... Ich bin Ihnen im Gegentheil sehr verbunden. ... In der That, meine eignen Gedanken stimmen völlig mit den Ihrigen überein." —

Der Kunst-Mittler wurde dadurch noch mehr verblüfft, als er's schon früher gewesen war. —

Zur nicht geringen Pein des Mittlers verließ ihn die Gräfin eben, als er alle seine Entschuldigungsgründe in ein rednerisches System gebracht hatte und sich anschickte, ihr dasselbe mit jener Mischung von verschossenem Witzeln, von Pedanterie und Klugmeisterei des breiteren vorzutragen, welche ihn so eigenthümlich charakterisirte. Rosaura ihrerseits, welche die heimliche Neigung Adlerström's wohl erkannte, und

durch seine plötzliche Leidenschaftlichkeit in allen ihren Muthmaßungen beirrt wurde, suchte die Ruhe und Unbefangenheit der Unterhaltung in der Gesellschaft wieder herzustellen, so gut es ihr nur irgend möglich werden möchte.

Der Eindruck, den Adlerström's Äußerung hervorgebracht, hatte sich indessen bei den Meisten bereits verwischt; und von den Augen der Übrigen, hauptsächlich der jüngeren Damen, für den jungen Mann eine neue Vermeinung von Liebenswürdigkeit erzeugt. Hätte ein Mann aus dem Mittelstande und von geringen Vermögensumständen Adlerström's humane Worte gesprochen, so würde ein allgemeines Verdammungsurtheil, selbst von den Lippen der holdesten Damen, ohne Zweifel wie ohne Barmherzigkeit darüber, als über eine große Frechheit, ergangen sein; — aus dem Munde eines einnehmenden jungen Mannes, der über Millionen zu gebieten hatte und dessen Hand und Herz noch frei waren, oder wenigstens — s c h i e n e n, klang die Äußerung als interessante, zeitgemäße Schwärmerei, an welcher man sich gar wohl vergnügen könnte. Es ist überhaupt unwahr, wenn man behauptet, daß die höhere Gesellschaft vor allem, was wie „zeitgemäß“ klingt, einen wahren Schrecken habe; — im Gegentheil! Welche Theilnahme schenkt sie zum Beispiel nicht irgend einer zeitgemäßen Mode, einem zeitgemäßen Tilbury, einer Eisenbahn, einer Luftschifffahrtsunternehmung? Aber darauf kommt in der That alles an, daß sich das Zeitgemäße auch auf anmuthige Weise von ihr benutzen, gestalten, fesseln und im glänzenden Cirkel als Luxus weisen lasse, dann wird es sicher sein, als willkommen begrüßt zu werden.

Es konnte sonach nicht fehlen, daß, was in jedem andern Falle als Eclat alle Nerven rauh erschüttert hätte, bei manchen und im Allgemeinen wie jene Empfindung angenehmen Schauers wirkte, die man von dem Genuß einer wildromantischen Landschafts-Parthie im bequemen Reisewagen, oder in der Mappe mit nach Hause nimmt. (Forts. folgt.)

A u s B e r l i n.

(Schluß.)

In Kunstgegenständen hat sich eigentlich wenig oder nichts neuerdings besonders ausgezeichnet, doch ist man thätig bemüht, den Plan eines National-Museums für Werke neuerer und neuester Meister zu realisiren, und mehre Privatmänner, welche bedeutende Sammlungen besitzen und sich besonders dafür interessiren, haben sich verstanden, dies Museum aus ihren Schätzen reich zu beschenken, und den ersten Grundstein zu legen. — Der Himmel gebe, daß etwas daraus wird, gestritten über Vortheil und Nachtheil desselben ist, nach guter deutscher Sitte, viel geworden, und besonders haben einige Herren ein großes Lamento erhoben, daß dann nicht mehr, wie bis jetzt, die Ausstellungen der Akademie 20,000 Rthlr. für Eintrittspreis eindringen würden, und den frommen Wunsch geäußert, die Regierung würde solche schädliche Neuerung nicht zugeben, schon der armen Künstler wegen, die von diesem Gelde unterstützt würden; allein, was wird nicht bestritten!? Ein besserer und triftiger Grund des Verbots wäre der ominöse Titel: National-Museum. Was soll das, was will die Nation? Wir haben ein Königl. Museum, mit reichen, unübertrefflichen Kunstschätzen angefüllt, welche den rohesten Besucher gestehen machen, daß sie eine solche Auswahl des Schönsten noch nie gesehen haben. Was soll also ein sogenanntes National-Museum? Das ist eine Neuerung, die durchaus verwerflich ist.

Interessant ist übrigens der Eifer, welcher die jungen Berliner Künstler beseelt, um der Düsseldorfer Schule den Rang abzulaufen. Ich habe Sie schon neulich damit unterhalten; jetzt hat der Professor Wichmann einen Theil seines großen Ateliers für Bildnerei zum Maler-Atelier hergegeben, und hier haben sich die vorzüglichsten jungen Künstler vereint, um durch gegenseitigen Eifer, Belehrung und Hülfe sich zu fördern. Kaldorn, Hopfgarten, Krause und Andere finden sich hier zusammen, und dies frische, erfreuliche Künstlerstreben wird seine reichen Früchte tragen. —

Auch in der Literatur ist es still, wie selten. Wir sind in eine Abspannung gefallen, die Alles, was sonst lebhaftes Aufsehn erregt haben würde, fast spurlos vorübergehn läßt. Das ist die Folge der jahrelangen politischen Spannungen der Geister, und der immer größere Antheil, den die Masse an dem staatlichen Leben nimmt. Es müßte ein Gesetz gegeben werden, daß Jedermann befähle, die erscheinenden Romane, Novellen und Erzählungen unserer größten Schriftsteller: Tromlitz, Braun von Braunthal, Theodor Hell, Kruse u. s. w., nebst Gubitzen's Bühnen-Almanach und den Freimüthigen zu lesen, daneben aber die Pfennigliteratur zu studiren und die Welt oder vielmehr das geliebte Vaterland würde bald von seinem temporären Wahnsinn zurückkommen und mit Jauchzen von Neuem: die Abendzeitung lesen und die Gedichte Arthur's von Nordstern und Adalbert's vom Thale bewundern. Das ist das einzige Mittel; Sie sind an der Quelle, bringen Sie es zu einer vertraulichen Besprechung. —

Ein alter Kriegsrath, der mancherlei Fatalitäten erlebt und Räthsel-Almanache, Anekdotensammlungen, Spiele müßiger Stunden herausgegeben hat, Herr Karl Müchler, auch bekannt durch seine ziemlich lächerliche Fehde mit dem Herausgeber des weiland Don Quixote, Herrn Glasbrenner, hat in den Zeitungen einen Aufruf erlassen, um Geld für ein dem verewigten Langbein, seinem Freunde, zu errichtendes Nationaldenkmal zusammenzubringen. — Langbein hat für seine Zeit gethan, was er konnte, das heißt: er hat sie unterhalten mit hundert lustigen Mährchen und Geschichten, und wenn man deßhalb einem Dichter ein Nationaldenkmal setzen will, so verdient es Niemand eher, als der gute, liebenswürdige Mann, der unbedenklich einer der wenigen Glücklichen gewesen ist, der keinen Feind hinterlassen hat. Es gab eine Zeit, wo, wenn Langbein damals gestorben wäre, und Herr Karl Müchler sein Manifest erlassen hätte, tausende von Händen sich geöffnet haben würden, und mit dem Gelde wären tausend Thränen des Schmerzes auf des bewunderten Dichters Grab geflossen; jetzt ist das Alles vorüber; die Bewunderung eines Dichters ist eine Mode, die abfällt, um einer neuen Platz zu machen, und selbst die größten aller Zeiten, Calderon, Shakespeare, Cervantes haben oft schon das Schicksal der Vergessenheit erfahren, bis eine Zeit kam, die ihre Verdienste neu zu würdigen verstand. Schiller kann erst nach dreißig Jahren zu einem Nationaldenkmale kommen, und Schiller's Einfluß auf seine Zeit war ein großer und allgemeiner; er hat nicht u n t e r h a l t e n, wie Langbein, er hat belehrt, erhoben, hin-

gerissen zu schönen Idealen des Edlen und Großen, und so lange Tugend und Wahrheit auf Erden wandeln, wird Schiller unvergessen in seiner Nation leben, auch wenn er kein Nationaldenkmal erhielte. — Ich spreche nicht von Göthe, denn, um in einer Fürstengruft zu schlafen, muß man ein Fürstenliebling und Minister sein; aber so hübsch es wäre, wenn Langbein, der liebenswürdige frohe Erzähler, ein Nationaldenkmal erhielte, so gern ich selbst mein Scherflein beitragen möchte, so sehr fürchte ich, Herr Karl Müchler werde seinen Zweck verfehlen. Ein Denkmal ist überhaupt das schlechteste Mittel, die Unsterblichkeit zu sichern, wie viele glänzende Säulen sind zerfallen und Niemand weiß, wem sie errichtet sind. —

Auch einer unserer Dichter ist hinabgestiegen in das öde Jenseits und kein Nationaldenkmal wird sein trauriges Grab bezeichnen, ja nicht einmal ein Baum oder ein grüner frischer Hügel, denn er starb arm, verlassen, ohne Verwandten, ohne Freund, in dem großen Krankenhause Charité, und sein kalter Körper ruht unter dem weißen Sande des Armenkirchhofs und Alles ist spurlos vergessen. Dieser seltsame Mensch hieß: Orion Julius, was eine Umkehrung seines eigentlichen Namen: Julius Orion war und auch bei ihm hatte die Natur, wie wohl manchmal, sich ein Spielwerk gemacht, daß sie einen reichbegabten Menschen unglücklich und elend werden ließ, weil sie ihm bei heißen Leidenschaften nicht Stärke und Willenskraft genug gab, um den rechten Weg zu treffen. — Zuweilen war ein Mann bei Stehely, der klein, dick, von den Blattern zerfressen war, und über dessen gelbes Gesicht das schwarze, struppige Haar verworren herabsank. — Seine Kleidung war grob, schmutzig und nicht selten zerrissen, es lag ein wüster, unangenehmer Eindruck über den ganzen Mann verbreitet, nur seine Stirne war hoch und edel gebildet, und sein dunkles, tiefliegendes Auge glühte in Feuer. Das war er, der Dichter, Schauspieler, Zeichner und Tonkünstler Orion Julius. Er hatte ein wild bewegtes Leben geführt, und mehr Schicksale in einem Tage erfahren, als das ganze Leben derer enthalten mag, die hochmüthig ihn verachten und mit dem kalten Vorwurf: „Er hatte selbst Schuld an seinem Elend, der Taugenichts.“ pharisäerhaft sich herausstreichen. — Die Welt hatte ihn zurückgestoßen, er war unglücklich geworden, man verspottete seine Erscheinung, verlachte ihn als Schauspieler, verkannte ihn als Dichter; in Rausch und Schwelgerei suchte er Vergessenheit, sank von Stufe zu Stufe, und ward so wirklich in seiner dumpfen [illegible] ein verächtliches Geschöpf, das mit dem höchsten [illegible] keine Ansprüche mehr an die Welt mach[illegible] und nichts liebte als den Müßiggang, dem er aus [illegible] Mangel aller Thatkraft nachging und lieber darb[illegible], bettelte und den Sommer über obdachlos umherirrte, a[illegible] durch Arbeit welche es auch sein mochte, ein ehrliches [illegible]kommen zu finden. —

Welches aber hätte er auch erg[illegible]? Er war der allgemeinen Verachtung preisgegeben, vom täglich[illegible] Elende bedroht, ältlich, ohne jede [illegible], [illegible], ohne Familie, ohne einen festen Halt, wie ein heima[illegible]loser Bettler in die Welt geworfen, die scheu vor [illegible] zurückwich und nach und nach waren die [illegible] Triebe der Gemeinheit so groß in ihm geworden, daß jede [illegible] zu spät war. — Zuletzt arbeitete er für den Beobachter an der Spree, aber nie mehr, als hinreichend war, um so viel Geld zu erwerben, daß er mit schlechten Nahrungsmitteln sich einige Tage erhalten konnte, dann ging er spazieren, bis nichts mehr vorhanden war, und erst, wenn er bei Bekannten gebettelt hatte und Niemand mehr etwas geben wollte, bequemte er sich zu einer neuen, nicht einträglicheren Arbeit. — So ist er untergegangen und doch war es kein gewöhnlicher Mensch. Er verstand und sprach fertig sechs Sprachen, zeichnete allerliebst, spielte mehre Instrumente mit Virtuosität, dichtete nicht ohne Beruf und Phantasie, schrieb eine schöne, glänzende Prosa und nur der fast fixe Gedanke, daß er ein großer Schauspieler sei, daß man ihn leider nicht anerkenne, daß aber nun Kabale, Neid und Eifersucht ihn verfolge, hat großen Antheil an dem Unglück seines Lebens gehabt, und ihn bis zum letzten Augenblicke verfolgt. — Er ist sehr kummervoll und im höchsten Grade mit sich selbst verzweiflungsvoll verfallen, in der Charité an der Wassersucht gestorben, die eine Folge seines unordentlichen Lebens war. — Ein Unglücklicher mehr, der sein Dasein verfluchte! — Ich machte ihm einstmals Vorstellungen über seinen Wandel und vor allen über seinen Müßiggang. Schweigend hörte er mich an, dann sagte er lächelnd: Was kann die Welt mehr mir noch bieten? ich habe entsagt, vollkommen entsagt, und weil mich die Wirklichkeit nicht will, so habe ich mich den Träumen ergeben. Ich bin nicht müßig, fuhr er eifriger fort, ich bin niemals müßig, ich habe ein inneres Leben, das mich tröstet; da bin ich reich, glücklich, geachtet, mit Rosen geschmückt, und Tage lang kann ich so sitzen und denken, und mein Auge von meinem Elende abziehen und ein schönes Leben führen, das ich mir nach Gefallen mit allen jenen Schätzen verschwenderisch ausmale, die mir so hart verwehrt sind. In seinen dunklen Augen funkelte es auf, wie Wahnsinn; bald nachher ist er sehr krank geworden und gestorben. —

Ich wende mich zuletzt zu den Theatern, wo jetzt, wie immer, in der Sommerzeit eine Fülle von Gästen erschienen ist. — Unsere absterbende Oper wird gegenwärtig durch Madame Fischer (diesmal nicht die treffliche Sängerin Fischer-Achten) mit Glück neu belebt. — Eine schöne Erscheinung, eine klangvolle, umfangsreiche und gebildete Stimme und ein vortreffliches Spiel machen sie zu einer höchst vortheilhaften Aquisition für unsere Bühne, die wirklich mit der Sängerin in Unterhandlungen getreten sein soll. Der Besuch dieser Künstlerin hat uns zu Opern verholfen, die seit langer Zeit, aus Mangel an Besetzung, nicht gegeben werden konnten; Fidelio, die Vestalin, Don Juan, Oberon u. s. w. und es wäre zu wünschen, daß dieselbe bei uns bliebe, die bei ihren vortrefflichen Mitteln bald vielleicht eine der ersten Sängerinnen Deutschlands werden könnte. — Mlle. Machinka Sch[illegible]er aus Dresden hat ebenfalls hier Gastspiele gegeben, welche jedoch nur mäßigen Erfolg hatten. Figur und Stimme eignen die Sängerin mehr für die komische Oper [illegible], dabei hat ihr Aufenthalt in Paris, wo sie [illegible] Gesangmanier studirte, sie der deutschen [illegible] mehr entfremdet, und da man bei uns jene Manier [illegible] liebt, so konnte Mlle. Schneider bei aller Bo[illegible] der Stimme und weiteren Vorzügen doch nur geringen Beifall erlangen. — Auf der Königstadt ist noch im[illegible] Dlle. Vial die Gefeierte; indeß fängt eine junge [illegible]spruchslose Künstlerin, die erst ganz nagelneu bei ih[illegible] ersten Ausfluge in die Welt, aus Leipzig hier einzog, [illegible] Blicke und den Enthusiasmus auf sich zu ziehen, an. — Es ist dies Dlle. Gerhardt, eine hohe edle Gestalt mit einer glockenreinen Stimme und einem Spiel, so natürlich und schön, daß man der siebenzehnjährigen Künstlerin eine ausgezeichnete Bahn prophezeihen kann, ohne gerade das Pulver erfunden zu haben. — An Sängern gastiren hier der Tenorist Herr Baier aus München, und der Baritonist Herr Bieling aus Wien, mit Beifall, auf der

königlichen Bühne aber ist ein andrer Tenorist und Baritonist aus Breslau Herr Eicke aufgetreten, der einen schönen Umfang der Stimme und mancherlei gute Anlagen hat, die, wenn sie mit Fleiß ausgebildet werden, ihn zu einem ausgezeichneten Sänger machen konnen. —

Madame Krelinger und ihre engagirten Töchter sind überraschend schnell aus Wien zurückgekehrt, wo sie, wie man vernimmt, nur mäßigen Beifall erhalten haben, namentlich die Ältere, Dlle. Bertha Stich, welche auch hier nicht sonderlich angesprochen hat. Mlle. Krelinger hat sich ein sehr schönes Landhaus in der Nähe Charlottenburg's gekauft; der Professor von Raumer soll ihr in diesen Sitz der Musen und Grazien seine Briefe aus London zuschicken, wo er sich jetzt befindet, wie er einst schon aus Paris ein Ähnliches that. Wir haben zu erwarten, daß diese Briefe später wiederum veröffentlicht werden; geben die Götter, daß dieselben so geistreich und pikant sein mögen, wie die aus Paris. Ein so großer Kritiker, wie Herr von Raumer, läßt jedoch kaum etwas Anderes erwarten.

Herr Raupach hat uns mit einer neuen Tragödie: Friedrich und Alexander beschenkt, die immer mehr beweis't, daß der Dichter nicht mehr eine frühere Stufe erreicht, auf welcher er sich befand, als er seinen Heinrich den Sechsten schrieb. — Diese neuste Tragödie hat einzelne sehr effectreiche Stellen, in welchen sich das Dichtertalent zeigt, wie z. B. eine Scene, wo Friedrich Barbarossa verwundet und allein auf dem öden nächtlichen Schlachtfelde erwacht; allein, größtentheils besteht sie aus langweilig, auseinandergezerrten Dialogen, die sich um einige Gedanken, wie abgetriebene Karrengäule hetzen und die zuweilen etwas bombastische aber fließende und angenehme Sprache kann natürlich nicht dafür entschädigen. — Könnte Herr Raupach sich doch bezwingen, einige Jahre nichts zu schreiben, um seinem Körper, wie seinem Geist Erfrischung und Ruhe zu gönnen, es würde besser mit ihm und uns stehen. Diese Produktivität aber bringt eine traurige Eintönigkeit in seine Werke, sie sind sämmtlich über einen Kamm geschlagen, und wer, abgesehn vom Stoff, eins gelesen oder gesehen hat, kann mit Sicherheit danach die sämmtlichen übrigen kritisiren. — Herr Angeli ist gleichsam das Zerrbild Raupach's in der niedern Sphäre der Posse und der argen Trivialität. Er hat wiederum eine Übersetzung aus dem Französischen: Elle est folle! geliefert, die gefallen hat.

Musik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 3ten Aug. „Anna Boleyn" zum Vortheil der Dem. Carl. — Wer kennt nicht die Geschichte der Anna von Boulen (die Mutter Elisabeths), der nachmaligen Gräfin von Pembroke, ihre Abentheuer in Frankreich während der Regierung Franz des Ersten, ihre heimliche Vermählung mit dem Grafen von Northumberland, ihre Erhebung zur Königswürde durch die Heirath mit Heinrich dem Achten von England, ihren Prozeß, durch die Chicane ihrer Schwägerin, der Vicomtesse von Rochefort, veranlaßt, und die darauf (am 19. Mai 1536) erfolgte Hinrichtung im Towr. — Felix Romani hat diesen Stoff mit gewohnter Rafinerie zu einem Opernbuch benutzt, und des Dichters Licenz, mit historischen Personen umspringen zu dürfen, meisterhaft darin ausgeübt. Es lohnt nicht der Mühe, die sehr unmotivirte Exposition desselben wiederzukäuen. Es wird schon ein Jeder von sich selbst wohl daraus klug werden (?). Nur so viel, daß die Vicomtesse von Rochefort in ein Hoffräulein (Johanna Seymour) und der Graf von Northumberland in einen Lord Percy umgewandelt sind; damit wenigstens meine personellen Erklären keines Verstoßes gegen die historische Richtigkeit des Komödienzettels beschuldigt werden. — Ich habe einstens geschwärmt, es sei auf seinem Gipfel, und mit Portici's Grummer, mit Roberts Teufeleien und Commilitonen sei der Fastnachts-Dienstag des heutigen Opernunwesens zu Grabe getragen. Ich irrte zwiefach. Denn ohne hier zu enden, erhebt sich von Süden her ein anderes Ungeheuer, desto gefährlicher, je einschmeichelnder, süß und berückend es die allgemeine Reizbarkeit erregt. Ich sehe es zum schleichenden Fieber werden, im Blute deutscher Sentimentalität. Ich meine die italiänische Oper. Um unnütze Wiederholungen zu sparen, verweise ich, in Beziehung der ital. Musik zum deutschen Geschmack, auf früher gewagte Beurtheilungen in diesen Blättern (namentlich in No. 17), und wende mich zu dem neuen Günstlinge dreier Nationen, zu dem Römer Donizetti (geboren 1798), dem belorbeerten Komponisten der: l'Esule di Roma, la Regina di Golconda, Otto mesi in una ora, Zoraide, Oliva e Pasquale *) und Anna Bolena. — Die ital. Komponisten unterscheiden sich nicht wesentlich von einander, es müßte denn durch ein Ueberbot ihrer Abarten sein. In Donizetti's heutiger Oper finden wir nur die Formen jener Muster, welche uns Generali, Rossini, Mercadante, Bellini gaben, benutzt, und die Prinzipien ihres Genre sind hier vereinigt. Das sind: als Grundfarbe, der Widerspruch des musikalischen zum poetischen Element; das lange Ausspinnen kurzer Gedanken; die endlose Kadenzirung unzähliger Fermaten; das Ziehen und Retardiren süßlicher Reprisen mit hüpfender Figuration hoher Blasinstrumente; die Begleitung jeder Nummer durch das grobe Geschütz der Trompeten, Pauken oder Janitscharen-Musik; die Crescendos auf liegende Bässe; die elegischen Unisone der Kriegerchöre, der Taranteltanz der fallenden Thräne, die Originalität der Schlüsse sine qua non, und was all' des Wider- und Unsinnes noch mehr. Die pikanten Eigenthümlichkeiten aber, die in diesen Prinzipien wieder hervorstechen, fehlen hier, und höchstens ist's Lebendigkeit der Rhythmen, oder sind's einzelne glückliche Momente, die den gähnenden Circus vor gänzlicher Apathie schützen. — Anna Boleyn hat nur 12 Nummern, die trotz unsers Guhr's wohlthätigem Rothstift dennoch ihr 15 Viertelstunden ausfüllen. Zuweilen kam mir der humane Gedanke, Donizetti sei Anhänger der negativen Lehrmethode, und wolle durch ein edelmüthiges Selbstopfer auf diesem Wege die dem Ungeschmack verpfändete Klassizität wieder in Kredit setzen. Vergebliche Mühe! Höre auf zu schreiben, Donizetti. Wir verzweifeln lieber, ehe wir Raison annehmen! — Dem. Carl zeigte sich heute vollends als Meisterin der ital. Schule, die allerdings dem Sänger jeden Vortheil zur Entfaltung eines reichen, vielseitigen Gesangtalents gewährt. — Des Versuchs aller einzelnen Zergliederungen dieser im Kunstausdruck halsbrechenden Parthie werde ich durch die Anerkennung überhoben, welche der Künstlerin in den Hauptstädten des Südens und Nordens gewidmet wurde. — Bei unsern heimischen Sängern war das Bemühen, das — gegen ihre artistische Ueberzeugung — zu geben, was, dem Institute nützlich zu sein, über die Bretter schreiten muß, nicht zu verkennen; aber ihre Leistungen zu analysiren, ist's heute zu öde in mir; deßhalb bei der glücklichen Wiederholung dieser unglücklichen Oper ein Mehreres. **) — Dem. Carl wird dem Vernehmen nach auf der Hofbühne zu Kassel gastiren. Es folgen ihr unsere besten Wünsche.

7.

---

*) Von Siebert (1827) übersetzt unter dem Namen: Phlegma und Cholera.

**) Es mag im Frankfurter Theater noch so öde und gedankenlos sein, — nie fehlt doch ein hohes erleuchteres Wesen: die Uhr über dem Proscenium. Welche Seufzer, Wünsche, Hoffnungen hangen nicht an ihren Zeigern! Welche Elegien schwärmen und surren nicht in diesem hellen Haupte! Darin liegt Stoff für manche Tragödie. — Es ist hier nicht der Ort, Fragmente daraus mitzutheilen; aber das ist gewiß, daß sie an jenem Abende theils aus Betäubung von den vielen Donnerschlägen der großen Trommel und des Tamtam, theils aus Schrecken über die Frankfurter National-Garderobe stehen blieb, und, als das Publikum sich endlich entfernt hatte, auf eine höchst schauerliche Weise folgende Stoßseufzer von sich gab: „O, unglückseliger erster Tenorist der freien Stadt Frankfurt, den jener Antiquarius von Garderobier in einem alten weißatlasnen Jäckchen hinausschickt, zur Schande aller Prinzen von Großbritannien! Wehe dir, unselige Johanna Seymour, daß du, als Aschenbrödel verkleidet, das Herz eines nicht minder schmutzigen Königs gewinnen mußt! Wehe dir, dicker Graf Rochefort, du, der stets mit dem rechten Zeigefinger so äußerst artige Warnungen und Schelmereien anzudeuten versteht! — wehe dir, daß dein Koller ewig zu kurz ist! Wehe dir, du Jägerchor aus der Fremden, der du in denselben alten rothbesäumten grünen Reliquien aus der guten alten Zeit die weite Reise nach England machen mußt, und blos durch das allgemeine Beileid dafür entschädigt wirst! Wehe endlich euch, ihr unschuldigen Lords und Hofdamen, die ihr büßen müßt für die Sünden der Frankfurter Garderobe! wehe, wehe, wehe, — daß ihr rufen müßt: „fallet ein, ihr alten Kulissen, und bedeckt uns, ihr Suffiten; denn unsre Garderobe wird für diesen letzteren Zweck nicht mehr lange hinreichen!"

Anmerkung eines Fremden,
der, als er nach Frankfurt kam, in der unschuldigen Meinung war, er würde dort ein hübsches Theater finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 188. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 11. August.

Das Lied der Arena.

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

In Ehren hält man den Athleten,
Den Sieger in dem sand'gen Rund;
Sein Ruhm, den keine Jahre tödten,
Geht durch das Volk von Mund zu Mund,
Von den Gestaden, starr von Eise,
Allwo der Winter schläft, der greise,
Mit festem Schlaf, den Keiner stört,
Bis zu der sonnigen, gold'nen Stätte,
Wo Morgens man im Wellenbette
Die Sonnenrosse wiehern hört. —

Olympia! — das Fest! — die Wagen!
Nun flechtet Lorbeer und Acanth!
Nun weckt, — der Götter Fluch dem Zagen! —
Aus seinem Schlaf das alte Wagen!
Nun fachet an den alten Brand!

Die ihr nach Ruhme lechzt, kommt Alle!
Das Festgewand der Priester fliegt! —
Daß eure Stirn es bald umwalle,
Das Laub der heil'gen Eiche falle,
Die da den Milo einst besiegt.

Von Creta's Bord, geweiht durch Mythen,
Von Tyrus kommt, und von Corinth,
Von Scylla's stürmischen Gebieten,
Vom Athos kommt, den Adler hüten,
Daß näher sie den Himmeln sind!

Nun kommet aus dem Archipele,
Vom Taubeneiland kommet nun!
Von Rhodos, wo mit muth'ger Seele
Kriegsmänner stehen, schon von Oele,
Die nur im Grab vom Streiten ruh'n!

Von den Pallastes Stufen steiget —
Cecrops einst legte seinen Grund! —
Von Sparta, dem sich Alles neiget,
Von Lemnos, das den Donner zeuget,
Von Argos kommt und Amathunt!

Die Tempel all', die Gynäceen,
Die laub'ge Kränze bunt umglühn,
Verhüllen züchtig, anzusehen
Wie junge Bräute, — seht es wehen! —
Die keusche Stirn mit frischem Grün.

Da! — die Archonten und Ephoren!
Sie setzen sich, ernsthaft und still.
Gereinigt haben die Amphoren
Die Jungfrau'n und die Canephoren,
Wie es Eleusis Regel will.

Man hat um Rath gefragt die Reder
Im Traum, und auch die Pythia;
Des gelben Scythengeiers Feder
Warf in den Wind man, — hör' es Jeder! —
Zur Zeit, wann aufwacht Clytia.

Zwei Dreifüß', reiche, schön verzierte,
Nennt, wer da siegt im Laufe, sein;
Den Becher auch — wem wohl gebührte
Er sonst? — Den Bacchus Mund berührte,
Als er ihm bot den ersten Wein.

Und wessen Diskus, rasch im Kreisen,
Behend am Ziel die Bunde fällt,
Erhält von den gerechten Greisen
Die Urn' hier, nie genug zu preisen,
Phlegon's Gebild, den Naxos hält.

Dem kühnen Ringer aber spenden
Von Sidon eine Chlamys wir;
Er nehme sie aus unsern Händen!
Dreizack und Stab des Herold's blenden
Das Aug', der Chlamys farb'ge Zier.

Und nun, ihr Ringer und Athleten,
Stärkt euch im Bad, eh' denn ihr ringt;
Dann siegt — schon locken euch die Flöten! —
Daß euch die Lippe der Poeten
Ein Lied theban'scher Weise singt.

In Ehren hält man den Athleten,
Den Sieger in dem sand'gen Rund;
Sein Ruhm, den keine Jahre tödten,
Geht durch das Volk von Mund zu Mund.
Von den Gestaden, starr von Eise,
Allwo der Winter ruht, der greise,
Mit festem Schlaf, den Keiner stört,
Bis zu der sonnigen, gold'nen Stätte,
Wo Morgens man im Wellenbette
Die Sonnenrosse wiehern hört.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

II.

In der Akazienlaube, in welche man dicht vom Rez-de-chaussée des Pallastes über drei breite Marmorstufen herabschritt, war das Frühstück aufgetragen; die Laube ließ die Aussicht auf das von Iris-Beeten umgebene Bassin frei, aus welchem ein Springquell lustig empor säuselte, ein Rosenbäumchen, um welches der Tisch rings gefügt war, stand in der Mitte des kühlen, würzig-duftreichen Plätzchens. Laquaien in goldstarrenden Livreen harrten der Winke ihrer Gebieterin unter dem Portikus, dessen Säulen den breiten, langen Balkon der belle-étage trugen.

Rosaura und ihre Tochter saßen im reizenden Negligée an dem servirten Tisch in der Laube, zwischen beiden: — Adlerström. Alle drei schienen seltsam befangen. Rosaura suchte augenscheinlichst nach einem schicklichen Anlaß, dem Gespräche jene Wendung zu geben, welche sie seit gestern beabsichtigte und welche, schon an und für sich die zartesten Verhältnisse berührend, wegen der leidenschaftlichen Äußerung des Barons seither mit noch größerer Delikatesse angefaßt werden mußte. Adelheid wagte es kaum, die Blicke zu ihrer Mutter oder zu dem Baron zu erheben, — die nahe Entscheidung ihres Schicksals beklemmte ihr tödtlich peinigend, das ohnehin schon so tief betheiligte Herz. Auf Adlerström schien vollends eine fürchterliche, kaum länger erträgliche Last zu liegen, die ihm den Athem versetzte; er schien vor jedem Worte der Gräfin, — obwohl er die endliche gegenseitige Erklärung doch schon so lange gewünscht, — zu zagen, denn es war ihm, als würde jede Äußerung den zarten Farbenstaub von den Flügeln seiner Hoffnungen abstreifen, als laure ein großer Schmerz, der ihm schon lange nachstrebe, nur auf den Augenblick, daß er wie ein wildes Thier aus dem endlich geöffneten Käfig herausstürze und ihm das Herz zum Verbluten zerreiße.

Als das Frühstück in solcher peinlicher Stimmung, ohne daß mehr als die nöthigsten Convenienzworte gewechselt wurden, genommen war, stand Rosaura auf und schlug dem Baron einen Spaziergang vor. Adelheid entschuldigte sich durch Kopfschmerz und wirklich sah sie auch blaß und leidend genug aus; sie begab sich in ihr Boudoir, verschloß die Thüre, warf sich auf die Ottomane und preßte die glühende Stirne in die schwellenden seidnen Kissen.

Ihre Entfernung lös'te von Adlerström's Herzen einen Ring ab; jetzt, da kein Wort aus seinem Munde über das Geheimniß seiner Brust, von ihr gehört, sie in holder Scham erröthen machen konnte, brach er das Schweigen und begann, während er an der Mutter Arm durch die reizenden Irrgänge des Parks wandelte:

„Lassen Sie mich's endlich aussprechen, was mir das Herz zu zersprengen droht, wenn ich's länger drinnen tragen und verbergen muß, — was dem treuen mütterlichen Blicke gewiß seit lang' nicht entgangen ist; kann ja doch ich mich nicht verstellen, wird doch mein scheues Zurückziehen selbst, eh' ich's selbst gewahre, zur Huldigung. Ich liebe Ihre Tochter, — ach, Sie wußten dies süße Geheimniß gewiß schon eher, bevor es mir selbst klar ward. — Soll ich's verbergen? kann ich's? Es redet mir, wie ich's auch meiner Zunge verbieten mochte, aus meinen Augen, aus jedem zuckenden Pulsschlag heraus. — Ich fühle: es ist unbescheiden, wenn ich jetzt, eben jetzt die Bitte an Sie wende, — ja, Sie damit verfolge, mir gleich — gleich — unumwunden, — alles zu erwiedern, was ich zu hoffen, was ich zu fürchten habe; ich bebe vor dem zweiten, ich hoffe kaum mehr auf Hoffnung selbst; ach, dieser Zustand ist eine Marter! Deßhalb, wenn Sie mir je Ihre Freundschaft als etwas mehr, denn aus bloßer Convenienz zugewendet, so befreien Sie mich von dieser Qual; sprechen Sie alles aus, was mich sogar verwunden kann; besser: ich weiß durch Einen Schlag, als daß mir bange Erwartung Stunden und Tage noch zur Ewigkeit ausspannt."

„Sie wissen," — erwiederte Rosaura nach einer kleinen Pause, während welcher sie sinnend an seiner Seite weiter schritt, — „wie aufrichtig und herzlich ich Sie als Freund, als Menschen hoch schätze, — lieber Adlerström. Sie wissen, wie wenig ich mich um alle jene kleinlichen und lächerlichen Rücksichten kümmere, die gerade in unsern Verhältnissen an die Stelle der wahren Empfindung, des inneren, gehaltvollen, besseren Sein's gesetzt werden. Der Himmel stellte uns ohne unser Zuthun auf eine höhere Stufe, er warf uns Überfluß vor die Füße, er gab uns alles, wovon bloß das Tausendstel Tausende glücklich machen würde; weßhalb also mit Dingen prunken, die nicht durch unser Verdienst unser sind. Ach die entbehrende Menge, die vom Licht nur eben das Licht, nicht auch den Schatten sieht, weiß nicht, daß gerade in dem, was ihr an uns wie eine Schranke erscheint, die uns

von ihr scheidet, daß ja eben darin die Nemesis liegt, die sie an uns rächt, daß wir in diese Schranken wie in einen Zauberkreis hineingebannt sind, außerhalb dessen für uns keine Lebensluft ist. — — Das fühl' ich, — wie Sie, — und deßhalb bestimmt mich bei allem meinem Handeln jenes Ungefähr nicht, welches uns reich, glücklich, angesehen macht. — Und doch gibt es eine Linie, die wir nicht überschreiten dürfen; aber ich scheue mich, selbst auf die Gefahr hin, für prüde und befangen zu gelten, — sie zu nennen. — Doch vor der Hand davon nichts weiter! Lassen Sie mich Ihnen ohne Scheu bekennen, daß ich alle Ihre edlen Eigenschaften so innig schätze, daß mir aus einer Verbindung meiner Adelheid mit Ihnen die fröhlichste Zukunft für euch beide entgegenwinken würde, — — wenn . . . . ."

„Wenn?" unterbrach Adlerström hastig die Pause, welche sie plötzlich gemacht, — — „o, vollenden Sie, — welche Bedingung setzen Sie mir, Rosaura? Meine Seele hängt an Ihren Lippen!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortsetzung.)

Am 19. April.

Nichts auf der Welt sollte man leichter ertragen, als recht schlechtes Wetter, da es gewiß nur besserem weichen kann. Indeß hat die Gegenwart immer so viel Gewalt über den Menschen, daß wir bei schönem uns des schönen freuen, ohne an das mögliche schlimme zu denken, so wie bei diesem nur unter Seufzen an das zukünftige oder entschwundene Glück denken. — Drei schreckliche Regentage im engsten, finstersten Zimmer (— jetzt hab' ich ein anders, im schönsten Gasthof Italiens, „Gran Bretagna", was ich dir für zukünftige Fälle empfehle) — ohne Gemüthsbewegung auszuhalten, ist schon eine Tugendprobe; doch gibt es schwerere. Ich war im herzoglichen Schlosse, wohin ich ging um zweier Bilder, von Francesco Francia und Raphael, willen. Die Achtung vor dem königlichen Prinzen, in dessen Auftrag ich hier bin, bestimmte den Hofmarschall, in eigner Person mir das ganze Schloß mit der erdenklichsten Ausführlichkeit zu zeigen. Jede seidne Tapete, jeder Tisch wurde einzeln betrachtet, und die Kunstliebe des Fürsten bewundert, der durch eine glückliche Vereinigung aller Malerschulen seinen Pallast zu einem wahren Museum der Kunst und Natur umgeschaffen. Denn wenn du z. B. umschwebt von Aurora und ihren Pferden aufgestanden, kannst du in Gesellschaft von Herkules, dem Hebe einschenkt, Kaffee trinken, in der schönsten Gesellschaft von Mars und Venus, die sich detoillettiren, Toilette machen; in der Nähe der Göttinnen, die um den goldnen Apfel sich streiten, ein zweites Frühstück einnehmen und dann in einem Zimmer voll lauter Riesen — denn Riesenarbeit gibt's da — Audienz ertheilen. Einstweilen bereitet man entweder im Saale der römischen Kaiserpracht, wo Augustus auf's Capitol fährt, wo dem Cäsar Hymnen ertönen, oder — wenn dein Herz in's Freie verlangt — im Saale der Natur, der ganz mit Himmel und Landschaft, mit lebensgroßen Bäumen, im Wasser plätschernden Jungen und anderen natürlichen Dingen ausgemalt ist, — das Mittagsmahl. Zur Soirée versammelt man sich bei den Göttern, zum Spiel bei einzelnen Heroen und den Reminiscenzen an die Großthaten der alten Griechen. Die Fürstin zieht sich zurück in's Cabinet, wo sie in der Mutter der Gracchen, Cornelia, und in einem unendlich großen Spiegel sich selber findet, und wo sie von der Wand die theuren Verwandten aus Spanien und Portugal, der edle Don Miguel, der heitre Don Carlos begrüßen. Stelle die kürzeste Frist, in der dies alles ausgeführt sein kann, und du hast eine Ewigkeit ausgesprochen, gegen die Zeit, in der es geschehen. Der einzige Römersaal, größer und reicher, als ein Saal des Cornelius in der Münchner Glyptothek, ist von oben bis unten, mit Darstellungen überfüllt, von einem Mann in sechs Monaten al fresco ausgemalt worden, Entwurf und Zeichnung und Alles mitgerechnet.

Ich lobte gehörig; doch als der Hofmarschall in seine Posaune blies, merkte ich erst, daß ich die Pfeife gespielt. Bei alledem hielt mich nur meine närrische Phantasie von der Lucasstadt aufrecht, so daß sich umgekehrt, wie gewöhnlich Erdichtetes durch das Lesen in Wirkliches umsetzt, hier Erlebtes vor sichtlichen Augen mir in lauter Dichtung verwandelte.

Zehnter Brief.

Lucasstadt, am 20. April.

Die Lucasstadt vervollkommnet sich ganz nach meinen Phantasien. Schon haben mir verschiedene Menschen, die ich italiänisch angeredet, deutsch geantwortet und in einem Winkel des Marktplatzes fand ich eine ganze Niederlage deutscher Hanswurste und Nürnberger Soldaten, gar nicht zu gedenken eines Tagebuches von einem päpstlichen Gesandten in Cöln am Rhein vom Jahr 1798, in welchem ich die interessantesten Notizen über Deutschland, den Fürsten Dalberg, die Stiftung der Universität Bonn ꝛc. fand. Ja ich wiederhole, die Lucasstadt ist eine verwirklichte Kinderphantasie. Eine Anzahl Häuser, in zureichender Ordnung in Reihen gestellt, hin und wieder die Lücken mit Kirchen ausgefüllt, rings herum Mauern gezogen, vier Thore über's Kreuz hineingepaßt, die man Abends — im Fall der Noth — mit einem einzigen Schlüssel schließt, um die ganze Bürgerschaft mit Mann und Maus in Sicherheit zu haben; ein Paar Alleen vor die Stadt, ein Paar Bäume hinein und die Lucasstadt ist fertig. Ach nein! noch lange nicht! Nun kommt erst das Schloß, die Soldaten, der Hof und 21, sage einundzwanzig Hofmaler, davon der Eine die christliche, der Andere die heidnische Kunst versieht, Einer antik, der Andere Romantiker ist, Landschaften der, Porträts Jener, Schafe Nibbini, Schöpse Nibboni, Pomeranzio kolossal, Cavalier Vanini en Miniatur malt ꝛc. Ist das nicht die Lucasstadt? ich frage.

Ich habe heute einen Zweiten der hiesigen Maler besucht, Herrn Ridolfi, einen Mann von wildem, geistreichen Aussehen; langes pechschwarzes Haar umgibt in krausen Locken ein dunkelbraunes brennendes Gesicht; die Beweglichkeit seiner Seele spricht sich in allen Gliedern aus; er ist zuvorkommend, ja auf deutsche Weise herzlich und malt an einem großen Bild, der ersten Apostelversammlung in Jerusalem, bei welcher Petrus den Vorsitz führt. Bild und Meister weichen nun wesentlich von Allem ab, was das neue Italien in diesem Gebiet aufführen kann. Wenn auch das Gemälde nicht ganz ohne moderne Zuthat ist, so zeigt sich doch deutlich das Bestreben nach Einfachheit und Wahrhaftigkeit der Darstellung und die Kenntniß der Alten. Aber der Mann gefiel mir mit jedem Wort mehr, und als

er mein Vaterland erfuhr, war er, wie vom Blitz getroffen, und erging sich in ein großes Lob desselben und unserer Meister. Er kennt und verehrt Overbeck und Cornelius mit seltner Innigkeit und sucht nach Allem, was von der Seite kommt. Zugleich ist er mit der alten Kunst seines Vaterlandes sehr vertraut, kennt wenigstens alles, was im Herzogthum Einschlägiges vorkommt, und ist also schon insofern für mich von Bedeutung, die erhöht wird dadurch, daß alle hiesigen Kunstwerke unter seinen Schutz gestellt sind. Die verstorbene Königin Marie Luise — ich gestehe dir, daß ich diese Potentatin erst hier nennen gehört, wo ihr Andenken ein milder Heiligenschein umgibt, die Frau des verstorbenen unter Napoleon entstandenen Königs von Etrurien, Mutter des jetzigen Herzogs — eine große Freundin der Kunst, hatte beabsichtigt, die zerstreuten Kunstwerke Lucca's in eine Gallerie zu vereinigen und deshalb den Maler Ridolfi beauftragt, alles, was in Kirchen oder andern öffentlichen Gebäuden, selbst das, was in Privatwohnungen an Kunstwerken von Werth sich vorfände, mit möglichst genauer historischer Angabe zu catalogisiren, eine Arbeit, die ihm natürlich die umfassendste Kenntniß der vorhandenen Schätze bringen mußte. Glücklicher Weise konnte die Idee nicht ausgeführt werden, so daß den einzelnen Orten ihr geringer Schmuck verblieben ist, das einzige vielleicht, was sie an ihre Vorzeit erinnert. (Forts. folgt.)

Großes Musik- und Sängerfest zu Mainz.

Mainz, den 8. August.

Schon manchen würdigen Genuß hat das Institut der „Liedertafel“ den Bewohnern unserer Stadt bereitet, und vielfach schon hat dasselbe dargethan, daß es ihm ernstlich darum zu thun ist, nicht nur selbst Schönes hervorzubringen, sondern auch durch seine Leistungen Sinn und Gefühl für ächte Tonwerke rege und lebendig zu erhalten, und um keinen Preis ein blos sinnkitzelndes Spiel mit der Musik zu treiben, wie es leider in andern Vereinen, dem Geschmacke der Zeit gemäß, immer mehr und mehr Mode zu werden droht. — Doch das Fest, das unsre Liedertafel heute ins Leben rief, gibt ihr erst die wahre Weihe eines Kunst-Institutes; sie hat aufgehört, einen Dilettantenkreis zu bilden, Euterpe hat sie geadelt und emporgehoben, und freundlicher klingen nun in ihrer Mitte die Namen Gluck, Händel, Beethoven. Somit kann das Fest des 8ten August für die Liedertafel so wichtig sein, wie es für uns, die wir demselben beiwohnten, unvergeßlich bleiben wird. —

Das Fest selbst fand, durchaus nicht begünstigt von einem heitern Himmel, auf dem Plateau unserer „neuen Anlage“ statt, an einem Orte, bestimmt von der Natur zu einem Konzertsaale, wenn anders Zephir nur etwas weniger unruhig in den Blättern der hohen Bäume hauste, die einen so lieblichen Schatten auf das Plateau herunterwarfen; das störte die Akustik trotz aller akustischen Vorrichtungen. Die schöne amphitheatralische Bühne, worin die mitwirkenden Künstler sich befanden, schützte nicht vor dem Verlust so manches zarten Tons, manches Schöne ging an dem gespanntesten Sinne vorüber, und wir mußten die pittoreske, unvergleichliche, herrliche Aussicht von diesem erhabenen Plateaupunkte nach dem fernen Taunus hin theuer erkaufen — er kostete manchen Beethoven'schen Kerngedanken! — Mit Beethoven's C-moll-Symphonie (sinfonia eroica) ward das Fest eingeleitet, nachdem eine Kanonensalve, von der Terasse der Anlage herunter, den 500 Sänger starken Chor auf seinen Platz gerufen, und nachdem die großherzogliche Hofkapelle zu Darmstadt, die das Orchester bildete, sammt ihrem trefflichen Dirigenten Mangold auch den übrigen eingenommen hatte. Beethoven's Symphonie begann. Welch eine Musik ist das! So in freier Natur diese heiligen Töne, dieses Wogen der Harmonieen zu vernehmen, so lieblich umgeben zu sein von dem Dufte der Blumen und von dem Hauche dieser himmlischen Klänge, zu kosten in einem und demselben Momente bald die Reize der holdseligsten Natur, bald die Wonnen dieser hehren Kunst, — dieses Alles vereint, muß ein empfindsames Herz leicht in die Harmonie der Sphären versetzen, so daß es auf Momente glauben kann, es sei der Erde entrückt, und es labe sich schon an den Seligkeiten des Himmels. Wahrlich, Beethoven's Musik ist eine Vermittlung des geistigen Lebens zum sinnlichen, eine Ahnung des Geistigen, eine verkörperte Sprache der Seligen!! Aber unser Orchester, das unter der liebenden Pflege des verstorbenen Großherzogs eine wunderbare Gediegenheit und Kunsthöhe erreichte, hat auch diese einzige Symphonie mit wahrer Feuergluth, mit sichtbarer Vorliebe exekutirt. — Sodann folgte der Priesterchor D-dur, und die Arie: „O Isis und Osiris“ mit Schlußchor aus der Zauberflöte. Würdig durfte sich Mozart an Beethoven anreihen. Ist es doch dasselbe, was Beide uns geben: tief empfundne Gemüthsklänge, Offenbarungen des Gefühls, höher und heiliger, als alle Weisheit und alle Philosophie! Das Lieblich-Großartige dieser Kompositionen, die so klar sind bei den einfachsten Mitteln, ist zu bekannt, um eines weitern Lobes hier zu bedürfen; und es ist hinreichend, zu sagen, daß die beiden Chöre von diesem so imposanten Sängerchore mit Kraft und Ausdruck, mit Wärme und Gefühl durchgeführt, und daß auch die Solostimme, welche die Arie sang, vielfach bewundert wurde. —

Als das dritte und an Umfang größte Tonstück des ganzen Festes, hörten wir Dr. Loewe's (aus Stettin) „Eherne Schlange“, und hatten die Freude, das Meisterwerk von Dr. Loewe selbst dirigirt zu sehn. Eine geniale Dichtung, ganz würdig, den klassischen Oratorien deutscher Musik an die Seite gesetzt zu werden, und ganz berechnet für eine Chorstimmenmasse, wie wir so glücklich waren, sie heute vereint zu sehen. Wie wohl thut es, eine solche andächtige Feier der Tonkunst zu hören! Wie reich an Schönheiten, wie charakteristisch wahr, wie in sich vollendet, wie so ganz deutsch, wie durch und durch erhaben und kirchlich ist dieses Oratorium! Gewiß, eine solche gediegne, körnige Musik macht einem den Rossinischen Flitter des Tages noch ganz verächtlich! Dr. Loewe ist ein Tonsetzer, dem die Heiligkeit der Kunst alles, das Buhlen derselben mit dem Aftergeschmacke gar nichts gilt, das sahen wir heute aus dieser ehernen Schlange, wußten wir es nicht schon aus andren Compositionen. Der Stoff zu diesem Oratorium ist biblisch und von Herrn Professor Giesebrecht für das große Sängerfest zu Jena geschrieben. Er schildert die Empörung des jüdischen Volks gegen Moses, welche entstand, als dasselbe der Mühseligkeiten der Wüsten-Wanderung müde war. Moses ist grade von einer prophetischen Vision begeistert, als der Aufruhr ihm zu Leibe kommen will, und die Leviten schützend sich um ihn versammeln. Diese schwache Schutzwehr würde nichts genutzt haben, wäre nicht plötzlich das entsetzte Volk bei'm Anblicke, der es von allen Seiten umzingelnden Schlangen, die, wie von einem Zauberschlage der Erde entstiegen, wehklagend und hülfeflehend zurückgewichen. Wunderbar! da wird eine ehr'ne Schlange herbeigetragen, und die Schlangen entfliehen, und die Anführer sind gerettet, und der Aufruhr ist gestillt. — (Schluß folgt.)

Buntes.

∴ Das geographische Institut Philipp van der Mälen's in Brüssel, eines der großartigsten Gebäude jener Stadt, liegt an der Porte de Flandres mitten in schönen Gärten, und besteht aus einem Rez-de-Chaussée und zwei Etagen, die durch eine einstöckige Gallerie verbunden sind. Am linken Flügel befinden sich Treibhäuser und ein naturhistorisches Museum; sonst enthalten die Flügel noch lithographische, chalkographische, typographische Offizinen und ein Atelier für Zeichner, Redaktions- und Administrations-Büreaux, eine prächtige Bibliothek, und Schulen, worin mehr als 300 Kinder unentgeltlich unterrichtet werden. In der Mitte der Bibliothek befindet sich der von van der Mälen konstruirte Riesenglobus, vermittelst dessen der Atlas universel en quatre cents feuilles verfertigt wurde; Europa wird darin durch 165 Blätter erläutert. Dem unablässig thätigen, ins Ungeheure hinein spekulirenden van der Mälen geht der gelehrte Doktor Meißner eifrigst zur Hand; 18[illegible] ließ er auf seine Kosten die Herren Deyrolle und C. Crabbe eine wissenschaftliche Reise nach Brasilien unternehmen. — Der Kunstpallast, von dem wir sprechen, liegt äußerst pittoresk, eine lange und breite Pappelallee führt zu demselben; ein interessantes Werk, welches ihn schmückt, ist der geographische Garten, den man bereits anlegte, dessen verschiedene Sektionen die verschiedenen charakteristischen vegetabilischen Produkte der je verschiedenen Zonen und Länder enthalten.

∴ Archäologie. Das neueste und gehaltvollste archäologische Werk, welches in Paris eben die Presse verließ, ist Emerich David's „Jupiter“ (Recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les monumens qui le représentent).

∴ Die Revue encyclopédique hat aufgehört zu erscheinen; Leroux, J. Reynaud und ihre Freunde haben ihre Theilnahme von nun an der Revue des deux mondes zugesagt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 189. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 12. August.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Rosaura blickte nachdenkend vor sich hin. Endlich faßte sie Adlerström's Hand und sprach innig, fast wehmüthig und doch mit einer gewissen jungfräulichen Scheu, welche Frauen so reizend läßt: — „Soll ich's wagen? — Versprechen Sie mir heilig, mir nichts, — nichts von allem, was ich Ihnen sagen kann, mißdeuten zu wollen?"

„Nichts! nichts!" drängte Adlerström, dem eine seltsame Unruhe beengend im Herzen aufstieg. —

„Opfern Sie die Form," — begann Rosaura zögernd, — — — „was für eine Kleinigkeit ist uns, die wir auf den Höhen stehen, und, in die Niederungen hinabblickend, die Einzelheiten über dem Ganzen vergessen, — die bloße Form! Soll uns, die wir doch eine und dieselbe Wesenheit innig anerkennen, die Form unwiderbringlich trennen? — —"

„Was meinen Sie, gnädige Frau?" fragte Adlerström, dem die verschiedensten Gedanken betäubend im Kopfe kreuzten; — „haben Sie Nachsicht mit mir; — ich fasse den Sinn Ihrer Worte noch nicht ganz." —

Rosaura, welche sich anfänglich von Adlerström schon halb verstanden wähnte, und in der besten Meinung war, er komme ihrem leise und zart angedeuteten Wunsche auf halbem Wege entgegen, erbebte bei jenen ihm wie in Zerstreuung entschlüpften Zwischenworten. — „Wie?" fuhr sie zweifelnd, langsam fort, — „Sie hätten mich wirklich nicht ganz verstanden? Doch! doch! Sie wollen meine Bitte in Scherz kleiden; nicht wahr? Hab' ich's nicht errathen?"

„Scherz! Scherz! Um Gotteswillen keinen Scherz, gnädige Frau!" unterbrach sie der Baron, — „o, nur jetzt, nur jetzt keinen! Ich behielt Ihre Worte ganz genau, doch ich bin außer Stande, mich in deren Bedeutung hineinzufinden. Form? Form! Sprachen nicht von Formen, gnädige Frau?" —

„Ganz recht, lieber Freund! — Hören Sie mich ruhig und besonnen an. Sie sind der Mann der Zeit; hell, aufgeklärt betrachten Sie Verhältnisse, wie solche jetzt betrachtet werden müssen, unbefangen, ohne Überspanntheit und Fanatismus. Wahrlich, wenn ich Ihnen in's offne klare Auge blicke, lieber Freund, fasse ich erst Muth, Ihnen das alles so natürlich und offen zu sagen. — Nun denn, — und nochmals: ich freue mich aus ganzer Seele, wenn Adelheid Ihre Gattin wird, und, daß sie als solche auch glücklich werde, daran zweifle ich in keinem Augenblicke, dafür bürgt mir Ihr ganzes Wesen, das ich ja hinlänglich kenne. Und eben so aufrichtig nenne ich Ihnen denn auch den einzigen Wunsch, den ich in dieser Angelegenheit noch hege und den mir Ihre Vernunft, wie Ihr Herz, auf welche allein es ja ankömmt, gewiß befriedigen werden. Ihre — Glaubensform hält Sie bis jetzt noch von uns ferner, als ich für die Zukunft wünsche; sie würde — glauben Sie mir sicher — auch in der Zukunft stets eine unsichtbare Schranke bleiben, zwischen Ihnen und der — christlichen Gattin. Das ist so wenig, wenn wir's beim Licht betrachten, — weniger als die geringste Kleinigkeit, an die wir heute denken und die wir morgen längst vergessen haben, — eine

Form, — ich sag' es nochmals, — nichts als ein Kleid, und überdies tauschen Sie dabei ein bequemes, moderneres gegen ein altes, unhaltbares ein; — und doch ....“

„Und doch,“ nahm Adlerstein, als sie verstummte, die Rede auf, „und doch ist diese Kleinigkeit von solchem Gewicht, daß sie zwei Herzen erdrücken kann! Nicht?! — Wie, gnädige Frau? — Meinten Sie nicht, daß eben bloß jene Form so unheilbringend wirken dürfte? Und kann dann eben diese Form so gleichgültig sein? Verzeihen Sie, meine Gnädigste, das scheint mir ein Widerspruch, — — o Gott, und ein so arger, — ... als ... ach, ich kann nicht weiter sprechen.“

„Lassen Sie uns ruhig weiter reden,“ entgegnete Rosaura; — „ich schätze Sie aufrichtig, und möchte ungern, daß eine augenblickliche Aufregung die Keime eines langjährigen Glückes zerträte. Die Hand auf's Herz, werther Freund! was ist an Ihnen, was noch nach einer fremden Nationalität, nach einem fremdartigen Glaubensbekenntniß aussähe? Nichts, nichts hält sie daran, als die letzte dünne Faser einer alten halberloschnen Tradition, und der Zufall der Geburt. Sie sind reich, gebildet, edel, geadelt, — sie stünden mit der ältesten Aristokratie im Lande auf einer und derselben Stufe, — wenn — — verzeihen Sie, — wenn sie sich entschließen könnten, durch eigne Willenskraft zu vollenden, was das Glück für Sie begonnen hat!“

Adlerstein schwieg und lächelte die längste Zeit bitter vor sich hin; dann seufzte er schwer auf, als hätte er abgeschlossen mit sich selber und erwiederte:

„Ja, meine Gnädigste; ich sehe ein: Sie haben Recht. Ich bin ein Thor, mich länger gegen die Rolle eines Polykrates zu sträuben; — hahaha! das Schicksal hat einmal neben vielen andern Launen auch die, mich complett glücklich zu machen; nun, so 'was kommt selten, — es ist freilich, genau beseh'n, nur eine Tyrannei des Schicksals, wie jede andre, doch man muß sich drein fügen, wenn man vor der Welt nicht für verrückt gelten will. — Nun also, was würden Sie sagen, wenn ich mich taufen ließe? Würden Sie mir in diesem Falle — nur in diesem Falle, Ihre Adelheid zur Gattin geben?“

„Mein Gott, welche Frage!... Theurer Freund!... Sie begreifen; es gibt Verhältnisse, über die man sich nur bis zu einem gewissen Punkte hinaussehen kann. ....“

„Lassen Sie uns ohne Ceremonien sprechen, meine Gnädigste! Man setzt sich — verzeihen Sie, nur dann wirklich über die Verhältnisse hinaus, wenn man sich ganz über jedes Verhältniß hinaussetzt. — Würden Sie mir also in jenem Falle, — und nur in jenem — Ihre Tochter geben? Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, — sprechen Sie Ihren Entschluß ohne Furcht mich zu verletzen, ohne Rückhalt aus!“ —

„Nun denn,“ erwiederte Rosaura zögernd; — „ich kann es nicht verhehlen, — nur dann!“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortsetzung.)

Durch Ridolfi wurde ich nun auf viele alte Skulpturen in Lucca, die der Zeit des Nichola vorhergehen und deutlich den Übergang zeigen, sowie auf verschiedene älteste Malereien aufmerksam gemacht, auf welche letztere er den Ruhm seiner Vaterstadt gründet, die erste Wiederherstellerin der Malerkunst gewesen zu sein. Wie um die Geburt Homer's die Städte Griechenlands, so streiten sich die Italiens um die Wiedergeburt der Kunst: Florenz nennt Cimabue, Siena Guido, Pisa bringt seinen Giunta, Lucca den Bonaventura Berlinghieri. Und wirklich hat Lucca unter den toskanischen Städten den ältesten namhaften Maler, dem um seiner Kunst Willen eine ganze Kirche geschenkt wird vom König Aistulf, nämlich Auripertus, im Jahr 763; doch hat man keine Bilder mehr von ihm. Inzwischen hat auch jede Stadt für sich Recht, da eine Erde die Kunst von Neuem geboren, und das Kind nur nicht immer hat groß ziehen können. Wenn du mich nicht grade im Verdacht eines Politikus haben willst, so kann ich dir die Bemerkung mittheilen, daß die organische Kunstkraft dieser Städte, genau soweit reicht, als ihre Freiheit, und daß sie nach dem Verlust ihrer Selbstständigkeit auch keine künstlerischen Kräfte mehr hervorbringen. Am auffallendsten war mir dies in Pisa, wo mit dem Tod des Pietro Gambacorta aller Kunstthätigkeit ein Ziel gesetzt war, (obschon er nichts persönlich leitete) die erst vierzig Jahre nachher durch Florentiner unter Cosmus Medicis wieder angeregt wird. Luccas Bedeutsamkeit reicht nun nicht einmal so weit. Aber im zwölften Jahrhundert, bis in den Anfang des dreizehnten hinein, in welcher Zeit die Architektur sich neu belebt hatte und die Skulptur erwachte, geschah in Lucca Außerordentliches. Von ganz ausschließlichem Werthe sind die Kirchen, die man hier Lombardische aus dem achten Jahrhundert nennt, die aber nach meinem Dafürhalten in die angegebene Zeit gehören. Die gewöhnlichen Kunstforscher hier fragen nach gar nichts, die wenigen ungewöhnlichen nach Urkunden, verwechseln aber, wie mir scheint, Stiftungs-Urkunden mit solchen des spätern Aus- oder Nachbaues, das Imperfectum mit dem Perfectum, die ideelle, unsichtbare Kirche mit ihrem sichtbaren Gehäuse.

Die beiden geschichtlich interessantesten Kirchen sind die von S. Frediano und die von S. Martino. Erstere, unter dem Namen der longobardischen Basilika bekannt, reicht offenbar in ein hohes Alterthum, wenn auch nicht bis zu den über sie vorhandnen Documenten, nämlich bis 685. Charakteristisch am Bau ist das breite, feste Aussehen desselben und das Organische in der Construction, was später fast ganz verschwindet. Denn Kuppel oder Tonnengewölbe und flaches Dach schließen sich gegenseitig aus. In S. Martino, einer Kirche von übrigens großartigem Eindruck, der durch eine weite reichgeschmückte Vorhalle erhöht wird, steckt das Halbkreisgewölbe unter dem Dach von 135°. Schon von Außen spürt man den Widerspruch. Wie auf diesem Wege geschieht, das Romantische mit dem Antiken zu vermählen, wird immer ein unorganisches Resultat lie-

fern und so kommt es, daß alsdann die Höhe eines Thurmes sich nicht nach der Basis und dem Verhältniß und der Eintheilung des Unterbaues, sondern nach der Willkühr oder dem Gelde der Erbauer richtet. Darin liegt auch vielleicht der Grund, weshalb die Deutschen die s. g. vorgothische (nach Boisserée romanische) Baukunst offenbar eine Verwandte, wenn nicht gar die Mutter dieser italiänischen, romantischen, liegen ließen und ihren erhabenen Kirchenbauten die eigenthümliche, neue, lebendige Gestalt gaben.

In S. Frediano gibt es ein kirchen-historisch merkwürdiges Werk der Skulptur, einen Taufstein vom Jahre 1161, mit den wunderlichsten Reliefs. Schon die Form eines großen Brunnens würde auffallen, wenn sie nicht zu oft wiederkehrte; (die Kinder wurden ehedem ganz eingetaucht bei der Taufe) aber nun deute mir den Schmuck der umgebenden Mauer, von dem ich nicht einmal weiß, wo Anfang, Mittel, Ende sind. Moses empfängt die Gesetztafeln; daneben sieben Gestalten, von denen die mittlere ein Lamm auf den Schultern, die letzte einen Hasen trägt; dann sieht man ein nacktes Kind auf der Achsel eines Mannes (oder einer Frau), dessen andre Hand ein Trinkgefäß hält, über dem ein Huhn, und unter dem ein nacktes menschliches Wesen; nun ein König (oder eine Königin) auf dem Thron, dahinter eine Figur, die einen Drachen gewaltsam bei'm Schwanze hält, sodann Christus auf einem Feigenbaum und daneben ein Kindeskopf mit Heiligenschein in einer Schaale auf einem Baume u. s. f., u. s. f. Ich glaube, du hast an der Probe genug und bist zufrieden, wenn ich dir sage, daß ich mich daran sowohl, als an der beschädigten Inschrift, die noch Niemand richtig gelesen, hinlänglich abgemartert.

Gewiß erscheint solche Gelehrten-Qual manchen Augen lächerlich, und mir selbst manchmal auch, ohne daß ich mich ihr entziehen kann. Der Gerechtigkeitstrieb aber, der einen Jeden, auch den Vergangensten, als das vor aller Welt will gelten lassen, was er ist, damit er durch Erkanntwerden in Harmonie mit dem gegenwärtigen Bewußtsein trete, der Erhaltungstrieb, der nichts Menschliches mag verloren sein lassen, läßt Einen nicht ruhen, noch rasten und selbst dem alten Meister Biduinus mit seinen eingepuppten Männerchen zu Gefallen, lauf' ich hier alle Tage in ein schlechtes Kaffeehaus, blos weil es gegenüber der Kirche mit jenen mir noch unverständlichen Reliefs liegt, die ich dann unablässig betrachten kann. Lucca hat nun freilich noch einige Perlen, die sonst nur die Kronen der Könige schmückten, drei Bilder von Fra Bartolomeo, die allein die Reise hieher werth sind; aber meine Feder kann ich, wenigstens heute nicht, in einen Kopierpinsel des sichtbaren Göttlichen umsetzen, und deßhalb erzähl' ich dir lieber noch von einigen himmlischen Seltenheiten, die gar nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten zu sehen sind, obschon sie nicht gradezu göttlich genannt werden können.

Das Bedürfniß der Menschen nach der sichtbaren Gegenwart Gottes, im Streit mit der ganz richtigen Besorgniß, daß alles Sichtbare, mit den Erscheinungen des täglichen Lebens zusammenfallend, den Eindruck der Heiligkeit verwische, bringt bei noch kindlichen Völkern so manche Einrichtungen und Gebräuche, die uns nur dann mit Recht lächerlich erscheinen, wenn das betreffende Volk über die Kinderjahre hinaus ist. Fast jede Stadt Italiens hat ihr unzugängliches, fast nie sichtbares Heiligthum. Der Erzbischof von Pisa vermerkte sogleich meine ketzerische Herkunft, als ich bei ihm um die Erlaubniß einkam, kunsthistorischer Zwecke wißen, das alte Madonnenbild im Dom (Madonna sotto gli organi) betrachten zu dürfen, „das er nicht einmal, außer wenn der Staat in großer Gefahr sei, enthüllen könne." Nun das Heiligthum von Lucca ist ein altes Crucifix, das — tief im Meeresgrunde liegend — seine Bestimmung verfehlt haben würde, hätte nicht Gott einen seiner Engel zum heiligen Fredianus (glaub' ich, doch kann's auch ein andrer sein) geschickt, und ihm durch denselben den Ort im Meer bezeichnet, wo es lag. Der Heilige macht der Stadt die Begebenheit bekannt und ladet sie zu dem seltenen Fischzug ein, der den glücklichsten Erfolg hat. Wohin nun aber mit dem wunderbar geretteten Schatze? Das kann und darf Menschenweisheit nicht entscheiden. Zum Glück sind ein Paar junge Ochsen in der Nähe: des Heiligen Rath, diese vor einen Wagen zu spannen, sie nach Gefallen gehen zu lassen und da das Kreuz aufzustellen, wo sie still halten, ward allgemein angenommen. So kam es an die Stelle, wo es jetzt, in einem kleinen Tempel verschlossen, aufbewahrt wird, in S. Martino zu Lucca. Von Gott mit aller erdenklichen Wunderkraft ausgestattet, hat nun menschliche Frömmigkeit dasselbe reich beschenkt, und den in Knechtsgestalt am Kreuze Hangenden zum Träger der kostbarsten Edelsteine, Perlen, Gold- und Silbermünzen und Zierrathen gemacht. Es kommt mir nicht im mindesten lächerlich vor, denn ich denke daran, wie oft wir dasselbe Kreuz mit dem Schmuck unsrer Reden behängen und mit unsern Thränen zieren, ohne uns mehr der Wahrheit rühmen zu können, als unsre Protoplasten, die Donatoren des Volto Santo zu Lucca.

S. Martino bewahrt ein zweites Heiligthum der Art auf, ein Crucifix, dessen kirchlich-religiöser Werth übrigens noch durch einen kunst- und sonst geschichtlichen erhöht wird. Es ist dieses das sogenannte Croce di Pisa, eine Goldschmiedarbeit aus dem 14ten Jahrhundert, eine Lilie, ganz von Gold, kreuzförmig gezweigt, und so den Gekreuzigten tragend, außerdem mit Heiligen des alten und neuen Bundes reich und phantastisch geschmückt. Es war ehedem Eigenthum der Pisaner, und die Luchesen haben es ihnen gestohlen, als Entschädigung für die oben erwähnte Madonna sotto gli organi, die der inwohnenden Wunderkraft halber die Pisaner ihnen zuvor entwendet. Die Güte des Sacristans, eines sehr gefälligen Mannes, vertraute mir das Heiligthum an, so daß ich eine ausführliche Zeichnung nach diesem sehr kunstwerthvollen Werke besorgen konnte.

Ich komme auf Fra Bartolomeo zurück und sage dir, daß er nur hier zu studiren ist.

S. Romano bewahrt zwei ausgezeichnete Bilder, S. Martino eines; alle drei sind gänzlich verschieden, und doch geben alle drei ihrem Meister das Zeugniß seines hohen lyrischen Talentes. Der Gedanke ist immer einfach, allein ergreifend ausgesprochen und zu größter Innigkeit durchgebildet. Erst ist es Gott Vater mit Magdalena und Caterina von Siena, Engel zwischen beiden; dann das hier am höchsten geschätzte Bild der Madonna della misericordia, reich an schönen Gruppen von Frauen und Kindern und geschmückt mit einem vollkommen Raphael'schen Bildniß des Montelatino. Anschauung schöner weiblicher Formen fehlte dem frommen Mönch, aber desto tiefer wußte er sich in das Seelenleben der Menschheit zu versenken. Dies bezeugt vor allen das Bild in S. Martino. In freier Landschaft, die jedoch fast nur die reine Luft als Hintergrund zeigt, sitzt Madonna mit dem segnenden Kinde auf einem Altar, zwei in der Luft schwimmende Engelknaben halten eine Krone über ihrem Haupt, links steht Stephan, rechts der tiefschwärmerische Johannes Baptista und an den Stufen des Altars wandelt ein himmlisches Kind, — die ganze alte Kunst hat nichts

Ähnliches hervorgebracht, diese Psyche in Kindesaugen! — die ganze Erscheinung in Musik. — Solche Werke schafft die Kunst in organischer Entwickelung, sie sind das End-ergebniß von jahrhundertlangen, ernsten, unwandelbaren Bestrebungen. Wer Augen zu sehen hat, der sehe!

(Fortsetzung folgt.)

Reichthum.

„Willst du den Sohn verschmachten lassen,
Arabien, mein Vaterland?“ —
So seufzt der Jüngling mit Erblassen,
Hinstürzend auf der Wüste Sand.

Drei Tage schon labt' ihn kein Bissen,
Jetzt endlich winkt ein tröstlich Bild.
„Was ist's? Ein Beutel — wohl mit Nüssen,
Mit saft'gen Datteln angefüllt?“

Er schleppt sich mühsam nach dem Beutel,
Kaum noch erträgt es die Natur.
Doch Hoffnung und Bemüh'n sind eitel,
Denn ach! was fand er? — Perlen nur.

W. Schat.

Grosses Musik- und Sängerfest zu Mainz.

(Schluß.)

Wir brauchen von einem Komponisten, wie Dr. Loewe ist, nicht erst zu erinnern, daß auch seine Töne das orientalisch-kirchliche Gepräge tragen, und daß die einzelnen Nummern dem Texte ganz entsprechend sind. Das Oratorium beginnt mit einem lieblichen Morgengesang (E-dur), gegen dessen Ende in seraphischen Akkorden die prophetische Vision Mosis gezeichnet ist. No. 2 (D-dur) charakterisirt in einem schwierigen Chor den Volksaufstand, und endet mit einem wirkungsvollen Choral, worin der Schutz der Leviten angedeutet ist. No. 3 zeichnet mit lebendigen Tonfarben das Wehklagen der Unglücklichen bei'm Herannahen der unzähligen Schlangen. Nun folgt der rührende Bittgesang der vier Stämme, abwechselnd mit Solostimmen, und daran schließt sich ein außerordentlich schöner, durch die prophetische Stimme des Moses durchflochtener Chor E-dur. Mit einem bekannten christlichen Choral endet das Werk, letzterer wohl ein Zeichen der Versöhnung, wie die eherne Schlange ein Symbol des Kreuzes! — Was soll man aber von der technisch-artistischen Durchführung dieses Werkes bei unserm Feste sagen? Es ist gewiß, daß der Schöpfer des Ganzen, Hr. Loewe, der selbst als Dirigent dastand, begeisternd auf die Sänger eingewirkt hat. Aber ein solches erstaunenswerthes Ensemble bei Leuten, die zum großen Theil Dilettanten sind, verschiedenen Vereinen angehören, und nur wenigen Generalproben beiwohnen konnten, setzt einen Fleiß und eine Liebe für das Schöne und das Große voraus, die wir nicht genug ehren können. Auch die Solostimmen des Oratoriums waren mit würdigen Repräsentanten versehen, überhaupt die ganze Ausführung des Meisterwerkes würdig. — Damit schloß die erste Abtheilung des Festes. —

Der zweite Theil begann mit Beethoven's Ouvertüre zur Leonore. Ein brillantes Musikstück, voll zarter Melodieen, voll Herz und Gemüth, voll Lieblichkeit und Würde. Sie ward vortrefflich durchgeführt. — Nun folgte die Krone der zweiten Abtheilung, Meyerbeer's Festgesang zur Ehre Guttenberg's nämlich. Der Componist des Robert hatte unserer Liedertafel, deren Ehrenmitglied er ist, eine Komposition versprochen, welche durch die Sprache des Himmels, durch Musik, den Dank der Welt für unsres Guttenberg's Erfindung, und ihre Freude aussprechen sollte, daß nun endlich der gefeierte Name durch ein dauerndes Denkmal am Orte seiner Wiege verherrlicht werde. Und Meyerbeer hat Wort gehalten, und uns und die Welt mit einem vierstimmigen Männergesang beschenkt, der genial und charaktervoll, anziehend und ergreifend ist. Er besteht aus drei Strophen, die mit Chören abwechseln, in welchen Leben und Frische, Munterkeit, Wohlklang und Kraft liegen. Die beiden ersten Strophen beginnen mit einem heitern Allegro moderato (C-dur ¾viertel) und gehn dann in ein Allegretto (⁶⁄₈achtel) über. Die dritte Strophe beginnt mit einem herrlichen Thema (F-dur, ¾viertel), nimmt dann einen mehr ernsten Charakter an, geht allmählig in E-dur über, und schließt sehr wirksam mit dem Allegretto-Satz der beiden ersten Strophen. — Es ist unglaublich, welchen tiefen Eindruck dieser musterhafte Gesang auf die Gemüther machte; bei dem Worte „Guttenberg hoch“ erscholl ein allgemeiner Jubel, der nicht enden wollte, — denn das Fest wurde bekanntlich zum Vortheil des nun bald vollendeten Monumentes gegeben. Aber Meyerbeer hat auch dieses Kind seiner Muse gar würdig ausgestattet. Man muß den Text kennen, um einzusehn, wie unnöthig bei dieser Musik der Text ist; denn sie malt die Gefühle der Brust besser, als Worte sie ausdrücken, — Begeisterung, Freude, Dankbarkeit, Liebe und Anerkennung, — Alles liegt in diesem wundervollen Männergesang. Auch wurde derselbe herrlich vorgetragen. Die Masse der Töne strömte wie aus einem Instrumente. Es war nur ein Ton; aber dieser eine Ton riß Alles mit sich fort, fesselte Alles, und entzückte Alles! —

Den Schluß des Festes machte der „Chor der Gefangenen“ aus Carafa's Kerker in Edinburg. Der Gesang ist munter und kräftig, und, wie das Thema, interessant und anziehend. Die Lebens- und Freiheitslust der Gefangenen sind charakterisirt in der Hauptmelodie A-moll. Diese wechselt ab mit einem kurzen Solosatz und mit einem lieblichen und gefälligen Zwischensatz in A-dur. Dieser Gesang wurde von dem ungeheuern Chor mit seltner Präcision vorgetragen, und verfehlte seine Wirkung nicht. — Außer Dr. Loewe und Mangold hatte die übrigen Nummern unser Pianist Messer, der Gesang-Direktor der Liedertafel, zu dirigiren, und er zeigte, so jung er ist, daß er mit dem Dirigir-Stabe umzugehen versteht. —

Damit wäre zwar das Musikfest beschrieben; aber noch nicht ganz das Fest der Liedertafel. Wie nämlich die auswärtigen Künstler durch ihr uneigennütziges Mitwirken dasselbe ehrten, so wollte auch die Liedertafel diese zahlreichen Kunstgenossen ihrerseits ehren. Sie veranstaltete somit einen großen Festball im neuen Theatergebäude, wo sich mehrere Tausende froher Menschen versammeln, durch Tanz und Chorgesang sich erheitern, und so tändelnd und spielend sich mit Euterpen beschäftigen sollen, wie sie einige Stunden vorher ernst und heilig derselben geopfert hatten. Zu diesem Festball haben die auswärtigen Künstler freien Zutritt. Morgen werden Rheintouren veranstaltet, Wettfahrten auf prachtvoll dekorirten und später illuminirten Schiffen, überall begleitet von der ausgesuchtesten Harmonie-Musik. — So wird das unvergeßliche Fest unter Freuden und Frohsinn enden, und den fremden Theilnehmern wohl eine freundliche Erinnerung an das freundliche Mainz zurücklassen. Wir aber können nur von dem innigsten Danke gegen die Liedertafel beseelt sein, für dieses Institut, das es so gut versteht, den Kunstsinn seiner Mutterstadt zu beleben und ihn zu gleicher Zeit für patriotische Zwecke zu verwenden. Damit kann Mainz auch in dieser Beziehung den ersten Städten Deutschlands zur Seite gestellt werden, wie es in andern Beziehungen ihnen bereits zur Seite steht. Möchte der achte August des nächsten Jahres dem heutigen gleichen! — —

Buntes.

. Paris. Langlois, der bereits durch sein Panorama von Algier das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, hat im verflossenen Monat auch eines von Moskau aufgestellt, welches eine wahrhaft erstaunliche Wirkung hervorbrachte. Es scheint, daß er eine Reihe solcher militärischen Panoramen folgen lassen wird. — Das unbedeutende Theater du Luxembourg wurde mit einem netten Stück: „l'Amour dramatique“ wieder eröffnet. — Henri Monnier ist von einer Kunstreise in die Provinz wieder zurück. — In der Opera-Comique debütirte ein bisher noch unbekannter Tonsetzer mit der Komposition einer kom. Oper „Aida“ (Worte von Bayard und P. Duport) mit Glück. —

. Horace Vernet, welcher sich am 28. Juli in der Suite des Königs unter dem Generalstab der Nationalgarde befand, hat von Louis Philipp den Auftrag erhalten, die Schreckensscene zu malen.

. In Lille ist eine Subscription eröffnet worden, um dem Marschall Mortier auf dem Platze von Chateau-Cambresis, seiner Geburtsstadt, ein Monument zu errichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 190. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 13. August.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

„Nur dann!“ wiederholte Adlerström, dem Anschein nach kalt und ruhig; aber diese Ruhe war die Resignation eines Mannes, der Alles verloren hat, was ihm auf Erden theuer war, und nun im plötzlichen Gefühl seines gräßlichen Alleinstehens auch erkennt, daß jetzt Alles auf ihn ankomme; er blickte schmerzlich gen Himmel, faßte Rosaura's Hand und schwieg. Endlich begann er wieder: „Was müssen Sie der Nachtigall geben, damit sie zur Lerche werde? Gäben Sie ihr dafür auch Alles hin, — sie kann doch nie eine Lerche werden. — Halten Sie mich für keinen Schwärmer, für keinen Träumer! O, ich dachte oft: ich wär' ein Mann und steckte voll Thaten in den Adern, statt voll Gedanken im Kopfe. Nein, ich bin kein Schwärmer; im Gegentheil: ich lebe, wie Sie, wie Alle, praktisch genug in dieser praktischen Welt, bin ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, trage meinen Frack nach der Pariser Mode, so gut wie jeder Andre, und heiße sogar: Baron! Ich will Ihnen erzählen, wie das Letztere so — über Nacht gleichsam — kam, und dann . . . doch, wozu Worte, ewig nur Worte?! Weh über uns! Das ist der Fluch unsrer Zeit: wir fühlen, daß uns die Thatlosigkeit, das immerwährende bloße Klagen Mark und Leben aussaugt, und doch klagen wir, und doch lassen wir's bei der Thatlosigkeit bewenden; das ist das Tragische an unserer Generation, daß wir das Bessere fühlen, sogar darüber nachdachten, darüber sprechen, und doch zu schwach, es zu vollbringen, immer zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir sein sollten, schweben und schaukeln und träumeln. . . . Mein Vater, David Adler, war in seiner Jugend schon ein wohlhabender Mann, mein Großvater Baruch war noch ein Bettler. Mein Großvater ging von Dorf zu Dorf, von Straße zu Straße, mit dem Zwerchsack auf dem Rücken, man hieß ihn den geizigen, den schmutzigen Baruch; kein Schuft, der ihn nicht verhöhnte, — wenn er ihn nicht brauchte; der ihm nicht gute Worte gab, wenn er von dem armen Schelm Geld auf Zinsen haben wollte. Der alte Baruch blieb sich bei allem gleich, er zuckte die Achseln, wenn er sein Geld — in Kreuzern — auslieh, — er zuckte die Achseln, wenn man ihn da oder dort aus dem Hause warf. Er starb. An sein Todtenbette kam ein Mann, — es war ein Christ; der drückte ihm die Augen zu; — es war ein Christ, meine Gnädigste, der zu ihm kam, ein reicher Edelmann, — der Name thut nichts zur Sache; — jener reiche, adlige Christ weinte am Sterbebette des armen, alten Juden. Wissen Sie, warum? — Mein Großvater hatte ihm einst in einer gefährlichen Zeit, da der Edelmann politischer Verhängnisse halber außer Landes flüchten mußte, das ganze unermeßliche baare Vermögen gerettet, aufbewahrt, wie seinen Augapfel, treu in die Hand zurückgegeben mit allen Zinsen, die es einstweilen während einer Reihe von Jahren getragen, — und mein Großvater Baruch starb — arm. Der reiche Edelmann war nicht undankbar; er schenkte meinem Vater ein ziemlich bedeutendes Kapital — aus Dankbarkeit, — Dankbarkeit kann man gegen Juden nicht anders, als mit baarem Geld beweisen — —

gleichviel; mein Vater wußte die Dankbarkeit zu schätzen, das Kapital und — sein Glück zu benützen. Er spekulirte. Mit jeder neuen Spekulation wuchs sein Vermögen unerhört, bis er es blos nach Millionen zählte. Mein Vater ließ mich erziehen, wie einen Fürstensohn, — er liebte mich, wie etwa ein Christ sein Kind lieben kann; nur für mich spekulirte, sammelte er; — Friede der Asche des Gerechten! — Bald galt sein Credit dem von Königen gleich, bald überstieg er ihn; man machte ihm den Hof; das schlechte Haus, in dem er, in dem sein Vater, in dem ich geboren, wimmelte von Ordensbändern; er hätte einen Bandhandel anlegen können, — denn man trug ihm mehr als eines an; — mein Vater machte darin nicht gern Geschäfte. — Genug! Mein Vater starb. Man glaubte seine Verdienste nach seinem Tode an mir belohnen zu müssen, vielleicht, — weil man der Meinung war, ich würde die Spekulationen des Seligen fortsetzen; ich bin jedoch leider dafür nicht geboren, — nun! — man that denn ein Übriges und erhob mich in den Adelstand. Das ist meine Geschichte. Was ist daran Besondres? — werden Sie fragen. — Nichts, — ich gestehe; es sind Begebenheiten, wie es deren viele gibt, und mein Leben spielt dabei bis jetzt leider die armseligste Rolle; ich habe noch nicht begonnen selbst zu leben, ich genoß bis jetzt bloß das Leben Andrer. Nur Ein interessanter Umstand ist Ihnen vielleicht noch unbekannt, — denn ich habe mich ja erst seit einigen Jahren hier in diesem Lande eingebürgert; der arme alte Baruch war, wie gesagt, mein Großvater, und jener Edelmann, der ihm die Augen zudrückte — der Ihrige, meine Gnädigste!"

„Wie? — O mein Gott! Was höre ich?" —

„Nichts, gnädige Frau, — wenn ich Sie bitten darf, — gar nichts hörten Sie; — wenn Sie nämlich nur in einem Augenblick glauben könnten, ich wollte durch jene einfache Erzählung Ihren Entschluß über mich und mein Glück dadurch etwa auf irgend eine Weise bestimmen. — Ich habe auch meinen Stolz, wenn's auch nur ein jüdischer ist. — Nun denn, hören Sie mich weiter an: — Jener arme Baruch war ein Ehrenmann, ich trage seinen Namen; ja, Baruch heiße ich. — Nicht wahr? diesen jüdischen Vornamen sollte man vor dem christlich klingenden „Adlerström," womit man mich baronisirte, nicht suchen! Ich bin stolz auf diesen Namen, ich möchte ihn um kein Königreich vertauschen. Was könnte mir auch dafür zum Ersatz werden? Dieser Name Baruch ruft mir's tagtäglich in's Gedächtniß, daß mein Großvater ein Jude war; daß mein Vater ein Jude war; das ist mein Ahnenstolz, gnädige Frau! — Setzen wir den Fall, — die Welt schlüge einmal plötzlich um; meine Religion würde auf dem ganzen Erdball die herrschende, der Übertritt zu ihr könnte dem Christen Ehre, Ansehn, alle Freuden und Güter des Lebens verschaffen, — könnten Sie sich in einem solchen Falle entschließen, um solcher Dinge willen alles aufzugeben, was Ihnen bisher werth und heilig war, bis auf den Namen, selbst den Namen, ja, ja! — eben auch den Namen, so wenig und doch so viel, nichts als einen in willkührliche Laute gezwängten Hauch! Könnten Sie's? Wie ich Sie kenne, — wären Sie's nie, nie, um keinen Preis im Stande, und gält' es selbst das Leben. — Ach, das Leben! Was ist Leben ohne Freiheit! — Was ist süßer, dem bloßen Mammen anzugehören, oder Herzen? Und nun erst tausend Herzen! — Fühlen Sie's? — Und tausend unglücklichen obendrein!" (Forts. f.)

Briefe aus Italien.

(Fortsetzung.)

Eilfter Brief.

Lucca, am 21. April.

In welche Farben tauch' ich meinen Pinsel, um dir den heutigen Tag zu malen? O! daß es einen solchen auf Erden gibt! und daß wir uns seiner freuen können!

Wie ich für Pisa die rechte Zeit erwählt, so hat mich mein guter Stern zur glücklichen Stunde hieher geführt, in den lieblichsten aller Frühlinge, wo die Natur, um sich dieses Festes voll erfreuen zu können, all die ewigen Jugendmittel von Pinien und Cypressen, Myrthe und Lorbeer zur Seite gelassen, und allein das tausendfarbige und doch nur grüne Kleid angethan, in welchem sie uns Nordländer von früher Kindheit an zu fesseln weiß. Pflücke mit mir den vollen Wiesenblumenstrauß, in dem sich unsre Treibhaus- und Feldblumen zusammenfinden, setze dich zu mir in's hohe Gras, in den Schatten des von Reben umsponnenen Pappelbaumes, steige mit mir den Hügel hinan und genieße der berauschenden Aussicht über eine weite, grüne, mit Villen und Dörfern übersäete Ebene, die von allen Seiten von melodisch aufsteigenden Gebirglinien begränzt, gegen Norden in die Alpenthäler der Appeninen sich verliert; folge mir zu den rauschenden Fällen des Bergbaches, und lege dich mit mir unter die blühenden Rosenbäume und träume unter dem Zauberliede der Nachtigallen von — der Gegenwart. Denn nichts anderes hat Raum an solchem Tage, in solcher Welt! Den Frühling kennt Keiner, der ihn nicht an solchem Tage hier gesehen, wenigstens im Geiste. Wie unbegreiflich ist mir nun das Vorurtheil, in Italien gehe er spurlos vorüber. Seit dem Januar gehe ich ihm zur Seite und täglich bot er mir neue Schätze, bis er heute mich aus seinem vollsten Füllhorn überschüttet und berauscht. Wie habe ich heute wieder den Odem der Natur empfunden, und ihr mein ganzes Leben zugesagt. Ach, wie arm ist unser Thu'n! Während ich dem murmelnden Geschwätz der Quelle zuhörte, die den sich grüßend neigenden Blumen, auf denen der Goldschimmer des Tags mit dem Thauhauch des Morgens wetteifernd rang, ein freundliches Wort sagte, während ich zwischen den glänzenden Stämmen hoher Bäume hindurch in die große ruhige Landschaft, nach den zarten, duftigen Fernen sah und das azurne Licht durch heitre Blättergewölbe drang, tönte aus der nahen Kapelle das Plärren einer griechischen Messe, der, der finstern Halle zugekehrt, das Volk andächtig knieend zuhörte.

Gern kehrte ich um nach der holdseligen Welt um mich.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du Geist der Erde bist mir näher!"

Am 22. April.

Daß der Mensch bis zu solchen Zeichen seines Dankgefühles herabgesunken! und —

Doch da ich durch einen ganzen arbeitvollen Tag einmal aus der gestrigen Stimmung gerissen, will ich auch nicht heute mich hinein zurückschieben. Soll man doch alles Hohe nur selten sehen, nicht sowohl um seine Wunderkraft, als um die eigene Empfänglichkeit frisch zu erhalten. Nur das muß ich dir doch sagen, wo ich und der Frühling eigentlich waren, nämlich in der Villa di Marlia, einem Landsitz des Herzogs, etwa anderthalb Stunden von der Stadt, den Bädern zu, entfernt. Wie dahin die griechische Kapelle kommt, erklärt sich aus einer seltsamen Richtung des Fürsten, einer Vorliebe für alle Religionen der Welt.

Afrikaner und Afrikanerinnen sah ich im Schloß, von denen mir gesagt wurde, daß ihr Heidenthum eine ihrer Dienstbedingungen sei; daß er in Dresden am evangelischen Gottesdienst, namentlich am Abendmahl Theil genommen, ist vielleicht nur seiner Religionenliebe zuzuschreiben. Der griechisch-christlichen Religion nun hat er einen eignen kleinen Tempel in seinem Park errichtet, um ihn aber nicht wie den Besitzer des Wörlitzer zur bloßen Façade eines Treib- oder sonstigen Gartenhauses zu machen, hat er nicht nur zwei Popen, sondern auch eine ganze kleine Gemeinde dazu verschrieben, deren Existenz sich auf die Verpflichtung gründet, in besagter Kapelle Gott auf griechische Weise anzubeten.

Am 23. April.

Schön ist's hier, mein Freund, wunderbar schön, ich sehe mich nicht satt an den herrlichen Gebirgen, die alle Töne einer landschaftlichen Scala durchlaufen, an den alten Kirchen und Thürmen und sonstigem Gebäu der Stadt, an dem Frühling. Auch gibt es so manche Skulpturen hier, die in keiner Geschichte der christlichen Kunst fehlen dürfen und in keiner stehen, doch gestern erhaltene Briefe vom Prinzen beschleunigen meine Abreise nach Florenz.

So will ich dir noch eines und das andre aus der Lucasstadt erzählen, wie mir's grade in die Feder kommt.

Bis drei zwar können die Lucasstädter zählen, und darüber, aber nicht bis sieben, nämlich an der Uhr, die blos bis sechs reicht, die aber, um die fehlenden Töne zu ersetzen, mit dem Viertelstunden-Schlag jedesmal den der ganzen wiederholt, so, daß — da sich eine große Menge Thürme mit Schlaguhren hier befinden — ein ewiges Geklimper ist, das mich, bis ich den Schlüssel fand, ganz verwirrte. Denn was, frag' ich, soll sich ein guter Münchner halb acht Uhr etwa denken, wenn's auf allen Thürmen drei schlägt?

Zu den merkwürdigsten Einrichtungen in Lucca gehören die Brunnen, die alle in offnen gemauerten Tiefen das frischeste Wasser haben. Nun gehen die Leute nicht aus dem Hause heraus, oder herunter, sondern Ketten und Seile nach dem an der Mauer befindlichen Brunnen; ist er aber vom Hause entfernt, so bilden eiserne Stangen, die von allen Stockwerken herabreichen, eine Art Brücke für die Gefäße bis zur senkrechten Höhe über demselben, und umspinnen ihn häufig wie ein Netz. Man sollte meinen, die Leute hätten erschrecklich viel zu thun, daß sie auf solche Ersparnisse fallen, bis sie um eine der beliebtesten geselligen Zusammenkünfte bringen. Aber grad' umgekehrt: in der Lucasstadt wird weniger gearbeitet und mehr gebettelt, als sonst wo im obern Italien. Dafür ist auch hier mehr Geistlichkeit, als an andern Orten, in der der gemeine Menschenverstand nicht viel mehr, als bezahlten Müßiggang erblickt. Ich läugne dir nicht, daß, wenn ich so eine lange Kolonne junger Burschen in den geistlichen Uniformen nach der Kirche ziehen und dort nichts, als Lichter halten, Rauchfässer schwenken, die Stufen auf, die Stufen ab gehen sehe, ich oft preußische Werber von 1740 herwünsche, die den Burschen etwas Schwereres in den Arm gaben und an's Herz drückten, als eine Wachskerze. Wahrhaftig, soll einmal eine Masse der Bevölkerung zur Maschine gemacht werden, dann doch lieber Regimenter gebildet: Marschiren und Exerziren ist doch Thätigkeit und bildet seine Leute, zumal, wenn wie in Preußen, etwas Ordentliches nebenher gelernt wird.

Zwölfter Brief.

Florenz, am 11. Mai.

Mit dem Namen Mai umzog mich schon als Kind ein ganzes Meer voll Seligkeiten; wie in einer Märchengondel sitz' ich nun und schwimme darin, und die ausgebreiteten Arme, mit denen ich die reiche, frohe Welt umfasse, sind mein Segel und mein Steuer. Heut' hätte ich fast vor einem allerliebsten Mädchen zugeschlagen, das am Arno auf und ab aus ihrem vollen Korbe die Spazirenden mit Maiblümchen schmückte. Was ist die Phantasie bei so überraschender Anmuth geschäftig und wie schreibt man gleich einen Band florentinischer Elegieen, ohne eine einzige erlebt zu haben! Glücklich überdieß, wer auch die eine erste nur einmal erlebt, da die Widerholung jeden etwaigen Zauber der Phantasie vertilgt.

Der Weg von Lucca über Pescia, Pistoja und Prato ist, zumal in jetziger Jahreszeit, der schönste von der Welt. Du fährst fast ununterbrochen in Gärten, längs einer Hügelreihe hin, die immer mit der Mauerkrone von Dörfern und Städten, Kirchen, Klöstern und Villen geschmückt ist. Pistoja selbst ist für neuere Kunstgeschichte, namentlich die der christlichen Skulptur sehr wichtig. Nicht nur, daß des Luca della Robbia Hauptwerk daselbst zu suchen ist, sondern es bewahren auch mehre Kirchen ausgezeichnete Schätze aus der Pisaner Periode und der vorangehenden, und zwar solcher Art, daß man an eine Wanderung der Kunstentwickelung von Pistoja über Lucca nach Pisa glauben sollte. Das in gewisser Beziehung bedeutendste, nämlich seltenste, wird immer der Altar in S. Jacopo bleiben.

Er war von alten Zeiten her mit Reliefs aus Gold und Silber von der untern Bekleidung an bis obenhinaus prachtvoll geschmückt; dazu mit kostbaren Geräthen, an denen die seltensten Edelsteine prangten, vollauf versehen. In den Neunziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts wurde dieser Altar beraubt; wir kennen den Dieb, Vanni Fucci, durch Dante, der ihm bei seiner Wanderung durch die Hölle (im 24sten Gesang) begegnet. Der Überrest der alten Madonna, die im Jahr 1294 oder 96 den fälschlich Angeklagten Nannuci befreite und den Thäter offenbarte, wird noch heutzutage mit großer Frömmigkeit vom Volke verehrt. Aber der Altar selbst wurde sogleich nach begangenem Diebstahl auf's neue herrlich ausgeschmückt und würde noch gegenwärtig von ganz vollkommener Wirkung sein, hätte nicht fromme Geschmacklosigkeit im verfloßnen Jahrhundert die alte Architektur desselben verworfen und durch damals herrschende ersetzt, die einen widerwärtigen Gegensatz gegen die vielen, kunstwerthvollen geschichtlichen Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente bildet, an denen sich die Kunst-Entwickelung jenes ganzen Jahrhunderts der ersten Blüthe vortrefflich zeigt. Was mich, als ich im Wirthshaus wieder saß, noch nachträglich überraschte, war, daß ich von diesem so bedeutungsvollen Kunstwerk nie etwas

gehört, obschon ich so Manchen gesprochen, der in Pistoja war. Vasari, bei dem ich mich leider nun schon daran gewöhnt, daß er in allen älteren Dingen höchst unzuverlässig ist, gibt so falsche Namen an, daß ich nach ihnen nicht auf das Vorhandene schließen konnte. Am lebhaftesten hat sich mir die silberne Statuette des heiligen Jacob eingeprägt, die von einem Zeitgenossen des Andrea Pisano, Meister Giglio aus Pisa gefertigt worden, und die, wie ich in einer alten Chronik fand, schon in der Werkstatt des Goldschmieds religiöse Verehrung empfing, ihrer Schönheit willen.

Pistoja hatte noch einen besondern Reiz für mich als Deutschen; ich hoffte einem Landsmann auf die Spur zu kommen, der zu den wahrhaft poetischen Erscheinungen in der Kunstgeschichte gehört. Es ist dies ein Bildhauer aus Cöln, der im Dienste des Königs Karl von Anjou für diesen manch künstliches Werk aus Gold und Silber fertigte. Er mußte in Florenz Augenzeuge sein, wie eines dieser kostbaren Gefäße von seinem fürstlichen Freunde aus Geldmangel eingeschmolzen wurde, und nahm sich diesen Kunstmord so zu Herzen, daß er seinem Beruf und der Welt entsagte, in die Wüste ging und als Einsiedler lebte. Doch so groß war der Ruf von seiner Kunst, daß die italiänischen Bildhauer ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten, daselbst seine Lehre zu empfangen. Nun spricht Vasari von einer Kanzel in S. Giovanni Fuori civitas in Pistoja, die ein Deutscher gemacht habe. Du kannst dir vorstellen, daß ich an keinen andern, als meinen Cölner Meister dachte, aber eben so gut mein Erstaunen, als ich eine rein italiänische Arbeit antraf, die ich sogar in der ersten Verwirrung für eine des alten Nichola halten mußte, bis ich auf deutliche Spuren der bloßen Nachfolge dieses großen Meisters traf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nationalgardist und die Höllenmaschine von 1835.

In den großen Tragödien spielen die Kleinen, in der Weltgeschichte die Geschichte der Menschen. Wir sind es, die Einzelnen, die das große Rad der Begebenheiten, ich möchte sagen, den Stein des Sisyphus, fortwälzen, und wenn wir darunter erliegen, kümmert sich keine Seele darum. Der große Haufe, Volk genannt, stürzt mit ewiger Jugendkraft in Stromesfluth daher, den Graben mit Leichen auszufüllen, über welchen der Weg geht. Und der Weg ist unendlich wie die Zeit, die Zeit unendlich wie der Weg.

Ich will die Geschichte eines armen Dänen erzählen, der am Tage des großen Mordes unter den Kugeln des Boulevard du Temple fiel. Es ist nur eine von den Tragödien des großen Trauerspiels, aber gewiß die rührendste, ergreifendste.

Eduard Venetter war einer von den liebenswürdigen armen Ausländern, die daheim nicht Vater noch Mutter mehr haben, und vor mehreren Jahren nach Paris gekommen war, um sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit eine Existenz zu gründen. Das erste Jahr hatte er damit zugebracht, Holz zu schneiden; im zweiten hatte er sich so viel erspart, daß er sich selber Holz kaufte, um es zu zerschneiden, und im dritten endlich beschäftigte er andre Arbeiter und fing an, einen ergiebigen Handel mit geschnittenem Holze zu treiben. Alle Leute lobten sein redliches Betragen, seine Sparsamkeit, seine Geschäftskenntniß, die keinen Vortheil außer Acht ließ, und Alle machten sich ein Vergnügen daraus, sein Fortkommen zu fördern.

Dieses Jahr war das vierte, das Venetter auf diese Weise mit wachsendem Glücke erlebte. Er hatte es durch ein Doppelfest zu dem schönsten seines Lebens machen wollen, indem er zum Erstenmal die Uniform der Nationalgarde anlegte, und sich mit einer schönen Dänin, die er Behufs dessen besonders aus seinem Vaterlande verschrieb, verlobte.

Am 28. Juli wollte der neue Holzhändler der Revue auf dem Boulevard mit einer Bärenmütze und gelben Handschuhen beiwohnen, zum Erstenmal den König sehn, und am dritten August sollte die Hochzeit sein. Kein Mensch war so glücklich als Venetter; denn seine blaue Uniform war vom feinsten Tuche aus Flandern, und seine weiße Paradehose saß wie angegossen. Er war der erste Grenadier der 8. Legion, der zum Appell kam.

Seine Geliebte hatte unterdeß geschrieben, und eine doppelte Antwort erhalten. „Du wirst mich nicht kennen," schrieb er, „liebe Louise; denn ich trage eine Uniform und eine Mütze, größer als eine Bischofskappe. Ich habe jedoch schon alle Vorkehrungen zu deinem Empfang getroffen, und ein recht artiges Appartement gemiethet. Am Sonntage nach unserer Trauung, das ist am 9. August, sollst du mit mir im Paradeanzug der Nationalgarden-Fête im Tivoli beiwohnen, und Luftballon und Feuerwerk sehn, wie nie in Dänemark. Ich habe mich bereits auf der Liste unterzeichnet."

Der arme Mensch! er ahnte nicht, daß hoch auf der Dachstube eines unter Bäumen verborgenen Hauses ein fürchterliches politisch-fanatisches Ungethüm revolutionäres Verderben brütete, und daß auch ihn eine Kugel treffen würde, wenn er vom Nationalgarden-Freude „vive le roi" gerufen. Als die Legionen sich aufstellten, und er seinen Platz in der Nähe des Jardin-Türc, gegenüber dem kleinen Theater der Madam Sacchi, erhielt, versprach er seinem Vordermanne eine feste Nachmittagszeche, wenn er ihm durch einen Tausch bessere Gelegenheit verschaffen wolle, in die Nähe des Königs zu kommen. „Vielleicht reicht er mir die Hand," sagte er, „wie er das so oft zu thun pflegt, oder er grüßt mich insbesondere freundlich."

Die Stunde kam, eine Staubwolke verkündet die Rosse des Hofstaates, an dessen Spitze Ludwig Philipp einen stolzen Braunen ritt. Die Menge summte, viele Stimmen riefen: Evviva's, hie und da wiehert ein Pferd, da und dort stöhnte eine gedrückte Frau, oder ein Kind fing an zu schreien, ein Hund zu heulen. Venetter's Herz klopfte voll blinden Enthusiasmus, voll Vaterlands- und Fürstenliebe. Er hätte sich, ohne zu wissen warum, für den König umbringen lassen. Das war wirklich sein Schicksal.

Als das verbrecherische Fenster klirrte, glaubte der brave Holzhändler, es blitze ein Geschütz durch die Bäume. „Sire," wollte er rufen, „Sire, sauvez-vous!" allein die Worte konnten blos gedacht werden, da plötzlich der Donner der Höllenmaschine ihn zerschmetterte. Zwanzig Personen stürzten für todt nieder vor den scheuen Pferden, funfzig andre fühlten sich verwundet, oder von Kugeln gestreift. Eduard Venetter wälzte sich mit fünf seiner Nachbarn im Blute —

„Le roi," stöhnte er — — „ah, ma Louise!" Und man trug die Sterbenden in den Garten und das Billardzimmer des Jardin-Türc, wo sie ohne Unterschied des Ranges und Standes, Marschall, Ministerpräsident und Proletarier und Grenadiere zusammen gebettet wurden. Dreizehn davon waren todt.

Venetter lebte noch einige Augenblicke, obgleich ihm die Kugel den Kopf durchbohrt hatte. Die Aerzte und Kommissarien fanden eine Brieftasche in seiner Uniform, worin sich ein Brief in dänischer Sprache befand, der „Louise" unterzeichnet war. In Folge der Adresse wurde der Hauswirth des Unglücklichen von dem Tode benachrichtet, und Befehl gegeben, das ankommende Mädchen mit Schonung und Vorsicht von ihrem Verluste zu benachrichtigen.

Louise ist jetzt in Paris und wähnt ihren Bräutigam auf einer Geschäftsreise. Der morgige Begräbnißtag soll ihr die grausige Wahrheit enthüllen, daß ihr Gatte — eine Leiche ist.

Paris, den 4. August 1835. Viktor Lenz.

Französische Literatur-Notizen.

*** Die Revue de Paris (vom 19. Juli) beurtheilt in ihrer „Revue poétique" die „dernières paroles" und das „souper chez le commandeur" von H. Blaze äußerst günstig. Das letztere ist eine theils dramatische, theils lyrische, theils elegische Dichtung, und faßt die alte Don-Juans-Fabel von einem Dante'schen Gesichtspunkte aus auf.

*** Von Friedrich Soulié ist ein neuer Roman erschienen: „der Staatsrath" (ein Sittenspiegel aus der Gegenwart, Studien aus dem Leben, in einfachem, würdevollem Styl, das beste von Soulié's bis jetzt erschienenen Werken).

*** Das Interesse der Wissenschaft wird mächtig in Anspruch genommen durch das bei Arthur Bertrand in Paris erschienene Werk: „Voyage du Luxor en Egypte", von de Verninac-Saint-Maur.

*** Von Madame Augustin Thierry erschienen „Scènes de moeurs et de caractères au dix-neuvième siècle et au dix-huitième."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 191. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 14. August.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

Rosaura blickte ihn mit inniger Theilnahme an; sie war zu edel, als daß solche Gesinnungen, deren Wahrheit und Treue sie erkannte, in ihrem Herzen nicht anklingen sollten, — und doch zu — adlig, als daß sie, obgleich sie sich selbst durch die schönen Vorstellungen von Humanität und Aufklärung täuschte, — der Achtung, der Freundschaft, der Dankbarkeit die alten Vorurtheile ihres Standes aufgeopfert hätte. Adlerström bemerkte den Kampf in ihrem Inneren gar wohl, und ein bittrer Schmerz, darüber, daß selbst die Besseren sich des alten, morschen, geschminkten Wahnes nicht erwehren können, durchschnitt sein Herz; — das war ihm oft noch empfindlicher, als, daß er seine blühenden Zukunftsträume so plötzlich welk und dürr abfallen sah. Und doch fühlte er in sich eine gewisse Beruhigung, eine gewisse Erleichterung, als hätte er Bürden von sich abgestreift, Ketten, die ihn an jeder freien Regung und Bewegung gehindert hätten. Wehmüthig sprach er zu Rosaura:

„Sie haben mir das Liebste entnommen, woran sich alle Organe meiner Seele anklammerten. Es ist vorbei! Es ist ausgekämpft. — O Gott! O Gott! — Ich danke Ihnen! Es war ein bittrer Kelch, ich leerte ihn bis auf die Hefe, — aber so mußte es kommen; gut, gut! — ich danke Ihnen. So habe ich also von niemand mehr etwas zu hoffen, als von mir, und für niemand mehr zu schaffen, zu handeln, als für mein Volk. — Ah, ich bin frei, frei, frei! — Ich werde, was ich beginne, nicht aus dumpfer Verzweiflung thun, nicht um meinen einzelnen Schmerz zu betäuben. — Nein, nein! — Halten Sie mich nicht für klein, nicht für selbstsüchtig. — — Leben Sie wohl, Gott schütze, segne Sie; denken Sie nie, nie daran, daß Sie mir weh gethan, wie weh! Ich kann Sie, ich kann Adelheid von nun an nie mehr sehn. Der Jude würde in mir um Gerechtigkeit schreien, wenn der Mensch sich in den Staub vor sie hinwürfe, glücklich, den Saum ihres Kleides zu berühren, — — nein, nein! — Dieser Schmach, dieser langsamen Vernichtung muß ich ausweichen. Ich habe Pflichten, heiligere, gegen mehre, als bloß gegen mich! — Gott schütze, Gott segne Sie!“ Seine glühenden Lippen preßten einen Kuß auf Rosauras bebende Hand. Er entfernte sich hastig. Adelheid eilte aus dem Palais, zu ihrer Mutter; sie fand sie in Ohnmacht. — „Heiliger Gott! was ist hier geschehen?“ rief sie in Todesangst. — Rosaura schlug langsam wieder die Augen auf und erwiederte leise: „Was hier geschah? armes Kind! Ein Opfer für den glühenden Moloch unsrer Zeit. Wir wissen das Edle und vollbringen das Unedle, — müssen's vollbringen!“

III.

Lange Zeit schwankte und zweifelte Adlerström: sollte er noch einige Zeilen des ewigen Abschieds an Adelheid schreiben und senden, ihr Herz erforschen, ob auch sie, eben auch sie die Meinungen der Mutter theilen könne, und wirklich theile, — ob, wenn er auch für immer von ihr getrennt bleiben müsse,

nicht etwa der Trost ihn begeistern würde, Adelheid, sie, ja sie, die er geliebt mit der ganzen Kraft seiner Seele, stehe an Adel und Reinheit der Gesinnungen wie ein Cherub Gottes über allen andern Frauen der Erde; — sollte er's wagen, auf die Gefahr der neuen schmerzlichen Enttäuschung hin? Auf die Gefahr hin, auch aus dem Munde des Wesens, dessen Angedenken er wie einen schützenden Talisman rein und heilig in sich bewahren wollte, nur irgend einen Hauch zu empfangen, der ihn an seine Herkunft erinnere, an seine Schmach, an die furchtbare Nothwendigkeit, — als Crösus doch der Sclave jedes Bettlers sein zu müssen?! —

Die Liebe überredete ihn mehr als einmal, alles bei Seite zu werfen, um nur noch ein Wort der Theilnahme, nur eine süße Labe des erneuerten Bekenntnisses aus ihrer Erwiederung in sich saugen zu können; — der männliche Edelstolz richtete ihm den gebeugten Nacken empor, zerriß ihm jedesmal die mehr als einmal begonnenen Zeilen, flüsterte ihm in's Herz hinein, frisch, neubelebend wie der Athem des Morgenwindes: „Sei ganz! Sei ganz! Jetzt, eben jetzt in dieser Zeit der Halbheit, des Träumelns, des Schwätzens, des Grübelns, sei ganz, sei selbst That, sei selbst dein Volk! Wie? du fühlst deine große Pflicht und bist schwach genug, nicht einmal dein Herz zum Opfer bringen zu können? Müßtest du nicht erröthen, wenn du neue Demüthigung erführest? Nein, fort mit allem, was nur dir, als dem Einzelnen, lieb, werth, bequem ist; — wirf alles auf den Altar, Gold, Ansehn, Freuden, Ruhe, — warum nicht auch dein Herz, hier so nutzlos, so unverantwortlich zersplittert, — dort gewichtig, wenn jeder Schlag desselben eine That für dein Volk wird. Dein ganzes Leben war bis jetzt nur ein feiger, erbärmlicher Schmerz über das Nothwendige, worein du dich fügtest, — sei es von nun an — vielleicht eine tausendfältige Todeswunde, deren Blut doch befruchtet, urbar macht."

Er hatte einen argen, hartnäckigen Gegner: — diese Liebe in seiner Brust, diese Liebe, so voll von Lebenskraft, daß sie, hundertmal getödtet, hundertmal wieder aufzuckte. — Versucht's, — Liebe auf einen Streich zu tödten! Als ob ihr hofftet, der Hunger werde euch so schnell wie ein Pistolenschuß tödten; — ihr saugt doch Luft unwillkührlich als Nahrungsstoff; — ihr stürzt euch in's Wasser, ihr wollt sterben, aber der Lebensdrang spottet euch aus und schafft eure Arme zu Rudern um. So ist's mit der Liebe. Wer einmal, wahr geliebt, der hat Liebe nicht wie ein Geschäft begonnen, und kann sie daher auch nicht wie ein Tagewerk abthun, „Morgen hab' ich etwas anders zu schaffen!" Das sind Schalkspossen. Sie bleibt, wo sie ist; sie tödtet euch lieber, als daß sie euch verläßt, — sie begräbt euch fromm, wie das Rothkehlchen im Mährchen, sie gräbt euch wieder aus, wie eine Hyäne, sie will, daß ihr im Grabe nicht ruht, und dann schwingt sie euch auf Flammenfittigen empor.

Er rang wie ein Mann, der am Abgrund steht, hinter sich den Schergen; aus dem Abgrund schallt ihm eine süße Stimme herauf, der er in Jünglingsträumen oft gelauscht, die Stimme des geliebten Weibes: er streckt die Arme aus, nach dem, was nur mehr wesenloser Klang bleibt, wie Echo; er sehnt sich thöricht hinab; da blickt er hinter sich, sieht den Schergen, der die Faust schon erhebt, um ihn hinab zu stürzen! Jetzt gilt's Ehre, — Scham; sterben können ist etwas, — den Tod aus Tyrannei hinnehmen, geduldig abwarten, ist hündisch. (Forts. folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortsetzung.)

Während ich noch an den Einzelnheiten studirte, trat ein Geistlicher zu mir, der sich bald als den Prior der Kirche kund gab, und den ich nach einigen einleitenden Gesprächen, durch meine Angabe über wahrscheinliche Zeit und Meister der Kanzel, so weit gewann, daß er mir vertrauliche Mittheilungen machte, wie er im Besitz der Documente sei, die volles Licht über dieses ganze Werk werfen, und wie er sie nächstens herausgeben werde. So sehr ich mich darüber freute, so konnte ich doch ein gewisses Mißtrauen nicht unterdrücken, von dem ich hoffe, daß es ungerecht ist, da die Geschichte der christlichen Skulptur nur durch Aufklärung all dieser einzelnen dunkeln oder trüben Stellen möglich ist.

Doch, indem ich dir von Jüngstvergangenem erzähle, sinkt mir die Feder, wie von Blei beschwert, aus der Hand, und das Auge verlangt immer seitwärts durch das Fenster zu sehen. Wieder, wie in Pisa, am Lung-Arno hab' ich mein Lager aufgeschlagen; gegen mir über liegt die alte, wunderbare Stadt mit ihren Schlössern und Thürmen; nach Osten und Westen ist das Thal offen; links, hoch auf dem Berge, ragt die alte Kirche von S. Miniato da monte, weiter rechts die Veste der Stadt; hinter den Giebeln der Häuser, hinter Kuppeln und Thürmen ziehen sich die Berglinien nach Westen und dem Meere hinab; im Dufte schimmert das Kloster Monte Uliveto von unten herauf, umgeben von einem Kranz von glänzenden Villen, und eben beleuchtet die Morgensonne die fernen, noch mit Schnee bedeckten Gipfel der Appeninen. Unter mir führt der Fluß seine Wellen, und Schiffchen und fleißige Schiffer vorüber, über ihm, selbst auf den Brücken, steigen die Wohnungen, wie Pflanzen, die immer neue Schößlinge treiben, empor, so daß ein Haus aus dem andern herauszuschießen scheint. Es ist eine unbeschreibliche Lust, dieses Auf-, Über- und Durcheinander jetzt durch das reinste Morgensonnenlicht geordnet vor sich zu sehen, gar nicht zu gedenken, daß jede Stunde diesem Schauspiel eine Abwechslung bringt, daß ich des Abends die ganze spazierende Bevölkerung zu meinen Füßen wimmelnd habe, daß ich unversehens den besten Bekannten darunter erblicken kann, und daß es ja nur auf mich ankommt, hinunter zu springen, und dich zu packen und zu sagen: „Hier ist gut sein, und hier brauchen wir nicht erst eine Hütte zu bauen."

Am 4. Mai.

Hier anfangen zu beschreiben, ja nur zu skizziren die Herrlichkeit und Freude der Welt, hieße: sie neu schaffen

wollen. Ich sage dir nur: hier muß man glücklich sein. So oft war ich hier, und doch ist mir alles neu; und zwar nicht nur die Kunstwerke, — ein jedes treibt neue Blüthen, — sondern jeder Tritt und Schritt.

Du hättest gestern im Garten Boboli mit mir sein sollen, bei'm Lied der Nachtigallen, an diesem zartesten Frühling-Abend, unter dem berauschenden Duft der jungen Blätter und Blüthen und vor diesem über alle Vorstellung reichen und herrlichen Arnothal, vor dieser Häusersaat im weiten, grünen Feld, über welches hin die sanftesten Gebirge ihre ruhigen Linien ziehen. Dieses Leben und Weben und Werden in der Tiefe, diese wachsende Ruhe nach oben, die sich endlich in der unergründlichen des tiefen Blaues erfüllt, gab meinem Herzen eine Stimmung, in der unaufhörlich die Worte wiederklangen, die mir mein erster Lehrer in meinem siebenten Jahr auf die erste Seite meines Schreibebuchs geschrieben:

„Freue dich! Freud' ist des Menschen höchster Beruf!"

Den 10. Mai. 10 Uhr Abends.

Unter meinem Fenster hat Pulcinello sein Zelt aufgeschlagen und belustigt mit seinen Späßen ein kleines Publikum, — denn das große sitzt in den Kaffeehäusern, — und zwar auf eine neue Weise. Auf dem Rande des Theaters nämlich sitzt ein kleiner (lebendiger) Hund und wird von den agirenden Puppen, namentlich vom Hanswurst, immer wider Willen in's Spiel gezogen. Natürlich improvisirt er immer und ist der Böttcher im gestiefelten Kater, der gar nicht weiß, daß er mitspielt. Die tollsten Späße kommen durch diese Vereinigung von Maschine und Natur zum Vorschein, und ich habe herzlich lachen müssen. Freilich herzlich weinen auch, wie ich heute in den Zeitungen den Tod der Frau v. . . . . las, einer Frau, der vor tausenden, die damit geschmückt werden, das Beiwort edel gehörte. Ich weiß nicht, warum mich dieser Tod so ganz besonders schmerzt; aber mir ist's, als sei sie kein Einzelwesen; denn obschon ich sie nur alt gekannt, kann ich sie mir doch nur jung denken, und darum ergreift mich, so oft ich ihn mir vorstelle, der Blumenregen in ihr offnes Grab. Ich habe lange nicht an den Tod gedacht; nun ist's mir wieder eingefallen, daß auch wir ihm gehören, und daß unser etwaiges Glück nur in der längern Reihe von Verlusten zu suchen ist, die wir zu erdulden haben. Selig, wer eine erfreuende Spur seines Daseins zurückläßt! So denk' ich jetzt von Früh bis Abend, wo ich vor den Wandgemälden des Fra Beato Angelico sitze und versuche, die Linie zu finden, die er auf wunderbare Weise zwischen Schmerz und Freude, zwischen Größe und Demuth, zwischen Frau und Jungfrau, zwischen Gott und Mensch gezogen, daß sie, selbst unsichtbar, doch breit genug ist, beide berührend zu verbinden.

Von dieser durchaus einsam stehenden Erscheinung am Sternenhimmel der Kunst will ich noch einmal reden, denn ich glaube ihn jetzt zu kennen; heute aber einige andere Bemerkungen mittheilen, die ich bei meinen Studien gemacht und die dein psychologisches Interesse erregen werden.

In Italien siehst du alle Nationen, aber nur vier sind kunstliebend: Engländer, Franzosen, Italiäner und Deutsche. Sitzest du nun, wie ich häufig, in einem Kunst-Magazin oder Tempel und es kommt Einer herein, und grad' auf dich zu, ohne sich zuerst viel um Kunst zu bekümmern, so kannst du versichert sein, er redet dich französisch an; redet Einer aber gar nicht, weder bei'm Eintritt, noch bei'm Weitergehen, beschaut sich zuerst die Decke und sieht durch dich hindurch auf die Wand, — so ist's ein Britte. Fährt Einer herein, und zunächst in einen Winkel, dann in einen andern, dann in einen dritten und hört nicht auf den erklärenden Custode — hundert gegen eins: es ist ein kunstliebender Landsmann. Den Italiäner dagegen erkennst du leicht an seiner Anhänglichkeit an den Custode oder Platzbedienten, der sein Evangelium, sein Orakel, seine Akademia crusca, sein Plato und Aristoteles ist. Willst du noch zum Überfluß den Unterschied zwischen dem gelehrten Kunstfreund und dem Künstler haben, so sieh beiden in die Schreibtafel: der Eine notirt, was fehlt, der andere wie es zu ergänzen. Da ich einmal ein Zeichner bin, will ich dir noch einen Zug vom Italiäner hersetzen, der lustig ist. Kein Superlativ ist ihm zu hoch; schon das Gewöhnliche bezeichnet er ungewöhnlich. So hörst du nicht nur oft bellissimo, wo wir „schön, recht schön!" sagen, sondern bellisissimo, ja bellisisissimo; selbst die Hauptwörter werden in diese Form gegossen, wo es Noth thut, und aus dem simpeln „Herrn" (padrone) (in höflicher Anrede) wird augenblicklich bei nur etwas gesteigerter Devotion ein padronissimo. Ja was sagst du zu dem „fratissimo" in der Antwort eines Geistlichen von S. Marco, auf meine Zweifelfrage, ob ein Bild über der Küchenhofthüre des Klosters von Fra Bartolomeo (hier gewöhnlich frate genannt) wäre? Freilich fehlt ihnen dafür mancher Positivus, z. B. einer für den Begriff: „wohlfeil."

In diesem Kloster übrigens werde ich etwas vertrauter mit dem Leben der Mönche, als in S. Francesco zu Pisa, auch ist mehr darin, hier sind doch wenigstens einige wissenschaftliche Menschen und sogar ein Künstler. Unter den erstern zeichnet sich ein gewesener Jude durch großes Sprachtalent aus; sieben Sprachen spricht er mit Fertigkeit, darunter die deutsche. Einen anderen traf ich im Studium der Kirchenväter zum Behuf einer Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte. Bei Weitem der liebste ist mir Fra Seraphino geworden, der Künstler, ein Mensch von so warmem, weichem Gemüth, wie eine Jungfrau, so innig und herzlich, wie ein Kind. Was ihm in seinem Kloster nahe gelegt ist, die Liebe für Fra Beato Angelico, durchdringt ihn ganz, obschon es ihm vor demselben meist geht, wie den Jüngern Christi vor diesem, dessen einfachste Reden sie nicht verstanden. Nur das weiß er von ihm, daß er des heiligen Geistes voll war. Ich habe eine Zeichnung bei mir nach der von Cornelius, auf welcher Fiesole dargestellt ist, wie er die ihm angetragne Erzbischofswürde ablehnt; in der umgebenden Verzierung sieht man Engel den Garten der Kunst dieses frommen Mönches pflegen. Diese Zeichnung gab ich meinem Freund Seraphino, der sie sogleich mit größtem Entzücken in seiner Zelle aufhing neben ein Paar Blättchen nach Overbeck, die ich ihm früher gebracht. (Forts. folgt.)

Shakspeare-Klubb.

Der Ausschuß des Shakspeare-Klubbs zu Stratford am Avon hat den folgenden nachdrücklichen Aufruf, zu Wiederherstellung des Grabmals und andrer Denkwürdigkeiten Shakspeare's, an die Welt erlassen, einen Aufruf, zu dem wir das Vertrauen hegen, daß jeder Engländer von Bildung und jeder Bewunderer des Genies in der ganzen civilisirten Welt ihm entsprechen wird: — Die Mitglieder des Klubbs haben lange mit Bedauern die Verunstaltung von Shakspeare's Monument und Büste, und den vernachlässigten Zustand des Innern des Chors gesehen, welches sein Monument und sein Grab enthält. — Das Chor der alten Stiftskirche zu Stratford wurde im 15. Jahrhundert von Thomas Balsall, Doktor der Theologie und Vorsteher des Kollegs zu Stratford, errichtet. Seine großen und schönen Fenster waren ursprünglich von gemaltem Glas, und sein Dach von geschnitztem Eichenholz. Von den gemalten Glasscheiben ist jetzt nur noch ein kleiner Theil in dem östlichen Fenster übrig, und die Decke des Chors ist dem Auge unter einem Gypsüberzug verborgen; die architektonischen Verzierungen der Fenster und der Nischen sind durch mehrfältige Uebertünchungen unkenntlich gemacht, und Boden und Fundamente haben bedeu-

tende Beschädigungen durch die Feuchtigkeit erlitten. — Das Shakspeare'n von seiner Familie, wenige Jahre nach seinem Tode, errichtete Monument, das den Dichter mit einem Polster vor sich, einer Feder in seiner rechten, und seine linke Hand auf einer Papierrolle ruhend, vorstellt, war ursprünglich nach dem Leben bemalt, wurde aber auf Angabe eines Herrn Malone 1793 mit einem dicken weißen Anstrich überzogen. Die Feder war schon lange von einem der Besuchenden abgelöst und ein Versuch gemacht worden, einen Finger zu entwenden, der wirklich abgebrochen wurde, den man aber wieder erzielt und ansetzte. Man hält es für möglich, dem Monumente den weißen Ueberzug zu nehmen und die ursprünglichen Farben wieder herzustellen, ohne befürchten zu müssen, hierdurch das Originalwerk zu beschädigen. — Nahe bei dem Grabe Shakspeare's liegen Anna, sein Weib; Susanna, seine älteste Tochter, und Doktor John Hall, ihr Mann; Thomas Naiche, Esq., der Gatte von Elisabeth, die Tochter von Dokt. John Hall und Susanna, seinem Weibe (da Elisabeth nachmals den Sir J. Barnard von Abington bei Northampton heirathete, und dort begraben liegt). Da die Grabsteine der Glieder von des Dichters Familie in dem Chorgang liegen, so sind die Inschriften auf einigen derselben zum Theil unleserlich geworden, und ein Epitaph, das die guten Eigenschaften von Shakspeare's Lieblingstochter verewigte, war 1707 entweder ausgetreten, oder wurde absichtlich ausgemacht und eine andere Inschrift auf den nämlichen Stein für eine andere Person eingegraben, die der Familie von Shakspeare fremd war. — Die dem Andenken Shakspeare's gebührende Achtung, der Verlust von beinahe jeder persönlichen Reliquie von ihm, die Niederreißung seines Hauses, die Zerstörung seines berühmt gewordenen Maulbeerbaums, *) die Veränderung und Wegräumung des größten Theils von seines Vaters Wohnung: alles dieses mußte die Mitglieder des Shakspeare-Klubbs für die Erhaltung alles dessen besorgt machen, was mit seinen sterblichen Ueberresten in Verbindung steht. Wenn noch ein weiterer Beweggrund erforderlich wäre, so könnte man ihn in dem merkwürdig schönen Gebäude finden, in welchem diese Ueberreste aufbewahrt sind, und in der malerischen Lage des Chors, mitten unter Bäumen und lachenden Umgebungen an den Ufern des Avon, — Umstände, die sich vereinigen, die Pfarrkirche der Stadt, in welcher Shakspeare lebte und starb, zu seinem schicklichsten Mausoleum zu machen. — Die erste Sorgfalt der Mitglieder des Klubbs geht dahin, Shakspeare's Monument vor aller künftiger Beschädigung zu wahren, und wo möglich seinen ursprünglichen Anstrich wieder herzustellen, so wie ein Gleiches mit der lebensgroßen Figur von John Combe, Shakspear's Freund, zu veranstalten, der neben ihm begraben liegt, und dessen Monument ebenfalls beschädigt ist. Es würde ihnen demnach außerordentlich angenehm sein, das alte Dach und die gemalten Fenster wieder herstellen, die Wände von der unnöthigen Tünche reinigen und die Fundamente des Chors selbst ausbessern lassen zu können. — Zu diesem Zwecke haben die Mitglieder des Klubbs einen Ausschuß ernannt, dem es übertragen ist, den Zustand von Shakspeare's Grabmal dem Publikum vor Augen zu legen, und zu dessen Wiederherstellung und Erhaltung um Unterstützung nachzusuchen, so wie zur Erhaltung von Shakspeare's Familie, Jener, die als seine persönlichen Freunde bekannt waren, und überhaupt des ehrwürdigen Gebäudes, in dem sie liegen. — Es ist der Vorschlag, dieses durch freiwillige Beiträge, nicht über ein Pfund achtend, zu erwirken. Die also erhobene Summe soll unter Aufsicht des Ausschusses, nach dem Rath bedeutender Künstler, verausgabt, ein Theil des erhaltenen Geldes wo möglich sicher angelegt, und die jährlichen Interessen zur immerwährenden Erhaltung des Chors und vorzüglich von Shakspeare's Denkmal verwendet werden. — Im Fall der Betrag des unterschriebenen Geldes hinlänglich wäre, würde der Ausschuß seine Sorgfalt gerne auf die Erhaltung des Hauses erstrecken, in dem Shakspeare's Vater wohnte, und in welchem Shakspeare wahrscheinlich geboren wurde, und auf das noch stehende Haus in Shottery bei Stratford, die ehemalige Wohnung von Anna Hathaway, Shakspeare's Frau, und selbst auf die Lage von New-Place, dem Hause, in dem Shakspeare seine drei letzten Lebensjahre zubrachte und in dem er starb, — ein Platz, über den noch nicht verfügt ist, und den sie gerne von neuen Gebäuden frei halten und dem Andenken dessen widmen möchten, dessen Namen ihn, nach ihrer Meinung, geheiligt hat. — Es wird von dem Ausschuß ein Buch angeschafft, in welchem die Namen und Wohnorte der Geber sorgfältig aufgezeichnet und erhalten werden. Dieses Register wird, wie man vertraut, für immer einen befriedigenden Beweis von dem allgemeinen Interesse ablegen, das im 19. Jahrhundert ein Vorschlag erweckte, eine späte Ehre den einzigen sterblichen Ueberresten dessen zu erweisen, dessen Werke einen nimmer verbleichenden Glanz auf die englische Literatur geworfen haben.

*) Ein Becher, aus seinem Holze geschnitzt, wurde vor mehreren Jahren dem Tragiker Kemble bei einem Festmahle überreicht.

Deutsche Literatur-Notizen.

*** Das zweite Halbjahr von Leopold Schefer's „Laienbrevier" (woraus wir im 1. Semester des Phönix damals noch ungedruckte Proben mitgetheilt hatten) ist nunmehr erschienen. (Berlin, Veit und Comp.) Diese Sprüche dürfen dem Schönsten, was die didaktische Poesie der Deutschen hervorbrachte, beigezählt werden; sie gleichen einer reichen Schatzkammer, in welcher alle Kostbarkeiten verschwenderisch zur Schau gestellt sind, — manche freilich unter Glas und Rahmen, manche sogar hinter Drathgittern. Sie sind, was Liebenswürdigkeit, wie kleine Unarten betrifft, so echt deutsch, daß uns auch die letzteren, die wir etwa darin finden, liebenswürdig erscheinen; sie spiegeln alles Liebe und Gute in dir, du ehrliche deutsche Seele, sie sind ganz für dich gemacht; du, wie kaum irgend eine andere, kannst dich noch an der einfachen Bilderweisheit des Orients erfreuen, — du liebkosest ja scheu und doch herzlich das Mährchen, selbst wenn es im Perlenschmuck, mit goldnen Armspangen, Rubine, Saphire und Diamanten im Haar, und silbernen Schellen rings um die rosigen Knöchel, in deine hausbürgerliche Stube tritt, und dir von der Zauberwelt des Gemüths, von den Wundern des Friedens, und des tausendjährigen Reiches der Liebe sehnsuchtweckende Lieder singt, die du — auf deinem Wiener Flügel accompagnirest. — Ehre dem Dichter des Laienbreviers!

*** Wilhelm und Rosina, ein ländliches Gedicht von M. Meyr. (München, Franz. 1835.) — Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen, von W. Elias. (Leipzig, Brockhaus. 1835.) Unsere Zeit ist weder dem Epos im Allgemeinen, noch dem idyllischen Epos insbesondere, und noch weniger der alten hundertstückigen Epsform „Vater" Vossen's und „Altmeister" Göthe's mehr hold, kann's auch nicht sein. Von jener schönen alten Zeit, als die Poeten schlechte Chausseen noch nicht scheuten, um sich wechselseitig Visiten zu machen und ihre neuesten Gedichte vorzulesen, — von jener Zeit der gegenseitigen Komplimente, des Werbens und der leichten Befriedigung — zu unserer Zeit, wo man an einem epischen Dichter nur Interesse nehmen lernte, wenn er Napoleon heißt und uns selbst in sein Epos hineinverwebt, — welch ein Sprung! Auch gegen die Idylle speziell ist man nicht eben ungerechter geworden, aber der Inhalt der Zeit hat die alte Form zersprengt. Eine Idylle von 1835 kann nur entweder ein Sehnsuchtstraum von besserer Zukunft, oder eine stolze Shakspeare'sche Zurückgezogenheit in den Zauberpavillon des eignen Innern sein, worin man das Leben um sich her zu Gast bittet, hätschelt oder ironisirt, und wobei man sich nur dadurch behaglich fühlt, daß man sich selbst über den Partheien fühlt; denn unsre Zeit, die der Partheien, ist weniger das oceanische Epos, als der wachsende und mündende Strom der Tragödie. — — Bei allem diesem muß es uns sonderbar erscheinen, wenn wir zwei idyllisch-epische Familiengemälde aus der Epsform von Voß und Göthe als Novitäten genießen, — sonderbar, da wir uns von diesen Stereotypen nicht mehr angeheimelt fühlen, und die Verfasser von beiden genau einen und denselben Weg gehen (was auch kaum anders möglich ist). Obgleich uns nun das Streben selbst außerhalb jeder Nothwendigkeit und Wichtigkeit zu liegen dünkt, so ist doch einzuräumen, daß beide Verfasser mit löblichem Fleiße den Aufgaben, die sie sich nun einmal gestellt, nachgetrachtet, und sowohl was die Konstruktion nach alten Prinzipien und Normen, als was die Sorgfalt für die Versifikation betrifft, soviel erreicht haben, als ihnen möglich war. Wie aber ein bürgerliches Epos im Jahre 1835 wirklich lebendig werden könnte, lag jenseits des Horizonts unsrer zwei Dichter. Die Pfarrer und Pächter haben jetzt nichts mehr zu schaffen; greift ins Leben der Salons oder in das der wirklichen Hütten hinein, wo man die Kuhe nicht mit Biskuit futtert. Damit ist noch was Tüchtiges anzufangen, darin was Rechtes zu entwickeln, daraus was Erquickliches zu hoffen, weil es dafür auch — Leser gibt.

*** König Hiarne. Trauerspiel in 5 Akten von Otto vom Ravensberg. (Berlin, Dunker u. Humblot. 1835.) Die Worte der Handelnden drücken hier die Handlung und die Leidenschaft nicht aus, sie erdrücken diese. Das ist schlimm. Aller Prunk entschuldigt solch ein Mißgeschick nicht, wovon der Dichter wahrscheinlich am allerwenigsten weiß. Das ganze Drama gleicht mehr aneinander gereihten, geschliffenen Korallen, als einer Folge von Begebenheiten, geschweige erst einer Handlung. Die Personen sind nicht, was man so nennt: ausgeprägt; die beabsichtigten Kontraste des friedlichen Sängerkönigs zum plumpen Berserker müssen daher ihre Wirkung verfehlen. Der Anstrich von Klassizität auf dem Ganzen bringt keinen andern Eindruck hervor, als jenen Frost, dessen man sich bei Werken, woran wir vielleicht Alles finden, bis eben auf das Genie, — nicht erwehren kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 192. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samstag, 15. August.

Feuilleton zum Phönix.*)

Eine Quarantäne im Irrenhause,

von

F. G. Kühne.

Welch ein sonderbarer Zugwind weht von Berlin herüber? Die zerrissene Philosophie der Rahel, Bettinen's poetische Unmittelbarkeit, der Stieglitz tragisches Ende, Mundt's mänadenhaftes Renegatenthum, Alexis' düstre Verwirrung in seinem jüngsten Buche, und nun dies neue wehmüthige Chaos, in welches uns Kühne blicken läßt — wie charakteristisch ist dies Alles für ein Terrain, auf welchem man sich so fest glaubte, wo man vorn und hinten sich in seiner geträumten Vollendung anschauen ließ und alles Auswärtige mit so viel vornehmer Verachtung von sich wies! Also genügte Göthe und Hegel, genügte die Sonntag und Blücher doch nicht? Der Pietismus, der Beamtengeist, die Militärherrschaft, die Liedertafeln, die Humanitätsgesellschaften, die Schachklubbs, die Kunstausstellung, — waren diese Grundsäulen des Berliner Lebens doch zu schwach, um das große Gebäude der Zeit mit seinen unsichtbaren Granitideen zu tragen? Dies ist eine Thatsache, welche zu den auffallendsten Erscheinungen in unserm jüngsten öffentlichen Leben gehört.

Mundt und Kühne sind bis jetzt die ausgewachsensten Blumen, welche aus der allmähligen Verwesung des Berliner Lebens hervorkeimen. Es sind Todtenblumen, beide, sie haben keinen erquickenden Duft und sind in ihren Blüthensternen mit ängstlicher Symmetrie abgemessen. Mundt und Kühne werden sich dagegen stemmen, daß sie an die Zukunft noch größere Conzessionen machen, daß sie immer noch mehr von ihren Antezedentien abschütteln sollen; aber sie werden es. Diese Unentschiedenheit, welche sie verrathen, kann niemals Prinzip werden. Ist der Gott, der sie bis jetzt treibt, nicht weit eher der Dämon des bösen Gewissens, als Phöbus Apollo? Sie werden aber die Ohnmacht jener Rachegeister, die sie verfolgen, bald erkennen, und an jenem blumigen Ziele, welchem sie zuzusteuern scheinen, das qualmige Elend, welches hinter ihnen liegt, bemitleiden lernen.

Die soeben unter obigem Titel erschienene Novelle von Kühne entwickelt sich in einem Narrenhause. Fast Alles, was in der Erfindung die Bewegungsangel dieser Erzählung ist, läßt den schlummernden Poeten erwachen, aber den wachen noch nicht; denn ich wüßte nichts, was in dieser Novelle, besonders neu, schön und originell erfunden wäre. Die Novelle ist als solche voller Fehler gegen Poesie und Leben. Z. B. ist die interessanteste Figur des Buches, die polnische Sängerin, ein Unding in dem Sinne, wie man von hölzernem Eisen spricht. Eine Polin kann im guten Romane

*) Die Anhäufung des Stoffes verlangt für den literarischen Theil unsrer Zeitung einen größern Raum. Auch verschieben wir ungern neue Erscheinungen auf den Tag, wo bisher das Literaturblatt erschienen ist, da eine Verzögerung von acht Tagen bei der Absicht unsrer Zeitung, immer das Neueste schnell zu besprechen, ein zu großer Zeitverlust ist. Statt des bisherigen Literaturblattes wird demnach in Zukunft ein Feuilleton zum Phönix erscheinen, für welches die bisherige Redaktion des kritischen Theils unsrer Zeitung verantwortlich bleibt. D. Red. d. Phönix.

nie eine Sängerin sein, weil sie als Polin poetischen Nimbus schon genug hat und den als Sängerin nicht mehr haben darf, ohne daß sich beide Faktoren hier aufheben. Diese doppelte Folie hebt die Wirkung auf und läßt kalt. Eine Polin, die die ganze neue Revolution in ihrem Gefolge hat, die mit Peter Wisozki verwandt ist, darf nach jenen angeborenen Dichterregeln, die in keinem Compendium stehen, sondern die man in den Nerven der Fingerspitzen haben muß, keine Opernsängerin sein und uns zugleich für Don Juan enthusiasmiren wollen. Auch am Schlusse ist Victorinens Freidenkerei ganz unnatürlich. Im Vorhergehenden ist nichts dagewesen, was uns hätte veranlassen können, von Victorinens Philosophie eine besondre Meinung zu haben. Nach einer im Handeln so energischen Erschöpfung mußte ferner eine Nachgiebigkeit eintreten, welche wahrlich nicht freidenkerischer Natur ist. Ja zuletzt als *Polin* mußte Victorine beichten! In solchen kleinen und großen Zügen (groß, weil sie den Rahmen des Buches bilden) mangelt es hie und da beim Verfasser, und läßt bei weitem nicht auf jene poetische Kraft schließen, welche seinem Freunde Mundt zu Gebote steht. Nur die Hauslehrersituation ist hübsch; wahrscheinlich, weil sie der Verfasser selbst erlebt hat.

Unendlich höher steht der spekulative Werth dieser Dichtung, obschon Thatsachen und Resultate euch nirgends geboten werden. Nicht einmal an objektiven, formell und als Sentenz sich abrundenden Gedanken ist diese Dialektik reich. Nichts als Kieselsteine, wie sie in ausgetrockneten Flußbetten liegen, und zwar weiße, bleiche, knochenähnliche. Wo einmal ein Quaderstein liegt, weiß es der Verfasser auch sogleich. Er setzt sich dann mit der größten Selbstgenügsamkeit darauf, und leuchtet mit der Laterne des Stolzes allen Leuten in's Gesicht, damit sie ihn auf diesem einen Gedanken thronen sehen. Das ist kleinlich und läßt den Anfänger herausgucken. Der Verfasser knöpft dann seinen Rock auf, prustet, und macht es sich in seiner Person bequem und bedient sich dann gewisser fataler Redensarten: z. B. Man kann hierüber sagen — Ich hatte einmal den Plan — Schon früher hab' ich einmal in einer Rezension — Ich verglich diesen Mann einstmals mit — und dann kömmt etwas, was gewöhnlich recht hübsch ist, vom Verfasser selbst aber dafür nicht ausgegeben werden sollte.

Dagegen gelingt Kühnen alles, was kritisch und literarhistorisch ist; und da er überhaupt Jemand ist, der nicht drei Schritte gehen kann, ohne daß ihm ein Buch zwischen die Beine kömmt, so finden sich der kritischen Schönheiten viele. Wie trefflich sind des Verfassers Urtheile über Göthe, Shelley, Hegel, namentlich über letzteren, dem Kühne mit einem Enthusiasmus ergeben ist, daß er alles, was ihn betrifft, apotheosirt! Überhaupt ist sein Buch das letzte Zucken eines Hegelianers, der wahrscheinlich die Hegel'sche Lehre aufgegeben hat, zugleich aber so unglücklich ist, noch immer mit Hegel'schen Kategorien denken zu müssen. Kühne's Schmerz ist, Hegel aufgegeben zu haben, und doch nicht ohne die Encyclopädie sein und leben zu können. Das Erste gesteht der Verfasser ein; aber das Letzte wird er bestreiten. Er wird uns groß darauf ansehen; doch ist ihm so. Die wahrhaft anziehende, rührende Empfindung, welche in diesem Romane herrscht, scheint uns keinen andern Grund zu haben. Es ist die Resignation auf eine Geliebte, welche man nicht ehelicht, der man aber ewig treu zu bleiben gelobt.

Ich habe in Betreff Hegel's fast alles verlebt, wie Kühne. Über so viel Berlinische Züge bin ich bei der Lektüre seines Buches oft zu wehmüthigem Lächeln gestimmt worden. Nun weiß ich aber nicht, ob es Kühne für erlösend hält, sich auch von der Schule frei zu machen, und dafür dem Leben und der Geschichte hinzugeben. Das Leben und die Geschichte haben eben so viel Klippen, wie das System. Es sind dieselben Räthsel, welche hier wie dort wiederkehren. Aber die freie Luft bekömmt der Lunge besser, die Augen blicken freudiger und es sind Massen, welche man durch den Gebrauch seines Talentes erquicken kann. Es ist mir, als fäh' ich Kühne auf diesem Abschiede des Lebens von der Schule. Seine Apotheose Hegel's ist eine Übertreibung, die mir nicht kritischen, sondern psychologischen Ursprungs scheint. Er glaubt, den ganzen Himmel aufgeben zu müssen, alle seine Träume und Ahnungen faßt er im Namen Hegel zusammen, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Jugend, Alles sieht er rückwärts gewandt und auf ewig verloren — natürlich, dies ist nichts Absolutes, sondern nur eine augenblickliche Stimmung. Überall ist der Himmel, überall ist die Ahnung der Unsterblichkeit. Unter jene säuselnde Linde setze dich, und blicke hinüber in das grünende Thal, den schwellenden Saatfeldern wende dein Auge zu, oder des Nachts zu dem bestirnten Teppich des Himmels, und deine Seele wird mit Adlerflügeln rauschen, dein Geist wird Worte der Erhabenheit und Schönheit sprechen! Nur von einem solchen Standpunkte kann man seine Nation erleuchten und das Leben wecken, welches die Systeme der Schule eingesargt haben.

Die Manier, mit welcher Kühne an Hegel *geglaubt hat* und wie er sie in seinem Buche beschreibt, ist jedenfalls nur durch die Jugend zu entschuldigen. Die Jugend verwechselte hier ein System mit der Philosophie selbst, Hegel mit Pallas Athene. Auch ist es unwahr, daß Kühne behauptet, im Hegel'schen Cursus hätten die Dinge der Welt hin- und hergeschwankt, Alles wäre beanstandet worden, Staat, Kirche, Wissenschaft hätten die alten Sitze verwechselt und ein wirrer Taumel hätte sich der jugendlichen Auffassung bemächtigt. Kühne urgirt das *Aufhebende* in Hegel's Philosophie und würde besser gethan haben, wenn er von dem *Zu Grunde gehen* gesprochen

hätte. Das Zugrundegehen mit allem etymologischen Witze, den die Herren daran verschwendeten, war der rechte Hegel'sche Terminus; aber im zu Grunde gehen lag eben nichts, als das Fixiren, das Anketten der Dinge an ihr Fundament, ja leider! das Anketten der Dinge an ihr Vorurtheil, an die positive Wirklichkeit. Indem Hegel zeigen wollte, daß die Wahrheit weder vor noch hinter den Dingen läge, sondern in ihnen, indem er in seiner Art nachwies, daß nichts daran wahr sei, als der Begriff; fixirte er die Dinge und veranlaßte eine Philosophie, die an dem Bestehenden so viel wissenschaftlich serviles und besoldetes Genüge hatte.

Bis jetzt ist Kühne noch immer im Bereich der Schule. Er maltrâtirt das Leben in seinem Buche, und eine Kritik, wie die unsre, muß ihm deßhalb in den Weg treten. Das Frankfurter Attentat steht wie ein schwarzbehangener Sarkophag in der Halle unsrer neuesten Geschichte und hier kömmt ein Schüler, der sein Collegienheft noch unter'm Arm trägt, und spricht von Frankfurter Trivialitäten! Den Ausbruch der von Kühne so sehr gebilligten und zu seiner prekären Poesie benutzten polnischen Revolution nennt er ein dummes Fähnrichskomplott! Diese Bezeichnungen sind ganz elend. Nur darum handelt es sich, gleichviel, ob man die Ereignisse billigt oder verabscheut, sie in der Geschichte zu placiren mit ihren Ursachen und Veranlassungen, nicht mit abgeschmackten Ausdrücken zu bezeichnen. Hier hört Herrn Kühne's Gemeinschaft mit unserer Tendenz auf. Ihr schwatzt von Bewegung und macht das Mundt'sche Tarara! zu Euerm Motto, Ihr lamentirt über das Jahrhundert und die neue, große, revolutionäre Zeit, und wo Ihr auf Wirklichkeiten stoßt, da brüstet Ihr Euch vornehm und wißt über unglückliche Menschen sehr altkluge Urtheile zu geben. Geht weg, ihr seid Kinder!

Redigirt von Dr. K. Gutzkow.

Zur Geschichte eines Patent-Flügels.

Musikalische Genrebilder von Carl Gollmick.

Erstes Debüt.

Blank und stattlich prangte der neugeborne Wiener im Magazin eines Instrumenten-Händlers. Er war für die große Welt geschaffen, denn er gab den Ton an, und sprach mit 80 verschiedenen Zungen. Die Schönheit seiner Formen erregte Bewunderung, und den Wunsch nach seinem Besitz. Er glich gewissen Widerspenstigen, deren Organe nur durch Gold entfesselt werden können. Diesen Passe par tout besaß der reiche Banquier X, und kein Preis war zu hoch, sobald der Gegenstand keinen Vergleich gestattete. In Heu und Künstlerseufzer gepackt, ging's zur Residenz.

So ein wandelndes, gestaltloses Ungeheuer, ist immer ein wehmüthiger Anblick. Die edelsten Kräfte in Banden geschnürt, im langweiligsten Elephanten-Takt abgemessen vorwärts knarrend, bis endlich die Erlösungsstunde schlägt, und dann — o Himmel, wäre es nicht besser, ewig stumm zu bleiben, als die Bestimmung, Gefühle auszusprechen und zu erzeugen, verfehlt, und sich als Vehikel mißbraucht zu sehen, wodurch die Millionen Sünden wach werden, die der Tonkunst Heiligthum mit der Schellenkappe bekleiden? Kaum in Loco, ward dem Ankömmling zu Ehren eine glänzende Soirée gegeben. Einem fremden Virtuosen sollte es vorbehalten sein, ihn der Ohnmacht zu entreißen, die bis jetzt noch seine Organe gefesselt hielt. Aber dann — o großer unvergeßlicher Augenblick! — als die Hunderte seiner Nerven mit einmal zu erbeben begonnen, als der Meister, aufgelös't in die Erhabenheit eines Gedankens, ihn zur Bedingung eines reichen Ideen-Lebens machte; er blickte in einen Zauberspiegel, er verstand die Sprache Elisens, und sah, wenn auch nicht das Leben zur Statue entgeistert, doch alle die Statuen um sich her belebt werden. Nun glaubte er die Bestimmung seines Daseins zu erkennen. Die ganze Welt zerschmolz vor ihm in ein ätherisches Glanzmeer, und vor seinem Herrscher-Thron gab's keinen Unglücklichen.

Meister und Meisterwerk überschüttete man mit Lob. Aber für des Künstlers Selbstgefühl gibt's kein lohnendes Wort, und Worte erreichen ihn noch viel weniger. Das Maaß der Entzückungen sollte noch voll werden. Töne, weit seelenvoller ausgehaucht, als die seinigen es vermochten, vermengten sich mit den Accorden seiner Saiten, die sich wie Aeolsharfenklänge wieder hineinschlangen, Farbe und Bedeutung gebend.

Hätten diese Accorde selbst empfinden können, sie würden das Glück der ersten Liebe genossen haben. Bald war es still. Die Kerzen warfen unsichere Schimmer, und im Nebenzimmer unterbrachen die Pistolenschüsse des Sillery der Gäste bedeutungsloses Gewirre. Der Geist theatralischer Lieblingsmotive moussirte tüchtig im Hirne der Wortführenden, und große Reformations-Blasen stiegen darin auf.

Die nächste Sonne aber beleuchtete die spurlosen Riesenprojekte der unbehaglich Erwachenden, und der Alltäglichkeit flache Sorgen, bannte sie in die Trottmühle des gewohnten Treibens. Die nächsten Pflichten zogen einen Kreis um sie, der die Ausführung eitler Pläne unbarmherzig ausschloß. Einige Tage blieb der Flügel verschlossen, den wir nach Ägyptens tönendem Bilde hinfür Memnon heißen werden, da beide in der Hauptbezeichnung sich verwandt sind. Jenes ertönt von der Berührung des ersten Morgenstrahles, dieser erschließt seine kühnsten Zauber nur Aurora's goldener Jugendzeit. Memnon also hatte Muße genug, die Erinnerung genossener Wonne zu verarbeiten. Da trat eines Morgens eine holde Gestalt in blendendes Weiß gekleidet in's Zimmer, aber ihr junonisches Auge sprühte Zornblitze auf das mit Ungestüm aufgerissene Instrument. „Wie lange soll ich noch deine Fesseln tragen, du tönendes Einmaleins, und Sinn für dich heucheln müssen?“ sprach sie; „wie lange noch mich opfern für die Convenienz unsers Hauses? Unerträglicher Zwang!“ und dabei warf sie einige Notenhefte auf das Pult. Sie legte sich an's Fenster, hoffend, daß die Erwartung sie täusche. Es hatte eben voll geschlagen auf der Thurmuhr, und der Gefürchtete konnte ja noch lange ausbleiben. Die Straße füllte sich allmählig mit bedächtigen Wanderern, die in Sorgen und Gedanken die Pflastersteine zu zählen schienen. Da schlug's ein Viertel, und, als wäre es ein Zauberschlag gewesen, wirkte er elektrisch auf die schlendernden Füße. Der Trauerzug glich plötzlich einem Ameisengewimmel, man rannte an einander, sah erschreckt auf die Uhren, und jeder ereilte hastig die nähere oder entferntere Hausthüre. Es waren lauter Musiklehrer. Ärgerlich zog sich unser Lockenköpfchen vom Fenster zurück, und herein trat der Lehrer, hinter ihm ein

galonnirter Diener des Hauses, unter einem Notenstoß seufzend.

Die Lektion.

„Schöne Eugenie“, sprach er, indem er nachläßig die Glacéhandschuhe in den Hut warf. „Hier sind einige Kleinigkeiten der neuesten Erzeugnisse, da sie beständig über Mangel an Novitäten klagen.“ Die Züge der Juno erheiterten sich ein wenig. Sie stöberten zusammen das Paquet durch. Die Namen Bach, Clementi, Mozart, Cramer, Beethoven, Ries und ähnliche waren nicht zu schauen auf den Umschlägen dieser Opuskul'n, aber — Bonbonniers, Bijoux, Souvenirs, Melanges, Pasticcio's und dergleichen Herrlichkeiten, prangten in verführerischen Reizen als Aushängeschilde. „Und hier,“ sprach der Mann im Frak, indem er seiner Elevin ein kostbares in Maroquin und Silber gebundenes Album mit Grandezza überreichte; „hier nehme ich mir die Freiheit, Ihnen an Ihrem Geburtstage“ (es war der erste April), „mein neuestes Werk zu dediciren. Ich habe lange geforscht, und endlich das Geheimniß entdeckt, wie der Schüler tändelnd in wenigen Wochen den Gipfel des Parnaßes erreichen kann. Dieses System enthält in einer Reihe scheinbarer Tänze aus Norma und andern tragischen Opern entnommen, die gründlichste Praxis der Tonkunst. Drum hab' ich das Werk: „das große Alcala der Musik“ betitelt, und gleich mit der 3ten Auflage begonnen.“ Mit verlegenem Erröthen nahm und dankte Juno. Nun begann der Unterricht oder vielmehr die Absitzzeit. Nichts von der Qual eines gebildeten Ohrs! Die schönen Finger stolperten gedanken- und ausdruckslos auf die Tasten herum. Wer hätte solche Mißtöne in dem wohltemperirten Bau eines Chef d'oeuvre suchen sollen? Die holde Schreckliche entadelte in einer Folge der seichtesten Occasional-Produkte die Perlenzähne von Elfenbein. Das Auge verweilte mit Entzücken auf den sich zierlich hebenden und biegenden Fingern voll blitzender Striñe — das Ohr aber wünschte sich mit Lessing's Emilie ewige Taubheit. Der Beisitzer, wenn er nicht schlief, oder auf die Uhr und den Alabaster-Arm blickte, oder von der Oper diskurirte, zerfloß in ein endloses Gähnen. Zum Glück unterbrach Papa diese Schreckenszeit, welche man im gewöhnlichen Leben eine Stunde nennt. „Sehen Sie, Papa, das große Arcanum der Musik, welches mir Herr Süßling so eben dedicirte,“ rief Eugenie aufspringend, und deutete auf das Album. Papa durchblätterte es, und dachte dabei an irgend ein anderes fallendes Papier, indem Süßling sehr dumm lächelnd sich den Thau von der Nase wischte. Der Herr vom Hause öffnete darauf sein Schreibpult, holte einige dickleibige Rollen heraus, und schritt mit der Dedicace in der Linken auf Süßling zu. „Empfangen Sie,“ sprach er zu ihm — Süßling's Entzücken war bemüht, sich unter einer nonchalanten Stellung zu maskiren, — „empfangen Sie meinen Dank, für den vortrefflichen Unterricht an meiner Tochter. — Sie wird einige Zeit aussetzen. — Senden Sie mir daher Ihre Memoires für die schuldigen Cachets. Eugenie“ — fuhr er fort, sich von dem vom Donner Gerührten abwendend — „hier sind 30 Louisd'or zur Bestreitung der morgenden Soirée, wobei du spielen mußt. Präparire dich. Es kommen einige Opernleute dazu. Man muß schon einmal ein übriges thun.“ Mit einem „Also!“ sich trocken verbeugend, warf er nachläßig das Album auf Memnon, und entfernte sich. „Ach, Herr Süßling!“ flüsterte Eugenie in liebenswürdiger Verwirrung, und eine Thräne perlte aus ihren schwarzen Augen. Der Getäuschte aber küßte mit verzweiflungsvoller Freundlichkeit des Mädchens Hand, sprach galant einige französische Worte, und eilte trällernd zur Thür hinaus.

Von diesem Augenblicke an wurde Memnon unaufhörlich geschlagen; dadurch verstimmt, kam bald ein Mann der ihn wieder in Einklang mit sich selber brachte. Die Ruhe, deren er jetzt genoß, glich jedoch der gefährlichen Stille vor einem Donnerwetter, das auch am Abend mit fürchterlicher Gewalt losbrach. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz, worunter ihn Abrastea mit 10 Geißeln wüthend peitschte! Es konnte nicht fehlen, es dröhnte ihm durch Mark und Bein, er war zu schwach für solche Mißhandlungen, und Kanonenschüßen gleich platzten seine Saiten. Nun schwieg der Sturm. Der Arme aber ward für untüchtig erklärt, und schon am nächsten Morgen verbannt. (Forts. folgt.)

Pariser Theaterschau.

(Nachtrag.)

Das Theater der Porte Saint-Martin hat auch sein Kontingent zu den vielen dramatischen Neuigkeiten geliefert, welche im letzten Monat auf den hiesigen Bühnen in Scene gesetzt worden sind. Das neue Drama hieß: la Berline de l'émigré, war von den Herren Mélesville und Daubigny verfaßt, und seinem Inhalte nach der verrufenen Schreckensperiode von 1793 entlehnt. Folgendes ist kurz die Analyse: Erster Akt: Der Ex-Marquis von Savigny, dessen Name bereits auf die Proskriptionslisten des öffentlichen Wohlfahrts-Ausschusses getragen ist, sucht sich durch die Flucht zu retten. Germain, der alte treue Diener des Marquis, beauftragt seinen eignen Sohn Pascal, einen Wagen zu bestellen. Pascal, seinem Handwerke nach ein Sattler, schafft den Wagen herbei; man verbirgt darin 600,000 Franken in Gold, die letzten Ueberbleibsel des ehemals unermeßlichen Vermögens des Marquis; man nimmt gegenseitig Abschied, und er ist eben in dem Begriff, in den Wagen zu steigen, als ein Offizier der Gemeinde von Paris, in Begleitung von bewaffneter Mannschaft, erscheint, und den Marquis im Namen des Gesetzes verhaftet. — Im zweiten Akt spielt die Scene im Gefängniß des Luxembourg; Savigny, zum Tode verurtheilt, erwartet gefaßten Muths die Vollstreckung des Urtheils; der treue Germain ist nicht von seiner Seite gewichen. In seinen Muthmaßungen über den wahrscheinlichen Angeber äußert der Marquis, daß er auf einen jungen Menschen, Namens Eugène Leclerc, Verdacht habe, der leicht zu dieser Schandthat sich habe hinreißen lassen können, weil er ihm seine Tochter verweigert; Germain findet aber diese Idee nicht einleuchtend, trotz dem, daß der Marquis fest darauf beharrt. Die Stunde der Hinrichtung nahet indeß heran; der Marquis geht nochmals in seinen Kerker zurück, um dort seine Uniform als Colonel anzuziehen und darin zu sterben; während seiner Abwesenheit kommt ein junger Maler, Luceval, dazu, welcher, aus lächerlichen Verdachtsgründen verhaftet, so eben wieder in Freiheit gesetzt worden ist. Dieser erzählt, daß er während seines Verhörs einen jungen Menschen habe ins Zimmer treten sehen und den Marquis Savigny denunziren. „Wißen Sie seinen Namen?“ fragt Germain. „Nein,“ erwiedert der Maler; „aber ich würde ihn unter Tausenden wiedererkennen; denn seine garstigen Gesichtszüge haben sich für immer meinem Gedächtniße eingeprägt.“ Er ziehet darauf sofort ein Album und ein Crayon aus der Tasche, und zeichnet die Physiognomie des Angebers. Aber wie groß muß der Schmerz für den treuen Germain sein, als er in den Zügen dieses Schändlichen — Pascal, seinen Sohn, erkennt! Bei dem Anblick desselben zögert er keinen Augenblick mehr; er benutzt den Schlaf des Marquis, ziehet seine Hauptmanns-Uniform an, und als man die Verurtheilten einzeln bei Namen aufruft, stellt er sich, und besteigt für seinen Herrn das Schafot. Eine Stunde darauf verläßt der Marquis, als Bedienter verkleidet, das Gefängniß. — Dritter Akt. Pascal, obschon bestürzt und zu Boden geschlagen durch den musterlösen Tod seines Vaters, hat dennoch dafür gesorgt, daß die Berline in seinem Hause untergebracht worden ist. Er will gerade die 600,000 Franken herausnehmen, als sein Nachbar Belhomme ankommt, und im Namen des Wohlfahrts-Ausschusses die Berline seines Nachbars requirirt, um einen Volks-Repräsentanten in die Provinz zu fahren. Obschon Pascal dieselbe auszuliefern sich weigert, wird die Berline doch mit fortgenommen. — (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 193. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 17. August.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

In der Residenz machte einige Wochen später die Neuigkeit allenthalben die Runde: „Der reiche Baron Adlerström sei verrückt geworden.“ Die Damen, junge und alte, bemitleideten ihn einmüthig, denn sie nahmen für gewiß an, daß unglückliche Liebe der Anlaß seiner Geisteszerrüttung sei; und nie strömt ein Frauenzimmer leichter in Mitleid über, als wenn es ein Opfer der Liebe zu bedauern hat. Die Männerwelt war in ihrem Urtheil über Adlerström schroffer und härter. Der Mann hat das Diabolische in seiner Wesenheit, daß er entweder das Größte übersehen, oder das Kleinste so lang beschauen kann, bis es ihm als groß genug erscheint, woran irgend eine Seite, mindestens eine Kante sich als lächerlich darstelle.

„Doch worin äußert sich sein Wahnsinn?“ erkundigten sich hauptsächlich die Damen, als sie die seltsame Neuigkeit erfuhren; „sitzt er Nächtelang, das Bild seiner angebeteten Grausamen zeichnend, wieder vernichtend, auf's neue beginnend? Verräth er — um Gotteswillen! — etwa gar Neigung zum Selbstmord? — Spricht er in Extase? — Brütet er schweigend?“

Nichts von allem dem war der Fall. Und die Neuigkeit, welche ziemlich voreilig verbreitet wurde, hatte einen ganz andern Anlaß, der, wenn auch bizarr genug, doch noch keineswegs zu der Annahme berechtigen durfte, daß Adlerström plötzlich geistesschwach geworden war. Vielleicht war es sogar gerade das Gegentheil, — Geistesstärke, die ihn so handeln ließ, wie er handelte, ohne sich um die vornehmen und niedren Fraubasereien zu kümmern.

Er verwandelte nämlich seit einigen Wochen sein ganzes Vermögen allmählich und eifrig in baares Geld; er kündete alle Kapitalien auf, wodurch manche hohe Personen in keine geringe Bestürzung und Verlegenheit geriethen. Mehr als eine Vorstellung wurde deßhalb an ihn verschwendet, mehr als ein Orden ihm versprochen, eine ungeheure Steigerung der Interessen ihm angeboten. Alles umsonst! Seine prächtigen Villen und Rittergüter, seine Palais, seine kostbaren Möbel, seine herrliche Gallerie, seine unbezahlbaren Antiken, — alles, alles kam unter den Hammer. Binnen wenigen Wochen hatte er vielleicht ein größeres Vermögen baar in der Hand, als zehn Souveraine.

Deßhalb nannte man ihn verrückt.

Man wußte freilich nicht, warum er so handelte, und er war klug genug, die Rolle des Brutus, deren erste Hälfte man ihm solchermaßen gleichsam aufdrängte, geduldig und gern zu behalten. Er hörte es verblümt so wie ohne Umschweife, welche Ehre man seinem gesunden Verstande anthat, er lächelte darüber; das war seine ganze Erwiedrung, der einzige Aufschluß, den er darüber gab.

Und doch befand sich dabei sein ganzes Wesen in einer Aufregung, welche nothwendig über kurz oder lang wirklich zur Verrücktheit geführet haben müßte, wäre die Idee, die sich in ihm immer stärker fixirte, bloß eine Idee des Verstandes, nicht zugleich des Herzens gewesen, hätte er sie nicht zugleich mit ganzer physischer Kraft und Thätigkeit in Fleisch und Blut zu verwandeln, zu beleben getrachtet. Er fühlte es

mit gesunden Sinnen, daß er aus seiner Schwärmerei, einer reinen und heiligen, zugleich ein Geschäft im eigentlichsten Sinne des Wortes machen mußte, wollte er mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges gewiß werden.

Seitdem er nun sein ganzes Haben in baar Geld und sein ganzes Sein in baares Handeln und Schaffen umgesetzt, schien sein Haus Alles in Vielem, — Comptoir, Armenanstalt, Geschäftsbüreau, Stapelplatz von tausend Hoffnungen und Wünschen zugleich. Man sah diese und jene seltsame, fast abentheuerliche Gestalt aus und eingehen, und Leute, die augenscheinlichst dem fernsten Osten oder Westen angehörten oder vielleicht gar nirgends eine Heimath hatten, in Adlerström's Hause wie in ihrem Eigenthum schalten und walten, — jene dunkeln, olivenfarbigen Gesichter mit hochgewölbten pechschwarzen Augenbraunen, und langen Bärten, im schwarzen oder hellblauen langen Seidenkaftan, oder mit dem altfränkischen Dreimaster auf dem Kopf, und in kurzen gelben Manchesterhosen, — den frommen Rabbi aus Pohlen, den Meister der Schule aus Lissabon, den wandernden deutschen Trödeljuden, — alle zwar mit denselben gekrümmten Rücken, auf denen der Fluch von mehr als anderthalb Jahrtausenden preßt, aber mit heimlicher Gluth in den scheuen, spähenden Blicken, denen der freie Genuß des Sonnenlichts so hart verwehrt ward, — im Schmutz der langen Unterdrückung, besudelt vom Zwang, sich durch die gemeinste Art des Erwerbs das nackte Leben zu fristen, die Sohlen so leise am Boden hinschleifend, die verknöcherten Hände, vom Geldzählen so mechanisch geübt, heimlich zu Fäusten geballt! — Adlerström räumte ihnen sein Haus wie früher den Künstlern, schloß ihnen seine Kisten auf, sandte sie mit wichtigen Briefen in dies oder jenes Land, an die Glaubensgenossen, behandelte sie ohne Unterschied wie Brüder, mit denen er an Einer Mutterbrust gelegen; und er hatte ja auch von Einer Milch mit ihnen allen getrunken, von der der Verachtung. Er suchte jetzt seinen Stolz in der Niedrigkeit, sein Glück im Elend, (wie er früher mitten im Glück sich elend gefühlt,) — seine Ehre bloß darin, die Schmach aller Andern zu theilen. Er ließ sich von Niemand mehr „Herr Baron" noch „Adlerström" nennen, sondern schlechtweg bloß Baruch Adler, wie sein Greßvater geheißen hatte.

Deßhalb nannte man ihn verrückt!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte eines Patent-Nagels.

(Fortsetzung.)

Der Musagetes.

Gleich nach dieser Catastrophe befand sich der Verwiesene in der Wohnung eines Mannes, dessen Treiben im ersten Moment an den Attributen zu erkennen war, die in genialer Unordnung im Zimmer zerstreut umher lagen. Es waren Partituren und Clavierauszüge, entsiegelte Briefe, Theorien, Gesangschulen, belletristische Journale, ein Metronom, ein Taktirstab, und auf dem Divan ein vergessener Damenschleier. Ohne Villaume's praktische Logik studirt zu haben, war leicht zu schließen, daß der Besitzer ein Musikdirektor sein mußte. In diesem neuen Asyle ging's bunt durcheinander, aber wahrscheinlich noch bunter im obern Stockwerke seines Beherrschers, der mit stoischer Geduld Richtiges und Wichtiges in den Tiegel seiner nothgedrungenen Philosophie mischte, und zu einem Brei stampfte. Mit dem ersten Sonnenstrahl brach auch schon ein Calkant in's Zimmer, um ihn durch die Meldung irgend einer Adoptiv-Heiserkeit aus seinen Träumen über fehlgeschlagene Hoffnungen zu wecken. Durch das Concilium der herbeigesprengten Regie wird endlich aus dem Ocean der Hindernisse ein nothdürftig Surrogatchen gefischt, das nun gegen den alten Stolz so demüthig, als naß an den Straßenecken klebt.

Ungemessene Anforderung, dumm-dreiste Arroganz durchkreuzen sich an der Thürschwelle. Jedes Anklopfen durchdringt den scheuen Hereinrufer mit dem Schauer der heiligen Vehme. Hier der Rath eines unberufenen Kritikasters, dort die Warnung eines menschenfreundlichen Anonymus, hier meldet ein Schreiben, daß seine neuste Oper Fiasko gemacht, dort begehrt ein anderes: Verlängerung des Urlaubs, ein drittes sagt ein Gastspiel ab u. s. w. Sich zu zerstreuen flüchtet der Tourmentirte zu Memnon, greift kaum einen versöhnenden Accord, da stürzt ein Hiobsbote athemlos zum Zimmer hinein, und bringt die Desertions-Post eines favorisirten Opernmitgliedes. Diese Nachricht wird durch eine unaufgelös'te Dissonanz gebüßt. Der fast selbst Aufgelös'te, Gepeinigte stürzt, den Hut auf, zur Thür hinaus, und Memnon ist wieder verlassen, gekränkt und verstimmt.

Die erste Clavierprobe der neuen Oper ist nicht gemacht, ihn zu erheitern. Ohne Rücksicht auf seine Stimmung muß er herhalten. Man sitzt um ihn herum, man plagt sich mit unartikulirten Lauten, zerreißt sich wechselseitig das Ohr, und seine elysischen Gefilde werden zum Kampfplatze der Unbehülflichkeit mit den Elementen. Die Zergliederung einer mühseligen Progression, die unzähligen, dem harmonischen Gefühl, und dem Organ gebrachten Opfer, sollen am Ende Nationen bildende Kunstgenüsse erzeugen. Es wäre manchmal recht gut, wenn das Publikum in diese Werkstätte geführt würde; damit es einsehen lernte, daß der bunte schimmernde Gipfel des Musenberges nicht gar so tändelnd erstiegen würde. Doch ist es auch wieder besser, so wie es ist. Das Publikum darf die dornig steilen Pfade, die hinan führen, nicht mit erklimmen. Es würde statt des rühřigen Räderwerks nur ein nacktes Todtengerippe sehen, und was der Adept Ursache einer schönen Wirkung nennen mag, würde für dasselbe zur unbarmherzigsten Ironie werden. Nimbus muß der Universal-Betrug bleiben, so lange die Welt betrogen sein will. Der arme Direktor aber war ein reicher Componist. Wer hätte es nicht gemerkt an den abgerissenen Perioden, und an den Lücken, wenn er auf Memnon seiner Ideen den Zügel schießen ließ, oder wenn er, wie er sich ausdrückte, sich erst in die Gedanken hinein phantasiren mußte. Der Moment einer solchen Inspiration aber glich einem stillen Wahnsinn, der nach und nach in Raserei überging. Da wurden alle Thüren verschlossen, und in das Gemach nur ein heiliges Dämmerlicht zugelassen, ein gewisses Helldunkel, das mit dem Zustand seiner Seele harmoniren mußte. Er war dann für Niemand zu Hause, und ach — am wenigsten für sich

selbst. Er durchkreiste wie eine eingesperrte Hyäne das Zimmer, trommelte wie Mozart an die Fensterscheiben, runzelte wie Beethoven die Stirn, und kratzte sich hinter die Ohren wie Spontini. Aber es wollte nicht kommen. „Die verfluchten Gedanken“, rief er dann, und stürzte ein Glas Champagner hinunter. Das schien zu wirken. Er fiel über Memnon her und phantasirte hastig und lange. Ein leises inn'res Grunzen wurde nach und nach zum Gebrüll. Die Augen sprühten Funken, die Brust schnaubte. „Ich hab's! göttlich!“ fistulirte er dann, und rannte vor den Spiegel, um einen Begeisterten zu sehen.

„Großer Moment! wenn dich dein Jahrhundert so belauschen könnte!“ Er griff zur Feder. Er schrieb — hielt inne — schlug einen sonderbaren Akkord — schrieb wieder — dachte lange, und sah verdrießlich. „Nein, das geht nicht. Das war schon da. Da würde die Kritik: Reminiscenz, Diebstahl schreien. Die versteht von Musik nur das Transponiren; denn sie setzt Alles herunter. Aber wie! dürfen sich große Geister nicht begegnen? Ja; sie dürfen!“ jubelte der glückliche Finder und schrieb. „Diese einzige Biegung der Harmonie und das Gewand der Melodie ist vertauscht.“ — Er hielt wieder inne. — Volksthümlich sein und dabei grandios, Trivialität mit Adel paaren, Verständlichkeit mit Studium, walzend zur Hölle fahren, und Originalität — — da liegt's. Wie mach' ich aber das?“ Er schenkte sich ein, und blickte gen Himmel, wie ein Seher. „Hier ist eine süße Cavaletta, mit mystischen Bässen; dort eine tollkühne Ausweichung; dann ein fremdartiger Rythmus; darauf die Sforzaten-Kette auf schlechte Noten; hier alle Register, worunter Jericho's Mauern stürzen, — dann die Todtenstille in einer General-Pause, — der Schlagschatten des Finals!“ Er trank aus und schrieb. — — „Verwünschter Dichter, mit deinem J. — Auf Belinde darf ich keine Cadenz machen. Miranda thut's auch. — Fort mit der Wortkrämerei. Ein Ja dafür, probatum est. — Dieser Triller, diese steigende Coloratur? Macht Niemand mehr. Cassation!“ — Er besann sich lange, dann schrieb er wieder. Nun schien er's zu haben; denn die Feder flog, bis — sie plötzlich wieder stockte. — „Fürchterlicher Zustand. Schwingen und Blei! Erhabener Gedanke, warum stirbst du in der Geburt? wo sind deine Sequenzen? wo finde ich Fluß?“ Er trank. Er sprang wie besessen auf. Seine Fibern zuckten, sein Gesicht glühte. Er griff in die Tasten, und stieß sehr abentheuerliche Töne dabei aus. Mit der Linken wühlte, mit der Rechten schrieb er. Immer tiefer hinein ging's in fremde Tonarten. „Ich kann nicht mehr zurück!“ rief er verzweifelnd. „Mein Schicksal treibt mich fort!“ und weiter wälzte sich die schwere Masse des Neunviertel-Takts, bis Pegasus tief im Sande der Gedankenwüste stak, und zwölf B am Schlüssel, wie Geister der Unterwelt, alle Töne hinunterwürgten. Die Kunst konnte nichts weiter; da mußte Natur helfen. Die beiden Pole berührten sich, und wie ein Strahl aus Himmelshöhe, in der Gestalt einer enharmonischen Verwechselung, löste sich das labyrinthische Chaos in ein ätherisches A moll versöhnend auf. Es war gelungen. Die Zangengeburt des Krampfes prangte auf zwei vollen Seiten. Ermattet ließ er die Feder fallen. Große Tropfen fielen von seiner Stirne, und mit dem Worte „Unsterblichkeit!“ sank er, wie einst der Schöpfer des Requiems, ohnmächtig in seinen Sessel zurück. —

Endlich erhielt er einen Ruf nach den vereinigten Staaten, weil dort seine Werke noch unbekannt waren. Memnon kam unter dem Preise zu einem Instrumentenhändler, wo er neue Politur erhielt, und nach manchen Proben unter Meister- und Stümperhänden endlich an eines jener glücklichen Geschöpfe vermiethet wurde, die in der Welt umherreisen und Concerte geben.

Die Schule der Virtuosität.

Der neue Besitzer war Herr Nomadus, ein kleines, ängstliches Männchen, abgemagert von Hoch- und Demuth. Ein ungezogenes blasses Meteor von 11 Jahren, das er mit sich führte, wohl behandschuh't und genial frisirt, schien die Bedingung seines spekulativen Daseins. Doktor und Professor der musikalischen Facultäten in ** und ***, Mitglied mehrerer Akademieen, Ritter und Clavierspieler ꝛc. prahlte auf den Karten, die der Vater selbst herumtrug. Empfehlungsbriefe, Apotheosen auf Löschpapier, Concertzettel, Lobgedichte, Medizinflaschen und gewaltige Stöße des Notenmeeres, das der kleine Wundermann hier durchschiffen sollte, bildeten den Inhalt des Pantheons. Journale und Straßenecken, mit enkomiastischen Tiraden gespickt, leiteten das Urtheil der Residenz. Man sprach nur von dem kleinen Primarius aller Cembalisten, von dem Meister der freien Phantasie, von Wolfgang Nomadus. Aber einige Soiréen abgerechnet, wo der Karniol strahlen mußte hüllte Herr Nomadus denselben in ein politisches Dunkel. Nur den Organen der gebildeten Welt wurde Memnon geöffnet. Man saß im weiten Kreise um ihn herum, wenn der kleine Riese ihn tyrannisirte; und höchst ergötzlich war dann gewöhnlich das Mienenspiel seines beweglichen Mentors. Eine Henne, die ihre Entenbrut im Teiche ängstlich umtrippelt, weil sie nicht zu kann, gibt das treffendste Bild eines reisenden Virtuosen-Papa's. Unter Tausenden ist er zu erkennen, an den Blikken, die im Cirkel verstohlen kreisend die Mimik jedes Einzelnen zu entziffern suchen, an dem inneren Entzücken, das er über günstige Omina umsonst hinter der Grimasse schuldigen Tributs zu verbergen sucht, an dem unsteten Lächeln, womit er halbe, zerstreute oder verkehrte Antworten gibt. Er ist Hüter, Kammerdiener, Auslaufer, Kritiker, Kassirer in einer Person. Er bedarf der Livrée nicht, um seinen Paß Lügen zu strafen. Aber so knechtisch unter hundert Augen, ist er der grausamste Despot unter vieren.

Die Stunden der Weihe sind die eines Sträflings auf der Galeere. Da wird denn für den kleinen Menschen die heilige Musika zum Ungeheuer, das seine Kinderspiele und sein Wangenroth verschlingt. Von der Wiege an bis zur Entwickelungsperiode, wo denn gewöhnlich der gepriesene Stern als Schnuppe vom Himmel des Ruhmes fällt, ist ihm das Griffbrett eine Folterbank, und sein angeborner Beschützer der Henker. „Mechanik ist das coursive Princip, und die kann forcirt werden. Dazu braucht's kein Genie. Also d'ran, mein Wolfgang, mein Tischchen deck' dich! d'ran, an die Hobelbank der Ehre. Denk, daß Mutter und Geschwister daheim nach neuen Sporteln schmachten, während wir hier elend glänzen.“

Da wälzte sich's wie Wagenräder durch die Saiten. Endlose Triller jagten einander wie Erinnyen, und von chromatisch schwülstigen Bässen erdröhnte der Resonanzboden. Stunde auf Stunde zerrann unter solcher Augias-Arbeit, und ermattet sanken des armen Knaben Finger von den Tasten. „Willst du schon frieren?“ herrschte es hinter ihm. „Denk an den Merite-Orden und an den Hunger!“ und von Ehrgeiz getrieben, rumorte das Peleton-Feuer der Octaven- und Terzen-Läufe in die Eingeweide Memnons. „Ich halt' es nicht mehr aus,“ stöhnte der Kleine, „die Finger brechen mir ab.“ „„Und du willst ein Künstler sein?!““ kreischte der Tyrann. „„Hinan zum Pindus! Morgen ist dein Concert, und wenn du nichts kannst, sind

wir blamirt. Wißt du, Träger, gleich begeistert sein?““ und dabei fiel ein Streich auf seine blasse Wange. „Wenn du mich schlägst,“ wimmerte der Gepeinigte, „so wachse ich ja nicht mehr.“ „„Desto besser; dann kann ich dich immer für 7 Jahre ausgeben. Vorwärts!““ Hier schwang er die Geißel, und der 3te Grad der Tortur begann. Salti mortali und Kreuzgriffe gaben den Kräften ihren letzten Rest. Das Auge brannte, die Wangen erglühten wie im Fieber, die Adern der Hände schwollen auf, und der erschöpfte Professor sank weinend dem zärtlichen Profoß in die Arme. „So ist's recht, mein Wolfgang. Du bist am Ziel.“ Er rieb des Knaben Schläfe mit Essig. „Nun wollen wir auch ein Stündchen ausruhen!“

Am Morgen nach dem Concert lag ein Orden auf dem Deckbette des tief schlafenden Kindes; der Vater zählte verdrüßlich Geld, packte drei Clavier-Concerte ein, und dieselben Brandschatzungen erneuerten sich überall, wo man noch Sinn hatte für — Empfehlungsbriefe.

(Schluß folgt.)

Pariser Theaterschau.

(Schluß.)

Im vierten Akte sehen wir das Hauptlager der französischen Armee. Pascal, welcher bis hierher stets der Spur der Berline gefolgt ist, findet hier auch den Marquis, seine Tochter, den treuen Belhomme und Eugène Leclerc wieder, welcher unterdeß Aide-de-Camp geworden. Nachdem er verschiedene Versuche gemacht, den verborgenen Schatz zu erbeuten, die ihm aber nicht recht gelingen wollen, erlauscht er am Ende einige wichtige Befehle, welche der Volks-Repräsentant den Generalen gibt, und eilt, sie den Oestreichern zu verkaufen. — Fünfter Akt. Ein französischer Vorposten. — Der Feind hat nach den Rathschlägen Pascals den schwächsten Theil der Armee angegriffen; die jungen Offiziere, ohne Kriegserfahrung, wissen sich nicht zu helfen und sehen kein Mittel, den Angriff zurückzuschlagen. Da verläßt der alte Colonel Savigny seine Verkleidung, kommt ihnen mit seinem Rathe zu Hülfe, übernimmt den Oberbefehl des Bataillons, und macht durch seine gewandten Manövres die Kriegslist der Feinde zu Schanden. Zur Belohnung für diese That bewilligt ihm der Volks-Repräsentant Gnade, und erhebt ihn sofort im Namen des französischen Volks zum Brigade-General. Pascals Verrätherei wird entdeckt, und nach Kriegsgesetzen muß der Verräther es mit dem Tode büßen: er wird erschossen. Die Tochter des Emigrirten heirathet den Kapitän Eugène, der nun vollkommen gerechtfertigt dasteht, und erhält die Berline zur Mitgift.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, so ist dieses Drama durchaus in der Weise der alten Melodramen aufgefaßt und durchgeführt; man erkennt deutlich darin die Hand, und die Art und Weise des Verfassers der Pie voleuse, des Homme gris und so vieler anderer Theaterstücke, welche vor etwa 20 Jahren so glänzenden Beifall fanden. Da indessen noch ein zweiter Autor, Herr Mélesville, hinzu gekommen ist, welcher früher Anlage für die Komödie gezeigt hat, so ging daraus ein ziemlich glückliches Ganzes hervor; das Interesse geht immer Hand in Hand mit dem Scherze, oft mit der komischen Laune; — eine Verbindung, welche wir in den französ. Dramen der neuern Schule wenig antreffen, obschon dieser fortwährende Gegensatz ganz ihren Prinzipien angemessen ist, und von ihnen selbst in der Tragödie kaum gefordert wird.

Buntes.

*** Mistriß Hemans. „Wir beklagen es, den Tod dieser trefflichen Dichterin anzeigen zu müssen. Die folgenden biographischen Notizen über sie entlehnen wir aus dem Athenäum. — Felicia Dorothea Brown ward in Liverpool geboren. Ihr Vater war ein Irländer, ihre Mutter eine Deutsche, Namens Wagner, die aber von einer venetianischen Familie entweder abstammte, oder mit ihr verwandt war; ein Umstand, dessen sie sich oft im Scherz erinnerte, indem sie die romantisch-poetische Anlagen erklärte, die man von ihrer frühesten Kindheit an ihr wahrnahm. Sie war noch sehr jung, als ihre Familie von Liverpool in die Nachbarschaft von St. Asaph in Nord-Wallis zog, wo sie sich sehr frühzeitig verheirathete. Ihr eheliges Leben ward, nach der Geburt von fünf Söhnen, durch die Entfernung ihres Gatten getrübt, und nach dem Tode ihrer Mutter, bei der sie gewohnt hatte, verließ sie ihren Wohnort in Wallis und begab sich nach Wavertree, in der Nachbarschaft von Liverpool, und von da, nach einem ungefähr dreijährigen Aufenthalte, wieder nach Dublin, ihrem letzten Aufenthaltsorte. — In ihrem Privatleben hatte sich Mistriß Hemans viele aufrichtige und anhängliche Freunde gewonnen. Es ist merkwürdig, wie sie mit allem ruhigen Zartgefühl edler Frauen vor der gemeinen Ehre des Lyonismus zurückschreckte, und in einer Periode, wo man sie mit Freundschaftsbezeigungen und Erbietungen überhäufte, wo sie aus allen Enden Großbritanniens Huldigungen in einem Grade erhielt, die man gesehen haben muß, um sie glaublich zu finden, war sie doch nie glücklicher, als wenn sie ihren eigenen kleinen Kreis um sich bilden und, der gleich gestimmten Gefühle seiner Glieder versichert, ihrer Unterhaltungsgabe freien Lauf lassen konnte, die sie selten in Gesellschaften bewährte, und deren Besitz man kaum an ihr vermuthete. Es wird Viele verwundern zu vernehmen, daß sie sich zu jeder Zeit einen glänzenden Ruf, als Schöngeist, hätte erwerben können; denn sie war so glücklich und witzig in ihrem Vortrage, als ihre Phantasie lebhaft und umfassend war; allein weislich war sie zum Besten ihres eigenen Seelenfriedens weit eher bedacht, ihr Talent zu verbergen, als zu zeigen. Diese Empfindlichkeit ihres Gemüthes war es, die sie abhielt, nachdem ihr Name berühmt geworden war, je London zu besuchen, und in der That machten es ihr ihre wärmsten Freunde nicht selten zum Vorwurfe, die Ehrenbezeigungen nicht gehörig zu schätzen und von sich abzulehnen, die der verdiente Lohn ihrer hohen Talente waren, und sich gleichsam in einen Winkel zu verbergen, wenn sie ihren Platz in der Welt der Gesellschaft als ein Leitstern hätte einnehmen sollen. Die Wenigen, welche sie kannten, werden noch lange sich ihrer eifrigen, kindlichen Zuneigung und des aufrichtigen Wohlwollens erinnern, womit sie, sich ihre völlige Gunst erwerbend, ihr Interesse für immer zu dem ihrigen machte. — Es verdient erwähnt zu werden, daß sie in ihrer Jugend viele persönliche Reize besaß, daß ihre Talente in der Musik und im Zeichnen (nur eine andere Form jenes Geistes, welcher das lebendige Prinzip ihres Lebens war) nicht vom gewöhnlichen Schlage waren. Ihre Gesundheit war viele Jahre hindurch schwächlich und schwankend gewesen; die Krankheit, woran sie starb, war langwierig und verwickelt, aber vom Anfang an sah man den Ausgang voraus, und wir wissen von denjenigen, die in naher Verbindung mit ihr standen, daß ihr Geist gelassen und ruhig war, und daß sie dem letzten Kampf ohne Furcht entgegen sah. Es ist tröstlich, hinzufügen zu können, daß ihre letzten Augenblicke durch die wohlwollenden Dienste eifriger und treuer Freunde erheitert wurden: für sie selbst konnte der Abschied aus dieser Welt nur ein glücklicher Tausch sein. Man braucht nicht zu fürchten, daß sie vergessen wird; wir werden uns lange ihrer erinnern:

Mit Lieb' und Freundlichkeit; doch so,
Als Eines, dem es wohl ist, daß er floh, —
Des Vogels, der der Kette sich entwandt,
Als eines Wanderers, der die Heimath fand.“ (Mirror.)

*** Kürzlich kehrte ein ehemaliger Hauptmann der kaiserlichen Heere aus Ostindien nach seinem Geburtsort, einem Flecken im südlichen Frankreich, zurück. Nach den hundert Tagen nahm ihm die Regierung der Bourbons ungerechter Weise seinen Grad, und weigerte sich später, ungeachtet der Verwendungen mehrerer Marschälle, ihn wieder anzustellen. Hierauf suchte er vergeblich Dienste in Aegypten. Doch dies sein Unglück bereitete für ihn ein glänzenderes Glück, als ihm sonst hätte zu Theil werden können. Er gerieth nach Ostindien, trat in die Dienste des von den Engländern noch unabhängigen Rajah von Lahore, leitete die Disziplinirung der Armee desselben, und kehrte kürzlich mit einem Vermögen von mehreren Millionen nach Frankreich zurück.

*** Fieschi ist der zweite Korse, von dem ein Mordversuch gegen das Oberhaupt des französischen Staates ausging. Der erste war der nicht unberühmte, obgleich noch junge Bildhauer Arena, welcher den ersten Konsul mit einigen Jakobinern in den Korridors des Opernhauses angriff, um ihn als Republikaner mit dem Dolche niederzustoßen. Fouché ward aber von der Verschwörung unterrichtet, und hatte Vorkehrungen getroffen, den Verschwornen auf offener That, jedoch ohne Gefahr für Bonaparte, ergreifen zu lassen.

*** Von den Contemporains von Garrut sind mehrere Hefte erschienen. Das letzte enthält Lebensbeschreibungen von Bassano, Barante und Persil. Die des letzteren findet übrigens selbst der Messager zu stark.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro^ 194. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienstag, 18. August.

Feuilleton zum Phönix.

Zwei neue Dramen von Grabbe.

Grabbe hat seine bürgerlichen Verhältnisse in Detmold aufgegeben, zog nach Frankfurt und lebt gegenwärtig in Düsseldorf. Er selbst gesteht, daß ihn Immermann wieder in das rechte moralische Geleis der Existenz gebracht hat und drückt sich in einem Vorworte zu Hannibal fast so aus, als hätt' ihn Immermann wieder zu einem Menschen gemacht. Wir müssen hinzufügen, daß wir Grabben dieser Geständnisse wegen bemitleiden. An Immermann war es, das Wiedererscheinen der Grabbe'schen Muse, die er vor längrer Zeit in seinem Reisetagebuche so kühl behandelt hatte, wieder anzukündigen. Er hätte der weichen und gerührten Stimmung Grabbe's zuvorkommen müssen; denn wenn einmal preisgegebne Menschen sich aufrichten und der Gesellschaft wieder geschenkt werden, so sind sie gemeiniglich so gedemüthigt, daß jedes ihrer Worte zittert und sie alle Welt umarmen möchten. Wär' es nicht entsetzlich, wenn Grabbe vor dem Publikum noch mehr stammelte, als er schon gestanden hat? Nein, Immermann müßte seinen Schützling ankündigen, Immermann, der es ohne Erröthen hätte thun können, da er selbst die Umkehr von seinen frühern ästhetischen Urtheilen neulich öffentlich ausgesprochen hat.

Um das Werthlosere sogleich abzufertigen, so erreicht Aschenbrödel, ein dramatisches Märchen, durchaus nicht jene Stufe, welche Grabbe's würdig ist. Hier haben wir weniger, als Platen in seinen gläsernen Pantoffeln geleistet hat. Um ein Märchen dieser Art auszuführen, bedarf es eines Witzes, wie er Tieck zu Gebote stand, und einer Poesie, wie sie Menzel in seinen Märchen, wenigstens durch eine Art poetischer Scholastik zu ersetzen suchte; jedenfalls aber einer saubern und netten Hand, die nicht wie Grabbe alles über den Haufen wirft. Zum Märchen hat Grabbe weder den Beruf des Witzes noch der Lyrik. Seine Versuche im Witze sind hölzern, pritschenschaft, plump; seine Leistungen in der Lyrik sind nur die Bestrebungen jenes Vogelstellers, der auf einem Lindenblatte die Nachtigall lockt. Aber die Nachtigall kömmt nicht.

In der Tragödie Hannibal erst sehen wir den alten Grabbe wieder. Die Situationen sind malerisch schön, die Charakteristik ist rapid und bis auf's Äußerste pointirt, der Dialog ist ein Muster von Kürze und schlagender Gedrängtheit. Hier stürmt die Sprache und Phantasie die Alpen, und erfriert oben, (wie dies Grabben immer charakterisirt hat) zu einer eisigen Krystallisation. Es sind die alten großartigen Bilder, von denen zwei Drittel immer so originell und das letzte Drittel immer so steif, irdisch und ungelenk ist.

Hannibal steht vor den Thoren Roms, wir sehen ihn in Capua, zwischen den Bergen, in Afrika, bei Zama, zuletzt bei Prusias, einem Könige, den Grabbe mit zu vieler Ironie zeichnet, da er die Exequien und die poetische Gerechtigkeit des fünften Aktes zu verwalten hat. Zwischendurch Karthago mit seinen Partheien, Rom mit dem schwankenden Senat, Spanien mit Numantias rauchenden Trümmern. An klassischen Details fehlt es hier nirgends, sei es nun, daß Grabbe den Krämergeist Karthago's zeichnet, oder die innere

Hohlheit des Cato Censorinus, oder die gutmüthige Eitelkeit eines Terenz, des Begleiters der Scipionen, oder die kleinliche Größe des Fabius Cunctator: hier ist Grabbe immer originell und überraschend und erhält uns den Glauben an eine Muse, welche ein unsterbliches Recht zu zürnen hat, wenn sich ihr das öffentliche Interesse nicht mit aller Theilnahme hingäbe.

Woher kömmt es nur, daß Grabbe's Dramen in Rücksicht auf seine Persönlichkeit uns so wohlthun, objektiv aber niemals die Billigung des Kunstrichters erhalten haben? Auch Hannibal mißbehagt, wenn man dies Trauerspiel als ein Ganzes faßt und auch, wenn man an das Einzelne den ästhetischen Maßstab anlegt. Hannibal ist nichts, als eine Veranschaulichmachung und Dramatisirung der Historie. Es findet sich kein Steigen und Anschwellen des Stoffes; die Begebenheiten selbst stehen über dem Haupte des Dichters und bleiben immer noch groß genug, um sein Werk auf ein Verdienst als bloße Skizze zu verweisen. Grabbe's Werk ist fest in den Knochen, die Muskeln, Flechsen und Arterien winden sich um das starre Gerippe herum; aber der Rest fehlt, das Fleisch, die schöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Natur, des Lebens und der Wahrheit. Man wird uns zutrauen, daß wir nicht nach Schiller'schen Jamben und Reflexionen fragen: aber die Malerei der Motive dürfen wir nicht aufgeben. Die Menschen sind nicht so, wie sie Grabbe schildert, selbst in den verzweifeltsten, äußersten Lagen sind sie anders, sie sind immer noch etwas neben und außer der That. Dieser ganze Bereich fehlt bei Grabbe und wird ihm überall im Wege stehen, wenn es sich darum handelt, sein Studium den Massen zu empfehlen. Während man kaum zeigte, wie kühn er im Sattel des Pegasus sitzt; wird man rufen, daß ihn das Roß schon wieder abgeworfen. Grabbe hat Immermann dafür gedankt, daß er ihm Muße zum Dichten verschafft habe; vielleicht ist es möglich, daß Immermann ihm auch seine Ruhe einflößt.

Redigirt von Dr. K. Gutzkow.

Zur Geschichte eines Patent-Flügels.

(Schluß.)

Die Feuerprobe.

Eine weltberühmte Prima-Donna sollte am Hoftheater der Residenz gastiren. Wer anders, als unser Wiener, wurde zur Miethe hingeschleppt? Hier hatte er gute Tage und Muße genug zu psychologischen Betrachtungen. Der Name Aurora Centifolia wurde bald zum unwiderstehlichen Magnet aller Herzen. Das Heer der Gönner, Verehrer, Anbeter und Aufwarter umflatterte wie Schmetterlinge die ausländische Blume, und vom Morgen bis zum Abend schwamm die Fêtirte in einem Rosenschimmer der Freude. Phaetons und Equipagen hielten zu Dutzenden an ihrem Hôtel, der Corridor wimmelte von buntscheckiger Livreen. Ganze Guirlanden vornehmer Adressen zierten die Trumeaux, Empfehlungsbriefe die Etablis, Dedicationen großer Meister den Flügel selbst. Das Cabinet, in dem er paradirte, war ordentlich tapezirt mit Sinngedichten, Akrostichons und Lorbeerkränzen. Feste drängten sich bei Tage, und kam die Nacht, dann girrten Serenaden vor ihren Fenstern, und Sonette flogen wie Blüthenflocken hinein.

Alles überstrahlte die Vergötterte; sie durchdrang die Chikanen ihrer Nebenbuhlerinnen. Selbst die Minister sanken im Preise, denn die Quelle war gefunden, die zum Meere fürstlicher Gnade leitete. — Niedrig besoldete Staatsdiener, Väter zahlreicher Familien, Wittwen und Waisen, sie darbten freudiger; durften sie doch nippen von der Hippokrene, die ihnen Stärkung zu neuen Drangsalen verlieh.

O wunderbare Ökonomie des Universums. Wunderbare Wechselwirkung des Geistes und des Magens! — Eines Abends trat Aurora purpurglühend, wie ihre Original-Schwester, in's Gemach. Die Oper war geendet. Den ästhetischen Pöbel hatte sie unwillkührlich adoptiren müssen, an — Pferdesstatt. Sie warf sich erschöpft auf's Sopha. Vor ihr lagen ausgebreitet die Trophäen des heutigen Abends, bunte Kränze, noch buntere Lobgedichte rc. rc. und in deren Mitte stand die überfüllte Cassette. Kleine schalkhafte Jokei's legten glänzende Stoffe und andere Kostbarkeiten zu ihren Füßen. So saß die Reizende unter all ihren Herrlichkeiten, wie eine orientalische Fürstin. Aber ihr Frohsinn verwandelte sich nach und nach in sinnenden Ernst, und um nicht darin gestört zu werden, wollte sie allein sein. Alles wurde abgewiesen.

Sogar die Journalisten!

Mit verschränkten Armen starrte Aurora vor sich hin, und ihre Gedanken wurden unfreiwillig laute Worte: „Bin ich denn wirklich glücklich? Befriedigt all dieser Glanz auch mein Herz? Wem huldigen meine Verehrer? Doch nicht meiner Kunst? nein, nur dem Nimbus, womit sie dieselbe umgeben. Sie schmeicheln ihrer eigenen Eitelkeit, indem sie um meine Gunst werben. Sie lieben nur sich. Dies fühle ich oft mitten im Rausche der Zerstreuung; woher sonst diese Leere in mir, wenn derselbe vorüber ist? Wer kennt mein Herz, wer beurtheilt meine Gesinnungen? wer liebte mich um meiner selbst willen, wenn mein glattes Gesicht, mein Ruf, mein Schimmer nicht wären? — Wer ist unter all' diesen Enthusiasten mein wahrer Freund? Oder — besäße ich keinen darunter?“ Das schöne Mädchen schauderte zusammen. Da sprang sie wie begeistert auf und rief: „Ich muß Gewißheit haben, ehe ich zu spät erwache.“ Sie sann nach. Ihre Mienen erheiterten sich. Eine kühne Passage entgurgelte der lieblichen Kehle, indem sie in das geheiligte Zwielicht ihres Schlafgemachs entschwand.

Zwei volle Tage war die holde Sirene nicht zu sprechen. Es war grausam, wie im Vorzimmer die Soubrette jeden mit dem Refrain abfertigte: Mamsell Centifolia sei krank. Die herabgezogenen Fenstergardinen parirten unbarmherzig die Ausfälle tausend bewaffneter Blicke. Es war gerade Sonntag, an dem die Parade mit klingendem Spiel vorüber zu ziehen pflegte; heute pausirte sie; zartfühlende Tilburys nahmen Umwege, um durch ihr Gerassel zukünftige Triller nicht aufzuhalten.

Aurora's Krankheit war eine freiwillige Trauerzeit für's Publikum, ein Privatschmerz für den ganzen Hof. Am fünften Tage erst gab sie Audienz, aber nur dem Kapellmeister und den verschwiegensten Kritikern. Sie mußten lange in der penibelsten Spannung warten. Endlich erschien sie in Begleitung des Theater-Arztes, blaß, matt und sehr angegriffen, den Hals bis an's Kinn in Shawls verwahrt.

Sie lispelte, hüstelnd und kaum hörbar auf ihre Kehle deutend: „Meine Gesundheit“ — „„Aber die neue Oper!““ riefen wie aus einem Munde die Theilnehmenden. Aurora zuckte wehmüthig die Achseln. Der Arzt machte eine bedenkliche Miene. Der Kapellmeister unterbrach endlich flehend die einfältige Pause. „So probieren Sie doch, meine Theure,“ und führte sie zu Memnon.

Er legte ihre Lieblingsarie auf: Una voce. Aber „con roca voce“ hätte es heißen sollen, denn Aurora brachte nur heiser herausgewürgte Laute zum Vorschein — hüstelte wieder — und schwankte, mit dem Tuche vor den Augen, in's Nebengemach. Die Zurückgebliebenen sahen sich versteinert an. „Was ist geschehen, um's Himmelswillen?!“ Der Arzt schien verlegen — sprach aber dann mit scheuen Blicken zur Thüre: „Aurora ist nicht mehr. Sie ist todt. Sie hat ihre Stimme verloren. Aber schweigen Sie!“ In einer halben Stunde sprach die ganze Residenz von dem ominösen Fall. Die Zungen der Journale klagten in allen Sprachen: Aurora sei ihrer attalischen Schätze beraubt, der Chrysolit zur Chrysolide geworden 2c. 2c. Anfangs bestürmte man das Hôtel förmlich, denn jeder wollte sich selbst überzeugen; doch der Sturm legte sich wie jeder. Dafür erhob sich aber ein anderer: die Cabale. Es fand jedermann seine Rechnung dabei, ihr zu glauben. Aurora's Gemächer, noch vor Kurzem einem wimmelnden Ameisenhaufen nicht unähnlich, waren bald zur Einöde geworden. Niemand kümmerte sich mehr um sie; und kaum waren vier Wochen verflossen, als auch schon ein Edict vom Hofe sie ihres Contracts entband.

Sie führte den Namen „la Straniera“ jetzt in der That.

Aurora stand am Fenster desselben Abends, von Hesperus mitleidig angestrahlt. Keine Serenade tönte herauf, aber eine unendliche Wehmuth war die Melodie ihres Innern. „Also von Allen, die mir Gut und Blut zugeschworen, ist Niemand mir geblieben? Ich bin verlassen, da mich meine Stimme verließ. Arme Aurora, die tausend Anbeter und keinen Freund besaß!“ — —

Da flog's plötzlich wie eine weiße Taube zum Fenster hinein und auf des Flügels Saiten, daß es in ihm wie Geisterhauch erzitterte. Aurora erschrack — nahm — entfaltete. Es war ein Billet. Sie las, und Entzücken perlten ihre Augen. Man weiß nicht, was in dem Billet stand, aber wenige Tage darauf ward Memnon in einen großen von Kerzen erleuchteten Saal getragen, den viele hundert Neugierige füllten. Seine Gebieterin erschien in der einfachsten Pracht ihrer Schönheit, von einem jungen Manne geführt, der sich an seine Tasten setzte und sie accompagnirte. Ein allgemeines Erstaunen, das bis zur Verwirrung wuchs, bemächtigte sich aller Anwesenden, als die Sängerin die Lippen geöffnet und den Zauber ihrer Silberstimme entfaltete. Die unbeschreibliche Grazie ihres tief gefühlten Vortrags riß Alle hin. Diesen vollkommenen Triumph nur hatte sie gewollt, und am folgenden Tage war nicht leicht ein Spiegel in der Residenz, der nicht ein weißes Blättchen mit der Aufschrift: Madame Aurora Müller p. p. c. wiedergestrahlt hätte. Sie war noch in der Nacht mit ihrem Gatten abgereist.

Die Weihe.

Bis jetzt ist sich Memnon selbst noch ein Räthsel geblieben. Das reine Glück der Selbsterkennung sollte ihm für seine alten Tage aufbewahrt sein. Aber nicht in den Werkstätten der Coriphäen, nicht in den Salons der Residenzen, sondern in einem weit entfernten Landstädtchen bei einem einfachen Geistlichen sollte es ihm erblühen. Durch den Mißbrauch der großen Welt verdorben, wurde er noch einmal ganz stattlich zurecht gestutzt und nach *** verkauft. Hier erregte er allgemeine Sensation. Die kleine Familie des Predigers umkreiste ihn lange prüfend, staunend; und als der Greis mit Ehrfurcht ihn durch einen frommen Gang einweihte, da erklang um ihn her ein Ausbruch der freudigsten Überraschung; — für ihn eine noch ungewohnte Harmonie.

In diesem Familienkreise hätte der Zweifler lernen können, welche Gewalt die heilige Tonkunst im Stande ist über Gemüther auszuüben, die noch nicht durch raffinirte Genüsse überreizt sind. Hier war Memnon nicht Central-Punkt des Streites oder der Ehrsucht, nicht des Mißbrauchs oder der Anmaßung, wurde nicht zur milchgebenden Kuh erniedrigt, nicht unter Seufzern gequält, unter Thränen überwunden. Hier hätte er gefühlt, daß Musik wirklich jene freundliche Göttin aus bessern Regionen niedergesandt sei, das menschliche Herz zu veredeln. Der patriarchische Greis behandelte sein Instrument vollkommen als sein bestes Erziehungsmittel. Aber nicht roher Naturalismus waltete. Gründliches Wissen war das Mittel, klassische Werke verstehen, und Mechanismus, mit heiter'm Ernst erworben, dieselben genießen zu lernen. Der noch unverdorbene Geschmack bewahrte ihn vor Mißgriffen; er belächelte, verbannte alles Unschöne, Modische.

Eines Abends war eine ungewöhnliche Regsamkeit in der kleinen Familie. Jedes Auge strahlte Freude und Rührung. Man feierte den Geburtstag des abwesenden Sohnes, der sich als ein tüchtiger Jünger Apoll's im Auslande Verdienste erwarb. Blumen, von liebenden Händen gewunden, umkränzten sein jugendlich männliches Bild. Es ertönten Memnons Saiten das schöne Lied der Freude, und bei den Worten: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt,“ hätte er sich nicht wenig dünken können. Aber als: „Seid umschlungen Millionen“ erschallte, der Vater fröhlich zitternd das Glas erhob, und bei den Worten: „Diesen Kuß — unserm Wilhelm,“ hinzufügte; siehe, da rauschte die Thüre auf, und der Sohn, der Bruder stürzte mit dem Ausruf: „Euerm Wilhelm!“ dem Greise zu Füßen. Wer beschreibt den süßen Schreck der Familie? Wer das Erstaunen, als er behend sich wieder den Liebkosungen der Seinen entriß, und eine hohe Gestalt, die bisher unbeachtet blieb, in den Kreis mit den Worten führte: „und meiner Gattin!“ Er entschleierte sie. Es war Aurora.

„Wir wollen bei euch bleiben, und im Arme der Unschuld, der Natur, dem Genius der Töne huldigen.“

Ein sanfter Abendwind hauchte über Memnons Saiten hin, und bildete einen Accord, den Alle mit einem heiligen Schauer zu deuten schienen. Der segnende Greis war die Hauptperson der rührendsten Gruppe.

Pariser Theaterschau.

Die dramatischen Neuigkeiten des laufenden Monats sind folgende:

In den Variétés ein Vaudeville in einem Akt, un treizième mariage betitelt, von den Herrn Théodore, Mürer und Lévan. Der alte Gebrauch, daß die israelitische Bevölkerung der Stadt Frankfurt jährlich nicht mehr als 13 Heirathen schließen darf, hat den Stoff zu diesem Vaudeville geliefert. Dieses bizarre Gesetz war ein glücklicher Fund für's Theater, welcher einem menschenfreundlichen, gewissenhaften Verfasser hinreichend schöne Gelegenheit hätte geben können, eine beredte Vertheidigung zu Gunsten religiöser Toleranz und Emanzipation des Glaubens vorzubringen. Wir haben uns daher wenig erbaut,

ernste, hohe Angelegenheiten in Quodlibets übertragen zu hören; wir müssen den Verf. bittere Vorwürfe darüber machen, daß sie ihre Bestimmung als Theater-Schriftsteller verkannt oder vergessen haben; die Bühne ist ein Lehrstuhl, von wo nur Reden, die das Volk aufklären und sittlich bessern können, ausgehen sollen; schlechte Possen und Späße, welche das Publikum auf Kosten des Unglücks erheitern, und zu Scherzreden über Unterdrückte aufmuntern, sind übel angebracht auf der Bühne. Wenn es mitunter erlaubt ist, zu einer moralischen Unterweisung sich der Waffen des Spottes zu bedienen, so geschehe es nur, um den mächtigen Unterdrücker zu strafen, und nicht, um gegen den Wehrlosen den Schlag zu führen. Diese Gedanken scheinen auch das Publikum bei der ersten Vorstellung beschäftigt zu haben; denn es hat ziemlich kühl und flau die gegen eine in Deutschland verachtete und gemißhandelte Klasse von Menschen gerichteten Witzreden aufgenommen.

Im Vaudeville gibt man gegenwärtig folgendes Stück: *un de ses frères*, eine geschichtliche Episode aus dem Jahre 1807, in einem Akt, von Leuven, Dümanoir und Mallan. Der jüngste Sprößling einer zahlreichen und wunderbaren Familie, ein Kind der korsischen Wälder, welches seine grüne Natur und sein freies Leben gegen einen Königspallast vertauscht hat, Hieronymus Bonaparte, ist der Held dieser kleinen Handlung. Viel jünger als seine Brüder, und mehr vergnügungs- als ruhmsüchtig, benutzt er seine hohe Stellung nur, um sich allen Freuden eines dichterischen Lebens ungezügelt zu überlassen. Tremitz, der berühmte Tänzer, und alle lustigen, nichtsnutzigen Brüder in ganz Paris sind seine Aides-de-Camp bei der Feier seiner täglichen und nächtlichen Orgien. Oft schon hat die drohende Geberde, das zürnende Wort und der flammende Blick seiner Brüder jenes wollüstige und seines berühmten Namens unwürdige Leben getadelt und verbittert; aber nichts hat den jungen Epikuräer von seinen Wollüstlingen trennen und seine Aufführung bessern können.... Er ist endlich soweit gekommen, daß er einen Verbannungs- oder Verhaftsbefehl fürchtet; kurz er bereitet seinen Zechgenossen ein glänzendes Abschiedsmahl, welches bei Balaine im Rocher de Cancale gehalten werden soll. Mitten unter den Freuden der Tafel kommt ein Brief des Kaisers an; mit Zittern und Zagen entsiegelt man ihn, Hieronymus liest ihn, und ein kalter Angstschweiß steht auf seiner Stirne; denn es ist ohne Zweifel ein Kabinetsbefehl, der ihm seine Verhaftung anzeigt. Doch weit gefehlt!.... es ist die Ernennung seiner Person zum König von Westphalen!

Freude und Jubel folgen auf die Angst und Furcht, und Hieronymus organisirt sofort seinen Hof inter pocula et scyphos. Der Tänzer Tremitz wird zum Oberstallmeister ernannt; ein Anderer, der wegen seiner guten Calembourgs bekannt ist, wird Finanzminister, und so geht es weiter fort. Aber ein Königthum auf Papier reicht nicht hin, um die Rechnung im Wirthshause zu bezahlen, und Balaine ist im Begriff, den Finanzminister verhaften zu lassen, als neue Befehle vom Kaiser ankommen und Hieronymus sich nothgedrungen zur Abreise anschicken muß, um Besitz von seinem Throne zu nehmen. Was seine Minister anlangt, so bleiben sie in Paris; der Kaiser hat für Alles schon gesorgt, und die ganze Verwaltung des Königreichs befindet sich schon unter den Händen der von dem Kaiser selbst eingesetzten Diener.

Den Stoff zu diesem Stücke hat man aus einer Anekdote gezogen, welche vor mehreren Jahren in einer Sammlung von französischen Memoiren mitgetheilt ward; die Personen, welche darin figuriren, sind, mit Ausnahme von Désaugiers und Tremitz, noch am Leben. Die Verf. haben dieselben mit Geist in den Rahmen eines Vaudevilles eingefaßt; doch haben auch sie eine gute Gelegenheit zur Entwicklung eines philosophischen Gedankens, welcher unsere Gegenwart bewegt, vorübergehen lassen. Der behandelte Gegenstand bot zweierlei in dieser Hinsicht dar. Einmal zu zeigen, wie gefährlich und nachtheilbringend das Spiel mit den heiligsten Interessen eines Volks, wie ungünstig der Moral das Ab- und Zuschwören der Verfassungen, wie erschütternd für die Anhänglichkeit und Treue der Völker, die von dem Vater auf den Sohn übergeht und in dem Sohne die Verdienste und Tugenden des Vaters ehrt und belohnt, wie empörend endlich, ohne Rücksicht auf Herkommen und Gebrauch, auf Religion, Sprache und Lebensweise — Völker, Fürsten und Länder durcheinander und zusammen gewürfelt wurden..... Und dann, wenn die Verfasser ihrem Werke mehr Ausdehnung hätten geben wollen, wie Shakspeare in Heinrich V. darzuthun, daß die Stellung der Wüstlinge bei den Prinzen schwankend und unsicher ist, da sie, heute noch Freunde des Thronfolgers, morgen schon unbeachtet sind, — eine Lektion, die man nicht oft genug den Fallstaffs der Großen ins Gedächtniß zurückrufen kann.

Das hätten die Verf. aus dem Stücke schaffen können und sollen, wenn sie den hohen Beruf eines dramatischen Autors verstanden hätten, in seinem ganzen Umfange zu würdigen; sie haben aber nichts von dem beachtet, und daher auch nur ein leichtes Werk zu Stande gebracht, dessen Erfolg von sehr kurzer Dauer sein wird. (Schluß folgt.)

(Schluß folgt.)

P u n k t e.

⁂ Der Ex-Minister Peyronnet ist als Schriftsteller fruchtbar. Ein neues Werk: *Histoire des Français*, ist von ihm angekündigt.

⁂ Von Alexandre Dumas ist ein neuer Roman: *Souvenirs d'Antony*, angezeigt.

⁂ Die Trauermusik, welche bei der Todtenfeier für die Opfer des Attentats in der Kapelle der Invaliden aufgeführt wurde, war das Requiem von Cherubini, welches zuerst bei'm Tode des Herzogs von Berry gegeben wurde.

⁂ Herr Löwe-Weymar, welcher sich das Ansehn gibt, deutsche Literatur zu verstehen, will neulich in der Beurtheilung eines franz. Stückes sagen, er habe eine Scene desselben in einem deutschen Drama angetroffen, welches „das Bild" heißt. In der Eile ist er ungewiß, ob dasselbe von Klingemann sei, fügt aber hinzu, daß es im entgegengesetzten Falle jedenfalls von Müllner sein müßte. — Keines von beiden, Hr. Löwe-Weymar; es ist von Houwald.

⁂ Ludw. Rellstab ist in Baden-Baden.

⁂ H. v. Elsholz ist in Wiesbaden. Er sucht einen Hof, der ihn zum Theater-Intendanten macht.

⁂ Spindler's Jesuit ist ins Französische übersetzt worden.

⁂ Wie kürzlich der Mephistopheles im Faust von einem englischen Autor nach England, jedoch ohne sarkastischen Witz, versetzt wurde (*Mephistopheles in England*), so ist dort jetzt eine zweite deutsche Figur von einem Anderen benutzt. Angekündigt ist: *Paracelsus a poem by Robert Browning*.

⁂ Der Oberst Lennox befindet sich jetzt in London, um sein in Paris verunglücktes Luftschiff dort zu versuchen, und trifft schon die Anstalten zu seiner Fahrt. Anfangs machten sich mehrere, besonders torystische Zeitungen über ihn lustig, fangen aber jetzt an, einzulenken. Zugleich wird Franconi mit seinen schießenden und tanzenden Rossen im Astley's-Theatre wie ein Zauberer von John Bull angestaunt.

⁂ Von Cooper's neuestem Werke: *The Monikins*, erscheint baldigst eine Uebersetzung bei J. D. Sauerländer in Frankf. a. M.

⁂ Theater in Frankfurt. „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten." Trivialität in fünf Aufzügen von Angely. (Neu.) Der ganze Witz dieses Machwerks besteht in dem Einfall, daß ein gutmüthiger, zuweilen „aufbullernder" Topfflicker, eine Art von Hampelmann, bei einer Reise auf gemeinschaftliche Kosten von einer grillenhaften hübschen jungen Frau bedeutend genirt wird. — Stünde der Name des Verfassers auch nicht auf dem Zettel, man könnte doch auf keinen andern rathen, als auf Angely. — Drei hinter einander folgende Novitäten auf hiesiger Bühne (die Uebersetzung von: *Elle est folle*, — von Sieben die Häßlichste, und diese Reise auf gem. Kosten) waren von Angely! Man muß gestehn, die Direktion hat Geschmack! Das Frankfurter Theater ist seinem gänzlichen Verfalle so nahe, daß selbst eine Lindner, ein Meck, eine Fischer und ein Schmezer (letzterer soll, mit bedeutendem Gehalt, nach Braunschweig engagirt sein) es nicht lange mehr schützen werden können. — Die Hauptrolle (Liborius) spielte Herr Hassel mit glücklicher Maske und unverkennbarem gutem Willen; doch brachte er blos einen Berliner Hampelmann zu Stande. — Nächstens wird man, dem Vernehmen nach, hier V. Hugo's „Angelo" nach einer Uebersetzung von Harrys zur Darstellung bringen.

⁂ Unsere in No. 130 u. 131 des Phönix ausgesprochenen Anregungen zu einem „Dichter-Kongreß" und einem „Pensions-Fond für Gelehrte und Künstler" finden vielfältigen Anklang; es sind uns hierüber mehre Mittheilungen gemacht worden, welche wir nächstens in diesen Blättern veröffentlichen werden.

⁂ Die neueste *Revue germanique* brachte eine Uebersetzung von Dr. Wihl's im Phönix gedruckten Aufsatz: Görres, Börne und Rothschild.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N°. 195. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 19. August.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

IV.

Hatte Baruch die Stunden des Tages wie ein Tausendarmiger beherrscht, sich selbst in Mehre zerspaltend, überall doch eine ganze Kraft d'ran wendend, — hatte er seine Gedanken, seine Wünsche, seine Hoffnungen auf's Höchste emporgeschraubt, — so wendete er die Nächte daran, um zu ergänzen, was ihm noch als Lücken der Tagesarbeiten erschien, um vorzubereiten, was ihm für den kommenden Tag und die folgenden nächsten wichtig däuchte; er schrieb, sann, detaillirte mikroskopisch, was ihm den Tag über an großen Entwürfen und Mitteln nur in vagen, nebelhaften Umrissen vor den geistigen Blicken aufgetaucht war; sein gründliches Wissen, das er sich seit der Kindheit erworben, stand ihm jetzt wie ein vieljähriger, treuer Freund bei, dessen Schätze er aus allen Fächern herausgreifen und verwenden durfte; — Geschichte, Statistik, Erdkunde lagen wie Fäden eines großen künstlichen Gewebes in seinem Geiste aufgespannt, und unermüdet griff er in neue Vorrathskammern, um den Stoff tüchtiger und haltbarer zu machen, in welchem vielleicht mit Todesschweiß und Herzblut, ein großes Bild hineingewürkt werden sollte; das Ganze aber war zum Krönungsmantel eines Volkes bestimmt, welches noch in Fesseln und im Leichentuche lag und erst von den Todten auferweckt werden mußte. — So saß er, wenn er kaum eine wichtige Combination zu Papiere gebracht, eine entscheidende Correspondenz beendigt hatte, — gleich wieder über strategischen Werken, — studirte darin viele nächtige Stunden lang und verließ diese Bücher nur, um — nach den neuesten Karten, — Terrainpläne zusammenzusetzen und mit mathematischer Genauigkeit bis in's Kleinste zu bestimmen. Er kaufte alles auf, was von den neuesten deutschen, französischen oder englischen Reisenden über Afrika, namentlich über Ägypten, über Asien und hauptsächlich über das Land der Verheißung, über Palästina erschien, verglich die Karten, rectificirte die statistischen Berichte. Seine Hauptcorrespondenz unterhielt er eifrigst mit London; die Glaubensgenossen in den drei brittischen Reichen empfingen von ihm zahlreiche Summen und machten dafür beträchtliche Ankäufe. Dabei stand er noch mit den Synagogen in Frankreich und Deutschland, auf der italischen und iberischen Halbinsel, in Polen, Rußland und Skandinavien im lebhaftesten Briefwechsel. Nur eine so kräftige Natur, wie Baruch sie besaß, konnte unter so vielen und so verschiedenartigen, den Körper wie den Geist gleichmäßig Monate lang auf's Höchste anspannenden Arbeiten sich aufrecht erhalten; zehn andre wären ihnen sicher unterlegen; und selbst Baruch empfand allmählich den Einfluß, welchen die rastlose, durch keine Pause der Erholung unterbrochene Aufregung hervorbrachte; er äußerte sich an ihm während der kurzen Stunden des Schlafes in Träumen, die, statt den ermatteten Organismus balsamisch zu erkräftigen, ihn durch wirre, phantastische, gräßliche Bilder noch munter spornten und abhetzten.

Er lag eines Abends in seinem Armstuhl vor dem Schreibtische, das Haupt war ihm vor Ermattung

auf die Brust herabgesunken, giftiger Schlaf machte ihm die erhitzten Augendeckel anschwellen, die Arme hingen schlaff wie an einer Leiche zu beiden Seiten herab. Auf dem Tische lag eine Karte von Palästina; rings darum und darauf die neuesten Zeitungen, in denen er alles auf Ägypten Bezügliche bezeichnet hatte, und das classische Werk des Herrn von Clausewitz „vom Kriege.“ Die zwei Wachskerzen waren tief herabgebrannt. Seine Brust hob sich schwer, als presse eine eherne Hand dawider und wehre ihm den Athem.

Die Thüre wurde geöffnet. Auf der Schwelle blieb der Besucher stehen und blickte ruhig auf den Schlafenden. Der Besucher war ein Mann, nicht fern vom Greisenalter, eine hohe breitschultrige Gestalt; der zwiefach gespaltete Bart, dessen Schwarz bereits hie und da von Grau durchschlungen war, wie die Wand eines Bergwerks von fremdartigen Adern, — wallte lang und breit auf die Brust herab, das Haupthaar, von gleicher Farbe, in zahllosen Ringeln auf die Schultern. Die hohe Stirne war von buschig hervorspringenden Augenbraunen begränzt, in der scharfmarkirten Nase, in den kräftig ausgeprägten Zügen um den Mund, welche den Charakter von Ruhe, Verschlossenheit, und Ernst trugen, zeigte sich der entschiedne traditionelle Nationaltypus. Der **Rabbi Manasse**, — (dieser war's, — er konnte bei Baruch, der ihn wie einen Vater ehrte, in jeder Stunde der Nacht aus und eingehen) — trug einen langen Überwurf von schwarzer Seide, der oben am Halse mit breitem Pelz besetzt war, darunter ein Tuchgewand, von unbestimmtem Schnitt, das man am passendsten mit jener halb geistlichen, halb weltlichen Straßentracht der katholischen Weltgeistlichen vergleichen könnte, schwarze Strümpfe und hohe Schuhe, mit Riemen geschnürt. Wie er auf der Schwelle der, mit Weltkugeln, Apparaten, Büchern und Papieren vollgestopften, von den tiefherabgebrannten Kerzen nur dämmrig erhellten Stube stand, und der leise Zugwind ihm Bart und Haupthaar aufjagte, — den einen Arm auf der Brust ruhend, die andre Hand vor's Auge gehalten, um den Schläfer betrachten zu können, — hätte er jedem Lauscher das Bild eines ernsten Propheten aus Israels Tagen der Vorzeit lebendig vor die Sinne gezaubert. Er war seit noch nicht gar langer Zeit aus Portugal gekommen und der Nerv aller geheimen Verhandlungen, welche **Baruch** einleitete, aus dessen Seele der seit der Kindheit genährte Traum von der Befreiung Israels jetzt in's Leben trat. **Manasse** war, obgleich er aus Portugal kam, dort nicht heimisch; er war es nirgends. Bald befand er sich im äußersten Osten, bald im äußersten Westen; unter dieser steinernen Rinde seiner äußerlichen Ruhe lag der Fluch eines rastlosen Wanderers geborgen; niemand kannte ihn genau, niemand wußte sein Alter; jeder erkannte alsobald, daß er mit allen offnen und geheimen Kunden und Gesetzen der Väter bis in's Tiefste hinein bekannt war; er sprach übrigens wenig und ungern, und nahm die scheue, patriarchalische Ehrfurcht, mit welcher ihn der reiche Jude in seinem Pallaßt wie der arme in seiner schmutzigen Kammer aufnahm, weniger mit Freundlichkeit, als vielmehr wie einen Tribut hin, den man ihm zu zollen schuldig sei, und, verließ er die Schwelle wieder, wo er Gastfreundschaft gefunden, so ließ er mit dem Segen allüberall auch noch einige dunkel-prophetische und begeisternde Worte von Israels Knechtschaft und Hoffnungen zurück, welche zum glühenden Haß gegen die eine und zur Sehnsucht spornten, die andern möchten sich bald, bald erfüllen und die Morgenröthe möge endlich heranbrechen, wann Israels Kinder wieder **ein Volk** wären, und eine Heimath hätten, und den alten Tempel und den Messias, von dessen Ankunft und Herrschaft geschrieben steht in den Büchern der Seher.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortsetzung.)

Dreizehnter Brief.

Florenz, am 14. Juni.

Der verflossene schöne Sonntag führte mich nach Prato, durch welches ich bei meiner Herreise von Lucca ohne Anhalten gefahren. Prato ist ein kleines Nest, nur wenige Stunden von Florenz entfernt, aber in sich so groß, wie die größte Stadt, durch die Menge öffentlicher Gebäude, die als Rest früherer Selbstständigkeit noch dastehen.

Saul ging aus, seines Vaters Eselin zu suchen und fand ein Königreich. Wie oft wiederholt sich das! Ich hatte bei einem der italiänischen Kunsthistoriker die Nachweisung gefunden, daß in Prato bei den Franciskanern noch Überreste von Malereien des Puccio Capanna, eines unmittelbaren Schülers von Giotto, existirten. Zum Glück las ich erst später die Stelle wieder und fand, daß von S. Francesco al Prato in Pistoja die Rede sei. Zum Glück, sage ich, denn schwerlich wär' ich nach Prato ohnedies gekommen.

Aus meinen frühern Briefen, denk' ich, solltest du dich des florentinischen Malers Niccolo Petri erinnern, dessen Passionsgeschichte in Pisa ich gezeichnet und von dem ich dir sagte, daß er, obgleich ungenannt in der bisherigen Kunstgeschichte, einer der bedeutendsten Meister vom Ende des 14ten Jahrhunderts und derjenige ist, ohne welchen der Übergang zu Masaccio, Filippo und Fiesole ganz unerklärlich ist. Ich hatte ihn hinlänglich studieren können, um vorkommenden Falls ihn wieder zu erkennen; denn gearbeitet mußte diese fertige Hand sehr vieles haben. In der Meinung, nun den Puccio Capanna zu finden, tret' ich in den offnen Raum des Klosterganges von S. Francesco und finde mich nicht wenig überrascht durch Darstellungen, die, wie oft Menschen auf der Straße und Gesellschaft, mich aus der Gegenwart in eine noch dunkle Vergangenheit werfen, aus der ich mich allmählig herausfinde mit den Worten: „Haben wir uns nicht da und da gesehen?“ Die Bilder sind sehr beschädigt, doch sieht man aus den wohlerhaltensten, die eine Geschichte des Evangelisten Matthäus geben, den Geist des Verfassers, die Tiefe seines Gemüthes und seinen Schönheitssinn. Ich war sogleich entschieden,

daß es nur Niccolo Petri sein könne, doch fand sich unter den vielen vorhandnen Inschriften keine dahin zu deutende. Erst Nachmittag, als ich ganz zufällig, eine andere Kirche aufsuchend, durch eine andere Thüre an denselben Ort kam, fiel mir die über dem Eingang befindliche, durch Sonnenwiederschein erleuchtete Inschrift in die Augen, die meine Vermuthung vollkommen rechtfertigte, und so ist denn ein zweites ziemlich umfassendes Werk dieses Künstlers für die Geschichte wiedergefunden.

In demselben Raume (doch kaum von derselben Hand) fand ich auch den Rest einer kunsthistorischen Seltsamkeit, der ich sonst noch nicht in Italien begegnet. Der Geschichte des Matthäus gegenüber ist die des heiligen Antonius, und in dieser auch seine Apotheose. In einer den ganzen vorhandenen Raum einnehmenden Landschaft schwebt der Heilige wie eine Mücke oder ein Schmetterling. Wie sollten Claude le Lorrain, Poussin oder die Neuern staunen, über diesen Vorgänger in der historisch-staffirten Landschaft! Inzwischen ist mir wahrscheinlich, daß das vorhandene Stück nur ein ganz kleiner Theil ist von dem frühern Bilde, das bei Einrichtung einer Glockenstube ganz zerstört worden sein mag. Dabei kann man sich denn kaum der betrübenden Gedanken erwehren, welcher Bestimmung die Erzeugnisse der edelsten Kräfte der Menschheit entgegenzehen. Wand- und Mauergemälde müssen das Schicksal ihrer Unterlage theilen und bald Ställe schmücken, bald welchen weichen. Ölgemälde finden wir zuletzt in Gallerieen aufgespeichert, in denen aller ursprüngliche und eigentliche Kunstzweck verloren geht, wenigstens durch das bunte Durcheinander der Gegenstände und Auffassungsweisen geschwächt wird. Wie glücklich darum, daß die Arbeit selbst dem Künstler jene unaussprechliche, nur ihm bekannte Freude gibt, die ihn an keine Zukunft des Geschaffenen denken läßt.

Der Dom in Prato hat schon außen eine Merkwürdigkeit, nämlich eine Kanzel, die einzige freistehende, die ich in Italien gefunden. Im Innern aber sind Malereien von größter Schönheit. Hat jede der kleinern Städte Italiens noch solche Schätze, wie Prato und Pistoja, so steigert sich das Wunderbare der Productionskraft des 14ten und 15ten Jahrhunderts in's ganz Ungemessene, da das Vorhandene ja nur der kleinste Überrest dessen ist, was Vasari kennt, und auch die Zeit von diesem selbst nur im Ganzen wenig gekommen. Die (leider schlecht restaurirten) Gemälde in der Kapelle des Gürtels der heiligen Jungfrau (des Hauptschatzes von Prato) angeblich von Angelo Gaddi beschreiben auf eine von der gewöhnlichen abweichende und viel reichere Weise das Leben Marias. Ich will dir heut' nichts weiter davon sagen, als daß ich sowohl, als drei Freunde, die bei mir waren, vor Freuden hell auf geweint.

In der Hauptchor-Nische sind Bilder von Filippo Lippi, Geschichten des Täufers Johannes und des heiligen Stephanus, ein Werk voll Derbheit und Vortrefflichkeit. Am meisten mit Lust hat der sinnlich-frohe und übermüthige Mönch, der Zeitgenosse und Antagonist des stillen Fiesole, den Tanz der Herodias'schen Tochter gemalt. Wie Fiesole die Seligkeit des Himmels, so hat dieser die Süßigkeit der Welt darzustellen gewußt. Selbst Raphael müßte ihn um den Liebreiz beneiden, der das Angesicht der Fürstentochter schmückt, wie sie das blutige Haupt bringt. In der Nähe des Chors ist auch eine Altartafel von Filippo, auf der der Tod des heiligen Bernhard und zwar in Bezug auf das Leidwesen der Umstehenden auf eine so derbe Weise dargestellt ist, daß man unwillkürlich an die alten Pistojeser Leichengesetze denken muß, nach denen es bei 13 Pfund Strafe verboten war, laut zu wehklagen bei einem Verstorbenen.

In Florenz selbst ist die Masse des Kunststoffes, der zur Bearbeitung vorliegt, so groß, daß ich mir sogleich eine eigene Ordnung festgestellt, nach der eine etwaige Unterbrechung meiner Arbeiten, ohne großen Nachtheil geschehen kann. Zu den für die Kunstgeschichte wichtigsten Werken hier gehören die Malereien der spanischen Kapelle in S. Maria novella, die als Zeugniß der Giotto'schen Schule dastehen. Außerdem enthält die Kirche noch dahin einschlägige größre Bildwerke, eben so S. Croce, S. Miniato, ja fast jede Kirche. Vorzüglich anziehend wurden die Wandgemälde des Benozzo Gozzoli in der Kapelle des Palastes Ricardi sein; allein so umfassend ist ein jedes dieser Werke, und steht in so inniger Verbindung mit vorhergehenden, daß ich, da meine Sendung nur auf kurze Zeit gestellt ist, vor der Hand einen einzelnen Meister vornehme, der für sich eine abgeschlossene Periode bildet, und der nirgends so vollständig zu finden, als in Florenz, ich meine den Fra Beato. Durch den dir schon bekannten Fra Seraphino hab' ich Zutritt zu den Zellen des Marcusklosters, die alle der fromme Fiesole, der daselbst gelebt, mit den lieblichsten und sinnreichsten Bildern geschmückt. Im Capitelsaal des Klosters ist die große Passion, im Kreuzgange und auf den Korridoren noch so manches schöne Bild von ihm. Je öfter ich vor diese Gemälde trete, je mehr ich mich in sie versenke, desto mehr erkenne ich in ihnen eine durchaus eigne der höhern Lyrik allein vergleichbare Weise: alle diese Bilder sind wahre Herzensergießungen. Die Leichtigkeit, mit welcher die Empfindung, der Gedanke, in's Wort sich verwandelt, scheidet sonst streng die redende in die bildende Kunst, welche letztere nur durch viele Vermittelungen ihre Gedanken anschaulich machen kann. Fiesole besitzt allein die Fähigkeit seine Empfindungen sogleich zur Gestalt zu machen. Seinen Schmerz bei dem Gedanken an den Kreuzestod Christi spricht durch seine Hand der heil. Dominicus aus; seine Demuth spricht aus seinen Marien, seine Hoffnung aus dem angenommenen Schächer am Kreuz, seine Seligkeit im Anschaun Gottes aus seinen Engeln und Heiligen. Jetzt weiß ich's, daß er nur unter bittersten Thränen einen Gekreuzigten malen konnte. In ihm hat die eigentliche christliche Kunst ihre Vollendung erhalten.

Unter den fast zahllosen Werken seiner Hand — denn selten geh' ich nach einem aus, ohne nicht mehre zu finden — hab' ich mir noch die Kreuzes-Abnahme in der Gallerie der Akademie und drei Reliquiarien in S. Maria novella vorgemerkt, von welchen letztern ich hoffe, daß ich sie vom Untergange gerettet. Zwischen alten Leuchtern und allerhand verlegenem Altargeräth in einem Schrank der Sakristei, fand ich diese leider durch rohe Behandlung schon sehr beschädigten Bilder, und setzte es durch, daß ihnen ein ganz besonderer Schrank eingeräumt wurde. Es ist wahr, die Mönche sind erstaunlich dumm, aber auch erstaunlich gut; du hättest sie nur sehen sollen als Zuhörer meiner Conservativ-Predigt, wie ich sie als die Erhalter so vielen alten Herkommens pries und wie ich ihnen zeigte, wie nahe eine solche Vernachlässigung, ein solches Zerstörenlassen, an den Geist der Revolution gränze, von dem sie selbst so viel gelitten, und wie sie deshalb nichts Wichtigeres zu thun hätten, als die Bilder alter Zeiten mit größter Verehrung zu behandeln, — widrigenfalls sie erleben würden, daß noch alle die heiligen Reliquien, die dieselben einfaßten, — (zum Glück waren wirklich mehre bereits ausgefallen oder gebrochen) ihren jetzigen Wohnort verlassen würden. — Kurz, die Reliquiarien stehen jetzt in einem Schrank, der ihnen allein gehört.

(Schluß folgt.)

Deutsche Kinder in Paris und Havre.

Vergangenen 5. August des Abends ging ich vom Hôtel des Invalides, wo die pompösen Trauerfeierlichkeiten statt gefunden hatten, über die große Esplanade nach der Seine. Ich wollte mich über den Fluß nach den elysäischen Feldern übersetzen lassen, deren kühlender Schatten mir nach der höllischen Hitze des Tages schon aus der Ferne sehr reizend erschien. Auf den Quais wimmelte es noch von Volk und Soldaten. Ich suchte also den ersten besten Weg, der vom Quai zum Flusse führte, einzuschlagen, das heißt: — ich stieg auf das unter'm Quai aufgeschichtete Holz, und sprang von da auf den Boden herab. Was mir unten zuerst auffiel, war eine Knabenstimme, die sich im wohlbekannten schwäbischen Dialekt über meinen Sprung kritisirend vernehmen ließ. Ich sah mich um, und erblickte zwei zerlumpte Knaben, wovon noch keiner das zwölfte Jahr erreicht hatte, und, was mir die vernommenen Worte zuerst gesagt hatten, das bestätigte nun auch der Augenschein: — ich fand ein Paar Landsleute. An Deutschen fehlt es nicht in Paris; man findet sie von allen Klassen, — von der Vogelsbergerin, die mit Fliegenwedeln handelt, bis hinauf zum Rothschild. Man gibt ihre Zahl auf 50,000 Köpfe an. Dennoch war mir die Erscheinung der beiden Schwabenkinder überraschend, und ich konnte mich nicht enthalten, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Nach den Fragen, die jeder Neugierige zuerst thut, und die sich auf Name, Alter, Vaterland beschränken, erkundigte ich mich bei den Kleinen, was sie in Paris für ein Geschäft trieben. Der eine erzählte mir nun, daß er ein Stiefelputzergeschirr von einem englischen Lord bekommen habe, und daß er mit Stiefelputzen sein Brot verdiene. Er zeigte mir bei diesen Worten einen Kasten, der am Boden stand, und mit Bürsten und dergleichen angefüllt war. Diesen Kasten nannte er, wie ein ächter französischer Stiefelputzer, sein Etablissement, und seinen Kameraden hieß er nicht anders, als seinen Associé. Auf die Frage: wie er und sein Associé denn nach Paris gekommen seien? erzählte er mir ein Langes und Breites, das ungefähr darauf hinauslief: Beide Knaben sind Kinder schwäbischer Bauern, die nach Amerika auswandern wollten; in Havre wurden die beiden Kinder zurückgelassen, wahrscheinlich waren die Ältern gestorben; von Havre nahm ein Engländer sie mit nach Paris, und wohl schon über ein Jahr trieben sie sich in dieser Stadt herum. Genauere Angaben konnte ich von den Kindern nicht erhalten: Havre und der reisende Engländer sind ihre einzigen Erinnerungen, und ihr schwäbischer Dialekt ist Alles, was sie von ihren Ältern und Vaterlande haben.

Schon früher hatte ich erfahren, daß in Havre am Strande einige hundert deutsche Kinder lebten. Sie stammen von solchen Auswanderern, die in Havre vor Kummer und Elend gestorben sind. Die verlassenen Kinder haben keinen Menschen, der sich ihrer annimmt. Viele von ihnen werden ebenfalls von Krankheit und Hunger hingerafft. Andere finden nur darin ein Mittel, das Leben zu fristen, daß sie frühe in das Verbrechen eingeweiht werden, indem sie bei'm Einschmuggeln der verbotenen Waaren, die mit den Schiffen kommen, den Contrebandiers hülfreiche Hand leisten.

Ich entfernte mich von den beiden Knaben, nachdem ich mir von dem Associé die Stiefel hatte abstäuben lassen. Der reiche Engländer hatte ihnen das Geschirr gegeben, ich gab ihnen ein Paar Sousstücke; was den armen Kindern und ihren Schicksalsgenossen weiter noch gegeben werden kann, das muß man der Menschheit überlassen: denn sie bedürfen viel, sehr viel! —

Pariser Theaterschau

August. — (Schluß.)

Das Theater des Palais-Royal gibt ein Drama in 2 Akten von Herrn Théaulon, la Folle de la Bérésina betitelt. Herr v. Balzac schrieb eines Tags eine Erzählung, worin er sich sehr wenig um die Wahrscheinlichkeit bekümmerte; er setzte nämlich voraus, daß die Gattin eines Generals der französischen Armee i. J. 1812 ihm nach Rußland gefolgt sey und auf dem Rückzuge bei dem Uebergang über die Beresina ihren Mann verloren habe, worüber sie selbst den Verstand verloren und seitdem nicht habe wieder geheilt werden können. Er setzte ferner voraus, daß nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Frankreich, die Freunde dieser verrückt gewordenen Frau während eines strengen Winters auf den Gedanken kommen, am Ufer eines Flusses in der Nähe ganz genau die Gegend und die Brücke der Beresina darzustellen, die Verrückte dahin zu führen, und vermittelst eines lebenden Gemäldes jener schrecklichen Katastrophe heilsam auf den Geist der Unglücklichen einzuwirken. Balzac setzt endlich noch voraus, daß dieses Stratagem glückte und Julie ihren Verstand wieder bekam.

Balzac hat wohl daran gethan, eine Geschichte über diesen Gedanken zu schreiben; denn der Geist, während dem Lesen rasch fortgezogen, berücksichtigt wenig die Schwierigkeit der Mittel, wodurch das Gesagte zur Ausführung gebracht werden kann, noch beachtet er gerade die Unwahrlichkeit des materiellen Gemäldes, dessen Beschreibung er liest. Man glaubt wohl an die diamantenen bezauberten Schlösser der Tausend und Einen Nacht, man lacht ganz unbefangen über die Thürme von Zuckerkandi, über die Palläste von Aepfelmus und die Mauern von Biskuit, welche der König von Cocagne hat erbauen lassen; aber wo würde die Täuschung bleiben, wenn wir den Geist von allen Chimären jener Träumereien befreien und nun unseren Blick einen flüchtigen Moment auf eine mehr oder minder genaue Nachahmung der poetischen Phantasmagorie heften wollten? Das kalte und strenge Urtheil würde bald alle jene Täuschungen nach ihrem wahren Werthe würdigen.

Das geschieht allemal, so oft man den Versuch macht, Gemälde, deren physische Unmöglichkeit die Vernunft beweiset, in Scene zu setzen; und es geschiehet selbst bei gewissen selbst natürlichen Effekten, welche die theatralische Uebereinkunft nicht vor der Ungläubigkeit retten kann. In diesen Fehler ist auch Herr Théaulon gefallen; wäre selbst sein Drama interessant geschrieben, so würde es doch niemals dahin gelangen, den Zuschauer zu rühren, welcher nun und nimmermehr an die Möglichlichkeit einer solchen Probe glauben wird, zumal wenn man sie ihm vor Augen stellt. Das hat sich auch bei diesem Stücke bewiesen; man hat mit vielem Beifall eine hübsche Ansicht der Beresina aufgenommen, welche dem geschickten Dekorationsmaler Herrn Ciceri viel Ehre macht; aber an die Heilung der Verrückten hat man dabei wenig oder gar nicht gedacht; das Interesse für dieselbe war ganz unterdrückt und schwieg. Uebrigens verschwört sich das Drama selbst gegen das Interesse. Die Rolle Juliens ist gezwungen; sie spricht fast im Eklogen-Styl und ihr Enthusiasmus ist viel zu sehr mit künstlichen Redeblumen und oratorischen Phrasen durchspickt.

Die Probe der Ansicht von der Beresina hat überdies noch das Unglück, daß sie zur Entwicklung des Stücks ganz entbehrlich wird, wofern nicht jene Frau, welche im ersten Akt vom Fluß geträumt hat, im zweiten Akt durch dasselbe Mittel geheilt wird. Uebrigens ist dies Heilmittel für die Verrückten schon tausendmal von den Medizinern am Krankenbett und hundertmal von den Autoren auf dem Theater in Anwendung gebracht worden, unter andern in der Vieillesse de Préville. Dieser Schauspieler glaubt sich vom Revolutions-Tribunal verfolgt, obschon dasselbe bereits seit sechs Jahren abgeschafft war. Man kann kein anderes Mittel ausfindig machen, seinem armen Geiste die Ruhe wiederzugeben, als ihn vor einem falschen Revolutions-Tribunale erscheinen zu lassen, und ihn freizusprechen. In Fiche-ton-Khan, dem Paradestück des Théâtre du Palais royal, befreit der Kronprinz Fiche-ton-Khan den Kaiser von China von einer Mücke, die dieser Monarch stets auf seiner Nase stehet, und zwar indem er ihm einen Maikäfer zeigt, den er herausgezogen haben will; vor Kurzem sah man endlich auf demselben Theater ein niedliches Drama: Elle est folle betitelt, worin jener Gegenstand mit Talent und Glück behandelt ist.

Eduard Kolloff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 196. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 20. August.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

„Wach' auf! Wach' auf, Baruch!“ sprach er, näher zu dem Schlafenden tretend und ihn an beiden Armen fassend und rüttelnd. „Wach' auf, Langschläfer! Es ruft dir die Stimme des Herrn, unsres Gottes. Es ist keine Zeit mehr zu schlafen und zu träumen, sondern zu handeln und zu kämpfen, also spricht der Herr, Herr!“

Baruch taumelte empor, riß die Augen auf, und starrte den Rabbi wie ein Gespenst an. „Was willst du? Was schaffst du hier?“ stammelte er, noch schwertrunken vom Schlafe; „was schwingst du das flammende Schwert über unsern Häuptern? Die Gluthen lecken an meinem Gewand, an unsern Haaren. Der Brand schießt hoch empor. Hinweg! hinweg! — Flammen rings um den Tempel, wie drinnen. Die Säulen aus Cedernholz knarren, die Decke stürzt, der siebenarmige goldne Leuchter schmilzt von der Gluth, Rettung! Rettung! Herr! Herr! Du hast uns verlassen!“

„Wach' auf, Baruch!“ erhob der Rabbi Manasse seine Stimme auf's Neue; „schüttle ab die bösen Geister des Traums, die auf den Augen dir nisten. Wache! Wache, im Namen des hochgelobten Gottes!“

„Ha, was war das?“ sprach Baruch, aufstöhnend, als er endlich völlig erwacht und vom Stuhle aufgesprungen war, — „Du bist's, Vater? — Sprach ich? — Was? — Verzeih! — Verzeih, daß du mich im Müßiggang fandest, mein Geist erlag dem Leib. — Doch jetzt bin ich wieder munter, wie die Lerche am Morgen, fasse den Saum deines Gewandes und frage dich in Ehrfurcht: Was ist dein Gebot, Rabbi?“

„Raffe dich auf, Sohn, den der Gott unsrer Väter zum Werkzeug erwählte,“ erwiederte der Rabbi, die Stirne runzelnd und die Rechte gebieterisch ausstreckend; — „raffe dich auf und gürte deine Lenden, denn der Hammer hohlt schon aus, die Stunde zu schlagen und der Herr steht schon draußen vor der Schwelle und wartet auf seine lässigen Knechte. Fluch dem Schlaf, der jetzo Wimpern bethaut, als Zauber eines bösen Geistes, jetzo, da es gilt zu wachen über Zion; Fluch den Händen, die jetzo erschlaffen, da sie Schwerter fassen und schwingen sollen, um offenbar zu machen die Rache und den Zorn des hochgelobten Gottes.“

„Der Gott der Freiheit ist ein Gott der Liebe!“ entgegnete Baruch, in Demuth vor dem zürnenden Rabbi sich neigend, „wir sind berufen zu pflanzen, nicht zu vertilgen. Sollen wir die heilige Blume einsetzen in Blut? Kann sie in solchem Grunde gedeihen? Nimmermehr!“

„Die Rede des Thoren ist dem Herrn ein Gräuel,“ erwiederte der Rabbi düster und nachdrucksvoll; „der Geist Gottes hat uns nicht geboten, bloß zu reden, sondern zu handeln, auf daß der Tempel sich aus dem Schutte erhebe. Die Zeit ist da; die Zeichen von denen geschrieben steht in den Büchern der Weissagung sind eingetroffen, die Stimme des Herrn Herrn Zebaot redet.“

„Ich höre, Rabbi!“ sprach Baruch. „Was steht zu beginnen?“

Manasse, der Rabbi, setzte sich in den Armstuhl und stellte die Füße auf den Schemel; Baruch stand vor ihm und horchte seinen Worten. Der Rabbi begann: „Das Weltalter ist umgerollt, die sieben Könige in Frankestan stehn gegen einander auf und wälzen jedweder heimlich bei Nacht ihre Eisen, daß den Klang hören kann, der in der Höhle sitzt und seit Jahrhunderten auf seine Entzauberung harret. Gerecht ist der Herr! Gerecht ist der Herr! Gerecht ist der Herr! Er hat sein Volk einst erlöst aus der Sclaverei des Pharao in Ägypterland, da Er das Osterlamm einsetzte, das gegessen wird, geschürzten Gewandes und mit den Wanderstecken in den Händen. Gerecht ist der Herr und vergißt seines Volkes nicht. Aus Ägypterland will Er jetzt den Helfer senden, den ungläubigen blinden Heidenfürsten, daß dieser, ein Werkzeug, diene dem erwählten Volke."

„Mehmed Ali?" unterbrach Baruch, verwundert den Rabbi. — „Auf den Despoten hoffst, baust du, da wir unsre Freiheit erobern wollen, unsre Heimath?"

„Er ist die Geißel," erwiederte Manasse, „der unschädliche Griff in unserer Hand. Er ist das Schwert, so unserm Feinde schon Todeswunden schlug. Der Herr ist gerecht und unerforschlich."

„Was hast du für Zeitungen von unserm Vorhaben, Rabbi?" fragte Baruch nach einer kleinen Pause, ablenkend, — „von London? Aus Palästina?"

„Achttausend Brüder sitzen schon auf der heiligen Erde von Jerusalem," erwiederte Manasse, „dreißigtausend in Palästina. Und drei neue Schiffe voll Glaubensbrüder harren auf's Neue günstigen Windes an den Ufern von Babel."

„Du meinst London?" fragte Baruch.

„Ja!" versetzte der Rabbi und versank in Schweigen.

„O mein Volk, mein heilig geliebtes Volk!" rief Baruch; „so steht mir denn, was ich so lang gebetet, geträumt, — endlich als Wahrheit so nahe! So bedarf's also nur mehr der kühnen That, die zur Entscheidung führt! — Und so nahe, so nahe, wie der Morgen an der Dämmerung! So dürfen wir, Verachtete, denn endlich handeln, alles mit einem Male erobern: Freiheit, Heimath, Ehre! — Und ich! Ich fürchte zuweilen: ich träume bloß von dem allem! Ich, so hochbegnadet, an der Spitze zu stehen, das reiche Bewußtsein im Herzen tragen zu dürfen, daß ich meinem Volke alles, alles hingeben kann, was ich je mein nannte, was jetzt erst Werth gewinnt! Armer Vater! Armer Großvater, die ihr in Frieden entschliefet, daß ihr die Zeit der Befreiung nicht mehr durchleben konntet! Pocht euch das Herz nicht im Grabe? Möchtet ihr nicht aufjauchzen im Sarge, herausschreiten aus den verachteten Grenzmarken des Judenfriedhofs und mitwandeln in den Reihen? Und zu Schiff! — Die Anker werden gelichtet! — Der Athem der Freiheitshoffnung bläst in unsre Segel. Der Ocean trägt uns freudig hinüber. — Das Häuflein wächst, die Gräber der Maccabäer thun sich auf, die alten Freiheitshelden tragen uns die Fahne voran!"

Der alte Rabbi Manasse erhob sich. Unter den buschigen Brauen schossen Flammenblicke hervor. Sein Bart wurde vom gewaltigen Herzschlag ruckweis gehoben. „Glaubst du an die Verkündigung?" fragte er langsam, mit tonloser, Mark und Bein erschütternder Stimme.

„An welche?" erwiederte Baruch.

„Daß der Messias unter euch wandelt, der lang verheißene, der Befreier, der neue unsterbliche König Israels!"

„Der Befreier!" hochaufathmend wiederholte Baruch dies Wort; — — „der Befreier!" — die Stirne glühte ihm von den vielen Nachtwachen. — Er fuhr mit der Hand unwillkührlich an's Herz. — „Ich dachte daran. . . Nein! Nein! Ich selbst bin's — wenn Einer auf Erden, dann bin ich's. Ich habe nur für dies Eine gelebt!"

„Und der Messias?" fragte Manasse langsam weiter, — „der Messias? Kennst du ihn? Wähnst du etwa, selbst der Messias zu sein?"

„Nein! Nein! Nein!" schrie Baruch, von dem Klang der Stimme des Rabbi entsetzt zurückfahrend; — er wußte sich keine Rechenschaft zu geben, warum er plötzlich am ganzen Leibe zitterte. — Er faßte sich, er suchte seine Gedanken zu ordnen. — „Ich glaube an den Messias, ich hoffe auf ihn!" sprach er; — „aber sollte er wirklich eben jetzt uns erscheinen? Sollte die geheime Kunde von ihm, die durch alle Länder schleicht, mehr als ein Mährchen sein, von einem klugen Kopfe ausersonnen, um die Schwachen aufzurichten? Mehr? Wirklich mehr? Und was wäre dann ich? Ich selbst? Nichts als eine Ruthe, weggeworfen, wenn benutzt?" (Forts. folgt.)

Aus Düsseldorf.

Ende Juli 1836.

Nicht mehr als flüchtige Notizen, wie sie der Wandrer nach einer allzukurzen Anschauung von Kunstwerken zu geben vermag, dürfen Sie, verehrtester Freund, heute von mir erwarten. Zwei Stunden Zeit sind kaum hinreichend, das Bemerkenswerthe herauszufinden, sich eine allgemeine Übersicht zu verschaffen. Aus diesem Grunde will ich auch nur bei einem einzigen Gemälde verweilen, das vor allen meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat; die übrigen bemerkenswerthen aber, mit Ausnahme derjenigen, welche Ihnen von der Frankfurter Kunstausstellung bekannt sind, blos namentlich anführen. Im Allgemeinen läßt sich viel Erfreuliches von der hiesigen Ausstellung sagen; in allen Branchen der Malerei gibt es Vorzügliches zu sehen. Der Katalog enthält 334 Nummern, Ölgemälde, Kupferstiche, Zeichnungen und Skulpturen. Unter allen aber kommt ohne Frage Nro. 9: Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, der Preis zu. In der That, auch ein Meister des Wortes dürfte in Verlegenheit gerathen, wenn er würdig von dieser großartigen Composition reden, wenn er ein

treues Bild seiner Empfindungen geben wollte. Ich habe niemals mehr das Loos der Hochgebornen beneidet, als in diesem Augenblick; für sie wird das Schöne geboren. Preußens Kronprinz ist um eine Provinz reicher; er ist der Besitzer dieses Bildes. Jeremias, eine große imposante Gestalt im weitfliegenden, faltenreichen Talare sitzend auf hohem Steingetrümmer; sein Kopf altehrwürdig mit kahlem Scheitel und herunterwallendem Barte, erinnert uns bei aller Originalität an die weltberühmten Prophetengestalten des Michael Angelo. Über das ganze Gemälde und die einzelnen Figuren ist ein reicher, wohlthuender Farbenzauber ausgegossen, wie man ihn an Raphael und den besten Italiänern bewundert. Ich fürchte ebenso wenig den Vorwurf der Übertreibung, als der allzuvoreiligen Bewunderung, wenn ich an den größten Namen erinnere. Auf der linken Seite des Beschauers zeigen sich drei Frauen. Eine Mutter mit ihrem Kinde drückt auf eine wunderbar ergreifende Weise den höchsten Adel des Schmerzes aus; ihr Kopf jung, lieblich-reizend, lilienbleich, erfüllt uns mit einer Ehrfurcht, die wir auch der gefallenen Größe nicht versagen können; sie ist eine Königin im Exil. Neben ihr sitzt eine andere den Kopf in beide Hände gestützt, das Gesicht verborgen; sie kann und will ihr Elend nicht sehen; an ihrer Seite die Tochter, vor ihr ein kleines Kind auf der Erde vernachlässigt liegend. Ein nackter, wohlgebauter Jüngling, gleich einem Antinous, zeigt, ohne irgend einen Verstoß gegen das Schicklichkeitsgefühl, die Schönheitsfülle männlicher Formen. Ein Kind greift nach seinem Kinne. Dieser Jüngling bildet gleichsam die Vermittlung zwischen der rechten und linken Seite und bringt eine ungekünstelte, gefällige Symmetrie hervor. Hinter ihm hält ein Madonnengesicht ihren ohnmächtigen Vater; daneben andere in Handlung begriffene Figuren. Ganz im Hintergrunde die brennende Stadt. Alles ist mit dem größten Fleiße bis in's Einzelne ausgeführt. Die Figuren im Vordergrund sind lebensgroß; das Gemälde nimmt der Länge nach fast die Hälfte der hintern Wand im letzten Salon ein.

Wahrhafte Kunstwerke erregen in uns den Wunsch, auch ihre Schöpfer kennen zu lernen. Daher entstand bei mir der Entschluß, den Künstler aufzusuchen. Sobald ich den Saal verlassen hatte, führte ich meinen Entschluß aus. Wie ich von ihm aufgenommen wurde, welchen Eindruck seine Persönlichkeit auf mich gemacht und was ich an Kunstwerken bei ihm gesehen habe, sollen Sie später erfahren. Die Gemälde, deren Anschauung mich außerdem erfreut hat, sind folgende. Das Kloster am See, von A. Achenbach aus Hessenkahel; die Ruine Rheinstein, von C. Breslauer aus Warschau; die ersten Christen, von L. Clasen aus Düsseldorf; Ansicht von Civita-Castellana, von Feltmann aus Crefeld; Burgruine, Motiv: Frankenberg bei Aachen; ferner: ein aufsteigendes Gewitter, Eifelgegend, von Funk aus Herford; Viehstück, von Chr. Graban aus Bremen; die Politiker, Nachtstück, von J. P. Hasenclever aus Remscheid; Blumenstück, von L. Holthausen aus Uerdingen; ein Mädchen, welches Toilette macht, von V. von Hopfgarten aus Breslau; Kinder und Schutzengel, ferner: Porträt einer Dame, von Jul. Hübner aus Breslau; der Abschied, von R. Jordan aus Berlin; Wint. landschaft, von B. C. Koekkoek in Cleve; Kreuzigung, von G. Lasinsky; Geldmangel, von Michaelsohn; eine Landschaft mit Pferden, von P. F. van Os aus Amsterdam; Roland's Tod, von H. Plüddemann aus Colberg; Abendlandschaft vor Erpel am Rhein, von C. W. Rost aus Düsseldorf; Bonifacius predigt den Sachsen das Christenthum, von A. Rethel aus Aachen; der frierende Knabe, von H. Rustig aus Werl; Abend auf dem Hundsrück, von J. W. Schirmer; weibliches Porträt, ferner: das Milchmädchen, von A. Schmidt aus Berlin; das Melken auf der Weide, von Fr. Simmler aus Geisenheim; das Urtheil des Paris, von C. Sohn aus Berlin; Leonore nach Bürger, von J. B. Sonderland aus Düsseldorf; idyllische Scene im Walde, von W. Trautschold aus Berlin; eine Landschaft mit Schafen, von E. J. Verboeckhoven in Brüssel; die Spröde, von J. Wilms aus Düsseldorf; Christi Erscheinung bei'm Weltgericht, von E. Däger aus Hildesheim; Havelgegend, von C. Dahl aus Berlin; Buchenwald im Mai, von C. Ettinger aus München; nachdenkender Greis, von Engel aus Darmstadt; große Landschaft mit dem fernen Hochgebirg, von M. Haushofer in München; zwei Bildnisse, von Köttgen in Langeberg; Landschaft aus dem Murgthale, von van de Sande Bakhuysen im Haag. Unter den Kupferstichen und Zeichnungen die Romanze nach dem Vorspiele des Kaisers Octavian von L. Tieck, von Jul. Hübner aus Breslau; Zeichnung nach Hübner's Roland, ferner Kupferstich nach Lessing's: Friedrichs des II. Tod.

Das Geschäft der Ordination, der genauern Werthangabe, Beschreibung und Ergänzung muß ich andern Berichterstattern überlassen. Manche dieser Gemälde sind schon durch den Namen ihrer Autoren hinreichend gewürdigt.

Bendemann nahm mich freundlich und artig auf. Ich war bei seinem Anblick nicht wenig überrascht. Die Wirklichkeit blieb hinter dem Ideale zurück. Wir glauben bei genialen Menschen den Genius obenan zu finden — in Gestalt, Haltung und Ausdruck. Die Erfahrung zeigt, daß wir uns hierin nicht selten täuschen. Bendemann's Mund, wenn er sich über die Göttlichkeit der Kunst ausspricht, wenn er bescheiden alles verdiente Lob von sich ablehnt, verräth an ihm mehr als Ausdruck und Blick den großen Künstler. Bendemann hat ebenso wenig die imposante Gestalt und den ausdrucksvollen Kopf eines Thorwaldsen, als die schwarzen, durchdringenden Augen eines Cornelius, um von zwei der bedeutendsten, jetzt lebenden Künstler zu reden. Schmerz ist der Hauptausdruck in seinem Gesichte; Schmerz ist der Grundzug seiner Poesie. Bendemann bedauerte, mich seinem bei ihm wohnenden Schwager J. Hübner nicht vorstellen zu können, da er in diesem Augenblick unwohl war. In seiner Stube befanden sich folgende werthvolle Gemälde: die Auffindung Mosis, von Köhler; die Familie Bendemann, von Schadow, Hildebrand und Sohn; Studie zu Steinbrück's Genoveva; Kaninchen von Jek; Studie eines Johanneskopfes, von Schadow; Pallast in Neapel, von Schirmer in Berlin; eine Landschaft, von Schirmer aus Düsseldorf; Studie nach der Umgegend von Rom, von Blechen; Porträt Schadow's, von Hübner.

Der Frankfurter Kunstverein würde sich gewiß den Dank aller Kunstfreunde erwerben, wenn er es zu ermöglichen suchte, daß die von mir besprochene Composition Bendemann's wenigstens auf eine kurze Zeit ausgestellt würde.

Dr. L. Wihl

Pantes.

*** Sitten und Gebräuche. — 1) Der erste Mai in Irland. Die irländischen „Mummers" oder Vermummten gehören zu derselben Familie, zu der jene fällischen Banden gehören, die man in England Morris- oder Mohrentänzer nennt. Sie erscheinen in Irland zu allen Zeiten; allein der Maitag ist ihr eigentlicher und Lieblings-Festtag. Sie bestehen aus einer, nach Umständen von einander abweichenden Anzahl Mädchen und junger Bursche aus dem Dorfe oder der Nachbarschaft, die man gewöhnlich wegen ihres guten Aussehens und ihrer Geschicklichkeit — der Mädchen im Tanzen — der Bursche im Schlagen und andern athletischen Künsten — wählt.

Sie ziehen in Prozession, zwei neben einander und in drei Abtheilungen; die jungen Männer, im Vorder- und Nachtrab, sind in weiße oder buntfarbige Jacken gekleidet, und haben Bänder an Hüten und Aermeln; die Mädchen haben ebenfalls lichtfarbige Kleider an, und zwei von ihnen tragen Zweige von Immergrün, an welchen mehrere neue Schleuderbällen hängen, das Maitagsgeschenk an die jungen Bursche des Dorfs. Der Zweig ist mit einer Menge langer Bänder geschmückt, oder deren Nachahmung von Papier, was das fröhliche, jedoch streng ländliche Ansehen des Zuges vermehrt. Musik geht immer vor demselben her; bisweilen ist es die Sackpfeife, gewöhnlicher aber eine Militärpfeife, mit einer Trommel oder einem Tamburin. Ein Hanswurst begleitet sie, der eine furchtbare Maske und eine lange Stange trägt, an deren Ende Tuchlappen, gleich einem Wischlumpen, angenagelt sind, die er dann und wann in eine Pfütze taucht, und zum großen Ergötzen der jüngern Zuschauer, die seine Thaten mit lauten und wiederholten Ausbrüchen von Gelächter begrüßen, diejenigen aus dem Haufen bespritzt, die seine Begleiter drängen. Die Mummers ziehen während des Tages durch die benachbarten Dörfer, oder gehen von einem Edelsitze zum andern, um vor dem Herrenhaus zu tanzen und Geld zu erheben. Der Abend wird mit Trinken zugebracht. Der Mai-Vorabend wird für eine vorzüglich gefährliche Zeit gehalten. Man glaubt, daß dann die sogenannten „Good-People" die Gewalt und die Neigung besäßen, allerlei Unheil ohne den geringsten Zwang anzustellen. Der „böse Blick" soll dann mehr als gewöhnliche Wachsamkeit und Bosheit üben, und einer Amme, die mit einem Kind in ihren Armen in freier Luft umher ginge, würde man vorwerfen, ein Ungeheuer zu sein. Jugend und Liebenswürdigkeit werden als hauptsächlich der Gefahr ausgesetzt angesehen. Es ist daher eine natürliche Folge, daß von tausend Frauen nicht eine außer dem Hause erscheint; allein es ist nicht zu verstehen, daß der Mangel an Schönheit einigen Schutz verleihe. Die grauen Locken schützen nicht immer die Wange vor der „Seuche" (blast), noch ist die nervige Hand des Pflügers sicher vor einer ähnlichen Heimsuchung. Die „Seuche" ist eine große runde Beule, von der man glaubt, daß sie plötzlich an dem Ort entstehe, der von dem verderblichen Hauche der „Good-People" in einem Augenblicke rachsüchtiger oder eigensinniger Bosheit berührt wird. Der Maitag wird la na Beal tina und der Mai-Vorabend neen na Beal tina, das ist: Tag und Vorabend von Beals Feuer, genannt, weil er in heidnischen Zeiten dem Gott Beal oder Belus geheiligt war, woher auch der Monat Mai in irländischer Sprache Mi na Beal-tina genannt wird. Die am Mai-Vorabend übliche Ceremonie, daß man die Kühe über entzündetes Stroh oder Reisig springen läßt, leitet man allgemein von der Verehrung dieses Götzen ab. Sie ist jetzt bei dem gemeinen Volke im Gebrauche, um zu verhüten, daß die Milch der Kühe nicht von den „Good-People" ausgesogen werde. Eine andere am Mai-Vorabend übliche Sitte ist die schadenfroh schmerzliche, Einen mit Nesseln zu brennen. Im südlichen Irland ist es der allgemeine Gebrauch der Schulknaben, auf diesen Tag sich für berechtigt zu halten, mit Bündeln Nesseln wild umherzulaufen, und ihren Kameraden damit ins Gesicht und auf die Hände zu schlagen, oder solchen andern Personen, die sie glauben ungestraft angreifen zu dürfen.

2) Der Mai in Italien. Mitson gibt uns in seinen Reisen die Beschreibung folgender italiänischer Sitte: Der Monat Mai ist überall, besonders wegen seiner Belustigungen und seiner Festlichkeiten, merkwürdig; allein noch nie sah ich etwas Ergötzlicheres, als jene Truppe junger Mädchen, die uns mit Gesang und Tanz unterhielten; obgleich vielleicht die Seltenheit des Geschlechts einigermaßen dazu beitragen mochte, das Vergnügen zu erhöhen, das wir beim Anblick dieser munteren Geschöpfe empfanden. Fünf oder sechs der schönsten und geputztesten Mädchen des Dorfes kommen zusammen, und gehen singend und überall einen „fröhlichen Mai" wünschend von Haus zu Haus. Alle ihre Gesänge bestehen aus einer großen Anzahl von Wünschen, die gewöhnlich alle sehr angenehm sind; denn sie wünschen Ihnen, daß Sie zugleich alle Vergnügen der Jahre und der blühenden Jahrszeit genießen möchten, daß Sie Morgens und Abends von gleicher Liebe beseelt sein, und hundert und zwei Jahre leben möchten; daß Alles, was Sie essen, sich in Zucker und Oel verwandle, daß Ihre Kleider und Spitzen nie altern; daß die Natur Ihnen ewig lächeln, und die Güte Ihrer Früchte die Schönheit Ihrer Blumen übertreffen möge etc. Hierauf kommen ihre geistlichen Wünsche, daß die h. Jungfrau von Loretto ihre Gnade über Sie schütten, die Seele des h. Antonius von Padua Ihr Schutzengel sein und die h. Katharina von Siena sich für Sie verwenden möge.

⁂ Unter den mannichfachen englischen Subskriptionslisten für sociale und politische Zwecke, für die Deckung der nachgelassenen Schulden Sir Walter Scott's u.s.w. figurirte auch vor zwei Jahren eine beschriebene Subskriptionsliste zur Errichtung eines Denkmals für den berühmten Schauspieler Edmund Kean, den England als Shylock, Cäsar, Hamlet und Richard einst bewunderte. Der Zweck war bald erreicht, und vor Kurzem wurde das Denkmal in der Rotunde vom Drurylane-Theater aufgestellt. Es besteht in einer Bildsäule des Schauspielers als Hamlet, wie er den Todtenkopf in der Hand hält; ist 6 Fuß hoch und von carrarischem Marmor. Carew, einer der Künstler, welche die bildenden Künste in seinem Vaterlande auf eine gleiche Stufe wie im übrigen Europa heben, hat die Statue verfertigt.

⁂ Als der Herzog von Broglie, um seine Gesetze über die Presse vorzutragen, kürzlich zu Fuß sich in die Deputirten-Kammer begab, strauchelte er auf den Stufen des Pont de la Concorde und fiel zu Boden. Ein bescheidener Mitarbeiter am Messager des Chambres half ihm wieder auf die Beine und beim Reinigen seiner beschmutzten Kleider. Mag der Herzog von Broglie dies als Vorbedeutung aufgenommen haben?

⁂ Beim Trauerfeste der Opfer des Attentats war dem diplomatischen Corps ein Platz vor den Mitgliedern beider Kammern angewiesen. Allein Herr Dupin und der Baron Pasquier rissen mit mehreren Deputirten und Pairs die Zettel ab, und nahmen die vordern Sitze ein.

⁂ Die Spaziergänge eines Wiener Poeten sind bei Heideloff und Campe in Paris angekündigt. Der Temps enthält darüber einen Aufsatz, woraus aber nicht erhellt, ob es Uebersetzung oder Nachdruck ist. Wahrscheinlich ist es doch wohl Uebersetzung?

⁂ Die Franzosen beklagen sich über den Brüsseler Nachdruck, machen es aber hinsichtlich Englands nicht besser. Jetzt ist sogar der Nachdruck des Edinburgh-Review in Paris angekündigt.

⁂ Unter den artistischen Neuigkeiten Londons ist eine in vergangener Woche zuerst aufgeführte Oper des englischen Komponisten Lober zu erwähnen. Sie führt den Titel: The Covenanters, und besteht allein aus schottischen National-Melodieen. Schottische Lieder, von Boieldieu benutzt, machen in der weißen Dame gewiß einen angenehmen Eindruck; allein eine ganze Oper in D moll, vielleicht noch gar mit dem Dudelsacke, kann nur von englischen Ohren ausgehalten werden.

⁂ In Chichester wurden neulich einige leichte Erdstöße bemerkt. Dies ist geologisch merkwürdig; denn soweit die historische Erinnerung reicht, sind Erdbeben in England bis jetzt [illegible] vorgekommen.

⁂ Die Geschichtsforschung der Franzosen wirft sich jetzt, nachdem die französische Revolution und das Kaiserreich in ihren Verhältnissen von allen Seiten beleuchtet sind, auf eine Zeit ihres Vaterlandes, welche der jetzigen an innerer Bewegung analog ist. Neben Capefigue hat auch Mignet über die Einwirkungen der Reformation auf Frankreich geschrieben. Das Buch behandelt natürlich nur Calvin, oder le grand saint Chauvin le dragon, wie ihn die Franzosen einmal nannten, und führt den Titel: Mémoire sur l'établissement du calvinisme. Mignet stellt darin mit seiner gewohnten Präcision und seinem umfassenden Blick die Resultate der Reformation hinsichtlich des innern Zustand zusammen.

⁂ Auf Astley's-Theater (London) wurde kürzlich Morlier's Tod und die Massacre der Höllenmaschine als Tableau dargestellt.

⁂ In Surrey wurde neulich eine dramatische Behandlung des Romans Newton Forster von Capitain Marryat, dem bekannten Novellendichter, aufgeführt. Sie wurde unter dem Titel: „Neues nautisches Schauspiel" angekündigt und war durchaus melodramenartig. Unter Andern enthielt das Stück mehrere Seescenen unter verschiedenen Ansichten des Meeres, z. B. beim Mondlicht und im Sturme, ferner einen Schiffbruch und sogar ein Seegefecht. Betrachtet man dergleichen auch als Verrathen gegen die dramatische Kunst, so bleibt es immer merkwürdig, wie die Scenerie bei solchen Darstellungen überhaupt möglich sein konnte.

⁂ Die Carricature, welche seit dem Attentate der Höllenmaschine aufgehört hatte zu erscheinen, wird jetzt wieder ausgegeben. Sie enthält sich aber wohl weislich aller scherzhaften Aeußerungen über die letzten Ereignisse.

⁂ Eine nicht uninteressante Schrift aus dem ancien régime ist in Paris erschienen: Mémoires, correspondances et ouvrages inédits de Diderot. Sie enthält hauptsächlich Briefe an Diderot's Geliebten über die damaligen Tagesvorfälle und über d'Alembert's, Holbach's und Grimm's witzige und feinen Causerieen in den Salons der Zeit, wo die leichte Grazie, die Chansons und Calembourgs [illegible] herrschten. Als Sittengemälde und durch eine Menge von Anekdoten gewährt das Buch eine angenehme Lektüre.

⁂ Von Göttinger Professoren sind unter der Presse: Dahlmann, System der Politik, und Jakob Grimm, nordische Mythologie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 197. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 21. August.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortsetzung.)

„Willst du etwa König der Juden werden?“ fragte der Rabbi.

„Ich? König!?“ rief Baruch, wie von einem Zauberstabe berührt, daß alle gebeugten Fibern empor-schnellten. „Wer sagt mir das? Wer erweckt mir solche Gedanken? Entsetzlich! Entsetzlich! Befreier — und König? Nein! Nein! Nein! Ich will nicht, will nicht. Jeder Nerv in mir sträubt sich dawider und zuckt mir doch danach. Was sagt' ich? — Nein! Ich will's nicht. Ich gab alles hin, ich will nichts haben, als helfen, befreien, retten.“

„Und der Ruhm?“ fragte Manasse.

„Ja!“ erwiederte Baruch krankhaft aufgeregt. — „Ihn allein, ihn sonnenhell, untheilbar will ich haben. Ich bin aus dem Geleise heraus, ich warf Alles weg, um blos euch zu gehören; ich will nichts dafür, als dies Eine, aber dies Eine auch ganz!“

„Und der Messias?“ fragte der Rabbi.

„Der Messias! — Wär's denn möglich? Nein! nein! Hinweg mit diesen Gedanken, Rabbi! — Sie fressen mir die Mannskraft wie Mark aus den Gebeinen. — Du zählst auf Wunder? Es geschehen keine. Hier ist Niemand, an dem Alles liegt, als wir, und was uns mißlingt, ist für ewig beschlossen. Ein Messias? Glücklich, wer seine Hoffnung damit atzen kann, wie die Schwalbe ihr Junges. Ich kann's nicht, Rabbi, und glaube doch, glaube fest und ernst an den alten Gott. Und er hat uns allerdings einen Messias schon gesendet, aber einen unsichtbaren. Dieser Messias ist die Zeit, unsre Zeit, die Zeit, die alle Rinden von gestocktem Blut auf unsern Stirnen aufweicht, die Eisrinden auf den Herzen unsrer Nachbarn aufthaut, welche uns die Atmosphäre durch lange Gewitter abgekühlt, alle Gedanken der Menschheit empfänglich gemacht hat, den Schmerz der Heimathlosen einzusehen, ihr Streben und ihre Thaten zu fassen. Das ist unser Messias; auf den hoff' ich, auf keinen andern mehr. Eine halbe Welt weinte am Todtenbette Polonia's. — Sie werden uns freudig zulächeln, wenn wir ausziehn, — sie werden keinen Schlagbaum vor uns niederfallen machen; sie werden, — sie brauchen ja selbst keine Hand dabei zu regen, — sich aufrichtig freuen, wenn wir siegen und wenn wir fallen, mit der Thräne nicht so kargen, wie sie, als wir vor ihnen auf den Knieen lagen, mit der Freiheit kargten, nach der sie doch selbst dürsten.“

Der Rabbi hörte ihn, finster vor sich hinstarrend, an. Dann sprach er: „Dies Alles führt vom Ziele ab und ist unnütz. Du sollst nicht auf diesen unsichtbaren Messias hoffen; nur eine fühlbare Faust, nur ein wirkliches Schwert wird euch Alle retten. Und beide sind da. Ich stehe hoch oben und schaue herab, wie vom Gipfel des Libanon, weit um in alle Reiche, meine Seele schwebt über ihnen wie der Falke. Es entgeht mir nichts, was geschehen muß, wenn wir leben, siegen wollen. Das Vergangene ist mir das Kommende.“

„Was ist der Sinn deiner Worte, mein Rabbi?“ fragte Baruch beklommen; „was liesest du als nothwendig? Was muß geschehn?“

„Die Häupter der Christenheit müssen fallen, alle zu gleicher Zeit, und in demselben Augenblicke, als unsre

Schiffe die Anker lichten," — erwiederte mit derselben kalten Ruhe und Besonnenheit der Rabbi.

„Halt ein! halt ein!" rief Baruch mit Entsetzen; „keinen Hauch weiter! Er verpestet unser Werk."

„Bist du so ein Knabe?" entgegnete Manasse, ihn von oben bis unten messend; — „will das Kind mit der Amme zanken? — Unser Gott ist beleidigt und schreit um Rache! Wir haben ihm kein Lamm mehr zu opfern; das Blut der Goi's müssen wir dicht aus dem Herzen mit einem Stich abzapfen, nicht langsam aus Nadelwunden ausfließen lassen, wie unsre Väter vor vier, fünf Jahrhunderten gethan? Glaubst du, die Judenhetzen sind von gestern? Ich sage dir: sie sind auch noch von heute. Glaubst du, sie werden uns als Bruder aufnehmen? Sie wissen nur Eins, und ich weiß nur Eins: Knechtschaft oder Tod! Sie haben's ein Jahrtausend lang uns zugemessen; — wir geben's ihnen zurück. Zähle mir die Gerechten, wie Abraham die von Sodom und Gomorrha! Was ich sage, muß geschehn! Das spricht der Herr, Herr, der Herr der Rache. Das Entsetzen wälzt sich von Land zu Land. Die wilde Wuth hetzt sie nicht gegen uns, — wir sind fern, — nein gegen sie selbst, wenn wir ihnen nur die Gelegenheit schaffen, die sie selbst — aus Feigheit — nicht herbeizuführen wagen. Sie werden sich gebehrden, wie entfesselte Tiger, wie Hyänen, die des eigenen Fleisches nicht ekelt. Und wenn die Flamme in ihr Herz frißt, und Aufruhr, Meuterei, Wahnsinn Alle durcheinander wirbelt, daß der Bruder gegen den Bruder sich panzert, und der Vater dem Sohne sein Leben abfechten muß, — dann, Israel, dann vergißt der Scherge deiner, dann schmiedet dir kein Schmied — Ketten; dann säubern wir unsre heilige Erde von des Muselmanns verfluchten Spuren, der Tempel erhebt sich auf's Neue, und Israel ist frei, ist ein Volk wieder, und liegt vor seinem Messias im Staube!"

Baruch hielt sich wankend an der Kante des Tisches. Ihm flirrte und flammte es vor den entzündeten Augen. Die Züge Manasse's verzerrten sich davor, wie in einem Hohlspiegel; der Rabbi wuchs ihm dicht vor der Stirn in die Höhe, in die Breite, riesig, ungeheuer jedes Glied. Er sah ihn wie einen Würgengel, mit einem blutigen Richtschwert, mit dem Haupt die Decke durchstoßen, daß die Sterne, roth wie glühende Tigeraugen, hereinglotzten. Er bebte vor dem Rabbi zurück, wie vor einer Schlange. Im nächsten Augenblick erwachte ein Drang des Bessern in ihm, verscheuchte die phantastischen Träume, und hieß ihm, Stirn an Stirn, mit ganzer Lebenskraft dem Ungeheuren, Gräßlichen wehren, welches der finstre Rabbi herbeibeschwören wollte.

„Rabbi!" rief er, ihn krampfhaft am Barte fassend, — „Rabbi, wenn du ein Mensch bist und kein Gespenst der Hölle, so antworte mir im Namen des hochgelobten Gottes; — träumt' ich? oder sprachst du wirklich?"

„Ich sprach!" versetzte Manasse.

„Und du thust's? — Nein! Beim lebendigen Gott, auf den wir alle hoffen, du thust's nicht! du wirst's nicht thun!"

„Ich thu's!" sprach Manasse.

„So helfe mir Gott! ich ermorde dich... Nein, nein!... ich verrathe dich!" — —

„Thu's!" erwiederte Manasse.

Baruch stand wie vernichtet. „Ich bin auch ein Mann!" sprach er aufstöhnend, — „ich thu', was keiner, und fühle Kraft in mir, dem Wolf in den Rachen zu greifen. Und ich zittre vor dir! Weißt du, daß du uns alle verdirbst? Wenn man deinen Plan entdeckt!"

„Meine Söhne haben mir geschworen!"

Baruch ließ den Bart fahren. — „Wenn man einen auf die Folter spannt?"

„Er wird sterben, ohne zu bekennen!"

„Nein! Nein! — — Ah, sie sind alle zu feig, die lange Knechtschaft hat sie an Leib und Seele verdorben. — Und doch ist's dies, was mir Hoffnung gibt. Sie wagen's nicht! Sie entfliehen."

„Sag' mir das nicht!" drohte Manasse mit geballter Faust. (Forts. folgt.)

Briefe aus Italien.

(Schluß.)

Vierzehnter Brief.

Florenz, Ende Juni.

Zu den Schattenseiten dieses Zauberlandes gehört vorzüglich, daß ihm diese fehlen. Die klimatischen Herrlichkeiten des Februars sind längst hinunter; die Hitze ist drückend, ja erdrückend, zumal bei dem unablässigem Scirocco und das kochende Blut sucht den Ausgang durch die Haut gewaltsam. Ein Hiob, ein Lazarus, nur mit etwas weniger Geduld sitz' ich da mit brennenden Beulen.

Wie wenig der Italiäner sich aus solchen Beschwerden mache, kannst du daraus entnehmen, daß er — doch meine ich jetzt den Florentiner — sein Hauptfest im heißen Juni feiert, am Tage Johannis, des städtischen Patrons. Noch bei brennender Sonnenhitze füllt die Straßen die geputzte Bevölkerung, um bald auf ein Pferderennen, bald auf eine Prozession, bald auf einen langsamen Wagenzug, bald auf einen Wettlauf derselben zu warten, und gibt es nun am Ende etwas zu sehen, so ist ein Jedes mit dem Bischen Kühlung zufrieden, das es sich mit dem Fächer zuwedelt. Beiläufig — 's ist doch im Ganzen eine arbeitscheue Nation, was die höhern Stände betrifft; denn die ausschweifende Thätigkeit des Land- und auch die des Handwerksmannes muß man gelten lassen. Aber wie viel Paar Strümpfe mag wohl eine Florentiner Dame im Jahr stricken? Bis Ende April sahst du keine (auch nicht daheim oder sonst im Zimmer — denn überall fehlen die Öfen —), ohne den Kohlentopf, den sie stets mit beiden Händen halten, mit der Hitze des ersten Mais trat der Fächer an die Stelle des Topfs und wo du jetzt hinsiehst, bei Tag und in der Nacht, im Kaffeehaus, im Garten, im Zimmer, in der Kirche, nimmst du diesen bunten Flügelschlag der Sommervögel wahr, der im Einzelnen uns immer fremd, (ja

gezwungen) in großen Massen aber wahrhaft komisch vorkommen muß.

Doch zu den Festlichkeiten von S. Johannes; denn davon verlohnt sich's zu reden. Schon seit länger als vier Wochen fing man unter meinen Fenstern und gegenüber im Arno die Vorbereitungen an. Stangen wurden eingepaßt und angeheftet; auf floßartigen Fähren sah man von früh bis Abend Leute herumfahren, um das Lattenwerk nach dem jenseitigen Ufer zu bringen, an welchem die Häuser ihren Fuß unmittelbar in's Wasser setzen. Das jährlich wiederkehrende Fest sollte diesmal ganz besonders glänzen, weil es mit der Rückkehr des Großherzogs zusammenfiel, welche übrigens von dem feurigen Italiåner, nämlich von der städtischen Bevölkerung, mit einer Gemüthsruhe betrachtet wurde, wovon wir an Vivats und Hurrahs und sonstigen ungemeinen Jubel von Jugend an gewöhnte Nordländer keine Vorstellung haben. Kein Mensch rührte sich.

Andere Vorbereitungen zu einem solennen Wagenrennen waren auf dem Platze von S. Maria Novella gemacht, wohin ich mich denn auch rechtzeitig begab, um einen Platz auf einer der aufgerichteten Tribünen zu erhalten.

Die Italiåner haben ein Wort, das wir nicht übersetzen können, (vielleicht liegt uns der Begriff ursprünglich fern) es heißt: „*buscare*" und bedeutet: „von dem, was Einem in den Wurf kommt, leben, oder wenigstens profitiren." Sie sagen auch: „Miglior buscare, che guadagnare," was sagen will: „lieber ein großer zufälliger Gewinn, als ein sicherer kleiner." (Wie verschieden von unsern Stellen suchenden Philistern, aber auch wie sittlich bodenlos!) Aus dieser Gesinnung mußt du dir's erklären, wenn solche Einzeltage, wie ein Johannisfest, von der arbeitenden oder eigentlich faullenzenden Klasse als Peruanische Bergwerke betrachtet werden, in denen das gediegne Gold zu Tage liegt. Da ich nun das meine etwas tief trage, mußte ich lange suchen, bis ich Einen fand, der mit dem oben schwimmenden Silber zufrieden war.

Ich könnte dich nun mit einer ausführlichen Beschreibung der Wartezeit, die bis zum Beginn des Festes — nicht verlief, sondern — versickerte, beglücken, mit der Aufzählung meiner Bemerkungen über die sämmtlich Wartenden auf den Brettern und unten über die herumschleichenden Carossen mit vornehmen Beschautwerdenden, über die mit farbigen Teppichen — als wären es ihre Schürzen oder Servietten — zum baldigen Augen-Schmaus angethanen Fenster, über die vielen Menschenköpfe darin und gar oben auf den Dächern, die alle — das machten die wedelnden Fächer — vom leisen Luftzug bewegt erschienen und über die offenbare und allgemeine Langeweile, — wenn ich der Verfasser des Kremser Pickenicks wäre. So aber führ' ich dich sogleich zu dem frohen Augenblick, wo die großherzogliche Soldateska vorreitet und mit ihren Pferdeschwänzen den Platz zu kehren beginnt. Nachdem nun noch mit dem feine von Besen des Fußvolks auch die Ecken und Winkel gefegt, war an ein Anfangen zu denken. Doch werf' ich dich noch einmal in's Gewühl zurück, weil etwas Rechtes darin ist, nämlich der Großherzog nebst Frau und Gefolge, der die Gefälligkeit hat, vor dem ganzen Volke die Runde zu machen, so daß auch Leute, wie unser Einer, zu erzählen wissen, wie mild, gütig und gemessen sein Wesen ist, und wie überraschende Kälte auf dem blassen aber schönen Angesicht seiner neapolitanischen Gemahlin liegt.

Der Platz ist frei, die Siegesfahne wird an dem mir nächsten Obelisken, dem Kampfmal aufgesteckt; die Streitenden werden in den Kreis eingeführt. Auf vier bunten und vergoldeten Wagen, deren obrer Theil die Form der antiken Biga hat, durch ihre Schwere indeß und Vierrädrigkeit wesentlich davon verschieden, stehen — die Geißel noch ruhig in der Hand — die kampflustigen Preisbewerber, in altpersischer Tracht, von mehrfarbigem Stoffe; die Rosse, ungeduldig den Lauf zu beginnen, werden mit Gewalt von Sclaven zurückgehalten und zweimal langsam durch den weiten Kreis geführt. Schade, daß kein Heroldruf, keine fallende Schranke den Anfang des Rennens bezeichnete. Unvermuthet verwandelte sich der ruhige Schritt in den hastigsten Lauf, und kaum, daß ich sie ins Auge gefaßt, war die Erscheinung verschwunden und ich hörte nur noch das Stampfen der Rosse, das Rasseln der Wagen, wie fernes, jetzt verschwindendes, jetzt sich nahendes Donnern. Durch die geringe Ordnung beim Beginn war Vortheil und Nachtheil unter die Theilnehmer ungleich vertheilt, und es hielt sich der (anfangs) Erste mit besonderer Klugheit im kleinsten Kreise, lenkte nah um das Mal, und scheute sich selbst nicht, mit der Hälfte des Wagens über die breiten Marmorstufen des Fußgestelles vom Obelisk mit Gefahr des Umwerfens zu fahren. Aber der Führer des goldnen Wagens schwang die Geißel, sein rother Mantel flatterte hoch in der Luft, tief einfurchten die Räder in den weichen Sand; aber leicht flogen die Rosse mit der Last dahin, als wüßten sie um den Sieg, der zu erringen. Der Führer des rothen Wagens ersah kaum die fremde Absicht, die Nähe des Mals ihm abzugewinnen, als er mit verstärktem Zuruf die schnaubenden Rappen zur Eile trieb. Es gelang; aber nun sei es, daß die Anstrengung zu groß war, sei's, daß der Andre absichtlich seine Kräfte geschont — behender, als beim Auslauf, flog der goldne Wagen vor und gewann den Vorsprung an's Mal; ohne die Stufen der Pyramide zu streifen, hielt er sich in äußerster Nähe; vergebens mühte der rothe sich ab, den alten Vortheil wieder zu gewinnen — der goldne hielt sich auch am jenseitigen Male; feuriger flogen die Rosse den dritten und letzten Lauf, und ehe noch der Nebenbuhler herankam, schmückte die Fahne schon den Sieger, der unter dem Herbeiströmen der Menge sich nach der großherzoglichen Loge und nach dem Ausgang langsam hinbewegte. — Von den beiden andern Mitkämpfern, von denen der Eine schon in der Mitte des Laufs ermüdete, der andre den dritten Posten nicht verließ, schweig ich. Man kann nicht die Lampen der Illumination zählen!

Diese übrigens hatte bereits noch bei'm letzten Strahl der Sonne begonnen; denn, wie Kinder, können's die Italiåner nicht erwarten und fragen nichts nach Überraschung. Ich war froh, als ich durch den Menschenstrom bis nach meinem Hause gewadet. Die eingebrochne Dunkelheit hatte allmählig dem Lichte seine Bedeutung gegeben; vor mir sah ich, durch's Fenster, einen phantastischen Wunderbau, den ich aus dem aufgeführten Sparrwerk bei Tageslicht mir nicht zusammengeträumt hatte. Denke dir die Länge des Flusses, zwischen den vier Brücken, geschmückt an beiden Seiten, unten mit einem Sockel von drei Reihen Lichtern, in Form einer architektonischen Verzierung geordnet, darüber die bald mehr, bald weniger erleuchteten Häuser und Palläste, die Brückenbogen mit Lampen besteckt, auf der Mitte des Ponte vecchio einen Portikus von drei Bogen, auf der untern Brücke einen dem ähnlichen, aber reichern Tempel, der Fluß selbst übersäet mit Nachen und Gondeln, die mit ihren bunten Lampen an die großen tropischen Schmetterlinge mahnen, und nun durch Alles hindurch das Geschwirr der froh bewegten Menge, so hast du eine ungefähre Vorstellung vom Beginn des Festabends.

Nun aber, — inzwischen hatte sich mein Zimmer mit Gästen, die am ponte della trinita erbaute großherzogliche Loge mit der fürstlichen Familie gefüllt, — verkündigten Kanonenschüsse den Anfang des Feuerwerks, dem eigentlichen Glanzpunkt der festlichen Nacht. Dicke Strahlenbündel fuhren hinauf an den Himmel und die aus jedem einzelnen ausgesandten Leuchtkugeln und Schwärmer schienen jenen necken oder zur schönen Erde herablocken zu wollen. Der arme Mond, der bescheiden mit seinem kalten Licht daneben stand, verlor den geringen Rest seines dürftigen Scheins, während die kleineren Lichter der Sterne lieber gar nicht vorgetreten waren. Eine raschere Bewegung war in die lauter werdende Menge gekommen, und, als wollten sie sie nachbilden, drehten auf der Brücke feuersprühend sich goldne Räder an glänzender Spindel. Aber siehe! was fährt dieser Eliaswagen heran? Ein großes, prächtiges Schloß, aus dessen weiten Fensterbogen tausend glühende Blitze schossen.

Schon das Licht als Baumaterial hat durch das Immaterielle seiner Erscheinung etwas Zauberhaftes; daher denn auch der fast ausschließliche Gebrauch desselben in Italien bei religiösen Festlichkeiten. Die hohen Säulen, die wir von Marmor aufgerichtet zu sehen gewohnt sind, die schweren aus Quadern aufgeführten Mauern, die gewölbten Hallen, die durch festen Grund und umsichtige Kunst des Meisters gehalten sein wollen — hier stehen sie alle, wie aus Äther gewoben, der Form nach fest und wohnlich, dem Stoff nach leichter als Wolken, vor unsern Augen, und unsre Phantasie, dem neuen Eindrucke fügsam, unterbaut die Wunderpaläste mit einer Wundererde und versetzt uns, mitten in der gewohnten Umgebung, in eine Feen- und Mährchenwelt. Tritt nun gar das Element aus den gegebenen Schranken, wird, statt aus Licht, aus Feuer gewoben und gebaut, so verdoppelt sich mit der Stärke der Flammen und der Hast der Bewegung auch die Täuschung der Sinne und wir sehen uns unbewußt in den Strudel gerissen, bis die durch das verglimmende Feuer eintretende Pause uns das Gefühl des sichern Grundes und Bodens unter uns wiedergibt. — Doch es soll dies nicht sein. Mit neuen, durch das Echo verdoppelten Schlägen setzt der Zauber sich fort. Ich will nicht von den Feuerschlangen reden, die aus unterirdischen Nestern herausfahren, nicht von den wunderbaren Lichtsternen, die mit einem Male die ganze, ich möchte sagen: die laut-glänzende Beleuchtung überstimmten, nicht von den hohen Palmen mit feuersprühenden Zweigen und so manchem Andern, nur von dem rothen Pallast, über dem herabstürzenden Glutstrom aufgeführt. Selbst die ausschweifendste Phantasie sah solche Schöpfung nicht; das ganze Schloß schien zu brennen und doch nur durch die Flamme zu bestehen; Säulen und Mauern, der Brückenbogen und die Portale zitterten in heftiger Bewegung, und doch schien alles wieder felsenfest zu stehen, wenn man den Wagen des Feuerfalles darunter folgte, diesen Flammen-Kaskaden, die mit wirbelndem Strudel von oben nach unten und von unten nach oben zu stürzen schienen; denn der Arnospiegel verdoppelte das Spiel.

Als auch dieser Traum zerronnen, stand ein glänzender Tempel mit zwei Pyramiden auf der Brücke. Die Kanonen schwiegen; aber menschliche Stimmen ersetzten den Schall; es war ein Jubel, wie ich nie erlebt, und nur in abgebrochenen Tönen drang die Musik der verschiedenen Banden begleitend durch. Auf und ab den Fluß fuhren die bunten, erleuchteten Gondeln, in denen frohe Gäste um den wohlbesetzten Tisch in der Freude, wie auf dem Wasser schwammen. Immer lauter jubelte die Menge, nur von der Freude erhitzt, die ich bei Erwachsenen noch nie in solcher Kindheitskraft sah, ganz verschieden von der, die ich in nordischen Ländern mühsam aus konventionellen Lustbarkeiten geschöpft ist. Daß ich selbst, oben in meinem Luftschloß, über diesem Freudenmeer nicht ganz in der Objektivität mich erhalten konnte, wirst du glauben; doch schlug mir meine Theilnahme sogleich ins Gegentheil, in eine wirkliche Wehmuth um, als ich auf dem unfern der Stadt gelegenen Berge die alte längst verlassene Kirche des heil. Miniatus mit dem vom deutschen Heinrich II. erbauten Schloß — dem Jubelrufen unter mir unerreichbar, und durch eine lange Finsterniß von ihm getrennt — still erleuchtet sah. Wie wenig doch brauche ich zu steigen, so ist auch das tobende Freudenfeuer unter mir zum lautlosen Lichtschimmer zusammen geronnen.

Als ich Morgens nach vier Uhr an's Fenster trat, warf eben die Sonne ihre ersten Strahlen auf die noch immer fortlärmende Menge, auf die fortglimmenden Feenpaläste, die nun freilich beide, wie Geister vor dem Hahnruf, verschwanden mit der ganzen klingenden und singenden Freude, die, wie die Königin der Nacht, ihren Strahlenkelch vor dem Angesichte des Phöbos schließt.

Nun sollt' ich dir freilich noch von dem das Johannisfest beschließenden Cascinenfeste erzählen; aber meine Farben sind verbraucht, und eine neue Palette aufzusetzen, fehlt mir heute die Lust. Nur soviel bring' ich noch zusammen, dir zu sagen, daß der zweite Zauber den ersten weit überbot, zwar nicht durch Stärke, wohl aber durch Lieblichkeit; er war das Piano zu jenem Forte, und griff, wie ersteres thut, tiefer in's Gemüth. Träume diesen Sommernachttraum; tritt in den erleuchteten großen Garten, unter die Tausende geputzter Menschen, die in den Lichtalleen auf- und abwandeln, zwischen der Saat von Lichtlilien auf grünen Wiesen sanft sich bewegen, in Zelten und auf Pavillons, die aus Luft gebaut scheinen, sprechend, singend, tanzend, spielend sich ergötzen; tritt mit mir unter die duftenden Bäume, an deren hohen und höchsten Gipfeln die bunten Lichtfrüchte wie Schmetterlinge schweben, und schwimme selig in dieser paradiesischen Freude. — Doch, wie gesagt, davon ein andermal, vielleicht mündlich!

Buntes.

*** Für den August wird ein neuer Roman von Bulwer: The Disowned (der Verleugnete), in Colburn's Modern Novelists, einer periodisch erscheinenden Sammlung von Romanen, angekündigt, worin schon mehrere Erzählungen von Bulwer früher herausgegeben worden. Neue Arbeit für die Federn deutscher Uebersetzer!

*** Von Mrs. Trollope, der berühmten oder vielmehr berüchtigten Verfasserin von Reisebeschreibungen nach Amerika, Belgien und dem westlichen Deutschland, ist jetzt auch ein Roman: Mordyn Cliff, angekündigt.

*** Der kürzlich im Literatur-Blatt des Phönix rezensirte italiänische Roman Marco Visconti hat die Ehre einer englischen Uebersetzung von weiblicher Feder erhalten.

*** Unter den letzteren kürzlich erschienenen Bänden (bis jetzt 6 Theile) der Memoiren Mirabeau's, die bekanntlich von seinem Adoptiv-Sohn herausgegeben werden, befindet sich auch eine kleine Schrift: sur la reformation politique des Juifs. Mirabeau verfaßte sie vor der Revolution, als die Juden in Frankreich noch nicht emanzipirt waren.

*** In einem neuen Ballet der Pariser Oper (L'île des pirates), worin die beiden Elsler tanzten, gibt eine Scene den Feuilletonisten Gelegenheit zu Spöttereien. Ein Seeräuber fleht, an Bord seines Schiffes, galant um die Liebe einer geraubten Schönen, und will unerhört sich ins Meer stürzen. — Man bemerkt doch überall die Fortschritte der Civilisation!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 198. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 33.

Samstag, 22. August.

Merck's Briefwechsel.

Soeben ist in Darmstadt eine äußerst interessante Sammlung von Briefen erschienen, die von Göthe, Herder, Wieland, Karl August von Weimar, Forster und andren bedeutenden Zeitgenossen an Johann Heinrich Merck gerichtet waren. Merck ist aus Göthe's Leben bekannt. Er soll ihm mit seiner langen Gestalt, den grauen Augen, der scharfen Nase (auf den Schauspieler Meck in Frankfurt am Main scheint diese Schilderung nicht weniger zu passen) für den Gedanken des Mephistopheles vorgeschwebt haben. Merck gehörte zu jenen untergeordneteren Geistern unsrer klassischen Literaturperiode, die wie die Boie, Schlosser u. A. als kritische Vermittler auftraten und durch begründete Kenntnisse, Geschmack und mehr als gewöhnlichen Wirkungskreis eine imponirende Stellung unter den ihnen befreundeten Geistern einnehmen konnten. Merck's Urtheil wurde als die Meinung eines vorurtheilsfreien, zum Enthusiasmus schwer hingerissenen, nüchternen Verstandesmenschen hoch angeschlagen und alle kritischen Institute, von der deutschen Bibliothek bis zu den Frankfurter Anzeigen, rissen sich um seine thatsächlichen, fleißigen Kritiken. Die meisten davon stehen in Wieland's Merkur.

Wir wollen einige besonders schlagende Stellen des vorliegenden Briefwechsels herausheben. Herder ist von Bückeburg aus sehr erzürnt auf Göthe und wirft ihm, besonders als Kritiker (in den Frankfurter Anzeigen), seine Prophetie vor, das heißt, jene Deutungskunst der Zeit, welche auch in unsern Tagen vielen Leuten an der jungen Literatur so auffallend erscheint. S. 39:

„Ich wende mich von Euch, und halt' es kaum werth mit M., dem leidigen Tröster, und mit Göthe, dem elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter soviel Worte zu wechseln, als der geplagte Hiob mit seinen Freunden: unter denen Göthe just zuletzt kommt, wie Elihu."

Nikolai über den Buchhandel zu hören, ist interessant. Es handelte sich damals um die oft wieder aufgewärmten Projekte allgemeiner Gelehrten-Buchhandlungen. S. 53:

„Ueberhaupt gleicht die Buchhandlung einem Färbekessel, an dem man viele Jahre gestanden, und im Schweiße seines Angesichts muß gearbeitet haben. Wer die Sache nur von außen ansiehet, glaubt, es komme nur auf einige Recepte, und auf's Eintauchen und Herausziehen aus dem Kessel an. So leicht sehen jetzt viele Gelehrte den Buchhandel an, die sich dadurch zu bereichern gedenken. Wer aber, wie ich, das Innere der Sache kennt, siehet wohl, wie sehr sie sich betrügen. Ich weiß nicht, ob Sie dort deutsche Zeitungen lesen, und daraus ersehen haben, daß Hr. Klopstock ein Buch, unter dem Titel: Deutsche Gelehrtenrepublik auf Subscription herausgeben, und damit den Anfang machen will, den Gelehrten ihre Werke als ihr Eigenthum zu versichern. Ich wünsche ihm von Herzen den besten Erfolg; aber, so wie ich die Sache einsehe, wird die Subscription kaum bei dem ersten Buche Etwas eintragen, und bei dem 3ten oder 4ten wird der Autor sich bald zu Tode ärgern, und sein Geld zusetzen. Der Nachdruck ist ohnedies ganz unvermeidlich, und wie will sich Hr. Kl. dagegen schützen? Ich bedaure einen jeden Autor, der Nutzen von seinen Werken ziehen will. In einzelnen Fällen kann Pränumeration dienlich sein, wie Zachariä, Unzer, Wieland zeigen; aber im Ganzen wird, denke ich, dem Uebel nicht abgeholfen. So lange es

noch nicht möglich ist, die Auflage eines Werks, in Einer Stadt, in Einem Jahre, baar zu verkaufen, so wird die Buchhandlung immer das verwickelte Werk bleiben, wobei das Kapital, sobald man aufhören will, verloren geht, und die hohen Interessen, ob sie gleich zuweilen einlaufen, doch auch sehr oft ausbleiben, so daß es um Kapital und Interessen eine sehr unsichere Sache ist."

Füßli, der bekannte Kupferstecher, urtheilt höchst originell und reif über Klopstock in einer Sprache, die überrascht. S. 38:

„Von Klopstock, wie es mir ahndete, konnte ich schon, und weniger verkünstelt, was mir in seinen Oden gefällt, und was allen Kennern aller Zeiten und allen fühlenden Herzen gefallen wird. Den größten Theil seiner erhabenen Andachtsoden, wieder aus dem Cramerischen Wochenblatt zusammengekramt, hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel! Es ist eine Lüge, daß der größte Theil von David's Psalmen poetisch sei, und das schlechterdings aus dem Grunde, auf welchem Klopstock den vermeinten Vorzug seiner eigenen und der übrigen deutschen Poesie vor der englischen baut: weil nämlich die meisten Psalmen auf Privat-Gefühl, eine Lokalität oder andere empfindungsvolle Grille sich stützen. Wer ist der, der mir sagen will, daß dergleichen Trocken-bebbierei, wie der 119. Psalm, oder eines von Klopstock's ewigen Herr, Herr rufenden Tonstücken Poesie sei? Bilder — die Bilder, die ihr (nicht Du, die Deutschen und auch die Schweizer) verachtet, die Bilder, die ihr nicht erfinden könnet — die machen Homer, den Vater aller Poesie."

Und ferner. S. 60:

„Die facultas lacrimatoria, dieses Schönpflästerchen der deutschen Poesie von Klopstock's Höhe bis zu Duisch herab, die teleskopisirten Augen, unnennbaren Blicke, und der ganze theologische Hermaphroditismus sind vergänglichere Lumpen, als die, auf welche sie gedruckt sind. Fühlet, wenn ihr wollt, dergleichen; ich wähnte auch, es zu fühlen, wie ich ein Kind war; aber es ist fluchwerthe Unverschämtheit, es Andern vorzutrommeln, und wenn es in euern heiligen Gedichten ist, so sage ich mit Götz von Berlichingen: Für die Majestät der Religion habe ich alle schuldige Hochachtung; aber Ihr, Herr Hauptmann, wie Ihr heißt — u. s. w. und schlage das Fenster zu.

„Diesen Augenblick habe ich Deinen jammernden kleingläubigen Brief erhalten! —

„Was Klopstock's Vaterlandspoesie anbetrifft, so nehme ich Herrmann und Thusnelde und die beiden Musen aus, und sage noch einmal: hole sie der Teufel! Es wäre mir bei Gott eben so leicht, der Synagoge den Talmud zu erklären, als die glasörtischen Locken der Eyherion und Tilea auseinander zu lesen. Ein Talent, wie das, auf diese Art weg zu destilliren! Lycophron, Prophet von Profession und Grieche, ist heiterer als diese Bardenräthsel. Das ist nicht Sprache — das ist Sand voll Gebeine und Scheiter am Gestade, und die erste Fluth wäscht sie zum Abgrund.

„Die Verachtung, die ich für Klopstock's Geschmack in der Malerei habe, wenn er von Preißler oder den Deutschen redet, ist der Arroganz gleich, mit der er die Engländer schlichtet. Seine Unwissenheit ihrer Poesie ist lächerlich. Bürger — Vaterland — Freiheit — wenn er zum wenigsten ein Schweizer wäre — aber wo ist das Vaterland eines Deutschen — — — — — —? ist es in Schwaben, Brandenburg, Oesterreich oder Sachsen? ist es in den Sümpfen, die die römischen Legionen unter Varus verschlungen? hat Rom je verloren, wenn es auf ehrlichem Grund und Boden focht? ein Franzose (fluche ihm!) hat mehr Recht, sein Land zu vatern, als ein Quedlinburger, Osnabrücker, oder was sonst noch für aufgeblasenes Krötengehock von Augen bis Ulm kriecht. Ein Knecht, worauf hat er stolz zu sein? auf seines Meisters Livrei? und welches? des ersten, zweiten, oder dritten? Freiheit, Gott! Freiheit von dem Schmeichler Christian's! Die Engländer rühmen sich nicht, in diesem Jahrhundert einen Poeten hervorgebracht zu haben, es sei denn Richardson. Thomson's euch so oft übersetzten zahmen Katalog, Young's Pyramiden von Teig, Pope's kadenzirte und gereimte Prosa, die heißen sie noch nicht Poesie, so wenig als sie Wieland's oder Geßner's thränenreichen Süßigkeiten denselben Namen zugestehen würden — und damit helf' euch Gott!

Nikolai schreibt in schwer verbißnem Grimm über Göthe. S. 66:

„Zwar ist, wie Jedermann sagt, Hr. Göthe sehr ungehalten. Aber er ist es wirklich ohne Ursach. Ich greif nicht Ihn an; denn ich glaube nicht, daß Er Willens ist, alle Bande der menschlichen Gesellschaft aufzulösen: aber einen Haufen Leser mancherlei Art, die aus Stellen, die er im Charakter des schwärmerischen Werthers geschrieben hatte, Axiomen und Lebensregeln machen wollten, daß Selbstmord aus Uebereilung und Trugschlüssen entstehe, und nicht Edelthat sei. Soviel ich absehen kann, habe ich dadurch Hrn. G. nichts zu nahe gethan. Ich habe überdies seinen Talenten, zwar nicht in dem kindischen Trompetentone, in welchem ihn die Zeitungsschreiber auspofaunen, aber in dem Tone eines vernünftigen Mannes, der sein Genie schätzt, und sein Werk tief empfunden hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß ich mich anständig gegen Hrn. Göthe aufgeführt, darf ich mir zwar gegen ihn wohl nicht zum Verdienste rechnen; denn er scheint festgesetzt zu haben, daß Anständigkeit, wo nicht lächerlich, doch gleichgültig sei. Doch denkt Er dabei vielleicht nur an das, was Er gegen Andere thut, nicht, was Andere gegen Ihn thun können."

Göthe schreibt über Lenz und Klinger. S. 94:

„Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich als er sein kann. Klinger kann nicht mit mir wandeln; er drückt mich, ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstund und ich's nicht erklären konnte, noch mochte."

Und Wieland setzt hinzu. S. 95:

„Von unserm Lenz wird Ihnen Göthe bald was schicken, das Ihnen Spaß machen wird. Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgenie, und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Er lebt noch immer in seiner Camera obscura zu Berka, und macht nur alle 3 — 4 Wochen eine kurze Erscheinung bei uns. Wir lieben ihn Alle, wie unser eigen Kind, und so lang er selbst gerne bleibt, soll ihn Nichts von uns scheiden."

Und noch einmal Göthe. S. 98:

„Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind; wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm von Spielzeug, was er will. Er hat Sublimiora gefertigt. Kleine Schnitzel, die Du auch haben sollst. Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch; seine harte Heterogeneität schwürt mit uns, und er wird sich herausschwüren. Ich hab' über die beiden Kerls nichts Treffenderes zu sagen. Ade. Schreib uns, Du machst uns wohl. Wieland hat Dich selig lieb, und ist ein ganz unendlich guter Mensch.

„Wenn Du von einer Canaille hörst, die sich Gerstenberg nennt, und sagt, sie sei hier gewesen, kenne mich u. s. w., so sage öffentlich, er sei ein Spitzbube; denn wir haben ihn nicht mit Augen gesehen, wissen auch Nichts von ihm."

Und Wieland. S. 100:

„Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm, wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche; daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint, als er ist, und zu seyn Vermögen hat. Er hat viel Imagination, und keinen Verstand, viel pruritum und wenig wahre Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken, und weiß nicht was, und richtet, wie die Kinder, manchmal Unheil an, ohne Bosheit, blos, weil er nichts Anders zu thun weiß. Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich ist, daß Sie, ohne selbst hier gewesen zu sein, und lange hier gewesen zu sein, in unsern Sachen klar sehen, auch von Leuten lieber milde, als strenge zu urtheilen."

Vielen Ärger schüttelt Wieland über Göthe und Herder ab. S. 102:

„Sogar Göthe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden, und holde Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harm-

los, aber — er theilt sich nicht mehr mit, — und es ist Nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns nur selten, wiewohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe. Bei Herdern ist alles, was Sie mir geprophezeit haben, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. Besondere Umstände muß ich auf eine Zeit versparen, wo wir uns, so Gott will, sehen werden. Genug, da es nicht anders sein konnte und sollte, so habe ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Sr. Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt, und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effekt; aber der Henker habe solch einen Nachbar über seinem Haupte schweben. Niemand ist alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große, kurz alles was ein Mann sein kann, an Andern zu erkennen, und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eignen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude dran hat, Andre zu necken und zu gecken, dann möcht' ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben."

Es war in der ersten Zeit, wo Göthe nach Weimar kam, und er bei der Gunst, die ihm der Herzog schenkte, eine so schwierige Stellung hatte. Stellen, wie folgende deuten hin auf das, was man von beiden glaubte. S. 120:

„Göthe leidet zeither immer an Zahnschmerz, comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die bestialische Natur brutalisiren, pflegte der alte Mordiable von Bassenheim zu Mainz zu sagen. Göthe und der Herzog sind auch von diesem Glauben; aber sie befinden sich meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr Proselyt zu werden."

Allmählig nimmt die artistische Richtung Merck's in dem Briefwechsel das Übergewicht. Vornehme Mäcene ziehen seine ausgebreitete Kunstkennerschaft in ihr Interesse: junge, von Fürsten ausgehaltene Genies, die ihm ihre Carrière verdanken, schreiben enthusiastische Briefe. Die interessantesten sind von Tischbein aus Italien.

Was die kleinern Fürsten Deutschlands über die Autorität Preußens empfanden, verräth folgender Brief des Herzogs Karl August. S. 240:

„Ihre beiden Briefe, l. M., sind mir richtig zugekommen; mit dem ersten der Vorschlag, das gelehrte oder vielmehr ungelehrte dichtende Deutschland zu beglücken. Selbiger ist gleich abgedruckt worden, durch den Comitial-Gesandten sogleich dem Reichstag vorgelegt, und selbst hat Joseph II. ein Exemplar auf Schreibpapier davon erhalten. Man hat die besten Hoffnungen, und selbst der größere Theil der kleineren Fürsten, welche zu spät der Ratifikation des Teschner Friedens beigetreten sind, (unter welche auch ich mit gehöre) und also quasi vergessen worden, machen sich ein rechtes Fest, Deutschland so fruchtbar zu nützen, und zwar ohne Preußens Zuthuung. Denn es soll ganz in der Stille geschehen, ohne daß der deutsch-französische Friedrich, wollte er es gleich, nur die mindeste Ehre davon haben soll. Es soll dieserwegen auch eine fein gefaßte, schmeichelnde Zueignungsschrift an den Kaiser und an Klopstocken vorangedruckt und das Werk wieder neu aufgelegt werden. In dieser Schrift wird nun der französische erotische Geschmack recht herunter gerissen, und zumal das Französischschreiben in Staatsgeschäften lächerlich gemacht werden."

Die Personalien nehmen ab. Wieland schreibt über Garve. S. 291:

„Unter den novis hominibus, die zuweilen zu uns kommen, war der Philosoph Garve der merkwürdigste. Es ist ein ganz interessanter Mann, hell von Kopf, gesetzt von Wesen, fein von Umfang, sage ohne Schwere, und hat mehr Welt, als man von deutschen Gelehrten gewohnt ist. Er hat unsern Fürsten sehr gefallen, ist, so lange er hier war, mit Hulden und Großgunsten omni modo überschüttet worden ad internecionem usque, ut nosti. Du wirst ihn in Kurzem in Kassel sehen können."

Über Nelson's Geliebte, Lady Hamilton und ihre Situationsstudien schreibt Tischbein aus Neapel. S. 507:

„Ich mahle bei Cav. Hamilton im Hause. Der hat eine außerordentliche Schönheit bei sich, eine Schönheit, die man selten sieht, und die einzige, die ich in meinem Leben gesehen habe. Er fand dieses Mädchen in England, und da er ein Mann ist, der seine Lebzeit im Studio der antiken Schönheit zugebracht hat, und davon ein rechter Kenner und Liebhaber ist, so kann man sich leicht einbilden, wie viel Freude er über diese lebendige Schönheit hat, die zugleich sehr angenehm im Umgang ist, und sehr viel Talent zu den Künsten und Wissenschaften hat. Er ist durch dieses Mädchen der glücklichste Mensch von der Welt; denn er denkt, daß er den Apoll und die Venus lebendig bei sich im Hause habe. Ich malte ein Bild für ihn, Orest, als er von seiner Schwester erkannt wird, und die Iphigenia ist das Porträt dieses Mädchens. Dann mache ich mir noch andere Studien nach ihr zu anderen Bildern; denn Affekte und Leidenschaften auszudrücken kann sie so gut machen, daß es unmöglich ist, sich selbige besser vorzustellen."

Merck's letzte Studien waren — osteologische. Statt daß seine Freunde früher über Aristoteles und Diderot, über Götz von Berlichingen, über Schönheit und Empfindung mit ihm correspondirten, lesen wir jetzt Herzensergießungen über Alligatorenscelette, Elephantenzähne und Mammuthsknochen. Fast alle seine alten Freunde sind von diesen entsetzlichen Dingen zurückgeschreckt. Wieland schreibt z. B. sehr witzig S. 443:

„Indessen sind Gemälde noch immer eine Art von Producten, wobei ein Mann blos seine Sinne zu Rathe zu ziehen braucht, um zu wissen, ob sie ihnen wohl oder übel thun; aber was Eure Elephantenknochen und Meerwunder betrifft, dafür, ich gestehe es, hat mir Madre Natura den Sinn versagt, der dazu erfordert wird; indessen begreif' ich doch ungefähr die Möglichkeit, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, ponere qui rupem et puteum vitare patentem, ein eben so großes Belieben daran finden kann, 8 Tage lang in einen Wallfischkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Nasenlöcher in der Nase sitzen, als unser einer einen ganzen Tag, und oft wohl noch einen halben dazu, mit Hintansetzung seiner Familie, Freunde, Korrespondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausründung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten. Ich gestehe sogar die Wichtigkeit jener Entdeckung aus vollem Herzen zu, und bin gänzlich überzeugt, daß es ganz anders mit dem menschlichen Wesen stehen würde, wenn es einmal dazu käme oder kommen könnte, daß die Leute, sonderlich die gelehrten Herrn, die Nasenlöcher und alle andern Löcher u. s. w. nirgends suchten, als wo sie natürlicherweise sitzen, und wo sie jeder Bauer suchen würde."

Nur Göthe hält aus, und spricht mit demselben Entzücken, wie früher über kleine Lieder und große Epopöen, jetzt über Rhinocerosse, Nashörner und Intermaxillarknochen. Die Revolution ist dicht vor der Thür. Merck erlebt sie noch und erschießt sich am 27. Juni 1791.

Wieland, der Schmid, Heldensage von K. Simrock.

Jugendfrisch, mit strotzender Gesundheitsfülle und üppigem Körperglanze steigen wir aus dem wunderbaren Bade dieses herrlichen Gedichts. Dank dem gewandten Bearbeiter, daß er mitten in der Verwirrung unserer gegenwärtigen Literaturtendenzen den Glauben an die tiefe, poetische Naivetät der alten Sage nicht ver-

loren hat, sondern sich mit aller ihm zu Gebote stehenden dichterischen Kraft der Versifikation einer der lieblichsten Traditionen aus der Heldenzeit unterzog! Entweder Karl Simrock oder W. Wakkernagel mußte es sein, der die Verdollmetschung unseres Gedichtes übernahm. Ihre eifrigen Studien der altdeutschen und nordischen Poesie, ihre eigne lebhafte Phantasie, ihre Gewandtheit im Baue des Verses werden für sie immer Berufungen bleiben, uns die alte Sage wach und munter zu erhalten. An Simrock müssen wir diesmal mit besonderm Lobe hervor heben, daß er sich der anspruchlosesten Einfachheit befleißigte, daß ich auch nicht einen einzigen sentimentalen oder modernen Anklang wüßte, der die Harmonie seines Gedichtes gestört hätte. Selbst in der metrischen Behandlung seines Stoffes folgte Simrock der besten Eingebung. Er bearbeitete die Wielandsage freilich in jenem Nibelungenmetrum, welches wir bisher für so unausstehlich erklärt haben, aber nur deßhalb erklärt haben, weil von den modernen Spaziergangspoeten und Uhland'schen Balladendichtern Niemand die Freiheiten kannte, welche das alte Nibelungenmetrum zuläßt, nämlich, die kleinen verschluckten Sylben und vor allen Dingen im zweiten Gliede der vierten Zeile den überzähligen Fuß, welcher ein so gravitätisches Hinderniß der Monotonie des ewig gleichen Versmaßes ist. Der Art, wie uns Simrock und Wakkernagel die Alten beleben, können wir blindlings vertrauen.

Wir beschränken uns darauf, einzelne, ungemein schöne Züge dieser Dichtung hier kürzlich anzugeben. Die Schwanenmädchen sind eine der poetischsten Bevölkerungen des mythischen Luftreiches; die Art, wie das Schwert Mimung gewonnen wird, ist eine Probe der kecken Humoristik des Alterthums. Wie drollig ist die Übertreibung, als Wieland den Ämilias erschlug! Er legt ein Schwert seiner Fabrik auf den Helm seines Nebenbuhlers, drückt und drückt bis hinunter durch den eisernen Harnisch und frägt: „Ämilias, was fühlst du?" „Ei," antwortete dieser, „es ist mir, wie Einem, der einen Tropfen kalten Wassers den Rücken hinunterrieseln fühlt." „Schüttle dich!" sagte Wieland, und als Ämilias sich schüttelte, fiel er in zwei Stücke auseinander. Allerliebst ist König Wate, ein langer, gutmüthiger Schlagetod, der von Hoffmann in eine moderne Historie hätte übertragen werden können. Eben so humoristisch übertrieben sind die Genieproben der drei Söhne Wate's: Wieland macht ein Nest, so täuschend, daß ein Buchfink kömmt und seine Eier hineinlegt. Elbegast, ein Zwerg, stiehlt sie darauf so vorsichtig unter dem Weibchen fort, daß sie es nicht merkt und fortbrütet. Eigel darauf schießt mit einem Schusse alle drei Eier durch. Helfrich endlich, der dritte Sohn, muß die jungen Vögel im Ei wieder heilen. Sie hatten keine Spur des Schlages, höchstens ein rothes Streifchen um den Hals.

An solchen kleinen Details ist diese Dichtung zu reich, als daß wir unsre Mittheilungen vollständig machen könnten. Wir verweisen deßhalb auf das Buch selber, welches soeben in Bonn bei Weber erschienen ist.

---

106) **Fragmentarische Mittheilungen über eine Reise durch Holland und einen Theil von Belgien, im Herbste 1834. Von K. Fr. H. Steltzer.** Cöln am Rhein, Verlag von Renard und Dübyen. 1835.

Eine deutsche Reisemichelei, dedizirt dem Großherzog von Weimar. Diese Dedikation ist kurz, aber ausgezeichnet durch den Bombast der allerunterthänigsten Kriecherei. Man höre nur den Anfang. „Ew. königliche Hoheit haben es dem verzagt Bittenden Allergnädigst zu verstatten geruht, Allerhöchstderselben die nachfolgenden Blätter demuthsvoll überreichen zu dürfen; im Gefühle unbegränzter Dankbarkeit für diese unverdiente Gnade, wage ich es allerunterthänigst" u. s. w. Aus der Vorrede erfährt man, daß frühere Besucher des engherzigen Wasserlandes, „wie sie es nannten," dasselbe höchstens durcheilten, um im Fluge die äußersten Punkte des Landes, die Vorstädte zu berühren, und dann in den weichen Armen Brüssels auszuruhen. Um wie viel gründlicher mußte die Reisebeschreibung des Verfassers ausfallen, da er, laut Vorrede, ganze siebenzehn Tage auf der Reise zubrachte, wovon wenigstens vierzehn auf Holland und Belgien fielen. Dazu verräth er eine glückliche Unbekanntschaft mit den jüngsten Leistungen von Wienbarg und Schnaase, und spricht über Kirchen, Glockenspiele, Kühe, Rembrand, Haarlem, Brock u. s. w. mit der Lust und dem Wichtigkeitsgefühl eines ersten Entdeckers. Man erfährt auf diese Weise viel Neues und Interessantes: das Rathhaus oder der jetzige königliche Palast in Amsterdam ruht auf 13693 Masten, die Tapeten sind da, wo sie sich finden, abgenutzt und verstoßen — man muß dieses aber nicht dem Mangel an Geschmack oder Vernachlässigung Seitens der königlichen Bewohner zuschreiben, sondern der hohen und großen Einfachheit des Charakters Seiner Majestät. — Die Holländer trinken gern Thee, die Nordsee ist das Vaterland des Härings, wo er unsichtbar in der Tiefe lebt, das hôtel de belle vue im Haag hat keine table d'hôte: indessen soll die Küche des Hotels gut sein, wie Herr Steltzer auch aus den von ihm und seiner Frau genossenen kalten Speisen zu entnehmen Gelegenheit hatte. Einiges Neue ist sogar überraschend, z. B. daß die Gemäldegallerie im Haag sehr mittelmäßig. Dieses Urtheil fällt Herr Steltzer, nachdem er dem Museum „einige Stunden gewidmet," worauf er wieder in den Miethswagen stieg, in Begleitung des Jacques Thompson, der für 3 Gulden tägliches Salair sein Cicerone durch Holland und Belgien war: „ein Mann von zuverläßigem und reellem Charakter, dessen Leitung man sich vollkommen anvertrauen kann." Dreimal vierzehn Gulden sind wirklich ein bescheidenes Honorar für die erste Hand und den Souffleur einer Reisebeschreibung. Warum fand aber Herr Steltzer die Summe von sechs Frank zu viel für die ausführliche Beschreibung der Schlacht und des Schlachtfeldes von Waterloo, die er einem Menschen mit blauer Blouse und dickem schwarzem Bart zu verdanken hat? Im übrigen ist er gegen Belgien und Belgier nicht völlig so ungerecht, als seine Vorliebe für Holland und seine Dedikation an einen deutschen Fürsten erwarten ließen. Die Gastlichkeit, die Wohlfeilheit, die Reinlichkeit, die feine Bettwäsche sind ihm gute Belgier; er belobt sie in Gegensätze der Wirthshausbetrügerei und dem Schmutze des sonst soliden und sehr reinlichen Hollands.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.